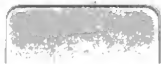


719

Per. 3962 d 88
75-6

719.

Per. 3962 d $\frac{88}{756}$



Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Funfundsiebzigster Band.

Januar bis Juni 1869.



Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Gohmann.
1869.

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Neuen literar. Revue“, † die mit einem Kreuz (†) bezeichneten im „Literar. Sprachsaal“

Deutschland und das Ausland.

Januar. Alexander von Humboldt. S. 1. — Die historische kritische Ausgabe von Schiller's Werken. S. 3. — Piffing, Pocczy und Swift. S. 4. — Die österreichische Armee seit Königgrätz. S. 4. — *Droven's Geschichte der preussischen Politik. S. 13. — *Eine kritische Geschichte des österreichischen Bundes. S. 13. — *Völsch'sche Forschungen von Otto Caspari. S. 13. — *Madelaine. S. 14. — *Gerhäuser's neue Reisen in Amerika. S. 14. — *Maftrische Monatshefte für Handel und Industrie. S. 14. — †Eine Sitzung der Pruder Grimm. S. 15. — Erinnerungen an Menckner. S. 17. — Neue Romane von Prachvogel. Der deutsche Michael. Der blaue Cavalier. S. 18. — *Prolog und Prologist. S. 26. — *Geschichte des Hermann Ring und Martin Grell. S. 27. — *Reich und Arm. S. 27. — *Ein Album für Jäger und Naturfreunde. S. 27. — †Historicum für Damen in Berlin. S. 28. — *Französische, englische und deutsche Universitäten. S. 29. — Die Organisation der Kunstgewerblichen. S. 31. — Die Anrede im Abendessen-Bericht. S. 31. — Deutsche Dichtungen aus Kalliope. S. 33. — *Die Wichtigkeit des Waldes. S. 41. — *Der Kolibri. S. 42. — *Altpreussische Monatschrift. S. 42. — *Nicht und Leben, nach Prof. Ferd. Gebb. S. 42. — †Martin Delp; Gile Bürger. S. 43. — *Die hiesigste Krieg in Pommern und den benachbarten Marken. S. 43. — *K. Keimel: Der Zeit des Menschen. S. 46. — *Bühner's Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie. S. 44. — †Das achtzehnte Jahrhundert, von Robert Prug. S. 55. — †Prof. Steinthal über die Methe der Weltanschauung. S. 56. — †Gegenüber der Methe der Weltanschauung in Berlin. S. 56. — *Hörschelsche für Mädchen. S. 56. — *Aus dem Leben des Generals von Brandt. I. Die Belagerung von Saragossa und der Weichenkrieg von 1809. S. 57. — *Zur Literatur über Vererbung des weiblichen Geschlechts. S. 60. — *Ein neues deutsches Gesetz über das Verlags- und Urheberrecht. S. 69. — *Domstahl's Unterricht im Freihandzeichnen. S. 70. — *„Aus dem Grunde“ (von Gile Polke). S. 70. — *„Aufstehen im Sande“ (von Heide von Auer). S. 70. — †Lebenslauf des Präsidenten Lott. S. 70. — †Historisch-politische Bibliographie. S. 71.

Februar. Ein neues System der religiösen Weltanschauung. S. 73. — *Aus dem Leben des Generals von Brandt. II. Napoleon und die Polen im russischen Kabyg. S. 74. — *Weibliche Götterwelt. S. 76. — *Die Patent-Gesetzgebung in Deutschland und im Ausland. S. 86. — *Schöps und Karl Müller's Tierwelt. S. 86. — *Gebirgs- und der alten Weltgeschichte. S. 86. — *Kleber eines Patrons. S. 87. — †Autographen-Sammlung. S. 87. — †Die Schule der weiblichen Handarbeit. S. 87. — Die Philosophie des Unbewussten, der Vergeistigung und der Bistreibet. S. 89. — *Verpöhl von Kante's sämtliche Werke. Französische Geschichte, vormalig im 16. und 17. Jahrhundert. S. 92. — *Der tausendste Band der Tanchitz-Collection. S. 102. — *Zur biblischen Zeitrechnung. S. 103. — *Verfehlungen im Altertum. S. 103. — †Die Ausgabe unserer Zeit. S. 104. — †Verleumdende Bistreibetologie. S. 104. — †Grell. S. 104. — Die Schöne Johann Sebastian Bachs. S. 113. — Richard Wagner: Oper und Drama. S. 106. — Ein Roman von Wümler von Freiburg. S. 108. — *Die Reichthümer und Reichthümer im römischen Kaiserthum“ (von Bremer). S. 114. — *Bibliothek geographischer Reisen. S. 114. — *Der Weltverkehr und seine Welt. S. 115. — *Zur Gedächtnisfeier des Herrn. S. 115. — *Gegen die beiden Wiener „Presen“. S. 115. — †August Schreiber. S. 116. — Die rechtlichen und stiftlichen Grundlagen des Staatslebens. A. von Selgen- dorf's Prinzipien der Politik. S. 117. — Neue Reden von Marie von Kozlovetsa. S. 120. — *Lebzig und die Exzellenz der Wissen- schaften in Wien. S. 128. — *Wuppel und die Bücher Welt. (Von Grell). S. 129. — *Deutsche Geschichte für die Jugend bearbeitet. S. 129. — *Die Zabelangabe des Schiller'schen Atlas. S. 130. — *Die Kammerjäger. (Von Wuppel). S. 130. — †Zeitschrift für vergleichende Rechtskunde. S. 130. — †Z. von Kante's Staatsrecht. S. 130. — †Fittman und die Fittman, von T. Wiggau. S. 131. — *Zur „Bibliographie des Unbewussten“. S. 131.

März. Aus dem österreichischen Klosterleben. S. 123. — Zur Ketzerei-Frage. S. 135. — *Decker von Ketzerei. *Vermann Starf,

deutsches Leben“. S. 137. — *Eduard Uhlend und seine Heimat Zü- bingen. S. 145. — *Drammer's „Regimen“. S. 145. — †Einfache Rückblicke auf 1866. S. 146. — †Ein österreichischer Pole über den Unterschied zwischen Preußen und Russland. S. 147. — *Aus Friedrich Rückert's Leben. In München und in Berlin. S. 149. — *Wilde und die Frauen, nach Adolf Stahr. I. S. 152. II. S. 168. — *Remde's populäre Aesthetik. Der Gottesbegriff der Hebräer und der Griechen. S. 154. — *Die Grundtendenzen der antiken klassischen Bau- kunst. S. 162. — *Neue Dichtungen von Fr. v. Schad. S. 162. — *Die Wäler von Alenay. (Von H. Kiefer). S. 162. — *Maria Mancini. (Von J. Grote). S. 163. — *Das Vermögen der depose- birten Fürsten. S. 163. — †Bitter contra Gerolamo. S. 163. — †v. Heime's „William Ratcliff“. S. 163. — †Paul Morphy's Schach- weitschläge. S. 164. — *Perichlone von Otto Wiggau. S. 164. — *Richard Wagner: Das Tugendbun in der Musik. S. 165. — *Zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Kultur unserer Zeit. S. 168. — *Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe. S. 174. — *Aus dem Tage- buch eines nach Schwaben Verbannten. (Von Th. v. Kallm.). S. 174. — *Die deutsche Missionen, von Wiggau. S. 175. — *Zweite deutsche Nordpol Expedition. S. 176. — †Die erste Antarktische Part- nerschaft in Berlin. S. 176. — *Robert Hameling: Der König von Zion. S. 177. — *Zur Erinnerung an die Harkins Expedition, ab. Wiggau von Schmettau. S. 178. — *Tiefen von Hamper's fünfzigjährige Wilt- kamkeit als Jugendchriftstellerin. S. 180. — *Zur Kunde der deutschen Volkstheater und Volksprache. S. 181. — *„Ge ist be- stimmt im Gottes Rath“. (Erzählung von Marie Giele). S. 189. — †L. Bamberger's Schrift über den Grafen Kiemard. S. 189. — †Die orientalische Braue (Von G. Hüffer). S. 190. — †Bopp und Benary- Stiltung in Berlin. S. 191. — *Richard Wagner's Judenthums- kritik. S. 191.

April. Von den deutschen Hochschulen und dem preussischen Unter- richtswesen. S. 193. — *Protestantische Kämpfe gegen die Scholten. S. 194. — *Friedrich Rückert's sämtliche Werke. S. 205. — *Zur- buch der deutschen Dante-Gesellschaft. S. 205. — *Zur Färberei. S. 206. — *Der Vater des blauen Auges. (Herrn Heinrich v. Walpurg). S. 209. — *Der Ring: Aesth und Wülfert. S. 213. — *Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Teufel. S. 221. — *Fr. Gerhäuser's „Wittchen“. S. 222. — *Wilhelm Bornemann's Gedächtnis. S. 222. — †Kultur- historisch-literarische Beiträge von Ludwig G. Gardt. S. 223. — †Gardt über Karl Gutzkow. S. 224. — †Pestalozzi und Diefenbeim. S. 224. — *Ueber vergleichende Mytho- logie. I. S. 225; II. S. 242. — G. M. Dittinger's Biographisch- genealogisch-historisches Weltregister, genannt „Moniteur des Dates“. S. 227. — *Ueber Aristokratie und die hierfür vorgeschlagenen Ver- besserungen. S. 228. — *Birkow, über Hospitalität und Varietäten. S. 230. — *Der kirchliche Ursprung der Schladensmühle in der Wälf. S. 237. — *Ein Stammbuch der Wälfischen. S. 238. — *„Gedwien“ von J. Wälf. S. 238. — †Professor Wälf und die Juden. S. 238. — †Salman's und Hartmann's Zeit-chrift für Ethnologie. S. 238. — †Die Frauenfrage im Ausland. S. 239. — †Monatshefte für Welt- geschichte. S. 239. — †Die Weltgeschichte. S. 239. — *Tafel's Zeitgemäße aus dem vorherigen Jahrhundert. S. 241. — *Zur Literatur der biblischen Kinderzarten. S. 244. — †Zu erinnern der Nord- deutschen Bundes. S. 251. — †Die St. Peterburger Zeitung gegen Richard Wagner. S. 252. — *Einführung. S. 252.

Mai. Die Ausgabe von Giele's Werken. S. 253. — Ein deutscher Buchhändler im vierzehnten Jahrhundert. S. 254. — *Marion, ein deutsches Familien-Drama. S. 256. — *Die Wälf- und Schulausgabe von Wälf's „Jüdischer Lieberleben“. S. 263. — *Steinmetz's Herbarische Bibliographie. S. 266. — †Kengrich der Vereine für Krankheitspflege im Kriege. S. 266. — †Patent-Ver- gebung. S. 267. — *Ferdinand Steier's Kunst. S. 269. — *Wälf's Wälfstrahlen aus Wälf's Werken. S. 271. — *Wälf und Schygen aus der Wälfen Welt. S. 272. — *Direkte und indirekte Steuern. S. 273. — *Wälf's Wälfstrahlen von Ernst Wälfstrahl. S. 281. — *Ein zweiter Traktat der Erde. S. 281. — *Die Wälfstrahlen auf den Wälfstrahlen-Schiffen. S. 282. — *Aus dem Wälfen Wälfstrahlen. S. 282. — †Die Wälfstrahlen des österreichischen Wälfstrahlen. S. 283. — †Bibliographische Monatshefte. S. 284. — †Die Wälfstrahlen der

Juni. *Christliches ethnographisches Journal. S. 367. — †Blurs Naturalien-Gebäude in London. S. 368. — Alermalis eine neue Gesetzsammlungs-Ausgabe in Deutschland. S. 378.

Frankreich.

Januar. Die deutsche Sprache im Elsass. S. 8. — Charles Ruelle's französische Bearbeitungen deutscher Poesien. S. 55.

Februar. "Wenn ich Königin wäre!" S. 82. — Neuer Roman von Victor Hugo. (L'homme qui rit.) S. 87. — Die Deutsche Bücher- und Handschriften-Sammlung in Strassburg. S. 110. — Eine neue Hebe des Unterrichts in der französischen Sprache. S. 126. — Ein schillerndes "Schicksal zum Studium des Deutschen". S. 127. — "Narrenten I. in Elba. S. 129.

März. Die Archive der Bastille. S. 138. — Die französische Revolution und das Christenthum. S. 157. — Heinrich IV., ein historisches Bild ohne Fälschung. S. 170. — †Emil Dubois' "Kreuzritter Januar". S. 175. — Paris im December 1851. S. 184. — Kaiser's Geschichte Napoleons I. S. 185. — *Kittler's großes Wörterbuch. S. 189.

April. Die französische Schulbildung im Jahre 1866. S. 201. — Eine de Lamblé's Geschichte des bethigen Kuba. S. 218. — Kiebers Report: Geschichte des Theaters. S. 219. — Eine französische Beschreibung des Meeres. S. 248. — "Brachet's holländische Grammatik. S. 250. — "Caumartin's in Deutschland. S. 250.

Mai. Zur antipolnischen Literatur. Le drame de Waterloo. S. 260. — *Mlle. Marmer's Gedichtensammlung nach dem Ideal. S. 265. — Prachtvolle Ausgabe von Voltaire's Werken. S. 266. — Mademoiselle Armande, von George Sand. S. 277. — †Friedrich der Strassburger Universität. S. 283. — †Die Affenberge. S. 283. — Ein Staats- und Bürger des zweiten Kaiserreichs. S. 291. — Die Verfolgung der Kaiserin unter Louis I. S. 302. — †Mortekien, Zerlos und Jense. S. 311. — "Victor Hugo's "Rachmähnen". S. 321.

Juni. "Ein Aufsat über deutsche Arbeit und deutsche Wissenschaft in Paris. S. 354. — †Friedrich und Herder in Frankreich. S. 367. — †Doro's Illustrationen zu Dante's Paradies. S. 368. — †Kantzen's Geschichte Napoleons I. S. 368. — Die Memoiren des Kaisers Napoleon. Neue Auflagen über die ersten Jahre der französischen Revolution. S. 375. — Der letzte Band der Correspondenz Napoleons I. S. 377.

Italien.

Januar. Untrübe Weltbilder. S. 24. — Rom beim Aufgange der Mittelalter. Nach Alfred von Krumoltz. S. 37. — Nachdruck des Buch vom Hünen in neuer Uebersetzung. S. 39. — †Die italienischen Aristokraten und die Frauen. S. 56. — Pasquale Villari's Geschichte Savonarola's und seiner Zeit. S. 66.

Februar. *Giacomo Leopardi's Dichtungen. S. 114. — Eine vollständige Literaturgeschichte aus Neapel. S. 124.

März. Ermanno Kunz über Christenthum und christliche Kirche. S. 182.

April. Julius's Studien im Archiv der Staatsinquisition von Venedig. S. 217. — Erinnerungen an Massimo d'Azeglio. S. 229. — Dramatische Werke: Römische Solententage. S. 250.

Mai. †Gegen das Summen der Genial. S. 267. — †Friedrich in Italien. S. 267. — Graf Bernadotte und General La Marmora. Eine italienische Parallele mit deutschen Handbemerkungen. S. 274. — Eine Papierviel von bunter Natur. S. 277. — "Vollständiges in Italien. Klaus Greth's Duldhorn. S. 301. — Dante's Forschungen. Altes und Neues, von Karl Witte. S. 318. — "Eitliche Neuere für Wissenschaft, Kunst und Literatur. S. 325.

Juni. Gajus Julius Jullius. Von Onorato Orsini. S. 335. — "Politische Geschichte aus Italien. S. 339. — Die Geschichte Roms, von Gregorovius. S. 346. — Kaiser Dietrich und das Christenthum. S. 361.

Spanien.

Januar. Briefe aus dem neuen Spanien. I. Monarchie und Republik. S. 9; II. Die Stellung der Parteien. S. 62. — Das Schicksal der spanischen Revolution von 1820. S. 65.

Februar. Briefe aus dem neuen Spanien. III. Partei-Unterschiede und politische. S. 95; IV. Spanien in nationaler und völkerrichterlicher Beziehung. S. 123.

März. Briefe aus dem neuen Spanien. V. Hoffnungen für die Zukunft. Kuba und die Kolonialpolitik. S. 114. — Die bisherige Verwaltung Kuba's durch die spanische Regierung. S. 171.

April. Gathen und die deutsche Kritik. S. 197. — Pope de Vega in deutscher Bearbeitung. S. 200. — Seb. Altentrat's spanische Poesien. S. 232. — Die Leichter der Alambra. S. 249.

Mai. Die biederigen Cortes-Verhandlungen. Neubildung der Parteien. Unüberwindlichkeit der Regierung. S. 261.

Juni. †Die Macht der politischen Rechte in Spanien. S. 355.

Russland.

Januar. Kaiserin Katharina zu ihren Söhnen, den Großfürsten Paul. S. 12.

Februar. †Eisenbahnen und Telegraphen in Russland. S. 116.

März. †Die deutsche Presse in Russland. S. 147.

April. Die biederige Aeste unter den Kirschen. S. 220. — †Die St. Petersburg'sche Zeitung gegen Richard Wagner. S. 252.

Mai. Charaktere des russischen Volkes, nach Karl Dietrich. S. 305.

Baltische Provinzen.

Januar. †Kiga und sein Almanach. S. 14. — Das nationale Christenthum. Von einem Kinnliker. S. 40.

Februar. Die Bedeutung der baltisch-deutschen Provinzen für die Kultur Russlands. S. 81.

März. *Schriften der gelehrten christlichen Gesellschaft. S. 146.

April. Beitrag über Wägen. S. 233. — †Die Ritterkassen der baltischen Provinzen. S. 252.

Mai. Christenthum und Protestantismus in Estland. S. 291. — Deutsche und Esten. S. 304. — Jäger von Eltere: humanität und Nationalität. S. 316.

Juni. Die Rechtskraft von Embach. S. 345. — Die Nothstände in Liv-, Est- und Kurland. S. 373.

Finnland.

Januar. Zur neuesten Literatur Finnlands. S. 53.

Februar. Der finnländische Dichter Ahjavit. S. 127.

Mai. Der Sampo Finnlands und des Rappen Zaubertrommel. S. 263.

Polen.

Januar. Forschungen über die slavischen Uebewohner des östlichen Deutschlands. S. 51.

Ungarn.

Januar. Der höhere Unterricht in Ungarn. S. 49. — †Volksgesetz der Magyaren. S. 71.

Februar. Paul Hunfalvy's "Sprachwissenschaftliche Mittheilungen". S. 111.

April. Alexander Petöfi. S. 206.

Juni. Die deutsche Nationalität in Ungarn. S. 332.

Rumänien.

Januar. Ein Wort über Rumänien in verhängnisvoller Zeit. S. 11.

Juni. Rumänischer Charakter und rumänische Charaktere. I. Das Volk. S. 336; II. Die höheren Stände. S. 348.

Türkei.

Januar. Streifzüge in der Türkei im Jahre 1868. Ein böhmischer Schulkücher und Literat. S. 24. — †Franz Maurer über die Bulgaren. S. 28.

März. Vom kranken Mann. Die türkische Armee und ihre Führer. S. 186.

Griechenland.

Januar. † Bilder aus Griechenland. S. 71.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Januar. † Zur Frage des jüdischen Kultus. S. 47.

Februar. D. Cassel's Schulbuch für jüdische Geschichte und Literatur. S. 103. — Dr. M. Jellinek: Ethnographische Studien. Der jüdische Stamm. S. 112.

April. Eine jüdische Predigt in griechischer Sprache aus dem ersten Jahrhundert nach Christo. S. 235.

Mai. Steinschneider's hebräische Bibliographie. S. 266. — Der Kaiser und der Rabbi. S. 279. — Die Messias-Idee nach altjüdischen Begriffen. S. 280. — Gebet eines jüdischen Arztes im zwölften Jahrhundert. S. 308.

Morgenländische Literatur.

Februar. Zur Kritik der Bücher des alten Testaments. S. 80.

Orient.

März. Die Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft. S. 173. — Semitische Inschriften auf Siegeln und Gemmen. S. 188.

April. Ein altarabischer Dichter in deutschem Gewande. S. 235. — Arabischer Sprachschatz. S. 251.

Mai. *Minne und Parven. S. 281. — Zur Urgeschichte des Orients. I. Sarraciten und Aegypten. S. 293; II. Babylonier, Assyrer und Phönizier. S. 306.

Juni. Der Orient und die deutschen Eisenbahnen. S. 337.

Palästina.

Februar. * Zur Belehrung über Palästina. S. 86.

März. Titus Tobler: Nazareth. S. 159.

Ostindien.

Januar. Miss Carpenter über die Frauenerziehung in Ostindien. S. 41.

März. Reisen in Indien und Hochasien von Hermann von Schlagintweit. S. 158.

Ostasien.

Januar. † Die naturwissenschaftlichen Aufgaben der österreichischen Expedition nach Ostasien. S. 15. — * J. S. Hoffmann's Japanische Sprachlehre. S. 69.

Afrika.

Februar. Reisen am Wehen und am Blauen Nil. S. 100.

Mai. † Die Negers-Republik Liberia. S. 312.

Juni. Feldzüge der Civilisation in Central-Afrika. Sir Samuel Baker und der Vizekönig von Aegypten. Baron E. von der Decken. S. 362.

Aegypten.

Februar. † Der Suezkanal. S. 87.

März. Eine ägyptische Königsgrube. S. 173. — † Der Suezkanal und die Wüsten-Vegetation. S. 190.

Aethiopien.

Februar. Zwei aethiopische Missionäre über ihre Gefangenenschaft. S. 113.

Mai. Die Kalaschas oder aethiopischen Juden. S. 303.

Südafrika.

Februar. Eine Schrift aus der Capstadt über den Ursprung der Sprache. S. 84.

Nord-Amerika.

Februar. Engländer und Indianer, verglichen von einem Amerikaner. S. 63. — Amerikanische Kritik. S. 85.

März. Der deutsche Volkskalender von San Francisco. S. 161. — † Amerikanischer Philologencongr. S. 164. — † Amerikanisches Denkmal für A. v. Humboldt. S. 175. — † Lehrlinge und Schulkollegen in Russisch-Amerika. S. 176. — Präsidenten und Kongress der Vereinigten Staaten am 4. März 1869. S. 182.

April. † Karl Schurz, amerikanischer Senator. S. 222. — † Amerikanisches Staatshandbuch für 1869. S. 224.

Mai. † Humboldt-Denkmal in Amerika. S. 267. — E. Reinhold Schmidt: Die Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges. S. 278. — Ein amerikanischer Zusatz über Patentgesetze. S. 293. — † Der ewige Jude in Amerik. S. 296. — † Die sozialen Zustände in Nordamerika. S. 311. — Zur Geschichte der deutschen Sprache in Amerika. Die Deutschen in Pennsylvanien. S. 323.

Juni. Deutsche Preise und deutscher Buchhandel in Amerika. S. 379. — † Die Pacifiche Eisenbahn und die Alpen in Colorado. S. 383.

Mexiko.

Februar. Kaiser Maximilian's letzte Tage. S. 77.

Juni. * Mexikanisches Blaubuch über die französische Invasion. S. 367.

Oceanien.

Juni. Die englischen Staatenbildungen im Stillen Meere. I. Größeres Britannien. S. 352; II. Australiens Kolonialwelt. S. 364.

fernen Rebellkeden und von freijenden Dorelfternen bis zu den kleinsten Organismen der thierischen Schöpfung in Meer und Land und bis zu den zarftesten Pflanzenkeimen hinab, welche die nackte Felsklippe am Abhang einiger Berggipfel befeiden. Mit umfaffender, klarem Bild ordnete der von der Macht und dem Wohlstand der deutschen Rebe gehobene und getragene Vebier die kosmischen Erscheinungen nach wissenschaftlich erkannten Gefegen. „Aber“, so fügte er am Schlußse eines seiner Vorträge hinzu, „Gefege anderer, geheimnißvollerer Art walten in den höchften Lebenskreisen der organischen Welt: in denen des vielfach gehaltenen, mit fchaffender Geisteskraft begabten, fprachezeugenden Menfchengefchlechts. Ein phyfifches Naturgemälde bezeichnet die Gränze, wo die Erbbäre der Intelligenz beginnt und der ferne Bild fih jenseits in eine andere Welt. Es bezeichnet die Gränze und überfchreitet fie nicht.“

Diese Vorträge, diese „freien Unterhaltungen über die Natur“, hat Humboldt nachmals, in seinem funfundsichzigsten Lebensjahre (1844) ausarbeiten und niederschreiben begonnen, und bis zu seinem neunundsichzigsten Lebensjahre (1858) fertiggestellt und vollendet. Sie bilden die vier Bände des *Kosmos*, dieses Buches aller Bücher des neunzehnten Jahrhunderts.

Neben der umfaffendsten physischen Weltbeschreibung enthält dieses Buch eine Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Auffassung der Welt, eine Geschichte der unter den Menschen mit ihrer wachsenden Kultur zunehmenden Erkenntnis des „Begriffes vom Zusammenwirken der Naturkräfte in einem Weltganzen“. Humboldt zeigt uns, daß, wie in der Weltgeschichte, so auch in der Geschichte der Weltanschauung durch die Kulturvölker, von den Griechen und Ägyptern bis zu den Italiänern, Franzosen, Engländern und Deutschen, eine einheitliche, höhere Idee sich wahrnehmen läßt, die zwar oft, wie die Serallinie, fcheinbar ruckläufig sei, aber mit Notwendigkeit zu jenem, das Ewige und das Unendliche in sich aufnehmenden Begriffe des Weltganzen führt.

Wohl erkannte Humboldt bei diesem Beobachten, Ordnen und Registrieren aller kosmischen Erscheinungen, daß der Zukunft noch Vieles aufzufinden und zu konstatieren übrig bleibe, damit die Menschheit unumfänglich die Einheit in der Totalität erkenne. „Aber“, so fügte er hinzu, „neben der Freude an der errungenen Erkenntnis liegt, wie mit Wehmuth gemischt, in dem aufstrebenden, von der Gegenwart unbefriedigten Geiste die Sehnsucht nach noch nicht aufgeschlossenen, unbekannten Regionen des Wissens. Eine solche Sehnsucht knüpft das Band fester, welches — nach alten, das Innerste der Gedankenwelt beherrschenden Gefegen — alles Sinnliche an das Ueberfinnliche fettet; sie belebt den Verkehr zwischen dem, was das Gemüth von der Welt erfährt, und dem, was es aus seinen Tiefen zurückgibt.“

Anschließend an eine tiefe, geistesphilosophische Bemerkung seines Bruders Wilhelm von Humboldt, sagt der Verfasser des *Kosmos*: „Wie bei der Darstellung des Geschehenen in der moralischen und politischen Sphäre der Geschichtsforscher, nach menschlicher Ansicht, dem Plan der Weltregierung nicht unmittelbar ersähen, sondern nur an den Ideen errathen kann, durch die er sich offenbart, so durchdringt auch den Naturforscher bei der Darstellung der kosmischen Verhältnisse ein inniges Bewußtsein, daß die Erkenntnis der welttreibenden, der gehaltenen und schaffenden Kräfte keinesweges durch das erschöpft ist, was sich bisher aus der unmittelbaren Beobachtung und Regleriderung der Erscheinungen ergeben hat.“

Dieses „innige Bewußtsein von der welttreibenden, gestaltenden und schaffenden Kräfte“ liebte Alex. von Humboldt besonders bei den Hellenen nachzuweisen, deren ewig jugendliche Altersweisheit „das große Problem des Kosmos bereits gehabt und mit Vorliebe gepflegt, wenn auch nicht mit abschließender Schärfe und Bestimmtheit dargelegt hat“. Von Aristoteles namentlich sagt Humboldt, daß die „Einheit der Natur“ das große, letzte Ziel seiner Forschungen war. Mit beiderer, kritischer Schärfe bemerkt der Stagirite: „In ihr (der Natur) ist nichts zusammenhangendes Eingefchoben, wie in einer schlechten Tragödie (oder wie in den Theorien des Materialismus).“ Wie Darwin, hat bereits Aristoteles allmähliche Mittelstufen von den Pflanzen zu den niederen Thieren und von diesen zum Menschen angenehmen, aber gerade darin erkannte er ein Hauptmotiv zur Annahme einer einheitlichen, die Natur beherrschenden Idee.

Im Kosmos lesen wir: „Die Grundidee, alle tellurischen Naturerscheinungen dem Impuls der Himmelsbewegung, dem Umlauf der Himmelskörper zuzuschreiben, tritt bei Aristoteles wiederholt hervor. ... Vom „aufgewogenen Bewegen der Welt“ hängt auch ihm der Himmel und die Natur, d. h. die tellurische Sphäre der Erscheinungen, ab. Der „Anordner“ und der letzte Grund aller sinnlichen Veränderungen muß als ein Nichtfinnliches, von aller Materie Getrenntes, betrachtet werden. Die Einheit der verschiedenen Kraftäußerungen der Stoffe wird zum Hauptprinzip erhoben, und diese Kraftäußerungen selbst werden stets auf Bewegungen zurückgeführt. So finden wir auch in dem Buche des Aristoteles, „von der Seele“ schon den Keim der Undulations-Theorie.“)

Wir betonen die Worte Humboldt's „Kraftäußerungen der Stoffe“, was sicher etwas ganz Anderes ist, als die, nach der Theorie des Materialismus, den Stoffen immanente Kraft. Diese Kraftäußerungen kommen vielmehr, nach der mit Aristoteles übereinstimmenden Erklärung Humboldt's, durch die relativen Beziehungen der Materie zu dem Weltganzen, dessen Theil sie ist, und das von einem Nichtfinnlichen, von der Materie Getrennten, bewegt wird, zur sinnlichen Erscheinung.

Ein Jahr nach dem Abflusse des „Kosmos“ war auch das irdische Leben des großen Naturforschers abgeschlossen. Sein Werk hat bereits die reichsten Früchte getragen, indem die berühmten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, die in dem Jahrzehend nach dem Ableben Humboldt's gemacht worden, in seinem Werke nicht bloß angedeutet, sondern als notwendige Ergänzungen seines einheitlichen Systems der Natur vorhergesehen sind: so namentlich die durch die Spektralanalyse herbeigeführte Entdeckung der Gleichartigkeit der Stoffe der Sonnenhülle und anderer Weltkörper mit den Stoffen unserer Erdoberfläche; die Entdeckung des beständigen Gleichmaßes der Naturkräfte, deren Äußerungsformen nur wechseln und in einander übergehen, ohne daß das Kraftmaß des Naturganzen dadurch verändert wird; endlich die durch neuere Beobachtungen mehr und mehr ihrer Befestigung findende Identität aller Naturkräfte: der Wärme, des Lichtes, der Bewegung, des Magnetismus und der Elektrizität (denen sich höchst wahrscheinlich auch die Gravitation anschließt), die sämtlich einem und demselben Urquell entspringen und den direktesten Beweis für die Lehre von der Einheit des Welt-

ganzen liefern, wie sie uns in dem Buche der Bücher des neunzehnten Jahrhunderts, in Humboldt's Kosmos, überliefert ist.

Joseph Ledmann.

Die historisch-kritische Ausgabe von Schiller's Werken.*

Unter den jetzt so zahlreichen Schiller-Ausgaben nimmt die „historisch-kritische“ des alten Schiller- und Götze-Verlages Gotta den ersten Rang ein, sowohl durch die Vollständigkeit, als durch den ihr beigegebenen kritischen Apparat, wie durch die geschichtliche Anordnung, d. h. die Wiedergabe sämtlicher Schriften des Dichters in derjenigen Reihenfolge, wie sie von ihm abgefaßt sind. Der ersten beiden Bände dieser Ausgabe, die bereits im November 1867 verfaßt wurden, ist in diesen Blättern schon gedacht worden; es bedarf hier also nicht mehr einer Aufzählung ihrer charakteristischen Merkmale und der Grundzüge, von denen der Herausgeber, Herr Karl Götze, und seine Mitarbeiter geleitet werden. Gegenwärtig liegen uns der dritte und der vierte Band vor, von denen jener an hervorragenden Dichtungen: „Jesio“ (in zwei Bearbeitungen), „Kabale und Liebe“ und anherdem Aufsätze der „Rheinischen Italia“, dieser des Dichters Arbeiten aus der Dresdner Zeit enthält.

Beide Bände bringen wieder eine größere Anzahl bisher noch ungedruckter Schriftstücke Schiller's und außerdem viele Arbeiten, die insofern als neu bezeichnet werden können, als sie in den bisherigen Vollausgaben der Dichtwerke nicht aufgetreten wurden und daher dem größeren Publikum — mit wenigen Ausnahmen — gänzlich unbekannt sind. Der Herausgeber giebt in der Vorrede des III. Bandes (XIV und 596 S.) eine Geschichte der Entstehung des Schiller'schen Jesio, dann eine Uebersicht des vorhandenen und benutzten kritischen Apparates zu „Kabale und Liebe“, nebst einer Geschichte dieser Dichtung. Darauf folgen einige Andeutungen über neu aufgenommene und nach den Originalhandschriften bisher noch nicht veröffentlichte Stücke. Unter den letzteren erwähnen wir ein längeres „Hochzeitgedicht“, ferner ein komisches Heldegedicht unter dem Titel: „Wunderbare Historia des berühmten Feldzuges als welchen Hugo Santerib König von Astilien in's Land Juda unternehmen wollte u. in schwäbische Reimlein tracht von Simen Arebauze, Bakkalaur“, (eine treffliche Satire auf die deutsche Kleinliteratur) und einen „Prolog“, welchen der Dichter, wie es scheint, für eine von Kindern geleitete dramatische Darstellung zur Feier der Wiedereinsetzung des Herzogs von Weiningen schrieb. Sämmtliche drei Dichtungen datiren aus dem Januar des Jahres 1783 und sind den Originalhandschriften entnommen, von denen die zu dem ersten Gedichte sich im Besitze des Senators A. Gullmann in Hannover, die zu den beiden andern in demjenigen der Frau Emilie v. Gleichen-Buchbaum, geb. v. Schiller, befinden.

Die beiden ersten hier angeführten Gedichte sind auch nach andern, bereits früher erfolgten Veröffentlichungen in Hemmel's National-Bibliothek der deutschen Klassiker abgedruckt, in welcher die Aufnahme mancher bisher in den gewöhnlichen

Ausgaben nicht enthaltenen Gedichte gegenwärtig einen beständigen Streit zwischen Diezmann und dem Herausgeber Hempel erregt hat.

Von dem gewöhnlichem Interesse ist der S. 180 ff. dieses Bandes, ebenfalls nach einer im Besitze der Frau Emilie von Gleichen-Buchbaum befindlichen Original-Handschrift des Dichters mitgetheilte erste Entwurf zum Don Carlos, mit dem Schiller betheiligte in der späteren Dresdner Periode seines Lebens beschäftigt war, der ihn aber auch schon früher in Mannheim und Baurbach beschäftigt, und welcher beweist, wie er schon damals über die Grundzüge des Dramas mit sich einig war. Hierher gehört auch die Widmung des ersten Aktes des Don Carlos an den Herzog Karl August von Weimar (S. 588 ff.) aus dem März 1785.

Auch die kleinen, in diesem Bande mitgetheilten Stücke aus der Mannheimer Zeit, meistens Bestandtheile der Rheinischen Italia oder in Beziehung darauf, werden Vielen willkommen sein, weungleich Schiller selbst nur die in der Mannheimer deutschen Gesellschaft vorgelegene Abhandlung: „Was kann eine gute Schaubühne eigentlich wirken?“ ihrem wesentlichen Theile nach als Beleg für die Geschichte seines Geistes der Aufzählung werth hielt. Unter diesen bisher nicht allgemein bekannt gewordenen Stücken tritt eine von dem Dichter nach einem Manuscript von Dierstor übersehte Erzählung: „Werthmüßiges Beispiel einer weiblichen Rache“, vor anderen hervor und bildet ein in psychologischer Hinsicht interessantes Seitenstück zu der in den gewöhnlichen Ausgaben veröffentlichten Geschichte: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“; die letztere, welche der Dresdner Zeit entstammt, hat aus diesem Grunde erst im folgenden IV. Bande unserer Ausgabe Aufnahme gefunden. Sonst dürften noch das „Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters“ und die vom Reichert v. Dalberg geleiteten „dramaturgischen Preisfragen“ Beachtung verdienen, die letzteren deshalb, weil sie nicht allein mit Geschick ausgewählt sind, sondern auch an sich schon zeigen, wie ernst man es zu jener Zeit in Mannheim mit der Schaubühnenkunst nahm, zumal wenn man erwägt, daß diese Aufgaben den Mitgliedern der Mannheimer Nationalbühne und jedem „Denkenden Schauspieler“ zur Lösung vorgelegt wurden, um sie über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen und ihnen auf diese Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufordern.

Im Vorwort zum vierten Bande wird aus dem Leben des Dichters erwähnt, wie derselbe, der Einladung Körner's und der Seinen folgend, am 17. April 1785 in Leipzig eingetroffen sei und den Sommer in dem nahe gelegenen Dorfe Gehlisch zugebracht habe. Am 11. September desselben Jahres kam er in Dresden an und lebte dort und in den benachbarten Ortschaften Loschwitz und Tharand die Zeit bis zum 20. Juli 1787. Was Schiller während dieses Zeitraums vollendete oder doch begann, ist, mit Ausnahme des Don Carlos und des Menschenfeindes, in dem vierten Bande gesammelt. Das Meiste davon erschien zuerst in der Italia. Nur die Gelegenheits-Gedichte, die sich vorzugsweise auf die Freundschaft mit Körner beziehen, so wie die Uebersetzung der Verschwörung Bedemars sind an anderen Orten, zum Theil erst neuerlich veröffentlicht; einige, freilich nicht besonders wichtige Stücke, so das unter Nr. II. mitgetheilte Gedicht: „An Körner; unsern theuren Körner, am 2ten des Julius 1785“, nach einer Abschrift durch Marie Körner, im Besitze der S. G. Götze'schen Buchhandlung, und das kleine Stück unter Nr. VIII. mit der Ueberschrift „Dreperle“, die bisher noch ungedruckt waren, erscheinen hier zum erstenmal. Es ist

*) Schiller's sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe im Verlage von A. Götze, R. Köder, W. Mühlner, J. Oetiker, G. Götze und W. Götze, von Karl Götze. Stuttgart, S. G. Götze'sche Buchhandlung.

thigkeit zugewendet. Zumal hört man häufig die Frage, ob es denn in den Reichen dieses Heeres nicht Königsgräb — wo die Tüchtigkeit Oesterreichs, sich mit einer militärischen Großmacht auf dem Schlachtfelde zu messen, so überaus traurig sich geoffenbart — wirklich besser geworden?

Wir gestehen, daß wir einigermaßen verlegen sind, diese Frage zu Gunsten Oesterreichs zu beantworten. Allerdings hat man in den letzten maßgebenden Kreisen des österreichischen Heeres wenigstens sich alle Mühe gegeben, die Intelligenz in der That zu heben und zu ermuntern, alle Schäden, Mißgriffe und nationalen Uebelstände durch eine lange Reihe neuer Gesetze und Verordnungen auszumergen, aber wir zweifeln, daß der Ernst und gute Wille unter der großen Masse des Heeres wenig erhöht und unterstützt worden. Am schlagfähigsten Material, d. h. an guten, tapfern Soldaten fehlt es Oesterreich gewiß nicht; aber die Führung derselben, von der obersten bis zu der niederen Unteroffiziers, hat bekanntlich in der Kriegsgeschichte sich wenig Anerkennung zu erringen vermocht. Wer je Gelegenheit gehabt, den Geist, die Bildung und das innere militärische Leben der Offiziere der preussischen, französischen, englischen, ja selbst der russischen Armee aus eigener Anschauung kennen zu lernen und seine Wahrnehmungen mit den Zuständen im österreichischen Offizierskorps zu vergleichen, der wird dieses gewiß kaum auf Kosten jener zu erheben vermögen. Die Offiziere des gegenwärtigen österreichischen Heeres sind nämlich ein höchst eigenenthümliches Conglomerat, dessen Bruchtheile von verschiedenem Alter befehl, von scharf sich widersprechenden Ansichten, Sitten und Gewohnheiten; was selbsterstündlich nicht dazu beiträgt, im Unteroffiziers- und Mannschafsstände gegenüber als gutes Beispiel zu wirken, das doch der Offizier nach allen Richtungen des militärischen Lebens seinen Untergebenen bieten soll. Jene Schwächen scheinen aber nicht allein in den scharf begränzten Auswärtigen zu liegen, aus denen der österreichische Staat zu weit auch sein Heer besteht, sondern — und vielleicht vorzugsweise — in der sozialen und intellectuellen Ungleichheit, womit die österreichischen Offiziere im Laufe der jüngsten Jahrzehnte ohne Rücksicht auf das für jedes Heer absolut notwendige Einheitsgefühl zusammengewürfelt worden. Wir finden nämlich unter den österreichischen Offizieren eine Menge hochwirthschaftlicher Namen, eine große Zahl Ausländer aus allen Theilen Europas, und endlich das sogenannte demokratische, d. h. namen- und titellose Element, das selbst oftmals der vortheilhaftesten Herkunft und nicht selten seine Existenz dem Rang an Offizieren verdankt, der bei der Mobilisirung von diesem oder jenem Feldzuge sich fühlbar gemacht, und das Kriegsministerium in Verlegenheit setzt.

Was nun den ersten Bruchtheil, d. h. den aristokratischen anbelangt, so hat er bekanntlich in Oesterreich in der Regel auch Wissen und Tüchtigkeit sich nicht hervorgethan. Die Herren der sozialen Kategorie dienen zumeist in der Kavallerie, wo Vorkämpfer, Vereiterkünste und geistloses Schwänkelmachen traditionell geworden. Und dabei gab man sich noch der Einbildung hin, die österreichische Kavallerie sei die beste Europas und diesen Wahn der Feldzug gegen die Franzosen im J. 1859 zum letzten der gegen Preußen gründlich zerstörte. — Was nun die Anwesenheit der zahlreichen Ausländer in der österreichischen Armee betrifft, so ist nicht recht zu begreifen, wie sich jene mit den Grundfäden eines constitutionellen Staates par excellence vertragen, wofür doch Oesterreich in neuester Zeit gern gelten will. Was bindet diese Fremden aus aller Herren Länder an das alte Oesterreich? Etwas der bloße Hohn, oder ihre

materielle Existenz, die sie vielleicht in ihrer Heimat vergeblich gesucht? Von höheren moralischen Gefühlen wie von Vaterlandsliebe oder patriotischer Begeisterung, die dem guten Soldaten oftmals ein Sporn zur That, kann bei diesen Fremden, welche die Verhältnisse Oesterreichs gewöhnlich nur oberflächlich kennen, füglich nicht die Rede sein. So sind sie also thatsächlich nur ein der Gegenwart vererbtes Ueberbleibsel jener mittelalterlichen Vöndschts, welche bekanntlich ihren Degen bald diesem, bald jenem Potentaten, je nach der Höhe des Soltes, angeboten, der für diese Leute allein maßgebend gewesen. In neuester Zeit verlangt zwar das Gesetz, daß jeder Ausländer, welcher als Offizier in die österreichische Armee treten will, zuvor das österreichische Staatsbürgerrecht erwerben müsse; allein wir wissen bereits Häße, wo man mit jenem Gesetze ziemlich leichtfertig umsprang, wie es denn überhaupt in Oesterreich mit der pünktlichen, unparteiischen Beobachtung der Gesetze in der Regel noch kaum genug steht.

Um nun zur großen Masse der bürgerlichen Offiziere überzugehen, die wir oben als demokratisches Element bezeichnet, so geht es unter ihnen hin und wieder gewiß intelligente und verständige Leute, aber sie sind eben zu spärlich vorhanden, und gehen in der Masse der Mittelmäßigkeit und Unbrauchbarkeit für das große Ganze spurlos unter. Diesen bedauerlichen Uebelstand mußte selbst ein kriegsministerieller Erlaß zugestehen, der bald nach dem Feldzuge von 1866 in den Zeitungen erschien, wo jener eben durch die Schärfe des ministeriellen Tadelns Aufsehen erregt. Es ist aber in dieser Richtung bis heute kaum besser geworden. Jene mittelmäßigen unbrauchbaren Elemente befinden sich nach wie vor in der Armee, weil man erstere eben ihrer großen Zahl halber nicht sofort entfernen konnte, und für sie auch kein massenhafter Ersatz vorhanden. Man versucht es also, diese Leute zu „bilden“, — d. h. sie in Offizierschulen und andern militärischen Lehranstalten das nachholen zu lassen, was sie versummt und im Kriege unersetzlich gemacht. Einem großen Theile dieser Leute fehlt es indeß an aller Lust, etwas Nützliches zu lernen; sie betrachten das Studium als eine Qual, ja in vielen Fällen fehlt es ihnen auch an Talent und Begrißvermögen, die wissenschaftliche Seite ihres Standes richtig zu erfassen. Unter solchen Umständen darf man daher sich nicht wundern, wenn man in der österreichischen Armee noch gegenwärtig viele Offiziere trifft, die es vermöge ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten in einem andern Heere kaum zum Grade eines Unteroffiziers gebracht hätten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß es in Oesterreich bis zum Hauptmann — ja hin und wieder vielleicht noch höher hinauf — Offiziere giebt, die einen Satz weder stilistisch noch orthographisch richtig zu schreiben vermögen. Eine geographische Karte verurtheilt diesen Leuten oftmals auch viel Kopfschmerz, und nicht selten halten sie auf jener eine Straße für einen Fluß oder umgekehrt. Hierin dieser Gelehrten jagt sich einmal in unserer Gegenwart mit dem Ausrufe aus der Verlegenheit: „Ah was, das müssen die Generalstähler wissen!“ — Der Feldzug von 1866 hat in dieser Richtung zu einer Menge Anecdoten Anlaß gegeben, die vielleicht ziemlich lustig klingen, falls der Krieg für Oesterreich nicht so überaus traurig geendet hätte.

Auch der Ton und das äußere Leben dieser Sorte Offiziere läßt vieles zu wünschen übrig. Sie meinen durch ein polternes Benehmen, durch ein unschädliches banales Gerede ihre wissenschaftliche Dohheit zu maskiren, müssen aber gar oft, durch ein ernstes Gespräch in die Enge getrieben, schließlich ihre gränzenlose Beschränktheit offenbaren. — Durch diese Verhältnisse

Ist auch die Kameradschaft — welche der Hauptverband eines tüchtigen Offiziercorps sein soll — bedeutend erschüttert worden. Das Tugen, welches unter den österreichischen Offizieren gleichen Grades üblich, ist oftmals nur ein Anachronismus, der nicht selten zu allerlei Unannehmlichkeiten, Aussetzungen und Konflikten führt. Da lobe ich mir die anständige Ansprache „Herr Kamerad“, die unter den Offizieren im preussischen Heere üblich; sie bezeichnet in höchst delikater Weise die conventionalen Grenzen, innerhalb welchen der Offizier sich bewegen soll. Dabei wird selbstverständlich bei einem wirklich freundschaftlich-intimen Verhältnis zwischen zwei oder mehreren Offizieren auch das Wörtchen „Du“ nicht absolut ausgeschlossen sein.

Wie überaus locker es mit der Kameradschaft unter den österreichischen Offizieren gewisser Waffengattungen bestellt, dies zeigt sich auch sofort dem oberflächlichen Beobachter. So schließen sich in der Regel die Cavallerie-Offiziere, die — wie wir schon bemerkt, größtentheils aristokratischen Familien angehören — von dem Umgang mit Infanterie-Offizieren ab, was zumal in öffentlichen Lokalen, welche die Offiziere jener Waffengattungen gemeinschaftlich besuchen, sehr auffällig wirkt. Dort sitzen Cavallerie- und Infanterie-Offiziere gewöhnlich an besonderen Tischen, kommen und gehen ohne sich zu begrüßen, es wäre denn, daß unter der einen oder der andern Gruppe ein höherer Offizier — ein Oberst oder sonst ein Stabsoffizier — sich befände. Wir wollen zugeben, daß diese Abgeschlossenheit zwischen der Cavallerie und Infanterie größtentheils die soziale Verschiedenheit beider Elemente motivirt, aber wir meinen zugleich, daß es im Interesse der Zusammengehörigkeit und des guten Geistes der Armee läge, wenn die Offiziere von höherer gesellschaftlicher Bildung andere, welche die noch nicht anzunehmen vermöcht, zu sich heranzögen, wie dies thatsächlich in der preussischen und französischen Armee üblich. Was inbezug die wissenschaftliche Seite betrifft, so scheint diese für jene Abgeschlossenheit zwischen den österreichischen Cavallerie- und Infanterie-Offizieren wohl kaum maßgebend, weil erstere — wie wir bereits mehrfach erwähnt — weder bei der einen noch bei der andern Offiziersgruppe stark vertreten.

Auch an der inneren Organisation der österreichischen Armee ist seit Königsgrätz bis zur Stunde eigentlich wenig geändert worden. Zumal ist die in einem Feldzuge überaus wichtige Heeresverwaltung — die in Oesterreich stets vom Uebel gewesen — noch denselben sich längst überlebten Normen unterworfen, welche die österreichische Armee im Feldzuge von 1859, sowie im böhmischen Kriege, dem Ungen und andern harten Entbehrungen preisgegeben. Ueber die Unzuverlässigkeit, ja Gewissenlosigkeit des österreichischen Verpflegungswesens berichtet in Oesterreich nur Eine überaus laute Klage, die aber das Uebel an seiner Wurzel doch noch nicht zu erschüttern vermocht.

Was die neue Bewaffnung des Heeres mit Hinterladern anbelangt, so will es damit auch nicht recht vorwärts. Die neuen Gewehre nach Bönisch's System sind unter den Truppen noch unzufrieden; ja über die Mängel der Beschaffung jener Waffe gehen bereits in den Journalen die sonderbarsten Gerüchte, welche offiziellerseits noch kein Dementi veranlaßt. Bezüglich der zu Hinterladern umgearbeiteten alten Vorderlader-Gewehre, womit die österreichische Armee gegenwärtig bewaffnet, läßt der Mechanismus des Verschlußstüdes auch vieles zu wünschen übrig. Dasselbe ist nämlich bei vielen Gewehren ziemlich eifertig und ungenau gearbeitet, der Stütz oftmals zu kurz, wodurch nicht selten die Explosion verhindert wird. Mit Einem Worte, der Soldat hat zu dieser mit geringer Solidität gear-

beiteten Waffe kein übergroßes Vertrauen, was man im Laufe des jüngsten Sommers auf den österreichischen Militärschießständen ohne Rückhalt ausgesprochen.

Wenn wir nun alle diese hier berührten Wahrnehmungen zusammenfassen, so müssen wir gestehen, daß es in Oesterreich noch ziemlich lange Zeit währen dürfte, bis das neue Webrückel im Stande, nicht allein ein abgelautes, sondern auch ein wirklich kriegstüchtiges, feiner militärischen Aufgaben bewußtes Heer zu bilden. Auch möchten wir bemerken, daß die allgemeine Webrückel nur in Staaten verläßlich und von Nutzen, die politisch aus Einem Gusse, von allgemeiner Vaterlandsliebe und Begeisterung für ein gewisses Interesse erfüllt, zu dessen Wahrung schließlich die Arme die Waffen ergreifen soll.

Daß diese Bedingungen als Grundlage für die allgemeine Webrückel in Oesterreich nicht vorliegen, bedarf wohl kaum einer weiteren Auseinandersetzung. A. E. B.

Schweden.

Gustav Adolfs Politik bis zur Landung in Pommern.*

Gustav II. Adolf, König von Schweden, ist nicht nur der größte Herrscher und Held seines Volkes gewesen, sondern auch derjenige Monarch des sechzehnten Jahrhunderts, welcher die Richtung und die Grundstimmung desselben am klarsten und schärfsten an sich herausgebildet hat. Auf das Herz von Europa, auf Deutschland, hat Gustav Adolf entscheidende Wirkungen ausgeübt. Er war es, der jenem fürchterlichen Kriege, der dreißig Jahre hindurch unser Vaterland heimgesucht hat, die für den Protestantismus günstige Wendung gab; seinem Schwerte verdankt die gebildete Welt die Errettung der Denk- und Glaubensfreiheit und all' der sittlichen Güter, welchen der gewaltige römische Theologe, Kaiser Ferdinand II., blindlings den Untergang geschworen. Das ist Gustav Adolfs Bedeutung, eine kulturhistorisch nicht hoch genug anzuschlagende, die selbst derjenige an ihm anerkennen darf, welcher den politischen Erben in ihm durchschaut hat und unbefriedigt von dem Rachegeiste der orthodox-lutherischen Theologie im Namen der unparteilichen Gerechtigkeit die Charakteristika, den persönlichen Muth und die Herrschaltale seines Gegners Ferdinand in die Waagschale der Beurtheilung legt. Wenn dieser deutsche Kaiser, statt seinen Völkern das Joch der römischen Rechtlosigkeit aufzuzwingen und sich mit den inneren Trüben und Neigungen der deutschen Nation in einen Verzweiflungskampf zu verwickeln, seine richtige Einsicht von der Nothwendigkeit fester Einigung aller deutschen Stämme auf gleichem Wege zur Geltung gebracht, das föderale Prinzip der Reichsvereinfachung die Rechte der Gewissen, wie die Rechte seiner Mitfürsten, geschenkt hätte, er würde nicht gegen Ende seines ruhelosen Lebens von dem Gipfel der Macht herabgestürzt sein, und kein Schicksal und kein französischer Premier-Minister hätte über Deutschlands Zukunft den Würfel geworfen! Die freie Selbstbestimmung ist nun einmal das Lebensprinzip der deutschen Nation. Mit ihr im Widerstreit, mußte die von Ferdinand

*) Gustav Adolf, von G. Droysen. Erster Band, Leipzig, Vol. u. Co., 1869. (XII und 369 S. gr. 8.)

grolsmann verlor die Reichseinheit scheitern, so lockende politische Aussichten sie auch immerhin bot, ja trotz des patriotischen Flanes einer deutschen Herrschaft zur See! Gewiß war der von Wallenstein eingeleitete Anfang einer deutschen Reichs-Flotte der nächste Anlaß von Gustav Adolfs' Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands und nicht etwa ein romantischer Panatismus für die lutherische Orthodoxie; der niemals hätte ein ausländischer Fürst die besten Kräfte der Nation in offenen Krieg wider ihr Oberhaupt versammelt, wenn nicht der vereidigte Hüter der deutschen Freiheit die Grundfesten der Freiheit erschüttert und die verfassungsmäßigen Rechte in Reichthümern, deren bloßer primus inter pares er war, sammt und sonders in Frage gestellt hätte. Als Berichtiger des Prinzips der freien Selbstbestimmung, des Kerngehaltes der Reformation und des dynastischen Fürstenthums konnte Gustav Adolph auftreten, nachdem ihm Ferdinand mit der Liga im Bunde und die Raubhorden Tilly's und Wallenstein's den Boden betreten. Das waren große politische Fehler und der wahrhaftige Kampf gegen die Reformation der göttlichen, Mag man es belächeln oder sich dessen freuen, er ist von den Staatsmännern sehr wohl begangen worden und von Oesterreich und des Antichristen Gnaden, Dank einer hinförlen Consequenz, wurde der kleine König von Schweden der Schiedsrichter Deutschlands und der Retter der Deut- und Glaubensfreiheit in Europa.

Wenn Gustav Adolph ein so hebes Verdienst zukommt, nicht die Thatfache wohl auffallend erscheinen, daß die Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts dem Helden so wenig und Lügen weit günstiger gewesen sind, als die des neunzehnten. Mit Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Kampfs, an der Schwelle unseres Jahrhunderts, beginnt schon in Einzelgehe Meinen. Und Schiller war Protestant! Es ist überhaupt ein schlimmer Irrthum, zu glauben, die Stimmen des Gustav Adolph seien nach dem Bekanntnis getheilt. Der protestantische Adeliche Adolph Menzel, dessen Christen „Geschichte der Deutschen“ und „Geschichte des Christen“ ein solches Mißtrauen gegen Gustav's Redlichkeit durchzieht, der heinrichliche Protestant Friedrich von Raumer („Geschichte der Kaiserzeit seit dem fünfzehnten Jahrhundert“), der premerische Lutheraner Karl Barthold in seinem gründlichen Werke über den „großen deutschen Krieg“, endlich noch 1864 der Heidelberger Historiker Hansert (in seiner barethen Schülerzeitung: „Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege“), sie Alle haben gegen die Kleinheit der Thaten Gustav Adolfs Protest erhoben, während sein bedeutendster Biograph Gröner, der ihn dem doch ziemlich glänzlich behandelt, schon zur Zeit der Abfassung seines Buches recht lebhaft katholisierte und 1855 offen zum Katholicismus übergetreten ist. So steht die Sache auch ohne die Parteilichkeiten eines Dnno Kopp, dem übrigens die erzbischofliche Katholik Albert Heising mit zwei nachdrücklichen Abmahnungen vorausgeschritten war. Einen Vobredner, wie den Edleren J. Laurent, hat Gustav Adolph unter den Deutschen nicht gehabt.

Es war und daher fast überraschend, als jüngst der Sohn des Reichsarchivars der preussischen Politik, Herr Prof. G. Dreyer zu Halle, mit einem apologetischen Werke über Gustav Adolph hervortrat. Wir sagen mit einem „apologetischen Werke“, denn trotz ihrer streng wissenschaftlichen Färbung tragen die hier im ersten Bande vorliegenden Studien über Gustav Adolph's Person dem ersten dem schwedischen Helden so überaus freundlich gestimmten Charakter, wie höchstens noch Gustav Adolph des

Große“ von Range, der als militärischer Bewunderer der Feldherrnthaten Gustav's eine starke Verehrtheit entfaltete hat. Aber des jüngeren Dreyer's Entwidlung der ganzen Politik des Schwedenkönigs hat dem gegenüber einen viel höheren Werth. Wer auf dem Felde der Gustav Adolfs-Literatur kein Vale ist, weiß die Kauderwas, den Gleich und das Darstellungstalent des Autors, der sich durch ein Labyrinth von Ränken und Gegenrängen hindurchschlagen konnte, sehr wohl zu schätzen. Denn es ist gerade der deutsche Autor, der bei Gustav Adolph, fast wie bei Richelieu, einen gar schweren Stand hat. Jene mächtige Schaar protestantischer und katholischer Kritiker, die des Schweden Verdienst bestritten haben, hat das mit dem neunzehnten Jahrhundert erwachte Nationalgefühl in die Schranken gerufen; das deutsche Bewußtsein hat an Gustav's Ehrenhäulen gerüttelt und es gibt manchen Mitglied der Gustav-Adolph-Vereine, das unbekümmert dergleichen gethan! Wir dürfen hinzufügen: Gott sei Dank, daß dem so ist! Heutzutage kann man Gustav Adolfs' Gestalt nicht mehr zum Schilde des Parteigeistes stempeln: dem deutschen Nationalgefühl widerstrebt jetzt die gewaltsame Beglückung durch ausländische Freieier; indessen auch dieses höchst gerechtfertigte Gefühl darf seinerseits nicht in Ungerechtigkeit ausarten und geschichtswidrigen Ergebnissen Weisall schenken.

Der Grund der großen Erfolge Gustav's lag in seiner unvergleichlich begabten, ja bestehenden Persönlichkeit und andererseits in der unerschöpflichen Kleinheit seiner allermeisten Gegner, Mithreiter und Nebenbuhler. Nur wenige Feinde, ucken Ferdinand kaum Tilly und Wallenstein, waren ihm ebenbürtig, unter den Bundesgenossen allein Bernhard von Weimar; Christian IV. von Dänemark, Jakob I. von England, selbst Sigismund von Polen standen tief unter ihm — am tiefsten freilich die Führer des deutschen Protestantismus, den elenden Friedrich V. von der Pfalz an der Spitze! Nichts war natürlicher, als daß Gustav Adolph lange vor seiner Landung in Pommern das moralische Haupt des Widerstandes gegen die spanisch-oesterreichische Universal-Monarchie war. Andere begnügten sich mit kleinen Mitteln, wie Christian von Dänemark, der durch die Gründung von Glückstadt dem Handel der Hanse ein wenig schaden, durch einen lässig geführten Krieg das Haus Oesterreich ein wenig in Aikem jegen wollte: Gustav Adolph hingegen begriff, daß der Kampf wider die Habsburgische Uebermacht, einmal angefangen, ein Kampf auf Tod und Leben, ein Kampf aller physischen und moralischen Kräfte war, und vernaach hatte er keine Anhalten getroffen. Hr. G. Dreyer schildert Schritt der Schritt, mit welcher Vorhast und Beharrlichkeit er zu Werke ging. Erst mußte Polen bei Seite geschafft, dann Dänemark neutralisiert, dann auf deutschem Boden (an Stralsund) ein sicherer Stützpunkt errichtet werden, ehe der große Hauptplan des Monarchen, der unmittelbare Krieg gegen Habsburg, zum Vollzug gebracht werden konnte. Unablässig steht Gustav auf der Warte, aufspähend, wo dem Habsburgischen Einflüsse beizukommen, wo und wie der gegnerischen Partei Hilfe zu leisten, versteht sich, ohne Beeinträchtigung seiner eigenen Stellung, die fest und unerschrocken stehen mußte, bis der Hauptschlag gegen Habsburg geschah. Daß er bei den Verhandlungen mit Dänemark über die gemeinschaftliche Kriegsführung das absolutum directorium belli, den uneingeschränkten Oberbefehl, forderte und, als er dies nicht erlangte, sich von Christian's Unternehmung zurückzog, war militärisch gerechtfertigt, weil die Einheit des Commandos im Felde für unerlässlich gilt, und außerdem um so wichtiger, als die künftigen Operationen in Polen und

schließlich auch die Bemühungen Christian's IV. um die Herrschaft Dänemarks in der That das schwedische Interesse empfindlich gefährdeten. Aber Schwedens Interesse, sein Wohl und Wehe, vor Allem seine Machtstellung nach Gustav's vorzügliche Sorge.

So eifrig unser Geschichtschreiber den großen Kampf gegen Habsburg in den Vordergrund schiebt — er kann nicht umbin, die specifisch schwedischen Gesichtspunkte der Politik Gustav Adolf's liberal klar hindurch blicken zu lassen. Hinter seiner Energie und seinem umfassenden Ehrgeiz standen die dänischen Pläne bei Weitem zurück. Die Pflicht sollte ein schwedisches Meer werden, trotz der dänischen Position am Sund und trotz der geschickten Versuche Ferdinand's II., die Spania in das kaiserliche Lager zu ziehen. Schweden war das politische Material, auf dem er ruhte und an das allein er sich halten konnte bei der groben Unzuverlässigkeit seiner deutschen Bundesgenossen. Jene Leute, die keine Ahnung von der Wichtigkeit des Kampfes besaßen, in den sie seit zwölf Jahren bereits verwickelt waren, bildeten im Grunde gar keinen Faktor der politischen Rechnung; wenn sie vor den Gemüthsstreichen Ferdinand's gerettet werden sollten, so mußten sie ohne ihr eigenes Zutun gerettet werden: sie selbst hätten, auf eigenen Füßen stehend, Alles verderben! Der Krieg Christian's von Dänemark im Verein mit den Fürsten des Niedersächsischen Kreises lieferte den Beweis.

Es ist tief demüthigend für uns Deutsche, daß die geborenen Vertreter und Verfechter der freien Selbstbestimmung in kirchlichen und politischen Dingen zu einer freien schöpferischen That unfähig waren und daß es der Gimmigkeit des Auslandes bedurfte, damit das Lebensprinzip des germanischen Genius erhalten blieb! Allein, da dem nun einmal so ist, dürfen wir nicht durch Verkehrung der ausländischen Helfer die Schwäche und den Mangelmuth der einheimischen Macht haben beschönigen wollen. Die Sonne der Politik Gustav Adolf's war nicht kienendes, aber die Atmosphäre Friedrich's von der Pfalz, Georg Wilhelm's von Brandenburg, Johann Georg's von Sachsen hatte kein Licht und keine Wärme. Wohl ist es ein nationales Unglück, wenn die Gustav Adolf und die Richelieu einem Volke nothwendig werden. Auch der beste fremdländische Helfer verliert sich auf die Vortheile des Geschick's. Hoffen wir darum, daß an den Deutschen wenigstens nie wieder ein solcher Hirt sich seine Spuren verdient!

Franktwein von Belle.

Frankreich.

Die deutsche Sprache im Elsaß.*)

Die Erhaltung der deutschen Sprache im Elsaß, welche 150 Jahre nach dem westfälischen Frieden kaum in Frage zu kommen schien, ist seit 1789 doch allmählich eine Zeitfrage geworden. Allerdings ward das Elsaß erst in der französischen Revolution, und genau im März 1790, dem französischen Staats-

körper einverleibt, während es vorher gleichsam einen nach Deutschland hinein sich erstreckenden Vorposten dieses Reiches gebildet hatte (und zwar als „pays conquis“); aber schon in der Epoche des ancien régime verbreiteten der conseil souverain d'Alsace in Colmar und die Provinzial-Intendantur zu Straßburg die französische Sprache im Kreise der Rechtshenden und der Beamtung, und dieser Einfluß wurde durch die immer engere Beschränkung der reichsfürstlichen Freiheiten Straßburgs und seiner kleineren Schicksalsverwandten täglich weiter und mächtiger ausgedehnt. Es mußte sogar noch Erlassen erregen, daß der brave Stadtschreiber Andreas Ulrich am 6. Juli 1790 im Klub der Straßburger Conventionsfreunde bei einem auf die Gleichberechtigung der deutschen mit der französischen Sprache abzielenden Antrage die Bemerkung machte, daß auf dreihundert Elsäßer nur Einer komme, der des Französischen vollkommen mächtig sei! Seitdem hat die Maschine der Centralisation tüchtig gearbeitet. Als man am 6. Januar 1837 zu Straßburg den Proceß gegen die Genossen des Prinzen Louis Napoleon zu verhandeln anfieng, fiel es wie etwas ganz Unerhörtes auf, daß unter den Geschworenen ein Bauer vom Koberberg (einer streng katholischen, früher dem Fürstbischof von Straßburg unterthänigen Gegend) sich vorfand, der in der That gar kein Französisch konnte! Von da ab hat, namentlich unter dem Niederheinischen Präfecten Seras, die französische Sprache neue, noch umfassendere Fortschritte gemacht; die Unterrichts-Inspectoren der Straßburger Akademie, den berühmten Kenner der deutschen Philosophie, Joseph Millon, an der Spitze, sind der „propagation de la langue nationale“ aufs Eifrigste dienlich gewesen, und gerade die demokratischen Elemente der Gesellschaft haben lebhaft mitgewirkt, die Volksschule französisch, ganz französisch zu färben. Das darf in einem demokratisch centralisirten Staate eben nicht Wunder nehmen. Alle Privilegien und Besonderheiten sind der nivellirenden Strömung verhaft, auch die besondern Volksdialekte und die Patois. Für das Elsaß kommt noch hinzu, daß ängstliche Gemüther den offenkundigsten Thatfachen zum Trotz von dem Wiederaufleben der deutschen Sprache ein Frankreich ungunstige Bewegung fürchten. Was die wohlgeknüpfte Germanisten dagegen anführen, verhält in dem Dunkelkreise der Vorurtheile oft spurlos.

Zum Glück für die seelische Tiefe des Volkscharakters ist die Geistlichkeit bei der Confessionen dem Preisgeben des Deutschen abhold; vielleicht sogar die katholische mehr noch als die lutherische, welche, ihres geistigen Zusammenhanges mit dem deutschen Protestantismus wegen, die französischen Empfindlichkeiten viel sorgfältiger zu schonen hat. Der treffliche Bischof von Straßburg, Herr Andreas Räs (eines Bauern Sohn), der Verfasser einer in gutem Deutsch geschriebenen „Geschichte der Conventen“, ist der wärmste Vertheidiger des Rechtes der deutschen Sprache, zumal in der Volksschule; ein großer Theil seiner Pfarrer und der Orden der Schulbrüder arbeiten in gleichem Sinne. Auf lutherischer Seite hat der Ober-Constitutional-Präsident, Herr Theodor Braun, durch seine in diesen Blättern sehr anerkennend besprochene Uebersetzung der verführten Dramen unseres unverblühen Schiller sich germanistisch hervorgethan; auch unter seinen geistlichen Untergebenen giebt es treue Freunde der Volkssprache, die mit den Mühschaffener Dichtern August Stöber und Georg Zetter (genannt Friedrich Otte) und den Straßburgern Theodor Klein, Gustav Mühl und Albert Grün, in der Geltendmachung der Ansprüche des Deutschen wetteifern. Selbst in der Sphäre des Präfecturalpalastes hat der Ober-Archivar Ludwig Spach,

*) Essai sur la conservation de la langue allemande en Alsace par L. Cazeaux. Straßburg, 1867, Silbermann. — De l'enseignement de la langue allemande en Alsace et spécialement au gymnase protestant de Straßburg. Par Daniel-Kugène Scherdlin, professeur au gymnase. Straßburg, Heitz, 1868.

als Verhängender der historisch-archäologischen wie der literarischen Gesellschaft von Straßburg, auf die geistige Bedeutung der deutschen Kultur fort und fort aufmerksam gemacht.

Zwei uns vorliegende Schriften, die eine aus dem katholischen, die andere aus dem protestantischen Lager, versehen mit abersgender Schärfe und Alarbie, aber auch mit weiser Mäßigung, die Nothwendigkeit der Erhaltung der deutschen Volkssprache, und gerade vom französischen Standpunkte das dringende Bedürfnis einer gründlichen Hebung des Unterrichts im Deutschen. Ein Ehren-Domherr des Straßburger Münster, der Herr von St. Johann, Herr L. Gaseaux (Frankzose!) hat in seinem berechneten Essai sur la conservation de la langue allemande, welcher dem Bischof Nitz gewidmet ist, an Aufzählung der schlagenden Gründe das Mögliche geleistet. Einer der jüngsten evangelischen Prediger Straßburgs, der Seminar- und Gymnasial-Professor Eugen Scherdlin, der auf den Hochschulen Berlin und Erlangen (1855–56) den Werth deutscher Wissenschaft kennen gelernt hat, ist in die Fußstapfen des katholischen Amtsbruders getreten, indem er am 6. August 1868 bei der Preisvertheilung des protestantischen Gymnasiums der ihm übertragene Festrede den Inhalt einer warm empfundenen Apologie der deutschen Sprache und Literatur gab. Sehr geschickt deutete Scherdlin hierbei an, daß am wenigsten der Kaiser selbst, der bei allen Vorstellungen eifrigster Schullehrer das Primat der deutschen Sprache betont hat, der Erhaltung des Deutschen abgeneigt sei, vielmehr diese Sprache gern und oft wolle, sie den kaiserlichen Prinzen tüchtig lernen lasse und, wie andererseits der Unterrichtsminister Duruy durch Circular vom 24. November 1864, die Kenntniß des Deutschen für das Elementar-Examen eingeschärft habe. Die Sprache Luther's, Schiller's, Schiller's besitzt auch auf Frankreichs Boden das unverwundbare Recht einer ebenbürtigen Kultur, und ein Volkswort der längs der Grenzen Deutschlands wohnt, muß schon in Anbetracht der nächsten Verkehrsbedürfnisse mit der Sprache seiner Rinde vertraut bleiben. Dieses ruhig, vernünftig, würdig gezeigte Urtheil, ist ein wahrhaft humanes Verdienst der beiden Männer, denn wir den besten Erfolg wünschen. L. v. B.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

I.

Monarchie und Republik.)

Die Ereignisse hier in Spanien sind jetzt zu einer gewissen Höhe gelangt und der Art, einen gesammten Rückblick und eine Uebersicht in die mathematische Gestaltung der Zukunft zu gewähren. Die einzelnen Wendepunkte, welche die Geschichte dieser „glorreichen Erhebung“ bestimmen, sind sich in zwei Momente in rauchem, lebendigem Gange gefolgt; an die Vertreibung der Bourbonen, denen Spanien seine Erniedrigung von ihrer einstigen Höhe seit mehreren Jahrhunderten verdankte, wenn sich die weitgehendsten, ganz Europa in Erstaunen lebenden Entwürfe einer Neugestaltung des Staates angeschlossen; in der That kann man wohl kaum einen größeren Umwälzung in Zeiten der Geschichte finden, als diesen, wozu die ge-

gründeten Hoffnungen der Neugeburt sich verwirklichen. Begründet aber muß man sie bis heute unzweifelhaft bezeichnen, zumal wenn man den Ereignissen mit eigenen Augen folgen kann; denn daß jetzt die Parteien sich gegenübertraten, war unvermeidlich und berechtigt noch nicht zu den pessimistischen Anschauungen, denen sich die Legitimiten aller Länder, diese Ritter des dürrsten, unruhrbarsten und zugleich nichtswürdigen Prinzipes, mit schamloser Freude hingeben.

So lange es sich nur darum handelte, den Unrath der vorigen Regierung und sie selbst hinwegzufegen, konnte von Parteienbildung kaum die Rede sein; denn die kleinen Parteien der Königin, der Carlisten, des Clerus fügten sich oder flohen, oder warteten; für alle liberal Gesinnten aber enthielt das bekannte Programm von Cadix mit seinen allgemeinen, von dem modernen Liberalismus als unumgänglich nothwendig anerkannten Säulen den gemeinsamen Ausdruck ihrer Bestrebungen, alle Punkte, über die Differenzen entstehen konnten, ausgleichend für die definitive Festsetzung durch die Cortes, den göttlichen Ausdruck der allmächtigen Soberania nacional. Zugleich erklärten alle liberalen Parteien, in Folge des gemeinsamen Glaubensbekenntnisses, ihre politische Identität und ihre Bereitwilligkeit, den Bestimmungen der Cortes gegenüber ihre speziellen Wünsche zu opfern. Und in der That, es ging damit anfangs sehr gut. Wie man den Spaniern überall den Ruhm hat lassen müssen, ihre glorreiche Revolution mit großer Mäßigung, mit Anstand und noblem Entschluß, zugleich jedoch mit Consequenz und Energie ausgeführt zu haben, so zeigten auch die liberalen Parteien, die damals unter dem Namen der Unionisten, Progressisten und Demokraten auftraten, viel politische Klugheit und Enthaltensamkeit; man schien entschlossen, kleinere Differenzen und mehr die Ehre einzelner Städte oder Parteien betreffender, als gewichtiger Zwischenfälle vergessen zu wollen, damit die Durchführung der liberalen Grundzüge, die Ruhe und Sicherheit des Landes, die Achtung und das gute diplomatische Verhältniß mit dem übrigen Europa erhalten würden. So fügten sich die Janten der Provinzialstädte der von Madrid, nachdem diese eigenmächtig die provisorische Regierung eingelegt hatte; so lösten sich denn wiederum, nach dem Vorbilde der revolutionären Junta in Madrid, die der Provinzen auf; so war des Ermahnens zur Eintracht und zum Vertrauen auf die provisorische Regierung in Reden und Zeitartikeln kein Aufhören. Aber gerade diese unaufhörlichen Ermahnungen zeigten die Schwierigkeit, welche in dem Zusammenhalten der revolutionären Elemente bestand; und mehr und mehr stellten sich jetzt die Parteien scharf, ja kampfbereit gegenüber.

Was die Reactionäre aller Art betrifft, so haben sie, wie es sich jetzt scheint, wenig Aussicht auf auch nur geringen Erfolg. „Keine Bourbonen mehr!“ Dieses Wort, so viel wiederholt und mit solchem Ingrimm und solcher Entschiedenheit, wird gewiss eine Wahrheit werden; möglich, daß die tugendhafte Isabella und der Präident Carlos, der „niño terro“ allgemein genannt („das glatte Kindchen“), dem geliebten Lande ihrer glorreichen Ahnen noch zu einigen Jahren verbleiben; denn der Hochmuth und Egoismus der Bourbonen hat ja nie zu erkennen vermocht, daß das Wohl des Landes die einzige wahrhaft berechtigte Legitimität sei. Ihre Aussichten in Spanien sind dahin; das einigermaßen gebildete spanische Volk verachtet die vertriebene Dynastie mit ihrem Abhang aus tiefstem Herzen, freut sich über Caricaturen, die man von ihnen macht, belustigt sich in Pöbeln an der nackten Darstellung der gemeinen Vergangenheit und des komischen Endes und gegenwärtigen Gebahrens.

*) Geschrieben in Cadix am 1. December 1868.

jener Camarilla, kurz, hat völlig mit der verjagten Dynastie gebrochen, und alle Gerichte von den Plänen einiger Führer der Liberalen zu Gunsten des Prinzen von Asturias oder von Carlos sind entweder kaare Erfüllung oder früheren Datums und jetzt aufgegeben. Sieht doch selbst der Papst und der Clerus Isabella auf und sucht sich mit der neuen Ordnung der Dinge, wie auch immer, abzufinden; und in solchen Berechnungen möchte er noch am Besten unfehlbar sein.

Was aber die verschiedenen liberalen Parteien betrifft, so ist zunächst zu bemerken, daß die frühere Dreitheilung in Unionisten, Progressisten und Demokraten augenblicklich nicht mehr vortritt; sondern es hat sich in Betreff der Frage um die Regierungsform eine viel entschiednere Stellung der monarchischen und republikanischen Partei gebildet. Beide natürlich wiederum mit vielen Schattirungen. Und wie es immer zu sein pflegt, daß hinter der brennendsten Frage des Tages die anderen zurücktreten, ja als untergeordnet erscheinen: wie in England jetzt die irische Kirchenfrage den Grund zur Parteienbildung im Parlament bildet, so auch hier in Spanien; trotz alles Ernähens zur Eintracht, trotz der politischen Klugheit der Spanier konnte es nicht fehlen, daß bei der Reconstitution des monarchischen und republikanischen Prinzip sich gegenübertraten, wofür beide nur hinreichende Kraft beizubringen; und so ist es geschehen. Mag die Frage der Regierungsform nun mehr oder weniger wichtig sein, sie ist augenblicklich die Tagesfrage und das Object mehr und mehr zunehmender Konflikte. Auf der einen Seite steht die große Partei der sogenannten monarchischen Demokraten oder demokratischen Monarchisten, geleitet von Madrid aus durch hervorragende Männer zum Theil, zum Theil durch Intriganten und Leute, die für sich persönlich in der Monarchie das meiste Heil, d. h. Erhaltung ihrer Stellung, ihrer Privilegien, Verlorung im Staatsdienste, und ganz besonders in einer mit ihrer Hilfe zu Stande gekommenen Monarchie erblicken; auf ihrer Seite also stehen die Offiziere des Heeres und ein großer Theil des Heeres selbst, die vielen Beamten und Alle, die es werden möchten; dann die Empleado, die Eucht, durch Besitz eines oft ganz zwecklosen Amtes sich zu versorgen, ist ein Grundübel des spanischen Staates; dazu dann Leute, die bei der Monarchie, besonders in der Hauptstadt, interessiert sein können, und ein anderer Theil, der der Eisehung einer Republik aus Ueberzeugung widerstrebt; sodann jagen die gewöhnlichen Befürchtungen vor den Konsequenzen des republikanischen Prinzips, die Elemente, welche zu jenem hinzukommen pflegen, insbesondere die sozialistischen und communisistischen Tendenzen, die sich hier und da zeigen, — und gerade in den untersten Volksklassen haben die Republikaner viele Anhänger, — außerdem die Erfahrung, daß die Reaktion in der Republik eher Hoffnung steht, als in der constitutionellen Monarchie, und deshalb ihre Kräfte ihr zuwendet: alles dies jagt die bemittelten, praktischen Leute zu den Monarchisten, so daß diese Partei in der That eine bedeutende Stärke besitzt, um so mehr, da auch die Mitglieder der provisorischen Regierung ihr angehören.

Dagegen steht seit in sich geschlossen die Partei der Republikaner, welche vielleicht mehr von sich reden macht, als daß sie in der That so stark wäre, um in den Wahlen Reichthum zu sein; jedoch kann man darüber nichts Sicheres mutmaßen, und es scheint die Hoffnung und Stärke dieser Partei mehr und mehr zuzunehmen; und ich kann meinerseits nur urtheilen, daß eine Einrichtung der Republik hier in Spanien mit großer Wahrscheinlichkeit dauernd möglich ist und deshalb sofort Spanien

über alle künftigen Transactionen hinweg an den Beginn der Staatsverfassung bringen könnte, in der das höchste und allgemeinste bürgerliche Glück, die wahre bürgerliche Ehre und die wahre Darstellung der Idee der Gerechtigkeit allein zu finden ist. Was hier und im Auslande dagegen vorgebracht wird, ist größtentheils sehr dostrinär und ohne Kenntniss der wirklichen Verhältnisse oder überhaupt mit irgend welcher vorgefaßten Meinung für die traditionelle Form der Monarchie gerichtet. Man nennt die Spanien unreif für die Republik und gesteht ihnen doch das Lob zu, ihre Revolution mit großem Geschick gemacht zu haben; man will die Republik erst vorbereiten durch eine Monarchie; als ob eine Monarchie „mit allen ihren wesentlichen Attributen“, wie Herr von Armijo sagte, überhaupt zur Vorbereitung auf eine Republik tauglich wäre! Will man aber, nach Mozaga's Worten, eine wählbare Monarchie, zugleich liberale Institutionen, was ist dann zur Präsidentschaft noch für ein großer Schritt, ähnlich der nordamerikanischen? Man weist auf die verunglückten Versuche in Italien und Frankreich hin; als ob die Analogie in der Geschichte irgend einen vernünftigen Sinn hätte und mit ihr nicht Alles bewiesen werden könnte, am Klarsten aus der spanischen Geschichte selbst; man hält den Republikanern den Mangel an Volksbildung entgegen; als ob dann nicht auch das Sufragio universale, die Selbstverwaltung und Wahl der Provinzialbehörden und Cortes verworfen werden müßten; als ob auch Lesen und Schreiben der einzige Maßstab für die politische Reife eines Volkes wären! Daß die Einrichtung einer Republik ihre Gefahren haben würde, insbesondere auch wegen der Verbindung von allerlei pseudo-republikanischen Elementen mit den wahren Republikanern, ist nicht zu leugnen; aber ebenso wenig, daß sie durch eine starke Centralgewalt in der ersten Zeit überwunden werden können; und nach meiner festen Ansicht würde der Widerstand gegen die Republik nicht groß sein. Die wirklichen Republikaner benehmen sich besonnen und werden, im Falle sie in der Minorität bleiben, es sicher nicht an Unterwerfung unter den Volkswillen fehlen lassen; vor der Hand arbeiten sie kräftig für die Verbreitung ihrer Ansichten; sie bestehen aus vielen gebildeten Leuten, besonders in den Städten, nicht minder aus Leuten der niederen Klassen, im Allgemeinen aus Idealisten aller Stände; in sich selbst enthalten sie natürlich auch verschiedene Nuancen, die später dann deutlicher hervortreten würden, falls die republikanische Staatsform erklärt wäre. Kämpfe zeigen sich in jedem Falle in der Zukunft; doch die Geschichte hat immer viel Zeit gehabt, um in ihrem Schmelz- oder Epizentralen ein Schrittschen vorwärts zu kommen; so muß man denn den Gang der Ereignisse abwarten. Großes ist immerhin bereits gethan; es ist wieder einmal ein Grempl statuiert an allen reaktionären Richtungen auf einmal. Wird das Programm von Gatz auch nur einigermaßen vollständig ausgeführt, so tritt allerdings Spanien plötzlich wieder neuen, ja bald vor (?) die Cultur der andern europäischen Staaten.)

Man kann der provisorischen Regierung den Vorwurf nicht machen, bisher nicht nach Möglichkeit in liberalem Sinne thätig gewesen zu sein; wenn sie es nicht ist, so sucht sie Manches mit allzugroßer Bedenklichkeit den Cortes zuzuwenden, wie noch immer kein Gesetz über die Cultusfreiheit erschienen ist. Dazu kommen

*) Das Spiegelbild, welches uns die Geschichte der spanischen Republik Südamerica liefert, läßt freilich keinen tief hoffnungsvollen Schluß auf den Gang der Ereignisse in einer spanischen Republik in Europa ziehen. D. M.

andere Punkte, welche die Regierung bei der republikanischen Partei in Miskredit gebracht haben, abgesehen davon, daß schon jede Regierung als solche immer eine Opposition haben muß. Es ist erstens die offene Manifestation der provisorischen Regierung für die Monarchie; dieselbe wäre freilich am besten unterblieben und war höchstens dann klug, wenn nicht sowohl die Monarchie, als ein bestimmter Monarch aufgestellt wäre; die Allgemeinheit schadet der monarchischen Partei ungeheuer, und mit Recht fragt man immer von der andern Seite, wer den König sein solle oder wolle? Einen Bourbonen will man nicht, ebenso wenig Montpensier, oder überhaupt einen Auswärtigen, wie den Sohn von Victor Emanuel, den der Intrigant Desaguz, zu seinem Nutzen, zum König machen will; von den Einheimischen hat höchstens Espartero einige Aussicht auf allgemeine Anerkennung. Demnach ist es die Bestimmung im Wahlgesetz, daß das Wahlrecht erst vom fünfundsiebenzigsten Jahre an beginnen solle, eine Bestimmung, welche in der That sehr wenig gerecht und verständlich ist, von deren Minderung (auf zwanzig Jahre) in diesen Tagen die Rede ist. Die Republikaner zählen natürlich gerade in den jüngeren Jahrgängen viele Anhänger, und auf diesen zumeist beruht der Erfolg und die Zukunft der revolutionären Bewegung, so daß jene Bestimmung nur den Schein hat, die monarchische Partei zu stärken, und viele Proteste hervorgerufen hat. Es ist endlich der Mangel, wie es Vielen scheint, an Reformen und Energie, welcher die Regierung bei Vielen mißliebig gemacht, vorzüglich auch die Beibehaltung lästiger Steuern, eine Seite, an der das Volk am Empfindlichsten ist, und dazu kommen andere Dinge, die man der Regierung vorwirft, welche eben auch, wie alles Menschliche, ihre Schwächen hat; und indem sie und die monarchische Partei identifiziert werden, wird ihr Alles zur Last gelegt, was die Aemtern sündigen, wie umgekehrt. Auf diese Weise ist die Stimmung der Republikaner ziemlich gereizt und macht sich in Forderungen und Reben Luft; eine Versammlung der monarchischen Partei zur Bildung eines Wahlcomité im Theater hier in Gatz wurde durch das Lärmen einer Anzahl von Republikanern unmöglich gemacht; eine zweite nur unter großem Spektakel und gekündigt von den anwesenden Republikanern nothdürftig durchgeführt: ein Eingriff in die Freiheit, sich zu versammeln, der nicht der ganzen republikanischen Partei zur Last zu legen ist und sich auch in andern Städten, wie Cordova, Valladolid, wiederholt hat. Es kommt dazu, daß die Monarchisten zum Theil aus wenig ehrenhaften Leuten bestehen und nur zu bekannt sind als persönliche Zwecke verfolgend, wie die Obersten derselben in Madrid. Auch verlieren sie, wenigstens hier, mehr und mehr das Vertrauen auf einen Sieg ihrer Partei, vorzüglich aber fürchten sie sich vor den etwas terroristisch und enthusiastisch auftretenden Republikanern, welche es an Demonstrationen nicht fehlen lassen und durch die Bestimmtheit ihrer Bestrebungen und ihren steten Hinweis auf die Vortheile der Republik immer mehr Boden gewinnen.

So wohnte ich heute auf dem Mercado einer Volksversammlung bei, wo ein Herr aus Madrid, Garrido, das Volk haranguirte; er wies auf die Natur der Republik als der vernünftigsten, billigsten, gerechtesten, ehrenvollsten Verfassung hin, maarkte die andern Parteien mit scharfen Worten, wobei nur die Progressisten leiblich fortliefen; mit ihnen zusammen zu geben, rief er unter der Bedingung, Espartero zum Präsidenten zu machen, was, wie sonst, auch diesmal vielen Anklang fand; die Unterhaltung einer stehenden Armee, der ungezählte Beamtenhaaren, des enormen Clerus wurde selbstverständlich ver-

urtheilt, und die hohen Ziffern der Kosten, welche eine Republik dem Volke ersparen würde, verfehlten ihren Eindruck nicht; sehr vernünftig waren auch seine Ermahnungen, Ruhe zu halten, auch wenn die Cortes die Monarchie beschließen und dadurch, wie der Redner meinte, die Soberania nacional vernichteten; ebenso sich aller communisistischen Tendenzen zu enthalten; es fehle nicht an Hieben auf die fremden Regierungen, besonders Italien und Frankreich im Sinne eines Reichthums unserer Zeit. Diese würden schon Spaniens Beispiel bald nachfolgen; gewiß richtig. Auch Preußens und des neuen Norddeutschen Bundes wurde gedacht. Preußen gilt hier für nicht viel freisinniger als Rußland wegen seines Militarismus und seiner inneren Politik; seit dem Jahre 1866 hat zwar auch in Spanien Graf Bismarck manche Anhänger gewonnen, doch warten diese Anhänger seitdem vergebens auf ein 1866 im Inneren Preußens, insbesondere auf den Gebieten des Kultus, des Volksunterrichts und der Selbstverwaltung.

Somit verlaufen unsere öffentlichen Versammlungen mit großer Ordnung; und wenn man die englischen Meetings damit vergleicht, möchte man den Spaniern kaum die politische Reife absprechen!

Ein andermal mehr.

Paul Foerster.

Rumänien.

Ein Wort über Rumänien in verhängnisvoller Zeit.

Die Völker Europas richten wieder ihre sorgenvollen Blicke auf den Orient, und fürwahr, das blutige Drama, welches sich jetzt oder später, aber jedenfalls einmal dort abspielen und möglicherweise ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen soll, ist ganz dazu geeignet, eine tiefgreifende Theilnahme zu erregen. Man bedenke nur, daß es sich im Orient um die Beilegung veralteter oder willkürlich, nicht naturwüchsig aus sich selbst herausgebildeter, neuer staatlicher Schöpfungen handelt, und daß zur Zeit wenigstens noch keinem Herrscher, sondern unzähligen, sich einander widerstrebenden, nationalen, politischen und sozialen Elementen diese Arbeit zu verrichten zugefallen. Auch das Schicksal Rumäniens kommt dabei wieder in Frage, das erst noch vor Wochen so viele journalistische und diplomatische Federn in Bewegung gesetzt. Der Befehl des Großherrn, alle Griechen von dem Boden zu entfernen, auf welchem die Byzantinischen glorieichen Kämpfe für die rumänische und griechische Unabhängigkeit bestanden und den sie mit ihrem Blute getränkt, ist von der weittragenden Bedeutung. Doch nicht ihm, sondern dem von Oesterreich-Ungarn zunächst angefeindeten Rumänien gelten die nachfolgenden Zeilen.

Als Verfasser eines im Jahre 1866 erschienenen Schriftchens „Dakoromanen und seine Beziehungen zum Deutschthum“, welches ich Sr. Hoh. dem Fürsten Karl von Rumänien gewidmet hatte, und in welchem ich in Deutschland die wärmste Theilnahme für das neu zu begründende Donauraich zu erwecken suchte, wird es mir vielleicht gestattet sein, den mich angesichts der gegen Rumänien geschleuderten Beschuldigungen des österreichischen Rothbuches beschleichenden Grübeln Ausdruck zu geben. Ich habe in meiner Schrift für ein selbständiges rumänisches Reich gesprochen, und ich habe es Dakoromanen genannt,

weil seine Ureinwohner einst dem selbständigen Reiche eines Decebalus und dem deutschen Stamme der Daker angehörten, wenn sie auch nachmals romanisirt worden sind. Sie wieder zu Deutschen machen zu wollen, kann Niemanden einfallen, aber immerhin mag Deutschland ein deutsches Interesse in der Verstärkung ihres Staates und ihres Volkstums erblicken. Der Name Dakeromanen ist übrigens nicht neu und bekanntlich schon längst von den Schwärzern für ihr Land eingenommenen Jungumänien angenommen worden, allerdings, wie nicht zu leugnen, unter der stillschweigenden Voraussetzung einer Hinzugleichung Siebenbürgens, welches noch die Trümmer der alten Dakerherrschaft aufweist. In meiner Schrift legte ich die Hindernisse dar, welche sich einem solchen Staatesgebilde entgegenstemmen würden, und heute, nach zwei Jahren, nachdem die Union Ungarns mit Siebenbürgen vollzogen, das magyarische Reich wieder selbstgegründet worden, wird schwerlich noch ein verständiger Rumäne an eine Vereinigung des herrlichen, freilich der Weibzahl nach von Rumänen bewohnten, Großfürstenthums Siebenbürgen von Ungarn denken. Wie kam nun aber das österreichisch-ungarische Nothbuck zu der Verdrängung der rumänischen politischen Bestrebungen gerade nach dieser Richtung hin, und wie war es nur möglich, daß ein kluger Staatsmann, als welcher doch der Herr Reichsfkanzler v. Beust sicherlich gelten will, sich derselben als Werkzeug bediente, um seiner Erbitterung gegen Preußen einen neuen Anstoß zu bereiten? Die Antwort darauf möchte ich in folgenden Sätzen ausdrücken:

Herr v. Beust verächtigt die nationalen und sozialen Regenerations-Bestrebungen der Rumänen, weil ihm überhaupt schon seit den Tagen seiner sächsischen Minister-Präsidenschaft keine Neigung für ein ohne sein Zutun innerlich erstarrendes gesundes Volksthum innewohnt, und er verächtigt die Rumänen doppelt darum, weil er fühlt, daß dieses innerlich erstarnte, fünf Millionen Seelen zählende Volk bei einer europäischen kriegerischen, ungarisch-österreichischen mitzubetreffenden Verwidelung, nicht mehr den bloß leidenden und gemißhandelten Theil wird abgeben wollen, sondern unter seinem jugendlich kräftigen und geistig gewendeten Herrscher, dem Fürsten Karl von Hohenzollern, jede Gelegenheit ergreifen wird, sich seine vollständige Selbständigkeit im europäischen Staatenleben zu erkämpfen.

Herr v. Beust fürchtet die Selbständigkeit des rumänischen Volkes, einmal des Hohenzollernfürsten und jedann Ungarns wegen, denn sie würde ungewisselhaft zu einer Interessen-Verbindung des letzteren Landes mit Rumänien — der Resthabschen Idee — führen und folgerecht das Interesse Ungarns an der Erhaltung eines ungarisch-österreichischen Staates in demselben Grade schwächen. Herr v. Beust würde aber diese Schwächung der ungarisch-österreichischen Einigung um so unangelegener kommen, als ihm dieselbe bei seinen politischen Plänen zugleich Mittel zum Zweck der Belämpfung des preussischen und zur Wiedererlangung des österreichischen Einflusses in Deutschland ist.

Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß

Herr v. Beust ebenso zweifelhaft fähig ist, das dauernde Glück des ungarisch-österreichischen Staates zu begründen, als unabhängig, in einem jungen aufstehenden rumänischen Staate einen natürlichen Verbündeten für den Fall des neuangezogenen orientalischen Krieges zu erkennen. Rußland und Frankreich mochten beide den thätkräftigen Minister Brătianu nicht, Grund genug für einen unbefangenen und patriotisch urtheilenden ungarisch-österreichischen Staatsmann, ihn just darum zu hüten. Herr v. Beust gab ihm noch einen moralischen Zuschnitt, um ihn desto

sicherer fallen zu machen, und das ist denn nun sicherlich nicht das Mittel, um sich Sympathien in Rumänien zu erobern und dem verzweigten Oedanken, dem russischen Jaren in der Erbschaft des türkischen Reiches den Rang abzulaufen, einen Halt zu sichern.

Es ist ansehend das alte, gränzenlos leichte Spiel der österreichischen Eintagspolitik, welche noch immer mit ihrem Grünblase „Divide et impera“, theile und herrsche, in diesem Jahr zunächst nach Außen hin, auszukommen hofft. Wie unglücklich haben nicht Deutschland und Italien, abgesehen vom Kaiserthum selbst, darunter gelitten und ungewisselhaft werden sie noch immer wie auch aus dem Nothbuche ersichtlich, damit bedroht. Wen wenn es Italiänern und Deutschen steigend leicht wird, sich eines verhassten Einflusses zu erwehren, so ist das mit nicht bei den Willern des zweifach unglücklichen, aufseitsig bevermunteten Orients der Fall. Gerade jetzt, wo sie geheim und offen wider gegeneinander gehet, fordern sie dieserhalb unter tiefes Mitleid heraus

A. Badewig.

R u s s l a n d.

Kaiserin Katharina an ihren Sohn, den Großfürsten Paul.

Wie die periodisch erscheinende Sammelschrift: „Arbeiten der geistlichen Akademie von Kiew“ berichtet, hat die Kaiserin Katharina II. an den Großfürsten, nachmaligen Kaiser Paul, folgendes als lehrwillige Anordnung betrachtete Schreiben gerichtet:

„Durch meine Unterredung mit gelehrten Männern erhub ich, daß das alte Aegypten zur Zeit seiner größten Blüthe den Fremden den Gränzübertritt verboten und wegen dieser Befugung den Beinamen „das Auge“ erhalten habe. Folge diesen Beispiele und bewahre als guter Vater Deine Familie vor Allem was ihr schädlich werden könnte. Trachte, daß kein Buch, kein Journal, keine Karrisatur ohne Dein Wissen nach Rußland dringe. Ein Volk darf nie anders denken als sein Herrscher. Du sollst unter Deine Unterthanen nur eine streng bewesene Summe Lichtes dringen lassen, und zwar nur so viel, daß sich weder Jenen noch Dir schädlich werden kann, denn ein früherer Unterricht raubt im Allgemeinen sowohl dem Herrscher als seine Volke die Ruhe. Da nicht ein Philosoph meines Jahrhunderts der den Genuß, der für meine Wohlthaten unempfindlich bin in einem vernünftlichen Buche nachgewiesen, wie sehr der Fortschritt in den Wissenschaften den Völkern schädlich werden kann und Jean Jacques das vollkommen Recht. Die späteren Ereignisse haben nur zu deutlich die Nichtigkeit dieser Lehre bewiesen. Mit einem Volk, das raisonnirt, ist es unmöglich, nach eigenem Einseht zu regieren. Wären meine Unterthanen nicht von ein abergläubischen Verehrung des heiligen Nikolaus befehlt, weil sie nicht blind meiner Person ergeben, so hätten sie nie in Halbmond erlassen gemacht und mir nie die Republik Pol überliefert. Ich rathe Dir, bei jedem Gränzplante eine strenger Censur über die aus dem Auslande kommenden Bücher einzuführen. Ich könnte Dir manches Buch nennen, das einer weissen Macht mehr Schaden als eine verlorene Schlacht oder Provinz gebracht hat. Ich kenne die Gelehrten, ich verleihe in meine Umgebung, um sie besser beobachten zu können. Da sorgfältig darüber, daß sie keinen Staat im Staate bilden. Die unglückliche Endwig XVI. würde heute noch regieren, wenn die

schade und unglückliche Monarch zur Zeit des Zusammentritts in Knebeln nicht den Fehler begangen hätte, die Meinung der Gelehrten und Journalisten über die künftigen Finanzverhältnisse Frankreichs hören zu wollen. Die öffentliche Meinung muß der Religion untergeordnet sein, denn die Religion und der Gedanke des Menschen müssen untrennbar sein und der Geist immer unter der Abhängigkeit der Censur und des Alerus stehen werden. Es giebt Thatfachen, deren Existenz das Volk nie einmal abnen darf. Dulde im Staate nur ein paar Zeigemeister und gieb der öffentlichen Neugierde nicht zu viel Nahrung; so dem Volke auch nicht zu viel Zeit zum Nachdenken, es ist sehr nicht geboren, es darf nicht ratiönniren. Nichts ist schwieriger, als ein Volk zu regieren, das über Alles Nechenschaft verlangt. Die Hölle des Volkes besteht in Arbeit und Schweigen. Der Fetter eines Gelehrten ist schädlicher als der Krieg. Schide John Smitheller nach Sibirien, der sich beikommen läßt, den Zerkowmann zu spielen.*

Zeit dieses Altentstund, das in Petersburg großes Aufsehen erregt hat und dessen Echtheit man dort zu befehlen sucht. Allerdings trägt das Dokument kein Datum, und man weiß nicht, in welcher Form die Kaiserin diese ihre Gedanken zum Ausdruck gebracht hat, ob als Anhängel zu ihrem Testamente oder als Brief oder sonst wie. Allein sind die hier niedergelegten Gedanken nicht echt russisch? Ist heute noch der russische Geistesverkehr, unter dessen Placiderie, namentlich die Literaten feilschen, etwa weniger beschränkt als zur Zeit dieser Blätter, die sich auf das Beispiel des alten Aegypten berufen? Katharina hatte zwar mitunter ganz prächtige und aufschneidende Ansichten, wie wir solche kürzlich in diesen Blättern im Zusammenhang mit der Tortur von ihr angeführt haben; aber sie war nie doch immer Autokratin, und in den letzten Jahren ihrer Regierung hat sie den despotischen Neigungen ungehemmt die Hand schieben lassen, was der Authentizität dieses Schriftstücks ein starkes Stigma gesetzt.

Kleine literarische Revue.

— *Drogsen's Geschichte der preussischen Politik* *) beginnt in zweiter Auflage zu erscheinen und liegt uns der erste Theil, welcher von der Gründung des Staates handelt, hier vor. Unter der „Gründung“ versteht Droeven den Uebergang von Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern, in specie über Zuergrafen Friedrich III. von Nürnberg, der als Friedrich I. erste Brandenburgische Kurfürst Hohenzollernschen Geblütes war. Die ursprüngliche Anlage der Mark durch die immerhin sehr bedeutende Thätigkeit des Mechanischen (d. h. Handlischen) Werkhauses, das den großen Markgrafen Baldeemar hervorbrachte, ist nur einleitungsweise berührt und mit einer summarischen Schilderung der händischen und der Besitz-Verhältnisse der Mark durchwoben. Das andere Hauptland des Staates, die eigentliche Preußen, der damalige Preussensstaat, tritt hier nur ganz nicht in die Entwicklung ein, sondern wird vom Verfasser dem Theile seines Werkes vorbehalten, in welchem er den zweiten Altpreussens durch die kurbrandenburgische Linie der

Hohenzollern erzählt. Man sieht also, daß der Plan des Werkes und die gesammte Disposition des Stoffes durchaus dieselben geblieben sind, wie in der ersten Auflage; alle Veränderung beschränkt sich auf ein paar Anmerkungen unter dem Texte, lediglich erläuternden und bekräftigenden Inhalts. Da unter diesen Umständen eine neue Besprechung des notablen Buches nicht geboten erscheint, möchten wir uns der offenbaren Sachlage gegenüber nur die Aeußerung eines einzigen Bedenkens erlauben, daß die vom Herrn Autor seinem Unternehmen gesteckte Aufgabe von selbst rechtfertigt. Sollte eben dieser gemäß der Titel des Werkes nicht viel genauer lauten: „Geschichte der Politik des Hauses Brandenburg-Hohenzollern“?

I. v. B.

— *Eine poetische Geschichte des Hildeheimer Fundes.* Ein geschätzter Kenner der antiken Kunst, Herr Legationsrath Meyer, hat den Hildeheimer Fund durch einen epischen und einen Vardengelang gefeiert, die zunächst im „Wissenschaftlichen Kunstverein“ zur Vertheilung kamen, jetzt aber auch gedruckt sind und in größeren Kreisen bekannt zu werden verdienen. *) Die gleichzeitig von mehreren Archäologen aufgestellte Hypothese, daß die bei Hildeheim, also nicht allfern vom Teutoburger Walde, gefundenen silbernen Aufsatzschalen, mit den Bildern der Minerva, des Hercules, der Iphigeneia und des Yunus, und sonstigen Trinkschalen und Tafelgeschirre aus dem Augustinischen Zeitalter — wie dies durch mehrere Aufschriften derselben bezeugt wird — dem römischen Feldherrn Varus angehört hätten und in die Hände seiner deutschen Besieger gefallen wären, hat etwas ungemein Verlockendes und ist von Herrn Legationsrath Meyer mit Benutzung aller poetischen Ueberlieferungen der Germanischschlacht zu seinen beiden Dichtungen geschickt benutzt worden. Die epische Dichtung wird mit der Schilderung eines Gastmahls des Varus eröffnet, wozu römischen Schalen, Göttergestalten und Trinkschirre prangen und sinnvoll von den Gästen, unter denen sich Herman selbst befindet, gedeutet werden, während der Vardengelang ein den Göttern in Walhalla dargebrachter Dank für den errungenen Sieg der Deutschen ist:

Schild und Bild, in dessen Wang noch das vollstreckte Schicksal deutet,
Nalen, von Gehier umgürtet, Gienkämpfen überfreut,
Weher, deren Romb umtanzend Gott Eilen des Tranks sich freut:
— Aretzich schon mit Weh gefüllt klinge des Silbers Freigeldung —
„Glück und Heil dir, König, dem der Germanen die Krone heut,
„Glück und Heil, und bundersstärkige Siegesfeste noch wie heut!“

— *Psychophysische Forschungen von Otto Caspari.* **) Diese überaus fleißige, dem Begründer der Völkerpsychologie, Prof. Moritz Lazarus, gewidmete Arbeit eines jungen Gelehrten, die von ebenso gründlichem Studium der Psychologie, als von tiefer psychologischer Forchtung Zeugniß giebt, gewährt uns einen kritischen Einblick in die verschiedenen Untersuchungswege für die Natur des Substrats der psychophysischen Bewegung. Die elektro-physiologische Untersuchung, welche, auf die Hypothese Du Bois Reymond's hin, das Wesen des psychophysischen Substrats durch die Natur der Elektrizität zu verdeutlichen strebt, giebt für die eigentliche Erklärung desselben keine Resultate. Die Betrachtung der Divisions-Ergebnisse stellt

*) Germanisch-antike Geschichte des Hildeheimer Fundes. Von A. A. W. Berlin, Paul Scheller, 1868.

**) Die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats, von Dr. Otto Caspari. Leipzig, Leopold Voss, 1868.

*) *Geschichte der Preussischen Politik* von Joh. Gustav Droeven. 1. Auflage. Erster Theil: Die Gründung. Leipzig, Zeit u. Comp., No. VII n. 471 S. gr. 8.

es als unzweifelhaft fest, daß nur auf dem Wege exakter morphologischer Vergleichung sämtlicher motorischer Lebens- und Bewegungs-Erscheinungen das Ziel zu erreichen ist. Nachdem der Verf. dann die Vergleichbarkeit der allgemeinen Bewegungs-Erscheinungen zwischen biologischen und abiotologischen Zusammenhangsformen nachgewiesen hat, geht er zu Redner's Schwellenphänomenen über (nach welchem die Wirkungen des psychophysischen Substrats unmittelbar ineinandergreifen und verschoben sind) und zeigt, daß vom psychologischen Gesichtspunkte die Vergleichbarkeit der biologischen Substrate mit dem psychischen Atome logisch gefordert wird, um die Kluft in den Anschauungen der Grundgesetze der Kraft, welche sich an die Natur der Substrate knüpfen, theoretisch auszugleichen.

— *Madeline, eine Vorgeschichte, von Miss Kavanagh.*) Ein junges Mädchen, das sich in den Kopf gesetzt hat, allerlei Leuten allerlei Wohlthaten zu erweisen, Kranke zu besuchen, Arme zu ernähren, Krüppel zu versorgen, Unglückliche zu trösten, Verlassenen beizustehen, Wittwen und Waisen zu helfen: das ist Madeline, die Heldin dieser Geschichte. Und das Wunderbarste bei alledem ist, daß Madeline selber ein armes, verlassenes Mädchen ist, das sich von ihrer Hände Arbeit mühsam ernähren muß — aber Gottvertrauen, echte Religiosität, Nächstenliebe bis zur Selbstverleugung, das bestift sie im Uebermaß, und damit gelingt es ihr endlich, trotz häßlicher Anfeindungen und gewaltiger Hindernisse, ein Spital in einem Dorfe zu errichten. Das klingt wohl etwas unglücklich? Trösten uns aber die Romanschreiber haarsträubende Geschichten und unnatürliche Charaktergebilde auf zum Verderbniß frommer Art und Sitten, so darf einmal zur Abwechslung auch in der Schilderung eines guten Mädchens zu Ruh und Frommen der Sittlichkeit übertrieben werden. Schlechter wird dadurch Niemand. Ohne also gerade in einen faden Predigerton zu verfallen, giebt die Bearbeiterin doch in dieser Geschichte eine gute Moral und treffliche Lehren.

— *Gershämer's neue Reisen in Amerika.*) Ein Theil der amerikanischen Presse erging sich kürzlich in heftigen Schmähungen gegen den bekannten deutschen Reisenden. Berücksichtigen wir, daß Gershämer in der rücksichtslosesten und durch keinerlei Bedenken beirrten Weise tausendertei Schäden aufdeckt, daß er, wie z. B. in der Schilderung des indianischen Pau-wau oder der Kathoverjagung, gar ernste Anklagen gegen die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika erhebt, so finden wir jene Angriffe freilich erklärbar. Andererseits müssen wir zugeben, daß eine Fahrt durch dieses ungeheure Gebiet in so außerordentlich kurzer Frist — allerdings nur die flüchtigsten und oberflächlichsten Eindrücke zurücklassen kann und daß damit also die hauptsächlichsten Vorwürfe: der Unkenntniß, Oberflächlichkeit und willkürlicher Beurtheilung begründet erscheinen. Gershämer vereinigt ja aber bekanntlich mit einem seltenen Scharfblick langjährige, reiche Erfahrungen; er hatte verschiedene Theile von Amerika schon früher besucht, und es mußte ihm also desto leichter werden, in Vergleich mit früheren die jetzigen Zustände kennen zu lernen; er hatte ferner drüben so zahlreiche alte Bekannte, mit denen er zum Theil stets im brieflichen Ver-

kehr geblieben, deren Bekanntschaft er zum andern Theil wieder aufgesucht hatte; dazu läßt sich wohl bestimmt annehmen, daß er wenigstens die hauptsächlichste Literatur über alle von ihm berührten und geschilderten Vände fortwährend verfolgt haben werde — kurz und gut, die Chancen, aus dem Streite als Sieger hervorzugehen, stehen für Gershämer mindestens ebenbürtig, als für seine Gegner.

Der erste Band der „Neuen Reisen“ behandelt Nordamerika, der II. Band Mexiko, den Sibirien und Ostindien. Daß G. gewandt und stets spannend erzählt, daß er ungemein lebhaft und interessant schildert, daß er selbst aus unscheinbaren Dingen und Begebenheiten hübsche Skizzen und erregende Episoden zu schaffen weiß — das Alles ist längst bekannt und macht sich in diesen neuen Reisen wieder und wohl noch in erhöhtem Maße geltend. Wie immer, schildert G. auch stets nach subjektiver Auffassung und nicht zugleich alle seine kleinen und grohen Regungen, seine kleinen Abenteuer und großen Begegnisse in die oft großartigen Schilderungen. Und Niemand soll sagen, daß seine Erzählungsweise nicht sehr hübsch, feinsinnig und so genug anregend sei. Zugleich dürfen wir hervorheben, daß ihm besonders die Landschafts- und Naturgemälde in diesen neuen Reisen noch mehr als sonst eine gewisse Frische und einen eigen thümlichen Reiz darbieten. R.

— *Künster's Monatshefte für Handel und Industrie.* Unter dem Titel „Welthandel“) liegt uns das erste Heft eines neuen Monatschrift vor. Wir freuen uns, dieselbe als ein lebensfähiges und fräftiges Unternehmen erachten zu dürfen, in dem dafür nicht allein die redaktionelle Einrichtung, die Ausstattung, die Mitarbeiter, sondern auch der Name des Leiters eines bewährten Fachmanns — Professor S. v. Marschall v. Zürich — bürden. Das erste Heft zeigt sogleich, daß es mit der Versprechen: „außer der Förderung der Fachwissenschaften aus genugsamer, belehrender Unterhaltung für die kaufmännischen, industriellen und gewerblichen Kreise und deren Familien“ bieten zu wollen, völlig Ernst ist. Denn unter den freilich vorwiegend belehrenden Aufsätzen sind auch nicht wenige, welche in anmutiger und klarer Darstellung interessante und anregende Unterhaltung gewähren können.

Literarischer Sprechsaal.

Mit einem gewissen Herzflappen haben wir diesmal 1 uns alljährlich zugehenden „Riga'schen Almanach“) in die Hand genommen. Wird auch er jetzt, wie die „Baltische Monatschrift“, die „Riga'sche Zeitung“ und andere Organe des deutlichen Geisteslebens in den alten christlich-germanischen Provinz Liv-, Est- und Kurland, die negativen Spuren der griechisch-moskowitischen Einflüsse von Kasow und Genossen tragen Man wird uns verstehen, wenn wir von „negativen Spuren“ sprechen. Was vermag dieses demokratische Popentum seinem „Nihilismus“ sonst, als zu hindern — zu hindern, in die Sprache des Volkes der Denker, wie uns in den Engländern, nicht noch mehr Boden und Spielraum in dem ni-

*) Hamburg, Agentur des Rouven Hauses.

**) Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. Jena, Veru. Gossensche, 1868.

*) Stuttgart, Julius Maier.

**) Riga'scher Almanach für 1869. Mit drei Original-Steindruck. Zwölfter Jahrgang. Riga, W. S. Häder.

denkenden griechisch-moskowitzschen Volke gewinne? In St. Petersburg unterdrückt man das deutsche Theater und die deutschen Bildungsvereine; in Dorpat sorgt man für Purifikation der Universität vom nichtunformirten deutschen Corpsgeist der Studierenden, und in Riga läßt man die russischen Censoren darüber wachen, daß dort nicht wieder, wie im vorigen Jahrhundert, die humanistischen Ideen eines Herder, eines Kant zuerst gedruckt werden. Die Herren mögen auch wohl ihr Bestes für den, wie es auf der Rückseite des Titelblattes heißt, „von der Censur elaubten“ Riga'schen Almanach für 1869 gethan haben, aber sie konnten nicht hindern, daß dem im vorigen Jahre verstorbenen, wahren Bürgermeister von Riga, Otto Müller, ein literarisches Denkmal gesetzt und daß dabei seiner gegenwärtigen Thätigkeit und der menschenverehrenden, kulturverbreitenden Einwirkung des deutschen Geistes auf die baltischen Provinzen gedacht wurde. Die ehelichen, ernstlichen Züge des Verewigten zielen, als Titelbild, den Almanach, der zugleich das schöne, der Bildung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens gewidmete Baumerk der Stadt, das baltische Polytechnicum, welches vornehmlich durch Müller's Energie begründet und hergestellt wurde, zur Anschauung bringt. „Riga ist noch immer“, wie die betreffende Lebensfäzisse sagt, „ein fest in sich geschlossenes, bürgerliches Gemeinwesen besonderer Gestaltung, in seinem Recht und seinen Einrichtungen in ununterbrochenem Zusammenhange an seine älteste Vergangenheit geknüpft; es steht noch heute in organischer Verbindung mit der Provinzial-Verfassung; seine Landboten tagen auf dem ländlichen Landtage, und sein Bürgerthum weiß sich zugleich eines und doch im Gegensatz mit der Mitternacht . . . Und daß der Geist des deutschen Bürgerthums von dieser Stätte nicht gewichen, davon soll dem lebenden Geschlechte die Gestalt des Mannes, dessen Andenken diese Blätter gewidmet, ein Zeugnis ablegen.“

Für den übrigen Beiträgen des Almanachs, der, wie gewöhnlich, reich an belehrender Unterhaltung ist, nennen wir eine Stiprophe von Gustav Freytag mit der Ueberschrift „Deutscher Trost“. Ein solcher Trost ist es, wie B. bemerkt, wenn ein Deutscher, der von Räubern geplündert worden, ausruft: „Sie haben mir doch wenigstens das Hemd auf dem Leibe gelassen!“ Und so soll es denn auch ein Trost, eine Ermunterung zu mühseligem Ausbarren für die bedrängten Deutschen in den baltischen Provinzen sein, daß sie sich den goldenen Schatz ihrer Sprache und Sitte zu bewahren wissen. „Wer diese sich fest bemerkt in Unglück und Noth, der hat ein Recht, dem nächsten Freunde die Hand zu brücken und mühsig zu sagen: Es könnte noch schlechter sein! Denn wir dürfen vertrauen, es wird dauerhaft und männlich das Seine dazu thun, daß es mit ihm besser werde.“

Z. v.

Die ostasiatische Expedition der österreichischen Regierung bat, neben dem vornehmlich kommerziellen Nutzen, auch die wissenschaftliche Ausbeute sich zur Aufgabe gestellt. In der für die sachmännischen Begleiter ausgearbeiteten Instruction findet man daher auch „naturwissenschaftliche Andeutungen“, und die darauf bezüglichen Fragen wurden von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, von der geologischen Reichsanstalt, von der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, von Prof. Karl Vogt u. A. gestellt. Diese naturwissenschaftlichen Fragen betreffen die animalischen und vegetabilischen Nothstoffe des Handels, die noch nicht hinlänglich nach ihrer Erzeugung und Abstammung bekannt sind. So weiß man z. B. noch nicht, von welchem Baume der in vielen Haushaltungen als Gewürz und in der Liqueur-

Jakrifation benutzte Stern-Anis abstammt; dann ist auch die Stammpflanze des Clemi-Harzes der Philippinen und der von China und Japan bezogenen Galsantwurzel nicht festgestellt; ebenso herrscht in Betreff der Abstammung und Gewinnung des japanischen Pflanzenwachses, eines sehr wichtigen ostasiatischen Handelsartikels, eine verschiedene Ansicht unter den Sachmännern. Die Instruction empfiehlt nun diese und andere ungenügend gekannte Pflanzen und Thiere zur Aufsammlung, und sie fordert weiter auch geologische Aufklärungen über die Humuliten-Formation in Japan, von welcher die ersten Spuren vor einigen Jahren von Richthofen entdeckt wurden.

Unter den überwachten Naturforschern, die sich der wissenschaftlichen Seite der Expedition zuwandten, befindet sich auch der berühmte Darwin, der eine Reihe von Fragen, die sich mit dem Studium der Gebeiden und des Gesichtsausdrucks der Menschenrassen betreffen, zur Beantwortung vorgelegt hat. So fragt Darwin beispielsweise, ob sich das Schamgefühl bei allen Rassen, deren Farbe eine derartige Beobachtung zuläßt, durch Erröthen kundgibt? ob der Entrüstete oder Trefliche die Stirne runzelt? ob die stummen Zeichen der Wehagung und Verneinung dieselben sind, wie bei den Europäern? u. s. w. Man sieht, daß die Mitglieder der Expedition hinlängliche Gegenstände und Aufgaben zur Beschäftigung haben, und wenn sie die mitgegebenen Fragen auch befriedigend beantworten, so werden ihnen die wißbegierigen Träger, wie die Wissenschaft selbst, zu Dank verpflichtet sein.

Es ist uns ein Exemplar der kleinen Gratisausgabe der „Kinder- und Volksmärchen der Brüder Grimm“ zu Gesicht gekommen, die Herr Hermann Grimm und seine beiden Geschwister, als Geschenk für die Kinder der fein vom Vaterlande angehenden Deutschen, vertheilen lassen. Als im Jahre 1837 die versuchungstreuere sieben Professoren von Göttingen durch König Ernst August von ihren Lehrstühlen vertrieben worden waren, wurde in Deutschland eine Sammlung zum Besten dieser ehrenfesten, brodlos gewordenen Männer veranstaltet. Die Brüder Grimm fanden nachmals (1840) Anstellung und Gehalt in Berlin, und in Folge dessen setzte Wilhelm Grimm in seinem Testamente fest, es möge der auf ihn entfallende Antheil jener Sammlung zu einer Stiftung für Männer verwandt werden, die ihrer politischen Meinung wegen in ähnliche Bedrängniß gerieten. Mit Hilfe einer etwas gewagten Interpretation bat der Sohn die testamentarische Bestimmung des Vaters ausgelegt, indem er in der Widmung dieser Ausgabe der Kinder- und Volksmärchen sagt: „Dies nun sollte geschehen. Durch die Gründung von Norddeutschland aber, eine Staatsbildung, welche alle diejenigen befriedigen muß, die über das, was Deutschland frommt, richtige und gesunde Begriffe haben, ist eine solche Stiftung zu einem überflüssigen Dinge geworden. Es kann fortan keine Männer mehr geben in Deutschland, welche abgesetzt und vertrieben, auf öffentliche Unterdrückung angewiesen wären, wie einst vor dreißig Jahren die Göttinger Professoren. Es galt, mit dem Gelde einen andern patriotischen Zweck zu erfüllen.“ — Und demgemäß werden jetzt für die Jinsen der ausgelegten 2000 Thaler jährlich 400 Exemplare der kleinen Ausgabe von Grimm's Märchen als Weihnachtsgeschenke für die Kinder der deutschen Ausgewanderten in alle Theile der Welt verandt.

S. v.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin.

Lulise, Königin von Preußen.

Von Friedrich Adami. Merst umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1867. Mit dem Bildnis der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischen Einband mit Goldschnitt 2 Bdr., gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Lulise kam aus der Feder der Frau v. Berg, der Freundin und Bildhauerin der Königin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin, aussergewöhnliche Erzählungen aus dem Lebensabende der königlichen Dulderin mitzutheilen, die allein schon die Würde, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (1)

Das in Photographie wiederergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 124 Sgr.
Vollständiger Kalender mit Monatsheften, Kalender, sonntäglich: Inhalt:

Berthold Auerbach.
Der Straßen-Weiber. Eine Vorgeschichte.

Dr. v. Holtenhoff.
Chronik der Lebensjahre (1867-1868).

Berthold Auerbach.
Benigna. Eine Vorgeschichte.

Alfred Wolmann.
Kunst für's Haus.

Berthold Auerbach.
Neue Stilleben vom alten Großvatermann.

Dr. Edmund Reisinger.
Zur Geschichte der Kartoffel.

Karl Reisinger.
Die Pflege des Volksgesanges in der Gegenwart.

Dr. Edmund Reisinger.
Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.

Jakob von Liebig.
Ueber den Ernährungswert der Speisen.

Die Sonntagsgesellschaft. (2)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Hartwig und Hofmann) in Berlin.

Reden und Vorträge.

Du Bois-Reymond (Emil). Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. 1863. Velinpapier. gr. 8. 5 Sgr.

Förster (Dr. W.). Johann Kepler und die Harmonie der Sphären. Velinpapier. 8. geb. 8 Sgr.

Grimm (Hermann). Rede an Schinkel, gehalten vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin am 18. März 1867. Velinpapier. gr. 8. geb. 74 Sgr.

Grimm (Jacob). Rede an Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Dritter Abdruck. 1865. Velinpapier. 8. geb. 10 Sgr.

Grimm (Jacob). Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 1866. 8. geb. 10 Sgr.

Guarini (Prof. Dr. H.). Ueber den Ursprung der Sitten. Zweiter unveränderter Abdruck. 1867. 8. geb. 8 Sgr.

Steinhilber (Prof. Dr. H.). Gedächtnisrede an Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstag gehalten. 1867. Velinpapier. gr. 8. geb. 6 Sgr.

Wiedemann (H.). Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 1868. Velinpapier. 8. 5 Sgr. (3)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Hartwig und Hofmann) in Berlin.

In Carl Heymann's Verlag (Zulius Tamm) in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem österreichischen Klosterleben. Ein Beitrag zur Sitten- und Lebensgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Dr. A. Wagner. 1 Band. gr. 8. 22 Sgr. broschirt. Preis 1 1/2 Thlr.

Sehr interessante Schilderungen aus dem umfangreichen Tagebuch eines ehemaligen katholischen Geistlichen und Mitgliedes des historisch berühmten Benediktiner-Ordens enthaltend.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig Karl Steffens Volks-Kalender für 1869

Kenntnissgewinnender Jahrgang.
Preis 1 1/2 Sgr.

Mit 8 Stahlstichen und 4 Holzschnitt-Abbildungen, vollständiger Kalender, Almanach und Jahrbuch. Verzeichnisse:

Inhalt:
Das theure Seitenrath. Novelle.

(Kaufmann Althaus).
Ein englischer Premier und die Zeiten in England.

(Julius Hübnerberg.)
Papa Steffens Kamin und was mir davor eingefallen.

(Dr. G. Krümmel.)
Ein Abend bei Gloger. Erzählung.

(George Hill.)
Die neue deutsche Flage.

(A. Kemmer.)
Die Stadt in den lausitzischen Kiefern.

(Otto Gloger.)
Die Freuden einer Hochzeitsreise. Humoresk.

(Max Ring.)
Ein Schachspiel in Schwaben. Criminalroman.

(Dr. A. Völkert.)
Chronik der neuesten Erfindungen.

(B. Philipp.)
Die Geschichte von Schamhoffs erster Ehe aus den Erinnerungen einer Liebesgeschichte.

Der räthselhafte Gesandte.

Papa Steffens über den Tabak.
Berlin. Pauls Verlagsbuchhandlung.

In dem unterzeichneten Verlage beginnt demnächst den zweiten Jahrgang:

Der Naturforscher. Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in der Naturwissenschaft. Für Gebildete aller Berufsclassen.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schlegel.

Preis (in Wochennummern) viertel. 1 Thlr. In Monatsheften zum Preise von je 10 Sgr.

Die Fortschritte unserer Kenntniss der Natur und unserer Einsicht in ihre Erscheinungen und Gesetze sind, Dank den rastlosen Arbeiten zahlreicher Forscher, so schnell und reich, dass auch die beste naturwissenschaftliche Bildung, mit der die Schule auszurüsten vermag, ohne fortwährende Befähigung mit neuen Entdeckungen und Aufschlüssen für das Bedürfniss unseres gebildeten Lebens bald unzureichend wird.

Es handelt sich nun darum, und der Naturforscher hat dies Ziel nach dem Urtheile aller Berufsstände mit Verdacht und Glück angestrebt, die Resultate der Forschungen aller Länder — zum Theil aus den Verhandlungen der Vereine und Akademien, zum Theil aus Monographien und Fachjournalen — aufzusammeln und in gedrängter Kürze gemeinverständlich wiederzugeben.

Eine solche Darstellung wird allen Denjenigen willkommen sein, die Berufstätigkeit oder innerer Drang und Wissenslust zur Beschäftigung mit der Natur führen. Bei dem engen Zusammenhange, in dem alle Seiten der Naturbeobachtung mit einander stehen, darf eine Zeitschrift, die aus allen neuen Entdeckungen auf diesem weiten Gebiete das Wichtigste und allgemein Interessirende bringt, auf große Theilnahme rechnen, was der bisherige Erfolg dieses neuen, erst Anfang vorigen Jahres begründeten Unternehmens auch vollständig bestätigt. (4)

Ein Prospekt über das Unternehmen, begleitet von einem Auszuge aus dem Inhaltsverzeichnis des ersten Jahrganges, sowie eine Probenummer ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin.

Historische Zeitschrift

herausgegeben von Heinrich von Sybel
Zehnter Jahrgang. Viertes Heft.

Inhalt: VI. Kaiser Karl V. und Mutter Johanna. Von G. Bergengroff VII. Zur Beurtheilung des Kurfürsten von Sachsen. Von W. Maurenbreck VIII. Graf Graf zu Münster. Von H. Müller IX. Johann Arwidss Bödner. Von Rante. — X. Literaturbericht. — XI. recht des Secretariats über die neunte Verammlung der historischen Commission.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 1/2 Münden. Literarisch. artistische Auf

Magazin für die Literatur des Auslands

Veränderungen nehmen alle Buchhandlungen an, in Berlin bei Pauls Verlagsbuchhandlung.

Zeitungswesen wie Frankreich durch die die Redaktion (Hauptstadt) Straßburg 16. Berlin Pauls Verlagsbuchhandlung.

Karlsruhe werden die Zeitungswesen mit 2 Sgr. 6. Berlin Dr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Hofmann) in Berlin.

Druck von Eduard Bruns in Berlin. Preussl.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.

Berlin, den 9. Januar 1869.

[N. 2.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Erinnerungen an Meyerbeer. 17. —
für Remane von Pradvoogl. Der deutsche Michael. Der blaue
tessler. 18.
Agnes. Römische Bewegung in Literatur und Kunst. 19.
Agnes. Literarisches aus Wien. Humboldt's Brief über Thüringen.
8. Kurze Mittheilung. Ausbreitung. Das Gecalabel. 20.
Agnes. Die Frauenrechte auf dem social wissenschaftlichen Congreß
in Bernburg. 21.
Agnes. Umbrüche Selbstbilder. 24.
Agnes. Schriftliche in der Fabel im Jahr 1868. Ein bösenlicher
Fehlender und Fittler. 24.
Agnes. literarische Neuheit. Psychologie und Phisic. 26. —
Wichte von Hermann Ring und Martin Greif. 27. — Reich und
No. 37. — Ein Album für Jäger und Naturfreunde. 27.
Agnes. Sprechsaal. Victorienne für Damen in Berlin. 28. —
Agnes. Ratur über die Bulgaren. 28. — D. Red's Geschichte der
Kultur. 28.

Inhalt und Titel des vorigen (vierundsechzigsten) Bandes
von mit dieser Nummer ausgegeben.

Deutschland und das Ausland

Erinnerungen an Meyerbeer.

Wenn die Erinnerung nach den Worten eines unserer Dichter
ein einziges Paradies ist, aus dem wir nicht vertrieben werden
kann, so ist die gesammte Menschheit auch sehr geneigt, in
das Paradies zurückzukehren. Und zwar wohlhabend die
Wohnständer nicht nur dahin im traumatischen Zweifelt, am
letzten Kaminfeuer, allein mit ihren Gedanken, ihrer Phant
kernern sie suchen es auch auf an hellem Tage, bewaffnet
mit Felle und Feder, um ihre Ausbeute in der Gestalt von
Momen, Tagebüchern, Biographien und wie die Bezeich
nung alle heißen mögen, der Mit- und will's Gott auch der
Welt, als Ergänzungen des Forscher- und Schaffensdranges
zu bieten. Es braucht hier nicht erst darauf hingewiesen zu
werden, wie viel die gesammte Kultur- und Literaturgeschichte
unigen Beiträgen zu verdanken hat, braucht unsererseits
ich versichert zu werden, daß wir die Herbeischaffung
des lebendigen Materials, wenn wir uns so ausdrücken
es, als etwas sehr Verdienitvolles betrachten. Wir glauben
es selbstverständlich voraussetzen zu dürfen und doch nicht
verlassen zu werden, wenn uns die Sitte, vielleicht auch
Kunst, nicht ganz unbedenklich erscheint, sobald sich das
ist über einer bedeutenden Persönlichkeit geschlossen, den
zwischen Markt mit großen und kleinen Schriften über sie
schweben. Man sollte dem Todten einen Nekrolog
schen und dann Zeit genug vergeben lassen, um über ihn
zu berichten zu können, denn nur selten gelingt es, zwischen
beiden Klippen, zu pleitavoll zu werden oder gegen die
zu verstoßen angesichts eines frischen Grabhügels glück
lich zurückzusichern.

Die uns vorliegenden Erinnerungen an Meyerbeer erfüllen
eine der angegebenen Bedingungen; sie sind einige Jahre

nach dem Tode des großen Komponisten geschrieben; trotzdem
konnten sie sich nicht ganz frei halten von dem zweiten Bedenken:
sie sind sehr subjectiv.

Herr Mendel hat das Glück gehabt, in näheren Beziehungen
zu Meyerbeer zu stehen, und er würdigt dies in einer Weise,
welche seinem Herzen alle Ehre macht und zugleich der unmittel
barste Beweis für die Lebenswürdigkeit des Talmeschiedenen
ist. Ob aber der anspruchsvolle, bescheidene Künstler, dessen
ganzes Leben und Schaffen ein ernstes Ringen nach dem Wahren
und Schönen in seiner Kunst war, selbst so unbedingt und aus
schließlich gelobt, ja was sagen wir, übermäßiglich verherrlicht
zu werden, gewünscht hätte, darüber steigen uns doch einige
bescheidene Zweifel auf, und ebenso möchten wir uns die Frage
erlauben, ob man in dieser Weise zum Ruhme eines geliebten
Meisters beiträgt oder nicht vielmehr ihm durch eine derartige
Maßlosigkeit schadet und einer ebenso maßlosen Kritik gegen
den Verstorbenen, wie sie z. B. von Richard Wagner geübt
werden, Haften in die Hand liefert?

Wir sehen jedoch von beiden Seiten dieser subjectiven Kritik
der Kunst hier ab, wenden uns ausschließlich dem biographischen
Theile des vorliegenden Buches zu und sind nun erfreut, dem
Biographen unsere warme Anerkennung, unseren besten Dank
ausprechen zu können für das lebenswahre, sonnenhelle Bild,
das er uns von dem Verewigten gezeichnet. Hier, wo das rein
Menschliche in den Vordergrund tritt, hat der mit dem Herzen
schreibende Autor Vortreffliches geleistet.

Wir treten mit dem Verfasser in das zu seiner Zeit hoch
angesehene Vaterhaus des Komponisten, der der Reichtum, aber
auch noch die einfachen, patriarchalischen Sitten des Judenthums
herrschend sind; wir lernen die edle, vortreffliche Mutter, Frau
Amalie Beer, kennen, und verehren den Geist und haben das
volle Verständnis dafür gewonnen, der den Sohn sein ganzes
Leben lang leitete, die unbegrenzte Liebe, mit welcher er an der
Mutter hing, zu ihr wie zu einem Leit- und Hoffnungsstern
auf allen seinen Pfaden aufblühte.

Mit großem Interesse sehen wir den neunjährigen Knaben
zum erstenmale in einem Concert als Klavierspieler öffentlich
auftreten; wir folgen ihm durch seine Studien, in deren Ver
laufe er bald dem ursprünglich beabsichtigten Virtuositenthum
entzagt und sich mehr und mehr der Komposition zuwendet.
Kraftlos lernend und schaffend sehen wir ihn in den verschiede
nen Städten Deutschlands, in Italien, bis er endlich auf der
Höhe seines Ruhmes seine Tage zwischen Deutschland, dem
Land seiner Geburt, und Frankreich, dem Lande seiner Wahl,
theilend, in der Hauptstadt des letzteren das weit und frei
blickende Auge auf immer schließt und geleitet von den Besten
der Nation die letzte Reise nach dem Vaterlande antritt, um in
der Stadt seiner Geburt, auf der Begräbnisstätte seiner Glaubens
genossen, an der Seite seiner geliebten Mutter, seinem Wunsch
gemäß, zur ewigen Ruhe gebettet zu werden.

In jedem Verhältnis, als Sohn, Gatte, Vater, Bruder
und Freund, wie in seinen Beziehungen zu Mitlebenden und
Mittekenden, tritt uns Meyerbeer entgegen als eine Persönlich
keit, in der ernster Pflichter, geistige Klarheit und Festigkeit
des Willens gepaart sind mit der besten Humanität und einer

1) Giacomo Meyerbeer, eine Biographie von Hermann Mendel.
Herausg. von E. Feimann, 1868.

mährhaft rührenden Bescheidenheit. Von letzterer weiß Wendel die überraschenden Züge zu erzählen; es sei gestattet, hier nur Einen anzuführen. „Um mit einer in Berlin anwesenden Sängerin (Jenny Lind) mehrere Gesangsübungen durchzuführen, wählte Meyerbeer in einer Musikalienhandlung die betreffenden Noten aus. Man bietet ihm an, das Päckel in das Hotel zu senden; er aber lehnt dieses Anerbieten mit den Worten ab: „Der Handwerker schämt sich nicht, mit seinem Handwerkszeug über die Straße zu gehen, weshalb sollte der Musiker sich schämen, mit Noten gesehen zu werden?“

Obne die ihm durch die Gunst des Schicksals zugefallenen Mühseligkeiten gering zu achten, ohne sich den Verpflichtungen, welche ihm durch deren Befehl auch gesellschaftlich auferlegt wurden, namentlich in seiner Vaterstadt, zu entziehen, verließ Meyerbeer doch von Jugend auf nie mit dem Reichthum so leicht verknüpften Gefahr, das Studium, weil nicht aus äußerer Nothwendigkeit dazu getrieben, leichtsin und oberflächlich zu treiben, sondern er arbeitete bis wenige Tage vor seinem Tode mit dem angestrengtesten Fleiße, dem höchsten stillen Ernst und wiederholte oft und gern, wie sehr ihn die Lieberzeugung beglückte, daß er, wenn es erforderlich gewesen wäre, von früher Jugend an hätte von seiner Kunst leben können.

Auch seiner Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten wird in eingehendster Weise gedacht, und wir lernen den Meister, obwohl er vollendeter Hofmann war, obwohl er sich im Verkehr mit den Mächtigen dieser Erde gefiel, doch seiner politischen Gesinnung nach als freimüthigen Mann kennen, welcher den Bewegungen der Zeit mit klarem Geiste und offenem Herzen folgte und der, „wenn er auch zu Zeiten alle Ordensbänder, die er besaß, anlegte, doch sehr genau wußte, was die Eile davon werth sei“.

Ein schönes harmonisches Menschen- und Künstlerleben ist in der Biographie vor uns ausgedehnt, und hat der Verfasser den Künstler vielleicht nicht ganz taftlos gelobt, so sei es ihm vergeben, weil er den Menschen so sehr geliebt, und seine Arbeit sei darum recht vielen Kreisen zur Beachtung empfohlen.

3. H.

Neue Romane von Brachvogel.

Der deutsche Michael. — Der blaue Kavalier.

Der Dichter des „Nazif“, denn dieser wird Brachvogel, obgleich er seit dem Erscheinen dieser seiner ersten epochenmachenden Arbeit vielen Andere und zum Theil Bedeutenderes geschrieben, der deutschen Lesewelt doch vorzugsweise bleiben; — der Dichter des Nazif, sagen wir, hat, trotzdem seine Begabung ihn hauptsächlich auf die Thätigkeit für die Bühnen hinwirken ließ, sich doch, der herrschenden Zeitströmung folgend, mehr und mehr dem Romane zugewendet und unter den Vertretern dieses Zweiges der Literatur einen bedeutenden Rang zu erlangen und zu behaupten gewußt. Trotzdem zeugt jeder Roman von der diesem Autor nun einmal inwohnenden unbeflegbaren Neigung, seinen Stoff dramatisch zu behandeln, seine Charaktere plastisch zu gestalten; aber weit entfernt, seinen Arbeiten dadurch Eintrag zu thun, erhalten dieselben durch diese Eigenartigkeit ihres Dichters einen ganz besondern, eben nur seinen Werken eigenthümlichen Reiz. Wählte Brachvogel seine Stoffe aus der unmittelbaren Gegenwart, hätte er sich den Salon-Roman oder die Vorgeschichte, den sozialen oder selbst den politischen Roman in dem Sinne, den wir Kinder der Neuzeit damit zu verbinden

pflegen, zum Ziele seiner Thätigkeit erwählt, so könnte die besprochene Eigenartigkeit seines Talentes etwas Bedenkliches haben. Namentlich die beiden letzteren Gattungen des Romane verlangen weit mehr eine sorgfältige Detail-Ausführung; ihre Aufgabe ist es, das Werden und Reifen der Verhältnisse zu beleuchten, ihnen den Boden bereiten zu helfen; sie können nicht eine Gestalt als Kämpfer und Träger einer ganzen Zeit hinstellen, sondern haben es mit den feinsten Nuanen und Schattierungen zu thun, sie müssen auf das Sorgfältigste zeichnen und malen, können aber nicht einzelne Gestalten vollkommen plastisch hinstellen. Brachvogel kann das, denn sein Gebiet ist der historische Roman und zwar der historische Roman im besten Sinne des Wortes.

Es sind gerade gegen den historischen Roman in der Kritik sehr gewichtige Stimmen laut geworden, Stimmen, welche ihm, wo nicht alle Verechtigung absprechen, doch ernste, schwere Bedenken dagegen äußern wollten, und wir müßten uns ihnen anschließen, sofern sich ihr Zadel auf eine gewisse Art historischer Romanisirendes erstreckt. Die von gewisser Seite be liebte und leider durch Beifall und Erfolg gekränkte Manier, irgend eine beliebige geschichtliche Epoche zur Unterhaltungs- Lektüre zu reorganisiren, Männer und Frauen, die auf dem Welttheater eine tiefingreifende Rolle gespielt, im Hause, in Schlafrock und Pantoffeln erscheinen, sie Dinge sagen und thun zu lassen, die ihrem innersten Wesen fremd waren, und so die historische Treue dem unterhaltenden Geklabber zu opfern, hat seine sehr bedenklichen Seiten, die um so schwerer wiegen, je mehr Eingang derartige Machwerke beim Volke finden. Ist das die Geschichte, die unser Volk lernen soll? Ist das der Spiegel, in dem es die Thaten der Vorzeit zu schauen hat, um einen Maßstab zu finden für seine eigene Zeit? Man wird uns einwenden, daß es zu einer solchen Belehrung ja der vortheilhaften Geschichtswerke genug gebe. Sehr richtig, aber eine große Anzahl von Menschen liest nun einmal lieber Romane als Geschichte, eine große Anzahl von Menschen erfährt alle diese Begebenheiten erst durch den Roman und darum hat der historische Roman eine erste, sittliche Aufgabe, daß er die Verpflichtung der höchsten historischen Treue, muß er in dem Geiste nicht die Lieberzeugung hervorruft, als sei er durch die Lektüre dieses einen Romans über Alles belehrt, was ihm zu wissen noth thut, sondern er muß im Gegenbill erst recht das Verlangen wecken, an den Quellen zu schöpfen, wo der Dichter geschöpft, mit eigenen Augen zu schauen und zu lernen, nachdem ihm von kundiger Hand der Weg in die Vergangenheit gewiesen.

Alle diese Anforderungen erfüllen die uns vorliegenden beiden neuesten Romane von Brachvogel im vollen Maße. Der Verfasser hat den richtigen Takt und das feine Verständniß seiner Aufgabe gehabt, die Helden seiner beiden Werke, die Repräsentanten großer, weltbewegender Ereignisse nicht aus den historisch bekannten Personen zu wählen, sondern er nimmt unbekante, sogar sagenhafte Persönlichkeiten, die er mit voller poetischer Freiheit gestalten darf, wie es ihm sein Genius ein giebt, wie er sie als die Träger der zur Anschauung zu bringenden Idee haben muß, und während er so dem Romane, der Fabel, sein Recht angedeihen läßt, wahrte er der Geschichte das Ihrige, giebt ein treues Zeitgemälde, thut ihr nimmer Gewalt an.

Es ist nicht zu leugnen, die beiden Romane, der deutsche Michael“) und der blaue Kavalier“) haben eine gewisse

“) Berlin, Otto Jank, 1868.

“) Breslau, Eduard Tietzsch, 1868.

zweifelhaftigkeit miteinander, die ihnen aber wie Kindern zu einem guten Hause keineswegs zum Nachtheil, sondern weit zur Empfehlung gereicht.

Der deutsche Michael, „das Märchen deutschen Wehs und trübten Muthes, deutschen Irrens und deutschen Strebens, trübter Treue und deutschen Erwachens, das spukhaft umgeht, das das bald weinen, bald lächeln möchte“, hat der Herr Verfasser zu der Gestalt des Ritters Folgentreu, des unerschrockenen, des Waffentruags schon in der Wiege um sein Väterchen betrogen und der aus dem Kloster zieht als ein nie müder, allezeit getreuer Kämpfer für die höchsten Güter, religiöse und politische Freiheit und Unabhängigkeit. Der Roman zeigt ein Menschenleben, weit mehr noch aber eine der merkwürdigsten, bedeutendsten Lebensphasen der deutschen Nation, denn er beginnt mit dem Kampfe Luther's gegen die römische Kirche und schließt mit dem Augsburger Religionsfrieden. Von 1517 bis 1555 führt uns Bradpogel durch alle Phasen aus dem großen Befreiungskampfe des deutschen Volkes von Rom und Habsburg, eines Kampfes, der Jahrhunderte währt und 1866, wenn auch noch nicht vollständig entschieden, so endlich der Entscheidung sehr nahe gebracht ist. Und diese Geschichte unserer heutigen Tage mit der damaligen, die Bradpogel ohne nur mit einem Worte direkt darauf binzuweisen, ist in jedem Momente herbeizurufen und wahrzunehmen. Er erzählt dem Romane nicht nur einen heben Reiz, sondern streift ihn geradezu zu einer der bedeutendsten Ereignisse unserer neueren Literatur, der, wie uns betinken will, so lange nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu Theil werden ist. Wir enthalten uns einer bei Beschreibung eines Romanes sonst wohl üblichen Skizzirung seines Inhaltes, einmal ist es ganz unzulässig ist, die Gulte der ein halbes Jahrhundert wucherten Begebenheiten in den Rahmen einer kurzen Beschreibung zu drängen, dann weil sich weder der Held, noch die sich um ihn und neben ihm gruppierenden Haupt- und Nebenpersonen leicht analysiren lassen. Der Roman ist ein Ganzes; als Ganzes muß er genossen und beurtheilt werden; jedes willkürliche Herausheben würde ihm nur schaden, und deshalb lassen wir unsere ganze Kritik in dem Bunde zusammen, daß jeder Leser selber auch ein Leser des deutschen Michael's werde.

Mit einer ähnlichen Empfehlung dürfen wir auch den Herrn Karalier austreten, obgleich wir nicht verhehlen können, daß uns derselbe nicht überall auf ganz gleicher Höhe des „deutschen Michael“ zu stehen scheint. Nicht uns der Herr Roman ein Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts auf, wenigstens uns der zweite in das siebzehnte, das Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges. Jedoch sind es nicht die Verhältnisse Deutschlands, deren Schilderung sich der Dichter vorzugsweise zur Aufgabe gestellt; er berührt dieselben vielmehr nur, wie der Einfluß sind auf das Schicksal der schönen unglücklichen Winterkönigin, der Tochter König Jakob's von England und Gemahlin Friedrich's von der Pfalz.

William Craven, der Sohn des Hofkammerers Jakob's I., deren trübster Jugend eine schwärmerische Liebe für das Königin Elisabeth begehrt. Durch eine glückliche Verkettung von Umständen leitet er dem Hofe einen wichtigen Dienst, wird vom Kaiser zum Ritter geschlagen, der blaue Karalier genannt, aber mit dem Hilfscorps, das Karl I. zu Gustav Adolph stoßen nach Deutschland schickte. Hier zeichnet er sich aus, wird zu dem nächsten Feldzuge in den Grafenstand erhoben und ist nicht nur, mit dessen Freundschaft und Vertrauen geehrt; er tritt auch dem Ideal seiner Jugend, der Kurfürstin

Elisabeth, näher, begleitet sie nach dem Tode Gustav's und ihres Gemahls nach Holland, wo sie die Aufopferung und Hingebung des Ewiggetreuen durch ihre Hand belohnt. Karl I., anfangs sehr aufgebracht über die Resalliance seiner Schwester, ruft Craven, den er zum Herzog ernannt, in der Noth zu sich und dieser beugt sich, mehr ritterlich als klug, zu dem Schwager, dessen Handeln er mißbilligt, dessen Sache er verlorren giebt, und setzt sich, die geliebte Frau und die Söhne für den König dem Tode und der Gefangenhaft aus. Inzwischen erkennt auch Cromwell William Craven's Keinheit und Größe; unbehelligt lebt er mit Elisabeth und deren Tochter Sophie auf seinem Landsitze, und erst die Heirat der Letztern mit Ernst August, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, macht den Verdacht des Protektors rege und veranlaßt ihn, Elisabeth aus England zu verbannen. Jedoch nicht lange bleibt sie fern; mit Karl II. kehrt sie nach England zurück, um kurze Zeit darauf in William's Armen zu sterben, während er sie noch lange genug überlebt, um zu erfahren, daß die Stuart's nichts vergehen und nichts gelernt haben, und sie für immer der Krone verurtheilt geben zu sehen. Wie ein rother Faden zieht sich durch das Ganze der Bund der Freimaurer, dessen Institutionen Bradpogel nicht schildert, die er aber abnen läßt als Basis des reinsten Menschthums, der wahren sittlichen Größe. William Craven, der Großmeister des Ordens, lehrt Wilhelm III. bauen, wie er gebaut, und beschließt mit diesem Akte sein thatenreiches Leben.

Auch in diesem Roman hat Bradpogel überall Poesie und Geschichte in glücklicher Weise zu verbinden gewußt und uns ein treues, farbenreiches Bild der englischen Revolution, zugleich aber auch sehr eindringliche Lehren der Weisheit gegeben. Erfreulich ist es auch, wie er ohne Schönfärberei doch die Gestalt der so vielfach verunglimpften Elisabeth rein und würdig gezeichnet und durchgeführt hat.

S. S.

Belgien.

Vlaamische Bewegung in Literatur und Kunst.*)

Es ist uns kürzlich aus Gent ein bibliographisches Verzeichniß der in Belgien, während der zwölf Jahre von 1856 bis und mit 1867, in vlaamischer Sprache erschienenen Bücher, ein stattlicher Band von 319 Blättern, zugegangen, der von dem Umfange der vlaamischen Literatur und von der Bedeutung, die sie in neuerer Zeit gewonnen, einen recht erfreulichen Beweis liefert. Ueber tausend Namen von Dichtern, Schriftstellern und Komponisten werden hier genannt (72 vlaamische Tonsetzer allein), unter denen allerdings nur Wenige sich befinden, die auch in größeren Kreisen, oder gar — wie Willems, Conscience, Prudens van Duysse, Daugenberg, Vegdang, Frans de Gort, Emmanuël Viel u. A. — auch im Auslande bekannt und geschätzt sind. Aber die Zahl derer, die entweder ausdrücklich, oder dadurch, daß sie nur in vlaamischer Sprache schreiben, gegen die Mißbräute und das allseitige Vorherrschende des französischen Sprachelements in Belgien protestiren, ist doch immerhin zu groß, als daß dort jemals eine ähnliche, systematische Herabwürdigung

*) Vlaamsche Bibliographie, of Lijst der Nederduitsche Boeken, in België sedert 1830 uitgegeven. 3. deel. Tijdschr. 1856—1867. Verzameld door Fr. de Potter. Uitgave van het Willemso-Fonds. Gent, W. Rogghe, 1868.

und allmähliche Verdrängung der einheimischen Volksprache, wie im Elsass und in Deutsch-Lothringen, zu befürchten sein sollte. Zeigten in diesen beiden französischen Provinzen die deutschsprechenden Gebildeten und Schriftkundigen auch nur die Hälfte des Eifers und der Thätigkeit der wackeren Flamingen, dann würde die dortige, allgemeine Volksbildung nicht in so beschämender Weise Rückschritt gemacht haben, als es, nach statistischen Ermittlungen, seit einem Menschenalter der Fall ist.

Charakteristisch ist die große Zahl von Schriften über die „flämische Bewegung“ und über das Recht der flämischen Sprache gegenüber der französischen, von denen einzelne, wie „In Vlaanderen Vlaamsch!“ mehrere Auflagen erlebt haben. Auch in französischer Sprache haben sich viele Vertheidiger der flämischen Volkssache gefunden: ein Erzähler des jetzigen Königs der Belgier, Herr S. S. de Groot, hat sogar einen „Essai sur les langues Française et Flamande; supériorité de celle-ci sur la première“ geschrieben. Friedrich Detker's deutsche Schrift über die flämische Bewegung ist sowohl in's Flämische als in's Französische (Journal, 1856) übersetzt worden. Eine nicht uninteressante Bemerkung ist, daß in früheren Jahren hauptsächlich gelehrte katholische Priester und darunter einige bekannte Jesuiten händlers in Streitchriften, Sprachlehren und Wörterbüchern für die Sprache des Volkes aufgetreten sind, während in neuerer Zeit gerade der Liberale, mit den antirömischen Bestrebungen Deutschlands und Englands sympathisirende Theil der politisch und wissenschaftlich gebildeten Männer Belgiens für die Sache der flämischen Bewegung wirkt und kämpft.

Dem entsprechend, bemerken wir auch, daß mit jedem Jahre die flämische Presse einen humaneren, freisinnigeren, den Standpunkt der Geister des neunzehnten Jahrhunderts gewinnenden Charakter gewinnt und sich mehr und mehr von dem in Frankreich herrschenden, in der Kirche die Geister auf römische Weise knechtenden und im Staate die Menschen regimentsdienenden und uniformirenden Willkürsystem abwendet. Die in französischer Sprache erscheinenden belgischen Blätter unterscheiden sich in dieser Beziehung wesentlich von den flämisch geschriebenen Zeitungen. Das alte Journal de la Belgique, in früherer Zeit ein Organ der aufklärten Bourgeoisie, ist jetzt ein entschiedener Vertheidiger des römischen Absolutismus; die Indépendance betrachtet Belgien als eine Demaine Frankreichs, die einem ähnlichen Schicksal, wie Lothringen und das Elsass, entgegengehe, und Le Nord macht gar Propaganda für das Moskowitenthum.

Mit jedem Jahre wachsen in dem uns vorliegenden Handbuche der flämischen Bibliographie die Nummern unter den Titeln: Rechtsgelehrtheit, Nijverheid (Volkswirthschaft), Koophandel, Huishoudkunde (Volkswirthschaftslehre), Openbaar onderwijs (öffentlicher Unterricht), Oproeding (Pädagogik), Wijsbegeerte en Zedeleer (Philosophie und Ethik), Sterrkunde (Astronomie), Naturkunde, Landbouw, Schoone Kunsten en Fraaje Letteren (Schöne Künste und Wissenschaften), Geschiedenis (Geschichte) und Aardrijkskunde (Geographie).

Ganz besonders ist in neuerer Zeit das Gebiet der Poesie, der Poesie mit und ohne Musikbegleitung, gepflegt worden; das Verzeichniß dieser poetischen Ergänzungen während der letzten zwölf Jahre nimmt nicht weniger als achtunddreißig eng gedruckte Blattsseiten der vorliegenden, bibliographischen Uebersicht ein. Es schließt sich daran das über zwanzig Seiten einnehmende Verzeichniß der Bühnenstücke in flämischer Sprache, das ebenfalls viel größer ist, als wir erwartet hatten. Unter den produktivsten Verfassern dieser Bühnenstücke befinden sich die Namen Slechts, Napoleon Desfontain, Anderret, van Driessche,

van Peene, Versmaeten u. A. Als Komponisten von Opern, Opern und Liedern sind besonders die Herren Benoît, Min, van den Heeden, van Schelme u. A. zu nennen. Unter den Novellisten zeichnet sich natürlich Hendrik Genieude (mit nicht weniger als 57 Nummern, worunter viele in mehreren Bänden) aus; nächst ihm gebührt einer Dame, der Frau Courtmans, geb. Berghmaus, der Ruhm, die besten Erzählungen in flämischer Sprache geschrieben zu haben.

In Brüssel geht man damit um, die riesenhafte Schaubühne des Circus als flämisches Nationaltheater einzurichten. Es haben dort bereits italienische, französische, deutsche und englische Schauspieler-Gesellschaften Vorstellungen gegeben; keine war jedoch im Stande, das große Haus so mit Zuschauern zu füllen, wie die flämischen Liebhaber, die dort gespielt haben. Dies hat natürlich keinen anderen Grund, als daß die Flamingen sich nicht bloß, wie jene Ausländer, an die Aristokratie der Hauptstadt, sondern an die große Mehrheit ihrer Einwohner wenden. Die Regierung, von deren Genehmigung hauptsächlich diese Errichtung eines flämischen Nationaltheaters abhängt, scheint der Sache günstiger zu sein, als der französische Magistrat der Stadt Brüssel. In Antwerpen hat dagegen der flämisch gesinnte Gemeinderath in richtiger Erkenntnis der ihm obliegenden patriotischen Pflicht zur Pflege der Landes- und Volkssprache die Summe von einer Million Francs zur Erbauung eines Schauspielhauses votirt, in welchem flämische Opern, Trauer- und Lustspiele zur Aufführung kommen sollen. Noch im Laufe des Jahres 1863 glaubt man, diesen Tempel der flämischen Kunst vollenden zu können.

Das neue Jahr beginnt demnach mit guten Auspizien; hoffen wir, daß wir im Laufe desselben in diesen Blättern noch recht oft Gelegenheit haben werden, Günstiges über den Fortgang der flämischen Sache zu berichten.

Joseph Lehmann.

Sch w e i g.

Literarisches aus Genf.

Humbert's Werk über Thüringen. — G. Roux's Illustrirter Thüringen. — Das Götterabsehn.

Gestatten Sie mir, Ihnen über einige neuere hiesige literarische Erscheinungen zu berichten, welche auch für Deutschland nicht ohne Interesse sein dürften. Ich behalte mir vor, in einem nächsten Brief unsere gegenwärtigen politischen, sozialen und confessionellen Zustände zu schildern, welche wieder einmal nach allen Richtungen gipfeln, und neue Stürme im Glatz Wasser zu verurtheilen scheinen.

Das Buch, welches wir hier als besonders uns Deutsche angehend zuerst nennen wollen, sind die Villes de Thüringe: Weimar, Erfurt, Jena, Gotha, Altenbourg, Cobourg, Meiningen (Paris, Didier et Co.), von Edeuand Humbert, Professor an der Akademie zu Genf. Es bildet dieses Werk den zweiten Band des schon 1862 von demselben Verfasser herausgegebenen und von uns auch in diesen Blättern angekündigten Buchs: „Dans la forêt de Thuringe“. Wie der Herr Verfasser bereits in dem ersten Bande vollständigsten Beweis geliefert hatte, daß er sich bei seinen häufigen Besuchen im Thüringerlande, wo er auch am Weimarer Hofe beim Großherzog, dessen Erzieher der vor einigen Jahren gestorbene Groß-

dem Tode, einer der letzten noch lebenden Freunde Goethe's, ein gelehrter Gelehrter war, mit zuvorkommendster Freundlichkeit zur Gütlichkeit aufgenommen wurde, eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten angeeignet hatte, zeigt er auch in diesem ersten Bande seine feine und anziehende Beobachtungsgabe, die warme Liebe, womit er seinen Gegenstand behandelt, und wie in trefflichen, farbenreichen Bildern das Gelebene und Erlebte und Gelesene zu schildern. Während der erste Band hauptsächlich eine getreue Charakteristik des thüringischen Volkes gibt und auch die im Thüringerwalde noch so reich blühende Hirsche eingehend vertritt, beschäftigt sich der eben erwähnte zweite Band hauptsächlich mit der hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung dieses deutschen Landes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Der Herr Verfasser schildert nicht nur das in Ort und Stelle Gelebene und Gelesene, sondern hat auch alle wichtigen deutschen Quellen in umfassender Weise benutzt und befindet eine gründliche Kenntniß der bezüglichen deutschen Literatur, namentlich auch über die klassische Periode von Weimar und Jena, welche wir bei Ausländern immer nur so selten finden. So giebt es denn in der That auch wohl sehr wenige Bücher in französischer Sprache, in welchen sich ein ähnliches Eingehen auf deutsches Wesen und ein tieferes Verständnis desselben finden, als in dem Humbert'schen Werke über Thüringen. Das Werk schließt mit einer lebensvollen Beschreibung des Wartburger Jubelfestes vom August 1867, welchem der Verfasser persönlich beizuwohnte. Wir haben es immer für eine der wichtigsten Kulturaufgaben der Schweiz gehalten, das Kennen der drei Nationen, welche in der Eigenschaftswandlung sind, literarisch zu vermitteln. Professor Dr. Humbert ist aber einer von den Männern, welche mit richtigem Verstand und klarem Willen der Lösung dieser Aufgabe sich gewidmet haben, wie seine zahlreichen Arbeiten in der früher in der jetzt in Lausanne erscheinenden Bibliothèque Universelle der deutschen Literatur des Mittelalters und der klassischen Periode genügend bezeugen. Wir wünschen dem Buch, welches durch höchst elegante topographische Ausstattung (es ist in der berühmten Offizin von J. G. Zid in Genf gedruckt), sowie durch schöne, sehr entsprechende Holzschnitt-Illustrationen, als ein Prachtwerk qualifiziert, seines vortrefflichen Inhalts wegen weitest Verbreitung in Frankreich, und erfahren mit Vergnügen, daß verschiedene Pariser Blätter, z. B. der „Constitutionnel“, ja sogar der „Moniteur“, demselben anerkennende Besprechungen gewidmet haben. Der literarisch hochgebildete Greizer Herr Weimar hat bereits bei Erscheinen des ersten Bandes dem Herrn Verfasser seine Anerkennung durch Vorreihung des Kulturkreises ausgesprochen.

Das zweite Werk, welches wir hier zu erwähnen haben, ist ein national-schweizerisches Kunstwerk: „Le Ranz des Vaches de Grejyre et Chanson de Vigneron. Illustrés par G. Roux“. Der Künstler, ein Baslerländer, der sich bereits durch viele vortreffliche Zeichnungen, namentlich Illustrationen zu mehreren in Paris erschienenen Sammelwerken, z. B. zu Melvire, wie auch als Mitarbeiter unserer illustrierten Zeitung in Leipzig, vortheilhaft bekannt gemacht hatte, zeigt sich in diesem Werk von reinem nationalem Geiste getragen; er führt uns hier das schweizerische Volksleben nach zwei seiner Hauptrichtungen in natürlichen, wahrheitstreuenden Darstellungen entgegen. Das ist einerseits die naturwunderhafte Realität in geschmackvollster Auffassung. Wie die Schweiz gesehen hat und sich die dort empfangenen Eindrücke von der großartigen Natur und dem kunstvoll gestalteten Landschaften frisch und lebendig erhalten will, der mag sich dieses

Werk mit in die Heimat nehmen und noch nach langen Jahren, in weiter Ferne in Betrachtung dieser lebensvollen Darstellungen sich wieder zurückversetzt fühlen in das Land seiner träumenden Sehnsucht. Das Buch wird eingeführt durch eine literarische Notiz von E. Favaz, einem namentlich mit dem noch so wenig wissenschaftlich durchforschten Patois dieser Gegenden sehr vertrauten Lehrer in Lausanne. Er sagt: „Die zwei Volkslieder, welche die Anregung zu diesem Werk gegeben haben, gehören der französischen Schweiz an. Ein jedes derselben charakterisiert eine Seite des Volkslebens in diesen lachenden Gegenden, wo uns das Hirtenthal Grubore (Grejyre im Kanton Freiburg) und die harmonischen Landschaften von Glarens und Montreux entgegentreten. Der Aubrigen, welcher mit Variationen im ganzen Lande gesungen wird, scheint aus Grubore zu stammen. Es ist wenigstens wahrscheinlich, daß die Senner (armanis) von Colombettes, Abends am Herde der Zehnütte vereinigt, selbst die Worte erfunden haben. Es ist dieses Lied, an welches sich die berühmte Weise knüpft, welche Bietti so gern in ihrer ganzen Einfachheit vortrug und welche noch die Bewunderung aller Virtuosen erndet. Diese Weise ist sehr alt, sie wurde schon 1710 in Basel gedruckt, in einer Abhandlung über das Hirtenlied, woraus man schließen darf, daß sie schon damals seit langer Zeit bekannt und volkstümlich war. Auch ist es sicher, daß sie der französischen Schweiz angehört. Was die Worte anbelangt, welche neueren Ursprungs sind, so findet sich da augenscheinlich in den Wiederholungsversen eine Nachahmung oder doch eine Erinnerung an die Aubrigen der deutschen Schweiz. Dies ist sehr natürlich, denn Grubore gränzt an deutsch-sprechende Landschaften, und der benachbarte Kanton Bern besitzt drei oder vier solcher Aubrigen. Wir sagten, daß diese Erinnerung sich in den Wiederholungsversen bemerklich mache, aber hauptsächlich auch in der Anrufung der Kühe: „ha! ha! lauba“, welche Anrufung in den Aubrigen der deutschen Schweiz wiederkehrt. In Glarus, Graubünden und Appenzel heißt es: laba, ho, laba, und weiter:

„Ho, laba,
Dort oben,
Komm ab
Wacht laba
Dein Salz.“

Das Greizer Patois hat das Wort „lauba“ angenommen. Der Aubrigen von Colombettes unterscheidet sich trotz dieser Verwandtschaft gründlich von den ähnlichen Volksliedern der deutschen Schweiz. In jenen liegt die tiefe Gemüthlichkeit und Naivität, welche den Grundcharakter der deutschen Volkspoesie bildet; den Aubrigen von Colombettes vergleicht Herr Favaz mit einem „fabliau“, dem man sofort den gallischen Geist anmerkt. Ob dieser Vergleich mit einem „fabliau“ richtig ist, lassen wir dahingestellt sein; mit der Tiefliegenheit eines deutschen Volksliedes hat der Ranz des vaches des Colombettes allerdings nicht die entfernteste Verwandtschaft. Ein Senne sagt: Die Hirten von Colombettes hatten früh Morgens auf, die Kuh auszutreiben. Als sie an ein Wasser (einen Bach) kamen, war dieses so angeschwollen, daß sie nicht hindurch konnten. Da jenseits sie einen zum Geistlichen, der soll diesen bitten, eine Messe zu lesen, das werde helfen. Der Pfarrer verlangt einen Kase für seine Mühe. Der Senne sagt, der Pfarrer solle nur seine Magd leihen, der wollten sie den Kase geben. Der Pfarrer antwortet: „Meine Magd ist zu hübsch, ihr könntet mir sie zurückbehalten.“ Der Senne entgegnet, das werde nicht geschehen. „Von zu vielem Viehfleisch eurer Magd mühten wir

vielleicht beichten. Zur Handanlegen am Kirchgürtel fänden wir keinen Abhalt.“ Darauf verfrucht der Pfarrer, die Messe zu lesen. Nun kehrt der Senne zurück und kann jetzt mit seinen Kühen das Wasser überschreiten. Und nun geht's an die Bereitung des Käses. Der Text des Wingerliedes ist im Ganzen ebenso poetisch; er enthält eine Aufforderung zur frühlichen Arbeit der Weinlese und Weinbereitung, etwa im Stile einiger Pieder im „Förstlein Wildheim“. Es kann also unmöglich der postfearme Gehalt dieser beiden Volkslieder sein, welche den Künstler zu seinen warmen malerischen Darstellungen begeisterte. Es ist die Erinnerung an das großartige herrliche Vau selbst, an das bunte Volksleben, unter welchem er selbst seine Jugend verbrachte, welche ihm die reichen Ideen, die er uns hier in malerischer Darstellung vorführt, eingab. „Der in photographischer Hinsicht ebenfalls wahrhaft künstlerisch ausgestattete Werk ist bei J. Dulp in Bern erschienen, welche thätige Verlags-handlung auch durch ein anderes Unternehmen: „Schweizergeschichte in Bildern“, von welchen jetzt fünf Lieferungen vorliegen, viel zur Hebung vaterländischer Kunst beiträgt.

In Genf wurde wieder im Monat December das alljährliche Nationalfest der Escalade zur Erinnerung an den von den Bürgern glücklich abgeschlagenen Ueberfall der Savoyarden in der Nacht vom 11. auf den 12. December 1602 unter ungewöhnlicher Theilnahme der Bevölkerung gefeiert. Diese große Theilnahme hatte wohl ihren wesentlichsten Grund in der gerade gegenwärtig wieder in dem „protestantischen Rom“ herrschenden confessionellen Spannung, welche durch die ultramontanen Bestrebungen des in Genf seinen Sitz habenden Bischofs von Hebron in paribus, Mermillod, der seine Pläne mit großer Thätigkeit und Gewandtheit verfolgt, genährt wird und bei den Großrathswahlen am 15. November 1868 in dem katholischen Städtchen Carouge zu beauerlichen excessen geführt hatte, gegenüber welchen der große Rath und die Regierung selbst eine sehr laue Haltung eingenommen hatten. Der volkstümliche Theil des Escaladefestes verlief in der allerkühnlichsten Weise. Scharen von maskirten Anaben und jungen Leuten durchzogen an den Abenden des 11. und 12. December, alte Escaladelieder singend, unter welchen das volkstümlichste die Weise der Carmagnole hat, die Straßen und öffentlichen Schauplätze, wo sie reiche Gaben sammelten. Dieses Jahr aber hatte noch, wie auch schon im vorigen Jahr, ein Comité einen historisch-costümirten Festzug veranstaltet, der am Abend des 13. December stattand und wirklich großartig ausfiel. Wohl gegen 500 Personen nahmen an diesem Zuge Theil, der allerdings ebenso charakteristisch als malerisch gehalten war. Er gab in sehr schönen, den Charakter der Zeit genau darstellenden Costümen ein volles Bild der bei jenem merkwürdigen Ereigniß beteiligten Personen und Gesellschaftsclassen. Die savoyischen Edelleute erschienen zu Pferde in reicher ritterlicher Tracht. Auch der bei der Escalade gefallene Genfer Syndicus Chantal fehlte nicht, ebenso wenig die Dame oder Mère Reineque, eine Frau, welche nach der Volkslage in der Rue de la Tardais aus einem Fenster einen schweren eisernen Topf, eine Marmotte, auf die anstürmenden Feinde geschleudert und damit einen getödtet hatte. Aber auch der Scharfrichter Tabagan, der unter Calvin eine so schreckliche Berühmtheit erlitt und nach welchem noch heute eine Straße in Genf genannt wird, war in Begleitung zweier Gefährten in rothen Mänteln vorhanden, welche Stride trugen, um die gefangenen Savoyarden am Galgen ihr schändes, räuberisches Unternehmen büßen zu lassen. Nicht minder spazierte der Berner Muth, das Wappenthier des mächtigen Bundesge-

noßen der jungen Republik gegen savoyische Vergewaltigung, lustig in natürlicher Gestalt mit im Zuge, der unter dem vollen Schall einer schönen Muffel die Hauptstraßen der Stadt von 6 Uhr Abends an durchzog. Ich sah ihn an einem sehr günstigen Punkt, an dem Place Veugis du Jeux, wo sich noch bis in dieses Jahrhundert ein allsehrwunders Dvor befiand, und wo noch jetzt die alterthümlichen Häuser den raffinsten Hintergrund zu diesem mittelalterlichen Bilde lieferten. Der Platz war bengalisch beleuchtet, was die bunten und strahlenden Farben der prächtigen Costüme nur noch mehr hervorhob. Endlich war der historische Zug vorüber, und es kam kein phantastisches, wenig raffendes Antänzel: die Genfer Presse, auf 15 Eßeln reitend. Die bengalischen Flammen erloschen in diesem Augenblick, ägyptische Finsterniß trat ein, so daß ich von der Genfer Presse nichts als das Eselgetrappel bemerken konnte. Einige Organe fehlten in passenden Aufzügen vertreten gewesen sein; so das sehr calvinistische „Journal de Geneve“ in der steifen Hoftracht des vorigen Jahrhunderts. Dieses Blatt hatte seinen engherzigen Pedantismus so weit getrieben, daß es, in Anbetracht, daß das Fest vom 13. December auf einen Sonntag fiel, in seiner an diesem Tage erschienenen Nummer unter seinen Annoncen mit Ausrufen gedruckt hatte: „Sousiens-toi du jour du repos pour le sanctifier!“ Die puritanische Warnung des frommen Blattes hatte jedoch nicht den mindesten Erfolg. Tausende von Menschen strömten bis tief in die Nacht auf den Straßen, die Eisenbahn hatte sogar mit ermäßigten Fahrpreisen Tausende von frommen Waadtländern nach Genf gebracht, die frühlich singend den Volksärm vermehrten.

Herr G. Revilliod, der sich durch den auf seine Kosten veranstalteten Wiederabdruck der wichtigsten Quellen der Genfer Geschichte des 16. Jahrhunderts, wie der Benardischen Schriften, der Frommont'schen Chronik und der Denkwürdigkeiten der Nonne Jeanne de Jusse ein wirkliches Verdienst um die Literatur und Geschichte seiner Vaterstadt erworben hat, ließ auch neuer wieder eine kleine Heftschrift erscheinen. Es ist der Wiederabdruck einer 1609 in Yvon erschienenen Handschrift, welche unter dem Titel: „Variable Discours de la découverte de l'entreprise de Loys de Comboursier, Sieur du Terrail“ etc. ein blutiges Nachspiel der Escalade erzählt. Es ist die Geschichte des Processes gegen den Edelmann Voss du Terrail aus dem Dauphin und den Ingenieuren la Balade aus Perdeaur, welche im Frühjahr 1609, nachdem ihnen durch die holländischen Gesandnisse erprobt waren, in Genf hingerichtet, der erste Geföpf, der zweite gehängt wurden. Diese Prosaüre, deren wahrscheinlich einzig erhaltenes Exemplar sich in Revilliod's Besitz befindet, wirft ein merkwürdiges Licht auf die in Genf nach der Escalade herrschende mihtrauliche Stimmung und bietet ein vielseitiges kulturgeschichtliches Interesse. Die beiden Hingerichteten waren angeklagt, im Einverständniß mit dem Herzog von Savoyen eine neue Ueberumpelung Genfs vorbereitet zu haben. Die Anklage stützte sich auf sehr gute Ausagen. Die beiden Genojen waren im Bernischen Waadtland verhaftet und nur auf das dringendste Ansuchen der Genfer von Bern ausgeliefert.

Von Professor J. B. G. Gallie wird nächstens ein schon längst angekündigtes größeres, kulturgeschichtliches, reich illustrirtes Werk erscheinen, in welchem der Herr Verfasser wahrscheinlich wieder mit seiner bekannten, gesunden Kritik die Genfer Zustände des 16. Jahrhunderts beleuchten wird, welche von calvinistischen Schriftstellern der historischen Wahrheit zum Troß nur zu lange in einem partiellen Dämmerlicht gehalten wurden.

Genf, Ende December 1868.

B. Kampmann.

England.

Die Frauenrechte auf dem social-wissenschaftlichen Congress zu Birmingham.

Sie bereits mehrere seiner Vorgänger, so hat sich auch die letzte, zu Birmingham abgehaltene Congress der Gesellschaft für Beförderung der Social-Wissenschaften in einem recht eingehend mit der Verbesserung der Stellung weiblichen Geschlechtes beschäftigt. Die Verhandlungen über den Gesandten drehten sich vorzugsweise um zwei große Hauptpunkte: Die rechtliche Frage und die Erziehungsfrage.

In Betreff des ersteren Punktes war das Eigentumsrecht unheiratheten Frauen ein Gegenstand lebhafter Discussion. Es wurde hervorgehoben, welch großer Mißbrauch mit dem Gesetz das dem Manne die unbedingte Verfügung über das Vermögen der Frau zurpricht, getrieben werde. Dasselbe gelte thatächlich nur für die Armen, während man es in den höheren Klassen durch das im Heirathscontract der Frau festgesetzte Verbot (marriage settlement) illusorisch zu machen wisse. Wüßte man in England zwei verschiedene Gesetze, eins für die Armen und eins für die Armen. Es liege schon hierin eine Verletzung der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, die Sache sei aber um Vieles bedenkllicher, wenn man erwäge, daß gerade da, wo man sich vor dem Mißbrauche des Gesetzes zu fürchten wisse, die Befürchtung einer solchen Eventualität am meisten nahe liege. Die arme Näherin, welche den Unterhalt sich und ihrer Familie earbeiten muß, bedarf weit mehr des Schutzes vor einem verschwenderischen Ehemanne, als die vornehme Dame, die, komme es wie es wolle, doch nur in den selten Fällen wirklichen Mangel preisgegeben sein wird. Es wüßte gegen diesen Uebelstand fand man nur in einem Gesetz das den Verdienst der Frau der Kontrolle des Ehemannes entzieht.

Dr. Hobhouse zählte die durch Ausübung des Gesetzes, das dem Manne die Verfügung über das Eigentum der Frau zurpricht, angeblich erwachsenden Nachteile auf: Frauen werden dadurch dem Genuß und der Betheiligung unterworfen, was ihnen zur Erhaltung ihrer Kinder verpflichtet; es werden Schwierigkeiten im Geschäftsleben erwachsen und Verurtheilungen gegen Gläubiger zunehmen; die Fälle, wo das Gesetz hätte würde, seien nur in einer kleinen Minderheit vorzukommen, und man dürfe nicht Gesetze für die Minorität machen; die Autorität des Gatten würde durch die Veränderung nicht erschüttert werden. Der Redner widerlegte alle diese Punkte und verwies auf die ausführlichsten bei dem letzten, der alle der wichtigsten erschien. Er verwies auf das Beispiel freier Länder, wo das Gesetz ja in den höheren Klassen tagen werde, ohne daß man im Familienleben die befürchteten Folgen wahrnehme, dann aber auf die Vereinigten Staaten von Amerika und Ober-Canada, wo diese den Anforderungen unseres Jahrhunderts entsprechende Gesetzesänderung sei, ohne daß ein nachtheiliger Einfluß auf Familie und Staat sichtbar gewesen wäre.

Nach ihm sprachen noch mehrere Redner, darunter auch zwei Damen, für die Ausübung des Gesetzes, wobei namentlich die Anomalie hervorgehoben ward, daß der unheiratheten Frauen die unbedingte Verfügung über ihr Vermögen frei steht, während der heirathete vollständig unmundig, und wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil bestimmender Heirathscontract ist, dergestalt vom Manne abhängig wird, daß er

nicht nur über sein Vermögen, sondern auch über das ihrige selbst testamentarisch bestimmen und sie, wenn es ihm so gefällt, als Bettlerin nach seinem Tode zurücklassen kann.

Schließlich ward die Resolution angenommen, beim Parliamente eine Menderung des Gesetzes zu beantragen.

Die zweite Frage: über Erziehung und Unterricht der Frau, wurde von den verschiedensten Seiten beleuchtet.

Miß Emily Davies machte in einem längeren Vortrage den Vorschlag, ein neues College für Frauen zu gründen, durch welches die Erziehung der jungen Mädchen, nachdem sie die Schule verlassen, ganz in derselben Weise vollendet werde, wie dies durch die Universität für die Jünglinge geschieht. Die Rednerin zählte alle gegen eine derartige Institution erhobenen und noch zu erhebenden Einwürfe auf und widerlegte sie; eines näheren Eingehens darauf können wir uns aber enthalten, da es eben nur die alten, schon häufig discutirten Bedenken der Gegner und die von allen Einsichtigen aufgestellten Widerlegungen sind. Miß Davies will ihr College auf dem Lande einrichten, was den doppelten Vorzug gewähre, die Schülerinnen von Zerstreuungen fern zu halten und ihnen einen gesunden Aufenthalt zu verschaffen, während sie in den Ferien Gelegenheit genug fänden, unter Aufsicht ihrer Mütter Mütter und Gesellschaften zu besuchen. Schließlich forderte sie die reichen Mitglieder derjenigen Klassen, deren Töchter durch die Begründung eines solchen College am meisten gewinnen würden, dringend auf, dafür die nöthigen Geldmittel zu zeichnen und den Frauen nicht länger vorzuenthalten, was man den Männern in so reichem Maße zu Theil werden lasse.

Professor Hawcutt billigte den Vorschlag, hoffte jedoch, man werde sich durch Einrichtung eines solchen Frauen-College nicht des ganzen Umfangs der Verpflichtungen entledigt glauben, die man für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes habe. Die dem Unterrichtswesen in England ausgeflossenen Fonds seien enorm und die Frauen hätten ganz dasselbe Recht wie die Männer, davon Nutzen zu ziehen.

Der gewerbliche Unterricht der Frauen fand eine sehr warme Fürsprecherin in Miß Jessie Bouverett. Sie empfahl zu diesem Zwecke besonders die Einrichtung von Gewerbeschulen für Frauen und wies dabei namentlich auf das Beispiel Frankreichs hin. Dort empfinde man bereits den schweren Irrthum, den man begangen, indem man Frauen von dem gewerblichen Unterricht ausschloß, während man ihn Männern in sehr sorgfältiger Weise zu Theil werden ließ. Die Folge davon sei gewesen, daß die Frauen nicht nur kein neues Arbeitsfeld erobern gekonnt, sondern vielmehr aus manchen ihnen bisher eigenen Gebieten von den Männern verdrängt worden wären, wie die Pariser Damenschneider und Pughmacher beweisen. Man gehe jetzt in Frankreich energisch mit der Errichtung von Gewerbe- und Zeichenschulen für Frauen vor und sie rathe und bitte, den Nachbarn in dieser Hinsicht nachzuahmen.

Nachdem noch verschiedene Redner die bessere Erziehung des weiblichen Geschlechtes, die Erziehung zur Arbeit des Lebens, die Emancipation von der Unwissenheit, mit warmen Worten empfohlen und die verschiedensten dahin zielenden Vorschläge gemacht hatten, schloß der Congress die Discussion dieser Angelegenheit, indem man freudig einen großen Fortschritt anerkannte. Man sei jetzt allgemein einig, daß der Unterricht der Frauen einer gründlichen Reform bedürfe, es handle sich nicht mehr um die Frage, ob man zu bessern habe, sondern nur um die Entscheidung über die erspriesslichen Mittel und Wege, durch welche eine solche Verbesserung herbeizuführen sei.

Italien.

Umbrische Volkslieder.

Seit dem 15. Mai 1868 erscheint zu Spoleto, herausgegeben vom Professor Luigi Merzardi, eine Rivista letteraria e scientifica unter dem Titel: L'Umbria e le Marche. Ihr Inhalt ist, wie der Titel besagt, halb literarisch, halb wissenschaftlich; sie brachte in den acht Heften, die uns vorliegen, Novellen von M. G. Barilli aus Genua, unter der Ueberschrift: Antologia de' Poeti contemporanei, Dichtungen von verschiedenen Poetefloren und Dichtern, weiter Aufsätze über die Banca del popolo in Firenze von L. M. degli Azzi Vitelleschi; über La colonia agricola di Todi von Nicotro Genzi, Della vita e delle opere di Giovanni Santi, padre di Raffaello vom Cav. Professor Pompeo Gherardi, endlich Besprechungen über Bücher und Bilder und was sonst in dieses Fach schlägt. Den werthvollsten Beitrag hat sie im Novemberheft 1868 in einer Anzahl „Umbrischer Volkslieder“ gebracht, deren Fortsetzung verheißen wird. Einige der originalsten theilen wir nachstehend in Original und Uebersetzung mit, indem wir nur bemerken, daß wir uns erlaubt haben, in der letzteren die pikante Naivität des ersten an einer Stelle ein wenig zu dämpfen.

1.

Ama lo bisolchetto, figlia bella,
Se lo voli mangià lo pan de grano;
Senno lo mangerai de semmolella:
Ama lo bisolchetto, figlia bella.

Schön Mädchen, liebe du den Schenbauer,
Willst du das Brot von weissen Kornmehl essen;
Wo nicht, kriegst du's von Arien schwarz und sauer:
Schön Mädchen, liebe du den Schenbauer.

2.

La giovinetta quando fa lo letto,
De lacrime lo bagna le lenzuola,
E s'arimira in quello bianco petto:
„Queste 'n so carne da dormi più sola!“

Wenn früh sein Bett das Mädchen macht, so fallen
Die Thränen in das Bettzeug ihr hinein,
Sie sieht seinen weissen Busen wallen:
„Nicht bin gemacht ich, um allein zu sein“.

3.

Nulla m'importa, amor, se m'ai lassato;
Che oggi mangerò con più appetito,
Sta notte dormirò più riposato;
Ma tu te vanterai che m'ai lassato,
E io me vanterò che un t'ho voluto;
E poi me vanterò d'un'altra cosa:
Sul tuo giardino ci ho colta 'na rosa!

Mir that's Nichts, Liebchen, daß du mich verlassen;
Ich werde heute besser mitagnoben,
Die Nacht wird's rubiger sich schlafen lassen;
Doch du wirst prahlen, daß du mich verlassen,
Und daß ich nicht geneßt hab, werd' ich prahlen
Und dann noch rühmen mich, wie mir es giückt,
Daß ich die Rose in deinem Garten pflückt.

4.

L'era una volta ch'io n'amava due:
Una era ricca e l'altra poverella.
„la poverella gliu donai lo core,

A quella ricca le rose e viole,
„la poverella elie donai lo petto,
A quella ricca le rose e spighetto.

Sinkt lit's gereien, daß ich Zwei liebte:
Die Eine, die war reich, und arm die Andre.
Der Armen ward das ganze Herz zu Theile.
Der Reichen bracht ich Nosen dar und Weiden.
Der Armen kei ich an die Brust voll Liebe,
Der Reichen identik Nosen und Spiele.

5.

O mamma, mamma, 'n mi mandà più sola,
Son piccolina e non mi so guardare.
Fè un giovanetto che quanno va a scuola
Sempre mi dice che mi vuol parlare,
„Non mi parlate più: mamma non vole,
A lei piangono gli occhi, a me lo core.“

O Mamma, schiedt mich nicht mehr allein;
Ich bin zu klein und kann mich nicht bewahren.
Ein junger Mensch, der in die Schule geht,
Der will sich immer bei mir lieblich machen.
„Sagt mir nichts mehr: Mamma versteht nicht Scherz;
Die Augen tränen Ihnen, mir das Herz!“

Ida von Düringsefel.

Türkei.

Streifzüge in der Türkei im Jahr 1868.

Ein bosnischer Schullehrer und Literat.

„Nun führen Sie mich in eine andere Lust, lieber Freund sagte ich zu unserem Dragoman, dem sprachkundigen H. Clemens Bogiti, als wir die Wohnung des fanariotischen Politen Dionysos, zu welchem Herrn er mich auf meinen Wunsch geführt, verlassen hatten.“

Wir stiegen auf mehreren Treppen aus der lustigen Hof auf welcher sich das Haus des Großwürdenträgers der christlichen Kirche befand, herab, und gelangten bald an ein köstliches Haus, welches so zu sagen an der Hügelkette zu Eine Stiege führte von Außen zu dem zweiten Stock des Hauses, zunächst nach einer Gallerie, auf der uns eine unschleiernde Frau entgegentrat, der wir unseren Wunsch, den fester Begeljub Petronowitsch zu sprechen, mittheilten. nützte uns in ein ziemlich großes, aber niedriges Zimmer verschwand hierauf. Die Zeit des Wartens füllte sich mit Mustern des Inhalts dieses „Staatsgemaches“ aus, freilich keine sonderliche Mühe verursachte, denn es gab da viel zu sehen. Vögel der Fensterleiste und der Hauptwand Zimmers lief, orientalischem Herkommen gemäß, ein sogenannter Diron entlang, dessen Polsterung mit grauem Tuche überlagert war; vor diesem zum Sitzen sowohl als Liegen eingerichteter Möbel stand, gegenüber der Thür, ein eurasischer runder aus gebeiztem Zistenhölz; in einem Winkel befand sich Bücherschrank und im anderen ein Bett in einer eurasischen Bettstelle; den Fußboden bedeckte ein einfacher Teppich. Ich und die Besisterin sagten mir, daß ich mich in der Wohnung eines Mannes befand, der im Schosse der Aufgewachsen sein mußte und sich von diesen unentbehrlichen Attributen derselben in dem Lande occidentalischer und

talischer Barbarei nicht zu trennen vermochte, obwohl er sonst von den gewohnten Comfort verzichtete. Mäucher der geehrten Faser wird vielleicht darüber lächeln, daß ich Tisch und Bettstöße als Attribute der Kultur bezeichne; nur jedoch den Orient gesehen hat, der wird meiner Ansicht beistimmen, daß die vorgenannten Möbel als alltäglicher und unumgänglicher Hausrath erst da auftraten, wo die Kultur wirklich Boden gefaßt hat und Keimlichkeit, Häuslichkeit, sowie geistiges Schaffen, ihren Sitz anzuschlagen haben.

Meine Betrachtungen wurden durch den Eintritt des erwarteten Hausherrn unterbrochen, und mein freundlicher Begleiter schied mit ihm vor. Bogoljub Petranowitsch aus Druschitz in Galizien war eine imponirende und für einen Norddeutschen zugleich fremdartige Erscheinung, die eingehendes Interesse verdient. Man denke sich einen Mann von hohem Wuchse, bager, das edel slavische Gesicht in der unteren Hälfte von einem walenden, ungemein üppigen, dunkeln Wollbarte bedeckt und die Stirn von langem, zurückgestümmtem Haare umrahmt, das auf der Mitte des Hauptes gescheitelt ist, dazu ein bis auf die Achsel herabfallender schwarzer Zalar, der von einem Gürtel um den Leib festgehalten wurde, und man hat ein ungefähr zutreffendes Bild dieses Lehrers. Das Interessanteste an dem Manne war mir natürlich der Ausdruck des Gesichts, aus dessen Zügen eine so still ergebene Entfaltung und gleichzeitig ein so offenes Blicke sprachen, während aus den sinnend blickenden Augen eine weit in die Ferne unerrückbar nach dem Ziele schauende Hoffnung leuchtete — der einzige Lohn für die Entfaltung aus Freude und Befriedigung des Ehrgeizes in der Gegenwart. Ich muß gestehen, ich war unwillkürlich von der Erscheinung betroffen, ich fühlte Ehrfurcht — etwas, das mir im Verkehr mit Personen nicht zu oft widerfährt. Und wahrlich, man möge über die Ziele und Bestrebungen der Südlaven so verschiedenartig urtheilen wie man wolle, man möge über ihre Tugenden und langwierigen Hoffnungen lächeln, aber ein Feind des Slaven- und des Christenthums wie ein Lehrer dieser Art ist und bleibt für seine Person ehrwürdig und verdient die Achtung jedes Ehrenmannes. Man bedenke nur, welch hoher Idealismus und welche Entfaltung dazu gehört, wenn ein gründlich gelehrter Mann, ein Forscher, Schriftsteller und Dichter in einer Person, es über sich gewinnt, all sein Wissen und Können dem scheinbar so unbedeutenden Zwecke zu weihen, etwa vierzig Kinder in den Elementar-Wissenschaften zu unterrichten und einige Knaben unter diesen bis zu den Kenntnissen eines deutschen Tertianers zu bringen, und dies Alles unter dem argwohnlichen Auge der Semanten und dem Drucke der janakotischen Pfaffen und türkischen Behörden, verbunden mit materiellen Entbehrungen und dem Leben unter einer mißthauischen, herrschenden und einer ohnmächtigen, beherrschten und nicht immer dankbaren Bevölkerung, für welche letztere der Lehrer sein Dasein opfert. Es hat zur Zeit der Dänenherrschaft auf den friesischen Inseln deutsche Männer gegeben, welche in ähnlicher Weise wie dieser slavische Lehrer, für ihre Nation halfen und rangen, aber ihre Entbehrungen können doch nicht mit denen dieses Mannes auf gleiche Stufe gestellt werden; denn die deutschen Prediger der Saligen lebten immerhin unter Menschen, die ihnen an Gestalt, Charakter und materieller Kultur ebenbürtig waren und nur in Bildung nachstanden, wohingegen die Christlichen sowohl wie die mohamedanischen Beduinen doch nur mit wenigen Ausnahmen Barbaren sind.

Ich ließ mich vom Herrn Bogoljub Petranowitsch zunächst über die von ihm geleitete und aus freiwilligen Beiträgen der

serbischen Gemeinde Sarajewos unterhaltenen Schule unterrichten und kann über dieselbe folgende Mittheilungen machen:*) Die erstere hat vier Klassen, in denen die Kinder vom sechsten bis zum zwölften Jahre unterrichtet werden; die Kleinen treten meistens alle mit dem sechsten Jahre ein, also etwas früher als in Preußen, was nicht befremden darf, da sie im Allgemeinen sich zeitiger entwickeln als unsere Kinder. In der ersten oder unteren Klasse lernen sie lesen und schreiben, in der folgenden wird das Vorgeannte weiter geübt und dazu Rechnen und Kirchengeschichte gelehrt; in der dritten Klasse wird mit der serbischen Grammatik begonnen, sowie mit den Anfangsgründen der Erdbeschreibung; Kirchengeschichte wird fortgesetzt und dazu Religion, d. h. der Katechismus, gelehrt; in der vierten Klasse werden alle die vorgenannten Wissenszweige nochmals, aber ausgebreiteter und gründlicher durchgenommen. Der Kursus in der kaufmännischen Abtheilung dauert zwei Jahre und gleicht in seinen Erfolgen etwa denen, welche in der Untertertia eines deutschen Gymnasiums erzielt werden; es kommt hierbei viel auf Begabung und Wissensdurst des Schülers an, da die Quelle der Belehrung auch für höhere Anforderungen ausreicht und nur tüchtig benutzt sein will. Es wird in dieser Abtheilung Geographie, Mathematik, italienische Sprache und Geschichte gelehrt, letztere unter Anwendung synchronistischer und ethnographischer Themat.

Es wird vielleicht manchem Leser auffallen, daß in dieser serbischen Schule der Kirchengeschichte ein so großer Raum beigemessen ist; dies hat jedoch seinen Grund in folgenden Umständen: Die Religion ist an sich das werthvollste Gut der Christen des Orients, so demüthigen sie Jahrtausende lang gelitten und gebuldet haben und noch dulden, denn die Annahme des Islams machte sie zwar noch nicht zu freien Männern (die es ja in der Türkei überhaupt nicht giebt, ebenso wenig wie in Rußland!), aber aus rechtlosen Unterdrückten zu privilegierten Unterdrückten; außerdem ist die nationale Geschichte so innig mit der orientalischen Kirchengeschichte verwoben oder läßt sich wenigstens mit dieser verwoben, daß ein gelehrter Lehrer unter ihrer Form sehr gut die nationale Seite berücksichtigen kann, was er sonst nicht dürfte, denn es ist weder den Osmanen noch den Janakoten (letzteren freilich am wenigsten) damit gebietet, die politische Vergangenheit der unterdrückten Slavenstämme ausleben zu lassen und die Thaten der Sieger graufigen Anbetrachtes „tendenzlos“ von den Nachkommen der Besiegten beleuchten zu sehen. — Einmal läßt sich über die vom Herrn Petranowitsch geleitete Schule noch sagen, daß sie auch dahin arbeitet, die ihr anvertraute Jugend mit der Civilisation und deren Formen vertraut zu machen. Die Schulklassen sind nämlich so eingerichtet wie diejenigen unserer Dorfschulen und die Kinder sitzen in denselben nach europäischer Art auf Bänken vor Tischen mit Stenfallschirmen, nicht etwa nach Landesbrauch mit untergeschlagenen Beinen und nackten Füßen, wobei das Anie die Stelle des Christenthums vertritt; die Kopfbedeckung (stets ein Fetz) müssen sie beim Betreten der Räume abnehmen und an der Thür lassen, die Schuhe jedoch an den Füßen behalten, statt, umgekehrt, die Schuhe ausziehen und bedeckten Hauptes im Zimmer zu weilen, wie es die Landesstille sonst vorschreibt. Bei dieser Gelegenheit muß ich doch eine nach meiner

*) Serben nennen sich jetzt in Bosnien alle slavischen Völker der griechischen Genschen, auch wenn sie dem irakischen Stamme angehören. Die Einbürgerung dieser Benennung ist einer der wenigen Erfolge der slavischen Bestrebungen in Bosnien. Der Verfasser.

Meinung sehr wichtige Frage aufwerfen, nämlich die: Haben die verschiedenen Völkerstämme, welche namentlich seit Jahrhunderten unter der türkischen Herrschaft stehen, oder bis vor 3–5 Jahrhunderten direct unter derselben standen, vor ihrer Unterjochung schon nach osmanischer Weise gebot, — wobei das Arie als Schreibpult und der Zuhören als Gehör dient, — oder haben sie vor dieser Zeit nach unserer Art gelesen und sich der Tische bedient? Ich warf diese Frage auch in Sarajewo in einem Gespräch mit unserem Consul, dem vielgereisten und gründlich gelehrten Dr. Blau, auf, doch kamen wir zu keinem Resultat. Ein auffälliger Umstand ist es jedenfalls, daß die vorgenannten Völkerstämme, die Griechen des Königreichs im Allgemeinen eingeschlossen, noch jetzt haben, ebenso die freien Serben des Fürstenthums, die ungebändigten Bewohner Montenegro, so wie ich mir sagen ließ, auch die rumänischen Bauern der Donaufürstenthümer, wegen der Dalmatiner, die Rumänen Siebenbürgens, die österreichischen Kroaten und die Serben der Militärangänge, deren Vorfahren meist dem Turkenjoch durch Auswanderung entflohen sind, nach unserer Weise durchgehendes sitzen und sich der Tische bedienen; sie vermögen nicht eine längere Zeit mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, ebenso wenig wie ich dies vermochte, als ich in türkischen Homs vom Erdboden zu speisen genötigt war: ich mußte meine Mahlszeiten unterbrechen, um mich von der ungewohnten Anstrengung erst zu erholen, so wie der Orientale sich nach dem Sitzen auf unsere Art immer erholen muß, da es ihm anstreugt. Hier sei auch erwähnt, daß Vastian besonders darauf aufmerksam macht, daß die Offiziere die einzigen unter den Völkerstämmen des Kaukasus seien, welche nach unserer Weise auf Stühlen oder Bänken sitzen.

Nach dieser ethnographischen Abweisung gestatte mir der geneigte Leser zur Sarajewer Schule zurückzukehren. Zu derselben gehört auch eine, ebenfalls aus Gemeindemitteln gestiftete und unterhaltene Bücherammlung, deren Bändezahl sich allerdings nur nach Hunderten berechnen läßt, die aber viel nützt, indem sie nach Art unserer Volksbibliotheken, außer den Schülern, Jedermann unter gewissen Bedingungen zugänglich ist. Dies unablässige, stille Streben der bosnischen Serben nach Bildung und Aufklärung ist wirklich rührend und wohl geeignet, manchen Feind der judaisirten Freibewegung zu versöhnen oder doch gerechter zu stimmen. Bogoljub Petranowitsch wirkt auf literarischem Gebiete zum Besten seiner Nation und im Interesse des allgemeinen Wissens wirklich großartig. So hat er ein umfangreiches und den Stoff völlig erschöpfendes Werk über bosnisch-serbische Volksgebräuche im Manuscript vollendet, außerdem starke zwei Bände bosnisch-herzegowinischer Heldenslieder zum Druck fertig, die sich an den schon 1867 von ihm herausgegebenen Band anschließen werden¹⁾, der unendlich Schönes enthält, u. A. auch die Lieder über Marco Kraljevitich; einen Band Iyrischer Volksgeänge Bosniens hat er ebenfalls 1867 herausgegeben²⁾ und einen zweiten derartigen Band ziemlich im Manuscript fertig. Alle diese Arbeiten Petranowitsch's in cyrillischer Schrift seien Viterarhistorikern, Uebersetzern, Geschichtsschreibern und Ethnographen auf das Warmste empfohlen, denn sie sind wirkliche Volkszeugnisse, die in mühsamer, zum Theil höchst origineller Weise gesammelt und von einem begabten Gelehrten in geistvoller Weise aneinander gefügt sind. Ueber die Entstehungsweise der zuletzt genannten

Iyrischen Geänge sei hier folgendes mitgetheilt: Bogoljub Petranowitsch hat einen bosnischen Bauern, Namens Zlia Dirlanowitsch, an der Hand, einen hochbegabten, aber völlig ungebildeten und des Lesens wie Schreibens unfähigen Mann, der neben großem Sinn für Musik und Poesie mit einem außergewöhnlichen Gedächtnisse begabt ist. Diesen Dirlanowitsch verwendete der Professor als Viersammler und schickte ihn im Umkreise umher. Nach wochenlanger Abwesenheit kehrt der Sammler stets mit Liedern zurück, die er am Orte ihrer Entstehung oder Herrschaft den Leuten abgelauscht hat; er kocht dann auf den Boden nieder und singt das Gehörte ab, wobei er sich mit den Klängen seiner Gusla (eines Monoforts mit Metallsaiten) begleitet, während Petranowitsch das Gehörte niederschreibt. Die selbstergriffenen erworbenen Lieder können also im vollen Sinne des Wortes als urthümliche Volksgeänge entgegen genommen werden; denn sie sind keine im Salone moderner Poeten entstandene und erst durch Reisende importirte sogenannte Volkslieder, wie dies mitunter bei anderen derartigen Liedern und Sagen der Fall ist. Leider kann Petranowitsch nicht gleichzeitig die Melodien all dieser nationalen Schätze sammeln, obwohl eine derartige Sammlung im ethnographischen wie im künstlerischen Interesse von Wichtigkeit wäre; abgesehen davon, daß diesen bosnisch-serbischen Melodien oftmals wunderschöne Motive zu Grunde liegen, wie mir Musikkennner versicherten, denen ich die von türkischen Kapellmeistern in Noten gesetzten Stücke zeigte, welche ich mir in bosnischen Räusern nach Gesängen der eingebornen Soldaten verschafft habe (mit dankenswerther Unterstützung der betreffenden Wahsae) und die ich meiner demnächst erscheinenden Reisebeschreibung als Anhang beigelegt habe; wobei ich doch bemerken muß, daß die Bosniaken keine guten Sänger sind, denn sie schreien furchtbar und die vielen wirren Töne ihrer meist wehmüthigen Melodien fliegen bei ihrer Singweise mitunter eher wie Volksgeheul als wie Ergüsse des überfließenden menschlichen Gefühls. Franz Maurer.

Kleine literarische Neuze.

— **Psychologie und Psychiatrie.** Wir haben in der letzten Nummer unserer Zeitschrift über die „phosphorischen“ Beobachtungen eines jungen Gelehrten, Herrn Dr. Otto Caspari in Heidelberg, gesprochen. Dies giebt uns Veranlassung, auf einen den Begriff des Phosphorischen erläutern den Vortrag des Herrn Prof. Moriz Lazarus hinzuweisen, welchen derselbe in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft in Berlin zur Erinnerung an den kürzlich verstorbenen, berühmten Irrenbeirath, Prof. Griesinger, gehalten³⁾. Der Redner sprach den Wunsch aus, daß die Wissenschaft der Psychologie durch die der Psychiatrie erweitert werden möge, und sagte: „In diesem Sinne hat Griesinger das Gebiet derselben hier in Berlin von Neuem vorzugsweise ergriffen. Es war ein Act ethisch werthvoller Selbstbeschränkung, daß er die Poliklinik und den entsprechenden Zweig auszuwählen, um jenes Feld desto energischer zu bearbeiten. Nicht blos der praktischen Seite, auf welcher er zu neuen Ueberzeugungen gelangt war, sondern dem Fortbau an der Theorie

¹⁾ Aus dem Cyrillischen umschrieben lautet sein Titel: Srpske narodne pjesme iz Bosne i Hercegovine.

²⁾ Srpske narodne pjesme iz Bosne. (Zenske.)

³⁾ Rede auf W. Griesinger, am 17. November 1868 in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin gehalten von Prof. Dr. M. Lazarus, Berlin, Aug. Kirchwald, 1869.

hat er ganz sich widmen wollen. Nun giebt zwar das „neue Aëschyl“, welches er gegründet hat, Zeugniß davon, daß er auf dem Punkt gekommen war, die psychischen Krankheiten überhaupt nur als einen Theil der Nervenkrankheiten zu behandeln. Allein in seinen Händen hatte diese Auffassung keine Gefahr; hatte er doch überall ausgesprochen, daß sie „mit dem Verhältniß der krankhaften Seelenerscheinungen gepaart“ sein müsse. An und für sich aber schließt dieses Princip allerdings eine Gefahr ein, die nämlich, daß man die psychologische Seite merkwürdig vernachlässigte. Dann aber würde man von einer neuen und einer erfolgreichen Erkenntniß der Seelenkrankheit ebenso weit abweichen, als wenn man diese rein spiritualistisch betrachtete. Vor Allem aber würde man dann eines Vortheils verlustig gehen, dessen Ausbeute in Angriff zu nehmen vielmehr doch an der Zeit ist. Mag man die Seelenkrankheit als Nervenkrankheit behandeln! aber nicht bloß in jener Art auch psychologische Prozesse und Geleise zu erschöpfen, sondern längst hat die Medicin die Schuld gegen die Psychologie, auch in den übrigen und in den Nervenkrankheiten insbesondere die psychologischen Erscheinungen zu studiren; eine alte Schuld — aber noch hat die Medicin nicht Miene gemacht, sie abzutragen. Nur die Psychologen im engeren Sinne haben, so viel ich weiß, große Verdienste um jene Forschungen, die unter dem Namen der Psychophysik aufblühen. — Wenn die Ärzte von dem Psychologen lernen wollten, dann würden sie sofort Reizung und Fähigkeit gewinnen, ihn auch zu belehren. Das Krankentum ist eine bedeutsame psychologische Beobachtungsstation, die dem Psychologen entzogen ist und daher dem Arzte die Pflicht auferlegt, sie theoretisch zu verwerthen.“

— **Gedichte von Hermann Lingg und Martin Greif.** *) Diese beiden Sammlungen von Gedichten ergänzen sich in anmuthiger Weise. Martin Greif's Gedichte sind ganz lyrischen, H. Lingg's strecken in ihren gelungensten Stücken ganz epischen Charakter. Greif vergleicht sich selbst mit dem Wanderburschen, dem auf der Landstraße Alles zu naturwüchsiger Poesie wird. Er ist die alte deutsche Lyrik, die alljährlich ein vielseitiges Auerhühnchengesicht feiert. Sie bewährt sich auch in Martin Greif mit junger Kraft. Im Walde, wo die Sonnenstrahlen durch die Blätter leuchten, an der Quelle, am Bache, der, ein Bild des Lebens, ohne Hast dahinsiehet, ist dem Dichter am wohlsten. Seine Geister wollen, funktlos, bald munter, bald traurig, mit dem Gesang der Vögel da draußen weiterklingen. Es ist eine wohlthuende Innigkeit und Natürlichkeit, doch meist verbunden mit Originalität der Natur-Anschauung, in ihnen. Weniger ansehnend wirken die im Vollen gehaltenen erzählenden Gedichte Greif's. Sie haben einen etwas zu realistischen Beigeschmack. H. Lingg dagegen zeigt sich ganz demjenigen, dem er als Autor des *Exos*, „die Völkerverwanderung“ unbekannt wäre, gleich als Dichter von eminent epischer Begabung. Er besitzt ein schönes Talent, in das Völkereleben jerner Zeiten einzubringen und es mit plastischer Wahrheit vorzuführen. In diesem Sinne nennen wir die Gedichte in dem Abschnitt „Mythus und Geschichte“ der jetzt erschienen Sammlung Poesieen von zuweilen erheblicher Schönheit. Ist es erlaubt, sie als die aufgehobenen Späne jenes *Exos* zu bezeichnen? Gegen sie gehalten wollen die rein lyrischen Gedichte der Sammlung nicht recht vortücheln: er-

scheinen, wenngleich unter ihnen mancher Edelstein hervorblüht. Die neun Verse des Gedichts „Am Morgen“, Seite 128, möchten wir dem Besten der modernen Lyrik gleichstellen. Einzelne Stücke des Abschnitts „Bilder und Gedanken“ können wohl nur durch Zufall in die Sammlung gekommen sein. Gedichte wie „Petroleomanie“ pflegen lieber Manuscript zu bleiben als gedruckt zu werden. Durch beide Gedichtsammlungen hat der deutsche Dichterwald einen recht anmuthigen Zuwachs erhalten.

— **Trug und Arm.** *) Nicht Jeder ist ein Berthold Auerbach; es kann daher auch nicht Jeder eine Vorgeschichte schreiben. Es genügt nicht, Wald, Dorf und Bauern zusammenzubringen und den Bregenzermwald als Scenerie hinzustellen — es kommt doch keine Schwarzwälder Vorgeschichte heraus. Jos, der Held der Geschichte, ist ein auf Stelzen gehender Mensch, der ebenso geschraubt spricht als er geht. Sein vorgeblicher Trug und seine Händelsucht sind gezwungen, unnothig und vom Verfasser oftstopft. Sein Streit im Gasthaus auf der Auer Kirchweih ist geradezu vom Zaune gebrochen, und in solcher Weise, wie Jos da der Heuer anfährt und mit der Thür in's Haus fällt, könnte man am Ende Jeden reden und so einen Streit beginnen lassen. Und wie geschraubt ist nicht die Diction des Verfassers auch da, wo er ein einfaches Natur-Ereigniß beschreiben will! Man höre: „Auf dem grünlich-rothen Filer, der sich von einer Erhöhe zur andern zu ziehen begann, zogen feuerrote Rösse kohl-schwarze Wäffersäcken ob das Thal herein. Hart neben einander deuteten sie sich auf und ein bestiger Sturmwind band sie plötzlich haufenweise zusammen und hing sie an hochaufragende Felsenkörper fest.“ Das soll die Schilderung eines heranziehenden Gewitters sein! Wer sind die „feuertrothen Rösse“, die auf einem „grünlich-rothen Filer“ kohl-schwarze Wäffersäcken ziehen? — Wir geben übrigens gern zu, daß dem Verf. leidenschaftliche Zustände und Gemüths-Auswülfungen darzustellen besser gelingt, wie er denn auch manche treffliche Bemerkung einspreuen weiß. Zu der obgedachten Naurei im Gasthaus bemerkt er: „Freilich ist sie, wenn auch nur Bauerknecht und Heuer die Helden sind, ebenso zur Ausdruck verschwiegerter Ideen und Leidenschaften als eine andere, die mit Beobachtung der feinsten Formen vor sich geht.“ Ganz richtig! nur müssen eben Ideen und Leidenschaften uns immer fesseln: mit den Puppen allein ist's nicht gethan! „Wahrheitlich wird man, wenn noch dreißig Jahre Vorgeschichten geschrieben und alle deutschen Erdwinkel durchhöbert sind“ — sagt der Verf., sich selbst verflüchtend — dann wird man, sagen wir, nicht für die Kirchweih-Weise, sondern für das allgemeine Menschliche die Entscheidung treffen und uns die anziehenden Geschichten dazu schreiben.

— **Ein Album für Jäger und Naturfreunde.** **) In seltener Schönheit und in einer ganz neuen Weise der Auffassung tritt uns dies kleine Kunstwerk entgegen. T. F. Zimmermann, längst bekannt als hervorragender Künstler gerade auf diesem Gebiete, zeigt in den vorliegenden Blättern, daß liebevolle Hingebung an den Gegenstand, Freude an und Eiferheit in der Ausführung

*) Eine Geschichte aus dem Bregenzermwald von F. W. Heller. Leipzig, S. Hitzel, 1868.

**) „In Auen und Wäldern“, 24 Blätter aus dem heimischen Thierleben, nach Aquarellen von Zimmermann. Berlin, Friedr. Schulze. I. Eichenburg.

*) Gedichte von Hermann Lingg. Zweiter Band.

Gedichte von Martin Greif. Stuttgart, S. G. Cotta, 1868.

dann besonders Vorzügliches hervorzurufen vermögen, wenn sie zugleich schöne und anmutige Gesichter für die Darstellung gewählt haben. Und als die letzteren wird jeder Naturfreund die Thiere des Waldes und Feldes doch gewiß anerkennen. Dies Album ist mit Recht nicht für den Jäger allein bestimmt, denn es bringt keine Darstellungen des Jagens und Erlegens, sondern es zeigt alle bei uns noch freilebenden, größeren Thiere in anmutiger Behaglichkeit. In der Ausstattung hat die Verlags-handlung alles Mögliche geleistet; der Farbendruck (von Fr. Schwabe) ist vorzüglich ausgeführt und mit dieser schönen und geschmackvollen Herstellung wetteifert der auffallend billige Preis von 2 Thirn. für die Lieferung von je 6 Blättern.

Literarischer Sprechsaal.

Es liegt uns der Prospectus des neuen, in Berlin gegründeten „Victoria-Venueum für Damen“ vor, das sich des Protektorates Ihrer K. H. der Frau Kronprinzeßin von Preußen erfreut und das zu Mitgliedern seines Curatoriums die Herren Herzog von Ratibor, Prof. Bonih, Prof. Gneist, Prof. v. Holstendorff, Prof. Lazarus, Baron von Magnus und Kammerherren von Hermann zählt. In diesem Venueum soll jungen Damen, nach Vollendung des höheren Schulcurses, Gelegenheit gegeben werden, einen weitergehenden Unterricht in den Naturwissenschaften, in der Welt- und Kunstgeschichte, sowie in der Geschichte der Literatur der hauptsächlichsten Länder, und zwar in deren Landessprachen selbst, in der Form von akademischen Vorlesungen zu erhalten. Eine hochgebildete Engländerin, Miss Archer, steht als Leiterin an der Spitze des Unternehmens. Vorläufig werden vom 13. Januar ab im Hörsale des Gewerbe-Museums, Mittags zwischen 12–1 Uhr, an vier Tagen der Woche die Herren Dr. Hassel über neuere Geschichte, Dr. Zül. Essling über Geschichte der griechisch-römischen Kunst, Dr. David Müller über Geschichte der deutschen Literatur und Dr. Gauthier (in französischer Sprache) über Geschichte der französischen Literatur lesen. Wir wundern uns, nicht auch bereits Vorträge von Miss Archer über Geschichte der englischen Literatur angefündigt zu sehen, da deren Unterricht in diesem Zweige der Wissenschaft rühmlichst bekannt ist. Zwei Curus, die auf sieben Monate berechnet sind, sollen künftig in jedem Jahre vom 1. October bis zum 24. December und vom 8. Januar bis Ende April stattfinden.

Herr Franz Maurer, der im Laufe des vorigen Sommers eine Reise nach der Türkei unternommen hatte, schreibt Folgendes über die nationalen und religiösen Verhältnisse der Bulgaren, dieses noch vielfache Spuren seiner theilweise finnisch-tatarischen Abstammung tragenden, slavischen Völkerschees:

„Im Allgemeinen läßt sich über das Leben der bulgarischen Nation sagen, daß dasselbe ein höchst unregelmäßiges war und sich befindend um die Gegenstände von völliger Vethargie und überflüßwänglicher Thätigkeit drehte; die Entwicklung war immer eine unnatürliche, rudweise, die deshalb auch nach jedem Anlaufe bald wieder stillstand und sogar zurückwich. Trotz alledem hat diese Nation zur Zeit ihrer Selbstständigkeit eine große Mission erfüllt, nämlich den Handel des mittleren Europa's mit dem Orient vermittelt; ihre materielle Kultur war auch keine

geringe, im Gegentheil, das Land strohte förmlich von Reichtümern aller Art. Interessant ist es, daß die bulgarischen Kaiser mit anderen Nationen, besonders mit den italienischen Handelsrepubliken, förmliche internationale Verträge abgeschlossen hatten, die heute noch als Muster von klarem volkswirtschaftlichem Blick gelten können. Es darf auch nicht übersehen werden, daß die Bulgaren durch Annahme und Weiterverbreitung der sogenannten cyrillichen Alphabete und Schöpfung einer kirchlichen Literatur auf geistigem Gebiete Großes gethan und den größten Theil der Slavennwelt der Civilisation zugeführt haben. Leider ist ihre weltliche Literatur fast gänzlich verfallen und zerstört; daß aber eine solche, und zwar keine unbedeutende, existirt hat, davon legen in unseren Tagen die Barbarei eines griechischen (sanariotischen) Metropolitens redendes Zeugnis ab. Man entdeckte nämlich im Jahre 1858 in der christlichen Kathedrale von Tervova in einer vermauerten Nische eine bedeutende Sammlung altbulgarischer Manuscripte, deren Inhalt bis auf die früheste Geschichte dieses Reiches zurückgegangen sein soll; aber dieser kostbare Schatz wurde auf Beehl des Metropolitens Recipit bis auf die letzte Rolle verbrannt. Unter diesem nichtswürdigen Sanarioten wurden auch die altslavischen Säulen-Inschriften der genannten Kirche abgeschliffen, „weil sie bulgarische Erinnerungen hätten wachrufen können“. Die sanariotischen Pfaffen sind überhaupt in der Türkei die nationalen Unterdrücker, was die Moslemn nie waren, denn diese Unterdrückten nur den Glauben, die Griechen oder Sanarioten hingegen verfolgen jede Sprache, die nicht neugriechisch ist; besonders aber haßten sie die slavische Zunge, und dies alles, weil sie sich mit der Arbeit und Hoffnung trugen, das altgriechische Kaiserthum mit der Hauptstadt Konstantinopel wieder aufzurichten. Um die unwürdige neugriechische Nationalität für dieses Ziel zu kräftigen und die anderen Nationalitäten zu entkräften, unterdrücken sie jede geistige Bewegung der ihnen preisgegebenen Christen, und lassen u. A. jedes slavische Buch, wenn dasselbe nicht unter ihrer Approbation aus dem Neugriechischen übersezt ist, durch die türkischen Gewalthaber confisciren und verbrennen. Die Türken helfen ihnen hierbei gern, da sie wohl fühlen, daß ihnen das Vorgehen der Sanarioten indirect nützt, wenn auch gegen deren Willen.“

Der zweite Band des in Nr. 32, 37 u. ff. des „Magazin“ von 1868 besprochenen englischen Werkes von H. Pech: „Geschichte der Aufklärung in Europa“, umfaßt die wichtigen Abschnitte über die Verweltlichung der früher hauptsächlich von theologischen Rücksichten geleiteten Politik und über den Einfluß des wachsenden, bürgerlichen Gewerbetheiles auf die Aufklärung. Der Theilnahme der Völker Europa's an der Politik sei es wesentlich zu verdanken, daß nicht bloß in protestantischen sondern auch in katholischen Ländern der auf Religionsunterschieden ruhende Haß mehr und mehr aufhöre und dem Gefühl der Achtung der Rechte aller Nebenmenschen gewichen sei.

Dieser Nummer liegt bei ein Preiselt betreffend: **Erläuterndes Wörterbuch zu Schiller's Dichternwerken.** Verlag der Nikolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin, (1)

Brantte. Metacteur: Joseph Köhmann in Berlin, Wallbächerstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Wilmmer's Verlagsbuchhandlung (Gartenstr. und Neumarkt) in Berlin, Büchelstraße Nr. 86.
Druck von Eduard Kramm in Berlin, Französischestr. Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 16. Januar 1869.

[N^o 3.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Französische, englische und deutsche Universitäten. 29. — Die Organisation der Kunst-Beobachtungsschulen. 31. — Die Vereine im Bildungswesen. 31. — Deutsche Lehrlinge aus Amerika. 33. England. Sir Robert Baper und die englisch-afghanische Expedition. 35. Richard Wagner. 34. Holland. „Deutsche“ „Kunst“. 35. Italien. Vom kein Ausgange des Mittelalters. Nach Alfred von Schlegel. 37. — Nachbarns Buch vom Fährten in einer Ueberrichtung. 39. Schweizer Provinzen. Das nationale Christenthum. Von einem Dänen. 41. Schweden. Riksgärden über die Frauenbildung in Schweden. 41. Neue literarische Revue. Die Wichtigkeit des Balles. 41. — Der Dichter. 42. — Auswärtige Monatschrift. 42. Literarischer Sprachsal. Licht und Leben, nach Prof. Herr. 43. 43. — Martin Delius; Gille Richter. 43. — Zur Frage des fälschlichen. 43. — Literarische Vorträge von Professor Prup. 43

Deutschland und das Ausland.

französische, englische und deutsche Universitäten.

„Eine kleine deutsche Universität mit ihren hiesigen Professoren und bürgerlichen Beisitzern leistet für die Wissenschaft mehr, als alle anderen Redaktoren.“ G. Renan.

Über die Betheiligung der drei großen Kulturvölker, der Franzosen, Engländer und Deutschen, an der Entwicklung und Fortschritt der Wissenschaften ist schon manchmal geschrieben und gesprochen worden. Aus der Verschiedenheit des germanischen und romanischen Volkscharakters hat man einerseits die Leistungen der vorwiegend ideologisch angelegten Deutschen in den philosophisch-abstrakten Wissenschaften, aus dem mehr dem Praktischen zugewandten Naturell der Engländer und Deutschen andererseits die Bedeutung derselben für die exakten Disziplinen im Allgemeinen richtig motivirt. In wie weit auch die Methode des Unterrichts und der Bildung als ein ganz entscheidendes Moment dieser verschiedenen Entwicklung der genannten drei Kulturvölker zu betrachten ist, ist weniger bekannt. Der Bonner Professor und Geschichtsschreiber v. Sybel hat neulich, bei Gelegenheit einer akademischen Festlichkeit, in einer längeren Rede die Verhältnisse der deutschen, englischen und französischen Universitäten mit ihren verschiedenen Unterrichtsmethoden in Parallele gestellt. Wir theilen unsern Lesern mit dieser (kürzlich — Nr. 52 des Mag. von 1868 — auch von Herrn Prof. Diez in Paris, bei Gelegenheit eines Vergleichs der französischen mit den deutschen Universitätsstudien, berührt) Rede Einiges mit.

Hören wir demnachst die schwerwiegenden Urtheile eines französischen und eines englischen Gelehrten über die Universitäten ihrer Länder. Ueber französische Universitäten äußert Renan: „Unsere Hochschulen sind nicht mehr Stätten für die schöpferische Fortbildung der Wissenschaft; es ist Gefahr, daß wir eine Nation von Sprechern und Redaktoren werden.“ Wie kommt das aber, fragen wir.

In ganz Frankreich giebt es keine eigentliche Universität,

keine Anstalt, die die Gesamtheit der Wissenschaft repräsentirt; es giebt medizinische Schulen, Rechtsschulen, Fakultäten der Theologie u. s. w. — also überall bloße Fachschulen.

Ein Pariser Professor hat nicht wie bei uns eine stehende Zuhörerschaft auf bestimmten Plätzen, auch durchaus nicht nur Studenten in seinem Auditorium; — sein Hörsaal steht unentgeltlich Jedem offen, Neugierigen und Mißbegierigen, dem freundschaftlichen Redacteur irgend welcher Zeitschrift und dem blasierten Mitglied der „guten Gesellschaft“, kurz dem buntesten Publikum, verschieden nach Ansprüchen, Bildung und Interessen. Den vielfachstaltigen Erwartungen dieser Menge soll der Professor genügen. So ist er genöthigt, zuvörderst Rücksicht auf mögliche Formvollendung zu nehmen — rhetorisch effektiv muß sein Vortrag sein, aber auch ein abgeschlossenes Ganzes soll er bieten, denn der Professor weiß nicht, ob die bunt zusammengewürfelte Menge für gut findet, im nächsten Vortrag die Fortsetzung des heutigen hören zu wollen. Wo aber die Hauptkraft auf die Form verwendet werden muß, wird es bloß einem genialen Gelehrten gelingen, auch den wissenschaftlichen Inhalt unverkümmert zu seinem Rechte kommen zu lassen. Und wenn es geschieht, so werden bloß die Schlussresultate der Forschung geliefert, „wissenschaftlicher Stoff, aber nicht wissenschaftliches Arbeiten gelehrt“, nicht die schöpferische Fortbildung der Wissenschaft gepflegt. „Es ist Gefahr, daß wir eine Nation von Sprechern und Redaktoren werden!“

In England gelangt man bei der entgegengekehrten Methode — zu demselben Resultate! Ist auf französischen Universitäten zu wenig, so ist auf englischen zu viel Schule. In England wird der eigentliche Unterricht in den Colleges in der Form unserer Gymnasien erteilt. „Vorlesungen hält der Professor etwa ein Duzend im Jahre, fast nach Pariser Weise. Der Zweck dieses Unterrichts ist nicht speciellere, tiefere Wissenschaftlichkeit, sondern Entwicklung und Formirung der allgemeinen Geisteskraft. — denken, urtheilen, sprechen lehren; er erfüllt damit die Aufgabe unserer Gymnasien, nur höher gefaßt und dem reiferen Alter der Schüler entsprechend.“ Aus diesem Gesichtspunkt ist Alles geordnet. Die Studenten wohnen im College zusammen, müssen ihre Studien nach dem Plan der Anstalt treiben und stehen fortwährend unter Aufsicht. Besonders wirksam hält man dieses Internat für die Erwerbung „der vornehmen Haltung des Gentlemans im freien Verkehr mit Genossen guter Gesellschaft“. Den Lehrstoff bieten die alten Sprachen, Mathematik, Geschichte und „gewisse Metaphysiken, die man Philosophie nennt“. Das eigentliche Fachstudium fällt erst in die Jahre nach dem akademischen Studium! Die Unterrichtsform ist dialogisch, auch liefern die Studenten Aufträge, die der Lehrer corrigirt. Kurz, man steht, wie es nirgendes zum gründlichen, selbständigen Studium kommt, sondern überall der pädagogische Zweck vorwiegt. Zwar wird besonders von den schriftlichen Arbeiten der Studenten Giehung der Darstellung, Gewandtheit des Denkens, verständig-politisches Urtheil gerühmt, aber eben deswegen kommt der große Kenner des europäischen Unterrichtswesens, der Engländer Pattison, über die englischen Hochschulen zu dem Urtheil: „Es ist, als seien unsere Universitäten nur bestimmt,

den Zeitungen flinke Verfasser trefflicher Vortragsartikel zu liefern". Könan sagt von seinen vaterländischen Anhalten fast genau dasselbe. So führen in England und Frankreich verschiedene Ausgangspunkte zu demselben Resultat.

Was bewundern aber Könan und Pottfien an unseren deutschen Universitäten? „Die stete Verbindung und Verschmelzung von Forschung und Unterricht". Unsere Universitäten sind eben nicht nur Lehranstalten, sondern zugleich Verstätten der Wissenschaft. In Deutschland wird selten ein namhafter Gelehrter ohne akademische Stellung sein, in Frankreich und England ist es fast Regel, daß die Kapazitäten der Wissenschaft als Privatgelehrte leben. In Deutschland ist die Berufung in ein akademisches Veramt zum allerwenigsten von der pädagogischen Tüchtigkeit des Gelehrten abhängig, sondern lediglich von dessen literarischer Bedeutung, von seiner Fähigkeit zu eigenen wissenschaftlichen Produktionen.

„Die Aufgabe unserer Universitäten ist, dem Studenten die Methode seiner Wissenschaft zu überliefern, ihn damit in den Stand zu setzen, nicht eben selbst Gelehrter zu werden, aber jeden Beruf mit wissenschaftlicher Kraft und mit wissenschaftlichem Sinne zu treiben. Der Schüler soll an dem Entstehungs-Prozess der Gedanken ansehend Theil nehmen, als beste Vorbereitung für jeden Beruf." Erlangung wissenschaftlicher Reife, Gelentigkeit und Selbständigkeit des Denkens, also wesentlich formale Bildung erstreben zunächst unsere Universitäten.

Aber dem Inhalte nach verfolgen sie zugleich Vorbereitung für den speziellen Fachberuf, nur daß sie nicht bloß Fachschulen sind, wie in Frankreich, oder nur fortgeschrittene Gymnasien, wie in England; nach der Methode des Unterrichts halten sie den Gesichtspunkt der allgemeinen formalen Bildung fest.

„Unser Gymnasium übt seine Schüler an dem von der Literatur dargebotenen Wissenstoff; auf den Universitäten aber soll die gelehrte Schöpfung, die wissenschaftliche Kritik, der literarische Fortschritt sich vollziehen; die Schüler sollen da zur geistigen Selbständigkeit erzogen werden. Nicht encyclopädische, verflüchtende Kenntniss, sondern ein deutliches Bewußtsein von den Aufgaben der Wissenschaft und von den Operationen, womit sie diese Aufgaben löst, soll der Student gewinnen. Es ist nöthig, daß er wenigstens an einem Punkte diese Operationen selbst durchmacht, daß er einige Probleme bis in ihre letzten Consequenzen verfolgt, bis zu einem Punkte, wo er sich sagen kann, es gäbe nun Niemand mehr auf der Welt, der ihn hierüber noch etwas lehren könne, hier stehe er fest auf eigenen Füßen und entscheide nach eigenem Urtheil. Dieses Bewußtsein geistiger, mit eigener Kraft errungener Selbstständigkeit ist geradezu ein unschätzbares Gut. Damit reist inmitten der frühlichen Jugendzeit der Jüngling zum Mann; dem schlummernden Geist ist das Bewußtsein seiner Kraft und für immer die Richtung auf den Adel der Seele, auf selbstbestimmende Eigenartigkeit gegeben.

„Wer in diesem Sinne studiert, hebt innerlich die Scheinbare Absonderung der akademischen Fachschulen der Fakultäten wieder auf und stellt an seinem Theile die lebendige universitas literarum her. Wer an irgend einer Stelle eine gründliche, abschließende Arbeit machen will, wird dadurch genöthigt, mit eigener Entschlossenheit selbständig zu allen Grundproblemen des Daseins, zur Welt und zu Gott, Position einzunehmen. Das ist der höchste Segen der Universitäten, darin ist der gewaltige Aufschwung unseres Volkes begründet, in der Tendenz auf volle

Befreiung des männlichen Geistes. In der Schule beherrscht notwendig die Autorität den ganzen Menschen, später nimmt die Praxis wieder mit ihrer Autorität ansehnliche Strecken des Daseins in Beschlag; aber wenigstens einen Augenblick soll auf deutschem Boden jeder gebildete Mann in seinem Leben haben, wo die Organe der Autorität, wo Nation, Staat und Lehrer selbst als die höchste aller Anforderungen ihm das Gehör verkündigen: geistig frei zu sein! Aus dem Grunde ist die eigene Seele heraus, mit der Leuchte selbständigen Denkens sich den Lebensweg selbst zu bahnen, das ist das Ziel, welches das deutsche Universitäts-System seinen Schülern aufstellt. Mag der Einzelne später orthodox oder liberal, konservativ oder freigeistig sein, wenn er es nur nicht aus überliefertem Gehorsam, sondern aus wissenschaftlicher Erwägung, kritischer Prüfung und eigenem Entschluß geworden ist."

Wir theilen noch einige Bemerkungen von höchster Bedeutung mit. Die Professor Sybel am Schluß seiner Rede äußerte: Es sind das reformatorische Ideen, von denen wir sehr wünschen, daß sie das ganze gebildete Deutschland in ernste Erwägung zöge. Prof. Sybel sagt: Die menschliche Kraft ist nicht mehr, aber die Wissenschaften sind immer tiefer und größer geworden. Die berkämmlige dreijährige Studienzeit reicht nicht mehr an zur Bewältigung des Stoffes, und wenn wollende die einjährige Dienstzeit als Freiwilliger in diese drei Jahre verlegt wird, — eine Maaßregel, die vom akademischen Standpunkt aus zu un und gar zu mißbillig ist, — so wird die Ausbildung ernsthaften, wissenschaftlichen Sinnes unmöglich. Sybel schlägt: fünfjähriges Studium vor, dann würde auch die Klage um Zunahme des Brodstudiums aufhören. „Die Jugend ist immer wissensdurstig und wissensstroh gewesen, eben weil sie Jugend ist; aber sie bedarf allerdings zunächst Brot, um zu leben; wer sie materialistischer Verachtung anklagt, setzt sie in die Lage, außer dem Brot nach Höherem streben zu können. Um diese Verhältnisse herbeizuführen, bedarf es aber Geldes; Walter Perry sagt: „Alle mangelhaften Einrichtungen auf deutschen Universitäten beruhen auf dem Mangel an Geld. Aus einem Oxydort Jahresüberschuß könnten sechs deutsche Universitäten ihre Jahreskosten bestreiten. Außerdem giebt es in Erfordr Prämien und Stipendien, nicht nur für Dactyl, sondern für Gleiche überhaupt, besonders auch für junge Jctoren, die nach der Promotion noch weiter studieren wollen. Diese splendide Ausstattung der Hochschule geschieht jedoch keineswegs durch Staatsmittel, sondern ist die successföve Etzung einzelner wissenschaftlich gekannter Bürger. Je mehr sich im „gelehrten Deutschland" etwas Aehnliches richtet?

Nach Sybel ist die dringendste Lebensfrage der Universitäten die Sorge um die Mittel, mit denen der großen wenig bemittelten Studenten ein wenigstens fünfjähriges Studium zu ermöglchen wäre. Doch verlangt er keine geldliche Verlängerung des Trienniums, weil dadurch eine unfähiger junger Leute vom akademischen Studium ganz ausgeschlossen würden; er will ein verlängertes Studium nicht durch Gehör erzwingen, sondern durch Prämierung ermöglchen. Daß bei der jetzigen politischen Lage der Staat nicht in Verlassung ist, schließliche Universitäts-Reformen auszuföhren, davon ist Sybel überzeugt, aber das Interesse hochberziger Vaten wollte er dieser für ganz Deutschland hochwichtigen gelegenheit zugewendet haben.

Er erinnert schließlich an Errichtung von Pensionen. Studierende nach Art der englischen Colleges, die zwar zu

Leitung eines akademischen Beamten gestellt, aber organisiert werden müßten auf dem Grundprinzip akademischer Freiheit, die über Eintritt und Austritt, Arbeitslohn, Arbeitszeit und teilweise volle Entlohnung gestatte, weil die deutsche Universität von ihren Schülern nur den Gleich des eigenen Entlohens erwarte und schätze.

Kunsten wir den angeregten Reformen die hilfreiche Teilnahme aller patriotischen Deutschen!

D. St.

Die Organisation der Kunst-Gewerbeschulen.

Das Berliner Gewerbemuseum, welches am 12. Januar 1868 eröffnet wurde, kann mit Stolz auf das erste Jahr seines Bestehens zurückblicken. Von kleinen Anfängen ausgehend, hat es heute eine Sammlung von mehreren Tausend Nummern in vier Etagen, welche sich schon jetzt mit jeder großen Privatsammlung und den meisten öffentlichen Sammlungen messen kann. In fünf Klassen werden gegen 400 Schüler in allen Zweigen des Zeichnens, Malens und Modellirens unterrichtet, die dem Kunstgewerbe als Vorbereitung dienen, eine Zahl, die die Resultate der meisten öffentlichen Institute dieser Art übersteigt und das Unternehmen als ein notwendiges Zeitbedürfnis rechtfertigt. Die öffentlichen Vorträge sind naturwissenschaftliche, technologische, historische und ästhetische Materien besprochen und von den Herren Julius Leffing, Prof. Rosenhals, Buss und Bischoff besetzt worden. Andere Fachmänner haben die Anstalt besucht, um aus eigener Anregung dort Vorträge zu halten, und die Vorträge des Herrn Langhoff aus Potsdam über Chemie der Kunstwirtschaft haben unter der weiblichen Hörschicht Epoche gemacht. Ein Cyclus von öffentlichen Einzel-Vorträgen steht bereit und in der Sammlung wie beim Unterricht hat sich das Museum in Berlin zum erstenmale zur Anwendung gebracht. Leihgaben nach englischem Muster in hohem Maße bewährt. Nicht minder erheblich ist die Anzahl der von allen Seiten eingegangenen Geschenke. — Unter diesen Umständen ist es nur erfreulich, daß der Vorstand dem theilnehmenden Publikum auch durch wichtige literarische Veröffentlichungen entgegenkommt, und ich habe zwei fast gleichzeitige Schriftchen dieser Art zu bezeichnen.

Zunächst sind es die Mittheilungen des Vorstehers G. Gruetz, welche einen kurzen Führer durch die Sammlung bilden können, trotz aller Kürze aber mit solcher Präcision geschrieben ist, daß sie nicht nur einen vollständigen Katalog fast ersetzen, sondern auch über das Programm und System des Institutes einen Nachdenklichen geben. Das Büchlein enthält einen Auszug der Satzungen, ein Verzeichniß des dirigirenden und materiellen Personals, Programme des Unterrichts, der Vorlesungen, der Bibliothek und der allmonatlichen Versammlungen, sowie zu Besprechungen aus dem Gebiet des Kunstgewerbes, aber an jedem ersten Mittwoch im Monate stattfindend; dann eine Reihe der Gegenstände der Sammlung, sowohl nach räumlicher Verteilung, als auch nach Material und Herstellung, endlich den Umriss der Räumlichkeiten der Sammlung und das Verzeichniß von käuflichen Gips-Abgüssen.

Weiter die Organisation der Kunst-Gewerbeschulen in Ber-

bindung mit dem deutschen Gewerbemuseum läßt sich in längerer Abhandlung, geschrieben auf Veranlassung des Vorstandes, Dr. H. Schwabe aus. *) Er resumirt zunächst die Lehren, welche Deutschland der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867 verdankt, bespricht sodann eingehend die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Kunst-Industrie, und behandelt schließlich nach vorausgeschickter Beschreibung des Gewerbemuseums die Frage, wie sich dasselbe als Ausgangspunkt für weitere Bestrebungen, namentlich als Central-Institut für ähnliche Zwecke in industriellen Provinzialstädten, verwerten läßt.

Der Philosoph unserer Zeit ist der Volkswirth. Diese zuerst von Thomas Buckle in seinem Essay über John Stuart Mill ausgesprochene Maxime bedürft ihrer Nichtigkeit in hohem Maße in der trefflichen Schrift Schwabe's. In seiner durchaus praktischen Weise verfährt er gleichwohl nach ganz constructiver Methode bei seinen Entdeckungen, die, von der völkerysychologischen Erörterung der Weltausstellungen ausgehend, nach einem Excurse über den nationalen und internationalen Geschmach, auf die sozialen und wirtschaftlichen Fragen der Zeit überhaupt kommt, und den Beitrag bespricht, welchen die Kunst-Industrie zur Lösung dieser Fragen bringen kann und muß. In kurzen Worten wiederholt, geht diese Ausführung dahin, daß die Maschine die Productivität des Arbeiters unselbstständig gemacht, sie in Massenarbeit verwandelt und hierdurch die soziale Noth zu einer gemacht hat, die, wo sie auftritt, als gemeinsame erscheint, und daß es das Kunstgewerbe ist, welches hiergegen die nötige Reaction zu bringen berufen ist, indem es den Arbeiter wiederum individualisirt. Die Fähigkeit, wohlfeile Stoffe durch richtige Formen in ihrem Werthe zu erhöhen, ist nichts anderes, als das Vermögen des Arbeiters und damit den Wohlstand des Staates zu erhöhen.

Wenn der Lohn guter Werke nicht bloß in Anerkennung, sondern in den Thaten besteht, zu denen sie anregen sollen, so ist dem deutschen Gewerbemuseum schon gelohnt. Der Handelsminister hat begonnen, in den Provinzialstädten von gewerblicher Bedeutung Handschulen in den Unterrichts-Objekten des Gewerbemuseums zu begründen, und nicht bloß die Prinzipien desselben angenommen, sondern die Männer zur praktischen Mitwirkung zugezogen, welche sich in jenem ersten und Probejahr als Pioniere der Verbreitung der Kunst-Industrie bewährt haben.

E. E.

Die Aeneide im Nibelungen-Verdamm.

Es ist jetzt Mode, die Werke der griechischen und römischen Klassiker auf neuen Fuß in Reimen zu bringen. Herr v. Carlomwig, der sächsische Staats-Minister a. D., hat die Odyssee des Homer in Reimen übersezt, und Herr Gymnasialdirektor, Dr. Moriz Jille in Leipzig, hat denselben Versuch mit der Aeneide des Virgil gemacht. **) Ob der Eine von der Absicht des Andern gewußt, und wer von ihnen vor, wer nachgegangen ist, kann hier nicht entschieden werden, aber jedenfalls ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Schriftsteller, Beide in Norddeutschland, die griechische und die lateinische Epöpe in deutsche Reime übertragen, daß Beide fast

*) Stauchhille und Selbsthilfe aus dem Gebiete der Kunst-Industrie. Von Dr. H. Schwabe. Berlin, Otto Neumann, 1868.

**) Virgil's Aeneide im Nibelungen-Verdamm, übersezt von Dr. Moriz Jille. Leipzig, 1868, Selbstverlag des Uebersetzers.

*) Das deutsche Gewerbemuseum zu Berlin. Kurze Mittheilungen über die Einrichtungen desselben und Führer durch die Sammlung. Von G. Gruetz. Berlin, 1868. Preis 1/4 Egr.

dasselbe Vermaß wählen, und daß ihre Uebersetzungen gleich zeitig im Buchhandel erscheinen. Warum Herr v. Carlowsch das neuere Vermaß wählte, mag man bei ihm selbst nachforchen; unser Autor rechtfertigt aber diese Wahl in einer hinten stehenden „Vorberemung“, und sagt: daß der deutsche Hexameter „Reif und gezwungen“ sei, daß damit nur „etwas Ediges, Hölzernes und Klapperndes“ geschaffen werde, und daß kaum „ein undeutlicheres Vermaß“ zu denken sei, als das des Hexameters. Hingegen sei der Reim „ein wesentliches Erforderniß der neueren Dichtung“, und Dichten und Reimen sei für uns „beinahe gleichbedeutend“ geworden.

Wir können weder in das Lob, noch in den Tadel einstimmen. Weder ist der Hexameter so schwerfällig und gezwungen, daß nur „Hölzernes und Klapperndes“ zum Vorschein kommt, noch ist der Reim so nothwendig und unentbehrlich, daß man ihn als „wesentliches Erforderniß“ der modernen Dichtung betrachten müßte. Daß sich der Uebersetzer auf einen Kritiker beruft, der in Wiebefs Archiv sich dahin äußert, daß unsere Sprache der Natur des Hexameters so widerständig „scheint“, daß er weiter Friedrich Dörri anführt, der in seinem „Griechischen Wiederhals“ die hexametrische Form als eine „Verfehrtheit“ und als in unserer Sprache „gar nicht möglich“ (!) aufstellt; daß er sogar eine von Reuffer (in seiner Vorrede zur Aeneis) erzählte Anekdote Schiller's vorbringt, wonach der Vetter des Hexameter „nicht für unsere Sprache“ geeignet erachtete; daß der Uebersetzer endlich im Verein mit Dörri und Anderen auf Aeschylus, Sophokles und Platon schimpft — beweist für uns gar nichts, denn mit demselben Rechte könnte ein Anderer wieder den Jambus und die reimenden Uebersetzer verspotten, wie denn auch wirklich der gereimte Schluß als Uebersetzungsform der Alten schon mehrfaches Mißfallen erregt hat.) Was doch die Herren immer vom Hexameter wollen! Sagt, daß der Hexameter nicht nach Eurem Geschmacke ist, und über den Geschmack läßt sich nicht streiten, daß der Jambus (auch leichter oder daß er den Lesern angenehmer ist, aber spottet deswegen nicht über den Hexameter und sehr nicht unsere Sprache herab! Und sind denn die Hexameter Goethe's (in „Hermann und Dorothea“) und Aeschylus's wirklich gar so schlecht? Ist unsere deutsche Sprache in Wirklichkeit so schwerfällig und unbeholfen? Wir haben schon einmal (in Nr. 49 des „Magazin“ vom 7. December 1867) die Aeneide des Dichters Hamerling, der den „Klappernden Reim“ verspottet und dafür den fünf Fußigen reimlosen Jambus zum passendsten Vermaß erhebt, als unstatthaft zurückgewiesen. Robert Hamerling wollte sein Heldengedicht („Aeneas in Rom“) nicht reimen und spottet daher über den Reim; Herr Dr. Zille dagegen will reimen und spottet daher über den reimlosen Hexameter.

Zu seiner Rechtfertigung citirt Herr Zille auch einen niedlichen Streitgespräch zwischen Hexameter und Nibelunge von G. Büchiger:

Nibelunge.

„Ich habe Vetter Schicksal, sechs Jahre gleich wie du,
Mir mißt wie die der Wohlklang Längen und Kürzen.“

War Hellas deine Wiege — dein Grab die alte Rom;
Erzähl dich drein, verlege, du quellender Strom!“ — —

*) Ein Kritiker der *Voss. Ztg.* (vom 29. August v. J.) sagt: „Das Vermaß, in dem v. Carlowsch seine Uebersetzung geschrieben hat, ist leicht der Alexandriner, dieser wegen seiner regelmäßigen Cäsur und seiner Eintrichtigkeit schon im vorigen Jahrhundert in argen Mißcredit gekommene Vers.“

worauf Hexameter wieder auf die Vorbeerkranze von der „Jung philologischer Abolitionist“ hinweist. Eine weitere Erörterung findet unser Autor in dem Beispiele Schiller's, der für die „freie Uebersetzung“ des 2. und 4. Buches der Aeneide die gereimte Stange gewählt hat, und in dem Verfahren des französischen Jacques Delille, der 1804 in Paris eine französische Uebersetzung der Aeneis in Alexandriner herausgab, so wie des Engländers John Dryden, von dem in London eine Uebersetzung Virgil's in gereimten fünf Fußigen Jamben erschien.

Ungeleich glücklicher, als in dieser weit hergeholtten Vertiefung des Nibelungen-Vermaßes, ist der Uebersetzer in der Vertreibung des römischen Dichters, in der Schlußnahme zu Virgil selbst. Er erweitert das geringfügige Urtheil Pauli's, der in seiner Real-Encyclopädie Virgil „ein bloßes Talent nennt, welches „durch saure Arbeit“ und mühselig zu der sehr jährigen Ausführung seines Kunstwerkes gelangte; er widerlegt die tabellenförmige Ausrufung Bernhardt's, der in seinem „Grundriß der römischen Literatur“ Virgil's Dichtung „eine kunstmäßig Berechnung ohne schöpferischen Geist“ nennt und den Dichter ebenfalls als „langsamem Arbeiter“ bezeichnet, und er sendt dagegen der Aeneide das Lob, daß sie die bühnenmäßige Redigierbarkeit habe, daß sie eine anziehende und fesselnde Erzählung mitthin ein Muster- und Meisterwerk erzählender Dichtung ist. In Bezug auf die Vagantkeit der Arbeit verweist Herr Zille auf Schiller, der sechs Jahre an seinem Wallenstein gearbeitet und auf Aeschylus, der länger als funfzigjährige Jahre zur Aufklärung seiner Missethate gebraucht hat. Seien deswegen Schiller und Aeschylus „kloße Talente“, die sich wider ihre Natur amarteten? — (Wenn Aeschylus das sagt, so wird er wohl auch gut genug dazu sein, um dessen hexametrischen Verbau gelassen zu lassen.)

Mit besonderem Geschick und großem Scharfsinn unterleitet und rechtfertigt Herr Zille die auffallende Erscheinung der vollendeten Verse, auf die sich die Tadler Virgil's so gierig und frohlockend geworfen haben. Nach diesen wären die manichäischen Verse ein Beweis der Impotenz Virgil's; nach Andre wie Donatus (in der Vita Virg. c. IX.) und Heyne, wären die Verse nur das Zeichen der Leicht- und Eilfertigkeit, mit Virgil dichtete. Unser Uebersetzer sagt nun, daß es nicht Dmocht und dichterisches Unvermögen war, welches jene Verse Bruchstücke hinterließ, denn wie sollte ein Dichter, der in Aeneide 9843 vortheilhafte Verse und so viele herrliche Kenntnisse dichtete, wie sollte der nicht auch noch 57 begonnene vollenden können! Auch Eilfertigkeit war es nicht, denn Virgil selbst gesteht, daß Virgil nur einige Verse täglich dichtete, daher zehn Jahre an der Aeneide arbeitete; er konnte demnach weder leichtsinnig noch eilfertig gedichtet haben. Das F aber zu der Abbrechung in diesen Versen bewog, war Verbot und Abgeschlossenheit. Der Dichter wollte diese Verse vollenden, weil er entweder eine unterbrechende Pause in der Erzählung aufstellen, oder einen besondern Effect erzielen, auch den Wohlklang durch Abwechslung im Gange des gleichförmigen Hexameters erheben wollte. Und nun zerlegte Herr Zille an den 57 mangelhaften Versen die wahrnehmbare Art des Dichters nach Maßgabe des einen oder andern Grund mit Uebergang der vielen und beherzigenswerthen Erklärungen der einzelnen Verse wollen wir nur ein Beispiel als einleitende Motivierung hier vorbringen. Der 340. Vers im III. B. lautet im Abbruch: „Quae tibi jam Troja — (Die dir in Troja,

und betrifft die Frage Andromache's nach der Gemahlin des Aeneas. Andromache hatte zuvor nach Aescanius, dem Sohne des Aeneas, gefragt, und will eben sich nach der Mutter dieses Sohnes erkundigen, als sie an der schmerzlichen Bewegung des Aeneas erkennt, daß seine Frau nicht mehr unter den Lebenden weilt — daher die Unterbrechung und Pause. Wir könnten uns nach der Uebersetzung auch eine tonkünstlerische Begleitung zu der Scene denken, und die Versfüße wären dann nach der Reiz der hebräischen Psalmen mit „Seela (הִנֵּה)“ zu ergänzen.

Was endlich die Uebersetzung des Herrn Dr. Zille und seine Seite betrifft, so können wir nach beiden Dichtungen das vollste Lob aussprechen. Es ist keine slavisch treue, aber auch keine stümpfer- und fremdartige Uebersetzung. Der Geist der Dichtung ist treu wiedergegeben, Sinn und Bedeutung der Worte ist geschmackmäßig übertragen, der Versbau ist anmuthig und geistig, und sogar die Versluden sind passend nachgebildet. Manche Strophen sind von vorzüglicher Schönheit, so der Eingang des neunten Buches, wo es von Circe's Vorgebirge heisst:

„Hier bröhet der Born der Löwen mit donnergezierter Macht,
Im Fitter rüttelnd, krallen sie wühelnd in der Nacht;
Wie tobet in den Ställen der Säue vorstige Schaar,
Daß in den Käfigen bäumt sich der Wägen struppige Haar.“

Wenn diese Uebersetzung Theilnahme und Abgang findet, und wir ihr als wohlverdient gönnen, so wird Herr Dr. Zille nicht gerade Fehler (wie S. 190 im 632. Vers: „Man flichtet sich“) und die Unterlassungsfälle in der Klostrophierung der verbundenen Silben wohl ausmerzen. S. v. B.

Deutsche Dichtungen aus Kärnten.

In deutsche Herzogthum Kärnten lag bisher der großen kaiserlichen Heerstraße so fern, daß selbst die Existenz desselben kaum Gebildeten, wenigstens im Norden unseres deutschen Reiches, in mythischem Nebel verhüllt erschien. Und doch ist es ebenwohl in Hinsicht seiner Bewohner, wie seiner Natur- Schönheiten, sicherlich nicht das ärmste und schleifste Stück deutscher Erde! Sie mich heute aus diesem Theile unseres kühnen Vaterlandes nur folgende zwei literarische Lebens- zeiten beizugeden:

I. Glegien vom Wörther-See, von Ernst Raupacher.)
Zwanzig von bekannten Goethe'schen nachgebildete Glegien, im größeren Theil entstanden unter den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1866 und als solche von allgemeinerem Interesse.

Doch hören wir den Dichter selbst, der trotz seiner Jugend noch seinen poetischen Kandelanten schon einen angelebten und ehren Namen sich erworben.

IX.

„Regent ist der klutige Mars jetzt
Giegt auf Erden, der Welt ein'ger Trumm: der Erfolg!“

XI.

„Krieg und Sieg — gleich traurig das Eine wie's Andre“...

XIV.

„In dümmlichen Zimmern, so viel unerschiffen Glends
Neh' den Reichen der Mensch bringt in verblendetem Bahn!“ —

„Fort, barbarischer Meist barbarischer Zeiten! Die Waffen
Rufen zeitigst, o — möchten sie ewig doch ruh'n!“

Würdevoll ist der Schmerz des Deutschösterreichers geschil- dert in den Worten:

„Deutsch sein darf ich nicht mehr? Heißhaftig nimmst du des Schutzes,
Den Germania sonst ihrem Gebohren verzeiht?
Soll verstoßen, entehrt, für ewige Zeiten ein Fremdling
Ihrem Heimg und Haus, werth ihrer Liebe nicht sein?
Ha! wer hat mich verdrängt“

XVI.

„Krebelst du Sonne, geh' auf — belebende Sonne der Bildung!
Ueber die Länder empor lodre mit flegendem Strahl . . .
Aber sie werden erwachen und Alle zur Höl' der Erkenntniß
Sich erheben, auf der jetzt nur die Wenigsten stehn!
Ja, sie werden erwachen und auf der Bahn der Erleuchtung
Künftig und rüstiger fortwallen — vernachmet mein Wort!
. einst werden die Wölfer der Erde
Neben einander beglückt wehen — Ein einziges Volk.
Ewiges Zriedens genügend, vortreffend in Kunst und Gewer' nur,
Nur in der Wissenschaft kämpfend unglückigen Kampf“ u. s. w.

Und so rufen auch wir dem neuen Bunde mit der Freiheit und Bildung ein herzlich Glück auf!

2. Deutsche Volkslieder aus Kärnten, gesammelt von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Hermann.)

Kärnten ist ein an Volksliedern und bäuerlichen Dichtern reiches Land. Kärntische Vieder sind seit einigen Jahren weit über die Grenzen Deutschlands hinaus verbreitet.

In diesem Buche liegt uns die erste größere Sammlung solcher Volkslieder vor. Die Herausgeber leiteten zunächst ein kulturgeschichtliches Interesse; sie wollten damit einen Beitrag zur Quellenkunde des deutschen Volkslebens liefern denn die Gesamtheit der Vieder giebt in sachgemäßer Gruppirung ein Bild des Volkslebens, wie es treuer und plastischer nicht hergestellt werden kann, da es aus tausend kleinen Ge- ständnissen der Volksseele selbst zusammengesetzt ist.

Der vorliegende Band bringt nur Liebeslieder. Es soll jedoch bald ein zweiter Band nachfolgen, welcher Ertzt- und Hauslieder, Stände- und Berufslieder, historische Vieder, Balla- den und Andererlieder umfassen soll.

Die Vieder selbst sind von den Herausgebern mit ihrem Fundorte bezeichnet und in folgender Weise gruppirt:

I. Beginn der Liebe, II. Liebeserklärung und Werbung, III. Annahme der Liebeswerbung, IV. Zurückweisung der Liebes- werbung, V. Verschiedene Charaktere der Liebenden, VI. Die Liebe und die Außenwelt, VII. Scheiden und Wiedersehen, VIII. Kirchtag (Kirms) und Tanz, IX. Bräuteln (Zentfesterl), X. Ein- tracht, Zwietracht und Veröbhung, XI. Untreue, XII. Trennung wider Willen, XIII. Ende der Liebe, XIV. Braut- und vom ver- storbenen Geliebten, XV. Im Brautthande, XVI. Hochzeit, XVII. Liebe in der Ehe, XVIII. Sinnsprüche der Liebe.

So reichhaltig und interessant jede derartige Volkslieder- Sammlung für den Kulturhistoriker und für jeden Freund deut- schen Volkslebens und deutscher Volksdichtung sein muß, so zweckmäßig wäre es gewesen, wenn jedes einzelne Vied vor Allem in seiner Mundart genau fixirt worden wäre. Ebenso hätte zum Zwecke einer größeren Verbreitung dieser Vieder vorher eine Auswahl derselben, namentlich in moralisch-ästhetischer Hinsicht,

Rattfinden müssen. Denn nicht jeder gereimte Einfall jedes Burichen ist geeignet, durch den Druck verewigt zu werden oder gar als Epiegel des gesammten Volksebens jener Gegend zu dienen. Gar manche Fieberchen würden dann weggeblieben und andere, wirkliche Perlen deutscher Volkspoesie nicht gänzlich übersehen worden sein, z. B.:

1.
A lüstigs Gchlüt und
An aufrichtigs G'müet und
A Hérzál a tréu's, dás
Is éstréicha (stéiera u. f. w.) Weis'.

2.
Mei' Hérzál is tréu, is
A G'schlúzáál dabí und
An éánziga Búa hát
's Schlúzáál dazú!

3.
In únsarn Thál áus und éi'
Sénd bráví Léút:
Hábít áuf 'n Húet Fédárn!
Sénd úntar'n Húet g'schéid!

4.
A tírolérisch G'wándlé,
A stéirische Húat
Und a kárnárisch Dírndlé
Is fúrs Hérzklópfen gúat!

5.
A jédwéda Stérn wollt'
A schéans Dírndlé séin —
Náhar (Nácher) wollt' i: es fállát
Da Hímmel gléi éin!

6.
Wánn der Míllstádtér See voll Dínen wár'
Und álle Stérn' a Schréiberhéer —
Sie schríebátn dóh nia zu End',
Wia die wáhré Liab im Hézen bréunt!

7.
Wánn ka' Bórg únd ka' Thál únd
Ka' Stérn únd ka' Weín únd
Ka' Dírndlé nit wáar, mócht'
I áh néamar (Ich auch nicht mehr) séin!

8.
Bin a lústiga Búa,
Bin a Kárnár lei léi (ein Kárnátr nur) —
Wo a schéans Déandlé is,
Is da Kárnár dabí!

9.
Wánn i áf's Ábl (Hépfchen) géah,
Zíacht da Wínd, schéúpsn an Schnoea —
Wánn i wídar háam wárts géah,
Bléanan dó kléas (Blüht der Alee)!

Mit herzlichem Gruß an seine lieben Landsleute.

Dr. G. C.

England.

Sir Robert Napier und die englisch-abessinische Expedition.

Nach Gerhard Rohlfs.

Unter dem wunderlichen Titel: „Im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien“,*) veröffentlicht jetzt der geschätzte Afrika-Reisende Gerhard Rohlfs, dessen große Reise durch Nord-Afrika, vom Mitteländischen Meere nach Afrika und bis zum Meerbusen von Guinea (1865—1867), in zwei Ergänzungsheften zu Petermann's „Mittheilungen“ erscheint**), das Tagebuch, das er während seiner Anwesenheit bei dem englischen Heere im J. 1867—68 geführt hat.

In etwas scharfen und vielleicht zu dilettantisch-subjektiven Umrissen giebt der Verfasser ein Bild jenes weniger durch Kämpfe als durch sonstige Schwierigkeiten und durch das Resultat merkwürdig gewordenen Kriegszuges. Ein Bild auf die beigegebene vortreffliche Karte aus Julius Perthes' Institut genügt, um sogleich über das Klar zu werden, was das englische Corps auf dem Wege nach dem Herzen des Feindes in Ueberwindung von Marisch-Mühseligkeiten geleistet hat. In ununterbrechener Kette schließt sich auf diesem Wege ein Berg dem anderen an. Man hatte sich 10,000 Fuß über dem Meere durch schluchtartige Gebirgspässe hindurch zu winden, und sich dabei gegen alle Schrecknisse afrikanischer Wüsten zu verteidigen. Nur durch einen außerordentlichen Aufwand von Transport und Verpflegungsmitteln konnte das natürliche Volkswild des Feindes, der wüstengleiche Zustand des abessinischen Hochlandes überwunden und das Ziel des Marsches erreicht werden. Nun, die Engländer scheinen in der Beschaffung von Hilfsmitteln nicht blöde gewesen zu sein, damit ihrer Bequemlichkeit halber nicht zu viel zugemuthet werde. So hatten namentlich je zwei Soldaten immer fünf arbeitende Civilleute zur Disposition. In gleichem Verhältnisse verfügte das Heer über Lastthiere. Ein so gewaltiger und komplizirter Marsch-Apparat gereichte freilich dem Unternehmen nicht zur Vereinfachung, und in der That waren dem kämpfenden Theile des Corps die Nichtkombattanten und Lastthiere in so überwiegender Zahl beigegeben, daß kaum irgend ein Kommandant hätte wissen können, wie viele Soldaten und Pferde er mit sich führte, geschweige denn, daß er im Stande gewesen wäre, die Zahl der Nichtkombattanten, der Maultiere und Kameele zu ermitteln.

Schon dieser schwerfällige, den Regeln praktischer Kriegsführung durchaus widersprechende Apparat, dessen Vorbereitung bekanntlich die englische Verwaltung lange Zeit beschäftigte und die Ausführung der Expedition ungeheürlich lange verzögerte, deutet darauf hin, entweder daß diejenigen, welche in England den Feldzugsplan gegen König Theodor ausarbeiteten, eine übertriebene Vorstellung von dem Umfange der gegnerischen Kräfte, von der Widerstandsfähigkeit des Feindes und von dem Zeitaufwande, den die Expedition erfordern würde, sich gemacht hatten, oder daß man nebenbei beabsichtigte, eine weittragende Demonstration auf ganz Binnen-Afrika zu Gunsten des englischen Ansehens und Einflusses in's Werk zu setzen.

Ein aus beiden Alternativen zusammengesetztes Dritte erscheint am plausibelsten: nachdem man erkannt, sich verrecknet zu haben, kam der Gedanke: zu demonstrieren.

*) Bremen, J. Rüttmann, 1869.

**) Götting, Julius Perthes.

Sir Robert Napier wird als ein General von übertriebener Verfaßtheit dargestellt. Es fehlt sogar nicht an spöttelnden Bemerkungen darüber. Als ob es sich um die Befreiung von ganz Afrika handelte und man die ganze Küste vom Nildelta bis zum Cap der guten Hoffnung zur Operationsbasis hätte, so wozu er sollte Napier ursprünglich von Indien aus die Expedition leiten! Von Bombay aus ließ er dem General Merrett und dem Chef des Generalkorps, Oberst Phayne, den Befehl zugehen, mit den Truppen an der Küste zu halten und in schiffbaren Hochlanden vor seiner Ankunft nicht zu betreten. Dieser Befehl wurde, offenbar zum Vortheil des Unternehmens, nicht beachtet. Ebenso fand das Reconnoissirungs-Gefecht bei Kasse gegen den ausrückenden Willen und die „schön ausgelegten Pläne“ des Oberbefehlshabers statt.

Konstant ist ferner die Begegnung mit dem Könige von Agge. Mit dieser afrikanischen Majestät suchte der englische Oberbefehlshaber eine Zusammenkunft herbeizuführen, welche, nach der Meinung von Robb's, vollständig zweck- und nutzlos war und dadurch, daß man die Genugthuung haben wollte, in vorgerücktem Altertüm mit Elephanten vor dem König von Agge zu erscheinen, den Weitermarsch der in Antalo wartenden Armeen um volle vierzehn Tage aufhielt. Dann sollte der Angriff auf Magdala um zwei Monate verschoben werden, wodurch der Erfolg der Expedition in Frage gestellt, mindestens aber wegen der Regenzeit, deren Eintritt sich bereits angekündigt hatte auf ein ganzes Jahr hinausgeschoben worden sein würde, was nur dem Andrängen des Generals Merrett gelang es, trotz von jenem Entschlusse abzubringen und ihn zum weiteren Vorgehen zu bewegen.

Nur nach der Annäherung am Ende, der Sturm auf Magdala betrautet man dies Ereigniß, das so viel Sensation macht, vermittelt dieses Robb'schen Tagebuchs etwas näher.

Koblenz die englische Armee am 10. April vor Magdala anlangte war, fand noch an demselben Tage, gegen den Willen des Königs, auf Anlaß des Obersten Phayne das Reconnoissirungs-Gefecht bei Kasse statt. Es endigte mit einer halben Flucht der schiffbaren Truppen, die durch eine Artilleriebatterie und ein mächtiges Kartätschenfeuer ansehnend sehr erhebliche Verluste erlitten, während die Engländer nicht einen einzigen Toten zu beklagen hatten. Der Erfolg des Gefechtes war für die Engländer so glänzend, so entscheidend, daß König Theodor selbst die Hoffnung auf einen irgendwie nützlichen Widerstand hatte aufgeben müssen. Mehrere Tage vergingen mit den Verhandlungen wegen Herausgabe der Gefangenen. Theodor sandte Boten etwa dreißig derselben, dann, auf weiteres Drängen, den Rest in's englische Lager. Darauf erging an ihn die Aufforderung, sich selbst ebenfalls dorthin zu verfügen. Dieser Zustimmung leistete er nicht Folge, sondern zog sich, wozu man ihm Gelegenheit gegeben zu haben scheint, mit dem ihm treu verbliebenen Reste seiner Armee, d. h. mit sieben Chefs und vielen Soldaten, in Magdala's Feste zurück, das Thor der Festen mit Steinen verbarrikadirend. Nun folgte am 13. April ein zweifelhaftes, ganz zweckloses Bombardement — man wollte sich das Belagerungsgeschick nicht vergeblich herbeigefleht haben! — Und wunderbarer Weise verschmähte man es, auch mit einem einzigen Schuß auf das Thor zu thun, was doch das Ausrückende gewesen wäre; man begnügte sich, die Atmosphäre von Magdala zu beschleichen! Dann befahl der Oberbefehlshaber den Sturm, gegen den sich Theodor hinter dem Thore mit 7 Chefs und 9 Soldaten verteidigte. „Einige Verwundungen kamen auf englischer Seite vor; dann aber, — erst dann! —

wurde das Thor umgangen, die englischen Soldaten überstiegen die Mauer, und im Augenblicke war der ungleiche Kampf zu Ende.“ Man hatte auch noch die Genugthuung, von Theodor's Leuten gefangen zu werden, wogegen, was übrigens von Robb's nur für höchst wahrscheinlich gehalten wird, Theodor selbst sich durch einen Pistolenschuß der englischen Gefangenschaft entzog.

Holland.

Vondel's „Lucifer.“)

Man mag immerhin gering über die Literatur der Holländer denken, nichts berechtigt doch zu einer so auflässigen und anhaltenden Vernachlässigung, wie sie das moderne Deutschland bis beinahe in die jüngste Zeit den niederländischen Literatur-Erzeugnissen angedeihen ließ. Ich sage absichtlich „das moderne Deutschland“, denn es sind noch keine zwei Jahrhunderte her, daß man eben in Deutschland ganz anders über die literarischen Verdienste unserer niederdeutschen Brüder dachte, ja selbst in gewissen Fällen es nicht verschmähte, sie als musterbildig anzuerkennen, ihnen nachzueifern. Ein halbwegs eifriger Holländer konnte mit Recht geltend machen, daß es mit der Originalität des Regenerators der deutschen Poesie, Martin Opiz, seine eigene Bewandniß habe, und daß Männer wie Daniel Heinsius, Hugo Grotius u. A. auch für die deutsche Literatur nicht ohne Bedeutung geblieben seien. Sei dem übrigens wie ihm wolle, die holländische Literatur hat sich vollkommen selbständig entwickelt, periodenweise vielleicht selbständiger als ihre deutsche Schwester, und wenn man ihr auch später vorwiegend französische Einflüsse vorgeworfen hat, so war dies jedenfalls nicht in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zutreffend, wo Holland in staatlicher wie in künstlerischer und besonders in literarischer Beziehung sein „goldenes Zeitalter“ feierte — in einer Periode überdies, wo beinahe alle anderen Staaten Europas, Deutschland nicht ausgenommen, politisch wie geistig erschüttert, einen förmlichen Stillstand in Kunst und Literatur zu verzeichnen hatten.

Die jüngste Zeit hat uns mit den zwei größten Meisterwerken aus jener Blütheperiode der niederländischen Literatur vertraut gemacht, und die Deutschen endlich in den Stand gesetzt, ein mehr selbständiges Urtheil über zwei Dichtungen zu fällen, welche mit allen ihren Lebensnerven in der Zeit wurzeln, in der sie entstanden sind. Dies ist überhaupt ein Reiz an den dichterischen Erzeugnissen Hollands in jenem Zeitalter, daß wir nicht mit bloßen Phantasiegebilden, sondern mit lebenden Gestalten, mit verkörpertem Ideen der Zeit zu schaffen haben. Im „Palamedes“ tritt uns die erhabene Gestalt Idomenaer's entgegen, im „Lucifer“ will man eine Anspielung auf die Erhebung der Niederlande gegen Philipp von Spanien erblicken.

Beide Meisterwerke sind dramatischer Natur, — beide haben denselben Dichter und zwar den „holländischen Shakespeare“ zum Verfasser.

Es sind nunmehr 70 Jahre verflossen, seitdem ein deutscher Dichter, Andreas Gröppius, Jock van den Vondel's Trauerspiel „De Geboeders“, und zwar unter dem Titel: „Die Gibeoniten“, in's Deutsche übertrug. Seitdem wurde, meines Wissens,

*) Jock van den Vondel's Lucifer. Ein Trauerspiel. Uebersetzt von War Werner Duadt. Raden, Alb. Jacob, 1865. (37 E.)

kein Drama Bondel's mehr in's Deutsche überlegt, bis im Vorjahre (1867) G. P. de Witte das bürgerliche Trauerspiel „Gysbrecht van Amstel“ bei Brockhaus in Leipzig in metrischer deutscher Uebersetzung erscheinen ließ. Was diese Tragödie unter den weltlichen Dramen Joost van den Vondel's, das ist „Lucifer“ unter den geistlichen desselben Verfassers. Auch diese dramatische Schöpfung des holländischen Shakespeares liegt uns nunmehr in einer jüngst erschienenen deutschen Uebersetzung von Max Werner Quadt vor.

Bondel's „Lucifer“ entstand im Jahre 1654, also vierzehn Jahre nachdem der Dichter vom Krenonitismus zum katholischen Glauben übergetreten war. Das Sujet bildet der, aus der biblischen Geschichte sattem bekannte Ausfall der Engel gegen Gott, zu welchem die Erschaffung des Menschen Anlaß gab, — und Viele wollen darin den Stoff erblicken, welchen fünfzehn Jahre später Milton in so erhabener Weise behandelte. Hierin bewirkt sich aber nur die Ueberlegenheit des Engländers, der die epische Form als die einzige dem Sujet anpassende erkannte, wenn es nicht natürlicher ist, anzunehmen, daß er den Grundgedanken direkt aus der Schrift, — einen Inhaltspunkt zur Form etwas aus Goethe's „Christ und Satan“ geschöpft habe.

Wenn ich auch das in Holland landläufige Urtheil aufrecht halte, welches „Lucifer“ als Bondel's bedeutendstes geistliches Trauerspiel bezeichnet, so kann ich doch andererseits nicht umhin zu bemerken, daß der Stoff zur dramatischen Behandlung sich wenig eignete. Bei allem reichen poetischen Gehalt, bei aller fühlbaren Gedankenfülle, bei aller ergreifenden Gefühlstiefe vermisst man doch schmerzlich ein echt dramatisches Leben: so groß der Stoff, so dürftig ist die Handlung. Dazu ist dieselbe über Gebühr breit getreten, und der Schluß inseriert ein unbefriedigender, als der Fall Adam's darin noch kurz vom Erzengel Gabriel erzählt wird, während das Stück doch offenbar mit der Niederlage Lucifer's hätte schließen sollen. Wozu doch die sittlich-ästhetische Stimmung, in welche und der Sieg des Ewigwährenden versetzt, durch den Bericht vom Sündenfalle des Menschen trüben? Wendet sich da nicht vielmehr wieder ein Theil unserer Sympathieen den verflohenen Engeln zu, welche einer so nichtwürdigen Kreatur halber so viel leiden mußten? So nachgerade widerwillig klingt es, nachdem kurz zuvor der Engelschor salbungsvoll gesungen:

So geht es Jedem, der sich gegen Gott entscheidet
Und Gottes Ebenbild, den Menschen, haßt und neidet!

Die Schönheiten, die ich am „Lucifer“ rühmend möchte, glaube ich weniger in der Composition und Durchführung als in der schönen, kräftigen, dem Sujet angemessenen Sprache, einzelnen, oder wenigen mit ungewöhnlicher Klarheit geführten Dialogen zwischen dem Engelschor und den Luziferisten, ferner zwischen diesen und Gebelub im dritten Akte, — und namentlich in dem wirklich erhabenen Chorgefang der Engel:

Wer ist es, der so hoch gezeiten,
Es tief im unersuchten Nicht, u. f. w.

suchen zu sollen. Aber selbst die Sprache leidet unter der Mangelhaftigkeit der Durchführung, unter der Beschränktheit der Begriffe: in den schönsten Versen begegnet man Worten und Ausdrücken, die, durch die großbildliche Darstellung des Dichters bedingt, entwerther verlesen, oder — was dem gleichkommt — zur Heiterkeit reizen. Wer würde heutzutage nicht sofort an den Hohenpfeiler in Offenbach's „Schöner Helena“

gemahnt, wenn Michael zu seinem Schildknappen Uriel sagt: Schnell, Knappe Uriel, bring meinen Bligstrahl her! — Die Bewohner des Himmels sind in Bondel's Tragödie, sowohl was ihren Charakter als was ihre Handlungsweise betrifft, ganz gewöhnliche Menschen, die, von menschlichen Empfindungen und Trieben befeuert, weltliche Würden und militärische Aemter bekleiden und menschliche Thaten verrichten; es wirkt in der That befremdend, in den himmlischen Regionen von „unheimlichen Steigen“, Wäffenhäusern, Städten, — unter den himmlischen Befehl von Statthaltern, Reichsverwaltern, Feldmarschällen, Schildknappen, Soldaten u. s. w. sprechen zu hören, welche in „Regimenter“ eingetheilt, ganz so wie auf der Erde mit Schilben, Helmen, Streitkräften und Speeren bewaffnet, mit Fahnen und Standarten versehen sind.

Gewiß, diese Uebersetzung weltlicher Begriffe und Einrichtungen auf die überirdischen Himmelszonen nöthigt uns heutzutage ein mittelbeiges Lächeln ab; allein welche wäre die vernünftige Kritik, die einen Dichter oder Gelehrten, unabhängig von den Zeitverhältnissen, in denen er gelebt, sich bewegt hat, in's Auge faßt, und dann als absolut gut erhebt oder als absolut schlecht verdammt? Nur im strengsten Zusammenhang mit seiner Zeit ist ein gerechtes Urtheil möglich — Wie könnte man es Bondel zum Vorwurf machen, mit Vorliebe Episoden aus der biblischen Geschichte zum Gegenstande seiner Dramen gewählt zu haben, nachdem die ganze Geistesrichtung seines Zeitalters mit Macht dazu drängte? Wenn ein Mann von so allgemein anerkannter Gelehrsamkeit wie Hugo Grotius sich herbeilassen konnte, lateinische Tragödien wie „Christus patiens“ und „Adamas exili“ zu schreiben, so darf man es dem neuconvertierten, mitten im Parteigetriebe stehenden Dichter nicht verdenken, auch seine Stimme, die der Poesie, in dem politisch-religiösen Chaos erhoben zu haben, wo nur Leidenschaft und Fanatismus herrschten. Daß uns heute nur die kleinen Mängel auffallen, und wir darüber die großen leitenden Prinzipien und Zwecke übersehen, daran trägt nur unser religiöser Indifferentismus Schuld; in einer Zeit aber, wo diese Prinzipien und Bestrebungen die brennendste Frage des Tages bildeten, wo eine solche Saite anschlagen, ebenso viel bedeutete, wie mit beiden Füßen in das politische und öffentliche Leben springen, in einer Zeit endlich, wo man den Pfaffens- und Mönchenspielen noch nicht so fern, als eine großbildlichere Darstellungsweise mehr gewohnt war als heutzutage, — mag man wohl der Hauptsache zu Liebe manches Neben-sächliche übersehen und Bondel's „Lucifer“ in einem günstigeren Lichte betrachten haben.

Zum Schluß noch einige Worte in Betreff der Uebersetzung selbst. Wenn schon jene des „Gysbrecht van Amstel“ strengen poetischen Anforderungen nicht zu genügen vermochte, so gilt dies noch in viel höherem Maße von der Uebersetzung des „Lucifer“. Die Verse sind häufig holperig und die Sprache ist jedes Schwunges baar. Selbst Gemeinplätze wie: „wo geht die Reize jeht denn hin?“, oder: „Wielwissen . . . verursacht manchmal Plagen“, begegnet man mehrmals; überhaupt hat sich die Uebersetzung zu sehr an das Original, was namentlich bei deutschen Uebersetzungen aus dem Holländischen gefährlich ist; man wird dadurch verleitet, die anklingenden deutschen Worte zu gebrauchen, während andere, treffendere Ausdrücke im deutschen Sprachschatze vorhanden sind. Was mir aber von noch größerem Belange scheint, ist, daß stellenweise der Sinn nicht einmal treu wiedergegeben wurde.

Herrn v. Hellwald.

Italien.

Rom beim Ausgange des Mittelalters.

(Nach Alfred von Neumont.)

Neumont's „Geschichte der Stadt Rom“, deren erster, das Verbum umfassender Band im „Magazin“ von 1867 einzeln besprochen worden ist, schreitet mit erstaunlicher Mäßigkeit ihrem Ziele zu. Nachdem Anfangs des vorigen Jahres in ihrem Theil erschienen war, liegt gegenwärtig bereits die vierte Hälfte des dritten vor uns, in welcher die Geschichte der Stadt von der Rückkehr der Päpste (1429) bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts weitergeführt ist.

Wer die Schwierigkeiten der römischen Historiographie einigermaßen zu würdigen vermag, wer sich vergegenwärtigt, wie zu allen Zeiten die Fäden der europäischen Politik in Rom zu jählichen Verschlingungen bald wie durcheinander liefen, bald dadurch verknüpft wurden, wer an den Ruinen und Ruinen, Kirchen und Palästen dieser Stadt wahrgenommen hat, wie sie es in vielen Jahrhunderten von keiner Pränzung der europäischen Staatengeschichte unberührt gelassen ist: der wird mit der Begeisterung, mit welcher ihr neuester Geschichtsschreiber eine große Aufgabe löst, wahrhaft bewundernswürdig finden. Die sorgfältige Theilnahme, die Alfred von Neumont seit mehreren Jahrzehnten allen auf Italien bezüglichen Forschungen zugewandt hat, und die bedeutende Stellung, die er in der deutschen wie in der italienischen Gelehrtenwelt selbstthätig einnimmt, tragen ihm in diesem Werke die schönsten Früchte. Überall sind eine Fülle archäologischer, diplomatischer, kunst- und literarisch-wissenschaftlichen Wissens zu Tage, die, mit der genauesten Festlegung verbunden, in den abgelesenen Details dieser an Beschaffenheit des Geschehens und an Dunkelheiten gleich reichen Geschichte von Rom förmlich zu Hause ist. Je mehr die Erzählung sich der neueren Zeit nähert, um so zahlreicher werden die Einblicke in die Familiengeschichten, die genealogischen Nachrichten, die Anknüpfungen an politische und literarische Ereignisse aus der Geschichte der europäischen Völker. Für ein Buch, das nach der Ansicht des Verfassers für weitere Reise reist, möchte indessen hier und da des Guten zuviel sein. Wenigstens leugnen wir nicht, daß in der vorliegenden Abtheilung die Menge interessanter Namen und aus der Special- und Lokalgeschichte uns zuweilen mühsam und verwirrend erschienen ist.

Kann sich die Geschichte der Stadt Rom im Alterthum bis der Kaiser vielach kreuzt, so ist sie nicht minder während des Mittelalters und der Neuzeit mit derjenigen ihrer höchsten Herrscher keineswegs identisch. Vielmehr sind, wie auch zu den Kaisern, so auch zu den Päpsten die äußeren und inneren Beziehungen der ewigen Stadt einem steten, oft sehr unruhigen Wechsel unterworfen gewesen. Wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß mehrere der mächtigsten Päpste des Mittelalters, darunter der eigentliche Gründer der kirchlichen Absoluten, der gewaltige Gregor VII., über die römische Stadtgemeinde keine Herrschaft nicht besessen haben, ja mehrfach in offenem Kampfe von ihr besetzt worden sind. Im fünfzehnten Jahrhundert hat sich dies Verhältniß äußerlich fester gestaltet; Rom

ist seit der Beendigung des großen Schisma bis auf unsere Tage, vier und ein halbes Jahrhundert lang, die kurzen, unwillkürlichen Erleide des siebenten und des neunten Pius abgerechnet, ununterbrochen der Sitz der Curie geblieben, und nachdem seine Bewohner in dem Glanze und dem Gewinne, der ihnen durch die Hofhaltung der Päpste auf tausend Wegen mühelos zu Theil wurde, den Genuß für staatliche und bürgerliche Freiheit gefunden hatten, hat es während dieser langen Zeit den Knechten der Knechte Gottes beinahe ausnahmslos Gehoriam geleistet. Innerlich freilich ist trotzdem der Gegensatz zwischen dem Papstthum und der römischen Gemeinde niemals vollständig aufgehoben worden, und es hat in neuerer Zeit nicht an Anlässen gefehlt, wo der alte Spalt sich plötzlich weit und tief genug geöffnet hat. Für uns und moderne Menschen beruht die Bedeutung Roms, vom confessionellen Standpunkt abgesehen, längst nicht mehr darauf, daß die Nachfolger Petri dort ihre Residenz haben. Rom nimmt nicht mehr, wie während des Mittelalters, als die Stadt der Heiligen unbefruchtet die erste Rolle unter allen Städten der Welt ein, sondern es verdankt den historischen Erinnerungen, die seine Trümmern umwehen, und den Kunstschätzen, die in seinen Kirchen und Palästen angesammelt sind, daß sein Name noch heute den Gebildeten aller Nationen ein theurer Klang ist.

Dieser Wandel in der inneren, der geistigen Stellung Roms hat sich gerade während des fünfzehnten Jahrhunderts vollzogen, gleichzeitig mit der Befestigung der weltlichen Herrschaft der Päpste, und wie uns dünkt, in unerwartbarem Zusammenhange mit ihr. Es ist dieses Jahrhundert das letzte gewesen, in welchem die Päpste von der gesamten Christenheit als ihr geistliches Oberhaupt betrachtet wurden: der Anfang des nächsten sah den deutschen Bauernsohn seinen kühnen Abklagebrief an die Thür der Wittenberger Schlossthür klopfen, und während seines Verlaufes vollzog sich unter dem Vortritte der Deutschen die große und unumwandelliche Befreiung des christlichen Gewissens vom römischen Joche. Was hat unsern Martin Luther zu dem ungeheuren Schritte getrieben? Es war die gänzliche Verweltlichung und Glaubenslosigkeit, unter deren Bann die römische Kirche mit Haupt und Gliedern verfunken war! Seit einem vollen Jahrhundert den weltlichen Sorgen und Neigungen jeder Art rückwärtslos hingegeben, war der römischen Hierarchie dasjenige abhanden gekommen, was ihre geistige Herrschaft begründet hatte: das Verständniß der religiösen Bedürfnisse der Christenheit.

Die Reihe der von unserm Verfasser mit Sorgfalt und vieler Schonung gezeichneten Papstbilder jenes Jahrhunderts gewährt hierzu die unabweisendsten Belege. Wie zu allen Zeiten, haben sich auch damals unter den Fürsten der Kirche bedeutende Männer befunden. Aber ist in dem ganzen Jahrhundert, das der Reformation vorausging, ist von dem vierten Eugen bis zu Alexander VI. auch nur ein einziger Papst aus wirklich religiösen Motiven zu seiner Würde erhoben worden? Hat auch nur Einer sein hohes Amt in religiösem Sinne verwaltet? Wir mögen in's Auge fassen wen wir wollen: den baulustigen Nicolaus V. oder den Velttriften Pius II., den prächteliebenden Sohn Venedigs Paul II., oder Alexander VI., der seines Weiworts bedarf, — so verschieden diese Männer in Charakter, Bildung, sittlichem Werth und politischer Betätigung sind, in Einem Punkte sind sie alle gleich: sie haben Rom und die Kirche wie weltliche Herrscher, nicht als geistige Oberhäupter regiert. Um den Klerus von den Banden der Welt möglichst frei zu erhalten, hatte Hildebrand ihm das fürchterliche Attribut

¹⁾ Geschichte der Stadt Rom. Von Alfred von Neumont. Dritter Band. Berlin, Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung (H. v. Decker), 1866. Mit zwei Plänen. (IX und 574 S. Verkon-Octav.)

der Eitelkeit zuertheilt. Das fünfzehnte Jahrhundert hat die Früchte dieser Vergewaltigung gezeiget: jeder Papst fand es selbstverständlich, seine Verwandten im weitesten Sinne des Wortes auf Kosten der Christenheit auszuhebeln. Der weite Mantel der Kirche reichte nicht hin, um Fürsten und Herzogskleider für alle diese Piccolomini und Rovera und Borgia zuzuschneiden; seine Cardinal-Promotion, bei der nicht Repoten des regierenden Papstes oder Bischöfe von Repoten unter die höchsten Berather des Statthalters Christi berufen wurden. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, wie die sonst so weltverständige Curie in dem Augenblick, wo der größte Sturm über sie hereinzuwehen drohte, wo eine geistige Revolution jender Gleichen ihrem Ausbruche nahe, sich einen Alexander VI. zum Oberhaupt zu geben konnte.

Wie für die geistige Bedeutung, so auch für die äußere Gestalt der Stadt ist der Ausgang des 15. Jahrhunderts ein wichtiger Wendepunkt gewesen. Mit dem Studium der Klassiker war das Interesse an den Denkmälern des Alterthums wieder erwacht. Die raube Baronzeit des Mittelalters hatte auf den Gräbern, den Tempeln und Palästen der Kaiserzeit ihre Burgen und Schanzen aufgerichtet; die Ruinen waren als Steinbrüche benutzt, die Trümmer von Säulen und Statuen — und leider nicht bloß die Trümmer! — zu Kalk verbrannt worden. Die Veneration kam allmählich, aber sie kam. Das Zeitalter der großen Humanisten Italiens war heringebrochen. Man sah einen Poggio, einen Palla die halbverschütteten Inschriften von den Bauwerken des Alterthums sammeln; kühnste gelehrte Architekten, wie Leonbattista Alberti, Brunellesco Bramante, suchten und fanden unter den Ruinen Roms Vorbilder für die Baukunst der Renaissance. Man fing an, der Erde die Schätze an Bildwerken, die sie vor der zerstörenden Hand der barbarischen Zeit treu geborgen hatte, durch fleißige Nachforschungen wieder abzufordern. Ein junger florentinischer Bildhauer, dessen Name bald unaussprechlich mit dem der ewigen Stadt verbunden werden sollte, ließ seinen Amor auf römischem Boden vergraben und wieder auffinden, um seine Arbeit von Kennern als ein Werk des Alterthums gepriesen zu sehen. Päpste und Cardinale umgaben sich mit Gelehrten, mit Künstlern und Kunstfreunden, von denen sie mit allen Ueberchwänglichkeiten des raffiniertesten Hofens, zugleich aber in klassisch reiner Sprache, als Auguste und Mäcene gefeiert wurden.

So begann nach und nach der düstere Charakter des mittelalterlichen Roms einem lichteren Anblicke zu weichen. Feudalburgen, die bisher ohne Zahl die Straßen drohend überragt hatten, setzten sich, die man als Zuflucht vor Angriffen und als Brustwehr zur Vertheidigung an den Häusern angebracht hatte, wurden abgetragen; das trogige Baronensystem verlor seine finsternen Mauern hinter einer Fassade von Künstlerhand; weite Höfe wurden von hohen hellen Arkaden umspannt, von deren Vögeln manche in nicht ferne Zeit der großen Malern mit dem herrlichsten Bilderschmucke verziet werden sollten. Drei der großartigsten römischen Palastbauten, der Palast der Venedig (auch von S. Marco genannt), die Cancelleria, und das Appartemento Borgia im Vatican, sind in dieser Zeit entstanden. Die Namen und Wappen von Nicolaus V., Sixtus IV. und Alexander VI. sieht man noch heute ungemein häufig an römischen Bauten aller Art, an Brücken und Thoren, Kirchen und Fontänen angebracht. Zeugen der durchgreifenden Veränderung, welche die Architektur der Stadt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfahren hat.

Am meisten charakteristisch wurde diese Veränderung sichtbar

an dem allerherrorragendsten Gebäude von Rom, der Peterskirche. Dieser große, für das Wachsthum des römischen Pontificats fast symbolische Tempel der Christenheit hatte trotz der unglücklichen Reihe von Wechselfällen der Geschichte, die ihn im Laufe von 12 Jahrhunderten betroffen hatten, doch bis in den Ausgang des fünfzehnten wesentlich den Charakter seiner Entstehung bewahrt: er stand mit Porticus und Vorhof, Gledens thurm und Hauptgebäude da als die älteste und vornehmste der altchristlichen Basiliken, umringt von einer Menge von Denkmälern aller Art, deren Ursprung zum Theil ebenfalls in die ältesten Zeiten der christlichen Kunst hinaufreichte. Dieser alten Peterskirche, von der uns nichts bewahrt ist, als wenige zerstreute Erinnerungen (ihre Fassade sieht man z. B. abgebildet auf Rafael's Innoceus in den vaticianischen Stangen), widmet der Geschichtschreiber von Rom, an dem Zeitpunkt angelangt, da dieser ehrwürdige Bau verschwinden sollte, eine überaus eingehende Schilderung. „Neunzehn zwölft Jahrhunderte“, sagt er beim Eintritt in das Innere der Basilika, „hatten diese Säulen erlebt, alle Geschichte und Stürme des Pontificats hatten sie mit durchgemacht, Triumph und Fall und Wiedererhebung in raschem Wechsel geschaut, wiederholt Schauspiel welthistorischer Ereignisse, in denen Rom Mittelpunkt, die ganze Christenheit Peripherie war. Der lebendige Charakter dieser großen Geschichte war der vaticianischen Basilika aufgedrückt. Auch in den Tagen fortschreitenden Verfalls und ungeachtet der Merkmale der gesunkenen Kunst der Zeit ihres Entstehens, war sie ein mächtig imposanter Bau, ergreifender als in den Tagen ihres höchsten Glanzes durch die mit ihr gealterten Zeugnisse des Sieges des Christenglaubens über das Heidenthum. Man mochte der mangelnden Harmonie der Verhältnisse, der Ungleichartigkeit der Materialien entgegen, wenn man sich dem Jahrhundert Constantin's, Leo's, Gregor's des Großen, Aarls und Otto's, Gregor's VII., Alexander's III., Innocenz's III. nabegerückt fand. Nischenhoch strebte das Mittelschiff der Basilika empor, von je zweiundzwanzig fenstribigen, keinesweges immer gleichartigen Marmor- und Granitsäulen und vier Pfeilern getragen, mit Aachern, seit Nicolaus III. mit Pappbildern in Muth geschmückt, gleich den Säulen von älteren Bauten entlichem Marmor gefärbt. Die darüber sich erhebende Wand, wie bei allen der Bogen über den Säulen entbehrenden Basilikabauten ungeteilt und von übermächtig Höhe, war seit neun Jahrhunderten mit zwei Reihen Darstellungen aus der Heiligen Geschichte geziert, während oben eine Reihe dreiflügeliger Fenster im Erzbogenstil, zwischen denen Gesichtern aus dem Leben der Apostel Petrus und Paulus angebracht waren, Licht einfallen ließ. Die Seitenschiffe hatten über den Säulen Bogen, die Wände waren ursprünglich mit Marmorplatten besetzt, deren nur Reste erhalten waren. Der Dachstuhl des Mittelschiffs war sichtbar, das Pariment verschiedenartig von Marmorstücke und Marmorplatten, im Saupfisch mit mehreren jener großen Porphy- und Granitrunder, von denen das eine, auf welchem das Geleit über den zu thronenden Kaiser gesessen zu werden pflegte, durch die Geschichte Paschalis II. und Heinrich's V. berühmt worden ist. So Mittelschiff wie Seitenschiffe wiesen lange Säulenreihen und Wänden zahlreiche Altäre, Heiligthümer, Monumente auf, von den ältesten Zeiten zum 15. Jahrhundert herabreichend. Hier lagen viele Papste des früheren Mittelalters, die meisten der letzten Jahrhunderte. Ihnen schloßen sich zahlreiche Cardinäle, Bischöfe, andere Würdenträger an, Geistliche wie Weltliche, Wohltäter des großen Tempels durch Stiftungen und Bauten, fremde Herrscher, die in Rom eine Aufenthalt

hätten und fanden, welche die eigene Heimat ihnen verweigert hatte."

Dass man dazu gelangen konnte, ein solches Denkmal der ganzen christlichen Vergangenheit dem Untergange preiszugeben, ist ein höchst merkwürdiges Zeichen der Zeit. Es war Nicolaus V., der leuchtende Mäcen der Humanisten, der an die Stelle der alten Kirche einen riesigen Neubau zu setzen beschloß. Sein Plan bewendete nichts weniger als eine vollständige Umgestaltung der gesammelten vatikanischen Stadtheile. Ohne Rücksicht auf die vorhandene, von idealen Anschauungen geleitet, war eine Anlage projectirt, die neben dem neuen Dom eine neue monumentale Residenz für den Oberherrn der römischen Kirche umfassen sollte, mit Residenzen je nach den verschiedenen Jahreszeiten, mit Quartieren für das Cardinals Collegium und Locale für die sämtlichen Kämmer und Geschäfte der Curie, mit Prachtstraßen für die Papstkrönungen und den Empfang von Kaisern, Fürsten, Botschaftern, mit Räumen für das Conclave, mit Schulen, Bibliothek, Wasserleitung, Gärten, zugleich wie eine Stadt gegen äußeren Angriff geschützt. — Der Papst hat diesen Plan, dem zu Liebe sofort mit dem Abreißen der Antiken Vestibule, eines der ehrwürdigsten Denkmäler der alten Peterskirche, begonnen ward, nicht entfernt durchzuführen vermocht. Aber der Gedanke, eine neue Peterskirche an die Stelle der alten treten zu lassen, war einmal ausgesprochen; er blieb lebendig und ward im nächsten Jahrhundert durch den Bau jenes wunderbaren Domes verwirklicht, der, wie er als die gewaltigste Schöpfung des gewaltigen Meisters der Renaissance bewundert zu werden verdient, gleichzeitig das ausgeprägteste Denkmal der Verweltlichung des Papstthums genannt werden muß.

P. D. Fischer.

Machiavelli's Buch vom Fürsten in neuer Uebersetzung. *)

Der Principe des Niccolò Machiavelli ist in fast alle europäischen Sprachen überetzt worden: dieser Umstand allein spricht sehr für die hohe Bedeutung des merkwürdigen Buches, das Vielen so räthselhaft, Anderen abscheulich, den Meisten furchtbar und gewaltig erschienen ist. Die jüngste Entwicklung der Dinge in Italien und in Deutschland hat die Wille der Zeitgenossen wieder auf den großen Verfasser des politischen Jesuitismus gelenkt und den Werken des einstigen Staatssekretärs der Florentinischen Republik, der mit allen Kräften und mit aller Mithit die Einheit und Freiheit Italiens erstrebt, neue Verherrlicher gewonnen. Herr Dr. Alfred Eberhard in Berlin hat sich nach Riedel und Regis an die deutsche Wiedergabe des Buches vom Fürsten gemacht und im Allgemeinen eine recht beachtenswerthe Arbeit geleistet, die zwar mit der französischen Uebersetzung des trefflichen Quinet nicht wetteifern kann, aber mit welchem Fleiß, Treue des Ausdrucks und Unerschbarkeit einer Seele so lebhaft gefärbten apologetischen Tendenz mit Kenntniß der Tragweite der Gedanken des Autors gefertigt ist.

So sehr wie die Verbreitung machiavellistischer Grundsätze von dem Boden des deutschen Vaterlandes entfernt wünschen sollten, so sehr ist dennoch die genaue Kenntniß der eifern schätzbaren Rathschläge, die Machiavelli den Fürsten ertheilt,

nothwendig und heilsam, weil sie den tiefsten Einblick in die Denkweise jener Mächthaber gewährt, denen der politische Vortheil das oberste Gesetz und die Moral bloß auf Nützlichkeitsregeln hinauskommt. Es war eine Diplomatie, welcher Papst Alexander VI. und sein ihm an Schanzthaten ebenbürtiger Sohn César Borgia die Musterteispiele jedweden Treuels geboten hatten, die unmittelbar in Machiavelli's „Fürsten“ sich wiederfindet und für deren Nachfolger und Fortsetzer sein Werk bestimmt war. Im Hause der Mediceer hat die Widmung des Buchs an Lorenzo, Piero's Sohn, herrliche Früchte getragen! „Der Zweck heiligt die Mittel“, das ist die Summa dieser politischen Lehre. Sie ist älter, als der Probabilismus der Gesellschaft Jesu, denn sie ist älter als die Reformation und Gegenreformation, aber sie stimmt mit den innersten Fäden der Jesuitenmoral zusammen und darf als ihr würdiger Vorläufer gelten. Das „omnia in maiorem Dei gloriam“ ist bei Machiavelli in der Form des „omnia in maiorem Rei publicae gloriam“ wiederaufgenommen. Raub, Diebstahl, Betrug, Hinterlist, Mord, Meuchelmord können „unter Umständen“ sehr passend und förderlich sein, auch einem guten, achtbaren, nur um das Wohl seiner Unterthanen und um die Größe seines Vaterlandes besorgten Fürsten; — so nach Machiavelli und seinen Schülern.

Das 18. Capitel mit der Ueberschrift: „Auf welche Weise die Fürsten Treue und Glauben halten müssen“, giebt den Schlüssel zum Verständnis des ganzen „Principe“, denn es drückt den Grundgedanken an Unumwundenheit aus und beweist am Schärften, wie tief Machiavelli die Menschen verachtete. Seine Discursie über die erste Decade des Titus Livius liefern den breiteren Commentar dazu“). Ein antiker Römergeist und Römercharakter war Machiavelli, stählern, aber unendlich biegsam, was die Mittel zum Zweck betrifft, nur von dem Streben nach Vergrößerung seiner Heimat, nach weitesther Ausdehnung ihres Herrschaftsgebietes erfüllt, ein Italiener, der nichts so sehr hasste als die Fremden und unablässig auf Mittel zu ihrer Vertreibung sann. Die Ideen eines Gioberti, eines Cesare Balbo (in Delle speranze d'Italia) sind von Machiavelli vorbereitet worden; das Werk der Emancipirung Italiens haben die Carour, die Nicolsoli, die Rattazzi neben den Garibaldi und Mazzini, wenigstens theilweise gewiß, nach Machiavelli's Vorschriften in Scene gesetzt und wahrlich mit Glück und Erfolg. Ein glühender Patriot ist Machiavelli gewesen: dieser Ruhm ist ihm bleibend und in den Schlupfwinkeln des Principe, die auch unser Uebersetzer kräftig wiedergegeben hat, glänzend verewigt. Aber, fragen wir, wenn das Vaterland die höchsten Opfer erbeidet, warum sollte es nicht werth genug sein, durch realistische Mittel gerettet zu werden? Steht dieses Gut darum so hoch, weil nur niedrige Handlungen es bewahren können? Soll eine Verle oder ein Demant nicht in goldener Einfassung prangen? Raub und Mord, Hinterlist und Gemalthat, Bruch des Vertrauens und des gegebenen Wortes haben noch niemals Staaten dauernd befestigt, und die Geschichte zeugt mit feurigen Lettern, wie furchtbar Der irrt, welcher den Rathschlägen eines Machiavelli folgt.

Trautwein von Belle.

*) Es ist geradezu unergreiflich, wie Herr Eberhard in seiner Vorrede hat behaupten können, das Buch vom Fürsten sei nach den Schriften Machiavelli's allein, während jeder Literaturliebhaber weiß, daß die Tendenz der Betrachtungen über den Livius genau dieselbe ist!

*) Niccolò Machiavelli: Das Buch vom Fürsten. In's Deutsche Uebersetzt von Alfred Eberhard. Mit Machiavelli's Portrait nach einer Copialbüste des Berliner Museums. Berlin, Verlag von W. Reclam & Comp. (J. G. Reigitz), 1868. XXVIII und 100 Seiten kl. 8.

Baltische Provinzen.

Das nationale Ebstenthum.

(Von einem Finnländer.)

Das Schickal der Völker ist in des Glücklichen Hand. So lang diese aber nicht ihren letzten Athem verbraucht haben, sind sie zu Schutz und Förderung ihrer nationalen Zukunft verpflichtet. Diese Idee ist es, die in so mancher Gegend der Welt auch kleiner Völker Kräfte zu großen Aufstrebungen für ihre Selbstständigkeit fählet.

Wir Finnländer haben in dieser Art Bestrebungen viel Widerstand erfahren, und nur unsere Trägheit läßt die Förderung des allbereits begonnenden nationalen Werkes einen schleichen Gang gehen. Viel Schwereres bleibt unseren nahen Nachbarn und Blutsverwandten, den Litauern (Ebstn) zu thun; ihr sozialer und politischer Zustand ist sechs Jahrhunderte lang so beschaffen gewesen, daß ein anderes Volk ihn kaum überdauert hätte, und auch ihre heutige Stellung ist noch in vieler Hinsicht sehr bedenklich. Einerseits bedrängt sie unaufhörlich das Deuththum, andererseits das Slaventhum. Wie groß muß also die Zähheit des kleinen, nur 800,000 Seelen zählenden Volkes sein, daß es durch eine solche Vergangenheit der Zukunft entgegenzustreben wagt! In einiger Hinsicht haben die Ebstn und sogar überflügelt, aber, besser gesagt, ihr Streben ist zwar gänzlich auf den nationalen Schauplatz beschränkt geblieben, entwickelt aber in dem engen Kreise bedeutende Kraft. Die Volksliteratur der Ebstn ist verhältnißmäßig reich zu nennen; Vesenantnis und Veselet sind sich bei ihnen häufiger als unter uns; an jedem Orte giebt es Volksschulen; Zeitchriften und Bücher finden guten Absatz. Bemerkung verdient auch, daß die Protokolle der niederen Behörden schon seit lange in der Sprache des Volkes abgefaßt werden, denn der Geistliche ist verpflichtet, dem „Hakenrichter“ als Protokollist zur Seite zu stehen. Da nun vollends eine Verfügung vom Jahre 1866 die ganze Gemeindeverwaltung den Landbauern überläßt und insbesondere festgesetzt ist, daß der amtliche Briefwechsel zwischen den Gemeinden und ihren Behörden in der Sprache jeder betreffenden Gemeinde geführt werden soll, so ergibt sich, daß Finnlands Zustände in mancher Beziehung hinter denen der Ebstn zurückgeblieben. Sobald wir jedoch über dies rein völkstümliche Interesse hinausgehen wollen, stoßen wir sofort an eine scharfe Gränzlinie, deren Ueberschreitung bis jetzt nie gelungen und selten versucht worden. Der grundbesitzende Adel, wie der höhere Bürgerstand in den Städten ist seiner Sprache und Gesinnung nach deutsch. Deutsch sind alle sogenannten gelehrten Schulen, und Ebstlands Sprache gehört in denselben ferner nicht einmal zu den Gegenständen des Unterrichts.

Da giebt es also nicht, wie in Finnland, einen der eignen Nation entfreundeten Stand, sondern eine ganz verschiedene Nationalität, deren Herz in Deutschland wurzelt und welche den nationalen Boden ihres eignen Landes vollständig verachtet. Die Folge davon ist auch, daß ein bitterer gegenseitiger

Haß und Argwohn die alltäglichen Verhältnisse des Lebens vergiftet. Und so hat man schon siebenhundert Jahre neben einander gelebt! Es leidet aber keinen Zweifel, daß es nicht mehr lange so fortgehen kann. Irgend eine Veränderung ist unausbleiblich. Zuvörderst sei erwähnt, daß die soziale Macht der ebstnischen Bevölkerung von Tag zu Tag anwächst. Durch oberrückte Verfügungen werden die Beamten allmählich gezwungen, sich der Volkssprache zu bedienen. Andere Verfügungen geben den Bauern das Recht, eignes Land zu erwerben, und früher oder später kommt gewiß die Zeit, wenn der größere Theil des Bodens in nationalem Besitze sich befinden wird. Eine Folge davon muß wieder sein, daß die ebstnischen Landeigenthümer Antheil erhalten an gewissen Rechten, die bis jetzt dem Adel allein zustanden, während die noch bestehende Scheidewand der Sprache einstürzt.

Was den Schutz gegen die Moskowiten betrifft, welchen die Deutschen in den Disse-Provinzen von ihren Stammverwandten in Deutschland etwa zu versehen haben, so ist dieser noch zu unverlässlich, als daß er die Augen Vernünftiger blenden könnte. Nur einträchtiges Zusammenleben mit den Urbewohnern des Landes kann ihnen Macht geben, die belebten Gerechtigkeit und Einrichtungen aufrecht zu halten, die ihnen im Zeitalter Peter's des Ersten zugeföhrt worden sind. Aber vornehmste Bedingung solcher Eintracht ist Einheit der Sprache und Gesinnung. Man darf es als ein gutes Zeichen der Zeit betrachten, daß selbst aus dem deutschen Lager schon Stimmen zu Gunsten der ebstnischen Sprache sich erheben. Ein in der Deutschen Zeitung von Meral abgedrucktes Schreiben aus dem vorigen Jahre (Nr. 74) empfiehlt warm und mit starken Gründen das Erlernen der Volkssprache in allen Lehranstalten. Und in der That: so lange die deutschen Bewohner des Ebstnlandes das Ebstnische nicht kultiviren, haben sie gar kein wahres Vaterland; denn ihr Sinn bleibt allsahn dem eignen Lande fremd und strebt vergebens nach Deutschland, das ihnen ebenfalls fremd ist.

Ein guter Schritt vorwärts darf es also heißen, daß man von deutscher Seite wenigstens anfangt, die bessere Richtung einzuschlagen. Das Volk Ebstlands ist übrigens allzu Fleißig, als daß es für seine Sprache eine vollkommene Herrschaft in den höheren Gebieten des Geistes verheßen oder auch verlangen könnte. Die deutsche Sprache (auch bei uns Finnen in großem Maße das Mittel zu höherem Wissen) braucht daher keineswegs aus Ebstland zu verschwinden, und soll es auch nicht. Aber das Ebstnische kann als vaterländische und Volkssprache in den Familien wie in den Schulen sich einen Platz erkämpfen, und selbst die höheren Stände können edle Ebstn werden, ohne ihr Deutsch zu vergessen. Die in letzter Zeit häufig verlangte Germanisirung des Urvolkes wäre fast ebenso thöricht wie dessen Russisirung, und selbst die Feiolen des Deuththums gehen zu, daß, während ihre Bemühungen unter den Betten in Ausland und dem südlichen Vordland wenigstens einige Aussicht auf Erfolg haben, das ebstnische Volk, von Werro bis zum finnischen Meerbusen, ihnen noch heute ebenso hartnäckig widersteht wie vor sechs Jahrhunderten. Wenn aber die Nachkommen der Urbewohner durchaus bleiben wollen, was sie sind und waren, so kennen sie doch zu viel von der Welt, um nicht von ihrer Kleinheit überzeugt zu sein. Darum verheßen sie auch, ihre Forderungen zu beschränken. Natürlich ist der Blick der Ebstn mit Flehe Finnland zugewendet, wo ein nahestes Brudervolk mit günstigerem Glücke an der eignen nationalen Zukunft arbeitet, und viele Ebstn glauben, die finnische Sprache sei für sie das passenste Medium höherer Bildung. Der Ebstn kann diese

*) Nachstehende, einer finnischen Zeitschrift entlehnte Mittheilungen sind allerdings nicht im Sinne unserer deutschen Stammverwandten in Ebstland geschrieben, aber wir glauben nicht, sie zuwiderhalten zu dürfen, da sie als objectiv wahr erscheinen und es den Deutschen in den baltischen Provinzen nur von Nutzen sein kann, zu wissen, was man im benachbarten Finnland über sie denkt und schreibt. D. M.

nämlich sehr leicht erlernen und Finnlands Literatur böte den
 verjüngten Volksschullehrern reiche Schätze des Wissens, dergleichen
 die Schriftstellerei ihrer Landsleute ihnen nicht bietet.

Zu den neuesten Erscheinungen der christlichen Literatur
 gehört das Kooli Eugeniei raamat, d. i. *Lehrbuch für
 Schulen* eines Herrn Jakobson, welches 248 kleine, theils
 russische, theils polnische Stücke enthält, die sowohl der Jerte
 als der Verdeutschung wegen mit sehr schönen Holzschnitten
 versehen sind. Die Stoffe, meist aus Natur- und Erdkunde ge-
 zogen, sind sehr gut gewählt und mannichfaltig, und das Buch
 überhaupt so beschaffen, daß es uns (Finnen) als Muster dienen
 könnte. Besonders auffallend ist der Reichthum an Beiträgen
 von nicht weniger als siebzehn vaterländischen Dichtern!
 Nicht Alles hat zwar großen poetischen Werth, aber man erkennt
 überall die metrische Eleganz der Sprache. Unter den
 Verfassern verdienen ausgezeichnete Erwähnung: die Herren
 M. Kärber, P. Koidula, J. K. Kreuzwald, J. Brandt
 u. s. w.) Aunlauslehti.

Ostindien.

Miß Carpenter über die Frauenerziehung in Ostindien.

Aus Indien zurückgekehrt, wo das Studium des Gefängnis-
 wesen wieder ihre Hauptaufgabe gewesen ist, tritt Miß Mary
 Carpenter jetzt in England mit einem Projekt auf, das zwar
 weitgehend auf einem andern Gebiete liegt als das, dem sie
 bisher ihre unausgesetzte Thätigkeit zugewendet hat, in Wahr-
 heit aber auf das engste mit demselben zusammenhängt. In
 der That, in der Verwahrlosung der Jugenderziehung
 sieht Miß Carpenter die Quelle der Verbrechen; sie glaubt
 durch Vermehrung der Schulen ganz naturgemäß zur Vermin-
 derung der Strafanstalten beizutragen und erachtet in Indien
 als erstes Erforderniß zur Durchführung einer sozialen Reform
 eine gründliche Verbesserung der weiblichen Erziehung.

Um diese Reform durchzuführen zu können, ist aber die Aus-
 bildung von weiblichen Lehrerinnen das erste und nächste Be-
 dürfnis. Das indische Volk im Allgemeinen ist durchaus nicht
 abgeneigt, seinen Töchtern die Wohlthaten europäischer Bildung
 und Civilisation zuführen zu lassen, sieht sich aber durch zwei
 Umstände daran verhindert, welche tief in seiner Anhänglichkeit
 an den Glauben und die Sitten der Vorfahren begründet sind,
 wie in der Besorgnis, seine Töchter dem ersten Abwende, gegen
 die letzteren verfallen zu sehen. Die Ungeheuerlichkeit, in welcher
 die indischen Frauen gehalten werden, verbietet den Mädchen,
 sobald sie das zwölfte, ja oft schon wenn sie das zehnte Jahr erreicht
 haben, den Besuch einer Schule, an welcher Männer unter-
 richten, Lehrerinnen gab es aber bisher nicht, oder wenn solche
 verhanden waren, so waren sie zu Zwecken der Wissen in's
 Verstand gekommen, und der Eingeborne zieht sich vor den Befeh-
 lungsbefehlen mit der äußersten Empfindlichkeit zurück.

Miß Carpenter hat nun die Absicht, in Bombay eine An-
 stalt von Lehrerinnen-Seminar zu errichten und unter ihrer speciellen
 Leitung zu nehmen. Zu diesem Zwecke will sie im September

oder Oktober dieses Jahres nach Bombay zurückkehren, begleitet
 von einigen geprüften Lehrerinnen, die den Unterricht an dem
 zu begründenden Seminar übernehmen sollen, von so vielen und gut
 vorgebildeten Damen, wie sich ihr anzuschließen geneigt sind.
 Die Lehrerinnen sollen dann die ersten Schülerinnen des Seminars
 bilden und in Bombay selbst diejenigen Kenntnisse der Landes-
 sprache und Sitten sammeln, welche unerlässlich notwendig
 sind, sie zur Leitung einer Schule für indische Mädchen zu be-
 fähigen. Es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß
 das auf solche Weise von englischen Frauen gegebene Beispiel
 von der lebendigsten Einwirkung auf die Hindus sein
 und sie zur zahlreichen Ansehung anspornen werde, sobald
 man nur erst allgemein die Ueberzeugung gewonnen, daß es sich
 um Bildung und Verschönerung und nicht um Projektionsmacherei
 handelt. Miß Carpenter verlangt in dieser Beziehung durchaus
 nicht, daß die Lehrerinnen ihren Glauben verleugnen, im Gegen-
 theil, sie sollen ihn jederzeit sehen und erkennen lassen; vielmehr
 soll ihr Beruf von ihnen lediglich so aufgefaßt werden, daß sie den
 Vätern des Hauses die Elemente weltlicher Bildung und Civil-
 isation zuzutragen haben. Neben der Wissen christlichen Glau-
 bens giebt es auch noch eine Wissen europäischen Wissens, die
 mit der ersten parallel läuft und in Schichten der Bevölkerung
 zu bringen vermag, welche dieser hermetisch verschlossen bleiben.
 Es ist eine Mission der Philanthropie, die Miß Carpenter zu
 unternehmen beabsichtigt; nicht bloß England, die ganze civili-
 sierte Welt muß das Unternehmen mit dem lebhaftesten Interesse
 verfolgen und ihm den glücklichsten Erfolg wünschen.

Kleine literarische Revue.

— **Die Wichtigkeit des Waldes.** In der alten Chronik meines
 Heimatstädtchens, Baldenburg in Westpreußen, fand ich eine
 Schilderung der Noth, welche die Bürgerschaft zur Zeit einer
 daselbst herrschenden Pest ertragen hatte. „Alle Leiden und
 allen Mangel“, so hieß es dort, „konnten wir ertragen und über-
 winden, allein die Strenge und Unmenschlichkeit, mit der man
 uns auch vom Holze abspernte, brachte uns mehr Entsetzen und
 Verzweiflung, als man sich versühnen vermag. Die schwerste
 Noth, geradezu unerträgliches Weh verursachte uns der Mangel
 an Brennholz.“ — Recht lebendig fanden mir diese Worte vor
 Augen, als ich den Vortrag des Dr. S. Gengen über den „Ein-
 fluß des Waldes“ in die Hand nahm. In der That, ein
 solch fürchterlich ernst drohender Mahnruf sollte hinreichend sein,
 uns den Werth, die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit des Waldes
 mit Flammenschrift vor die Seele zu führen. Doch obwohl der-
 gleichen Mahnrufe aus vergangenen Zeiten bis auf die Gegen-
 wart herab gar zahlreich erklingen, von allen Seiten immer
 wiederholt worden und immer eindringlicher erschallen, — so ist
 doch die Behauptung des Verf. leider zweifellos richtig: daß über
 diese Frage fast allenthalben noch die größten Vorurtheile und
 Irrthümer herrschen. Um so dankenswerther ist daher ihre ein-
 gehende Beleuchtung von Seiten eines Vertreters der Volks-
 wirtschaftslehre, welcher den Ausdruck des Oberlandforstmeisters
 von Hagen zu seinem Motto wählt: „Ich hoffe, daß, wenn auch
 die Nationalökonomie ihre Stimme für die Nothwendigkeit einer
 vernünftigen Waldkonservierung erheben, dann auch die Geset-“

*) Hier sind unter vier Namen drei Deutsche, was doch ein Be-
 weis zu sein scheint, daß die christliche Sprache den baltischen Deutschen
 nicht so gleichgültig ist, als der finnische Christenfreund behauptet.

geber endlich ihre Pflicht erkennen, und von der vorgefaßten Meinung ablassen werden, daß die Stimmen der Fortkämpfer, als auf einseitigen Ansichten beruhend, keine Beachtung verdienen."

Es ist im Allgemeinen längst bekannt, daß nicht die oben erwähnte Beziehung allein den Wald wichtig erscheinen läßt, sondern daß auch sein Einfluß auf Klima, Kultur, Wohlstand und Sitten von weitreichender Bedeutung sind; allein sogar in den gebildeten Kreisen hat man über den ganzen Umfang dieser hochwichtigen Einflüsse meistens doch nur geringe Vorstellungen. In dem als Broschüre vorliegenden Vortrag hat der Verf. nun nach allen diesen Seiten hin, gestützt auf zahlreiche Citate aus der hervorragenden forstwissenschaftlichen, landwirtschaftlichen, national-ökonomischen Reise-Literatur, diese Fragen sachgemäß, ebenso klar und allgemein verständlich als eingehend erörtert. Vorzugsweise interessant erscheinen die vielen Beispiele von den mächtig einwirkenden klimatischen Veränderungen durch das Abholzen oder Anpflanzen des Waldes; kaum minder der freilich nur kurze Hinweis auf seine sanitätliche Bedeutung; vielen Lesern neu und darum desto bemerkenswerther werden die Angaben über den Einfluß des Waldes auf Sitte und Volksbildung sein; vor Allem aber beherzigenswerth in allen maßgebenden Kreisen müssen wir das über die Waldstreue Gesagte erachten. Wir können von der trefflichen Darstellung nicht Abschied nehmen, ohne ihr die weiteste Verbreitung bei allen wahren Volkseunden und Wohlmeinenden zu wünschen. Zugleich aber sei es gestattet, auf dasjenige Werk bei dieser Gelegenheit recht dringend hinzuweisen, welches alle Freunde der Natur und des Volkes am eingehendsten und lebensvollsten über den Wald belehren und sie damit zu seinen Freunden werben kann, auf Hoffmayer's „Der Wald“¹⁾, ein Buch, welches gar nicht warm genug empfohlen werden kann.

R. Ruß.

— **Der Galsobri.** *) Es ist etwas ganz Absonderliches, das uns Norddeutschen in diesen österreichischen Dorfgeschichten entgegentritt. Schon die „Dorfschwalben“²⁾ Silberstein's zeigten dieses Etwas in hohem Grade, mehr aber noch der vorliegende „Galsobri“. Trotz dieses kleinbäuerlichen Standes aber jene ersten und alle ferneren Schöpfungen dieses Verfassers den allgemeinen Beifall, ebenso bei uns, wie im übrigen Deutschland. Daber verlohnt es sich wohl der Mühe, auf ihr eigenenthümliches Wesen näher einzugehen. Da tritt und zunächst eine Gefühlswärme und Innigkeit entgegen, die uns Kälterübende wohl gar abstoßen könnte; da begegnet uns ein urwüchsiger Humor, in den wir uns wohl gar nicht hineinzuversetzen vermögen. Allein wie harmonisch weiß der Dichter jene Innigkeit einerseits mit den markigen Zügen von Kraft und Charakterstärke, und andererseits mit der Glut süßlich-feuriger Temperamente zu einem; wie wohlthuend vermag er aber auch, zugleich mit den fröhlich ausgelassenen, die ernstesten, selbst tief-unglücksvollen Seiten in dem Stillleben seiner Dörfer uns zu malen. Ebenso wie in den Charakterbildungen zeigt Silberstein auch in den Volkseigentümlichkeiten, Landschafts- und Naturbildungen eine meisterhafte Sicherheit und treue Lebenswahrheit. In einer jeden solchen Dorfgeschichte sehen wir daher ein farbenreiches

und zugleich wahres Stück des vielgestaltigen österreichischen Volkslebens vor uns. Das vorliegende Bändchen inebeneinander ist reich an allen diesen Vorzügen. Dazu führt es uns ein Stückchen eines Lebens vor's Auge, das in seiner schlichten „Alltäglichkeit“ dennoch einen tiefen und erhebenden Eindruck hervorruft. Er schildert den leichtfertigen, schwankenden Charakter eines Galsobri — nach unseren Begriffen etwa „Meistertreuer“, Leichtfuß und „schlechter Kerl“ zugleich — der durch den nur mangelhaften Einfluß seines schlichten, doch charakterstarken, klugen und edlen Weibes am Rande des Abgrunds ergrißen, erhalten und, trotz allen Schwankens, zum tüchtigen, brauchbaren und gefesteten Menschen gemacht wird. Nicht allein als Dorfgeschichte, sondern auch in ihrer meisterhaften Ausführung, in ihrer passenden, lebensvollen Darstellung tritt uns diese Idee durchaus neu und eigenenthümlich entgegen. R.

— **Allpreussische Monatschrift.** Das Doppelheft der „Allpreussischen Monatschrift“ Band V. Heft 6³⁾ enthält zwei sehr werthvolle Beiträge von Professor Hesselmann in Königsberg: 1) „ein deutsch-preussisches Vocabularium aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, nach einer Elbingener Handschrift“. Da von der ausgestorbenen preussischen Sprache nur sehr dürftige Denkmäler erhalten sind, nämlich sonst nur die Bearbeitungen des lutherischen Katechismus und eine Sammlung von 100 Vokabeln, so ist diese neu aufgefunden Sammlung, welche 502 Nummern führt, von großem Werth für die Sprachkunde. Zweitens bietet Herr Hesselmann in dem Heft die metrische Uebersetzung einer Epiköe, „Amba“ betitelt, aus dem sanskritischen Heldengedicht Mahabharata.

Literarischer Sprechsaal.

Herr Professor Dr. Ferdinand Cohn aus Breslau hielt am 7. Januar in der großen Halle des Berliner Gewerbevereins einen lichtvollen Vortrag über die Leben und schaffende Wirkung des Lichtes. Der geschätzte Botaniker begnügte sich, den schäferlichen Einfluß der Sonne auf die Welt der Pflanzen nachzuweisen, aber die schaffende Kraft, die er auf tieferen Gebieten des organischen Lebens in vielen Erfindungen überraschend nachwies, läßt sich, bei näherem Eingehen auf das Wesen und die wunderbaren Wandlungen des Lichtes, in den höheren Regionen des animalischen, ja, des geistigen Lebens ebenfalls erkennen. Das Licht, sagte Herr Prof. Cohn, ist für die Pflanzenwelt das, was für den Menschengeist Wahrheit und Freiheit ist. Noch ist zwar das Gesetz nicht begründet, nach welchem die Sonne die Pflanzen anzieht oder abstößt, sie bewegt und belebt, aber soviel steht fest, daß die Kraft des Lichtes den Kampf mit der gemaltigen Kraft der Schwere (mit der Anziehungskraft der Erde) in den Erscheinungen des Pflanzenlebens siegreich besteht. Herr Cohn zeigte, daß die Pflanzen von ihren ersten Keimpuren in den Chlorophyllkugeln der Zelle bis zur Vollendung ihres organischen Lebens, unbedingt den Einflüssen des Lichtes folgt, welches die Stoffe, die die Pflanzen aus dem Boden oder aus der Luft aufnimmt, in Lebensstoffe verwandelt. Das Licht ist der Ernährte aller

*) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

**) Eine Dorfgeschichte aus Österreich, von August Silberstein. Berlin, E. C. Sante.

***) Deutsche Verlag.

*) Königsberg, Th. Heide's Buchhandlung. by Google

leben, was auf Erden lebt: es schafft die Nährstoffe der Pflanze, und diese nähren wieder die Thiere. Und ebenso, wie die Nährstoffe, so ist auch das Licht aus Licht- und Wärme-kräften durch Vermittelung der Pflanze um. Das Licht, die Sonnenkraft, ist nichts als conservirtes Sonnenlicht, das, nachdem es eine größere oder kleinere Anzahl von Jahren latent war, in Gestalt des Feuers wieder zur Erscheinung kommt, welches uns durch den in ihm wiedererweckten Sonnenstrahl leuchtet, wärmt und neue Arbeitskräfte zuführt. Aus den zusammenhängenden Engländern wird alljährlich eine Summe von Arbeitskraft nutzbar gemacht, welche die zweifache Kraft sämtlicher auf der Erde lebenden Menschen erreicht. Alles das schenkt das Licht aus der kleinen, unscheinbaren Pflanzenzelle; aber nicht das Licht diese Kraft, woher kommt die Urquelle? Hier auf weiß die Wissenschaft keine positive Antwort zu ertheilen. Sie ahnt nur, daß das Licht, welches der Träger ihrer schaffenden Kraft ist, nicht bloß der Sonne, als der uns nächsten Lichtquelle, entströmt, sondern in Beziehungen zu dem Schöpfer steht, in welchem, nach Humboldt's Kosmos, alle Kräftekräfte zusammenwirken und vom ewigen Gelehen befruchtet werden.

3. P.

Zur Orientirung in der, in allen jüdischen Gemeinden und verhandelten Kultusfrage hat der ebenso durch seine wissenschaftliche Richtung, wie durch seine milde, verständende Behandlung bekannte Rabbiner der Gemeinde zu Breslau, Herr Dr. M. Joel, eine kleine Schrift herausgegeben, welche auch in Berlin und anderwärts in den betreffenden Kreisen mit Interesse gelesen werden dürfte.¹⁾ Einem Charakter getreu, hat der Verfasser die Frage zuerst vom wissenschaftlich-historischen, sodann vom religiös-sittlichen und endlich vom Standpunkte der Geistesbildung unserer Zeit betrachtet. Selbstverständlich sucht die Schrift allen diesen Standpunkten gerecht zu werden und auf dem Wege der Vermittelung den Frieden und die Eintracht der Gemeinden zu erhalten.

In seinen „Kleinen Schriften zur Geschichte und Literatur“²⁾ stellt uns J. B. Obeling eine interessante, bisher noch nicht bekannte Nachrichten über Martin Döb, sowie einen Beitrag zur Ehrenrettung von Elise Bürger, mit. Zunächst erhalten wir sechs bis jetzt ungedruckte Briefe von Martin Döb, die der Verfasser im Anhaltinischen Gesamtarchiv zu Köthen fand. Wenn Briefe von Döb für den Literaturfreund schon an sich Interesse haben, so gewinnen sie noch einen erhöhten durch den Umstand, daß sie Döb in seiner Eigenschaft als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft an den Fürsten Ludwig von Anhalt schrieb, und daß durch sie Döb bis jetzt ziemlich unaufgeklärtes Verhältnis zu jener für die Geschichte unserer Sprache und Literatur so wichtigen Gesellschaft einigermaßen aufgeklärt wird.

Den Hauptwerth legt der Verfasser auf den letzten Abschnitt des Buches, der auch in einem Separatabdruck erschien. Derselbe berichtet nichts Geringeres als eine Ehrenrettung der bis jetzt und berufenen dritten Frau des Dichters Bürger. Wir kommen

etwas spät mit unserer Anzeige und können daher anführen, daß die bis jetzt laut gemordenen Stimmen der Kritik die Ehrenrettung für eine gelungene erklären. Auch wir schließen und diesem Urtheile an, indem wir mit Vergnügen hinzufügen, daß der Verfasser sich von einer Glorification seiner Heldin um jeden Preis durchaus fern gehalten hat, daß er auch über Schwächen und Fehler nicht verschwiegen oder bemäntelt. Briefe von Elise Bürger und an sie, verschiedene Blätter zusammenhangsloser Aufzeichnungen ihrer Hand, möglicherweise in der Absicht einer Veröffentlichung ihrer Lebensgeschichte erfolgt; Briefe von G. A. Bürger, von der Schriftstellerin Marianne Hermann, der Vermittlerin der Heirat, und glaubwürdige Mittheilungen von Personen, welche die Vorgeschichte gekannt haben, sind das Material, auf das die Ehrenrettung sich stützt. Ueber Elise's Lebenslauf nach der Trennung von Bürger wird ebenfalls Neues beigebracht; der Verfasser hat ganz recht, wenn er auch daraus Schlüsse auf den Charakter zieht und zu dem Resultate kommt, daß nemlich Elise auch früher kaum die gewesene sein könne, für die man sie bis jetzt hielt. Alles, was wir von Elise Bürger erfahren, läßt uns zu der Ueberzeugung kommen, daß sie die volle Wahrheit schrieb, wenn es in einem ihrer Briefe an den Banquier Merk in Hamburg heißt: „Wenn ich mich verteidigen soll, so muß ich zuvor erst den Verhörer auf's Schwerste anschuldigen, auf eine Weise, die ihn in den Augen der Nation auf's Tiefste herabsinken müßte. Er ist aber als Dichter genug veranlagt worden, und des Dichters wegen, will ich nun dulden und schweigend vergehen, was der Mann für meine Fehler über Gebühr, an mir verbrochen.“

A. R.

Wir theilen nachstehend das Programm der acht Vorträge über die Geschichte der deutschen (französischen und englischen) Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit, die Herr Professor Dr. Prug am 15. Januar im Saale des Vereins der Freunde in Berlin eröffnet:

1) Einleitung: allgemeine Charakteristik des 18. Jahrhunderts; die Aufklärung, ihr Begriff und ihre geistliche Entwicklung. Rückblick auf die neubeginnende geistige Bewegung seit Mitte des 17. Jahrhunderts; Naturforschung und Philosophie. Früheste Anfänge der Aufklärung in Holland, England und Frankreich; Descartes, Newton, die englischen Deisten, P. Bayle.

2) Anfänge der Aufklärung in Deutschland; Leibniz, Chr. Wolff, Spener und die Pietisten; Thomaeus. Die poetische Literatur in Deutschland; die Berliner Hofpoeten, 3. Chr. Günther.

3) Voltaire, sein Leben, seine Werke und sein Einfluß.

4) Die deutsche Literatur im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts; Brockes, Haller, Hagedorn. 3. Chr. Gottsched, seine Anhänger und seine Gegner; Chr. F. Gellert.

5) Die englische Literatur gegen Mitte des 18. Jahrhunderts; Richardson, die Sentimentalität und der Familienroman. Rückwirkungen auf Deutschland; Klopstock und Wieland.

6) Die französische Literatur um Mitte des 18. Jahrhunderts; Montesquieu, Diderot. 3. J. Rousseau, sein Leben, seine Werke und sein Einfluß.

7) Fortschreitende Entwicklung der Sentimentalität in England; Young's Nachtgedanken, der angebliche Döb. Gegenwirkung der englischen Humoren; Fielding, Smollet, Goldsmith, Sterne.

8) Rückwirkungen in Deutschland; Anfänge der Genieperiode. G. E. Lessing; Hinwirkung auf Goethe, Schlegel.

¹⁾ Zur Orientirung in der Kultusfrage. Von Dr. M. Joel, Rabbiner der Gemeinde zu Breslau. Breslau, Schleier'sche Buchhandlung 16. März, 1869.

²⁾ Meist. Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur. Von J. B. Obeling. Leipzig, G. J. Neumann, 1867.

Alle Besitzer von Meyers Konversat.-Lexikon, 2. Aufl., werden auf den soeben vollendeten **Register- und Supplement-Band** (Preis 2 Thlr.) aufmerksam gemacht, welcher alle wichtigen Ergänzungen, Berichtigungen und Nachträge enthält, die das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Kenntniss erheben. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, den Register-Band in demjenigen Einband zu liefern, in dem das Hauptwerk angegeben worden ist. (9)

Das **Bibliographische Institut in Hildburghausen.**

Durch die C. **Muguard'sche** Buchhandlung zu Leipzig ist zu beziehen: (10)

De Toekomst.

Niederländische tijdschrift voor opvoeding en onderwijs, uitgegeven door Frans de Cort, onder bestendige medewerking van voornamelijk onderwijzers, taaleleerden en letterkundigen in Vlaamsche België en Holland.

Jährlich 12 Nummern von 48 Octav-Seiten. Abonnementspreis 2 Thlr.

Zum Austausch der **Toekomst** gegen deutsche, dänische und schwedische pädagogische Blätter erklärt sich der unterzeichnete Herausgeber gern bereit.

Elsene bei Brüssel.

Frans de Cort.

Der **Kurzer** erschien in unserem Verlage:
Ueber das Studium der Chemie.

von **H. F. Saff,**

Dr. phil., Privatdocenten der Chemie an der Universität zu Göttingen.

Leipzig. 8. geb. 5 Sgr.

Diese kleine Schrift ist von Wichtigkeit für Alle, die Chemie studieren, um sich einem technischen Gewerbe zu widmen. Sie gibt wichtige Rathschläge und Warnungen. (11)

Berd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harwitz und Wegmann) in Berlin.

Der **Kurzer** erschien in Leipzig und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Abriß der

Historie des Orients
bis zu den medischen Kriegen.

Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's *Manuel d'histoire ancienne de l'Orient* bearbeitet von

Dr. **Maximilian Saff.**

2 Bände. So. geb. n. 2 Thlr. 20 Sgr.

= 4 fl. 48 fr. Süd.

Dieses Werk ist auf Grund der neuesten Forschungen, die namentlich die Geschichte Ägyptens und Assyriens, aber auch die der Israeliten, Perser und Phönizier vielfach neu beleuchten und in wesentlichen Dingen umgestalten, bearbeitet und empfiehlt sich durch klare Darstellung und lebendige Schilderung auch zur Lectüre für nicht gelehrte Kreise. Vielen wird dadurch eine vollkommen neue Anschauung vom Leben des alten Orients aufgehen. (12)

Für **Lesecircle, Leib- und Privat-Bibliotheken.**

Fiamma. Roman von Günther von Freiberg. 2 Bände. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Verantwortlich. Roman von Annie Thomas. Aus dem Englischen überetzt von Helene Eoband. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 Thlr.

Auf dunkeln Grunde. Roman von Elise Wolff. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Dichtungen. von A. F. Brachvogel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 1½ Thlr.; in englischen Leinwand m. Goldschm. und Lederverzierung 1½ Thlr. Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig. (15)

So eben erschienen die ersten Nummern der neuen Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsstände.

Wöchentlich viermal im Bogen. 48. Preis: vierteljährlich 1 Thaler.

Prospecte sowie Probenummern liefert jede Buchhandlung.

Berd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harwitz und Wegmann) in Berlin.

In unserm Verlage erschien im vorigen Jahre:

Neue Studien von Karl Freytag.

Leipzig. 8. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Von dem geistreichen Académicien der National-Zeitung liegt ein Band *Neue Studien* vor, welche wir auf das Angenehmste wissen lassen, daß sie für Kunst und Wissenschaft ein Bildungsinteresse haben. Die lebensvolle Form der Entzückung aller Ansichten, welche stets in die volle Wissenschaft hineingeführt ist, nicht der geringste Verzug des Buches und nicht der geringste Anreiz auf einen gebildeten Leserkreis bereichern. (13)

Lit. u. K. Verlagsbuchhandlung

(Harwitz und Wegmann) in Berlin.

Allen Leserkreisen, Vereinen und gebildeten Familien empfehlen wir nachstehende Zeitschriften:

Die Natur. Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse. Mit Illustrationen, für Leser aller Stände. Mitrosig. Illustrationen und einem natur. Literaturnachweis. Herausg. von Dr. O. Ue und Dr. K. Müller. 24. Jahrgang. 1869. Preis pro Quartal 25 Sgr.

Der Comptoirist u. Kaufmann. Vereint die besten Kräfte zur Verbreitung kaufmännischer Kenntnisse, besonders unter Handlungsgehilfen und jungen Kaufleuten. Herausg. Dr. Julius Schödel. 1869. Preis pro Quartal 22½ Sgr. (18)

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Probenummern gratis.

Salte a./S. S. Schmetscher'scher Verlag.

Der **Kurzer** erschien in unserem Verlage:

Die Gesundheitslehre

nach dem neuesten Standpunkt der Hygiene populär dargestellt von

Dr. **Wilhelm Sklarer.**

(21 Bogen.) 8. geb. 1 Thlr.

Aus Vorträgen entstanden, welche der Verfasser in dem großen Berliner Lehrverein mit großem Beifall gehalten, zeichnet sich dieses Werk vor allen ähnlichen Schriften vortrefflich aus. In abgerundeten und doch zusammenhängenden Bildern zeigt der Verfasser die Thätigkeiten des geliebten Lebens, die Gesetze, welche es erhalten, die Schicksalstrüben, die es bedrohen, die Vorkehrungen der Natur in ihrer Weisheit und die Wege, auf welchen eingetretene Störungen wieder ausgeglichen werden. Danach bildet Sklarer sich mit Besorgtheit selbst die Regeln zur Erhaltung und Förderung innerer Gesundheit, Regeln, die er gern befolgt, weil er ihre Zweckmäßigkeit begriffen, und die er auch nicht leicht vergißt, weil er sie gewissermaßen je derzeit vom Leben findet. (19)

Berlin, Pauli Gieseler Verlagsbuchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes

erschienen die ersten Nummern der neuen Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsstände.

Wöchentlich viermal im Bogen. 48. Preis: vierteljährlich 1 Thaler.

Prospecte sowie Probenummern liefert jede Buchhandlung.

Berd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harwitz und Wegmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

X. Jahrg.]

Berlin, den 23. Januar 1869.

[N° 4.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der siebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken. 45. — G. Mehlam: Der Leib des Königs. 46.

Deutschland. Schwab. Schlesiener: Geschichte Pommerns. Die Deutschschonen seit der Reformation. Joseph's II. 47.

Deutschland. Der höhere Unterricht in Ungarn. 49.

Deutschland. Nachrichten über die slavischen Uebewohner des östlichen Deutschlands. 51.

Deutschland. Eine Jahreschrift der Universität Uppsala. 52.

Deutschland. Zur neuesten Literatur Roms. 53.

Deutschland. Die literarische Revue. Pommern's Verhältnisse über die Dornische. 54. — Charles Marcell's französische Bearbeitungen deutscher Dichtung. 55.

Deutschland. Der sprachliche. Das achtzehnte Jahrhundert, von Robert Mey. 55. — Prof. Schulz über die Natur der Weltgeschichte. 56. — Die Geschichte des Victoria-Peacocks in Berlin. 56. — Frauen in den Korden. 56. — Die italienischen Akademien und die Frauen. 56. — Gewerbevereine für Mädchen. 56.

Deutschland und das Ausland

Der siebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken.*)

Die deutsche Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte hat den siebenjährigen Krieg eine sich immer von Neuem verstärkende Aufmerksamkeit geschenkt: das immer reger hervorbrechende Bewußtsein, daß der große Kampf Oesterreichs und Preußens um die Herrschaft in Deutschland im höchsten Sinne des Wortes das Schicksal der deutschen Nation in sich schließt, hat auch das verschiedensten Standpunkts auf die Betrachtung des Kriegesdramas hingelenkt, welches Europa bis in's Innerste bewegte und die Völker aus dem Zauberschlaf der Posaisten aufweckte hat. Aber nicht bloß die gewaltigen Hauptakte des Kampfes, auch die Nebenhandlungen desselben verdienen genauere Beachtung und haben dieselbe theilweise schon erfahren. Neben den „großen Kriegen“ hat auch der „kleine Krieg“ seine Wichtigkeit für das Ganze und für die Begründung der Sache: ein so hohen Eitel, mit vorzüglichem Fleiß geschriebenes, auf geordneten Quellenstudien, zumal den Schätzen des preussischen und des schwedischen Generalstabs-Archives beruhendes Werk über den Parteilagerkrieg in Pommern und den benachbarten Marken, das den preussischen Generalmajor J. D. Herrn Mar-Schall von Sulzki, einen vielseitig gebildeten Offizier, zum Verfasser hat, bietet die neueste Bereicherung auf diesem so reichhaltigen und vielversprechenden Felde der Kriegs-Literatur. Die glänzende Leistung des Generals hat bereits in Nr. 4 des Magazins vom 25. Januar 1868 mit einigen Zeilen eine ehrenvolle Würdigung empfangen; sie verdient aber nach Inhalt und Form eine etwas eingehendere Besprechung, denn, wie das der General von Moltke, dem ersten Strategen der preussischen Armee, geschriebene Vermort erklärt, die Erfolge, die Preußen der Größe in sieben drangvollen Kriegsjahren ersämpft

hat, sind die Staffeln gewesen zu den Erfolgen des heutigen Preußens und seiner nunmehrigen Machtstellung in Europa.

Die Coalition, welche Maria Theresia's Streben nach Wiedererlangung Schlesiens in's Falsch gerufen, umfalte bekanntlich neben Oesterreich, Frankreich und dem deutschen Reiche auch Rußland und Schweden. Preußens König war auf allen Kriegstheatern zugleich angegriffen, nach allen Himmelsgegenden mußte er Front machen; während er im Südosten, Süden und Westen die Grenzen seines Staates deckte, mußte er nicht minder den Norden und Nordosten zu sichern suchen; es war eine concentrische Vertheidigung, deren Umkreis die Feinde fesselt und fort schärfer einzuengen bemüht waren. Dieser Kämpfe um den heimathlichen Boden, von dem Sein oder Nichtsein des Staates abhing, erforderte eine Anspannung aller Körper- und Seelenkräfte, aller materiellen und geistigen Mittel der Staats-glieder, vom Fürsten herab bis zum untersten Tröpfchen; es war nichts gleichgültig mehr in Bezug auf die Kriegführung, das Gesetz eiserne Nothwendigkeit beherriichte jeden Athemzug der Preußen, und die Nothwendigkeit selbst gebirg jenen Riesenthum und jene Riesenkraft, welche die rettende That vollbringen konnten. Der Aufschwung der Preußen des siebenjährigen Krieges bleibt allerdings gegen die Erhebung von 1813 zurück; die Stunde des nationalen Bewußtseins der Deutschen hatte noch nicht geschlagen, aber ähnliche Züge von Aufopferung und sogar einzelne Einrichtungen, welche die höchste Gefahr des Vaterlandes zu erhöhter Lebhaftigkeit erweckte, erinnern an 1813 und sind als die Vorboten der selbstthätigen Entwicklung des preussischen Heerwesens anzusehen.

Auf dem nordischen Kriegsschauplatz, an der Küste von Pommern, den Einflüssen der Russen und Schweden gegenüber, hat König Friedrich dem kleinen Reste hier noch verfügbarer Feldtruppen eine Art Aufgebot der unmittelbaren Volkskraft zur Seite stellen müssen. Schon unter Friedrich Wilhelm I. bestanden für Besatzungszwecke vier Regimenter Landmiliz, auch Landregimenter genannt, ihrem Wesen nach eine Provinzial-Landwehr und ihre Vorläuferin der am 17. März 1813 gestifteten, indem von den Landregimentern im Frieden nur ein besoldeter Stamm von halbinaliden Offizieren und Unteroffizieren unter den Waffen blieb, während die Mannschaft aus entlassenen, aber noch dienstfähigen Soldaten bestehend, bis zum Fall einer Mobilmachung der Feldarmee ihrem bürgerlichen Berufe zurückgegeben war. In Kriegeszeiten bildeten die Landregimenter eine ganz tüchtige Verstärkung der Garnisonstruppen; sie traten vollständig unter die Waffen und wurden fast wie regelmäße Truppen behandelt. Dieses Element der Landesvertheidigung war es, dem der siebenjährige Krieg zu höherer Bedeutung verhalf. Durch den patriotischen Eifer der Stände Pommerns unterstützt, konnte der König bereits im Sommer 1757 zehn neue Land-Bataillone, jedes zu 500 Gewehren, errichten; dieselben wurden nach Stettin, Damm und Kolberg als Besatzungen gelegt und haben von ihnen gehegten Erwartungen völlig entsprochen. Die Neumark bildete für die Festung Küstrin ebenfalls drei Landbataillone; desgleichen wurden in Pommern und den angrenzenden Marken Land-schwadronen errichtet, welche reitende Miliz sich der leicht-

*) Der siebenjährige Krieg in Pommern und den benachbarten Marken. Studie des Detachements und des kleinen Krieges von Carl Reichall von Sulzki, 1. preuß. Generalmajor J. D. Berlin Weid und Sohn, 1867. (IV und 695 S.)

schwedischen Cavalerie gewachsen, den Kosaken sogar überlegen zeigte. Aus Forstbräuten und gelerntem Jägern formirte man Jäger-Abtheilungen, die auf des Königs Befehl den Frei-Bataillonen, d. h. der irregulären, nur aus gewordenen Ausländern gebildeten Feld-Infanterie angeloschlossen wurden; in Winterquartieren haben sie bei den Frei-Bataillonen Courbiere und v. Wunsch vortreffliche Dienste gethan. Neben letzteren ist das Frei-Regiment von Hordt besonders erwähnenswerth; es hat sich gegen die Schweden stets auf das Muthigste geschlagen, und seine Geschicke, welche sich in der Sammlung ungeordneter Nachrichten über die Feldzüge der Preußen von 1740—1779 (Dresden 1782, von Raumann herausgegeben) befindet, hat dem Herrn Verfasser viele namhafte Aufschlüsse gewährt.

Weder die Schweden noch die Russen haben in Pommern sonderliche Vorbeurtheile geknüpft. Nicht, daß die schwedische Armee seit den Tagen Karl's XII. ihre kriegerischen Tugenden eingebüßt hatte; sie war immer noch eine brauchbare, schlagfertige, von gutem Geiste besetzte Armee, aber ihre Oberleitung, Verpflegung und Ausrüstung ließen Manches zu wünschen übrig, und zumal die VIELHERRENTHUM der schwedischen Reichsräthe und seine störrische Einwirkung auf die Operationen der Generale hemmte und lähmte die Energie der Kriegsführung. Der Mangel an einer tüchtigen leichten Reiterei war gegen Belling's Husaren und Plettenberg's Dragoner den Schweden öfters verhängnißvoll. Außerdem war der Krieg bei ihnen eben so wenig populär, als bei den Russen. In Schweden hatte, von Frankreich angefaßt, die herrschende aristokratische Fraktion das Kriegesfeuer künstlich geschürt, im entscheidendsten Widerstande mit den handgreiflichen Interessen des Staates; in Rußland, das vollends keinen vernünftigen Kriegsgenuß hatte, war die Kaiserin Elisabeth selbst die eigentliche und einzige Veranlassung zur Parteinahme für Oesterreich; Friedrich's heisende Schelte auf ihr skandalöses Betragen hatten die Zarin tödtlich beleidigt, und aus diesem rein persönlichen Antriebe stürzte sie sich in die Coalition, obwohl der Sieg der Oesterreicher und Franzosen in Deutschland der westwärts gewandten Bewegung des russischen Machtstolzes alle Ausflüchte verscherten mochte. Ihr Thronfolger, Peter von Holstein, enthußastlicher Verehrer Friedrich's, durchkreuzte fort und fort ihre Pläne; die russische Generalität war bis auf wenige Ausnahmen von der politischen Fehlerhaftigkeit des Krieges tief durchdrungen, zum Theil in ähnlichem Grade wie Peter für Friedrich begeistert; deshalb rückten die Operationen nie recht von der Stelle, kein mit noch so vielem Blutverlust erkaufter Erfolg wurde energisch benützt, Bormor, Soltkoff und Butturlin und späterhin Ischernischew wollten den preussischen Staat gerettet wissen, und Friedrich's Genius hat ihr freundliches Entgegenkommen zum Heil seiner Monarchie nach Kräften gewürdigt.

Was Pommern betraf, so verstand es die russische Generalität ausgezeichnet, ihre Schläge von dem Körper der Provinz abgleiten zu lassen. Die Abhängigkeit ihres gleichgültigen Benehmens wird durch nichts schärfer ins Licht gestellt, als durch die Wahl des Hauptangriffs-Objectes, welches niemals in dem Schlüssel von Pommern, nämlich dem stark besetzten Stettin, sondern vielmehr stets nur in der Festung Kolberg, in Vergleich zu Stettin einem Nesthaken, bestanden hat. Und wie lässig sind selbst die Angriffe auf Kolberg betrieben worden! Ohne im Geringsten das Verdienst des tapferen Kommandanten, Obersten von Seyde (sic!), noch der verschiedenen zum Entsatz herangefandten Truppenführer (Platen, For-

cade, Werner, Prinz Eugen von Württemberg) schmälern zu wollen, muß man doch anerkennen, daß die lange so erfolgreiche Vertheidigung des Plazes, dessen Eroberung erst am 16. December 1761 dem Eifer des talentvollen Generals Romanzow glückte, ohne absichtliche Verschleppung der Operationen und grobe Fahrlässigkeit seitens der übrigen Feldherren Auslands eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Energie war dieser russischen Kriegsführung fremd, ihr größtentheils vortreffliches Material wußte sie fast nirgends angemessen zu verwerthen. Man blieb zwar immer noch hinter dem Grade der Unfähigkeit der schwedischen Feldherren zurück, unter denen bloß Hamilton und Tiesen etwas günstiger hervortraten, allein man war auch dem schwedischen Verbündeten durch die Gesamttruppenzahl, durch die Ausrüstung der Streikräfte und den Besitz einer innerlich brauchbaren leichten Reiterei gar sehr überlegen und hätte demnach bedeutend Größeres vollbringen können als die Schweden, deren äußerster Vorstoß, auch im siebenjährigen Kriege, nicht über Jechrbellin hinaus gelangt ist. Wenn die schwedische Infanterie im September 1757 thatächlich ohne Pulver und Blei und mit den zum Exerciren benutzten hölzernen Glintzsteinen über die Peene marschirte und erst hart vor dem ersten Gefechte mit dem Nöthigen versehen ward, so braucht man kaum darüber erstaunt zu sein, daß lange Zeit das Husaren-Regiment von Belling und das Frei-Regiment Hordt allein der ganzen schwedischen Armee die Spitze bieten konnten, und daß die Thaten des letzten schwedischen Oberfeldherren, des Generals Ehrenswärd, gegen Oestri Belling und dessen Husaren (sicht Blücher'sche Husaren Nr. 5), im Punkte der Nothwendigkeit an's Unglaubliche streiften: so absolut unstrategisch und zweckwidrig waren sie!

Es ist während des siebenjährigen Krieges nicht bloß österreichisches und französisches Blut, sondern auch russisches und schwedisches, und in allen feindlichen Lagern massenhaft deutsches Blut (über ein Drittel der schwedischen Armee z. B. war deutsch) auf unerantwortliche Weise vergeudet worden; dieser Weltkrieg hat 879,000 Menschen das Leben gekostet, für die Angreifer nichts erzielt, der Nachwelt aber für alle Zeiten das warnende Beispiel von dem Fluche gegeben, der auf allen Cabinetekriegen ruht, und den Ergeiz der Machthaber schließlich immer zum Verderben ihrer Völker ausschlagen läßt.

Trautwein von Belle.

E. Reclam: Der Leib des Menschen.')

Die Kenntniß der Vorgänge im menschlichen Körper ist selbst bei Gebildeten eine mangelhafte, und doch giebt es auf dem gesammten Gebiete der Naturwissenschaften nichts, was uns mehr Interesse einflößen müßte als der Bau, die Beschaffenheit und die Functionen unseres Organismus. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist darin zu suchen, daß ein gehöriges Verhältniß noch so populär gehaltener Schriften über diesen Gegenstand nur möglich ist bei einer genügenden Vorbildung in der Lehre der Naturwissenschaften überhaupt, welche selbst auf den höheren Lehranstalten, den Gymnasien und Realgymnasien, nur einen ganz nebenwärtigen Unter-

*) Der Leib des Menschen, dessen Bau und Leben. Vorträge für Gebildete, von Prof. med. E. Reclam. Stuttgart. H. Erlenmann's Verlag (Julius Hoffmann) 1868—69.

gegenstand bildet. Prof. Birchow hat auf der letzten Naturforscherversammlung in Dresden mit bereiteten Worten und unter allgemeinem Beifall der Zuhörer auf diese Verhältnisse hingewiesen und die Nothwendigkeit einer vollständiger Umgestaltung des Unterrichtswesens in dieser Beziehung dargelegt. Es ist es bis jetzt ein fast vergessenes Bemühen selbst der Männer gewesen, die als Naturforscher oder Ärzte einen bedeutenden Ruf genossen, durch Schriften aller Art Belehrungen über genannten Gegenstand zu verbreiten; diese werden gelesen, die von Vätern, für welche sie doch geschrieben sind, selten verstanden; allenfalls tragen sie dazu bei, bei Hypochondriern, welche jenes medicinische Buch, in dem sie Aufklärung über ihr räthselhaftes Leiden zu finden hoffen, mit einer wahren Eifer vertheilten. Die Hypochondrie noch mehr zu steigern.

Uns liegen die drei ersten Hefte eines Werkes dieser Art von Prof. Reclam in Leipzig vor: „Der Leib des Menschen, dessen Bau und Leben, Vorträge für Gebildete.“ Mit der letzten Bemerkung hat Verf. den Eiferfreis von vornherein beschränkt, und dies jedenfalls mit Recht. — Seine Darstellungen erläutert er durch colorirte Abbildungen und Holzschnitte, wie wir sie bisher ausgeführt, deutlicher und übersichtlicher in einem nicht rein wissenschaftlichen Werke über Anatomie noch nicht gesehen haben. Selbst Abbildungen mikroskopischer Präparate, unter denen wir besonders „die menschliche Haut, in 50facher Vergrößerung“ hervorheben, sind in großer Zahl vertreten und gewähren dem Laien einen Einblick in ein ihm bisher gewiß ganz fremdes Gebiet der wissenschaftlichen Forschungen. Dennoch werden alle diese Abbildungen, welche der Verf. in dem Text wohl nicht erläutert, nur demjenigen verständlich sein, der sich mit Anatomie des menschlichen Körpers beschäftigt hat. Der eigentliche Inhalt des Buches bezieht sich vorzugsweise auf die physiologischen Prozesse, welche von dem neuesten Standpunkt der Wissenschaft aus möglichst einfach und übersichtlich geschildert werden, während der Anatomie nur im Allgemeinen gehandelt und anstatt einer ausführlicheren Beschreibung derselben auf die Abbildungen hingewiesen wird.

Bisher sind folgende Kapitel behandelt worden: der Stoffwechsel, das Gehirn des Menschen, Mensch und Affe, das Rückenmark und das Nervenleben. — Ein näheres Eingehen auf den Inhalt müssen wir uns versagen; wir wollen aber hervorheben, daß die bisher behandelten Kapitel sehr anregend geschrieben sind und erwarten lassen, daß auch die folgenden ein gleiches Interesse bieten werden.) a.

Böhmen.

Ludwig Schlesinger: Geschichte Böhmens.

Die Deutschböhmen seit der Regierungszeit Joseph's II.

Wir haben das Erscheinen eines überaus wichtigen und interessanten Beitrages zur Geschichte Böhmens angezeigt. Am 11. Mai 1866 faßte der in Prag seinen Sitz habende Ausschuss des Vereins für Geschichte der Deutschen in

Böhmen den Beschluß, die Herausgabe einer populär geschriebenen Geschichte Böhmens zu veranlassen, und am 30. Mai 1866 bewilligte die Generalversammlung die betreffenden Entwürfe, worauf der Geschichtsleiter des Vereins, Herr Professor Dr. Ludwig Schlesinger, mit der Ausarbeitung des Werkes beauftragt wurde.

Dasselbe liegt uns jetzt in einem stattlichen Bande von 665 Seiten im größten Quartformate vor¹⁾. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis ergibt schon, wie sehr der Verfasser befreit war, der ihm gewerblichen Aufgabe nach allen Seiten hin nachzukommen. Besonders aber ist es sein Augenmerk gewesen, eine Kulturgeschichte seines Vaterlandes zu liefern, da gerade dieses wichtige Moment der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung seither in Böhmen sehr vernachlässigt wurde. Palacký und seine Schule haben mit richtigem Takt erkannt, daß ohne Hervorhebung der Verdienste der Deutschen um Gerechtigkeit und Bildung ihres Landes eine Kulturgeschichte desselben gar nicht zu schreiben sei; sie haben daher in ihren geistlichen Darstellungen dieses wichtige Moment entweder ganz übergangen, oder, wo sie es, bei Erwähnung des Bürgertums in den Städten, nicht gänzlich umgehen konnten, die Umwandlungen der slavischen Zustände des Gekundenlebens und der Hölrigkeit in die germanischen des Rechts- und Freiheitsbewußtseins als einen Rückschritt der Landeskultur darzustellen versucht.

Jeder der sieben geschichtlichen Perioden des vorliegenden deutschen Werkes weist demnach einen besonderen Abschnitt für die Kulturverhältnisse und einen zweiten für die Geschichte der Deutschböhmen auf, und da nach diesen beiden Richtungen hin theilweise von Grund aus neu gebaut und alles bisherige Material herbeigeschaßt werden mußte, so ist das Verdienst des Verfassers um so höher anzuschlagen, wenn auch vielleicht Manches noch unabhängig und einer späteren Krönung des Gebäudes vorbehalten ist.

Die Geschichte der uns geographisch wie ethnologisch so nabegelegten Deutschböhmen hat für das übrige Deutschland ein so hohes Kulturinteresse; die Erhaltung ihrer politischen und stitlichen Selbstständigkeit dem Elarentum gegenüber liegt uns so sehr am Herzen, daß es gewiß gerechtfertigt erscheint, wenn wir das vorliegende Werk des Herrn Ludwig Schlesinger, wie wir die Absicht haben, wiederholt zum Gegenstand der Besprechung in diesen Blättern machen. Einmal wollen wir, nach dem letzten Abschnitte des Buches, welcher die Geschichte Böhmens von 1620 bis 1818 umfaßt, einen Versuch zur Darstellung des Verhältnisses der österreichischen Regierung seit der Zeit des Kaisers Joseph zu den Deutschböhmen mittheilen:

„Man hat der Habsburgischen Regierung nicht ohne Ursache den Vorwurf gemacht, daß sie ihre deutsche Mission sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich außer Acht gelassen habe. Traurige Folgen begleiteten diese Vernachlässigung der nationalen Aufgaben, und es dürfte nicht schwer sein, mit denselben die Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland, sowie die gegenwärtigen inneren Verfassungskämpfe, welche zumeist durch die Ueberhebung der nichtdeutschen Nationen hervorgerufen werden, in innigen Zusammenhang zu bringen. Wir wollen hier nicht auf die näheren Umstände eingehen, welche die Position der Habsburger in Deutschland gänzlich gelockert haben. Es berührt

¹⁾ Das in Frankreich unter ganz gleichem Titel, wie der des vorliegenden Werkes des Herrn Prof. Reclam (Le corps humain), etc., erschienene Buch von Dr. M. Le Pileur hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt, doch ist es weder so umfassend in seinem Plane, noch so kunstvoll ausgeführt, wie das deutsche Unternehmen. D. R.

²⁾ Geschichte Böhmens, von Ludwig Schlesinger. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag, J. G. Calvar'sche Universitätsbuchhandlung (Leipzig, S. M. Brockhaus), 1866. (Pr. 4 Gulden D. M.)

und angelegentlicher die Auffassung der Nationalitätenfrage seitens der Regierung in Oesterreich. Diefelbe hielt die Ansicht fest, daß gerade in der Verschiedenartigkeit der Völker die Stärke der Monarchie beruhe, und es wurde traditionelle Politik, eine Nation durch die andere in Schach zu halten. Die Ueberzeugung der Gegner dieser Politik, welche meinten, Oesterreich könnte nur dann stark und kräftig werden, wenn allmählich eine einheitliche homogene Bevölkerung im Staate geschaffen würde, verlangte unablässig die Germanisirung des ganzen Staates oder wenigstens einzelner Theile derselben. Unter den Habsburgern war es der einzige Kaiser Joseph II., der sich zu diesem Plane neigte und denselben mit allem Ungestüm seines Charakters durchzuführen suchte. Daß er nicht zum Ziele gelangte, lag nicht bloß in seiner kurzen Regierungszeit, sondern auch in anderen Umständen. Kaiser Joseph zog seinen Wirkungskreis wie in so vielen Dingen auch hier zu weit. Das deutsche Element war in Oesterreich nicht in jener großen Masse vertreten, als daß es hätte durch sich selbst ohne Zuhilfenahme anderer Kräfte die übrigen Nationalitäten dem Deutschthum völlig gewinnen können. Jene Kräfte aber hätte Joseph nur aus dem deutschen Kaiserthum schöpfen müssen; allein dasselbe hatte ja schon längst seine hohe politische Bedeutung verloren und besaß in den Händen der Habsburger keine nationale Mission mehr.

„Kaiser Joseph würde einen größeren Erfolg in seinen Germanisations-Vermählungen gehabt haben, wenn er sich in denselben auf einen Theil der Monarchie, etwa bloß auf Böhmen, beschränkt hätte. In diesem Lande lag der nationale Geist der Böhmen ganz anders; die Deutschböhmen umfaumten dieselben in kompakter Masse, und das bewachte, zu höherem geistigen Leben sich eben ermannende Deutschland mußte zunächst seine erobernde Macht auf Böhmen erstrecken. In der That wurde auch zu Zeiten der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Joseph II. das deutsche Element in Böhmen in erschütternder Weise gestärkt und gefördert. Zum ersten Male seit den Zeiten der Prämonstratenser erstreckte sich die Deutschböhmen wiederum einer Unterstützung ihrer Nationalität durch Anordnungen und Gesetze der Regierung; namentlich sollte ihre Sprache durchwegs in Schule und Amt eingeführt werden. Schon 1770 wurde durch ein Hofdekret befohlen, daß alle Schullehrer in Böhmen deutsch können mußten, widrigenfalls sie nicht angestellt werden dürften. 1774 erließ eine Verordnung der Kaiserin, welche die Errichtung von deutschen Schulen in den Erblanden gebot. In Folge dessen wurde im nächsten Jahre, 1775, in Prag eine deutsche Normalschule errichtet, und nach ihrem Muster trafen bald im ganzen Lande deutsche Haupt- und Trivialschulen ins Leben. Auch da, wo bloß tschech gesprochen wurde, sollte nach einer Verordnung von 1776 von den Lehrern den Schülern die deutsche Sprache beigebracht werden. Als Hilfsmittel zu diesem Unterrichte empfahl die Regierung 1777 einen von den Vorstehern der Prager Normal Schule abgefaßten Plan, der unter dem Titel: „Hilfsmittel, durch deren Gebrauch und Anwendung die Erlernung der deutschen Sprache sowohl in ursprünglich tschechischen Schulen als auch beim Privatunterrichte erleichtert und befördert wird“, in Druck erschienen war. Inzwischen brach sich auch an der Universität das Deutsche als Unterrichtsprache immer mehr Bahn. Professor Buisfeld hielt seit 1768 deutsche Vorträge über „politische Wissenschaften“; seit 1774 lehrte in derselben Sprache Johann von Meyern die „Kreisständlichen Wissenschaften“ und Professor Wader die Statistik. Als Professor Ritter von Riegger im Jahre 1780 das

deutsche Staatsrecht in deutscher Sprache vorzutragen begann, wurde ihm dies auf eine anonyme Anzeige hin von Seiten der Regierung untersagt. Kaiser Joseph hob nicht nur dieses Verbot auf, sondern er befahl sogar durch ein Hofdekret vom 29. Juli 1784, für alle Vorlesungen an der Universität statt der bisherigen lateinischen die deutsche Sprache einzuführen. Nur die Naturaltheologie und die Geburtshilfe sollte in beiden Landesprachen vorgetragen werden. Genannter Kaiser verordnete ferner, daß nur solche Zöglinge in die lateinischen Schulen aufgenommen werden sollten, welche der deutschen Sprache mächtig wären (1785), daß zur Erlangung einer Stiftung die Kenntniß dieser Sprache nachgewiesen werden müßte, ja daß zu Handwerken die Vorkinder nicht eher aufgedungen werden sollten, bis sie sich mit dem Zeugnisse der Normalschule, also der Kenntniß der deutschen Sprache, ausgewiesen hätten.

„Kaiser Joseph hat sich durch seine Gesetze, wodurch er der Germanisirung Vorstuch leisten wollte, den erbitterten Haß der Böhmen zugezogen. Obwohl wir in der Gegenwart und gegen einen jeden Sprachenzwang erklären und also auch den Verordnungen Joseph's in dieser Beziehung nicht unbedingt beistimmen können, so dürfen doch die Maßregeln dieses Kaisers durchaus nicht dem Sprachengeheze von 1615 oder ähnlichen andern an die Seite gestellt werden. Denn es bleibt doch ein für alle Mal ein gewaltiger Unterschied, ob die Erlernung einer großen Welt- und Kulturprache oder die eines slavischen Idioms, das nur eine geringfügige Literatur aufzuweisen hat und nur von wenig Millionen Menschen gesprochen wird, gleichwohl anzufohlen wird. Ferner muß beachtet werden, daß gerade zu Kaiser Joseph's Zeiten die deutsche Literatur einen neuen Aufschwung nahm, während das tschechische selbst von guten Patrioten so viel wie zu den toten Sprachen bereits gerechnet wurde. Es ist die Frage, ob nicht ohne die Germanisirungsgesetze Joseph's die deutsche Sprache in Böhmen im XVIII. Jahrhunderte ebenso verbreitet worden wäre, wie es der Fall war; denn die Germanisirung beruhte auf der geistigen Macht der Ideen, deren erobernde Kraft viel eindringlicher wirkt, als Gehegeseparate. Das aber ist gewiß, daß durch die Josephinischen Verordnungen eine tschechische nationale Opposition hervorgerufen wurde, die seit dieser Zeit nicht mehr einschlafen ist, sondern sich immer mehr und mehr verstärkte und ein neues nationales Leben der Böhmen erweckte. Während nämlich einige, wie Pelzel, die feste Ueberzeugung hegten, daß die tschechische Sprache allmählich ganz aus dem Lande schwinden und daß Böhmen „das Schicksal von Meissen, Brandenburg oder Schlesien theilen und von der tschechischen Sprache Nichts als die Namen der Städte, Dörfer, Flüsse übrig bleiben werde“, boten Andere Alles auf, um den Untergang ihrer Mutterprache zu verhindern. R. S. Thom und H. Hanke v. Hanfstein schrieben Bücher über die Nützlichkeit und Schönheit der tschechischen Sprache, Aramarius gab eine tschechische Zeitung heraus; man verfasste und übersezte Volksbücher, es wurde eine tschechische Schauspielergesellschaft errichtet u. dergl. Uebrigens wurde der von Kaiser Joseph angeregte Germanisirungsproceß durch seinen frühzeitigen Tod und die bald darauf folgenden französischen Kriege unterbrochen. Die Nachfolger Joseph's aber verhielten sich, wie die früheren Habsburger, in nationaler Beziehung mehr oder weniger passiv und suchten ihre Länder strenger als je von Deutschland abzusperren. Obwohl der gebildete Theil, der Forderung des Zeitgeistes nachgebend, auch freiwillig die deutsche Sprache erlernte, so verfolgte er doch dieselbe mit unersöhnlichem Haße und konnte dieselbe auch in größeren Kreisen des Volkes erwecken, wenn er mit Hinweis

auf die Josephinischen Verordnungen behauptete, „man wolle zu Böden zu Deutschen machen von Geheiß wegen“.

Während auf diese Weise die tschechische Opposition allmählich erstarb, lag bei den Deutschböhmen das Nationalbewußtsein noch im tiefen Schlummer. Der langjährige Absolutismus, die Feudalwirtschaft, nachher die maßlose Bevormundung von Seiten der Beamten und die hermetische Verschiebung gegen das deutsche Ausland ließen es so weit kommen, daß, wie unser kürzlich zu früh verstorbenen Landemann Schmalzfuß ganz richtig bemerkt, „der Deutschböhme weder einen nationalen, noch einen österreichischen Patriotismus kannte“. Daraus und aus dem ganzen politischen Zustande, fährt Schmalzfuß in seinem Buchlein über die Deutschböhmen fort, ist auch nur erklärbar, wie in Deutschböhmen und in Böhmen überhaupt — als in Deutschland Alles schon längst der Napoleonischen Knechtschaft müde, wie ein Mann aufstand und zu den Waffen eilte, dem Vaterlande gegen und freudig jedes Opfer brachte, um den Feind zu vernichten zu helfen — Alles so ruhig blieb und zusah, und man nur eben gab und that, was man eben nur geben und thun mußte, und warum die begeisterten patriotischen Väter von Schmer, Arndt, Schenckendorf u. s. w. so wenig Widerhall hier fanden.“

Als die Kriege gegen den französischen Imperator glücklich durchgeschlagen waren, erlebte das deutsche Volk an seinen Fürsten den schmerzhaften Dank. Die freiheitlichen Versprechungen, die man gemacht hatte, als man die Nation zu den Waffen rief, blieben unerfüllt; ja man ging so weit, jenen edlen Volksegeist, mit dessen Hilfe man gegen die Freiheit des Vaterlandes erkämpft hatte, in schmählicher Weise mit Gefängnis, Verbannung u. dgl. zu verfolgen. Doch es gelang trotz aller Anstrengung nicht, das einmal erwachte Nationalbewußtsein zu unterdrücken, und in erhöhter Begeisterung giebte das Volk an den Erinnerungen der großen Freiheitskriege. Auch die Deutschösterreicher nahmen Antheil an dem Wiederaufwachen der deutsch-nationalen Stimmung, obwohl gerade jetzt die österreichische Regierung ihre Forderungen als je gegen das Ausland abschloß. Unter den Deutschböhmen regte sich nunmehr auch der nationale Geist, und namentlich war es die junge Generation, welche ihre Symmetrien dem großen deutschen Mutterlande wieder zuwandte und die Zusammengehörigkeit der Deutschböhmen mit demselben betonte. Wenn auch damit für die Deutschböhmen Manches gewonnen war, so kann doch nicht behauptet werden, daß die vielen aus ihrer langjährigen Apathie gänzlich herausgerissen worden wären. Während der tschechische Volksstamm im Lande sich immer mehr organisierte und unter einheitlicher Leitung zu einer Aktion vorbereitete, nahmen die Deutschböhmen die immer häufiger auftretende tschechische Opposition ziemlich gleichgültig hin und dachten am Allerwenigsten an eine feste Konsolidierung und innere Erstarbung ihres Stammes. Daher wurden sie in ihrer sorglosen Zerfahrenheit von den Ereignissen des Jahres 1848 vollständig überrascht und erst durch dieses verhängnisvolle Jahr zur richtigen Erkenntniß der Sachlage gebracht.

Seither, namentlich aber seit den Tagen der konstitutionellen Aera in Oesterreich, ist ein beständiger Umschwung in dem politischen Auftreten der Deutschböhmen vor sich gegangen. Sie haben durch die gemeinsame Gefahr das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande vollständig gewonnen; sie haben sich in ihrer sichtlich bedrohten Lage unter einander als ein homogener deutscher Stamm fühlen gelernt. Sie führen deswegen den ihnen auswegungenen Kampf in geschlossenen Reihen und verhalten sich dabei, wie es ihrem Charakter ent-

spricht, in strenger Defensiv. Mögen sie die Stellung der kräftigen Abwehr nicht überschreiten, mögen sie aber auch keinen Augenblick ihre weite Vertheidigungslinie unbewacht lassen und sich, dem Beispiele der Gegner folgend, immer zweckmäßiger concentriren und starrer discipliniren.“

I. 9.

Ungarn.

Der höhere Unterricht in Ungarn.

Ungarn hat erkannt, daß, nachdem es seine politische Selbstständigkeit erlangt hat, es nunmehr auch seine Pflicht sei, sich geistig zu regeneriren. Der Patriotismus der Ungarn will nicht bloß in einem gelunden und gut organisirten Unterrichts- und Erziehungswesen mit den gebildeten Völkern Europas wetteifern, es will auch nicht im Punkte der Wissenschaft zurückstehen, und dies kann nur erreicht werden durch die Umgestaltung der einzigen Stätte des höheren Unterrichts, der Pester Universität in Pest. Der Verfasser der unten genannten Schrift*), der die Einrichtung des höheren Unterrichtswesens in Frankreich, England und Deutschland durch eigene Anschauung gründlich kennen gelernt hat, hielt es für seine Pflicht, seine Gedanken über die Reorganisation der ungarischen Universität in Form einer Denkschrift dem Unterrichts-Minister Götzs zu überreichen. Wir geben ein kurzes Résumé der auch bei uns und anderswo zu beherzigenden Vorschläge des Verfassers.

Ihm sind die Universitäten nicht, wie man sie heute noch vielfach betrachtet, Institute zur Heranbildung von Staats- und Kirchen-Beamten, sondern, was sie auch ursprünglich waren, Centren und Zukunftsorte der Wissenschaft. Sie sollen nicht eine Vereinigung von Hochschulen für die verschiedensten gelehrten Berufsarten sein, sondern die Bildungstätt für die Wesen des Landes, die nicht aus Noth und des lieben Brotes wegen, sondern aus freier Lust und Liebe und aus edlem, berechtigtem Ehrgeiz sich vorbereiten wollen, an der Regierung des Staatswesens theilzunehmen. Diesem Ideale stehen die alten Universitäten Oxford und Cambridge in England näher, als die deutschen Universitäten. In England erstrebt man eine wahre Erziehung, in Deutschland bloßen Unterricht; daher findet sich in Deutschland ein größeres Wissen selbst bei Beamten niedriger Kategorien, in England aber eine größere Zahl tüchtiger Staatsmänner. Die Universitäten haben aber auch die Aufgabe, durch Heranbildung von Gelehrten die Wissenschaft zu fördern. In dieser Beziehung sind die deutschen Universitäten unübertroffene Muster; nirgends ist der wissenschaftliche Geist größer, nirgends die Methode ausgebildeter, der Unterricht vollkommener; deutsche Gelehrte waren es von jeher, welche in fast allen Ländern Europas und Amerikas den Sinn für Wissenschaft geweckt und genährt haben. Deshalb ermahnt der Verfasser seine Landsleute, nicht aus mißverstandenen Patriotismus in dem Streben, die Wissenschaft in Ungarn zu regeneriren, die ihnen so nahe liegende Hilfe zu verschmähen. „Sollte etwa — meint er — der Sprachpunkt der Verfassung deutscher Gelehrten hinderlich im Wege stehen? Ist doch die deutsche Sprache entschieden

*) Ideen zur Reform des höheren Unterrichtswesens. Denkschrift gerichtet an den k. u. g. Minister für Cultus und Unterricht von E. K. Min. Deutsche Ausgabe Pest, Georg Kallias, 1868.

eine von den ungarisch-Steinbürgischen Landesprachen, und wie könnte das folgerweise von der allen Bewohnern des geeinigten Reiches gewidmeten Universität die deutsche Sprache verbannt werden?"

Was das Wesen der Universität betrifft, so bildet, nach der Ansicht des Verfassers, historisch und logisch die philosophische Facultät, die *Facultas artium liberalium*, den Anfang und den Kern der Hochschule, während die theologische, juristische und medicinische Facultät Hochschulen sind, die, wie die polenidischen Schulen, die Berg-Akademien, die landwirthschaftlichen und Handels-Schulen, nur dem praktischen Bedürfnisse dienen. Hochschulen in dem Sinne unseres Verfassers sind in England, wo sich öffentliche Einrichtungen jeder Art am längsten in ihrer ursprünglichen Form zu erhalten pflegen, die Universitäten Oxford und Cambridge, und in Frankreich das Collège de France. Die Hochschule soll alle jene Wissenschaften lehren, welche einerseits als geistige Bildungsmittel dienen und andererseits die Grenzen der Erkenntniß zu erweitern bestimmt sind. In der That kann der auf den Mittelschulen gewählte Unterricht unmöglich genügend sein für Solche, die nach der höchsten allgemeinen Ausbildung ihres Geistes streben; noch können Fachschulen diejenige allgemeine Bildung geben, welche der künftige Fachgelehrte, dem die Pflege und Erweiterung seiner Wissenschaft obliegt, als letzte wissenschaftliche Weite nöthig hat. Zugleich gewährt die Hochschule angebundenen Fachmännern in den sogenannten liberalen Berufsarten älteren und neueren Ursprungs die ausgedehnteste Gelegenheit, sowohl ihr theoretisches als allgemeines Wissen zu vervollständigen und dadurch ihrer Fachwie ihrer allgemeinen Menschenbildung die nöthige solide Grundlage und Abrundung zu verleihen, je nach Umständen und Bedürfnis, sei es vor oder während der Periode der eigentlichen Berufsstudien. Endlich bietet die Hochschule, indem der Zugang zu allen Vorträgen allgemein freigegeben wird, überhaupt Jedem, was Standes und Berufes er auch sei, das Mittel, seine Kenntnisse zu mehren, seinen Geist zu erweitern, soweit Lust und Wille, Mühe und Vergütung dafür vorhanden sind.

Der Verfasser giebt hierauf eine Andeutung, wie eine solche Hochschule organisiert sein müsse. Ihr gebührt ausschließlich die Pflege der sogenannten theoretischen Wissenschaften an, deren Aufgabe es ist, die Principien und allgemeinen Geetze aufzudecken, während sich die praktischen oder angewandten Wissenschaften mit der Ausnützung der so erkannten Principien und Geetze für die realen und materiellen Zwecke des Lebens befassen. Der Verfasser unterscheidet in dem Rahmen der theoretischen Wissenschaften folgende Hauptfächer: 1) Die Physik der Naturlehre im weitesten Sinne des Wortes, wozu die eigentliche Physik (Chemie, Dynamik, Mechanik) und die Mathematik gehören; 2) die Kosmologie; 3) die Geologie; 4) die Biologie, die Lehre vom Leben und dem Lebendigen auf der Erde; 5) die Anthropologie, die Lehre vom Menschen als der Spitze der belebten materiellen Schöpfung; 6) die Sociologie, die Lehre von der Menschheit als Complex nationaler Gesellschaften; 7) die Psychologie, die Lehre vom Menschen als denkendem Einzelwesen, wie es sich in der Sprache, in der Kunst, der Wissenschaft und der Religion offenbart. Jede dieser Disciplinen stellt sich bezüglich des Unterrichts von zwei speciellen Seiten dar: von der historischen oder beschreibenden und der philosophischen oder erklärenden. Für alle diese Fächer bedarf es einer ausreichenden Zahl von Lehrkräften, damit den Hörern ein organisch gegliedertes systematisches Ganges in jeder Wissenschaft innerhalb eines kurzen Zeitraumes geboten werden könne.

Was den Sitz einer Hochschule betrifft, so zieht der Verfasser kleinere Orte, wo die Universität den Mittelpunkt des ganzen socialen Lebens bildet, den großen Haupt- und Residenzstädten vor. Oxford und Cambridge sind ihm die Verkörperung des Ideals eines Aufenbleibens von Gelehrten und ihren Jüngern wegen der Zurückgezogenheit und begablichen Ruhe, die dort zu finden, und er zieht Göttingen, Heidelberg und Bonn in dieser Hinsicht Wien, Prag und Pest vor. Solche Hochschulen können ihrem Berufe als Erziehungsstätten leichter nachkommen, da die Verührung unter den Studierenden eine vielfachere ist, als der zerstreute Einfluß einer großen Stadt sie zuläßt, und fremde schädliche Einwirkungen leichter beseitigt werden können und die akademische Disciplin besser zu handhaben ist. Für die höheren Fachschulen hingegen empfehlen sich die größten Städte mehr. Als ein treffliches Institut zur Förderung des Zusammenlebens und der geistlichen Bildung der Studierenden hat sich auf den meisten Universitäten der akademische Club bewährt. Bei der Aehnlichkeit der ungarischen öffentlichen Verhältnisse mit den englischen rath der Verfasser, sich hierbei in Oxford und Cambridge bestehenden Unions zu Mustern zu nehmen. Diese Vereine stehen unter ausschließlicher Verwaltung der Studierenden und verwandeln sich auch periodisch in ein Haus oder Parlament. Der Präsident ist Sprecher des Hauses, die Mitglieder nehmen auf Bänken zu seiner Rechten und Linken Platz, während der Antragsteller einer seiner vorher fungemachten Motion, gewöhnlich rein politischen oder mit den Parlaments-Debatten zusammenhängenden, sonst wohl auch social-politischen oder auf die Verhältnisse des Vereins bezüglichen anderen Anhaltes, seine Aufstellung verteidigt. Die Frage wird von Anhängern und der Opposition nach weiter erörtert und schließlich wird zur Abstimmung geschritten. Es mancher gewiegte Parlamentsredner hat seine erste oratorische Ausbildung der Union zu verdanken, wie andererseits mehr als Einem versprechenden Debater der Union, in Folge seines dort begründeten Rufes, die Pforten des Parlaments geöffnet wurden. Die Debatten werden mit Maß und Höflichkeit geführt, der Verein von dem erwähnten studentischen Vorstand mustersatt verwaltet.

Neben der Hochschule ist es die Akademie der Wissenschaften, auf deren Umgestaltung der Verfasser hinzuwirken sucht. Während die Hochschule ihre breitere und stärkere Basis nach unten zu, der Intelligenz, zukehrt, sucht die Akademie ihre größere Entfaltung nach oben, der Wissenschaft, zuzuwenden. Die Akademie soll jedoch nicht ganz außer Verbindung mit dem größeren Publikum stehen. In den sogenannten Gesamtsitzungen der Akademie soll eine, wie es die Franzosen nennen, *revue orale des progrès*, eine Rundschau über die neuesten Entdeckungen und Erfindungen in den experimentalen Wissenschaften und über die Leistungen in den anderen Fächern zum Nutzen des gesamten gebildeten Publikums, wenigstens der Hauptstadt, geführt, und in einer akademischen Zeitschrift sollen die in den Sitzungen der Akademie gehaltenen Vorträge veröffentlicht und in Berichten alle wichtigen Vorgänge in Wissenschaft und Literatur mitgeteilt werden. Die Akademie hat ferner den doppelten Zweck der Heranbildung von Gelehrten und der Production originaler Leistungen. Jener wird am Besten erreicht durch Gründung von Gelehrten-Seminaren, worin den Jüngern der Wissenschaft Gelegenheit zur vollständigen Ausbildung in ihrem Fache geboten wird, dieser durch wissenschaftliche Institute und Sammlungen, welche den Repräsentanten der Wissenschaft die Mittel zur Production originaler Leistungen gewähren.

Der Verfasser kommt am Schluß noch einmal auf die Zweckmäßigkeit der Berufung fremder Gelehrten zurück: „Möge man sich nicht täuschen: eine radicale Reform, wie sie bei uns in der Wissenschaft nothwendig ist, läßt sich nicht ohne Umwälzung, ohne friedliche Invasion des Auslandes durchführen. Sind wir endlich gewillt, uns wissenschaftlich zu regeneriren und uns den Anforderungen der Zeitgeit in das Niveau zu setzen, so ist es im Jahre 48 in politischer Hinsicht geschehen ist, so werden dort eben solche durchgreifende, tief einschneidende Reformen nothwendig sein, wie es hier der Fall war. Und lasse man sich dabei zur Warnung dienen: gerade wie das zu sehen ist, das übermäßige Hervorheben des Racen-Aspekts des wirklich nationalen Gesichtspunktes die Ereignisse von 1848 und der darauf folgenden Jahre als verhängnißvolle Nachspiel in sich barg, gerade so wird auch im Gebiete der Wissenschaft nur mit Verleugnung nicht des National-Bewußtseins, sondern der Racen - Eitelkeit eine wahrhaft gedehliche, Nutzen und Fortschritt bringende Reform sich durchführen lassen.“

(S. M.)

Polen.

Forssungen über die slavischen Urbewohner des östlichen Deutschlands.

Die namhaftesten deutschen Alterthumsforscher weisen der Germanenwelt die möglichst weitesten Grenzen an. Sie betrachten die Urstämme der deutschen Stämme nicht auf das engere Germanien zwischen Rhein, Main, Elbe und Nordsee, sondern ziehen sie im Osten bis über die Weichsel aus. Hier seien, wie wir, ursprünglich ebenfalls Deutsche anläßlich gewesen und erst später der Völkerwanderung, im 4. und 5. Jahrhundert, haben die von ihnen verlassenen Gegenden zwischen Elbe und Weichsel fremde Stämme in Besitz genommen. Gegen diese Meinung tritt der Verfasser des unten genannten Buches*) auf, seinen Gegnern, den Slaven, jenes Gebiet schon seit der Ur-Völkerwanderung der indo-europäischen Stämme zusprechend. „Diese Ansicht — sagt er — ist nun zwar keine ganz neue, da sie schon in wiederholten Malen sowohl von deutschen, als auch von fremden Forschern ausgesprochen, theilweise auch mit namhaften Gründen unterstügt worden ist; doch ein erschöpfender historischer Beweis ist bisher nicht versucht worden.“ Einen solchen übertrifft hier der Verfasser. Er verheißt sich nicht, daß er mit dieser Ansicht auf entschiedene Opposition der deutschen Gelehrten stoßen werde, da Vorstellungen, die man gleichsam mit der Gewohnheit eingefogen und die man noch von den Schulbänken her als heilige Wahrheit zu betrachten sich gewöhnt hat, nicht leicht aufzugeben sind, es sei denn nach langem, entschiedenem Kampfe. Diesen Kampf erwartet der Verfasser mit der Zuversicht, daß dem Widerstreit der Meinungen die Wahrheit unterliegen und rein hervorgehen werde. Hier, wo es sich um eine wissenschaftliche Frage handelt, muß das Nationalgefühl schweigen, und der Verfasser hat das Recht, eine unparteiische Prüfung zu verlangen, die man ihm um so unbedenklicher zugestehen kann,

da, wie auch das Resultat ausfalle, die Sache von keiner praktischen Bedeutung ist. Denn möge auch die Bevölkerung im östlichen Deutschland, in Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Schlesien und der Lausitz ursprünglich slavisch gewesen sein: die Culturentwicklung dieser Länder macht, daß sie Deutschland zugehört werden müssen, wenn auch heute noch Theile der Bevölkerung ihre slavische Abkunft nicht verleugnen und sich ihr slavisches Blied bewahrt haben. Die Prüfung selbst müssen wir Fachmännern überlassen; wir begnügen uns, die Hauptresultate des Verfassers kurz mitzutheilen.

Die Germanen des eigentlichen Germaniens bildeten kurz vor der christlichen Zeitrechnung der Rheln, der Main, die Elbe und die Nordsee, innerhalb welcher die drei Hauptstämme der Ingväonen, Herminonen und Sclävonen ihren Sitz hatten. Das mächtigste und freieste Volk nicht nur der Herminonen, sondern der Germanen überhaupt, die Sueven, drangen erobert schon vor Cäsar über den Main und wandten sich später, um 12 v. Chr., unter ihrem kriegstüchtigen Führer Marob nach Osten, wo sie die keltischen Soven aus ihren Sigen vertrieben und in Böhmen und Mähren ein Reich gründeten, von wo aus sie die benachbarten Völker zwischen der Elbe und der Weichsel unterwarfen. Von diesen erscheinen die Semnonen an der Elbe und die Yggier an der Oder und Weichsel als die Hauptstämme. Sieger und Besiegte wurden mit dem gemeinschaftlichen Namen Sueven bezeichnet. Germanische Sueven waren jedoch bloß die Sieger; die Marcomannen und Quaden die unterworfenen Völker, aber, die von jeher in diesen Gegenden gewohnt hatten, waren slavischen Stammes und hießen ebenfalls Sueven, nicht bloß, weil sie den eigentlichen Sueven unterthänig waren, sondern weil ihr Stammname Slaven oder Sclaven zu der Namensverwechslung mit Sueven Veranlassung gab.

Daß die Semnonen slavischer Abkunft waren, zeigt schon ihr Name. Sie leiteten nach Tacitus (Germ. 39) ihren Ursprung von der Erde her, die sie in einem heiligen Haine verehrten, und nannten sich daher Zemene, Zemane, Ziemianna, d. h. Kinder der Erde. Als solche konnten sie mit Recht von sich behaupten, das älteste und edelste Volk der Sueven zu sein (vetustissimos et nobilissimosque Suevorum Semnones memorant), denn im Altpolnischen und Altböhmischen bezeichnet Ziemianna, Zemania einen Edelmann, und durften sich für das Haupt der Sueven halten (so caput Suevorum credant), d. h. derjenigen Völker, die man zwar Sueven nannte, die aber Slaven oder Sclaven waren. Die Namen der kleineren Völker, die Marob, nach Strabo, außer den Semnonen seinem Reich unterwarf, erklärt unser Verfasser ebenfalls aus dem Slavischen: die Zumi, von dem böhmischen Worte suma, Wald, die Bewohner des böhmischen Waldgebirges, das noch heute Sumava heißt; die Mugilonen, von mugila, Hügel, in der Gegend des Städtchens Mogilno, heute Muggeln; die Sibinen oder Siribinen, die Serben; die Putonen, vielleicht Pulonen, Poloni, die Polen. Andere von anderen Schriftstellern erwähnte Völkernamen finden auf ähnliche Weise ihre Erklärung.

Wohnten die Semnonen von jeher auf dem rechten Elbufer, so waren in dem Gebiete zwischen der Oder und Weichsel die Yggier das bedeutendste Volk. Auch sie sind, wie der Name zeigt, Slaven; denn die Yggier oder Yegier sind die Serben, die eigentlichen Polen. Das Wort stammt von der Wurzel yeg oder iug, was sumptige Wiese, Waldland oder Weideland bedeutet. Die Yggier sind also die Bewohner der Wiesen- und Waldbezirke zwischen der Oder und Weichsel. Die Namen der drei Hauptstämme, die das slavische Gebiet bewässern, sind ebenfalls slavisch

*) Die Yggier. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Deutschen und Germanen von Dr. Wojciech Kętrzyński. Mit einer Karte: Die West- und die slavischen Germanen zu Tacitus' Zeiten. Posen, Verlag von M. Reitzgerber, 1868.

Beischel, Bifula, Bistula, Biscia, ist ein slavisches Wort, dessen Buzgel wir sich noch im Litthauischen findet, woher das Adjectiv wiasla, fem. wiasla, fruchtbar. Die Beischel ist in der That der polnische Nil. Die Elbe nennen noch heute die umwohnenden Slaven laba, vom litthauischen Adjectiv labas, laba, gut, schön. Aus laba machten die Deutschen Alba, Elbe. Der Name der Oder, poln. Odra, scheint im etymologischen Zusammenhange mit dem altslawischen adro oder jadro zu stehen, was überschwemmtes Land, Meerbusen bedeutet. Derselben Buzgel ist unzweifelhaft auch das lateinische Adria. Zu den Vögeln gehören die Helvetonen oder Helveconen in Pommern, die Manimi oder Smami im Flussgebiet der Warta, wo der Ortsname Maniewo bei Dornik noch an sie erinnert, die Eliza, die Einwohner des Hühnerlandes oder Elöze in Schlesien, die Garier und Alir, die Berg- und Thalbewohner der Karpathen, die heutigen Goralen und Galizier, die Nabarnabali, die Einwohner der Narew, die schon dem Herodot bekannten Neuren oder Nuren. Das Gebiet der Vögel umfasste demnach fast das ganze Land zwischen der Oder und Beischel bis zum Riesengebirge hin, erstreckte sich östlich über die Quellen der Weichsel hinaus an den Karpathen entlang und ward im Norden und Osten durch Narew und Bug von den Mektern und den Veneti, d. h. den Skilaven, gescheiden.

Alle diese slavischen Völker haben ihre Wohnsitze unverändert bewahrt und ihre Ueberreste haben sich heute noch in jenen Gegenden erhalten. Die Slaven sind von Alters her ein Ackerbau treibendes Volk und als solches haften sie früh an dem Boden; daher ist ihnen auch der Wandertrieb, wie er sich bei den Germanen findet, stets fremd geblieben. Als stille, friedames Volk sind sie oft die Beute anderer kriegerischer Völker, besonders der Deutschen, geworden und fast überall erscheinen sie bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte als dienendes Volk. Dies ist das Trauerlos der Slaven von jeher gewesen und daher hat auch der Name der Slaven fast allen Völkern Europa's das Wort „Sklave“ als den härtesten Ausdruck für Knecht hergegeben.

Den Gegensatz zu den sesshaften Slaven bilden die wanderlustigen Germanen im skandinavischen Norden. Von den Wenden oder Winden hießen alle aus Skandinavien in slavische Länder eingewanderten Germanen Windili. Zu diesen gehörten die Gothen, die über Gothland nach dem heutigen Litthauen zogen und zwischen der unteren Memel und der Dina, in der Nachbarschaft der Letten und Finnen, wohnten. Von da wanderten sie, um 160 n. Chr., nach Süden in ein Land Vin oder Vin, d. h. das Weinland oder Wendenland, das Land der Taciteischen Veneti und von da auf der alten Handelsstraße längs dem Niprie an das schwarze Meer. Der Name der Gothen hat sich in jenen Gegenden bis heute erhalten. Die alten Preußen nannten die Letten und Weichrußen, die ehemaligen Unterthanen der Gothen, Sudden; der Lette nennt jetzt noch den Weichrußen, seinen südlichen Nachbarn, Godes, und der Litthauer verflucht in seinen Volksliedern den Guds keip szuina rada, d. h. den Gothen, den rothbraunen Hund. Die Rugier oder Ulmi-Rugier, die nach Tacitus nebst den Vemoriern am Ocean wohnten, hatten ihren Wohnsitz vom Ulmen- oder Rimen-See bis zum baltischen Meere und dem finnischen Meerbusen. Die Vemorier saßen in der Nähe der Nema, wo der Fluss Vemoria noch ihren Namen trägt. Die Sciri wohnten in Aurland, die Sirci oder Heruli in Ostland, die Turcilungi und Gepiden neben den Rugiern und Gothen, vielleicht in dem heutigen Irland, und die Vandalen, ein Seitenzweig der Gothen, zwischen den Gothen und Rugiern. Die Sige der Burgunder sind, wie die der meisten vöndilischen Völker, in der historischen Zeit nicht ursprüngliche, sondern occu-

pirte. Sie sind von der Insel Bornholm (Borgundarholms, Burgenland, Burgunda insula bei Saxo Grammat.) nach dem Continente übergesiedelt und wohnten auf lachsigem Boden, etwa im Flussgebiet der Riese. Die Marini, von Tacitus zu den Sueven, von Plinius zu den Vindilien gerechnet, hatten wahrscheinlich ihre Wohnsitze in dem Gebiete der slavischen Vranen am Fluße Vrana oder Varna. Die Fongebarden sind aus Skandinavien in die Elbzugegenden eingewandert und lebten hier unter weicher Bevölkerung, so daß sie sich später selbst für Quiniles, Vindiles, Wenden hielten. Diese Vindilien hatten von den Slaven unter denen sie lebten, manchen Götterdienst angenommen. Der Verfasser weist nach, daß der Nerthus-Cult, der nach Tacitus einer ganzen Reihe von germanischen Völkern eigen war, ein slavischer gewesen. Mit der Nerthus steht der Gott Niorh, Niorh in Verbindung; auch dieser und seine beiden Amla Freor und Freya sind wendischen Ursprungs, da schon die alten Sagen Niorh und Freor zu Vnanen, d. h. Wenden, machen, die den Amlen feindlich gegenüberstanden.

Alle diese vöndilischen Völker charakterisiren sich als wandernde Kriegerhaaren. Ihre ursprüngliche nordische Heimat war ein armes Land, zum Ackerbau wenig geeignet. Die erst am Meere lud sie zu Raubzügen oder sogenannten Vöndilfahrten ein. Die ersten Vöndilfahrten beschränkten sich auf die nächsten Gestade der Ostsee und Nordsee. Auch nach dem Verlassen der Heimat wandten sie bei ihrer Ansiedlung unter Fremden dem neuen Boden seine Güte zu, was nur akerbaunten Völkern eigentümlich ist, sondern pflügten und beugen den alten Trieb nach Krieg und Beute. So erklärt sich die seltsame Erscheinung, daß keines der vöndilischen Völker in seinen Sagen geblieben ist, in welchen wir sie bei ihrer ersten Erwähnung in der Geschichte finden, sondern daß sie alle viel herumgezogen sind und zuletzt in fernen Ländern ihren Untergang gefunden haben. Während wir von ihren Wanderungen genaue Kunde haben, finden wir nirgends Nachrichten, daß die Semanten, Völgier und die andern sogenannten suevischen Völker zwischen Elbe und Weichsel ihre Wohnsitze verlassen haben und daß ihre Stelle von einwandernden Slaven eingenommen worden ist. Dieses Schweigen ist ein berechtigtes Zeugniß, daß sie von jeher diese Gegenden inne gehabt haben. Schon daß die Slaven an der Elbe fast unmittelbar nach ihrer anfänglichen Einwanderung als den Deutschen unterthänig und dienbar erschienen, spricht dafür, daß sie da von jeher sesshaft gewesen; denn wo sich ein einwanderndes Volk niederläßt, da wohnt es als Sieger und Gebieter, nicht als Sklave und Unterwerfener.

E. M.

Schweden.

Eine Jahreschrift der Universitäts Upsala.*)

War früher lateinisch die Sprache, in welcher die Gelehrten vorwiegend schrieben, besonders diejenigen, welche an den Universitäten wirkten, so ist jetzt in den meisten Ländern die treffende Muttersprache zu dieser Ehre gelangt, die ihr so lange, zum Schanden der Völker, entzogen worden war. Am Spätesten hat sich diese heilsame Wandlung jedoch in Schweden

*) Upsala universitets Årsskrift. 1867. Upsala akademiska bokhandel (C. J. Lundström.)

religösen, und wenn auch der Spott und die Klagen von Männern wie Atterbom, Geijer u. über den akademischen lateinischen Juxel nicht genügt haben, die neue Zeit, die mit dem Jahre 1848 für ganz Europa anbrach, hat doch erst in Schweden das allgemein gewordene Verlangen zum allgemeinen Durchbruch gebracht. Freilich hat die Keuerung zu Gunsten der Mutterprache die schwedischen Universitäten und überhaupt die Gelehrtenwelt dieses Landes von der übrigen europäischen isolirt und auf die Vermittlung von Uebersetzern angewiesen, die sich bei ihrer Arbeit selbst überlassen bleiben, da leider in nichtschweden Gelehrtenkreisen der Cultus der schönen und lobenden schwedischen Sprache fast gar nicht getrieben wird, so daß in den seltensten Fällen ein Nachmann die Uebersetzung eines zu seinem Bereiche gehörigen Stoffes veranlaßt oder ausführt, vielmehr die bloße Buchhändlerwahl hierbei vorwiegend den Anstoß mehr oder entseidet. Freilich war es zur Zeit der ersten schwedischen Väterinät auch nicht viel besser, denn was damals nicht in deutscher oder einer anderen lebenden europäischen Sprache von schwedischen Gelehrten publicirt wurde, war in reinem Gewande den Bölkern ebenso wenig zugänglich wie erst, blieb innerhalb der ausschließlichen akademischen Kreise und wurde von diesen meistens todgeschwiegen, wenn es ihnen nicht wichtig genug schien oder nicht in ihren Kram paßte; auch den häufigen Minderheiten guter schwedischer Gedanken unter der Schweigheit der Erzeuger vorgekommen sein. Verschuldigt hat der Dichter Atterbom in seinen Briefen aus Deutschland um einen Segel in dieser Beziehung).

Ein Jahrbuch der Universität Upsala liegt uns in deutscher Sprache vor. Es ist ein Buch von dem Umfange einer Bibel in groß Octav und bietet folgenden Inhalt: Theologie: „Thomas von Aquino als Moraltheo- log.“ von A. Finnarson. (110 Seiten). — „Ueber den Haupt- sache und den Plan der Schriften des neuen Testaments. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über das Verhältniß der Schriften zu einander.“ von Hermann Wilhelm Ulf. (42 Seiten). — „Rechts- und Staatswissenschaften.“ Ueber die Ermittelung der Gewerkefreiheit. Akademisches Programm von Olof Matthias Theodor Hadenius. (23 Seiten). — „Ueber die wichtigsten und damit zusammenhängende Materien. Von S. Nordling.“ (41 Seiten). — Philosophie, Sprach- wissenschaft und historische Wissenschaften: „De con- ditione provinciarum tertiae personae graecorum. Scriptis C. A. Wal- ter.“ (21 S.). — „Die Volkssprache in Norb.-Ingernland.“ Ueber die Volkssprache von Dr. Karl Eidenblad. (88 S.). — „Ueber die Volkssprache im Süder-Möde-Härad des Rå- ner Låns.“ Akademische Abhandlung von Dr. N. Eider. (8 S.). — Mathematik und Naturwissenschaften: „Zur Theorie über die Operationsberechnung.“ von C. F. E. Björ- ting. (52 S.). — „Komet VI. von 1863.“ von P. G. Rosen. (1 S.). — „Programm beim Rectoratswechsel im Jahre 1867.“ von Jonas Fredrik Hesse. (14 S.).

Eine eingehende Besprechung dieser akademischen Arbeiten, über so viele Gebiete umfassen, könnte nur durch verschiedene Mittel bewirkt werden, da ein und derselbe Kritiker unmöglich allen diesen Materien zu Hause sein und ein kompetentes Urtheil haben kann. Der Zweck dieser Zeilen ist nur der einer Aufnahme von den Leistungen unserer nordischen Vetter und die entsprechenden Kreise auf die schwedischen Arbeiten auf-

merksam machen, doch wollen wir uns einige allgemeine Bemerkungen zu denselben erlauben. Die beiden theologischen Abhandlungen sind nicht bloß für Geistliche, sondern auch für Laien interessant; ganz besondere Beachtung verdient aber die staatswissenschaftliche Arbeit von Hadenius über die Gewerke- freiheit, denn sie ist nicht bloß voll von Gelehrsamkeit, sondern zeugt von einem so vorurtheilslosen und humanen Geiste, daß man wohl hoffen darf, daß, wenn mehr Männer dieser Richtung sich in Schweden geltend machen, dort die sociale Frage eine im Sinne aller Billigkeitsenden gute Entwicklung nehmen wird. Die preussischen und französischen Bestrebungen auf diesem Ge- biete haben natürlicherweise in dem vorliegenden Aufsatze her- vorragende Würdigung gefunden. Die Arbeit Nordling's über res fungibilis ist nur für Juristen bestimmt und widmet deutschen Autoritäten auf dem Rechtspflegergebiete die eingehendste Beach- tung. Die von umfassen dem Wissen und etymologischen Scharf- sinne zeigenden Arbeiten Hjalberg's, Karl Eidenblad's und Eider's können nur für Philologen von hoch Interesse haben, dies liegt in der Natur der Sache; doch müssen die Arbeiten der beiden zuletzt genannten Gelehrten als schätzenswerthe Beiträge auf dem Gebiete der vergleichenden germanischen Sprachforschung bezeichnet werden. Die Abhandlung Björting's wendet sich vor- wiegend an jüngere Mathematiker und hat den ausgesprochenen Zweck, das nach der Meinung des Autors etwas erlittene Inter- esse für die Operationsrechnung wieder anzufachen und zu spe- ciellen Bearbeitungen anzuregen. Der Verfasser operirt nach dem Prinzip: „Ein Derivationszeichen kann in solchen Com- binationen, in welchen es den Distributions-, Commutations- und Integriations folgt, in derselben Weise behandelt werden, als wenn es eine Quantität wäre.“ Er giebt zu, daß dies eigentlich nichts Neues sei, doch hofft er, daß aus seiner Me- thode für Manche Früchte erwachsen können. In drei Kapi- teln behandelt er die partiellen Differential-Gleichungen, die Operationszeichen und definitiven Integralen und die Opera- tionszeichen und Reiben. — Rosen will, angesichts der Ueber- häufung des astronomischen Feldes mit Arbeit, durch seine Ab- handlung über Komet VI. 1863 der Gesamtheit eine Spezial- arbeit abnehmen und das Material vermehren, durch welches die Einheit und Harmonie der einander kreuzenden Kometen- bahnen unseres Sonnensystems in einer späteren Zeit entdeckt werden könnte. Der von ihm behandelte Komet wurde am 9. October 1863 in Rauen von dem astronomischen Dilettanten Böder entdeckt und gehört zu den wenigen, hinsichtlich deren man Daten zur Unterstutzung der Frage hat, in wie weit der Kometenschwanz eine Abweichung vom Bahnplaneten haben kann oder nicht, auch macht ihn der Umstand in optischer sowohl als astrophysischer Hinsicht interessant, daß er dem von Tempel in Marseille entdeckten Kometen IV. 1863 ganz nahe fand.

Nächst also diese Zeiten dazu beitragen, die Aufmerksamkeit des gelehrten Deutschlands auf die Leistungen der Upsalaer Universität hinzulenken, so daß die bis jetzt fehlende gegen- seitige Beachtung herbeigeführt würde. F. M.

Finnland.

Zur neuesten Literatur Finnlands.

Von den gesammelten Werken des bedeutenden finnischen Geschichts- und Alterthumsforschers Portban (1739—1804) hat die „Finnische Literaturgesellschaft“ im vorigen Jahre den dritten

^{*)} Franz Maurer's Uebersetzung von Atterbom's Erinnerungen, S. 150.

Theil herausgegeben. Dieser enthält 1) eine überaus gründliche „Geschichte der Aboer Universitäts-Bibliothek“ in 23 Disputationen; 2) eine Abhandlung über finnische Poesie; 3) als Anhang den von Porthan nur herausgegebenen Bericht eines Bischofs von Abo, Zauften, über dessen leidenvolle russische Gefandtschaftsreise. Alles ist lateinisch geschrieben, nur in der Abhandlung Nr. 2 find die als Proben angezogenen Pieder auch in der Ursprache mitgetheilt. Auch hier zeigt sich dasselbe Streben nach möglicher Erschöpfung des Gegenstandes, das alle Leistungen Porthan's kennzeichnet. Keine spätere Schrift über dieselbe Materie kann in dieser Eigenschaft mit der nun schon einkundertjährigen Arbeit sich messen, obgleich die Schätze der älteren und alten Volkspoesie in Suomi-Sprache seit ungefähr sieben Jahren ohne Vergleich umfassender bekannt geworden sind, als in Porthan's Zeitalter der Fall gewesen. — Den noch immer sehr lehrwerthen Gefandtschaftsbericht hat der ebenso große Gelehrte als warme Vaterlandsfreund mit folgenden Worten eingeleitet: „Die harten, der Menschlichkeit wie dem Völkerrrechte widerstrebenden Schicksale der Gefandtschaft, welche König Johann der Dritte von Schweden bei seiner Thronbesteigung an den ob seiner wahrnehmen Hoffart und empörenden Grausamkeit so berühmten Großfürsten Iwan Wassiljewitsch schickte, haben alle unsere, die Begebenheiten jener Zeiten behandelnde Historiker mit Entrüstung erwöhnt. Ich glaube, daß der folgende ausführliche und genaue Bericht aus der Feder des Hauptes jener unglücklichen Gefandtschaft, des ehrwürdigen weiland Paul Zauften, Bischofs von Finnland, welchen er nach seiner Rückkehr dem König vorlegte, die Verdienstleistung in hohem Grade verdient.“ Wir setzen hinzu, daß Zauften zum Lohne für die ausgestandenen Strapazen und empörenden Mißhandlungen — geadelt wurde. In seinem lithographisch beigegebenen Wappen bemerkt man einen knienden, von Oben bis an die Hüften entkleideten Rußen, der eine Geißel über seinem Haupte schwingt — also Zuchtmeisterthum und Sklaverei des Züchtigers in charakteristischem Bunde, zur angenehmen Erinnerung.

Die gelehrte Zeitschrift „Suomi“ für 1868 enthält unter Anderem einen dem nordischen Sprach- und Alterthumsforscher dankenswerthen Artikel: „Runde von vorzeitlichen Auenthalts-Orten der finnisch-ungarischen Völker“ (tietoa suomalais-ungarilaisten kansain muinaisista olopaikoista), worin Herr Europaeus an vielen geographischen Namen des heutigen Finnlands nachweist, daß vor Ankunft der eigentlich sogenannten Finnen (Suomalaiset) mehrere von ihnen verschiedene, wenigstens in näherem oder weiterem Sinne verwandte Völker, namentlich Lappen, Syrjänen, Ostjaken und Moqalen (Ugern, Zugern) auf finnischem Boden gebauet.

Von der durch die finnische Literaturgesellschaft veranstalteten Sammlung selbständiger und überlegter Bühnenspiele ist 1867 ein vierter Band erschienen. Zwischen Holberg's „Es ist nicht an der Zeit“ (finnisch Ei ole aika) und „Don Mandu de Colibrados“ bietet sich uns ein stattliches finnisches Original-Drama in fünf Akten, von Herrn Kiwi, dem Verfasser des dramatischen Aulero, und der „Haide-Schwär“. Wir lernen zwei feindselige Nachbarn kennen, von denen der Eine zum Schuldner des Anderen, eines kranken, aber entlicher Reue und Zerknirschung noch fähigen Zunkers geworden ist. Die Feindschaft Weider koster, wie in „Romeo und Julie“, doch unter anderen Umständen und ohne Selbstmord, zwei treuen Liebenden das Leben. Eine Analyse des ziemlich komplizierten Stückes müssen wir uns versagen: nach unserer Ansicht sind die Vorzüge überwiegend.

Mannichfaltigkeit zum Theil Originalität der Charaktere, gute Durchführung derselben und eine edle, echt poetische, von Schwulst und Ueberladung freie Sprache würden dem Drama vielleicht auch ein deutsches Publikum gewinnen. Zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört der Umstand, daß zwei aus harter russischer Gefangenhaft entlassene Liebhaber in ihrer französischen Vermummung unerkannt bleiben, obgleich seit ihrem Abzug in der Krieg nur wenige Jahre verfloßen sind und man nicht wohl annehmen kann, daß sie in den Bergwerken des Ural mit Pariser Sitten so tausendvertraut geworden. Der Titel des Dramas ist „Karkurit“ (die Flüchtlinge). Schott.

Kleine literarische Neuze.

— **Büchner's Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie.** Es war vorauszuzeigen, daß die Vertreter des Materialismus sich der von Darwin aufgestellten und auch in diesen Blättern mehr als besprochenen Theorie bemächtigen würden, um mit Hilfe derselben ihren Lehren eine festere Unterlage zu geben oder in ihr eine Verstärkung der schon früher von ihnen ererbten Hypothesen zu sehen. Ludwig Büchner, welcher es nicht ganz mit Unrecht für sich in Anspruch nimmt, schon in seiner Schrift: „Kraft und Stoff“, von welcher die erste Auflage 1855 erschien, in dem Kapitel „Urzeugung“ die Entstehung neuer Arten als einen natürlichen, durch Abkammung und Umwandlung vermittelten Prozeß hingestellt und als Hauptursache dieser Umwandlung theils den Einfluß der wechselnden Zustände der Erdoberfläche, theils eine allmähliche Umänderung der Keime bezeichnet zu haben, hat jetzt „Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie“*) erscheinen lassen, worin er seine in verschiedenen früheren Arbeiten ausgeprochenen, streng materialistischen Anschauungen auf Grund der Darwin'schen Lehren von neuem entwickelt und so Konsequenzen gelangt, welche Darwin selbst fremd sind, indem dieser sich zu der dem Materialismus entgegenstehenden Ansicht bekennt, daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die jemals auf der Erde gelebt, von einigen oder vielleicht nur Einer Urform abstammen, welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden sei.

In Wahrheit, Büchner hat uns auch in seinen neuen, mit einer Art von Triumph aufgestellten Behauptungen nicht überzeugen können, und wir können auch jetzt nicht begreifen, warum die Darwin'sche Theorie, die auch uns einleuchtet und gegen die wir nichts einzuwenden haben, die Annahme eines Weltenschöpfers unmöglich machen und warum sie jede teleologische Auffassung für immer beseitigt haben soll. Denn wenn B. mit Prof. Bronn, dem deutschen Uebersetzer Darwin's, diesem entgegenhält, warum, wenn spezielle Schöpfungsgänge für eine bestimmte Zahl von Stammettern notwendig gewesen, diese nicht ebenso für alle Wesen zulässig sein sollen; wenn er meint, daß es im philosophischen Sinne ziemlich einzelst sei, ob der Schöpfungsgang Einmal oder mehreremal stattgefunden und so

*) Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie von der Verwandelung der Arten und die erste Entstehung der Organismenwelt sowie über die Anwendung der Umwandlungstheorie auf den Menschen. Das Verhältnis dieser Theorie zur Lehre vom Fortschritt und der Zusammenhang derselben mit der materialistischen Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart. In allgemein verständlicher Darstellung von Dr. Ludwig Büchner. Leipzig, Theodor Thomas, 1868.

immer noch ein Wunder an der Stelle des Naturgesetzes stiehe, und daß man demnach die Entwicklung der gesamten organischen Welt aus einem ersten und einfachsten organischen Formelement, vielleicht der sogenannten Zelle oder dem Keimbläschen, ableiten habe, so ist darauf zu erwidern: Mag man sich die Form alles Organischen auf der Erde noch so einfach denken, es lag in ihr doch eine Entwicklungsfähigkeit von Innen heraus; es hatte „Leben“. Ist dies aber nicht eine ungeheure Kluft, welche das Organische von dem Anorganischen trennt; ist es möglich, zu glauben, daß nur durch ein zufälliges Zusammenfallen verschiedener Umstände Ersteres aus dem Letzteren hervorgegangen, wie es Dichter und glauben machen will? — Und selbst, wenn dies der Fall wäre, wenn wirklich einmahl die erste Zelle, aus welcher sich innerhalb Millionen von Jahren alle organischen Wesen der Reihe nach entwickelten, durch ein Zusammenwirken von uns jedenfalls unbekannten Kräften aus dem Anorganischen entstanden wäre, so könnten wir darin gleichfalls nichts weiter als Plan der Schöpfung sehen, die für Alles bestimmte, ewig unabänderliche Gesetze, Naturgesetze, wie wir sie nennen, festgestellt hat, die es ja allein ermöglichen, daß wir uns wissenschaftlichen Forschungen hingeben, ohne welche anderseits eine fortschreitende Entwicklung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden kann. Muß uns dies nicht im Gegentheil immer mehr und mehr in dem Glauben an eine unendlich weise, sich selbst benutzte Schöpfungskraft befähigen, auch wenn unser Verstand nicht ausreicht, und irgend eine bestimmte Vorstellung von derselben zu machen?

B.

— **Charles Marelle's französische Bearbeitungen deutscher Dicht.** Herr Charles Marelle in Berlin, ein Sohn der Romagne, hat sich die Aufgabe gestellt, an der Vermittelung der deutschen und des französischen Geistes arbeiten zu helfen und zu diesem Behuf die Zweige der Lyrik und der Fabelichtung für sein Theil auszuheben. Um zwei so verschiedenartige Gattungen, wie die Heine'sche Lyrik und die Kinderpoesie, zu umfassen, bedarf es vieler Unbefangenheit und frischen Empfänglichkeit. Herrn Marelle ist das schwierige Geschäft gelungen. Seine „Poésies choisies par Henri Heine, recueillies de diverses autres poésies allemandes, traduites en vers“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung, C. Rod, 2. Aufl.) athmen in der That Heine'schen Geist, das genial hingeworfene, halb Angelehnte, Redlich-Vorbaste der Sprachweise des großen Dichters, dessen Wuch der Lieder und dessen Romancero sein Bearbeiter trefflich ausgebeutet hat, weiß Marelle durch ähnliche Kunde des französischen Ausdrucks demnach wieder zu geben, indem er überall den Kern des Originalgedankens vor Augen hat und von slavischer Nachahmungslust sich weislich fern hält. Ausgewählte Gedichte von Goethe, Uhland, Justinus Kerner und Wdh lassen den weiten Umfang seines Uebersetzer-talents abhnen und erregen das lebhafteste Bedauern, daß der Herausgeber dieser allerliebsten Sammlung dem Buche des Straßburgers Schuré „Le Lied allemand“ nicht durch eine größere Uebersetzung seiner Aufgabe zugekommen ist. Aber ein literaturhistorisches Verdienst höheren Ranges, weil fast ein einziges in seiner Art, hat der fleißige Kenner des deutschen Dichterschatzes sich durch die Uebersetzung der deutschen Fabelichtung auf Frankreichs Boden erworben. Die Kinderfabel wie Wilhelm Hev sie, von Dedekert's Zeichnungen unterzogen, zur Höhe eines Kunstzweiges entwickelt, fehlte bisher dem spirituellen Franzosenthum; Charles Marelle hat

das empfunden und diese Lücke in der Volksliteratur auszufüllen gesucht. Der frühlingfrische Hauch der deutsch-gemüthlichen Kinderwelt hat ihn angeweht, als er seine Sammlung „Le petit monde, enfantine et poétique“ (Paris, J. Hetzel) herausgab. Sie besteht vorzüglich aus Nachbildungen der Dichtungen Wilhelm Hev's, denen Bearbeitungen von Stücken aus Uhland, Körner, Fröhlich, Heize und Anderen beigelegt sind. Die ersten Zeichnenkünstler von Paris haben die 150 Bignetten des Petit Monde geliefert und ihm damit die prächtigste Ausstattung verliehen. Der Ton heizlicher Naivität ist der schönste Vorzug dieser Perlen der Kinderwelt. Die besten derselben finden sich auch in dem Büchlein „Poésies enfantines, historiettes, chansons et petites fables pour les premières leçons“ (Berlin 1866, J. A. Herbig) wieder, das jedoch keinesweges auf die eigentliche Fabel sich beschränkt, sondern den ganzen Kreis der Kinderpoesie umschließt. Jugenmuth, fröhliche Unbefangenheit und innige, lebenswarme Hingabe an die freie, schöne Gottebnatur bilden die Moral dieser Fabeln und Erzählungen; man wundert sich schier, daß die französische Sprache mit ihren „Pointen“ dergleichen wiedergeben konnte und hat, als Freund der internationalen Literatur, alle Ursache, dem Autor für seine glücklichen Versuche dankbar zu sein.

L. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

Die Vorträge über die literarische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die Herr Professor Prutz am 15. Januar in Berlin eröffnete, erregen hier ein ebenso großes Interesse, als seine vorjähigen Vorträge über die deutsche Literatur der Gegenwart. Form und Inhalt ziehen das Publikum auf gleiche Weise an. In elegantester Weise bewegt sich der frei gehaltene, schöne oratorische Vortrag auf den Gebieten des philosophischen Gedankens und der ästhetischen Kritik. Eine ununterbrochene Kette von logischen Folgerungen verbindet den Ausgangspunkt des Vortrages mit seinem Schluß; der Faden aber, der durch das Ganze sich zieht, ist der der Erziehung des Menschengeschlechts zur Freiheit, der des Fortschrittes der Kultur und der Humanität. Wir müssen dem Vortragenden die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er selbst denjenigen, die über die literarische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts durch die trefflichen Arbeiten Schlosser's und Hermann Hettner's unterrichtet sind, viel durch geistvolle Gruppierung Ueberschauendes und Interessantes zu sagen weiß. Die Deutschen haben erst im letzten Drittel des Jahrhunderts ihre Gleichberechtigung mit den anderen europäischen Kulturvölkern nachzuweisen angefangen; eine literarische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts muß daher größtentheils die Literatur der Engländer und Franzosen zum Gegenstand haben; doch ist es unverfälscht dieselbe zuerst von der Reformation in Deutschland gemachte Idee der Befreiung der Menschheit, die das ganze Jahrhundert, von den Dichtern Englands und den Enkelopädisten Frankreichs (mit Einschluss von Voltaire und Rousseau) bis zu den deutschen Dichtern und Dichtern Kant, Fesling und Göthe, beherrscht. Diejenigen europäischen Kulturvölker, die an dem Gedanken der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts gar keinen Theil genommen hatten, wie die Italiener, die Spanier, die Belgier etc., sind auch bei der geistigen Erhebung des achtzehnten Jahrhunderts ohne Antheil geblieben, wogegen das kleine Volk der Holländer, nachdem es siegreich aus seinem großen Kampfe gegen die spanisch-römische

Zorannei hervorgegangen war, zuerst in Europa das Panier der Befreiung auch auf dem Gebiete des Denkens und des Fortschritts erhob. Besonders schön war, was Prug bei dieser Gelegenheit von Spinoza und seinem Gedanken des All-Einen in der Schöpfung sagte, der bis zum heutigen Tage die Geister bewegt. Nicht minder treffend war das Citat von Kant, welches Prug dem Enthus seiner Vorträge als Gesamtmotto vorlegen konnte. Kant sagte nämlich vom achtzehnten Jahrhundert, daß es zwar noch keine aufgeklärte Zeit, aber eine Zeit der Aufklärung, noch keine Zeit der Freiheit, aber der Befreiung sei. S. 9.

In demselben Saale, in welchem Prug seine literargeschichtlichen Vorträge an den Montagen und Freitagen hält, findet jetzt an den Dienstagen eine Reihe wissenschaftlicher Vorträge statt, veranstaltet von einem Kreise jüdischer Gelehrten zum Besten eines Studienbilsfonds. Herr Professor Steinthal eröffnete dieselben am 12. Januar durch einen Vortrag über die Ideen der Welterschöpfung und des Ursprunges der Sprache, wie sie in den Darstellungen der beiden ersten Kapitel der Genesis zum Ausdruck kommen. Der Verfasser, einer der hochgeschätztesten Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft und der Völkerpsychologie, zeigte, daß von allen Mythen über die Schöpfung, die uns das Alterthum überliefert hat, die der Genesis diejenige sei, welche nicht allein der wissenschaftlichen Auffassung unserer Zeit, sondern auch dem Begriffe der Schönheit am Meisten entspreche. Die japhetitischen (arischen) sowohl, als die hamitischen und die semitischen Völker, Lehre mit Ausnahme der Hebräer, nehmen durchweg einen dem Menschengesetze untergeordneten Anfang der Dinge an, und nur die beiden, obwohl von einander abweichenden Erzählungen der Genesis stimmen in ihrer, von der anthropomorphistischen Gewandung entkleideten Idee mit unserer Erkenntniß der Einheit des Weltganzen und des Menschengesetzes überein. S. 9.

Am 14. Januar fand die Eröffnung des Berliner Victoria-Epocums für Damen, in Anwesenheit seiner hohen Protectorin, der Frau Kronprinzessin, und eines zahlreichen Damenpublikums statt. Herr Professor Dönitz hielt die Eröffnungsrede, worin derselbe auseinandersetzte, daß, wenn das weibliche Geschlecht auch durch Natur und Sitte von bestimmten wissenschaftlichen Berufsarten sich ausgeschlossen sehe, es doch, vermöge seiner geistigen Befähigung, einen Antheil an der eben nur durch Kenntniß und Studien zu gewinnenden höchsten Bildung beanspruchen dürfe, da der Reichthum und Adel des Lebens der Fülle unserer Gedankenwelt entspringt. Es sei keinesweges genügend, die großen Fortschritte der Naturwissenschaften zu bewundern, an dem Geschick des Vaterlandes einen naiven, einseitig patriotischen Antheil zu nehmen, sich oberflächlich mit der eigenen und fremden Literatur zu beschäftigen und die Schätze der bildenden Kunst flüchtig anzuschauen, sondern die Frau soll auch, gleich dem gebildeten Manne, ein tieferes und energisches Interesse an dem Allen zeigen. Diese Tiefe, diese Energie auch in dem weiblichen Geist zu wecken und zu pflegen, sei der Zweck der neuen Anstalt. Zwar liege dabei die Besorgniß nahe, eine massenhafte Gleichsamkeit und gedankenlosen Notizenraum oder dilettantische Verspätlichkeit und damit verbundenen Dunkel bei den Frauen zu fördern, aber gerade das gründliche Wissen führe zur Beweiskraft und die Fülle des Materials, wenn sie nur durch den Geist beherrscht werde und

mit unserem Denken und Fühlen sich vereinige, gewähre eine große Befriedigung. „Die zu lösende Aufgabe ist also Herrschaft über den Stoff und Erkenntniß des Bedeutenden aus der Menge des Gemüthlichen. Eine besondere Schwierigkeit dabei bietet noch der Mangel an Erfahrung, aber trotzdem muß die Lösung versucht werden, auch den Frauen die Fülle der geistigen Lebens unserer Zeit zu erschließen. Dazu soll das Victoria-Epocum dienen, dessen Namen schon hinlänglich seine Stellung bezeichnet: nicht für den materiellen Erwerb, sondern für die geistige Erhebung des weiblichen Geschlechts durch Wort und That zu wirken.“

Die Liste der Damen, die sich zu den Vorlesungen des Victoria-Epocums angemeldet, weist bereits 190 Namen auf.

Eine große Anzahl von Damen und Herren in London, an deren Spitze die Gräfin von Portsmouth, Lady Borer und Miss Endia Beder sich befinden, sind zusammengetreten, um denselben einen Frauenklub (Women's Club and Institute) zu gründen. Dieser Klub soll der zahlreichen Klasse von Frauen, die einem künstlerischen, wissenschaftlichen oder gewerblichen Beruf angehören, einen Zusammenkunftsort darbieten, wo sie ihre Angelegenheiten „mit Comfort“ und in respectabler Gesellschaft abtun können. Zu diesem Zwecke wird mit dem Klub ein Lesesaal und eine Bibliothek verbunden sein und sollen dort Erfrischungen zu mäßigen Preisen gereicht werden. In einem besondern Empfangssaal sollen die Mitglieder des Klubs auch Besuche empfangen können, für deren Abbarkeit die Ersteren verantwortlich bleiben. Es ist bereits eine ziemlich bedeutende Summe aufgebracht, um die ersten Kosten des Establishments zu decken und es wird auf eine starke Theilnahme gerechnet.

Aus Florenz wird uns geschrieben, daß auch in Italien das Bestreben der Frauen, ihren wissenschaftlichen Unterricht zu verbessern und sich eine regere Theilnahme an den Geistesarbeiten der Zeit zu verschaffen, mehr und mehr Anerkennung finde. Einige Akademien und gelehrte Gesellschaften Italiens sind in neuerer Zeit dazu geschritten, Frauen zu ihren Ehrenmitgliedern zu ernennen; namentlich ist diese Auszeichnung der bekannten Schriftstellerin Dora d'Annunzio von Seiten mehrerer italienischen Akademien und Athenäen zu Theil geworden.

Mit großer Theilnahme begrüßen wir die von Herrn C. J. Kögerer herausgegebene „Denkschrift, betreffend die Errichtung einer Gewerbeschule für Mädchen im Gewerbebau zu Bries“, der ersten in der Provinz Schleien. Das Gewerbebau, die Erziehung eines patriotischen Bürgers von Bries im J. 1861, ist, seinen Statuten nach, ganz geeignet zur Aufnahme einer Anstalt, welche „die Arbeitskraft der Töchter und Frauen gebildeter Stände in höherer Maße, als bisher geschehen, zu nützlicher Verwerthung bringen soll“. Wünschen wir dem umhätig entworfenen Plan eine baldige Ausführung! S. 9.

Diese Nummer liegt bei: Ankündigung von Bepel, Die Deutsche Sprache. Zweite Auflage. Verlag von Adolf Stieler, Braunschweig in Berlin.

Berantw. Redacteur: Joseph Kohnen in Berlin, Marktstraße Nr. 16.
Verlag von Ferd. Schöner's Verlagshandlung (Harnisch und Geiseler) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 80.
Druck von Ernst Rabe in Berlin, Friedrichstraße Nr. 30.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Klein-
druck.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 30. Januar 1869.

[N^o 5.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Aus dem Leben des Generals von Brandt. 1. — Die Belagerung von Zaragoza und der Guerrillakrieg von 1809. 57. — Zur Literatur über Belagerung des weiblichen Geschlechts. 60.
Sonnen, Ranne Nevada; Sommer und Winter am Genfersee. Frauen als Schriftsteller. Schloß Geppert. Edgar Quinet. 60.
Lauten. Briefe aus dem neuen Spanien. II. Die Stellung der Frauen. 62. — Das Schreiben der spanischen Revolution von 1820. 63. Julien Pasquale Villari's Geschichte Savonarola's und seiner Zeit. 66. England. Die fünfte Jahresversammlung der Female Medical Society. 67.
Kunstliterarische Revue. Ein neues deutsches Glück über das Recht und Urheberrecht. 69. — J. J. Hoffmann's Japanische Erzählerei. 69. — Deutsche Literatur im Jahresabrisse. 70. — Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. 70. — Auf dunkeln Pfaden. 70. — Aufstapfen im Exile. 70.
Literarischer Epochenaal. Lebensfeier des Präsidenten Erie. 70. — Schicksal der Magyaren. 71. — Bilder aus Griechenland. 71. — Chronisch-politische Bibliographie. 71.

Deutschland und das Ausland.

Aus dem Leben des Generals von Brandt.*)

I.

Die Belagerung von Zaragoza und der Guerrillakrieg von 1809.

Man macht den Deutschen den Vorwurf, daß sie keine Memoiren zu schreiben verständen. Dieser Vorwurf, schon an sich leicht mit besonderer Voracht aufgestellt, wird hier von ganz glänzend widerlegt. Eine Soldatenhand ist es, die in Fassung des Göthe'schen Wortes: „Wo man am Wenigsten Zeit und Feder sparen sollte, das ist beim Aufzeichnen einzelner höchst merkwürdiger Begebenheiten“ — ein Memoirenwerk von höchstem Werthe aufgebaut hat. In der That haben wir in langer Zeit aus der Memoiren-Literatur kein Buch von so reichem, eigenartigem Inhalte unter den Händen gehabt, als unten angezeigte Werk aus den Tagebüchern des Generals v. Infanterie Heinrich von Brandt im darbietet. Nun, v. General war einer der feingebildetsten und bestunterrichteten Offiziere der preussischen Armee. Diese Eigenschaften treten in v. Brandt überall hervor. Die Memoiren sind vorzugsweise eine Beschreibung der Militärgeschichte geeignet. Aber sie ergeben auch dem Laien auf jeder Seite ein neues Interesse, lenken v. Brandt jeden Moment in die Richtung neuer Gesichtspunkte, thun tausend pikante Ansprüche dar, rollen das Panorama merkwürdiger Gesichtsbilder weit aus und verklären es mit einem bald ergreifenden, bald humoristischen, bald romanhaften Charakter — und bei alledem wird die Theilnahme an v. Brandt's Leben des Erzählers immer höher und höher gewonnen. Man wird bald inne, daß die Feder aus dem reichen v. Brandt's Leben eines unerschöpflichen, thatengetriebenen Lebens geschöpft hat.

Heinrich von Brandt, 1789 in Westpreußen geboren, trat im Jahre 1807 als Student in die preussische Armee, wurde

*Folgt: Die Heldtätigkeit in Spanien und Rußland. 1808—1812. v. Brandt's Bücher und Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters v. Brandt'sche von Heinrich von Brandt, Major im großen Generalstab u. Berlin, Mittler und Sohn, 1868.

nach dem Frieden von Tilsit entlassen und erhielt später durch einen bloßen Zufall, ungeachtet, das Patent als Sous-Lieutenant in der Légion de la Vistule, ausgefertigt vom Marschall Duc d'Angoulême. Dieser überraschende Umstand führte unmittelbar darauf — im April 1808 — den neunzehnjährigen Jüngling durch Frankreich nach Spanien, wo sein Regiment dem dritten Corps zugetheilt wurde.

Von hier datirt der Beginn einer langjährigen kriegerischen Laufbahn, wie sie sich eben nur unter der Herrschaft des Regens eines Napoleon I. gestalten konnte — einer kriegerischen Laufbahn, die sich räumlich zwischen Valencia und Moskau bewegte und, wie wir aus jedem Blatte der Memoiren herauslesen, einen Soldaten comme il faut heranbildete.

Wir finden den jungen von Brandt bald als ein des plus braves officiers erkannt und ausgezeichnet. Er ist immer an der Spitze der gefährlichsten Unternehmungen, wird immer vorgeschoben, wenn es einen besonderen Grad von Muth und Echarfian erfordert, ist unermüdlich im Ueberwinden furchtbarer Fatiguen und trotz aller Beschwerden noch aufgelegt zu allerhand Abenteuern jarterer Natur. Mehrmals in augenscheinlicher und außerdem täglich in schließlich gewohnter Todesgefahr, bewahrt ihn das Schicksal, um ihn später in Rußland noch furchtbarere Erfahrungen sammeln zu lassen. Im Alter von 22 Jahren steht er sich im Besitze zweier Dekorationen. Das war damals eine Ausbeute erregende Seltenheit; ein Umstand, der ihn zur Vergleichung mit der heutigen Art der Orden-Vergeltung veranlaßt. „Alors on méritait les décorations“, jagte Horace Vernet zu mir, als ihm Jemand in Berlin bemerkbar machte, daß ich das Kreuz für Zaragoza erhalten; „aujourd'hui ce sont des actes de grâces qui nous les procurent“, und er hat Recht. Möchten die Fürsten aber bedenken, daß die weisse Hauskaltung damit den Werth derselben bedingt. Ist ein Markt zu sehr mit Waare überfüllt, so fällt sie im Preise.“

Das Kreuz für Zaragoza! Die zweite Belagerung der unglücklichen Stadt war es, bei welcher der Sous-Lieutenant Brandt seinen ersten Waffentanz versuchte!

Es bekannt auch diese Belagerung durch die muthige Vertheidigung des Platzes geworden ist, so wird es doch immer Interesse erregen, einen so scharf beobachtenden und technischen Augenzeugen darüber sprechen zu hören. Hier nur einige Scenen:

„Je tiefer wir in die Stadt eindringen, eine desto ernstere Bedingung nahm der Kampf. Es ward ein Barrikadenkrieg, bei dem man Feuer von allen Seiten, aus allen Kellern, den vermauerten und mit Schießcharten versehenen Fenstern, aus allen Etagen und von den Dächern bekam. Da es unmöglich war, auf der Straße vorzudringen, strengte man die Häuser, verlor sich in den Trümmern festzusetzen und von hier vorwärts zu kommen. Als man sah, daß dies zu viel Menschen kostete, lud man die Mienen schau, legte nur die Mäure nieder und verschaffte sich so Eingang in ein Haus, drang dann, indem man die Zwischenmauern einschlug oder mittelst Petarden öffnete, weiter vor. Eine Hauptkugel hierbei war es, sich sofort in den gesicherten Weh des ganzen Hauses zu setzen und sorgfältig die Umgegend zu untersuchen. Es kam vor, daß die Spa-

nier absichtlich ein Haus räumten, um es später, von günstig gelegenen Lokalitäten aus, um so nachdrücklicher beschleichen zu können. Oft, wenn man sich in der ersten Etage bereits eingerichtet hatte, erhielt man durch den Ausbruch des zweiten Stodwerks oder vom Dache her plötzlich Feuer, oder es wurden Granaten von oben heruntergeworfen. Die zahllosen Winkel in diesen Bauhöhlen gaben vortheilhafte Gelegenheiten zu Verstecken. Vorzugsweise waren uns die Dächer gefährlich. Die leichten Aragonesen in ihren Hanfshuben kletterten darauf wie Katzen umher, und oft, wenn man in einer bereits seit Tagen in unsern Händen befindlichen Lokalität ruhig an einem schwach glimmenden Feuer saß, erhielt man von irgend einem Dache her ein paar Kugeln zugesandt. Die Fensterläden waren gewöhnlich stark zerbrochen. Es gab deren viele, die so durchlöcherigt waren, daß sie wie ein Sieb erschienen. Traf es sich nun so, daß die Spanier die eine, wir die andere Seite der Straße besetzt hatten, so lauerte der Tod, man könnte sagen, an jedem Fenster. So wie sich nur etwas rührte, schlugen ein paar Kugeln ein. Es gehörte eine wahre Kunst dazu, sich durch die labyrinthischen Kommunikationen der zerstörten Häuser und durch die zahlreichen guet-apens, die sich überall befanden, hindurchzuwinden."

"Hatte man ein Haus eingenommen, so kam es vor allen Dingen darauf an, die Fenster und Thüren mit Sandlädern zu blinden, sich der Treppen zu verschließen, Kommunikationen zu eröffnen, sich mit einem Worte darin festzusetzen, bevor man daran denken konnte, weiter vorzugehen. Die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregeln führte gewöhnlich große Verluste herbei. Nachdem wir dies wiederholentlich gesehen, verbot der Marschall durch einen Tagesbefehl alle échafourées, gebot die größte Vorsicht und befahl besonders, qu'à mesure qu'on se sera emparé d'une maison, on s'y établisse avant de passer à une autre; ebenso sollten die Truppen, die sich in den Gebäuden festsetzten, durch Reserviren abgelöst werden. Die Sapeurs und Mineurs waren es besonders, die sich hier in ihrer Glorie zeigten. Sie waren überall, wo Gefahr drohte, an den Spitzen der Sturmkolonnen, in den Kellern, wo der spanische Mineur arbeitete, auf den Dächern, wo feindliche Schützen lauerten, in Häusern, wo man die Petarden anhängte, Mauern sprengte, Kommunikationen schuf u. d. Die Soldaten hatten zu ihnen ein blindes Vertrauen und wenn ich den verfehlten Angriff auf Sa. Monica und die Casa de Gonzales ausnehme, der viel besprochen und getadelt ward, so ist, glaube ich, diesem heldischen Corps nichts vorzuwerfen. Man konnte die Schnelligkeit, mit der sie die Verhältnisse beurtheilten, die Kustigkeit, mit der sie an die Arbeit gingen, nicht genug bewundern. So wie sie nur Anzeiger erhielten, daß man irgendwo Geräusch hörte, waren sie bei der Hand. Hier ward eine Petarde abgelaßt, dort ein Sack Pulver hingelagt, eilig mit Sandlädern verbrämt, mit Zündung versehen, und ehe man es erwartete, flog ein Stück Mauer in die Luft, stürzte eine Wand ein. Oft, wenn wir in ein Haus gedrungen, hier die Zwischenmauern crenelirt und mit Gewehren wie gepulvert fanden und es ausgeben mußten, weiter vorwärts zu kommen, sprengten sie dergleichen Lokalitäten schon in die Luft, ehe man daran dachte, daß sie mit den Vorbereitungen fertig sein könnten. . . . Am meisten mußte man ihre Fertigkeit in Auffindung geeigneter Anschläge und Gifsmittel bewundern, um den Feind aus vortheilhaften Lokalitäten zu vertreiben. Kammen wir z. B. an eine starke Mauer, hinter der man die Spanier wußte, so arbeitete man diese bis auf eine geringe Stärke ab, stürzte sie dem Feinde plötzlich auf den Kopf und drang im Getümmel nach.

"Als die Spanier sahen, daß man ihnen so zuvorkam, lechters ihnen mittelst der Mineurs täglich näher rückte, kamen sie auf den Gedanken, die Häuser anzuzünden und so unsere Fortschritte zu hemmen. Sie bingen überall kleine, in Paare gebundene Reisighündel an Fenster, Thürspalten und Balken und zündeten diese an, ehe sie ein Gebäude verließen. Dies war oft sehr nachtheilig, verhinerte Tage lang jeden Fortschritt und zwang uns eine kostbare Zeit, welche die Spanier anwendeten, sich anderweitig festzusetzen. . .

"Der 7. Februar (1809) war für mich einer der fürchterlichsten Tage der Belagerung. Die Spanier hatten das Hospital des Baishausen verlassen, weil sie durch unsere Mineurs, welche sie arbeiten hörten, in die Luft gesprengt zu werden drohten. Wir drangen auch bald nach — aber der Anblick, der sich uns hier darbot, war schrecklich. Wir fanden die Vagerrstätten mit zwei und drei Toten, die an dem stark herrschenden Typhus gestorben waren, belegt, außerdem den Fußboden voller Leichname. Raum hatten wir uns im Gebäude ausgebreitet, als die Flammen von einem Hügel her uns entgegenstürzten und in einigen Augenblicken flaud das Gebäude, da alle Vorbereitungen zur Vertreibung des Feuers getroffen waren, in voller Gluth. Es blieb nichts übrig, als diesen Ort des Schreckens alsbald wieder zu verlassen. Noch lange nachher, als das Hospital niedergebrannt war, erfüllte ein brennlicher Zettgeruch, der um so unangenehmer aufstieg, da wir wußten, was ihn bewirkte, die Atmosphäre."

Nach einem Kampfe von solcher unerhörter Hartnäckigkeit erfolgte endlich am 21. Februar die Kapitulation. Die Spanier streckten die Waffen und desertirten dann, noch immer 5–10000 Mann stark, aber von sehr geringem soldatischen Ansehen, in den Tranchen vorbei. Prabat, später in die Stadt kommend, macht mit einem Kameraden eine Promenade durch die Straßen. Wir gingen durch die Gasse der Zeele, nach der Torre hinauf. Ich glaube, daß hier Alles zusammengebrängt war, was es Schreckliches gab. Unter den Arkaden lagen Kinder, Greise, Kranke, Sterbende, Leichen, Hausgeräth, abgemagerte Hausthiere, Alles in buntem Gewirr durcheinander. Auf dem Platz selbst sah man zahllose Leichen, viele ganz nadt, wie sie Gest geschaffen, übereinanderliegenden. Unter den Lebenden gewahrte man Sammergestalten aller Art — namentlich Krieger, die abgemagerten Kinder Mitleiden ein. Hier und dort loderte ein Feuer empor, um das stehend und trübend einige Leute saßen, finster blickende, in Mäntel gehüllte Gestalten standen in Gruppen zusammen und brachen, als wir uns nahen, ihre Unterhaltung ab, ohne sonst von uns Notiz zu nehmen. . .

Von den tapferen Zaragozanerinnen, die noch jüngst wider Pinel und Palette in Bewegung gesetzt haben, erzählt uns Brandt kein Wort.

Wir hatten 52 Tage vor Zaragoza gelegen, 23 mit dem Straßen- und Häuserkampf zugebracht. Wir sollen ca. 3000 Menschen verloren haben, ungerchnet die Tausende, welche in den Spitälern gestorben. Der Verlust der Spanier, die mitgezählt, welche der Typhus dahingerafft, soll sich auf 53,600 Mann belaufen haben.

"Der Ruf, den diese Belagerung erlangt, hat sich über die ganze Welt verbreitet. Aber es ist werthvoll, daß man hierbei nur den Vertheidigern den Ruhm zuerkennt, welcher doch recht eigentlich den Angreifern gebührt. 13,000 Mann, dem stärker war das Belagerungsheer nicht, hielten eine große kriegerische Stadt mit einer 30,000 Mann starken Garnison belagert, drangen unter den größten Beschwerden und unter den eigier-

ähnlichen Verhältnissen bis in die Mitte von Zaragoza vor und zogen es zur Kapitulation. — Die Lage der Stadt war sehr düster, trübe und durch die, wenn auch nur lauernde Hitze der Sonne ziemlich stark; ca. 80 Häuser innerhalb derselben, sowie mehrere größere Gebäude bildeten wahre Citadellen. Unter solchen Umständen hat eine ernstliche Vertheidigung doch nicht viel Befriedigendes. Die Ueberlieferung, mit welcher man in der Zeit von der Tapferkeit der Spanier sprach, hatte ihren Reiz in dem allgemeinen Haß gegen die Franzosen, in dem sie die Häuser damals begegneten. In dem übertriebenen Versehen der Ansieher sah man eine Art Treß und Verübung, in dem Widerstande der Spanier ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Nachdem wir nochmals zur Belagerung zurück, um uns einen anschaulichen Vorfall erzählen zu lassen. Brandt hatte dort Gelegenheit, die Generale von bekannten Namen — Vannes, Junot &c. — kennen zu lernen. „Eine hervorragende Stelle unter den Generalen nahm auch der General Habert ein; ein sehr betagter, thätiger und entscheidender Mann von martialischer Haltung und etwas brüskten Manieren, den aber die Soldaten gerade deswegen sehr gern hatten. Ich erinnere mich an einen auf ihn einer merkwürdigen Scene. Wie waren durch die Kommunikation auf eine Straße gelangt, hatten nach der gegenüberliegenden Häuserreihe eine Barrikade gebaut und diese mit Sandbällen bedeckt, um von ihr fern zu können. Die Straße war aber unter dem ganz nahen Feuer der Spanier stehend, und man mußte sich sehr bücken, um nicht gesehen zu werden. Der General, ein großer Mann, mußte dies natürlich mehr als ein anderer. Als nun eines Tages Habert hier stehen verblüdet und sehr geblüht hinter der Barrikade weg, sah ich einer von den in der Nähe stehenden Soldaten ganz hin, *„Monsieur les généraux ont donc peur aussi?“* Da fehrte sich der General schämeend vor Wuth um, packte den Unglücklichen, den er gefaßt, mit beiden Händen und zog ihn, sich dabei in die Höhe richtend, aus seinem Versteck hervor. Am Munde einige Schüsse — der Soldat erhielt deren gewiß 4—5 — fiel entsezt nieder, während der General mit einer leichten Wund am Arm davon kam. Dann gab er dem blutigen Wunden, mit einem f... consert, einen Steß mit dem Fuße und ging ruhig weiter. *„Parbleu!“* sagten die Franzosen, *„le général a bien fait, c'était une infamie de dire cela d'un général comme celui-là.“*

Nach dem Falle von Zaragoza wurden die Polen bei den Operationen gegen Valencia verwandt. Wir finden unseren Hauptführer einer polnischen Vortrupp-Compagnie immer in den Kriegläufen zwischen Zaragoza und Valencia. Der Aufstand in den Aragonien ausgebrochen und der Guerillakrieg mit den erfindenden und erfolgreichen Streifereien wird zur Hauptache. Bald gilt es Tag und Nacht zu marschiren, bald lagert man einen besetzten Platz, bald auch wird man begehrt. Die Polen verlangen bald eine gewisse Verühmtheit in der Kriegsführung. In der That ist es, nach Brandt's Urteil, unter allen Generalen der französischen Armee allein der General Chlapicki, der den Bewegungsfähigkeit gründlich bewußt hat. Er allein weiß das, wo er kommandirt, den Ort, wo er zu dämpfen. Seine Truppen, wohl disciplinirt, wissen, was es bei solch einem Kampfe ankommt: *bon pied, bon oeil, bon vent, l'oreille au guet, le coeur assez calme — outre ça bon, patient, infatigable, und so lernen sie den Spaniern auch bald das Einzige ab, was diese voraus haben: die Gabe der Wachsamkeit.*

Unser Brandt hatte in dieser Zeit bemerkenswerthe persönliche Schicksale. In dem Gefechte von Vittel wurde er schwer verwundet — eine Folge seines unerschrockenen Vorgehens in einem kritischen Momente. Rasch und glücklich wieder hergestellt, befindet er sich unter denjenigen, welche sich in Lertel eine peinliche Belagerung gefallen lassen müssen. In eine Kirche zurückgedrängt, sind sie 12 Tage lang stets im Begriff, in die Luft aufzubrechen zu werden, und gezwungen, unter sich zu vernichten, wie man die Verberreibungen zu dieser Weise in's Zeugnis trifft. Dann wieder, vor Tortosa, wird Brandt als Parlamentär in die Stadt gesendet — eine ansehende ganz friedliche Mission, die nur das Unangenehme hat, daß die Spanier trotz aller Trompeten und Klagen zuweilen auf den Parlamentär schießen oder ihn zurückzuballen suchen. Später hat er das Vergnügen, Gefangene nach Frankreich zu transportiren. Auf dem Rückwege erhält er den Auftrag, das Wohnhaus des Insurgentenführers Mina, dieses fähigen und gefürchteten Patrioten, in Trevis zu zerstören. In Zaragoza verbindet er durch sein entschlossenes Benehmen das Umstürzen einer Revolte, die in seinem Regimente, der schlechten Verwaltung wegen, auszubrechen im Begriff ist. Dann hilft er Valencia belagern, eine Arbeit, die mit der Kapitulation der Besagung endet.

In Valencia kommandirt der spanische General Blake. Die Umstände wären geeignet gewesen, dort die Vorgänge von Zaragoza zu wiederholen. Aber die Vertheidigung des Places ward schwachvoll geführt. Brandt nennt es unerklärlich, daß es Blake nicht hätte gelingen sollen, irgendwo ein Loch zu finden und wenigstens mit einem Theile der Armee zu entweichen.

Brandt ist überhaupt weit entfernt, sich zum Lobredner der damaligen spanischen Armee zu machen. Er fand die Führung ebenso mangelhaft als die Haltung der Truppen. Nüchtern erreichten die Spanier das, was sie hätten erreichen können. Die Generale fehlten darin, daß sie sich fortwährend auf's Batailliren einließen, wobei sie stets den Kürzeren zogen, weil hier die überlegene Bravour und Disciplin der Franzosen den Ausschlag gab. Klüger waren die Insurgentenführer, welche nichts als den kleinen Krieg zu unterhalten suchten und dadurch dem Feinde empfindlichen Nachtheil bereiteten. Wenn trotz alledem schließlich auch in Spanien die patriotische Sache siegte, so liegt das einerseits daran, daß es der Summe endlich gelang, das ganze Land gegen die Franzosen unter die Waffen zu bringen, andererseits daran, daß auch die französische Armee in Spanien sich dem allgemeinen Unglück des Kaisers nicht zu entziehen vermochte.

Uebrigens muß auch die französische Oberleitung in Spanien gelegentlich einen Tadel über sich ergehen lassen. Mangel an Energie und Eifer der Operationen sind die Vorwürfe, die Brandt dieser Leitung nicht ersparen kann, wogegen die Organisation der Verwaltung und des Ersatzes sein unbedingtes Lob erhält.

In Valencia erhielt Brandt die heisse Mission, die Blorte des gefangenen und nach Frankreich zu bringenden Generals Blake zu kommandiren. Die mündliche Instruction des Marschalls lautet: *„Vous lui rendrez les honneurs d'un général en chef, et vous le garderez comme un coquin.“*

Hiermit endigte die Krieglausehnde des jungen Brandt in Spanien, der bald darauf eine andere Mission, und zwar nach Rußland, erhielt, worüber unser nächster Artikel berichten wird.

Dur Literatur über Versorgung des weiblichen Geschlechts.

Ueber Jungfrauen-Versorgung wird so viel gesprochen und geschrieben, daß einerseits das Bedürfnis derselben nicht bezweifelt, andererseits die Hoffnung seiner Befriedigung gehegt werden darf. Mit der steigenden wissenschaftlichen Bildung der Mädchen, welche man früher mehr oder weniger grundsätzlich scheute, oder wenigstens nur bis zu einer gewissen Gränze zulassen wollte, ist, was man befeuerte und durch dieses Gegenstreben fern zu halten trachtete, allerdings eingetroffen. Die in den Ehestand tretende Jungfrau macht mehr Ansprüche an das Leben, als die weniger gebildete gethan hat; der Mann muß mit dem Hausstande um so mehr Rücksicht hierauf nehmen, als er selbst durch höhere Bildung die Ansprüche der Frauen theilt. In Folge hiervon bleibt manche Ehe ungeschlossen, manche wackere Jungfrau, mancher strebsame Mann des Glücks beraubt. Dieses sächliche und sittliche Uebel haben wir somit wirklich der Wissenschaft und der mit ihr im weiblichen Geschlecht steigenden Geistesbildung zur Last zu legen. Nicht mehr wie billig, daß Wissenschaft und Geistesbildung in erster Stelle Rath schaffen, ein in ihrem Gefolge sich zeigendes Uebel zu beseitigen, die Schattenseite des betrachteten Lichtes zu mildern, wenn nicht ganz unschädlich zu machen. Gehen über das Wie dieser Hilfe die Meinungen augenblicklich auseinander — sie werden allmählich das Rechte zu treffen nicht verfehlen. Die kenntnisreichere, denkende Hausfrau wird es lernen, ihren Sinn von eitlen Eurus ab-, zu edler Einfachheit hinzuleiten, ihr Wissen zum Besten des Hauswesens zum Können zu gestalten und dem Hausstande des Mannes nicht mehr, sondern weniger Kosten zu machen durch Vereinfachung seiner und ihrer eigenen Bedürfnisse, durch zweckmäßigere und sparsamere Verwendung der wirtschaftlichen Mittel, durch kleine Nebenverdienste in ihren Mußestunden, durch mancherlei sinnigen Beistand, den sie ihrem Mann in seinen Berufsgeschäften und Sorgen zu Theil werden läßt. Sie wird sich nicht bloß den höheren geistigen Schatz zuführen, sondern auch das werden, was die Frau früher dem Manne war, ein Haus-Schatz, der seiner Wirtschaft zum Segen gereichte, ohne daß er nöthig hatte, sein Ehegündniß von Mtglist-Schätzen abhängig zu machen.

Diese Möglichkeit zu erreichen, der für beide Geschlechter ungemein beklagenswerthen Zunahme der Ehelosigkeit entgegen zu wirken, hat unsere Zeit zur Hauptaufgabe sich zu stellen. Es wird nie am Sichersten ihr gelingen, wenn sie nicht einhält, sondern rastlos fortstreift in Allem, was zur geistig-sittlichen Bildung beider Geschlechter irgend beitragen kann. Vernt der Mann immer mehr durch Schulen und Fortbildungs-Anstalten die Wissenschaft nutzbar für das Leben und die ihm zufallende Berufs-Aufgabe zu machen, so muß ein Gleiches auch für die Jungfrau und Frau erstrebt werden. Ergoß Zener durch Vereins-Vorlesungen mancherlei Art gewissenhaft für sein Alter und dessen Hinfälligkeiten, so hat ein Gleiches nicht minder gewissenhaft für die Frau zu geschehen. Man begrüße daher in erster Stelle mit Freuden alle der Weiblichkeit entsprechende Fortbildungs-Anstalten für Jungfrauen, und sorge in zweiter Stelle für Vereine, welche diesen, im Fall das hilflose Alter sie ledig und verlassen findet, mütterlich fürsorgend und schützend zur Seite stehen.

Der günstige Erfolg solchen Strebens wird nicht ausbleiben, je mehr es gelingt, die Bildung auf religiöser Grundlage zu erhalten, oder dahin zurückzuführen, indem die Kirche sich be-

müht, Hand in Hand mit der fortschreitenden Bildung und Wissenschaft das religiöse Leben anzubauen.

Thut sie dies nicht, so trägt sie in erster Stelle die Schuld, wenn Gleichgültigkeit gegen Kirche und Religion zunehmen, die Irrwege des Materialismus und Pantheismus mehr und mehr zur Tagesordnung Gebildeter und Halbgebildeter werden dürften. Nicht in der Einseitigkeit, sondern in der Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntnisse hat das Christenthum Einigkeit des Seinen und die geheftete einstimmige Einheit „Eines Hirten und Einer Herde“ zu erstreben, eingedenk, daß der Welt-Beiland es ausdrücklich geboten, das Reich Gottes auf Erden, die Beglückung seiner Nachfolger, auf kindlich freier Glaubens-Ueberzeugung auszubauen, dagegen den Zwang des tödtenden Fudrhabens zu meiden. Zfr.

Schweiz.

Fanny Erwald: Sommer und Winter am Genesersee.*)

Frauen als Schriftsteller. — Schloß Coppet. — Edgar Quinet.

„Den Frauen fehlt es an Phantasie; Schriftstellerinnen produziren nicht — sie reproduziren bloß; ihre besten Originale sind nichts als geschickte Copien!“ Dergleichen Ausprüche hört man oft von Dichtern, Schriftstellern und Kritikern, die, ganz ebenso wie die männlichen Arbeiter auf anderen Gebieten, auf ihren Vorrang, auf ihr Erstgeburtsrecht unter den beiden Geschlechtern, eifersüchtig sind. Vorgebens weist man auf die Schriften der Staël, auf Adel Varnhagen, auf George Sand u. A. hin. Das sind, wie die Herren behaupten, den nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

Zugegeben, daß die Männer viel produktiver sind, als die Frauen, — sind aber dafür nicht die Frauen viel receptiver als die Männer? Und gehört nicht eine starke Receptivität zu den vorzüglichsten Begabungen guter Schriftsteller, besonders denjenigen, die nicht die Vorgänge der Weltgeschichte, sondern die des menschlichen Verzens, nicht die Probleme der Wissenschaft, sondern die des Gefühls zur Aufgabe ihrer Darstellung machen?

Dieses Vorzugs der Begabung der Frauen wurden wir uns recht lebhaft bewußt, als wir die reizenden vierunddreißig Briefe des Buches von Frau Fanny Erwald Stahr: „Sommer und Winter am Genesersee“ lasen. Wie in diesen Briefen, in welchen überall mit einer ruhigen, leidenschaftslosen Beobachtung ein feines, tiefes Gefühl Hand in Hand geht, vermag uns kein männliche Feder die mannigfaltigen, seelischen Eindrücke wiederzugeben, welche eine romantische Landschaft, oder die wechselnden Erscheinungen naiver Kinder, gemüthvoller Männer und Frauen auf einen Geist machen, der, eben weil er nicht berufen ist, frei zu schaffen und zu erfinden, gerade um so empfänglicher für die rein physischen, der lebhafteren männlichen Beobachtung sich entziehenden Eindrücke ist.

Es haften solche Eindrücke auch minder lang bei einem Manne, der vor lauter neuen Studien und Forschungen im Gebiete des Wissens nicht zu einer ruhigen, vollen Sammlung im Gebiete des Gefühls kommen kann. Die Verfasserin der Geneser-See-Eindrücke erzählt von sich: „Wir blieben uns nicht in Aigle, nicht in Yver auf, sondern fuhren den Rhone

*) Sommer und Winter am Genesersee. Ein Tagebuch von Fanny Erwald. (Ein Band, VIII u. 490 S.) Berlin, Otto Janke, 1869.

entlang, vorwärts und vorwärts. Von den Bergen herunter
 stürzten ihm hier und da die wellenden Wassermaßen zu, und
 es war mir gerade wieder, wie vor Jahren und Jahren, als ich
 bei Villeneuve, das Dampfschiff verlassend, den Postwagen be-
 stieg und wußte: ich gehe jetzt nach Italien, nach Rom! Ich
 kann die Trübseligkeit dieses Frühlingsmorgens nicht genug be-
 schreiben; ich habe es heute bei dieser Fahrt und bei diesem
 heftigen Empfinden zum erstenmal auch ganz begriffen, was
 heißt, nicht zu altern, und worin dieses Jungbleiben
 in an des Lebens Ende seinen Ursprung hat: Es ist eine
 Fähigkeit, eine Naturanlage wie eine andere, und sie rührt vom
 Schicksal her. Wer mit einem treuen Gedächtnisse geboren
 ist, wenn also in jedem beliebigen Augenblicke, so, wie der Anlaß
 es erweckt, alle Eindrücke seiner Jugend lebendig werden, der
 hat diese Eindrücke noch, der erlebt sie noch, den überflutet
 noch im weichen Haare die volle aufwallende Lebenslust, die
 Alles, ja Alles — selbst das nicht allgütigste harte Sterben-
 müssen — vollkommen vergessen und sich mit vollem, freien Ent-
 wickeln an den Genuß der Welt hingeben kann. Alles, was man
 Enttäuschten erlebt hat, Alles, was uns bedrohen kann, ist
 ihm weggespült. Man ist nur noch Ein Genießen, Eine Freude —
 Eins mit den rauschenden Wassern, mit den blühenden Bäumen,
 mit den hoch durch die Lüfte ziehenden Vögeln, Eins mit dem
 All, wie der erste Mensch! Und in solchen Augenblicken glück-
 lichen Vergessens und Erinnerns ist die Erde auch noch heut
 ein Paradies!

In Genf, in der Stadt Calvin's, Rousseau's und
 Scher's, in welcher oder in deren Umgebungen, früher Vol-
 taire gelebt, jetzt Edgar Quinet, Karl Vogt und Alex.
 Dumas wohnen, weiß uns Fanny Vewald ebenso prägnant als
 lebend die Menschen und das Familienleben der Gegenwart und
 in der Beobachtung des Geschichtsdarstellers meist unzugänglichen
 menschlichen Züge der Vergangenheit zu schildern. Nicht etwa,
 daß sie in ihre Darstellungen nicht auch philosophische, politische
 und staatsökonomische Gedanken eintrübe — aber sie giebt sie
 niemals für eigene Ideen aus; sie citirt gewissenhaft ihre
 Quellen und nimmt keinen Anstand, von sich zu sagen: „Für
 mich, der es schwer wird, eine philosophische Doctrin in ihrem
 geschlossenen Gange folgerichtig nachzudenken, schien, als eines
 der Ziele, welche V. (einem deutschen Gelehrten, mit dem sie sich
 über Materialismus und Sozial-Philosophie unterhalten hatte)
 verschwebten, die Erhebung des Nothwendigen zum Schönen
 als herauszustellen, und er selber wies auf Schiller's „Künstler“
 hin, als auf eine Dichtung, in welcher eine tiefe philosophische
 Idee eben auch zur Schönheit erhoben und ausgeschmückt sei.“

Vortrefflich weiß uns die Verfasserin in ihrer Schilderung
 des Schlosses von Coppet in die Zeit zurück zu versetzen, wo
 dieses Schloß von der berühmtesten Frau ihres Landes und
 ihres Jahrhunderts, von Frau von Staël, bewohnt wurde, wo
 es Madame Recamier, Aug. Wihl, Schlegel, Benjamin Constant,
 Matthieu de Montmorency und andere von Napoleon I. ver-
 folgte freie Menschen unter seinem Dache beherbergt hat. Mit
 dem Licht und der Wärme ihres Geistes weiß sie die von der
 Kunst uns überlieferten, zum Theil von berühmten Meistern
 gemalten Bilder der französischen Corinna und ihrer Freunde,
 die sich auf dem noch jetzt von einer Frau von Staël, der
 Schwiegermutter Anne Louise Germaine's, bewohnten Schlosse
 befinden, mit Leben und Bewegung auszustatten, so daß sie vor
 unserm Geistesauge aus ihren Rahmen heraustraten und vor
 uns wandeln mit allen ihren Vorzügen und Schwächen.

Von der berühmten Gegnerin Napoleon's I. führt uns Frau

Fanny Vewald zu dem nicht minder berühmten Gegner Na-
 poleon's III., Edgar Quinet. Der Verfasser des epoche-
 machenden Buches über die Revolution macht unter den Fran-
 zosen, als Charakter den stillsten Eindruck, den Johann Za-
 coby in Deutschland macht. Wie Dieser in seinem Vaterlande,
 verschämte Jener in Frankreich jeden Kompromiß mit der Ge-
 walt und mit dem Erfolg. Sein von allen anderen historischen
 Darstellungen der französischen Revolution grundverschiedenes
 Buch ist nicht sowohl eine Geschichte, als eine Kritik der
 Revolution. Quinet weist nach, daß und warum die glorreiche
 Umwälzung von 1789 in ihren letzten großen Zwecken noth-
 wendig scheitern mußte — nicht etwa weil Marat, Danton
 und Robespierre befeht wurden — er verabscheut diese Blut-
 menschen ebenso, wie er das jesuitische Gögüth hat —, son-
 dern weil Ein Teufel stets durch den andern ausgetrieben wurde:
 1793 durch den 18. Brumaire, die lächerliche Göttin der Ver-
 nunft durch einen neuen Pakt mit Rom; Romam esse delendam,
 ist sein erstes und letztes Wort.

Quinet behauptet, daß, wenn die Freiheits-Ideen Voltaire's
 und Rousseau's die Revolution haben schaffen helfen, die
 Kompromiß-Ideen Voltaire's und Rousseau's — ihr Tolerant-
 sein gegen das böse Prinzip, wenn es nur selber Toleranz zeige
 oder heuchele — die Revolution wieder vernichtet und das
 absolute Kaiserreich zweimal heraufbeschworen habe.

Ein Prinzip, das Edgar Quinet auf jeder Seite seines
 Buches über die Revolution aufstellt und festhält, ist: „Ich kann
 für die Demokratie mein Leben opfern, aber nicht die Gerech-
 tigkeit, nicht die Vernunft.“ Und darum ist er auch gegen
 die Revolution unerbittlich, so oft sie sich gegen das Recht und
 die höchste Vernunft veründigt. Jede Vergötterung der Ge-
 walt, gehe sie von dieser oder von jener Seite aus, ist ihm ein
 Verbrechen. „Der Demokratie“, sagt er, „die heutzutage nicht die
 Macht auf ihrer Seite hat, bleibt nur Eines übrig: und dies
 ist die Idee des Rechtes. An das Recht hat sie sich uner-
 schütterlich zu halten, um den blutigen Noth zu vertilgen, welchen
 ihr die Zeit angehängt. An der Demokratie ist es, das Recht
 überall aufzusuchen, es hervorzuholen, es von jeder schlechten
 Beimischung zu reinigen, ihm in der Geschichtsauffassung wie
 in der Gestalt, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart die
 erste Stelle zu sichern. Ja, die Demokratie hat die Auf-
 gabe, der Welt das Vorbild des reinsten, des humansten Rechtes
 zu geben, ihr das vollkommenste Ideal darzubieten, das bisher
 den Menschen vorgezeichnet. Darauf allein beruht ihre Hoff-
 nung, ihr Recht der Erziehung.“

Wir wollen nunmehr Quinet in seiner Häuslichkeit kennen
 lernen, wie ihn uns Frau Fanny Vewald Etabl. S. 202 in ihren
 Schilderungen des Genies Ter's darstellt:

„Herr Quinet und seine Frau empfingen uns mit jener zu-
 traulichen Freundlichkeit, die ich das Freimaurer-Geheim der
 Guten nennen möchte. Wo Menschen sich gegenseitig schätzen
 und an einander glauben, macht der Verkehr sich leicht. Edgar
 Quinet ist in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, und er muß
 ein schöner Mann gewesen sein. Er ist groß, seine Gestalt und
 sein Gang sind etwas schwer geworden, sein noch blondes, langes
 Haar und die seinen länglichen Formen seines Kopfes und seiner
 Nase, die blauen Augen und der schöne, fein geschnittene
 Mund geben ihm eher das Ansehen eines Deutschen oder eines
 Engländer's als eines Franzosen. Mitunter fiel uns Barnhagen

*) La Révolution, par Edgar Quinet. 2 vol. Cinquième édition,

ein, wenn wir ihn ansahen, mitunter erinnerte sein Profil und an Lord Byron, und ein Reliefportrait, das David von ihm gemacht hat, wie ein Jugendbild, das unser gemeinsamer Freund, der treffliche Sebastian Gernu, einst in Rom in Meiseler Skizzen, zeigen diese letzterwähnte Ähnlichkeit aus das Entschiedenste. Die Zeichnung von Gernu hat auch schon jenen Zug von Schwermuth mit Lord Byron gemein, die jetzt ihren trüben Schatten über die edle Stirn Quinet's ausgebreitet hat.

Madame Quinet ist jünger als ihr Gatte, aber — — — füge hier Vieles nach späterer, längerer Erfahrung hinzu, denn wir haben den Winter hindurch viel mit einander verkehrt — — es sind das auch zwei Cristenzen, die nur ein Leben haben, und auf welche die mit Unrecht veripotteten und doch oft so bezeichnenden Worte von Halm: „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“, ihre volle Anwendung finden. Madame Quinet ist keine geborne Französin, obgleich ihr Auge, ihre Lebensgröße und ihre Sprache sie als solche erscheinen lassen. Sie ist in der Moldau zu Hause, einer der dortigen großen Familien entsprossen, aber ganz in Frankreich erzogen worden. Ehe sie die Gattin Quinet's wurde, war sie mit einem angesehenen Edelmann ihres Volkes, dem Fürsten Mourou, vermählt, dessen Verfahren einst über die Donau-Fürstenthümer geherrscht haben, und sie brachte aus dieser Ehe ihrem jetzigen Gatten einen Sohn zu, der ihnen nicht erhalten geblieben ist. Sie war es, deren rasche Entschlossenheit, mit Weiblichkeit ihrer Freundin, der Fürstin Maria Galkmachi, zur Zeit des Staatsstreichs die Flucht ihres Gatten möglich machte, und wie sie dem von seinem Vaterlande entfernten Vaterland und Heimat in der Fremde ist, so war und ist sie zugleich die treue Theilnehmerin an seinen Arbeiten und Studien, ist sie ihm eine Pflegerin und Hausfrau, die seine Arbeit und seine, selbst nicht die härteste Mühewaltung scheut, welche das Bebagen ihres Gatten fördern oder ihm ein Unbehagen und eine Störung sparen kann. Beide Chelente verstehen unsere Muttersprache. Edgar Quinet hat in seiner Jugend einen Theil der Herber'schen Werke übersezt und sich mit unsern Klassikern beschäftigt, aber das Deutsche ist ihm doch mit den Jahren wieder, namentlich im mündlichen Gebrauche, weniger geläufig geworden, während Madame Quinet es in Wort und Schrift ganz vollkommen handhabt und mit größter Feichtigkeit bekehrt.

Wir fanden die trefflichen Menschen von den Zuständen in ihrer Heimat mehr gedrückt und mehr entnuthigt, als wir es erwartet hatten. Sie hatten für ihr Vaterland nur Wünsche, nicht Hoffnungen; sie arbeiteten Beide — denn auch Frau Quinet ist Schriftstellerin und eben jetzt mit der Herausgabe von *Mémoires de l'Exil* beschäftigt — sie arbeiten Beide. Jeder auf seine Weise, daran, den Gedanken der Freiheit in ihrem Volke lebendig zu erhalten, — indess es ist, als habe die Gewalt, welche die Freiheit in ihrem Vaterlande zertreten hat, auch ihnen einen Theil der Spannkraft gebrochen, als glaubten sie, daß die Endlichkeit keine Gewalt habe über die großen Vergewaltiger, als sei irgend Jemand auf der Erde, der nicht sterblich sei, als mache das ewige „Alles flieht“ vor denen Halt, die sich über die Reiben der großen Massen emporgeschwungen haben, weil sie sich über Alles hinweggesetzt, was andern Erbgeborenen heilig und eine Schranke ist.

„Sie erhaben gewisse Seiten in unserm Volke und in unserm Nationalcharakter über ihr eigenes Volk; sie bezeichnen die Kriegs- und Ruhmjucht der Franzosen, die zuletzt ihre Quelle in der That nur in den niedrigen Seiten der Menschennatur, in Neid und Eitelkeit, haben, als die gefährliche Handhabe, die

man nur zu ergreifen brauche, um die Franzosen von dem Wege einer friedlichen und edeln Entwicklung abzuleiten — und sie übersehen dabei, daß überall in Europa die Bildung nach dieser Seite hin noch sehr gering ist. Der Friedensentwurf, zu welchem Herr Quinet ein *Mémoire* vorbereitet, das seine Gesundheit ihm von dem Besuche derselben abhält, wurde dann auch in Bezug auf seine mögliche Wirksamkeit besprochen, und als wir von einander schieden, hatten wir die Empfindung, in einer geistig reinen Luft und bei guten, edlen und großen Menschen gewesen zu sein.

„Man muß wissen, was Paris für den Franzosen ist, um den Idealismus zu begreifen und zu verehren. Der Lieber auf das Vaterland verzichtet, ehe er die Lust der Anechtlichkeit atmen mag. Es ist schon hier am See, sehr schön! Es lebt sich hin gut im Schooße der Freiheit; aber um dieser schönen Gegenstände dieser schweizerischen Freiheit froh zu werden, muß man auch in sich frei sein, muß man nicht den Schmerz in der Seele tragen, daß man die Heimat nicht wiedersehen kann, ohne auf die Freiheit zu verzichten. Die trefflichen Menschen leiden schon unter der Sehnsucht nach dem Vaterlande, und ich glaube, daß ihnen thatsächlich die Möglichkeit der Rückkehr gegeben ist, daß sie nur zu wollen brauchen. Das freiert ihre Leiden; denn es giebt gar viele Fälle, in denen es Wohlthat ist, „seine Wahl zu haben“, und in denen die Nothwendigkeit eine Gunst ist.“

Joseph Eckmann.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

II. *)

Die Stellung der Parteien.

So stehen wir denn in der That kurz vor den Wahlen zu den Cortes constituyentes; wie sie ausfallen, welche Verfassung für Spanien geben und von welchen Folgen sie demgemäß auch für das übrige Europa sein werden, ist noch sehr ungewiß; noch mehr, ob überhaupt ihr Zusammenkommen, welches erst für Mitte Februar angesetzt ist, stattfinden wird. Denn jede Partei betrachtet die andere mit Mißtrauen und nicht mit Unrecht, jede muß auf ihrer Hül sein, daß nicht eine andere durch einen Staatsstreich und Anwendung terroristischer Mittel der Entschliebung durch die erwähnten Vertreter der Nation vorzöge.

In Navarra rüsten die Carlisten, die sich, wie es schon nicht mehr zweifelhaft erscheint, mit den Stabellisten, überhaupt mit allen reactionären Elementen verbündet haben, zum Aufstande, den man täglich erwarten kann; außer verschiedenen unbekannten Versuchen und Demonstrationen ist neulich eine weitere angelegt, besonders auch von Offizieren unterthürig Verhörung in Barcelona entdeckt worden. So unnatürlich und rein zeitweise jener Bund der legitimistischen und reactionären Elemente auch ist, so ist er doch flug; denn allerdings gewinnen so jene Parteien, deren jede für sich zu schwach wäre, eine gewisse Stärke; und mit dem vielen Gelde, das ihnen zu Gebote steht, um Briganten und anderes verlässliche, vaterlandlose Volk anzuwerben, zugleich umgeben mit dem Scheinheiligen Heiligenscheine der Legitimität und als Vertheidiger des alten Glaubens auftretend, dessen Reform ihnen mit dem Untergange des Fan-

*) Geschrieben Mitte Januar 1869.

zu gleichbreitend ist, können sie es wohl erreichen, ihr „geistes“ Spanien noch in manche Verwirrung und in den alten, so schon seit so langer Zeit erlittenen Jammer zurückzuwerfen. Ich lehne ich kaum ja man kann getrost sagen unmöglich für sie zu erwarten; auch fehlt ihnen diesmal die Unterstützung der meisten Provinzen, welche von einer liberalen Regierung, insbesondere einer Republik, in Folge der Verfindung der Verfassung oder des Föderalismus, nichts zu fürchten haben. Auch geringe, auf den alten *fueros* beruhende Selbstständigkeit. Auch ist es klar, daß auch im Falle die Sympathien der Haupt nochmals erhöhe, damit an Stelle des einen Empfindes nur der andere zwischen Carlisten und Isabellisten der geist wäre. Zum Glücke aber für Spanien sind, wie zu bemerken, die Chancen dieser Partei sehr gering; auch in Spanien wird jetzt endlich das Mittelalter der modernen Zeit enden müssen.

Spanien ist nicht mehr das Land des Fanatismus, Absolutismus und der Abgeschlossenheit gegen Fortschritt und Aufklärung, als welches es von dem übrigen Europa gewöhnlich, nicht nur durch die Selbstüberhebung und Ignorierung der eigenen Geschichte, betrachtet wird; d. h. das Volk hat sich zu einem großen Theile von den alten Anschauungen losgemacht, und es wird manche der tugendhaften Eigenschaften, die ihm immer noch eigen sind, bald wieder den Weg zu seiner einstigen Größe mit Erfolg bahnen. Bis zu welchem Grade die Aufklärung hier gediehen ist, zeigt vernichtlich die neueste Revolution; auf im öffentlichen Leben kann man es leicht bemerken. So ist z. B. die religiöse Feindschaft hier weit geringer, als in Oberbayern und Tirol; sehr wenig tritt dem Auge hier überall auf Wegen, an Häusern und überhaupt in der Öffentlichkeit der Kunst von gemalten Bildern, Symbolen, geblühtlichen Darstellungen transzendenter Dinge in dem Maße entgegen, wie an manchen Theilen Deutschlands. Wahr ist freilich, daß immer noch ein gewisser Theil der Bevölkerung streng katholisch ist, insbesondere die Frauen, welche auch allen ihren Einfluß ausbieten, um den Gang der Kultur aufzuhalten. Um so scharfer aber wird dagegen ein großer Theil des Volkes ab, welcher nicht nur frei und tolerant, sondern sogar radikal in seinen Anschauungen, religiösen wie politischen, ist.

Ich spreche zunächst allerdings von Andalusien, welches entgegen zu den fortgeschrittenen Gegenden der Halbinsel gehört, aber ähnlich wie hier ist's auch in vielen andern Provinzen und besonders in den Städten. Die sämtlichen liberalen Parteien bekennen sich nach dem Programme von Cadix zu der Freiheit der politischen Gerechtigkeit geforderten Freiheit des Glaubens, der Erziehung, der Presse, der Versammlung und Rede; die Parteien aber sind doch beututage die dominierenden der Provinzen, mögen auch viele Liberale persönlich einen entschiedenen liberalen Standpunkt einnehmen. Selbst der Klerus ist gar nicht mehr der fanatische der früheren Zeit und sucht, einige wenige Ausgenommen, sich mit der neuen Zeit abzufinden. Die wichtigsten Zankfälle, die sogenannten *neo-catholicos* oder *neo-catholischen* genannt, bilden nur noch eine verhältnismäßig kleine Partei, die den anderen Aufgeklärten zum Gegenstand der Zornes dienen muß, so daß sogar der Name der *neos* schon ein Schimpfname geworden ist.

Spanien, einmal den Einflüssen der unaufhaltsam fortschreitenden europäischen Kultur ausgesetzt und von dem starken Verdrängen der mittelalterlichen Institutionen und Anschauungen abgesehen, hat in sich eine Partei gereift, welche, den radikalen Elementen die Hand reichend, auch vor den entschiedensten Kon-

sequenzen der Vernunft in Staat, Gesellschaft und Kirche nicht zurückweicht; diese Partei, die radikale schlechthin und ehrenhaft genannt, zählt zwar unter den Gebildeten ihre meisten Anhänger, ist aber auch in der Menge des Volkes stark vertreten, so zum mindesten ein großer Indifferentismus um sich gegriffen hat gegen die Tradition. Als sicheres Merkmal davon kann man gewiß die so gänzlich verbreitete republikanische Gesinnung betrachten. Wenn diese zunächst, wie auch das allgemeine Verlangen aller Liberalen nach einer wahrhaft constitutionellen Monarchie, beweist, daß die fast sprichwörtliche Loyalität der Spanier nicht mehr existiert — obwohl man mit Recht dieses Volk eines der loyalsten nennen kann, trotz aller Mißbräuche des Beamtenstandes — daß man auch vor tiefeingreifenden Neuerungen nicht mehr zurückschreckt, um nur wieder zu einer würdigen Staatsform zu gelangen und an der Lösung der großen Kulturfragen Theil nehmen zu können; so kann man aber sicher noch weiter folgern, daß dadurch auch der entscheidende Bruch mit dem traditionellen Glauben angezeigt ist. Und ganz natürlich ja wirken, wie es immer gewesen ist, auch hier die religiösen oder allgemein philosophischen Vorstellungen auf die über Staat und Gesellschaft unmittelbar ein.

Wie, nach orthodoxer Anschauung, Gott die Welt nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Willkür regiert, wie man sich in Folge dessen gar nicht scheut hat, offensbare Ungerechtigkeiten, Schwachheiten, überhaupt Züge, welche bei einem göttlichen Wesen unvereinbar erscheinen, ihm nach der Ueberlieferung mythischer Religionsbücher und bedauerlicher Stammeurkunden zuzuschreiben mit der leichten Erklärung und Rechtfertigung, daß ja Alles, was vom höchsten Wesen ausgeht, gut und weise sein müsse, ohne den *creatus villosus*, den man dabei macht, zu werfen — eben so schauen die Cervinen auf zu dem absoluten Könige, als zu einem über dem gewöhnlichen Empfindungsvermögen und der gewöhnlichen, oft freilich etwas genautes, bürgerlichen Moral stehenden Halbgotte, dessen Werke und Gebauken, als von oben empfangen und in einem ganz besonders eruchten Haupte conceipirt, die oberste Norm für seine getreuen Unterthanen sein müsse. Es wäre ganz consequent gewesen, wie man sich nicht entblüdet hat, dem menschlichen ein göttliches Recht gegenüber zu stellen, so auch noch ein absolut königliches zu erfinden.

In Spanien, wo der Arbeitsstamm sich jetzt mit einer Kraft gezeigt, welche Europa in Erstaunen setzt, das hier wohl am wenigsten ihm voraussetzt, hängt dies sicher mit der geistigen Aufklärung zusammen, welche seit einigen Decennien auch hier mächtig um sich gegriffen hat; wer nicht mehr an die Weisheit der Priester glaubt, weist auch ihre Theorie von dem absoluten Königthum zurück, als ob diese Staatsform die Welt einzig wohlgefällige wäre. Dazu kommt nun die Kritik der bestehenden Verhältnisse, die Mißregierung, welche gerade hier in Spanien Jahrhunderte lang auf dem Volke gelastet hat, das Verlangen der einzelnen Provinzen nach ihren alten *fueros* und der wohlberechtigten provinziellen Selbständigkeit, die durch die Freiheit am meisten verbürgt wird, ferner die Aussicht auf Verminderung der Steuerlast, Aufhebung der Dienstpflicht (*quinto*), auf Freiheit des Handels und der Industrie, endlich die wohlgegründete Furcht, daß eine Monarchie, besonders eine erbliche — und eine andere ist bis jetzt nicht dagewesen — immer eine gewisse, für den Staat nicht notwendige Einschränkung der bürgerlichen Freiheit und eine Verhinderung des staatlichen Fortschritts mit sich bringt: alle diese Umstände haben die republikanische Partei in Spanien schon jetzt zu einer Stärke erhoben, daß, wenn

nicht gleich, so doch in kurzer Zeit der Sieg derselben zu erwarten ist.

Bemerkenswerth ist, daß auch von der neugebildeten, aus den früheren Unionisten, Progressisten und einem Theile der Demotraten bestehenden Partei, der demokratisch-monarchischen, ein großer Theil als endliches Ziel die Republik aufsteht, für welche jetzt Spanien nur noch nicht reif sei, und daß sie die Wahlmonarchie und keineswegs eine mit allen ihren wesentlichen Attributen ausgestattete wollen. Im Allgemeinen darf man danach den Republikanismus in Spanien als eine Macht bezeichnen, welche über kurz oder lang den Sieg davon tragen wird.

Daß übrigens auch in den unteren Klassen der republikanische Sinn so verbreitet ist, hat besonders seinen Grund in der jahrelangen Unterdrückung des Volkes durch die von der Regierung eingelegten und mit ihr also verbündeten Kavalen und andere Gemeindebehörden. Das Volk nennt sie wegen ihrer Habucht und Bedrückung der armen Leute *caciques*, Kziken. Dieselben haben beständig auf die schamloseste Weise sich an dem Gemeindegute vergreifen, sowohl an Weiden und Wägen welche zum Weiden des Viehes dienen (die sogen. *cañadas*), als an dem Gelde, welches den Armeren unverzinst ausgeliehen wurde, den sog. *posilos*. Der Gemeindegeld ist so mit zum großen Theile in die Hände der Reichen übergegangen.

Auswärtige, besonders konservative Blätter berichten vielfach den sozialistischen und kommunistischen Tendenzen, ja von wirklichen Angriffen auf das Besitztum der Reichen, Gütertheilung u. s. w. Ich kann versichern, daß das Meiste davon auf Verdrehung der Wahrheit beruht; eben jene Kläuber am Gemeindegut hat das Volk an einigen Orten zur Verantwortung gezogen, indem es einfach das Geklohlene jurüdzugenommen hat, vielleicht auch etwas mehr; bei solchen Vagen ist darauf nicht viel zu geben.

Im Uebrigen aber sind die Spanier nicht im Mindesten kommunistisch geknnt; denn wenn es an einigen Orten, wie Jerez, Malaga, üblich ist, daß Arme in Ermangelung von Armenhäusern bestimmten Reichen zugewiesen werden, so ist das nicht allzu auffallend, vor Allem nicht erst jetzt eingerichtet. Da in Spanien überhaupt der Vermögensunterschied nicht so groß wie anderwärts ist; da Hoch und Niedrig, Reich und Arm viel freundschaftlicher verkehren und das Menschenmählen anderer Länder mit den widerwärtigen sozialen Klassifizierungen Dank dem demokratischen Geiste der Spanier hier kaum bekannt ist; da der Tagelohn ziemlich hoch, die Arbeit nicht so drückend ist, um in dem Arbeiter ein bitteres Gefühl gegen den Reicherem aufkommen zu lassen; da das Proletariat, außer in größeren Städten, kaum vorhanden ist; da endlich der Spanier sehr genügsam und mäßig ist und nicht viel nach Reichtum fragt, wenn er sein Auskommen, seinen Eiel und seinen Himmel hat: so ist auch hier von kommunistischen Tendenzen nicht viel zu befürchten; wäre es der Fall, so würde es sich in der Revolutionszeit gezeigt haben, in der, außer der erwähnten Restitution von geklohltem Gemeindegut, nichts an Erfreien vorgefallen ist.

Wie die Corteswahlen ausfallen werden, ist noch schwer zu sagen. Ein Vorkampf waren neulich die Wahlen zu den *Municipalidades*, in welchen die Republikaner vielfach unterlegen sind, aber gerade in einigen hervorragenden Orten, wie Gabis, Barcelona, gesiegt haben. Freilich haben sie sich aus Mithumth und Opposition gegen die provisorische Regierung an manchen Orten der Wahlen ganz enthalten, ohne dies für die Corteswahlen zu beabsichtigen. Zum Vortheile der republikanischen Partei hat die monarchische bis heute ihre Unentschlossenheit hinsichtlich

eines Kandidaten fortgesetzt; bei der Menge derselben ist eben keine Einigkeit zu erzielen. Jetzt, vor den Wahlen endlich steht ein Theil die Nothwendigkeit ein, bestimmter zu treten. Wenn nun aber die Reihe der Kandidaten die Reihe pössigt, so muß ein „Ist gerichtet“ nach dem andern ertönen. Abgesehen davon, daß man sich vielfach gegen jeden auswärtigen Fürsten erklärt hat, so sind alle etwa aufgestellten viel zu unbeliebt, um Aussicht zu haben. Die Bourbonen, der Herzog von Montpensier, der italienische Prinz, der alte König von Portugal: ein Theil hat einige Zeitungen für sich; dazu sagt man gewissen hochgestellten Personen nach, sie bemühen sich um den Einen oder den Andern; aber Popularität, worauf jetzt Alles ankommt, besitzt Keiner von ihnen. Weit bedeutamer ist Gepartero's Kandidatur für die mehr und mehr Rundgelungenen Statthuden. Ich glaube in der That, daß dies die glücklichste Lösung wäre. Gepartero ist durch seine Popularität, seine ruhmreiche Vergangenheit, seine politische Erfahrung wohl geeignet, der Republik Spaniens den ersten Präsidenten zu geben; in Hinsicht seines Alters ist zu betonen, daß er doch nicht ohne die Häupter der Liberalen regieren würde und noch nicht so schwach ist, um das Verzeihen einzelner Intriganten zu werden; unter ihm kann die Republik sich konsolidiren und Bestand gewinnen; sein Charakter giebt jedenfalls die Garantie für ein ehrliches liberales Regiment. Auch ist er nach den Antworten, welche er auf viele an ihn gerichtete Adressen gegeben hat, bereit, dem Rufe des Landes zu folgen. Was dabei aber das Wichtigste ist, ist dies, daß sein Wahl allein noch die Progressisten mit den Republikanern vereinigen zu können scheint. Die Ersteren haben sich in Madrid jetzt bereit erklärt, gemeinsam mit den Letzteren Deputirte zu wählen, welche für den ihnen angedrängten Gepartero als Präsidenten stimmen wollen. Die sämmtlichen Behörden Central's haben neulich bei einem Festmahle dem Gepartero einen Gruß gegeben lassen mit der Bitte, sei es als Präsident, sei es als König, jedenfalls als Jefe del Estado, wieder Spaniens Leitung zu übernehmen. Und von einer Menge anderer sehr ehrenvoller Huldigungen an den großen duque de la Victoria, beider als Jarageja und dem übrigen Catalonien, könnte ich berichten. Die Republikaner ihrerseits haben dagegen nichts einzuwenden und sich auch vielfach dafür erklärt, während die Wahl eines Andern zum König mit Sicherheit einen Aufstand derselben herbeiführen würde. Denn dieselben sind entschlossen, Alles daran zu setzen, um ihren Plänen den Sieg zu verschaffen; und ziemlich sicher würden sie dann mit den Waffen glücklicher sein, als in den Wahlen. Die Gegenpartei hat zwar das Heer; immer ist dies nicht sicher genug, auch für einen Gesamtstaat der Republikaner zu schwach. Auf die Partei selbst ist nicht zu rechnen; denn sie zählt viele indifferente, schwache und unthätige Mitglieder: dagegen sind die Republikaner von einem Enthusiasmus, Muth und Vertrauen auf ihre Sache erfüllt, die für ihren Erfolg viel versprechen.

Ueber die provisorische Regierung hört man viele Klagen und so wenig ich sie angreifen will, da sie in der That ein schwieriges Amt hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie in vielen Dingen auf dem Wege des Fortschrittes zu langsam vorgeht; insbesondere wird nichts gethan, um die Schaaeren von Beamten einzuschränken; mit Hast versorgt man sich und sein Freunde mit Aemtern; ja viele aus früherer Zeit überbürdeten Leute finden von Neuem Anstellung. Besonders im Heere mit Alles gethan, um durch Beförderungen die Stimmung zu erhalten, wie ja gleich nach Vollendung der Revolution sämmtliche Offiziere um einen Grad erhöht wurden. Die Hauptfach

haben ist, daß eben jede Regierung ihre Opposition hat, welche aus jeher noch in's Größere erhebt, um die eigene Tüchtigkeit um so mehr hervorzuheben. Wenigstens kann man mit der Forderung der Regierung den andern Parteien gegenüber, mit ihrer Beobachtung der Forderungen der Revolution und dem Bemühen, entsprechende Gesetze zu erlassen, zufrieden sein. Sehr gut wäre es sicher gewesen, wenn sie die Wahlen zum Constituenten nicht so lange hinauszog und bald eine definitive Regierung Platz gemacht hätte.

Sei Ihnen hier vor einer sehr ungewissen Zukunft; sie war mit viel Verwirrung und Schreden; hoffen wir auf endlich glückliche Lösung nach der langen Nacht!

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht verstrengen,

Nach läßt der Sonnenaufgang sich verstrengen

Mit Purpurmänteln oder schwarzen Kutten.

Paul Herker.

Des Scheitern der spanischen Revolution von 1820.*

Der zweite, jüngst erschienene Halbband des zweiten Theils von Hermann Baumgarten's trefflicher Geschichte Spaniens behandelte den Sieg und das Scheitern der von Riego in Andalusien begonnenen Erhebung, die fünf Jahre Europa von sich aus machte, die Hoffnungen des Liberalismus zu den kühnsten Erwartungen emportrug, um dann niederknicken wie ermatte mit der eigenen Anstrengung und der Invasion des französischen Heeres sich widerstandlos zu erliegen! Wen der Sinn zu historischen Betrachtungen, zur geistlichen Auffassung der Parteiverhältnisse hinführt, der findet auf den bunten und bunten Blättern der spanischen Annalen einen reichen Schatz an Lehren. Viele Momente der Umwälzung von 1820 erinnern genau an die Vorgänge von 1688; auch der damalige Zustand hat bald nach dem Siege des Liberalismus ein Blutbad von Cadix gehabt (Ende 1819), ein ebenso unvermuthetes, als gleichfalls von der Abneigung der Armee gegen die conträrevolutionäre Bürgermilitz hervorgerufen war: nur die Ränke in den vulkanischen Ausbrüchen der politischen Leidenschaften des Spaniers, die Sache bleibt immer dieselbe; ja die Stätte des Bürgerkrieges scheint über ein halbes Jahrhundert hinweg zur Wüsthaltung des gleichen Parteihasses vorherbestimmt zu sein! Der Boden wankt überall. Nirgends erblickt man keine Gesichtspunkte, einen freien politischen Horizont, eine Weltanschauung, die das Gesamtwohl des Volkes und Staates als einheitlich verfolgte Parteizwecke stellt! Spaniens blutige Erde hat die Aue geliefert für alle politischen Schlagzeilen. Namen und Farben der ganzen Scala des Parteiwesens (Europa, Liberale und Eerile, Conserervative und Progressiv, Moderados und Exaltados hat Spanien vorbildlich für den zeitlichen Bedarf Europas gefertigt, und mit allen diesen unheimlichen Namen und Worten ist es kaum einen Schritt weiter gekommen auf der Bahn geistlicher Freiheit und erfrischender Staatsentwicklung —

Worte, nichts als Worte!

Herr Baumgarten, der nicht die geringste Sympathie mit dem schwärmigen Treiben der Bourbonischen Reaction empfindet, hat die unglückliche Wirthschaft der Jahre 1814 — 1820, die

Schwäche, die Grausamkeit, die Hinterlist und Erbärmlichkeit Ferdinand's VII. in heller Beleuchtung vorgeführt, hat, hält auch mit dem Bilde der unglaublichen Fehler und Verfündigungen des spanischen Liberalismus nicht zurück. Die Herrschaft der Clubs, welche jede geordnete Regierung unmöglich macht, die Zügellosigkeit der radikalen Demonstrationen, welche der servilen Partei bald zur Hölle, bald zur abgetheilten Unterstützung dienten, die Zerfahrenheit der Cortes-Fractionen, denen jedeswegs Einheitsband mit dem wirthlichen Volksleben gebrach, die Ausschreitungen der Tagespresse, welche von der Schwere der Staatskrise gar keine Abnung besaß: alle diese Momente einer unglücklichen Verwickelung werden vom Autor gebührend gewürdigt und empfangen ihren richtigen Platz in dem Gemälde des politischen Schiffbruchs von 1820 — 1825.

Was den spanischen Liberalen jener Zeit am meisten zum Vorwurf gereicht und am bittersten sich an ihnen gerächt hat, war ihre Unbekanntschaft mit den gegebenen Zuständen des Landes, zu deren Verbesserung sie eben berufen waren. In ihrer Phantasie war die Armee eine Stütze des Despotismus, während gerade von der Armee jeder liberale Umkehrung ausgegangen war, und vielmehr die Provinzialmilitzen, denen sie sich günstig erwiesen, als die wahren Bruthäuten der servilen Reaction betrachtet werden mußten; den Adel bezugslos und verlehrt hat, obgleich seine Minderheit, etwa wie in Neapel, eifrig dem Liberalismus huldigte; um den Bürgerland kümmerten sie sich wenig, obgleich er die reale Basis ihrer Partei; höchstens mit centralisirenden, die Selbstverwaltung erdrückenden Gesetzen beglückte sie ihn; den Bauernstand behandelten sie, als wenn sie französische und nicht spanische, d. h. sehr reactionär gesinnte Bauern vor sich hätten. Mit der Geistlichkeit machten sie gar nicht einmal den Versuch, sie für sich zu gewinnen, sondern verfahren einfach konfiskatorisch, und das in einer Manier, als wenn den Mönchsorden durch die Eingebung der Klostergüter ein besonderer Geseß gebehe, wobei überdies allerlei Klauseln und Ausnahmen die Tragweite des Klostergesetzes empfindlich abschwächten. Für die Tilgung der Staatsschuld, die Eröffnung neuer Einnahmequellen, Minderung des Abgabendruckes geschah gar nichts irgend Erhebliches, wogegen für die Verwirrung aller Verwaltungszweige, die Zerrüttung des Beamtenthums und die Untergrabung der militärischen Disciplin, indem z. B. den einzelnen Truppendisziplin die Prüfung der Verfassungsmäßigkeit von Regierungsmassregeln gestattet ward (unglaublich, aber buchstäblich wahr!), allerdings das Menschenmögliche geleistet wurde. Und diese Thorheiten beging man einem Könige gegenüber, der unablässig mit der Herstellung des Absolutismus beschäftigt war und kein Bündniß mit den radikalsten Exaltados verschmähte, um nur die konstitutionelle Partei zum Falle zu bringen!

Andererseits bemühte sich der liberale Minister San Miguel, Spanien mit allen auswärtigen Mächten zu überwerfen. Ein ungeschickter Diplomat hat selten das Ruhr geführt. Die Feindschaft gegen die drei reactionären Osmanniden war selbstverständlich und konnte durch das einmal angenommene Osmannien allenfalls entschuldigt werden; daß man aber das constitutionelle Frankreich, den seinen Politiker Ludwig XVIII. und vollends gar, um kleinlicher Privathandel willen, das parlamentarische England in Harnisch brachte, war ein Annehmen wider alle Vernunft und Lebensflucht, das den jähen Sturz des liberalen Systems unweigerlich nach sich zog. Als schon in Frankreich ein Heer gegen Spanien marschbereit war, brach San Miguel noch zu guter Letzt einen diplomatischen Konflikt mit dem Papste

* Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis zur ersten Lage, von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil, zweiter Halbband. Leipzig, Verlag von S. Fintel, 1868. S. 289 — 618.

vom Zaun, was bald darauf, Dank der Bearbeitung des Volkstums durch den um so wüthenderen Klerus, den einrückenden Franzosen, die der Herzog von Angoulême befehligte, ihre Bahn auf das Erwünschteste ebenen half. Nach der prahlerischen Herausforderung von ganz Europa die schwächste Nieder geschlagenheit, Flucht und Verzeßung. Das war das Ende des spanischen Liberalismus der Restaurationsepöche.

Trautwein von Belle.

Italian.

Pasquale Villari's Geschichte Saronarola's und seiner Zeit.*)

Am Schluß einer absterbenden Culturpöche und an der Schwelle einer neu beginnenden steht die in mehr als Einem Sinne wunderbare Gestalt Saronarola's, des fñhnen florentinischen Mñches, den der Schöpfer des Lutherdenkmals in Rom an die Seite des großen Reformators gestellt und der es wagte, mit kräftiger Hand an dem morisch gewordenen päpstlichen Throne zu rütteln, so daß er in seinen innersten Fugen erbebt, der aber so wenig von seiner Zeit getragen und verstanden wurde, daß mit seinem Märtyrertode auch sein Werk wieder zu Grunde ging.

Von dem düstern Hintergrunde einer namenlos verderbten Zeit hebt sich die reine Gestalt des begeisterten Mñches um so leuchtender ab. Boccaccio (wenn wir nicht irren) ist es, der die Geschichte jenes Juden erzählt, der, aus Zureden eines hohen Gñnners nach Rom gekommen, um sich taufen zu lassen, dort mit Entsetzen die tiefe sittliche Verfalltheit der hohen wie der niederen Geistlichkeit wahrnahm. Nachdem er Alles eine Weile in der Nähe angeschaut, erschien er dennoch eines Tages bei einem Priester mit der Bitte, ihn zu taufen; denn, sagte er, das sei ihm nun klar geworden: eine Religion, deren Diener sich solche Greuel zu schulden kommen ließen und die trotzdem so viele hundert Jahre sich erhalten habe und stets weiter verbreite, müsse in ihrem tiefsten Kerne die eigentliche Wahrheit enthalten, denn sonst hätte sie schon längst zu Grunde gerichtet sein müssen!

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nun, als Saronarola in Florenz im Kloster San Marco lebte und wirkte, hatte das Verderben seinen höchsten Gipfel erreicht. Alexander VI. saß auf dem päpstlichen Stuhle, jener Borgia, der in seiner Person alle Nichtenwürdigkeit wie alle Schamlosigkeit seiner ganzen berühmtesten Familie zu vereinigen schien. Häßlicher die gemeinere Naturen sich bereitwillig allen Genüssen und Ueberschreitungen hingaben, die erlaubt schienen, da das Haupt der Christenheit mit solchem Beispiele voranging, bemächtigte sich der ersöhren Gemüther eine um so tiefere Traurigkeit, ein dumpfer Schmerz, der seinen rechten Ausdruck zu finden wußte. Da brach plötzlich aus der Brust Saronarola's wie mit Flammenströmen hervor, was in den Seelen der Andern dunkel gerubt hatte: die ganze tiefe sittliche Entrüstung über den schmachvollen Verfall der Kirche, der glühende Wunsch einer Erneuerung derselben aus Haupt und Gliedern. Wunderartig waren die Wirkungen seiner begeisterten Reden. Das Volk von Florenz schien

zu neuem Leben zu erwachen, es änderte wie mit einem Schlag seine Sitten und Gebräuche, dann seine ganze Verfassung, in Saronarola, nachdem die Medic glücklich vertrieben, zu einer demokratischen oder eigentlich theokratischen Republik umgestaltet, deren Grundzüge er allein entwarf. Wieviel! im ganz Laufe der Geschichte wird man vergebens nach einem zweiten Beispiel suchen, wo ein einzelner Mann ohne jede militärische oder andere Macht rein durch das Gewicht seiner Person in seines reinen Willens so gründlich und so schnell die Welt wie die Bestimmungen eines ganzen Volkes umgestaltet hat. In diesen Einfluß einermahnen erklärt, ist der damals allgemeine herrschende Glaube an seine prophetische Kraft, ein Glauben der selber zuletzt zu theilen begann — der einzige tri Schimmer auf dem sonst so hell leuchtenden Bilde. Wie dazu gekommen, ist jedoch leicht zu begreifen. Seine ganze Seele hatte sich, vom Irdischen losgelöst, so ganz in das Gesehnlche Verlangen konzentriert. Die Kirche von innen aus reinigt zu sehen, seine Seele lobete so ganz in dieser Sehnsucht auf, daß etwas wie Begeisterung und Eiferkraft über ihn kam, wenn er davon redete in die Zukunft blickte. Einige Ereignisse schienen seine Vorhersagungen in merkwürdiger Weise zu bestätigen. Anderes wurde in diesem Sinne umgedeutet, und hinzugefügt, und das genügte der wunderfüchtigen Zeit, in der er lebte, ihn als Propheten zu betrachten. Auch seine Glauben fest daran, nur daß sie die Quelle seiner Macht, Teufel zuschrieben und darauf nun ihre Verfolgungen gründeten. Durch Torturen der grauamsten Art wurde er zu Geständnissen gezwungen, die er widerriß, sobald er zur Vernunft kam. Allen des Prozesses, obgleich riesig verplümmt und geüß, ist jetzt erst zur Einsicht Villari's gelangten, lassen keinen Zweifel über die Art des Verfahrens, das man mit ihm anstellte, über die unglaubliche Grausamkeit und Verstehe, mit der zu Werke ging, wie andererseits die reine Seele, die Schwärmer und noch im Tode Bewunderung abnötigt. 23. Mai 1498 wurde er mit noch zwei andern Mñchen auf Marktplatz zu Florenz öffentlich verbrannt. Seine Asche zu schwach, die Verstreudung des Urtheils zu verhindern, wurde nach seinem Tode eine kleine Gemeinde, die sein Andenken das eines Heiligen ehrte. — Wer dachte nicht bei diesem für eine Idee an Goethe's Worte:

„Die Welken, die was davon erkannt,

Die tödtet genug ihr selbst Herz nicht wahrten,

Dem Fiehl ihr Geßtil, ihr Schauen offenbarten,

Hat man von se getraugt und verbrannt.“

Man hat Saronarola häufig für einen Vorläufer Luther und der Reformator gehalten; Luther selbst, der einige Jahre vor ihm herausgab, hielt ihn sehr hoch. „Aberdings“, so ein neuerer Christlicher über ihn, „erfundete er, die bedürfte einer Reformation und wurde durch schwere Zucht gereinigt werden; er sprach gegen Papstthum und Kirchfassung, aber er wollte eben nur die Verfassung, die, und äußere Ordnung verbessern, nicht die Lehre, und so er durch das Studium der Kirchenväter und der ihm übertheuren heiligen Schrift zu einer reinen Einsicht in das des Christenthums geführt war, so trat er doch dem Aberglauben und den Dogmen der römischen Kirche niemals entgegen,“ kam, daß er nicht bloß durch die Macht der Predigt, als auch Prophet durch Beisagung wirken, endlich, daß er nicht die Kirche, sondern auch den Staat reformiren wollte, so Luther, ebenso fern von politischer wie von religiöser

*) Nach neuen Quellen dargestellt. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Italienischen überlegt von Moriz Verduf. Leipzig, R. A. Brockhaus, 1868.

nen, nicht zum Ueberflus gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit machte."

Das unten angezeigte Werk Villari's, von kompetenter Seite als das beste Geschichtswerk bezeichnet, das Italien seit dem letzten dieses Jahrhunderts hervorgebracht, ist sehr geeignet, den bisher herrschenden Irrthum über Saronarola's Bedeutung als Reformator aufzuklären. Eifrige Forschungen in verschiedenen Privat- und öffentlichen Bibliotheken Italiens haben dem Verfasser eine Menge bis dahin unbekannten Materials erschlossen; auch fand er bei genauerer Prüfung, daß die frühesten Biographen die vorhandenen Quellen durchaus nicht genutzten genug benutzt hatten, indem sie häufig auf Autoritäten im Dinge für erwiesen angenommen, die in den Dokumenten gar nicht enthalten waren. „Der Grundzug“, sagt Villari in der Vorrede, „welchen ich bis an's Ende befolgte, war, alle meine Arbeiten zu prüfen, aber keine andere Autorität gelten zu lassen, als die der gleichzeitigen Schriftsteller, der Werke Saronarola's und der Original-Dokumente, und alle diese Schriften selbst zu lesen und zu vergleichen, da ich die Unmöglichkeit fremder Citate zu oft erprobt hatte.“

Das ungemein reiche Material, das dem Verfasser zu Werke gehandelt, hat er mit außerordentlicher Klarheit und Übersichtlichkeit geordnet, und seiner Darstellung eine sehr prägnante, an vielen Stellen wahrhaft dramatische Lebendigkeit zu verleihen gewußt. Seine Schilderungen bieten auch ein großes kulturhistorisches Interesse dar. Als Beleg möge hier eine Stelle aus dem dritten Kapitel des ersten Bandes über den Einzug Karl's VIII. (von Frankreich) in Florenz:

„Die Medici waren eben erst fortgejagt, die alte Regierung aufgehoben und die neue noch nicht eingelegt, und dabei sollte der König einziehen, ohne Bedingungen und an der Spitze eines mächtigen Heeres, welches bereits mit italienischem Blute besetzt war: in der That Gründe genug zu ernsther Besorgnis. Aber zum Glück befanden sich unter den Bürgern Männer von Muth und fester Entschlossenheit, die der Signoria mit ihrem Rath zur Seite standen. Da war besonders Piero Capponi, der in diesen Tagen gleichsam der Arm der Republik wurde, wie Saronarola ihre Seele und ihr Herz war. Der Eine predigte stilles Verstehen, Frieden und Einigkeit; der Andere war überall, wo Rath und Hilfe bedurfte, und sorgte für Waffen und Soldaten. Die Häuser wurden mit Kriegsmunition aller Art versehen, und Bretter und Balken zu Barricaden in Bereit-schaft gesetzt. Die Klöster und die Höfe lagen voll Soldaten, und, wie es hieß, auf 6000 Mann belagert und schlachtfertig, um auf das erste Zeichen der Sturmglocke zur Vertheidigung der Republik hervorzuwachen.“

In Abtheilungen von je fünfzehn oder sechzehn Mann zogen theilweise einige Franzosen in die Stadt und gingen mit ihrer athenischen und fecken Miene, unbewaffnet und mit Gips in der Hand, die Häuser für die Einquartierung zu bezeichnen. Sie trugen große Verachtung und Gleichgültigkeit zur Schau, und aber doch ihre Verwunderung beim Anblick dieser Menge an verfallenen Gebäuden nicht verbergen und blieben an jeder Straßenecke stehen, staunend über die neue Perspektive, die sich in ihren Blicken aufthut. Was aber am meisten ihre Aufmerksamkeit erregte, das waren jene ersten Paläste, die wie unerschütterbare Festungen ausliefen, und die Thürme, welche noch die Spuren wilder blutiger Bürgerkriege an sich trugen. Inzwischen ereignete sich am 15. November (1494) vor ihren Augen ein Schauspiel, das ganz geeignet war, ihnen einen nachhaltigen Eindruck einzujagen.

War es Zufall oder Absicht: es verbreitete sich plötzlich das Gerücht in der Stadt, Piero von Medici sei vor den Thoren. Sofort fing die Sturmglocke an zu läuten, die Straßen füllten sich mit wildem Volk, bewaffnete Männer schienen aus der Erde zu wachsen, und alle liefen nach der Piazza. Die Paläste schlossen sich, die Thürme wurden besetzt, man machte Anstalten zu Verschanzungen in den Straßen, und die Franzosen sahen hier zum erstenmal eine Probe von Barricaden. — Das Gerücht erwies sich zwar bald als falsch und der Tumult legte sich ebenso schnell, wie er entstanden war. — „Zugewinnen hatte man den Palast der Medici“ zur Aufnahme des Königs glänzend hergerichtet. Die Straßen, durch welche der Zug kommen mußte, waren mit Tüchern überspannt und mit Teppichen und gewirkten Tapeten geschmückt.“ Um 2 Uhr Nachmittags geschah der feierliche Einzug. „Die Erscheinung des Königs bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem martialischen Aussehen des zahlreichen und kräftigen Heeres, an dessen Spitze er einherzog. Er war mäßiggestaltet und hatte einen dünnen, großen Kopf, mit langer Nase und breitem Munde bei sehr kleinem Körper, außerordentlich schwächlichen Beinen und unformlichen Füßen. Dazu trug er einen Anzug von schwarzem Sammt und einen goldgestickten Mantel und ritt auf einem hohen Schlosstross in kriegerischer Haltung, eine Lanze auf den Schenkel gestemmt, was damals für das Zeichen der Eroberung galt. Alles dies trug nur dazu bei, die Armlosigkeit seiner Person noch mehr in die Augen springen zu lassen.“

Schon dieses kurze Bruchstück wird zeigen, daß die Uebersetzung des Herrn Verduschel, jetzt Lehrer der deutschen und englischen Sprache am Gymnasiallehrer-Seminar zu Pifa, das höchste Lob verdient. So ist dies Werk in jeder Hinsicht eine Bereicherung unserer Literatur zu nennen, und wird in der schönen Ausstattung, die die Brockhaus'sche Firma ihr gegeben, sicher bald eine Zierde so mancher deutschen Bibliotheken bilden.

M. St.

England.

Die fünfte Jahresversammlung der Female Medical Society.

Am 28. Okt. v. J. fand in London die fünfte Jahresversammlung der Female Medical Society statt. Es hatte sich ein zahlreiches und hochachtbares Publikum eingefunden, unter welchem man neben vielen Damen, Freundinnen und Gönnerinnen der Anstalt, wie gegenwärtigen und ehemaligen Schülerinnen derselben, auch wohlbekannte und geschätzte Aerzte, Geistliche und andere Männer der Wissenschaft bemerkte.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß in den medizinischen Korporationen Englands noch mannigfache mittelalterliche Vorurtheile aufrecht erhalten werden und daß damit denselben einzig die Gesellschaft der Apotheker nicht die Macht hat, Frauen, welche ein vorgeschriebenes Studium der Medizin absolviert haben, zurückzuweisen, sobald dieselben verlangen, von ihr examinirt zu werden. In Folge dieses Umstandes hatten wirklich einige Frauen bei der Gesellschaft der Apotheker ihr Examen gemacht und die Erlaubniß zur Praxis erhalten. Eine derartige Erneuerung war aber den gelehrten — oder auch nicht gelehrten — Herren keineswegs angenehm;

sie stecken die Köpfe zusammen, berieten, wie dem Eindringen der Frauen in ihre Rechte und Privilegien energisch gewehrt werden könne, und glaubten endlich ein Mittel ausfindig gemacht zu haben, durch welches jeglichem Gelfüße dazu ein für alle Mal ein Kiesel vorgehoben werde. Dieses Mittel bestand darin, daß sie eine neue Bestimmung aufstellten, nach welcher Frauen, welche bei ihnen examinirt sein wollten, nicht allein das bisherige Studium, sondern auch Anatomie, Geburtshilfe und gerichtliche Medizin, und zwar in denselben Klassen mit den jungen Studenten, getrieben haben müßten.

Man hatte sich jedoch verrechnet. Die Frauen oder wenigstens Einige von ihnen ließen sich durch diese Anforderungen nicht abschrecken und behaupteten sogar, ihre Anwesenheit werde einen voretheilenden Einfluß auf die jungen Männer ausüben; zu einem Versuche, in wie weit diese Hoffnung sich verwirklichte, kam es indeß nicht, denn die Studenten weigerten sich entschließen, diese Zweige ihrer Wissenschaft in Gemeinschaft mit Frauen zu studiren und ebenso die von ihnen geforderten praktischen Uebungen im Hospital gleichzeitig mit weiblichen Kolleginnen zu machen. Trotz alledem trat zwar im Jahre 1865 eine Dame in die St. Bartholomäi-Schule, mußte jedoch bald wieder ausgescheiden, und ein zweiter, in der medizinischen Schule zu Bristol gemachter Versuch lief nicht günstiger aus.

Zu Verlaufe des vorigen Jahres hat die Gesellschaft der Apotheker, namentlich durch den Einfluß eines ihrer hervorragenden Mitglieder, des Dr. Buchanan, den vorerwähnten Beschluß zurückgenommen und Frauen unter den früheren Bedingungen wieder zur Prüfung zugelassen. Mrs. Dorne, eine Schülerin des College der Female Medical Society, machte von ihr dadurch gebotenen Gelegenheit sofort Gebrauch, und ihre Arbeiten erlangten, obgleich sie das Examen zusammen mit 37 jungen Männern machte, eine der sechs ersten Censuren.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns zu den Aufgaben der Female Medical Society, wie dieselben auch in dieser Jahresversammlung kurz recapitulirt wurden. Es handelt sich zunächst und vor allen Dingen um die Ausbildung für die Geburtshilfe, wie für Behandlung von Frauen- und Kinderkrankheiten, und man ist durchaus gegen das von anderer Seite vorgeschlagene gemeinschaftliche Studium beider Geschlechter. Das zur Erreichung dieses Zweckes 4 Fitzroy Square eingerichtete College bedarf jetzt allerdings noch des Aufschusses der Gesellschaft, verspricht aber nach vollständiger Organisation und bei der immer reger werdenden Theilnahme sich selbst zu erhalten. Dasselbe ward bereits von 69 Studentinnen besucht, von denen schon mehrere mit sehr gutem Erfolge als Geburtshelferinnen praktiziren.

Die Gesellschaft beabsichtigt, ein ganz neues Geschlecht von Geburtshelferinnen zu erziehen, welche, indem sie auf gleicher Stufe mit dem Arzte stehen und demzufolge ebenso gut wie dieser alle in das Gebiet der Geburtshilfe fallende Krankheiten der Frauen und neugeborenen Kinder zu behandeln wissen, doch nicht wie der Arzt auch in allen andern Krankheitsfällen zu Rathe gezogen werden. Die Gesellschaft und ganz besonders Dr. Edmunds, eines der thätigsten Mitglieder derselben und Lehrer am College, hofft durch diese Einrichtung, sobald sie erst zur herrschenden geworden, die Sterblichkeit unter den Kinderbetterinnen und neugeborenen Kindern bedeutend zu vermindern. Den für Anheftung sehr empfänglichen Beobachtern wird nämlich nach Dr. Edmunds' Beobachtungen der Giftstoff sehr häufig durch den Arzt zugetragen, der von dem Bett eines Gießerkranken an das ihre tritt. Neben dieser gewiß nicht zu

unterlassenden Wohlthat gewährt aber die Medical Society der Menschheit und ganz besonders der Frauenwelt noch zwei andere ebenso große, wo nicht noch größere Vortheile: Sie macht es den Frauen möglich, sobald in der schweren Stunde, wo sich ein neues Leben aus ihrem Schooße emporringt, wie bei andern Krankheiten, wo sie sich nur mit äußerster Selbstüberwindung den Händen eines Arztes anvertrauen, den geschickten, zuverlässigen Beistand bei ihrem eigenen Geschlechte zu suchen und sehr ferner eine Anzahl gebildeter, intelligenter Frauen in den Stand, sich einen Wirkungskreis zu schaffen, durch den sie Anderen reichen Nutzen bringen und sich selbst eine begabte Erziehung gründen.

Außer diesen mehr allgemein gehaltenen Mittheilungen hielt Dr. George Ross, Lehrer am College, noch einen sehr interessanten Vortrag, welcher gleichsam den Schwerpunkt der diesjährigen Versammlung bildete. Er begann mit der Erklärung, daß er ganz in derselben Weise sprechen werde, als ob er eine klaffe männlicher Studenten vor sich habe, denn er erkenne keine Ueberlegenheit des einen Geschlechtes über das andere an. Hierauf ging er auf die große Wichtigkeit der Arzneiwissenschaft über, die er der erhabensten, allumfassendsten aller menschlichen Wissenschaften nannte, zu deren Verfolgung die bedeutendsten geistigen Fähigkeiten erforderlich wären. Obgleich es indeß nur eine Arzneiwissenschaft, so seien die Zweige derselben doch sehr mannigfach und es lasse sich recht wohl rechtfertigen, daß ihr Jünger sich einem speziellen Fache mit besonderem Eifer zuwenden. Die Einrichtung eines College für das Studium der Geburtshilfe sei deshalb sehr zeitgemäß.

Nach dieser Einleitung ging der Redner näher auf den speziellen Zweck des Instituts ein und knüpfte daran die Bemerkung, daß die Geburtshilfe in ganz Europa ausschließlich von Frauen geübt ward bis zu der Periode, wo die Trennung der Künste und Wissenschaften von der Religion eintrat. Damals traten die Chirurgus zu einer Korporation zusammen, wählten in dem ersten Bewußtsein, sich in ihrem Wissen zu vervollkommen, ihre Aufmerksamkeit auch der Geburtshilfe zu und sahen nach und nach die Hülle, wo ein mehr als gewöhnlicher Beistand geleistet werden mußte, als ihr Privilegium an; in allen normalen Fällen war und blieb die Geburtshilfe jedoch noch lange Zeit ausschließliche Sache der Frauen und die Einrichtung, daß überall und ohne Ausnahme der Arzt als Geburtshelfer herbeigerufen werde, sei sehr jungen Datums. Diejenigen, welche gegen das Studium und die gewerbliche Ausübung der Frauen das durch das Alter gebilligte Herkommen geltend machten, könnten dieses Argument in Bezug auf die von Frauen zu leistende Geburtshilfe nicht aufrecht erhalten. Aber auch andere sich dagegen erhebende Bedenken, daß Frauen für die Ausübung dieses Berufes zu zaghaft wären und auch nicht die nöthige physische Kraft für schwerere Operationen besäßen, mußte der Redner aus dem Schatze seiner Erfahrungen zu widerlegen, wobei er darauf hinwies, daß eine wissenschaftlich gebildete Frau in Fällen, wo sie ihre Unzulänglichkeit fühle, gewiß schneller bereit sein würde, sich männlichen Beistand herbeizuholen, als die unweisenden, ungebildeten Personen, die man ja in kleinen Dörfern und Weibern das Amt der Geburtshelferinnen versehen lasse.

Endlich führte der Vortragende noch eine Reihe von Frauen aus allen Ländern und Jahrhunderten an, die in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft Bedeutendes geleistet, ja von denen Einige sogar epochemachend gewesen sind, und schloß mit den Worten: „Wir hoffen, daß bei uns, wo eine Königin auf

den Thron sitzt, die Regierung nicht antreten werde, das Werk der Female Medical Society zu kräftigen und zu consolidiren, indem sie dem College die königliche Bestätigung verleiht, wofür demnach Schritte gethan werden sollen, so daß die Frauen auch diesem Feld der weiblicher Thätigkeit nicht länger des geschützten Schutzes und Bestandes entbehren."

Kleine literarische Revue.

— Ein neues deutsches Gesetz über das Verlags- und Urheberrecht. Kürzlich ist mit seinen Motiven der Entwurf eines Gesetzes für den Norddeutschen Bund, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Kunst" i. c., im Druck erschienen, ein Entwurf, der, auf den Grundlagen des in Deutschland mustergebend gewesenen, preussischen Gesetzes vom 11. Juni 1837 und auf den Verbesserungsvorschlägen des Vereines der deutschen Buchhändler vom J. 1857 ruhend, der kulturmomentliche Bedürfnis erfüllt, einerseits dem internationalen literarischen Austausch und Verkehr und andererseits den großen Fortschritten der Kunst-Industrie gegenüber, die seit dem J. 1837, besonders seit Erfindung der Photographie, gemacht worden sind. Uns liegt derjenige Abschnitt des Gesetzes vor, welcher das Urheberrecht an Druckschriften, wie Manuscripten und Vorträgen und den Nachdruck (§ 1-38) die allgemeinen Bestimmungen (§ 69-78) und die Eintragsgesetze des Norddeutschen Bundes betrifft, wozu Bestimmungen wir überall den sittlichen Geist deutscher, nationaler Gemeinsamkeit und kulturgeschichtlicher Achtung des Geistes wiedererkennen, einen Geist, der auch bei den heimischen Verfassern des Gesetzes vom 11. Juni 1837 gelehrt hatte, den ferner die sachkundigen deutschen Buchhändler im J. 1857 bei ihren Verbesserungsvorschlägen im Auge gehabt haben, welcher aber der in Preußen von 1849 bis 1866 herrschend gewesenen Reaction völlig abhanden gekommen war. Die Abänderung des Norddeutschen Bundes hat auch in dieser Beziehung wieder gesündere Ideen in Berlin aufkommen lassen. Wir zweifeln nicht, daß die Bestimmungen über das Urheberrecht in musikalischen Compositionen, an Werken der bildenden Kunst, an architektonischen, naturwissenschaftlichen u. Abbildungen, an photographischen Aufnahmen nach der Natur und an der öffentlichen Aufführung musikalischer und dramatischer Werke in gleicher Weise umfassend und liberal sind, wie die vorliegenden über Druckschriften, Manuscripte und Vorträge, die eben demnach der Genehmigung des Ganges durch den Reichstag, einzelne kleine Verbesserungen natürlich nicht ausbleiben, mit Zuversicht entgegen.

Demnach hat sich eine sehr gewichtige, sachkundige Stimme über den Gesetzentwurf erheben lassen. Der Verlagsbuchhändler, Herr Baron W. von Tauchnitz, hat in der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung" (sowie demnach in einem Separatdruck) Bemerkungen zu dem gedachten Entwurf veröffentlicht, worin er seine Genehmigung darüber zu erkennen giebt, daß durch ein für den gesamten Norddeutschen Bund gültiges Gesetz Einheit für ein größeres Gebiet und mit der noch reichere Wirkung für das ganze Deutschland herbeigeführt werde. Nur in Betreff der Reciprocitäts-Verbindungen, die der Entwurf dem Auslande gegenüber auf-

stellt, ist Herr v. Tauchnitz nicht einverstanden. „Die Wissenschaft", sagt er, „kennt keine Markteine; der geistige Verkehr der civilisirten Nationen unter sich ist ein so lebhafter, so inniger geworden, daß es Pflicht der Gesetzgebung ist, diesen in jeder möglichen Weise zu pflegen und den Autoren durch den ausgebreitetsten Schutz die Früchte ihrer Arbeit zu sichern und zu vergrößern. Es wäre hochherzig und weibbildend, dem Auslande ohne Ausnahme den Rechtsschutz, auch wenn die Reciprocität noch nicht nachgewiesen, zu gewähren. Ein solcher Vorgang kann nicht verfehlen, einen heilsamen moralischen Druck auf die Gesetzgebungen anderer Länder zu üben; er würde sie gebieterisch in dieselben Bahnen drängen und so eine gemeinsame Gesetzgebung herbeiführen."

Auch wir können dieser nobelen Ansicht des Verlegers der „Collection of British Authors", der in dieser Beziehung Erfahrungen wie kein anderer deutscher Buchhändler besitzt, nur beipflichten. Wir sprechen die sichere Erwartung aus, daß ein solcher Vorgang des Norddeutschen Bundes auch auf die internationalen, literarischen Grundzüge des Nordamerikanischen Bundes einen wohlthätigen Einfluß üben wird. 3. 2.

— J. J. Hoffmann's Japanische Sprachlehre. Das schon längere Zeit angekündigte, nach unserer Uebersetzung Epoche machende Werk eines gelehrten und scharfsinnigen Vandemanns*) hat nun in holländischer und englischer Sprache zu Leiden die Presse verlassen. Es ist ein vollkommen selbstständiges Werk, die Frucht vieljähriger Beschäftigung mit japanischer Literatur im weitesten Sinne, und zugleich lebendiger Beobachtung an Eingebornen jeden Standes, wodurch der Verfasser befähigt worden, die mündliche oder Lebenssprache neben dem Bucherstil gründlich abzuhandeln. Die Methode, nach welcher er alle Spracherscheinungen analytisch und synthetisch darstellt, ist in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Japanischen einfach, natürlich und dabei durchaus praktisch. Er hat diese Methode in allgemeinen Umrissen schon vor zehn Jahren bekannt gemacht, und zwar bei Gelegenheit seiner mit den werthvollsten kritischen Zugaben versehenen Ausgabe der sehr mittelmäßigen Probe einer Japanische Sprachkenntnis eines Herrn Doctor Curtius. — Dem vorliegenden Werke soll eine Syntax folgen, zu welcher die Bausteine — wie der Verfasser sagt — schon beschafft sind. Durch solche Hilfsmittel in das Studium der Sprache einge-
weicht, wird ihr Pfleger dann auch mit Nutzen das Japanisch-Niederländisch-Englische Wörterbuch gebrauchen können, dessen Herausgabe unser Vandemann vorbereitet.

Professor J. J. Hoffmann, auch des Chinesischen sehr mächtig, hat bereits manche gediegene Arbeit von größerem und geringerem Umfang herausgegeben. Wir nennen nur sein „Buddha-Pantheon von Nippon" und „Japans Beziehungen zu der Halbinsel Korea und zu China". Als Jüngling ganz anderen Zweigen des Wissens und außerdem mit Leidenschaft und Auszeichnung der Tonkunst hingegeben, ließ er sich durch die von Siebold nach Holland mitgebrachten ostasiatischen Schätze in diejenige Bahn lenken, die er bis heute mit rühmlicher und fruchtbringender Ausdauer eingehtreten hat.

Ed.

*) Professor Hoffmann, seit mehr als drei Decennien in Holland eingebürgert, ist ein geborener Würzburger.

— **Domfche's Unterricht im Freihandzeichnen.** *) Daß die Uebungen im freien Handzeichnen zu den instructivsten Bildungsmitteln der Jugend gehören, ist längst eine banale Wahrheit, und nichtsdestoweniger ist bis heute dieser wichtige Unterrichtszweig auf unseren Schulen im Ganzen meist sehr flümmertlich beachtet worden. Ein von der Wichtigkeit des Gegenstandes tief durchdrungener Künstler und in dreißigjähriger Erfahrung erprobter Lehrer, der Professor des Zeichnensunterrichts an der Akademie der Künste zu Berlin, Herr E. Domfche, hat mit dem hier vorliegenden „Wegweiser für den praktischen Unterricht im Freihandzeichnen“, der für den Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht bestimmt ist, jene Lücke ausgefüllt, indem er den Boden eines demonstrativ-rationalen Vorgehens betreten hat und vom Einfachen zum Schwierigeren und von da zum Schwierigsten den Schüler stufenweise einführt, ihn immer fest haltend, wo er straucheln könnte. Den Leitfaden selbst begleitet ein Atlas von 38 sauber lithographirten Tafeln, welche das Gerüst dieser Methode darstellen und seinen andern Zweck haben, als der freien Selbstthätigkeit des Schülers durch die Anschauung der mathematischen Grundverhältnisse zur Stäffel zu dienen. Diese soll der Schüler aus jeder beliebigen Raumgestalt selbstständig entwickeln lernen, wie schon die Brüder Dupuis in Paris es mit ihren Zeichen-Modellen bewogen hatten. Erst so wird ein wirkliches Handzeichnen möglich gemacht und dem Hauptzweck des sonstigen Schulunterrichts eine wirksame, weil höchst anregende Hilfsdisciplin geboten. L. v. B.

— **Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz.** **) Der einsichtige Sammler dieser 56 theils hochdeutschen, theils mundartlichen Stücke hat gewiß Recht mit seiner Annahme, daß schon eine bloße Sammlung und Sichtung der in verschiedenen Zeit- und Gelegenheitschriften zerstreut gedruckten, eigenartigen Schweizer Märchen für Niemand erst einer Rechtfertigung bedürft hätte. Er giebt aber darüber hinaus eine Vervollständigung des gedruckt vorgefundenen Materials, theils durch handschriftliche eigene und fremde Aufzeichnungen, theils durch unmittelbar aus dem Volksmunde erhobene Mittheilungen, und schließlich eine sorgfältige, auf Vergleichung mit den deutschen Sammlungen gegründete Wahrung der Tradition bei angemessener Gestaltung zu Haus- und Kindermärchen. Für manche interessante Varianten ist die Vergleichung angegeben, die Quelle überall gewissenhaft angegeben, für schwierigere mundartliche Ausdrücke in einem Glossar der Schlüssel hinzugefügt. Gegen ein nach Kochholz' Schweizerlagen aufgenommenes Stück: „Nr. 22, der saule Hans“, haben wir doppeltes Bedenken, einmal in Bezug auf die Eigenschaft als Märchen, die ihm schwerlich zugulprechen ist, dann, was die schweizerische Eigenart betrifft. Derselbe charakteristische Anknüpfen von dem Vurken, der „erst warm werden“ muß, bevor er sich zur Anwendung seiner überlegenen Kräfte entschließt und sich lange Unbill gefallen läßt, findet sich im Volksmunde in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg, und scheint in Niederbairern autochthon zu sein, als in Schwygerland. Für die pädagogische Berechtigung des Märchens spricht die Einleitung bereite, treffende Worte; von

diesem Gesichtspunkte aus wäre aber die Ausschließung von Stiefmutter-Geschichten wünschenswerth gewesen, um so mehr, als deshalb nur ein einziges Märchen: „Solbig Betheli und Harzebabi“ weniger in der Sammlung stehen würde. H. B.

— **„Auf dunkeln Grund.“** *) Ist der Titel einer neuen Novelle von Elise Polko; der dunkle Hintergrund ist die große französische Revolution und die heißen Gestalten, welche auf demselben mit liebevoller Hand gezeichnet werden, vier Frauen; die Renne Benigna Gattray und drei ihrer Jüglinge im Kloster von Poissy, Rose de Cognon, Victoire de Gouvernet und Louise de Noailles, die Schwägerin Lafayette's. Die Erzählung ist ganz geschickt und wird unter jungen Damen ein dankbares Publikum finden, aber die Erzählerin ist auf andern Gebieten glücklicher, und wir möchten ihr nicht raten, weiter in die Concurrency mit Frau v. Mühlbach sich hineineisen zu lassen zur Erreicherung von Fricaflers der Weltgeschichte für höhere Töchter.

— **„Fußkapsen im Sande.“** *) Dieser neue Roman von A. v. Kuer theilt viele der Vorzüge der früher von uns besprochenen kleineren Erzählung „Modernen“: die durchgehende gesunde sittliche Lebensauffassung, sowie die einfach natürliche Darstellung menschlicher Lebensbeziehungen, fern von jedem Haschen nach Effect. Wir sehen diesmal die Geschichte einer ganzen Familie, durch drei Generationen, an uns vorbeiziehen und nach manchen tragischen Konflikten in den Enkeln endlich zu befriedigendem und verhöhnendem Abschlusse gelangen. Die meisten Charaktere sind wohlangelegt und durchgeführt. Nur die eigentliche und einzige Ursache aller Konflikte, der Charakter der Frau Artfeld, deren unbesungene Starrheit ihre Kinder in Noth und Tod treibt, scheint uns in der Anlage verfehlt. Es viel Mühe sich auch die Verfasserin gegeben, ihn zu motiviren, immerhin bleibt es schwer begreiflich, daß eine Frau so gänzlich erfüllt sein kann von dem Wunsche, den Glanz ihrer Sandelsstirma möglichst strahlend zu erhalten, daß sie darüber die natürlichen Regungen des Herzens mit Füßen tritt, die Tochter zur Heirat mit einem ungeliebten Manne zwingt und den einzigen gutgearteten Sohn verstoßt, weil er sich aus unerwünschter Abneigung den Kaufmannsstand weigert, in denselben einzutreten. Ein weiblicher Charakter solcher Art erscheint nicht sowohl verwerflich, als vielmehr unwahrscheinlich. M. St.

Litterarischer Sprechsaal.

Handwerker, Gewerbetreibende, Kaufleute, Lehrer, Stadt- und Staatsbeamte und Abgeordnete, sowie deren Frauen, waren am Abende des 20. Januar in der Halle des großen Berliner Handwerkervereins zahlreich versammelt, um eine Erinnerungsfeier an den edeln, im vorigen Monat hingschiedenen Hauptbegründer dieser Institution, „Water Kette“, zu geben. Die Abgeordneten Dr. Edme, Calbe und Franz Dunder, die Herren Professor v. Holzendorff und Dr. Berthold Auer-

*) Wegweiser für den praktischen Unterricht im Freihandzeichnen v. E. Domfche. Königl. Professor. Erste Abth. Berlin, A. Randa, 1869.

**) Gesammet und herausgegeben von Otto Sutermeister. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von S. B. Rißbrod. Aarau, F. R. Sauerländer, 1869.

*) Leipzig, Darr'sche Buchhandlung, 1869.

**) Roman von Kuer. 4 Bde. Berlin, D. Sant.

das, die Handwerker, Herren Hausknecht, Bedier und Jungfrauen sprachen sich, Jeder in anderer, herztreffender Weise über Adolf Vette, den Staats- und Reichsmann, den Hüter der Stadt, den Helfer der Bedrängten und Nothleidenden und den Arbeiterfreund aus, der ganz und gar dem Gemeinwohl angehörte und dabei sein eigenes Wohl hintansetzte. Seine Rüste wurde bekränzt, und erhebende Gefänge von Mozart, Beethoven, Grill und Franz Mühe wurden von dem trefflichsten Chor des Handwerkervereins, unter Leitung seines Dirigenten Fritz, vorgetragen. Das Ganze machte auf alle Anwesenden einen tiefen nachhaltigen Eindruck. Wir theilen von den Anwesenden nachstehend die des Herrn Prof. v. Holzhendorff mit:

„Sein Vette lebend, wäre ich gleichsam von selbst auf das junge seiner Werke hingewiesen, das ihn in seinen letzten Lebensjahren lebhaft beschäftigte und in dem er mich seiner Mitarbeiter-That würdigte: die wirtschaftliche und gesellschaftliche Erziehung des weiblichen Geschlechts. Allein ich halte es für nachtheilig, gegenwärtig auf die Einzelheiten seines Wirkens und Schaffens beschreibend einzugehen. Der volle Nachdruck ist zu legen auf die Alles umfassende Einheit und Harmonie seines Lebens. Sein Herz war so weit, daß er alle Interessen der verschiedenen Volksschichten umschließen konnte. So gehörte er auch allen: dem Landmanne, der den Pflug treibt, dem einzelnen Hirten auf der Weide, dem nach Bildung ringenden Arbeiter, dem emporstrebenden Handwerker, den urtheilenden Vertriebenen, den Versammelungen, welche parlamentarisch das Wohl des Landes wahren. In der Vette-Feier erscheint somit ganz der Berliner Handwerkerverein als der Repräsentant einer künftigen Nation! — Was ich über Vette sagen will, ist wenig: Er war ein freier Mann — frei von Furcht und Beugbarkeit gegenüber der Macht und dem Vorurtheil, frei von dem Tadel doktrinärer Formeln, die eine herrschaftliche Theorie über neuen Gedanken abschredend entgegenhält. So treu war ihm seine Amtseide, daß er die Verfolgung um seiner Ueberzeugung willen über sich ergehen ließ. So sehr liebte er das Land, daß er unfähig war, ihm eine Schmeichelei zu sagen. — Er war ein gerechter Mann — so gerecht, daß er nicht fragte, was er am Andern zu fordern habe, sondern was er Andern schuldig war nach den Tiefschmerz der Menschlichkeit, inebellendere waren, die tiefer standen als er — ein echter Rechtslehrer des Volkes, nicht durch den Beruf des Wortes oder den kunstvollen Schmuck der Auslegungen, sondern durch Beispiel und Leben. Die Streitfragen waren für ihn entschieden, indem er auf die ewigen Gründe eines pflichttreuen Gewissens zurückging. — Der Mann in eine verführende Macht, menschliche Schwächen in Ver- nachlässigung blickend; aber für Vette ist er ein hoher Würdenpender. Er erscheint uns, indem wir seinen Verlust empfinden, als zu- gehörig zu dem hohen Adel der deutschen Nation, in den wir einzu- erben werden kann, außer durch sich selbst. — Zwei Gründe flängen der Mensch mit Vorliebe auf den Gräbern seiner Väter: die Trauererfasse, welche ihre Zweige, das Sinnbild menschlichen Schmerzes, auf das Vergängliche herabsinkt, und die Kunde, in den unendlichen Himmelsraum emporstrebende Bestrebungen, welche vom Irdischen aus in das Ewige mit ihren Flügeln eingeht. Ihr, der Cypressen, gleiche unsere Erinnerung: Ihr, die ihr lebt in ihr die Hoffnung, daß uns Vette unverloren bleibt, daß die unvergänglichen Ideen der Gerechtigkeit und Freiheit, die ihn trieben, fortwirken in seinen Schöpfungen, und seine Schöpfungen in ihnen!“

Den Ermittlungen des Herrn Alexius Hönigs (correspondirenden Mitglieds der Akademie) zufolge, betrug die magyarische Bevölkerung im Jahre 1864:

im eigentlichen Ungarn	5,314,200 Seelen,
in Siebenbürgen	832,000 „
in Kroatien, Slavonien und an der	
Militärgränze	40,000 „
in der Bukowina	15,000 „
in der Stadt Wien	50,000 „
in Rumänien*)	40,000 „

also im Ganzen 6,292,100 Seelen.

Genauere Kunde von allen Nationalitäten des Landes Ungarn (deren es wenigstens 13 giebt) werden wir in Kurzem erhalten; denn die Regierung will bei erster Gelegenheit einen allgemeinen Censur veranstalten. Die Magyarisirung macht übrigens gegenwärtig solche Fortschritte, daß man bald Mühe haben wird, festzustellen, in welche Rubrik die übrigen Nationalitäten gehören. Sämmtliche Juden und die meisten deutschen Einwohner sind magyarisch gekannt: so kommt es z. B. vor, daß ganze deutsche Bauerngemeinden ihre Namen gegen ungarische Namen vertauschen. Die armenischen Bewohner sind vollkommene Magyaren geworden und sprechen reines Magyarisch als Muttersprache (wie auch Juden und Zigeuner thun); so z. B. ist der jetzige Minister Gorovs ein Armenier. Ein Theil der Ruthenen hält schon seinen Gottesdienst in ungarischer Sprache ab, weil sie keine andere mehr verstehen. Ueber dies gilt von den Rumänen in Ungarn, und unter den Slowaken finden sich die eifrigen Magyaromanen. Die Gefahr, welche der Selbstständigkeit Ungarns von Seiten so verschiedener Bevölkerungen im Lande gedroht und auf welche die Feinde der Magyaren so große Hoffnungen gebaut haben, scheint also immer mehr abzunehmen.

In der „literarisch-kunstlichen Anstalt“ von Zrieff (Julius Oberwald) erscheinen jetzt, im Anschlusse an die „Bilder aus dem Orient“ von Moriz Busch, „Bilder aus Griechenland“, Stahlstiche und Holzschnitte nach Zeichnungen von W. Köppler, zu denen Herr Busch ebenfalls den Text liefert. Das erste Heft enthält die beiden Stahlstiche Corfu und Cap Matapan und empfiehlt sich durch seine treffliche Ausstattung.

Bei B. Adolph & Co. (S. Hengst) in Berlin erscheint jetzt in monatlichen Heften (Pr. 1/4 Thlr. pro Jahr) unter dem Titel „Historisch-politische Bibliographie“ eine vollständige Uebersicht der neuesten Erscheinungen Deutschlands und des Auslandes auf dem Gebiete der Geschichte, der Politik und verwandter Wissenschaften. Als Bearbeiter ist Herr Dr. F. Zaercher genannt. Das uns vorliegende Januarheft (Nr. 1) umfaßt 537 bibliographische Anzeigen aus Deutschland und dem Auslande.

*) Die Magyaren in Rumänien (Moldau und Walachei) sind eines Theils Abspaltener, die sich Gungos-Magyaren nennen, einen eigenen Dialekt reden und zum römisch-katholischen Glauben sich bekennen, andern Theils später aus Siebenbürgen Eingewanderte reformirter Konfession.

Es eben erscheint das Januarheft des zweiten Jahrgangs der Zeitschrift: (201)

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsclassen.

Wöchentlich vierhändig ein Bogen. Heft 40. Preis: vierteljährlich 1 Thaler.

Prospecte sowie Probenummern liefert jede Buchhandlung.

Verd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin.

Alle Besitzer von Meyers Konversations-Lexikon, 2. Aufl., werden auf den eben vollendeten **Register- und Supplement-Band** (Preis 2 Thlr.) aufmerksam gemacht, welcher alle wichtigen Ergänzungen, Berichtigungen und Nachträge enthält, die das Werk auf den gegenwärtigen Stand der Kenntnisse erheben. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, den Register-Band in demjenigen Einband zu liefern, in dem das Hauptwerk ausgegeben worden ist. (21)

Das Bibliographische Institut in Hildburghausen.

Von E. Steiger in New-York durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harris, H., Bibliotheca Americana Vetustissima. A Description of Works relating to America published between the years 1492 and 1551. (22)
gr. 8v. LIV. und 520 S. Preis Thlr. 34.

Von unserem umfangreichen antiquarischen Bücherlager erschien so eben der Katalog Nr. 110 u. d. Titel: (23)

Bibliothèque slave.

Enthaltend:

Seltene und werthvolle Werke

aus dem Gebiete der
Slavischen, namentlich polnischen Literatur und Geschichte,

größtentheils aus dem Nachlasse des Herrn
Dr. A. Cybulski,
Prof. der slavischen Sprachen und Literatur
an der Universität zu Breslau.

Der Katalog wird unentgeltlich ausgegeben. Nach Answärts auf Verlangen direct unter Kreuzband versandt.

Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch) in Breslau, Schweidnitzer-Str. Nr. 16-18.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Albert Fritsch. (24)

Skandinavische Bibliographie 1869.

Jährlich 6 Nummern, Lex.-8. 7½ Ngr.

Die darin angezeigten Werke sind grösstentheils bei mir vorräthig und können sofort bezogen werden. Gegen Einsendung von 10 Ngr. bin ich auch bereit, die einzelnen Nummern der Bibliographie franco unter Kreuzband zu versenden.

Leipzig, Januar 1869.

Albert Fritsch,
Skandinav. Sortiment.

Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Luise, Königin von Preussen.

Von **Friedrich Abml.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage, 1868. Mit dem Bildnis der Königin nach einer Malture von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau v. Berg, der Freundin und Gesellschaftin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin, ungewollte Vergeblichkeiten aus dem Lebensbuche der königlichen Guldiner zu mittheilen, die allein schon bereichernd wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (25)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Malture von Gottfried Schadow unterstreicht an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Seeben erschien im Verlag der
Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin:

Griechische Geschichte

von

Ernst Curtius.

Erster Band.

Als zum Beginn der Vorkriegszeit.

Dritte umgearbeitete Auflage. (25)

8. gebunden. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

In der C. G. Loderitz'schen Verlagsbuchhandlung A. Charisius in Berlin erschienen soeben: (26)

Die

Principien der Politik.

Von

Dr. Fr. von Holtzendorff,

Prof. der Rechte an der Univers. zu Berlin.
1869. 34 Bgn. gr. 8v. eleg. 1 Thlr. 18 Sgr.

Seeben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Johanna d'Arc.

Heroisches Drama in fünf Aufzügen

von

Wilhelm von Esling,
Verf. der Dramen „Dummet an Erde“,
„Kobelpierre“, „Michael Kohlhaas“ u. s. w.
N. 8v. eleg. geb. 15 Sgr.

Gassel.

A. Freyschmidt.

Im Verlage der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Bernhard Marx'

Verhältniß

zu

Felix Mendelssohn-Bartholdy

in Bezug auf Edward Devrient's Darstellung

berichtigt

von

Therese Marx.

Verdient. Preis: 6 Ngr.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: (30)

Paris im December 1851.

Historische Studie über den Staatsstreich von

Eugen Ténot,
Red. des Siecle, Vert. der Provinzen im Decr. 1849.

Deutsch von **Arnold Ruge.**

Einzig rechtmässige Uebersetzung.
15½ Druckbogen. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Gekrönte Preischrift.

In der Agentur des Reichen Hauses zu Hamburg erschien eben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bibel und Natur

in der Harmonie ihrer Offenbarungen.
Von **Theodor Schumann.**

Zweite Auflage.

280 S. br. Preis 1 Thlr. (31)

Diese vom Central-Ausschuß für innere Missionen veröffentlichte Preischrift erhebt hier nach wenigen Wochen bereits in zweiter Auflage. Die dringende Frage der Zeit nach dem Verhältniß zwischen Bibel und Naturwissenschaften findet in ihr eine tiefschürfende Erörterung, welche die Richtigkeit des modernen naturwissenschaftlichen Materialismus und die Harmonie des Schriftthums mit den Resultaten bekannter Naturwissenschaft mit einer großen Schärfe sehr allgemein verständlicher Klarheit nachweist.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Neue Essays

über Kunst und Literatur (32)

von

German Grimm.

Belinapapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staat. — Berlin und Corneille. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Bernhagens Tagebücher. — Raphael's Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Gedichte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Gattungen von Peter von Cornelius. — Götze in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin.

Dieser Nummer liegt bei: Ein Preishe über „Alles und Nichts“. Ein Preishe für gebildete evang. Christen. Verlag von Julius Rieber in Wiesbaden. (33)

Magazin für die Literatur des Auslandes

Vertheilungen nehmen alle Buchhandlungen von der nächsten des Monats Auslandes an, in Berlin ist die Vertheilung direct.

Beiträgen wie diese aus France durch die Red. die Redaction (Wienbühnen 16, Berlin) ist durch Buchhändler-Bermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Kunigen werden die Einsendungen mit 2 Sgr. bezahlt.

Belegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwig und Hofmann) in Berlin, Wilmersdorf, 50, Friedr. von Schadow Straße in Berlin, Franco. 25 S.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Neu druck.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 6. Februar 1869.

[N^o 6.

Inhalt.

- Irland und das Ausland.** Ein neues System der religiösen Weltanschauung. 73. — Aus dem Leben des Generals von Wrangel. I. Napoleon und die Polen im russischen Hebrige. 74. — Weisliche Einsicht. 76.
Kunst. Kaiser Maximilian's letzte Tage. 77.
Englische Literatur. Zur Kritik der Bücher des Allen Schomann. 80.
Baltische Provinzen. Die Bedeutung der baltisch-deutschen Provinzen für die Kultur Russlands. 81.
Deutschland. „Wenn ich Königin wäre.“ 82.
Nordamerika. Engländer und Spanier, verglichen von einem Amerikaner. 84.
Äthiopien. Eine Schrift aus der Gaphat über den Ursprung der Sprache. 84.
Neue literarische Revue. Die Kirchenmusik in den Niederlanden. 85. — Amerikanische Zeit. 85. — Die Patent-Verordnung in England und im Ausland. 86. — Adel und Karl Müller's Thierwelt. 86. — Erzählungen aus der alten Weltgeschichte. 86. — Die Bekehrung über Palästina. 86. — Fleder eines Patrolos. 87.
Literarische Sprechsaal. Der Suezkanal. 87. — Neuer Roman von Peter Hugo. 87. — Autographen-Sammlung. 87. — Die Schule der weiblichen Handarbeit. 87.

Deutschland und das Ausland

Ein neues System der religiösen Weltanschauung.

Wenn man auch der gegenwärtigen Zeit, und zwar annehmend mit Recht, den Vorwurf machen kann, daß sie mehr das Materielle als dem Ideellen, mehr dem Streben nach reinem Genuß als dem des Sichverlebens in die innere Welt der geistigen Schöpfung und der inneren selbstlosen Befriedigung ergeben sei, so ist doch nicht zu leugnen, daß trotz alledem die religiöse Frage seit Decennien das Menschengeschlecht mit erneuter Lebhaftigkeit beschäftigt; und daß auch hier wieder das deutsche Volk vorangeht, ist begründet in seinem der Welt der Ideen und des Geistes nach transscendenten Wahrheiten vorwiegend zugewandten Wesen. Man fühlt es, bei uns in Deutschland wieviel mehr als anderswo, daß die Dinge auf religiösem Gebiete, so wie sie bisher gegangen, nicht weiter gehen können; der in einem abgestorbenen Buchstaben glauben nach Stabilität ringende Orthodoxyismus und noch weniger sein verzerrtes Spiegelbild, der Pietismus, kann und darf nicht länger das Regiment führen, wenn nicht der letzte Rest des denkenden Theiles der Nation der Kirche entfremdet werden und diese selber in ein unkraftiges Bogenenthum versinken soll. Insofern darf man von einer Religion der Zukunft sprechen, wenn wir aus darunter nichts absolut Neues verstehen, sondern dieselbe aus den einzigen Grundlagen des Christenthums sich entwickeln sehen.

Ob nun diese Form der neuen Religion, oder, richtiger gesagt, die aus ihrem Urquell erneuerte Form des Christenthums der Religion der freien Gemeinde sein wird, oder eine andere, das wollen wir nicht zu entscheiden. Nur das ist ersichtlich, daß die erneuerten Kämpfe auf religiösem Gebiete auch den freigeistlichen Bestrebungen neues Leben einhauchen werden, und in diesem Sinne begrüßen wir die neueste Schrift (Edward Balzer's), die es sich zum Zwecke macht, für die neue Religion die Bahnen zu zeichnen oder die Grundmauern zu legen. Unter

dem Titel „Gott, Welt und Mensch“ versucht nämlich der genannte Gelehrte, den wir — wenn ein Vergleich erlaubt ist, den Melancthon der freien Gemeinde nennen möchten — die Grundlinien der Religions-Wissenschaft zu ziehen, welche, nach der Vorrede, die Bestimmung hat, allen Einzelbestrebungen des Jahrhunderts in Kunst und Wissenschaft, in Politik und sozialem Leben ihre Weisheit, ihre Einheit und Vollendung zu geben. Daß Edward Balzer dazu berufen ist, ein Urtheil über die religiöse Bewegung der Gegenwart abzugeben, und daß er berechtigt ist, der Zeit in dieser Beziehung zu einem Ausdruck zu verhelfen, ihn den Spiegel vorzuhalten, das hat er hinlänglich durch seine zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand nachgewiesen, und ihm gebührt das Verdienst, wie kein Anderer seiner gleichgesinnten Zeitgenossen die wissenschaftliche Begründung der neuen religiösen Richtung, welche in den sogenannten freien Gemeinden nach einem Ausdruck und nach einer Form für ihren Inhalt ringt, versucht und angestrebt zu haben.

Schon deshalb verdient die neueste Schrift Balzer's die Beachtung aller Derjenigen, welche eine Neugestaltung unseres religiösen Lebens als ein Postulat der Zeit anerkennen, und wir bedauern es deshalb aufrichtig, daß der engebegrenzte Raum dieser Zeitschrift uns nur eine sehr allgemein gehaltene Angabe des reichen Inhaltes gestattet, durch welchen auch diese Schrift des gelehrten Verfassers sich auszeichnet.

Dieselbe zerfällt, außer der Einleitung, welche das Wesen der Religion und diese selber in ihren verschiedenen Ausprägungen untersucht, in sechs Abschnitte, welche nach einander die Lehre vom Schönen (Ästhetik), die Lehre von der Weltanschauung (Dogmatik), die Lehre von der Selbsterkenntnis (Religions-Philosophie), die Sittenlehre (Ethik), die Kunstlehre (Ästhetik) und die Arbeitslehre (Biologie) behandeln.

In der Einleitung geht der Verf. davon aus, zu untersuchen, was Religion ist. Er findet sie begründet im Gefühl, wenn auch nicht identisch mit demselben, am wenigsten mit dem passiven Gefühl. Vielmehr muß, wie alles geistige Leben, so auch die Religion aus der Form des Gefühls in das Stadium des Vorstellens eintreten; die Gefühls-Religion wird zur Verstandes- oder Vernunft-Religion, welche, für sich allein betrachtet, ein Umding, ein sich selbst vernichtendes Extrem ist. Es werden dann die weiteren Ausprägungen der Religion, oder dieselbe im Wissen, im Wollen, im Können, in der That, in der Gemeinschaft (Socialismus), in der Andacht betrachtet und danach das Wesen der Religion bestimmt, welche nicht Eines von dem Allen, weder Gefühl, noch Verstand, noch Wissen, noch Wollen, Können, That oder Gemeinschaft, noch Andacht, jedes für sich genommen, sondern dies Alles in Einem ist. „Je vollkommener die Verschmelzung dieser Elemente, desto reiner die Religion.“ (S. 58.)

Von dieser Grundlage aus entwickelt nun in den einzelnen oben angegebenen Kapiteln der Verf. das System seiner reli-

*) „Gott, Welt und Mensch“. Grundlinien der Religionswissenschaft, in einer neuen Stellung und Gestaltung systematisch dargelegt von Edward Balzer. Nordhausen, Ver. Köstmann, 1869, (VI und 504 S. gr. 8.)

größten Weltanschauung, das als das der freireligiösen Richtung, wie sich dieselbe in ihm gestaltet hat, angesehen werden muß. Als die religiöse Aufgabe der Gegenwart erkennt Balzer: „die disparat scheinenden Elemente der Religion immer zur Einheit aufzuheben oder zu versöhnen, und die Religion in verkürzter Gestalt zur Seele des wirklichen Lebens zu machen“. In Bezug auf diese Aufgabe der Gegenwart zerfällt dieselbe in folgende vier Parteien: in die religiös-feindliche Partei, die Indifferenten, in diejenigen, welche die politische Macht für die Religion in Anspruch nehmen, und endlich in die, welche die freie Religionsgenossenschaft als die folgerichtige Offenbarung des Wesens der Religion wollen. Die Aufgabe dieser letzten Partei ist, nach dem Verf., eine doppelte, eine theoretische und eine praktische. Wie die frei-religiösen Genossenschaften entstanden, wird im folgenden gezeigt. Nachdem nämlich der Rationalismus die Formen des Kirchenthums mit anderem Geiste zu erfüllen anhub, schritt die wissenschaftliche Kritik zur geistigen, bewußten Verneinung des Kirchenthums fort. Endlich drang das Bewußtsein dieser Gegensätze in der Gemeinde durch, und sie fing an, dieselben durch die That zu lösen. In der katholischen Kirche gab der Frier'sche Noth Veranlassung zur Bildung der deutsch- oder christ-katholischen Gemeinden, in der protestantischen Kirche wurde der Streit, ob Aende oder Nichtagende, ob Symbol oder Nichtsymbol, ob Christ, ob Geist, ob Kirche, ob Gemeinde, die Ursache zur Erhebung der freien Gemeinden. Beide Arten unabhängiger Gemeinden empfanden das richtige Bedürfnis der Gemeinschaft und gründeten zwei entsprechende Gemeindeverbände, und beide trafen dann später zu einem Punkte „freier religiöser Gemeinden“ zusammen, um sich in ihrer Arbeit an der religiösen Reform gegenseitig zu unterstützen. —

Auf dem langen Wege, welchen der Verf. nimmt, um sein religiöses System nach allen Seiten hin zu entwickeln, können wir ihn nicht begleiten; wir theilen aber seine Ansicht und seinen Wunsch, den er zum Schluß in folgenden Worten ausspricht: „Wie der einzelne Mensch zuerst empfindet, dann sich Vorstellungen macht, dann denken, wollen, können und thun lernt, so mußte die Wissenschaft selbst das Leben auffassen und nach der Andeutung unserer Grundlinien feststellen, Dogmatik, Philosophie, Ethik, Kunst- und Arbeitslehre im geschlossenen Zusammenhange cultiviren. Sobald die Welt im Großen das thut, wird unser Uebergangs-Zeitalter durchwandert und eine Menschheit geschaffen sein, wie sie bisher nie existirte, die aber das, was immer den Menschen selig gemacht, in verkürzter Weise verwirklichen wird. Die Religion wird dann wieder die Seele des Lebens sein, die Religionswissenschaft die Stellung einnehmen, welche unsere Grundlinien kennzeichnen, und das Evangelium, die frohe Botschaft vom Reiche des Ewigen, auf Erden einen reineren Widerhall finden als gegenwärtig, wo seine reingefärbten Gloden nur in der Verborgenheit reiner Herzen klingen, und die Wege des Heils nur vom scharfen Auge göttlichen Sinnes erkannt und von Denen, die solcher Erkenntnis treu sind, betreten werden.“

H. 3.

Aus dem Leben des Generals von Brandl. *)

II.

Napoleon und die Polen im russischen Feldzuge.

Brandl's Commando nach Frankreich war zugleich der Abschied auf immer von Spanien. Rußland war die Parole des Kaisers geworden, und die Polen erhielten die Bestimmung, Spanien mit dem Norden zu vertauschen. Brandl berichtet, daß über Napoleon's Zug nach Rußland unter den Offizieren der Armee schon damals schlimme Prophezeiungen umgingen. Unter anderem erzählt er das hübsche Wort des Generals Glerpich, das Napoleon's Lage zwischen Spanien und Rußland treffend bezeichnet: „Der gute Napoleon“, hatte er gesagt, „zündet das Licht von beiden Seiten an und wird sich dabei die Finger verbrennen!“

Nachdem sich das Regiment noch in Spanien wieder vereinigt hatte, trat man über Paris, wo der Kaiser eine Kurie über die Helven von Spanien abnahm, über Mainz und Weiz den Rückmarsch nach der Heimat an, um sich dem Heereszuge nach Rußland anzuschließen.

Die Memoiren wissen das Interesse an diesem verbängnißvollen Unternehmen von Seite zu Seite mächtig zu steigern. Die Gegenwart des Kaisers, das Bewußtsein von der Nähe der Katastrophe, die den Cäsar in den Gehäusen Rußlands erwartete, die spannende Schilderung der dortigen Vorgehenheiten, die schließlich, wo es sich um den Rükszug des Heeres handelt, zu einem grauenerregenden Nachtgemälde erweitert — das Alles vereinigt sich, um aus der zweiten Hälfte des Buches eine in höchsten Grade fesselnde Lecture zu machen.

Was den Kaiser betrifft, so finden wir Gelegenheit, ihn zuerst in Polen in seinem Verhältnisse zu den Polen zu beobachten. Dort geruhte er eines Tages eine große Cour in dem ehemaligen Refectorium des Jesuitenkollegiums anzunehmen. Hier eingetreten, hatte er zu der Menge vornehmster Leute, die er im Hofestium fand, geäußert: „Messieurs, j'aurai prsnt de vous voir botts et peronnes, le sabre  cot  l'instar de vos ancêtres  l'approche des Tartares et Cosaques; nous vivons dans un temps où il faut être arm de pied en cap et avoir la main  la garde de l'pe...“ Bei den persönlichen Vorstellungen ward ihm Gral Sjelski, damals der reichste Gutsbesitzer in Gropolen, vorgestellt. Der Herr besaßte das Amt eines Griebenrichters führte das Prädikat Excellenz und hatte für die vielen Streitsachen, die er geschlichtet, eine große Dekoration, die ad hoc gestiftet und bei der die Ermalte nicht gesondert war, erhalten. — „Wie viel Menschen beschäftigten Sie in Ihren Fabriken?“ — fragte ihn der Kaiser. Da der Graf, der aus alten Wörtern Wohlthätigkeits-Anstalten vollaus, aber keine Fabriken hatte, hierauf verlegen schwieg, fragte der Kaiser wieder: „Sie haben doch Porzellan-Manufacturen, vous faites en porcelaine.“ — Hierauf antwortete der Präsident: „Sire, c'est le comte Szoldzki, le plus riche propriétaire du pays“ — worauf sich der Kaiser mit einem „ah! c'est très-bien!“ an einen Anderen wandte. — Bei der Vorstellung der Damen ward ihm Gräfin Wicelica prsntirt. Sie war erst 17—18 Jahre alt, mais plus que potle, dabei etwas kolossal. „Combien avez-vous d'enfants?“ „Sire, je n'en ai pas.“ „Vous êtes donc divorce?“ „Sire, je ne suis pas marie du tout, je suis encore demoiselle.“ „Ah, il ne faut pas trop choisir, vous n'avez pas de temps  perdre.“

*) Erster Theil. Die Feldzüge in Spanien und Rußland. Berlin
Rittler, 1868.

„Was“, fragte ich meinen Freund, der ein sehr guter Beobachter war, nach allen Seiten hin horchte und selbst eine vortheilhafte Erziehung erhalten, „hat denn der Kaiser hier auf die lange Reihe für einen Eindrud gemacht?“ „Nun“, war die Antwort, „man findet ihn de mauvaises manières, la voix brève et serrée, le ton tranchant et impérieux — on le trouve beaucoup fier sur ce rapport au prince Poniatowski, qu'on regarde ici comme le type d'un chevalier comme il faut.“ Das war der Total-eindrud, den seine Audienz auf den höheren Adel, namentlich auf die Damen, hinterlassen. Andere Bemerkungen von Mitgliefern des polnischen Adels bewiesen, daß man in Polen sich nicht anders anstellte, das Vertrauen auf den Kaiser zu verlieren. Nichts gab es polnische Patrioten, die ihn durchschauten und ihn durch seine Versprechungen in Bezug auf die Unabhängigkeit Polens nicht täuschen ließen. Nur Poniatowski ließ in seinem großen Herzen keinen Zweifel aufkommen, trotz der harten und unwürdigen Behandlung, die ihm der Kaiser zuweilen angedeihen ließ. Hier eine Scene, die unmittelbar nach der Schlacht bei Smolensk spielte.

Am 21. befehligte Napoleon das Corps des Fürsten Poniatowski. Der Kaiser überschrittete es mit Gnadenbezeugungen. Mehrere nannten diesen Tag den Tag der Rechtfertigung Napoleons. Um dies zu verstehen, muß ich Folgendes anführen: Der Fürst hatte sich am Tage vor dem Angriff auf Smolensk zu seinem Stabe in das Hauptquartier des Kaisers nach Zwettau begeben, sei es, sich ihm vorzustellen, sei es, die näheren Absichten für den folgenden Tag einzubotheln, sei es endlich, um den vollen Eindrud zu vermeiden, den die früheren Klagen und Beschwerden des Prinzen wegen Mangel an Verpflegung, Mangel an f. w. und seine Theilnahme an Jérôme's Fehlern hervorgerufen hatte. Napoleon hatte diese damals auf eine etwas ungewöhnliche Art niedergeschlagen oder vielmehr beiseite geworfen. Der Brief hierüber aus Wilna vom 9. Juli war nach dieserlei Hände in Umlauf gekommen und lautete folgendermaßen: „Mon cousin! Répondez au prince P., que vous avez mis à la mort sous les yeux de l'empereur, que S. M. a été très-mécontent de savoir qu'il parle de soldes, de pain, lorsqu'il s'agit de pourchasser l'ennemi; que S. M. a été d'autant plus surprise, qu'il est si fier de son état avec peu de monde, et que, lorsque les gardes de l'empereur, qui sont venus à Wilna à marches forcées de Paris, au lieu d'avoir demi-ration, manquent de pain, n'ont que de la viande qui ne nourrit point. L'empereur n'a pu voir qu'avec peine que les Polonais soient assez mauvais soldats, et aient assez mauvais goût pour relever de pareils privations, et que S. M. espère, qu'elle s'expliquera plus parler de cela.“

Der Prinz, vom General Rießer, dem Chef des Generalstabes, mehreren Generalen u. begleitet, soll den Kaiser an dem Vortragsfeuer getroffen haben. Nach einem ziemlich freundlichen Empfang fragte der Kaiser nach der Effectivität und der Ausrüstung, und als sich zwischen dieser in Folge der Unbequemlichkeiten, Märsche und Beschwerden ein sehr bedeutender Unterschied herausstellte, fragte Napoleon, sich bestig gegen General Rießer wendend: „Mais!... où avez-vous laissé votre monde?“ „Der, erregnete dieser, „le manque des vivres, les fatigues, les...“ „Ja“, unterbrach ihn der Kaiser, „vous me chantez toujours la même antienne; pourquoi les autres corps n'ont-ils pas laissé le monde de leur monde en route — mais je sais bien, d'où cela vient, vous vous êtes bons qu'avec vos p... à Varsovie.“ — Andere Bemerkungen der Kaiser habe gesagt: „qu'avec vos danseuses.“ Unmittelbar hierauf ward die Versammlung entlassen. — Auf den Voran mußte diese Scene natürlich den lebhaftesten Eindrud

machen — er soll, außer sich gerathen, kaum seiner Herr geblieben und einen Augenblick schon Bewußtsein gewesen sein, die Armee zu verlassen.

Nachdem eine Art Verhöhnung herbeigeführt war, begab sich der Fürst nochmals zu Napoleon. Er soll ihn darauf aufmerksam gemacht haben, daß sein Corps sich bei der Armee doch eigentlich nur verlore, eine unbedeutende Rolle spiele, daß es ihm aber von unendlichem Nutzen sein würde, wenn er sich mit demselben auf Kiew dirigiren dürfte. Dort sei Ueberfluß an Lebensmitteln, die Bevölkerung erwarte ihn dort; man könne dort leicht neue Truppen formiren, besonders die leichte Reiterei, dort wäre die schwache Seite Rußlands, das nur mit Mühe die Insurrectionen des Landes, mit dem er seit längerer Zeit in Verbindung wäre, unterdrücke. Als der Kaiser dies zurückwies, soll der Fürst dringender, überzeugender geworden und den Kaiser endlich auf den Knien um die Erlaubnis zum Abmarsch gebeten haben. Dies nun soll den Kaiser ausrirt haben. Nach den zuverlässigsten Nachrichten hatte er sich ergänzt vom Fürsten gewendet und zuletzt noch geäußert, er werde ihn erschießen lassen, wenn er gegen seinen Willen diesen Marsch antrete. An diesen Vorfall, der bald bekannt wurde, knüpfte man schon damals an Ort und Stelle allerhand Betrachtungen; der Glaube an die Unsiehlbarkeit des Kaisers hatte bei Smolensk einen harten Stoß erlitten.“

Brandt hat bei Smolensk im bestigsten Feuer. Dann rückte er mit in Moskau ein. Den Brand der Stadt beobachtete er in nächster Nähe. Ueber die Entstehungsurache ist er nicht mit sich im Klaren. Er scheint die „Zat“ Kostopitschin's zu bezweifeln und mehr an einen vernachlässigten Zufall zu glauben. In dem Gefechte bei Gerniaicn in der Nähe von Moskau verwundet, wird er nach Smolensk zurücktransportirt. Untermwegs trifft ihn die Kunde von dem beginnenden Rückzuge, und der Kermess wird nun von dem allgemeinen Strudel mit fortgerissen. Er erlebt furchtbare Scenen. Er selbst schleppt sich mit seiner Fußwunde unter unsäglichem Beschwerden in dem großen Trost mit fort, bis er, mit der Erinnerung an das entsetzliche Verhängnis belastet, das je ein eroberungslustiges Heer getroffen, in Thern seinen Hafen findet.

Die Ursache der Katastrophe ist nach Brandt weiter in Rußlands Winter noch in den Klaffen zu suchen. Im Gegentheil: die ganze große Armee hätte ganz gut um Moskau überwintern können, wenn die Franzosen sich dort auf's Organisiren der Verpflegung u. verstanden hätten. Und was die Russen anlangt, so hätten sie, bei richtiger Benutzung der Umstände, unabweisbar der ganzen Armee an der Beresina das Grab bereiten müssen. Die Ursache seines Unglücks hatte der Kaiser schon mit nach Rußland genommen: die Unordnung, die im Heere herrschte und die er duldete. Schon beim Avanciren sammelte sich hinter dem Heere ein Trost von ca. 40,000 unbewaffneten dienhabigen Soldaten, die aller Ordnung spotteten. Bei Moskau und noch vor Beginn des Rückzugs wuchs die Zahl dieser trainants in's Unglaubliche. Der Kaiser hatte durch sein desorganisirendes Vorgehen die Armee ruiniert, noch ehe sie eigentlich zum Schlagen kam. Er allein trug die Schuld von allem Uebel, das wie ein unheilbarer Krebschaden um sich griff, denn, wie Marmont von ihm sagt: l'orgueil avait remplacé les éclaircs du génie.

Weibliche Gärtnerci.

Kein Gebiet ist bis jetzt weniger für die weibliche Thätigkeit in das Auge gefaßt worden, als die Gärtnerci, und doch entspricht sie mehr derselben.

Wir lassen unsere Frauen mit dem Pechdrab und der Buchdruckerfärberei handtiren, um ihnen Erwerbsquellen zu erschließen, sperren sie in schlechte, von üblen Dünsten erfüllte Lokale gefängnisartig ein, statt ihnen eine Thätigkeit zu gewähren, bei welcher sie erfrischende, von Wohlgerüchen erfüllte Luft einathmen könnten, wir schrauben sie als Abschreiberinnen an einen Klettisch und als Telegraphistinnen in ein Central-Bureau, wo sie mit todten Zeichen verkehren müssen, statt sie mit dem blühenden Leben der Pflanzen in Beziehung zu setzen, deren Pflege ihnen zugleich die nöthige Bewegung und Erweiterung verschaffen würde.

Wir haben bis jetzt keine weiblichen Gartenschulen, wohl aber männliche Gärten, welche die beschwerlichen und rohen Dienstleistungen im Garten: das Ausjäten, das Ries- und Sanfbahren und Weeliches den Frauen, die ihrer Ansicht nach nichts Besseres verstehen, übertragen. — Passender würde es jedenfalls sein, daß junge Gärtnerburken statt der alten Frauen, denen das Büden schwerfällt und deren Augen schwach geworden sind, sich den beschwerlicheren Gartenbüden unterziehen. Wir aber wollen sie von weiblichen Vortigen verrichten lassen.

Wie der beste General gewiß immer der ist, welcher von der Pike herauf gebiet hat, so wird auch eine umsichtige, wissenschaftsunbige Gärtnerin nur herangezogen werden, wenn sie ihre Vortigen-Vortigen im einfachen Gartenbüden durchzumachen hat und so zu sagen von der Schaufel und dem Rechen sich ebenso aufwärts zur Garten-Dirrectrice dient, wie der Soldat von der Pike aufwärts zum General.

Das Verständnis der Botanik kommt nicht mit dem Nachsprechen und Auswendiglernen der lateinischen Pflanzennamen ihrer specimen und Familiendervandtschaften, sondern in einem Kennen und Verstehen der Pflanzen-Individualitäten, ihrer Bedürfnisse von Schatten und Licht, von Feuchtigkeit und Trockenheit, fettem oder sandigem Wurzelboden u. s. w.

Die Geschichte der Pflanzen, ihre Ueberfetzung aus heißen Ländern in kältere, ihre Klimatisirung und Uerwandlung unter derselben ist dabei von großer Wichtigkeit und interessant genug; jedenfalls ist Pflanzen-Geographie von unvortießerer wissenschaftlicher Bedeutung als die Wissens-Geographie, doch tritt die Geschichte der unvortießlichen Pflanzen-Wanderungen erst ergänzend zu der Naturgeschichte selbst.

Dem Studium der Pflanzenkunde wäre damit auch mehr gebiet, als durch Blumenmalen und Blumengemalchen in den Mädchenschulen, was ohne alles Verständnis der Blume, welche hier als Verlage dient, mechanisch geübt wird. Bis jetzt sind unsere Schulkorfeher aber viel mehr darauf bedacht, den jungen Pflanzen der Menschheit trodden Wust in den Kopf zu drängen, als sie mit den Naturwissenschaften bekannt zu machen; ja der bloße Versuch, ein Aquarium zur Beobachtung des Thier- und Pflanzenlebens in eine Mädchenschule einzuführen, begegnete dem heftigsten Widerpruch bei ihren Lehrern. Ja selbst da, wo sich an einem Erziehungs-Institut-Gebäude zufällig ein Garten befindet, wird er aus ökonomischen Gründen vernachlässigt. Es ist Sade des Houberrn; der Institut-Vortieher kann nicht auch noch für den Garten Ausgaben machen, da er schon eine so hohe Riethe zahlt; er läßt demnach das Stückchen freie Natur verkommen, in welchem die Mädchen sich unter der

Leitung des Gärtners mit Gartenarbeit beschäftigen und, hin aus der gedruckten Pflanzenlebre, aus dem praktischen, frischen Leben Naturwissenschaften studiren könnten, und macht für das Geld, welche die Pflege des Gartens kosten würde, lieber zweimal im Jahre mit den Kindern eine Vergnügungsfahrt und bewirbt sie dabei mit Wein und Kuchen. Das giebt der Anstalt ein Relief, darüber wird gesprochen, das wird an erkannt.

Daß der Gartenunterricht, die Bewegung dabei, der Gesundheit der Schölerinnen zuträglich sind, kommt auch nicht in Betracht; er gehört eben nicht zu dem Schulreglement und ist für den Lehrer, der immer nur aus dem Buche doctirte, un bequem.

Blumen in einem Schulzimmer, wo findet man sie? Sie sind als zerstreuter Virus verpönt; die Mädchen, durch eine ungeheure Klust — welche mit Büchern ausgefüllt ist — von der Natur getrennt — würden darüber lachen. Erst nachdem der Arzt —, nicht der Vortiegarzt, denn dieier wird überhört, nein, der Haus- und Institutarzt, aus Gesundheitsrückichten Blumen in die Schulzimmer „verordnet“, würden solche da gestellt werden, so wie man phlegmatisch Glöhen, Panktuen und dem ähnliche Schulrequisiten hinhängt und einstellt.

Auch in den Mädchen-Pensionaten, wo das Gemüthsleben neben der Schundtheit gepflegt werden sollte, ist von Gartenleben, Blumenpflege, selbst nicht einmal von Zimmerblumen die Rede.

An Geburtstagen werden ohne alle sinnige Auswahl Thaler-Bouquets gekauft und dem Geburtstagsalter gewohnheitsgemäß geopfert, denn, abgesehen von dem gedankenlos hinausgeworfenen Thaler für ein solch rotheloses, von fremden Pflanz gebundenes Bouquet, muß vieles auch noch gemeinlich den Verschmachtungstod sterben, der dann glücklicherweise schon am folgenden Tage eintritt, wo das Bouquet von den Dienstboten weggeräumt wird, die dasselbe noch einige Tage am Küchentische zu erhalten suchen.

Wollten Schulkorfeher, statt sich an ihren Geburtstagen mit Thaler-Bouquets beschenken zu lassen und damit eine Art Virusparade der Gieitelt zu halten, diese gedankenlosen Gebbeutel Geschenke zurückweisen und dagegen selbstgezeugene, von Samen und Keimling auf gepflegte Blumen von den Schölerinnen als willkommenen Geschenke annehmen, es würde damit abermals viel gewonnen und erspart sein.

Bei so wenig Rücksichtnahme der Schulen auf den Garten und die Blumenpflege kann es uns nicht Wunder nehmen, daß sich erstens so gut wie gar kein Garteninteresse, nicht einmal ein landschaftliches, bei unseren Frauen im Allgemeinen findet, daß auch noch gar nicht daran gedacht worden ist, die Gärtnerci zu einer weiblichen Berufsthätigkeit zu machen. Es ist um so nöthiger, auf solche hinzuwirken, als bei der gegenwärtig edemischen Verhorrst unserer unbefriedigten Seelendamen durch die Gartenarbeit eine gute Speisur geboten wäre, die manche Badereise ersparen würde, und als ferner in erwerblicher Hinsicht der Gartenbau in seiner Dreitheilung, als Zierblumen-, Gemüths- und Obst-Garten, ebenfalls ein sehr ergiebiges Feld darbietet würde.

Die seine Gemüthszeit, welche der Kochkunst unterhört und zu Hilfe kommt, ist jedenfalls der weiblichen Hand ebenso gut anzuvertrauen wie der männlichen.

Es giebt hier noch ein Wort bezüglich der Gesundheit der jungen Mädchen in Pensionaten gesagt.

Im Allgemeinen begnügt man sich damit, wenn nicht eine

alte Krankheit oder ein chronisches Leiden, das tödend in den nächsten Verkehr eingreift, wie Augenleiden, Hartnäckigkeit oder den Scheiteln die Iste, die Pensionairin für gesund zu erklären, denn nur wenige der Vorsteher sind Anthropologen, oder haben wissenschaftliches Verständnis vom menschlichen Organismus. Das Mädchen, welche nur auf Schulbänken, an Klavieren, an Speiseisenden oder in Droschken sitzen, um nicht gehend auf der Straße gehen zu werden, was auffällt und nicht anständig ist, sich nicht gleich befinden können, bedarf keiner Erörterung. So sehen wir auch in dergleichen Pensionaten meistens Aufgebundenen der Gleichheit, hervortretende und aufgetriebene Leiber, unanständigen Gettanjaß und mehr dergleichen Erscheinungen, die sich aus der geführten Lebensweise selbst erklären.

Täglich wird, mit Ausnahme des Sonntags, täglich eine Stunde vorchriftsgemäß sein anständig promenirt, von welcher unwillkürlich Veranlassen sich die Mädchen unter allerlei Vorwänden, namentlich dem erfolgreichen der zu vielen Schularbeiten, beizutreten suchen; aber wie steif und inhaltslos wird dieser Vorleser. Jeer und gleichgültig wie sie ausgegangen, kehren die Spaziergängerinnen rückwärts nach einer Stunde wieder zurück. Seine von ihnen bringt eine Blume, ein Blatt, irgend eine kleine Platte oder Errungenschaft aus dem Naturleben mit nach Hause, denn keine hat etwas gesehen, etwas beobachtet.

In einen Garten geht man, entweder um eine Blumenbeobachtung zu besuchen und über diese mitzureden zu können. Man durchstreift den zoologischen Garten etwa zwei Mal im Jahr, um die „Löwen“, oder sonst ein besonderes Thier zu sehen, niemals aber geht man um des Gartens selbst, ohne Vor- und Prästensen dahin, niemals als Theilnahme für die Verwaltung, für Gartenanlagen überhaupt.

Wenn Schulvorsteher sich mit Kunstgärtnern in ein pädagogisches Verhältnis zu setzen wissen, so könnte wenigstens mit der Spaziergängen ein erfrischender und lehrreicher Gartenbesuch verbunden werden.

Um dessen genügt es, einige Toiletten gesehen und die Mann zu den (Gignondedeln der vorüberwandelnden Damen hinsetzen und kritisiert zu haben.

Sind sich demnach jetzt weibliche Gartenschulen organisiren lassen, so hätte der Gartenunterricht bei den jungen Mädchen und Frauen, da in den Schulen nichts dafür gesehen, zu Anfang an zu beginnen. Das Interesse und die Liebe zur Natur müßte erst so zu sagen urbar gemacht werden; doch liegt es doch in jedem weiblichen Wesen so viel mütterlich pflegender Hand, als die Garten- und Blumenpflege erfordern, um mit der eigenen Hand an das Werk zu legen, das heißt, ein Stück Gartens selbst zu pflanzen und darin von einem wissenschaftlich gebildeten Gärtner einen praktisch-ästhetischen Gartenunterricht zu Frauen und Mädchen beginnen zu lassen.

Seanne Marie v. Gabette-Georgens.

Mexiko.

Kaiser Maximilian's letzte Tage.*)

Die Belagerung von Queretaro erhält durch die Tagebücher des Prinzen Salm große Anschaulichkeit. Er eröffnet seine

Schilderung jener denkwürdigen Tage mit kurzen aber faßlichen Charakteristiken Derjenigen, welche berufen waren, Hauptrollen in den Schlüsseln jenes immer mehr zur Höhe der Tragödie sich heigernenden Dramas zu spielen.

In Queretaro herrschte eine Zeit lang nach dem Einzug der Kaiserlichen die Ruhe, welche großen Truppen vorausgehen pflegt. Das Theater blühte, das später Zeug einer so unwürdigen Verhöhnung der Justiz sein sollte, war fortwährend geöffnet und besucht, in der Arena fand ein Stiergefecht statt.

Den handelnden Personen erschien die Situation noch lange nicht verzweifelt. Der Kaiser übertrug dem Prinzen Salm am 12. März das Commando des Hitz-Corps der Cazadores. „Es war ein wildes Corps, aber es waren tüchtige Soldaten.“ — Fast bei all' den zahlreichen Ausfällen, welche während der Belagerung unternommen wurden, war der Prinz thätig. — In richtiger Würdigung der Verhältnisse erschien es Salm verwerflich, sich in einem so unvortheilhaft gelegenen Orte wie Queretaro einschließen zu lassen, und er rieth dem Kaiser nach dem ersten glänzenden Ausfall, bei dem er selbst mit seinen Cazadores die Liberalen in die Flucht geschlagen hatte, die Entmutigung des Feindes zu einem entscheidenden Schlag zu benutzen und nach San Luis Potosi, dem damaligen Sitz der Regierung, vorzudringen. „Marquez war aber anderer Meinung, und dieser galt damals beim Kaiser Alles. So flug Maximilian war, so war er doch zu rein und zu edel, um die Verlorenheit und den Verrath zu begreifen. Marquez drang mit seiner Meinung durch und es wurde beschloffen, sich in Queretaro einschließen zu lassen.“

Der zum Generalleutnant des Kaiserreichs ernannte Marquez sollte nach Mexiko gehen, um alle dort befindlichen Truppen, nebst Geld, nach Queretaro zu bringen. Marquez gab vor allen versammelten Generalen sein Ehrenwort, daß er in 14 Tagen wieder in Queretaro sein werde, koste es, was es wolle.

In der Stadt begannen nach und nach Lebensmittel und Munition auszugehen. Die ärmere Bevölkerung nährte sich zuletzt nur mehr von Mais, die Soldaten bekamen Maulthier- und Pferdefleisch. Aus dem bleiernem Dache des Theaters wurden Kugeln gezogen. Die Straßen wurden unsicher, da die Stadt viel beschossen wurde. Man gewöhnte sich indessen an die Gefahr, und die Caffeehäuser und Promenaden blieben fortwährend besucht.

„Der Kaiser pflegte des Nachts oder zu anderen Tageszeiten die Tranchen zu besuchen und die Soldaten zu fragen, ob sie ihre Vöhrnung richtig erhielten. Es war dies eine sehr gute Controle für die Offiziere, und solche Sorgfalt war den Soldaten so neu und schmeichelehaft, daß sie darum den Kaiser ganz außerordentlich lieb gewannen, besonders, da er mit ihnen alle Gefahren und Entbehrungen theilte.“

Das Tagebuch des Prinzen Salm ist reich an Zügen hohen persönlichen Muthes und großer Herzensgüte Maximilian's.

Der 30. März war ein feierlicher Tag für die Tapfern von Queretaro. Der Kaiser hatte alle zur Verleibung von Auszeichnungen vorgeschlagenen Offiziere auf die Plaza de la Cruz beschieden. Hier theilte er ihnen selbst die bronzene Medaille für Tapferkeit, die er nur in außerordentlichen Fällen verleiht, an die Brust und gab ihnen das mexikanische *embrazo*. Schon damals wollte der Kaiser den Prinzen Salm zum General ernennen, und es hielt ihn nur der Gedanke, dadurch die Eifersucht und Unzufriedenheit der mexikanischen Generale zu erregen, davon ab. — Es geschah einige Zeit später. Das Patent wurde

*) Queretaro, von k. Prinz zu Salm-Salm. Stuttgart, 1. Aufl. 1868. (Vgl. Nr. 50 des „Magazin“ von 1868.)

dem Prinzen erst ausgefertigt, als Maximilian schon im Gefängnis war. An jenem Tage verlieh er auch ihm die bronzene Tapferkeitsmedaille. „Sie wissen“, sagte er dabei, „wie sehr ich an Ihnen hänge und wie lieb ich Sie habe; ich möchte gern mehr für Sie thun, allein ich kann es vorläufig nicht.“

Als die Offiziere mit verschiedenen Orden bedorrt worden waren und der Kaiser sich entfernen wollte, trat General Miramon aus Oberst Pradillo zu, der die Orden trug; nahm eine bronzene Medaille, trat damit vor den Kaiser, und indem er sie demselben an die Brust steckte, sagte er folgende Worte: Ew. Majestät haben Ihre Offiziere und Mannschaften bedorrt, als ein Zeichen der Anerkennung für Tapferkeit, Treue und Ergebenheit. Dem Tapfersten von Allen, welcher uns stets in allen Gefahren und Entbehrungen zur Seite stand und uns mit dem erhabensten und glänzendsten Beispiele stets vorangegangen ist, nehme ich mir hiermit im Namen Ew. Majestät Herrens die Freiheit, dieses Zeichen der Tapferkeit und der Ehre zu verleihen, welches Sie mehr als jeder Andere verdienen.“

Der Kaiser war sehr überauslich und gerührt von dem stummen und schönen Akt, umarmte General Miramon, nahm die Medaille an und trug sie seitdem als seine erste und vornehmste Dekoration.“

Unterdessen verstrich die Zeit, innerhalb welcher General Marquez von Mexiko zurückzukehren versprochen hatte. Vergeltens sandte man Kundschaften nach ihm aus. Es war nichts Zuverlässiges über ihn zu erfahren. Die Meisten begannen an seiner Treue und seiner Rückkehr zu zweifeln.

In einem Kriegsrath vom 9. April wurde in Vorschlag gebracht, sich mit der ganzen Armee durchzuschlagen. Dagegen sprach sich General Mendez aus. Gegen den Plan, der Kaiser solle sich mit der Cavallerie allein nach der Sierra Gorda durchschlagen, deren Pässe, einmal besetzt, leicht hätten verteidigt werden können, und deren indianische Bevölkerung zur Partei Mejías gehörte, war Miramon. Dieser glaubte, die Stadt könne sich noch lange halten. — Der Kaiser theilte seine Ansicht und hoffte fortwährend auf Marquezs Rückkehr. Auch erklärte er, es sei gegen seine Ehre, die Armee im Stich zu lassen, und er wolle sich lieber begraben lassen, als das thun.“

Am 15. April wurde beschlossen, daß Prinz Salm sich mit Moret nach Mexiko begeben solle, um mit den Truppen, mit oder ohne Marquez, nach Queretaro zurückzukehren und die Stadt zu entsetzen. Die sehr detaillirten Instruktionen und Vollmachten des Kaisers sind in dem Tagebuch des Fürsten abgedruckt. Der Plan aber wurde durch Verrath vereitelt. Prinz Salm spricht die Vermuthung aus, daß es wohl Lopez gewesen sei, welcher die Feinde davon in Kenntniß gesetzt habe.

Am 21. April wurde Prinz Salm zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt. Sein Verhältniß zu Maximilian wurde dadurch ein wo möglich noch intimeres. Salm gab sich fortwährend alle Mühe, den Kaiser zu bewegen, Mexiko zu verlassen. „Der Kaiser ging darauf ein, allein nur unter der Bedingung, sich mit der ganzen Armee durchzuschlagen. Es qualte ihn nämlich fortwährend der Gedanke, nicht genug gethan zu haben für seine militärische Ehre, und außerdem wiederholte er häufig: Marquez kommt doch!“ Diese Hoffnung sollte ihm jedoch bald gänzlich genommen werden.

Prinz Salm hatte einen ihm ergebenen Kaffiser, Namens Ruth, nach Mexiko geschickt. Dieser war nur bis in das feindliche Lager gekommen, hatte sich als Deserteur ausgegeben müssen und kehrte nun mit der Nachricht zurück: Marquez sei auf dem Wege nach Puebla völlig vernichtet worden!

Nun kam der Entschluß, sich mit der Armee durchzuschlagen, wieder in Aufnahme. Am 27. April sollte er effectuirt werden.

Prinz Salm wurde zum Chef des I. Hausbattes ernannt und die Husaren und die mexikanische Leibwache unter sein spezielles Commando gestellt. Der Ausfall gelang glänzend. Die Niederlage der Juaristen war so vollständig, daß, wie Salm nach der Einnahme erfährt, damals mehrere feindliche Generale der Ansicht waren, man solle die Belagerung aufheben. General glänzend war dieser Sieg, daß Miramon den Kaiser überreden konnte, den Abzug aufzuheben und noch einen Versuch zu machen, den Feind gänzlich zu vernichten.

„Früher war Marquez, nun war Miramon des Kaisers böser Geist. Ersterer ist ein Verräther, darüber herrscht kein Zweifel; Letzterer kühnte mit dem Tode, und so lange wir nicht Beweise für das Gegentheil haben, wollen wir annehmen, daß Miramon vielleicht persönlich ehrgeizige Absichten hatte, aber sich mehr selbst durch seine Illusionen täuschen und durch seinen Ehrgeiz hineinreißen ließ, als daß er den Kaiser täuschen und absichtlich zu verderblichen Sandlungen veranlassen wollte.“

Der zweite Versuch mißlang vollständig. Prinz Salm blieb indeß bei seiner Ansicht, daß man noch immer durchbrechen müsse. Vergebens suchte er den Kaiser davon zu überzeugen. Miramon hatte ihn gänzlich besungen. Derselbe redete wieder von seiner militärischen Ehre, die ihm nicht gestatte, die Stadt aufzugeben und in derselben die schwere Artillerie zurückzulassen. „Und was“, rief er aus, „soll aus dieser unglücklichen Stadt werden, die so treu zu uns gehalten hat? und was aus unsern armen Verwundeten, die wir nicht mitnehmen könnten?“ —

Sehr richtig scheint uns die Bemerkung zu sein, welche Prinz Salm dieser Anschauung gegenüber aus derselben Dürftigkeit macht: „Wir konnten seine Gründe nicht stichhaltig finden. Eine Festung aufzugeben, wenn man sie allenfalls noch halten kann, oder Gesetze im Stich zu lassen, mag gegen die Einnahme des Commandanten oder Artillerie-Offiziers sein, und es ist gewiß sehr zweckmäßig, daß solche Ansichten in einer Armee Glaubensartikel sind; allein diese Gesetze können unmöglich für den Souverain gelten, für den ganz andere Grundfälle maßgebend sein sollten, als die der speziellen militärischen Ehre.“

Am 3. Mai wurde der letzte Angriff von Seite der Kaiserlichen unternommen. Es waren deren 15 gemacht worden. — Wohl mit Recht erklärte General Menzies all' diese Geheide für durchaus unnütz; man verliere nur Leute dabei, ohne irgend einen Vortheil zu gewinnen. — Es konnte nicht ohne Aufgabe sein, all' die interessanten Einzelheiten hervorzuheben, welche sich in dem Tagebuch des Fürsten zu einem lebendigen, gestaltenreichen Bilde zusammenfügen.

Auch den Eindruck der letzten Scenen der Belagerung, Lopez' Verrath, wollen wir nicht durch Auszüge aus Salm's Tagebuch abschwächen. Miguel Lopez hatte die Frechheit, sich in einer Verteidigungsschrift auf den Prinzen Salm zu beziehen. Der Prinz schrieb noch im Gefängnis eine Entgegnung, die die letzten Zweifel an Lopez' Schult — welche Zweifel übrigens in Mexiko kaum bestanden — schwinden macht, und die ganze Niedrigkeit des Verräthers auf die ekelhafteste Weise darthut. Die beiden interessanten historischen Dokumente finden sich dem Tagebuch des Fürsten beigegeben.

Während der Gefangenenschaft war Prinz Salm anzuseh von Maximilian getrennt. Des Prinzen richtiger Blick erkannte sogleich, daß nur die Flucht Maximilian retten könne, und daß jede andere Hoffnung nur Illusion sei. Salm schreute sein

Bedrohung der Feinde, keine persönliche Gefahr, dieselbe zu ermöglichen. Ein Beweis dafür ist unter Anderem Folgendes:

Am 8. Juni kam von der Regierung zu San Luis Potosí der Befehl, daß der Kaiser und sämtliche Generale in Gemäßheit des Gesetzes vom 25. Januar 1862 vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Die Obersten wurden in demselben Ufasse der republikanischen Regierung zu sechs Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt.

„Nach dieser Ordre“, erzählte Prinz Salm, „würde ich als Oheim zu sechs Jahren Strafgefangniß verurtheilt gewesen sein und meine Strafe, wie es auch angeordnet war, augenblicklich haben antreten müssen. Der Gedanke war mir aber unentzählich, unter den obwaltenden Verhältnissen vom Kaiser getrennt zu werden, und um das zu verhindern, zeigte ich mein Generals-Patent vor. Der feindliche Oberst machte mich darauf aufmerksam, daß das Gesetz vom 25. Januar 1862 Tod bedeute, und daß keine Vergnügung zu erwarten sei; er wollte davon schweigen, daß ich das Generals-Patent besitze. Ich blieb jedoch bei meinem Entschlusse.“

Zwei wohlangelegte Fluchtpläne wurden entworfen und gaben allen Aussicht auf glücklichen Erfolg zu haben. Fast wären sie gelungen. Es ist dasselbe emsige „Ja“, das uns oben während der Belagerung so traurig oft entgegenritt. Der erste Versuch scheiterte an der Weigerung Maximilian's, Quereiro zu verlassen, bevor die Gesandten kämen. „Das würden die fremden Gesandten, die ich hierher befehlt habe, von mir denken“, sagte der unglückliche Kaiser, „wenn sie ankämen und mich nicht hier finden!“ — Selbst, wahrhaft selbst in dieser Einnur, und ungemein schlagend die Entgegnung des Prinzen Salm: „Sie würden beglückt froh sein, Ew. Majestät nicht mehr hier zu treffen!“ Salm beschwor den Kaiser fast zum Knien, von seinem Vorhange abzugehen. Vergebens!

Der zweite Fluchtversuch scheiterte an der Weigerung der Soldaten, die zur Befestigung notwendigen Wechsel zu unterbreiten. „Die Herren fürchteten, an den Galgen zu kommen.“

Baron Ego hat dieser Tage eine Erwiderung auf die ihn schuldigenden Berichte des Prinzen Salm abgegeben. Wir werden bei der Beschreibung des Tagebuches der Prinzessin Salm darauf zurückkommen.

Das Kriegsgericht über den Kaiser und die Generale Miramón und Mejía fand im Theater Sturvide statt. „Warum man das Theater dazu wählte, während es so viel andere anständiger Lokale in Queretaro gab, die für diesen Zweck geeignet waren, kann ich mir nur dadurch erklären, daß man den Kaiser dadurch zu beschimpfen meinte, wenn man nicht etwa andeuten wollte, daß ja das Ganze nur eine Komödie sei.“ „Das Theater war mit Fahnen und republikanischen Emblemen von dem besondern Zweck ausgeschmückt worden und hell erleuchtet, wie bei jeder anderen Vorstellung. An die Bürger waren Billets ausgesetzt. — Auf der Bühne saßen die sieben Richter und die zahlreich bei der Vorstellung mitwirkenden Personen. Mejía und Miramón saßen in der Proszeniumloge.“

Bedeutungslos sind die Motive, welche die republikanische Regierung bemog, den Tod Maximilian's zu beschließen. Es war bloße Opportunitätsgründe.

Der Prinz giebt als solche die Besorgnis der Regierung an, daß die Verbannung Maximilian's seine Sache, bei dem Umstand, den er in Mexiko hatte, nicht für immer und gänzlich brechen würde. Außerdem gab es eine Menge von Leuten, besonders in der Armee, welche den Tod des Kaisers aus Rache

forderten, und deren Stimme und Unterstützung Juárez durch aus brauchte, wenn er wieder zum Präsidenten gewählt sein wollte.“

„Ein drittes Motiv endlich, welches die Regierung bemog, den Tod des Kaisers zu beschließen, war, wie aus mehrfachen Angaben der Regierung nahe stehender Personen hervorgeht, daß sie den seltenen Fall der Gefangennahme eines getödteten Hauptes benutzen wollte, um das republikanische Prinzip an der Monarchie zu rächen.“

Am 15. Juni wurde der Kaiser vom dem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Drei Beisitzer hatten für den Tod, drei für die Verbannung gestimmt. Die Stimme des Vorsitzenden hatte den Ausschlag gegeben.

Die Hoffnung auf Rettung lebte fast bis zuletzt in Maximilian's Seele. Wie einst Napoleon L. als sein Stern erblühen war, an große wissenschaftliche Reisen dachte, die fortan seinen rastlosen Geist beschäftigen sollten, so erwachte auch in Maximilian in den letzten Tagen die Wandersehnsucht seiner früheren Jahre wieder. Mit Begehr ließ man die Reisepläne, die er mit dem Prinzen Salm entwarf.

Am 16. Juni Morgens 11 Uhr wurde dem Kaiser das Todesurtheil vorgelesen. Maximilian hörte es ruhig lächelnd an. Es sollte ihm übrigens noch die Qual eines Aufschubes zu Theil werden.

Prinz Salm hatte an den Kaiser die Bitte gerichtet, ihn auf seinem letzten Gange begleiten zu dürfen. — Der Kaiser ließ ihm sagen: Er lasse ihn umarmen und ihm danken für Alles, was er für ihn gethan habe. Der Prinz fenne seine große Anhänglichkeit an ihn, und so gern er ihn auch auf dem letzten Wege in seiner Nähe zu haben wünsche, so fürchte er doch, daß der Prinz sich zu Schritten hinreißen lassen möchte, welche ihm das Leben kosten könnten. „Er habe mit der Welt abgeschlossen und es würde ihn zu sehr ergreifen, von einer Person Abschied zu nehmen, die ihm so nahe gestanden habe und die ihm so theuer sei.“

Wir eilen über die Executionscene hinweg. Maximilian starb mit der heiteren Würde eines Helden.

„Als das Unglück hereinbrach — sagt Prinz Salm schön und wahr von seinem kaiserlichen Freunde — zeigte sich der Geist des Kaisers in seiner ganzen milden Kraft und stillen Würde und sein Tod ist ein erhabenes Beispiel für alle Zeiten.“

Viele haben es ausgebrochen und druden lassen in Südland, Maximilian habe in seinem Tode nur die gerechte Euhme eines strafbaren Ehrgeizes erlitten. Sie verwechselten seine edlen und milden Intentionen mit den eiteln Begierden der Herrschsucht. Aber man muß fragen, was wird noch Großes hervorgebracht werden, wenn der Ehrgeiz — als das Bestreben, schwierige und gefahrvolle Aufgaben nicht scheuend, Gutes zu wirken je nach Stand und Lage — aus der Reihe der berechtigten Weltfactoren gestrichen werden soll?

Jedenfalls scheint die Annahme nicht ohne Berechtigung — wie sie auch jüngst in einem bedeutenden Aufsatz über die lateinischen Racen von kompetenter Feder ausgeprochen wurde — daß mit dem Fall des Kaiserthums dem mexikanischen Volke eine neue — und vielleicht die letzte Chance — einer glücklicheren Zukunft entging. Es sind nicht die Staatsformen allein, welche die Völker glücklich machen. Mexiko besitzt nun keine republikanische Verfassung wieder; aber wenn und nicht alle Nachrichten trügen, die wir aus diesem Lande empfangen, so ist es weiter denn je davon entfernt, die Utopien sich verwirklichen zu sehen, die es davon zu erwarten schien — weiter denn je

daron entfernt, das Problem zu lösen, die materiellen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen und die geistigen zu wecken und zu beugen.

Wir haben es versucht, den Inhalt der Tagebücher des Prinzen Salm in seinen Grundzügen mitzutheilen. Sie bilden von nun an eine der wichtigsten Quellen der zeitgenössischen Geschichte Meosins. Sie sind bedeutend durch die Fülle ihrer Angaben, bedeutend durch den Charakter, die Einsicht und die Stellung ihres Verfassers. Gottfried Böhm.

Morgenländische Literatur.

Ihre Kritik der Bücher des Alten Testaments. *)

Wenn irgend einem Buche, so ist dem vorliegenden des Herrn Professor Rölke der Charakter seines Wesens auf die Stirn geschrieben. An die Stelle der sogenannten Einleitung in das Alte Testament, in welcher, je nach der verschiedenen theologischen Schule, welcher ein Werk angehört, der Inhalt, die Zeit, der Verf., der Charakter jedes Buchs im a. T. besprochen wird, tritt hier die alttestamentliche Literaturgeschichte, ein freies philologisches Forschen in dem und über das Buch der Bücher geltend zu machen.

Prof. Rölke, als ein scharfer Kritiker und gründlicher Forscher im Gebiet der semitischen Philologie bekannt, will die Forschungen der letzteren auf diesem Gebiete in weiteren Kreisen bekannt machen, und können wir in dieser Beziehung das Buch, wegen seiner klaren, lichtvollen Darstellung, bestens empfehlen.

Er behandelt in demselben zunächst die geschichtliche Literatur in drei Abschnitten:

I. Das große Buch der Geschichte, d. i. V. M. Moses, Josua, Richter, Samuelis, Könige, die Geschichte von der Schöpfung bis zum Untergang Juda's.

II. Das spätere Buch: Chronik, Esra, Nehemia, zwar auch mit dem Anfang beginnend, eigentlich aber Geschichte des späteren Juda bis zur Wiederherstellung des Tempels.

III. Makkabäer, Daten und Leiden Juda's im II. sec. v. Chr. Es ist nun besonders das erste Buch und von diesem wieder speziell der erste Theil der V Bücher Moses, welches den Scharfsinn der Forscher schon seit Jahrhunderten beschäftigt. Denn obwohl ihr jener Irrthum von der moaischen Abfassung des Buchs sich schon vom unfrühhilichen Judentum aufs Christenthum vererbt hat und eine solche Ansicht besonders von der starren Inspirations-Theorie gestützt ward, so hat es doch unter den geistreichen Juden und Christen nie an Zweifeln an der sogenannten Authentizität gefehlt. Ibn Esra, der große jüdische Gelehrte des 12. sec., muß bei Stellen: „Es waren aber Könige in Juda ebe Könige in Edom waren, die 7“, so wie bei der Beschreibung des Todes Moses, erklären, daß solche Stellen von Mose nicht verfaßt sein konnten. Aber erst seit einem Jahrhundert, seit Astruc, hat die wissenschaftliche Ansicht über die Zusammenfügung der Bücher Moses eine bestimmte Constanz gewonnen. Die zwei Urkunden, welche nebeneinander verlaufen und welche als der Elohist und Jehovist nach der verschiedenen Benennung Gottes geschieden werden, stehen für die Kritik fest.

Doch wird von Rölke, wie dies schon Hupfeld that, der Jehovist noch in zwei Urkunden getheilt, von denen der eine, der Lebensbeschreiber Joseph's, dem nördlichen Reich angehört — dazu kommt der Redaktor. — Offenbar hat aber schon der Elohist, der älteste Geschichtsschreiber, vorliegende Urkunden, wie z. B. das Buch Jahves, benutzt.

Der Deuteronomist ist ganz für sich bestehend; in ihm erscheint schon die heroische Gestalt des Moses ganz in der Alterthum gerückt, so daß er ihm dies Gesetz als Redner in den Mund legt.

Der Pentateuch vereint somit in sich alles Schöne, welches in der Zeit vor dem Exil an Geschichte von den Juden geleistet ward; er beginnt mit Mythen, welche die allgemeinen Räthsel, die den Geist des Menschen bestürmen, in der Form von Geschichten lösen; er kennzeichnet in der Sage, der Aus schmückung des Factums den Geist des Volks; er stellt die Entwicklung des erhabenen Volks von der Kindzeit zum Junglingsalter dar. Als ein solches Buch ist der Pentateuch die Jungfrau der Geschichte und ein treuer Spiegel für den Geist jenes Volkes, das im Dienste des Einen Gottes die Aufgabe seines ganzen nationalen und geistigen Lebens fand.

Die Bücher der Könige und Chroniken führen offenbar auf ein Urchronikon zurück. Rölke setzt dasselbe etwa 550, doch ist, daß unsere Chroniken nicht aus unserem, sondern aus der 10ten Büchern der Könige geschöpft sind. Die späteren historischen Bücher Esra, Nehemia, Makkabäer sind dagegen zum größten Theil authentisch.

An die Bücher wirklicher Geschichte reiht R. die dichterischen Erzählungen oder Romane; als solche wird erstens das Buch Jona, eine märchenhafte Prophetengeschichte, welcher wir Gedanken über das eigentliche Wesen des Propheten zu Grunde liegen, behandelt; dann das Buch Esther, welches den Jüd hat, das Purimfest, welches offenbar persischen Ursprungs zu sein; empfehlen; ihm mangelt höhere geistige Motive. — Drittens das Buch Judith, in welchem die Hauptthema als Mutter in jüdischen Tugend glänzt, offenbar in der makkabäischen Heldenzeit. — Viertens das Buch Tobit, eine Schilderung des jüdischen Familienstoffs der Gerechten unter der Obhut Gottes, und schließlich daran R. noch fünftens das Buch des Sirach, eine Verherrlichung des jüdischen Geistes, wie er sich durch die Inspiration der 70 Uebersetzer dargestellt, ein Produkt jüdischer Eitelkeit.

Der zweite Theil des Buchs ist der hebräischen Dichtung gewidmet. Die hebräische Poesie ist, wie die aller Semiten, die unmittelbare Niedrigkeit des poetisch angeregten Geistes; dem entspricht die Form, die Entwicklung des Gedankens und des Rhythmus in parallelen Gliedern, der sogenannte parallelismus membrorum. Offenbar hatten die Hebräer auch westliche Dichter, wie der Deborah Siegeslied, Richt. 5, und Davids Hie von Bogen, 2 Sam. 1, 19, beweisen, doch ist auch hier der religiöse Standpunkt bald überwiegend, wie ein solcher in dem Psalmen buch ausgeprägt ist. Dasselbe besteht aus fünf Sammlungen und ist ihr Abschlus, da auch makkabäische Psalmen darin enthalten sind, wohl erst ins 2. sec. v. Chr. zu setzen. Die von den späteren Juden hinzugefügten Ueberschriften, wonach die meisten der Psalmen Davids und seinen Zeitgenossen zugeschrieben werden, gelten für die Kritik nichts. David ist für die Kritik wohl ein weltlicher Dichter, seine religiöse Dichtung ist aber nicht so gering. Später wurde der mächtige Ordner des Reichs auch als frommer Sänger verherrlicht.

An die Psalmen schließen sich die Klagelieder Jeremia's, die

*) Die alttestamentliche Literatur, von E. Rölke. Leipzig, Quandt u. Händel, 1868.

das beste Schicksal des jüdischen Volkes beweinen, als fromme Gelehrten an.

Das hohe Lied Salomonis ist das einzige ganz weltliche Produkt der hebräischen Dichtung. Schon längst hat die Forschung in diesem Buch eine Sammlung hebräischer Liebeslieder erkannt. R. erklärt es mit der neueren *Erwald's* und *Sigis's* für ein Drama: „die Treue der Hirtin“. Wir halten diese neuere Ansicht für etwas kühn; man muß gar sehr die Phantasie man um die Scenerie, daß eine Hirtin von Sulam eingekauft worden im Harem Salomo's geschleppt sei, und nun dort sowohl an den Haremefrauen als dem Salomo die sinnliche Liebe, an ihr dagegen die treue Liebe gepriesen werde, sich auszuhalten; und wer soll dann glauben, daß ein sinnlicher Despot wie Salomo so viel Umstände mit einer eingekauften Hirtin machen werde. R. giebt selbst zu daß das hohe Lied, obwohl es das schönste Drama der Hebräer war, nie aufgeführt worden sei, die schlechteren als wohl auch nicht, — auch finden wir nirgends von der Auführung eines Drama in der Geschichte der Hebräer eine Spur. Sie sehr widerspricht der erregten, unruhigen Subjektivität der Semiten jene doch mehr objektive dramatische Dichtung. Dagegen ist noch heute die Weisheit dieser Völker, in Sang und Gesang einen Gegenstand, also hier die Liebe, von verschiedenen Gesichtspunkten und Gefühlen aus zu behandeln.

Es folgt die didaktische Dichtung der Hebräer; als solche finden sich im Kanon die Sprüche Salomonis, Jesus Sirach, der Buch der Weisheit Salomonis. Der kurze Sinnspruch, in schlagenden Bildern eine Lebensweisheit bergend, entspricht leuchtend dem Geist der Semiten, die in ihrem ganzen Sprachbau schon klar, abgeriffen und in Sprängen ihre Gedanken wiederholen. So enthalten denn auch diese Bücher und besonders das dritte eine reiche Fülle hebräischer Lebensweisheit. Sie wurden nicht mehr dem Salomo zugeschrieben, obwohl dieser Herrscher, nach der Geschichte, gerade nicht als besonders weise erscheint. Schuld er nicht durch seine Vielweiberei und die dadurch veranlaßte fremde Kultur dem Reiche tiefe Wunden? Indes, er war der Glücklichste; nur zwei Herrscher beherrschten das germanische Reich und er war der Eine; er war ein politischer Stützpunkt, und das ist Grund genug, ihm die Weisheit zuzuschreiben.

Als das größte und herrlichste Lebrgedicht schildert R. mit Recht das Buch Hiob. Da der Glaube an die Unsterblichkeit bei den Hebräern nicht ausgebildet war, der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes aber als Grundfäule das ganze geistige Leben der Hebräer trug, war die fürchterliche Consequenz nicht zu vermeiden: das Unglück büßt für eine Schuld. Doch wie verschieden ist dagegen das Leben, wo so oft der Böse glücklich bis zu seinem Ende lebt. Das Problem wird ein Prüffeld für die Geister im Hiob, die mit den tiefsten Gedanken, den herrlichsten Schilderungen vom Wesen Gottes dieses Problem erörtern und behandeln; endlich aber wird die fühlige Theodicee gerechtfertigt. Hiob wird wieder glücklich, da er fromm blieb. — R. setzt das Buch als das erhabenste Erzeugniß hebr. Poesie in die Zeiten Jesaja, also Ende des 8. vor v. Chr. Die Heden des Ezechiel 32–37 scheidet er, als nicht zum Ganzen gehörig, aus.

Ein dem Stamm der hebräischen Literatur ganz eigenständiger Zweig ist das prophetische Schriftthum. Die treibende Kraft des Gottesgedankens gestaltet sich in den Propheten zu einer überwältigenden geistigen Macht, mit der sie an Gott zu sein gebunden, aber frei den Menschen gegenüber auf der Höhe israelitischer Geschichte auftreten. Diese geistige Macht des Prophetenthums begleitet zwar die Geschichte der Israeliten

schon seit Samuel, aber in ihren geistigen Produkten treten sie uns doch erst seit der schriftlichen Periode hervor; man unterscheidet vier Perioden:

1. bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts die Blüthe der Prophetie, besonders Jesaja's Geist, sie hoffen Juda noch als Staat zu retten;

2. bis zum Exil: Jeremia, der Hauptvertreter, ohne Hoffnung für Juda's Erhaltung;

3. Ausleben der Nation gegen den Schluß des Exils, besonders im II. Theil Jesajas Cap. 9, 40–66, der ja offenbar von anderer Hand ist;

4. die Nachexilischen, mehr nur Nachahmungen. — Es ist das Wesen dieser gewaltigen Charaktere, daß sie das ganze Gewicht ihres Selbst für ihr Wort in die Waagschale werfen, mit ihrem ganzen Wesen für dasselbe eintreten. Ihr Wort aber ist aus der Ueberzeugung geboren, daß Jähre, der Allmächtige, nicht allein die äußere Welt in seinem Zügel hält, auch das geistige Leben ist aus ihm entsprungen. Nur so lang das Volk ihm treu bleibt, ist es mächtig, glücklich, doch von ihm abgemandt, stürzt es rettungslos in's Verderben. So ist das Leben Israels das Sinnbild aller Staaten. Das Wahrsagen der Propheten ist ein „wahres sagen“, als Ausdruck dieser Ueberzeugung, nicht ein Weissagen, sondern ein „weises sagen“ von dem Wesen Gottes.

Daniel und die Apokalyptiker bilden den Schluß des Kanon. Ist Daniel Prophet oder nicht? Die Frage wird von der Kritik etwa so beantwortet: die Propheten waren mit dem vierten Jahrhundert verstummt, und Israels Heil noch immer nicht gekommen. Doch es gab eine Weissagung von Jeremia, nach 10×7 Jahren werde das Heil im Messias erscheinen. Da erhebt etwa 167 v. Chr. ein Mann, welcher Jeremia's Ausspruch zum Trost seiner Zeitgenossen neu erklärt. Nicht 7×10, nein 7×70 Jahre seien gemeint; darum sei noch zu hoffen und zur Beglaubigung dieser, dem alten frommen Daniel untergeschobenen Erklärung, ließ er diesen Daniel die bis dahin verlaufene Geschichte im Traumgestalt erzählen. Daher jene vier Reiche.

Am Kriadenfaden der Kritik führt uns somit dieses Buch durch die langjährige Forschung über die Bücher des A. T. von den Schriftthümern uralter Zeit bis zum letzten Aufklaren des hebräischen Geistes. Alle Phasen der geistigen Entwicklung dieses geistig so hoch begabten, dem religiösen Gedanken durch Jahrtausende nachringenden Volkes in Einem Buch. — Die historisch-kritische Schule rastet nicht in ihrer Forschung; sie weiß, daß nur, wenn man rein menschlich jene Denkmale des hebräischen Geistes betrachtet, wenn man den gewaltigen geistigen Kampf dieses Volkes verfolgt, nur dann die erhabene Höhe, zu der dieses Volk emporstieg, erkannt und die tiefe Weisheit der Vorlehung, die bei den verschiedenen Völkern verschiedene die Reime der geistigen Entwicklung erprießen ließ, richtig gewürdigt werden kann.

Dieterich.

Baltische Provinzen.

Die Bedeutung der baltisch-deutschen Provinzen für die Kultur Rußlands.

Gegenüber der Oberflächlichkeit und Kürzsichtigkeit, mit der noch immer auch in der deutschen Presse von der Schwäche des deutschen Elements in den Ostprovinzen und von dessen baldiger vollständiger Verrichtung gesprochen wird, kann man

nicht sorgfältig genug alle Beweise für dessen fast wunderbare Kraft und Ueberlegenheit gegen alle übrigen dort vertretenen Volksstämme, so wie von seiner darauf fußenden Zuversicht, sammeln und veröffentlichen. Neue Belege dafür liefert uns das neueste Heft der „Viel. Beiträge.“

Nicht zum geringsten Theile bestehen dieselben in Auszügen und kritischen Beleuchtungen des Werkes „Die Stanzgebiete Rußlands“ von Samarin, einem würdigen Vertreter der moskowitzischen Nationalpartei in ihren Hauptcharakterzügen, im Haß und Reid gegen die Fremden, namentlich die Deutschen, in dem Genuß, über sie zu herrschen und sie zum eignen Vortheil auszunutzen, so wie in der geistigen und sittlichen Ohnmacht bei der Befriedigung desselben, in der Unredlichkeit und Unmährhaftigkeit, welche demzufolge gegen das verhaßte Volk angewendet werden, und endlich in dem Prunken mit dem Firniß und den Stichwörtern der Kultur, der Geistesbildung und der Freiheit der westlichen Völker, denen man es in dem Wesen dieser Dinge doch nicht gleich thun kann. Einen Hauptbestandtheil des Samarin'schen Buches bilden die „Denkwürdigkeiten des rechtgläubigen Veten Inbrist Straumit,“ durch welche als eine naive Rundgebung aus dem Schoße des Vetenvolkes der Verfasser beweisen will, daß der Uebertritt der Veten und Chisten in den vierziger Jahren zur orthodoxen russischen Kirche nicht durch „offiziellen Betrug“ bewirkt ist, wie Graf Bobrinsk dem Kaiser erklärt hat, sondern aus freier, naturgemäßer Bewegung der „unglückseligen, unterdrückten“ beiden Stämme und aus ihrer Erhebung aus deutscher Barbarei zu russischer Kultur hervorgegangen sei. Der Herausgeber der „Viel. Beiträge,“ Herr W. v. Bod., weist nun nach, daß diese angeblichen „Denkwürdigkeiten“ nichts weiter als ein Machwerk des Herrn Samarin sind, welches mit dem gut protestantischen Volksgesicht der Veten und Chisten nichts gemein habe.

Zeugt somit einerseits dieser Moskowitz durch seine in ihrer Richtigkeit aufgedeckten Feindseligkeiten und Angriffe wider Willen für die Feindseligkeit des Deutschtums in den Ostseeprovinzen, so führt Herr v. Bod. andererseits noch zwei Russen als unmittelbare Zeugen für dasselbe auf: der eine ist Herr V. von Villenfels, dessen deutscher Name aus baltischer Abkunft hinweist, der jedoch im Gouvernement St. Petersburg zuhause ist und der russischen Kirche angehört. In einer russisch geschriebenen Broschüre „Vant und Freiheit“, zieht er gegen die russischen Agrarzustände her, besonders gegen den Gemeindefeß, den die moskowitzische Partei bekanntlich auch in den Ostseeprovinzen einführen will, und verlangt eine Landgemeinde-Versaffung und eine ländliche Behörde, welche der baltischen gleicht, wie ein Ei dem anderen.

Nach bestimmter spricht sich Herr D. Buchor, früher Gouverneur von Pleskau, welches Gouvernement bekanntlich an Völand gränzt, jetzt Minister-Absunt, in diesem Sinne in einer „Denkschrift“ aus, besonders in folgendem Passus: „Das Gouvernement Pleskau, an dem äußersten Rande des großrussischen Stammes und der großrussischen Civilisation belegen und an Gouvernements gränzen, welche sich unter anderen historischen und Kultur-Beziehungen entwickelt haben, mußte bekanntlich unvermeidlich eine Vermischung der benachbarten Elemente in sich aufnehmen. In ethnographischer Beziehung stellt die Bevölkerung in sich einen keineswegs gleichartigen Bestand dar: in den niederen Schichten sind die angestammten russischen Einwohner mit finnischen Stämmen verlegt, in den

höheren mit deutschen. Obgleich in der Beziehung auf die des Reiches im Gouvernement Stammesunterschiede nicht zu kommen, so machen sie sich doch geltend sowohl im Charakter der Privatthätigkeit der Bevölkerung, als auch in ihrem bürgerlichen Wesen. In diesen beiden letzteren Beziehungen kann man nicht umhin, die scharfen Unterschiede zu bemerken, welche die Personen deutschen Stammes kennzeichnen, indem sie sich selbst von der allgemeinen Masse absondern und über die Niveau von deren geistiger Entwicklung wie über die Stufe von deren materiellem Wohlstande erheben. Die ihnen gehörigen Grundstücke zeichnen sich durch gute Bewirtschaftung aus, deren Abwesenheit bei ihren Nachbarn so stark hervorsteht. Si aus den Ostsee-Gouvernements herüberziehenden kleinen Landwirthe richten ihre Wirtschaften unvergleichlich viel besser ein, als die Stammbevölkerung, und in dieser Beziehung kann man nicht umhin zu bekennen, daß die Verfassung dieses Elements zur materiellen Entwicklung des Gouvernements wesentlich mitwirken wird. Hinsichtlich der Interessen des Reiches würde eine solche Verstärkung nicht nur keinerlei Uebelstände herbeiführen, sondern könnte sogar in dieser Beziehung nicht minder nützlich werden, als in wirtschaftlicher, da die Hauptmerkmale, welche es auszeichnen, bestehen: in Arbeitsamkeit, Gewandtheit, an Ordnung und Zucht — lauter Eigenschaften, welche die Wurzel des konservativen Elements ausmachen, auf welchen hinwiederum eine gesunde Entwicklung und die Macht des Reiches beruht. Die kleinen Landwirthe aus den Ostseegouvernements kaufen hier gar gern Land. Sollte es möglich sein, ihnen Kronland Parzellen zu verkaufen, so würde die Zahl der kleinen Landwirthe ansehnlich, zu ungewöhnlichem Genuß des Gouvernements und nicht ohne Vortheil für die Reichskasse, sich vermehren, welcher letzteren die Verwaltung der Reichsbesitzlichkeiten, besonders im Pleskau'schen Gouvernement, ganz unerbittlichmäßig schwere Lasten auferlegt.“

Es erhebt aus dieser Darlegung Buchor's, daß die baltischen Deutschen, so wie die mit ihnen engverbundenen Veten und Chisten, weit entfernt davon, einem Eindringen der Russen in den Ostseeprovinzen zu weichen, vielmehr ihrerseits in die benachbarten russischen Gouvernements vordringen und die Russen aus dem Grundbesitz drängen, daß sie dabei ihr Volksthum und ihre Sprache bewahren und daß diese ihrer friedlichen Eroberungen von heillosigen Russen selbst als eine Wohlthat für das Reich erkannt werden. E. A.

Frankreich.

„Wenn ich Königin wär.“

Eine junge Frau, die in der großen Welt lebt, entdeckt darin so viele Mängel, Irrthümer und Ungerechtigkeiten, daß sie zur Befriedigung derselben den lebhaftesten Wunsch empfindet, aber keine Mittel weiß; nur „wenn ich Königin wär“, sagt sie sich, „könnte es gelingen“!

Es ist der Titel eines Buches erschienen, das die bekannte Novellistin Marie von Solms-Wüste, Gemahlin des berühmten Ministers Ratazzi, so eben in französischer Sprache veröffentlicht hat. Die Romane dieser Dame waren bisher durchaus nicht ernst, sie galten sogar für sehr leichte Romane; um so mehr überrascht, daß sie jetzt eine philanthropische Bastei für ihren neuesten Roman gewählt hat.

*) Berlin, Stille und van Nuden.

Die junge Frau, welche sie als Trägerin desselben aufstellt, erzählt ihre Lebensereignisse allerdings in Romanform, aber eigentlich sind sie nur Lebensfakten; die menschenfreundlichen Bezeichnungen, denen sie huldigt, sind augenscheinlich der Hauptzweck ihres Buches. Allerdings wird darin nicht viel Neues gesagt, aber es ist doch merkwürdig, daß die Französin genau dieselben Fragen bespricht, welche unsere deutschen Frauen augenblicklich so lebhaft beschäftigen. Es ist das Elend der Armen, welches ihr Mißgefühl erweckt.

„Wenn ich Königin wäre“, sagt sie, „würde ich geben, mit meinen Händen geben, aber mit Vorbehalt, mit Ueberlegung, damit die redliche Armuth gelindert und nicht die Faulheit oder gar die Hysterie unterstützt würde. Ich würde mir ein förmliches Heims Herr organisiren, das ich ausenden könnte, um die verlassenen Armen, die verborgenen Elenden und Kranken aufzusuchen und ihnen als Boten des Mitleids und der christlichen Barmherzigkeit zu erscheinen. Welche Bönne müßte es sein, daß zu rechter Zeit eine Mutter vor der Verzeiwung, ein junges Mädchen vor dem Verderben zu bewahren!“

„Ich würde unter den Frauen meiner Bekanntschaft die ärmsten, die reichsten und mildesten auswählen und sie in meine Privatwelt aufnehmen, um das Elend in seinen geheimsten Schattenecken aufzusuchen. Jeden Morgen würde ich dann Berichte empfangen über die Entdeckungen des vorigen Tages und würde Lobspüche austheilen für diejenigen, die am Meisten Bedürfnisse für meine Unterstüzungen aufgefunden hätten. Ich würde ein förmliches Wettrennen der Barmherzigen auf diese Weise veranstalten.“

„Man kann würde ich selbst hingeben und Hilfe bringen; das Elend der Familien würde ich durch bessere Einrichtung ihrer Wohnungen mildern, ein Gardinenbrett für die Eltern, Bettstellen für die Kinder verschiedenen Geschlechts anschaffen. Der Hausbau würde ich lehren, durch Reinlichkeit und Frömmlichkeit dem Manne die Heimkehr zu erleichtern, durch gute Kost das Stillsitzen entbehrlich zu machen.“

„Dazu würde ich Vorkosten errichten, wo nahrhafte Speisen bereitet und der Familienmutter Zeit und Geld erspart werden könnten. Die Obdachlosen würden in diesen Küchen einen Platz finden, um sich zu wärmen und auszuruhen, ehe sie wieder an irgend ein hartes Tagewerk gehen.“

„Die größte Sorgfalt würde ich den Unglücklichen widmen, die Mütter ohne Ehemänner sind; ich würde ihnen eine kleine Anstalt für das Neugeborene schenken, ich würde sie unterstützen, wenn sie es selbst stillen wollten; ich würde sie belehren, daß sie ihre Schwande auslöschen können, wenn sie gute Mütter werden.“

„Für Alter und Krankheit würde ich fortwährend Arznei und Stärkungsmittel bei der Hand haben; wenn ich meine Besuche in den Stadtvierteln machte, müßten mir Bagen folgen, um die Kranken in's Hospital zu bringen, wenn sie nicht zu großen Abscheu davor hegen, wie leider die meisten Menschen der niederen Volksklassen. Deshalb würde es mein Wunsch sein, die Pflege in der eigenen Unsauberkeit der Armen zu organisiren.“ —

Es ist allerdings nichts Neues, was Frau Katakzi thun möchte, aber es ist leider etwas Unmögliches; deshalb versuchen wir es nicht, ihre Auseinandersetzungen hier in ihrer ganzen Länge und Breite wiederzugeben; sie zeugen von gutem Willen, aber von schlechter Einsicht. Alle Königinnen der Erde würden es nicht durchsetzen können, eine so vorzügliche Armenpflege zu durchsetzen; dieselbe wird ewig scheitern an den Hindernissen,

die von den Armen selbst hergeleitet sind. Aber freilich soll deshalb die Barmherzigkeit und Menschenliebe nicht ermüden, immer wieder Veruche zur Linderung der Noth zu unternehmen. In Deutschland giebt es gewiß keine Stadt, wo nicht schon Einiges von dem besteht, was Frau Katakzi einrichten möchte, wenn sie Königin wäre. Namentlich besitzt Cassel wahre Musteranstalten der Armenpflege. Die sämtlichen Damen der Stadt besuchen die armen Kranken in ihren elenden Wohnungen, bringen ihnen Lebensmittel, sorgen für Reinlichkeit, Kleider, Beschäftigung und Tröstungen der Religion. Es hat sich herausgestellt, daß die Kosten dieser Privat-Armenpflege bedeutend geringer sind, als die der öffentlichen Heilanstalten. In Berlin haben wir ebenfalls eine Menge Vereine zur Linderung der Noth und der Krankheiten, aber die Ausdehnung der Nothmacht es schwerer, durch Privatmittel zu wirken. Die reichste Einrichtung in Berlin sind die Volkshäuser, die seit länger als zwei Jahren hier in's Leben getreten sind. Es scheint, als ob man in Paris noch nicht so weit gekommen ist; wenigstens erwähnt Frau Katakzi nur einer einzigen Kochanstalt als muster-gültig, die ein Herr von Wilenow dort errichtet hat.

Die Fürsorge für vaterlose Kinder, wie sie in Findelhäusern angestrebt wird, ist allerdings nicht geeignet, die Moralität der Mütter zu befördern, und es würde für sie gewiß viel heilsamer sein, wenn Frau Katakzi die guten Absichten ausführen könnte, welche sie für die *filles-mères* hegt. Diese zu unterstützen in der gewissenhaften Ausübung ihrer Mutterpflichten, ist indeffen eine sehr schwere Aufgabe, zu deren Erfüllung kein Magdalenenkloster ausreicht; es müßten dazu erst neue Besserungshäuser gegründet werden.

Frau Katakzi hat die humanistischen Tendenzen ihres Buches sehr geschickt in die Form eines Romans verpackt, um sie auf diese Weise leichter den Lesern zugänglich zu machen, die sich sonst nicht um so ernste Dinge bekümmern. Der Roman an sich ist ziemlich unbedeutend; er wird in Deutschland am Soße eines kleinen Fürsten gespielt. Deutsche Sitten und deutsche Zustände werden möglichst lächerlich gemacht; so ist ein Herr „von Dunnerweiser“ darin geschildert und eine Madame „Müller“, wie sie kaum in Koblenz's „deutschen Kleinfüßlern“ vorkommen könnten. Der guten Tendenz wegen kann man indeffen diese Hiebe in's Blaue großmüthig verzeihen.

G. von Hohenhausen.

Nord-Amerika.

Engländer und Yankees, verglichen von einem Amerikaner.

Die erhöhte Regsamkeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit mag es rechtfertigen, wenn, anstatt ein bereits erschienes Werk zu besprechen, hier auf eines hingewiesen werden soll, das noch keineswegs die Presse verlassen, von welchem aber schon einzelne Abschnitte ihren Weg zunächst in Tinsley's Magazine (London) und von dort in andere Journale gefunden haben. Es darf auch hinzugefügt werden, daß der amerikanische Verfasser der „English Photographs“ oder „Sketches of English Life, People, Customs, &c.“ sich vor einigen Wochen nach Deutschland gewandt hat, um für sein entscheidendes Werk einen Uebersetzer und Verleger ausfindig zu machen, da dasselbe gleichzeitig in England, Frankreich und Deutschland erscheinen soll. Er

sprach bei dieser Gelegenheit die Hoffnung aus, es in einigen Monaten vollenden zu können. Obgleich nun das Werk noch nirgends, selbst nicht in England, dem Aufenthaltsorte des Autors, erschienen, erregt es doch bereits weit über dessen Grenzen hinaus ein lebhaftes Interesse, und es mag als charakteristisch für die modernen Verkehrsverhältnisse erwähnt werden, daß uns ein Proben aus jenem noch im Embryo verharrenden Buche in einem californischen Journal, dem San Francisco Bulletin vom 6. November, begegnet. Ist es nicht in der That ein Zeugnis von großer Regsamkeit, wenn einzelne Theile eines geistigen Produkts, noch lange bevor das Ganze den Schreibern des Verfassers verlassen, schon rings um den Erdball zur Kenntniß verschiedener Nationen gebracht worden! Freilich wird das Urtheil eines Amerikaners über sein ehemaliges Mutterland und dessen Volk und Eigenthümlichkeiten stets einen besonderen Reiz gewahren; es ist der herangewachsene Sprößling, welcher sich über seine Erzeugerin äußert, wie etwa folgendermaßen:

„Der amerikanische Beobachter wird eigenthümlich und unangenehm berührt durch den unter Engländern herrschenden Kastengeist. In den Vereinigten Staaten existirt eine außerordentlich gemischte Bevölkerung, man findet aber keinen Kastenunterschied bei eingeborenen Amerikanern. Es mag der Eine reicher als der Andere, Dieser gebildeter als Jener, die gesellschaftliche Stellung eine verschiedenartige sein, aber ein gewisses Etwas in Jedem zeigt und an, daß Er grade eben so gut wie der Andere und daß er sich dessen bewußt ist. Man kann die, einen großen Theil der Bevölkerung bildenden, Irländer und Deutschen mit Leichtigkeit herauserkennen; oder, falls sie sich nicht mehr von der Gesamtheit der Amerikaner unterscheiden, so liegt es einfach daran, daß sie ihre heimatlichen Eigenthümlichkeiten abgestreift und den nationalen Ton und die Gewohnheiten des Aopstienlandes sich angeeignet haben. Kein Amerikaner wird auf der Eisenbahn in einer anderen als der ersten Klasse fahren; nur Einwanderer benützen die untergeordneten Plätze. Kein Amerikaner läßt sich herbei, eine Dienstenstellung zu bekleiden, diese bleiben den Einwanderern, welche noch nicht Zeit genug gehabt, sich emporzuarbeiten, und den als Gefinde stets begehrten Negern überlassen. Man wähle den ärmsten Amerikaner, den man zu finden vermag, und beginne ein Gespräch mit ihm; bald wird man entdecken, daß er wohl bewandert ist in politischen Dingen, daß er genügende Bildung empfangen hat, um seine Ideen klar entwickeln und durch logische Argumente begründen zu können. In seinem Umgange mit Anderen dokumentirt sich stets das Gefühl der vollkommenen Gleichberechtigung und ein fast unbewusster Unabhängigkeitsinn, welcher, alle seine Handlungen, sowie seine Sprache durchdringend, jene nicht zu definierende Eigenschaft der Männlichkeit, diesen Hauptcharakterzug des Amerikaners, darstellt.

„In England kommt die Bevölkerung fast von Einer Race — als wenn, vergleichsweise, Amerika nur von eingeborenen Amerikanern bewohnt wäre — und dennoch ist der Unterschied der Klassen ein so großer, daß er an jene von Lazarus geschilderte Kluft erinnert. Engländer sind sie Alle, aber welche Verschiedenheit in ihrem Wesen! Viele von ihnen leben wie eifrige Thierjäger, wie leiber konstant werden muß, sich ihres Menschenthums zu entäußern, während Bevorzugte auf Jene herabzublicken wie auf Geschöpfe einer anderen Species. Es giebt unter den Engländern Klassen mit dem angeborenen Antriebe der Unterwürfigkeit. Andere Klassen werden erzeugt wie Waden und mästen sich in den Schlafwinkeln der Corruption. Die Bevölkerung läßt sich in bestimmte Abtheilungen zerlegen, man kann sie

Klassenweise gruppiren wie die Schuljugend; da bewegt sich ein Jeder innerhalb fest gesteckter Grenzen, über die er nicht hinaus kann, es sei denn, daß er das Land verläßt. Da sehen wir eine Klasse fast mit militärischer Disciplin die Gefängnisse anstehen, eine andere auf den Straßen hausend, eine als Gefühlsjüngling, eine im Kleinhandel, eine in Wäden, eine im Großhandel, eine im Banquier, eine im Gelehrtenfache beschäftigt und eine ebenso ausschließliche Klasse, die Aristokratie. Keiner verläßt auch nur seine Gassen zu verlassen und eine höhere Stufe zu erklimmen und Jeder paßt seine Manieren seiner Stellung an.

Dieser kurze Abschnitt beweist, daß der amerikanische Autor, dessen Anonymität vielleicht die der bevorstehenden deutschen Ausgabe verschwinden wird, die Schwächen seiner continentalen Vetter nicht zu überbieten gedenkt. Andererseits wird er hoffentlich deren gute Seiten in ein richtiges und unparteiisches Licht stellen, und sich nicht dem Verdacht aussetzen, als Räuber des von Mr. Trollope gegen seine Nation verübten Unrechts auftreten zu wollen.

Süd-Afrika.

Eine Schrift aus der Capstadt über den Ursprung der Sprache.)

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache wird immer eines der interessantesten Probleme für den forschenden Geist der Menschen bilden, und zwar deshalb, weil ihre Beantwortung mit der Frage über die Entstehung der Menschheit selber eng zusammenhängt. Schon die alte Sage von der Entstehung der vielen Sprachen bei Gelegenheit des Babelnischen Thurmbaus deutet darauf hin, daß man früh dieser Frage nach dem Ursprung der Sprachen und ihrem innern Zusammenhange unter einander seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, und seit den Forschungen neuerer Gelehrten, seit W. v. Humboldt's und Anderer hierher gehörigen Untersuchungen ist der Gegenstand immer wieder aufgenommen und zu größerer Klarheit geistigt worden.

Wie W. v. Humboldt seine Reflexionen an eine der wenigsten entwickelten Sprachen der Naturvölker, an die Kawi-Sprache anlehnte, so pflegt man auch fernerhin bei diesen Arbeiten die Werke zu geben; man beobachtet und lernt von den in der Klarheit befindlichen Sprachen, weil man bei ihnen noch am tiefsten in die Verfassung des arbeitenden Menschengeslechts hineinblicken kann. In dieser Hinsicht verdient eine kleine Schrift eines Gelehrten Erwähnung, welcher seit dreizehn Jahren in Südafrika verweilt und sich dort mit der vergleichenden Forschung der südafrikanischen Sprachen beschäftigt hat. Es ist dies eine Schrift: „Ueber den Ursprung der Sprache von W. D. J. Bleek“, die mit einem Vorwort vom Professor der Zoologie Dr. Ernst Haeckel in Jena herausgegeben ist.

Die kleine Schrift verdient insofern die volle Beachtung aller Sprach-, Geschichts- und Naturforscher, weil sie den Gegenstand, mit welchem sie speziell sich beschäftigt, in den engsten Zusammenhang mit der Alterthums-, Geschichts- und Naturbetrachtung bringt, von denen sie auch in der That nicht ge-

*) Ueber den Ursprung der Sprache, von W. D. J. Bleek, Dr. der Philosophie, Curator von Sir G. Grey's Bibliothek in der Capstadt. Weimar, Hermann Böhlau, 1868. (XXIX u. 72 S.) glg

nicht behandelt werden kann, und weil der Verfasser in den von ihm aufgestellten Grundsätzen und Behauptungen zeigt, daß ihm die auf den Gebieten der genannten Wissenschaften in neuer Zeit gemachten Fortschritte wohl vertraut waren, um sich ihnen weiter zu bauen.

Was nun die Sache selbst betrifft, so geht der Verfasser davon aus, zu zeigen, wie die Niersprache sich von der menschlichen unterscheidet; selbst die niedere Thierwelt besitzt etwas sprachliche Analogies; es liegen in den thierischen Mittheilungen Ausprägungen von Gefühlen die Ansätze, aus denen unter gewissen Bedingungen (in Folge deren die Zerlegung der Rede in einzelne Bestandtheile ermöglicht wurde) menschliche Sprache entstehen konnte. Diese Anschauungsweise habe, wie weiter unten wird, nichts Erniedrigendes, sondern im Gegentheil Hohes und Hoffnungsreiches, denn an dem, was wir schon nicht haben, eröffne sie eine günstige Perspektive für das, was unser Geschlecht möglicherweise noch erreichen könne. Der Unterschied des Menschen vom Thiere beruht, nach dem Verf., wesentlich in der Stellung des Einzelnen zur Gattung, welche in der Gattung fortschreitende Entwicklung der Menschheit in der Menschheit repräsentirt, während von einem Fortschritte in Gattung als solcher und demnach von einem wirklichen Fortschritte und dadurch unvergänglichem und unterirdischen Leben können bei den Thieren nicht die Rede sein kann. Die Bedeutung und die Thätigkeit des einzelnen Menschen für die Gattung wird nach dem Verf. Ansicht bestimmt je nach der geistigen Kraft, mit welcher er den Organismus der Menschheit wahrnimmt. In dieser Beziehung haben wir hervor, was auf dem Wege der Fortschritte liegt: „Geist nennen wir eben das Unvergängliche im Verhältnisse des Menschen zur Menschheit, das lebenspendend den ganzen Organismus durchdringt und ihn zu größerer Einheit und fortschreitend höherer Entwicklung befähigt, und das jeden einzelnen Theil, ja jedes einzelne Theilchen, in größerem oder minderm Grade durchdringt.“ Je nach seiner Theilnahme an diesem Lebenselemente wird sich die Bedeutung des einzelnen Menschen in der Gattung in mehr thierischer Weise an den überkommenen Eigenschaften zehrt, oder die Theilnahme zu höheren Entwicklungen wahrnehmen thätig ist.“

Es mag diese Ausführung genügen, um an ihr zu zeigen, wie tief, philosophisch-ethischer Weise der Verf. die Frage seiner Aufgabe aufstellt, und wie interessant gerade dadurch die kleine Schrift ist. — Ueber den Gegenstand, den Umfang der Sprache selber, haben wir hier nur wenig zu bemerken. Der Verf. geht aus von der Feststellung der Verschiedenheit zwischen dem Worte der menschlichen Rede und dem klanglichen Laute und erkennt als den ersten Ansatz zur Menschlichkeit die Entfaltung des Bewußtseins von dem Unterschiede des Lautes und der Empfindung, dies sich Festsetzen des Lautes als eigenes Wesen, das von der ihn ergreifenden Welt unabhängig so zu ihrem Werkzeuge umgestaltet wird. Wie sich aus dem einfachen Laute das Wort entwickelt, das Gegenstand der nun folgenden Untersuchung, in welcher zugleich ein Seitenblick auf die neuesten Forschungen in Bezug auf die Abstammung des Menschen von dem Affen geworfen wird, welche dann selber mit der Bildung des Wortes beendigt wird. Denn, wie der Verf. richtig bemerkt, ist mit der Entstehung des Wortes die Frage über den Ursprung der Sprache erledigt, und die Verfolgung der ferneren Entwicklung der menschlichen Form und ihres begrifflichen Inhalts muß der Sprachwissenschaft überlassen bleiben.

Kleine literarische Revue.

— Die Kirchenmusik in den Niederlanden. *) A. W. Ambros sagt in seiner Geschichte der Musik: „Das Jahrhundert von 1450 bis 1550 verdient in der Musikgeschichte recht eigentlich den Namen des Jahrhunderts der Niederländer. Die Niederlande galten für die Hochschule der Musik, selbst noch dann, als Italiens musikalischer Ruhm schon im vollen Glanze strahlte.“ Bereits im J. 1829 hat Riesewetter in einer vom damaligen k. niederländischen Institut gekrönten Preischrift auf die frühzeitigen Verdienste der Flämigen und Holländer — Verdienste, die älter als die der bekannten alten italienischen Tonmeister sind — aufmerksam gemacht. H. de Zelandia und Jacobus Sobrecht sind seitdem bekannte und gefeierte niederländische Namen, doch hat man in den Niederlanden selbst bisher wenig gethan, um diesen in Deutschland zuerst verdankten Ruhm in das rechte, helle Licht zu stellen. Erst in neuester Zeit ist in Amsterdam ein Verein für niederländische Musikgeschichte gegründet worden, dessen Vorsitzender, Herr Professor W. Moll, so eben die in der Anmerkung genannte Schrift, einen Abdruck aus den Verhandlungen der niederländischen Akademie der Wissenschaften, hat erscheinen lassen, worin er über den Kirchengesang in den Niederlanden „zur Zeit des Entstehens und der Blüte der altniederländischen Musikschule“ berichtet. Herr Moll ist mit Studien zu einer „Kirchengeschichte von Niederland vor der Reformation“ beschäftigt, und diesen Studien verdanken wir die vorliegenden, für jeden Freund der Geschichte der Musik Interesse habenden Mittheilungen: über das Kirchenlied und die Orgel in Nordniederland.

— Amerikanische Syrik. **) Der Verfasser dieser Gedichte, ein junger Amerikaner, der mehrere Jahre in Deutschland verweilte, um deutsche Philosophie und Literatur zu studiren, giebt in den nach seiner Rückkehr in die Heimat veröffentlichten Gedichten den Gefühlen der Dankbarkeit und Zuneigung, die ihn für das „schöne Land der Denker“ bejelen, den lebhaftesten Ausdruck. Man wird in der kleinen Sammlung mit Vergnügen den Eindrücken begegnen, die der junge Dichter auf deutschem Boden in sich aufgenommen hat — Eindrücke, die sich weniger in Nachahmung deutscher Formen verrathen, als vielmehr in dem kräftigen Streben nach geistiger Unabhängigkeit und in der Bekämpfung nationaler Vorurtheile offenbaren.

Den beiden großen deutschen Vorläufern wird der Zeh der innigsten Verehrung und Huldigung dargebracht: Schiller, der Reine, rastlos Strebende, und Göthe, der Weiseste der Zeiten,

... they each, the teacher and the friend
Hold in my innermost a separate place —
A separate place upon a common throne.

Zur besonderen Zierde des Buches sind vortrefflich gelungene Uebersetzungen der Göthe'schen Epymen: „Prometheus“, „das Göttliche“ und „Meine Göttin“ beigelegt, von denen wir nachstehende Probe mittheilen:

*) Berigten aan gaande den staat van het Kerkgezang in Nederland tijdens de opkomst en den bloei der oud-nederlandsche Muziekschool, verzameld door W. Moll.

**) Poems by Burr Griswold Hosmer, Cambridge (Massachusetts), 1868.

Didst thou fancy perchance
I should hate life,¹
Flee into deserts,
Because not all
Dream-blossoms ripened?

Here I set, fashion men
After my age,
A race like unto me.
To suffer, to weep,
To enjoy and to rejoice,
And to ignore thee,
As I do.

— Die Patent-Gesetzgebung in Deutschland und im Ausland. Herr Oberberggrath Klostermann, dessen gründliche Untersuchungen über Verlagsrecht und Nachdruck²) wir zur Zeit in diesen Blättern angezeigt, hat jetzt in demselben Verlag eine Fortsetzung jenes Werkes unter dem Titel: „Die Patent-Gesetzgebung aller Länder, nebst den Gesetzen über Nachdruck und Waarenbezeichnungen“ herauszugeben begonnen.“³) Diese Fortsetzung, deren erste Hälfte bisher vorliegt, entwirft nach amtlichen Quellen die Grundzüge, die bisher in Preußen bei der Ertheilung, resp. Aufhebung von Erfindungs-Patenten befolgt worden und geht freizügig auf die in neuerer Zeit zum Theil sehr modifizierte Patentgesetzgebung in England, Belgien, Italien, Nordamerika, Schweden u. s. w. ein. Gegenüber der Controverse: ob Beibehaltung oder Aufhebung des Patentschutzes? hat der Verfasser den in der Einleitung entwickelten Standpunkt eingenommen, auf welchem er die Nothwendigkeit der Patent-Gesetzgebung verteidigt und deren Reform nach den von ihm entwickelten Gesichtspunkten befürwortet. Nicht minder wird zur Lösung der Frage über den Nachdruck, deren Dringlichkeit für unseren Gewerbestand sich mehr und mehr herausstellt, in der vorliegenden Schrift vieles interessante Material geliefert.

— Adolf und Carl Müller's Thierwelt.⁴) Die ungemünzte rührige Verlagehandlung von Otto Spamer in Leipzig hat unter ihren vielen trefflichen Unternehmungen auch eine in's Leben gerufen, welche vorzugsweise Beachtung verdienen dürfte. Sie betitelt sich in der Gesamttitel „Aus dem Reiche des Lebens in Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt“, und der erste Band „Aus der Thierwelt“ bildet eben das vorliegende Buch. Wie jedenfalls sehr oft, so gestaltet sich auch hier unter den Händen der Schriftsteller etwas ganz Anderes, als der ursprüngliche Plan des Verlegers beabsichtigte. Zweifellos ist dies aber nicht zum Nachtheil dieses Bandes geschehen, denn wir haben in ihm ein Werk vor uns, welches wir für Jung und Alt warm empfehlen dürfen. Es bildet ein Stück Naturgeschichte, nicht willkürlich herausgerissen, sondern in abgerundeter, barmherziger Form, welches den Leser belehrend und unterhaltend zugleich durch eines der interessantesten Gebiete des Thierlebens führt. — Die Brüder Müller sind, als emsige Naturbeobachter und gewandte Schilderer des Beobachteten, nicht mehr unbe-

kannt. Hier haben sie, neben Eigenem, auch alle fremden Mittheilungen der beglücklichen Literatur in der sorgfältigsten Weise zusammengesehen und bearbeitet. Ihre Darstellungsweise ist sehr lebhaft und anschaulich, zuweilen überschwänglich; doch wird dies für die meisten Leser nicht störend sein. — Ein Theil der Bilder ist nach den Zeichnungen des einen Verfassers, Ad. Müller, die übrigen sehr zahlreichen Abbildungen sind von bekannten Künstlern, wie R. Kreschmer, Leutemann, Kuntz, Thieme u. A. entworfen und dienen nicht allein zum Schmuck, sondern zugleich zur belehrenden Veranschaulichung.

— Erzählungen aus der alten Weltgeschichte.⁵) Den Kindern der häuslichen Gewohnheit, den Frauenzimmern und den misbegüterten Anaben, ist in diesem zweitheiligen Buche ein Mittel zur Belehrung und zur Erwerbung geschichtlicher Kenntnisse gegeben. Im Gewande anmuthiger Erzählung bietet Herr Dr. Stadelmann im ersten Theil die Begebenheiten im trojanischen und messenischen Kriege, beschreibt er ihnen, was Pelagos, Solon, Miltiades, Leonidas, Pausanias, Perikles, Alcibiades und Sokrates den Spartanern und den Griechen gewesen, und schildert ihnen auch die Selbsten thaten der Perser und die Thaten Alexander's des Großen. Im zweiten Theile weist der Verfasser seine ihm gern folgenden Leser in die mittlere und neue Geschichte ein. Er führt sie da mit dem kühnen Bartholomäus Diaz nach Ostindien, mit Christoph Columbus nach Amerika, mit Vasco de Gama nach der malabarischen Küste, mit Cortez nach Mexiko und mit Pizarro nach dem geliebten Peru. Darauf wendet er sich zu den hervorragenden Männern der Reformation, schildert Luther, Melanchthon, Ulrich Zwingli und die Helden des dreißigjährigen Krieges, geht dann zu den Königen von Frankreich über, zu den herrschenden Frauen in England, kehrt wieder nach Frankreich zurück zu Ludwig XIV., folgt den Spuren der russischen Reichserbgräfinnen unter Peter dem Großen, zeigt den großen Friedrich in seinen Jugendjahren und in seiner Regierungswelt, befaßt sich mit den nordamerikanischen Colonien und mit dem Freiheitskriege der Amerikaner, und schließt mit der Geschichte der französischen Revolution. Der durch mehrere Auflagen dem Verdienste des Verf. zu Theil gewordene Anerkennung schließt sich hiermit die unjüngere an.

— Zur Belehrung über Palästina. Ueber das „gelobte Land“ liegt uns ein recht empfehlenswertes Buch vor von A. E. Fischer: „Palästina, nach seinen natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen geschildert, für Schule und Haus.“⁶) Der Verfasser bezweckt neben der Belehrung auch Unterhaltung; er ist kein Zudult aus den besten Quellen und neueren Forschungen geschöpft, und um den Schilderungen größere Lebendigkeit zu geben, sind oft Reisebeschreibungen wortgetreu excerptirt, und an geeigneten Stellen passende Dichtungen (aus den Werken des Dichters E. A. Frankl) eingeflochten.

¹) Erzählungen aus der alten Geschichte von Dr. Ludwig Stadelmann erster Theil, 7. Auflage; zweiter Theil (aus der mittlern und neuen Geschichte) von Demselben, 5. Aufl. Oldenburg, Gerhard Stalling 1868.

²) Mit einer Karte des heiligen Landes. Wien, Pichler und Bauer, 1868.

³) Berlin (XII und 452 S.), J. C. Neumann, 1867.

⁴) Beide Arbeiten führen den gemeinsamen Titel: „Das geistige Eigentum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen, nach preussischen und internationalen Rechte.“

⁵) Wohnungen, Leben und Eigentümlichkeiten in der höheren Thierwelt. Leipzig, Otto Spamer.

— *Sider eines Patriegha**). Als Motto hat der ungenannte Verfasser ein Wort Wolfram's von Eschenbach genommen: Schildes ambet ist min art. Ob dem modernen Poeten dabei wohl klar gewesen ist, daß dies eigentlich sagen will: „Schriftsteller ist nicht mein Fach?“ — Bei Wolfram ergibt sich das aus dem Zusammenhange

Schildes ambet ist min art,
swâ min ellen si gepart,
swelbin mich minnet umbe sanc,
sô dunket mir ihr wîze kranc.

Der Verfasser ist vielleicht solcher Ansicht gewesen, er hat den Umschlag gesagt: „Beschränkte, eben oder an den Seiten geschnittene Exemplare, oder solche, welche die geringsten Spuren des Lesens tragen, werden nicht zurückgenommen.“ Das gerechtfertigte Vorurtheil, denn wir glauben auch, es wird kaum selbst nur eine kleine Zahl von Gutmüthigen zu finden sein, welche diesen anstößig germanisch-romantisch-weltwehmlich-patriotisch-patriotischen Brei, gepfeffert mit Gynismen und gekleidet mit Schimpfwörtern, schmachhaft finden können. Offenkundig ist der Verfasser noch ein junger Mann; in diesem Falle können ihn gründlichere Studien allmählich überzeugen, daß er weit entfernt ist, aller Räthsel Lösungsworte gefunden zu haben, und er durch treu fleißige Arbeit seinem Volke nützlicher werden kann, als durch allseitig fertiges Abschreiben. In seinem jetzigen Angehörigkeits-Bewußtsein wird er diese gute Meinung allmählich philisthaft finden.

Fr. H.

Literarischer Sprechsaal.

In einer der letzten Sitzungen der Berliner geographischen Gesellschaft schilderte Herr Jenker den noch in der Ausführung befindlichen Suezkanal, welcher Suez am Rothen Meer mit dem Mittelmeer verbindet und den der Vortragende schon seinen ganzen Vänge befahren hatte. Nach der Ueberzeugung des Vortragenden wird der Kanal nach seiner im nächsten Jahre zu vollendenden die Stelle einer Meerenge vollkommen füllen. Er hat eine Länge von 160 Kilometer, d. h. 22 Meilen, und eine Tiefe von 8 Meter. Die Breite der Sohle ist 60 Meter, die Breite der Oberfläche auf 58 bis 120 Meter. Die Frage, ob der Kanal in Zukunft der Verfaßung ausgeglichen sein werde, glaubt der Vortragende verneinen zu dürfen, da an allen Punkten, wo man den alten Kanal aufgraben hat, derselbe, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, aus dem Sand geworfen ist. An dieser Stelle würden sich aber, wenn man, durch ein dreimonatliches Baggern die Massen ohne Unterbrechung hinwegschaffen lassen, die sich vielleicht in einem Jahre angehäuft hätten. Ob die ganze Vantage in einer Hebung begriffen sei, ist noch nicht erwiesen, doch soll während des Baues in Port Said das Meer um einen Fuß gesunken sein, was auf eine Hebung hindeuten könnte. Die Kanalbau-Gesellschaft zweifelt, weil die Winde im Rothen Meere häufig ungünstig sind, besonders aus den Verkehr der Dampfschiffe, und will im Port von Tonne Kanaledge erheben. Schon jetzt erfreut sich der Kanal durch den Kohlentransport nach Port Said eines lebhaften Verkehrs.

Ein neuer Roman von Victor Hugo soll noch im Laufe des Februar erscheinen. Der Titel ist „L'homme qui rit“. Der Roman wird in zwei Abtheilungen, jede von zwei Bänden, veröffentlicht. „Der Mann, der lacht“, versteht uns nach England, mitten in's achtzehnte Jahrhundert, unter eine Aristokratie, die ihre Privilegien nicht antasten lassen will, trotz der rings um sie her sich fundgebenden Revolutionen und des Falles von Dynastien. Die verschiedenen, wie aus dem Leben gegriffenen Charaktere sind mit lebender Schärfe gezeichnet. Besonders wird der Leser Interesse an der Schilderung der Kinderverkäufer nehmen, welche man, ein Wort aus den spanischen Colonien entnehmend, in London comprachios nennt. Es kommen da Scenen vor, welche jeder Mutter Grauen erregen müssen. Der *Homme qui rit* ist der Vorgänger eines anderen Werkes von gleichem Schlage, welches zur Zeit des fünfzehnten Ludwig spielt und die französische Monarchie der englischen Aristokratie gegenüber stellt. Das Ganze wird dann durch ein drittes Werk gekrönt werden, das „1793“ heißt und die französische Revolution zum Gegenstand hat.

Der kürzlich von dem antiquarischen Buchhändler Herrn Richard Jeune in Berlin herausgegebene Katalog XIV seiner Autographen-Sammlung enthält eine große Anzahl der seltensten Handschriften, z. B. vom Herzog von Alba, Bernhard dem Großen von Weimar, Gustav Adolf, Escher, Heinrich VIII. von England, Holst, Jacob I. von England, Leubon, König Ludwig Philipp, Mirabeau, Peter dem Großen, Robespierre, Santerre, Starckenberg, Thérèse de Méricourt, Toussaint-Pourture, Wallenstein — ferner von Spalatin, Bürger, Fichte, Gellert, Goethe, Hugo Grotius, Otto von Guericke, A. P. H. Schiller, Schlegel, Sophie Albrecht, C. P. C. Bach, Beethoven, Calvisius, Czebiewski, Flarman, Mendelssohn-Bartholdy, Paganini, C. M. v. Weber etc. Einige dieser Briefe sind höchst merkwürdigen Inhalts, z. B. die beiden von Wallenstein, und machen den Katalog auch in weiteren Kreisen als denen der Autographensammler interessant. Freilich gilt leider hierbei, daß man sich in Deutschland in gewissen Kreisen zwar lebhaft für die Privateigenschaften und die Briefe berühmter Personen interessiert, aber hier nicht, wie in England und Frankreich, Geld dafür ausgiebt; die in Deutschland sich dafür Interessirenden haben kein Geld, und die Geldhabenden haben in der Regel keinen Sinn für dergleichen geistige Bezüge, welcher nöthig ist, um oft unscheinbaren, vergilbten Papieren Geschmad und Verstandnis abzugewinnen.

Wir haben des ersten Heftes der Muster-Anleitungen für weibliche Handarbeit gedacht, welche Herr Dr. J. D. Georgens und dessen Gattin, Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens, unter dem Titel „Die Schule der weiblichen Handarbeit“ herausgeben. Die Heftchen erschienenen vier Hefte umfassen: 1) die Schule der Kanerastickerei; 2) die Schule der Plattstickerei; 3) die Schule der Nahtstickerei, des Auflegens und der Saumverzierungen und 4) die Schule der Flecht-, Knüpf-, Strick- und Spigenverzierungen. Jedes Heft ist mit einer großen Anzahl geschmackvoll gezeichneten und in Farbendruck ausgeführter Musterblätter ausgestattet, die einen viel künstlerischeren Eindruck machen, als alle jene Stick- und anderen Musterzeichnungen, die mit vielen Damenzettungen ausgegeben werden.

* Hamburg, Hermann Gröning, 1869.

*) Berlin, Otto Fövenstein, 1868—1869.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

(Erscheint jeden Sonnabend.)

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

8. Jahrg.]

Berlin, den 13. Februar 1869.

[N° 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Philosophie des Unbewußten, der Verneinung und der Klarheit. 89. — Leopold von Ranke's sämtliche Werke. Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 92.
Krieg. Die internationale Arbeiter-Bewegung. 93.
Krieg. Briefe aus dem neuen Spanien. III. Partei-Untriede, politische und geistliche. 95.
Krieg. Osman's Kinnabul. 97.
Krieg. Briefe aus Weizen und am Blauen Nil. 100.
Krieg. Literarische Revue. Der tausendste Band der Tauchnitz-Colection. 102. — Zur biblischen Zeitrechnung. 103. — D. Gaffel's Schulbuch für jüdische Geschichte und Literatur. 103.
Krieg. Sprachsaal. Verheerungen im Alterthum. 103. — Die Welt der unteren Zeit. 104. — Vergleichende Völkervergleichologie. 104. — Gendel. 104. — J. M. Daupenberg. 104.

Deutschland und das Ausland.

Philosophie des Unbewußten, der Verneinung und der Klarheit. *)

Sir kann zweifelhaft, ob wir unseren Lesern die Lektüre des in dieser Schrift genannten Buches empfehlen, oder ob wir uns davon abhalten sollen. Es kleidet seinen Stoff in eine ansprechende Form, wir finden in ihm so viele neue Gesichtspunkte über Geist und Natur, so viele überraschende Lösungen der schwierigsten Fragen und der wunderbarsten Räthsel des menschlichen Lebens, in einer so klaren, allgemein verständlichen Darstellung, die sich zuweilen selbst bis zum poetischen Schwunge hebt, daß die Lektüre einen wahren Genuß gewähren würde, was nicht das Endresultat ein so trauriges wäre: „Alles ist eitel, das Leben ist eine Qual; die Erlösung findet die Welt nur, wenn sie aus dem Dasein wieder in das Nichtsein zurückkehrt.“ Doch liegt in diesem Resultate zugleich der Trost, daß, wenn Alles eitel, Alles Illusion ist, auch die Philosophie des Unbewußten mit ihrem Ergebnisse eine Illusion sein könnte, so möge der Leser sich nicht abhalten lassen, das Buch näher kennen zu lernen.

Der Verfasser ist das Unbewußte Wille und Vorstellung, nach wie Schopenhauer die Welt als Wille und Vorstellung betrachtet. Beide stimmen darin überein, daß die Welt aus einem Ursprung einem unvernünftigen Akte verdammt, aus einem solchen, bei welchem die Vernunft nicht mitgewirkt, also dem bloßen grundlosen, unbewußten Willen. Diesem bewußten Willen ist die unbewußte Vorstellung unterworfen. Nach Schopenhauer ist die Vorstellung nur ein zufälliges Hirnsbild; es findet sich in der Welt nur so viel Vernunft, als es zufällig entstandenen Gehirne hineinzulegen belieben, und man mag aus einem absolut blinden, unvernünftigen und dummen Willen notwendig eine schlechte und unvernünftige Welt hervorgehen. Unserem Verfasser hingegen ist der Wille zwar blind und unvernünftig, die Vorstellung aber das absolut Vernünftige.

Insofern der blinde Wille die Welt gewollt, also das „Daß“ derselben veranlaßt hat, ist die Welt schlecht und unvernünftig und es wäre besser, daß die Welt nicht existierte, als daß sie existiert; insofern aber die Vorstellung des „Was und Wie“ der Welt bestimmt, ist sie die vernünftige und daher die beste.

Die unbewußte Vorstellung oder die absolute Vernunft offenbart sich in dem physischen und geistigen Leben alles Geschaffenen. „Das Unbewußte — sagt der Verfasser — bildet und erhält den Organismus, stellt innere und äußere Schäden wieder her, leitet seine Bewegungen zweckmäßig und vermittelt seinen Gebrauch für den bewußten Willen; es giebt im Instinkte jedem Wesen das, was es zu seiner Erhaltung braucht und wozu sein bewußtes Denken nicht ausreicht, z. B. dem Menschen die Instinkte zum Verständniß der Sinneswahrnehmungen, zur Sprach- und Staatenbildung und vieles Andere; es erhält die Gattung durch Geschlechtstrieb und Mutterliebe, bereitet sie durch die Auswahl in der Geschlechtliche und führt die Menschengattung in der Geschichte unverrückt dem Ziele ihrer möglichsten Vollkommenheit zu; es leitet die Menschen beim Handeln oft durch Ahnungen und Gefühle, wo sie sich durch bewußtes Denken nicht zu rathen wissen; es fördert den bewußten Denkprozeß durch seine Eingebungen im Kleinen und Großen und führt die Menschen in der Musik zur Ahnung höherer, übersinnlicher Einheiten; es beglückt endlich die Menschen durch das Gefühl für das Schöne und die künstlerische Produktion.“

Diesem Unbewußten gegenüber tritt das Bewußtsein im Menschen auf. Wie und warum dies geschieht, erklärt der Verfasser also: „Der Wille ist in seinem Wesen vorläufig nichts, als unvernünftig, alioquin; indem er aber wirkt, wird er durch die Folgen seines Willens (und dies ist ein reiner Zufall) widervernünftig, antillogisch, indem er die Unseligkeit, das Gegenheil seines Willens, erreicht. — Dieses widervernünftige Wollen nun, welches schuld ist an dem „Daß“ der Welt, wieder in's Nichtwollen und in die Schmerzlosigkeit des Nichts zurückzuführen, das ist die Aufgabe des Logischen im Unbewußten, das Bestimmende für das „Was und Wie“ der Welt. Für die Vernunft handelt es sich darum, wieder gut zu machen, was der unvernünftige Wille schlecht gemacht hat. Die unbewußte Vorstellung hat aber keine Macht über den Willen, weil sie keine Selbständigkeit gegen ihn hat; darum muß sie sich eines Kunstgriffes bedienen, die Dummheit des Willens benutzen und ihm an ihr einen solchen Inhalt geben, daß er durch eigenthümliche Umbiegung in sich selbst in der Individualität in einen Konflikt mit sich selbst geräth, dessen Resultat das Bewußtsein, d. h. die Schaffung einer dem Willen gegenüber selbständigen Macht ist, in welcher sie nun den Kampf mit dem Willen beginnen kann. So erscheint der Weltprozeß als ein fortwährender Kampf des Logischen mit dem Unlogischen, der mit der Befreiung des letzteren endet.“ Die unbewußte Vernunft hat die bewußte Vernunft in dem Menschen geschaffen, damit diese, die dem unbewußten Willen nicht unterworfen ist, sich ihm widersetze und so ihn und mit ihm die Welt aufhebe.

Der Weltprozeß verläuft nun folgendermaßen: Der Verfasser kennt nicht den Dualismus von Geist und Materie; ihm geht der Stoff in der Kraft auf. Unter Kraft versteht er aber

*) Philosophie des Unbewußten, Versuch einer Weltanschauung. Empirische Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode. Von G. von Hartmann, Dr. phil. Berlin, Carl Dunder's Verlag (H. Grosse), 1869.

einen anziehenden und abstoßenden, positiv oder negativ wirkenden Kraftpunkt. Die anziehende Atomkraft strebt, jedes andere Atom sich näher zu bringen; das Resultat dieses Strebens ist die Ausföhrung oder Verwirklichung der Annäherung. Das Streben liegt vor der Ausföhrung, mithin kann die resultierende Bewegung nicht als Realität in dem Streben enthalten sein, sondern es beßigt sie ideell als Vorstellung. Das Streben der Kraft ist Wille, dessen Inhalt oder Objekt die unbewußte Vorstellung dessen bildet, was erstrebt wird. Die Ausprägungen der Atomkraft sind also individuelle Willensakte, deren Inhalt in unbewußter Vorstellung des zu Verwirklichenden besteht, und so ist die Materie in der That in Wille und Vorstellung aufgelöst und damit der radikale Unterschied zwischen Geist und Materie aufgehoben. Ein Unterschied besteht nur noch in höherer oder niedriger Erscheinungsform desselben Wesens, des ewig Unbewußten. Dieses Unbewußte ist das All-Eine, das absolute Wesen, welches alle anderen Individuen fest, das Einzelwesen, das Alles ist, während die Welt mit ihrer Herrlichkeit zur bloßen Erscheinung wird, nicht bloß für uns, wie bei Kant, Sichte und Schoenbauer, sondern auch an sich, wie bei Schelling und Hegel. Was uns als Stoff erscheint, ist, wie Schelling sagt, bloßer Ausdruck eines Gleichgewichts entgegengesetzter Thätigkeiten; was als Bewußtsein, bloßer Ausdruck eines Widerstreites entgegengesetzter Thätigkeiten. „Jenes Stück Materie dort ist ein Conglomerat von Atomkräften, d. h. von Willensakten des Unbewußten, von diesem Punkte des Raumes aus in dieser Stärke anziehend, von jenem Punkte in jener Stärke abstoßend. Das Unbewußte unterbreche diese Willensakte und hebe sie auf, so hat in demselben Momente dieses Stück Materie aufgehört zu existiren; das Unbewußte wolle von Neuem, und die Materie ist wieder da. Hier verliert sich das Ungeheuerliche der Schöpfung der materiellen Welt in das alltägliche, jeden Augenblick sich erneuernde Wunder ihrer Erhaltung, welche eine continuirliche Schöpfung ist. Die Welt ist nur eine stetige Reihe von Summen eigenthümlich kombinirter Willensakte des Unbewußten; das Unbewußte höre auf, die Welt zu wollen, und dieses Spiel sich kreuzender Thätigkeiten des Unbewußten höre auf zu sein.“

Zur Darstellung der allereinfachsten Form des Lebens, der Zelle, oder wenn es noch ein Einfacheres giebt, beziehe sich das Unbewußte der Urzeugung auf unorganisirte Materie, doch nur so lange, bis die Elternurzeugung sie erfassen konnte. Es entsteht darauf die höhere Organisation aus der niederen aus einem günstig angelegten Keim der niederen Art in möglichst kleinen Schritten durch Summierung einer Menge kleiner Unterschiede, durch Benutzung der bei jeder Zeugung zufällig entstehenden individuellen Abweichungen. Das Festhalten der gleichmäßig entstandenen Abweichungen geschieht durch die natürliche Auserlese im Kampfe um das Dasein. Aber auch eine directe Thätigkeit muß das Unbewußte bei der Fortentwicklung der Organisationen entfalten, einerseits um beim neuen Keime die nicht zufällig entstehenden und doch in seinem Plane liegenden Abweichungen hervorzurufen, und andererseits um die entstandenen Abweichungen, welche zu seinem Plane gehören, aber dem Organismus keine gesteigerte Fähigkeit zum Kampfe um das Dasein verleihen, vor dem Wiedererlöschen durch Kreuzung zu bewahren.

Bei aller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Individuen bleibt doch die Einheit des Unbewußten unberührt. Die Individuen sind gewollte Gedanken oder bestimmte Willensakte desselben. Da nun das Unbewußte die Allweisheit ist, so ist auch die Welt, wie Leibniz meint, unter allen möglichen Welten

die beste. Das Uebel ist jedoch nicht, wie Leibniz annimmt, ein Privatives, ein geringerer Grad des Wohles; denn Lust und Schmerz, Wohl und Uebel verhalten sich zwar in der That wie Positives und Negatives, doch so, daß das Negative genau so viel Realität hat, wie das Positive, und daß es rein eine Sache des subjektiven Standpunktes und mithin, da dieser ein selbstgewählter ist, eine Sache der Willkür ist, welches von zwei Entgegengesetzten man als positiv oder negativ bezeichnen will. Man hat die beste Welt als die absolut gute betrachtet; allem die Welt ist nur deshalb die beste, weil zu ihrem nachweislich vorhandenen Zwecke die besten Mittel angewendet werden; im Falle der Zweck ein schlechter ist, so bleibt die Welt, trotzdem sie eine schlechte ist, doch die beste, wenn die Mittel dem Zwecke angemessen sind. Es fragt sich dann nur, ob es für die Welt nicht besser sei, daß sie aufhöre, als daß sie fortbestehe.

Den Zweck der Welt hat man in das Wollen der Glückseligkeit, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit gesetzt. Was zunächst die Sittlichkeit und Gerechtigkeit betrifft, so haben beide nur eine Bedeutung auf dem Standpunkte der Individuation, d. h. sie gehören nur der Welt der Erscheinung, nicht dem Wesen an. Die Individuation verlangt als Grundbedingung zur Erhaltung der Individuen, also als Grundbedingung ihrer Möglichkeit, den Egoismus. Ohne Egoismus kein Individuum; mit Egoismus nothwendig sofort Verletzung des Anderen, des eigenen Vortheils wegen, d. h. Unrecht, Böses, Unsittlichkeit. Dies Alles ist also ein nothwendiges, um der Individuation willen unummeßliches Uebel. Zu bewundern ist nun die Weisheit des Unbewußten, die als Gegengewicht gegen den Egoismus jene anderen Instinkte, wie Mitleid, Wohlwollen, Dankbarkeit, Hilfsfertigkeit und Vergeltungstrieb, in des Menschen Brust gelegt hat. Diese verbüßen viel Unrecht und erzeugen positive Thaten; der Vergeltungstrieb aber und das Hilfsfertigkeitgefühl in Verbindung mit dem Staatsbildungstriebe haben nach Uebertragung der Vergeltung an die Staatsgewalt die Idee der Gerechtigkeit erzeugt, welche nun ihrerseits durch die in Aussicht gestellte Strafe die Unterlassung des Unrechts zu einer That des Egoismus macht, so daß dieser sich selbst in seiner Ueberschreitung aufhebt. Sittlichkeit und Gerechtigkeit sind so immer nur Ideen, die bloß in Bezug auf das Verhalten der Individuen zu einander und zu den aus Individuen gebildeten Corporationen eine Bedeutung haben, aber auf das all-einige Unbewußte angewendet, bedeutungslos sind. Nur die durch Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in sämtlichen Theilgeigen, handelnden und leidenden Individuum erzeugte Summe von Lust und Schmerz, d. h. die durch sie bewirkte Glückseligkeit oder Unseligkeit der Welt im Ganzen, kann in Rechnung kommen als etwas, was das Unbewußte will. Die Glückseligkeit ist der höchste Zweck der Welt, weil wir ihn nicht begreifen können, wie es etwas geben sollte, das ein Criterium an Glückseligkeit lohnte, es sei denn die Aussicht einer höheren Glückseligkeit, oder was uns zur Aufschubnahme eines Schmerzes bewegen könnte, wenn nicht die Aussicht auf die Verminderung eines größeren Schmerzes. Wenn also Glückseligkeit der Zweck der Welt ist, so fragt es sich, ob die Welt diesen Zweck auch erreicht, und erreicht sie ihn nicht, so ist offenbar das Nichtsein der Welt ihrem Sein vorzuziehen.

Der Verfasser bietet nun allen Schmerzhaften und alle Gerechten auf, nachzuweisen, daß die Summe der Schmerzen die Summe der Lust überwiegt sowohl in den einzelnen Individuen, wie im Ganzen. „Die Welt — sagt er — gleicht einer Geldlotterie: die eingelegten Schmerzen muß man voll einzahlen

aber den Gewinn erhält man nur mit Abzug ausgezahlt." Gesundheit, Jugend, Freiheit, ausdauernde Existenz werden gewöhnlich und nicht ohne Grund als die höchsten Güter des Lebens in Anspruch genommen; gleichwohl gewähren sie für sich keine positive Lust, sondern halten sich auf dem Kuhrpferd der Faszination von Lust und Unlust. Wir erkennen den Werth der Gesundheit erst, wenn wir krank, den der Jugend, wenn wir alt sind; die Unfreiheit lehrt uns erst die Freiheit, und die Lust ein gutes Auskommen schätzen. Diese Güter sind höchstens in äußeren Bedingungen zum Zufriedenheit; die innere Befriedigung aber ist Resignation, das sich Bescheiden mit dem Nothwendigen. Das absolut zufriedene Leben würde also ein solches sein, das keinen Schmerz kennt; es würde seinem Werthe nach den Nichtseins gleich stehen. Da aber selbst der Zufriedenheit nicht immer völlig und in jeder Hinsicht zufrieden ist, so steht also Leben an Werth unter dem absolut Zufriedenen, folglich unter dem Nichtsein.

Nach Schiller bewegt sich das Getriebe der Welt durch Hunger und durch Liebe. Durch die Stillung des Hungers erhält das Individuum nie eine positive Erhebung über den Reizpunkt der Empfindung. Der Wohlgeschmack der Speisen und das Wohlbehagen der Verdauung gewähren zwar einen zeitlichen Ueberschuß an Lust, aber im Thierreich, wie im Menschenreich, überwiegt die durch den Hunger und seine Folgen gebundene Qual und Unlust bei Beitem die mit seiner Befriedigung verknüpfte Lust. Wie viele Schmerzen die Liebe bereitet, davon singen die Dichter aller Zeiten; selbst die glücklichste Liebe wandelt sich mit der Zeit in Gleichgültigkeit, wo nicht gar in Mißverwillen um.

Eine Illusion nach der anderen schwindet, je älter der Mensch wird, je mehr er an Erfahrung und Erkenntniß zuwimmt. Gerade die ärmeren Klassen und die rohen Naturvölker sind instinktmäßig glücklicher, als die Gebildeten und die Zivilisierten, offenbar weil sie roher und stumpfsinniger sind, weil sie eben deshalb das Thier sorg- und kummerlos dahintreibt, nur die der Mensch dem Glücke nachzujagen. Deshalb ist auch die unerschöpfende Jugend die Zeit der Illusionen, wo Alles im höchsten Glanze erscheint. Von den Jugendhoffnungen wird aber bei zunehmendem Alter und Erfahrung eine nach der anderen als nichtig erkannt. Der Mann steht schon viel ärmer an Illusionen als der Jüngling da; ihm ist gewöhnlich nur noch Ehrgeiz und Erwerbsbetrieb geblieben. Auch diese beiden werden von dem Greise als illusorisch erkannt, wenn nicht der Ehrgeiz in ständige Eitelkeit und der Erwerbsbetrieb in Geld verdorrt, und unter verächtlichen Greisen wird man in der That nicht viel Illusionen finden, die auf das Leben des Individuums Bezug haben, ausgenommen natürlich die instinktive Liebe zu den Kindern. Das Resultat des individuellen Lebens ist also, daß man von Allen zurückkommt, daß man wie Kokeleth einleitet; Alles ist ganz eitel, d. h. illusorisch, nichtig.

Im Leben der Menschheit zeigt sich ganz derselbe Prozeß. Das erste jugendliche Stadium der Illusion, daß das Glück auf Erden zu finden sei, und das Zurückkommen von derselben wird auch die antike Welt repräsentirt. Im zweiten Stadium, in der christlichen Zeit, klammert sich die Menschheit an die Hoffnung auf eine jenseitige Seligkeit. Mit dem durch die Reformation aufgestellten Prinzip der freien Forschung und Kritik bricht die allmähliche Zersetzung des christlichen Dogmas von dem Seligsein im Jenseits an und die Abiurgation der alten Kunst und Wissenschaft, das Ausblühen des Handels, die Fortschritte in der Technik, die allseitige Erweiterung des geistigen Geschäfts-

kreises lassen die Liebe zur Welt wieder erwachen. „Sichtbar gewinnen die weltlichen Bestrebungen täglich an Macht, Ausdehnung und Interesse, sichtbar greift der Antikrist weiter und weiter um sich, und bald wird das Christenthum nur noch ein Schatten seiner mittelalterlichen Größe sein.“

Dieses dritte Stadium, in welchem wir uns jetzt befinden, das des Weltfortschrittes, giebt sich der Illusion eines im Verhältniß des Fortschrittes steigenden Weltglücks hin. Allein wie das Leben der Welt gewachsen ist mit der Entwicklung der Organisationen von der Urzelle an bis zur Entfaltung des Menschen, so wird es weiter wachsen mit der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes, bis erreicht das Ziel erreicht ist. Daher zog Rousseau von der Erkenntniß des nachfolgenden Lebens den Schluß: die Welt muß wo möglich umkehren zum Kindesalter zurück. Als ob das Kindesalter der Menschheit nicht auch Glend gewesen wäre! Nein, wenn schon rückwärts, dann immer weiter und weiter bis zur Erschöpfung der Welt. Aber wir haben ja keine Wahl; wir müssen vorwärts, auch wenn wir nicht wollen, auch wenn wir wissen, daß nicht das goldene, sondern das eiserne Zeitalter vor uns liegt. Denn die Träumereien von dem goldenen Zeitalter der Zukunft erweisen sich noch viel nichtiger, wie die von dem der Vergangenheit. Wie das Kind dem Augenblicke lebt, der Jüngling in transzendenten Idealen schwärmt, der Mann dem Ruhme und später dem Besitz nachstrebt, bis er endlich als Greis die Eitelkeit alles Strebens erkennt und sein müdes, nach Frieden sich sehndes Haupt zur Ruhe legt, so auch die Menschheit; nur daß die greise Menschheit keinen Erben haben wird, dem sie ihre aufgeschaukelten Reichthümer überlassen könnte. Lebensstätt wird sie dann nicht mehr ein Leid, sondern ein Mittel mit sich selber fühlen. Die Waisenkinder sind todt, die Hoffnung ist ausgegessen; denn worauf sollte sie noch hoffen? Todesmüde schleiert sie ihren gebrechlichen irdischen Leib mühsam von Tag zu Tage. Sie hat die Thorheit ihres Strebens eingesehen; sie verzichtet endlich auf alles positive Glück und sehnt sich nur nach der absoluten Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts, dem Nirwana! Das ist das einzig denkbare Ende von dem dritten und letzten Stadium.

Wie diese Erlösung vom Glend des Wollens und Daseins zur Schmerzlosigkeit des Nichtwollens und Nichtseins erfolgen müsse, das zeigt der Verfasser am Schluß seines Buches. Für den Einzelnen wäre der Selbstmord der einzig sichere Weg, sich dem Glende des Daseins zu entziehen; allein der gewalttame Tod Einzelner altert das all-eigene Wesen der Welt so wenig, wie die vielen natürlichen Todesfälle; denn es fährt fort, das Leben zu pflanzen, wo es dasselbe findet und pflanzen kann. Es hätte auch nichts, wenn die Menschheit durch geschlechtliche Enthaltsamkeit ausstürbe. Das Unbewusste würde die nächste Gelegenheit benutzen, einen neuen Menschen oder einen ihm ähnlichen Typus zu schaffen. Das Ende der Welt, das Nichts, kann nur eintreten, wenn den größeren Theil des in der Welt sich manifestirenden bewußten Geistes eine so tiefe Ebnung nach dem Frieden und der Schmerzlosigkeit des Nichtseins erfährt hat und alle bisher für das Wollen und Dasein sprechende Motive so sehr in ihrer Eitelkeit und Richtigkeit durchschaut sind, daß jene Sehnsucht nach Vernichtung des Wollens und Daseins zur widerstandslosen Geltung als praktisches Motiv gelangt. Dieser Erfüllung im Greisenalter der Menschheit gehen wir mit der größten Wahrscheinlichkeit entgegen. Durch das entgegengesetzte Begehren der in der Menschheit waltenden Verunsicherung wird der positive Weltwille paralysirt und in das

Nichts zurückgeschleudert, womit der Prozeß und die Welt aufhört. Die Majorität des bewußten Geistes zwingt das Unbewußte, seinen Willen aufzugeben, wodurch die Welt im Augenblick in das Nichts zurückfällt. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich der Wille von Neuem eraffe und eine neue Welt hervorbringe, hält unser Verfasser für sehr gering. Bis das Weltende eintritt, verlangt die praktische Philosophie die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltprozeß. Der Instinkt muß wieder in seine Rechte eingesetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig Wichtige proklamiert werden; denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger persönlicher Entlassung und Zurückziehung ist etwas für den Weltprozeß zu leisten.

Das ungefähr ist das Resultat der Philosophie des Unbewußten. Der Verfasser bemerkt hierüber: „Wenn dem Leser dieses Resultat trostlos erscheint, so muß ich ihm erklären, daß er sich im Irrthum befinde, wenn er in der Philosophie Trost und Hoffnung zu finden sucht. Zu solchen Zwecken giebt es Religions- und Erbauungsbüchlein. Die Philosophie aber forscht rücksichtslos nach Wahrheit, unbefümmert darum, ob das, was sie findet, dem in der Illusion des Triebes befangenen Gemüths urtheil behagt oder nicht.“

Allerdings! Aber was ist Wahrheit? hat schon Pilatus gefragt. Der Melancholiker sieht die Welt im trüben, der Sanguiniker im heiteren Lichte und Jeder hält seine Lebensanschauung für die wahre; Heraklit weint und Demokrit lacht; Epikur predigt den Genuß und Zeno die Entlassung. Auch die Philosophie des Unbewußten ist wahr als Philosophie der Verzweiflung oder der Klarheit, die die Wahrheit in dem Nichts findet, da ihr die Welt die Ungerne ist, die nicht hält, was sie verspricht. Für uns aber, die wir noch nicht an der Welt verzweifeln, die wir noch nicht von dem, was sie bietet, überfüllt sind, enthält diese Weltanschauung: Philosophie, dieser moderne Buddhismus mit seinem Welt-Nirwana insofern eine Wahrheit, als sie zeigt, wohin das logische Denken gelangt, wenn es à la Schopenhauer an die Spitze der Welt den blinden, unvernünftigen Willen stellt; und diese Wahrheit ist in der That eine tröstende und erfreuliche für Alle, die mit ihrer Philosophie noch nicht so weit gekommen sind, wie Schopenhauer und unser Verfasser, sondern die es noch mit dem alten Prediger der Welt-Eitelkeit halten, welcher die Hauptsumme seiner Lehre in die Worte faßt: „Fürchte Gott und halte seine Gebote“, eine praktische Philosophie, die wenigstens nicht zum Nirwana führt. Uebrigens glauben wir, daß, wie der Welt Schmerz, der vor etwa dreißig Jahren in der Poesie geherrscht, nicht vermocht hat, die Menschheit wehmüde zu machen, der philosophische Welt Schmerz es ebenso wenig vermögen wird.“ (E. M.)

*) Was die sogenannte „Philosophie des Unbewußten“ an psychologischer Forschung und Beobachtung enthält, das hat, wie uns scheint, ein geschickter Vertreter der Wissenschaft der Seele, Herr Professor M. Lazarus, in seinen Schriften viel treffender, d. h. der Wahrheit näher kommend, dargestellt und entwickelt. In einem Vortrage über „natürliches und künstliches Denken“ gehalten in der Sitzung der Berliner mehrmals-psychologischen Gesellschaft vom 21. Januar 1868 und in referirender Form im Archiv für Psychologie und Nervenkrankheit“ abgedruckt) weist Herr Lazarus nach, daß der Mensch, der mitten im großen Mechanismus der Natur steht, nur durch das Zusammenwirken der in ihm enthaltenen Naturelemente mit einander einerseits und mit der Außenwelt, der erbildenden wie der unendlichen, andererseits Zustände und Wirkungen besonderer Art, nämlich psychische Ereignisse, sammt deren bleibenden und fortwirkenden

Leopold von Ranke's sämmtliche Werke. *)

Fransösishe Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert.

Wir haben im „Magazin“ 1867. Nr. 37. den ersten Band der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ von Leopold von Ranke, als erste Eiterung der Gesamtsammler des großen Historikers, angezeigt. Es freut uns, jetzt über den raschen Fortgang des Unternehmens berichten zu können, da uns bereits der erste Band (der achte der sämmtlichen Werke) der französischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts vorliegt.

In welchem Sinne Ranke als Deutscher die französische Geschichte behandelt hat, darüber spricht er sich im Vorworte selber aus. Große Völker und Staaten, meint er, haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen; daher bietet ihre Geschichte, inwiefern sie ein wesentliches Element in der allgemeinen Entwicklung der Menschheit bildet oder in dieselbe beherrschend eingreift, auch den Fremden ein über die Schranken der Nationalität reichendes Interesse. Keines der neueren Völker hat aber einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt, als das französische, und zwar so, daß man oft gemeint hat, die französische Geschichte, wenigstens in den neueren Jahrhunderten, sei schon die Geschichte Europas. Ranke ist weit entfernt, diese Meinung zu theilen. Die vier anderen großen Nationen der europäischen Kulturwelt haben das Ihrige beigetragen, die französische Nation zu dem zu machen, was sie geworden ist. Eiterarische und künstlerische Kultur empfing sie von Italien; Spanien gab das Muster der fest zu gründenden Monarchie; die Tendenzen der religiösen Reform schlossen sich an Deutschland, die der politischen an das Beispiel von England an. Nicht zu leugnen jedoch ist, daß seit langer Zeit die allgemeinen Strömungen und Bewegungen in Frankreich ihren Ursprung haben. Den Grund findet Ranke in der Eigentümlichkeit des französischen Geistes. „Mit den Problemen des Staates und der Kirche haben sich die Franzosen immer auf das Lebendige beschäftigt und sie mit eigentümlichem Talent des Ausdrucks allen Anderen nach gebracht; es ist allezeit ihre Art gewesen, die freien Bestrebungen des Geistes zu centralisiren und der erstarrten Theorie eine praktische Anwendung zu geben. Und mit nichten allein im Reiche der Meinungen suchten sie zu herrschen. Von nationalem Selbstgefühl fortgerissen, ehrsüchtig und kriegerisch, haben sie die Nachbarn unaufhörlich auch mit den Waffen in Händen gehalten, entweder aus ihren Systemen Ansprüche entwickelt, oder auch ohne dies, bald angreifend, bald gegen wirkliche oder vermeinte Gefahren sich verteidigend, zumellen Unterdrückung befreiend, noch öfter bemüht, Freie zu unterdrücken. Dann und wann sind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geschichte von Frankreich durch die Bedeutung dessen, was sich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die sich daran knüpfte, an und für sich einen universalhistorischen Charakter gewonnen hat.“

Eine solche Epoche ist die, von welcher dieses Buch handelt.

Erfolgen erzeuge. Das „Unbewußte“ ist eben nur das dem eigenen Lauf der Naturelemente, ohne Einwirkung des davon abgetrennten psychischen Elements, Ueberlassene, welches letztere nicht bloß in der Einwirkung der eigenen Psyche sich zeigt, sondern auch, durch Reflex, Förderung oder Brummung, in den psychischen Prozeß der Natur auszuwirken greift.

*) Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1868. 3 Bde.

Nach einer oberflächlichen Darstellung der früheren Epochen der europäischen Geschichte führt es uns die mit Franz I. beginnenden verhängnisvollen politischen und religiösen Kämpfe vor, die mit der Krönung Heinrichs IV. in Chartres (27. Februar 1594) mit seinem Einzuge in Paris (22. März 1594) ihren Abschluß nahen, so daß darauf das Königthum die Kraft gewinnen kann, sich zu einer Mächtfülle zu entwickeln, mit der es in den romanischen germanischen Nationen noch nie beselidet gewesen war. Inverrerragendsten Gehalten dieser Zeit: Franz I., Katharina von Medici mit ihren Söhnen, der Admiral Coligny und die hohen Guisen, Heinrich IV., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., u. wie Ranke mit Recht bemerkt, nicht bloß der französischen, sondern ebenso gut der allgemeinen Geschichte angehören, treten in in ihrem Denken und Handeln mit einer Wahrheit und Energie vor Augen, wie vor Ranke bei keinem Historiker. Kein Vorzug verdankt Ranke dem umfassenden Quellenstudium, w. sich nicht auf die gleichzeitigen und späteren Historiker beschränkte, sondern sich vorzüglich auf die noch ungedruckten Dokumente und Aktenstücke in Bibliotheken und Archiven ausdehnte. Er läßt jetzt sein Hauptverdienst daren: „Nicht eine nach dem Alter und neuer Meister gleichmäßig ausgeführte Geschichte wollte oder konnte ich verfassen. Dazu würde ein in ständiger Benutzung der Archive Frankreichs und seiner Nachbarländer zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug, wenn jenseits der gegenseitigen Anlagen der Zeitgenossen und der beschränkten Auffassung Späterer, durch ursprüngliche und kritische Kunde zur Anschauung des Objektiven der großen Vorfälle gelangt zu sein glauben durfte. Bei dem minder strebenden wenig verweilend, habe ich das welthistorisch Wichtigste so ausführlicher zu erläutern gesucht.“ (F. M.)

Schweiz.

Die internationale Arbeiter-Bewegung.

Zur der hochgehenden Woge, welche sich vor einem Jahr in die Revisionen-Bewegung vom Canton Zürich aus über die Schweiz verbreiteten, und welche in der That in manchen Kreisen und sogar in der gesammten Eidgenossenschaft, wo Frage einer Bundesverfassungs-Revision angeregt wurde, zu mächtigen Nachhall fanden, ist gegenwärtig das politische Leben der Schweiz in eine gewisse Stagnation gerathen, welche für einen politischen Apathie verwandt zu sein scheint. Das ist aber zuletzt doch nicht das tiefe Interesse an der Sache gewesen, welches die Führer voraussetzten. Während sich vor ein Jahr in der Züricher Presse die heftigste Polemik fundgab, steht jetzt seit einiger Zeit ein wahrhaft stiller Zorn in den Reihen, wie auch in den meisten übrigen schweizerischen Blättern. Dennoch geht gerade jetzt in der Schweiz eine Bewegung vor sich, welche wohl zu den merkwürdigsten Erscheinungen, die die Geschichte Europas seit 1848 gesehen hat, gehören dürfte: die „internationalen Arbeiterbünde“, deren Anfang schon in das Jahr 1864 zurückgreifen, hat seit seinen großen Congressen in Basel 1866, in Lausanne 1867 und in Brüssel 1868 eine außerordentliche, ganz Europa umspannende und selbst nach Amerika hinreichende Ausdehnung gewonnen. Um ganz genau zu sein, müssen wir erwähnen, daß die erste Anregung zu diesem internationalen Bund auf einer Versammlung von Emigranten

verschiedener Nationalität in La Chaux-de-Fonds im Canton Neuchâtel im Sommer 1863, zur Zeit des eidgenössischen Schützenfestes gegeben wurde, wo der aus den Jahren 1848 und 1849 bekannte deutsche Flüchtling J. Ph. Beder das Vice-Präsidium führte, ein spanischer General Casti († 1864 in Brüssel) und der Genfer Staatskanzler Elie Ducommun, der Freund Lassalle's, und andere Männer dieser Farbe zugegen waren, wie z. B. B. Küstow, Herwegh und der französische Oberst Garraas. Im Herbst desselben Jahres fand ein Congress in Brüssel statt, wo namentlich die von London herübergekommenen deutschen Arbeiter auf eine Verbrüderung aller Völker drangen. Auf dem dann noch in demselben Jahr in London stattgefundenen Congress fand namentlich unter A. Marx' maßgebendem Einfluß die definitive Gründung des Bundes statt. Dort wurde die Abhaltung des Genfer Congresses im Jahr 1866 beschloffen. Es kann nicht mehr in Abrede gestellt werden, daß durch die seit jener Zeit begonnene Propaganda das Selbstbewußtsein und namentlich das Solidaritäts-Bewußtsein unter den arbeitenden Klassen in allen Ländern mächtig erwacht und gehoben worden ist. Es ist unmöglich, sich darüber noch zu täuschen; deshalb ist es unserer Meinung nach, auch Pflicht der Presse, diese Erscheinung und ihre fortschreitende Bewegung ernstlichst in's Auge zu fassen und objektiv zu würdigen.

Daß dieser „internationale Arbeiterbund“, mit Rücksicht auf die in der Schweiz herrschenden freien Vereinsgesetze, gerade dieses Land zur Entwicklung seiner Bestrebungen auserkoren, scheint uns ganz natürlich und nur ein Beleg für das richtige Urtheil der leitenden Führer. Die Genfer Gröde („Strike“) im Frühjahr 1868, die mit einem theilweisen Siege der Arbeiter schloß, gab der Bewegung in der Schweiz den ersten Salt; sie dehnte sich bald in immer größerem Umfang auf andere Cantone aus. Jetzt besteht der „Bund“ in allen Cantonen Sektionen, welche in steter Organisation verbunden sind. Der zweite, bedeutendere Akt seiner Thätigkeit sind die Zusamungen, welche sich jetzt im Anfang dieses Jahres in Basel, namentlich unter den Seidenfabrik-Arbeitern bemerklich machen, wenn auch bis jetzt noch mit weniger Erfolg als die Genfer Gröde, immerhin von großer Bedeutung, da von einer Niederlage der Arbeiter, wie die Baseler Bourgeois-Organe der Welt glauben machen möchten, bis jetzt keine Rede sein kann. Sonstbar, daß die ersten bedeutenden Regungen der internationalen Bewegung sich gerade in den beiden Schweizerstädten geltend machen, deren Einwohner in der ganzen Eidgenossenschaft wegen ihrer eagoistischen Habguth und Selbstgier nicht in bestem Rufe stehen. Sagt doch ein altes Volkspruchwort: „Auf einen Baseler geben zehn Zuben, aber auf einen Genfer zehn Baseler“. Fast die gesammte Schweizerpresse, die conservative wie radikale, machte Chorus gegen die internationale Bewegung. Selbst das bedeutendste schweizerische Organ, der in Bern erscheinende „Bund“, der sich schon über den Verlauf der Genfer Gröde hatte Sand in die Augen streuen lassen, ließ sich auch von Basel aus irre führen, bis sich endlich die Wahrheit siegreich Bahn brach. Der „Bund“ brachte dann in seiner Nummer vom 30. December einen großen Leitartikel, welcher nach unserer Meinung auch die Ansicht der schweizerischen Centralregierung, des Bundesraths, an welchen sich eine Deputation der Baseler Sektionen des „internationalen Bundes“ direkt gewandt hatte, aussprach, und jedenfalls die richtige Stellung bezeichnet, welche nach der schweizerischen Gesetzgebung, die, wie jeder anderen Klasse, so auch den Arbeitern das Coalitionsrecht garantirt, die Centralregierung allein einnehmen konnte.

Wir theilen hier das Wesentlichste dieses Leitartikels, der die Sache vom total objektiven, unabhängigen Standpunkt beleuchtet und deshalb auch im Ausland bekannt zu werden verdient, mit. Es heisst dort: „Der internationale Arbeiterverein spielt gegenwärtig eine bedeutende Rolle in der Schweiz. Seine Thätigkeit in Genf ist bekannt, und bei den Wirren in Basel ist der Name der „Internationalen“ in Aller Mund. Wir sind in die Geheimnisse dieses „rothen Gespenstes“ nicht eingeweiht, aber so viel wir über den Verein wissen, theilen wir hier gern mit.

„Der internationale Arbeiterverein hat, wie es sein Name sagt, Verbindungen durch die ganze Welt. Er erklärt sich vollkommen unabhängig von Farbe, Sprache, Religionsbekenntnis. Der jüdische Bruder ist ihm so lieb wie der christliche, der deutsche Arbeiter ist in einem anderen Verein nicht schlechter aufgehoben, als das eigene Vereinsmitglied. Was das Ganze zusammenhält, ist das große Gesetz der Solidarität der Interessen.

„An der Spitze der Statuten der Internationalen steht der Satz: Wir existiren zum Zwecke der Hebung des Arbeiterstandes. Es ist selbstverständlich, daß dieses Gesetz eine stark premirte politische Seite hat. Solche, welche sich nicht aufzuschwingen vermögen zu einer objektiven Anschauung der Verhältnisse, bleiben im Gefäß dieses Kriegszustandes hängen; daher der unglückliche Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, zwischen zwei Faktoren, welche von Natur auf einander angewiesen sind, und zwischen welchen nur Unverstand und Leidenschaft feindliche Gränzen ziehen können.

„Neben dieser negativen Seite hat aber die Devise der Internationalen auch eine positive, welche innerer Berechtigung nicht entbehrt. Sie ruft dem zwingenden und drückenden Staate gegenüber den allgemeinen Menschheitscharakter, den positiven Gesetzen gegenüber das natürliche Recht an. Leider muß anerkannt werden, daß in den sozialen und politischen Verhältnissen sehr Vieles anders ist, als es sein sollte, und daß die Berufung auf ein höheres, natürliches Recht durchaus nicht immer ungerechtfertigt ist.

„Die Internationalen betrachten sich auf der ganzen Erde als durch gleiche Interessen verbundene Brüder. Dieser Bruderbund entbehrt aber keineswegs der Organisation. In den meisten größeren Städten besteht ein Verein, welcher seine Mitglieder nach Tausenden zählt. Dieser Verein theilt sich in Sektionen (in Basel bestehen z. B. 29 Sektionen, in Genf 27 oder 28) nach den verschiedenen Berufstätigkeiten; diese Sektionen berathen ihre speziellen Interessen getrennt, stehen aber mit der Gesamtheit durch das Organ eines Central- und eines Sektions-Ausschusses in der regsten Verbindung. Jede Sektion ordnet von Zeit zu Zeit Deputirte ab, welche mit dem Central-Ausschusse zusammentreten und die Angelegenheiten des ganzen Vereins besprechen.

„Interessanter übrigens, als die Organisation in kleinen Kreisen, ist die Organisation im Großen. Jedes Mitglied der „Internationalen“ erhält eine Karte, auf welcher das Symbol des Vereins, ein Senfkeil, mit der inditenden Ueberschrift abgezeichnet ist. Diese Karte ist in der ganzen Welt — der internationale Arbeiterbund zählt Vereine in allen Weltgegenden — ein *Pass-partout*, welcher sofort legitimirt. Auf der anderen Seite ist gegen allfälligen Mißbrauch dieser Karte dadurch gesorgt, daß jedes Vereinsmitglied nebst der Karte noch ein Exemplar der Vereins-Statuten bei sich tragen soll, mit welchem es sich im Mißtrauensfall als echt dokumentirt.

„Wir haben einen über den Erdkreis verbreiteten Arbeiterbund vor uns, und haunend stehen wir vor diesem mächtigen Heis, welches der Affektionsgeist getrieben. Sollen wir die gewaltige Erscheinung verdammen? Daß sie existirt und lebensfähig sich ausbreitet, ist der beste Beweis für ihre Berechtigung.

„Wir glauben, daß die Stellung, welche Staat und Gesellschaft den „Internationalen“ gegenüber einnehmen haben, durch die Natur der Verhältnisse klar vorgezeichnet ist. Der Staat soll auch gegenüber den „Internationalen“ ebenbürtig, wie gegenüber jedem anderen Verein das Vereinterrecht respektiren. Er darf sich nicht durch ängstliche Stimmen zu Präventivmassregeln fortreiben lassen. Wenn dann aber eine Vereinssektion im Vollgefühl ihrer Kraft die öffentliche Ordnung verletzt und allfällige revolutionäre Tendenzen äußerlich zu dokumentiren versucht, dann ist der Staat nicht bloss berechtigt, sondern verpflichtet, geeignete Repressivmassregeln zu ergreifen. Wir hoffen: in der Schweiz werde es nie zu diesem Reueherin kommen.

„Wie die Gesellschaft sich zum allgemeinen Arbeiterbunde verhalten soll, ist eine schwierigere Frage. Sie kann die Existenz des Arbeitervereins nicht hinnehmen, wie der Staat, welcher einen Verein nur vom Rechtsstandpunkte aus auffaßt. Die Arbeiter fühlen sich allertorts von der Idee einer Affektion über den ganzen Erdkreis um die gleichen wirtschaftlichen und idealen Interessen angezogen. Und etwas Großartiges läßt sich dieser Idee nicht abpreden. Diejenigen Kreise, welche auf die Arbeiter angewiesen sind, thun am Besten, wenn sie sich mit dem Gedanken befreunden, nicht vereinzelte Individuen, sondern eine imponirende Macht sich gegenüber zu haben. Es sind dieser Gedanke sie dahin führen, die Arbeiter in jeder Hinsicht menschenwürdig zu stellen und zu behandeln. Damit aber wird das Schreckliche der allgemeinen Arbeiter-Affektion sich realisieren, und diese nur noch das sein, was sie unter normalen Verhältnissen einzig sein kann: eine harmlose Vereinigung gleich beschäftigter Leute ohne irgendwelche der Gesellschaft feindselige Tendenzen.

„Was speziell das Auftreten der „Internationalen“ in Basel betrifft, so begreift man auf der einen Seite das Eingreifen des internationalen Vereins in die Regulierung der Arbeiter-Verhältnisse und auf der anderen Seite die Weigerung der Arbeitgeber, mit den „Internationalen“ etwas zu schaffen zu haben. Die „Internationalen“ stehen auf ihrem Vereinsstandpunkt unter der Devise: „Einer für Alle, Alle für Einen.“ Die Fabrikanten sehen nur ihre Arbeiter vor sich; von anderen Elementen wollen sie nichts wissen. Es ist dies auch sehr verständlich. Die „Internationalen“ treten aus ihrem Vereinskreis heraus und wagen es, den Fabrikanten das Gesetz vorzuschreiben. Ein solches Vorgehen würde consequent die ganze Gesellschaft auf den Standpunkt des „*qui vive*“ stellen. Die Fabrikanten haben Verträge abgeschlossen mit ihren Arbeitern, oder mit einem Verein. Der Verein hat kein Recht, sich zwischen die Contractanten zu drängen. Der Verein mag im Vereinskreis dafür sorgen, daß die Vereins-Mitglieder ihr wirthschaftliches oder vermeintliches Recht dem Arbeitgeber gegenüber energig verfolgen, aber er selbst ist nicht dazu legitimirt, aktiv in die Verhältnisse zwischen den Arbeitern und Fabrikanten einzugreifen. Es steht übrigens nicht zu befürchten, daß die Fabrikanten in Basel außer ihren Contractanten einen Drittman, wie ihn der „internationale Verein“ repräsentirt, als Vertrag-Gegner anerkennen werden.

„Im sozialen Leben wird man dem großen Arbeiterbund

gehungen tragen dadurch, daß man im Arbeiter mehr als bisher den Menschen ehrt. In Vertrags-Verhältnisse hat der „internationale Arbeiterverein“ sein Wort zu sprechen, weil er außer den Arbeits-Verträgen steht. Auf politischem Boden endlich muß der Staat die revolutionären Gelfüße ehrgeiziger Massenführer, welche die treffliche Organisation des Arbeitervereins zerstören, im Zaume halten. Unter der Herrschaft dieser Gesinnung ist der „internationale Arbeiterverein“ ein Gebilde kühneren Affoziationsgeistes, welches nicht verdammt, sondern begreift zu werden verdient.“

Dieser augenscheinlich mögliche, durchaus objektiv gezeichnete Artikel des Berner Blattes fand bei der Bourgeois-Presse in Basel eine keineswegs günstige Aufnahme. Die Baseler Presse und namentlich die „Baseler Nachrichten“ hatten sich, augenscheinlich unter dem Eindruck der Ereignisse, in eine wahre Besessenheit hineingeredet, unter welcher der Verfasser dieser Zeilen, als Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“, selbst zu leiden hatte. Er hatte diesem, namentlich auch in der Schweiz sehr verbreiteten Blatte in durchaus objektiver Weise nach aus sicherster Quelle geschöpften Mittheilungen Bericht über die Baseler Zustände erstattet. Daraus die heftigsten Angriffe, aber keine Erwähnungen in den „Baseler Nachrichten“. In einem Privatgespräch wurde die „Allgemeine Zeitung“ sogar aufgefordert, ihre „politischen“ Correspondenten abzuschaffen, widrigenfalls mit demnächstige Entziehung gedroht wurde. Die Redaktion antwortete in würdiger Weise. Aus jenem Privatgespräch ließ sich jedoch ein Schluß auf den sittlichen Standpunkt jener Herren ziehen. Wenn sie durch Androhung eines solchen materiellen Übels, wie Abkommens-Entziehung, ein unabhängiges Blatt des Auslandes einschüchtern zu können glaubten, so kann man sich etwa denken, was sie gegebenen Falls den wirklich von ihnen abhängigen Arbeitern zuzumuthen wagen könnten.

Aus solchen Vorgängen wird dem internationalen Bund eine sittliche Vertugung abzuspüren sein. Daß die Bewegung leider auch von politischen Agitatoren ausgenutzt versucht wird, ist natürlich. In dieser Richtung ist z. B. der bekannte badische Revolutionär A. Gögg, der jetzt namentlich in den süddeutschen Partikular-Demokraten thätig, zwischen Arbeiter-Bildungs-Vereine in der Schweiz, welche zum internationalen Bund gehören, haben ihn und den Verleger in Zürich zu Redaktoren ihres jetzt in Genf erscheinenden Organs „Felleisen“ erwählt, auf einem Gongreß, der im August 1865 in Neuenburg hielten. Dort wurde Resolutionen verfaßt: „in politischer Hinsicht hat das Blatt ausschließlich den demokratisch-republikanischen Standpunkt zu vertreten“. Hr. Gögg ist nun bemüht, in diesem Blatt für die politischen Tendenzen Propaganda zu machen, indem er versucht, den Arbeitern zu beweisen: die soziale Frage könne nur in der Republik gelöst werden. Er sagt u. A. in Nr. 1: „Der deutsche Arbeiter in der Schweiz die unerschöpfbare Lebenskraft, die unberechenbaren Vortheile eines republikanischen Gemeinwesens kennen und lieben zu lernen, so wird seine Hauptaufgaben unseres Arbeiterblattes sein, an der Verbreitung der hiesigen Verhältnisse unter steter sachgemäßer Theilnahme an der politischen Entwicklung und Theilnahme am Schritt seine soziale Befreiung zu erkämpfen hat.“ Der andere Akt wirkt der durch seine revolutionäre Lehren und Lebensschicksale bekannte Russe Bakunin, der

vor allen Dingen die religiöse Frage in's Bereich der Agitation zu ziehen bemüht ist. Er hat in Genf einen aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Club, der sich als Sektion des „internationalen Bund“ angeschlossen hat, gegründet, dessen erster Revolutionsartikel lautet: Der Club bekennt sich zum Atheismus. Das sind nun Alles Dinge, welche, der sozialen Bewegung an sich fremd, nur Schreden über die selbst verbreiten können. Es ist eben noch ein wildes Chaos, dessen Endziele schwer im Voraus zu bestimmen sind. Die soziale Frage ist aber einmal da, und es wäre Thorheit und unmöglich, sie todtschweigen zu wollen.

Genf.

H. v.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

III.)

Partei-Umtriebe, weltliche und geistliche.

Die Wahlen zu den Cortes Constituyentes sind glücklich vorüber; ihr Ausfall bekräftigt den monarchischen Parteien günstig; die sogenannte monarchisch-demokratische Partei hat etwa 213 Kandidaten durchgebracht, die Republikaner nahe an 80, die Reactionäre 20. Genau läßt sich das Zahlenverhältnis noch nicht angeben; auch kommen noch die vielen Wiederwahlen in Betracht. So scheint es, daß, wenn die Dinge sich friedlich weiter entwickeln, Spanien für die nächste Zukunft wieder des Glüdes einer Monarchie theilhaftig werden wird; aber eben an den Frieden will Niemand recht glauben und nicht ohne Grund.

Denn die schwierige Parteilstellung läßt kaum hoffen, daß der Majorität der Cortes Alles sich freiwillig fügen werde; die Reaction ganz und gar nicht, welche im hohen Bewußtsein ihrer weltbeglückenden Mission immer offener alle Mittel, die zum Zwecke führen, heiligt und anwendet. Schon muß man von Tag zu Tag mehr, je näher die Eröffnung der Cortes herankommt, auf einen Ausbruch des Aufstandes im Norden gefaßt sein, und es ist ungewiß, ob die militärische und polizeiliche Thätigkeit der Regierung den niederträchtigen Umtrieben gewachsen bleiben wird. Cabrera hat schon einen Aufruf an die Navarresen, diese Tiroler Spaniens, erlassen, mit den gewohnten Medenarten die Sache von Don Carlos verteidigend und auffordernd, zur rechten Zeit dem Rufe der Führer zu folgen; schon haben die Generale Zaballa's und Carl's in Bayonne eine Zusammenkunft gehabt und unter sich die Provinzen für den Feldzug vertheilt. Mehrere dieser großen Diebe sind toeben, weil sie es unterlassen hatten, auf den Canarischen Inseln ihren Wohnsitz zu nehmen oder auch gegen die Wahlen protestirt hatten, aus der Arme gestrichen worden. Die Stimmung im Norden wird immer bedrohlicher, besonders in Pamplona. Die französische Regierung aber ist so höflich, die Anhäufung von Waffen und Leuten an der Gränze zu erlauben.

Von der andern Seite sind die Republikaner zu fürchten, die zwar in den Wahlen in der Minorität geblieben, aber doch stark genug sind, um noch einen Versuch zu machen, eine neue Revolution nicht lange hinauszuschieben, sondern auf die letzte gleich eine andere in ihrem Sinne zu pfeifen. Man kann sie deswegen nicht so unbedingt verurtheilen, da sie sich ihres ehr-

*) Geschrieben Ende Januar 1869.

lichen Strebens bewußt sind und nur zu gut sehen, wie ein großer Theil der Gegenpartei sehr mäßig liberal und mehr für sich als für das Ganze bedacht ist, wovon die provisorische Regierung hinreichende Beispiele gegeben hat; die liberalen Institutionen aber — man kennt dies — würden zwar dem Namen nach bleiben, aber hinreichend beschränkt und durch andere Auslegungen und Gegenbestimmungen geschwächt werden. So kommt es, daß man von dieser Seite sich gar nicht sicher fühlt und immer wieder von einem nahen Aufstande spricht. Natürlich mag ich einen solchen nicht im Mindesten befürchten; denn in der gegenwärtigen Lage ist Eintracht undredig die Hauptsache, besonders den reaktionären Untrieben gegenüber; auch kann man auf einen großen Theil der Monarchisten Vertrauen haben, besonders auf die Demokraten unter ihnen, da diese wirklich das Wohl des Landes und die Befestigung der Freiheit durch das Königthum erstreben; endlich, wenn wirklich ein so großer Theil des Volkes noch monarchisch ist, so ist zu fürchten, daß auch, wenn ein Gewaltstreich der republikanischen Partei gelfänge, derselbe nur von kurzem Erfolge begleitet sein würde. Auch sprechen sich die angesehensten republikanischen Blätter entschieden gegen eine solche eigenmächtige Völlst aus, so der „Pueblo“ in Madrid, den Garcia Ruiz, der in Zaragoza gewählte Deputirte, rebigirt, das Organ der unionistischen Republikaner. Andere dagegen, wie die „Discussion“, fordern unverbohlen auf, alle Mittel gegen die Einföngung eines neuen Königs zu versuchen und weisagen aus einem neuen Königthum nur den sicheren Bürgerkrieg. Es herrscht unter den Leuten dieser Partei eine solche Erregung, ein solcher Rabalismus in der Sprache, eine solche Ueberzeugtheit von der Unfehlbarkeit und dem baldigen Siege ihrer Ideen, dabei eine starke Disciplin — ausgenommen natürlich den unvermeidlichen Theil von Zanbangel — und Geschicklichkeit, im Volke Propaganda zu machen; freilich nicht immer mit voller Ehrlichkeit in den Versprechungen oder auch mit eigener Täuöhung. Dem übrigen loyalen Europa würden die Haare zu Berge stehen, wenn es die Consequenzen hörte und läse, welche hier so ruhig gemacht werden. Die Devisе eines hier erscheinenden republikanischen Blattes ist: La historia de los reyes es la martirologia de los pueblos.

Wahr ist's, daß diese Partei nur 4 der Deputirten erreicht hat; aber dabei ist zu beachten, daß dieselbe in ihren Zielen viel enger ist, als die Gegenpartei, die fast nur dem Namen nach eine eigene ist, und daß sie ein größeres moralisches Ansehen hat. Denn gerade in den ausgeklärtesten Gegenden und hervorragenden Städten sind jene, zum Theil mit bedeutender Majorität, gewählt. Wie es bei uns in Preußen einen großen Unterschied ausmacht, wenn den liberalen, in der Hauptstadt und den hervorragenden Provinzialstädten gewählten Abgeordneten die Coalition der Beamten, Gutsbesitzer, Schulräthe und Vandräbte entgegentritt, welche zum größten Theil auf dem Lande und in den Binschichten durch die Kräftigung aller hochachtungswürdigen und hochadeln Herren und Dependenden von oben gewählt worden sind: so finden wir diesmal in Spanien gerade in den durch Bildung und Fortschritt ausgezeichneten Städten die republikanischen Wahlen, während die Majorität der Monarchisten in den wenig hervorragenden Distrikten besonders zu Stande gekommen ist.

Selbst in der alten Königsstadt Madrid haben es die Republikaner auf nahe 14,000 Stimmen gebracht gegenüber den 34,000 der Monarchisten. Gestagt haben sie in Cadix mit 17,381 gegen 14,585 Stimmen, in der Stadt allein mit 6340 gegen 2682; gewählt ist hier auch Salvadec, der Hauptleiter des Auf-

standes, der zu 12 Jahren Verbannung verurtheilt ist, aber noch hier in Verwahrung gehalten wird; die andern Republikaner ist man parteiisch genug gemeien, freizusprechen. In Sevilla haben sie gestagt mit 19,648 Stimmen gegen 3821, in Jerez mit 8225 gegen 1759, in Zaragoza mit 3700 gegen 1200. Außerdem haben sie ihre sämtlichen Kandidaten durchgebracht in Barcelona, wo man freilich gegen die Wahlen vielfach protestirt, Valencia, Hueca, Verida, Malaga, Moron, Tortosa, Segura, Jergel, Zaragoza, Alicante und zum Theil in Badajoz, Orense, Murcia, Ceja. Auch man meine nicht, daß in diesen Städten gerade das gebildete Element das monarchische sei, mögen wir immerhin in den besessenden und daher vor größeren Veränderungen ängstlich zurückweichenden Klassen die Monarchisten besonders vertreten sein.

Die Wahlen sind übrigens im Allgemeinen mit musterhafter Ordnung verlaufen und haben von dem politischen Tacte und neben Sinne des Volkes wiederum ein Beispiel abgegeben, die Betheiligung ist ziemlich rege gewesen, natürlich bleibt immer noch ein bedeutendes Restum der an den Geschicken des Landes keinen Theil nehmenden Indifferenten.

Die große monarchisch-demokratische Partei ist, wie früh ohne Zusammenhalt. Der Herzog von Aosta ist sicher jetzt gegeben; ob es gelingen wird, eine Majorität der Deputirten oder gar des Volkes für einen Thronkandidaten zu vereinigen, ist sehr fraglich. Ein vortheilhaftes Königthum würde sich leicht aufrecht halten können, aber woher dies nehmen? Montpensier, welcher ein guter Familienvater und nüchternes Hauswirth sein soll, wird sich wegen dieser Eigenschaften allein empfehlen; er ist außerdem haßlich und auch in Sevilla, wo er gelebt hat, unpopulär, ohne stittliche Festigkeit, eben richtiger Sohn von Louis Philipp. Ihn und Separato angenommen ist aber kaum von Prätendenten die Rede. Legitimist ist zwar schon alt und schwächlich, würde aber immer noch Ersten bei einer Abstimung in den Cortes oder auch durch Plebiszit die Majorität erhalten. Daß er in Zaragoza, so wie in ganz Catalonien, sehr beliebt ist, den republikanischen Kandidaten unterlegen ist, beweist nichts gegen das Gekommene mögen ihn auch die Republikaner nicht als monarchische Deputirten wollen, so haben sie doch gegen ihn als Häupter Staatsrunders nichts einzuwenden. Lieber die Art und Weise den Willen der Nation für einen bestimmten Thronbesitzer zu ermitteln, wird Verschiedenes gesagt, und es ist müßig, zu referiren. Wenn es heißt, die Regierung wolle einfach Cortes einen bestimmten Kandidaten vorschlagen zur Annahme oder Verweigerung, nämlich „um Diskussionen über das Königthum als solches und die einzelnen Bewerber auszuschließen die dem Aussehen der königlichen Macht nachtheilig zuwüßten“, so klingt das nicht unwahrscheinlich; denn allezeit könnten leicht Worte fallen, die dem loyalen Obre und andern Söfen sehr ungewohnt klingen, insbesondere dem ganz besonders verhaßten Napoleon; bei Manchen get Montpensier gerade darum, weil man Napoleon als ihm, Orleans, ungünstig annimmt. Man steht aus alledem, völlig unsicher noch die nächste Zukunft ist; man lebt in Begiehung aus der Hand in den Mund.

Die Minister haben nun nächsten ihr Provisorium endigen und den Cortes Rechnung ablegen; man kann freilich sagen, daß sie sich bei den Liberalen beliebt gemacht haben und es nicht nur die Republikaner, sondern auch Blätter der Progressiven, welche ihnen Mandates vorsehen, in der That sind dieselben hinter den Erwartungen der Li-

auf zurückgeblieben, etwa den Kultusminister Jorilla ausgenommen, der für Erziehung, Schulen, Universitäten viele durchgeführte Erfolge gegeben hat. Im Herte werden ebenso wenig wie in der Administration Erfahrungen gemacht, im Gegentheil möglichst rasch alle Stellen von Bedeutung mit Leuten der ministeriellen Partei besetzt; dazu kommen dann die Schaaeren des sogenannten *Cesantes*, d. h. pensionirten Beamten, welche zum Theil allemal gegenwärtigen Gouvernemenst befristet worden sind und die schwachen Geldquellen des Landes mit erschöpfen, andere sonst völlig arbeitsfähig sind. Dazu kommt die unangenehme Stellung zu der Kirche; weder hat man das Kirchen-geld beschneidet, noch ist man dem Klerus entschieden gegenüber getreten; zwar ist man völlig tolerant in Bezug auf freie Religionsausübung; schon gibt es in Madrid, Sevilla u. a. protestantischen Religionsunterricht, auch das Edikt, welches im 15. Jahrhundert die Juden ausgewiesen hat, ist aufgehoben; aber völlig ist noch immer die Kultusfreiheit nicht bestimmt, so wenig wie auch von den Liberalen verlangt wird und also Epäpe dieser Recultation schon lange proklamirt werden mußte. Noch immer will man nicht entschieden mit Rom brechen, bezahlet dem Klerus noch immer seine 25,000 Duros (= 4000 preuß. Thlr.), obwohl Herrera in Rom vom Papst nicht einmal offiziell als päpstlicher Botschafter angenommen ist. Der Uebermuth des Klerus und die unentschiedenen Regierung gegenüber nimmt zu und gibt sich das in bedenklicher Weise. Die ungeheuren Zuschüsse des Staates an die Kirche werden weiter gezahlt, damit der Klerus im Stillen die verfallenden Regierung entgegenarbeite. Eine lächerliche Concentration war es neulich, daß etwa 15,000 spanische Damen drei einzige Gräfinnen dem Ministerium eine Adresse zu Gunsten der Staatseinheit überreichen ließen; eine sehr bedenkliche Sache, vor einigen Tagen in Burgos stattgefunden durch hiesigen Veranlassung:

Zur Debatte der Geistlichkeit haben bisher viele Archive, Bibliotheken, Kabinete werthvoller Kunstwerke gestanden, statt der achtzehnten Jahrhundertigen Beamten und zum Besten des Staates als Staatseigenthum vermarktet zu werden. Nun wieder man jetzt in Madrid in der Kirche von Atocha, wo das berühmteste wunderthätige Marienbild ist, das Fehlen veralteter Gesteine; ebenso in einer Kirche von Andalusien. Hier fehlten in der Kasse des Hospitals del Buen Suceso 100000 Reales (= 107,000 Thlr.); statt deren fand man zwei Schätze, mit denen Francisco de Alf, der Mann der Isabella, die Königin, vom Patriarchen de las Indias die Summe empfangen haben, aus den Jahren 1862 und 1867; wie er solche Summen verwendet, ist bekannt. Ferner fehlten im Escorial Gesteine im Werthe von 7 Millionen Reales (= 500,000 Thlr.), die sich durch Klaret mitgenommen hat.) Durch solche schamlose Verwahrung des Kirchengutes veranlaßt, verordnete Sagasta, der Minister des Innern, daß am 24. Januar in jeder Stadt der Provinz Gouverneur alle Urkunden-Archive, Bibliotheken, Kabinete von Preiosen und Antiquitäten, sofern sie nicht unmittelbar dem Kultus noch dienen, als Staatseigenthum übernehmen und sich in Folge dessen in Begleitung der betreffenden Geistlichen und eines Sachverständigen an Ort und Stelle begeben solle, um die Gegenstände unter Verhluß zu legen und die Kataloge einzuführen. Diese Maßregel war nicht geheim gehalten worden, was zur Folge die Entlassung von 53 Beamten im

Ministerium hatte; die Geistlichen wußten also schon davon; indeß verlief alles ruhig, da das Volk nicht hinreichend so fanatisirt war und man auch die Polizei aufgebieten hatte. Nur in Burgos kam es zu einer scheußlichen That. Während hier der Gouverneur nach der vorgeschriebenen Weise die Kathedrale visitirt, dringen Volkshäufen ein, ermorden ihn, schleifen den Leichnam nach hinaus, verbrennen seine Uniform u. s. w. Weitere Scheußlichkeiten wurden durch eiliges Aufgebot der municipalen Kräfte verhindert. Natürlich, daß dieses Verbrechen in ganz Spanien die höchste Aufregung gegen den Klerus und Agitation zu energischem Vorgehen von Seiten der Regierung hervorgerufen hat, die ihrerseits durch ihr Jaudern eine derartige Frechheit mit hervorgerufen hat. Denn daß der Klerus die Menge in Burgos fanatisirt hat, steht fest; der Erzbischof selbst soll geschrieben haben: „Sie rauben uns unsere Reliquien“, um die Menge anzustacheln. Schon hat man an 58 Personen gefangen eingejogen, unter ihnen viele Geistliche. Diese haben sicher auf besseren Erfolg gerechnet und auf Ähnliches in anderen Städten; man sieht aber, ihre Rechnungen mit der Herrschaft über den Pöbel sind ziemlich nichtig, und ein derart miflungener Coup heißt nur Verbrechen. Mit solchen Erfreuen stimmt ganz überein die Sprache der Blätter der Rea; so sagt eines: „Schon kämpfen die Liberalen nicht mehr gegen die Diener der Kirche und diese, sondern gegen Gott selbst“ — natürlich im Sinne der abendländlichen Zeitgeschichte.

Die Revision der Kirchenschätze hat noch einige derartige Unterschlagungen ergeben; andere mehr werden noch zum Vorschein kommen. Die liberalen Blätter sind Feuer und Flamme ob dieser inneren Zersplitterung der Kirche, und in Madrid wäre es wegen des Vorfalls in Burgos beinahe zu Unruhen gekommen; man hat mit Mühe verhindern können, daß nicht die Nunciatur angezündet worden ist, und von der italienischen Kirche ist das päpstliche Wappen abgerissen worden. Die Regierung, bekrümmt, die unbedingte Kultusfreiheit zu verkünden, hat heute ein Manifest erlassen, worin sie dieselbe als in der That schon existierend anerkennt, die Lösung der Frage aber wegen Trennung der Kirche vom Staate den Cortes überweist. Ich bin gespannt, wie diese die schwierige, wahrhaft europäische Frage erledigen werden. In ihrer Antwort an Deputationen, die in dieser Angelegenheit zu ihnen gekommen, sollen einzelne Minister gemeint haben, die freie Kirche im Staate wäre gegen das liberale Prinzip der Staatseinheit und hieser, der Reaktion den Staat überantworten. Werthwürdige Ansichten, wenn es wahr ist!

So weit für heute über die Zustände eines Volkes, das durch alle die politischen Mißregierungen hindurch immer noch einen guten Kern bewahrt hat, von dem aus es sich zu allem Glanze erheben kann, und das die Sympathien aller Guten auch in Deutschland verdient. Hoffen wir, daß mit dem beginnenden Frühling auch für den Staat eine neue Blüthenzeit eintrete!

Y. Förster.

England.

Ossian's Lirighal.*)

Herr Prof. Prug, dessen Vorlesungen über die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts einen so verdienten, allgemeinen

*) Erstes Gedicht, aus dem Hälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von Dr. August Erhard. Reht einem Anhang: Ueber Alter und Echtheit von Ossian's Gedichten. Leipzig, H. A. Brodhans, 1868.

*) Und hat man erfahren, daß in England mehrere werthvolle, aus hiesigen Bibliotheken beruhende Manuscripte für geringes Geld verkauft sind.

Beifall gefunden, hat in seinem Vortrag am 5. Februar auch des „angeblichen Ossian“ und seines „Zinnhals“ gedacht, deren poetische Wiedererweckung durch Mac Pherſon er als eine kunstvolle literarische Täuschung bezeichnete. Allen Anschein nach hat Herr Prus von der kürzlich erschienenen, deutschen metrischen Uebersetzung des „Zinnhals“, von August Erhard, noch keine Kenntniß gehabt. Der scharfsinnigste Literaturhistoriker würde sonst kein Urtheil über Ossian und Mac Pherſon gewiß sehr modificirt haben.

Hat es einen Ossian gegeben und sind seine Dichtungen die Erzeugnisse des alten Varden oder Fälschungen einer späteren Zeit? Bekanntlich sind die Gedichte Ossian's zuerst im Jahre 1762 durch die Uebersetzung Mac Pherſon's bekannt worden, und der vollständige gälische Text erschien erst im Jahre 1807. Die Bewunderung, die selbst ein Herder und ein Götthe der erhabenen Poesie des nordischen Sängers schenken, wick bald dem kritischen Zweifel an der Echtheit der Gedichte, der sich fast zur Gewißheit einer Täuschung steigerte, als namhafte Forscher zu erweisen versuchten, daß die Ossian'schen Gedichte den angeblichen FINDER Mac Pherſon selbst zum Verfasser haben und daß der gälische Text erst die Rückübersetzung aus dem Englischen in's Gälische sei. In der That gelang es nicht, eine Handschrift aufzufinden, welche älter als Mac Pherſon sei, wiewohl Zeugnisse ehrenhafter Personen die Echtheit älterer, sowohl schriftlicher wie mündlicher Uebersetzungen bestätigten. Dazu kam der theils sentimentale, theils hochtrabende Ton der Gedichte selbst, der mehr an den damals herrschenden Geschmack, als an die Zeit der rohen Gälten erinnerte; ja es fanden sich ganze Stellen, die unerkennbar Bibelversen nachgebildet waren. Bei der im Allgemeinen seltenen Kenntniß des Gälischen ist das literarische Publikum fast einzig auf die Uebersetzungen angewiesen; es kann sich aber nur dann ein richtiges Urtheil bilden, wenn es sicher ist, daß der Uebersetzer den Dichter richtig erfäßt und nicht bloß seine Worte, sondern auch seinen Geist treu wiedergegeben hat. Eine solche Bürgschaft giebt uns der unten genannte Uebersetzer. Er hat sich die treueste Wiedergabe der Gedanken und Anschauungen, aber in echt deutscher Form, zur Pflicht gemacht, und so ist seine Uebersetzung eine Appellation an den gesunden Sinn unbefangener Leser, deren Entscheidung hoffentlich zu Gunsten des Dichters ausfallen wird.

Herr Erhard zeigt an Beispielen, wie Mac Pherſon nicht fähig gewesen, den gälischen Text auch nur sprachlich richtig zu übersetzen, geschweige denn solche Gedichte zu erfinden: „Wesentlich seinen Mißverständnissen, der Zerstückung einheitlicher Bilder und dem trüben Mißgeschmack unadäquater Vorstellungen ist es zuzuschreiben, wenn Ossian's Gedichte einen so nebelhaft unklaren, verworrenen und vermörrenen Eindruck machen. Im Original ist Alles klar, fest und bestimmt; Nebel werden da zwar allerdings oft erwähnt, aber sie spielen keine größere und andere Rolle, als sie in der Natur des schottischen Hochlandes wirklich spielen. Aber nicht bloß gefehlt hat Mac Pherſon, er hat auch gefälscht. Wenn auch keine Mystifikation im Großen, so hat er sich doch Mystifikationen im Kleinen erlaubt. Um dem Geschmade seiner Zeit — jener hochtrabenden Klopstock'schen Periode — seinen Ossian gerecht zu machen, hat er sich erlaubt, namentlich bei Gleichnissen und Natur Schilderungen, Verse oder Zeilen hinzuzudichten, von denen in dem von seiner eigenen Hand niedergegeschriebenen Original nichts zu finden ist; insbesondere hat er bei Natur Schilderungen Plamwörter oder Phrasen, die er einzelnen Psalmversen nachbildete, eingefügt; und gerade solche Stellen mit ihrem der schottischen Hochlandnatur fremden Ele-

ment und mit ihren deutlichen Reminiscenzen an den Plater waren es, welche die Kritik wachriefen und ihr Handbaken vorlegten. Man konnte mit Recht nicht begreifen, wie in ein aus der grauen Heidenzeit stammendes Gedicht solche Anklänge an die Bibel kommen konnten. Das Original trifft dieser Einwand nicht.“

Für die Echtheit spricht ferner die historische Grundlage, auf welcher die Dichtung ruht. Der Inhalt des Epos Zinnhals ist kurz folgender: Eine Normannenschaar fällt unter ihrem Könige Suaran in Irland ein, wo Guchullin als Vermittler und Reichsverweiser an der Stelle des jungen Königs Gormak berufen. Guchullin nimmt in übermüthiger Zuversicht den Kampf an, ohne erst die Anknüpfung seines Verbündeten, des Caldenien-Königs Zinnhals, abzuwarten, und wird geschlagen. Zinnhals landet nun mit seinen Helden und rettet Guchullin, indem er Suaran besiegt und ihm edelmüthig freien Abzug nach Norwegen gewährt. Der dänische Geschichtsforscher Suhm hat in seiner dänischen Uebersetzung erwiesen, daß es wirklich einen König Suaran von Westgothland gegeben hat, der in einem Kriege mit König Gram von Norwegen fiel, im Jahre 240. Die That nach Irland ist daher nach Suhm einige Jahre früher, etwa um 238, zu setzen. Ebenso entbehren die anderen Gedichte Ossian's der geschichtlichen Grundlage nicht.

Wie der historische Stoff, so weist auch der kulturhistorische auf eine alte Zeit. In Ossian's Gedichten findet sich auch nicht die leiseste Spur einer Bekanntschaft mit dem Christenthum, die gewiß nicht fehlen würde, wären sie in der späteren christlichen Zeit entstanden. Die kulturzustände, welche die Gedichte schildern, sind ganz die primitiven, wie sie für die Zeit Ossian's passen und die ein mittelalterlicher oder späterer Dichter schwerlich genannt hat. Dabei ist die Unterzeichnung standartmäßig germanischer und caldenischer keltischer Sitte und Mythologie so scharf und sicher, daß der Historiker Suhm aus eben diesen Gründen erklärt hat, Ossian könne geradezu als authentische Schicksalsquelle gebraucht werden. In diesen inneren Gründen liegt die Bürgschaft der Echtheit, wie sehr auch äußere Gründe, besonders der Mangel an älteren Handschriften, Zweifel zulassen.

Die Sprache, in der uns jetzt die Gedichte vorliegen, ist freilich mit der Zeit eine Veränderung erlitten. Ein Gedicht, das sich von Generation zu Generation mündlich fortpflanzte, muß in seinem Texte die Wandlungen erfahren, welche die Sprache selbst allmählich erfährt. So ist es nicht zu vermuthen, daß wir im Ossian nicht das Altirische oder Altgälische des 3. Jahrhunderts, sondern eine Sprache finden, welche sich zur altirischen etwa so verhält, wie das Mittelhochdeutsche des Riklungenliedes oder des Parzival zu dem Althochdeutschen des Heliobrunner Gebetes. Wiederum verschieden ist die Sprache des Ossianerthes von dem heutigen Gälischen. Erst durch die schriftliche Aufzeichnung ist der Text fixirt worden. Diesen Zeitpunkt setzt unser Uebersetzer in das 9. oder 10. Jahrhundert, als unter Kenneth, welcher 843 das Pictenreich mit seinem caldenischen Reiche vereinigte, eine mehrbuntertägige Periode der Ruhe und des Vorgesangs begann, in welcher gälische Literatur, Wissenschaft und Kunst gepflegt wurde und die erst ihr Ende fand, als von König Alexander (1107–1124) normannische Sprache, Sitte und Verfassung eingeführt und das Gälische zur Sprache des gemeinen Volkes herabgedrückt wurde.

Zur richtigen Würdigung Ossian'scher Poesie ist die Eigentümlichkeit der keltischen Barbedichtung, sowohl der irischen gälischen wie der wälischen, zu beachten. Sie kennt die scharfe Trennung zwischen Epos und Epik, welche wir von den antiken

stärken der gewöhnt sind, nicht. Es war uralte gemeinsame Gabe aller keltischen Stämme, daß die Barden das Heer in die Schlacht begleiteten und daß jede Kriegs- und Heldenthat alsbald von diesen Barden in mehr oder minder ausführlicher Weise geschildert wurde. Daher kommt es, daß in fast allen keltischen Epen, deren eine große Zahl aus verschiedenen Jahrhunderten erhalten ist, der Barde seine subjectiven Empfindungen und Betrachtungen in die objective Darstellung des Ereignisses mischt. Ossian, der Sohn des Finngal, war Krieger und Barde zugleich. Nach Finngal's Tode und nach dem Untergange seines Hauses flüchtete Ossian auf eine der Hebriden, und als erblindete Greis sahste er die von ihm selbst und von besundenen Kriegen, wie Garul und Ullin, gesungenen Lieder in die größeren Epen Garikenn, Finngal und Tighmora zusammen, die als Erinnerungen an die vergangene Herrlichkeit des Saledonierreiches mit liebender Zärtlichkeit festgehalten und auf die gewohnte Weise des Auswendiglernens von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurden. Mag nun Ossian selbst oder ein Späterer unter Ossian's Namen der Ordner dieser Epen sein, immer mußte der Dichter, daß des Dichters eigene Person mit den Begebenheiten, welche er erzählt, verflochten ist, dem epischen Stoffe das lyrische Element beigegeben, wodurch diesen Gesängen ein eigener Reiz verliehen wird, der den antiken Epen abgeht. Die Voraussetzung, daß der hochbetagte, blinde Sänger die glücklichen, stolzen Tage seiner Jugend besingt, verleiht den Gedichten den sentimentalen, wehmüthigen Ton, der, wie man meinte, zu einem solchen Kampfen des 3. Jahrhunderts so wenig paßt. „Aber —“ unter unser Uebersetzer — jener Wehmuth, welche uns in den keltischen Stellen Ossian's so modern anmuthet, begegnen wir in ganz ähnlicher Weise in den Epien gar mancher Barden, von denen Ossian an der Seite seines Fürsten einst tapfer gekämpft hatte. Ja auch in Ossian's Gedichten sprechen andere Krieger ebenso wie er selbst ihre wehmüthigen Erinnerungen an die verlorne Geliebte der Jugend aus. Und überdies wird man zugeben müssen, daß diese wehmüthigen Stellen außerordentlich einfach, wahr und ergreifend und nichts weniger als geschmacklos sind.“

Zur Behätigung dieser Behauptung geben wir ein Beispiel, das zugleich als Uebersetzungs-Probe dienen mag, aus dem Anfang des vierten Gesanges, wo Ossian sein gegenwärtiges Leid klagt und sich der glücklichen Tage erinnert, als er seine Geliebte Erialla in im Kampfe mit dem Nebenbuhler sich errungen:

Es gingen dahin unter Kampf meine Tage;
Mein Alter ist Kummer und Gram und Plage.
O Tochter der schneigen Hände, nicht
War ich so traurig und so blind,
Nicht war ich so düster und ohne Licht
Als ihre Liebe mir Brano's Kind,
Erialla, schenkte, die braungelockte,
Die weisshäutige, glanzumflossene;
Sie umwarb ein tausend Helden;
Tausenden weigerte sie die Hand.
Du kühne Krieger sie umstellten:
Du schenke Ossian der schönsten im Land.
Die Maid zu suchen, kam ich gezogen
Nach Vego's*) werten, schwarzen Wogen.
Zwei Helden waren meine Begleiter,
Des fremde bergigen Norwens Streiter.
Du Brano kamen wir fremdburchdringend,
Du Brano, dem Manne der Panzer, der Hirtenden.

„Hoher“, sprach der Häuptling, der glanzumlagte,
„Kommt der Jüngling dort unter Waffen und Stahl?
Nicht leicht giebt Zutritt die Maid; sie entsagte
Erinus blaudäugigen Fürsten zumal.
Du aber sei mir hundertmal
Gewarnt, ruhmvoller Hingalsproß!
Glücklich die Maid, die dir sich neigt,
Du kühner Held, von Thaten groß.
Hätt' ich der Tochter zwölf gezeugt,
Dich, Tapftrer, trübe meine Hölle.“
Er öffnete der Jungfrau Halle.
Der braungelockten Erialla.
Da hub der Jubel des Volkes an,
Begrüßend die Tochter des Serbers Brano.
Hoch auf des Hirsches Moore stand
Germal*) sammt seiner Mannen Zahl.
Sechs Helden waren ihm zugeban;
Die Sonne sank auf ihrem Stahl.
Gella und Dura, die Wundenschläger,
Tiz und Areschal, die kühnen Jäger,
Dura, nicht kleiner Thaten Vollbringer,
Dila, der starke Feindebegewinger;
Sein Schwert eine Klamme in seiner Hand,
Sein Kiltis weiß am Bergesrand.
Von den Heden, die Ossian mit sich genommen,
Waren acht heil über das Meer gekommen.
Da war Ullin, der kampfeskräftige,
Mulla, der schwerer- und thatenbegierige,
Schollag, der edle, mit stitzer Hand,
Oylan, in heißem Zorn entrennend,
Dura und Gersel, durch nicht fennend,
Reinne, der hoch mir zur Seite stand,
Dröhnenden Tod auf der Augenbraue.
Doch warum nenn' ich zuletzt von Allen
Dich, des Ruhm die Lieder schallen:
Tapftrer Dgar von Armen's Kue?
Dgar begegnete Dila, dem rauben,
Mann an Mann auf dem Streichfeld.
Wie der Sturm auf dem Meer war ihr Kampf zu schauen,
Wenn die wilde Woge schäumt und brüllt.
Dgar gedacht an sein fiesiges Schwert,
Die Waffe, die ihm am nächsten zur Hand.
Neue Wunden haben den Feind verletzt;
Da hat sich der wühende Sturm gewandt.
Ich brach des Germal's Schild dreimal;
Dreimal brach seiner Lanze Stahl.
Sein schönes Haupt rollt auf den Hügel.
Die Hinde gab seinen Freunden Hügel.
Hier war der Mann, mir zu sagen, o Maid,
Als ich ein Licht war im Drenestreit,
Daß ich einmahl blind in trauriger Nacht
Im Nebel würde verbringen die Nacht?
Der hätte dürfen im Darnisch kübn —
Ein Held ohnegleichen — die Klinge ziehn! —

Eine auffallende Erscheinung in den Ossian'schen Gedichten ist, daß von heidnischem Götterglauben keine oder nur ganz schwache Spuren sich finden. Götter, wie sie die Gallier und andere Kelten verehrten, kennt Ossian ebenso wenig, wie den bei allen keltischen Völkern sehr ausgebildeten Priesterstand der Druiden. „Nie wird einem Gotte Opfer gebracht, noch ein solcher um Hilfe angerufen. Eine Begrüßung der aufgehenden Sonne als des Sohnes des Himmels ist das Einzige, was uns allenfalls an einen Götterdienst erinnern könnte. Alle Religion

*) Vego, eine Gegend Nordirlands (die Grafschaft Sligo?)

*) Als Nebenbuhler, kampfeskräftig.

scheint im Umgang mit den Geistern der im Kampfe gefallenen Helden aufzugehen." Dabei ist Ossian der Götterglaube der Skandinavier nicht unbekannt. Er läßt die Seelen der gefallenen Normannen zum Geist Odun, d. h. zu Odin, kommen, während die Seelen der gefallenen Galedenier als Rebelegestalten ihre Gräber umschweben und ihren Hinterlassenen nahe bleiben. Herr Erhard findet in dem Sonnen- und Totenkultus der Ossian'schen Götter eine Ähnlichkeit mit dem Sabäismus, wie er sich in Central-Arabien trotz dem Mohammedismus noch erhalten hat. Entweder, meint er, haben die Götter zu Ossian's Zeiten noch keine andere Religion gekannt, als diese uralte, vorweltliche, oder die Beziehungen auf heidnischen Götterdienst seien von dem Barben-Orden, als er sich mit dem schottischen Volke dem Christenthume zuwandte, absichtlich ausgemergelt worden, indem er sie nicht auswendig lernen ließ. Und scheint die letztere Annahme unwahrscheinlich, weil eine solche Ausmerzung die Gedichte in ihrem ganzen Geiste allzudehr altert hätte, ohne daß doch dem christlichen Gemüthe dadurch genügt worden wäre. Hätten die christlichen Barben die alten Sagen den christlichen Anschauungen anpassen wollen, so würden sie sie völlig umgedichtet haben, ungefähr wie dies mit dem Nibelungenliede geschehen ist. Wir glauben daher, daß uns die Ossian'schen Gedichte auch in dieser Beziehung treu überliefert worden sind.

Zu der kindlich einfachen religiösen Anschauung paßt auch die einfache Lebensweise und Sitte. Jagd und Viehzucht sind die einzigen Beschäftigungen. Um den Besitz einer schönen Weibin gehen die Fürsten einen tödtlichen Zweikampf ein. Von Ackerbau findet sich keine Spur. Pracht in Kleibern und Wohnung kennt man nicht. Der König hält in offener Halle Hof; zum Wable lagert er sich im Freien auf Moos und Heide. Edele Fürstentöchter dient eine Höhle oder Grotte zum Aufenthalte. Die Liebe spielt bei Ossian eine große Rolle, doch ist von einer eigentlichen Ehe noch keine Rede. Die Geliebte wird durch Kampf mit den Nebenbuhlern erworben. Mit der Liebe endet die Ehe; sie wird durch gegenseitige Uebereinkunft getrennt, wenn die Neigung eine andere geworden. Beschränkt ist der Kreis der ethischen Ideen, doch die Gewinnung einer menschlich eble. Muth und Treue gelten für die höchsten Tugenden; Verhöhnlichkeit und Milde gegen den Feind ehren den Helden. So ermahnt Hinghal seinen Enkel Oskar vor dem Kampfe mit den schönen Worten:

„Sohn meines Sohnes“, sprach der König,
„Oskar, du Held in deiner Jugend!
Dein Schwert, das grünnliche, hab' gefehlt ich;
Stolz bin ich auf der Ahen Jugend
Holt' ihrem Ruhme, die zur Ruh'
Gezungen; wie sie, so sei auch du!
Die Treuer, der oberste Mannengelehrter.
Wie Trahal“, der Helden zur Welt gebracht.
Sie schlugen in ihrer Jugend die Schlacht;
Ihr Ruhm lebt durch der Barben Rieher.
Gegen die Starken sei wie ein Strom,
Gegen die Schwachen sei so gelind,
Wie auf der Wiese der kaisende Wind.
So war Treuer, der Schildergeschmiedet,
Und Trahal, der herrliche Fürstengebieter.“
So waren meine eigenen Thaten,
Im Streite süß, im Siege milden.
Der Arme war bei mir stets wohlberathen;
Muth kam dem Schwachen unter meinem Stahl.

*) Trahal war der Großvater und Treuer der Urgroßvater Hinghal's.

Sache du nicht den Kampf der Schilde,
Und verweige' ihm nicht im Hestehall“ —

Von den späteren Gewohnheiten der Kelten finden wir bei Ossian noch keine Spur. Im Mittelalter wird zum Kampfe aufgeboten durch Umhertragen eines rothen Kreuzes, bei Ossian durch Anhängen eines Schildes. In Irland und Schottland ist im Mittelalter die Sackpfeife das nationale beliebteste Instrument, mit welchem die Heere in den Kampf zogen; bei Ossian wird ein großer Schild als Heerpaufe benutzt, ein Horn ist die einzige kriegerische Musik. Auch die Namen der mittelalterlichen Clan-Eintheilungen finden sich noch nicht. Wären diese Gedichte mittelalterlichen Ursprungs, so würde zu Dichter den einen oder anderen Clan damit geehrt haben, daß er ihm eine Abstammung von Hinghal angedichtet hätte. Alle diese Erscheinungen bezeugen das hohe Alter und die reine Bewahrung dieser Gedichte. Jeder Freund alter Poesie muß es daher dem Uebersetzer danken, daß er es versucht hat, Ossian wieder unter uns heimlich zu machen. Wegen die übrigen Uebersetzungen des gälischen Homers bald in gleicher Weise folgen.

Afrika.

Lejean am Weißen und am Blauen Nil.

Der Franzose Guillaume Lejean, der schon lange auf seine geographischen Arbeiten der gelehrten Welt bekannt ist, hat soeben in Paris bei Hachette sein Werk über Afrika erscheinen lassen unter dem Titel: Voyage aux Deux Nils (Nubie, Kordofan, Soudan oriental), exécuté de 1860 à 1864 par Guillaume Lejean. Dieser Reisende, welcher zu der Zahl der kühnen Männer gehört, die keine Gefahren scheuen, um ihren und der Welt Wissen zu beschaffen, legt hier Rechenschaft von seinen Reisen in Arabien ab, und zwar in höchst interessanter und auch dem Laien willkommenen Weise.

Im Allgemeinen sind in Frankreich, wo man vielfach die Ansicht hören kann, daß Buarest die Hauptstadt von Afrika sei, die ernsthaften Reisenden nicht gerade sehr häufig; der französische Charakter bringt mehr flatternde Touristen und Buchmacher hervor. Um so mehr muß man die Verdienste von Männern wie der versierbare Lesaint und Guillaume Lejean hervorheben. Es ist wahrscheinlich, daß der letztere die Route von Lesaint wieder aufnehmen wird, was übrigens nur die Fortsetzung seiner früheren Reisen sein würde, denn er selbst ist von Gondokoro hinaus gewesen, welches unter dem 4ten Grad 54 Minuten 6 Sekunden nördlicher Breite und dem 30sten Grad 46 Minuten 9 Sekunden der Länge liegt.

Wir entnehmen dem Werke Einiges, was den Leser interessieren kann, ohne uns auf die streng wissenschaftlichen Resultate einzulassen. — Lejean war der Erste, der den Lauf des Bar el Gazal, des Bar el Arab, des Bar el Dschur untersucht hat, die im See No vereinigt, sich in den Weißen Nil ergießen und die stets feuchten Ufer des Nils bedingen, welche durch ihre Sumpfkieber den Reisenden so gefährlich werden, und unter denen Lejean auch zu leiden hatte. In diesen Gegenden befand sich eine österreichische Mission, welche vom besten Geiste besetzt war, aber sich doch nicht halten konnte und jetzt verschwunden ist.

*) Ein Volumen Text und ein Atlas.

Er hatte zwei Niederlassungen, welche unter der sie umgebenden Bevölkerung nicht gedeihen konnten. Die eine, Heiligenkreuz genannt, war die begünstigtere. Die frommen Väter vertheilten von dem Gefeule der Schamhaftigkeit verleitet, Sitten an die Küstler, aber diese wollten durchaus nicht begreifen lernen, was sie solche Dinger gebrauchen könnten; sie zogen sie auf die Leber oder machten sich einen Rostputz daraus, und denjenigen, welchen die ehrwürdigen Väter selber dies Kleidungsstück anzuzeigen, um ihre Adepten erst daran zu gewöhnen, passirte wieder: sie stiel zwar nicht merkwürdiges, aber unaussprechbares. — Der anderen Niederlassung erging es noch schlimmer. Sie bestand in Gondokoro selbst: sie besaß eine Kirche mit einem Glockenthurm und in dem Thurm auch Glocken, und das war ihr Unglück. — Ein Hauptspañ war es nämlich für die Mission, die Kirche mit Sturm zu nehmen und ohne Ausbören Tag und Nacht die Glocken zu läuten und Freudengetöse auszusenden, dabei aber Bewegungen und Sprünge zu machen wie geistliche Affen. — Die Väter mußten darauf verzichten, so wenige Katechumenen zu bekehren; sie verließen die Niederlassungen, die nun Ruinen sind.

Mit schon eingewurzelten, vorgefaßten religiösen Ideen haben die Missionäre übrigens nicht zu kämpfen; diese Neger leben im Grunde an nichts, höchstens an böse Zauberer, die sie ängsten machen; es sind eben grobe, verschmigte Kinder, leicht zu widerlegen, von haarsträubender Beweglichkeit, mit der Geduld ihre Meinungen, ihre Gefühle wechselnd und vor ihnen nicht im Stande, ihre Aufmerksamkeit auf irgend einen Punkt zu fixiren, am Allerwenigsten aber auf abstrakte Raisonnements. — Bei manchen der dortigen Völkerschaften dagegen, wie z. B., scheint es, als ob einige brahmanische Traditionen irgendwie Eingang gefunden hätten; denn es ist bei ihnen die Ehrfurcht vor der Kuh bis zum Alleräußersten gehend. An ihr ist Alles und Jedes heilig, nichts ist unrein als sie und in ihr. Bevor sie die Milch trinken, reiben sie ihre Hände mit einer Fruchtigkeit, welche aus von der Kuh kommt. In Chartum hat, wie Lejean erzählt, Jedermann eine von einem Neger adoptirte Negerin sehen können, ein stolzes Weib, welches niemals ohne eine Geförte von Speerträgern ausging. Sah man eine Kuh in einem gewissen Augenblicke, so warf sie sich trotz der prunkenden Kleider zwischen die Hinterbeine des Thieres und ließ voller Freude und Anbacht den sonderbaren Mann, welcher reichlichen Abwasch auf sich niederträufeln. Paul de Poter bekannte Kuh würde man bei solchen Leuten als mächtigen Schutz bezeugen können.

In Chartum hielt Lejean sich verschiedne Male auf; es war ihm so zu sagen sein Rastpunkt und Verpflegungsmagazin. Die Stadt liegt an der nördlichen Spitze des Delta, welches sich zwischen dem Weißen und Blauen Nil hinanschiebt. — Nachdem sie begründet oder vielmehr außerordentlich vergrößert ist, so ist, wo er, befürchtet, die Pforte könne ihm Megaynten zu weihen nehmen, sich ein großes sudanisches Reich gründen zu können träumte. Chartum ist am oberen Nil eine Art von Alexandria und in jeder Hinsicht der Strafe würdig, welches der verurtheilte Stadt traf. Zu fern von der Centralbehörde, welche sich in Cairo befindet, von Beamten regiert, deren ständiger Anwesenheit ebenso groß ist als ihre Aukstlichkeit, birgt die Stadt in ihren Mauern eine Bevölkerung von Schurken, die unter dem Vorwande, Eisenbeinhandel zu treiben, nicht bloß den Sklavenhandel sich beschaffen, sondern auch mit Negerhänden. Die rüsten auf ihre Kosten kleine Armeecorps aus, plündern die Wohnungen, verwüsten das Land, führen Weiber und

Kinder weg, und machen bei dem nichtswürdigsten, gemeinsten und allen Verleumdungen fröhlichen Leben ein Geschäft mit lebendigem Menschenfleisch.

Das ganze Europa protestirt fortwährend auf diplomatischem Wege, eine schlechte Methode Türken gegenüber, die vor Nichts sich fürchten als vor Schlägen. Die ägyptische Regierung versichert, daß sie nicht wisse, was man meine, der Sklavenhandel sei ja lange abgeschafft und bleibt Complice und nutzniehender Complice aller dieser Unsinnigen. Denn durch die Negerrazzia's completirt sie ihre Armee. — Wer in Chartum so viel hat, daß er eine oder zwei Barken mietten, 60 bis 70 Schnapphähne und Galsengesinde mit Gewehren versehen kann, der versucht eine Expedition. Man fährt den Weißen Nil so weit als möglich hinauf, überfällt Nichts ein Dorf, legt Feuer an, megelt, wer Widerstand leistet, nieder, ergreift und fesselt jedes lebende Wesen, auf das man stößt. Dann wird diese Ladung Menschenfleisch nach gewissen Orten transportirt, welche den Beamten des Vicekönigs zwar gut bekannt sind, aber gegen klingende Baskisch von diesen nicht kontrollirt werden. Unter Umständen würden sie sogar die Kajernen herbeiholen, um diese unglückselige Menschenwaare einzupferchen.

Man braucht aber nicht zu glauben, daß es bloß Negroyten und Türken sind, welche dies schändliche Gewerbe betreiben. Diese können sich noch hinter den Koran verbergen, der sagt: „Du kannst in Frieden alle Sklaven behalten, welche keine rechte Gaud dir erworben hat.“ Nein, die Europäer sind die Aergsten, sie geben das Beispiel und mit einer unbedenklichen Sittenverderbnis verbinden sie Willkür und Grausamkeit, welche an die gräßlichen Excesse erinnern, mit welchen die Spanier nach der Eroberung von Amerika sich beudelt haben.

Lejean spricht sich mit seinen Beschuldigungen sehr positiv aus und deckt die Verbrechen ohne alle Scheu auf. Wenn er brave Männer, wie die Obrüder Poncet (siehe auch Petermann's Mittheilungen Jahrgang 1868, XI. Heft), Penney, Alexander Bonfieri (einst Mitarbeiter der Revue des Deux Mondes, jetzt todt) sehr lobend erwähnt und mit vollständiger Kenntniß der Umstände und Personen die Moralität verschiedener Kaufleute von Chartum ehrend hervorhebt, so geißelt er ebenso ohne Schonung diejenigen, welche sich durch dieses nichtswürdige Gewerbe bereichern. Für diese Leute ohne Treu und Glauben hat die Regerrace keinen anderen Namen als das bezeichnende Wort el mal, das Kapital.

Ein ehemaliger Legationssecretair zeichnete sich in diesem Gewerbe durch eine unerhörte Raffinirtheit und Grausamkeit aus; glücklicherweise endete er in Folge unmäßigen Trinkens. Ein Oesterreicher hat das Etablissement gekauft, welches Zener in Kunga begründet hatte, und jetzt sein verbrecherisches Geschäft fort, während er doch nach Europa Correspondenzen schickt, die gegen die Sklaverei kämpfen und vom humansten christlichen Sinne durchdrungen sind. Mit der höchsten Unverschämtheit steckt man den Fuß entlang die englische, französische, österreichische, türkische und selbst die amerikanische Flagge auf. Man kann sich wohl den moralischen Zustand der Gegenden denken, welche diese Verbrechertrutz befeht.

„Wenn man, sagt Lejean, die jedenfalls wahrheitsgetreuen Schilderungen liest, welche die Besucher von 1840 und noch in den folgenden Jahren von der braven und stolzen Bevölkerung dieser Gegenden machen, so glaubt man zu träumen, wenn man jetzt nach Gondokoro mitten in diese Schaar von Trunfenvölkern und schamlosen eutarieten Weibern hincingrät. Ich hebe die letztere n besonders hervor, denn die Hauptschuld dieser Negerhändler

besteht darin, daß sie am Weißen Fluße noch mehr sittenloses Verderben verbreitet haben als getödtet und Brand gestiftet."

Unter allen Breiten und bei den verschiedensten Religionen sind die Esophismen, welche den Sklavenhandel decken sollen, stets dieselben. Die katholische Kirche verdammt die Sklaverei nicht, weil sie für sie ein Mittel war, die ungläubigen Heiden in den wahren Glauben hineinzuführen; der träge Solam räsontiert gerade auf dieselbe Weise. Was man in Südamerika in den französischen Kolonien sagte, als Ludwig XIII. Miene machte, mit einem einzigen Schläge diese unwürdige Sitte abzuschaffen, genau dieselben Argumente bringt man heute in Darfour und Wadai vor. „In den Augen der Muselmänner sind diese Akte der Unmenschlichkeit nicht bloß durchaus erlaubt, sondern sogar segnet, denn sie machen Proselyten für den Propheten.“ Die Sklaverei ein Mittel für die Propaganda, weiter kann die Scheitel nicht gehen! Zu diesem Ende, welches die Unglücklichen trifft, kommen nun aber noch Uebergründe und seltsame Ansichten von Ehre. Wenn bei den Bogos ein Mann insofern verachtet wird, so haben seine Gläubiger das schredliche Recht, die Kinder des Verstorbenen zu ergreifen und sie als Sklaven zu verkaufen. Diejenigen Missionäre, welche den Muth haben, den Gefahren des Propagandamachens zu trotzen, machen sich in diesen Ländern vergebene Mühe. — Du bist ein Weiber, ein Kinderläufer und Verkäufer von Weibern, verflucht seist du! Oeh von mir! sagen sie. — Da begnügen sich denn verschiedene dieser frommen Herren, um ihre Mission zu befestigen, mit dem kindischen Vertheilen von Medaillen, welche, wie sie den Regern vertheilen, ganz besondere Tugenden haben; sie, die Regier, ziehen sich die Fäden, woran die Medaillen hängen, ganz getrost durch die Nase und kommen sich schon damit vor.

Von Chartum werden die Sklaven meist nach Massaua geschickt, um von da über Tschedda nach der arabischen Halbinsel dirigirt zu werden. Herr Barreni, ein Apotheker aus Bologna, der ad interim das englische Konsulat lange Zeit verwaltete, kämpfte mit der Hartnäckigkeit eines braven Mannes erbittert gegen das Sklavenhändlerwesen. In Person griff er die Karawanen an und befreite die gefangenen Regier. Er stachelte den Eifer des englischen Residenten in Aden mit allen möglichen Gründen und Bitten an, weil dieser zur Zeit sein Vorgesetzter war. Aber derselbe „deutete ihm an, er möge in seinem Kriege gegen die Sklaverei unter der türkischen Flagge nicht beharren, aus Furcht, das Ansehen dieser mit England befreundeten Flagge möge im Rothen Meere darunter leiden.“ — „Ich führe dieses kleine Faktum, sagt Herr Guillaume Vejean, für welches ich den schriftlichen Beweis in Händen habe, als Beispiel an, was von der aufrichtigen und ganz durchdrungenen Ueberzeugung unserer abolitionistischen Freunde jenseits des Kanals zu halten ist.“ — Was die ägyptischen und türkischen Beamten angeht, so ist denen nun gar in keiner Weise zu trauen. — Wenn sie nicht ganz offen den Handel auf ihre Rechnung treiben, so thun sie es doch heimlich oder bilden das Geschäft wenigstens gegen die nöthigen Bestehungsgeelder. Eine Stellung mit etwa 6000 Franken Gehalt bringt wenigstens 50,000 Franken Nebenverdienst. Danach kann man die Moral der einheimischen Agenten beurtheilen.

Die Sklavenhändler sind nicht immer ernsthafte Leute, o nein, sie machen mitunter auch sehr schalkhafte Späße; sie lieben die Lustigkeit und tollen Wit. Einer von ihnen kommt, mit seinem Gewehre bewaffnet, eines Tages zu einem Negershäuptling. Dieser letztere hält das Gewehr für einen Schibul und bittet um die Ehre, aus dieser langen Pfeife rauchen zu dürfen.

Der Sklavenhändler mißfällt ein. Der Neger nimmt gravitänisch das obere Ende in den Mund. Auf ein Zeichen des Kaufmanns legt ein Bedienter glühende Kohle auf die Pflanne, die Hinte war geladen und man kann sich das Uebrige denken. So etwas wird am Weißen Fluße ein „prächtiger Wit“ genannt. — Ein Anderer, ein Franzose, dem seine Negerin die Suppe nicht nach seinem Geschmack geschmeckt hatte, goß sie dem armen Weibchen siedend über den Kopf. Er erzählte die Sache und rühmte sich damit, indem er sagte: „Wo meine Suppe hinkommt, da wohnt keine Wölfe mehr!“ — Doch genug von solchem Orwel, der Herz starrt uns vor dieser Entmenslichkeit.

Herr Vejean hat berechnet — und man wird ihm wohl glauben dürfen — daß von 1858 bis 1862 der Weiße Nil ungefähr 6000 Sklaven jährlich aus das ägyptische Gebiet getragen hat, und daß in den folgenden zwei Jahren die jährliche Zahl sich auf 15,000 belief. — Auf diese Weise natürlich muß es dahin kommen, daß Afrika den ehrenwerthen Kaufleuten verschlossen wird und wir eines Marktes entbehren, der, außerordentlich groß und gewinnbringend, schließlich von uns schmählich vermisset werden wird. — Soffentlich ist die Zeit nahe, wo die Eröffnung des Kanals von Suez uns endlich in direkte und fortwährende Verbindung mit dem Rothen Meere und den benachbarten Gebieten setzen wird. Die civilisirten Völker Europas, besonders die Seemächte England, Frankreich, Oesterreich, Italien und Griechenland, haben ein hohes Interesse daran, einer solchen Lage der Dinge ein Ende zu machen, denn sie gereicht der Menschheit zur Unreue und man hat nicht das geringste Recht, sie länger so andauern zu lassen. — Es ist wohl richtig, daß man in Chartum keine europäische Flottenstationen halten kann, welche den Fluß überwand, auf die Händler sahen und ihnen ihre Beute entreißen. Aber Alexandria ist solidarisch für Chartum und Alexandria ist den europäischen Kriegsschiffen zugänglich. An dem Tage, wo der Vicönig von Aegypten ernstlich für die Verbrechen seiner Agenten verantwortlich gemacht wird, wird er sich wohl hüten, sich mit der weiten Entfernung jener Gebiete auszuheben und diesen schrecklichen Zustand noch länger bestehen zu lassen. Was die Franken anbetrifft, welche unter civilisierter Flagge ihre Nationalitäten entbehren, so müßten sie ihren betreffenden Generalkonsuln und unanständigst ihren europäischen Gerichten übergeben werden, damit sie im Zuchthause die Zufügkeiten der Knechtschaft kennen lernen.

Diese vermorrenen Sitten, diese Grausamkeit der Bekanlung hat mehr zur Verschlossenheit Afrikas für uns gethan als alle Unwirksamkeit der Büßtenstreken.

Kleine literarische Neuere.

— Der tausendste Band der Tauchnitz-Collection. *) Im den tausendsten Band seiner Sammlung von Werken in englischer Sprache mit einem würdigen Inhalt auszustatten, hat sich der Verleger dieser großartigen Bibliothek mit Herrn Prof. Konstantin Tischendorf zur Publication einer vergleichenden, durch historisch-kritische Anmerkungen erläuterten Ausgabe der

*) The New Testament: the Authorized English Version, with Introduction and Various Readings from the Three most celebrated Manuscripts of the Original Greek Text. By Constantine Tischendorf. Tauchnitz Edition, Vol. 1000. Leipzig, 1869.

der protestantischen Kirche Englands seit drei Jahrhunderten die gleiche Autorität wie der Text Luther's in Deutschland bekommen, englisch-episkopalen Uebersetzung des Neuen Testaments hundert. Der Auffinder des berühmten, jetzt in St. Petersburg aufbewahrten Einblatthens Codex hat mit seiner umfassenden Kenntniß biblischen Textes eine Vergleichung dieser ältesten aller bekannten alten Handschriften des Neuen Testaments (die verfaßt aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts stammt) den beiden hier, dem Alter nach, wahrscheinlich sehr naheliegenden Codices des Vaticanus in Rom und der sogenannten alexandrinischen Handschrift im British Museum angestellt und zum Theil sehr wichtigen abweichenden Lesarten unter dem Titel der autorisirten englischen Uebersetzung zusammengestellt. Wieweit demnach dieses tausendste Bändchen der Collection of the Authors, das Herr Tauchnitz mit gewohnter Liberalität zum ungemein billigen Preise publizirt, einen überaus großen Beitrag zur vergleichenden, biblischen Literaturwissenschaft. Die von Herrn Tischendorf in englischer Sprache letzte Einleitung giebt eine Uebersicht der Geschichte und wesentlichen Unterscheidungs-Merkmale der gedachten drei alten Handschriften des Neuen Testaments. Christiproben der Codices des Sinai, des Vaticanus und des British Museum dem Titelblatte des Buches vorgelegt, das, ungeachtet seines reinen Druckes, auch topographisch einen sehr guten Eindruck macht.

— **Der biblischen Zeitrechnung.** Dem Herrn Professor Julius Hert in Paris gebührt das Verdienst, durch wissenschaftliche Genauigkeit die Zeitrechnung der Bibel zu Ehren gebracht zu haben. In einer in der Revue Archéologique veröffentlichten letzten Separat-Abdruck erschienenen Abhandlung *) beweist der Herr auf Grund von Nachforschungen, die er im British Museum und anderwärts gepflogen, daß die biblische Zeitrechnung, wie sie in den Büchern der Könige dargelegt wird, höchst genau und in Uebereinstimmung mit den wirklichen Ereignissen in Assyrien und Judäa ist. Die erhaltenen hebräischen Inschriften verzeichnen die stattgehabten Sonnenwende, und nach ihnen berechnet er, daß Nabab im Jahre 900 v. Chr. im Oktober oder November) v. Chr. starb und daß im Frühjahr 887 den Thron bestieg. Beide Angaben 4 Herr Oppert aus der inschriftlich erwähnten Sonnenwende vom 13. Juni 809 v. Chr. oder 9192 Jahre nach Gründung der Welt (nach Oppert's Berechnung). Ein Jahr 1, alle 810, gelangte der jüdische Monat zur Regierung; 80 Jahre später (792 v. Chr. oder 9209) wurde Niniveh zum ersten eingenommen; am 13. Jahr (Mai) 744 kam Tiglath-Pileser zur Regierung; ihm folgte 742 Nabas und Menachem II.; 2. 66 (August) 704 beginnt das Reich des Sancherib; im 2. 66 erfolgte die Zerstörung Ninivehs, und achtzehn Jahre (19. Ab 588) die Zerstörung Jerusalems durch Nebuchadnezzar. Den Tod Salomon's berechnet unser Autor auf das Jahr 975 v. Chr. (9023). Bei diesen scharfsinnigen Berechnungen corrigirt Herr Oppert auch die in die Bibel eingelegten Fehler. Er erklärt die dunklen Stellen im 30. und 31. des 15. Kapitels im 2. Buche der Könige und nimmt an, daß hat zwanzig שנים ursprünglich stand 2 (welcher

Buchstab auch zwanzig bedeute), und daß es demnach heißen müsse כשנן כל חמץ בן חמץ, im Todesjahre des Sotbam, und darauf habe die Geschichte des Menachem II. zu beginnen; was aber der Copist versehen, der die Verse verlegt habe. Jedenfalls ist dieser Versuch zur Bibel-Erklärung weniger gewagt und gezwungen, als mancher talmudische und christlich-theologische. Bibelfreunde mögen sich die Lecture der Oppert'schen Schrift angelegen sein lassen.

— D. Cassel's Schulbuch für jüdische Geschichte und Literatur.

Ein gutes Lehr- und Handbuch für Schulen zu schreiben, ist kein kleines Verdienst, und es bedarf eben wegen der notwendigen Einschränkung in Stoff und Stil mehr Kunst, als ein großes, weisheitsreiches, gelehrtes Werk, das, mit Hilfsmitteln und gelehrtem Apparat ausgestattet, nur für den Fachgelehrten berechnet ist. Es gehört ein geübtes, praktisches Verständnis dazu, zu bemessen, wie der Lehrstoff dem Schüler ein Gesamtbild des Gegenstandes, den er zu erlernen hat, beibringe, ihm das Nöthige und Wissenswürdige in faßlicher und passender Weise biete, ohne ihm Unnütziges und Nebenständliches aufzudringen. Wir freuen uns, ein solches befriedigendes Urtheil über den „Leitfaden zur Unterweisung in der jüdischen Geschichte und Literatur“, von Dr. D. Cassel¹⁾, abgeben zu können, welcher in 149 kurzgefaßten Paragraphen einen für die Schulen vollständig genügenden Umriss der jüdischen Geschichte und Literatur enthält. Was an dem Buche wahrhaft zu rühmen und worauf besonders Gewicht zu legen bleibt, ist die klare und faßliche Darlegung der jüdischen Literatur in der jedesmaligen Geschichtsperiode, weil sie dem Lernenden ein Bild von der Reichhaltigkeit dieser Wissenschaft, wie und von wem sie zu allen Zeiten gepflegt wurde, und somit einen neuen Beweis von dem die Lebenskraft eines Volkes erhaltenden und vermehrenden Einflüsse literarischer und wissenschaftlicher Thätigkeit liefert. Selbst aus den kurzen Umrissen dieser Schrift leuchtet des Verfassers gründliche Kenntniß hervor, der mit gewissenhafter Treue die besten Forschungen und Studien benützt hat. Wir empfehlen das Buch den Schulen als sehr brauchbar. — Am Schluß giebt der Verfasser noch eine Uebersicht der Geographie Palästinas. R.

Literarischer Sprechsaal.

In Friedrich von Raumer's „Historischem Taschenbuche“ für 1868 giebt der Geheimrevisor Heinrich Stephan eine Darstellung des Verkehrslebens im Alterthum, die durch die Reichhaltigkeit des Stoffes wie durch die Präzise und Anschaulichkeit der Behandlung ebenso anziehend als lehrreich ist. Von den großen nationalen Zusammenkünften ausgehend, in welchen im Morgenlande wie in Hellas der älteste Handelsverkehr seine Mittelpunkte fand, zeigt der Verfasser in lebhaften, den Verhältnissen des Alterthums entlehnten Bildern den Zusammenhang, der zwischen den politischen Einrichtungen der griechischen und römischen Welt und ihrem Verkehrsleben bestand; er erörtert die Natur des alten Handelsverkehrs, und

*) Die biblische Zeitrechnung, wie sie sich nach den in den hebräischen Inschriften feststellen läßt. Von J. Oppert. Leipzig 2. Comm. 1868.

1) Leitfaden u. s. w. Nebst einer kurzen Darstellung der biblischen Geschichte und einer Uebersicht der Geographie Palästinas. Berlin, Louis Weidmann, Verlagsbuchhandlung 1868.

vergegenwärtigt die Beschränkungen und die Schwierigkeiten, mit denen derselbe zu kämpfen hatte. Insbesondere wird dargestellt, in welchem Maße dieser Verkehr von der persönlichen Gegenwart des Kaufmannes abhängig war und in wie hohem Grade hierdurch das Reisen zur Nothwendigkeit gemacht wurde. Die Karavanenzüge des Orients sind noch heute die wesentlich unveränderten Abbilder jenes ältesten Verkehrs, wie sie sich denn zum Theil noch heute auf seinen ältesten Straßen bewegen. An die Schilderung des Landhandels reiht sich die des Schiffsverkehrs an, aus welcher sich eine sehr interessante Vergleichung der Schnelligkeit und der Entfernungen von sonst und jetzt anreicht. Die Reise um die Erde, so erfahren wir hierbei, kann bei den zur Zeit bestehenden Verbindungen, über Alexandria, Point de Galle auf Ceylon, Suez, Neuseeland, Panama, St. Thomas, in 3½ Monaten zurückgelegt werden. Nach Vollendung der Pacific-Eisenbahn wird die ganze Fahrt nur noch 80 Tage erfordern. — Dem Meiseverkehr im Alterthum, den eine irrige Meinung gering anschlägt, während er nachweisbar von ganz außerordentlichem Umfange war, wird eine eingehende Schilderung zu Theil. So lebhaft war die persönliche Verührung, daß sie zum Theil die empfindlichen Mängel ersetzte, an denen die Fernmittheilung litt. Wie weit stehen die Feuerzeichen, Flaggen Signale und Rufposten, die wir vereinzelt, letztere in Persien, finden, hinter unseren Communicationsmitteln zurück! Wie unsicher und langsam war der lediglich auf Privatboten oder gelegentliche Mitnahme angewiesene Briefverkehr! Ganz so, wie Heinrich Barth von seinen Reisen im Sudan berichtet, war im Alterthum der Reisende durch die Sitte verpflichtet, die Briefe von Bekannten und Unbekannten mitzunehmen. Freilich kamen dadurch auf den belebtesten Routen unglaubliche Verzögerungen vor. Ein Brief, den Atticus aus Athen an Cicero nach Rom schrieb, war drei Monate unterwegs; während er jetzt bis zu unseren Gegenstücken in Neuseeland kaum zwei Drittel dieser Zeit braucht. Geschworene und schnellere Verbindungen waren, wo sie bestanden, wie in Persien, nur für den Staatsgebrauch bestimmt. Die umfangreichsten dieser Einrichtungen, der Cursus publicus, eine großartige Schöpfung des römischen Kaiserreichs, war eine furchtbare Last für die Bevölkerung, welche von derselben direct gar keinen Nutzen zog. Im Gegensatz zu den seit der Reformation in Deutschland bereitgestellten Posten war der Cursus publicus lediglich eine Staats-Verkehrsanstalt; er war nicht für Jedermann, sondern nur für die Inhaber der vom Staate ertheilten Postpässe benutzbar; es bestand kein regelmäßiger, fortlaufender Postkurs mit bestimmten Abgangzeiten, sondern es fand nur Beförderung statt, wenn gerade Personen oder Staatsreisende vorliefen. — Eine Uebersicht des großen, von Rom ausgehenden Straßennetzes, des unvergänglichen Denkmals des weltbeherrschenden Römergeistes, bildet den Schluß der Darstellung, die als ein schätzenswerther Beitrag zur Kulturgeschichte des Alterthums in weiten Kreisen bekannt zu werden verdient.

Von der in diesen Blättern bereits angezeigten „Geschichte der Jahre 1860 bis 1867“, von Eduard Arnd, liegt uns jetzt der zweite und letzte Band vor. Derselbe umfaßt die Geschichte der außereuropäischen Staaten in der gedachten gegenwärtigen Periode. Mit Asien, mit dem Orient, der jetzt eine

immer näher tretende Frage der europäischen Politik bildet, beginnt dieser Theil der Zeitgeschichte. „Was die gegenwärtige Politik der europäischen Mächte von ihrer früheren wesentlich unterscheidet, ist, daß nicht Eroberungen, sondern freier Verkehr das Ziel ihrer Unternehmungen sind, und daß sie nur dann zum Kriege greifen, wenn den Forderungen der gegenseitigen Annäherung und des Austausches der Natur- und Kunsterzeugnisse mit Gewalt widerstrebt wird. Jede große Epoche in der Geschichte Europas hat ihren besondern Charakter und ihre eigenthümlichen Tendenzen bei Auffassung und Behandlung des Weltverkehrs gehabt; unsere Zeit hat die Aufgabe, die in ihrem Besitze befindlichen Kulturelemente durch friedliche Mittel, durch Verbreitung des Christenthums, durch Einführung europäischer Gesetze und Sitten, durch Anknüpfung von Handelsverbindungen, über die ganze Erde zu tragen, und keine dieser Bewegung von Barbarei und Fanatismus entgegengelegten Schranken (wie sie z. B. das moskowitzsche Reich aufstellte) anzuerkennen.“

Für die Wissenschaft der vergleichenden Völker-Psychologie giebt sich gleichzeitig in Rußland und in den Vereinigten Staaten eine recht erfreuliche Theilnahme kund. In den zu Voronisch erscheinenden, von A. Schowansky herausgegebenen „Philologischen Denkwürdigkeiten“ werden die Ideen über Völker-Psychologie von Pazarus und Steinthal in russischer Sprache mit großer Schärfe und Präcision dargelegt, und in dem von Theodor Plate, C. Prectorius, Arthur Schauben und Karl Schurz in St. Louis herausgegebenen „Weltlichen Voten“ (vom 5. Januar 1869) wird den Deutschen in Amerika die Berliner „Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachwissenschaft“ dringend empfohlen, da durch dieselbe den praktischen Vortreibungen in der neuen Welt ein ideales Element, gewissermaßen „die Ethik der Völker und die Technik der Völker der Staaten“, zugeführt werde.

Die Verlagsabhandlung von Alphons Dürr in Leipzig beschäftigt eine Biographie des jüngst verstorbenen Meisters G. Genelli herauszugeben und wünscht, dieselbe durch ein vollständiges Verzeichniß der bekanntlich sehr gestreuten einzelnen Originalarbeiten dieses Künstlers zu bereichern. Sie richtet daher an alle Besitzer von Genelli'schen Zeichnungen, Bildern, Studien zc. die Bitte, ihr zu diesem Zweck ausführliche Notizen hierüber zukommen zu lassen. Ebenso erwünscht wäre auch die Mittheilung einzelner schriftlicher Erinnerungen, als Briefe und dergleichen, welche in irgend einer Weise für den Künstler charakteristisch sind.

Der hochgeschätzte blamische Dichter J. M. Daubenberg, ein treuer Verehrer der flammendwandelnden deutschen Sprache und Literatur, ist am 4. Februar, im einundsechzigsten Jahre seines Alters, zu Eßene bei Brüssel mit Tode abgegangen.

Dieser Nummer liegt bei: **Bücher-Anzeiger der Kaiserlichen Buchhandlung in Berlin. Nr. 2.**

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rathskammerstraße Nr. 14.
Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagshandlung (Harrwitz und Grosse) in Berlin, Wüstenhofstraße Nr. 65.
Druck von Ernst Rabe in Berlin, Hauptstraße Nr. 51.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Söhne Johann Sebastian Bach's. 105. — Richard Wagner: Oper und Drama. 106. — Ein Roman von Günther v. Freiberg. 108. Belgien. J. R. Daubenberg. 109. Schweden. Ein schwedisches Wort der vergleichenden Sprachforschung. 109. Frankreich. Die Prey'sche Bücher- und Handschriften-Sammlung in Strasbourg. 110. Ungarn. Paul Hunfalvy's „Sprachwissenschaftliche Mittheilungen“. 111. Niederländische und jüdische Literatur. Dr. M. Zellink: Ethnographische Studien. Der jüdische Stamm. 112. Aethiopien. Zwei aethiopische Missionaire über ihre Gefangenschaft. 113. Neue literarische Revue. Giacomo Leopardi's Dichtungen. 114. — Die Rechtslehrer und Rechtsschulen im römischen Kaiserreich. 114. — Die Weltreise geographischer Reisen. 114. — Der Weltverkehr und seine Mittel. 115. — Zur Gesundheitspflege des Vorraths. 115. Literarische Sprachsaal. Was die beiden Wiener „Pressen“. 115. — August Schellcher. 116. — Temperaturgrade des Golfstromes. 116. — Eisenbahnen und Telegraphen in Rußland. 116. — Weltkniebearbeiten im englischen Gewerbemuseum. 116.

Deutschland und das Ausland.

Die Söhne Johann Sebastian Bach's.

Herr C. H. Bitter, rühmlich bekannt durch seine sorgfältige Biographie Johann Sebastian Bach's¹⁾, hat nun ein dem vorigen in Umfang ähnliches Werk den übrigen Musikern gewidmet, welche dieser durch die Meisterkraft über die Tonwelt so gelegenen Familie angehörten²⁾. Die vortrefflichen Stammbäume, welche dem zweiten Bande angehängt sind, ergeben, daß unter hundert Männern, die zwischen dem Jahre 1604 und dem Anfange dieses Jahrhunderts den Namen Bach trugen, mehr als fünfzig Cantoren, Organisten, Rathe- und Stadt-Musici, Kapellmeister, Kammermusiker u. dgl. waren, während die übrigen überwiegend dem geistlichen und Lehrstande angehörten. Der große Johann Sebastian Bach, den, wie einst Garric den Meister Schalkspare der Verborgenen nach hundert Jahren entziffen, ein deutscher Schauspieler, Eduard Devrient, mit Felix Mendelssohn's Hilfe nach einem Jahrhundert neu belebte, geriet schon wenige Decennien nach seinem Tode beim größeren Publikum in Vergessenheit. Weniger der Umstand, daß er seiner Zeit ein Jahrhundert voraus gewesen wäre, war hieran Schuld, als der geringe buchhändlerische Verkehr und die kleinen musikalischen Verhältnisse der Zeit. Man druckte im vorigen Jahrhundert nicht leicht riesengroße Partituren, und namentlich bei Kosten reichte der theuern Herstellung halber die Mittheilung durch Abschriften bis an die Gränze unserer Tage. Ebenso hatte nicht jede deutsche Stadt ihren Gesangsverein und ihr Dilettanten-Orchester, und hatten sie es, so reichten die geringen Mittel nur zu sehr beschränkten Aufführungen. Nur fürstliche Munificenz oder vereinzelte großstädtliche Verhältnisse machten große Aufführungen möglich, und es ist kein Zufall, daß sich am Ende des vorigen Jahrhunderts, neben den Provinzial-Oesterreichern Gluck und Haydn, der Salzburger Mozart,

der Rheinländer Beethoven und die Italiäner Salteri und Clementi in Wien niederließen, alles Männer, die neben dem Hof ein Publikum suchten, das in Dresden, München, Düsseldorf, Mainz oder wo sonst eine glänzende Hofhaltung war, so wenig zu finden war, wie in dem zwar sehr politisch und wissenschaftlich aufstrebenden, aber noch ziemlich einfachen und bürgerlichen Berlin.

Eine Ausnahme hatte von jeher Leipzig gemacht, wo Sebastian Bach seine Söhne erzog. Die beiden bedeutendsten unter diesen Söhnen sollten den Haupttheil ihres Wirkens eben in Berlin finden, ohne hier jedoch auch nur annähernd so hervorzutreten, als jene vorher genannten Männer in der Kaiserstadt. Es ist bekannt, daß der alte Bach vor seinem Tode mit erblindenden Augen selbst die Werke in Kupfer zu stechen begann, für die er keine Verleger fand, und die er doch vor der ewigen Vergessenheit zu retten wünschte, und so waren denn gewisse Werke nur in Leipzig zu finden, wo Bach's getreue Schüler sie wie Heiligthümer bewahrten. Die Biographen Mozart's erzählen ausführlich, wie er, mit den beiden Vödeln zusammen, Bach'se Musi! auf der Orgel der Thomaskirche in Leipzig gespielt, und hierdurch den alten Vödel zu Thränen gerührt und ihn zu der Ausrufung bewegt habe: „Bach sei wieder auferstanden“. — So war denn nach und nach zweierlei mit den Werken Bach's geschehen. Das große Publikum konnte sie gar nicht, und einzelne Kenner und Liebhaber bewahrten sie wie Schätze in verschlossenen Schränken. Mit dieser verlorenen Bildung der Schöpfer wäre dann auch der Schöpfer vergessen worden, hätte nicht ein fast gleichzeitiger Biograph, Forkel, ein vortreffliches Lebensbild Bach's geschildert.

Was nun von dem Vater gilt, das ist auch den Söhnen geschehen; nur daß ihre geringere Leistungskraft als Componisten nicht einmal zu biographischen Arbeiten, die sich mit der Forkel's vergleichen ließen, Anlaß gaben. Eine Tradition der Kenner klingt auch hier herüber, und in manchem altfränkischen Schrank liegt manches Manuscript Emanuel's und Friedemann's begraben; das Publikum weiß von ihnen nichts. Und auch die Tradition beginnt zu schwinden. Der Schreiber dieses Artikels entsinnt sich, daß ein altes Pärchen, das nun längst nicht mehr aus Erden wandelt, seinen Stolz darin setzte, die berühmten alten Bach's alle unterzählen zu können, den Hamburger und den Berliner, den Holländischen, den Englischen, den Bamberger und den „Hüberjahn“. Mit letzterem Liebeswort wurde Friedemann Bach bezeichnet. Wo findet man heute noch einen solchen Nachklang des vergangenen Jahrhunderts? Vielleicht die geniale Lüderlichkeit Friedemann's gerade ist es gewesen, die den ersten Anstoß gegeben, sich wieder mit dieser etwas entlegenen Gede der Kunstgeschichte zu befreunden. Die geistvolle Feder Brachvogel's hat es verstanden, dem spröden Stoff, den Friedemann als Romanheld gab, mannigfachen Interesse abzuladen, und die Publication einiger Lieder und Pianoforte-Werke aus jenen alten Schätzen hervorzurufen.

Der Verf. des vorliegenden Buches nun bringt uns, wenn gleich nicht vollständige Lebensbilder der Söhne Bach's, so doch eine sehr reißige Sammelarbeit über das, was sich noch an Erinnerungen an dieselben vorfindet. Vielleicht spielt sogar

¹⁾ Leipzig, Ferdinand Schneider, 1865. Zwei Bände.

²⁾ Carl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann Bach und deren Brüder. Berlin, W. Müller, 1868. Zwei Octav-Bände.

das Urkundliche, wie Eingaben, Contracte, Programme u. eine zu große Rolle; allein auf der anderen Seite gewinnt gerade hierdurch das Bild an unmittelbarer Schärfe, und kann sogar als ein kulturhistorischer Beitrag aus der Zeit überhaupt gelten. Emanuel Bach hat eine besondere, nicht zu unterschätzende Bedeutung in der Geschichte der Musik. Die virtuose Behandlung des Klaviers, des heute herrschenden Instrumentes, nimmt von ihm seinen direktesten Anfang. Mozart's, Clementi's, Beethoven's Sonaten-Compositionen und ihr Effect stiehn auf seinen Schultern. Er hat auf Männer wie Hummel, Dussek, Field, an die sich anschließend unsere heutigen Virtuosen Giesz und Rubinstein ihre Kunst ausgebildet haben, bedeutend eingewirkt. Mit der Verbesserung des technischen Klavierbaus gingen seine Reformen Hand in Hand. Er hat nicht nur eine Menge Regeln über Vord geworfen, sondern auch einen großen Reichtum in der Anwendung neuer Formen, namentlich der Sonatenform, der am letzten Ende auch die Symphonie ihre Entstehung dankt, entwickelt. Der Verf. bringt Nachrichten über sein an Ereignissen armes Leben, das in ernster Ausübung der amtlichen Pflichten in Berlin und Hamburg still dahinfließ, „wie ein Bach“, und außerdem ein Verzeichniß und eine Analyse seiner zahlreichen Compositionen; den Schluß des Werkes bilden die Brüder. Christian, der in London, und Christoph Friedrich, der in Bielefeld lebte, werden kurz, Friedemann (der Hallische) etwas ausführlicher behandelt. Der Letztere war, aller Wunderlichkeiten unachtet, des Vaters treuester Sohn. Seine ganze Verkommenheit schreibt sich davon her, daß er des Vaters ererbte Weise in vollem Umfange als mustergeräth und mit Einarbeit aufrecht erhielt, ohne sich dem Fortschritt der Zeit fügen zu wollen. Sein Ende in Berlin ist in das Dunkel der ärmlichen Herabgekommenheit gehüllt. Als seine letzte Schülerin bezeichnet der Verf. die geistreiche, im vorigen Jahrzehend verstorbene Frau Sara Venz, die zwar nicht, wie der Verf. meint, die Grobmuthsel Frl. Mendelssohn's war, wohl aber mit zahlreichen Notabilitäten der Berliner Kunst und Wissenschaft in geistiger Verbindung oder verwandtschaftlichen Beziehungen stand.

Friedemann Bach ist, als er alt und grau geworden war, im großstädtisch ausblühenden Treiben Berlins geradezu verschollen. Man kennt weder den Tag seines Todes, noch den Ort seiner letzten Ruhe.

V. U.

Nichard Wagner: Oper und Drama.

Hoffmann von Fallersleben theilt im fünften Bande seiner Autobiographie die von ihm verfaßten Texte zu zwei Opern mit und erzählt hier und da von seinen Verhandlungen mit bekannten und tüchtigen Musikern, die er zur Composition eines oder des andern dieser Texte habe bewegen wollen. Dieselben hatten auch diese ohne Ausnahme als trefflich anerkannt, keiner aber hatte sich an das Componiren gewagt, und Einer von ihnen erklärte, die Texte seien zu gut, d. h. zu poetisch werthvoll und deshalb nicht für die musikalische Composition geeignet. Das ist ein eigenthümliches Urtheil, welches aber, wenn man die Texte zu unseren neueren Opern überblickt, insofern bestätigt wird, als in der That die meisten von sehr geringem dramatischen Werth sind, ja einige (sprechen geradezu allen dramatischen

Regeln Hohn und wurden ohne die vortreffliche Zuthat des Componisten ungenießbar sein.

Woher kommt das? Sind wirkliche dramatische Dichtung und ihre Niedrigkeit durch die Musik unvereinbar, oder liegt das bisherige Mißlingen des Versuches, beide mit einander zu verbinden, daran, daß man ihr Verhältniß nicht richtig erkannt und würdigte? Eine Antwort auf diese Frage hat Richard Wagner in seinem bekannten Buche: „Oper und Drama“, welches zuerst im Jahre 1851 erschien und das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, zu ertheilen versucht. Dasselbe erregte bei seinem ersten Erscheinen großes Aufsehen, einmal wegen der eigenthümlichen Persönlichkeit des Verfassers, der in seiner Behandlung der Oper ganz absonderliche Wege eingeschlagen und sich von ganz neuen Prinzipien leiten ließ, die man jedenfalls aus der vorliegenden Schrift gründlich kennen zu lernen hoffen durfte, dann aber auch wegen seiner scharfen Urtheile, mit welchen er die Manier einiger unserer neuesten beliebtesten Tonkünstler verdammt. Inzwischen ist eine lange Zeit vergangen, und wenn auch das Werk, nach des Verf. eigener Erklärung, jetzt in wenig veränderter Gestalt erscheint, so dürfte die lange Zeit, die es fast in Veressenheit gebracht hat, und das fortwährende Interesse, mit welchem das Publikum die seitdem an das Licht getretenen Schöpfungen des Componisten begleitet hat, es rechtfertigen, wenn wir hier etwas näher auf seinen Inhalt eingehen.

Aus der Thätigkeit, die Wagner als Componist und Textdichter von Opern seit einer Reihe von Jahren ausgeübt, ergibt sich schon von selbst, daß er sich in Bezug auf die Entscheidung in der von uns gestellten Alternative unmöglich der ersten von beiden Möglichkeiten zuneigen kann; er hält, wie er durch die That zu beweisen fortfährt, eine Vereinigung der wirklich dramatischen Dichtung mit der musikalischen Composition, d. h. die Oper, wohl für möglich und erklärt das bisherige fast ausnahmslose Mißlingen der bisherigen Opernschöpfungen zum Theil durch, daß ein Mittel des Ausdrucks (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdrucks (das Drama) aber zum Mittel gemacht war. Um dies nachzuweisen, handelt der Verf. nach der eben mitgetheilten Charakteristik der modernen Oper sich von selbst ergebenden Einteilung im ersten Theil seines Buches von der Oper und dem Wesen der Musik, im zweiten vom Schauspiel und dem Wesen der dramatischen Dichtung und spricht endlich im dritten Theil von der Vereinigung beider oder von der „Dichtung und Tonkunst im Drama der Zukunft“.

Mit dem oben von Wagner aufgestellten Kanon muß man sich ohne Weiteres einverstanden erklären; er trifft den Kern der Sache und ist dabei so einfach und wird durch die meisten unserer Opern so schlagend als richtig erwiesen, daß sich gegen denselben nichts einwenden läßt. In der Oper war wirklich die Musik als Zweck, das Drama aber nur als Mittel verstanden; der Dichter erhielt seine Inspirationen vom Musiker, er mußte den Tönen der Musik lauschen, der Reizung des Musikers sich fügen, den Stoff nach dessen Geschmack wählen, seine Charaktere nach der, für die rein musikalische Combination erforderlichen Stimmung der Sänger modeln, dramatische Unterlagen für gewisse Tonstudienformen, in denen der Musiker sich ergehen und ausbreiten will, herbeischaffen, — kurz, in seiner Unterordnung unter den Musiker das Drama nur als speziell musikalischen Intentionen des Componisten daraus construiren. Die Absicht der Oper lag also von je, und so auch heute, in der Wahl. Was wie der Wirklichkeit der Musik Anhalt zu geben

*) Oper und Drama. Von Richard Wagner. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, F. F. Weber, 1869. (XVI u. 350 S. gr. 8.)

gerichtetster Ausbreitung zu verschaffen, wird die Absicht des Dramas herbeigezogen, — natürlich aber nicht um die Absicht der Musik zu verdrängen, sondern vielmehr ihr nur als Mittel zu dienen. Und dabei schmeichelt man sich mit der Hoffnung, in dieser Weise und auf der Basis der absoluten Kunst das wirkliche Drama zu Stande zu bringen. Wie das ist, — um das zu begreifen, ist eine Betrachtung der modernen Oper erforderlich, die vom Verf. in sehr ausführlicher Weise gegeben wird, so daß wir ihm nur andeutend folgen können. Es genügt auch für unsern Zweck, zur Darstellung des Standpunktes, die hauptsächlichsten Momente seiner Deduction zu berühren.

Richard Wagner geht von der musikalischen Grundlage der Oper aus, als welche er die Arie bezeichnet, und zwar diese als vom Kunstfänger der vornehmen Welt vorgeführte Volksscene. Zu ihr gesellte sich das Ballet, beide mußte der Dichter mit einander verbinden, wobei er die Absicht des Dramas nur ansah, keinesweges aber aufnehmen konnte. Als Mittel dieses Zusammenhangs diente das Recitativ, das aus der Kirche entlehnt wurde. Gluck's Verdienst ist es, daß er die schädliche Abhängigkeit eines der Textunterlage entsprechenden Ausdrucks in Arie und Recitativ mit Bewußtsein und grundsätzlich ansprach; dem dramatischen Inhalte der Textunterlage ließ durch einen wahren Ausdruck des Componisten und des Sängers entsprechen werden, mit anderen Worten: die Musik ließ sich dem Texte möglichst anschmiegen. Dadurch wurde freilich in der Stellung des Dichters zum Componisten nichts geändert, aber war die Stellung des Componisten gegen ihn noch dictatorialer geworden. Die italienischen und französischen Componisten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts setzten mit ihnen Spontini erfindend dazu das sogenannte dramatische musikalische Ensemble; geändert wurde dadurch aber im Wesentlichen nichts.

Die Musik kann aber in der Oper nichts Anderes sein, als Ausdruck der Empfindung des Redenden und Darstellenden; Sprechungen, sie zum Inhalte und zwar zum Inhalte des Dramas selbst zu machen, müssen in Unnatur des Kunstgenusses der Oper enden, und das ist nach Wagner der Fall in der modernen Oper, deren Entwicklung er als die frivole charakterisiert. Vorher betrachtet er noch eine Erscheinung, welche er mit dem Namen der „naïven“ Oper bezeichnet und als deren Repräsentant ihm Mozart gilt, der in seiner unendlich reichen Begabung jeden Text durch seine Musik belebte, und der, wenn er den rechten Dichter getroffen hätte, das Opernproblem gelöst haben würde. In Italien dagegen ging man nach Mozart davon aus, die Oper nach einem — durch den Apparat der Bühne nur gereizten — keinesweges ergreifenden und wirklich belebenden, sondern herausgebenden und oberflächlich ergötzenden Gehalt jagen zu lassen. Rossini war als das einzig Lebendige die absolute Melodie aufzugehendes, die naechte, oberflächliche Melodie, die eben nur Melodie war und nichts Anderes; die Worte waren ihm vollständig gleichgültig. Mit ihm war die eigentliche Geschichte der Oper zu Ende, jedes Vergehen des Dramas bis zu Unmöglichkeit beseitigt; es ist jetzt nur noch die Geschichte der Opernmelodie.

Die Oper kann, nach Richard Wagner, nur regeneriert werden durch eine Theilnahme des Dichters; das Verhältniß zwischen ihm und dem Musiker muß ein dem bisherigen vollkommen entgegengesetztes sein. Dies führt den Verf. im zweiten Theil seines Werkes auf das Schauspiel und das Wesen der dramatischen Dichtung.

Wir können hier nicht näher auf die umfangreiche Untersuchung eingehen, halten dies auch nicht erforderlich, da das, was die dramatische Dichtung will, hinlänglich bekannt ist, und wir es für einen Gewinn der ganzen von Wagner beabsichtigten Darstellung erachtet haben würden, wenn er in diesem Abschnitt kurz sich auf das bezogen und das aufgenommen hätte, was ja anderswo als allgemein zugestanden längst festgestellt ist. Wir wollen, um das Endresultat der Untersuchung kurz wiederzugeben, auf das vom Verf. gebrauchte Bild eingehen. Er stellt das Verhältniß zwischen Dichter und Componist dar in dem Bilde der Liebe oder der Verbindung durch dieselbe zwischen Mann und Weib. Der Dichter ist der Mann, die Musik das Weib, die Dichtung führt der Musik den Stoff zu, die Musik nimmt ihn hingebend und liebend auf, und so wird das Kunstwerk, die Oper, erzeugt, wesentlich durch die Thätigkeit des Dichters, gegen welche die Musik sich als empfangend verhält.

Hierdurch ist zugleich das Ziel des Ganzen, der Hauptinhalt des dritten Theils: „Dichtung und Tonkunst im Drama der Zukunft“ kurz bezeichnet. Auch hier können wir nicht näher auf Einzelnes eingehen, der Inhalt verbreitet sich theils zu sehr in's Specielle, theils ist die Sprache und die ganze Darstellungsweise so schwer verständlich, daß man Mühe hat, dem Verf. in seinen Deductionen zu folgen und sich überall gegenwärtig zu halten, wovon er strebt. Und genügt es zu erfahren, wie Wagner das Verhältniß zwischen beiden mit einander Verknüpfend konstruirt. Beide, Dichter und Musiker, sollen in vollkommener Freiheit thätig sein, jeder aber zugleich in der höchsten Selbstauferopferung zu Gunsten eines geliebten Gegenstandes; auf diese Weise wird das Drama in seiner höchsten Fülle in der Oper wiedergeboren.

Es ist ein Mangel der Beweisführung, daß und was das Endresultat nur in der Form eines Gleichnisses und zwar dem der freien Liebe vortragend wird, wir hätten es lieber in concreter Form gehabt, womöglich an einem bestimmten Stoff veranschaulicht. Doch was der Forscher erstrebt, hat er ja selbst als Componist in reichlichen Proben vorgelegt, und so mag man irgend eine Wagner'sche Oper als die Lösung des Problems betrachten. Ihm ist die Musik nicht Zweck, sondern ein Mittel zum Zweck, als welcher einzig das Drama, die dramatische Entwicklung und Charakterisirung bis zur Lösung des Konflikts, bestehen bleibt. Es fragt sich nun, ob dies in der Oper möglich ist, und dies führt auf die andere Frage zurück, ob die Oper überhaupt als ein wirkliches, für sich bestehendes Kunstgenre angesehen werden kann. Wir wollen der Oper keinesweges die Berechtigung absprechen, nur das wird schwer zu beweisen sein, daß sie die höchste Form des Dramas ist, und doch müßte dies der Fall sein, wenn — wie Wagner will — das Drama durch die Verbindung mit der Musik nicht beeinträchtigt würde. Wir halten aber ein Shakespeare'sches Drama nicht für einen zur Operncomposition geeigneten Text; er ist eben zu gut, d. h. zu dramatisch dazu, es müßte Manches und gerade das, was die Entwicklung und die Charakterisirung als echt dramatisch auszeichnet, geopfert, an der strengen dramatischen Structur Manches gemildert werden, um dasselbe componirbar zu machen. Wir verkennen nicht den großen Fortschritt, den Wagner in Bezug auf die dramatische Gestaltung in seinen Opern gemacht hat; ein Wagner'scher Operntext ist aber noch kein Shakespeare'sches Drama, und es ist auch wohl nicht zufällig, daß Wagner gerade solche Texte zu seinen Compositionen gewählt hat, die, wie der Tannhäuser, Lohengrin, Tristan u. A., viele trübselige Momente enthalten. Es kann und auch nicht in den Sinn kommen, den

Text selbst für gleichgiltig und die vielen, in der That erbärmlichen Operntexte, über die unsere Componisten, selbst ein Mozart, ihr herrliches Talent ergossen haben, für angemessen zu halten; wir verlangen vielmehr, daß auch hier auf möglichst strenge dramatische Gestaltung gehalten werde, aber die Oper als die höchste Bekleidung des Dramas hinzustellen, das widerstrebt sowohl der Idee des Dramas, als der Geschichte der Oper, die wir nach ihrer Entstehung wohl als eine Art des Dramas, niemals aber als ein selbständiges, aus der Idee desselben selbst mit Nothwendigkeit sich ergebendes Kunstgenre begreifen können.

Dr. Zapp.

Ein Roman von Günther v. Freiberg.*)

Der junge fleißige Mitarbeiter des „Magazin f. d. Lit. des Auslandes“ hat sich mit einem zweibändigen Roman in die Kreise der großen Literatur eingeführt. Unmöglich können wir dies mit Stillschweigen übergehen. Günther v. Freiberg besitzt den Hergang der Deutschen nach Italien und versteht den zweiten Theil seines Romans auf den poetischen Boden, wo er selbst jetzt Wurzel gefaßt und eine neue Heimat gefunden hat. Hören wir, mit welchen begeisterten Liebesworten er die Perle des schönen Landes beschreibt:

„Auch, mein Herz, das ist der Golf von Neapel, rief ich wonnestrunk, als der Dampfer um sechs Uhr in der Frühe an den Gelseninseln Procida und Ischia vorüberglitt und das strahlende Halbmond der göttlich heitern Küstenstadt und ihrer amphitheatralischen Ufer aus dem grünelnden Meerespiegel emporstieg. Trotzdem ich diesen Anblick schon früher einmal genossen, fühlte ich mich doch so vollständig davon berauscht, daß ich in der ersten Freude den eigentlichen Zweck unserer Pilgerfahrt vergaß; meine Seele tauchte gleichsam in dies Bad von Schönheit und sog so viel Frische und Wärme ein, daß eigenes und fremdes Leid sich von mir ablöste wie dürre Blätter vom neugrünen Baume. In Deutschland lag noch Weg und Steg verweht, in Italien waltete König Venz in vollster Glorie. Sein düstiger Athem quoll mir warm entgegen.

„Näher und näher kamen die malerischen Häuserterrassen, die, von Waldungen getrennt, ihre Granitstufen im Ocean baten. Die Wellen ringe umher schienen Goldfunken und bunte Edelsteine an das Land zu spülen; so regenbogenfarbig glüht die Morgen Sonne auf dem bewegten Blütenstaub. Welch eine großartige Farbenscala! welche gartnerwundern Ueberränge in diesen magischen Tinten, diesen roßigen Dämpfen, die in der feuchten Atmosphäre bald entstehen, bald verschwinden, von den ätherischen Perlmuttermäusen bis in das brennendste Orange!

„O dolce Napoli, o sol beato! sangen die Fischer und Lastträger, die uns in kleinen Barken entgegenführten, sangen die halbnackten Vagabundinnen, von denen die verwegenksten Kopf über in die Glut stürzten, um die kleinen Geldmünzen, welche die Schiffsgesellschaft hinabwarf, mit den Zähnen aus dem Wasser zu holen. Ihnen folgten Musikanten; das geigte und flötete nach Hergenslust. Andere sangen, und was für hinreißende Volksmelodien und mit welsch' einem Vortrage! Mag die Stimme nicht sein, die Tegnä! bleibt dem neapolitanischen Straßenjäger, jene unergiebliche Methode, woran der Landemann Pasello's und Cimarosa's gleich zu erkennen ist. Im

ganzen übrigen Italien ist das Volkslied eigentlich nur ein melodischer Singang, naiv und naturwüchsig wie sein Text — im Neapolitanischen erhebt er sich zu echt künstlerischer Musik, weist schelmischen Charakters, oft bis zu einer gewissen Raffiniertheit, die ebenso die Nerven wie die Herzen trifft.

„Immer dichter wurde das farbige Gewühl zu beiden Seiten des Dampfschiffs, immer feuriger der Gesang, andauernder die Geberden, lauter das Gelächter — unabwiesbare Aufforderung zu Lebensgenuss und holder Thorheit — hinein in das tolle Neigen, hinein!

„Ich sollte allen Denen, die Neapel nicht sehen oder vielmehr nie sehen werden, das Herz nicht schwer machen, indem ich es für den größten Lebensverlust erkläre: sterben zu müssen, ohne dies Eden betreten zu haben — aber wer vermüht zu schweigen angesichts der höchsten Natur Schönheit! Laßt mich schwärmen, laßt mich unaufhörlich schwelgen! War es nicht eben dies wunderholbe Partenope, das den kastanienbraunen Virgil (Virgilio marone sagt der italienische Volksmund) zu seinen Eclogen begeisterte, ihn das idyllische Pandleben den Kaiserpalästen vorziehen ließ? Bildet nicht heute noch kein schöner Anblick still bestrahlt aus dem ihm geweihten Tempel in der Villa reale über Stadt und Meer hinaus? Sang Tasso, das Sorrent vor dem Kind, hier nicht seine ersten Lieber? Als Bocaccio, aus Florenz kommend, zum erstenmal den Golf Neapels vor sich liegen sah, ergriff ein heiliger Freundschaftsauer sein Herz.... er warf sich auf die Kniee und schwur überströmenden Auges den Kaufmannsstand ab, und fortan war der Genius in ihm rege; er wurde ein Dichter. Hier fand auch der deutsche Horaz, Platen, die wonne-irren Accente auf seiner rhytmischen Poesie.“.... Die Macht der Schönheitserwirkung von Neapel giebt dem jungen, glühend aber richtig fühlenden Autor auch den glücklich erfindenden Schluß seines Romans; er läßt seinen liebebrannten Helden dort genesen und ausrufen: nicht sterben wird man, wenn man Neapel gesehen hat, sondern leben!

Das Talent Günther's v. Freiberg hat in diesem Roman einen bedeutenden Aufschwung genommen; seine Damma fand es mit den Heldinnen von George Sand und Ida Hahn-Hahn aufnehmen; sie ist verwandt mit Ulrike's Mignon und Sammermann's Glämmchen, gleichwohl aber ein Originalbild des Brauerherzogs.

G. v. F.

Wir fügen über „Damma“ auch noch Folgendes aus anderer Feder hinzu:

Das reiche Talent und die blühende Phantasie der Verfasserin — denn Günther von Freiberg's Pseudonym ist ja schon seit langer Zeit eine sehr durchsichtige — ihre innige Vertrautheit mit den höchsten Lebenssphären und eine seltene Befähigung befähigen sie zu einer Gattung von Roman, wie wir ihn auf deutschem Boden eigentlich selten finden und wie er uns ähnlich nur noch bei Ida Hahn-Hahn vorgekommen ist. Günther von Freiberg bannt uns in einen Zauberkreis. Es ist, als wären wir in ein orientalisches Wunderland verlegt: Farben, Töne, Düfte, seltsam berauschend und bestrickend, umgeben und hüllen uns ein, nehmen unsere Sinne gefangen und wir sind der Verfasserin im ersten Augenblicke kaum dankbar, wenn sie, wie dies in „Damma“ geschieht, ihrem Feindin plötzlich den Glorienschein nimmt, der schimmernden, blickenden Welt, in der es lebt, die täuschende Dede wegzieht und uns ernüchtert in einen dumpf schauen läßt. Daß ein Künstlergemüth wie Hahn-Hahn trotz besseren Wissens und Willens sich zuletzt von der Sirene trüben beinahe um seine Vernunft bringen läßt, ist durchaus

*) Damma. Leipzig, Dürr'sche Verlagehandlung, 1869.

ist unwahrscheinlich; ob aber Eine Begegnung mit seinem größten Nebenbuhler vollständig ausreichend für seine gänzliche Wiederherstellung ist, will uns nicht so ganz einleuchten; doch mag bei solchen eccentricischen Naturen allerdings kein Ding unmöglich sein. Jedenfalls ist „Diamma“ ein beachtenswerthes Werk aus der Gesellschaft, für das der Verfasserin, welche es in einem so feinsten Gewande darzustellen verstand, alle Anerkennung gebührt. J. S.

Belgien.

J. M. Dauberg.

Der am 4. Februar verstorbene belamische Dichter Dauberg war im J. 1808 in Eimburg geboren und hat sich bereits in vielen Jahren durch sein poetisches Talent einen Namen gemacht. Seine erste Sammlung belamischer Dichtungen erschien im J. 1832, und seitdem ist Alles, was er publicirte, mit Theilnahme und Beifall begrüßt worden. Wir nennen davon die bei uns in Hexametern geschriebenen, an Joh. Heint. Waf er wandten, ländlichen Idyllen „De doop“ (Die Taufe) und „tweelven“ (Die Mordeln), in welchen besonders die eble Persönlichkeit des Dichters den Leser erhebt und erquickt. Mit Prudens Worte gemeinschaftlich gab er ein Handbuch historischer Erzählungen (geschied-kundige Verhalen) heraus, das bereits die dritte Auflage erzielte und in allen belamischen Schulen eingeführt ist. Auch in belandische prosodie hat er verfaßt, die der jungen belamischen Muse die Wege bahnen half. Bei seiner Beerdigung wurde auch sich eine sehr lebhaft Theilnahme kund, besonders von Seiten der Förderer der „belamischen Bewegung“. Am 1. Juni wurde auch eine Rede in deutscher Sprache von Herrn Dr. Arnß gehalten, die wir, da sie eine treue Charakteristik des Verstorbenen enthält, in Nachstehendem wiedergeben:

„In dem Augenblicke, wo wir uns auf immer von der sterblichen Hülle unseres Freundes Dauberg trennen, möge ein mit der Abgchiedenen auch aus deutschem Munde und deutschem Geiste ihm auf seinem letzten Wege begleiten, möge an seinem letzten Aufschwebe die Sprache ertönen, mit welcher sein ganzes Leben und Seelen-Leben so innig verflochten war. „Nur zu früh hingesehiedener Freund, den wir mit seiner Liebe betrauen, gehört nicht allein seiner vaterländischen Muse, Literatur und Dichtkunst an, sondern auch die hochheilige Sprache verliert in ihm einen Verehrer, einen Forscher, einen Helfer und Dichter. Seine Schriften sind in Deutschland bekannt; er gehört Deutschland an als Mitglied mehrerer literarischen Gesellschaften und durch seine fortgesetzten Verbindungen mit deutschen Gelehrten. Wenige waren, wie er, durch den dem tiefen wissenschaftlichen und künstlerischen Sinne des germanischen Volkstammes; Wenige erkannten und ärgerten, wie er, den Reichtum, die Mannigfaltigkeit, die Kraft und Erhabenheit der deutschen Sprache in ihren verschiedenen Abweichungen, welche er mit gleicher Liebe erforschte und schätzte. Wenn er seine Muse und Kräfte besonders der Sprache seines Vaterlandes gewidmet und darin seine Kraft hinterlassen hat, durch die er sich ein unvergängliches Denkmal gestiftet, so beweisen auch seine Werke in der belandischen Sprache, mit welcher Gewandtheit er in derselben seinen dichterischen Gefühlen einen Ausdruck zu verleihen konnte. Seine in beiden Sprachen erschienenen „Taufe“ (de doop)

ist ein Muster von lyrischer Zartheit; seine Uebersetzung des „Großen Deutschen Vaterlandes“, von seinem Freunde Nolet de Braumere, ein Muster erhabener Kraft.

„Und soll ich vom Charakter unseres vereinigten Freundes sprechen? Wer von uns hat ihn nicht in seinem ganzen Werthe, in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erkannt? Sein Leben stand in Einklang mit seinen Worten, seiner Lehre. In vollem Maße paßten auf ihn die Worte, mit denen er in seiner Ode „der Dichter“ das Ideal des Dichters schildert. Es sei mir vergönnt, sie hier in hochdeutscher Sprache zu wiederholen:

„Rein von Herz und Gemüth, wie ein Kind unschuldig,
Stets für's Schöne nur schwärmend, ein Freund der Wahrheit,
Troph'n Rath's lächelnd der Welt, sei
Wer sich zum Dichten erhebt.
Wer's ursprüngliche Kleid unbesleht bewahrt hat
Auch vom schimmernden Stand, der die Menge hinzieht.
Der darf kühn aus dem Herzen
Singen vor Niedern und Hohen.“

„So war er. Möge seine stets nach dem Ideale strebende Seele verkündet am Throne Gottes der Ruhe und des Glüdes genießen, welches in einem bessern Leben den Guten und Gerechten erwartet!“

Schweden.

Ein schwedisches Werk der vergleichenden Sprachforschung.

Einer der tüchtigsten nordischen Sprachforscher, Herr H. Tullberg in Lund, hat es jüngst unternommen, die Früchte langjähriger sprachwissenschaftlicher Mühen in einem vergleichenden Werke zu sammeln, das er „Beitrag zu einem etymologischen Wörterbuche über die Fremdwörter der schwedischen Sprache“ genannt hat.“

Bereits vor nahe an vier Jahrzehnten trat Herr Tullberg mit dem ersten seiner zahlreichen sprachwissenschaftlichen Werke an die Öffentlichkeit. Diese begannen sich bis jetzt immer nur auf einzelne Sprachen. Es waren Lehrbücher über die schwedische, deutsche, französische, hebräische, syrische Sprache. Für diese einzelnen wissenschaftlichen Strahlen bildet das „Wörterbuch“ den Sammelpunkt. Obgleich der Redaktion des Werkes umfassende, ja ein halbes Jahrhundert währende Studien vorausgingen, so glaubt der Herr Verfasser es dennoch nur mit einem gewissen Zagen an die Öffentlichkeit bringen zu können. Er weist zur Motivierung dieses Gefühls auf die Schwierigkeit des Unternehmens und auf den Umstand hin, daß er in Folge veränderter Lebensstellung mehr als zwanzig Jahre von öffentlicher wissenschaftlicher Thätigkeit fern gehalten war. Wir erlauben uns, als hauptsächlichstes Motiv die Bescheidenheit vorauszusetzen, eine Eigenschaft aller wahrhaft tüchtigen Männer, welche selbst ihr bestes Werk noch gering finden im Verhältnis zu der Größe der Aufgabe, wie sie ihnen während der Arbeit vorgeschwärmt hat.

Man kann seine Heizung zum Reibungsstudium nicht glücklicher offenkundiger, als es Herr Tullberg seinerseits im Vorworte zum Wörterbuche thut. Er sagt: „Die etymologische Wissenschaft ist wie ein Springbrunnen; je mehr man darauf bricht, desto stärker und höher wird die heraussprudelnde Springfluth.“

*) Beitrag till etymologiskt lexikon över främmande ord i svenska språket, af Hampus Kristoffer Tullberg. Lund, Håkan Ohlsson, 1868.

Ob der schwedische Etymologe in seinem Werke den Strahl seiner Forschungen bis zu der Höhe getrieben hat, auf welcher die etymologische Wissenschaft heute überhaupt steht, das zu beurtheilen wollen wir den Gelehrten vom Fache überlassen. Es kommt dabei wesentlich in Frage, wie weit der Begriff Fremdwort gedeutet worden ist. Es scheint uns, daß Herr Tullberg großen Werth auf die aus den romanischen und germanischen Sprachen stammenden Wörter gelegt, den slavischen Abkömmlingen aber wenig Berücksichtigung geschenkt hat, während man doch mit Sicherheit annehmen kann, daß auch manche slavische Form Eingang in die schwedische Sprache gefunden haben wird.

Wir sehen in dem etymologischen Wörterbuche die Mühsal verselbst, eine rückwärts aufsteigende Geschichte der schwedischen Fremdwörter zu geben. Der Verf. sucht gewissermaßen den Weg zurückzugehen, den wahrscheinlich ein Wort gegangen ist, um sich der schwedischen Sprache zu assimiliren. In den meisten Fällen erreicht er sein Ziel zu unserem vollen Beifalle. Indes glauben wir, daß er auf jenem Wege die deutsche Sprache als Mittelstation mehr als nöthigen hätte berücksichtigen können. Wenn er z. B. sagt:

„skola, substantiv, undervisnings-anstalt, -ställe, lat.: schola, det gr. σχολή“,

so wird der Annahme Raum gegeben, als habe sich das lateinische Wort unmittelbar in die schwedische Form skola verwandelt. Das ist doch schwer zu glauben! Es dürfte, namentlich mit Rücksicht auf die Aussprache, sicherer sein, zu sagen: skola, schule, schola, σχολή. Wir wollen indes Herrn Tullberg seinen Zwang anthun, nur ist es gewiß ein billiges Verlangen, daß er in seinen Ableitungen gleichmäßig verfähre. Während indes — wir bleiben beim Worte skola — neben dem Stamme skola weder das deutsche noch das französische Wort erwähnt ist, tritt bei den Tochterwörtern skolar u. die französische Bedeutung, nicht aber zugleich die deutsche Form auf. — Bei dem Worte „wohnhäuser“ ist auf den offenkundigen deutschen Ursprung gar nicht hingewiesen.

Die deutschen Substantiva sind mit lateinischen Vokalen und kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Gegen die letztere Schreibweise finden wir nichts zu erinnern; wir befürworten sogar ihre Ein- und Durchführung im Vaterlande, im Interesse der Kinder, deren Zeit und Mühe auf nützlichere Sachen verwendet werden könnten, als auf das Eingraben der Regel, nach welcher deutsche Substantiva „groß“ zu schreiben sind.

Die Fremdwörter mit gleichem Stamme sind in je einen Artikel zusammengefaßt und unter sich mit fortlaufenden Nummern bezeichnet: kuran, 2. kurir, 3. kurs u. s. w. Nicht immer natürlich lassen sich die verwandten Worte so leicht wie in diesem Beispiele sammeln. Aber der Verf. weiß auch weit auseinandergezogene Elemente wieder zusammenzubringen, gleichsam alle verstreuten Söhne einer Wortfamilie ins Vaterhaus zurückzuführen: legend, 2. legion, 3. legitim, . . 6. lektion. — lumen, 2. luna, u. s. w.

Im Uebrigen hat sich Herr Tullberg der neuen deutschen philologischen Richtung insofern angeschlossen, als er den mit o und u endenden lateinischen Substantiven die Affrikatiform ansetzt und diese der Ableitung zu Grunde legt.

Dies kommt ihm bei einigen Konflikten mit Diez sehr zu Statten. Er legt auf diesen deutschen Etymologen großen Werth, weiß aber, wenn er von ihm abweicht, seine selbstständige Meinung zu vertheidigen. So hinsichtlich des Wortes „kostym“, das er über das franz. costume und das provenc. costum auf das lateinische consuetudin — am zurückführt. Der scharfsinnige Diez, etymolog. Wörterbuch I. 143, zerbricht sich ganz unnöthiger Weise den

Kopf mit der Erklärung des schließenden m. in costum, costume, mittelst eines erdichteten suffix — umen. Er sagt unter Anderem „Schiedweg aus consuetudo, zusammengezogen cosu, läßt er sich nicht erklären.“ So wohl! Aber ein solcher Erklärungs-Ausweg wie jener sollte vorsichtigerweise nicht versucht werden. Diez's schiefe Ansicht gründet sich darauf, daß im lat. Denom. sich das m lediglich als Affrikatiform findet, während es doch ein Bestandtheil des Stammes sein müßte. Wie aber der Affrikat radium rayon bildet, so wird auch aus consuetudin das costume gebildet, nämlich — tudinem bildet —tume, das dazwischen liegende —dine wird im Zusammenziehen verschluckt. Auf diese Weise wird consue — tudinem = costume, amari — tudinem = amertume, inc — ludinem = enclume. Das von Diez angeführte portus, mansudum ist eine echt romanische Ausbildung von mansuetudinem. Man braucht also nicht, um das m in costume zu erhalten, zu dem erdichteten Suffix umen jene Zukunft zu nehmen — das m ist bereits da.“ Tullberg hat Recht, und er hat in Deutschl. Recht gefunden, noch ehe er sein Wörterbuch schrieb.

Zu einem andern Turnier mit Diez giebt ihm das Wort retrah. Anlaß. Dorthin wollen wir ihm jedoch nicht folgen. Nur die Bemerkung noch, daß er bei irgendwelchen Gelegenheiten seinem genannten Freunde stets das Epitheton „scharfsinnig“ beilegt.

G. S.

Frankreich.

Die Heich'sche Bücher- und Handschriften-Sammlung in Straßburg.*

Der am 16. Juni 1867 verstorbene Straßburger Buchhändler und Buchbinder Friedrich Carl Heich hat den Ruf eines der gründlichsten Kenner der altsächsischen Geschichte und Literatur vollst. verdient. Gebohren am 11. Juni 1798, widmete er sich früh dem buchhändlerischen Geschäft seines Vaters und kehrte, durch die Umstände begünstigt, sowohl einen Schatz historischen Wissens, als auch eine ungewöhnlich reichhaltige Sammlung von Schriftendmalen seiner Heimat erwerben, die er wiederum für die Herausgabe werthvoller Geschichtswerke auszubenten verstand. Durch sein Buch über die St. Thomaskirche in Straßburg (1811), durch die Schilderung des alten Zunftweizens der Vaterstadt (1856), beide Werke in deutscher Sprache, durch seinen Katalog der Hauptdruckwerke des Nieder-Rheins (1858), seine Uebersicht der Territorialverhältnisse von 1789 (L'Alsace en 1789, erschienen 1860), durch die 1861 herausgegebenen Auszüge zur Geschichte der Bistümer Straßburgs 1813—15, durch die 1862 veröffentlichten Notes sur la vie et les écrits d'Édouard Schneider, vorzüglich aber durch die beiden 1863 und 1865 veröffentlichten Urkundensammlungen „Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790 à 1795; extraits de leurs procès-verbaux, die Akten des Straßburger Jakobinerklubs enthalten; und La Contre-Révolution en Alsace de 1789 à 1793, eine fast vollständige Uebersicht der revolutionsfeindlichen Kundgebungen im Elsaß, hatte der unermüdete Heich allen Freunden der altsächsischen Geschichtsforschung die Gemüthsruhe verschafft, daß in seinen Händen ein kostbarer Schatz der herrlichsten Materialien zur

*) Bibliothéque alsacique. Catalogue des livres, manuscrits, dessins, gravures, cartes, autographes etc. de feu M. F. C. Heich, avec notice préliminaire par Rod. Reuss. Strasbourg 1868, Impr. J. H. E. Heitz. XIII et 335 pag. in — 8.

maist sei, und sein Tod hat diese Thatsache bestätigt. Das im November 1868 publicirte Inventar der „Bibliothek Heig“, zu welchem Herr Rudolf Reuß (Verfasser einer vortheilhaften Studie über die Gegenreformation in Böhmen 1620) eine Vorrede geschrieben hat, umfaßt 5420 Nummern mit 27,503 Stücken, darunter 1818 Handschriften.

Die vaterländische Geschichte des Elßasses ist der umfassendste und Grundstock der Sammlung; nur äußerst wenige Werke handeln davon, aber keine Beziehung zum Elßass. Aber innerhalb dieses nicht allzu engen Kreises hat Heig Ueberausendes gesammelt. Die allgemeine Geschichte des Elßasses zählt 2000 Nummern, unter denen man nichts Erhebliches vermißt: Wimmshagen, Voguëlle, Schöpslin, Granddier sind mit allen ihren Werken vorhanden; neben ihnen eine Masse handschriftlicher Bücher, wie z. B. die Amtsberichte der verschiedenen Provinzial-Verwaltungen des Elßasses. In der Zeitgeschichte dieses Landes erlitt man zuvörderst die reiche Flugchriftensammlung aus dem Strassburger Episcopalkriege und dem dreißigjährigen Kriege, dann die Handschrift des Strassburger Stadtgenossen Johann Joachim Franz, der, ein Zeitgenosse Ludwig XIV. und Diplomat seiner Vaterstadt, die besten Nachrichten über die Ursachen der Strassburger Capitulationen von 1681 zu geben vermochte; ferner das merkwürdige, ebenfalls handschriftliche und bisher nie edirte „Memorial unseren Elster allhier betreffend“ vom Ammeister Reischen, der, auch Zeitgenosse, dieselbe Epoche und die ersten Jahre der Kaiserthumserbschaft in Strassburg schildert; dann die an Staatsverträgen und causes célèbres so überreiche Zeit des ancien régime.

6000 Nummern in 152 Sammelbänden aller Formate betreffen die französische Revolution, welcher Heig eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Hier sieht man die eigenhändigen Briefe des Schredensmannes Eugénie Schneider und einiger seiner Gesinnungsverwandten, hier zugleich eine Ansammlung von Pamphleten aller in der Revolution engagierten Parteien. Für die Zeit des ersten Kaiserreichs ist die handschriftliche Geschichte der Blotaken Strassburg's von 1803–15 das interessanteste Stück, das sich die auto-graphischen Berichte, welche der Optiker Diebold in jenen Tagen an den General Sémélé richtete, unmittelbar anreihen. Die Restaurationsepoch bietet besonders die Originalhandschriften der royalistischen Agenten Demougé an die Bourbons und an die Präfecten und enthält uns die geheimen Umstände der Zeit von 1815–1823. Kirchengeschichte, Rechtsgeschichte und Kriegsgeschichte hat Heig mit fast gleicher Vorliebe gesammelt; der Protektant Heig wußte die Literatur der Verträge von der heiligen Obilä, der Schutzpatronin des Elßasses, mit der Geschichte der Glaubenskämpfe seiner eigenen Kirche unerkündlich zu vereinigen; ein schönes Exemplar der „Architectura von Festungen“ des Daniel Speidel findet man in der Abtheilung Militaria; vorn bei der allgemeinen Geschichte Frankreichs das eigenhändige Tagebuch des Generals Humbert, Befehlshabers der französischen Expedition nach Irland im Jahre 1796.

Wir schließen diese Andeutungen mit dem Wunsch des Herrn Reuß, daß die künftige „Bibliothek Heig“ nicht zerplittert werde, sondern bejammen bleibe, ein Denkmahl der Geschichte unseres Landes und des Fleißes eines der ersten Sammler von Europa.

Trautwein von Belle.

U n g a r n.

Paul Hunfalvy's „Sprachwissenschaftliche Mittheilungen.“

Unter diesem Titel (Nyelvtudományi közlemények) erscheint seit 1862 auf Kosten der Magyarischen Akademie und redigirt von ihrem verdienstvollen Bibliothekar, Herrn P. Hunfalvy, eine nicht für Ungarn allein wichtige Zeitschrift, von welcher seit 1862 jährlich drei starke Hefte herauskommen. Die Artikel sind ohne Ausnahme in magyarischer Sprache, und als Mitarbeiter nennen sich, außer dem Redacteur, die Herren Budenz, Mátyás, Gátián, Vah, Ballagi u. s. w. Für vorzugsweise bedeutend müssen wir — Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide gesagt — die Arbeiten des Redactors und des zuerst genannten Mitarbeiters erklären, zumal sofern wichtige grammatische Erscheinungen des Magyarischen und diesem näher verwandte Idiome in Betracht kommen. Während unser, seit etwa zwölf Jahren in Ungarn eingebürgerter Landmann Joseph Budenz (ein geborner Kurbesse, wenn wir nicht irren) bis jetzt auf rein sprachliche Untersuchungen seinen Scharfsinn verwendet, beleuchtet Hunfalvy auch Geschichtliches und Volkskundliches mit der Fadel strenger Kritik. Obgleich echter und eifriger Freund seines Vaterlandes, ist Hunfalvy immer noch einer von den verhältnismäßig wenigen Magyaren, denen es, mit Hintansetzung jedes nationalen Vorurtheils, nur um gegenständliche Wahrheit zu thun. Beide Herren haben die von Reguly hinterlassenen reichen linguistischen Sammlungen mit wahrem Verus zur Sache ausgebeutet, und das wichtigste, was für die Sprachen türkischen Stammes, wie unter denen des finnisch-uralischen für die der Bogulen, Mordwinen, Tschere-missen geschehen, verdamft man ihren Bemühungen.

Die meisten behandelten Gegenstände sind allerdings von der Art, daß ein ausführlicher Bericht darüber, da Politik und Belletristik ausgeschlossen sind, nur für einen sehr engen Leserkreis Anziehungskraft haben würde. Wen dürften z. B. jenseit dieses Kreises des Herrn Budenz musterhafte Beleuchtung der merkwürdigen magyarischen Partikeln meg und el, oder der Lautnahahmen (hangotánz) Verba der Türken, des tatarischen Dialektes von Ghima, u. s. w., wen Hunfalvy's Forschungen über geographische und Ortsnamen Ungarns, über die bedeutenden grammatischen Anbildungen des Magyarischen, über die Sprache der Lappen u. s. w., wen Herrn Vah's Beiträge zur Dialektenkunde seiner Muttersprache, Herrn Ballagi's Kritik magyarischer Bibelübersetzungen u. dgl. interessieren, es sei denn, daß er zu den Fachmännern gehöre?

Der rühmlich bekannte Reisende Bámbéry liefert türkische Sprachwörter (die größtentheils schon veröffentlicht waren), berichtet über eine Abhandlung des alten tatar-türkischen Schriftstellers Mir Ali Schir, und theilt eine Sammlung angeblich nördlich-tatarischer Vieder mit, die schon in Rußland gedruckt war. Diese Sammlung hat Schott zu einem, in den Monatsberichten der Berliner Akademie (1868, S. 492 ff.) aufgenommenen Vortrage veranlaßt. Die Arbeit des Mir Ali Schir ist deshalb merkwürdig, weil ihr Verfasser darin Vorträge seiner türkischen Muttersprache vor dem Persischen und selbst dem Arabischen geltend machen will — eine bei türkischen Gelehrten sonst wohl beispiellose Kühnheit.

Herr Franz Mikóczy liefert eine sehr befriedigende Darstellung der höchst merkwürdigen basischen Sprache, dieser wahren lingua sino matre et sororibus, die an wunderbarer gram-

matistischer Complication Alles übertrifft, was jede einzelne ihrer Colleginnen in Europa und Asien bietet.

Jetzt noch einen Blick auf J. Kriza's „Wilde Rosen“ (Vadrozsk), eine reichhaltige Sammlung von Volksliedern der Gessler, dieses ältesten Magyarenflamens. Zu den um Gessler Ueberliefert gesammelten Balladen gehört „das Cheweib des Maurers Kelemen“, von Hunjaly auszugeweiht mitgetheilt:

Zwölz der Maurer pflegten unter sich des Rathes,
Wie sie wollten bauen Döma's hohe Mauer,
Wie sie wollten bauen eine Hölzl' aus Silber,
Eine Hölzl' aus Silber und aus Gold die andre.
Doch was fertig Mittags, stürzte ein am Abend,
Was am Abend fertig, stürzte ein am Morgen.
Wieder sich berietben die zwölz Maurermeister,
Wie es würde möglich, fest zu bau'n die Mauer.
Kam den Meistern endlich selbster Gedanke,
Den sie ganz einmüthig zum Beschluß erhoben:
„Wessen Weib zuerst sich an den Ort begiebet,
Die ergraisen gleich wir, werfen sie in's Feuer,
Zarten Leibes Alche mit dem Kalk zu mengen.
Auf daß Döma's Mauer endlich fest bestet.“

Kelemen's Gattin kommt an und grüßt die Maurer und ihren Mann, der ihr so antwortet:

Dir auch guten Tag, o theuere Gefährtin!
Aber, ach! zum Tode bist Du hergekommen;
Wäßen Dich ergraisen, Dich in's Feuer werfen:
Zwölz der Maurermeister haben so beschlossen.

Kelemen's Weib geht heim, ihren Freundinnen und ihrem schönen kleinen Sohne Lebenwohl zu sagen, kehrt dann weinend zurück und fällt als Opfer des grausamen Beschlusses. Ihr kleiner Sohn fragt den trostlos heimkehrenden Vater, wo seine liebe Mutter sei:

Wacht der kleine Sohn dann weinend auf den Weg sich,
Kam er schluchzend an bei Döma's hoher Mauer.
„Mutter, liebe Mutter! sprich zu mir ein Wort nur!“ —
„Kann nicht reden, Schönllein, wachst'ger Steln erdrückt mich,
In die schweren Kiefern bin ich eingemauert.“
Und es brach sein Herzlein und die Erd' sich spaltete.
In den Spalt verankert er, Mutter's kleiner Liebling.“

Mehrere Stellen dieser Ballade erinnern lebhaft an die im „Buch der Richter“ so unvergleichlich erzählte Begegnung Jephtha's mit seiner Tochter. — Döma heißt noch eine Stadt im Comitate Hungad. Ihr Name scheint übrigens nicht magyarisir, sondern slavisch zu sein und bedeutet alldann „Jungfrau“. Vgl. Parthenope (alter Name Neapel), Magdeburg, u. s. w. Auf die Sage kann der Name sich begreiflicher Weise nicht beziehen. Sch.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Dr. Ad. Jellinek: Ethnographische Studien.

Der jüdische Stamm.“)

In einem Briefe an Herder schreibt Joh. Georg Hamann:
„Ein Wunder aller Wunder der göttlichen Vorsehung, Regierung

*) Száve megphasada 's a föld is alatta,
'S az 's kicsi fia oda behüllöla.

Wörtlich: „Sein Herz spaltete sich und die Erd' auch unter ihm, und ihr kleiner Sohn da einhüll.“

*) Studien und Skizzen. Erster Theil. Der jüdische Stamm. Ethnographische Studie von Dr. Ad. Jellinek. Wien, Festschmid und Bauer, 1869.

und Staatskunst, mehr als Noah's Kasten und Noth's Weib und Moise's brennender Busch, ist für mich jeder Jude.“ Dieser Ausspruch des „Magus des Nordens“, kam uns in den Sinn, als wir das unten näher bezeichnete Buch lasen.

Der Verfasser hat die Absicht, in seinem Buche, den jüdischen Stamm zu charakterisiren, welcher durch den fortgeschrittenen und steigenden Humanismus eine neue und einflußreiche Stellung in den meisten europäischen Staaten gewonnen hat, in die Entwicklung des modernen Gesellschaftslebens mit tausend Armen eingreift und über den das Norwiche polemischer und die Vereinigten Staaten apologetischer Schriftsteller die Urtheile vertheilt haben. — Hamann hat nicht Unrecht, wenn er das Fortbestehen der Juden durch alle Zeiten ihres Glüdes und das gewaltigste Unglück als ein großes Wunder ansieht. Der Verfasser des genannten Buches will uns in vielen Dingen den Schlüssel zur Lösung dieses Räthels oder Wunders geben. — Der Jude ist von starker Natur und nicht durch äußere Kämpfe zu bewältigen; er ist, man kann es nicht leugnen, dem Genuß nach durch und durch Kosmopolit; er findet sich in alle Völkern, sagt alle geistigen Richtungen mit Feuer auf, folgt ihnen und weiß sie sich zu assimiliren, während er dem Herzen nach den überlieferten Richtungen und Gewohnheiten treu bleibt und in einerseits geistig erpant der ganzen Welt angehört, von Gemüth aber innerhalb der liebgeordneten Schranken lebt; Weib erhält ihm seine Lebensfähigkeit. So ist sich auch der Widerspruch, der sich in den Vorwürfen, die die Gegner der Juden erheben, kundgibt, da diese die Juden einerseits auf und zu dringlich, andererseits aus- und abschließend nennen; wo der Jude geistige Größe und Hervorragendes, wenn auch zuweilen nur zum Scherz, merkt, da nähert er sich und drängt sich zu, wo er aber sich geltend machende Blaskheit, eingebildete Ueberhebung und Abhebung findet, da zieht er sich zurück. Die Tugenden des Hofmanns, wie Familieninn, Freundestreue, steter Anerkennung und sind in jüdischen Kreisen vorwiegend, während manche Fehler des Geistes, wie Prickseltheit, eckförmiger Wille, der zuweilen über das Maß des Anstandes hinausgeht, und andere Untugenden die Tugenden des Geistes zu wuchern. Der Verfasser verkennt und verschweigt weiter: Eine noch das Andere und zeichnet in Skizzen mit feinem beobachtenden Sinn das innere und äußere Leben des Juden in der Jetztzeit, die sich anlehnd an des Juden Vergangenheit, nur daraus sich erklären läßt. So werden diese Skizzen auch zu wirklichen Studien und man lernt aus ihnen ein richtiges nicht einseitiges Urtheil.

Von den vielen Skizzen gestalten wir uns eine aus dem Buche hervorzubeben, weil sie unsere neuesten sozialen Vorstellungen ganz nahe berührt; sie führt die Ueberschrift: Jüdische Arbeit. (Sie ist bereits im Jahre 1863 geschrieben.)

„Der jüdische Stamm hat sich seit seinem ersten Eintritt die Geschichte bis auf unsere Zeit nicht als ein theoretisch-kulativer, sondern als ein instinktiv-praktischer bewährt. Er bedeutet, quillt aus seiner Stammesnatur heraus, und er leistet, strömt in das praktische Leben hinein. Eine eingehende Schilderung der Mächte, welche unsere Gesellschaft bedrückt und den Sieg davontragen, würde auf allen Gebieten der sozialen Betreibungen den Beweis liefern, daß Vieles, was Juden gleichsam instinktiv herausgebildet und gestaltet haben in der modernen Gesellschaft erst als Folge steigender Thätigkeit zur Geltung gelangt. Wir wollen aber das Behauptete nicht an einem wichtigen Momente, an der sozialen Stellung des Weibes auf dem Felde der Arbeit, zu erläutern suchen.“

„Physisch wie physiologisch ist das Weib eines der dunkelsten Geheimnisse der Schöpfung, und die Anschauungen über den Platz, den es im Organismus der Gesellschaft einnehmen hat, gehen weit auseinander. Der jüdische Stamm nahm seit uralten Zeiten das Weib als die Indifferenzierung und Aufhebung der männlichen Gegensätze, als die schöpferische Synthese der im Manne arbeitenden Antithesen, als die zur Ruhe gelangten Konflikte, die im Manne zum Durchbruche kommen: Das Weib tritt aus dem Manne hervor, trägt in sich alle Kräfte desselben, der während er schläft, die treibenden Gegensätze in ihm ruhen, es ist demnach dem Manne verwandt, aber nicht gleich, hat eine besondere Daleinsform, aber keine selbständige, sich selbst genügende, besitzt alle männlichen Kräfte, aber nicht in ihrem Wiedertritt. Diese jüdische Anschauung blieb maßgebend für die Auffassung und die Stellung des Weibes, ist der Erklärungsgrund für viele Erscheinungen, die in der Praxis sich entwickelt haben.

„Das jüdische Weib war nie ein Gegenstand ritterlichen Kultus; seine reiche Gemüthswelt, die Tiefe seines Herzens, die Zartheit seines Geistes, die Fülle seines Seelenlebens, die Reichheit seines Wesens, die Unwandelbarkeit der Muttertreue wurden anerkannt und gewürdigt, und mehr als durch alle mittelalterlichen Turniere, welche der sinnlichen Erscheinung des Weibes huldigten, wird es durch die jüdischen Propheten geehrt, indem sie „Gott sein Volk trösten lassen, wie eine Mutter ihren Sohn tröstet“, und das israelitische Volk zum Vertrauen auf Gott ermutigen, „der dessen ehe so wenig vergessen kann, wie eine Mutter ihres Kindes“. . . Was ist aus dem Frauenaltum des mittelaltertümlichen Ritterthums geworden, welcher der äußeren Schönheit seine Dienste weihete, die Form verehrte, den inneren Heilthum des Weibes aber fremd blieb? Er ist dahin geschwunden als eine welcke Blüte der Sinnlichkeit, bloß ein wenig dürrer Saub hat sich davon im Umgange und in nichtsojournanten conventionellen Formen erhalten. Was heute am Weibe hochgeehrt wird, das sind jene feineren Nuancen und jene edleren Regungen, welche der jüdische Stamm stets ausgezeichnet hat.

„Die geistige Sphäre des Weibes ist vom jüdischen Stamme nie engbergig und mit männlichem Hochmuth umschrieben worden. Das jüdische Weib wird Richterin und leitet die öffentlichen Angelegenheiten in außerordentlichen Nöthen, tritt als Prophetin auf in lauter Rede, ist weder orientalisches ausgehülltes von der thätigen Theilnahme an der Sache seines Volkes, noch „trägt es Männertracht“. . . .

„Die Arbeit des Weibes, dessen Verbindung zur Arbeit, dessen Wahl der Arbeit, dessen Verhältnis zum Umgange der gesellschaftlichen Arbeit sind in neuester Zeit ein viel erörterter Gegenstand der Sozialistik. Welches ist der Wirkungsfreis des Weibes? Welche Arbeit entspricht seinen natürlichen Anlagen? Wie soll es auf seinen künftigen Beruf vorbereitet werden? Kann die Arbeit des Weibes dahin gelenkt werden, daß es im Stande sei, die Familie zu ernähren, wenn das Haupt derselben stirbt? Die Fragen hat der jüdische Stamm praktisch gelöst, und das jüdische Weib hat sich in den verschiedensten Gattungen der Arbeit erworbt und bewährt. . . . Dafür bringt der Verfasser mehrere Belege und vergißt aber auch nicht die geistige Arbeit des Weibes durch gute Erziehung ihrer Kinder. „Die Arbeit wird beim jüdischen Stamme als ein Schmutz und eine Herde des „Biederweibes“ gehalten“, und der Salomonische Hymnus vom „Biederweibe“ hat sich im jüdischen Familienleben gar häufig auf das Schönste betätigt.

Auch in jüdischen Sprichwörtern (dieser Philosophie auf der Gasse, wie Joh. Mich. Sailer die Sprichwörter nennt), aus alter und neuer Zeit, kennzeichnet der Verfasser die gemüthliche, wie die geistig gewedte Seite des jüdischen Lebens.

Mag auch manches Gewagte in diesen Sätzen sich finden, so haben sie doch sehr viel Beachtenswerthes zur Kenntniss und richtigen Beurtheilung des „jüdischen Stammes“. R.

Abessinien.

Zwei abessinische Missionaire über ihre Gefangenschaft. *)

Die beiden Schriften, welche die untenstehenden Titel führen, schildern in anspruchsvoller Weise hauptsächlich die persönlichen Erlebnisse und Leiden der beiden Verfasser in Abessinien, besonders während ihrer Gefangenschaft durch König Theodor. Die ältere Missionsthätigkeit des Herrn Glad ist von demselben schon früher beschrieben. *) Die Verfasser beanspruchen in keiner Weise, unsere Kenntniss des Landes zu erweitern; sie haben jedoch das Verdienst, die Geschichte der politischen Entwicklungen zwischen Theodoros und England und die Geschichte der Gefangenen am ausführlichsten zu geben; wenigstens kennt Ref. kein deutsches Buch, in welchem dieser Gegenstand mit gleicher Ausführlichkeit besprochen wäre. Englisch liest man denselben allerdings noch ausführlicher bei Bede, *The British captives in Abyssinia*, London 1867.

Weide Bücher befehligen im Allgemeinen das, was schon früher in Europa bekannt war; so die traurige Thatsache, daß nicht alle Europäer die Ehrfurcht, mit der ihnen die Eingebornen entgegenkamen, sich zu erhalten wußten, ferner den Intriguentkampf der englischen und französischen Agenten um den alleinigen Einfluß in Abessinien. Das Reich Theodor's, meinen die Verf., hätte auch ohne die Einmischung der Engländer keinen Bestand mehr gehabt. Theodor war, wie die meisten Eroberer, ein schlechter Regent. Seine unerhörte Grausamkeit und sein Zornwuth mit der Geistlichkeit des Landes bewirkten, daß eine Provinz nach der anderen abfiel, bis ihm zuletzt „kein nichts mehr übrig blieb als der Ort, wo er mit seinen 7000 Soldaten gerade das Lager aufgeschlagen hatte“.

Die Erzählung, daß Theodor um die Hand der Königin Victoria anhalten habe, welche, wenn Ref. nicht irrt, noch neulich G. Hofke in seinem Buch über die englische Expedition brachte, bezeugt Herr R. in Uebereinstimmung mit Wele als ein Märchen. Das schlechte Verhalten der englischen Soldaten nach der Erstürmung von Magdala wird bestätigt, besonders daß die Hintus „anfingen zu rauben und zu plündern“, als wären sie bei Theodoros in die Schule gegangen“. Aufgefallen ist es Ref., daß Herr Glad S. 25 die Gassfreundschaft rühmt, welche die Abessinier unentgeltlich genöthigen. Andere Reisende, so v. Kott, wissen das Gegentheil zu erzählen. Den Eindruck, welchen die abgerichteten, mit Kanonen beladenen Elephanten

*) Zwölf Jahre in Abessinien, oder Geschichte des Königs Theodoros II. und der Mission unter seiner Regierung, von R. Glad, Missionar. Basel, G. A. Spittler, 1869.

(Erlebnisse in Abessinien in den Jahren 1855—1864, von Theophil Waldmeier, Pilgermissionar. Basel, G. A. Spittler, 1869.)

*) Notes from the Journal of F. M. Flad, edited by Rev. W. D. Veitch. London 1860.

auf die Abessinier machten, schildert Herr Glad als gewaltig, während Robb's behauptet, sie hätten dieselben kaum beachtet. Am Schluß seines Buches giebt Herr Glad eine deutsche Uebersetzung der Geschichte Abessiniens von 1780—1854, in amharischer Sprache verfaßt von Debetra Saneb, Schreiber des Königs.^{*)}

Herrn Baldmeier's Buch ist mit zwölf Lithographien ausgestattet, darunter das Facsimile eines amharischen Briefes mit dem Siegel Theodor's; das Bild, welches den Transport der großen Kanone des Königs darstellt, an welcher vorn und hinten Hunderte von Menschen angespannt sind, erinnert an ähnliche Scenen aus dem ägyptischen Alterthum. Bei Angabe von abessinischen Namen hat Ref. nur zweimal Druckfehler bemerkt. — Der Ertrag beider Bücher (Preis für beide ungefähr 25 Sgr.) ist zum Besten der Mission in Abessinien bestimmt.

Welche Ansicht man auch immer über die Mission haben mag, man muß Ausdauer und Selbsterleugnung der Verfasser hochachten, welche sich durch ihr vielfaches Mißgeschick nicht abschrecken lassen und sich schon rüsten, von Neuem in Abessinien ihr unterbrochenes Werk aufzunehmen. Ps.

Kleine literarische Revue.

— **Giacomo Leopardi's Dichtungen.** ^{**)} Zum erstenmale liegen uns Giacomo Leopardi's Dichtungen in einem deutschen Gewande vor, das nichts zu wünschen übrig läßt. Die früheren Bearbeitungen von Kannegießer, Hamerling, H. W. Schulz, Edeling und selbst von Paul Henke, wie gelungen auch Einzelnes darin ist, erscheinen dagegen mangelhaft und unzutreffend. Herr Gustav Brandes giebt über die bei seiner Uebersetzung maßgebend gewesenen Principien, sowie zu den einzelnen Gedichten, Aufschlüsse und Erläuterungen so belehrender Art, daß uns der sonst sehr schwierige und zuweilen wie Dante dunkle, italienische Dichter wie ein durchsichtiger Geist vor die Seele tritt, dessen patriotische Klagen, dessen poetische Ausbrüche von Weltkummer wir verstehen, wenn wir letztere auch nicht theilen können. Graf Leopardi war nichts weniger als ein gesundes poetisches Naturell; er war vielmehr eine durch und durch kranke Seele in einem durch und durch kranken Körper und lebte überdies in einer durch und durch kranken Zeit. Leopardi ist der Dichter der Verzweiflung und der Bläsurtheit — ein italienischer Lord Byron. Er schreibt selbst von sich: „Ich bin durch meine Untersuchungen zu einer Philosophie der Verzweiflung gelangt und habe keinen Anstand genommen, mich ihr ganz hinzugeben.“ Leopardi hat, obwohl er wahrscheinlich nie etwas von Schopenhauer gelesen, die Philosophie desselben, oder vielmehr dessen Mangel an aller wahren Philosophie, in die wohlklingendsten Verse der wohlklingendsten Sprache gebracht. Selbstamerweise sucht Herr Brandes die Anschauungen Leopardi's auch durch ein breites Excerpt aus Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung“ zu erläutern. Es könnte dies die Leser eher zurückschrecken, als sie aufzumuntern, die Verse des Italianers kennen zu lernen; glücklicherweise ist man jedoch geneigt, dem Dichter

die Verzweiflung eher zu verzeihen, als dem Philosophen, und den nur in der subjectiven Einbildung vorhandenen Weltkummer für das Gebilde einer poetischen Phantasie zu erklären.

S. 2.

— **„Die Rechtslehrer und Rechtsschulen im römischen Kaiserreich“** bereitet sich eine rechtswissenschaftliche Abhandlung des Professors Dr. F. V. Bremer in Göttingen^{*)}, welche über die Lehrthätigkeit und die Stellung jener *professores iuris*, von denen uns die römischen Rechtsquellen mehrfach berichten, eingehende Forschungen bringt. Während es in der neueren Literatur Sitte ist, die Bedeutung dieser römischen Rechtslehrer gering zu schätzen und ihnen nur etwa die Stellung von Schulmeistern zuzuwenden, zeigt die sorgfältige Untersuchung des Verfassers, daß die Juristen, an deren Namen wir die Blüthe der römischen Rechtswissenschaft knüpfen, wenigstens eine Zeitlang Professoren gewesen sind. Mit ungläublicher Mühe sind jedann alle Belege gesammelt, aus denen über Vaterland und Abstammung der hervorragenden römischen Rechtslehrer Anhalt zu gewinnen ist. Für das Gesammtbild des kaiserlichen Rom ergiebt sich hier der nicht unwesentliche Beitrag, daß eine sehr große Zahl gefeierter juristischer Autoren aus den Provinzen stammte, unter ihnen gerade „die Epigen“, ein Julian Eusebius, Papinian, Ulpian, Modestinus. Weniger eingehend sind die Rechtsschulen behandelt, deren bekanntlich einige in den Provinzen, z. B. in Berytus, Traos, Athen u. verschiebene vorhanden waren. Es ist das um so mehr zu bedauern, als es dem Verfasser bei dem hohen Grade von Fleiß und Scharfsinn, der in der Verwerthung seiner Quellenstudien zu Tage tritt, gewiß möglich gewesen sein würde, die Lücke zu ergänzen, die gerade in Beziehung auf diese Institute in unserer Kenntniß des antiken Unterrichtswezens vorhanden ist. Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter hat uns das Erblühen und das Wachsen der großen Universitäten des mittelalterlichen Italiens mit solcher Klarheit veranschaulicht, daß der Wunsch nahe liegt, es möge auch den Rechtsschulen des Alterthums eine ähnliche Reconstruction beschieden sein.

— **Bibliothek geographischer Reisen.** ^{**)} Gerade ein solches Unternehmen, wie das vorliegende, verdient die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Gebildeten im hohen Grade. Ebenso, wie sich die Popularisirung aller Gegenstände des Wissens — in der neuesten Zeit mit besonderem Eifer aus dem Gebiete der Naturwissenschaft — bemächtigt, so ist es auch Pflicht, dem Publikum, in leicht verständlicher und anmuthiger Form, Schilderungen der Mühen und Beschwerden, der Gefahren und Leiden, besonders aber der Forschungs-Ergebnisse berühmter Reisenden zu bieten. Dies ist nun eben die Aufgabe, welche die bekannte, geachtete Verlagehandlung in dieser „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit“ sich gestellt hat.

Bereits der erste Band: „Das offene Polar-Weer“ behandelt einen ebenso zeitgemäßen, als gerade jetzt für's deutsche Volk — durch Dr. Petermann's rastlose Thätigkeit und Ermüdung der Deutschen Polarfahrt — wichtig gewordenen Gegenstand. Der Griff der Verlagehandlung ist ein sehr glücklicher, indem sie das in Merzika bekanntlich mit größtem Fleißall ausgenommene Werk von S. J. Hayes in trefflicher Ueber-

^{*)} Das amharische Original, oder wenigstens eine Kopie desselben befindet sich auf der kgl. Bibliothek zu Berlin (Ms. orient. quart. 478).

^{**)} Deutsch von Gustav Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Hannover, Carl Hümpler, 1869.

^{*)} Berlin, J. Guttentag, 1868.

^{**)} Jena, Hermann Costenoble.

legung bringt. Der zweite Band enthält Hermann Mendels *gante's Abenteuerliche Reise* durch China, die Tatarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens*, neu bearbeitet von Ph. S. Kuhl, und der dritte Band bietet: „Der Kaiser Nipanga, das große Becken des Nil und die Entstehung der Nilquellen“, von Samuel Abbot Baser, welchem sehr gewandt übersezt von Dr. J. E. A. Martin.

Bei der Beurtheilung dieser „Bibliothek“ ist es also von vornherein hervorzuheben, daß die Verlagsbandlung das Versehen des Prospekts: nur gebiegene, wirklich lehrreiche und als hervorragenden Reisenden selbst herrührende Geschichten zu bringen, gewissenhaft hält. In nicht minder bemerkenswerther Weise bestehen die Abbildungen nicht etwa in photographischen oder willkürlich aufgesetzten, sondern nach den Skizzen und Zeichnungen der Forscher selbst hergestellten Holzschnitten. — Der Verlag von Costenoble ist in dieser Hinsicht bereits rühmlich bekannt und die, außer dieser Bibliothek nun ihm herausgegebenen Reiseskizzen von Baklan, Dixon, Kinglake u. A., wie auch neuerdings von M. Th. von Heuglin, werden den vornherein für die Solidität und den Werth dieser Bibliothek.

R. R.

— *Der Weltverkehr und seine Mittel.**) Ein großartiges Unternehmen der Spamer'schen Verlagsbandlung hat eben sowohl die gesamte Kritik mit großer Anerkennung begrüßt, als auch die Publikum in der dankbarsten Weise entgegenkommen. Es ist das „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie“, eine Rundschau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit. Wenn wir nun auf dies rühmenswürdige Unternehmen nicht näher eingehen können, so ist es uns doch eine Einzel-Ausgabe: „Der Weltverkehr und seine Mittel“, welche sowohl einheitlich im ganzen Werke sich befindet, als auch für sich einen Ergänzungsband desselben bildet, oder vielmehr selbstständig und einzeln abgegeben wird, hier zu besprechen. Es wird den Leser nicht ermüden, wenn wir auf den ungeheuren Inhalt näher eingehen. Nach einer klar und schön gehaltenen Einleitung oder Uebersicht des Ganzen wird der Weltverkehr, ein Abriss der Handelsgeschichte, Schilderung der großen Verkehrswegen und des Postwesens zu Lande und Wasser gegeben. Dann folgen „Internationale Routen“, Schifffahrt, Märkte und Messen, Entwicklung der Schifffahrt und des Schiffbaues, Dampf-, Schrauben- und Eisenbahnen, Anwendung aller nautischen und astronomischen Instrumente. Dann schließen sich Schilderungen der Seiderung des Seehandels, der Rettungsanstalten, Taucher- und Hebungsinstrumente, Seehunde, Häfen und Docks, des ganzen Seewesens und des Weltverkehrs der Gegenwart, und der Gewinnung der Weltprodukte. Die Abschnitte: Welt-Telegraphie, Krieg und Frieden, den ältesten bis neuesten Waffen, der Vurus vor und heute, Volkswirtschaft und Weltverkehr gehen sodann auf die vollständige, befriedigende Uebersicht, an welche sich noch eine Abhandlung über Münz-, Maß- und Gewichtseinheit, Nationalwesen, Auswanderung, International-Verträge schließen. Und um auch dem Neuesten zu genügen, ist eine fleißig gearbeitete Ueberschau der letzten Welt-Ausstellung beigefügt.

Sehr Gelehrte. Zul. Engelmann, R. Andree, Jr. Luden, H. Lange, C. v. S. und Zul. Zöllner, haben sich in die Arbeit getheilt, von der man sagen muß, daß sie sowohl an

klarer Darstellung, Gründlichkeit und Vollständigkeit, als an Fülle beglegener Kenntnisse ich als eine echt deutsche zeigt. In Hinsicht des Stils sei bemerkt, daß er nur selten in die Schwerfälligkeit der deutschen Gelehrten verfällt.

Ueber 500 Text-Illustrationen, ein Titelbild, die um den Weltverkehr verdientesten Männer darstellend, sieben Landbilder, eine Flaggen- und Welt-Telegraphenkarte, sowie ein vergleichendes Tableau der Eisenbahnlängen, bilden den werthvollen Schmuck des stattlichen Bandes von 97 Bogen gr. Okt., und sehen wir dazu das treffliche Papier und den geschmackvollen Einband mit Goldprägung an, so müssen wir anerkennen, daß die Ausstattung eine dem wichtigen Gegenstande durchaus angemessene und würdige sei. R. R.

— *Zur Gesundheitspflege des Heeres.**) Es ist bekannt, welche großen Schwierigkeiten die Verpflegung der Armeen in dem absehnlichen Feldzuge darbot und wie viele der Gesundheit schädliche Einflüsse außerdem in demselben zu besiegen waren, während andererseits von der Erhaltung der Gesundheit unter den Truppen der Erfolg des ganzen Feldzugs zum nicht geringen Theile abhängig sein mußte. Mit wie großer Vorsicht und Sachkenntniß die englische Regierung dabei zu Werke ging, erfahren wir in der unten genannten kleinen Schrift des Herrn Dr. Roth, der sich in einer nicht genug anzuerkennenden Weise, um die Förderung des Militär-Sanitätswesens bereits durch verschiedenen, dieses Gebiet betreffenden Schriften verdient gemacht hat. — Wir müssen erstaunen, mit welcher Genauigkeit die englische Regierung sich vor Beginn des Feldzugs über klimatische und hygienische Verhältnisse eines wenig bekannten Landes instruirte hatte und über die in das Speziellste eingehenden Instruktionen, die mit Rücksicht auf jene dem Sanitary-Officer gegeben wurden. Von großer Bedeutung schien die Beschaffung eines guten Trinkwassers, wobei auch die Anwendung condensirten Wassers berücksichtigt wurde; eine nicht minder große Rolle spielte außer der Verpflegung auch die Kleidung der Truppen. Ganz außerordentlich nützlich haben sich wasserdichte Decken gezeigt. Für Lazaretheinrichtungen, Krankentransportmittel, Hospitalpflege war auf das Zweckmäßigste gesorgt, worüber uns ausführliche Mittheilungen gemacht werden. Ohne auf ein Näheres in dieser Schrift einzugehen, möchte jedoch, was wir in ihr über den Krankenstand und die Todesfälle der aus England selbst gekommenen Truppen lesen, erwähnenswerth sein. Die durchschnittliche Stärke der englischen Truppen während des ganzen Feldzugs wird auf 2688, Mann, der tägliche Krankenbestand auf 156, Mann, die Zahl der Todesfälle auf 11 Offiziere und 37 Mann angegeben. Verwundet wurden 2 Offiziere und 28 Mann, getödtet keiner.

Literarischer Sprechsaal.

Die beiden großen politischen Organe der österreichisch-ungarischen Monarchie, die „Presse“ und ihr neuer freier (?) Ableger, liefern sich zwar täglich Fehden, wie sie etwa nur unter

*) Der Gesundheitsdienst bei der engl. Expedition nach Abyssinien. (Ein Beitrag zur Militär-Gesundheitspflege; bearbeitet von Dr. R. Roth, Königl. Preuss. Ober-Stabs-Arzt. Berlin, Mittler u. Sohn, 1868.

*) Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

gewissen Damen der Brodnied herborzurufen vermag, vereinigen sich aber sofort zu rührender Harmonie, wenn es gilt, deutsche, in specie norddeutsche Zustände und Dinge zu begreifen. So haben sie sich neulich wieder in ungezählten Wägen ergangen, weil von dem Red und Johannsen im Auftrage des preuss. Kultusministeriums herausgegebenen „Norddeutschen Reisebuch“ der bekannte alte Spruch (die „Preffe“ nennt es ein Liedchen!): „Ich lebe, ich weis nicht wie lang.“ zugleich in folgender Umdeutung enthalten ist:

„Ich lebe, und weis wohl wie lang;
Ich sterbe, und weis wohl wann;
Ich fahre, und weis wohl wohin;
Mich wunder's, daß ich noch traurig bin.“

Die alte „Preffe“ knüpft daran eine billige Spötereie über die nachgerade „gänsehauterregende Frömmigkeit“ des preussischen Kultusministeriums und macht den Vorschlag, die deutschen Klaffler in ähnlicher Weise umzuarbeiten; die junge bemerkt mit der Miene vornehmer Entrüstung: „Was bei einer derartigen Verarbeitung von den köstlichsten Perlen der deutschen Poesie übrig bleibe, das weis wohl auch Jeder!“ Keiner haben sich die Herren in ihrem edlen Streben, Alles zu beweißen und bespötteln, was von jenseits der schwarzgelben Schranken kommt, nur wieder einmal ein Zeugniß ihrer gänzlich Unverwundbarkeit in allen Dingen, die über den „Brockhaus“ und „Kotted-Belder“ gehen, ausgeföhlt. Sie mögen also wissen, daß jene Umdeutung des alten Spruches von keinem Geringeren stammt, als von Martin Luthar und in dessen Schrift „Das XIV. und XV. Kapitel Johannis gepredigt und ausgelegt: Wittenberg 1538“ zu lesen steht. Damit aber die Herren sich nicht erst zu einer so entlegenen Quelle bemühen dürfen, um ihr ohne Zweifel heisses Sehnen nach Belehrung zu stillen, mögen sie auf die in Wien erschienene „Germania, Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Franz Pfeiffer“ (VL Jahrg. 1861) verweisen sein, wo Heinrich Köhler in einem längeren Artikel über jenen alten Spruch die betreffende Stelle aus dem Luthar'schen Schriftchen vollständig hat abdrucken lassen.

Wien.

J. M. Wagner.

Die „Illustrirte Zeitung“ vom 13. Februar bringt ein vorzügliches Bildniß Schleicher's, des ausgezeichnetsten Schülers von Bopp, dem er so bald in das Grab gefolgt ist. August Schleicher, geboren am 19. Februar 1821 in Sonnenberg, starb am 6. December 1868 als Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft in Jena. Der Verfasser der „Vergleichenden Sprachuntersuchungen“ hatte den ersten Theil derselben unter dem Titel „Zur vergleichenden Sprachgeschichte“ bereits im J. 1848 zu Jena, wo er Privatdocent war, erscheinen lassen. Von hier an die Universität Prag als Professor des Sanskrit berufen, machte er sich dort mit den slavischen Sprachen so vertraut, daß er nicht bloss eine „Formenlehre der kirchenlavischen Sprache“, sondern auch eine deskriptive Uebersetzung des indischen Epos „Kalar und Damajanti“ schrieb und herausgab. Mehrere seiner kleineren Abhandlungen sind in russischer Sprache abgefaßt. In weiteren Kreisen wurde Schleicher durch sein populär gehaltenes, treffliches Werk: „Die deutsche Sprache“, bekannt, worin er die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zugänglich machte und zugleich das Wesen der deutschen Sprache in seinen Hauptzügen darlegte. Schleicher's Hauptwerk ist sein „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen“, in welchem zum erstenmale nach

Bopp's bahnbrechendem Vorgange eine zusammenfassende Darstellung der gesammten Grammatik des Indogermanischen gegeben wird, an welches Werk sich die kurz vor seinem Ableben erschienene „Indogermanische Ueberramathie“ schließt.

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft von London wurde eine Abhandlung des Commander B. Schimper über Sondirungen und Temperatur-Grade des Golfstromes vorgelesen. Mit dem britischen Fahrzeuge „Gannet“ vor Halifax abfahrend, untersuchte er den Meeresboden bis Newfoundland und registrierte dabei die Temperatur-Unterschiede. Im 43. Gr. 2 Min. nördlicher Br. und 60. Gr. westlicher Länge wurden aus einer Tiefe von 15,000 Fuß viele schon gekörnte kleine Muscheln und sieben Gattungen von Crustaceen bemerkt. In Newfoundland zeigte es sich, daß die Temperatur an der Oberfläche um 20 Grad höher sei, als in einer Tiefe von 500 Fuß, und zuweilen fuhr das Schiff zur Hälfte auf dem Golf-, zur Hälfte auf dem Polarstrom, die strenge geschichten nebeneinander hinfliessen und einen Wärme-Unterschied von 20 bis 25 Grad zeigten. Für die geringe Tiefe des Golfstroms zeigt der Umstand, daß seine Temperatur schon bei 100 Faden Tiefe um 15 Grad abnimmt. Kalte Polarströmungen schenken sich schon 200 F. unter dem Golfstrom einzuflechten. Vom Sable Island bis zu den Azoren, somit auf einer Fläche von 10,000 Q.-Meilen, fand Schimper die Temperatur des Meergrundes überall gleichförmig und, selbst vermittelt der besten Mikroskope, konnten in keiner der vielen herausgehobenen Muscheln Lebenszeichen entdeckt werden. Je größer übrigens die Tiefe, desto vollkommener erhalten waren die Muscheln.

In Rußland waren Ende 1867 3455 Werst (184 geogr. Meilen) Eisenbahnen im Betriebe, welche pro 1867 (nach einer in den St. Petersburg'schen Zeitungen veröffentlichten Bekanntmachung) 34,687,330 Rub. Brutto-Einnahmen ergaben. Für 1868 betrug die Länge dieser Eisenbahnen 5167 Werst (688 Meilen); die Brutto-Einnahmen im J. 1868 beliefen sich auf 11,992,259 Rub.

Die Telegraphen besaßen im J. 1866 1,416,334 Zeichen, welche 2,097,664 Rub. Reineinnahme ergaben. Die Telegraphenlinien waren Ende 1866: 34,748 Werst (4864 Meilen), die Leitung 67,019 Werst (9382 Meilen) lang; die Zahl der Stationen betrug 338.

(Besondere Beilage des Pr. St. Anz.)

Die beiden letzten Monatshefte des Art. Journal enthalten einen anziehenden Artikel über die Musterausstellungen des Gewerbe-Museums von South Kensington. Wir erinnern daraus, welchen großen Werth besonders die geschmiedeten Gold- und Silberarbeiten der englischen Goldschmiede haben. London allein zählte im J. 1861 5647 Goldschmiede. Sie bilden dem Reichthume nach, die erste, und der Zahl nach die zweite Gilde der Hauptstadt.

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung der Zeitschrift für Ethnologie. Herausgegeben von H. Bastian und H. Hartmann. Verlag von Wiegandt und Hempel in Berlin.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Markthofstraße Nr. 14.
Beirat von Herr. Schumacher, Verlagsbuchhandlung (Harnisch und Schumacher) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 60.
Druck von Eduard Trause in Berlin, Französischestr. Nr. 17.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.] Berlin, den 27. Februar 1869. [N° 9.

Inhalt.

England und das Ausland. Die rechtlichen und sittlichen Grundlagen des Staatslebens. 8. von Holtendorff's Principien der Politik. 17. — Neue Novellen von Marie von Hofmann. 120.
England. Aus deutschen Berichten über England. Das neue Parlament. Maschinen und Buntlen. Byron, Bulwer und die englische Bühne. Die Übersetzung auf dem Theater. 121.
Spanien. Briefe aus dem neuen Spanien. IV. Spanien in nationaler und völkerrschafflicher Beziehung. 123.
Italien. Eine vollständige Literaturgeschichte aus Neapel. 124.
Frankreich. Eine neue Methode des Unterrichts in der französischen Sprache. 126. — Ein elassischer „Schlüssel zum Studium des Griechischen“. 127.
England. Der künftliche Dichter Abigail. 127.
Eine literarische Revue. Leibniz und die Gesellschaft der Wissenschaften in Wien. 129. — Ägypten und die Bücher Mose's. 129. — Kapseln I. in Elbs. 129. — Deutsche Geschichte für die Jugend bearbeitet. 129. — Die Jubel Ausgabe des Etier'schen Atlas. 130. — Die Kammerjunker. 130.
Königsberg'sche Sprachschule. Zeitschrift für vergleichende Rechtskunde. 130. — Fehm. v. Rönne's Staatsrecht. 130. — Pitten und die Pitten. von D. Slagan. 131. — Zur „Philosophie des Unbewußten“. 131.

Deutschland und das Ausland.

Die rechtlichen und sittlichen Grundlagen des Staatslebens.

8. von Holtendorff's Principien der Politik.*)

Wenn es ein unterscheidendes Merkmal des deutschen Geisteslebens im neunzehnten Jahrhundert genannt werden darf, daß in der Literatur wie im bürgerlichen Verkehre die Beschäftigung mit dem Staate diejenige Stelle einzunehmen beginnt, die vornehmlich den religiösen Fragen, im Jahrhunderte der Aufklärung aber den schwissenschaftlichen, vorzüglich dichterischen Bestrebungen eingeräumt war: so können wir uns doch nicht verhehlen, daß die politische Bildung unseres Volkes noch in beträchtlichem Maße der Vervollkommenung fähig und bedürftig ist. Seit Jahrhunderten, anfangs durch die Noth und die Enge der Verhältnisse, dann durch die bevorstehende Fürsorge allwaltender Regierungen vom Staatsleben fern gehalten, war uns Deutschen nämlich selbst das Interesse für die staatlichen Dinge in einem Maße abhanden gekommen, das dem Auslande lange Zeit ein fremder Gegenstand des Bestrebens und des Spottes geworden ist. Aber auch nachdem die Theilnahme an politischen Fragen in Deutschland, innerlich wie äußerlich, im weitesten Umfange rege geworden ist, nachdem durch die Aufrichtung von Verfassungen, durch die harten Bekehr- und Lernjahre von 1848—1866, schließlich durch die unvermuthete Verwirklichung des demokratischen Urtheils in der Einführung des allgemeinen directen Wahlrechts, die praktische Beschäftigung mit der Politik für jeden geistig gefundenen und strebenden Deutschen einfach eine Pflicht erweist, haftet als ein Erbfeind jener Hoffentlichkeit für immer überwundenen staatenlosen Epoche unserer politischen Thun und Treiben noch immer ein unverkennbar dilettantischer Charakter an, der sich in dem Mangel fester überlieferter Ziele, in dem Schwanken und den Umschlägen der Parteibildung, in der Unfähigkeit und der Unsicherheit der politischen Action

bis in die jüngsten Tage hinein dießfalls wie jenseits des Rhain gleich deutlich kundgibt. Unter der Fülle von Ursachen, in denen dieser Dilettantismus unseres politischen Daseins wurzelt, ist vielleicht keine mächtiger und nachhaltiger, als die Unklarheit, welche selbst in Axiomen von tüchtiger Bildung über das Wesen, die Grundlagen, die Zwecke und die Mittel des politischen Handelns, mit einem Worte: über die Principien der Politik, vorherrschend ist.

Wir haben es daher mit lebhafter Freude zu begrüßen, daß der Professor der Rechte an der Berliner Universität, Herr Dr. v. Holtendorff, in seinem so eben erschienenen, in diesen Blättern bereits früher signalisirten Buche es unternimmt, diese Unklarheit durch eine ebenso lichtvolle als gezielte Darlegung der Principien der Politik zu beseitigen. Die umfassende Thätigkeit, welche der Verfasser als Lehrer des öffentlichen Rechts, als Schriftsteller auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften, als Vertreter und Beförderer einer nicht geringen Zahl humaner und politischer Kulturbestrebungen entwickelt, befähigt ihn vorzugsweise zu einer Arbeit, welche den ersten Forderungen der Wissenschaft wie dem Bedürfnisse des praktischen politischen Lebens in gleichem Maße gerecht wird.

Bei einem Manne, der in seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit jenes alte Solonische Geheiß, das die Theilnahme in politischen Fragen zum Pflichtgebot erhob, stets mit hervorragender Entschiedenheit beethätigt, verdient die Unbefangenheit und die Unabhängigkeit der Gesinnung, von welcher sein Buch durchdrungen ist, mit besonderem Nachdrucke anerkannt zu werden. Wie unerlässlich diese Eigenschaften des Geistes für jede wissenschaftliche Thätigkeit ist, wird theoretisch ebenso allgemein zugestanden, als in Wirklichkeit, und vornehmlich bei Erörterung politischer Fragen, außer Acht gelassen. Der Verfasser bezeichnet es als die erhabene Aufgabe der wissenschaftlichen Erkenntnis des Staates, daß sie berufen ist, die Grenzen festzustellen, welche die Brandung der Parteibewegungen nicht überschreiten darf. „Indem ich die „Principien der Politik“ niederschrieb, habe ich nicht gefragt, ob ich überall in Uebereinstimmung mit denen blieb, denen ich mich im öffentlichen Leben zumeist verwandt fühle, oder solchen überall widerspreche, die ich sonst als meine Gegner betrachte. Wie Feuerbach wünschte ich im Stadium der wissenschaftlichen Untersuchung wohl von mir sagen zu können: nulli mo mancipari, nullius in nomina fero.“ In der strengen Durchführung dieses Vorhabes hat der Verfasser sich selbst dadurch nicht beirren lassen, daß er, auch hierin unabhängig vom Ueberlieferten, die Beispiele und Belege für seine Erörterungen beinahe durchweg der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit entnimmt. Die harte Schule praktischer Politik, welche das preussische Volk — die Regierenden nicht minder als die Regierten — in dem Streite über die Militär-Reorganisation durchzumachen gehabt hat; der Zwist der Parteien über Werth und Unwerth der norddeutschen Bundesverfassung, die großen politischen Ereignisse, welche während des eben verfloßenen Jahrzehnts die Gestalt der europäischen Staatenwelt so gründlich verändert haben, nicht minder ferner die Reuehaltung der nordamerikanischen Union: das sind die Stoffe, die in den „Principien der Politik“ wissenschaftlich verwertet werden.

*) Die Principien der Politik. Berlin, C. G. Lüdoritz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius), 1869. XVI u. 360 S. Gr. Oct.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal des Buches erkennen wir in dem Umfange, in welchem die Ergebnisse der ausländischen Publicistik, vorzüglich der französischen, englischen, amerikanischen, niederländischen und italienischen Literatur über Staatswissenschaften, und zwar durchgehend der neuesten Zeit, herangezogen worden sind. Weit entfernt von dem Wahne, der sich vermischt, nach abstrakten Grundfragen ein alle Nationen gleichmäßig beglückendes Staatskunst-Schema zu entwerfen, vielmehr von der Ueberzeugung beseelt, daß die Politik in dem individuellen Charakter eines jeden Volkes ihre wesentlichen Grundlagen zu finden hat, bringt der Verfasser doch auch die internationalen Elemente, welche in dem praktischen politischen Verkehr eine so wichtige Rolle spielen, schon in der ganzen Anlage seiner Arbeit zum vollen Ausdruck. Bei der außerordentlichen Gedrängtheit der ganzen Darstellung ist die Art, wie die hervorragenden Ercheinungen des Auslandes nachgewiesen und zugänglich gemacht worden sind, geradezu als eine musterhafte zu bezeichnen.

Von den drei Hauptabschnitten, in welche das Buch sich gliedert, und von denen der erste das Verhältnis der wissenschaftlichen Politik und der praktischen Staatskunst entwickelt, der letzte in der Darlegung der Staatszwecke die realen Aufgaben der Politik nachweist, wählen wir den mittleren, die Darstellung ihrer rechtlichen und sittlichen Grundlagen, zu eingehenderer Betrachtung. Denn über die Stellung der Politik zum Rechte und zur Moral haben von Alters her die abwechselndsten Vorstellungen bestanden, und noch heute ist dies der bestrittenste und schwierigste Theil des ganzen Terrains, auf dem die politische Erörterung sich zu bewegen hat. Ähnlich wie vor wenigen Tagen in einer hervorragenden Debatte dem Grundsatz: man müsse auch dem Feinde die Treue wahren, von der Gegenseite das Axiom: Dem Feinde gegenüber behalte man immer Recht, entgegengesetzt wurde: so stehen sich bei der Frage nach dem rechtlichen und sittlichen Werthe der Politik die schroffen Widersprüche gegenüber. Nicht nur, daß die Meinung, welche in der Politik überhaupt nichts mit dem Rechte und der Sittlichkeit Gemeinsames erblickt, auch heute noch, wenn auch abgeschwächt und vielfach verhüllt, fortlebt, während andererseits die unbedingteste Abhängigkeit des politischen Handelns von den Geboten des Rechts und der Moral als unerlässliches Erfordernis aufgestellt wird; sondern im Streite der Parteien pflegt jede je nach Bedürfnis bald den Rechtsstandpunkt, bald die politische Zweckmäßigkeit als das ausschließlich Entscheidende geltend zu machen, wobei dem Gegner dann abwechselnd der Vorwurf des Rechtsbruches oder der Principienlosigkeit zufällt.

Trotz der harten und zahlreichen Konflikte, die wir zwischen dem Rechte und der Politik im täglichen Leben ausbrechen sehen, darf es doch, im Unterschiede zu früheren Jahrhunderten, für die Gegenwart sowohl eine communis opinio der Theorie als ein vielfach bestimmendes Bedürfnis der Praxis genannt werden, daß die Politik mit dem Rechte in Uebereinstimmung zu bleiben habe. „Keine Regierung ist heutzutage so schlecht, keine Partei so selbstvertrauensvoll, daß sie den Vorwurf des Rechtsbruches nicht abzuwehren suchen sollte.“ Dennoch zeigt die genaue Betrachtung, daß diese Uebereinstimmung nach der Natur des zwischen Recht und Politik bestehenden Verhältnisses keineswegs unbeweglich ist, und daß es Fälle giebt, in denen mit Nothwendigkeit ein offener Gegenstoß eintreten muß.

Das positive Recht wurzelt in dem Begriffe der Nothwendigkeit. Wie es auch auftreten mag, als Verbot, als Gebot oder als Gestattung: in jedem Falle ist die Rechtsfolge

des Zwanges, ohne die es kein Rechtsgesetz giebt, an seine Beachtung oder Uebertretung geknüpft. Für das Verhältnis des Rechts und der Politik ist es nun zunächst eine beachtenswerthe, erklärungsmäßige Thatsache, daß die Letztere ihre Berührung mit dem Rechte in denjenigen Gesetzen findet, welche eine Ermüdigung aussprechen, ein facultatives Handeln gestatten, während es zu allen Zeiten als eine Unmöglichkeit empfunden wurde ist, die Zwecke des Staates nur in absolut gebietenden verbietenden Gesetzen zu erfüllen. An der Hand der Erfahrung wie aus der begrifflichen Erörterung gelangen wir zu der Erkenntnis, daß dem Rechte die Summe der konstanten, in der Anwendung gleichbleibenden Zweckmäßigkeiten oder Nothwendigkeiten des staatlichen Lebens, der Politik hingegen die Reihe variablen Zweckmäßigkeiten angehört.

Scheiden sich hiernach die Ziele des Rechts und der Politik so erblickt sofort, daß die Letztere nicht meinen darf, der Rechtfertigung entzogen zu können. Gerade aus der Zerkleinerung der Gesetze empfängt sie einen sehr erheblichen Theil ihrer politischen Aufgaben, indem es ihr obliegt, die Acten der Regierung anzuregen und zu leiten. Es kann ferner ein Zweifels darüber nicht bestehen, daß sie begriffsmäßig an die gebietenden und untersagenden Gesetze gebunden ist. Aber es leuchtet weiter ein, daß und weshalb das Gesetz mit anderen Worten vom Richter, mit anderen vom Politiker angesehen wird. Juristische Auffassung geht aus von der Prämision der Anwendbarkeit des geltenden Rechts; sie beruht auf größten aller denkbaren Zirkeln, indem sie annimmt, daß das Recht Jedem in seinem ganzen Umfange bekannt sei. Anders in der Politik; für sie hat das Gesetz nur Werth eines der Mittel, wodurch die Zwecke des Staates erreicht oder befördert werden können, und nur insoweit, als dies mit der Hall ist. Ihr gegenüber trägt daher das Gesetz durch die Merkmale an sich, die den Instrumenten für menschliche Lebenszwecke überhaupt aufzuzahlen. „Eine Zeit lang schwere zu brauchen, ehe die Gewohnheit zu Hilfe kommt, wird schließlich tauglich; es arbeitet leicht und wie von selbst; es macht sich ab und wird unbrauchbar: ein todter Buchstabe.“

Bei so erheblichen Verschiedenheiten in den Zielen und Anschauungen stellen sich die zahlreichen theils scheinbaren, wirklichen Konflikte zwischen der Handhabung des Rechts und der praktischen Politik als psychologisch erklärliche Thatsachen dar. Scheinbar zwar, aber keinesweges unerheblich sind diejenigen Collisionen, welche im Volksbewusstsein bestehen, daß ihnen ein wirklicher Widerspruch im Staatsleben zu Grunde liegt. Eine ihrer reichlichsten Quellen ist jenes schlechte Mißtrauen gegen alle politische Maßnahmen, das als ein Theil aus dem absolutistischen Staat, aus der Zeit, in der Gemeinwohlthätigkeit als nothwendige Vorbereitung für eine ständige Laufbahn angesehen wurde, auf uns überkommen ist. Zweiter Grund liegt darin, daß man über das Mangelhafte der richterlichen Thätigkeit stillschweigend hinwegsetzt, während jeder Akt der Verwaltung als ein Vorgang von abgemessener Bedeutung empfunden, als ein Ausfluß rein persönlicher fassungsweise beurtheilt zu werden pflegt. Es ist im höchsten Maße lehrreich für die Politik, daß die zahlreichen und unüberhäufelnden Zerthümer in der Rechtsprechung sogar höchsten Gerichtshöfe, die willkürlichen Interpretationen einem und demselben Gesetze, jenseits in unglücklicher Folge, von einem und demselben Collegium gegeben worden, daß des Rechtes Ausfluß, den der Richter unter den am meisten erträglichen Kosten des Lebens aufzählt, trotz aller

Gerichten auf die Rechtspflege im Großen und Wesentlichen überlassen. Mit vollem Recht bezeichnet der Verfasser hier zu weit gehende Vertrauen der Väter auf die Festigkeit des Gesetzes, die Zuversicht auf die Formen des Prozesses als den Wegweiser, dem man folgen sollte, wenn es darauf ankomme, die Verwaltung moralisch zu kräftigen. Die Uebertragung summarischer Prozessformen auf streitige, das Einzelrecht letzterem Verwaltungsfragen, die Ausdehnung der Selbstverwaltung, die Kräftigung der Selbstverwaltung: das sind Schritte, die das Vertrauen zu den politischen Organen unbedingt erfordern, und welche, wir sagen es mit voller Ueberzeugung, der Schwächung der materiellen Regierungsgewalt geschaden können.

Aber neben diesen scheinbaren giebt es im Staatsleben stilles Konflikte zwischen dem positiven Recht und der praktischen Politik. Es treten zu Tage entweder zwischen dem Gesetz und der Verwaltung, oder zwischen Ausprüchen der Gerichte und Akten der Verwaltung, ferner zwischen den Gerichten und dem Gesetz, und endlich zwischen der höchsten Staatsgewalt und einem positiv anerkannten Gesetz. Wenn die ersten beiden Konflikte sich zum guten Theil aus der Theilung des Gesetzgebungsaktes, auch wohl aus den Nachwirkungen der staatsrechtlichen Theorie von der Trennung der Gewalten ergeben, so tritt bei häufigerer Wiederkehr zu bedeutenden Symptomen hinzu, so wenn jedem Konflikte zwischen den Ansprüchen der Justiz und der bestehenden Gesetzgebung, sofern er sich nicht immerhin unerwünschten Rechtsirrtum zurückführen lässt, in sich ein äußerst bedrohlicher Charakter inne. „Das Recht wird durch diejenigen verletzt, welche zur Aufrechterhaltung desselben vorzugsweise berufen wurden. Vergebens sucht man im dem Verstande, daß eine rechtskräftige Entscheidung der Gerichte vorliege, das empörte Rechtsegefühl zu stillen. Ein einzelner klarer Vorgang des Rechtsbruches unter der Hand der Justiz ist geeignet, das Vertrauen in die Rechtskraft zu Jahre zehnde zu beschädigen.“

Von noch weit höherer Bedeutung sind jedoch diejenigen Konflikte, in denen es sich um die gewaltsame Verletzung oder Verletzung rechtlich anerkannter Gesetze handelt. Diese Kategorie umfaßt die wichtigsten Lebensprozesse der bisherigen staatlichen Entwicklung in sich: die Fälle der Revolution und des Staatsstreiches. Zwischen ihnen besteht kein juristischer Unterschied, namentlich existirt ein Vorzugsrecht für Regierungen; Politik und ferner beide gleich ungerechtfertigt. Aber wohl ist es von geschichtlichen und sittlichen Standpunkte sehr bedauerliche Rechtfertigungen für den Bruch des positiven Rechts Ausnahmefällen. So unbedingt diejenigen Umwälzungen zu verwerfen sind, welche sich als Akte der Herrschaft oder der Macht — sei es bei Herrschern oder Beherrschten — darstellen: wie erlaubt, ja sittlich geboten sind gewaltsame Rechtsverletzungen, wenn sie als letztes Mittel den Bruch eines auf legalen Wege unerschütterlichen, dem Staatsbestande gefährlich geworden Gesetzes bewirken.

Wie die großen Lebensprozesse des Staates selbst durch ein unumkehrbares Gesetz, das sich weder umgeben noch abweichen läßt, in Gefahr sind, da muß die Politik unbedingt sich weigern, und an die Stelle des gesetzlichen Unrechts ein neues Gesetz, ein neues Recht gesetzt werden lassen!

Alle Beispiele solchen, nicht entschuldigen, sondern sittlich gerechtfertigten Rechtsverbruchs dienen aus der jüngsten Zeit die Verletzung der deutschen Bundesverträge im Jahre 1866 und die Verletzung des österreichischen Concordats von 1855 durch

die Publikation der konfessionellen Gesetze in Oesterreich. Die Schuld der Rechtsverletzung trifft in beiden Fällen nicht Die, welche, dem obersten Gebote der politischen Moral, der Selbsterhaltung des Staates folgend, ein den Staat gefährdendes, formell unabänderliches Gesetz brachen, sondern sie ist ganz auf Seite Derer, welche diese in ihren Folgen unberechenbaren Staatsverträge für alle Ewigkeit abschlossen, und hierdurch im Voraus den künftigen Vertragsbruch schufen.

Darum ist im Interesse der wahrhaft historischen, nämlich der sich organisch durch Reform fortbildenden Rechtsentwicklung unerlässlich: einmal, daß die zukünftige Abänderung des Gesetzes im Voraus in's Auge gefaßt, und zweitens, daß für außerordentliche Nothstände die Suspension des Gesetzes vorübergehend gestattet werde. Nur so kann die Nothwendigkeit eines Rechtsbruches vermieden werden.

Indem so nachgewiesen ist, daß die Politik bei den wichtigsten Krisen des Staatslebens nicht dem Egalitätsprinzip, sondern sittlichen Geboten zu folgen verpflichtet ist, erscheint es überflüssig, die Bedeutung des zwischen der Politik und der Moral bestehenden Verhältnisses noch besonders zu betonen. Wohl aber ist es eins der interessantesten und schwierigsten Probleme, diese Staatsmoral selbst näher zu bestimmen. Wir können aus der trefflichen Erörterung dieses Themas hier nur noch wenige Gesichtspunkte hervorheben.

Zunächst weist der Verfasser mit Entschiedenheit jeden konfessionellen und kirchlichen Standpunkt in der Beurtheilung der dem Staate obliegenden moralischen Verpflichtungen zurück. Schon allein die unumstößlich gewordene Thatsache der Glaubensspaltung in Deutschland reicht hin, um jeden Versuch, die Politik auf die Basis religiös-konfessioneller Principien zurückzuführen, als einen vergeblichen zu erkennen. Nicht als Ausfluß eines Dogmas, sondern als geschichtlich werdende Erkenntnis der dauernden Zweckmäßigkeiten im Leben der Menschen und der Völker kann und soll die Moral ein politisches Princip sein. Und von diesem Gesichtspunkt ergibt sich zwischen Politik und Moral eine notwendige Uebereinstimmung; es ergibt sich der Grundsatz: daß das in Beziehung auf den Staat Unstittliche weder als Zweck von der Politik gewollt, noch als Mittel zur Erreichung eines an sich zulässigen Zweckes gebraucht werden darf. Hierin ist ein wesentlicher Fortschritt gegen die Anschauungen und die Praxis früherer Zeiten zu konstatiren.

Die Politik der kaiserlichen Kabinete während des 17. und 18. Jahrhunderts war keineswegs schlechter beschaffen als diejenige der Republikken, wie Venedig. Auf dem ganzen europäischen Continent herrschte die Ansicht, daß es für den Staatsmann thöricht sei, sich an moralische Vorschriften zu binden, deren Beobachtung mit der Erreichung politischer Erfolge unvereinbar schien. So allgemein war dieser Gedanke, daß er offenbar auf die individuelle Uebereinstimmung der Machthaber nicht zurückgeführt werden kann. Die Politik, welche man kurzweg als Machiavellismus zu bezeichnen pflegt, und deren Wesen darin besteht, daß das politische Urtheil nur von dem Eintreten des gewollten Erfolges, nicht aber durch die Beachtung der geschichtlichen und sittlichen Principien bedingt sei, war eine aus dem Mittelalter hervorgegangene Nothwendigkeit. Denn der Staat, in welchem Recht gelten konnte, war erst zu schaffen aus dem Chaos der Verwirrung, der Sittenlosigkeit und der Gewaltthat, in welchem ein gesellschaftliches Moralprincip überhaupt nicht anerkannt war. Wenn Machiavelli die Fürsten lehrte, daß sie sich ihrer Gegner in dem Werke des staatlichen Schöpfungsaktes einfach durch Mord entledigen sollten, so wieder-

hätte er nur die geltende Praxis der Päpste wie Alexander Borgia und die später theoretisch gepredigte und thatsächlich geübte Lehre, welche den Mord- oder Tyrannenmord im Interesse der Kirche als ein verdienstliches Werk anpries. Eine Staatsmoral konnte von Machiavelli nicht vorausgesetzt werden, weil weiter der Staat unserer Denkwiese noch auch das Bewußtsein allgemeiner staatlicher Verpflichtungen gegeben war."

Gegenwärtig, wo die persönliche Freiheit des Menschen, im Gegensatz zur alten Kirchenlehre, zwar eine fortschreitende Ueberzeugung, aber noch keine vollendete Thatsache genannt werden kann, befindet sich auch die Stellung der Politik zur Moral noch in einem Uebergangsstadium. Häufig genug tritt die Praxis auch noch heut zu jenem vorhin entwickelten Grundsatz in Widerspruch. Dennoch ist auch hierin die Besserung unmerkbar. Sie zeigt sich ebenso sehr in der Vermenschlichung der Kriegsführung, wie in dem Charakter der innern und äußern Politik der Gegenwart. Ueberall haben sich hier in den letzten Decennien sittliche Forderungen verwirklicht, die man früher einfach in's Reich der Träume verwies. Selbst von der Diplomatie, so unvollständig sie im Ganzen auch ist, bricht sich allmählich eine andere Anschauung Bahn, als jene frühere, wonach ein Gelandter ein Mann ist, der in's Ausland gesandt wird, um für das Vaterland — zu lügen.

Wir hoffen, daß es uns gelingen sein möge, den Geist, von dem die „Principien der Politik“ durchdrungen sind, so zu veranschaulichen, wie der Werth und die Bedeutung des Werkes es erfordern. Es erfüllt uns mit besonderer Genugthuung, daß das tiefe Verständniß des modernen Staatslebens und die männliche Charakterfestigkeit, welche aus diesem Buche reden, — Eigenschaften, auf denen jeder wirkliche Fortschritt in der Politik beruht — der studierenden Jugend an der größten deutschen Hochschule durch die Vorlesungen des Verfassers nahe gerückt werden.

Neue Novellen von Marie von Koskowska.

Wer den Erzeugnissen der schönwissenschaftlichen Journal-Literatur der letzten zehn Jahre eine auch nur sehr flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt hat, dem wird der Name Marie von Koskowska als der einer sehr fruchtbaren Schriftstellerin auf dem Gebiete der Erzählung und Novelle nicht ausfallen sein; wer sich aber eingehender mit ihren Arbeiten befaßt hat, der wird ihr nicht nur ein recht schätzbares Talent zugeschieben, sondern vor allen Dingen den Fleiß, den Ernst, die Gründlichkeit, mit denen sie bei Allem, was sie schreibt, zu Werke geht, anerkennen. Unbekannter dürfte Marie von Koskowska denen sein, welche aus den festen Bänden der Reichsbibliothek ihren Bedarf an Unterhaltungslektüre zu schöpfen pflegen, denn sie ist im Vergleich zu ihrer übrigen schriftstellerischen Thätigkeit erst mit wenigen Sammlungen an die Leserschaft getreten und eine größere Arbeit — ein Roman — existirt, so viel uns bekannt, von ihr überhaupt nicht. Eine gewisse Tragi-Komik liegt deshalb in dem Umstande, daß jetzt, wo Marie von Koskowska dem Publikum zwei Bände gesammelter Novellen überreicht,*) die strenge Hand des Gesetzes dazwischengreift und wenigstens den ersten Band vorerst zögern läßt. Wenn wir trotzdem auch über den Inhalt dieses ersten Bandes berichten können, so geschieht dies

nicht etwa, weil wir uns einer Uebertretung des Gesetzes schuldig gemacht und ein kensigirtes Buch gelesen haben, auch nicht weil wir zu den Glücklichen gehören, denen es vor seiner Beschlagnahme in die Hände gekommen ist, sondern einfach, weil uns der Inhalt des ersten wie des zweiten Bandes längst aus verschiedenen Zeitschriften bekannt war, wie denn namentlich „der Wanderlehrer“, die Erzählung, welche, wie wir hören, die Maßregel gegen das Buch und seine Verfasserin hervorgerufen hat, bereits vor einigen Jahren unbeanstandet zuerst in diesem Sonntagsblatte und darauf mindestens noch in zehn anderen Zeitschriften gedruckt und zu lesen war.

Gehen wir nun auf den Inhalt des Buches und zunächst auf seinen Titel etwas näher ein. Unpolitisch sind die Geschichten, vielleicht mit Ausnahme der ersten „Klein Germania“, die kurz vor Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges von 1864 in Schleswig spielt, allerdings, sobald man darunter nur die bobe Politik, die Politik der Diplomaten, versteht. Bezeichnet man aber mit Politik auch die Vorgänge im Innern, die Wahrgenommen, Preßprozeß, Wahlbeeinflussungen u. s. w., so hat jede von Marie Koskowska's „Unpolitischen Novellen“ eine sehr (schon) ausgeprägte politische Pointe. „Der Wanderlehrer“ und „ein Hülsener“ behandeln die Verhältnisse der Volksschulen und Volkslehrer und sind tief erschütternd, so man könnte sagen Entsetzen erregende Zeitbilder, die man dreist Harriet Beecher Stowe's „Enfel Tom's Hütte“ an die Seite setzen könnte. Die Verfasserin wird sich darüber auszusprechen haben, ob sie nicht zu grell gemalt. Freilich wird man ihr wohl unter keinen Umständen gestatten, gleich der Beecher Stowe einen „Schlüssel zu Tadel Tom's Hütte“, einen Schlüssel zum Wanderlehrer zu veröffentlichen. „Eine Concession“ hat es mit der Deamentwürde zu thun, wirkt aber weniger ergreifend, weil der Schluß kein tragischer ist; „Mit der Schleiße“ endlich heißt sie die Ehrenmanie. Die Taktik, einen Orden als Ader zu benutzen, um einen einflussreichen Mann aus dem liberalen Lager in das conservative hinüberzuziehen, mag oft und zuweilen mit Erfolg angewendet sein; dennoch liegt nach unserem Ermeßen eine Unwahrscheinlichkeit bei dieser Erzählung nicht im Stoffe, sondern in der Veranlagung der Persönlichkeit des Kommerzienrath Bürger; einen Mann mit solcher Vergangenheit und von solchem Verstande fängt man doch wohl kaum mit so plumpen Mitteln wie hier angewendet werden. Politisch oder auch sozial wie man es nehmen will, die harmloseste, erscheint uns „Mit der Schleiße“ auch als die am Wenigsten gelungene Erzählung der Sammlung, in welcher sonst überall das feine Beobachtungstalent der Verfasserin, ihr großes Geschick für Charakteristik und Detailmalerei zu Tage tritt. Wir erwähnten im Eingange schon, daß unseres Wissens kein Roman von Marie v. Koskowska existirt, und wir glauben, sie thut recht daran. Nicht Jedem geben die Götter Zedeh; ihre Stärke liegt sicher mehr im Entwerfen und Ausmalen kleinerer Bilder, als in der Groß-Arbeit, und sehr anzuerkennen ist es, daß sie die richtige Selbstkenntniß und Bescheidenheit besitzt, auf ihrem eigenen Gebiete zu bleiben; dadurch leistet sie wirklich Tüchtiges. Wir geben uns der Hoffnung hin, der Marie von Koskowska aus ihrem Wanderlehrer erwachende Preßprozeß werde nicht allzuübel für sie ablaufen, And aber überzeugt, sie werde alle sich daraus etwa ergebenden Konsequenzen tragen wie ein Mann und nicht etwa llegend eine Milderung aus Grund ihres Geschlechtes nachsuchen. Es wäre das ihrer nicht würdig, wäre ein von ihr selbst unterzeichnetes Zeugniß der Schwäche und Unmündigkeit.

*) Unpolitische Geschichten von Marie von Koskowska. Berlin, Franz Dunder, 1869.

**) Wo die Verfasserin schon in erster Instanz freigesprochen worden

England.

Aus deutschen Berichten über England.

Das neue Parlament. — Gladstone und Bunsen. — Eton College und die englische Bühne. — Die Eisenbahn auf dem Theater.

Man erzählt von Molière, daß er seine Theaterstücke immer nach seiner Haushälterin vorgelesen und nach deren Urtheil ob zu genial und geistreich klingenden Stellen gestrichen oder ungenüßig gemacht habe. Ein eben solcher hausbackener Hausknechtgeist hat bei den englischen Wahlen geherrscht und alle Fülle von geistiger und wissenschaftlicher Bedeutung gestrichen. Willst du fort, der eigentliche und vielleicht einzige Philosoph des heutigen Englands; Gibbon's mildes, freundliches Bild wird ausgelassen; Hobbes, der alte, scharfe Ehrenmann, nur für seine Ehrlichkeit von den Messern und Schleifern des Felds, diesen verachteten Janitscharen gegen Gewerbefreiheit und persönliche Arbeiterfreiheit überhaupt, mit Minorität bekämpft; Osborne und Horsman, die Männer parlamentarischen Witzes und Humors, sind durchgefallen, und selbst die Führer der Gewerlegenossenschaften, sogenannte echte Volksmänner, wie Beals und der inzwischen verstorbene Jones, mußten dem Urtheile der Haushälterin weichen. Kurz, alle Bescheid, aller Witz und Humor haben Sitz und Stimme im neuen Parlamente verloren, um den Moneten und der Mittelmaßigkeit die Plätze zu räumen. Und so werden wir voraussichtlich an der Stelle der gebrochenen Witkrafte und des seit 1832 herrschenden höheren Mittelstandes ein echtes Plutokratentum mit dem großen Geister Gladstone und Bright vermischt sehen. Was das Geld bei diesen Wahlen, trotz aller scharfen Befehle gegen Bestechung, für eine Rolle gespielt haben mag, davon hört man sabelhafte Gerüchte; die Zeitungen schwärzen es trotz aller unbefangenen Pressefreiheit bis jetzt nicht zu sagen, mit bestimmten Thatfachen herauszurücken, und die krassen im Parlamente werden sich die Augen auch nicht gegenseitig ausbaden. Es würde ohnehin zu viel Skandal geben und der Geist der herrschenden Mittelmaßigkeit und des Mammon dadurch gebrochen werden. Man räumt sich deshalb auch lieber der beispiellosen Ordnung und Anständigkeit, welche diesmal durchweg auch die bestigsten und heißesten Wahlkämpfe charakterisirt haben. Dies ist auch richtig, wenn auch nur vergleichungsweise zu den früheren Demonstrationen bei solchen Gelegenheiten, wo Betrunkene, blutige Köpfe, zerbrochene Rippen und Henscherheiden bei Wahlkämpften gewissermaßen zur Ordnungsordnung gehörten. In solchen Scenen fehlte es zwar auch diesmal nicht, aber sie gehörten zu den Ausnahmen. Unter diesen stehen die brutalen Exzesse in Ripley (Derbyshire) an. Hier wurde die kleine Ursache, nämlich ein am Schwänze mit einem blauen Bande geschmückter Hund*), unter die entgegenstehende Partei der Wähler getrieben, zu der großen Wirkung von ein Duzend demolirten Häusern, Hunderten von zerbrochenen Henscherheiden, Rippen und Nasen und einer in Millionen Scherben zertrümmerten Apotheke. Im Ganzen aber haben sich regende und besetzte Wähler gegen Pränumerando-Zahlung durchaus mittelmäßig anständig benommen und überall denen, welche sich durch Mittelmaßigkeit auszeichneten, den Sieg verschafft. Mammon und Mittelmaßigkeit — das ist ja überhaupt die triumphirende Macht unserer Zeit — und Geltend-

machung eigener genialer Kraft gilt als Verletzung des parlamentarischen Taktes, der auch außerhalb der Parlamente in Wort und Schrift, in Umgang und Gesellschaft die gebildete Menschheit beherrscht. Aufkehnung dagegen nennt der Berliner „Aufmucken“, und was der Philister im Kladderadatsch sagt: „Wer hier aufmuckt, wird gleich Nedensart“, das erfährt jeder selbständige Kopf und geniale Gedante, sobald er außerhalb der privilegierten Kreise der Wählblätter auftritt.

Wertwürdigerweise ist das zukünftige Haupt dieser parlamentarischen Mammon-Mittelmaßigkeit, Gladstone, ein selbständiger, wenn nicht genialer Charakter. Deshalb scheint er sich auch geradezu zu fürchten und hat wohl hauptsächlich nur deshalb „ein Kapitel aus seinem Leben“) geschrieben und drucken lassen, um sich wegen seiner früheren selbständigen Ehrenhaftigkeit zu entschuldigen. Die Times meint, dieses Buch sei ein Beweis von der inneren Ehrenhaftigkeit und Selbständigkeit des jetzigen parlamentarischen Cäsar, aber nicht von staatsmännischer Klugheit. Er habe sich wegen seiner früheren Ansichten und Standpunkte, die er einst festgehalten, aber aus Studium und Erfahrung habe aufgeben lernen müssen, entschuldigt, und es gelte immer noch: Qui s'excuse s'accuse. Dies ist ganz der Mittelmaßigkeits-Standpunkt unserer conventionellen Bildung, welche von jedem hervorragenden Manne verlangt, daß er wie ein Chinese in seinen Meinungen und Ansichten nie einen Fortschritt mache. Daher triumphirt auch die Mittelmaßigkeit nie stolzer, als wenn sie einem hervorragenden Manne vorwerfen oder nachweisen kann, daß er vor dreißig oder vierzig Jahren anders gedacht und wohl gar das Gegenteil gesagt und vertreten habe. Manches der Art werden gelehrte Periodisten dem neuen Premier vorwerfen. Schrieb er doch früher nicht nur für die Macht der Kirche überhaupt, sondern auch für die der englischen Hochkirche in Irland, während ihm jetzt die Forderung, daß sie aufgehoben werden müsse, zum parlamentarischen König Englands erbob. Dies wird man ihm vielleicht ebenso vorhalten, wie dem preussischen Minister Müller sein: „Grad“ aus dem Wirthshaus komm' ich heraus.“ Freilich sind diese beiden ganz verschiedene Größen. Gladstone war immer ein Mann des Geistes und selbständigen Denkens. Diesem brachte er nicht selten bedeutende Opfer. So gab er 1845 schon sein Minister-Portefeuille unter Peel und 1851 seinen Sitz im Parlament aus Grundblößen auf. Kurz, das neue Parlament wird wenigstens wirkliche Genies und ehrliche Männer an der Spitze haben, und wir hoffen sogar, daß Gladstone nun seine wahre, in England lange verkannte Größe entwideln werde.

Es war der preussische Gesandte Bunsen, der in ihm schon vor einem Vierteljahrhundert den Mann der Zukunft, den Genius des Denkens und sittlicher Größe entdeckte. Als er damals eines Abends nach Hause kam, fand er ein Buch Gladstone's auf seinem Tische, das er sofort während der Nacht gierig durchlas und mit Anmerkungen für den Prinzen Albert versah. Und schon damals verkündete Bunsen, der Prophet, der in seinem Vaterlande nichts galt, obgleich er Alles richtig sah, wie es kommen würde und seitdem auch wirklich überraschend eingetroffen ist, in einem seiner Briefe die künftige Größe Gladstone's.

Diese Briefe Bunsen's aus den Zeiten seiner zweizehnwanzigjährigen römischen und zwölfjährigen englischen Gesandtschaft, waren schon seit Monaten in englischer Uebersetzung und Abschwächung veröffentlicht, ein politisches und literarisches Ereignis.

*) A Chapter of an Autobiography. By the Right Hon. William Gladstone. London, Murray. (Berlin, A. Ascher & Co.)

*) Dem Zeichen conservativer Gesinnung.

nitz, welches von der englischen Presse zum Theil mit wahrhafter Bewunderung begrüßt und gewürdigt ward. Seine Witwe, eine geborene Engländerin, hatte nämlich sein Leben und Wirken und eine große Menge seiner deutlich geschriebenen geist- und gemüthvollen, für die Geschichte unseres Jahrhunderts, namentlich Preussens unter Friedrich Wilhelm IV., ungemein wichtigen Briefe in zwei umfangreichen, stattlichen Bänden herausgegeben, und selbst die Engländer, namentlich die „Times“, bewerteten es, daß dadurch den in ihrer deutschen Originalität charakteristischen Briefen der eigentliche Duft entzogen worden sei. Um so mehr freuen wir uns, daß dieses für die politische, wissenschaftliche und literarische Geschichte unserer Zeit so inhaltreich wichtige Werk jetzt bedeutend vervollständigt und durch sehr wertvolle Anmerkungen geklärt, in einer würdigen deutschen Ausgabe und Ausstattung erschienen ist.^{*)} Zwar liegt zunächst nur der erste Band der deutschen Ausgabe vor, aber er giebt uns schon ein schöneres Bild von der edlen, reinen Größe dieses Propheten aus dem kleinen Waldeck, welchem wir überhaupt auf den verschiedensten Gebieten Männer von segensreicher Bedeutung verdanken. Wir erkennen eist jetzt in Bunten seine edle, reiche Wirksamkeit im Leben, aber noch mehr den Mann der Zukunft, so daß wir vielleicht bald von ihm, wenigstens zu den Diplomaten, die ihn bei Friedrich Wilhelm IV. verleumdeten und seinen wohlthätigen Einfluß immer wieder tödteten, sagen können:

„So lange er lebte, war er für Euch tod,
Doch nun er todt, freut Ihr Euch seines Lebens.“

Was er wollte und beim Könige zu dessen und des Volkes Heil vergebens zu erwirken suchte, das ist nun erst jetzt erreicht worden, freilich mit entsetzlichen Opfern und Strafen; aber die damaligen Feinde Bunten's genießen nun die Früchte und schreiben sie sich zum Theil selbst zu. Wir werden den Mann, der in Rom das deutsche Hospital und den Friedhof, die evangelische Gemeindegemeinde und das archäologische Institut als bleibenden Segen seiner Wirksamkeit zurückließ, den berühmten Ägyptologen und Pionier der nach allen Seiten neues Licht verbreitenden vergleichenden Sprachwissenschaft, den geistvollen Birkforscher und Diplomaten in seiner widerspruchsvollen und tragiſchen Wirksamkeit im zweiten Bande noch näher kennen lernen.

Männer der Wissenschaft und zugleich des höheren Staatsdienstes sind jetzt in Deutschland eine große Seitenbühne. Das ist in dem als aristokratisch verschrieenen England viel besser. Dürreil brach sich aus dem Indentum und der Literatur Bahn zum parlamentarischen Brenne; Glasstone ist von niedriger Abkunft und immer mehr Mann der Wissenschaft als der Diplomatie gewesen. Neben ihnen giebt es nur wenige literarische Größen, die auch im Staatsleben beschätigt. Zu ihnen gehört der alte, fruchtbare Romanſchreiber Bulwer Lytton, der wenigstens neuerdings eine Rolle im Parlamente und unter den obersten Zehntausend spielte. Vor einigen Wochen lebte er auch wieder als dramatischer Dichter auf, nachdem früher seine „Lady of Lyons“, „Richelieu“, „Money“ und „Sea-Captain“ auf den Brettern, welche die Welt befeuten, glänzt hatten. Es war ein Ereignis in der höheren gebildeten Welt, als vor einigen Wochen zum erstenmale ein neues Stück von ihm: „The Rightful Heir“, mit dem deutschen Schauspieler Bandmann in der Hauptrolle, im Lyceum-Theater gegeben ward. Alle staatlichen und literarischen Größen drängten sich herbei und fanden, daß dieser

„rechtmäßige Erbe“ eigentlich der alte Seekapitän, im Geiste den Sensationsperle aufgerischt, war. Den in allen neuen englischen Theaterstücken realistischen überausenden Haupteffect bildete hier der Sturz des Helden in einen ungeheuren Abgrund hoch vom Felsen herab, vermittelt einer genialen kostbaren Mechanik. Während des vorliegenden Zwischenaktes wird er zum Fels und als solches entsetzt, kommt aber doch im letzten Akte frei und lebendig wieder, um als „rechtmäßiger Erbe“ seine Ansprüche geltend zu machen.

Der jetzt in London auf dem Theater Mode gewordenen Anali- und Sensationseffect stammt aus Paris, wanderte von da nach Amerika und von da erst als freie Uebersetzung nach London. Er besteht in einer Eisenbahnszene. In England hat sie zuerst in dem neuesten Stücke Dion Boucault's, Verſeſſen der beinahe dreihundertmal gegebenen „Straßen Londons“ am Es heißt: „Aker Dark“, frei nach dem Amerikanischen: „Under the Gaslight“. In beiden Stücken sehen wir den Helden auf den Eisenbahnschienen gefesselt, und während der Zug mit furchtbarem Getöse ganz naturgetreu heranbraust und wir für ihn Leben zittern, wird er noch in derselben Sekunde, wo der Zug wirklich über die Bühne donnert, gerettet und weggerissen. Der englische Effect ist freilich viel grobhartiger, da er in die bereits unterirdische Eisenbahn Londons, also in einen künstlich beleuchteten Tunnel, verlegt ist. Solche Eisenbahnszenen sind in den verschiedensten Modifikationen erneuert und noch graufiger gemacht worden.

Das Großartigste leistet jetzt das Standard-Theater in dem Stücke: „Dancer“ (Gefahr). Hier regnet es auf den Eisenbahnschienen mit Donner und Blitz so täuschend sichtbar und wahr, daß vor unseren Augen die ganze Bühne und alle Schauspieler von Regen überschwemmt und bis auf die Haut durchnäßt werden, so daß empfindliche Zuschauer thatsächlich Schnupfen und Zahnschmerzen davon bekommen.

Die berüchtigte Sensations-Belletristik von Wilkie Collins und Miss Braddon ist also auch auf die Bühne übergegangen, aber auch in Romanen noch nicht ausgefressen. Die Hauptvertreterin derselben, Miss Braddon, an einen Buchhändler verheiratet und Bedactrice der vornehmtheuerſten Monatsſchrift, „Belgravia“ (Name eines vornehmen Stadttheiles im Westen) ist jetzt mit einem neuen Romane dieser Art: „Run to Earth“ niedergekommen. Er wird ohne unsere Empfehlung oder Warnung im Original und in Uebersetzungen gelesen werden. Wir empfehlen wir als gesunde Kost in Handlung und Personen: „The Spanish Gipsy“ (Die Spanische Zigeunerin) von George Ellet (Miss Evans), welche durch ihren „Adam Bede“, „Die Mühle auf dem Flos“ u. s. w. gewöhnlichen Verkeſſenſchaften und gesunder Schillerung und Anschauung wieder Bürgerrecht in der englischen Belletristik verſeſſen. Ueberhaupt hat das Volk in seiner Arbeit und Noth nach und nach in der Dichtung immer mehr Recht und Beſitz gewonnen, so daß selbst parlamentarische Verkeſſenſchaften nur als wirkliche Frucht dieser idealen Gewinnes erscheinen. Freilich machen die Arbeiter, welche sich für einen privilegierten Stand zu halten ſcheinen, weil sie mit Hand und Hohl und nicht geistig arbeiten, von ihrer Noth und ihren Rechten nicht überall den rechten Gebrauch und verlangen namentlich in England und Deutschland, daß besondere Vorzüge und sogar Staatsunterſtütungen. Nicht ist aber richtig, als daß sie sich, wie jeder andere Mensch, selbst zu helfen und zu trösten suchen müssen. Die Hilfe von armen würde ohne Wirtschaftlichkeit und Eſſentlichkeit in ihren eigenen Häusern und Herzen nichts fruchten, sie selbst und alle anderen

^{*)} Wir haben diese Memoiren Bunten's in unserer Zeitschrift ausführlich besprochen und auch der deutschen Ausgabe bereits gedacht.

Stanzgenossen benachtheiligen. Deshalb gilt es, die Würde der Arbeit besser zu erkennen, wozu die englische Literatur, namentlich durch verschiedene Natur- und Volksdichter, viel beigetragen hat.

Das neue englische Ministerium hat zum erstenmale in seinen ein deutsches Mitglied. In der Handels- und Gewerkschaft Englands giebt es gar viele Könige und Krösus hinter Abkunft. Als Zechter, der Sohn eines deutschen Knecht, den Engländern zum erstenmale den wahren blonden herrlichen Hamlet zeigte, brach ein wahrer Sturm begeisterter Beifallung und wüthender Empörung von entgegengekehrten Seiten in der Presse aus. Dieser beruhigte sich endlich zur besten letzten Anerkennung des englischen Schauspielers und Theater-Directors deutscher Abkunft und Bildung.

Ein neuer Triumph Deutschlands auf der englischen Bühne hatte Herr Bandmann, der, wie erwähnt, den Haupttheil in Robert Spott's Stüde spielt. Die Kritik wollte ihn erst auch nicht recht anerkennen, und selbst der Theater-Referent der Times verstand sich an ihm. Es gereicht aber der oft verschrieenen Nation derselben zur Ehre, daß sie ihm lange Spalten zu ihrer Verteidigung und Rechtfertigung einräumte, eine Unverschämtheit, welche wir in deutschen Blättern im Interesse der nicht angegriffenen Vandalen oft vergebens suchen.

Ein anderer Triumph Deutschlands in London ist die neue Opern- und der Gesangsverein. Beide zählen beinahe die besten englischen Mitglieder und werden von dem englischen Publikum immer unbedingter, weiter und breiter anerkannt. So war ein Concert zum Festen dieser Turnhalle stärker von Engländern beiderlei Geschlechts besucht als von Deutschen. Erhielt man mit ihrem Beifall über Mendelssohn's Antigone und den Bandmann vorgetragene Schiller'sche Ode mindestens noch heilig als unsere Vandalen. B.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

IV.)

Spanien in nationaler und volkswirthschaftlicher Beziehung.

Die Eröffnung der Cortes, die eben in Madrid stattfand, hat die Entscheidung über die Zukunft Spaniens beschleunigen, und wir hier eine ähnliche Reise von Transaktionen, ohne daß jene furchtbaren Katastrophen, welche Frankreich verheerend hatte, zu fürchten wären; der bisherige Verlauf der französischen Revolution ist viel zu gemessen und anfänglich, daß die übrigen Akte des Schauspiels einen so furchtbaren Charakter annehmen sollten.

So benutze diese Tage der Ruhe, um einige allgemeine Bemerkungen über Spaniens gegenwärtigen Zustand in merkantiler, industrieller, sozialer, überhaupt kulturgeschichtlicher Beziehung mitzutheilen. Freilich öffnet sich hier dem Beobachter keine wohlthuende Aussicht; indessen hat man es hier

mit beständig veränderlichen Faktoren zu thun; die pessimistischen Anschauungen müssen durch den weithinaussehenden Idealismus überwunden werden; derselbe ist bei den Spaniern selbst in erfreulichem Wachsthum und verbunden mit klarer Erkenntnis des Nothwendigen, und wenn das Volk in der großen Zahl der Patrioten sich noch nicht aufgiebt, so steht es dem übrigen Europa auch nicht zu, den Richterspruch zu fällen; das Pharisäerthum ist hier ebenso unangenehm, wie im Privatleben. Und wahrhaftig, welcher von den großen europäischen Kulturstaaten weist denn nicht fortwährend Symptome auf von seiner inneren Mangelhaftigkeit und von der Schwäche im politischen Handeln, wenn es gilt, die Ueberzeugungen der aufgeklärten Parteien zur Geltung zu bringen? Welcher zeigt nicht im Volke noch Berge von Aberglauben und Unwissenheit; wenn auch 90 und mehr Prozent lesen, schreiben und rechnen können, wie viele Procente haben es schon zu einigermaßen freiem Denken gebracht? Der Charakter welches Volkes zeigt nicht im Staats- wie Privatleben übergenug Verberben und Nichtwürdigkeit? Welches hat Geist und Phantasie genug, um auf die anderen herabzusehen? Und wenn hier oder dort Handel und Industrie nicht blühen, giebt denn das den Maßstab ab für den Kulturzustand und die Kulturfähigkeit eines Volkes? Was giebt das Recht, über ein Volk den Stab zu brechen, welches einmal und zwar mit ganz anderer Kraft und Ueberzeugung, als früher, den Versuch freier Selbstbestimmung macht; das, zwar durch langen Druck zweier Dynastien, die Jahrhunderte lang das Unglück ganz Europas gewesen sind, verkommen und in seiner Entwicklung zurückgefallen, aber doch noch nicht zu Grunde gerichtet ist? Wer beurtheilt denn überhaupt ein Volk richtig, wenn er nur seinen gegenwärtigen Zustand in Betracht zieht und die Geschichte unbefragt läßt, vor Allem aber nicht sich von dem transcendenten Charakter, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, eine Vorstellung zu machen sucht? Der Pädagog urtheilt ebenso wenig, wenn ein noch werdender Mensch einmal Perioden einer gewissen Faulheit, Vagalsamkeit im Fortschreiten, ja Lüderlichkeit hat, sofort: Es wird nichts werden; sondern er hofft auf Grundlage der Verhältnisse und der geistigen und Charakter-Eigenschaften noch einmal ein nach seiner Art glücklich gediehenes Individuum zu sehen. Die Völker Europas aber sind in ihrem Hauptstod noch jugendlich und können weiter und weiter ein jedes zu individueller Vollkommenheit sich ausbilden; und das spanische wird dann wohl einst in allen Gebieten des Lebens die Thätigkeit entfalten, die, wie ich glaube, man erwarten kann.

Denn freilich der gegenwärtige Zustand des Landes genügt in keiner Weise und entspricht durchaus nicht den reichen Anlagen des Volkes und Bodens. Auf 9196 Quadratmeilen 16½ Millionen Einwohner: diese Zahlen bedeuten viel. Man findet selbst hier in Andalusien, dicht an guten Straßen, ungeheure Streden unbebauten und durchaus kulturfähigen Landes; andererseits ist der Zustand des Ackerbaus sehr wenig der modernen Industrie angemessen. Ueber diese agrarischen Verhältnisse behalte ich mir vor, nächstens ausführlicher zu berichten, wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert.

Nicht besser steht es mit der Industrie, die höchstens in Katalonien größere Dimensionen angenommen hat und auch nur bis jetzt unter dem Einflusse des Schughandels-Systems. Das Volk freilich ist außerordentlich genügsam, und das milde Klima und der Reichthum des Bodens machen es vom Auslande ziemlich unabhängig; die Bedürfnisse der höheren Klassen

dagegen müssen zum größten Theile durch Import befriedigt werden. Der Export hält diesem nicht das Gleichgewicht, wovon die Folge ist, daß der Geldmangel zunimmt; die Kapitalien, die zur Spekulation dienen könnten, sind ungenügend, der Geist des Volkes neigt überhaupt wenig zur Spekulation, im besten Sinne des Wortes, und zur Exploitation der vielen natürlichen Hülfquellen der Halbinsel. Dazu ist bis auf die neueste Zeit wegen der Sklaverei der Gewissen eine freie Concurrenz von Ausländern nicht möglich gewesen.

Außerdem ist auch der spanische Handel von den großen Handelskrisen der letzten Decennien stark betroffen und auch augenblicklich noch sehr gedrückt; die Revolution hat bis jetzt zu seinem Aufschwunge nichts beitragen können.

Ein Gebiet, welches eine 2—3mal so große Einwohnerzahl haben könnte, als es hat, und in der That einst gehabt hat, liegt so zum großen Theile unbenutzt; auch die einst so berühmten Minen sind jetzt größtentheils verfallen. Die Verkehrsmittel und Straßen sind im Vergleich zu anderen Ländern noch schlecht und ungenügend, obwohl dafür schon viel gethan ist. Der Handwerkerstand steht bei der geringeren Bildung und bei der Mangelhaftigkeit der Industrie zurück hinter dem der anderen Länder, in welchen die ausländische Kultur blüht. Das Land ist in jeder Weise, wie bekannt, zurückgeblieben, etwa die Hauptstädte ausgenommen.

Dasselbe gilt von der Volksbildung. Zwanzig Prozent durchschnittlich von der Bevölkerung können lesen und schreiben. Die Volksschulen sind schlecht und durchaus unter dem Einflusse des Klerus, natürlich auch wenig besucht, denn von Schulzwang ist nicht die Rede; auch möchte er sich freilich kaum vertheiligen lassen, sofern die Schule unter dem einseitigen Einflusse der Regierung steht und den Forderungen des Volkes selbst nicht entspricht. Die höheren Bildungsanstalten (die für die *enseñanza segunda*) sind auch sehr mangelhaft, der Unterricht wird in den verschiedenen Disciplinen unabhängig erteilt, nach der Wahl des Schülers oder der Eltern. Dazu kommen bestimmte Fachschulen. Demgemäß ist der allgemeine Bildungsgrad des Volkes ein ziemlich geringer, der des weiblichen Geschlechtes ganz besonders. Wer einen höheren sucht und empfangen soll, geht meist einige Jahre nach Frankreich oder England, natürlich um mehr mit dem Bewußtsein, etwas zu wissen, als mit wirklicher Bildung zurückzukehren. Die sogenannte höhere Gesellschaft unterscheidet sich von dem übrigen Volke weniger durch eine tiefere Bildung, als durch das Äußere, die Feinheit in Kleidung, Bewegung und Ausdruck: der geringe Anflug von Bildung ist die Fähigkeit zu parlieren in einer fremden Sprache und die leichte und feichte Unterhaltungsliteratur derselben zur Ausfüllung der Zeit zu lesen. Das Gespräch in den Kreisen jener eleganten Welt bewegt sich um Liebesverhältnisse, Moden, Küche u. dergl. Klaffische Bildung und eingebendes geschichtliches Studium, sowie philosophische Beschäftigungen sind sehr selten; es fehlen also gerade die Hauptelemente einer wahren, allseitigen Bildung. Jedoch finden sich auch nicht wenige anerkenntniswerthe Ausnahmen von Männern, welche im Bewußtsein der Inferiorität, in der Spanien in dieser Beziehung den anderen europäischen Kulturstaaten gegenübersteht, und in der Erkenntnis der Nothwendigkeit das Versäumte nachzuholen, durch Selbststudium zu einem hohen Grade der Bildung gekommen sind; und diese wissen den durch eigenen Antrieb und mühevollen Errungenen Schatz höher zu achten, als viele Gebildete anderer Länder, die in dem festgeordneten Schulwesen die leichteste Art zur Erlangung der allgemeinen Bildung gehabt haben, um zugleich

oft viele Autoritätsurtheile und beschränkte Anschauungen sich mit anzueignen. Eigentliche Gelehrte sind danach in Spanien selten; es ist wie ein lange verschlossenes Band, das, endlich den Einströmen der modernen Bildungselemente eröffnet, zu wenig zu thun hat, dieselben in sich aufzunehmen und sich nach ihnen zu reformiren.

Auf diese Weise wird mehr und mehr das eine Grundbild, an dem Spanien gelitten, die geistige Unfreiheit, verschwinden. Ich habe schon neulich gesagt, daß die Erlösung von dem Trude schon große Fortschritte gemacht hat und daß der altkirchlichen Partei eine zahlreiche, nicht minder entschiedene aufgestandene gegenübersteht. Das andere Hauptbild ist die Depopulation gerade der höheren Stände, in deren Händen zumeist die Regierung liegt; sie äußert sich am Deutlichsten in der Ueberfülle von Beamtenstellen und dem Jagen danach; ein empor zu erhalten, erscheint den Meisten als das Ziel ihres Strebens und, was schlimmer, als eine kri berechtigte Forderung trotz der Mangelhaftigkeit der Bildung und der völligen Ueberflüssigkeit vieler Stellen, sowohl in der Armee wie in der Verwaltung, der Nepotismus spielt natürlich dabei eine große Rolle. Alle Einsichtigen erkennen das Uebel, ohne daß bis jetzt, auch nicht von der provisorischen Regierung, Heilmittel angewendet wären; ohne sie ist auf kein gesundes Staatsleben zu hoffen. Auch außerdem aber zeigt sich die moralische Verunreinlichkeit der höheren Schichten vielfach; keine Thätigkeit, keine Kraft, kein entschlossenes Streben nach geistiger Ausbildung. Der Kern des Volkes dagegen ist gesund und tüchtig, erfüllt von einer wahrhaft demokratischen Gesinnung, die wohl Spanien und die anderen Länder oder auch die spanischen Provinzen sich gegenüberstellt, nicht aber verschiedene Klassen der Gesellschaft macht und kasteienhaft scheidet. Dabei fehlt es dem Volke nicht an Klugheit, Feind der Phantastie, Energie und Muth, Gerechtigkeitsinn und Popularität; man werde nicht die berüchtigten spanischen Räuberbanden ein, die überdies heutzutage sehr wenig blühen; es ist das eher ein Auswuchs, wie er überall vorkommt, und ganz naturgemäß durch die Bedrückungen der Beamten und durch die schlechte Verwaltung hervorgerufen; Diebstähle und andere Verbrechen des Eigenthums sind dagegen hier weit seltener, als z. B. in Deutschland.

P. Förster.

Italien.

Eine polyglotte Literaturgeschichte aus Neapel.

„Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen: die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und Jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ Schon vor vierzig Jahren sprach Goethe diesen Gedanken, welcher unser „Magazin f. l. u. d. Auslandes“ in's Leben gerufen, gegen Erdmann aus, ohne noch ahnen oder gar übersehen zu können, welche gewaltige Bedeutung dem internationalen Verkehr der Völker nahe bestehe, und wie in jedem Volke, sobald es die Sprache, die Zeugnisse, die Sitten und Einrichtungen des Nachbarvolkes kennen gelernt, auch naturgemäß der Wunsch erwachen muß, nun auch das Abbild seines Geisteslebens: seine Literatur, kennen zu lernen. Vielleicht giebt es kein wirksameres Gegengift gegen den Nationalhaß, aus dem die fortwährenden Kriege, wenn auch nicht ihre Anlässe, so doch ihre Nahrung ziehen, als dieses Bestreben des gegenseitigen Kennenlernens. Sobald ich mich lebhaft in

den Seiten und Treuden meines Nebenmenschen hineinversehe, je nachdem, verliere ich sofort die Fähigkeit, ihn kräftig zu lesen. Sollte es den Völkernindividuen anders ergehen? Rationell ist, nach Goethe, überhaupt nur auf einer niederen Naturstufe denkbar.

Das italienische Volk ist in gewissem Sinne zuerst in die Familie der europäischen Kulturvölker eingetreten, daher scheint auch jetzt der Wunsch, die andern Völker dieser Familie näher zu lernen und von ihnen erkannt zu werden, in ihm zu wachen. Ein in diesem Sinne recht erfreuliches Zeichen ist der Versuch, der dem Verf. eine poliglotten Geschichte des Marchese Pulce.*) Daß es nicht viel mehr als ein Versuch sein kann, was der Verf. darbietet, erhebt schon wenig, daß er es unternimmt, in zwei mittelfarken Bänden die Geschichte der gesammten poetischen Literatur Europas seit dem Mittel bis auf unsere Tage nebst den Proben dazu zu geben. Daß dabei einzelne Autoren, ja ganze Völker bedeutend zu kommen müssen, ist selbstverständlich; für große Partien der Literaturgeschichte konnte sich der Verf. eben nur auf eine Skizze beschränken; leider entbehrt auch diese sowohl der Vollständigkeit als der Genauigkeit.

Was die mitgetheilten Proben betrifft, so sind bei weitem nicht alle glücklich gewählt; auch verstehen wir nicht recht, für welche Art der Leser sie berechnet sind. Den nicht mit fremden Sprachen vertrauten Italiänern sind sie völlig überflüssig, die andern aber können selber an den Quellen schöpfen gehen; sie können aus den mitgetheilten Bruchstücken sich so wenig ein Bild der Ganzen machen können, als einzelne Blätter vermögen, die die Seele zu zaubern. Hoffen wir denn, daß Jener und Jener denn aber doch im Stande sei, aus dem Theil das Ganze zu schließen und daher, durch den „Saggio“ angeregt, selber, die Dichter ganz lesen zu können, von denen ihm nur ein so schwacher Vorsehmad geboten wird. Die Eigenschaften des Werkes ist folgende:

Der kurzen Abhandlung über die Poesie im Allgemeinen, folgt eine Charakteristik des griechischen Blüthealters, dann eine des lateinischen (mit Proben), ein Wink (cenno) über die orientalische Poesie und das Wiedererschauen der Künste und Wissenschaften in Italien. Daran schließen sich kurze Abhandlungen über die Poesie im Besondern, d. h. die lyrische, epische, die dramatische, wie sie sich bei Griechen, Römern, Italiänern, Franzosen, Spaniern, Engländern und Deutschen entwickelt hat, auch Einiges über Dänen, Ungarn und Polen, und diesen Abhandlungen reihen sich Bruchstücke der Poesie in historischer Reihenfolge an.

Der Verf. scheint somit jener Ansicht zu huldigen, welche die klassische Poesie als solche mehr anerkennen will. Wir können, dieser Ansicht nicht beistimmen zu können. Wohin man denn Gedichte wie Schiller's Spaziergang, die Götter, die Götter und so viele ähnliche Meisterwerke rechnen, wenn man keine dialektische Dichtungsart mehr gelten läßt? — Ist es ein ausgeprägter Nebenwed dem reinen Eindruck der Kunstwerke hinderlich, und treffend ist in dieser Hinsicht der Wort Geibel's:

„Jodet? Das Kunstwerk hat nur Einen:

Still im eignen Glanz zu ruhn,

Aber durch ihr kleb Grischen

Wird die Schönheit Wunder thun.“

Doch eine Meisterhand kann eben jede Form dem Gedanken dienstbar machen.

Die Würdigung, die der Verf. dem deutschen Genies zu Theil werden läßt, ist nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht, ja Scheu, letztere besonders vor der deutschen Philosophie; sie scheint ihm ein gar gefährlich ernsthaftes Ding zu sein. Ob er wohl eine recht klare Vorstellung damit verbindet, wenn er behauptet: die Verschmelzung (fusione) von Klassikität und Romantik, die sich jetzt in Deutschland vollziehe, sei durch den wohlverdienenden Denker Schelling angeregt worden, und wenn sie noch zögere, die rechte Frucht zu tragen, so sei dies der Dreistigkeit der Romantiker in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auszusprechen, die aller Bestrebungen des dottissima Hegel spotteten (?). (I. S. 302.) — Uns scheint vielmehr Deutschland jetzt auf dem schon von Goethe als wünschenswerth bezeichneten Standpunkte angelangt, wo man den unfruchtbaren Streit zwischen klassisch und romantisch überhaupt auf sich beruhend läßt, und vielmehr danach trachtet, ein wirklich gutes Kunstwerk zu schaffen — für die Klassifizierung werden dann schon Andere sorgen.

Daß jedoch des Verf. nationale Vorurtheile noch größer sind als seine Verehrung des Deutschen, sieht man daraus, daß er Manzoni kühn über Goethe stellt, der „zwar fruchtbarer als Jener, in seinen Werken doch nicht die Vollendung der Kunst zu erreichen gewußt habe, zu der Manzoni sich emporgeschwungen“.

Ueber unsere alte Literatur leben in des Verf. Gehirn einige sonderbare Vorstellungen. So führt er in der „Liste der Minnesänger, die der Besprechung derselben vorangeht, folgende mit auf: Strazeburg, Keneke, Zuch, Murner u. und von den Nibelungen sagt er I, 601: „Im Gedächtniß der Deutschen blieben die Nibelungen, bezeugen von den Walthar, den Vogelweide (sic), den Pfendingen, den Wolfrum von Eschenbach; in ihnen sprach man von Arthur, Tristan, der schönen Isolde, Dietrich von Bern und anderen Helden.“

Solche Verhältnisse darf man nicht allzu streng beurtheilen, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten die deutsche Sprache dem Ausländer darbietet, Schwierigkeiten, die vielleicht nur der ganz zu würdigen weiß, der es einmal unternommen, Fremde das Deutsche zu lehren. Bei dem gesteigerten internationalen Verkehr auf intellektuellem Gebiete, bei dem allseitigen Streben, in das geistige Leben befreundeter Nationen einzudringen, hätten wir besonders die Verpflichtung, den Fremden die Einbringen zu erleichtern, da seine Sprache dem Lernenden solche Schwierigkeiten darbietet als die unsere. Möchten doch das die Schriftsteller, auch was die äußerliche Schreibweise angeht, mehr bedenken!

Mit großer Begeisterung spricht unser Verf. von Klopstock, für den er kaum schmückende Epitheta genug zu finden weiß; doch hat die Art des Lobes einen gewissen Anstrich von konventioneller Begeisterung, die man heutzutage schon veraltet nennen möchte. Wünsche doch schon Fessung weniger erhoben und fleißiger gelesen zu werden, als Klopstock, und auch wir möchten uns gelinde Zweifel erlauben, ob der Verf. den Sänger der Messias wirklich kennt. Es fällt uns dabei eine selbststerkste charakteristische Scene aus der Jugend ein.

Einer unserer Lehrer war ein begeisterter Verehrer der Klopstock'schen Muse und konnte sich schwer ärgern über die Gleichgültigkeit, die dem erhabenen Sänger von der Jugend entgegengebracht wurde. Eines Nachmittags wollte er, um uns das Verständniß für ihn zu eröffnen, einen ganzen Gesang der Messias vortragen. Mit erhebener Stimme und kräftigem Ausdruck begann er die schwer dahinrollenden Verse zu recitiren;

*) Saggio storico di Letteratura poetica. Dal secolo di Pericle al nostro. Dal Marchese Giuseppe Pulce, Napoli, 1868. Stampato dal Fibreno.

ganz allmählich ließ die Kraft der Stimme ein wenig nach; jetzt blätterte er, ohne sich im Lesen zu unterbrechen, weiter, überblühte immer öfter die noch übrigen Seiten des Gesanges, während der weibliche Ausdruck matter und matter wurde, und unrpöchlich das Buch zuschlagend rief er in ärgerlichem Tone: „Und so redet dieser Engel Gabriel noch vier und eine halbe Seite weiter!“

Auch die beiden Schlegel und ihre Verdienste um die Literatur preist der Verf. sehr hoch, kennt sie aber offenbar nur vom Hörensagen, denn Joh. Elias Schlegel, bekanntlich ein Dichter aus der Zeit der „Bremer Beiträge“, und Onkel von August Wilhelm und Friedrich, ist ihm der eigentlich berühmte, und seine längstvergesenen Dramen „Gertrud“ u. werden als die Meisterwerke der romantischen Schule gepriesen. Lessing hingegen muß sich herben Zabel gefallen lassen, da er sich dem Schauspiel mehr als billig zugewandt, einer Gattung, die in Italien ziemlich unbekannt ist und die der Verf. auch an anderem Orte ein unglückliches Zwittrerting von Tragödie und Komödie nennt, und nicht begreifen kann, wie die Deutschen je Geschmack daran finden konnten. Er scheint mit Shakespears zu denken:

Ich lieb' das Sauerkräut, nicht,
Ganz sei die Lust und auch die Trauer.

Seine Schlussworte über Lessing lauten:

„Wenn Lessing sich der heroischen Tragödie wieder zugewandt hätte, anstatt sich in seine düstern Dramen zu vertiefen, in denen man dennoch Kraft, Erfindung und hohe Poesie bewundern muß, würde er den Namen eines großen Dichters hinterlassen haben. Trotzdem erregte sein Beispiel in Deutschland eine unbeschreibliche Bewegung. Getrichen war vergessen, die klassische Tragödie gab dem Familien drama Raum, und Engel, Jünger, Schroeder, Wegel, Venz (Venz?) mit andern Dichtern jener Zeit fingen an, im larmobanten Genre zu komponiren.“ Es folgt nun eine Scene aus „Rathan“, von dem der Verf. sagt, Lessing habe darin einigermaßen das „Welterliche“ vermieden.

Was uns die Schiefheit dieses Urtheils um so merkwürdiger macht, ist die feste Ueberzeugung, daß kein deutscher Dichter oder Denker so geeignet wäre, gerade von den Italiäern richtig begriffen zu werden, als Lessing, wenn ihnen derselbe in guten Uebersetzungen nahe gebracht würde. Eine Probe würde dies sicher erweisen.

An den Schiller'schen Dramen ist dem Verf. besonders merkwürdig, daß eine so große Anzahl von Personen darin auftreten, da dies der italienischen Sitte ganz widerspricht, und er verläumt nicht, bei Erwähnung jedes einzelnen Stückes genau anzugeben, wie viel Personen mitwirken, die denn im Tell sich auf einige vierzig belaufen.

Was die deutschen Dichter der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts betrifft, so scheint dem Verf. ein Handbuch ganz eigener Art zu Gebote gewesen zu sein; er erwähnt fast nur solche, deren Namen „so fremd unseren Ohren“ klingen, daß ihre angebliche Berühmtheit wohl nur eine sehr lokale sein kann. Man urtheile selbst: Verndard, Kubler, Bragger, Reinhold, Heinrich, Kuorin, Reize, Strom und Wendhart. Von letzterem wird gesagt, er habe sich besonders durch schmerzhaft Gedichte und Balladen ausgezeichnet. Sollte hier ein ähnliches Mißverhältniß obwalten wie bei den beiden Minnesängern Renke und Zuch? — Die drei Namen Freiligrath, Herwegh (Herwegh) und Heine schließen die Liste der obengenannten großen Unbekannten.

Glücklicher als in der Deutschen ist der Verf. in Würdigung

der französischen Literatur gewesen, wo die Hammerman Sprache weniger Schwierigkeiten darbot, und Voltaire, später Villmain so vortreffliche Wegweiser abgaben. Auch in den mitgetheilten Proben nicht solche Massen sinnentleerten Druckfehler zu beklagen, wie in den Deutschen, bei denen sich förmlich auf's Rathen legen muß.

Nicht ganz so gut wie die französische und nicht ganz schlecht wie die Deutsche ist die englische Literatur fortgesetzt und unter den mitgetheilten italienischen Gedichten findet manches hier noch nicht gekannte schöne und erfreuliche Genüß. Anerkennenswerth ist ferner der konfessionell ganz sinnige Standpunkt des Verfassers.

Wenn nun auch im Gange dieser „Versuch“ noch viel dem zurückbleibt, was wir von einer Literaturgeschichte zu warten gewohnt sind, so bietet er doch manches Dankenswerthe. Am Dankenswertheften freilich wäre es, wenn er ähnliche Bestrebungen anregte und die Bande der Freundschaft und Verständnisses von Volk zu Volk befestigen hülfte!

M. Et

Frankreich.

Eine neue Methode des Unterrichts in der französischen Sprache.

Bei dem so lebhaft sich steigenden internationalen Verkehr der modernen Völker, der vielleicht ein wirksameres Mittel gegen Kriegegefahren bildet, als alle feierlichen Verträge, stellt sich auch immer dringender für den Einzelnen das Bedürfnis heraus, die betreffenden Sprachen zu beherrschen, doch wenigstens zu verstehen. Vor Allem ist der Verkehr zwischen den Französischen und Deutschen fast unerlässlich geworden. Französisch ist und bleibt der Schlüssel im Weltverkehr, gewiß ist es kein Zufall, daß gerade diese Sprache dazu gefunden worden.

Dem gegenüber ist die so äußerst mangelhafte Vorbildung in Französisch, die immer noch auf den Gymnasien und den gelehrten Anstalten geleistet wird, im höchsten Grade genügend zu nennen. Um nun wenigstens auf Real- und Bürger Schulen dieser Lebensanforderung besser Rechnung zu können, „um eine Beherrschung des Französischen bis zum freien mündlichen und schriftlichen Ausdrücken zu erreichen, was der bisher üblichen grammatisch-philologischen nicht möglich“, hat Herr Janazmann, Vorsteher einer Anabens-Erziehungsanstalt zu Neanderharte (Rheinpfalz), eine ganz neue Methode ausgearbeitet, deren hervorstechendster Zug darin besteht, daß er den zuerst Pestalozzi aufgestellten Grundsatz, daß jeder Elementarunterricht mit der Anschauung beginnen müsse, auch auf den Französischunterricht anwendet. In welcher Weise er dies Prinzip Geltung bringen will, darüber sagt er in der Einleitung:

„Wir treten mit einem Stöckchen in der Hand vor eine vielleicht sehr zahlreiche Klasse, zeigen etwa auf das Fenster und sprechen laut und deutlich: voilà la fenêtre; der erste, der mehrere, alle Schüler einer Bank zusammen, die ganze

*) Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache nach der Anschauungsmethode und nach einem ganz neuen Plane mit Unterstützung der neuesten und besten deutschen und französischen Jugendschriften, von Ignaz Lehmann. Mannheim, J. Neubauer.

piert in's Ober wiederholt: voilà la sonétre. So. machen wir die Jünglinge nach und nach mit allen Gegenständen um sie und in ihnen, so weit wir sie ihnen in Natur vorführen können, bekannt.* Durch Pantomimen, Zeichen, Bewegungen u. sollen sie nach ein Theil der nöthigsten Eigenschafts- und Zeitwörter der Schüler anschaulich gemacht und dann gleich die französische Benennung gegeben werden. Auf der darauf folgenden Stufe werden dem Schüler Bildertafeln vorgeführt, wie solche für Anschauungsunterricht in den deutschen Schulen schon lange gebräuchlich sind. Sie stellen Vorgänge des täglichen Lebens in der Umgebung eines Gartens, Dorfes, einer Straße oder einer Fähr- und bezwecken natürlich weniger einen künstlerischen Eindruck als vielmehr möglichst reiches Material für Beschreibungsaufgaben.

In der vorliegenden Grammatik sind diese Bildertafeln in Abschnitten den einzelnen Kapiteln vordruckt; und diese selbst enthalten eine äußerst genaue und ausführliche Anleitung, wie die Bildergegenstände durch Frage und Antwort dem Schüler hervorgehoben werden können in der Weise, daß er gleichsam dazu gezwungen wird, nicht nur die Benennungen zu lernen, sondern sich selbst in der fremden Sprache zu denken und sich darin zu üben; nicht Sätze zu übersehen, wie bisher, sondern selber zu bilden. Dieser Vorzug der Methode ist sicherlich nicht gering anzuschlagen, wenn man anerkennt, daß nicht nur die Schüler, sondern das Können, d. h. nicht bloß die Sprache, sondern das Sprechen dem Schüler von der Schule mitgegeben werden soll. Den eigentlich grammatischen Unterricht will Herr Gulmann erst dann beginnen lassen, wenn eine gewisse Fertigkeit im Sprechen bereits erlangt ist und nicht, wie es bisher gebräuchlich war, die erste Vection mit *régal* und *local*, mit *caillon* und *maison*, mit zehn Regeln und zwanzig Ausnahmen beginnen. Auf der dritten Stufe, die aber theilweise schon mit den beiden vorhergehenden abzuwechseln, da, beginnen die *Lectures graduées*, und diese, wie es Herrn Lehmann gelungen, ein so reiches und gutes Material herbeizuschaffen, daß man sagen kann, in diesem einen Bande sei eine ganze Bibliothek enthalten, da hier wirklich ein Stud. musterfähig ist, viele allerdings erst aus dem Deutschen zu diesem Zwecke überseht. Auch bei den Lehrstücken ist die angehängte *questionnaire* darauf Bedacht genommen, sie für den Lernenden möglichst fruchtbar zu machen.

Wenigstens stellt diese Methode an die Lehr- und Sprachlehre des Lehrers weit höhere Ansprüche als alle früheren: verlangt einen ganzen, gewappneten und jederzeit schlagfertigen Mann, wo sich aber solche finden, da glauben wir in That, daß die Resultate höchst überraschend sein werden können. M. St.

Ein schiller, „Schlüssel zum Studium des Deutschen.“)

Daß die deutsche Volkssprache des Elffasses noch nicht abgeleitet, bezeugt gegenwärtig das Auftauchen einer Reihe von Stimmen, welche, wie in diesen Blättern erzählt wird, der Sprachhaltung und der gründlichen Pflege des deutschen Unterrichtes mit Eifer und Kraft das Wort reden. Auch ein würdiger Vertreter der protestantischen Kirche dieses Landes, der greise hiesige Pfarrer F. W. Gulmann zu Bismarck in Nieder-

elss, unter den Kennern unserer Literatur als Förderer des deutschen Kirchenliedes z. B. durch seine „*Ömmologischen Studien und Kritiken*“ (Pöpsig 1862) ehrenvoll bekannt, hat sich den treuen Söhnen des deutschen Sprachschages angeschlossen, indem er um Pfingsten 1868 einen etymologischen „Schlüssel zum Studium des Deutschen“ herausgab und das Motto: „*Litera animi nuntia*“ zugleich zum bedeutungsvollen Nebentitel seines Werkes erkort. Der mädere Bandmann des Dichters, Germanisten und Philosophen Carl Candibus übertrifft den letzteren (der ebenfalls aus Bismarck an Klarheit und ungezwungener Gemüthlichkeit des deutschen Ausdrucks. Herr Gulmann, der unseres Wissens alle seine Schriften in deutscher Sprache verfaßt hat, schreibt einen prächtigen deutschen Stolz; ja wir glauben keinesweges des Guten zu viel zu thun, wenn wir behaupten, daß uns bisher noch kein neuerer Elffasser vorgekommen, der einen besseren geschrieben hätte. Das Buch ist durchweg deutsch gedacht und deutsch empfunden; es ist eine Laut- und Wort-Philosophie der deutschen Sprache eigenthümlicher, doch nicht phantastischer Art. Der Grundgedanke des Buches ist S. 36 in den Worten niedergelegt:

„Aus dem Herzen gehet das Leben. Das heißt, wie das Leben des Menschen mit seinen Freuden und Leiden zuletzt auf dem Grund und Boden seines Innern wurzelt, so nicht minder auch das Leben seiner Sprache mit allen ihren Lauten und Lautgebilden. Nur weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über, und zwar zunächst in einzelnen Lauten, und dann erst in vollen Worten, wie später in strömender Rede.“

Auf den Forschungen von Franz Bopp und Jakob Grimm weiter bauend, hat Herr Gulmann sein Sprachsystem in der Richtung auf die Seele der Volkssprache entwickelt; er zeigt sich als der geschworene Vertheidiger der Innerlichkeit unserer Sprachgehaltes; er will den Charakter des Deutschen als einer Ursprache zur vollen Geltung bringen; der organische Bildungstrieb, der so einfach, so regelmäÙig, so plastisch bildsam im Deutschen walidet, ist ihm der Führer auf der Bahn der Erkenntnis und lehrt ihn von den Formen des jetzigen Hochdeutschen bis zu den Uransätzen unserer Sprache und selbst bis zu denen „aller ihrer Verwandten, Schweltern und Basen emporsteigen.“

An Widerprüchen wird es freilich bei einem solchen Werke nicht fehlen. Aber die Einfachheit und Ungeheuerlichkeit seiner Ergebnisse spricht wohl in den meisten Fällen für des Verfassers Behauptung, daß jedweder deutsche Laut eine seelische Bedeutung hat, daß die Formen und Bedeutungen der Worte unserer deutschen Ursprache sich wie Leib und Seele verhalten und daß der Reichthum an echt germanischen Wurzeln im Hochdeutschen groß genug ist, um Rückschlüsse auf die ältere Sprache zu gewähren. Möchten die Meister unserer germanistischen Sprachforschung sich dem Unternehmen des Autors, das dieser selbst als einen „Versuch“ bezeichnet hat, gütlich erweisen und die Bürger Mationen durch die freundliche Anerkennung der deutschen Kritik zum fortgesetzten Anbau der deutschen Muttersprache lebhaft ermutigt werden! T. v. B.

Finland.

Der finländische Dichter Ahlqvist.

Als vor acht Jahren das erste Heft dichterischer „Funken“ (Säkonä) des als Sprachforscher und Reisebeschreiber auch außer

* Schlüssel zum Studium des Deutschen. *Litera animi nuntia*, von demselben Verfasser. Versuch von F. W. Gulmann. Pöpsig, bei Friedrich Gleichner. 285 S. gr. 8.

den begleiteter Thätigkeit, wandte sich Leibniz zum zweiten Male an den Kaiser (Karl VI.). „Il est vray“, heißt es unter andern in einer seiner im J. 1712 nach Wien gesandten Denkschriften, que le feu Roy de Prusse, nonobstant la guerre, fonda pour ses projets une espèce de Société des Sciences, dont il me donna la direction, mais les tems difficiles l'ont rendu trop bornée“. — Wenigstens Bemühungen in Wien, wo er sich 1713 und 1714 auf und zu diesem Zweck auch mit dem Prinzen Eugen von Savoyen verbunden hatte, blieben ebenso fruchtlos, wie seine Bemühungen bei Kaiser Leopold I. Der Kaiser hatte ihn zwar zum Geheimschreiber (ohne Gehalt, wiewohl nicht taxfrei) ernannt, in dem Einflusse der Jesuiten gelang es, trotz der persönlichen Anhänglichkeit des Kaisers, den schönen Plan völlig erfolglos zu machen. 3. 2.

— **Ägypten und die Ägypter Moses'.** Ein höchst interessantes Buch, nicht bloß für christliche und jüdische Theologen, sondern für jeden Kenner und Freund der ältesten biblischen Geschichte, ist das von Dr. Georg Ebers, Privatdocenten an der Universität Jena, herausgegebene Buch: „Ägypten und die Ägypter“ (*). Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben die wissenschaftlichen Forschungen so viele neue Aufschlüsse auf dem Wege der mit Mizraim zusammenhängenden Geschichte der letzten herbeigeführt, haben namentlich Ebers, Lepsius, Assolvi und Dümichen so viel interessantes Material aus Papyri und — wir erinnern nur an die von Lepsius —, Pyramiden, Hieroglyphen und Tempeln zusammengetragen, daß es für einen jeden Gelehrten, wie Herr Ebers, dem wir bereits den archaischen Roman „Die ägyptische Königin“ verdanken, eine wichtige Aufgabe war, vergleichende Studien dieser alten Völker mit denen der Bibel anzustellen, und diese Arbeit es scheint, wirklich sehr belohnend ausgefallen. Der Verfasser sagt, daß die gedachten Studien „eine Verehrung der wunderbaren Bücher, die so vielen Geschlechtern heilig sind und es noch vielen Generationen sein werden“, nur verdient haben. Der vorliegende erste Band, der die Völker der Genesis, mit einer ausführlichen Untersuchung über „Rassentum“, welche als identisch mit den Phöniciern und als die ersten semitischen Kolonisten des Nildelta ermittelt sind, und die Zeit der Erzväter Abraham bis Jacob umfaßt, ist bis zur Deutung der Träume des Pharaos durch Joseph, welchem Letzteren Herr Ebers bemerkt, daß die biblische Erzählung über ihn und seine Wirksamkeit in Ägypten vollkommen harmonisch mit den Berichten altägyptischer Urkunden der betreffenden Zeit sei. Die für den zweiten Band vorzunehmende Geschichte Moses' wird unstreitig eine für den Kulturhistoriker noch viel reichere Ausbeute, als der erste Band, wenn es uns irgend gestattet ist, werden wir auf dieses wichtige Buch ausführlicher zurückkommen. 3. 2.

— **Napoleon I. in Elba.** Der im J. 1827 verfaßte, englische Generalmajor, Sir Neil Campbell, hat über seinen Anteil an den englisch-französischen Kriegen von 1810 (in Spanien) bis 1814 Denkwürdigkeiten hinterlassen, die erst jetzt von dem Kaiserlichen, dem Geistlichen Campbell Macclachlan, ver-

öffentlicht worden sind. Den interessanteren Theil dieser Denkwürdigkeiten bildet ein Tagebuch, das der General, als britischer Regierungsbevollmächtigter bei Napoleon nach dessen Abdankung in Fontainebleau, sowie auf der Reise nach Elba und während seines Kufenkaltens dafelbst, geführt hat. Napoleon wurde dort bekanntlich als Souverain behandelt; er hatte seine Minister, seinen Hofstaat und seine kleine Armee. Die kaiserliche Mutter, Frau Lätitia, war mit Thälern, Ebnen und Schwieger-Ebnen von Rom nach Elba gekommen, wo nun Franzosen und Italiener gemeinschaftlich konspirirten, gegen einander intriguirten und endlich die berühmte Expedition ausführten, die den Feldzug von 1815 und die Schlacht von Waterloo zur Folge hatte. Ein großer Diplomat scheint der tapfere Sir Neil Campbell nicht gewesen zu sein, denn er hat die wichtigen Dinge, die damals auf Elba vorbereitet wurden, nicht im Mindesten geahnt, und in seinem Tagebuche erst Alles notirt, als es zu spät war. Gleichwohl bietet dieses Tagebuch auch denzutage noch ein großes Interesse. Namentlich sind die Gespräche, die Napoleon mit dem General über Kriegs- und andere Begebnisse, über Personen und Zustände geführt, welche Gespräche Vesterer in seinem Tagebuche stets unmittelbar nachher aufgeschrieben, ein anziehender Kommentar zu den Zeitereignissen. Wir zweifeln nicht, daß französische und deutsche Uebersetzungen dieses Theiles des sonst sehr weisshewigen Buches auch in Frankreich und Deutschland gern gelesen werden würden. 3. 2.

— **Deutsche Geschichte für die Jugend bearbeitet.** Von dem „Inspirierten goldenen Bilderbuche“, mit deutschen Geschichten für die Kinderstube“, reichhaltig ausgestattet, ist jetzt die zweite Sammlung erschienen, welche in zwei Bändchen deutsche Geschichten von der Reformation ab bis zur Gegenwart enthält. Die Signatur des Spamer'schen Verlags in Leipzig deutet immer darauf hin, daß der Inhalt des betreffenden Buches in praktischer Weise zur Erreichung eines hohen idealen Zieles die Hand bietet. So sind die deutschen Geschichten des goldenen Bilderbuchs zu dem Zwecke geschrieben, um schon in der Jugend, die ja unser nationales Werk vereinfachen soll, den vaterlandliebenden Sinn zu wecken, für die Erziehung unserer Kinder zu Staatsbürgern den ersten Grund zu legen. Wir beglückwünschen den Herausgeber, Herrn Franz Otto, wegen der Vorrede, die er „an das Elternhaus und unsere Erzieher“ überhaupt gerichtet, und freuen uns der wahrhaft patriotischen Gedanken, die er darin niedergelegt hat; sie sind der Anerkennung um so mehr werth, als sie aus einem „warmblütigen, süddeutschen Herzen geflossen sind, dem die politische Erziehung aus den letzten Jahren, die Unterordnung und Entlassung, die ihm auferlegt ward, schwer genug angekommen ist“. Der Herausgeber übt diese Entlassung, weil ihn der Gedanke leitet, daß wir das, was wir von unseren Kindern verlangen, vor Allem selbst wollen und rückhaltlos thun müssen. Er stellt sich daher fest auf den politischen Boden, den die Ereignisse von 1866 in Deutschland geschaffen haben. Wir müssen“, so sagt er u. A., „als oberste Pflicht anerkennen, den Kräften mitzuarbeiten an der vaterländischen Erhebung, am Ausbau des neu entstandenen Bundesstaats, indem wir Bedacht

(*) Napoleon at Fontainebleau and Elba. London, Murray (Berlin, A. Asher & Co.), 1869.

(**) Wir vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Titeln und Textstücken u. f. w. Leipzig, Otto Spamer, 1869.

*) Ausführlicher Commentar zu den ägyptischen Stellen in Genesis u. Exodus. Erster Band. Mit 59 Holzschnitten. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1868.

nehmen, die Jugend frühzeitig für alle damit zusammenhängende Entwicklungsphasen zu erwarman; diese Pflicht ist geradezu eine nationale Forderung geworden, die die gewaltigen Umanwandlungen von 1866 vor sich gegangen sind; und weil jener Ausbau bestrebende Werkmeister und viel kräftige, gewandte Handlanger bedarf, so stehen wir abwehrend aller Weichherzigkeit und Kleinmuthigkeit gegenüber: denn wir brauchen den mannhaften Geistesfortschritt von tüchtiger, furchtloser Gesinnung. . . Auf solcher Grundlage sind die „deutschen Geographien“ geschrieben, und der markige, eindrucksvolle Ton ihrer Erzählung ist wohl geeignet, im Kindesgemüth die nachstrebende Lust am Großen und Edlen unserer Nation wach zu rufen. Wenn es übrigens auch nur „Geographien“ sind, so geben sie doch immerhin ein zusammenhängendes Bild der staatlichen und geistigen Entwicklung des deutschen Volkes, soweit sich dieses Thema zur Darstellung für die Kinderwelt eignet. Wir meinen, daß den maderen Bemühungen des Herausgebers und des Verlegers in ihrem schönen Unternehmen der günstigste Erfolg nicht fehlen kann.

G. H.

— Die Jubelansgabe des Stielerschen Atlas. Mit der so eben erschienenen 28. Lieferung ist nun die mit den beiden Subeljahresgaben 1817 und 1867 geschmückte, von H. Berg-haus und A. Petermann besorgte, neue Ausgabe von A. Stieler's Handatlas bereit. Die Oceanische Inselwelt bildet die beiden Schlussblätter des alten, völlig verjüngten Werkes, das auf jedem eineln seiner vierundachtzig Kartenblätter, auf denen sich mindestens eine ebenso große Anzahl von Nebenarten befindet, die Fortschritte der geographischen Wissenschaft seit einem halben Jahrhundert bezeugt. Karten über das Weltgebäude (der nördliche Sternhimmel, der südliche Sternhimmel, das Planetensystem der Sonne, die sichtbare Seite der Mond-Oberfläche) geben den Erd- und Meeres-Verhältnisse (westliche Halbkugel, östliche Halbkugel, Weltkarten der Vulkane und der Meeresströmungen, Nord- und Südpolar-karten u.) voran. General- und Specialkarten der einzelnen Welttheile und Länder ergänzen sich gegenseitig, und ist überall neben einem allgemeinen Landesbilde auch eine Anschauung von der Völkergestalt, eine vergleichende Uebersicht der Höhen sowohl, als der Meerestiefen, nach den wissenschaftlichen Ermittlungen der neueren Zeit, gegeben. In zahlreichen Nebenkarten sind auf den Uebersichtsblättern Pläne der meisten europäischen Hauptstädte, sowie der großen Städte anderer Welttheile, der berühmtesten Vulkane u. enthalten. Die Staatenübersicht von Deutschland giebt zwar auch ein treues Bild der neueren politischen Gestaltung unseres Vaterlandes, aber sie hält auch an dem allgemeinen deutschen Bewußtsein fest, daß Nord- und Süd-deutschland demungeachtet ein einiges großes Ganzes verbleiben. Die Ergebnisse der neueren Entdeckungsfahrten in fremden Welttheilen sind natürlich überall von dem Herausgeber der geographischen „Mittheilungen“ mit gewissenhafter Sorgfalt benutzt. In dem gedruckten Vorbericht wird unter Anderem mit Bezug auf die Karte von Südafrika und Madagaskar gesagt: „Die Geographien und Kartographien Südafrikas, die den vielen Entdeckungsfahrten der letzten fünfzehn Jahre mehr zu danken hat, als allen früheren Jahrhunderten, erhält noch immer unaus-gesetzt so viele und so wesentliche Bereicherungen, daß nicht bloß während der Zeichnung und des Stiches ganze neue weite Ge-

biete unserer Kenntniss zum erstenmale erschlossen worden sind, sondern daß sogar während des Druckes der neuen Auflage große Veränderungen auf der Platte nöthig wurden.“ 3. 4.

— Die Kammerjunker. Der Kriminalroman: „Die Kammer-junker“, von Adolf Mühlburg, bietet nichts dar, was sein näherer Beschreiber im „Magazin“, dessen Zwecken gemäßer, rechtfertigen könnte. Indes wollen wir dem durch seine noch-littische Thätigkeit im Publikum bereits wohlbekannten Verfasser gern bezeugen, daß er gewisse Ereignisse, welche vor einigen Jahren die aristokratischen Kreise der Mark in wechselnde Bewegung gesetzt haben, zu einer ungewöhnlich spannenden Lectüre zu re-arbeiten gewußt hat. Wer aus der Leihbibliothek sein täglich Brod entnimmt, mag nach dem Roman als nach einem Veden-bissen schnappen, der sich unter anderem auch dadurch empfiehlt, daß seine Lectüre nur wenige Stunden beansprucht.

Literarischer Sprechsaal.

Durch die zunächst in Brüssel gegründete, gleichzeitig in den Niederlanden, in Deutschland, England, Frank-reich und Italien mit würdigen Arbeitskräften ausgestattete „Revue de droit international et de législation comparée“ ist eine Zeitschrift der vergleichenden Rechtskunde ins Leben gewen, von welcher man eine segensreiche Ausaat für Recht und Ge-gebung, die in der ganzen civilisirten Welt übereinstimmend werden müssen, sich versprechen darf. Das kürzlich erschienene erste Heft dieser Zeitschrift enthält bereits eine Reihenfolge von Abhandlungen der obengenannten Länder im angegebenen Sum-so des Advokaten Rolin-Jacquemyns in Genf über das Stu-dium der vergleichenden Gesetzgebung und des Völkerrechts, des Prof. von Holkenborg in Berlin über die neueren Entde-ckungen aus dem Gebiete des Gefängniswesens, des Dr. Max Wirth in Bern über die Armengesetzgebung dieses Kantons, des Professors Asser in Amsterdam und des Advokaten Jazez in Paris über die Stellung civil- und kriminalgerichtlicher Ver-kenntnisse des Auslandes in den verschiedenen Ländern, des Rechtslehrers Westlake in London über die zwischen den Vereinigten Staaten und anderen Ländern in neuerer Zeit ab-geschlossenen Verträge über Expatriation und Naturalisation der Einwanderer, des Prof. Pradier-Fodère in Paris über die Consulargerichtsbarkeit in der Levante u., woran sich endlich eine Chronik der bedeutendsten Zeitereignisse für die Ausbildung des internationalen Rechtes reiht. Gewiß wird man überall, wo man sich für die wachsenden, friedlichen Rechtsbeziehungen der Völker interessiert, diese probatigste neue Zeitschrift unter-stützen.

3. 4.

In dritter Auflage wird jetzt von der J. A. Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig Ludwig v. Rhane's „Staatsrecht der preussischen Monarchie“ ausgegeben. Das aufstrebende Ver-fassungsleben der preussischen Monarchie, mit welchem seit zwanzig Jahren das politische Bewußtsein des gesamten deut-schen Volkes Hand in Hand gegangen, hat die Kenntniss solcher

keiten, welche von dem öffentlichen Rechtszustande in Preußen handeln und die Prinzipien enthalten, die dem Verfassungsrecht und dem Verwaltungsgesetz in Preußen zum Grunde liegen und auch bei seinen Rechtsbeziehungen zum Auslande als Norm dienen, mehr und mehr zur Nothwendigkeit gemacht. Zu jeder Session des preussischen Landtages wird von Mitgliedern sowohl der ministeriellen als der Oppositionspartei auf die Autorität der Königlich-Preussischen Staatsrechts hingewiesen, das in seinen Darlegungen die zur Entscheidung der preussischen Rechtsbestimmungen zu ihren Motiven zurückgeht und mit einem so reichen Material vergleichender Hinweisungen auf andere Gesetzgebungen zu erläuternden historischer Annmerkungen ausgestattet ist, daß in Nachschlagenden kaum irgend eine das Staats- und Völkerrecht berührende Frage unbeantwortet bleibt. Seit der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im J. 1856, die bald nach dem vollständigen Erscheinen vergriffen war, haben sich die neuen und auswärtigen Verhältnisse Preußens bedeutend geändert und diese Aenderungen hat der Verf. auch in der gegenwärtigen dritten, vermehrten und verbesserten Auflage auf allen Seiten hin berücksichtigt. 3. v.

Das Buch „Vittauen und die Vittauer“, von Otto Slagau), in Vittauen selbst und in Strassburg überhaupt großes Mißfallen erregt und vielfache Reclamationen in den dortigen Zeitungen herbeigerufen. Einer unserer Mitarbeiter in Königsberg schreibt uns über das Buch:

„Man erzählt von einem Musikkreunde, der beim Anhören des neuen Stückes von Zeit zu Zeit den Hut abgenommen, die bekannten Komponisten zu begrüßen, die er aus dem Saal heraushörte. In diese Lage versetzt uns unser Autor fast das ganze Buch. Glücklicherweise kannte er nicht alle seine Vorgänger, die über diese Provinz geschrieben, sonst würden wir wohl den Hut ziehen müssen. Er hat nur wenige Werke unserer Provinzial-Literatur zu Gesicht bekommen: einige latein. „Neuen Preussischen Provinzialblätter“ und der „Allgemeinen Monatschrift“; Gerbois' „Notizen von Preußen“; Lehmann's „Königsberger Skizzen“; Wegner's „Vittauer“; vor allem aber die „Festgabe“. Die Provinz Preußen. Alles übrige ist ihm völlig unbekannt geblieben. Die reichhaltigen Seiten von Zachmann und Wukke über die künftige Nebrung, Himmel und deren Delta; das Buch von Krause: „Vittauen seine Bewohner“; Ranke's „Wanderung“; die Aufsätze im „Allgemeinen Preußen“; die „Acta Borussica“ und vieles Andere von ihm nicht benutz, weiß nicht gekannt. Was der Autor thut, das hat er nicht bloß benutz, sondern ausgeschrieben, endlich den verstorbenen Schumann und Berendt.“

Zur „Philosophie des Unbewussten“.

Die Besprechung meines Buches in Nr. 7 dieser Zeitschrift macht mich durch ihre Ueberschrift und ihren Schluß zu solchen Bemerkungen: Der Schopenhauer'sche Pessimismus in seiner Einseitigkeit ebenso falsch wie der Leibniz-Geistesoptimismus. Wenn ein Balanciren auf der punktuellen gleichgewichtenden Mitte zwischen beiden Ansichten unmöglich ist, so ist die Wahrheit nur in einer organischen Verbindung der beiden zu finden, wie ich sie angestrebt habe. Wenn ich

einen von allweiser Vorbeugung geleiteten historischen Entwicklungs-Prozess lebe, der auf allen Gebieten (Staat, Gesellschaft, Volkswirtschaft, Technik, Wissenschaft u. s. w.) den Anforderungen des strengsten Utilismus gerecht wird, wenn ich, wie der Herr Referent selbst anführt, innerhalb dieses Prozesses die Lejahung des Willens zum Leben als das allein Richtige proclamire, und von Jedem ein richtiges Eingreifen und Mitarbeiten an dem Fortschritt des Ganzen fordere, so kann ich darin nur das strikte Gegentheil von den quietistischen Tendenzen Schopenhauer's und der Weltschmerzgedichte so wie des modernen Nihilismus der Verzweiflung erkennen, da ich, weit entfernt, „die Menschheit wehmüde machen“ zu wollen, vielmehr kräftigere Motive, als jemals Einer vor mir, aufzustellen glaube, um sie „weltmüde“ zu machen. Wenn ich eine bedürfnislose Zufriedenheit höher stelle, als den raffinierten Genuß, so habe ich darin die Autorität der Religion und Philosophie gleichmäßig für mich, und muß den Vorwurf der Unästhetik mit voller Entschiedenheit zurückweisen, zumal da ich wiederholentlich darauf hinweise, daß die illusorische Beschaffenheit der Grundlage eines Gefühls der Realität desselben nicht den geringsten Abbruch thut. Schon der nüchterne Ernst und die vorsichtig abwägende, allen Einwurf gerecht werdende Objektivität meiner Untersuchungen läßt jeden Vergleich der Stimmung meiner Weltanschauung mit derjenigen der bläseln Weltschmerz-Poesie als unzutreffend erscheinen. Wenn ich, wie ich glaube, nachgewiesen habe, daß es Thorheit sei, dem Jdöl eines positiven Glückes nachzujagen, so entspricht dies völlig der Weltanschauung des neuen Testaments und führt am sichersten zu der Selbstverleugung, welche die erste Forderung des Christenthums ist. Die positive Seite der Selbstverleugung aber, die Nächstenliebe, gewinnt die tiefste Begründung, deren sie fähig ist, erst durch meinen Nachweis, daß das Wesen, welches in meinem Nächsten lebt und fühlt, mir unbewußter Weise ein und dasselbe ist, welches in mir lebt und fühlt. Meine Forderung endlich, sich und seine Person rücksichtslos an den Prozeß des Ganzen binzugeben, und sein subjectives bewußtes Ermessen der unbewußten Weisheit unterzuordnen, sagt in philosophischer Sprache dasselbe, was das religiöse Gebot verlangt: „Fürchte Gott und halte seine Gebote“. Denn wer sich mit den äußerlich an ihn herantretenden Geboten des Essenbarungs-Glaubens begnügt, der philosophirt nicht; wer aber philosophirt, der erkennt eben Gottes Gebote in jener innern, der Entstehung nach ihm unbewußten Stimme, welche man als Instinkt im weitesten Sinne bezeichnen kann, und welche letzten Endes weiser ist als alle Weisheit der bewußten Kritik.

Schließlich bemerke ich, daß die sehr geschickte verfaßte Inhaltsangabe des Herrn Referenten nur die zweite Hälfte meines Buches verfaßt, also die grundlegenden physiologischen und psychologischen Untersuchungen nicht näher berücksichtigt. Wie diese sich zu den schätzbaren verwandten Forschungen des Herrn Prof. Lazarus verhalten, überlasse ich der Sachkritik zu beurtheilen.

Dr. G. v. Hartmann.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

[Jahrg.]

Berlin, den 6. März 1869.

[N° 10.]

Inhalt.

England und das Ausland. Aus dem österreichischen Klosterleben 133. — Zur Rodwits'schen Frage. 135. — Oscar von Rodwitz. Hermann Stark, deutsches Leben. 137. — Ein pädagogischer Roman. 137. — Die Archive der Baskille. 138. — Der Constatier Alpheus Todd über die parlamentarische Bewegung in England. 140. — Zum 28. Juli's Geschichte der niederländischen Revolution unter Napoleon II. 141. — Der Vater aus dem neuen Spanien. V. Hoffnungen für die Zukunft. Geba und die Kolonial-Politik. 144. — Literarische Revue. Der Zeitungsschmuck in den Niederlanden. 144. — Ewig Wandel und die Ewigkeit. 145. — Schriften zur christlichen Weltanschauung. 146. — Schriften zur christlichen Weltanschauung. 146. — Der deutsche Presssaal. Taktische Mängel bei 1866. 146. — Ein literarischer Pole über den Unterschied zwischen Preußen und England. 147. — Die deutsche Presse in Russland. 147.

Deutschland und das Ausland.

Aus dem österreichischen Klosterleben.*)

Seitige literarische Erscheinungen unserer Tage haben in der That die Beachtung aller Gebildeten verdient, als das neueste Werk des unten genannten ehemaligen Vaters des Katholizismus, der denkwürdigen Väter schon vortheilhaft und keine zwei Bände „Freigemeinnlicher Glaubens- und Sittenlehre“ bekannt ist. Das in der Ueberschrift genannte Buch ist wesentlich bald der zweite Band folgen wird, ist ein Buch, denn bisher hatten wir gar nichts Authentisches aus dem Klosterleben — eine Lücke, die von den größten Denkern der Zeit auf religiösem Gebiete oft beklagt wurde, weshalb auch die erwähnten Theologen wiederholt an den Verfasser die Publikation seines nun endlich erschienenen „Klosterlebens“ mahnten. Der Umstand, daß dies Buch sofort nach seinem Erscheinen in's Holländische überetzt wurde (wovon man weiß), ist ein Zeugnis für die Wichtigkeit des neugegebenen Jahrbuchs, wie es der Verfasser bescheiden nennt, denn es enthält auch tief durchdachte moralische Betrachtungen und eine Reihe, wie solche von einem Manne zu erwarten sind, die Menschheit dreizehn Jahre lang als Priester der katholischen Kirche ihr Herz erschloß und der so viel von den geistlichen Vätern der Maschinen gegeben hat, durch welche die Menge des gemeinen Volkes am Gängelbarte wird. Wagner's Memoiren sind nicht nachträglich verfaßt, sondern gleichzeitig mit den Erlebnissen niedergeschriebene Erinnerungen und deshalb gerade von unschätzbarem Werthe; es ist, wie der alte Mann Manches anders sagen, aber nicht als nichtsdestoweniger gebunden an den ursprünglichen Inhalt, bemerkt der Verfasser selbst in der lateinischen Vorrede zu seinem Buche. Diese erdarmungslos objektive Darstellung damaliger Einbrüche wirkt natürlich mit vernichtender Klarheit; um so mehr, als ihnen jeder Schein von Effect-

habscherei oder Haß fehlt. Die Namen der vorkommenden Personen, von denen viele noch am Leben, sind sämtlich Pseudonyme, wie sich dies von einem anständigen Autor erwarten ließ, denn Klöster, Mönchs Häuser und ähnliche Institute sind große, aber streng abgeschlossene Familienkreise und ihre Mitglieder keine der Öffentlichkeit angehörige Personen, wie in Memoiren politischen Inhalts, die durch Anonymität oder Pseudonymität jeden Werth verlieren würden.

Der Verfasser ist ein Böhme, aber kein Slave, sondern ein Deutscher, doch werden auch die Deutschböhmen von den eigentlichen Oesterreichern oft für Slaven angesehen, ebenso wie die deutschen Mährern. Er hat den geistlichen Stand nicht freiwillig gewählt, sondern folgte hierin dem Wunsche der Eltern, von denen die Mutter ihn durch feierliches Gelübde dem Dienste der Jungfrau Maria geweiht hatte, als er noch ein kleines Kind war und von einer schweren Krankheit befallen wurde. Er sagt hierüber: „Solche Gelübde sollen unter Frauen der bürgerlichen Volksklasse nicht wenig beliebt sein und daher häufig vorkommen. Im ersten Augenblicke der religiösen Aufregung mögen sie genug Reiz haben und — sie finden auch wohl. Es kann auch sein, daß dem geängsteten Mutterherzen kein anderes Gelübde von ausreichender Wirkung erschienen habe. Zu jenen bedeutenden Gelübden, wie sie von reichen Leuten manchmal gemacht werden, fehlten jedenfalls die Mittel. Außerdem ist es allgemein bekannt, daß unsere katholische Frauenwelt am Priesterthum viel Wohlgefallen hat, und ein unumwundenes, ja unaussprechliches, wenn die eigenen Kinder ihm angedören. Endlich ist der geistliche Stand, nach allgemeinem Dafürhalten des Volkes, die allerbeste Versorgung, die ein Menschisch wünschen kann. Das Alles rechtfertigt mir meine Mutter.“ Da der Sohn das Herz dieser guten, lieben Mutter gebrochen haben würde, hätte er das Gelübde nicht respektirt, so blieb ihm nichts weiter übrig, als in den geistlichen Stand zu treten, über welchen er schon als Prager Student ein Freidenker in religiösen Dingen — grade nicht besonders ehrsüchtig dachte, während er Neigung hatte, Mediziner zu werden. Poeten haben oft den Kampf liebender Jungfrauen geschildert, denen der Schleier aufgezungen wurde, um sie von dem Manne ihrer Wahl zu reizen; der Kampf eines denkenden und gleichzeitig fühlenden Mannes vor Ablegung des geistlichen Gelübdes scheint dieher weniger poetische Würdigung gefunden zu haben, und doch dürfte er furchtbarer sein, als der eines gefühlvollen jungen Mädchens. Man lese nur das folgende Gelübde in den Memoiren:

„Heute fühle ich mich in einer ungewöhnlichen Stimmung. Ich bin nahe daran, mich für unredlich und darum für verächtlich zu halten. Aller Reichtthum, alle Frivolität ist dahin. Ich erkenne mit Begeisterung, daß ich hierher in diese Verhältnisse gar nicht passe. Ich denke zu viel, ich urtheile, kritisiere, scherze und spottet; das Alles paßt nicht nur nicht in dieses klösterliche Wesen, sondern versteht Alles, was da ist. Ich möchte mit Gewalt anthun und Mann genug sein, um die Ablegung der Gelübde zu unterlassen. Ich möchte gehen und in der weiten Welt ein anderes Brod suchen. Aber meine Eltern! Meine arme, gläubige Mutter! Wird sie mich verstehen?“ Und dann heißt es über den Akt der Weihe:

*) Von Dr. A. C. Wagner. Berlin, Carl Heymann's Verlag (Jahrg. 1869).

„Die heutige Ceremonie hatte etwas Düsteres, Niederbedrückendes, Erschütterndes an sich, obgleich sie im Ganzen doch nur wie eben eine Ceremonie, ein Schauspiel, eine Formalität anzusehen sein mochte. Sie fand in der Kirche statt. Der Hauptinhalt aller dabei vorgenommenen Symbole und Worte war Tod und Begräbniß. — Ich lasse die Bilder noch einmal an mir vorübergehen: Der Abt sitzt wieder in seinem Lehnstuhle vor dem Hochaltar; seine Kleidung ist weiß und schmucklos; eine einfache, weiße Bischofsmütze leuchtet auf seinem Haupte. Die Brüder sind in ihrer gewöhnlichen schwarzen Ordenskleidung erschienen. Ich, der Sterbende und demnächst zu begrabende junge Mensch, komme in Begleitung des Priors, als meines geistlichen Direktors, vor den Thron des Hochwürdigsten. Auf den Knien lese ich laut und deutlich die „schedula“ ab, meine auf Pergament-Papier eigenhändig geschriebene Petition und Professions-Formel. Der Abt antwortet dann: „Haec tibi facienti promitto vitam aeternam“. (Dabei kann ich mich des Zweifels nicht erwehren, ob nun ich oder der Abt mehr gelebt.) Darauf führt mich mein lieber, guter Prior in das Schiff der Kirche und ich singe, auf drei verschiedene Stellen vortrübend und die Kniee beugend, zuerst in tiefem, dann aber immer höher steigendem Tone: „Auscipe me, Domine, secundum eloquium tuum ut vivam, et non confundas me ab expectatione mea“. Die Anwesenden wiederholen im Chor singend meine Worte, während ich schrittweise bis zum Begräbnißplatz, welcher mitten im Presbyterium für mich errichtet ist, gelange. Dann folgt die Einweihung der neuen Kleider und die Anlegung derselben. Die Geistlichen reichen mir Einer nach dem Andern den Bruderkuß und nun lege ich mich in das symbolische Grab. Das große Bahrtuch, womit man die Särge der Toten zu verhüllen pflegt, ist in seiner ganzen Breite über den Fußboden gelegt. Darauf strecke ich mich der Länge nach aus, das Gesicht auf einen schwarzen Polster ruhend. Rings um mich stellt man in gewöhnlicher Anzahl die brennenden Todtenlichter; die Mönche sprechen dumpf und monoton als Grabgesang die sieben Psalmen; vom Kirchenthorum erschallt das Geläute aller Glocken — das Begräbniß geht vor sich. Während dessen hätte ich Zeit, über mich und das, was um mich herum vorgeht, nachzudenken. Sonderbar! Ich bin es nicht im Stande. Eine unfaßliche Verwirrung macht sich in meinem armen Kopfe breit. Mein Geist scheint ohnmächtig geworden zu sein. Ich weiß nicht einmal, ob die Ceremonie lange bauert. Nach und nach ersterben die Glockentöne und die Drummstimmen der Mönche; ich höre nichts mehr, alles ist still geworden. Plötzlich ruft eine sanfte Stimme, die meines Priors, mir zu: „Surge, qui dormis, et exsurge a mortuis et illuminabit te Christus“. Ich stehe auf, wie Einer, der gehoramt ist und gelange an der Seite des alten Herrn zu meinem Bestemmel. Die Ceremonie geht zu Ende; die Messe nimmt ihren Fortgang; schließlich empfangt ich das heilige Abendmahl und den Segen des Prälaten. Nun bin ich wirklicher monachus, gebunden an geistliche Vorgesetzte, an die Kirche, an das Kloster, an die canonischen Gesetze, an die Regel, die Constitutionen, die Gewohnheiten, an den Geist dieses Hauses, gebunden auf Lebenszeit. Aber ich bin auch, wie der heilige Bernhard in seinen praecipuis Cap. 23 sagt: „professor et amator Dei, angelis similis, hominibus dissimilis“.

Die nun folgenden Betrachtungen über die mit der Weihe verbundenen Wunder wollen wir den Lesern des Buches nicht vorweg nehmen, hingegen darauf hinweisen, daß noch mehr Männer als der Dr. phil. Wagner mit Zweifelspaß und verwundetem Herzen in das Klosterleben eingetreten sind. Unser Ge-

währmann erhellt über diesen Punkt gleich beim Eintritt in das Stift, noch ehe er das eigentliche Noviziat antrat, in dem sogenannten Studentenzimmer Aufschluß, in welchem die Candidaten vor Eintritt in die Clausur einquartirt zu werden pflegten. Die grauen Mauern und die Fensterwände dieses großen Gemaches waren mit Bleistift beschrieben, und es erregte diese Inschriften das ganze Interesse des Neulings.

Hier sind einige derselben:

„Eramus keinem Heiligen, süße Worte spricht er, aber in der Kunst steht manchmal ein Salume.“

Dann weiter:

„Ach, daß doch die, so fort im vollen Saufen schwächen,

Nicht ernstlich denken an ihr zukünft'ges Leben.“

„Der Tannenbaum hat Zapfen, der Birnbäum Birn, und a ganz Herz ist mir lieber, als das g'scheiteste Gehirn.“

„Hab' mein Lebtag nicht g'markt, bis mir Ein's hat g'sagt; wem mi wer nicht mögen hat, hab' ich auch nicht nach g'tragt.“

„Venite, filiae, audite me, timorem domini daretis vos.“

„Memento mori? warum nicht: memento vivere? Bir's nicht besser, stolt zu leben!“

„Oder Kleichthum macht euch hier nicht glücklich, aber mich mein Armuth auch nicht.“

„Ubi sunt, qui ante nos olim hic fuerunt?

Vadite ad superos, transite ad inferos.“

„Mein armes Herz blickeiden,

Von diesem Gram bewegt,

Erlange den wahren Frieden

Nur, wenn es nimmer schlägt.“

„Reb' wohl, mein Bräutchen schön,

Muß jezt in's Kloster geh'n!

O jammer' ich in bitteren Klagen,

Mein Erbden bleib und len' ertragen.

Ertrag' es nur und sprich nicht laut!

Ich abscheu! Dich, meine Braut.“

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege nicht meine Wege, spricht der Herr.“

Viele der Inschriften waren ohne allen Werth, aber es stimmt wohl keine einzige der angeführten mit ihrer Umgebung, die Frieden und heiligen Ernst einschließen, Leidenschaft, Hohn und Triviolität aber ausschließen soll. — Dem Verfasser kam ein feiner Humor neben scharfer Beobachtungsgabe und Reflexion zu Gebote, Gaben, die im Klosterleben mitunter wohl ihre Dienste gethan haben mögen, oftmals indessen ihrem Besitzer auch Unannehmlichkeiten verursacht haben müssen. Eine Darstellung ist besonders launig und betrifft die Strafart, welche den drei Novizen, zu denen Wagner gehörte, wegen Wachsens vom gestrigen und äußerst großen Rundenmeister auferlegt worden war; denn der alte mürrißige Herr fand für gut, das Wachsen im Munde eines Mönchs für eine Todsünde zu halten. Die Strafe war sonderbar genug, denn der Verfaßte, „als der ärgste Sanswurst“, sollte in einer schriftlichen Meditation die Frage beantworten, wozu das Wachsen gut sei, der andere Novize dagegen auseinanderzusetzen, was das Wachsen schade, und der Norlgen-Senior sollte über Beide das „Berdamungs-Urtheil aus Schrift und Regel“ fällen. Die drei jungen Männer lösten ihre Aufgaben gemeinsam unter Nachhülfe des dritten Tons des Meisters und einiger seiner Redewendungen. Hier möge das „Berdamungs-Urtheil“ über Vertheibigungs- und Anklageschrift folgen:

„Rixum reputavi errorem. Darum: „Wehe über euch, die ihr lachet und euch freuet, ihr werdet bald weinen.“ So wie der heiligste Mann Benedict in seiner Regula das Wachsen für alle

hinaus verdammt, indem er spricht: Scurrilitates aeterna clausura damnamus, so muß auch jeder rechte Sohn dieses heiligsten der Ritz, vorzüglich also jeder Benediktiner, den strengsten Fluch des Rindz zudonnern, der dazu Anlaß giebt, oder sich von ihnen verführen läßt oder wohl gar sich unterfängt, auf die eine oder andere Weise das Lachen zu verfertigen. Ihr, meine ehrwürdigen Brüder, habt Beide übel daran gethan, daß Ihr die Euch gestellten Aufgaben auf unrechte Art zu lösen bemüht wart. Der Eine mit verdammungswürdiger Vernachlässigung das Aeußere vertheidigend, der Andere aber in so zweideutiger, oft sehr ironischer Weise tadelnd, daß beide Darstellungen des heiligen Ernstes und der inneren Würde entbehren. Wie wollt Ihr meine innigst geliebten Brüder, gerecht urtheilen und auf die vorgelegten Fragen überzeugend antworten, wenn Eure eigene Heilweise selber lachenerregend und befehllich abgefaßt ist? Das sagt die Regel? Omnes scurrilitates et verba risum aeterna damnamus. Ihr, meine ehrwürdigen Brüder, habt die Sache noch ärger gemacht, als sie ist, „Wehe aber dem, durch den ein Kernstein kommt; es wäre besser, ihm einen Mühlstein an den Hals zu hängen und ihn zu ersäufen!“ — In Bräder, laßt die Sache beklagen ich die froh und göttlich verfaßte Aushandlung und schleudere ihr jenen Fluch zu, der einer jeden solchen Unthat gebührt. Ewige Verdammniß wird den Aeußeren, der uns den heiligen Ernst köstlicher Demuth durch Spott und Späße rauben will. Er soll nimmer selig werden. Denn wie sagt die Schrift? „Selig sind nur die Traurigen im Innern.“ Punctum.“

Durch den Conventdiener erführen die jungen Leute, daß die Aeußeren dem gestrenge Meister und seinem Nachbar, dem inneren Vater, unglaublichen Späß gemacht hätten. Die stöhnende Randbemerkung lautete natürlich ganz anders und war für obiges Verdammungsurtheil dahin: „Viel zu zahl!“ Das ist schon, daß aus Ihnen kein Papst wird!“ Man darf nicht nicht glauben, daß diese Gemüthlichkeit sich immer geltend macht — eine Gränze giebt es, die nie überschritten wird, nämlich die Regeln und Satzungen in der Glaubenslehre, und wehe dem, der hierin einer zweimaligen Warnung nicht nachkommt: 1. und als Irrenstücker oder als Pöblist in ein anderes Kloster strich und endet dort oft in der Zwangsjacke. Der Verfasser berichtet von dergleichen Vorkommnissen und erzählt auch von dem Vater seines Klosters, der mit seinem Gelübniß und seiner Ueberzeugung in Conflikt gerathen war, was Alle zu ihm schienen, obwohl er Keinen eingeweiht hatte, doch ließ ihm ein völlig unbekanntes sich von den mündlichen Handlungen der gemeinsamen Tafel z. ausschließen und der Einsamkeit der dem Schweigen leben. Beim Landvolke führte er wegen ihrer Unerbittlichkeit in den Wäldern und in Folge seines abweichenden, verführerischen Wesens den Namen der „wilde Herr“.

Damit wollen wir das „Klosterleben“ nochmals als ein werthvolles und durchaus allein stehendes Werk allen Denkenden empfehlen und den Wunsch aussprechen, daß bald der zweite Band dem ersten folgen möge. F. M.

zur Roswitha-Frag.

Der Roswitha-Frage ist schon im „Magazin“ 1867, Nr. 44 und 45 gedacht worden. Ein Beweis des großen Interesses, das bei der gelehrten Welt Deutschlands erregt hat, ist das Erscheinen einer zweiten Auflage der im gedachten Jahre er-

schienenen Alsbach'schen Schrift: Roswitha und Conrad Celtes, die der Verfasser mit drei nachträglichen Untersuchungen über die Münchener Handschrift der Roswitha, über die Legende des h. Pelagius und über den Ottonischen Paganus versehen hat.)

Herr Professor Alsbach befaßt sich in dem Vorworte, daß seine Gegner seine für die Fälligkeit sprechenden Gründe nicht in ihrer Gesamtheit geprüft und bekämpft, sondern sie einfach ignoriert, und hinter den angeblich alten Münchner Coder sich kückend, behauptet haben. Alles, was gegen die Echtheit der Roswitha'schen Dichtungen vorgebracht worden, sei nichtig und nicht überzeugend. Wir müssen gestehen, daß auch für uns die Gründe, die Herr Alsbach aus dem Inhalte, der Sprache und der metrischen Form der Roswitha'schen Werke vorgebracht hat, keine zwingende Beweiskraft haben. Auffallende Anachronismen und Verstöße gegen die Zeren und Anschauungen des zehnten Jahrhunderts hat er nicht nachgewiesen, und es ist um so wunderbarer, daß solche nicht vorkommen, wenn man bedenkt, daß nicht Einer, sondern Mehrere die angeblichen Werke der Roswitha verfaßt haben sollen. Es ist fast physiologisch unmöglich, daß verschiedene Männer des fünfzehnten Jahrhunderts, welche dem einer freieren religiösen Richtung huldigenden Humanistenkreise angehörten, sich in die naive Gläubigkeit einer Nonne des zehnten Jahrhunderts so geschickt verfaßt haben sollen, daß sie sich auch nicht mit einem Worte verriethen. Der Einwand des Herrn Alsbach, daß sich die Humanisten durch die Wahl schlüpfriger Stoffe verrathen, da es unglaublich sei, daß eine keusche, züchtige Nonne unter Aufsucht und mit Wissen ihrer Keuschheit, einer Verwandten des kaiserlichen Hauses der Ottonen, solche Stoffe zu ihren Productionen gewählt habe, auf die näher eingugehen für eine ehrbare, sitzame Frau, geschweige für eine fromme, dem argen Weltstreben abgehorbte Nonne sich nicht schickte, ist nur ein scheinbar treffender. Die köstliche Grämlichkeit schließt die Lust nicht nur nicht aus, sondern fördert sie vielmehr, wie Herr Alsbach selbst zugestehet, daß viele Legenden von dem Vorwurfe der Schlüpfrigkeit nicht freisprechen seien; allein diese, meint er, seien von Männern geschrieben, und es dürfte ohne Beispiel sein, daß eine Nonne sich derartige anstößige Stoffe gewählt habe. In der That bildet hierin Roswitha eine Ausnahme, aber nicht weil sie eine Nonne, sondern weil sie, was Nonnen nicht zu thun pflegten, Schriftstellerin war. Die Legendenbildung fordert es, daß man nicht bloß die Marter der Heiligen, sondern auch ihre Versuchungen mit den größten Farben male, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß die überreizte Phantasie der Mönche und Nonnen gern in erotischen Vorstellungen, die sie selbst auf das Heilige überträgt, eine Vertheidigung sucht.

Das Argument gegen die Echtheit, das Herr Alsbach von der sprachlichen Form hernimmt, wäre ein schlagendes, wenn es sich um Schriftstücke in deutscher Sprache handelte. Das Deutsche des zehnten Jahrhunderts war allerdings ein anderes, als das des fünfzehnten Jahrhunderts. Allein wenn die Sprache der Roswitha die größte Ähnlichkeit mit der der Humanisten zeigt, so kommt dies daher, daß Beide in einer todten, der Entwicklung nicht mehr fähigen Sprache, die sie aus denselben Schriftwerken geschöpft hatten, schreiben. Ein sorgfältiges Studium der römischen Klassiker und ein besonderes Aneignungstalent

*) Roswitha und Conrad Celtes, von Joseph Alsbach, wirkl. Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Zweit vermehrte Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller, 1868.

konnten auch in früheren Zeiten zu Leistungen befähigen, welche denen der Humanisten gleichen. Dasselbe gilt auch von der metrischen Form. Endlich die Zeugnisse, die Herr Alsbach aus den kurzen und räthselhaften Andeutungen in den Briefen der bei dem Werke beteiligten Humanisten an Gelles entnimmt, sind von so unbestimmter Beschaffenheit, daß wir ihnen ein besonderes Gewicht nicht beilegen können.

Es beruht demnach die Entscheidung der Frage fast einzig darauf, ob der Münchner Goebe wirklich aus dem zehnten Jahrhundert stammt oder eine spätere Fälschung ist. Hier kann nur das Urtheil Sachverständiger maßgebend sein und diese haben sich, wie Herr Alsbach selbst zugiebt, für die Echtheit ausgesprochen. Selbst der Director der Münchner Hofbibliothek, Herr Professor Halm, auf dessen Zeugniß für die Unechtheit sich unser Verfasser beruft, hat, wie wir aus einer Anmerkung S. 78 ersehen, seine Meinung später geändert, umgestimmt, wie Herr Alsbach vermuthet, durch das Urtheil des Dr. Zaffé. Die gewaltsamen Aenderungen und Correcturen, die sich Gelles mit dem Texte des Goebe erlaubt hat und worin Herr Alsbach jedenfalls ein Zeichen der Unechtheit sieht, dürften gerade für das Gegentheil sprechen. Wenn der Goebe aus den Beiträgen des Gelles und seiner Genossen erst zusammengestellt worden wäre, so hätte Gelles, dem doch gewiß die Redaction oblag, dem Schreiber die schon corrigirten Texte seiner Mitarbeiter übergeben und er würde höchstens nur Schreibfehler oder sonstige Versehen des Copisten zu verbessern gehabt haben. Gerade die Willkür, mit der er verfährt, zeigt, daß er es mit dem Produkte eines längst verstorbenen Autors, nicht mit den Erzeugnissen von Zeitgenossen und Freunden zu thun hatte, die mit Recht ihn wegen seiner gewaltsamen, oft ihre Worte und Gedanken entstellenden Aenderungen zur Rechenschaft hätten ziehen können. Wir erinnern an die unglückliche Correctur des Gelles, die der Meister der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 23. Sept. 1867, nachgewiesen hat und die Herr Alsbach damit entschuldigt, daß Gelles hier nicht sich selbst, sondern seinen Freund Janus Tolobus aus Regensburg mißverstanden und also schlecht corrigirt habe.

Von nicht geringer Wichtigkeit für den Nachweis der Unechtheit der Roswitha'schen Werke ist die Ermittlung der Gründe, welche die Fälscher zu einem so unerhörten Betrage bewogen haben. Daß von Einzelnen Schriften untergeschoben worden sind, davon liefert jede Zeit Beispiele in Menge, und besonders häufig waren solche Fälschungen in der humanistischen Periode. Von Gelles namentlich wissen wir, daß ihm eine Fälschung keine Gewissensbisse machte. Wir können uns auch leicht denken, wie einen Einzelnen entweder die Eitelkeit, sich durch Auffindung und Herausgabe eines für verloren gehaltenen Autors einen Namen zu machen, oder die Hoffnung auf Geldgewinn zu einer literarischen Fälschung treibt. Wenn aber eine ganze Gesellschaft der angesehensten und achtbarsten Männer, wie die Sodaltät der rheinischen Humanisten war, zu welchen unter Anderen Joh. Neuklin, Erithemius, Abt von Sponheim, Joh. Dalberg, Bischof von Worms, Willibald Pirheimer aus Rürnberg gehörten, sich zu einem literarischen Betrage vereinigten, so müssen ganz andere Gründe als die bloße Eitelkeit oder die Aussicht auf Gewinn vorausgesetzt werden. Hören wir, welche Gründe Herr Alsbach anlegt: „Die italienischen Humanisten sahen auf die deutschen Leistungen in der lateinischen Sprache und Dichtkunst mit Geringschätzung herab, und Gelles hatte während seines Aufenthaltes in Italien die Ueberhebung der italienischen Gelehrten selbst kennen gelernt. Es sollte nun der

Welt gezeigt werden, daß schon in einer Zeit, wo in Italien die klassische Sprache und der wahre Sinn für die Poesie und die freien Künste verloren gegangen war, in dem als ganz barbarisch verschrieenen sächsischen Lande nicht nur bei den gebildeten Männern Wissenschaft und Dichtkunst noch gefunden worden, sondern es auch eine Frau, eine Nonne, gegeben, welche in reiner lateinischer Sprache mit Kenntniß der Dichtkunst und dichterischem Schwung, mit tactvoller und philosophischer Bindung Poesie zu produziren vermochte, so daß man sie als eine echte Muse in den Kreis ihrer neun Schwestern einzuweisen vollständig berechtigt sei. Diesen Vorzug Deutschlands vor Italien ihrem Vaterlande anzuzeigen und den dunkelblauen italienischen Humanisten eine Lehre zu geben, wollten Gelles und seine humanistischen Freunde ihre eigenen Productionen als Werke einer sächsischen Nonne aus dem zehnten Jahrhundert veröffentlichen.“ — Wir überlassen es unseren Lesern, zu entscheiden, ob es für die deutschen Humanisten nicht bloß ehrenhafter, sondern auch zweckentsprechender gewesen wäre, wenn sie mit offenem Bistri statt unter der Maske einer Nonne aus dem zehnten Jahrhundert sich mit ihren italienischen Gegnern in einen Wettkampf eingelassen hätten, da ja die Italiener mit Recht sagen konnten, daß die Leistungen einer Nonne aus dem zehnten Jahrhundert noch keinen Beweis für die Bildung der Deutschen des fünfzehnten Jahrhunderts abgeben. Uebrigens widerspricht Gelles selbst der ihm von Herrn Alsbach untergelegten Ablicht, die Nonne Roswitha den Italienern als eine in ihrer Art einzige Erscheinung entgegenzusetzen. In dem Epigramm des Gelles, welches sich unter den Epigrammen der anderen Humanisten zum Lobe der Roswitha befindet (S. 36), stellt Gelles vielmehr die deutsche Dichterin der römischen Dichterin Proba Galconia zur Seite, die, wie er meint, Roswitha's Leistungen, wenn sie sie gekannt hätte, gewiß gelobt haben würde. Dies ist freilich dem Herrn Alsbach entgangen, weil er das Epigramm des Gelles in einer Form wiedergibt, die ein Verhältniß desselben nicht unmöglich macht. Es lautet nämlich bei ihm folgendermaßen:

Si proba magniloquum cogens centone Maronem,
Atque aluit, doctum quos lulerat Latium:
Hanc nostram legeret Saxono sanguine cretam:
Nostrae laudasset carmine vatis opus.

Obne Zweifel hat Gelles so geschrieben:

Si Proba, magniloquum cogens centone Maronem
Atque alios, doctum quos lulerat Latium,
Hanc nostram legeret Saxono sanguine cretam:
Nostrae laudasset carmine vatis opus.

Der Sinn ist: „Hätte Proba, welche Virgil und andere lateinische Dichter in einem Centone zusammengefaßt, diese unter uns sächsischem Blute Entschlossene gelesen, so würde sie zu Werk unserer Dichterin durch ein Gedicht gepriesen haben.“ Proba Galconia war bekanntlich eine römische Dichterin, die in sogenannten, aus Versen des Virgil und anderer lateinische Dichter zusammengelegten Centonen Geschichten aus dem alten und neuen Testament weitergegeben hat. Hier, wie in den übrigen Epigrammen der Mitglieder der Sodaltät, erhebt Roswitha nicht, wie Herr Alsbach meint, als Allegorie der deutschen Muse und als Repräsentantin des deutschen Humanismus, sondern Gelles rühmt einfach die deutsche religiöse Dichterin als eine glückliche Nebenbuhlerin der römischen, während die Anderen sie in der gewöhnlichen hyperbolischen Weise solcher Lehrgelehrten mit den Mufen, mit Sappho, Daphne, dem latei-

nischen Dichter Terenz, Horaz und Virgil, den sieben Weisen Griechenlands und als Verfasserin des ottonischen Panegyricus mit den Ottonen selbst verglichen.

Ein zweiter Grund, der die Fälschung veranlaßt hat, soll nach Herrn Ribbach folgender gewesen sein: „Gelses war mit der Rürberger Patrizierfamilie Pirckheimer aus das innigste befreundet. Willibald Pirckheimer's Schwester Charitas, Nonne in dem Rürberger Clarissinen-Kloster, von ihrem Bruder und um Gelses für die alte Literatur und vorzüglich für römische Lehren gewonnen, besah eine für eine Frau ungewöhnliche Bildung: sie verstand die lateinische Sprache und schrieb mit Feinheit und Correctheit lateinische Briefe, wie sie in dem lebhaften Briefwechsel mit Gelses befunden, für welchen sie auch eine innige Verehrung und Schwesterliche Liebe an den Tag legte. Gelotische Aleriker, namentlich die des Franziskaner-Ordens, dem die Müssigkeit über die Rürberger Clarissinen zustand, einem der humanistischen Richtung entgegen, eiferten gegen den Verkehr der Nonne mit dem Dichter, der so manchen schlüpfrigen Briefen geliefert und darin auch die Weiskheit nicht mit Schamung behandelt hatte. Gelses wollte nun den Eiferern das Beispiel einer fälschlichen Nonne im zehnten Jahrhundert entziehen, welche ihre lateinischen Dichtungen nicht nur dem Kaiser Otto I., sondern auch dem Sohne desselben, Wilhelm, Grafen von Mainz, mitgetheilt und mit Wissen, Zustimmung und Unterstützung ihrer Abtissin sich den gelehrten und dich- terischen Beschäftigungen gewidmet hatte. Es sollten die Dichtungen der Roswitha zugleich wie ein Triumph des weiblichen Geschlechtes anzusehen sein, das von dem Talent und der Mäglichkeit der Erwerbung ausgezeichneter Kenntnisse nicht ausgeschlossen sei, sondern ebenso gut wie begabte Männer auf geistigen Gebiete zu glänzen wohl vermöge.“ — Dieses rein persönliche Motiv des Gelses, wie es Herr Ribbach selber nennt, kann wohl schwerlich die Aenderer zu einer so gefährlichen Fälschung, wobei ihr sittlicher Ruf und ihr literarisches Ansehen auf dem Spiele stand, mit fortgerissen haben, zumal der Erfolg ein sehr zweifelhafter war. In der That ließen sich die Franziskaner auch nicht durch das Beispiel der Roswitha bekehren, sondern verboten, drei Jahre nach der Erscheinung der Roswitha'schen Schriften, der Nonne Charitas das Schreiben lateinischer Briefe, wie ihr Bruder in einer Aufzucht vom 14. März 1504 dem Gelses berichtet.

Wir haben hier einige Bedenken ausgesprochen, nicht um Herrn Ribbach zu widerlegen, sondern um zu zeigen, daß die Unternehmung auch jetzt noch nicht abgeschlossen sei. Nach einer Reiz im „Magazin“ 1868, Nr. 40, S. 607 haben wir nächstens eine Monographie über Roswitha von Herrn Professor Röpke im Anschluß an seine Studien über Wibelund zu erwarten. Sichtlich wird uns diese der Entscheidung der Roswitha-Frage näher bringen.

Edward Runf.

nicht „Roman“. Und insofern man unter „Roman“ jenes so belehrende und zum Nachdenken über die Menschen und die menschlichen Dinge anregende Bilderpiel und Auseinanderwickelnlassen der Charaktere versteht, kann man das neue Werk allerdings keinen Roman nennen. Es ist mehr eine Art von „Biographie“. „Deutsches Leben“ nennt es der Verfasser. Und daß es in Wahrheit durch und durch „deutsch“ ist, dies scheint und so ziemlich das einzige Gute zu sein, das sich darüber sagen läßt.

Im Gegensatz zu so ungemein vielen deutschen Romanen, die zum größten Theil englischen, skandinavischen oder französischen Mustern nach, und anempfohlen sind, wirkt es wohlthuend, einmal wieder einen jener seltenen deutschen Romane zu finden, die nach Anlage und Situation in Haupt- und Neben- dingen deutsch sind und sein wollen.

Deutsch ist in der That Alles in dem Buche des Baron Redwitz, leider auch die große Verschwommenheit der Charakterzeichnungen und eine gewisse abförende Weiskheitsfälschung.

Die Augsburg'sche „Allgemeine Zeitung“, welche für Werke Gotta'schen Verlags überhaupt vielfach von ihrer sonstigen kritischen Strenge abzugeben pflegt, hat über das Buch von Redwitz einen Panegyricus geliefert, über den man sich wundern muß. Es ist darin unter Anderem gesagt: Hermann Stark nehme für unsere Zeit die Stellung ein, wie „Wilhelm Meister“ für die feinste! Der Roman sei voll Wissens und Meisenerischer Feinmalerei und erinnere an die Cabinetstücke des Jan Steen und Gerhard Dow; er sage in jeder Zeile, daß er nicht geschrieben sei, um seinen Leserkreis nur anmuthig zu unterhalten, sondern zugleich tiefere sittliche Wirkungen zu erreichen, und dergleichen mehr.

Die öffentliche Meinung — wenigstens hier in München — ist mit diesen Uebertreibungen durchaus nicht einverstanden, und es ist nicht bloß individuelle Ansicht, wenn wir aussprechen, daß Oscar v. Redwitz durch seinen „Hermann Stark“ irgendwem Bedeutendes und nicht geliefert habe. Ja, er erwies sich vielmehr unsäglich, „Charaktere“ im eigentlichen Sinne des Wortes zu zeichnen. — Alle in seinem Buche auftretenden Personen leiden an einer gewissen bedenklichen Familien-Ähnlichkeit, das Ganze aber ist so langgezogen, so arm an neuen oder originellen Ideen, so wenig realistisch gehalten, daß es nicht umhin kann, hier und da in jenes „Genre“ überzuspielen, von welchem ein französisches Sprichwort sagt, daß es allein von Allen absolut zu verwerfen sei.

Schließlich soll nicht geleugnet werden, daß der Roman hier und da auch gelungenen Schilderungen enthält, besonders landschaftlicher Stimmungen, und wer in unserer so viel Lebenswertheres produzierenden Zeit Muße findet, sich durch die drei dicken Bände hindurchzuarbeiten, wird gewiß davon ein und wieder einen gemüthlichen, harmonischen Eindruck empfangen.

Ö h w e i t z.

Ein pädagogischer Roman.

Wir haben schon einmal an dieser Stelle auf die pädagogischen Bestrebungen der Schweiz bei Gelegenheit der Besprechung der vom Seminar-Director Reblamen herausgegebenen „Zwei schweizerischen Lehrertage“ (Magazin 1868, Nr. 41) aufmerksam gemacht. Heute liegt uns eine neue literarische Erscheinung vor, welche beweist, daß jener edle Geist Pädagogik's

Oscar von Redwitz: „Hermann Stark, deutsches Leben.“)

Das lange angekündigte, neue Werk des Baron Redwitz ist nun endlich erschienen. Die Erwartung des süddeutschen Publicums (in Norddeutschland gilt der Name Oscar v. Redwitz schon lange nicht mehr viel) war sehr gespannt, aber das kleine Publicum gesteht, daß es sich enttäuscht sieht.

Oscar v. Redwitz nennt den jüngsten Sohn seiner Muse

*) Stuttgart, Gotta, 1869.

dort fort und fort wirkt und immer neue unwerthliche Blüten treibt. Als solche bezeichnen wir eine von zarter Frauenhand verfaßte Erzählung*), in der die Wirkungen einer naturgemäßen und doch echt kommenden Erziehung in schöner Form als Wahrheit und Dichtung dargelegt sind. Diese letzte Herrlichkeit zeigt sich freilich nicht in dogmatischen Redensarten, und es ist darum auch nicht ersichtlich, welcher Confession die handelnden Personen eigentlich angehören; aber jenes erste Gebot der Liebe zu Gott und den Menschen wird darin thatsächlich durchgeführt und bringt als Frucht jenen innern Frieden auch unter äußerlich wenig günstigen Verhältnissen mit sich (es ist hauptsächlich eine Lehrersfamilie auf dem Lande, die als Träger eines solchen Geistes dargestellt wird), daß unwillkürlich auch der Leser mit innerer Befriedigung erfüllt wird, während an einem contrastirenden Bilde gezeigt wird, wie die Nichtachtung und Vernachlässigung jenes Gebotes im Gemüthe nur eine trostlose Debe und Leere hervorbringt, die kein äußeres Wohlleben ausfüllen im Stande ist.

Die Erzählung ist für die reifere Jugend geschrieben und dürfte hauptsächlich jungen Damen zu empfehlen sein, weil die Hauptactionen in dieser Erzählung dem weiblichen Geschlechte zufallen. Sie ist ein treuer Spiegel des weiblichen Herzens und als solcher vorzüglich geeignet, die Keime alles Guten und Edlen in das noch unverbildete Gemüth zu pflanzen. Aber auch den Müttern empfehlen wir das ansehnliche Buch; sie werden darin einen Schatz von Erfahrungen finden, der, wenn sie ihn zu heben verstehen, vielen Segen in das Familienleben bringen wird.

Der Schauplatz der Darstellung ist die alte und die neue Welt. Man merkt es bald, daß hier nicht reine Phantasiegebilde, sondern Thatsachen des realen Lebens vorgeführt werden, wie denn auch die Verfasserin ihre Erfahrungen in beiden Hemisphären selbst gesammelt hat. Es ist uns nicht möglich, den Gang der Erzählung in Kürze wiederzugeben, da zu verschiedenartige Verhältnisse und zu viel handelnde Personen verkommen; auch würden wir damit nur ein dürres Gerippe geben, dem die eigentliche Füllung, die Darstellung des das Ganze treibenden, Verwickelung und Entwicklung wirkenden Seelenlebens fehlen würde, und diese Charakterzeichnung ist es gerade, die uns vortrefflich gelungen erscheint. Es sind meist Personen aus den höhern Ständen, die hier mit besonderer Feinheit gezeichnet werden, doch fehlt auch nicht das von einer überreizten Kultur noch nicht angelegte Element, das in einer Lehrersfamilie, deren Kinder vielfach in den Gang der Handlung eingreifen, seine Vertretung findet.

Die eigentlich pädagogische Wirksamkeit aber geht von einem unter einer erfahrenen Lehrerin stehenden Mädchen-Pensionate aus. Pestalozzi hat einst der Mutter die Erziehung der Kinder zuertheilt: hier sehen wir, wie in einem edeln, nach höheren Idealen strebenden Frauengemüthe eine stiftliche Kraft ruhen kann, die im Stillen schaffend, umgestaltend und veredelnd auf das Leben einzuwirken vermag, und nicht blos auf ihr eigenes, sondern auch auf die ihrer Umgebung. Diese Verhönerung und Hebung des menschlichen Lebens, das ist die wahre Aufgabe des weiblichen Geschlechtes und wir sehen in dieser Erzählung, wie das für alles Gute und Edle erwärmte weibliche Gemüth diese ihre natürliche Aufgabe auch unter den schwie-

rigsten Verhältnissen zu lösen vermag. Dieser tiefe Inhalt ist es, der uns in der Erzählung so wohlthunend an-

Die Verfasserin war früher selbst Lehrerin. Durch ein Hörleiden an der Kälte ihres Berufes behindert, sucht sie jetzt durch Darstellung der erzieherischen Prinzipien im Genuß der Dichtung ein neues Feld ihrer Thätigkeit. Wenn es in der Erziehung, der privaten wie der öffentlichen, wieder so werden soll, so ist es durchaus notwendig, daß das gesamte deutsche Volk, in seinen Höfen wie in seinen tieferen Regionen selbst aufgeklärt werde über diese hochwichtige Angelegenheit, daß die Herzen dafür gewonnen werden, wie einst das einer Königin Luise dafür erglühete; wir halten nichts für geeignet zu diesem Zwecke, als derartige poetische Schilderungen. Wie Pestalozzi einst durch seinen Roman „Eleonore“ Gertrud“ mehr für die Sache der Erziehung wirkte, als bei seine praktischen Versuche und begrifflichen Besprechungen, so auch diese Literatur, die zugleich ein Belohnen des wiedererwachten Interesses ist — wir verweisen hier gleich mit auf Johann Schmidt's ganz vortreffliche Erzählungen aus der Berliner Volkslebe (Breslau, Trevenet), die von gleichem Geiste getragen sind —, wieder eine bessere Zeit mit den führen und den pädagogischen Mechanismus und Materialismus auf geistigem und religiösem Gebiete vertreiben helfen, der einem Menschenalter wieder nach der Herrschaft strebt und unendlichen Schaden angerichtet hat. Nehmen sich erst wie die Frauen der Sache an, dann find wir sicher, daß die wahren Prinzipien Pestalozzi's den Sieg wieder erringen werden. A. E. S.

Frankreich.

Die Archive der Bastille.*)

Daß man heutzutage etwas als vollständig falsch betrachtet, was Jahrhunderte lang unbedingte Geltung der Wahrheit gehabt, daß durch einen glücklichen Fund irgend eines Heil ein sogenanntes Urtheil der Geschichte umgestürzt wird, ist ein Seltenes. Besonders oft aber ist es bei der Geschichte des 17. Jahrhunderts der Fall, daß durch die immer mehr werdenden Veröffentlichungen von amtlichen Registern, Korrespondenzen, Gesellschaftsberichten und ähnlichen Urkunden Thatsachen an's Licht kommen, die mit den bisher angenommenen im schroffsten Widerspruche stehen. Eine Bedeckung wie die kürzlich über die Mutter Kaiser Karl's des Fünften gemachte, die drei Jahrhunderte lang Johanna die Wahnsinnige und jetzt als unschuldiges Opfer der Herrschaft ihrer nächsten Verwandten erkannt ist, welche sie für wahnsinnig gaben, um nur ihr, der rechtmäßigen Erbin Isabella's den Thron zu sichern, das Reich und die Regierung nicht überlassen zu lassen, eine solche Entdeckung wird freilich nicht jeden Tag gemacht.

Bringt die vorliegende Sammlung der werthvollsten und interessantesten Dokumente aus einer der interessantesten Perioden der französischen Geschichte auch nicht gerade in solchem Maße neue Lichter über diese Periode, so bringt sie doch wenigstens das nöthige Material, einerseits ein bereits arg in's Dunkel gerathenes Vorurtheil der Geschichte vollends umzustürzen

*) Diesseits und Jenseits des Ozeans. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Anna Lehren. Mit Illustrationen in Farbendruck. Zürich, Hans Staub, 1869.

*) Archives de la Bastille, documents inédits recueillis et publiés par François Ravaisson. Règne de Louis XIV. Paris, Durand,

in Schuld des vielbeflagten Intendanten Fouquet völlig zu erlösen; andererseits eine wenigstens theilweise Rettung der Bücher zu ermöglichen, die man seit Konstantin von Renneville's Eshörungen den Kerkern der Inquisition an die Seite zu haben geneigt war.)

Die Geschichte dieser werthvollen Dokumente ist so romantisch und abenteuerlich, wie sie nur irgend sein kann, und können wir uns nicht verlagern, wenigstens eine kurze Uebersicht der ausständigen Details zu geben, die der Herausgeber in der Einleitung des ersten Bandes darüber mittheilt:

Als am 11. Juli 1789 die Bastille gestürmt worden war, hatten die Sieger der Republik nichts Gilleres zu thun, als ihr alte Festung zu plündern und zu demoliren. Ehe sie mit ihren Zerstörungswerk anfiengen, warfen sie Alles, was sie an Bücher, Akten und Papieren in den Zimmern fanden, aus den Fenstern in die großen Höfe der Bastille hinab. Es waren natürlich sofort genug Neugierige und Habsüchtige bei der Hand, die sich namentlich auf die Papiere warfen, in denen man die höchsten Staatsgeheimnisse vermutete, und einen großen Theil davon fortstiehlen. Man entfernte zwar bald die Diebe und ließ Soldaten als Wache dazu, doch verführten diese nicht eben schneller mit den ihnen anvertrauten Schätzen, indem sie dieselben auf jede Weise verunreinigten. Das Stadthaus-Comité ließ schnell einen Entschluß und wählte schon am 16. Juli eine Commission von vier Mitgliedern, unter denen auch ein in jener Zeit berühmter Gelehrter und Akademiker, Jean Dussaur, sich fand, mit dem Auftrage, die werthvollen Akten und Papiere, welche nach der Abtei St. Germain des Près schaffen zu lassen. Das waren sie am 19. noch in den Höfen der Bastille, als der glückliche Bibliothekar Amelion ihre Deponirung in der städtischen Bibliothek verlangte. Seinem Verlangen wurde Folge gegeben, und so verlaufenden endlich die werthvollen Dokumente den heimathlichen Hof des freien Himmel der Bastillenhöfe mit der Bibliothek des Stadthauses. Natürlich hatten sie schon vorher manche Verminderung erlitten, namentlich soll Beau-marchais, der Dichter des Figaro, welcher ganz in der Nähe der Bastille wohnte, sich eine hübsche Sammlung werthvoller Dokumente bei dieser Gelegenheit angeeignet haben. Andere in diesen Tagen abhanden gekommene Dokumente, welche die Stadt wieder sah, bildeten später den Grundstock zu der „entlasteten Bastille“ und den „Memoiren der Bastille“. Bald veranlaßte auch das Publikum die Veröffentlichung der Papiere. Die Nationalversammlung ernannte darauf eine Commission zu diesem Zwecke, die auch in Funktion trat und zunächst einmal die Papiere in Ordnung zu bringen anfieng. Die Arbeiten der Commission schritten aber nur sehr langsam vorwärts, und bald machte die eintretende Schreckenszeit ihnen ganz ein Ende. Amelion wurde bald darauf Vorsteher der Arsenalbibliothek und ließ die Papiere vom Stadthaus dorthin bringen. Hier waren sie in einer niederen dunkeln Kammer bis unter die Erde hin aufgeschichtet und blieben da dreißig Jahre liegen, nur daß sich Jemand um sie kümmerte, bis man am Ende kaum mehr wußte, was für Papiere die dunkle Kammer enthielt und die Uebersetzung von den Archiven der Bastille schon unter den Bastille-Beamten sagenhaft wurde.

Da drang im Jahre 1840 der jetzige Herausgeber, Herr Lavignon, damals ein junger Beamter der Bibliothek, in diese dunkle Kammer und entdeckte zu seiner Freude, daß er endlich ein lange gesuchten Schatz vor sich habe, von dessen Dasein man gar keine sichere Kenntniß mehr hatte. Sofort beschloß er für diese Schätze allein das zu thun, womit die Commission

der Republik nicht zu Stande gekommen war. Die Bibliothek, Verwaltung war verständig genug, ihn in diesem Vorhaben nur aufzumuntern. Das war auch nöthig; denn die Aufgabe, die Akten der Pariser Polizei auf einem Zeitraum von 115 Jahren zu ordnen, zu klassifiziren und zu vervollständigen, war keine geringe. Herr Lavignon setzte zwanzig Jahre seines Lebens daran, vervollständigte sein Material aus den kaiserlichen Archiven, aus den Archiven des Kriegsministeriums und des Marineministeriums, aus der kaiserlichen Bibliothek, aus der Bibliothèque Mazarine, der Bibliothèque Ste. Geneviève, der des Instituts und des gehorchenden Körpers, den Archiven der Polizei-Präfectur, ferner nach den Bibliotheken von Toulouse und Dijon, den Archiven von Venedig und in London dem State papers office und dem British Museum, und brachte so bis jetzt zwei mächtige Bände eines kolossalen Sammelwerks zu Stande, das den französischen Geschichtsschreibern des 17. Jahrhunderts fortin eine unentbehrliche Quelle sein wird. Wenn man denkt, daß diese zwei ziemlich compend gedrucktten Bände des größten Octavos von nahezu 500 Seiten jeder nur die Jahre 1659 bis 1666 umfassen, so kann man sich einen Begriff machen von der reichen Ausbeute für den Spezialhistoriker. Diese Hunderte von unedirten Briefen von Ludwig XIV., Mazarin, Le Tellier, Colbert, dem Kanzler Seguier, Cambé, Fouquet, d'Artagnan, Pellisson, Vauban, Cinq-Mars, der Königin von Spanien, Anna von Oesterreich und unzähligen Anderen, daneben zahlreiche wichtige Dokumente der Pariser Justizammer, bilden ein werthvolles, fast unschätzbares Quellenwerk für die politische und Kulturgeschichte jener Zeit.

Aber der Herausgeber hat sich nicht begnügt, die Briefe und Dokumente, die er zur Vervollständigung der von ihm wieder aufgefundenen Archive der Bastille aus allen Winkeln Europas zusammengeführt, mit diesen zusammenzuordnen und mit Anmerkungen zu versehen; er hat sie auch mit sehr gut und sorgfältig ausgearbeiteten Abhandlungen über das Finanzsystem des 17. Jahrhunderts, und namentlich über die Geschichte der Bastille und die Art und Weise, wie die Gefangenen darin lebten, begleitet. Letztere Untersuchung ist namentlich interessant, da sie zu Resultaten führt, die für viele Leser wohl ziemlich unerwartet sein werden. Wir erfahren, daß die Bastille, Alles in Allem, nur 42 Zimmer hatte, daß die Gefangenen nach Belieben Kägen, Hunde und Vögel in großen Vogelhäusern erzeugen, daß die Gefangenen Bücher kaufen konnten, daß 1788 sogar eine Bibliothek für sie errichtet, die so zahlreich war, daß man einen besonderen Katalog anfertigte. Auch konnte man Schach, Dame und Karten spielen; man konnte mit besonderer Autorisation Papier, Dinte und Feder haben. Morgens wurden die Zimmer von durchschneidend dreißig Gefangenen geöffnet, die dann den ganzen Tag spazieren gehen konnten, in ihrem Zimmer oder im Hofe Besuche empfangen, auch im Hofe Regel spielen konnten; sogar ein Billard war da. Die Nahrung war gesund und im Ueberflusse vorhanden; selbst Konstantin von Renneville zählt mit Vergnügen die guten Mahlzeiten auf, die er im Schloße gehalten. Es gab stets mehrere Gänge zum Mittagessen, zwei Gläser Wein, Burgunder oder Champagner, und eine dritte, um sie über Tag zu trinken. Den übrig bleibenden Wein hoben die Gefangenen auf; so besah mancher einen wohlbesetzten Keller in einem Winkel seiner Zelle.

An Festtagen wurde mehr Wein geschickt, und Renneville erzählt, daß er einmal sechs Bouteillen Champagner gesandt bekommen habe. Es gab sogar Gefangene, welche die Nahrung so ausgesucht fanden, daß sie dem Gouverneur vorschlugen, sie

einfacher zu bewirthen und die Differenz von Dem, was ihr Unterhalt kostete und Dem, was der König dafür aussehe, zu theilen. So sammelte mancher Gefangene, der lange in der Bastille blieb, Summen dort an, wie er sie vorher niemals be-
fassen hatte.

Dieses lachende Bild schließt Herr Kavaillon mit einer Betrachtung über die moralische Korruption der Zeit und findet, daß Ludwig XIV. sein Land moralisch regenerirt habe, und daß die Bastille eines seiner Regenerationsmittel gewesen. — Mit diesen Ansichten dürfte Herr Kavaillon wohl ziemlich allein stehen.

Nicht minder interessant ist im Eingange des zweiten Bandes die Untersuchung über das Finanzsystem des 17. Jahrhunderts, die eine nothwendige Vorbereitung zu allen den wichtigen Details ist, welche der zweite Band bringt. Herrn Kavaillon's Mittheilungen über die Steuerpflichtigen, über die Steuern selbst, über die Art ihrer Erhebung und die dabei vorgekommenen Mißbräuche sind höchst belehrend. Was er dann schließlich über die Verwaltung Fouquet's sagt, den er trotz seiner Vertheidi-
gung durch Pelisson und andere Dichter und Schriftsteller seiner Zeit, die von dem gesunkenen General-Intendanten Gehälter bezogen hatten, für einen großen Epikuräer hält, stimmt zu den Ansichten, welche die neueren Gelehrten, die sich mit Fouquet's Schicksal beschäftigen: Waldenar, Pierre Clement und Cheruel, über denselben ausgesprochen haben. Die Verurtheilung des Generalpächters der Finanzen war vollständig gerecht; jeder Zweifel, der darüber etwa noch blieb, wird durch die von Herrn Kavaillon veröffentlichten Dokumente beseitigt. Er war ein ganz gewissenloser Mensch, ohne jedes Ehrlichkeits-Princip, das sagen auch schon seine Zeitgenossen, die klar blickten und nicht eine besondere Veranlassung hatten, ihn zu schonen.

Während der erste Band eine Masse Details über kleinere Uebelthäter enthält, welche in der Bastille gefangen gehalten wurden, über Buchdrucker, Zauberer, Fälscher, Zeitungsschreiber, Dichter, Duellisten und Indiscrete (darunter auch einen Residenten des Kurfürsten von Brandenburg, Namens Biquetfort, von dem man Briefe aufgefangen hatte, in welchen er dem Kurfürsten die Liebesgeschichte Ludwigs XIV. mit der Mancini erzählte), beschäftigt sich der zweite, kürzlich veröffentlichte Theil ausschließlich mit Fouquet; der folgende Band wird dann die Briefe und Aktenstücke enthalten, welche sich auf die berüchtigten Gistmischerinnen, die Poisin, die Brinvilliers und Andere beziehen. Was uns Herr Kavaillon bis jetzt gegeben, berechtigt zu den besten Hoffnungen für die Fortsetzung dieses wichtigen Quellenwerkes, das vermuthlich in dem bald zu erwartenden dritten Bande seinen Abschluß noch nicht finden wird.

Paris.

J. M.

England.

Der Canadier Alpheus Todd über die parlamentarische Regierung in England. *)

Die Erforschung des Wesens der englischen Staatsverfassung hat, wie wohl allgemein bekannt ist, in den letzten Jahrhunderten unvergleichliche Fortschritte gemacht. Auch die deutsche Nation

hat sich neben der englischen an dieser großartigen Geistesarbeit theilgeigt; die Werke von Rudolph Gneist, welche in der Primat der parlamentarischen Institutionen eine so gerechte Anerkennung gefunden haben, sind ein lebendiger Beweis davon. Man hat sogar behauptet, daß die Theorie des englischen Staatsrechts überhaupt erst durch deutsche Studien zu völliger Klarheit geblieben sei. Hieran ist gewiß etwas wahr, denn die Engländer sind seine starken Helben der Theorie; allein jedem Volke wie man, in den Epiken seiner Kultur wenigstens, das genauere Verständnis seiner eigenen Angelegenheiten zugeföhren dürfen: Bowyer, Erskine May und in neuester Zeit Homeroban Cox haben durch ihre hervorragenden Leistungen den Ruf des begabter Publizisten verdient und das Urtheil über Englands Verfassungs-Geschichte wesentlich bereichert und vertieft. Im Jahre 1867 ist ein britischer Anglo-Amerikaner hinzugezogen, der Bibliothekar des Repräsentantenhauses von Canada, Herr Alpheus Todd, welcher in seiner Heimat für einen ausgezeichneten Kenner der englischen Parlamentsgeschichte gilt. Schon 1841, während Todd, damals Assistent der Provinzial-Bibliothek der Ober-Canada, noch ein sehr junger Mann war, hatte ihm die Legislative der beiden Canada die Ausarbeitung eines parlamentarischen Handbuchs zum Gebrauch der Mitglieder übertragen und er sich dieses Auftrages zur vollen Zufriedenheit der canadischen Staatsmänner entledigt. Sein gegenwärtiges, umfangreiches Werk, das ein Mitglied des preussischen Abgeordnetenhaus, Herr Kreisgerichtsrath a. D. H. Mann, sehr geschickt überseht hat, offenbart auf den ersten Blick den erfahrenen Beobachter englischer Staatsentwicklung, den begabten Publizisten und verurtheilungsfreien Denker. Herr Alpheus Todd hebt dem Parlamentarismus Englands ein sicheres, klares und fest bemessenes Horoskop; wir glauben, daß er in allen Hauptzügen Recht hat, und würden lebhaft wünschen, daß Männer von Todd's Staatsmännischen Einsichten auf die Gestaltung der Verhältnisse des Mutterlandes einen heilsamen Einfluß gewännen.

Um es ohne Umschweife herauszusagen, Herr Alpheus Todd ist ein Verehrer Altenglands. Er ist ein Anhänger der stark corporativen Selbstregierung beruhenden gleichlichen Freiheit eines monarchisch geleiteten Volkes. Die Ideen des germanischen Königthums, der germanischen Gaueverfassung, des germanischen Friesenrechtes, wie sie auf Englands Boden im königlichen Rath (privy council), in der Grafschafts-Verfassung und im Friedensrichter-Amte sich geformt und gefestigt haben, sind die Grundideen von Todd's Würdigung des englischen Staatslebens. Gegenüber der auflösenden Tendenz der Radikalreformer, die jetzt schon bis in's Cabinet der Krone gedrungen sind, vertritt der britische Anglo-Amerikaner die altüberlieferten Vorstellungen altenglischer Freiheit. Nicht nach naturrechtlichen Prinzipien, nicht nach den Ansprüchen der modernen sozialistischen Strömung, sondern nach dem geschichtlichen Entwicklungsprozeß der Institutionen Altenglands beurtheilt Herr Alpheus Todd das Heilsame oder Unheilvolle jeder Veränderung. Was seine Wurzeln in der freien Selbstthätigkeit des Volkes hat, das ist ihm lieb und theuer; was auf bürokratische Bevormundung oder auf radikale Monarchenherrschaft hinaus will, das bekämpft er entschieden und ohne Rückhalt. Mit tiefem Schmerze gesteht er zu, daß der politische Genius der Nation in der vollen Selbstentfremdung begriffen ist. Die Ablagerung der Arbeit für den Staat auf die Schultern Einzelner und das Herandrängen der Massen zur Wahlurne, nicht um Pflichten für den Staat zu erfüllen, sondern lediglich um sub-

*) Ueber die parlamentarische Regierung in England, ihre Entstehung, Entwicklung und praktische Gestaltung von Alpheus Todd. Aus dem Englischen überseht von H. Mann. Erster Band. Berlin, Julius Springer, 1869. (XVI u. 542 S. gr. 8.)

jetzt Rechte geistlich auszubenten — diese beiden Klippen der jenseitigen Gesellschaft, vor denen auch O'Neill mit barem Mund gewarnt hat, werden von Todd schon in der Einleitung jenes Buches als die schlimmsten Gefahren der heutigen parlamentarischen Regierung bezeichnet. Ja, so fürchtbar ist die Gefahr, die sie für die fernere Existenz der parlamentarischen Regierung in Frage stellt. Hören wir, wie dies ausgeht!

Eine große Zahl sympathischer Bewunderer der englischen Reform ist von jeher darin einverstanden gewesen, daß die Reformbill von 1832 ein großer politischer Fortschritt war. Sie kann den Umlauf, der in den Stimmungen der aufklärten Politiker stattgefunden hat, nicht schärfer hervorheben, als durch den Hinweis auf die Thatsache, daß obige nicht bei den besten Köpfen seine Geltung mehr hat. Herr Todd betrachtet die Reformbill nicht geradezu als ein Unglück, doch bewahrt er sie, weil sie ungewissheit die Autorität der jetzt im Parlamente gewürdigt hat. Denn soll das parlamentarische Regime nicht in Zügellosigkeit ausarten, so bedarf es mäßigenden, ausgleichenden Gegengewichts der königlichen Prärogative. Krone und Parlament ergänzen sich gegenseitig; die Krone hatte bisher am Parlament, das Parlament der Krone den natürlichen Stützpunkt. Alle großen politischen Talente Altenglands, welche mit historischem Eifer an dem monarchischen Charakter des Staates festhielten, verdankten sich ohne Ausnahme den Nomination boroughs oder Rotten mehr, jenen „verrotten Burgfrieden“, welche der Krone als arg verdorren, ihren Eintritt in's Parlament. Von Sir J. Canning bis auf Sir Robert Peel, Lord Stanley, Sir Palmerston, Sir George Grey und sogar bis auf den Mann der Mittelmäßigkeit, Lord John Russell, herab haben die berühmtesten Männer Altenglands zu kleinen Wahlkreisen ihre Treue genommen, weil die Wählerkörper der größeren politischen Verübungen, beschränkten Strubbelböden und unheimlichen Agitatoren den Vorzug gaben. Recht und Unrecht und deshalb den Gewerkschaften-Größen recht ungewiss zu sein, hat, wie auch in andern Ländern, stets für den mächtigen Vorzug eines „gehnungsfähigen“ Vertreters großer Interessen gesollt. Wenn das ein englischer Tory gesagt hat, so würde mancher vorurtheilsfreie Mann es bestreiten; da es ein amerikanischer Parlamentarist dieselbe Meinung gleich bekräftigt, so wird man auf dem Festlande Europas bei dem Wahrhaftigkeit dieses Urtheils glauben dürfen. Solche Staatsmänner sind selten oder nie aus dem Votum Massen-Meetings hervorgegangen.

Die Tragik der Reform-Akte von 1832 ist die Tragik des neuen Englands. Was den Befenner der traditionellen monarchischen Regierung gegen sie einnimmt, ist der offenkundige Widerspruch mit dem historischen Grundprinzip des englischen Verfassungsmodus. Das englische Parlament hat nie Kopfgablen erheben sollen, seine Aufgabe war vielmehr, den politischen Geist der Nation zu verkörpern, den historischen anerkannten Interessen Individualitäten, den Corporationen, den Vertrauensmännern der Krone und des politisch gegliederten Volkes zum gesetzlichen Ausdruck ihrer Ueberzeugung zu verhelfen. Das hatte die allgemeine Stimmrecht, mit Massen Herrschaft, mit schematischem Wahlmechanismus nicht das Geringste gemein. Anders als die Reformbill von 1832 auf den Boden der französischen Anschauungsweise hinübertrat, bürokratisch geregelte Wahlkreise, sozial gefärbte Wählerklassen hervorrief, indem sie die Amtspflicht des Wählers von dem sozialen Rechte des Wählers in Schatten gestellt ward, begann mit jener be-

rühmten Maßregel, so sehr sie auch äußerlich an das bisherige Vertretungssystem anknüpfte, eine neue Entwicklungsreihe, deren Gang durch das stetige Andringen der Massen auf Erweiterung der Wahlrechte bestimmt ward. So kam es zu der unheilswangeren „Chartisten-Bewegung“. Der rein quantitative Progreß ist, wie Jedermann weiß, unendlich und unaufhaltsam. Jede Vermehrung der Wählermasse bringt binnen Kurzem eine nochmalige Vermehrung auf's Tapet: heute sind es die arbeitenden Klassen, welche der gentry, der alten regierungsfähigen und herrschgewohnten Aristokratie Englands, das Heft aus den Händen reißen wollen; morgen sind es die Frauen, die neben den Männern das gleiche Wahlrecht beanspruchen. Die neue Reformbill von 1868 hat zwar noch die Frauen ausgeschlossen, aber nicht einmal ausdrücklich; dagegen hat es den Arbeiterklassen der großen Fabriksstädte die Hallen der politischen Arena weit aufgethan, und nur noch das Schauspiel parlamentarischer Balancirfunke erhält die gentry vorläufig am Ruder. Das Tory, oder neomodisch gesagt, das „conservative“ Ministerium D'Israeli hat diese von den alten Whigs nicht über's Herz gebrachte Reform in Scene jagen müssen, mit Roth und Mühe hat es dabei das Wahlrecht von Minoritäts-Deputirten (Sammelvotum der Minderheiten eines Distrikts) errungen, jenes von dem Radikalen Stuart Mill erdachte Correctiv des allgemeinen Stimmrechts, das allerdings hie und da conservativen Candidaturen den Sieg verschafft, aber den Bruch mit dem traditionellen Wahlssystem nur um so greller beleuchtet! Wie weltweit sind die Minoritäts-Vertreter, die man zur verfohlernen Rettung der gentry eingesetzt, von den alten Knights of the Shires und den Esquires of the Boroughs entfernt! Herr Alpheus Todd schildert nicht mehr diesen neuesten Umlauf; er schließt seine desolaten Betrachtungen mit dem Antsantritte des Ministeriums Derby-D'Israeli (Anfang 1868) ab, doch bespricht er die Einleitungen der bedenklichen Neuerung; er hat laut und kräftig davor gewarnt und würde gewiß einen Erfolg erzielt haben, wenn staatsmännische Einsichten der aufgeregten Begehrlichkeit sozialer Leidenschaft gegenüber in Zeiten voll Sturm und Drang irgend welchen Einbruchs noch fähig wären!

Die Möglichkeit einer parlamentarischen Regierung beruht auf der intelligenten Herrschaft einer staatsmännisch geschulten Minderheit von Charakteren, welche den unklaren Wünschen der Menge Maß und Richtung verleiht. Wird aber die Masse selbst zur Herrschaft berufen, so ist die Selbstregierung in Lebensgefahr, sie führt in die Schlingen der Bürokratie und sehr bald auch — des Cäsarismus!

Trautwein von Belle.

Belgien.

Th. Juste's Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. *)

Der belgische Historiker Theodore Juste, welcher mit ausgezeichnetem Talente die Quellen der niederländischen Geschichte aus dem 15. bis 17. Jahrhundert in Fluß zu bringen versteht, und dem die historische Wissenschaft schon manch

*) 2 vol. Bruxelles, Gand, Leipzig, Muquard.

wadere Werk über jene Periode der Vergangenheit seines Vaterlandes verfaßt, hat seine große Arbeit: *Histoire de la Révolution des Pays-Bas sous Philippe II.* bis zum Centenar hien fortgeführt.

In dem ersten Theile des Werkes waren die Ereignisse mitgeteilt worden, deren Schauplatz die Niederlande von der Abdankung Carl's V. (1555) an bis zur Einnahme von la Biele durch die *Sea-Gueux* (1572) waren. Der zweite Theil bringt in zwei starken Bänden (1863 und 1867 erschienen) die Darstellung der an wechselnden Ereignissen so reichen Epochen in den wenigen Jahren von 1572 bis 1576.

Juste's Geschichte der niederländischen Revolution ist ein zum großen Theil unmittelbar aus den Quellen geschöpftes Werk. Es ist vor allen Dingen objektiv geschrieben. Man könnte es einen Bericht aus den Akten der Revolution nennen. Darin unterscheidet es sich wesentlich von der gleichzeitig entstandenen Arbeit des Amerikaners Motley über den gleichen Gegenstand. Motley unternimmt es, die Personen, welche in dem Drama als große Rollen Träger auftreten, in freilich vorzüglich colorirten Portraits dem Leser vorzuführen. Aber der Leser ist geneigt, bei Betrachtung dieser Portraits sich der Motley'schen Angengläser zu bedienen. Der Amerikaner weiß sein Urtheil über Personen und Situationen mit Sicherheit dem Geiste des Lesers einzupumpen; es ist etwas von Schiller'scher Kraft in ihm. Mit tausend Künsten der Veredelmacht nimmt er den Leser gefangen und führt ihn mit sich, wohin er will. Die vertrieben davon der Belgier! Dieser läßt seinen Standpunkt zu den Personen und zur Sache eigentlich nur in der Verrede und im Schlusse erkennen. Es ist selbstredend der nationale Standpunkt. Aber in der Arbeit selbst tritt der Verfasser bescheiden zurück. In anspruchsloser, aber eleganter und zuweilen romanhaft spannender Sprache reißt er eine Thatlade an die andere, scheinbar unbekümmert darum, welchen Eindruck die Aufstellung machen wird. Er weiß, die Thatfachen reden laut genug, und er läßt ihrer Wirkung in empfänglichen Herzen sicher.

Keine Reflexionen! Welche köstliche Gelegenheit z. B. hatte der Verfasser, die Politik Carl's IX. von Frankreich mit der Gegenwart zu vergleichen, die damaligen Gelüste Frankreichs auf die jetzigen Niederlande mit neueren ähnlichen Bestrebungen in Beziehung zu setzen! Er begnügt sich, den plumpen Spuren jener schmutzigen Politik mit ruhigem Tritte nachzugehen. Dem Leser bleibt es überlassen, ihm mit freiem Urtheile zu folgen und die Früchte seiner Mühen einzusammeln. Mag sich nur jeder Leser mit ausreichender Kraft für Entrüstung und Bewunderung versehen — für Entrüstung über das feirole Spiel, das Carl IX. wie schmerz mit der protestantischen Sache und den niederländischen Independenten trieb und das mit der Ermordung Coligny's, mit der Bartholomäusnacht aufgedeckt wurde — für Bewunderung des Heroismus, den die niederländischen Verteidiger ihrer Unabhängigkeit und ihrer Glaubensfreiheit gerade bei dieser Gelegenheit bewiesen, indem sie sich trotz der heftigen Enttadung, die sie mit jenen Ereignissen erfuhren, in ihrem Kampfe gegen den spanischen Riesen nicht einen Augenblick, nicht einmal in ihren nächsten Unternehmungen irrt machen ließen, bei denen sie auf Frankreich's Hilfe hatten rechnen dürfen!

Und war die Politik der großen Elisabeth auf England's Throne in Bezug auf die niederländische Bewegung etwa viel ehrlicher?

Sehr zurückhaltend ist unser Historiker in der Vorführung

der Hauptphänomene seines geschichtlichen Dramas. Philipp II. scheint fast nie, Wilhelm der Verschwiegene nur sehr selten Verdergründe der Darstellung. Aber man sieht in jedem Augenblicke die Macht der Persönlichkeit Beide, die Macht der Prinzipien, die sie vertreten. So erröthen Beide, beinahe unsichtbar geheimnißvoll, eine in Jenem verführte, in Diesem verschloßene, welche ihnen auch die ausführlichste Schilderung der Persönlichkeit nicht hätte geben können.

Beide kämpften um Prinzipien, um Prinzipien, die noch heute unbezogen gegenüber stehen. Das ist es, was den Kampf so weit über das lokale Interesse hinausholt, in jenen Zeitperiode den Historiker zu seiner eingebenden Dichtung reist, ihn immer wieder zu einer erschütternden und behebenden, jedenfalls fesselnden Lectüre macht.

Das *Non possumus* des gegenwärtigen Rom ist kein and als das damaligen Spanien. Drei Jahrhunderte hindurch darin nichts geändert. Nur ist das *Non possumus* des 16. Jahrhunderts gepaart mit einem wahrhaft satanischen Vergnügen an blutdrückender Denkerarbeit.

Zur Ehre der Thronen sei es gesagt: das letzte Mittel, den Plan in eines Alba Gemüthe zur Durchführung des römischen Prinzips ausgedacht werden konnte, blieb unausgeführt: Vorschlag, die widerspänktigen Provinzen systematisch zu zern zu verwüsten, lebte Philipp II. doch ab. Im Ueb aber schonte er, wie wir auf jedem Blatte der Geschichte, weder sich noch Andere in seinem Willen, sich zum Roman unbeeuglicher Consequenz zu machen. Leben wir dem Regime Alba ab: man ist einig darüber, daß es das Tödtliche und Blindheit inspirierte Prinzip war. Aber Philipp schien sich von der Blindheit zu befreien: er ließ Alba's Requisitionen abfallen. Und was haben wir? Der neue Gouverneur der Niederlande empfängt zwei Instruktionen, von denen die eine geheim, die andere noch viel heimlicher war. Die französische verläßt, läßt die Absicht des Königs erkennen, von vermittelnder Seite vorgeschlagenen, schon religiös neutral geworden durch den neuen Gouverneur in den Niederlande publizieren zu lassen. Nun, schon aus dem Schlusse dieser Instruktion ersieht man das Bober und Weib der Absicht: sei, so hat Philipp, gegenwärtig zwar in einer Geldnoth, er weder ein noch aus wisse; aber niemals denke er daran Belgien etwas zu bewilligen was mit dem heiligen katholischen Glauben und mit der Autorität des Königs unvereinbar möchte, und wenn er die Niederlande verlieren sollte." In zweiten, spanisch verfaßten Instruktion wurde das, was in ersten etwa Milde athmete, völlig aufgehoben: Requisitionen das System Alba aufrecht zu erhalten, und es wurde ihm drücklich verboten, „Vergeben der Religion und der Recht zu vergeben“.

Erst die Noth in ihrer bagersten Gestalt vermochte Könige Concessionen abzurufen; sein Prinzip zu brechen mochte sie nicht.

Wie anders war das entgegenstehende Prinzip in Bl von Dranien repräsentirt! Es ist hier nicht von dem Prinzip des Verschwiegenen zu sprechen. Das hiesige Salz Meer schütten. Dieser Patriotismus übertrug fast alle fischen Vorbilder, und das Wort des Draniers „mit Hilfe“ giebt ihm noch dazu die Eigentümlichkeit unend Demuth! Nicht nur einen patriotischen, sondern auch echt staatsmännischen Vertreter fand in Wilhelm das von erhobene Prinzip. Während Philipp in der Starrheit seines Prinzips alle Eigenschaften eines Staatsmannes verlor und

zum Scharfrichter degradirte, schwang sich Wilhelm durch die Verkündigung des Feindes zu einem der ersten Staatsmänner seiner Zeit empor. Dies zeigt sich nicht allein in der gewandten Feier, wie er seine Sache diplomatisch vertrat, sondern hauptsächlich auch in der Gerechtigkeit und Milde, die er auch den Feinden gegenüber walten ließ. Jene bei Philipp und Alba die Grundlag Geltung erhielt, daß ein den „Rebellen“ gegebenes Versprechen ohne Weiteres gebrochen werden könne, desto gewandter war Wilhelm in der Erfüllung jedes Abkommens, so er mit den Feinden zu treffen hatte, und je roher die zunehmende Gewalt der königlichen Kriegesknechte auftreten durfte, desto nachdrücklicher schärfte Wilhelm den Feinden das Gebot der Menschlichkeit im Kriege ein. Und er wußte an dem verächtlichen, aber gewaltthätigen Grafen von der Mark ein Beispiel zu statuiren!

Der spannende Kampf jener Prinzipien hatte einen höchst beschränkten Schauplatz. Und doch müssen wir uns diesen Raum noch getheilt denken, wenn wir die Ursachen klar zu stellen haben, welche dem Prinzip der Freiheit im Jahre 1576 den Sieg verschafften.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Provinzen Holland und Seeland den königlichen Truppen — deren Tapferkeit übrigens von Hrn. Juste allenthalben hervorgehoben wird — nicht hätten unterliegen müssen, wenn es nicht in letzter Stunde und ziemlich unerwartet gelungen wäre, die süßlichen, fischreichen Provinzen für die gemeinsame Sache in Bewegung zu setzen. Auch diese Provinzen waren ja längst unzufrieden; nur sie fanden ja die Last der Fremdherrschaft unerträglich. Nur durch religiöse Rücksichten und durch den äußeren Zwang kaiserlicher Befehle zurückgehalten, gaben sie dem Prinzen im Oranien wenig Hoffnung auf ihre thatkräftige Theilnahme.

Es scheint noch nicht völlig gewürdigt worden zu sein, daß es in der Mitte zwei ganz zufällige, aber bei Juste stark hervorzuheben Umstände waren, welche sich vereinigten, um den Akt des Brats mit auszuspielen zu helfen, welcher mit dem Frieden von Gram. d. h. mit der jubelnd begrüßten Vereinigung aller Provinzen für ihre Unabhängigkeit, endete.

Der eine dieser Umstände war der plötzliche Tod des Gouverneurs Requesens, die dadurch herbeigeführte Unstetigkeit in der Leitung der Staatsgeschäfte, und die von Wilhelm's Freunden eifrig und glänzend wahrgenommene Gelegenheit, dem Staatsrath, der die Gouverneur-Geschäfte einstweilen übernommen, ein Uebergewicht von nationalen Elementen beizumischen. Dies ist ein Punkt, der lebhaft an die Wendung erinnert, die Friedrich des Großen Geschick im siebenjährigen Kriege mit dem Tode seiner russischen Gegnerin nahm.

Der zweite Umstand erscheint uns heute von höchst sonderbarer Art. Der Krieg in den Niederlanden wurde von beiden Seiten ohne Geldmittel geführt. Nach unseren Begriffen hätte er nicht zwei Jahre unterhalten werden können. Er währte aber drei Jahre. Die Größe der Prinzipien, um die man kämpfte, gleich auf beiden Seiten die Veringfügigkeit der Mittel aus. Das reiche Spanien war an dem Kampfe bankrott geworden. Wir haben das Geständniß der Noth aus Philipp's eigenem Munde vernommen. Wie dringend auch die Geldforderungen aus den Niederlanden kamen, es war ihm nicht mehr möglich, Geld oder Wechsel aufzutreiben. In den Niederlanden selbst wurde die Steuer verweigert. Man mußte zu den vorweggenannten Anleihen seine Zuflucht nehmen. Alba selbst, so behauptete er wenigstens, war genöthigt, sein Mobilien zu verpfänden, um Geld zu beschaffen. Schließlich mußte er aus Amsterdam heimlich

entweichen, um seinen dortigen Gläubigern zu entgehen. Diese peinlichen Geldverlegenheiten wurden sehr wichtige Bundesgenossen des Oraniers. Unter ihnen litt die Disziplin der königlichen Truppen je länger je mehr. Den Soldaten wurde der Sold äußerst unregelmäßig gezahlt; sie waren zuweilen jahrelang Gläubiger des Königs von Spanien. Der Krieg war ihnen aber vor allen Dingen Erwerbszweig. Ohne Sold keine Arbeit. Die Meutereien kamen auf die Tagesordnung; systematisch betrieben, läßt sie nicht selten in entscheidenden Augenblicken die Energie der Kriegsführung. Mit Anwendung aller Kunstgriffe suchte man die Meuterei zu beschwichtigen. Der Sold wurde ihnen in solchen Fällen wohl zum Theil baar, zum Theil in confiscirten Sachen, Tuch etc. entrichtet. Schlimmsten Falls befaß man sich mit einer Verheißung: man gab den Meutereien eine Stadt, die sie erobern helfen mußten, auf drei bis acht Tage preis. Dann traten jene furchtbaren Plünderungen ein, die in der Geschichte dieses Krieges eine so schreckliche Rolle spielen. Gerade die Meuterei der Truppen im Jahre 1576 wurde der spanischen Herrschaft verhängnisvoll. Die wüthen Gesellen der königlichen Regimenter, damals mehr als je ohne Aussicht auf Sold, suchten auf eigene Hand zu erpressen. Das Eigenthum des Bürgers, des Bauern wurde als Gemeingut angesehen. Man vertheilte sich, so gut man vermochte; man vertheilte die Ehre seines Hauses, die Sicherheit des Besitztums mit den Waffen, die sich eben darboten. Die Nothwehr kannte keine Furcht mehr vor einem Morde. So gestaltete sich der Zustand in den „treuen Provinzen“, und er wurde mit jedem Tage unerträglich. Die Verweifung des Volks über die Unmenschlichkeiten seiner Feinde durchbrach endlich alle Bedenklichkeiten — der Sturm brach los.

Unter dem Eintritte solcher Zustände, unter dem Eindringen des Schreckens, den die Einnahme und Verwüstung Antwerpens, der damals reichsten und luxuriösesten Stadt Europas, weithin verbreitete, wurde der Friede von Gent zwischen den katholischen und reformirten Provinzen geschlossen. Er enthielt Alles, was der Oranier zunächst nur wünschen konnte. Es war sein Werk und sein Triumph. In Bezug auf die Religion hatte man sich darauf beschränkt, vorläufige Gewissensfreiheit eintreten zu lassen.

Nur zu bald aber zeigte es sich, daß diese Vereinigung nicht auf allen Seiten aus einem inneren Gemüthsbedürfnisse, nicht aus der Neigung zur Toleranz, nicht einmal überall aus reinem Unabhängigkeitsstrome hervorgegangen war. Auch, die Furcht vor den spanischen Kriegsherden war der hauptsächlichste Beweggrund, der die meisten der süßlichen Provinzen in die Vereinigung führte. Denn alsbald nach Ankunft des neuen Gouverneurs Don Juan d'Autria, der sich mit einer allgemeinen Amnestie, aber auch als Beschützer des „katholischen, apostolischen und römischen Glaubens“ einführte, alsbald nach dem von ihm bewilligten Abzuge der spanischen Horden, sehen wir die Mehrheit der Generalstaaten, die katholischen, vom Genter Frieden sich zurückziehen. Noch einmal gelingt es der Gewandtheit und Energie des Oraniers, sich zum Herrn der Situation zu machen und die Provinzen zur „Union von Brüssel“ zu vereinigen. Aber gerade das, was den religiösen Streitigkeiten für immer hätte ein Ende machen können, tief einen lang andauernden, tief in die Geschichte des Landes einschneidenden Bruch herbei. Es ist das fischliche, vom Erzbischof Matthias, dem Protector der Union, erlassene Edict d. d. Antwerpen 22. Juli 1578. Es erweiterte die „Gewissensfreiheit“ des Genter Friedens zur vollen „Religionsfreiheit“. Jeder Angehörige der beiden Religionen soll frei, voll sein können, wie er

das vor Gott verantworten will! — Worte, bewunderungswürdig, aber zu schön für eine Epoche, wo die wahre Toleranz noch unbekannt war. Die Fanatiker auf beiden Seiten empörten sich über die Zumuthung, sich gegenseitig die Liebe Gottes gönnen zu sollen. Die Katholiken, von den Calvinisten aufs Heftigste angegriffen, vereinigten sich zur Conspiration von Arras und ließen sich, kurgütig genug, in die Arme der spanischen Herrschaft zurücktreiben. Die Calvinisten ihrerseits gründeten die Union von Utrecht mit dem Entschlusse, die Spanier weiter zu bekämpfen und ihre Religionsfreiheit aufrechtzuerhalten.

Unheilvoller Bruch, den die Conspirationen von Arras schwer zu bereuen hatten. Die zehn Provinzen, die sich in Arras verbunden hatten, mußten noch zwei Jahrhunderte lang Fremdherrschaft, unerhörte Schicksale, allmähliche Zerstörungen, einen fälschlichen Verfall ertragen.

Die anderen sieben Provinzen, Holland und Seeland an der Spitze, treu den Prinzipien des ewigen Friedens und der Utrechter Union, erlangten für immer Befreiung vom spanischen Joch, staatliche Unabhängigkeit, eine glänzende Macht, eine ehrenvolle Stellung in Europa.

„Wie glücklich“, so schließt Herr Juste sein Werk, „wären die Belgier geworden, wenn ihre Führer, anstatt gegen ihre eigene Freiheit zu conspiriren, die Union von 1576 energisch aufrecht erhalten hätten! Glücklicher noch wären die Niederlande, wenn sie, statt sich zu entzweien, dauernd vereint für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit gekämpft hätten! Aber ach! zwei fanatische Parteien, die Ultracatholiken und die Ultracalvinisten, begingen das nie wieder gut zu machende Unrecht, die edle und fruchtbare Devise der ersten Verbündeten zu vergessen: „Vis unita fortior!“

G. F.

Spanien.

Briefe aus dem neuen Spanien.

V.

Hoffnungen für die Zukunft. — I. Cuba und die Kolonial-Politik.

Den großen Gebrechen gegenüber, an denen Spanien leidet, ist es in der Ordnung, auf die Punkte hinzuweisen, welche zur Hoffnung berechtigen. Die Hauptfrage ist, daß die Führer des Volkes, d. h. die gebildeten Klassen, immer mehr zur Erkenntnis kommen von dem, wie es ist und sein sollte; die Patrioten nehmen zu und strengen sich an, durch Rath und That, Wort und Schrift ihr Volk aus der Versunkenheit herauszureißen. Zeugniß davon geben die in der gegenwärtigen Revolution aufgestellten Punkte und die unumwunden ausgesprochenen und schon in Manchem verwirklichte Absicht der aufgestellten Parteien, mit dem früheren Systeme gründlich zu brechen. Die Freiheit der Erziehung, der Versammlung, der Presse besteht, die des Kultus auch, und die Frage wegen der Stellung des Staates zur Kirche wird von den Cortes behandelt werden; es ist das erste Mal, daß man auch in der Religionsfrage sich entschlossen für Unterdrückung der Kirche als eines Staats-Institutes ausgesprochen hat. Die Freiheit des Kultus wird Ausländer in größerer Menge herbeiführen; denn nirgends wohl hat ein spekulierender Kapitalist solche Aussichten wie hier. Die Aufhebung des Schutzzoll-Systems wird zu erhöhter Thätigkeit und Industrie auffordern. Mit dem selbständigen Steigen der Einwohnerzahl wird die Kultur des

Landes immer mehr aufblühen; das Volk, entfremdet dem gelassen Kultus, in dem es Jahrhunderte die Befriedigung seu religiösen Gefühles gefunden hat, wird sich zur Aufklärung u Ausbildung der ihm verlihenen Gaben wenden. Schon an u für sich besigt es eine hohe Bildung des Urtheils und Geschick in der Rede und Auffassung; auch trifft die Anf von der Faulheit desselben im Arbeiten sehr wenig zu; in Betracht des heißen Klimas arbeitet es sogar sehr hart, wer will es tabeln, daß es dabei auch für den Genuß Lebens und heitere Geselligkeit Sinn hat und nicht m arbeitet, als zum Lebensunterhalt nöthig ist? Zum mindest findet man hier nicht die moderne Sklaverei nördlicher Gegenden, noch die servile Unterwürfigkeit der niederen Klaffen der Servilismus ist auch hier, besonders in den höheren Ständen der Gesellschaft, vertreten; die mittleren und niederen sind der Zukunft.

Eine Frage von der höchsten Wichtigkeit für Spanien die über die Stellung Cubas. Es ist unwahrscheinlich, die Kolonie schon jetzt loszureißen; die Waffengewalt u wohl die Empörung unterdrücken, und eine gerechte Behandl kann die reiche Insel noch lange für das Mutterland erbal. Indes machen sich Einkünfte schon mit dem Gedanken an Verlust vertraut. Je ärmer die Hilfsquellen Spaniens k ftehen und zur Unterhaltung eines Hofes, einer über alles a zahlreichen Gesellschaft, eines dergleichen übergroßen Beam Standes ungenügend sind, um so wichtiger sind die hohen Gaben der Kolonien, welche hart bedrückt und ausgebe werden; Cuba allein soll jährlich etwa 41 Millionen Ib zahlen. Der Verlust solcher Einkünfte würde von unendb harer Wirkung auf das Land sein, voraussichtlich von sehr b samer. Statt von den reichen Abgaben Schaaeren unabh Beamten und ein faules Hofleben zu unterhalten, müßten die Blicke auf die Halbinsel selbst richten und hier den Ver ihrer Thätigkeit finden; der letzte Ueberrest des Ungegens, wold die Eroberungen in Amerika dem Mutterlande gebracht w würde aufhören; denn von daher rührt der Hang zur Unabh keit, die Gewohnheit, durch geringe Mühe eine Existenz u gründen, die Depravation der höheren Stände durch Reichth und Günst von oben.

Es möchte wohl auch keinem Zweifel unterliegen, daß Cu wie andere zu selbständiger Kultur gelangte Kolonien, f kurz oder lang selbständig werden wird. Zwei Gesetze beherri seit alter Zeit die Staatenbildung, das der gemeinsamen R naltät und das geographische; das erstere ist nicht erst unserer Zeit angekommen, sondern zeigt sich schon im A thum und dann wieder besonders wirksam von der Zeit Reformation an. Nur Völker geringer Kultur lassen sich die Dauer zu einem größeren Gange verbinden, und dann ist es schwer, zwischen Centralisation und Freiheit Theile die richtige Mitte zu finden; ein Abweichen nach e Seite führt zur Auflösung und Entzweiung. P. f

Kleine literarische Revue.

— Der Zeitungsstempel in den Niederlanden. *) Herr Tiedeman in Amsterdam hat, wie uns aus einer frühe

*) Het Koerantenzegel in Nederland. Eens historisch-ec mische Studie. Amsterdam, G. L. Funke, 1868. Google

bekannt, das achtungswürdige Streben, bei seinen Bestrebungen das Bewußtsein zu wecken, daß jede Besteuerung des schwachen Wortes eine Verhöhnung der Heilskultur und in den Nachbarländern ein offenkundiger Widerspruch mit den daselbst herrschenden herrschenden Prinzipien der Press-, Redew- und Pressefreiheit sei. Wir haben bereits früher einer seiner Aufsätze in dieser Richtung gedacht, die er den General-Commissar eingebracht, deren Majorität jedoch, und zwar aus finanziellen Gründen, den Antrag auf Abschaffung des Zeitungsgeldes und der Inseratensteuer bisher nicht berücksichtigt hat. In der gegenwärtigen Session des holländischen Parlaments ist die Ansicht dazu vorhanden, da die Regierung die Initiative ergreife und der Finanzminister zur Deduktion des Ausfalls, der aus der Abgabe der betreffenden beiden Steuern, nicht resultiert sein würde, eine höhere Besteuerung des Branntweins und des Tabaks in Vorschlag gebracht hat. Die vorerwähnte neue Schrift des Herrn Lieberman*) ist eine historisch-literarische Studie im wahren Sinne des Wortes, in der hauptsächlich nachgewiesen wird, daß Niederland, welches von allen Ländern zuerst die periodische Presse befreit habe und auch noch, was die Höhe dieser Steuer betrifft, die nicht beneidenswerthe erste Stelle in der Welt einnehme, in Folge dessen die literarische, einflusslose, politische sowohl als wissenschaftliche Zeitschriften, während andererseits auch die literarische Zeitschriften der Handel benachteiligt werden, indem man sie durch die Mittel zur Empfehlung und Bekanntmachung ihrer Inhalte durch die Inseratensteuer und durch die mit der Auflage eines periodischen Blattes wachsende Stempelsteuer hindern vermag. Ein nicht minder schlagender Beweis der nachtheiligen Wirkungen der „Tax on Knowledge“ im Ausland, daß in Belgien, seit seiner Trennung von Holland im Jahre 1830 und seitdem in diesem Lande der Zeitschriften abgeschafft worden, die Zahl der dort erscheinenden Blätter um 310 Prozent sich vermehrt hat, während in Holland seitdem nur um 10 Prozent gewachsen ist. — Lieberman sagt in einer Nachschrift zu seiner vortrefflichen Studie: „Die Aufhebung der Stempelsteuer wird in Holland das große Recht der Freiheit des Wortes ungeschädigt und glänzend wieder herstellen und uns in der Welt zum begehrenden Rang eines ebenso tüchtigen als aufmerksamen Bekämpfers wieder sichern. Die ungehinderte Concurrenz dem Gebiete der Journalistik wird für unsere Bildung und den Fortschritt das Uebrige thun. — Die ungehinderte Concurrenz, die auf dem Gebiete des Gedankenverkehrs ebenso wichtig für das Volksleben, als die ungehinderte Athmung, ungehinderte Blutumlauf auf dem Gebiete des Stoffwechsels im Leben des Individuums ist.“

Wenig wie Belgien, bietet auch England ein merkwürdiges Beispiel von dem Aufschwunge und dem damit verbundenen großen Einflusse der periodischen Presse nach Befreiung des Landes von dem unwürdigen Zeitungstempel. Hoffentlich werden auch im Norddeutschen Bunde sehr bald zu dem Eingelassenen gelangen, daß man sich selbst einer großen moralischen und eines mächtigen Faktors politischen Einflusses auf das deutsche Leben und das Ausland beraubt, wenn man fort-

fährt, den eigenen Organen der öffentlichen Meinung die Existenz durch Steuern und Abgaben zu erschweren. Z. B.

— Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen.**) Während der Dichter, seiner Bestimmung folgend, dem Zuge der Zeit auf leichtgeschwungenen Gedanken voranzuziehen sucht, pflegt er sein Leben lang in einer gewissen Abhängigkeit von der Stelle zu bleiben, wo seine Wiege stand. Die örtlichen Umgebungen, welche dem jungen Gemüthe die ersten Eindrücke gaben, machen sich mehr oder minder selbst im spätesten Schaffen des Dichters geltend. Mitten in ihnen steckt der Pfahl der Kette, welche, wenn auch noch so denkbar, zartgliebig und leicht, seine Irenwelt mit dem Schauplatze seiner Jugend unaufhörlich verbindet. Diesem Umstande, welcher als eine Beschränkung der Dichtersfreiheit erscheint, haben wir gleichwohl eine Reihe der schönsten dichterischen Gaben zu verdanken. Dies gilt vorzugsweise in Bezug auf Uhland, und es ist eine sich ganz natürlich darbietende Aufgabe, das Schaffen dieses Meisters im sinnigen und innigen Liede aus dem Gesichtspunkte seiner Heimat zu betrachten. Wir sprechen es gern aus, daß der Verf. der unten bezeichneten „Studie“ an diese Aufgabe mit großer Liebe für den Dichter und mit seiner Auffassung sowohl seines Charakters wie seiner Dichtungen herangegangen ist. Uhland erscheint hier als der leuchtende Mittelpunkt einer mit natürlichen Reizen, ten Ueberresten anziehender Kunstmalen und einem prächtigen Menschenschlag gleich glücklich ausgestatteten Landschaft, die mit dem Gemüthe des Dichters in beständiger lebendiger Wechselwirkung steht. Dieser Wechselwirkung ist es zuzuschreiben, wenn wir sagen können, daß der Glanz, den Uhlands Gedichte aus ihrer Heimat gezogen haben, verherrlichend auf Tübingen und seine Umgebung zurückgefallen ist. Das topographisch recht gut ausgestattete Buch ist wohl geeignet, das Verständniß von Uhlands Dichtungen zu fördern, während die darin eingefügten, zum Theil vortrefflichen Holzschnitt-Illustrationen die Tübingen Landschaft veranschaulichen helfen. Es fehlt dem Buche nur ein Bild dessen, dem zur Erinnerung die „Studie“ geschrieben ist.

G. S.

— Drammer's „Requiem“. Unter dem Namen Drammer hat ein Ausländer lebender, angegebener österreichischer Beamter im vorigen Jahre eine Ränke auf den Tod des Kaisers Maximilian erscheinen lassen**), die durch tiefes Gefühl, durch Schwung der Gedanken und durch eine schöne poetische Form sich auszeichnet. Von demselben Dichter waren bereits früher „Poetische Fragmente“***) erschienen, deren transatlantische Scenerie und tropisches Colorit den Wanderer in den Savannen und Pampas verträgt, der nicht, wie Freiligrath, bloß in der Phantasie den Stillen Ocean und die Gegenseiten Europas gesehen hatte. Gegenwärtig ist von Drammer eine neue kleine Sammlung von Poesien unter dem Titel „Requiem“ erschienen†), die, was die dichterische Form betrifft, jenen älteren Erzeugnissen vielleicht noch überlegen ist, hinter diesen aber in der Erhabenheit der Gedanken, in der ästhetischen Befriedigung des

*) Eine Studie von Eduard Paulus. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von Gustav Glos, in Holz geschnitten von Glos u. Koss. Berlin, G. Grote, 1869.

**) Kaiser Maximilian. Von Drammer. Raab, 1868.

***) Zweite Auflage. Leipzig, A. A. Brockhaus, 1865.

†) München, literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1869.

*) Das „Bismarckblatt für den deutschen Buchhandel“ brachte in seinen Nummern 24, 27 und 31 d. J. eine von Herrn Otto Mühlbrecht eingelegte, sehr schöne deutsche Uebersetzung der Schrift des Herrn Lieberman unter dem Titel: „Ueber die Zeitungstempelsteuer, mit besonderer Rücksicht auf Holland.“

Gefühls weit zurückbleibt. Wir haben es kürzlich erst, bei Erwähnung der Brandes'schen Uebersetzung von Giacomo Leopardi's Dichtungen (Nr. 8 dieser Blätter) sehr lebhaft empfunden, wie die Poesie, welche die Aufgabe hat, des Menschen Herz aus seiner Vereinamung und Trauer zu dem gemeinsamen Quell und Brennpunkt alles Lebens, aller Schönheit und Wahrheit emporzuheben, sich selbst und jeden nachhaltigen wohlthuernden Eindruck zerstört, wenn sie, wie die Philosophin Schopenhauer's, in der ewigen Vernichtung ihr Ideal, ihre Selbsteit erblickt und sucht. Drannor's „Requiem“ ist gewissermaßen der Gegenstoß des Requiems von Mozart, der in seiner Tönschöpfung mit hinreichendem Gefühle durch den Tod zu neuem Leben, durch Nacht zum Licht emporführt. Drannor ist kein Priester des Lichts. Für ihn ist der Tod „Herr über Alles, was die Sonnen wecken“. „Ich will“, ruft er dem Tode zu, „dein Sänger sein und dein Prophet, doch nur um dich mit Worten zu bedecken“. Keine Ahnung hat er davon, daß Licht und Leben die todte Materie nur verlassen, um zum Urquell alles Lichts und Lebens, zu dem, der ohne Anfang und ohne Ende ist, zurückzukehren.

I. 2.

— **Andersen's Drøade.** „Die Drøade“, heisst das neueste, nach Deutschland gelaugte Kunstzeugniß des dänischen Dichters H. C. Andersen. Die Pariser Weltausstellung von 1867, die der Dichter persönlich besucht hat, ist der Boden, auf dem diese Phantast-Blume des berühmten Zauberzärtlers gewachsen ist. Stoff genug hat das Marsfeld allerdings zu einer neuen orientalischen „Tausend und Eine Nacht“. Die Aufgabe war verlockend für den Dichter des Rombilderbuches, für den Erzähler so vieler anmutigen und phantastischer Märchen. Aber es ist nicht mehr der alte Andersen, der diese „Drøade“ gedichtet, ein „Abenteurer“, wie er die Erzählung nennt, die weder abenteuerlich, noch märchenhaft, noch überhaupt anziehend und unterhaltend ist. Die liebliche Drøade schneht sich aus dem stillen, dunkeln Wald, aus der Umgebung ehrwürdiger priesterlicher Gärten, hinein in das laute, gasbeleuchtete, cantanzende Paris, und nicht zufrieden mit ihrer Versetzung auf einen der neuen „Square“ des Herrn Hausmann, wo sie die Lebensgefährtin eines jungen blühenden Kastanienbaumes ist, beneidet sie die zu den Hundern des Marsfeldes strömenden Hunderttausende, und um dort einen kurzen Augenblick zu genießen, will sie das ihr bestimmte Lange Leben auf dem neuen Square gern zum Opfer bringen. Und der Wärgengott stülkt auch diese Sehnsucht der Drøade, die man über die Boulevards mit deren Cafés und Restaurants, mit deren, die läbliche Schöne schmüdenden Puz- und Geschmeideläden, durch die Volkstirthe der „Madelaine“ und, wunderbar genug, auch gar durch die Katakomben und Kloaken der alten Lutetia, durch Mabilles Garten, wo sie selbst mit im Gancan tanzt, hinaus zu den unzähligen Hundern des Marsfeldes eilt. Doch dem kurzen, süßen Chamagnerausde des Fölkerrfestes folgt sehr bald ein Regenhammer mit dem eleganten Nachruf: „Auf der Erde lag eine geschnittene, verwitterte Kastanienblüthe; sogar das Heilwasser der heiligen Kirche vermochte die Blume nicht vom Tode zu wecken; die Füße der Menschen traten sie bald in den Staub.“ Alles das, in Prosa erzählt und nur hier und da von einem poetischen

Gedanken unterbrochen, macht einen so ernüchternden Eindruck auf den Leser, daß er mit größerem Schonen, als die Dichtung hineingewünscht, aus dem Zergarten der Marsfeld-Phantomberauskommen sucht.

I. 3.

— **Schriften der gelehrten christlichen Gesellschaft.** Die und 6. Nummer dieser, an Stelle der früheren „Verhandlungen der erdachten Gesellschaft getretenen Einzelschriften (Wilde 2 Jahre 1867) sind uns vor Kurzem erst zugekommen. Die erste ist ein „Chronologisches Verzeichniß“ aller in der Bibliel des seit 1846 bestehenden Vereines sich befindenden christlichen Druckschriften (zusammengestellt von Schwabe); die andere eine antiquarisch interessante Arbeit Herrn Grewing's, „Ue die frühere Christen des Kenntniss in den Hesperien und dessen Kenntniß bei den Eingeborenen derselben.“ Ich kann hier nicht in die gelehrten Untersuchungen des Verfaßten eingehen; als Hauptergebniss sprachlicher und die Sagentreffender Erörterungen stellt sich heraus: daß das Kenntniß bei Christen und Eiren, und auch wohl bei den Eriten, dem diese Völler auf dem noch gegenwärtig von ihnen ebnommenen Boden wohnen, „keine große Rolle gespielt hat.“ Seite 15 erlauben wir uns nichts Geringeres, als — ein Rem auszureichten. Das Kenntniß heisst nämlich bei den Eriten: Ost-Ethiopiens nicht ak oder kiki, wie die unberechtigten Annahme des Komma's zwischen beiden Wörtern könnte nicht lassen, sondern ak-kik, d. i. weisser Firsche, wie z. B. der Erit von den meisten Tüfentkammern ak-kuch, d. i. weisser Firsche genannt wird. — In dem aus 1893 Nummern bestehender Bücherverzeichnisse ist das älteste datirte Buch (denn es auch christliche Druckschriften ohne Datum) vom Jahre 1 Unter den selbständigen Geisteswerken neuerer Zeit dürfte Osmajolder ja temma minnia (Bachmüller und seine Schwägerer) von der edeln und geistvollen Lydia Sannjen (Dr. 1863) neben den schon öfter gerühmten und bald auch deutschen Publikum vollständig zugänglichen Eost rabon minnesteset (alte Erzählungen des Ebstensvolkes) Herrn Kreuzwald's, des als Arzt und Schriftsteller hochverdien National-Ebstens, auszeichnende Erwähnung verdienen.

E 4

Literarischer Sprechsaal.

Die kleine Broschüre „Taktische Rückblicke auf 186 hat innerhalb weniger Wochen zwei Auflagen erlebt, besonders in militärischen Kreisen Aufmerksamkeit erregt, große Beachtung gefunden. Der Verfasser ist kein Ehrenist, die bereits hundertmal erhaltene Kriegsgeschichte von 1866 hundertundern Male wiederholt und variiert; der Verfasser ein Mann der Kriegswissenschaft, der im Jahre 1866 mitgefallen und der das, was er „taktische Rückblicke“ nennt, als Erfahrungen zu Nutz und Frommen für die Zukunft, falls dieselben einem Kriege mit einem stärkeren, moralisch und ethisch gereinigten Feinde, als Oesterreich war, führen sollte, gelang und herausgegeben hat. „Guns freilich“, sagt der Verfasser, „ist unumstößliche Bedingung: wenn man will, muß man den Muth der Wahrheit haben.“

*) Von der Weltausstellung 1867. Die Drøade. Ein Abenteuer. Von H. C. Andersen. Deutsch von Dr. Nag. W. Peters. Bremen, J. Köhlmann, 1869.

*) Berlin, Jerd. Dümmler's Verlagbuchhandlung, 1869. (6)

aus die Dinge hinstellen, wie sie sind, nicht — sich in den Mantel des religiösen, patriotisch genannten Gefühls hüllend — leugnen und beschönigend sich und Andere betügen. Wir sind Menschen und haben menschlich gekämpft und auch geirrt, aber wir sind stark genug, die Wahrheit hören zu können.“ — An die Einleitungsworte reihen wir die Schlussworte des uns umkommenen, aber durch seine Schrift mit wahrer Hochachtung aller Leser erfüllenden Verfassers:

„Die Gegenwart ist zu ernst zum sorglosen Dahinleben! Die politischen Combinationen sich lösen werden: ob kriegerisch, ob friedlich, kann Niemand voraussagen; der Lauf der Vorfälle tänzt oft die scharfsinnigsten Speculationen. Es geht es sich, wenn eine Gefahr drohen kann, zu sagen: es wird nicht kommen, oder doch nicht kommen? Der Krieg, der uns heben kann, wird ein ernstes Moment für den Soldaten sein; er kann und wird ihm mit dem vollsten Vertrauen die erprobte Kraft entgegengeben. Aber das bedingt eine harte Selbstprüfung. Unsere Kräfte verdankt ihre bisherigen Siege dem Umstand, daß in ihr erste Arbeit zu Hause ist; sie ist auch in Zukunft nicht von sich lassen wollen: „wir haben die Höhe erreicht“; denn nur in dem Streben nach dem Höchsten liegt echtes Leben.“

Ein Schlusserfolg aber kann aus allem Bisherigen gezogen werden: Das Entscheidende in den Kriegen der Zukunft ist nicht die letzte Materie, sondern vielmehr der Geist, nicht nur im Führer, sondern herunter bis zum letzten Soldaten. Jeder Soldat wird das volle Gewicht seiner geistigen Individualität in der Schlacht drücken. Der Kampf zweier Armeen ist nichts anderes, als das Ringen zweier Nationen, welche ihre edelsten Kräfte daranzusetzen zur Vertheidigung dessen, was ihnen das Leben sichert. So lange die Prinzipien, die eine Nation repräsentirt, wirklich diejenigen sind, kraft deren die deutsche Civilisation vorwärts schreitet, so lange werden die deutsche Armee nicht besiegt werden.“ S. V.

Wie so eben in Lemberg in deutscher Sprache erschiene und über Rußland und Polen, sowie über die Verhältnisse zwischen Rußland und Preußen und Preußen zu Oesterreich ist dem „deutschen Rußland“ (sagt die gegenwärtige Ausgabe von einem realpolitischen und zugleich politischen Standpunkt insofern völlig übereinstimmend, als er die Einigung unter Preußens konstitutioneller Führung für eine Frage unbedingter Zustimmung von Seiten der großen Mehrheit der unter Oesterreichs Führung stehenden Völker erklärt. Um den Geist der gedachten Schrift kennzeichnen, lassen wir hier nachstehende Stelle daraus folgen:

„Der wesentliche, gewaltige Unterschied zwischen dem deutschen Rußland und Preußen zu Oesterreich ist dem, daß Rußland die Vernichtung Oesterreichs unbedingt anstreben muß, Preußen dagegen dies nur bedingungsweise zu erzielen trachten wird. Oesterreich wird demnach an Rußland stets den ingrimmißten, unveröhnlichen Feind haben; Preußen dagegen kann unter gegebener Voraussetzung sogar ein wirklicher Freund und Bundesgenosse Oesterreichs werden.“

Ein weiterer bedeutungsvoller Unterschied ist: das gegen Oesterreich gerichtete Streben Rußlands gefährdet und schädigt das civilisatorische Interesse Europas im höchsten Grade, während das Streben Preußens diese nicht nur nicht schädigt, sondern vielmehr bedeutungsvoll fördert (wobei natürlich nicht an die momentan in Preußen herrschenden Grundsätze der innern Verwaltung, sondern an Preußens alten bewährten Ruf eines Rechts- und Vernunftstaates gedacht wird), indem es die Einigung eines mächtigen Kulturvolkes zur Wahrheit macht und solchergestalt ein weiteres Glied in den Neubau der künftigen Gestaltung Europas einfügt — einer Gestaltung, die als unbedingte Grundlage einer ungeheuren civilisatorischen Entwicklung Europas, der Entwaschung und der Friedens Ära angesehen werden muß. Endlich ist noch einer der wichtigsten Unterschiede der, daß das Streben Rußlands gegen Oesterreich die Völker Oesterreichs zu Widerjähern hat — allerdings mit einigen, wohl nicht allzu hoch anzuschlagenden Ausnahmen, — dem Streben Preußens dagegen (vorausgesetzt, daß es sich auf die Einigung Deutschlands beschränkt) der weitaus überwiegende Theil der Bevölkerung Oesterreichs zugestanden ist, wobei betont werden muß, daß diese Mehrheit dem gedachten Streben Preußens in einem Oesterreich entschieden freundlichen Sinne gewogen ist.“

Als Verfasser der Schrift ist uns Dr. Smolka genannt worden. S. V.

Das russische Zerstörungswerk der deutschen Kultur in den Ostprovinzen geht Schritt vor Schritt vorwärts. Ende Januar vernahmen wir, daß der verdiente Statistiker v. Jung-Stilling, welcher sich durch seine unübertrefflichen Zahlen in Betreff der ländlichen Städte den Haß der Herren Kaiser und Genossen zugezogen, dem in ihrem Sinne handelnden Civilgouverneur Lyander in Riga gewichen sei, indem er die Leitung des ländlichen statistischen Bureaus ausgab. Die Moskowiten wollen lieber gar keine Statistik, als eine solche, die ihnen nicht dienbar ist. Diefelbe Ansicht hegen sie auch in Bezug auf die deutsche Publizistik der Ostsee-Provinzen. Da aber eine gewaltige Unterdrückung der deutschen Presse zu viel Aufsehen erregen und die liberalen Phrasen Moskows zu offen klagen strafen würde, so begnügt man sich, die einzelnen Organe derselben zu bedrängen und zu schikaniren, bis sie dem Druck weichen und zu erscheinen aufhören. Dieses Schicksal trifft so eben auch die unseren Lesern bekannte, weit und breit geachtete „Baltische Monatschrift“. Nachdem die Abonnenten derselben auf das Septemberheft v. 3. vier Monate hindurch gewartet haben, erscheint dasselbe endlich mit der Druck-Erlaubniß des Censurs vom 25. Januar a. St. (6. Febr.) und zugleich mit der Erklärung der Redaktion, daß der Jahrgang 1868, der noch vervollständigt werden soll, der letzte der Zeitschrift sein werde. Dr. Bertholz ist der Censur-Schwierigkeiten müde. Bald wird es so weit sein, daß kein deutscher Schriftsteller innerhalb der russischen Gränzen etwas wird drucken lassen können, es sei denn, daß er seine Feder verkauft hat. S. V.

*) Politische Briefe über Rußland und Polen. Von einem Polen. Lemberg, Karl Wild; Berlin, B. Behr (E. Bock), 1869. (1869. S. 1.)

Zur Einführung in Schulen und zur Benutzung beim Privat-Unterricht empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Hofmann) in Berlin:

Lehrbücher

der französischen und englischen Sprache

von
Dr. Bernhard Schmitz,
Gymnasiallehrer und Rector der französischen und englischen Sprache an der Universität zu Greifswald.

(54)

Französisches Elementarbuch, nebst Vorerörterungen über Methode und Aussprache.

Erster Theil: Vorschule der französischen Sprache. Fünfte, sorgfältig durchgesehene Auflage. 1868. (84 Bogen.) 10 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik u. Uebungsbuch für mittlere Klassen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13½ Bogen.) 15 Sgr.

„Bedeutendste, Kürze und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Elementarbuches.“

Pädagog. Reform.

Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Begründung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch selbstständig die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. Vierte, unveränderte Auflage. 1867. (9 Bogen.) 10 Sgr.

Englische Grammatik, nebst einer literarischen Einleitung in das Studium der englischen Sprache überhaupt. Vierte Auflage. Neue Bearbeitungen. 1868. (23 Bogen.) 1 Zhr.
„Der Verfasser, dessen Bücher Niemand, der für die Methode des Unterrichts in den neueren Sprachen ein Interesse hat, ignoriren darf, ist durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlich bekannt. Seine in dritter Auflage erschienene „Englische Grammatik“ ist untrüglich eine der gelungensten.“

Pädagog. Archiv.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern, von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur, erläuternden Anmerkungen, und einigen Zeichen zur Vereinfachung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Sätzen und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bogen.) 25 Sgr.

„Dieses mit Geschick und Geschmack veranstaltete Sammlung des durch seine Lehrbücher und Kritiken vortrefflich bekannten Verfassers ist durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbstunterricht recht brauchbar.“

Pädagog. Reform.

Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder englischen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbstunterricht. geh. 15 Sgr.

„Von besonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferer Interesse gründlich befriedigende, endlich zuverlässigere Darstellung.“ Pädagog. Archiv.

Fr. Gedike's Französisches Lesebuch für mittlere Klassen. Herausgegeben von Dr. Bernhard Schmitz. Zwanzigste verbesserte Auflage. 1864. 15 Bogen. S. 12½ Sgr.

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz bargerichtet wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meisterhaften an sich.“ Allgem. Schulzeitung.

Den Herren Lehrern stehen auf direct ausgedruckte Exemplare dieser Bücher gratis zur geneigten Prüfung zu Diensten.

Als Konfirmationsgeschenk empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von C. W. Haslender.

Prachtausgabe (Zwanzigste Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacker, mit F.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldschnitt. 1 Zhr. 10 Sgr.

Kabinettsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit F.'s Portrait in Stahlstich, 16 Bild und radeiertem Bildnis; in englischm. Einband mit Goldschnitt 1 Zhr.

Miniatúrausgabe (Einaundzwanzigste Auflage. 1868). Mit F.'s Portrait in Kupfer in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr. — Dieselbe gebunden 10 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer ersten Hürden, und nachdem dieser dem berühmten Arzt Jodeland die Herausgabe in einem milden Zweck gestiftet war, 1 Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Worten wie sie selten im Leben so leicht zu finden sind. Mit Worten weichen Sentenzen, aus diesen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.“ Theolog. Zeitschr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Hofmann) in Berlin.

Schulprämien.

Folgende Artikel unserer Verlage empfehlen sich durch ihren inneren Gehalt und sprechende Ausstattung zur besonderen Berücksichtigung:

Grimm (Jacob), Reden und Abhandlungen. 1864. Velinpag. gr. 8. geh. 2 Zhr. 15 Sgr.

Inhalt: Selbstbiographie. — Meine entlassung. — Italienische und skandinavische Reiseindrücke. — Frau Aventure klopft an Benekes Thür. — Das Wort des besetzten (Schrift zu Sargius doctor-jubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Gr. — Rede über das Alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den Ursprung sprache. — Ueber etymologie und sprachvergleichung. — Ueber das pedastische in deutschen Sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren Aufsätzen.

Runk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur. Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. 1863. 8. 3 Zhr.

„Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil war für den Verfasser ein Anreiz, dasselbe noch mehr zu einem barmonischen Ganzen anzuordnen.“

Runk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur. Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. Drei Theile. 1857—1861. geh. 3 Zhr. — In drei eleganten Halbleinwandbänden 3 Zhr. 10 Sgr. Durch Mittheilung zweier Proben in Text und Uebersetzung einzel sich des besondern zum Privatstudium der Schüler höherer Gymnasienklassen.

Nichter (Dr. Heinrich), Das weströmische Reich, besonders unter Kaiser Gratian, Valentinian II. und Marimur (375—388). 1865. gr. geh. 3 Zhr. 20 Sgr.

„Das Werk schildert in anziehender Darstellung den mächtigen Einfluss des Christentums und der Germanen auf die Auflösung des römischen Reiches.“

Steinthal (Prof. Dr. H.), Charakteristik der hauptsächlichsten Theile des Sprachbaues. Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geh. 2 Zhr.

„Dieses Werk ist die einzige Darstellung der wichtigeren Sprachstämme der Erde durch zahlreiche Proben in Umschrift und Uebersetzung erläutert worden.“

Steinthal (Prof. Dr. H.), Geschichte der Sprachwissenschaft bei Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. gr. 8. geh. 3 Zhr. 25 Sgr.

„Ein umfassendes und rundlegendes Werk, das den Zusammenhang der Gram der Alten mit der Philosophie gründlich und eingehend nachweist und von hier aus vielen Seiten neues Licht wirft.“

Boigt (Professor F.), Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staats. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1867. 8. geh. 2 Zhr.

„In dieser neuen Auflage ist das Werk bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Die Darstellung, die gründliche Behandlung des Stoffes, die besondere Berücksichtigung, 1 Kulturgeschichte gewinnend wird, sind anerkannte Vorzüge dieses Werkes.“

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Hofmann) in Berlin.

So eben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hebräer Sprache

als Ausdrud nationaler Dankweis.

(Ein Vortrag

von Dr. C. Abel.

(57)

Velinpag. 8. geh. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Hofmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Ausl.

Verfassungen nehmen alle Buchhandlungen an und den des 2n und 3ten Bandes an. In der Zeitungs-Expedition.

Beziehungen nach Paris und France durch die des Reschen (Kaufmannsstraße 16, Berlin) durch Buchhändler-Bermittlung an den Verlag zu richten.

Bestellungen werden die folgende Seite mit 2 Sgr. 5 Centimen. Reschen: Joseph Hermann in Berlin des Herrn, Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Hofmann) in Berlin, Wilhelm's Druck des Herrn Strauß in Berlin, Frankfurt.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 13. März 1869.

[N^o. 11.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Aus Friedrich Rückert's Leben. In München und in Berlin. 149. — Götze und die Frauen nach Heit Escher. I. Herber's Lotte und Gretchen in „Raust“. 152. — Land's populäre Keitheit. Der Gottesbegriff der Hebräer und der Griechen. 164.

Schweiz. Die freie religiöse Bewegung in der Schweiz 155. Frankreich. Die französische Revolution und das Christenthum. 157. Hindernisse. Reisen in Indien und Hochasien von Herrn v. Schlagintweit. 159.

Polizina. Titus Teblor: Nazareth. 160.

Kordamerika. Der deutsche Volkstaler von San Francisco. 161. Eine literarische Revue. Die Grundformen der antiken Klassischen Kunst. 162. — Neue Dichtungen von Friedr. v. Schell. 162. — Die Wälder von Kien. 162. — Maria Rancini. 163. — Das Vermögen der deposedierten Fürsten. 163.

Kritischer Gesprächsaal. Bitter contra Gervinus. 163. — H. Heine's „William Ratcliff“. 163. — Das Datorium „Die Schelde“ in Kien. 163. — Amerikanischer Philologen-Kongress. 164. — Paul Herbig's Schwachheitskämpfe. 164. — Berichtigung von Otto Hagen. 164.

Deutschland und das Ausland.

Aus Friedrich Rückert's Leben.)

In München und in Berlin.

Bücher haben zuweilen die Ehre, große Persönlichkeiten zu reizen. Andererseits sind sie aber auch einem nicht immer bewertenden Schicksale unterworfen. Ohne Ermittelungen zu können, müssen sie sich gefallen lassen, je nach der Meinung des Verfassers, zum Gegenstand einer Widmung gemacht zu werden, selbst wenn sie derselben ihrer inneren Natur nach nur widerstrebend zu dienen vermöchten. Manches Buch findet in dieser Beziehung eine Episode zur Geschichte „europäischen Elanlebens“ erzählen, manches Buch die biblische Sage von der Opferung Isaak's mutatis mutandis auf sich anwenden!

Man kennt die Affäre Geibel am Münchener Hofe. Ein deutscher Dichter, welcher seiner deutschen Gewinnung poetischen Ausdruck gegeben hat, fällt in Allerhöchste Ungnade — ein kleiner Beitrag zu den Akten über den deutsch-fürstlichen Partikularismus, zum Glück aber illustriert durch die wackere Haltung eines nicht minder geachteten deutschen Dichters — Paul Herbig —, welcher, mit seinem Bruder in Apolo auf denselben poetischen Standpunkte stehend, an denselben Allerhöchsten Stelle sich dieselbe Allerhöchste Ungnade erbittet. Und wie wir nachtraglich vernehmen, ist auch dem deutschen Dichter Friedrich Rückert diese Allerhöchste Berücksichtigung durch Entziehung der ihm vom König Max bewilligten Pension, bei Gelegenheit seines Abganges nach Meiningen, als Intendant des dortigen Hoftheaters, zu Theil geworden.

Ein halbes Jahr vor diesen kleinen Affären war es, als das Buch „Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal“, von seinem Verfasser, Herrn Dr. G. Beyer in Coburg, Et. Majestät dem regierenden Könige von Bayern, Ludwig II., gewürdigt wurde, nachdem die Annahme der Widmung schon vorher allergnädigst ausgesprochen worden war.

¹⁾ Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Von Dr. G. Beyer. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1868.

Großer Friedrich Rückert! Wir sind im tiefsten Herzen überzeugt, daß du, wäre es dir vergönnt gewesen, die Regenerierung Deutschlands im Jahre 1806 zu erleben, dem neuen nationalen Leben dich mit deinem ewig jugendlichen Gemüthe angeschlossen, der wiedererwachten Kraft des Vaterlandes deine dichterischen Gedanken zugewendet haben und dich in freier, vorurtheilsloser Vaterlandsliebe mit Geibel und Heise innig verbunden fühlen würdest. Der Geist deiner gehäufsten Sonette, dein in tausend und abertausend Liedern idender hoher deutscher Sinn, dein dem Kleinlichen abhold, erhabener Charakter, dein weitsehender, heller Blick bürgen uns dafür! Das Buch, dein Denkmal enthaltend, würde, von deinem Geiste erfüllt, seine jegige Widmung nicht tragen, sondern, wie Paul Heise, einer freien, männlichen, charaktervollen Entscheidung gefolgt sein. Beflagenswerthe Sklaverei eines Buches — um so beflagenswerther, als das Buch, von welchem hier die Rede ist, Liebe und Verehrung für den großen deutschen Vorden ausstrahlt und seine eigentliche Adresse lautet: Dem deutschen Volke!

Der Verfasser, in Coburg, nahe bei Reuseß, dem Insulium Rückert's, lebend, scheint sich das Studium und die Verherrlichung des letzten unserer klassischen Dichter zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gemacht zu haben. Eine Reihe vortrefflicher Arbeiten theils über die Person, theils über die Werke Rückert's sind schon früher aus diesem Studium hervorgegangen. Wir glauben auch nicht in der Annahme zu irren, daß der Verfasser bei der Herausgabe der bereits öfter in diesen Blättern besprochenen „Gesammelten Werke“ Rückert's sich betheiligte hat. — In dem vorliegenden Buche, das, als werthvolle Einlagen und Zugaben, eine große Anzahl bis jetzt nicht veröffentlichter Gedichte des deutschen Brahmanen enthält, stellte sich der Verfasser die Aufgabe, mit Ausschluß jeglicher Analyse, eine nur den Gehalt der einzelnen Dichtungen Rückert's in's Auge fassende, möglichst vollständige Biographie des Dichters zu geben, verbunden mit einer eingehenden Charakteristik und Würdigung des Menschen und des Dichters Fr. Rückert, unter besonderer Berücksichtigung und Fixierung seiner Stellung auf dem deutschen Pariaß. Diese Aufgabe, doppelt schwierig wegen des Mangels an großen, hervortretenden äußeren Ereignissen im Leben des Dichters und wegen der gewaltigen Menge des zu verwertenden Materials, ist in einer des Gegenstandes höchst würdigen Weise gelöst worden. In diesem Denkmal wird der ganze Mann Rückert in seiner erhabenen, einfachen Größe dem deutschen Volke gezeigt.

Das Geheimniß Rückert's, in einem Menschenalter Arbeiten zu vollenden, welche unter anderen Verhältnissen zehn Lebenszeiten ausgefüllt haben würden, liegt in der Begabtheit, in welcher sein harmonisches Gemüth sich zu wiegen liebte. Wenn von irgend einem Dichter, so ist Götze's Forderung: „Geht ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie“, von Rückert erfüllt worden. Aber er hatte die Macht über die Poesie nur in der Stille eines zurückgezogenen Tafelins und im ungetrübten Genusse der Natur. In Coburg, in Erlangen und vor Allem in seinem Besitzthum Reuseß bei Coburg, wo ihm die Natur gleichsam die Hand reichte, gelangte sein poetisches Gemüth zur

weitesten Entfaltung. In solchen Verhältnissen war es, wo er in dem einzigen Jahre 1833 449 größere und kleinere Lieder schrieb. Jeder Gedanke wurde ihm zum Gedicht. Charakteristisch ist, daß er es liebte, liegend zu dichten und liegend seine Verse zu notiren.

Den innigen Zusammenhang zwischen der Poesie Rückert's und seiner Liebe zur Natur hatte man übersehen, als man den Orientalisten Rückert nach Berlin zog, um den Dichter Rückert in der Nähe singen zu hören. Auch Rückert selbst scheint, als er der Berufung folgte, dem Grundzuge seines Gemüths nicht volle Rechnung getragen zu haben. Jedenfalls war er, als er nach Berlin ging, in großer Unkenntnis über die dort herrschenden Personen und Verhältnisse. Kein Wunder, daß seine Poesie, an die Begeglichkeit eines Naturlebens gewöhnt, dort, ohne Joseph's Traum, sieben magere Jahre durchleben mußte, bis ihre Bekümmerniß den Dichter nach Heusch zurücktrieb.

Rückert's Verhalten während seines Aufenthalts in Berlin hat damals zu vielen ihm nicht günstigen Deutungen Anlaß gegeben. Es ist ein großes Verdienst des Beyer'schen Buches, das Verhältniß, in welchem Rückert hier lebte, bis auf den Grund aufzuklären. Die Sache ist wichtig und sowohl für Rückert wie für die damaligen Zustände charakteristisch genug, um hier näher berührt zu werden. Wir folgen im Wesentlichen der Darstellung des Verfassers.

Im Jahre 1841 berief endlich, nachdem die Verhandlungen einen Rückert zufriedenstellenden Ausgang genommen hatten, der König Friedrich Wilhelm IV. durch ein ehrenvolles Handschreiben unseren Dichter und Gelehrten nach Berlin in die Stellung eines Professors der orientalischen Sprachen mit dem Titel eines „Geheimen Rathes.“ Die durch Schelling, Zedl und Cornelius vertretene neue Ära romantischer Kunst und Wissenschaft sollte auch er verherrlichen helfen.

Seine Berufung wurde wesentlich durch Varnhagen von Ense und auf dessen Drängen durch Alexander von Humboldt herbeigeführt; außerdem hatte der berühmte Verlagshändler J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Daß schon im Jahre 1837 an Rückert gedacht worden war, zeigt die Notiz aus dem September dieses Jahres in den Tagebüchern Varnhagen's: „Auch bei Etzgemann wurde viel von Gustaven Rückert's gesprochen, und der Herr Minister von Werthern meinte, seine Hieherberufung, welche der Kronprinz wünscht, müsse sich durchsetzen lassen, und er wolle dazu mitwirken.“

Lange zögernd und erst nach mehrfachen Unterhandlungen folgte Rückert dem ehrenvollen Rufe im Herbst 1841. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken bewiesen, so daß Rückert glauben mochte, dem Könige ganz nahe zu stehen und mit ihm direkt verkehren zu können. Aber schon als Rückert sich beim Könige melden ließ, hat ihn dieser lange Zeit gar nicht rufen lassen. Darauf wurde er mit Anderen eingeladen, und der König hat ihn dabei nur so gesprochen, wie eben auch alle anderen Gäste — vorübergehend und oberflächlich. Späterhin wurde Rückert zwar manchmal zur königlichen Tafel geladen — aber weiter hat sich der König nicht um ihn gekümmert, und das hat Rückert verletzt. Es wird uns von authentischer Seite versichert, daß Rückert gewiß gern in Berlin gewesen wäre, wenn insbesondere sein Verhältniß zum Könige ein ihn mehr befriedigendes gewesen wäre. So war er verbittert und trug die Stimmung auch auf andere Verhältnisse über. In dem folgenden, bis jetzt unge-

druckten Sonette, das er einer ihm sehr befreundeten Dame in sein Album geschrieben, bereut er seine Uebersiedelung nach Berlin:

Berlin, im März 1842.

Der Weltentzug wieder zu entsagen.

Daß ich von welcher Lechung mich verführe!

Nun kann ich's hier an allen Zeichen spüren,

Daß nicht zum Glück mein Zeit ward aufgeschlagen.

Wer bringt mir das verkehrte Wohlbehagen

Zurück, mein Herz zu eigenem Herd zu schüren,

Und für mich selbst mein Salzenpulver zu rühren,

Entfernt von denen, die danach nicht fragen.

Loch flage nicht! Voreilich war dein Brüllen

Mit Weltentzug, die von wahren Weisen

Nicht war, weil sie getäuscht ein falsch Gelassen.

Nimm, was der Dummheit die zur Nacht erlehen:

Am lauten Markte, nicht in stiller Büchsen,

Herz, mußst du lernen von der Welt gehen.

Man mochte in Berlin erwartet haben, daß sich Rückert für die Gnade des Königs auf eine eklatante Weise dankbar zeigen werde, daß er ununterbrochen und schöner als je singen müsse, wie ein Vogel, den man im goldenen Käfige füttert. Aber Rückert ist sich treu geblieben, wie er sich treu bleiben mußte. „Eine Zunge läßt sich zwar lösen, aber ihr Etwas, was mit den inneren Organen der Seele ver wachsen ist, wie Rückert's Poesie, giebt es keine Instrumente.“ Rückert konnte daher nie Berliner Dichter werden, seine Poesie konnte ihre innere Wahrheit nicht gegen äußere „vielleicht Aufsehen machende Fiktionen“ aufgeben.

Seine Wohnung befand sich anfangs in der Schulgasse (jetzt Königsgräber-) Straße, gegenüber der damals noch stehenden Städtemauer, über welche hinweg er die Aussicht auf die weißen Gärten und Parks der Paläste in der Wilhelmstraße hatte. Die Gebrüder Grimm, Cornelius, der Maler Hermann und andere Freunde Rückert's wohnten in der Nähe.

Es ist Manches für und wider Rückert's Leben in Berlin geschrieben worden. Als Thatfache bleibt stehen, daß er sich nie in die moderne Gesellschaft Berlins eingemischen konnte und sich nie in diejem neuen Wohnsitze wohl gefühlt hat. Auch er war, durch den mächtigen Aufschwung, den der öffentliche Geist 1840 zu nehmen schien, begeistert, nach Berlin gegangen, um selbst mit Hand anlegen zu können an dem großen Werk der Wiedergeburt Deutschlands. Freilich hatte er diese auf anderen Bahnen gesucht, als das sogenannte Eisenbahn'sche System und er hat dies auch unumwunden ausgesprochen.

Es war die Zeit der hohen Politik in der preussischen Metropole, und die geachteten Männer der Wissenschaft und des kaiserlichen Stills, Humboldt, Varnhagen etc., machten auch in Geheimen eifrig in diesem Genre. Rückert dagegen hatte sich nachdem er die Archaischen diplomatischen Kunst eingeübt ganz von der Politik zurückgezogen; sie war ihm ein Faßes der ihn nur in seinen brahmanischen Betrachtungen stören konnte. Unberührt geriet er in die Opposition und trat mit grüßendstem Freimuth offen und geradezu damit heraus. Und doch war er sich bewußt, positiv zu sein, freilich andere, als die er verstand, die es zu sein behaupteten. So fühlte er sich sowohl nach rechts wie nach links vereinsamt und galt dem Einen als Revolutionär, dem Andern als Reaktionsär. Natürlich war es, daß er sich von den Extremen beider Lager unter seinen Freunden zurückzog, z. B. mit Stahl hütten und Bettina drüben den Reich sehr möglich einschränkte und endlich ganz abbrach.

Den ersten Winter belebte noch eine rege Geselligkeit

Rückert sagte aber mit seinem Reglige der Bekanntheit und seines ganzen Wesens nicht in die geschürten Salons der neuen Aufklärer und mußte sich immer mehr wie ein in's 19. Jahrhundert verschlagener „Urgemann“ vorfinden. Während die seine Welt rings umher über den vereinigten Völkern und die Reichshäuser disputirte, sah er wie träumend in seinem Arbeitsstube und sann über sein morgenländisches Eldorado nach. Eine Einladung, zu der Leipziger Zeitschrift „Comet“ Beiträge zu liefern, lehnt er ab, weil er „weder Stoff noch Stimmung hat, sich auf den literarischen Markt, dessen Treiben er ganz verleidet ist, zu wagen“. Den ganzen Winter, fügt er hinzu, hat er an die Neuheit seiner Lage verloren. Sollte ihn aber im Sommer, in beglücklicher Stille, wohin er zu flüchten gedenkt, mit dem Gefühle neuer Gesundheit auch die böse Lust, seine Lieder zu schreiben, wieder kommen, so wird er an die Heimath denken.

Es schloßen sich nicht viele Familien an Rückert an, wie diese es ja auch nicht suchte. Der Regierungsrath Sohn, der früher Secretair Göthe's, der sich eines näheren Umgangs mit Rückert erfreute, war als Polizeibeamter und politischer Censor eine wenig beliebte Persönlichkeit und nicht geeignet, in den liter. gebildeten Kreisen für Rückert Sympathie zu erwecken.

Was die Collegien betrifft, so waren diese im Anfange seines Berliner Aufenthalte schon durch die Bedeutung des Rückert'schen Namens besucht, nahmen aber später an Frequenz ab. Zuletzt hielt er sie in seinem Arbeitszimmer und kam dann gar nicht mehr zur Universität.

Im Jahre 1844 kündigte Rückert einen Coursus über Persien an. Nur der später berühmte gewordene Sanaktrist Max Müller, der zum Studium der Berliner Sanskrit-Manuskripte kommen war, inscribte sich. Da aber ein Minimum von drei Zuhörern für das Zustandekommen des Colles erforderlich war, so begeisterte der strebsame Student noch zwei Commilitonen, und Rückert las nun mit seltener Ausdauer. Der Fleiß und die Wissbegierde der Zuhörer wirkten anseuernd auf ihn ein. Andererseits war es keine Begeisterung für den Gegenstand, sein sittlicher Ernst, seine Unbefangenheit und das Bewußtsein seiner Bedeutung, das sich in seinen Vorträgen ausdrückte und wodurch er sich die Herzen seiner Schüler meist zuerkaufte gewannen. — Für Max Müller legte er in der Folge eine dauernde freundliche Zuneigung an den Tag, indem er ihm Rath und Belehrung zuvorkommend angedeihen ließ.

Rückert hatte die besondere Vergünstigung, nur im Winter in Berlin leben zu müssen. Die Sommer brachte er auf seinem lieblichen Landhause in Neuseß zu. Schon von 1843 an verlegte er den Schwerpunkt seines Lebens dahin, und Neuseß wurde von da an bis zu seinem Ende seine eigentliche Heimat. Seine Familie wohnte schon damals ganz dort, während er in seinem Winterquartiere Berlin eine Art Junggesellenleben führte, dessen Einzelkeit ihm allein verschönt wurde durch den freundschaftlichen Umgang mit der Familie des Medicinalraths und Prof. J. Dr. R. Gröber, in dessen Hause, Behrenstraße 65, er im Winter 1843 auf 1844 wohnte.

Aus der Periode des Hin- und Herwandens zwischen Berlin und Neuseß stammen jene Gedichte im Album der Litzke-Stiftung (Dresden 1843, Bd. I.): „Ein Winter in Berlin“, welche dem Widerwillen gegen das Berliner Leben einen fröhlichen Ausdruck gaben und eine große Sensation in den Berliner Kreisen hervorriefen. Ebenso hatte er Gedichte im Berliner Taschenbuche (bei H. Dunder, 1843) veröffentlicht, über welche die Berliner Welt ebenfalls ihre Bemerkungen machte. Wie

wenig hatte sie freilich den Dichter verstanden, dessen Poesie im Kampfe gegen eine kalte Wirklichkeit lag, und wie unbegreiflich war ihr daher der Schmerz, welcher aus diesen Gedichten sprach! Man sagte, Rückert werde alt, die Poesie gehe bei ihm zur Reige, er producire wenig und das schlecht, und was dergleichen Phrasen mehr waren. Man wußte aber nicht, daß Rückert's Gedichte nichts sind als sein Leben, daß ihm die Natur Alles und daß er ein Vogel war, der nur im Freien, im rauschenden Walde, am grünen Hage singen konnte. Rückert's Poesie ließ sich eben nicht abrichten. Die glänzende äußere Stellung hat seine Lyrik in Berlin nicht zu Kraftäufferungen getrieben, durch die ein Anderer vielleicht sein Recht zu dieser Stellung hätte betheiligen mögen. Das Leben wurde ihm in Berlin trübe, und so auch seine Vieder. Berlin war ein glänzender Kerker für den Dichter; seine Brust war gebunden, denn „die Dryaden und Hamadryaden an der Spree tragen“, wie Gutzkow sagt, „asph. graue Staubmäntel“. Die moderne Gesellschaft enthielt für ihn keine Poesie; sein Auge wurzelte in den Solireen der Hauptstadt ebenso trostlos am Boden, als es dagegen an den Abenden in Neuseß fröhlich von Wolken zu Blumen, von Bergen zu Tüffen irrte; seine Brust empfing dort ebenso wenig einen belebenden Hauch, als sie diesen hier aus jeder Erscheinung der Natur zu trinken und sich ganz eigen zu machen wußte. So waren denn seine Poesien nur eine Sehnsucht nach dem geliebten Neuseß, nach einem ungeführten Naturleben. Dazwischen lag die Ueberfeinerung Berlins und der Sand der Markt.

Während des gegen ihn losgebrochenen Sturmes in Berlin befand er sich ruhig in Neuseß und empfand auch später wenig von dem Gebrauche desselben, da die politischen Wogen der gleichen Epochen weggeschwemmt hatten. Es folgten für ihn eine Reihe einlamer Winter in Berlin und frohbewogter Sommer in Neuseß.

Nach seiner Rückkehr von Neuseß, im Herbst 1841, mietete er sich eine Wohnung an der Ecke der Louisenstraße und des Schiffbauerdammes mit der Aussicht auf die Spree. Als im Februar 1846 die Familie Gröber nach Weimar überbedelte, hatte Rückert in Berlin eigentlich Niemanden mehr, an den er sich enger angeschlossen hätte. Er wollte auch nicht mehr in das lebhafte Radwasser des Verkehrs eintreten. Gesellschaft suchte er immer weniger. Ohne Begleitung unternahm er seine täglichen Spaziergänge in den nahen Thiergarten und an sonigen Mittagshunden nach „den Einden“. Er wandelte dann, eine selbst in Berlin einzige und von Vielen angesehene, aber nicht begriffene Gestalt, langsam vom Brandenburger Thore bis zum Schlosse und wieder zurück in seine Wohnung. Ein solcher Gang, pflegte er oft zu äußern, führe ihm am Besten das einzig würdige Stück der ganzen deutschen Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, die Geschichte Preußens von Friedrich dem Großen bis 1815, vor die Augen, und deshalb mache er den Gang unter den Einden. Zuweilen stattete er auch dem Atelier des großen Rauchs, den er sehr verehrte, einen Besuch ab. Der gefällige Verkehr aber hörte zuletzt ganz auf, und Rückert verlebte sich tief in seine ernste, stille Geistesarbeit.

Im Winter 1847 kam er zum letztenmale nach Berlin. Hier hatte sich das sogenannte Cichhorn'sche System inzwischen immer mehr den Widerwillen aller Derjenigen zugezogen, welche von aufrichtiger Liebe für den preussischen Staat erfüllt waren. Unter ihnen natürlich Rückert, den dieser Widerwille immer so zeitig als möglich aus Berlin hinaus nach Neuseß zog.

Zwei Tage vor der März-Revolution verließ er, um nach Neuseß zu eilen, die Hessens, ohne zu ahnen, daß er nicht

zurückkehren werde. Im nächsten Winter ließ er sich von dem Aufenthalt in Berlin dispensiren und im Jahre 1849 pensioniren. Die immerhin generöse Weise, wie ihm die Pension in einem weit über das reglementmäßige Maß hinausgehenden Betrage gewährt wurde, beweist wenigstens, daß der Unmuth, mit welchem sich Rückert in seinen Gedichten über das Berliner Leben geäußert hatte, ohne irgend einen Einfluß auf die ihm vorgesetzte Behörde und auf den Antrag geblieben ist, welchen dieselbe, der Pension halber, in hoher Achtung der ausgezeichneten dichterischen Begabung unseres Rückert, selbst in den bedrängtesten Zeiten des Staates, an den König und dessen dem unsterblichen Sängern des Völkchenfrühlings gewidmetes Wohlwollen zu richten sich verpflichtet fühlte.

Göthe und die Frauen, nach Adolph Stahr.*)

I.

Werther's Lotte und Gretchen in „Faust“.

Wenn für den Erfahrungssatz, daß die Frauen im guten und bösen Sinne auf die Bildung des Mannes und namentlich auf die Gestaltung seines Charakters einen wesentlichen Einfluß üben, nach einem geschichtlichen Beispiele gesucht wird, so müssen wir kein prägnanteres zu bezeichnen, als das des größten Kenners des Frauenherzens, Göthe's, selber. Wie viel er dem Umgang mit edlen Frauen verdankt, ist bekannt, und wohl ihm, daß ihn sein freundliches Gesicht nur mit den Geistes und Besten ihres Geschlechtes in nähere Beziehung gebracht hat! — Aus diesem regen Verkehr aber, den der Dichter von seinen Jünglingsjahren an bis in sein Greisenalter mit edlen Frauen unterhielt, schöpfte er auch seine tiefe Kenntniß all der wunderbaren Eigenthümlichkeiten und Modalitäten im Wesen der Frauen, und deshalb wieder war er im Stande, uns eine Reihe von Frauengestalten zu zeichnen, wie sie wahrer und wirklich getreuer niemals von einem Dichter vor oder nach ihm geschildert sind. Welch eine Frische, welch ein Zauber und zugleich welch ein Reichthum und welch eine Mannigfaltigkeit der verschiedenartigen Typen weiblicher Charaktere tritt uns in den Frauen seiner Dichtungen und seines Lebens entgegen von Werther's Lotte an bis zur Ottilie und Charlotte in den Wahlverwandtschaften! Verdanken wir doch dem genialen Pinsel des Meisters Kaulbach eine Reihe trefflicher Gemälde, in denen uns die Frauengestalten der Göthe'schen Dichtungen verkörpert werden! Aber auch vor unser geistiges Auge sind sie hingestellt durch die Feder des Mannes, der von allen jetzt lebenden Schriftstellern besonders dazu befähigt erscheint: von Adolph Stahr, dessen geistreiche Schrift über die Göthe'schen Frauen, die zu Anfang des vorigen Jahres erschienen, heute bereits in zweiter Ausgabe vor uns liegt.

Ueber ein Werk Adolph Stahr's zu sprechen, hat seine besonderen Schwierigkeiten, wenn man sich nicht etwa mit einer kurzen Notiz begnügen will. Denn es ist bekannt, daß diesem trefflichen Kenner unserer Literatur, dem verdienstvollen Gelehrten, dem Biographen Lessing's, eine solche Fülle von Wissen, von gründlicher Kenntniß und dabei von Schärfe des Urtheils und Wärme der Diction zu Gebote steht, daß man unwillkürlich

bei der Lektüre seiner Schriften sich angezogen und von Allen, was er sagt und darstellt, eingenommen fühlt, so daß man bei Besprechung seiner Arbeiten entweder in den Fehler geräth, zu ausführlich aus dem reichen Schatze seines Geistes zu schöpfen und so zu wiederholen, was man besser in dem Buche selber gesagt findet, oder daß man sich mit einigen Präliminaren des Lobes und der Anerkennung begnügt, um zur Lektüre seines Werkes aufzufordern. Das gilt auch im besten Sinne von der uns vorliegenden Schrift; dieselbe ist nicht nur mit treffendem Urtheil und tiefem Verständniß des Dichters, seiner Beziehungen zur Frauenwelt und der von ihm mit Vorliebe dargelegten Frauengestalten, sondern auch zugleich mit so inniger Eingabe an den Gegenstand und darum mit so viel Wärme abgefaßt, daß es uns doppelt schwer wird, Einzelnes als besonders beachtenswerth hervorzuheben und Anderes zu übergehen. Höchstens können die einzelnen Frauen aus Göthe's Dichter- und Lebenskreise und das größere oder geringere Interesse, welches sie bei näherer Bekanntschafft uns einflößen, ein Kriterium für unsere Auswahl abgeben. Denn wenn auch alle die Frauen, mit denen der Dichter während seines langen Lebens in nähere Beziehung trat, oder die er in seinen Werken schildert, ohne Unterlaß unsere lebendige Theilnahme erregen und verdienen, so erkennen wir doch auch hier ein Mehr und ein Weniger, und fügen uns zu Werther's Lotte oder zu Hermann's Dorothea, wie zum Gretchen Faust's, oder zu des Dichters Friederike von Schlotheim, sowie zu Wilhelm Meister's Marianne und Mignon, sympathischer hingezogen, als zu einer Adelsheid von Waller, oder zu Faust's Helena, zur Eugenie, zur Frau Meina und selbst zu Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Nach diesem Kanon mag es uns gestattet sein, an eine Besprechung des Werkes heranzutreten, von dem wir nur wünschen können, daß es in seiner zweiten Ausgabe den Kreis seiner Leser noch bedeutend erweitern möge.

Der Verf. giebt als Einleitung eine eingehende Benutzung und Erläuterung über „Göthe's Mufe“ nach dem Ausgang der Göthe'schen Gedichte sich befindenden Gedichte „Zueignung“, dem Kaulbach's Meisterhand eine so sinnige höchst Gestaltung gegeben hat. Wir erfahren hier aus der Geschichte dieses Gedichtes, daß dasselbe, hervorgerufen durch die Liebe zu Charlotte von Stein, anfangs ein der Geliebten zugeordnet größeres Gedicht einleiten sollte; als aber die italienische Reise jenes Verhältnis löste, blieb jenes Gedicht unvollendet, und die Einleitung zu demselben erhielt eine andere, höhere und würdigere Bestimmung. Losgelöst von jenem fragmentarischen Werke und gereinigt von allen auf eine bestimmte einzelne Person bezüglichen Andeutungen und Bestandtheilen, bilden nunmehr diese Strophen die Eingangsworte seines ganzen dichterischen Schaffens und Strebens. Und es ist für die Würdigung Göthe's und seines Strebens bezeichnend, was auch Adolph Stahr besonders hervorhebt, daß der Dichter die Früchte seines Lebens nicht der Geliebten, nicht seinem fürklichen Freunde und Bräutigam, geschweige denn sonst einem Könige oder Kaiser, freilich auch nicht der deutschen Nation, die damals noch nicht „erfunden“ war, sondern daß er sie „den Freunden“ darbringt, d. h. allen denen, die sich selbst zu eigen machen wollen und können, mit er darbringt, die seine Gaben aufnehmen, wie er sie bietet, den mitempfindenden, verstehenden, Freude und Leid des Menschen daselbst mit ihm theilenden — diesen wahrhaften Freunden, in denen er die Welt sieht. Auch hier wieder müssen wir darauf hinweisen, wie großes Unrecht diejenigen dem Dichter thun, die ihn einen kalten, vornehmen „Höfling“ schelten, und trefflich

*) „Göthe's Frauengestalten“, von Adolph Stahr. Zweite Ausgabe. Berlin, J. Guttenberg, 1869. 2 Bände. 8. VIII, 237 u. 258 S.

was der Verf. über die Freundschaft Göthe's sagt, anzu-
gen: an sein Wort:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Betrübt nicht, daß die Welt von ihm erfährt!“

„Dieses Wort ist innerste Lebensmaxime des Dichters. Es
ist hindurch durch alle seine geheimsten Gefändnisse, in den
manchesten Herzensergüssen gegen seine Freunde vom An-
ge bis am Ende seines Lebens, und es ist oft rührend, zu
s. mit wie dankbarer Seele der große Dichter jedes ver-
muthete Entgegenkommen, jeden, auch den kleinsten Beweis
müthiger und beifälliger Theilnahme an seinem Denken und
sich entgegen- und aufnahm.“ (I. E. 10 ff.)

Doch wir müssen hiermit jenes einzige Gedicht und seinen
den Geiste desselben durchhauchten Commentar verlassen
aus einzelnen der Göthe'schen Frauengestalten selber zuzu-
den.

Sir haben im Vorhergehenden zwar schon einige der her-
ragendsten Frauen genannt, welche in dem Stab'schen Buche
vorkommen; um aber die Reihenfolge der Gestalten, wie sie
geordnet ist, vollständig überblicken zu lassen, zählen wir
imnachst noch einmal auf. Der erste Theil enthält: Werther's
u. Melheid von Baldorf, Dorothea, Gretchen, Helena, Zphi-
a, Renore von Este, Eugenie, Friederike von Esenheim,
Juliane La Roche und Elii. Im zweiten Theile, welcher
Frauen aus Wilhelm Meister und aus den Wahlverwand-
ten schildert, bringt der Verf. zunächst eine Abhandlung
u. Entschuldigungsgeichte des Wilhelm Meister, worauf dann
Frauen desselben folgen, nämlich: Marianne, Frau Melina,
Herr, Aurelie, Eudie, Theresie, Natalie und Wagnon; den
Theil bilden die Frauen der Wahlverwandtschaften: Ottilie,
und ihre Tochter Luciane.

„Von den Gestalten des ersten Theiles zieht zunächst
Gretchen's Gotte unsere Aufmerksamkeit auf sich. Während
t in dem Werther eine jener „problematischen Naturen“
zu lernen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich
zu bewegen, denen keine Lage genug thut“, finden wir in Lotte
vollendete Gegenbild desselben. In mäßigen, ja beengten
schicklichen geboren, als das älteste von neun Kindern eines
kleinen Amtmanns, ist sie in stiller Bescheidenheit und eifriger
stetiger Thätigkeit aufgewachsen, und mit dem Bewußtsein
seiner Pflichten ist früh etwas über ihre Jahre Verstandiges,
wunderthätig-ernstes, selbst hie und da Bedenkliches in ihr
geistes heiteres und leichtlebigen Wesen gekommen. Außere
durch Schule und Unterricht sind wenig an sie heran-
gekommen. Sie hat wohl hier und da auch ihren Roman ge-
lesen, aber doch nur selten, und als sie Werther kennen lernt,
ist schon lange, wie sie uns gesteht, nur die Romane die
sind, „in denen es zugeht, wie um sie her, und wo man sie ihre
eigenen häuslichen Zustände wiederfindet.“ — „So viel Einfalt
zu viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit,
die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der
Thätigkeit!“ Diese eigenen Worte des Dichters, mit denen
er sie zuerst ihr Wesen ausspricht, sie sind der wahrste, tre-
ue Ausdruck ihres Charakters und mit ihnen erscheint Lotte
hervor vor unseren Augen, wie ja auch Raubach's reizendes
ist sie in dieser hausmütterlichen kleinen Welt uns vergegen-
wärtigt.

Wie ganz anders, wenn auch gleich Eotten der bürgerlich
christlichen Sphäre des Lebens angehörig, erscheint dagegen
Helena von uns, zu der wir uns, mit Uebergehung der

durchaus verschieden gearteten Melheid von Baldorf und der
thatkräftigen Dorothea Hermann's, wenden. Die Schilderung
ihrer Eigenthümlichkeit, wie dieselbe uns in dem Gretchen vor
der Schuld entgegentritt, leitet der Verf. mit den treffenden
Worten ein: „Die Gestalt Gretchen's ist so einzig, wie das
Gedicht selbst, dem sie angehört, einzig dasteht unter allen Dich-
tungen der Literatur aller Zeiten und Völker. Zu allen anderen
Göthe'schen Frauengestalten lassen sich aus dem Bereiche der
poetischen Literatur Analogien und Parallelen aufsuchen; das
Wesen aber, das der Dichter des Faust in seinem Gretchen
erschaffen, ist unvergleichbar mit irgend welcher anderen Schöpfung
irgend welches anderen Dichters.“ Sie ist die Verkörperung
jener ersten Liebe, die, einmal dahin, nimmer wiederkehrt, so
wenig wie die Jugend selbst, deren Kind die erste Liebe ist!
Ebenso treffend finden wir den von dem Verf. aufgestellten
Vergleich Gretchen's mit dem Geist des deutschen Volksliedes-
liedes, wie es in Göthe seine ideale Vollendung erreicht hat.
„Wie das deutsche Volkslied in seiner wunderbaren Tiefe und
Innerlichkeit, in seiner hingegebenen ahnungslosen Empfin-
dung eine unendliche Gewalt besitzt, die unser Herz bis in seine
letzten Tiefen ergittert macht, ebenso ist dies Gretchen in der
Beschränktheit ihres „findlich dumpfen“ Wesens einer Kraft der
Leidenschaft und einer Festigkeit des Entschlusses fähig, an denen
alle Leidenschaft des geliebtesten Mannes, ja selbst der Witz der
Hölle scheitern müssen.“ Doch auch diesem edlen Bilde fehlt
nicht der Schatten, denn Gretchen ist ein Kind des Volkes,
kein Ideal. Auf diese Seite ihres Wesens werden wir hinge-
wiesen in dem zweiten Bilde, welches uns Gretchen als die
Schuldige, ihre „Schuld und Sühne“ kennen lehrt. Diese Schatten-
seite zeigt uns der Verf. in Gretchen's Verhältnis zu ihrer
Mutter und namentlich zur Nachbarin Martha, deren personi-
ficirte selbstthätige Gemeinheit erst Gretchen's Unschuld und
Reinheit, ihre selbstlose Hingebung in der Liebe um so heller
hervorleuchten lassen.

Wir können hier nicht näher eingehen auf die von Stahr
gegebene Zergliederung der einzelnen Situationen, in welcher
der Dichter uns Gretchen in ihrem tiefsten Seelenleiden, von
dem ersten Gehtritte an bis zu ihrem Untergange vorführt, nur
das sei noch angebrütet, daß auch hier der Verf. in Gretchen,
wie sie die Schlüsselszene im Kerker uns zeigt, nicht eine Mahn-
sinnige erblickt, obwohl man nur zu sehr gewohnt ist, sie als
eine solche zu denken, und sie auch meist so dargestellt sieht.
Dagegen nimmt Stahr den Dichter in Schutz: „Der Dichter
des Faust hat nicht daran gedacht, sein Gretchen im Wahnsinne
enden zu lassen. Zwar ist all ihr Empfinden, ihre ganze Phant-
astie durch ihre Lage bis zur höchsten Ueberspannung gesteigert;
aber was sie empfindet, was sie sieht, ist furchtbare Wahrheit,
ihr ganzes Denken von einer grauenvollen Folgerichtigkeit, die
nur um so erschütterlich ist, weil sie sich nicht in der Form des
verständigen Reflektirens, sondern immer nur in Visionen der
Thatfächlichkeit fundigiebt, welche den richtigen Gedanken in ein
Phantastiebild einfließen enthalten.“ Diese Auffassung wird
durch eine Zergliederung der Vorgänge in der Kerkerzene näher
begründet, und die ganze Darstellung mit einem Hinweis auf
den Schluss des zweiten Theiles des Faust beendigt, als dessen
Resultat die Wahrheit hingestellt wird, daß die Liebe stärker
ist als der Tod und ihr Wille fester als die Hölle. „Diese
Liebe ist die Liebe Gretchen's, und Faust hat Theil genommen
an dieser Liebe und diese Liebe an ihm.“ Darum wird auch er
gerettet.

Kern's populäre Aesthetik.)

Der Gottesbegriff der Hebräer und der Griechen.

Von diesem Werke ist bereits eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Das Buch verdient die günstige Aufnahme, die es gefunden. Nach des Verfassers Grundsatz hat die Aesthetik nicht die Aufgabe, unmittelbar zu lehren, wie das Schöne zu erschaffen sei, sondern sie soll suchen, in das Wesen des Schönen einzudringen und es deutlich zu machen, und zwar in einer verständlicheren Weise, als es häufig von Solchen geschehen ist, die durch den Jankstam den Ungünstigen die philosophischen Wissenschaften unerquicklich machten und erschwerten. In der That versteht es der Verfasser, die Lehre vom Schönen auf eine faßliche Weise, ohne sie in eine streng systematische Form zu zwingen, einem größeren Leserkreise verständlich zu machen; er weiß besonders dadurch das Interesse lebendig zu erhalten, daß er häufig seine Lehren aus Beispielen oder bildlichen Darstellungen vorhandener Meisterwerke zieht oder an ihnen befestigt. Das Buch zerfällt in drei Haupttheile: Begriff und Wesen der Aesthetik; das Schöne in der Natur; die Kunst. Der letzte Theil schließt mit der Dichtkunst und ihren Gattungen. Wir hätten auch eine genauere Berücksichtigung der Prosa gewünscht, die der Verfasser S. 436 nur mit wenigen Worten abfertigt. In unserer Zeit, in welcher gegen die Macht des ungebundenen Wortes der Einfluß der Poesie fast verschwindet, thut es noth, das Volk auch über die ästhetischen Forderungen zu belehren, die an die prosaischen Gattungen des Romans, der geschichtlichen Darstellung, der Berekämteit und der wissenschaftlichen Belehrung gestellt werden müssen. Hat der Verfasser in dem Abschnitte von den bildenden Künsten die Tekstik berücksichtigt, warum nicht auch bei den lebenden Künsten die Prosa? An trefflichen Mustern aus alter und neuer Zeit, an denen die Gesetze des Schönen nachgewiesen werden können, ist ja eine reiche Fülle vorhanden.

Ueber manche einzelne Anschauungen des Verfassers, so viel Treffliches auch sein Buch enthält, ließe sich ebenfalls rechten. Wir heben nur Eins hervor. Der Verfasser spricht über das Erhabene und erläutert den Unterschied des Erhabenen und Furchtbaren also: „Die Gottheit, das Schicksal sind furchtbar und erhaben, je nachdem sie die Willkür von ihnen hinwegenden und ihnen eine Harmonie, ein Maß beilege. Der Gott Juda's ist furchtbar, denn er ist willkürlich und maßlos, unabhängig in seinem Urtheile, rücksichtslos und unbarmherzig in seiner Rache. Der Götze kennt für ihn kein Maß und Ziel; er fürchtet einen Herrn, der zum Wüthrich werden mag, während er in Güte zu einem Verschwender wird. Der Jude bleibt seinem Gotte gegenüber ein Kind oder ein Sklave. Der Zeus der Hellenen dagegen ist erhaben. Auch er vermag Himmel und Erde mit seinen Augenbrauen zu erschüttern, aber sein Anbeter kann freudig zu ihm aufschauen; das Maß thronet auf seinem Antlitz, wie es seine Handlungen bestimmt.“

Stellte nicht der Verfasser den Gott der Juden dem Zeus der Hellenen gegenüber, so würden wir in ihm einen jener Frommen vermuten, die ihren Zuthob auch auf den Gott der Juden übertragen; so aber ist er nur ein Kunstfehler, der neben dem Bilde eines schönen Gottes das eines häßlichen braucht, um seinen Schülern den Unterschied des Erhabenen und Furchtbaren anschaulich zu machen. Wir sollten meinen, das Schreckbild irgend eines ägyptischen oder indischen Haupt-

götzen, dem Zeusbilde eines Phidias gegenübergestellt, wäre am Geigneten, den Unterschied recht deutlich zu zeigen. Statt dessen vergleicht unser Verfasser seine eigene häßliche Vorstellung von dem unerbittlichen Gotte der Juden mit dem schönen Kunstwerke des griechischen Meisters. Es kann aber nur Bild mit Bild und Vorstellung mit Vorstellung verglichen werden. Fragen wir, welche Vorstellung dem Zeusbilde des Phidias zu Grunde lag, so wissen wir, daß der Künstler den Zeus als den die Bitten erhörenden Gott, als den Zeus *xaravov*, in der Situation dargestellt hat, die Homer, *Il.* 1, 528—530, schildert. Hier steht Ithetis den Zeus, die Troer mit Siegeskraft zu härten, die die Achäer ihren Sohn Achilleus, welchem Agamemnon sein Obergeschent geraubt, hoch mit Ehre verberichtet haben würden. Zeus fürchtet den häuslichen Zwist mit seiner Frau Here, wenn er den Troern helfe, darum solle Ithetis sich nur eilig entfernen, damit Here sie nicht bemerke; ihre Bitte werde er ihr erfüllen:

„Aber woblan, mit dem Haupte dir wink' ich es, daß du vorzauchst. Solches ist ja meiner Vorkehrungen unter den Göttern. Schlichte Pflanz; denn nie ist wandelbar oder betrüglisch, Noch unvollendet das Wort, das mit winkendem Haupt ich gesendet. Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronien; Und die amtreibenden Feden des Königs wollten ihm vorwärts Von dem unterirdischen Haupt; es erbeben die Höb'n des Olymps.“

Von dem Gotte der Juden glebt es kein Bild; wir können also höchstens Vorstellung mit Vorstellung vergleichen. Wir wählen zur Gegenüberstellung jener Homerischen Offenbarung von der Macht und Gnade des Zeus die Gottesoffenbarung in 2. Mof. 31, 6—7. Die Israeliten waren von Gott abgefallen; sie hatten dem goldenen Kalbe geopfert. Moses steigt auf den Sinai und redet zu Gott, ihnen die Sünde zu vergehen. Dem Volke wird die Vergebung und Moses verlangt als Pfand, daß Gott noch ferner unter ihnen weilen werde, das Angesicht Gottes zu schauen. „Mein Angesicht kann kein Lebender schauen, aber mein göttliches Wesen will ich dir offenbaren.“ Und Gottes Stimme rief: „Gott, Gott, mächtig, barmherzig, gnädig, lautmächtig und groß an Huld und Treue, bewahrt die Liebe bis in das tausendste Geschlecht, vergiebt Vergehen, Verbrechen und Sünde, läßt aber nichts ungekraft, heimjuchend der Väter Missethat an den Kindern und Kindeskindern bis in das dritte und vierte Geschlecht.“

Welche von beiden Vorstellungen ist die erhabener? Der Homerische gab Veranlassung zu dem schönen Bilde eines mächtigen Gottes in Menschengestalt, der den Bitten seiner Verehrer Gewährung zuzuwinken scheint; die mosaische weist ausdrücklich jede Verähnlichung zurück und will nur Gott im Geiste erkennen wissen als Gott der Gerechtigkeit, aber auch der Milde und Gnade, der dem Sünder seine Verirrung vergeibt und, da er die böse That mit ihren Folgen für die Mit- und Nachwelt nicht aufsehen machen kann, die Wirkung des Bösen nur auf die nächsten Geschlechter beschränkt, während er das Gute das der Mensch that, noch im tausendsten Geschlechte fernwirken läßt. Ist das der Gott, der ohne Maß mit blinder Willkür nur Rache übt, um sich furchtbar zu machen? Ist er nicht viel mehr der ernste, aber milde Richter, der sich selbst unter ein Gesetz stellt? Und in der Anerkennung dieses von der Gerechtigkeit der Menschheit wie der Einzelnen bestätigten Gesetzes, daß das Wohl und Wehe der künftigen Geschlechter von unserem eigenem moralischen Verhalten abhängt, liegt ein weit edleres Motiv, das Gute zu thun und das Böse zu meiden, als in der selbstfüchtigen Hoffnung auf eine künftige Seligkeit im Himmel und in der klavisigen Furcht vor dem ewigen Qualen der Hölle.

Aus dem Gottesbegriffe, wie der Verfasser ihn den Juden anlehnt, hätte unmöglich eine Literatur hervorgehen können, die in einem höheren Sinne Weltliteratur geworden ist, als die jüdische; denn aus ihr haben zu allen Zeiten Millionen Herzen Erhellung, Erbauung und Trost geschöpft und werden sie noch ferner schöpfen. Wie sich der ästhetische Sinn der Griechen in ihren herrlich schönen Götterbildern wieder spiegelt, so ist der Gottesbegriff der Hebräer der treue Ausdruck des mächtigsten ethischen Geistes, das seine Liebe zum Guten und seinen Haß gegen das Böse auf seinen Gott überträgt mit einer Kraft und Erhabenheit der Ausdrucke und der Bilder, die ein schwächliches Gemüth, dessen Gottesbewußtsein durch die widersprechendsten Lehren und Philosopheme verwirrt und getrübt ist, nicht mehr fassen und zu vertragen vermag. G. M.

Schweiz.

Die freie religiöse Bewegung in der Schweiz.

Einem aufmerksamen Beobachter der schweizerischen Zustände kann es nicht entgehen, daß die politische Bewegung in der Schweiz oft so sehr aufgeregten Eigengeistes und mehr und mehr den Stoden geräth, und daß gegenwärtig hier rein politische Bewegungen eine allgemeinere Bedeutung zu erlangen, — ein Schicksal, welches übrigens die Schweiz gegenwärtig mit vielen monarchischen Staaten zu theilen hat. So will die von einer jungradikalen Partei in vielen Theilen angestrebte Propaganda für eine Revision der Bundesverfassung beim Volk nicht recht Feuer fangen. Man giebt das Gerücht einzelner Forderungen zu, interessiert sich aber im Allgemeinen in sehr milder Weise für oder gegen die abstrakte Frage der Demokratie, wie sie in manchen Blättern getrieben wird. Im Kanton Genéve scheint eine gebarnische Stellung gegen die Revision der Bundesverfassung einnehmen zu wollen: der Kanton Waadt, der hier, wie schon früher oft bei anderen Gelegenheiten, eine vermehrte Centralisation der Eigengeistesbewegung fürchtet, wogegen Waadt in seinem entschiedenen Cantonalismus das Bewußtsein, und weil die Centralisation, nach den verschiedenen Ansichten, wie sie früher namentlich schon bei der Gründung einer eidgenössischen Universität sich geltend auszusprechen, mit Nothwendigkeit zu einer Germanisirung der schweizerischen Schweiz führen würde. Sonderbarer Weise war es der Hauptgründer der neuen Eigengeistesbewegung, Henri Dunant, ein Mann von wahrhaft freien Anschauungen, ein Vorkämpfer.

In diesem Gegensatz zu dem erschlaffenden politischen Leben der Schweiz tritt eine um so kräftiger sich entfaltende Bewegung auf sozialem, religiösem und confessionellem Boden auf. Diese Bewegung dürfte das allgemeine europäische Interesse in höherem Anspruch nehmen, als ihr vielleicht, wie dies bei den früheren schweizerischen Bewegungen in diesem Jahrhundert der Fall war, eine prototypische Bedeutung zukommen würde.

Von der durch den internationalen Arbeiterbund in die Schweiz importirten sozialen Bewegung haben wir in einem früheren Artikel (Nr. 7 des „Magazin“) gesprochen; heute sei uns gestattet, von der vom Kanton Neuchâtel ausgehenden religiösen Bewegung eine allgemeine Schilderung zu entwerfen.

Man darf im Allgemeinen behaupten, daß bisher in der Schweiz die Orthodoxie einen festen Fuß gefaßt hatte; der populärste schweizerische Volkschriftsteller, Jeremias Gotthelf, war entschieden strenggläubig. Kritische Speculationen, wie sie zur Zeit des Deutschtöhlismus und der Lichtfreunde u. s. w. selbst die deutschen Volksfreie ergrißen hatten, liegen die praktischen. Nur dem materiellen Leben zugekehrt, allem Idealismus fremd, Schweizer völlig unberührt. Als eine höchst eigenthümliche Erscheinung muß es angesehen werden, daß kurz nach der Restauration, in den Jahren 1815–1820 und den folgenden, eine Anzahl englischer und schottischer Missionäre mit viel Erfolg, namentlich in der französischen Schweiz und besonders in Genéve, eine protestantisch-pietistische Propaganda unternahmen, aus welcher in Genéve und Waadt die sogenannte „freie Kirche“ (socius a non luendo), welche sich unabhängig vom Staat constituirte, hervor ging. (Vergl. unseren Aufsatz in Nr. 30 des „Magazin“ von 1866, der den Titel führt: „Die religiösen Parteien in Genéve; die Nationalkirche, die Methodisten und die freie Kirche.“) So unpopulär diese religiösen Vereine, welche einem dumpfen Mysticismus und überhaupt den unduldsamsten Grundfäulen huldigten, ursprünglich auch waren (das Volk nannte ihre Mitglieder spottend „Momiens“), so haben sie doch in Folge ihrer festen Organisation und ihrer politischen Schlaubeit in vielen Cantonen, vor allem in Genéve, einen außerordentlichen Einfluß auf das soziale Leben zu erringen gewußt.

In Genéve ist das Elitenwesen so gut organisiert, daß es den Ton des gesellschaftlichen Lebens nach den verschiedensten Richtungen beherrscht. Selbst die Freimaurerei ist in Genéve in solches Elitenwesen ausgeartet. Man rüth jungen Fremden, welche in Genéve ihre Zukunft suchen, entweder der „Momerie“ oder der „Maurerei“, oder beiden zugleich sich anzuschließen; und in der That rekrutiren diejenigen, welche diesem wohlwollenden Rath folgen, ungleich rascher und besser, als diejenigen, welche ihre Unabhängigkeit zu bewahren suchen. Es hat sich in Folge dieses Treibens ein wahrhaft jammervoller Eerclismus in Genéve eingeschlichen, von welchem man sich im Ausland, wo man in einer demokratischen Republik so etwas nicht für möglich hält, nur schwer einen Begriff machen kann. Den meisten Genéver stüßig befindenden Fremden entgehen diese Dinge.

Auch Frau Janny Cevald, welche eine so geistvolle und anziehende Schilderung der schönen Außenseite Genéves in ihrem „Sommer und Winter am Genéversee“ gegeben, scheinen diese thatsächlichen Zustände völlig entgangen zu sein. Freilich, um sie genauer kennen zu lernen, muß man jahrelang in Genéve verkehrt und mehr als Einen Blick hinter die Gouffisen gethan haben, welche die Genéver mit großer Kunstfertigkeit den Fremden gegenüber vor ihre zahllosen inneren Schattenseiten zu stellen wissen.

In den Cantonen Waadt und Neuchâtel, desgl. in Basel, hat sich der soziale Einfluß des religiösen und sonstigen Elitenwesens, in ähnlicher Weise, wenn auch nicht so allgewaltig, entwickelt. Einer energischen Opposition gegen dieses Unwesen dürfte also die entschiedenste sittliche Berechtigung sicher nicht abzuspochen sein. Im Kanton Neuchâtel hat die Bewegung zuerst eine bestimmte Gestalt angenommen und zu einem höchst wichtigen und wahrscheinlich sehr folgenschweren Ergebnis geführt. Dort hat sich ein „Reformverein“ gebildet, und dieser erließ ein Manifest, worin er zur Bildung einer „freien Kirche“ aufforderte, indem er die Grundsätze aufstellte, welche gewissermaßen das Glaubensbekenntnis dieser „freien Kirche“ umfassen. Dieses Manifest lautet:

„Unter dem Namen „freie Christenthum“ verstehen wir eine Religion, welche zum einzigen Zweck hat: die sittliche Vollkommenheit des Menschen und der Menschheit. Unter dem Namen „freie Kirche“ verstehen wir eine freiwillige Genossenschaft Derer, welche gemeinsam ein sittliches Ideal anstreben, das sich über die engen Grenzen strenger Gerechtigkeit erhebt. Dieses Ideal, welches die befähigte und rücksichtslose Unterwerfung unter eine einzige Autorität, die des Genossens, voraussetzt, ist: unbedingte Hingabe an das absolut Gute. Der Kultus des Guten, welcher der Kern dieser Religion ist, äußert sich besonders in der Liebe Gottes und in der Menschlichkeit.

„Die Liebe Gottes ist die freiwillige Unterordnung unserer Handlungen, Gedanken und Absichten unter jene höhere Macht, welche alle Menschen mehr oder weniger dunkel unter dem Namen Gott empfinden, und die den Einen als erste Ursache, den Andern als absolute Substanz. Diesen als unwandelnbares Gesetz. Jenen als freier Willkür erscheint. Auf welche Weise Jeder auch den Begriff Gottes theoretisch bestimmen mag, Alle geben zu, daß die Liebe Gottes darin besteht, daß wir zu jeder Zeit über unsere Interessen und unsere Personen die Befolgung der allgemeinen Ordnung setzen.

„Deshalb liebt Derjenige Gott von ganzem Herzen, der vollkommen durchdrungen ist von der Idee und dem Gefühl der Pflicht. Das in unser sittliches Bewußtsein eingeschriebene Gesetz der Pflicht ist von allen Offenbarungen Gottes die einzige, die allen Menschen gemeinsam, die allgemein anerkannt, wenn nicht befolgt, die, klar und sicher für Alle, für Alle verbindlich ist. Sie ist auch die einzige Form des Glaubens an Gott, welche verschiednen Denkenden als Band dienen kann, ohne daß sie deshalb ihrer Freiheit oder ihrer persönlichen Würde zu entsagen brauchen.

„Die Menschenliebe ist die freiwillige Unterordnung unserer Interessen unter diejenigen der Menschheit. Seinen Nächsten wie sich selbst lieben, das heißt nicht nur, sich die Unterdrückung der Selbstsucht, sondern die ganze Hingabe seiner selbst, die Selbstverleugnung, die Aufopferung seiner selbst zur Aufgabe stellen.

„Das ist unser Bekenntniß. In der Annahme desselben und in der Verpflichtung, es nach Kräften befolgen zu wollen, liegt das einzige Glaubensbekenntniß, welches als Eintrittsbedingung in die „freie Kirche“ gefordert wird.

„Wenn wir für eine Religion, welche jedem ihrer Bekenner die vollkommene Freiheit seiner Meinungen wahr, den Namen Christenthum beibehalten, so geschieht dies nicht nur, um das Band festzuhalten, welches uns mit der religiösen Vergangenheit unseres Volkstammes und unseres Landes verknüpft. Die „freie Kirche“ wendet sich auch an die ganze menschliche Gesellschaft und nicht nur an einige auserlesene Geister; sie wendet sich vorzugsweise an das Volk, dem bis jetzt keine Wahl gelassen war zwischen der glaubensstarrten, mit äußerer Gewalt ausgestatteten Kirche und dem vollkommenen Entfassen auf jedes gemeinsame religiöse Leben. Männern und Frauen, die weder Zeit noch Mittel befehen haben, sich mit der Sprache der Philosophie vertraut zu machen, muß man keine allgemeine Theorie, sondern eine geschichtliche und greifbare Gestalt, eine menschliche Persönlichkeit darstellen, die für sich allein ein ganzes, lebendiges Bekenntniß ausmacht. Aber wir kennen keine vollkommene, keine ergründende Gestalt für alle Herzen und für alle Köpfe, Gebildete oder Ungebildete, als diejenige von Jesus von Nazareth, dem Begründer der einzigen, wahren Religion: der Religion des Gewissens und der Freiheit.

„Jesus, der Sohn eines einfachen Handwerkers, er selbst ein einfacher Handwerker, der in seiner Seele von jenem Gott erfüllt ist, den Andere in äußeren Bannern suchen, der sich in der Sprache seines Landes, im Namen seines Genossens der Erde Gottes nennt, und alle Menschen auffordert, wie er, sich Gottes zu werden durch die Liebe und den reinen Wandel. Jesus, der sich die Aufgabe stellt, die Menschen vom Reiter der Sünde zu retten, indem er vor ihnen durch sein Wort sein Leben das schönste Ideal menschlicher Sittlichkeit darstellt, indem er so durch seine Heiligkeit und in Kraft auf dieser Heiligkeit nicht nur eine auserlesene Schaar, sondern in Masse, ja den Auswurf der Menschheit selbst mit sich fortzieht. Jesus, der Glauben genug besitzt an die Macht des Gutes über die menschliche Seele, um zu fühlen, daß sein Volk entscheidend sein werde und in Zukunft ihm geböre, der in Zuversicht in klaren, volksthümlichen und rührenden Worten nicht nur die Tugend, sondern das eifrige Streben nach sittlicher Bervollkommenung predigt, der eine strenge Befehle nicht nur im Thun und Handeln, sondern in den geheimen Regungen unseres Herzens fordert und anheißelt; Jesus, dem engen Formenswesen der Orthodoxie seiner Zeit den Ku der reinen Liebe im Geiste und in der Wahrheit entgegen; Jesus mit seinem unwandelnbaren Glauben an seine Sendung bereit für sie zu sterben, um sie mit seinem Blut zu befrucht; Jesus, der endlich mit der Gewissheit stirbt, daß er seinen Jüngern durch sein Leben, seine Lehre und seinen Tod die Macht hinterlasse, welche die Welt besiegen werde, die Macht des Glaubens, die Macht der Aufopferung; Jesus, der Märtyrertod erlitt, wie er das Gute gethan, nicht als Gott, sondern als Mensch, ohne eine hochmüthige Unempfindlichkeit zur Schau zu tragen, ohne seine Todesangst und seine menschliche Schwäche zu verbergen, aber aus seinem gottverfüllten Bewußtsein den stillen Heidenmuth und die gränzenlose Selbstopferung; Jesus, der am Kreuze verachtet, ohne einen danken des Hasses, ohne ein Wort des Vorwurfs gegen seinen Henker: — dieser Jesus des Evangeliums spricht mehr zu Seelen, denen wir ihn als unser Bekenntniß näher führen, die umständlichen Formeln; er bietet in einem einzigen, wunderbaren Bilde, wenn nicht alle, doch die wesentlichsten des sittlichen Ideals, die wohl auch anderswo sich zu finden, aber nirgends so tief, so rein. Deshalb glauben wir, daß es keinen rechtschaffenen Menschen giebt, welcher auch seine Erziehung gewesen, der nicht seinen Jeß, nicht der Anbetung, doch der freien und ehrwürdigen Zustimmung jenem Manne ertheilen möchte, welcher allen Menschen rufen: „Seid vollkommen!“ Der Jude, der Katholik, der Protestant, der Freidenker, jeder Mensch fühlt sich im innersten getroffen im Angesicht eines solchen Beispiels. Und die sich Erquickung, die göttliche Erregung, die allmächtige Wirkung auf die Seele ist ja das Wesentlichste in der Religion. Es wird es für Jedermann leicht verständlich sein, was eine bedeutet, die seine andere Frage stellt als diese: Welches Jesus als Vorbild nehmen, möge ihr euch mit demselben befehen, der ihn befehte? Glaubt ihr an ihn? das heißt: ihr, wenn er sie euch in sich selbst verkörpert zeigt, jene unbaren und göttlichen Wirklichkeiten, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Pflicht und das Recht, die Liebe und die Gerechtigkeit? Im Angesicht eines so erhabenen Meisters, fühlt ihr Abscheu vor den Zehlern, die Neuz, die Schande, den Stachel des Bösen und das glühende Bedürfnis, besser zu werden. „Wenn wir uns „freie Christen“ nennen, so nehmen

die sittliche Ueberlieferung des Christenthums an, nicht als abstrakt und unfehlbar, sondern weil dieselbe uns als dasjenige Echo des Gewissens, der Stimme Gottes in der Seele erscheint. Wir fassen also Wurzel in der menschlichen Ueberlieferung, ohne uns an den Buchstaben einer speziellen Vergangenheit, einer jüdischen, katholischen oder protestantischen, zu halten. Wir wollen weder eine Synagoge, noch eine Sekte, noch die die ehrwürdigste von allen, aber wir wollen die allgemeine Kirche, der offene Hafen für alle diejenigen sein, welche an Gott glauben und in ihm leben, ihre Brüder lieben und ihnen dienen, welche das menschliche Ideal fassen und verwirklichen wollen.

Der Name, den wir uns geben, drückt die Thatfache aus, daß die alten Kirchen uns nicht mehr genügen, und daß wir uns ferner in der Vereinzelung einer unfruchtbaren Bemeinung leben, noch auf die Wohlthaten einer frei ausgelegten christlichen Ueberlieferung verzichten, und besonders auch nicht die lebendigen Kräfte verzichten wollen, die der freie und menschliche Austausch von Ideen und Meinungen erzeugt. Wir fühlen das Bedürfnis, auf diesem Gebiete wie auf jedem andern die normale Bedingung des menschlichen Daseins zu finden.

Wir wollen also:

- Eine Kirche, aber ohne Priesterthum;
- Eine Religion, aber ohne Katholicismus;
- Einen Kultus, aber ohne Mythen;
- Eine Sittenlehre, aber ohne Theologie;
- Einen Gott, aber ohne Schemen.

Wir wollen endlich, und glauben im freien Christenthum zu leben:

- Eine freie Religion, die es dem Menschen verwehrt, sich zu unterwerfen einer vermeintlich unfehlbaren Autorität zu beugen, wie dem Papst, die Bibel oder eine Synode;
- Eine Religion des Gewissens, die Niemandem den Glauben abnimmt, daß sein Heil von dieser oder jener Meinung abhängt;
- Eine Religion der Vernunft, die den kühnen Schwung des Aberglaubens nicht hemmt, sondern die Wissenschaft und den Fortschritt ermuntert;
- Eine Religion der That, welche daran gewöhnt, nicht Die, sondern als religiöse Menschen zu betrachten, die am Meisten menschlichen Glauben, fromme Formeln oder mystische Gefühlschwärmerie in sich aufgenommen, sondern Diejenigen, die in Wahrheit am meisten danach gerungen haben, gut zu sein, nützlich, die das reichste und erhabenste sittliche Leben führen;
- Eine Religion der Gleichheit, die Allen nicht nur dieselben Rechte und Pflichten, sondern auch dieselben Mittel ertheilt, sie zu erfüllen, indem sie die religiöse Gesellschaft auf einem Boden aufbaut, der unabhängig ist von jeder Theologie und Metaphysik, und indem sie hiermit jeden Grund ablehnt, unter dogmatischen Vormundschäften irgend eines Klerus zu stehen;
- Endlich und vor Allem eine Religion der Liebe, welche zu unterwirft, was die Andern trennen, welche Alles der Moral, die nichts Anderem unterordnet, welche die Menschen nicht mehr leitet, sich gegenseitig zu verdammten um unerklärlicher Dogmen willen, sondern sich gegenseitig zu helfen und zu lieben um des allgemeinen Wohles der Menschheit willen."

Zu betrachten der in dem sozialen und überhaupt öffentlichen Leben mancher Cantone eingerissenen Corruption, wie wir es in der Vergangenheit andeuteten, kann eine solche reformatorische Bewegung, welche auf den in dem vorstehenden Manifest ausge-

sprochenen Grundfragen beruht, nur als eine sittliche Nothwendigkeit betrachtet werden. Es wird natürlich nicht an beständigen Kämpfen fehlen, und wir erwarten die heftigsten in Genf, wo in aller Kürze Professor Lullien aus Reuenburg, der gerade in diesem Canton einer der Hauptanreger der Bewegung war, eintreffen soll, um eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten, welchen schon jetzt die „Momiens“ mit Entsetzen entgegensehen. Die religiös-reformatorische Bewegung wird voraussichtlich überall an der im „internationalen Bund“ organisierten sozialen einen mächtigen Bundesgenossen finden, und aller Wahrscheinlichkeit nach sich so wenig, wie diese, durch die Alpen Gränzen ziehen lassen, sondern in nicht ferner Zeit auch in den Nachbarländern ihren Widerhall finden. Auch diese neue „freie Kirche“ wird „international“ werden. Qui vivra, verira!

Genf.

W. Campmann.

Frankreich.

Die französische Revolution und das Christenthum.*

Die Diskussionen über das Verhalten der französischen Revolution zum christlichen Kirchenglauben sind in den letzten Jahrzehnten immer lebhafter geworden und haben die Federn der bedeutendsten Publicisten Frankreichs in Bewegung gesetzt. Pressens, Quinet, Tocqueville, Laboulaye haben ihr Verdikt gesprochen; es ist wohl kein Wunder, daß ein in die religiösen Debatten so tief verwickelter Forscher, wie der belgische Geschichtsphilosoph J. Laurent, den ganzen zweiten Theil seiner Betrachtung der französischen Revolution (Tome XIV der Etudes sur l'histoire de l'humanité) diesem Thema gewidmet hat. Von der Religionsfrage hängt allerdings an erster Stelle das Schicksal der neueren Völker ab, vielleicht am Meisten das Schicksal Frankreichs! Das ist jenes „Ce qu'il faut à la France“, welches in der so betitelten Abhandlung der calvinische Independent, Herr Prof. Hoffmann-Saint-Gilaire, leider nur von sehr einseitigem Standpunkte, aufgefaßt hat. Laurent, der es im Sinne des reinen Theismus versteht, ist aber selbst wiederum Dogmatist, nämlich Anhänger der Rousseau'schen Einreligion; seine Vorliebe für Robespierre's culte de l'Être suprême ist durchaus ernst gemeint und hat daher die weitgreifendsten Folgen. Mit einem wahren Bekehrungsbeifer versteht Laurent nochmals die religiöse Seite der französischen Revolution und weiß ihr Dinge nachzurufen, an welche sie in der Hitze der, unserer Ansicht nach, eminent politischen Kämpfe schwerlich einmal gedacht hat. Unzweifelhaft hat die Religion in dem Drama der großen Umwälzung eine gewichtige, ja sogar verhängnisvolle Rolle gespielt, aber der Hauptgegenstand des Streites war sie am Wenigsten; als Mittel, als Parteibeziel ist sie von den Revolutionären, wie von den Contrerevolutionären, gebraucht worden. Zweck und Lebens-element, Brennpunkt ihres gesammten Strebens ist sie weder den Einen noch den Andern gewesen, weder dem Republikaner Robespierre noch den Legitimisten Maury und Casalis.

Aus diesem Grunde scheint es offenbar, daß eine Würdigung der französischen Revolution, welche die politischen-socialen Gesichtspunkte von den religiösen ganz übersehen läßt, den

* J. Laurent, Etudes sur l'histoire de l'humanité, Tome XIV: La Révolution française, Deuxième Partie. Paris 1868, Librairie internationale (A. Lacroix, Verboeckhoven & Cie.) 574 pag.

wirklichen kulturhistorischen Antheil der religiösen Ideen an dieser Weltkatastrophe eher verkümmern muß. Die confessionellen Rückschlüsse, welche das Gebahren der Revolutionäre hervorrief, werden von Laurent nicht aus den politischen Situationen Frankreichs abgeleitet, sondern unmittelbar aus der allgemeinen skeptischen Bewegung des 18. Jahrhunderts und weit über dieses hinaus bis zu Giordano Bruno. Ja, er schildert eine Einleitung voran, welche dem Prinzip aller miraculösen Religion den Krieg erklärt und an die Stelle der wunderbar geöffneten, dogmatisch abgeschlossenen Religion die Idee der fortschreitenden Offenbarung und eines vervollkommnungsfähigen Glaubens, die „religion parfaite“ des französischen Nationalismus, entgegengesetzt.

Theologisch ist, den Standpunkt des Autors zugegeben, das Recht zu einer solchen Erörterung unbestreitbar, doch läßt sich fragen: hat sie ihren berechtigten Platz vor dem Haupttheil einer Prüfung des geschichtsphilosophischen Werthes der französischen Revolution? Würde selbst dies nun auch eingeräumt werden, so dürfte man aber die fernere Frage stellen, ob Laurent nicht, statt des inneren Gegenstandes, den die confessionellen Glaubensformen mit der fortschreitenden Offenbarung, d. h. der historischen Entwicklung der religiösen Ideen, bilden, einen äußerlichen und darum geschäftigen, die Bitterkeit des Parteilasses aufregenden Widerstreit vorgeführt hat? Was unser deutscher Vessing von der Erziehung des Menschengeschlechtes geschrieben, scheint uns das beste Schildey für diese Kämpfe. Dort ist ein verständender Maßstab für alle Glaubensformen gegeben, hier, bei Laurent, ein rationalistischer Canon, der seinerseits keinen Widerspruch duldet. Unsere höchste Anerkennung der Kraft und Entschiedenheit der Uebergengungen des Autors läßt uns gerade die schlichtende Hand des Kulturhistorikers vermissen, der im eifrigsten Festhalten an den Grundlagen der Gewissensfreiheit, doch die höhere Einheit der vielgestaltigen Bekenntnisse nicht aus dem Auge verliert und unbefümmert um das Gekänk der „Halben“ und der „Ganzen“ in allen Lagern jede Glaubensform als eine Stufe in dem Erziehungsgange der Menschheit erkennt, und zwar als eine Stufe, die keinesweges mit dem Ablauf einer bestimmten Zeitepoche abschneidet. Die ältesten Formen der Gottesverehrung sind heute noch in Uebung; noch heute giebt es Gößen und Feueranbeter neben Christen, Juden und Muhammedanern; der fortschrittliche Protestantismus hat heute noch den traditionsreichsten Katholicismus neben sich. Niemanden dürfen wir seines Glaubens wegen verdammen, oder für dummer und ungebildet halten, weil Dieses oder Jenes ihm heilig ist. Das Verfabren der alten Römer und der modernen Revolutionäre gegen das Christenthum war unduldsam, unbesonnen und roh; das des Letzteren hat lediglich den Zorn der Reaction gebiet und die Bewegung der besten stilklichen Kräfte beraubt.

Zum Erlaß einer Civilconstitution des Clerus, mit andern Worten: einer katholischen Kirchenverfassung, war die Nationalversammlung völlig incompetent; sie durfte wohl das Verhältniß der Kirche zum Staate ordnen, nicht aber die Einrichtungen der Kirche selbst und am Wenigsten, nachdem die Abschaffung der Staatsreligion proclamt war. Daß protestantische und israelitische Wähler auf ihre politische Legitimationskarte bin katholische Bischöfe wählen durften, war ein Mißbrauch und ebenso unstatthaft, als wenn Katholiken zur Wahl protestantischer Consistorien berechtigt gewesen wären. Vergleichen hätte der Jurist Laurent bedenken sollen. Wahrlich, die Apologie irgend einer Dogmatik ist nicht die Aufgabe

der freien Wissenschaft, aber ebensowenig die absolute Vertheidigung der Revolution oder gar der Napoleonischen Kirchenverfassung. Das Edouard Laboulaye hierauf bezüglich dem merkwürdigen Buche „Paris en Amerique“ bereits angedeutet, ist aller Bevormundungssysteme schlagendste Widerlegung. Trautwein von Belle.

Studien.

Reisen in Indien und Hochasien von Herrn. v. Schlagintweit.

Seitdem durch Carl Ritter und Alexander v. Humboldt die Geographie in die Reihe der Wissenschaften erhoben und der nie ruhende Fortschungsgeist der Deutschen auch in dieser Richtung hin mächtig angeregt wurde, sind deutsche Sendungen in verschiedenen Welttheilen, namentlich in Afrika, Asien, vielfach beschäftigt gewesen, mit wissenschaftlicher Thätigkeit auch das übrige zur Erforschung und Beschreibung bisher noch wenig bekannten Länder der Erde beizutragen. Ist bekannt, welche Schwierigkeiten gerade den Reisen in Asien und dann besonders in den Ländern nördlich des Himalaja entgegenstellen, und wie diese es dem einzelnen, auch bei reichen Mitteln, selbst mit Thatskraft und Kenntnissen reich versehenen Forscher fast ganz unmöglich machen, in das Innere jener Länder vorzudringen. Dem ist es zuzuschreiben, daß, zu einzelnen von Engländern angestellten Reisen und Entdeckungen seit jenen Unternehmungen des preussischen Prinzen Wald in der Mitte der vierziger Jahre nichts von Bedeutung in Indien und die Himalaja-Länder bei uns bekannt geworden ist, bis nach Verlauf von zehn Jahren die drei Hrn. Schlagintweit zuerst wieder ihre ausgebreiteten Kenntnisse und ihre ganze wissenschaftlichen Fähigkeiten einigten, um der Welt jene Länder in einer Weise zu erschließen, wie dies vorher weder versucht noch ausgeführt worden. Ihnen gebührt das unbestrittene Verdienst, auch hier die mühsamen und kühnen Pioniere der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen zu haben, und zugleich, indem sie ihren Fuß in diese fast ganz unbekannt gebliebenen Länder setzten, eine Menge zuverlässigen und gründlichen Beobachtungen, Messungen, Forschungen in allen Gebieten des Wissens über jene Gegenden zu erringen zu haben, die auf alle Zeiten hin und den deutschen Namen mit der Geschichte jener Länder und mit der von ihnen bereicherten Wissenschaft in Verbindung bringen müssen.

Nach wiederholten Reisen und Forschungen in den Inden erhielt bekanntlich die drei Brüder Hermann, Adolph und Robert Schlagintweit durch Vermittelung Alex. v. Humboldt's vom Könige von Preußen und der Englisch-Östindischen Compagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise in Indien. Die drei Brüder schifften sich am 20. September nach Aegypten ein und reisten zunächst von Bombay aus zwei verschiedenen Wegen durch das Dekan bis Madras. H.

*) Basiert auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission Hermann, Adolph und Robert v. Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1844–58. Von H. v. Schlagintweit-Schlagintweit. Erstes Buch. Mit Karten, landchaftlichen Ansichten u. s. w. Leipzig, G. C. C. 1869. (XVIII und 568 S. gr. 8.)

zuletzt sich im März 1855 Adolph und Robert nach den nord-westlichen Provinzen und widmeten sich hier den Sommer hindurch der Erforschung der Gebirgswelt, der Hochrässe und Kleinstgeographie des westlichen Himalaja. Am Tsi-Gamin, einem der höchsten Berge Tibets, errigeten sie eine Höhe von 20,886 Fuß, die größte, die bisher von einem wissenschaftlichen Menschen erreicht worden ist. Nachdem Beide den Winter von 1855 auf 1856 wieder mit Untersuchungen auf der Halbinsel verbracht, vereinigten sie sich im Mai 1856 zu Simla mit Hermann, der inzwischen im östlichen Himalaja (Sikkim und Nepan), in Kham und den Gebirgen zwischen Brabmanutra und hinterindien thätig gewesen war. Die drei Brüder wandten sich dann dem Himalaja zu, besuchten theils einzeln, theils verbunden Kailash, Ladak und Balti, und Hermann, damals von Robert begleitet, drang über die Ketten des Karakorum und in das südliche Himalaja vor. Nach der Rückkehr besuchten sie sich abermals am 13. December 1856 zu Kaulpindi im östlichen Pendschab. Robert durchzog das Indusland und kehrte sich im Frühjahr 1857 zu Bombay nach Kgypten ein. Hermann nahm seine Route durch Hindostan und Bengalen, besuchte Calcutta und verließ Ende April 1857 Kalkutta zur See, um mit Robert in Kgypten zusammenzutreffen. Beide Brüder landeten im Monate später, am 8. Juni 1857, glücklich zu Triest. Robert, der seinen Aufenthalt in Indien noch um ein Jahr verlängern wollte, legte sich im Sommer 1857 auf's Neue nach den südlichen Hochländern des Himalaja, von wo aus auch er die chinesische Turkestan, dann nach dem russischen Asien zu ziehen beabsichtigte. Doch wurde er am 26. August 1857 bei Kalkutta erkrankt.

Hermann und Robert legten nach ihrer Rückkehr in's Vaterland die Ergebnisse ihrer Reisen und Forschungen in der Form einer Scientific Mission to India and High-Asia* (Bd. 1—4, London 1860—66) nieder, einem Prachtwerk, das auf neun Bände mit einem Atlas von etwa 120 Tafeln (darunter theilweise aus dem Gebirgs- und Landschaftsbildern in Farbendruck) und berechnet ist, und ungemein reichhaltige Materialien zur geographischen Geographie, Meteorologie, Geologie und Ethnologie der von den drei Brüdern untersuchten Gegenden enthält. Eine Reihe von 275 Holzschnitten wurde mehrmals lithographisch reproducirt.

Als neuestes Werk erschien nun ferner dasjenige, welches den oben angeführten Titel trägt und eine Arbeit von Hermann v. Schlagintweit ist. Derselbe ist nach seiner Rückkehr im Jahre vom König Maximilian II. von Bayern in den erblichen Adelsstand erhoben worden.

Während in jenem umfassenden Werke in der Weise, wie Humboldt's Ansichten der Natur gelebt, in großen Zügen die Natur, zugleich mit den wesentlichsten physischen und geologischen Verhältnissen verbunden, dargestellt wird, handelt der Verf. in dem vorliegenden Werke einen chronologisch-geographischen Bericht über die Reise geben zu müssen, wobei, neben den wissenschaftlichen Beobachtungen, zugleich den Naturwundern und Staffage in einem Landschaftsbilde, zur Vervollständigung des Ganzen noch aufgenommen, doch so, daß es nicht überflüssig wirkt, um die richtige Auffassung des Hauptgegenstandes — die Natur des fremden Landes im weitesten Sinne des Wortes — nicht zu beschränken. Und in der That, der vorliegende erste Band dieses auch in seiner mehr auf das allge-

mein Brauchbare gerichteten Beschränktheit nach sehr umfangreichen Werkes bietet nach jeder Seite hin eine reiche Ausbeute für die Kenntniß Indiens in seinen verschiedenen Theilen. Von der Westküste von Bombay aus, das in seiner Nähe die mit den denkwürdigen Altherthümern bedeckten Inseln und Küstenstriche bietet, überschreiten wir an der Hand des sichern und kundigen Führers die westliche Ghattseite und ziehen mitten durch das Dekan über Maffur nach Madras, um von da, nachdem die südlichen Gebiete der Central-Indien erschöpft und nach ihren Pflanzungen, Gesteinen und Thieren, wie nach Klima, Temperatur und Jahreswechsel, Höhenbeschaffenheit und Menschenrassen beschrieben sind, das südliche Indien und die Insel Ceylon zu besuchen. Von da wendet sich die Reise dem Tieflande und dem Gangesgebiete der Präsidentschaft Bengalen zu, geht dann am Ganges aufwärts über Benares, Allahabad, Lucknow, Agra und Delhi in das Panjab und die westlichen Provinzen bis nach Sind, dem südlicher gelegenen Stromlande des untern Indus. Von hier werden wir wieder in das mittlere Stromland des Brabmanutra, nach Kham, geführt, und von da in das Gebiet des Sawaddi, in das Innere von Birma in Hinterindien.

Wir müssen uns auf diese kurze Skizze des Inhaltes jenes Reiseberichtes beschränken, welches des Wissenswürdigen, Neuen und Interessanten so viel und in so reicher Fülle darbietet, daß es nach dem uns zugemessenen Raum völlig unmöglich wird, auf Einzelnes näher einzugehen. Werden doch noch Jahre vergehen, bis das, was jene Reisen zu Tage gefördert haben, in gangbare Münze geprägt und so dem Austausch in den einzelnen Gebieten der hierher gehörigen Wissenschaften zugänglich gemacht ist, und wir können uns einer näheren Untersuchung und Besprechung dieser reichhaltigen Fundgruben um so eher für entbehren halten, als der Name der Gebrüder Schlagintweit und die Bedeutung ihrer Reisen längst allgemein bekannt geworden sind, so daß es nur der Anzeige eines von ihnen veröffentlichten Werkes bedarf, um die Sachmänner und außer ihnen die zahlreichen Freunde und Bewunderer deutschen Forschertriebes und deutscher Wissenschaft auf dasselbe zu lenken.

Dr. 3.

Palästina.

(Titus Tobler: Nazareth.)

Wieder ein Werk des unermüdeten und wohlverdienten Palästinaforschers Titus Tobler! Wir wollen es sorgfältig, wie es der Werth und der darauf verwandte Bienenfleiß verdienen, durchmustern.

Der erste Abschnitt handelt von der Lage Nazareth. Die geographische Lage, die Entfernungen von Jerusalem und andern Städten werden angegeben, dann Winkelmessungen verglichen von Hermen, Toran, El-Meidub u. s. w. Der zweite Abschnitt ist überschrieben: Klima. Es wird im Ganzen gesund genannt. Die Temperatur wird auch genau behandelt nach Thermometer- und Barometer-Bestimmungen vom 15.—26. December 1858, Durchschnitt: 50° — 110° R. Ende Octobers beginnen die Regen.

*) Nazareth in Palästina. Nebst Anhang der vierten Wanderung. Von Titus Tobler. Mit einer artistischen Beilage. Berlin, G. Reimer, 1868. (VII und 344 Seiten.)

woll ein Pfarrhaus, aber noch keine Kirche. Es wird aber noch gebaut und die Abtheilung theilt Tobler mit. Ein statliches Gebäude!

Was die Schulen anlangt, so berichtet uns Tobler von einer katholischen Knabenschule im Franziskanerkloster, von einer solchen Mädchenschule der französischen Nonnen, von Schulen der Griechen und von der protestantischen, die 1867 70 Kinder zählte.

Der praktische Arzt Tobler unterläßt es nicht, uns ein Räthsel zu liefern, welches überschrieben ist: Krankenhaus, Krankheiten, namentlich Pest und Cholera. Mergel. Die Frauen des Nazaret werden als Krankengeringerinnen sehr geschätzt, und der einzige geschulte Arzt, Dr. Tartan, ein Engländer, nicht minder.

Die Stelle oder Kirche der Santa Maria del timore und das *Tempus Domini* in Bezug auf Luc. 4. 23 ff. werden sorgfältig besprochen und zum Schluß erklärt, der Absturzbarg könne nicht die *hodie res hodie* Luc. 4. 29. sein: er liegt, worin Tobler nur Recht geben kann, viel zu weit von der Stadt entfernt.

Als Anhang folgt Tobler's vierte Wanderung im J. 1865. Sie ist schon in der „Allg. Zeitung“ und in Peischel's „Ausland“ getrukt erschienen, folgt aber hier überarbeitet und ergänzt. — Ein sorgfältig angefertigtes Register beschließt die Arbeit.

Zum Schluß können wir dem verehrten Verfasser wegen der reichen Fülle seiner, seines gründlichen Fleißes unsere Anerkennung nicht versagen. Der Anmerkungen sind so viele, daß für den Lert fast kein Raum bleibt. Der Verf. hat im J. 1865 eben um dieses Werkes willen noch einmal das Nazaret selbst sehen; die Cholera verhinderte ihn daran. Er war es nur, was er bis 1846 aus Autopsie erfundet und aus seinem reichen Bücherkabinete erhoben, nebst dem, was die Güte des Herrn Pfarrers und Missionars Zeller in Nazaret mitgetheilt hatte, den lernbegierigen Lesern darzu. Wir glauben aber nicht mit ihm und wünschen nicht, daß Titus Tobler's letzte größere Arbeit über das heilige Land ein werde. Dr. L.-L.

Nord-Amerika.

Der deutsche Volkskalender von San Francisco.

Aus Kalifornien ist uns Philo Jacoby's deutsch-amerikanischer Volkskalender für 1869 zugegangen), den der tüchtige, alte Buchdruckereibesitzer von San Francisco nunmehr zum vierten oder fünften Male herausgibt. Der Kalender ist wiederum reichhaltig mit Artikeln über die Zustände, Verhältnisse und Fortschritte Kaliforniens und insbesondere über Hausarbeit ausgestattet. Auch beschreibt der Herausgeber eine Reise nach Deutschland, die er im vorigen Jahre

unternommen und bei welcher Gelegenheit wir ihn in Berlin gesehen und gesprochen haben. Der Buchdrucker Philo Jacoby war vor zwölf Jahren ausgewandert, und zwar hatte er, da ihm die Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika fehlten, Dienste auf einem Schiffe genommen. Es ist nicht uninteressant, zu lesen, was er in der Einleitung der vorliegenden Heftesitzgen über seine Erinnerungen in dem Momente sagt, als er eben im Begriffe war, über Panama zum erstenmale wieder nach dem deutschen Vaterlande zurückzukehren:

„Da stand ich nun auf dem Dede der „Montana“ und sah und hörte das Treiben und Gesehe, welches als nach Panama abgehenden Dampfer begleitet, wie im Traume an. Mein ganzes californisches Leben glitt wie ein Panorama vor meinen geistigen Augen dahin: wie ich vor 9 Jahren mit erschrockenen Füßen, welche ich mir zwischen Eisfeldern südlich vom Kap Horn geholt, als Seemann auf dem Klipper „Windbird“, in der Gelten *Gate* einlief; wie ich, als ich morgens früh die Stadt San Francisco, in Nebel gehüllt, erblickte, den festen Vorsatz faßte, hier im Lande zu bleiben und meinem Seelenbelust zu sagen; wie ich später einen Tag an der Boden-Revolution von Claystraße arbeitete und, da meine Füße noch nicht Stütz halten wollten, in Eilers Home wieder das Bett hüten mußte, nachdem ich genesen, meine Bücher und Instrumente verkaufte und nach Sacramento reiste, in dieser edlen Residenz vier Tage lang von Geschäft zu Geschäft ging, meine Dienste, wenn auch nur gegen Kost und Wohnung, anbietend, aber immer abgewiesen wurde, weil ich zu schwächlich ausseh; wie ich dann, als meine Baarhaft beinahe vollständig erschöpft, mich zwei Tage mit Wassermelonen fättigte und meine Schlafstätte bezog auf den aufgetappten Weizenstaden an der Verree, mit ungezügelter Aussicht auf die frühen Gluthen des Sacramento; wie des Morgens früh ein Mann mit dem Ausruf: „do you want to work?“ mich weckte, ich Ja sagte und er mir dann erklärte, daß er von einem Farmer dicht bei der Stadt geschickt sei, um einen Mann zum Arbeiten an einer Drechselmaschine zu holen. Verhaft erimmerte ich mich des sauren Gesichts des alten Farmers, als er mich erblickte und dann rief: „Was, den bringst Du zum Arbeiten?“ der kann sich ja kaum selber auf den Beinen halten; nun, er soll ein gutes Frühstück bekommen, aber arbeiten wird er wohl nicht können.“ Wie die andern Arbeiter, meistens große, schwere Leute, sich über die Dreifigkeit des little Dutchman, an einer Drechselmaschine arbeiten zu wollen, lustig machten, ich aber — still schwieg und mir das Beefsteak mit Kartoffeln und den guten Kaffee gut schmecken ließ. Wie dann die Arbeit auf dem Felde anging: die Maschine in der Mitte und wir rings umher, die ersten, wie ein gefäßiges Ungeheuer, mehr Weizen verschlingend, als zehn Mann ihr zuwerfen konnten, und dann die Sonne zu brennen anfang (es war im Juli), immer heißer und heißer, die Leute ihre Jacken und sogar Hemden ausgezogen und über die Hüfte ruhten; wie endlich Einige sogar ganz aufhörten und sagten, sie würden sich für kein Geld zu Erde arbeiten, und ich, dessen Haut vom Seewasser gepökelt und von der Sonne Afrikas und Westindiens verbrannt war, in meiner Seemannsjade ruhig weiter arbeitete und, zum Mergel der Leute, die früher über mein schwächliches Aussehen so gelacht, recht volle Gabeln Weizen aufstappte und in die Maschine warf. Wie beim Mittagstisch der Farmer ganz anderer Meinung wie am Morgen war, und wie ich dann der Maschine von Farm zu Farm folgte, meine zwei Dollar täglich nebst Kost verdienend; wie dann später in Sacramento sich mir die „schwarze Kunst“ als treue Freundin bewährte und ich Beschäftigung in der

*) Philo Jacoby's kalifornischer Staatskalender, 1869. San Francisco, Deutsche und Englische Buchdrucker, 420 Montgomery-Str. Die Lirerate sind wieder, wie dies in dergleichen amerikanischen Publikationen häufig geschieht, auf beiden Seiten des Textes in deutscher Sprache gedruckt, doch unterscheiden sich die deutschen Texte durch Vertheilung von denen in ähnlichen anglo-amerikanischen Kalendern und Journalen, daß sie keine stiltlich anstößigen, ebendern reichhaltigen Anzeigen enthalten.)

Staatsdruckerei fand, endlich, Sacramento den Rücken wendend, nach San Francisco zurückkehrte, und wie ich hier die langen Jahre gekämpft und gerungen, um mir eine Existenz zu gründen, und wie es mir jetzt vergönnt war, meine Lieben im alten Heimatlande nach zwölfjähriger Trennung wiederzusehen."

Kleine literarische Revue.

— **Die Grundformen der antiken klassischen Baukunst.***) Beim Jugendunterricht soll man nie vergessen, daß die höchste Tugend des Lehrers Gründlichkeit ist, und daß es von dem, was als wirklich schön und muftergiltig feststeht, keine bessere Anwendung giebt, als reiche Mittheilungen an jugendliche lernbegierige Gemüther. Die Worte „zu hoch, zu früh, zu schade“ sind allemal Verkennung der Schwerkraft eines strebenden jugendlichen Verstandes. Mit den ersten musikalischen Grundlagen die Harmonielehre zu verbinden, mit der ersten poetischen Lectüre die Regeln der Prosodie einzunehmen, das wird dem Lehrer nicht zu schwer fallen, und der Fassung und dem Erkenntnißvermögen des Kindes von reichem, wohlthätiger Wirkung sein. — Solche Gedanken haben den Verfasser zu dem glücklichen Unternehmen geführt, für reifere Knaben, etwa gute Gymnasialisten der mittleren oder höheren Klassen, die Grundformen der klassischen Baukunst in Bild und Erklärung zu correcter und fählicher Anschauung zu bringen. Die verschiedenen Stile, die in ihnen zur Anwendung gelangenden Formen, die äußere Schmuckweise und die wichtigsten Denkmale sind genannt und erklärt. Nicht nur eine zahlreiche Anzahl der bei der Lectüre der Klassiker und allen archäologischen Studien zur Anwendung gelangenden Fremdwörter sind hierdurch erklärt, sondern, was wichtiger ist, es ist einer durch irrige Selbsterklärungen sehr häufigen mißverständlichen Auffassung der architektonischen Formen vorgebeugt. Die Säule und ihre Theile, Wände, Pfeiler, Eintheilungen, Ornamente, Gebälk, Fries, Gesims, Dach und Decke, von den archaischen Pelasger-Formen bis zur letzten römisch-etruskischen Umbildung, werden vorgeführt, und ein keramischer Anhang giebt die wichtigsten Formen und Benennungen der Gefäßbilderei, und dies Alles mit einem Aufwande von kaum dreißig Druckseiten und vier Lithographien.

— **Neue Dichtungen von Friedr. v. Schack.****) Der geachtete Dichter, ein geborener Norddeutscher, der seit Jahren dem Münchener Dichterkreise als wirksames Mitglied angehört, dessen meisterhafte Behandlung persischer und spanischer Poesien ihm in Deutschland einen geachteten Namen verschafften, hat jetzt eine Reidenfolge von sechs erzählenden Dichtungen veröffentlicht, welche meist auf den Feldern seiner früheren Wirkksamkeit als Reisender und Dichter in Italien und dem Orient spielen. Er verbindet mit einer leichtfließenden Erzählung einen dämonischen Zug, und da mächtige Schicksalsschläge fast überall den tragischen Ausgang herbeiführen, so gemahnen Form, Inhalt und Scenerie oft und unwillkürlich den Leser an Lord Byron's epische

Dichtungen, ja selbst eine poetische Verwandtschaft mit den Gewande der Giltmeisterrhen Uebersetzung läßt sich nicht wegleugnen. Während der „Regenbogenprinz“ eine überschwengliche Ausgeburt der Phantasie ist, der es selbst für das Leben in jenen Wolkenregionen an jeder plastischen und ausdenklichen Möglichkeit fehlt, wie sie auch das tollste Märchen erheischt, bieten die fünf anderen Erzählungen gerade — was das ist ihr Vorzug — greifbare Gestalten und Situationen. Nur läßt den Leser jene entsetzliche Tragik, ohne ihn zu heben. Denn wenn in „Hofa“ ein Mädchen in der schon fast Verwesblüthe bingerafft wird und noch drei andere Opfer nach sich zieht, weil sie, von der Mutter dem Kloster gelobt, sich irdischer Liebe nicht freigehalten, so fehlt uns, wenigstens durch der Mainlinie, dafür die rechte Mitempfindung. Am Besten gelingen dem Verfasser Beschreibungen auf historischem Boden und zeichnen sich in dieser Beziehung „Giorgione“ und „alte Venedig“, sowie „Dandolo“ aus, dessen Jugenderlebnis in Constantinopel er selbst als erblindeter Greis erzählt. Der Gesamteindruck der gereimten Novellen ist jedoch ein verflüchtender, da unter allen nur Gine mit einem beruhigenden Abschluß: „der Flüchtling von Damascus“, in welcher aber getrocknete Todtenbeine, der Erwürgten dumpfes Röcheln, richtiger Mutilation, dampfend, und andere entsetzliche Dämonen unser Grauen mehr als billig erregen.

— **Die Maler von Florenz.** Der besonders in Deutschland bekannte Schriftsteller Hans Koecker hat sich seiner als Gesangsmeisterin unvergleichlichen Gattin seit ein Zeit in dem oberitalienischen Vaterte Museale niedergelassen und weiß, wie Leopold Scherer, die Frauen an das allerliebste legende Städtchen zu fesseln. Sein neuestes, so eben erschienenes Buch ist ein Lustspiel „Die Maler von Florenz“, das in unermesslich so mangelhaft und einseitig produzierten Zeitungen verdient. Der Kern der Fabel besteht darin, daß die Maler, die Graf Santa Fiore zur künstlerischen Verschönerung seines Schlosses engagiert hat, ein junger Mann findet, der die Liebe der Tochter vom Hause erwirbt und von hieraus entspringenden Verwickelungen und nach der väterlichen Consens à la Romeo und Julie heimlich stattfindend Trauung sich als Graf Pandolfo entpuppt, und zwar zu der Mann, den Graf Santa Fiore, freilich ohne ihn zu seiner Tochter zum Gemahl ausgewählt hatte. Die Entwicklung des Liebesverhältnisses giebt Anlaß zu einigen höchst geschriebenen Szenen, mit denen die übrigen in abwechselnder scharf kontrastieren. Als Vermittler, Vertreter vorurtheilsfreier Herzensbildung und rettende Gottheit eine sehr originelle Gestalt, der Vater Probus da. So verkennbar und der ganzen Dekonomie des Stückes weichen, daß der Herr Verfasser sich bewegen gefunden hat die Shakespeare'sche Lustspiel Organisation zurückzugeben. Ist bei der bedenkenlichen Dichtung, die das moderne Lustspiel immer schnellerem Tempo einschlägt, mehr ein Fortschritt, Rückschritt. Nur glauben wir, daß der Verfasser, der Stück, dem Publikum und Shakespeare's Namen wehe zu der Shakespeare'schen niederen Komik durch einige wenige Schnitte das große Uebergewicht entziehen könnte, das in den „Maler von Florenz“ behauptet.

*) Von Dr. G. Wagner und G. Kadel. Heidelberg, Bassermann, 1869.

**) Epischen, von Friedrich von Schack. Berlin, Wilhelm Heyer, 1869.

— **Maria Mancini**, die schöne Nichte des Kardinals Mazarin, für welche der jugendliche König Ludwig XIV., als er noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Anna von Oesterreich stand, in Liebesgluth entbrannt war, ist der Gegenstand eines neuen Romanes des beliebten Erzählers Julius Gressly. Wir haben kürzlich (Nr. 10 des „Magazin“) erwähnt, wie weitlings unter den Papieren der Bastille auch die Briefe unter einen gewissen Biquet fort aufgefunden wurden, der den Großen Kurfürsten von Brandenburg gebeime Mittheilungen über das Liebesverhältniß des jungen Königs zur Mancini gemacht hatte und deshalb in die Bastille eingesperrt worden war. Man ersieht hieraus, wie anziehend schon damals die Geschichte auch für das Ausland war, welche Wichtigkeit auch in diplomatischer Beziehung hatte und wie streng der kaiserliche Hof jede Veröffentlichung des Geheimnisses verbot. Herr Julius Gressly hat in seiner Darstellung jener Periode die berühmten handelnden Personen sämmtlich, sowie auch die Handlung, mit warmem und treffendem Colorit dargestellt.

— **Das Vermögen der depossedirten Fürsten.** Die Verhandlungen der beiden Häuser des preussischen Landtages über die Vertheilung, betreffend die Beschlagnahme des Vermögens ehemaligen Könige Georg von Hannover und des ehemaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen sind jetzt, nach den gesetzlichen Verdicten zusammengestellt, als besondere Schrift erschienen. *) Es bietet diese staatsrechtliche Frage nach zwei Seiten hin, sowohl was die ursprüngliche Bewilligung der Vermögensbeträge an die depossedirten Fürsten, als auch die demnachst erfolgte Beschlagnahme betrifft, so viele controvertirte Punkte, daß die kleine Schrift wirklich als ein wichtiger Beitrag zur Rechtsaufklärung unserer Zeit zu bezeichnen ist.

Literarischer Sprechsaal.

Das Sprichwort: „Gute Menschen aber schlechte Musikanten“, ist in unseren Tagen noch einmal Fleisch und Blut geworden.“) Der ausgezeichnete Historiker, der hochachtete Staatsmann, der gelehrte Bürger, der allgemein beliebte Literaturhistoriker, mit dem Wort: der wahre alte Gervinus, eine Perle der deutschen Nation in allen andern Dingen, ist auf das musikalische Gebiet gegangen und hat sich die Komödie Handel an den Hals gehängt. Wie Shakespeare der größte Dramatiker, ist ihm auch der alleinigmächtige Musiker, und alle Musik bis zu ihm war ihm nur Vorbereitung auf den Einzigen, seit dessen Anfang alle Musik nur Verfall ist. Diese unserm Ganzen so theueren Kunsttreiben gößlich in's Gesicht schlagende Behauptung wird nun Gervinus damit erweisen, daß er die gesammte Instrumentalmusik als eiteln Formalismus ohne geistigen

Inhalt verwirft. — Gegen das Buch „Handel und Shakespeare“ nun hat Herr C. F. Bitter eine recht wahre Gegenschrift erscheinen lassen. *) Mit einem Ernst, der bewundernswürdig und einer besseren Sache würdig ist, mit einer höflichen Würdigung, wie sie in solchem Falle nur einem sonst so verdienten Manne gegenüber, wie Gervinus ist, möglich erscheint, bringt Herr Bitter alle Argumente zusammen, die des Gegners Schwächen demaskiren und seine Behauptungen über den Haufen werfen. Nur Eins hat Herr Bitter vergessen, und das dünkt uns das Wichtigste: nämlich der Vorwurf, daß die gesammte moderne Instrumentalmusik Formalismus ist und auch auf die Behandlung der Stimme sich nach und nach instrumentalmäßig ausgebildet hat, ist an sich zum Theil richtig; sie ist aber, was auch Herr Gervinus darüber sagen möge, eine berechnete Erscheinung auf dem Gebiet der Kunst, da auch die Freude an schöner Form eine wohlberechtigte ist. Welches Recht hätte sonst in der Wissenschaft die Mathematik, welches Recht das so hochverehrte königliche Schachspiel, welches Recht in den bidenten Ränken alles sinnige Schmus und Ornamentenwesen, an welchem sich seit Jahrtausenden die Welt erfreut? Ebenso berechtigt ist denn doch auch die weltliche, bloß formelle Musik, die den Witz, den Tanz begleitet. Und es ist gewiß ein hoher geistiger Fortschritt, wenn der Musiker in solche Musik eine Welt von Empfindungen legt, wenn er für die Fülle unausgesprochener Empfindungen eine Welt von Tönen beherrscht.

H. Heine's Tragödie „William Ratcliff“ ist in voriger Woche auf der kaiserlichen Hofbühne von St. Petersburg als Oper, und zwar mit dem fast wörtlich überlesenen Text in russischer Sprache, aufgeführt und mit enthusiastischem Beifall begrüßt worden. Der Komponist der Musik ist der russische Oberst von Luy, der seine schwierige Aufgabe meisterhaft gelöst hat. Die ganze Inszenirung mit prachtvollen neuen Decorationen, mit glänzenden schottischen Costümen, mit effectvollster Darstellung der in dem Stücke vorkommenden Nebelbilder, war großartig. Die Oper wurde in wenigen Tagen dreimal aufgeführt und hat sich bei jedem neuen Anbören größeren Beifall der Kenner und des Publikums erworben. Es wäre interessant, wenn diese Bearbeitung eines Heine'schen Textes ihre Rückübertragung in's Deutsche fände und man auch in Deutschland Gelegenheit hätte, die russische Composition des „William Ratcliff“ kennen zu lernen.

Die am 22. Februar in Antwerpen stattgefundene erste Aufführung des flämischen Oratoriums „die Schelde“, gedichtet von Em. Ziel und komponirt von Venoit, ist als ein kulturhistorisches Ereigniß, als ein Moment des Niedererwachens künstlerischen Nationallebens in Belgien zu betrachten. Aus allen Gegenden der flandrischen Provinzen und selbst aus Holland waren Freunde der Renaissance der flämischen Sprache und Literatur erschienen, um den Triumpfen beizuwohnen, welche Dichter und Componist des neuen Werkes davontrugen. Von etwa 3000 Zuhörern waren die Logen und das Parterre des schönen Theaters von Antwerpen gefüllt, während die auf der Bühne amphotheatralisch aufgestellten Sänger und Sängerinnen größtentheils aus Mitgliedern der hochachtbaren Familien der Stadt bestanden. Der Text des Oratoriums „die Schelde“ hat

*) Maria Mancini, Roman von Julius Gressly. Zwei Bände. Leipzig, G. Haller, er, 1869.

*) Berlin, A. Kortkamp, 1869. (226 S. 8.)

*) Es begab auf eine so eben von einem berühmten Musiker ausgesprochene Streitkräft voll Witz, Galie und Geisens konnte man das Sprichwort auch umdrehen und sagen: „Gute Musikanten, aber schlechte Menschen.“ Wir werden auf diese neue Mißgeburt der Kunstwelt nichts zurückkommen.

dem Dichter Gelegenheit gegeben, das schöne Land und seine glorreiche Geschichte zu verberlichen; wie in einem Panorama gleitet der nationale Strom mit allen Selben der Vergangenheit, von den „Kerels“ (Kerle, Jarle) bis zu den „Gueusen“, bis Artzbeide und Wilhelm von Drankon, vorüber. Das altniederländische Volkslied „Wilhelmus van Nassouwen“ hat der Komponist sehr geschickt dazu benutzt, das vaderländische Gefühl sofort, in der Einleitung seiner Komposition, anzuregen und bis zum Schluß zu steigern, der in dem Hufe „Einheit und Freiheit!“ seine Krönung findet. Es wird vielleicht das Werk mit seinen vorherrschend nationalen und lokalen Erinnerungen wenig geeignet sein, auch in anderen Ländern aufgeführt zu werden, aber jedenfalls ist es ein die allgemeinste Theilnahme auch in Deutschland verdienender, neuer edler Auffassung der poetischen und der musikalischen Kunst, um das Volk, wie die Gebildeten, dieses Theiles der alten Niederlande für ihre von mächtiger Seite bedrohte, nationale Selbstständigkeit zu erwidern und zu begeistern.

Am 27. Juli 1869 wird in Poughkeepsie bei Newyork ein amerikanischer Philologen-Kongreß zusammentreten, der sich zunächst mit der Gründung einer „National-Societät zur Förderung philologischer Studien und Forschungen in Amerika“ beschäftigen wird, worauf dann verschiedene wissenschaftliche Vorträge amerikanischer, klassischer Philologen und neuerer Sprachforscher gehalten werden und zur Discussion kommen sollen. Folgende Fragen sind außerdem zur Erörterung gestellt:

- 1) Wie viele Zeit soll man den Sprachstudien auf höheren Unterrichtsanstalten widmen?
- 2) Wie viel von dieser Zeit soll den neueren Sprachen angehören?
- 3) Soll die Erlernung des Französischen und des Deutschen vor des Lateinischen und Griechischen vorgehen?
- 4) Welchen Rang soll das Studium der englischen Sprache auf Colleges und anderen höheren Unterrichtsanstalten Americas einnehmen?
- 5) Welches ist die wirksamste Methode des Unterrichts in den klassischen Sprachen?
- 6) Welches ist das beste System der Aussprache des Lateinischen und Griechischen?
- 7) Ist der geschriebene Accent bei der Aussprache des Altgriechischen zu berücksichtigen?
- 8) Welche wirksamere Maßregeln können getroffen werden, um die Sprachen der amerikanischen Indianer vor Vernichtung zu bewahren?

Es versteht sich von selbst, daß auch gelehrte Gäste aus Europa dem Kongresse sehr willkommen sein werden.

Für Freunde und Liebhaber des Schachspiels sind in dem unten genannten Werkchen*) die vollständigen Wettkämpfe des berühmten amerikanischen Meisters veröffentlicht, der als einundzwanzigjähriger Jungling die gereiten und abgelegenen Kämpfe Anderissen, Harnwig und Löwenthal nebst anderen das *minorum gentium* auf's Haupt schlug und seit dieser Zeit dem Schachspiel Vain gefast hat. Die vier mitgetheilten Partien sind gewiß die merkwürdigsten und abgekauften, die jemals gespielt worden sind — Partaillen, reich an Abwechselung, vom 20. und 30-jährigen Schwarmel bis zur 30-jährigen Riesenschlacht. — Unter den

Partien Anderissen's, der auch in der Niederlage groß ist und selbst im Untergange glänzt, haben wir die zehnte, von ihm gewonnen als ein Meisterwerk in geschickter Bauern- und Königsführung hervor. Der Herausgeber, selbst ein Schachspieler ersten Ranges, hat den Morphy-Partien die besten Kämpfe des Pariser Schachturniers von 1867 beigegeben, in welchem bekanntlich derjenige J. Kollisch aus Wien den ersten Preis erhielt durch ein werthvolles Geschenk des Kaisers, darunter Das Werkchen enthält gewissermaßen die Blüte des modernen Schachspiels oder vielmehr des Schachspiels überhaupt, dem besser ist wohl nie gespielt worden. Der Herausgeber hat die Partien mit gelegenen Anmerkungen versehen und durch Diagramme veranschaulicht. Das wohlgestaltete und billige Buch (Preis 22 Sgr.) wird bestimmt überall heimisch werden wo Schachspieler ihre Zusammenkünfte halten.

Berichtigung.

Es ist ganz richtig, daß ich bei Abfassung der jetzt in Buch form erscheinenden Skizzen „Eittauen und die Eittauer“ die von Ihrem „Mitarbeiter aus Königsberg“ in Nr. 9 aufgeführten Bücher sämtlich benutzt habe. Diese Entdeckung hat jedoch nur einen mäßigen Aufwand von Schachflinn und Unlebensamkeit verursacht haben, und ich hoffe, auch andere meines Büchleins sollen sie machen, denn ich selber bin ja so frei gewesen, jene Werke ausdrücklich und wiederholt zu nennen. Ich habe sogar noch eine Reihe weiterer Bücher benutzt, was Ihr „Mitarbeiter aus Königsberg“ wahrscheinlich nur deshalb übersehen, weil ich diese Bücher nicht in einer besondern Fußnote, sondern mitten im Text citirte. Die Behauptung endlich, ich hätte einen gewissen Herrn O. Berendt „ausgeschrieen“ — ist schon im vorigen Sommer, wo ich vermuthete, von derselben Seite, im „Literarischen Centralblatt“ verflucht, und von mir nach Gebühr dort abgefertigt worden. Bringt man nun in Abzug alles Das, was ich thatsächlich entlehnt habe, so ist dies eben nichts weiter als, so zu sagen die Stofflage zu meinen Skizzen, und es bleibt immer noch „Eittauen und die Eittauer“ übrig, das ich trotzdem und allem in rein Bescheidenheit als ein Originalgemälde bezeichnen darf. Mein Vergehen besteht nur darin, daß ich, was sonst nicht immer der Touristen zu geschehen pflegt, die benutzten Quellen sorgfältig angeführt, und außerdem durch eine gewisse Stelle mit dem Born eines in Eittauen erscheinenden Blättchens, genannt „Bürger- und Bauernfreund“, zugezogen habe.

Auf die Denunciation des „Bürger- und Bauernfreund“ und auf einen ähnlichen, wahrscheinlich aus derselben Quelle entspringenden Ausfall in der „Königsberger Hartung'schen Zeitung“ lassen sich denn auch, wenigstens so viel mir davon bekannt gemorden, das „große Missfallen“ und die „zahlreichen Reclamationen“ zurückführen, welche mein Büchlein in Preußen erfahren haben soll. Als meine jetzt gesammelte Skizzen vor Jahresfrist zuerst in der hiesigen „Nationalzeitung“ erschienen, fanden sie gerade auch in Preußen allgemeinen Theilnahme und Zustimmung, und dieser Umstand bewog Herr S. Rehländer in Lissa, mich aufzufordern, die Skizzen zusammenzustellen und sie in seinem Verlage als Buch herauszugeben.

Berlin, 1. März 1869.

Otto Lügau.

Verantw. Redacteur: Joseph Rothmann in Berlin, Marktschloßstraße Nr. 14.
Verlegt von Herr. Dümmler's Verlagsgesellschaft (Harnwig und Löwenthal) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 30.
Druck von Eduard Kramm in Berlin, Französischestr. Nr. 10.

*) Paul Morphy's Schachwettkämpfe. Nebst den besten Partien des Pariser Schachturniers vom Jahre 1867 herausgegeben von Jean Dufresne, Berlin, Carl Dreyman's Verlag (Julius Samel). 2. Auflage.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Heft 12

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

N. Jahrg.]

Berlin, den 20. März 1869.

[N. 12.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Richard Wagner: Das Judenthum in der Musik. 165. — Götze und die Frauen, nach Klopis Einar. 1. Kritische von Selenheim und Mariane in Wilhelm Meisters Jahren. 166. — Zur Beurtheilung der landwirthschaftlichen Kultur unserer Zeit. 168.

Wien. Die neue Zeitschrift für das Weltrecht. 169.

Frankfurt. Schmidt IV., ein historisches Lichtbild ohne Metasche. 170.

Wien. Die biederige Verwaltung Guba's durch die spanische Regierung. 171.

Wien. Die Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft. 173.

Wien. Eine kaiserliche Königsleiche. 173.

Wien. Literarische Revue. Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe. 174. — Der dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten. 174. — Österreichs Politikern von Moritz Müller. 175.

Wien. Literarische Gesellschaft. Amerlingers Versuch für Alexander d. Gr. 175. — Emil Olinier's „Transepontischer Januar“. 175.

Wien. Deutsche Nordpol-Expedition. 176. — Zeitungen und Schulwesen in Rußisch-Amerika. 176. — Die erste Industriale Partnership in Berlin. 176. — Internationale Arbeiter-Industrie-Ausstellung in London. 176.

Deutschland und das Ausland.

Richard Wagner: Das Judenthum in der Musik.*

„In fester Nothwehr gegen arge List bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr“; ein weniger redliches Gemüth kann auch unwahr werden, ja sogar den psychologischen Grund so weit aus der Erinnerung verlieren, daß selbst ein Mensch, wie Tasso, von einer Gränze zu der andern schwankt. In tiefer Weise können wir Richard Wagner's neuestes, so genanntes Buch begreifen, und mit Antonio rufen: „Du hast Dir Wort auf Wort, das Du Dir selber nie vergeihen laßt.“ Und nicht einmal das Mitleid, das wir dem wahrhaft gewordenen Tasso schenken, verdient dieses große musikalische Genie; denn wenn Wagner auch mit Jenem sagen kann: „Ich verstehst, bin verbannt“, so hat er doch nicht des ihm fernstehenden, ausgleichenden Zusatz: „Ich habe mich selbst verbannt.“ In eifriger Selbstüberhebung sucht er nicht bei den consequenten Folgen der Abneigung, die seine so unangenehme Feder in zwanzig Jahren mühsamer Schriftstellerei erwirkt, sondern außerhalb. Und da ihm gerade nichts Neues einfällt, so geräth er wieder einmal auf die Juden.

Seine Anwendungen haben öfter Menschen dahin geführt, daß gegen die sie in argen Zorn verfallen waren, den Juden gleichsam um noch ein besonders trotzendes Scheiteln in den großen Scheiterhaufen zu tragen, und so find die Juden 1448 den Polen und Franzosen, 1662 den Kreisrichtern in Metz, 1869 den Kräutern und Postschreibern ausgesetzt. Wagner nun, der einen argen Grimm auf die Majestät der Musiker hat, hält das Mitleiden für bedärrt und hält Juden und Musiker. Die Erfolge Meyerbeer's, die Liebe der Verehrung, die sich Felix Mendelssohn erworben hat, die Wirkung des Publikums vor Ferdinand Hiller, die schriftstellerischen Talente Hanslick's haben ihn nicht schlafen lassen, und da er allein gegen diese Alle, ein neuer Horatius Cocles, zu

steht, so nimmt er gleich noch einige Hundert andere Musiker mit in den Kampf und ruft: „Die Freunde meiner Feinde sind auch meine Feinde.“ Und da schlägt denn unser Don Quixote auch auf Leute los wie Robert Schumann, Professor Bischof, den General-Intendanten von Hülßen. — — „Aber sind denn das auch Juden?“ wird man hier fragen. — „Thut nichts, der Jude wird verbrannt“, antwortet er. Sie sind verjüdet, die ganze moderne Musik spricht, athmet, träumt im jüdischen Jargon, ja eigentlich ist ihm der Körper der Musik verwest und umgeseht in die jüdischen Würmer, die ihn fressen — ein Bild, für dessen Wiederholung wir den Leser mit dem Bemerkten um Verzeigung bitten, daß, was wir auch aus dieser Schrift zu citiren vermöchten, gleich widerlich berührt.

Der ganze Unterschied, den Wagner sowohl aus dem Sonderglauben des Juden, als auch und noch mehr aus seiner nationalen Besonnenheit berichtet, ist in den zwanzig Jahren, seit denen er den deutschen Verhältnissen fremd geworden ist, völlig ausgeglichen. In seiner schweizerischen Verbannung ist ihm die bewirkte Ausgleichung, ein schöner Fortschritt der deutschen Nation, entgangen, und er stellt Dinge auf, die man vor zwanzig Jahren hierorts bekämpft haben würde, heute — gar nicht mehr versteht. Thun wir aber einmal, als vermöchten wir dem Verfasser auf das Gebiet der nationalen Unterscheidung der deutschen Christen von den deutschen Juden zu folgen, und reden wir einmal in seiner, auf einem von uns bestrittenen Fundamente ruhenden Anschauungsweise mit ihm. So sagt er vom Juden, daß er an sich unfähig sei, weder durch seine äußere Erscheinung, noch durch seine Sprache, am Allerwenigsten aber durch seinen Gesang, sich uns künstlerlich kundzugeben (S. 17). Wir wollen es vermeiden, ihn durch schlagende, aber immerhin individuelle Beispiele zu widerlegen, wie z. B. die äußere Erscheinung und Sprache eines Eduard Simson, die Gewalt der künstlerischen Kundgebung eines Joachim, ja die herrschenden Bühnenercheinungen eines Dawison und einer Pauline Lucu; wir wollen ihn nur fragen, ob er, selbst die Juden als fremde Nation betrachtet, irgend einem fremden Kulturvolk überhaupt die Eigenschaft, sich künstlerlich kundzugeben, abzuspochen mag?

Denn Herr Wagner von einem Kunststücken oder Bildhauer jüdischer Abkunft nichts weiß, so gereicht dies weniger dem Ruhme unserer gefeierten Landesleute Hölzl und Sukmann-Hellborn zum Schaden, als es in helles Licht stellt, daß sich Wagner um die Kunstzustände des heutigen Deutschlands seit zwei Jahrzehnden nicht mehr kümmert. Um so eifriger muß er sich aus den Synagogen berichten lassen, da er zu dem wunderlichen Generalurtheil gelangt (S. 29): „Wer die freche Zerstreuung und Gleichgültigkeit einer jüdischen Gemeinde während ihres musikalisch ausgeführten Gottesdienstes in der Synagoge betrachtet hat.“ An solchen allgemeinen Wahrurtheilen, die in keiner Stadt, keiner Provinz lokalisiert sind, ist das Passquill übrigens überreich, — so ist z. B. Seite 37 von „einem allgemeinen Zweck des Musikjudenthums“ die Rede, und auch „die Presse, die deutsche große Presse“ gehört „den Juden“. Ja der Verfasser verleiht sich bis zu dem Ausruf (S. 41): „Unsere Liberalen und Fortschrittsmänner haben es empfindlich zu büßen, von den altkonserватiven Gegenparteien mit dem

Judenthum und seinen spezifischen Interessen in Einen Topf geworfen zu werden.“ Hühen! Man häßt doch nur eigene Schuld, aber wenn man selbst diesen logischen Fehler hingeheißt läßt und unter Hühen Seiden versteht, zeugt der Satz nur für des Verfassers Unkenntniß der Dinge. Einerseits haben die Liberalen dergleichen Vorwürfe der Reaction niemals übel empfunden, sondern stets mit besonderem Humor aufgenommen; andererseits sollte Wagner, der in neuerer Zeit so sehr mit den „Müdern“ und mit der politisch herrschenden Partei“), ja sogar mit Russland harmonirt — man vergleiche die Widmung des vorliegenden Werkes und die Bänder in Petersburg und Moskau auf Seite 43 — so weit in der reactionären Presse Beschäftigt wissen, daß ihm nicht die Zahl der dort für Geld und um ihrer Genossung willen beschäftigten conservativen Juden, daß ihm nicht die Wirksamkeit von Männern wie Stahl, Hahn, Paulus Cassel, Weill und vieler Anderer entgangen sein dürfte.

Aber nicht bloß die Zeitungspreßre hat für den erleuchteten Verfasser dieses Gebreche, nein, in wissenschaftliche Verbücher drängt sich das schwarzbraune Entsetzen. Man denke, Wagner hat ermittelt, daß in Vischer's Aesthetik der Musiktheil auf Mittheilung eben jenes von ihm so verehrten Ganelid beruht. „So sah denn“, heißt es S. 47, „die musikalische Judentheorie mitten im Herzen eines vollständig germanischen Systems der Aesthetik, was auch zur Verherrlichung der Verühmtheit seines Schöpfers um so mehr beitrug, als es jetzt überlaut in den Zeitungen gebrillen, seiner großen Unfruchtbarkeit wegen aber von Niemand gelesen ward.“ — Also das sonst deutsche Buch ist durch den angeblichen jüdischen Mitarbeiter langweilig, durch dessen industrielle Reclamen aber berühmt geworden? Kann das Herr Wagner wirklich glauben? Kann ihm der Gedanken gang ernst sein? Nicht einem so ehrenhaften und gut berufenen Schriftsteller, wie Dr. Hanßlich, schlägt Wagner damit in's Gesicht, sondern der ganzen deutschen Nation. Oder ist etwas Geringeres damit gesagt, als daß das deutsche Publikum sich über den Werth von Büchern durch Annoncen-Industrie und Reclame täuschen lasse? Und wer ist es, der gerade dieses Mittel verwerflich findet? Ist es wirklich eben dieser Wagner, der stets jedes seiner Werke mit einer literarischen Reclame zu begleiten pflegt? Oder verwirft er auch die Bücherreihe, die sein Verleger auf der letzten Seite der vorliegenden Schrift anzeigen nicht unterläßt? Es wäre nicht wunderbar, denn der Mann trägt niemals Scheu, sich und seine Vergangenheit schände zu desavouiren. Als er den „Holländer“ schrieb, verworf er den „Rienzi“, jetzt ist ihm schon der „Zambräuser“ ein halb zweifelhaftes Opus.

Aber nicht bloß auf dem Kunstgebiete, nein, auf dem des öffentlichen Lebens bricht er mit seiner besseren, idealeren Vergangenheit. Ohne Scham ruft der politische Märtyrer von Dresden: Als wir für Emancipation der Juden stritten, waren wir aber doch eigentlich mehr Kämpfer für ein abstractes Prinzip, als für den concreten Fall, wie all unser Liberalismus ein nicht sehr hellleuchtendes Geistespiel war, indem wir für die Freiheit des Volkes und ergingen, ohne Kenntniß dieses Volkes, ja mit Abneigung gegen jede wirkliche Berührung mit ihm.“.... Wohlverstandenen, hier meint Wagner nicht die Juden, sondern das gesammte deutsche Volk, das treue, wahre,

edle, das ihm in seinen ärmlichen oder ungebildeten Schichten nun, wie es scheint, schlechtthin zum Pöbel gehört, wie vor hundert Jahren vielleicht manchem rohen Zunft, wie heutzutage keinem Manne mehr, der Anspruch auf einen Platz unter dieser vorwärtsstrebenden Nation macht.

Genug und zu viel! Wir brechen ab, weil wir keine Streitschrift beabsichtigen, und den Gegenstand dazu für nicht würdig halten. Die Feder, die diese Zeilen schreibt, ist nicht polemisch angelegt, sonst würde sie aus den gemeinsten Stellen der Schrift Kapital machen können, wie aus dem unverschämten „Unsern“, wenn von des Verfassers „natürlichem Widerwillen gegen jüdisches Wesen“ die Rede ist (S. 11), wie aus dem wahrheitswidrigen Worte: „Der Jude, der bekanntlich einen Wert ganz für sich hat“ (S. 13), wie aus dem Vorwurfe „des grüßenden, schreienden, summsenden und murksenden Kantausdrucks der Sprechweise der Juden“ (S. 15), „der kalten Gleichgültigkeit des eigenthümlichen Gelächers“ (S. 16) und vielen andern sittlich verwerflichen, ästhetisch verderbten, logisch ungenügenden Stellen. Wir verschmähen es, einen Kampf aufzunehmen, in welchem der Gegner, nachdem er Schwert und Feder entwirrt, zum Schmutz greift. „Es ist ein ungleicher Kampf, in welchem ich unterliegen würde“, sagte jener griechische Weise, als ein Gegner ihn auf der Straße schimpfte, dem er sich in dieser Waffe nicht gewachsen fühlte.

Und Siegt der Ungar? Hat er denn den Vorzug der deutschen Mutterprache reicher, als der seit Generationen im Herzen des Vaterlandes heimische, mit ihm innig vermaaschte deutsche Jude? Und kann jener wunderliche Heilige, der bei allen seinen Kapuziner-Schrollen ein edler Meister seiner Kunst ist, seinem Freunde auch auf dieses Gebiet noch folgen? Gewiß nicht! Auch er wird den hochbegabten Tonsetzer von dem Schriftsteller unterscheiden müssen, dessen geistigen Gängen zu folgen, Ärzten und Psychologen überlassen werden mag. Willst du daß der eingangs dieser Zeilen versuchte Vergleich des Wagner des befreiten Jerusalem mit dem heutigen Heinde des gerinnenden Jerusalem eine schmerzliche Veredlung hat!

Göthe und die Frauen, nach Adolf Stahr.

II.

Friederike von Eschenheim und Mariane in „Wilhelm Meisters Lehrjahre.“

Wir übergehen die hier folgenden Frauengestalten aus des Dichters Werken, die Helena, die allegorische Personifizirung der antiken klassischen Kunst und Kultur, die Iphigenie, diese moderne „schöne Seele“ in griechischem Gewande, von welcher Göthe in seinen Italienischen Briefen schreibt, daß er ihr Werk dem edelungfräulichen Bilde der heiligen Magde von Raphael verlesen und jene nichts werde sagen lassen, was diese nicht aussprechen möchte; die furchtsame Jungfrau Leonora von Ulfse, die Verherrlichung bewußter Entzignung und eines poetischen Idealismus, der fern ist von aller berechnenden Selbstsucht; und Eugenie, die natürliche Tochter eines Fürsten, eine echt aristokratische Seele, das Zeugniß der Sünde der großen Welt, um bei der interessantesten Gehalt aus dem Leben des Dichters, bei der von ihm rückwärts allein wahrhaft geliebten Friederike von Eschenheim etwas länger zu verweilen.

Unter allen in Göthe's Jugendleben so überaus zahlreichen Herzensgeschichten hat keine die Theilnahme der Menschen in

*) Siehe das Urtheil der Süddeutschen Presse auf S. 49 der Schrift.

**) S. den Brief an Constantin Franz, der der neuen Auflage von „Oper und Drama“ als Vorrede dient.

höherem Grade auf sich gelenkt, als die idyllische Liebesepik, welche der einundzwanzigjährige Dichter während seiner Straßburger Studienzeit in dem Pfarrhause zu Seisenheim durchlebte. Er selbst hat diese Episode über vierzig Jahre später mit seiner Meißerhand in Dichtung und Wahrheit geschildert und allen Jahrhunderten glückseliger Erinnerung über diese Zugenlebe und über das holdselige Bild der Pfarrerstochter von Seisenheim offen. Diese Worte, mit welchen Adolf Stahr die Schilderung dieser Zugenlebeinleitete, ist einleitend, recht eigentlich es ist halbsinnig, warum wir gerade hier unter den drei Gestalten, welche aus des Dichters Zugenleben und -Lieben besprochen sind, den Vorzug geben. Wie ein sonniger, heiterer Frühlingstag ist diese Liebe in das reiche Leben des Dichters eingetreten, und er empfindet er sie noch nach vierzig Jahren in seiner Erinnerung. „Wie das herrliche Elßah“ mit der sonnigen Wärme seines Klimas, mit der überschwänglichen Fruchtbarkeit des gekannten Bodens . . . dem unter dem rauhen Himmel Thüringens kultivierten Dichter in der Erinnerung doppelt reizvoll erschien, so lag auch die ganze Zeit jener Seisenheimer Liebes-episode, als er das entzückende Gemälde derselben im geistigen und ersten Buche von Dichtung und Wahrheit entwarf, vor ihm da, wie ein voller Kranz von lauter sonnengelbten Frühlingstagen.“ Und aus diesem Blütenkranz leuchtet Friederike selber als die lieblichste Blume dem jugendlichen, empfänglichen Dichter entgegen und erfüllt bald nach der ersten Bekanntschaft sein Herz mit wahrer, inniger Liebe, die durch jeden folgenden, sich selbst wiederholenden Besuch nur gesteigert wurde. Wie hätte es denn auch anders sein können, da Friederike Brion, nach des Dichters eigener Beschreibung, ganz geartet war, das Herz eines jungen gesühnten Mannes einzuweichen. Man braucht nur die reizende Schilderung seines Seisenheimer Lebens in „Dichtung und Wahrheit“ nachzulesen, um zu fühlen, wie noch nach vierzig Jahren das Herz des alten Adolph Goethe brannte, wenn er jener glückseligen Zugenzeit und der einzig von ihm Geliebten dachte, und jedes Wort, sie zu schildern, ist, neben diesen Früchten des Dichters, überflüssig, ja es würde, wie Stahr es nennt, „ein frevelhaftes Unternehmen“ sein. Goethe selbst bezeichnet als Grundzüge ihres Wesens, „besonnene Heiterkeit, Sanftmuth mit Bewußtsein, und Frohsinn mit Voraussehen: Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Reizeres gar bald bezeichneten.“ Daneben entzückte ihn die Herzensreinheit, mit der sie seine Aufmerksamkeit und sein Eingehen auf die Schwächen und Grillen ihres alten Vaters bemerkte und ihm dankte, und die ruhige Sicherheit, mit der sie seiner leidenschaftlichen, bald auch von der Umgebung bemerkten Neigung vertrauensvoll begegnete. „Sie war“ — heißt es in Goethe's späteren Lebensbekenntnissen, nach der Erzählung des zweiten Buches, — „von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihren, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr.“ Wie sollte sie auch nicht überzeugt sein, da der Liebende es an nichts fehlen ließ, sein Verhältniß zu dem geliebten Wesen immer enger zu knüpfen, und sie auch durch die Theilnahme an seinem geistigen Leben sich immer näher zu verbinden? Ein lebendig unterhaltener geistiger Verkehr entwickelte sich. Seine Briefe, seine Vieder lagen in ununterbrochener Folge zu ihr, unter ihnen Vieder, die zu den schönsten und reinsten gehören, welche unsere Sprache besitzt, und welche neben der Tiefe seiner Liebesempfindung zugleich den vollen Ernst des Entschlusses, dieser Liebe für das Leben Folge zu geben, unzweideutig ausdrücken. Und doch können wir das baldige Ende dieser reinsten, wahren Herzens-

neigung des Dichters, und was man auch versucht hat, ihn zu entschuldigen, es wird doch niemals gelingen, von ihm den Vorwurf eines frevelhaften Verhältnisses hinwegzunehmen, mit welchem er so viel Liebe täuschte und ein so reines Herz um das Glück seines Lebens betrog. Auch unser Autor versucht es nicht, Goethe zu rechtfertigen; er läßt seine Schuld in ihrer vollen Größe bestehen, fügt aber hinzu: „Aber die Gerechtigkeit gebietet, hinzuzusetzen, daß er selbst sich zu keiner Zeit seines Lebens über diese seine schwerste Verführung verblenden oder dieselbe irgendwie zu beschönigen versucht hat, wenn er es auch unternahm, sie durch seine Erklärungen einigermaßen zu mildern.“

Wie dagegen Friederike ihre Zugenlebe ein langes, einjames Leben hindurch bewahrt hat, ist bekannt. Sie blieb unvermählt, indem sie wiederholte Anträge von Bewerbern zurückwies, weil Goethe's Bild ihrem Herzen ewig eingegräbt blieb. Ueber Goethe, so erzählt ein Bericht über ihre letzten Lebensjahre in dem Hause ihres Schwagers, eines Pfarrers in Dießberg bei Offenbach, sprach sie stets nur mit Achtung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm antwortete sie mit rührender Bescheidenheit: er sei zu groß, seine Vaußbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können.

Unter den Frauengestalten des „Wilhelm Meister“, welche der zweite Theil des Werkes uns bringt, bezaugen wir einer, welche vor allen anderen unsere Theilnahme fesselt; es ist dies Mariane, deren Bild der Dichter mit besonderer Vorliebe gezeichnet hat. Adolph Stahr nennt sie die „holdseligste Gestalt“, und schon die erste Scene, in welcher und der Dichter zu ihr führt, genügt, dies reizende Geschöpf, in welchem der liebestrunkene Jüngling seine ersehnte, seinen Lebensvorwurf befriedigende „Gotttheit“ sieht, in allem Zauber seines Wesens vor uns hinzustellen. Die junge, schöne, gefeierte Schauspielerin erscheint vor uns in der phantastisch reizenden Bühnentracht „als junger Offizier“ gekleidet, wie sie vor wenigen Minuten „nach das Publikum entzückt hat“, strahlend von Jugendfrische, leuchtend von wahrer, reiner, ganz hingebender Glut einer ersten Liebe, Alles vergebend, Alles von sich weisend, was sie abhalten soll, sich einer Leidenschaft zu überlassen, die sie so oft dargestellt und von der sie doch keinen Begriff gehabt hatte. — So oft man auch diese ersten Kapitel des Wilhelm Meister liest, immer wieder fühlt man sich von dem Zauber, mit welchem der Dichter die erste Zugenlebe seines Helden, diese Mariane, ausgestattet hat, angezogen und überwältigt. — Der ganze Schwung der Jugend und Leidenschaft, gelehrt noch durch das Phantastische ihres Berufs, durch das Abenteuerliche, Aufgeregte ihres Schauspielerlebens, durch die Exaltation der eben gehaltenen Anstrengung, das Alles tritt uns in dieser Mariane des ersten Kapitels in all' seiner bunten Pracht entgegen. — Und wie dem Gretchens Tausch's die Martha, so hat der Dichter auch der Mariane eine Barbara zur Seite gestellt; Stahr nennt sie „die richtige Mildschwestern der Schafspeise'schen Amme Julia's“, „ein Weib, wie auserlesen zum Kuppeler- und Zigeunerwesen“.

Was unser Interesse an der Gestalt der Mariane noch erhöht, und worauf auch die vorliegende Beschreibung ihres Bildes aufmerksam macht, ist der Umstand, daß Mariane nicht mehr ohne Schuld ist, als Wilhelm in ihre Kreise tritt. Sie hat sich durch die alte Barbara verkaufen lassen; dadurch hat das Böse Macht über sie gewonnen, und dieser Eine Fehltritt, zu dem sie sich hat bewegen lassen, gewinnt ihrer Gestalt unser ganzes Mitgefühl; er ist es aber auch, der sie von ihrem Glücke, von dem Geliebten trennt, und sie dem Schmerz und der Ent-

sagung, einem freudlosen Dasein und einem frühen Tode entgegengesetzt. So vereint sich Alles, und die Gestalt der Mariane besonders werth zu machen, und mit Recht weist Stahr darauf hin, wie Odette an seine Frauengefährten des Romans so viel Liebe verwandt, keine so mit allen Mitteln seiner Kunst vor unsere Phantasie hingeaubert hat, ja wie die holde Schatzengehalt der Todten sich durch den ganzen Verlauf der Dichtung hindurch zieht, „als wenn sie noch mitten unter den Lebenden wäre, von denen sie doch schon im Beginne derselben geschieden ist“.

Wir glauben, hiermit am Besten von dem Buche scheiden zu können, mit welchem der Verfasser sich um die Bereicherung der Literatur Odette's und um ein richtiges Verständnis seiner Gestalten und Schöpfungen ein neues hervorragendes und bleibendes Verdienst erworben hat. Während die Lectüre desselben unsere Kenntniß der Geschichte der Odette'schen Dichtungen bereichert, übt sie zugleich einen mächtigen, gewinnenden Zauber aus, der aus der sinnigen, lebenswahren und warmen Darstellung in uns überfließt, so daß auch unser Gemüth eine seltene Befriedigung findet und wir dasselbe mit einem stillen, aufrichtigen Danke gegen den Verfasser aus der Hand legen.

Jur Beurtheilung der landwirthschaftlichen Kultur unserer Zeit.

Bei der innigen Beziehung, welche zwischen der Landwirthschaft und der National-Oekonomie oder Volkswirthschaft stattfindet, bedarf es für den Freund der internationalen Kultur keiner Versicherung, einen wie hohen Werth die Gruppierung der Ackerbau-Erzeugnisse aller civilisirten Völker gehabt hat und haben muß und wie sehr auch auf diesem Gebiete die letzte Pariser Weltausstellung von umfassender Bedeutung war. Man hat behauptet, daß erst sie überhaupt eine wahrhaft „universelle“ gewesen ist, mehr noch selbst als die Londoner von 1862, und obgleich gerade die Landwirthschaft nach dem Urtheile der Sachverständigen etwas stiefmütterlich bedacht war, zumal in Betreff des ihr angemessenen Raumes und seiner Lage, und der Umfang ihrer Vertretung hinter den Erwartungen zurückblieb, so darf demselben Urtheile gemäß der soziale Werth der Vorführung dieser Species menschlicher Arbeit nicht gering eingeschlagen werden. Möchten eine Menge von Umständen mitwirken, um zu verhindern, daß ein ganz genaues Bild des heutigen Standes der Landwirthschaft gegeben wird, so haben doch alle Pfleger dieses wichtigen Kulturzweiges (von dem ja die Kultur überhaupt ihren Namen hat) von dem Dargebotenen eine mächtige Anregung davon getragen.

Die von Herrn von Salviati herausgegebenen „Berichte über den landwirthschaftlichen Theil der Pariser Weltausstellung von 1867“, von welchen der erste, nach dem zweiten erschienenen Theil uns vorliegt, geben einen klaren Begriff von der überwältigenden Masse des Stoffes, der im Park des Marjelles und auf der Insel Villancourt aufgebauet war. Es ge-

wären diese, von verschiedenen Verfassern, und darunter von den ersten landwirthschaftlichen Autoritäten Preußens entworfenen Berichte mit ihrer prächtigen Ausstattung (11 lithographirte Tafeln und 73 Holzschnitte sind allein dem I. Theil beigegeben) und übersichtlichen Anordnung eine treffliche Rundschau des Gesammteinblicks der ganzen Ausstellung, wie insbesondere der einzelnen zur Oekonomie gehörigen Klassen.

Man steht aber aus den gewaltigen Büden, die an einzelnen Ländern und in einzelnen Fächern auffällig hervortraten, weitaus die europäische Landwirthschaft fähig gewesen wäre, wenn die gegebenen Verhältnisse sie besser begünstigt hätten. Selbst Frankreich, für dessen Aussteller der Transport der landwirthschaftlichen Produkte und Werkzeuge natürlich am wenigsten kostspielig war, zählte nur zwei Departements, das Nord und Seine et Marne, welche nach allen Richtungen hin ihre ökonomische Produktivkraft ausgiebig dargezogen hatten, und streng genommen, sogar nur eines: das Nord-Departement (französischen Ackerbau). Alle übrigen Departements schloffen sich mit ihrem Erzeugnissen an die Kollektiv-Ausstellung des Nord-Departements an; das im Ackerbau so weit vorgeschrittene Elsass war auf der Ausstellung nur mäßig vertreten. Nur von jenem Tabak- und Hopfenbau konnte man einen annähernden Begriff bekommen.

Englands Wollproduktion hat doch gewiß den begründeten Ruf, allein auf der Weltausstellung fehlte die altenglische Welle ganz, wogegen die australische angemessen vertreten war. Nicht minder schwach war es mit den lebendigen Repräsentanten der Schafzucht bestellt: das französische Schaf war weit überwiegend, von den Leistungen der anderen Nationen in diesem Theile der Viehzucht bemerkte man so gut wie gar nichts. Auch das Gebiet der Pferdezucht ließ viel zu wünschen übrig, wenigstens es den Beweis lieferte, daß Frankreich in dieser Hinsicht unter Napoleon III. ansehnliche Fortschritte gemacht hat.

Das Pflanzenreich war mit Allem, was dort einschlägt, so reichlicher bedacht, als das Thierreich und die aus thierischen Substanzen erzeugten Stoffe. Frankreich glänzte besonders im Gartenbau; die Ausstellung der Pariser Samenhandlung Lecomte, Andrieux u. Co. war musterartig und hat dem neuen Berliner Landwirthschaftlichen Museum einen großen Theil seines besten Inhalts dargeboten. Auch hat diese Firma durch das Eisen, mit welchem sie die Gärten am Ausstellungspalast immer wieder mit frischen Blumen und Staudengewächsen versah, um den äußeren Eindruck der Sozialitäten des Champ de Mars sich ein schönes Verdienst erworben.

Was die Forstkultur anlangt, so war, obgleich an mannigfachen Stellen verstreut, viel Bedeutendes und Großartiges hier versammelt. An Holzproben, ganzen Baldbäumen, Niesengruppen von solchen, Rinken, Holzfabrikaten, Flechtwaren und dergleichen war kein Mangel; Frankreich hatte sich lebhaft angestrengt, durch die Menge, die Schönheit und die Dimensionen seiner Hölzer von der Stufe seiner Forstwirthschaft die gunstige Meinung beizubringen, während Oesterreich, an gigantischen Baumeremplaren nicht zurückbleibend, mehr den praktischen Zweck, die Aufmerksamkeit des Handels und der Industrie auf seine unerforschlichen Waldbücher hinzulenken, in's Auge gefaßt hatte. Die Forstverwaltungen der übrigen deutschen Staaten hatten die Ausstellung leider gar nicht besucht, so daß Deutschland selbst hinter Spanien und Italien relativ zurückfiel.

Sehr richtig ist daher von mehreren Berichterstattern bemerkt worden, daß allgemeine Weltausstellungen keineswegs einen tiefen Einblick in das Detail einzelner technischer Zweige

*) Berichte über den landwirthschaftlichen Theil der Pariser Weltausstellung von 1867, herausgegeben im Auftrage des preuss. Ministeriums für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten von G. v. Salviati. Theil I: Die Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs und das Rüstzeug des Landwirths (mit Ausnahme der Maschinen und Geräthe) nach verschiedenen Uebersichten. Berlin, Wiegandt u. Hempel, 1868. (XVI und 376 S. gr. 4.)

gewähren. Ihre Bedeutung liegt vor Allem in dem Totalcin-
druck des Ganzen und in dem Wettstreite der Leistungen des
Gewertheloses mit den Stoffen und Kräften der Natur. Das
schließt einen achtbaren Platz für die Landwirthschaft nicht aus,
aber es giebt ihr die zweite Stelle.“) L. v. B.

Belgien.

Die neue Zeitschrift für das Weltrecht.**)

Der deutsche Geschichtsfreiber des neunzehnten Jahrhun-
derts verweilt im Eingange seines großen Werkes bei dem Um-
stande, der sich gleichzeitig mit dem Sturze des ersten Kaiser-
thums in der Literatur aller europäischen Völker verfolgen läßt.
Zeit von dem Druck der Fremdherrschaft, erhob sich das Natio-
nalsitätsgefühl auch in der Literatur zu ausschließlicher Geltung
und sah mit Geringschätzung auf die kosmopolitischen Betre-
hungen, die noch kurz zuvor als die höchsten Ziele menschlicher
Bildung und Geseßgebung betrachtet worden waren. Auch in der
Rechtswissenschaft erlangte damals der Gegensatz des Welt-
bürgerlichen und des Volkswägigen eine tief eingreifende Be-
deutung. In fast feindlichem Eifer erhob die historische Schule,
von der an sich richtigen, jedoch einseitigen Erkenntniß geleitet,
daß das Recht in seiner Entwicklung sich nie ohne innere
Entzweiung von seinen geschichtlichen Grundlagen trennt, ihr
Feind gegen die nivellirte Geseßgebung; sie forderte und
führte die Rückkehr zu den Quellen als einziges Heilmittel für
die Bedenken der staatlichen und rechtlichen Zustände, und trat
in diesem Gegensatz zu der Richtung, welche aus der innern
Kraft der Rechtsentwikelungen, wie aus der Vergleichung des
inneren Zustandes der Staaten, auf die Verbesserung des that-
sächlichen Gegebenen binarbeitete. Es hat eines heißen Kampfes
bedurft, bis die Gegner sich von ihrer wissenschaftlichen Eben-
bürtigkeit überzeugten und in Anerkennung ihrer beiderseitigen
Berechtigung zu friedlicher Mitarbeiterschaft gelangten.

Zu diesem Friedensschlusse der streitenden Schulen trug
namentlich das Leben selbst durch seine Anforderungen und
Bedürfnisse bei. Während die juristische Wissenschaft über den
Gegensatz kosmopolitischer und patriotischer Anschauungen ha-
rte, hatte das Völkerverleben selbst begonnen, durch eine unver-
gleichliche, nie geahnte Entwicklung des Verkehrs den Gegensatz
auszugleichen. Aus den neuen, täglich wachsenden Beziehungen
von Volk zu Volk entsprangen für die Jurisprudenz und die
Geseßgebung eine Fülle von Aufgaben, die ihre sofortige Lösung
mit dem Ungestüm des unabweislichen Bedürfnisses forterbten
und alle Kräfte zu praktischer Vetheiligung aufriefen. So trat
an Anschluß an den Werdegang unserer fortschreitenden Civi-
-

lisation ein neues Element in die Entwicklung des Rechts und
der Rechtswissenschaft ein: das internationale Recht — das
„Weltrecht“, wie wir es, analog mit „Weltliteratur“, „Welthandel“,
„Weltbürger“ nennen möchten, da unter der Bezeichnung „in-
ternationales Recht“ bisher immer nur das „Völkerrecht“ verstanden
wurde — suchte die Gebiete, welche durch die riesenhaften Fortschritte
der Verkehrsmittel, den Austausch aller materiellen und geistigen
Güter für das Zusammenleben der Völker gewonnen wurden,
rechtlich zu durchdringen und zu befestigen.

Die Bedeutung, welche diesem neuen Faktor für die fernere
Ausbildung des Rechts zukommt, läßt sich kaum hoch genug
anschlagen. Schon gegenwärtig, in den Anfängen seines Wirkens,
kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß nicht nur
diejenigen Disciplinen und Materialien des Rechts, die unmittel-
bar auf internationalen Beziehungen beruhen, sondern weit
darüber hinaus die umfassendsten Gebiete, ja der gesammte
Rechtsskörper seiner Einwirkung unterworfen sind. Schon jetzt
darf die Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß mit dem Ein-
tritt des Weltrechts-Elements in die Rechtsentwicklung
eine neue Epoche für dieselbe begonnen hat. Das Recht, das
im Alterthum geknüpft war an die Zugehörigkeit zu einer
Stadtgemeinde, im Mittelalter durch die engen Schranken der
Familie, des Stammes, der Genossenschaft eingefriedigt ward,
hat Jahrhunderte gebraucht, ehe es sich mit dem werdenden
Staate zu einem gemeinsamen Gute aller Bürger desselben
erhob. Jetzt fangen die territorialen Grenzen der Staatsange-
hörigkeit an, wie sie längst das Leben der Menschen thatsächlich
nicht mehr in sich schließen, auch für die bürgerliche Rechts-
fähigkeit bedeutungslos zu werden. Vorläufig unter dem Schutze
völkerrechtlicher Verträge, aber auf immer breiterer Grundlage
bildet sich ein die gesammte civilisirte Welt umfassendes, ohne
Unterschied der Nationalität gewährte Recht aus, ein Ju-
gentium in höherem Sinne, als in dem der alten römischen
Juristen, ein Recht, das in seiner Geltung dem weltumspan-
nenden modernen Verkehr entspricht.

An dem wissenschaftlichen Ausbau dieses Weltrechts haben
Juristen aller Länder, vornehmlich aber nordamerikanische,
englische, französische und deutsche Rechtsverständige, bereits
mit wesentlichem Erfolge gearbeitet. Werke, wie die des
Amerikaners Wheaton, des Franzosen Boileau, des Deut-
schen von Wäber, ragen unter einer zahlreichen Literatur
hervor. Für den Grad, welchen die Ausbildung dieses Rechts
schon jetzt erlangt hat, ist es bezeichnend, daß bereits vor Jahren
auf einem Congresse der großen englischen Association for the
promotion of Social Sciences der Vorschlag einer Codification
desselben gemacht werden konnte. Ja, es liegen bereits die Vor-
arbeiten zu einer solchen von dem Amerikaner Dudley Field vor.

Man darf es daher als ein durchaus zeitgemäßes Unter-
nehmen begrüßen, daß Juristen aller Länder sich neuerdings zur
Begründung einer der Pflege des Weltrechts besonders
gewidmeten Zeitschrift verbunden haben. Die Revue de Droit
international et de Législation comparée, welche seit dem Be-
ginn dieses Jahres in Gent^{*)}, unter der Redaction des bel-
gischen Advokaten Rolin-Jacquemyns, des niederländischen
Professors Kiser und des englischen Juristen Westlake er-
scheint, zählt unter der vorläufigen Liste ihrer Mitarbeiter eine
Reihe der hervorragendsten Namen aus der französischen, ita-
lienischen, niederländischen und deutschen Rechtswissenschaft. Vor-

*) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die neuere Ban-
derstellung der deutschen Land- und Forstwirthe vom
2. bis 15. Mai d. Z. in Breslau, unter der Leitung des gelehrten
Landrathes, Herrn Dr. Eisner von Grotow, stattfand wird.
Sie gewöhnlich soll auch wieder eine große internationale Aus-
stellung von Maschinen und ein Markt von landwirthschaftlichen,
techn. und hauswirthschaftlichen Maschinen und Geräthen damit
verbunden sein. D. R.

**) Revue de droit international et de législation comparée, 10 année,
1867, Nr. 1. (Berlin, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissen-
schaft von Pusthammer u. Mühlbrecht. — Vgl. Nr. 9 des „Magazin“.)

*) Bureau de la Revue de droit international. Gand, imprimerie
de Van Dosselaere.

nehmlich aber sind es belgische Gelehrte von Ruf, die sich den Begründern der neuen Zeitschrift angeschlossen haben: Rolin, Haus, Laurent in Gent, Donissen in Löwen, Rintin in Brüssel. Von den Deutschen nennen wir die Professoren Ahrens in Leipzig, Bluntschli in Heidelberg, von Holtenhoff in Berlin. Ihnen reihen sich der Schwede v. Dircrona, die italienischen Universitätslehrer Carnazza-Amari in Catania und Mancini in Turin, sogar Juristen aus Portugal, Constantinopel und Buenos-Ayres an. Die Theilnahme von ausreihenden Vertretern Englands, der amerikanischen Union, Russlands u. s. w. wird als gesichert bezeichnet.

Das uns vorliegende erste Vierteljahrheft der Revue de droit international giebt hinreichende Gewähr dafür, daß die Herausgeber die umfassende Aufgabe, welche der Gegenstand darbietet, nach ihren verschiedensten Richtungen zu würdigen gedenken. Ein einleitender Aufsatz des Mitverausgebers Rolin-Jacquemyns bezeichnet die Ziele und auch die Methode, die dem Studium der vergleichenden Gesetzgebung eigen sind. Er verweilt, nach einem Hinblick auf Franz Bacon, der in seinem großen Werke *De dignitate et augmentis scientiarum* auf die Notwendigkeit einer *doctrina de iustitia universali* zuerst hingewiesen hatte, insbesondere bei Montesquieu und Bentham. Zwischen Beiden ergibt sich eine interessante Parallele voll pikant und doch wahrer Gegenläufe. Bei dem Franzosen finden wir Weisheit, Ruhe, Achtung vor dem historischen Recht; beim Engländer Subjektivität, Heißblütigkeit, Verachtung der Tradition; der Franzose ist knapp, der Engländer wortreich; der erste bescheiden, der andere eitel; jener lehnte die Bezeichnung als Reformator ab, dieser erstrebte sie mit äußerstem Eifer, wie er sich denn auch Welt als Gesetzgeber selbst anbot, und sogar fertige Gesetzbücher an den Herrn wie an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, an's englische Parlament wie an den Despoten von Tripolis, sandte; Montesquieu endlich, ein neuer Bewunderer Englands, wird vorzugsweise dort und in Deutschland gewürdigt, während Bentham, Ehrenbürger der französischen Republik und in Wahrheit Kosmopolit, sich stets bitter über die Institutionen seiner Heimat äußerte und hauptsächlich in den Ländern der lateinischen Rasse Autorität besaß. Der vergleichenden Gesetzgebungsfunde gehören ferner an die Aufsätze des Franzosen P. Jazou, über die Aufhebung der Schulhaft, und des Mitverausgebers, Prof. Rifer, über die Wirkung und Vollstreckung ausländischer Einkerkerkenntnisse, welche beide einen Ueberblick über den derzeitigen Stand der Frage nach den verschiedenen Landesgesetzen gewähren. Aus dem Deutschen übertragen sind eine Uebersicht über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Strafvollstreckung, vom Prof. v. Holtenhoff, sowie eine Darstellung der Armen-Gesetzgebung im Canton Bern, von Max Wirth, dem Director des statistischen Bureau der Schweiz. Ueber die neuerdings in den Vordergrund getretene, durch eine Reihe von Verträgen zwischen Nordamerika und verschiedenen Staaten Europas geregelte Frage nach der Naturalisation und Expatriation äußert sich der englische Mitverausgeber Westlake. In den Orient führt eine Darstellung der Capitulationen, auf denen die Gerichtsbarkeit in den Ländern der hohen Pforte fungirenden abendländischen Consulen beruht, vom Prof. Pradier-Fodéré in Paris.

Den Schluß bildet eine ausführliche Chronik des Weltrechtes, in welcher Herr Rolin-Jacquemyns einen fortlaufenden Bericht über die Ereignisse und die Rechtsentwicklung, welche für dieses Gebiet in Betracht kommen, zu geben unternimmt. Derselbe umfaßt diesmal das Jahr 1868

bis gegen den Schluß desselben; sie findet eine Reihe von unwesentlichen Fortschritten zur friedlichen Lösung drohender Konflikte und zum inneren Ausbau des Weltrechtes verzeichnen. Wenn der Verfasser dagegen eine Begehung von besonders hervorragender Bedeutung vermisse, so hat 1868 die Frage dieser Rinde durch den Eintritt der griechisch-türkischen Frage ausgefüllt, und wir werden im nächsten H. in der Wirksamkeit der Pariser Konferenz einen wichtigen Beitrag zur Befestigung eines friedlichen europäischen Rechtskreises zu begrüßen haben.

Frankreich.

Heinrich IV., ein historisches Lichtbild ohne Retour.

Wenn einzelne neuere Schriftsteller es als eine Aufgabe der historischen Kritik ansehen, „Retouren“ solcher geschichtlichen Persönlichkeiten zu unternehmen, deren Namen bisher Symbol aller Schlechtigkeit gegolten, so sind Andere an Hand genauer Forschung zu entgegengesetzten Resultaten gelangt: sie ziehen mit erbarmungsloser Hand die schmutzige Hülle von Erscheinungen, die bis dahin einen leuchtenden Schein um sich verbreitet, und zeigen unwiderleglich, daß der Schein eben nur „Schein“ war, daß der „große Mann“, in Nähe gesehen, nicht nur ein Mensch gewesen wie Andere, sondern oft noch weit weniger.

Eine solche Umwandlung muß sich nun auch Heinrich König von Frankreich, gefallen lassen. Das Bild dieses bis zur Stunde sehr populären Königs leuchtet mit Blanze aus düsterer Zeit hervor. Ist es doch, als ob die besonders dunklen Schatten, die sich über die Geschichte der unmittelbaren Vorgänger sowohl als über die seiner Nachkommen breiten, nur dazu dienen, den Glanz seiner eigenen Erscheinung mehr hervortreten zu lassen. Zahlreiche Anekdoten, die sich haben großer Seelen, wodurch sie fähig werden für den Gebrauch, haben dazu beigetragen, die Erinnerung an „guten“ König Heinrich im Volke lebendig und nicht dankbar zu erhalten. Und wie arm ist die Geschichte! Bitter an solchen Erscheinungen! Wie weniger Fürsten leben wirklich segnet in ihrem Volke fort, und von wenigen soll man nun noch die liebsten rauben können! möchte man sagen, es zu thun, wenn nicht die höchste einzige Rücksicht, die der Geschichtsforscher überhaupt fassen kann, darfst, die der Wahrheit, es gebieterisch forderte.

Wie es kommt, daß das Bild Heinrich's bisher falschem Lichte erschienen, darüber sagt der Verfasser der vorliegenden Charakterbilder: „Die große offizielle Lüge: „es giebt Reformirten in Frankreich“ hat nicht bloß auf unser Gebiet ein volles Jahrhundert geherrscht; auch in der Zeit und Geschichte wurden ihre Schriften einfach ignoriert und Heinrich hatte man darin ein doppeltes Interesse, das französischen Volke und zugleich dem Königshause in Frankreich zu schmeicheln. So kommt es, daß ein französischer Kritiker sagen kann: „Kein Gegenstand er-

*) Bilder aus der französisch-reformirten Kirche. (König Heinrich — Das Geleit von Nantes. — Die Kirche der Wüste.) Von H. Roquette, franz.-ref. Pred. zu Königsberg. Hamburg, Agat. Rauben Haus, 1869.

abhängt, so vollständig durch jede Art von Schmeichelei
ist, aber für eine Betrachtungsweise sei er doch noch neu,
th — für die Wahrheit. — Diese ist auch jetzt viel mehr
als da sich eine Reihe unkundlicher Quellen aufge-
z hat, vor Allem die eignen Briefe Heinrich's, die im
von Tagen aus den Staatsarchiven an's Licht getreten sind;
haben die unermüdeten Arbeiten der Gesellschaft für
Geschichte des französischen Protestantismus eine bedeutende
zahlreiche Dokumente veröffentlicht, welche auf seinen
th wie seine Geschichte ein ganz anderes Licht werfen.
sch wird man mit dem neuesten deutschen Geschichtsschreiber
unabhängigen Calvinismus, G. v. Polenz, sich beschäftigen,
die Zeit noch nicht gekommen ist, um das Urtheil über
th IV. abzusprechen. Jedemfalls aber steht die Sache so,
daß herkömmliche Urtheile über diesen König entschieden un-
richtig; wenn nicht gefälscht ist, und daß einstweilen bei den
nen über diese Periode der Geschichte die Rechte seines
s entschieden überwiegt."

ist die vorgenannten Quellen gestützt, giebt der Verfasser
den aber bestimmten Zug ein Bild Heinrichs, das dem
bekannten allerdings schnurstracks widerspricht. Er theilt
in's Leben in drei Abschnitte. Erstens seine Jugend; hier
mit ihm, nach jeder Richtung begabt und vielerlei sprechend,
unter den Augen seiner vortrefflichen und frommen Mutter,
ebenna d'Albret, entwickeln, eine Hoffnung und Stütze
genossen, denen er sichtbar von ganzem Herzen zuge-
hängt. Mit seiner blutigen Hochzeit endet diese Periode. Dem
ist seiner Mutter zu jung (19 J. alt) entrisen, zu schwach,
im Verlorenen des lafterhaften Hoflebens allein einen
einen Widerstand entgegenzusetzen zu können, geriet er bald
in wüste Treiben hinein, das seine sittliche Kraft gab; und
nach untergraben sollte, wie seine edle Mutter es noch
in ihrem Tode ahnend ausgesprochen hatte. Diese ganze
Periode bis zu seiner Thronbesteigung bietet daher das
des Kampfes und Schwankens dar, doch fühlt man bald,
daß Gute nicht mächtig genug mehr ist, um den Sieg
tragen zu können. Außerlich, in Folge der Bartholomäus-
nacht Uebertritt gewungen, weis er doch in den hugenottischen
Erzeugung nach zu erhalten, daß, sobald er nur zur
gelangt sei, er sie auch wieder beschützen werde. Er um-
sch mit hervorragenden hugenottischen Häuptern, wohl wissend,
in der allgemeinen Treulosigkeit und Eiternverderbnis hier
ein fester Halt zu hoffen sei. Dennoch empört er die in
strenge und Einfachheit lebenden Gemeinden durch seine
se Lebensweise, und nur seiner angeborenen Lebenswür-
digkeit, seiner "Leichtigkeit" gelingt es immer wieder, sie zu
ren. Da wird durch Heinrich's III. Ermordung der Weg
den für ihn frei, wenn er durch völligen Uebertritt zum
Calvinismus und durch Ausgeben, ja Verfolgen seiner bis-
her Bundesgenossen sich die Krone erkaufen will. Innerlich
einen Augenblick schwankend, den Preis zu zahlen
weil er doch durch äußerliche Unänderlichkeit und Bedenken
an alle Parteien, die den Frieden heiß ersehnten, zu
den großen Concessionen zu zwingen, und benutzte seine
bären Gewissenstrümpel in der schönsten Weise zu Er-
langung weltlicher Vortheile. Sein Uebertritt selbst war viel-
mehr es von den meisten Schriftstellern dargestellt worden,
religiöse Nothwendigkeit; ein protestantischer König auf
heirathen Thron war eine Unmöglichkeit, und er konnte als
ist endlich seinem Volke den langersehten Frieden geben,
daß die Art, wie dieser Uebertritt geschah, das scheinbare

Schwanken, das beherrschende Leugnen den protestantischen Fürsten
Europas gegenüber, bis die That wirklich geschah, das
ist es, was einen so widerwärtigen Eindruck hervorruft.

Von nun an, in dieser dritten Periode seines Lebens, bis
zu seinem gewaltigen Tode, ist es nichts als die kräftigste
Selbstsucht, die alle seine Thaten bestimmt, alle seine Schritte
leitet. „Er liebte Niemand und haßte Niemand“, tiefste Gleich-
gültigkeit vor sein scheinbares Vergeben von Beleidigungen;
keine seiner vielen Geliebten hat je den geringsten Einfluß auf
ihn auszuüben vermocht — sein eignes Wohlbehinden und Be-
hagen war einziger Zweck aller seiner Handlungen, und so verfant
er mehr und mehr.

„Der Grundsatz aller Lebemänner: Leben und leben lassen!
war jetzt der seinige. „Er habe lange genug für das Auge-
meine gearbeitet und des Tages Last und Hitze getragen; er
dürfte sich nun wohl durch ein paar heitere Stunden dafür be-
lohnern.“ Weiber, die Klische und das Spiel, Jagd und
prachtige Bauten — das ist seine Belohnung. Für seine Spiel-
leidenschaft griff er unbedenklich die nothwendigsten öffentlichen
Gelder an. In seinen Viehschaften, denen man zu viel Ehre
anthut, wenn man ihnen diesen Namen giebt, fand er zur
völligen Schamlosigkeit herab. Auch äußerlich bot er nur noch
das Bild der höchsten Verlotterung. Die Spannkraft
seines Wesens ist verloren, alles Edele dahin und mit blutendem
Herzen sieht man von dem also heruntergekommenen Fürsten auf
das hoffnungsreiche Bild seiner Jugend zurück. Dafür wird
man nicht entschädigt durch die unleugbaren Vorzüge seiner
Regierung. Sie war in der That ein goldenes Zeitalter für sein
Land, und wenn man den Klügsten und Stärksten, der es ver-
steht, alle die verschiednen Kräfte eines Zeitalters sich dienstbar
zu machen, „groß“ nennen will, so war er ein großer Fürst,
namentlich wenn man ihn an den Valois und den übrigen
Bourbons mißt. Aber nicht an ihnen muß man Heinrich messen,
sondern die genannten hugenottischen Gestalten müssen den Maßstab
für ihn abgeben; sie, in ihrer Kraft und Schönheit, zeigen, was
ein Heinrich, vor dessen Gaben sie Alle sich bewundernd beugen, sein
sollte und konnte. Seine höchste Bestimmung hat er verloren.“

Dies sind die Schlusssätze, mit denen Hr. Roquette das
Charakterbild Heinrich's IV. beendet. Wenn wir diesem Bilde,
seines Gegenstandes willen, hier eine ausführlichere Beschreibung
zu Theil werden lassen, so wollen wir doch die allgemeine
Aufmerksamkeit ebenso auf die beiden anderen Skizzen richten,
die ebenfalls von ebler Begeisterung durchhaucht und in echt
protestantischem Sinne geschrieben sind. Sie führen uns Bilder
jener finsternen Zeiten vor, die hoffentlich für immer hinter uns
liegen, da ein äußerlicher Unterschied in der Art der Gottes-
verehrung genügt, Tausende von Unschuldigen einem qualvollen
Tode preiszugeben. Möchte doch diese sehr empfehlenswerthe
kleine Schrift an ihrem Theil dazu beitragen, die religiöse Un-
duldsamkeit mehr und mehr zu vertilgen!

Spanien.

Die bisherige Verwaltung Cuba's durch die spanische Regierung.*)

Der Zustand in Cuba, statt nachzulassen oder unterdrückt
zu werden, nimmt einen immer größeren Umfang an und erfor-

*) Von unserem Korrespondenten in Gatis.

dert immer bedeutendere Anstrengungen von Seiten des Mutterlandes; man führt den Krieg von demselben aus mit einer gewissen Begeisterung, die allerdings nicht im mindesten idealer Natur ist, sondern hauptsächlich in der großen Bedeutung der Kolonie für den Handel und die Finanzen ihre Quelle hat. Bei diesem Stande der Dinge wird es vielen der unversell gebildeten deutschen Leser interessant sein, etwas Ausführlicheres über die Verwaltung zu erfahren, die Cuba bisher erduldet hat, um so mehr, da die Frage über die Stellung der Insel, die damit zusammenhängende über die Sklaverei u. a. sich über kurz oder lang entscheiden müssen. Ich entnehme die folgenden Angaben einem Manifeste des republikanischen Comités von Habana an das Volk von Cuba vom Oktober 1868, welches nicht auf Vorsehung der Insel von Spanien, sondern allein auf freie Selbstregierung, Reformen, Gerechtigkeit der Verwaltung dringt, also, indem es völlig objectiv die Sadlage darstellt, nicht gegen den Zusammenhang mit Spanien, sondern allein gegen das alte Regime zu Felde zieht. War schon die Wüthsthaft in der Halbinsel selbst eine unerträgliche, so bekommt man hier einen Einblick in eine Corruption und ein System der gemeinsten Art, wie es im neunzehnten Jahrhundert kaum möglich scheint. Es erscheint freilich für den vernünftigen Denker Manches allenthalben auf dem Erdenrund für unsere Zeit unmöglich, und doch ist es da; die Völker verdienen eben ihre Behandlung, und Pöblegia ist eine der schlimmsten Gaben der Natur bei einem Volk; wenn sich noch Erblichkeit und Egoismus dazu mischt von Seiten einzelner Stände, wie es auch in Cuba der Fall war, ist die Thatsache noch weniger wunderbar.

Nach einigen einleitenden Absätzen heisst es in jenem Manifeste sehr treffend und schön: „Vergebens glaubte und strebte eine kleine Zahl von Cubanern und Spaniern mit gutem Glauben dahin, einige politische, ökonomische und administrative Reformen zu erlangen, welche ein wenig die Lage und Aussicht unseres Landes verbesserten, in der Hoffnung, daß die Regierung Isabel's II. dankbar die Fingeringe annehmen würde, die man ihr auf gesetzlichem Gebiete machte. Vergebens brauchte man den Ton der Bitte, in dem man Gerechtigkeit von den Königen zu verlangen gewohnt ist, die sich für Gemanationen der Gottheit halten. Die Spanier und Cubaner, welche mit gutem Glauben und der besten Absicht einen solchen Versuch unternahmen, mußten ein Mal mehr Verachtung und Erniedrigung als Belohnung ihrer Loyalität erfahren. An Stelle von jenen Freiheiten gab man den Generalen Verwundt und Mangano Instruktionen, die Strenge in der Censur der Presse zu verdoppeln, um mit Gewalt jeden Versuch liberaler Reformen zum Schweigen zu bringen, und als Strafe, die man der Kühnheit und Insolenz der Klavere, die um Freiheiten baten, auferlegte, wilsfahrte man uns mit der Einrichtung der Militär-Commissionen und mit den höchsten und drückendsten Auflagen, die jemals ein Volk erfahren hat: eine Auflage von 15 pSt. direkter und 35 pSt. indirekter Steuer auf die Import-Artikel: eine Auflage von 50 pSt., welche allen Klassen der Gesellschaft furchtbar geschadet hat und besonders den Handwerkern, Industriellen, Ackerbaubtreibenden und öffentlichen Vebornern, die man mit einer unerbörten Steuer belastet hat, einer fünfmal so hohen, als sie vor dem Versuch der Reformen beaholten.“ Auf diese Weise fielen die Abgaben von 35 Millionen auf 60 Mill. Pesos (49 und 85 Mill. Thlr.). Und während das so erpreßte Geld beständig nach Spanien ging, während man die Muniamientos durch immer neue Lasten bedrückte, ebenso wie alle municipales Beamten und öffentliche Vebornern: blieb man

Unternehmern die eingegangenen Verpflichtungen schuldig; die Straßenordnung war schlecht; selbst Nachtwächter konnten für 3, 6, 9 Monate keinen Sold erlangen.

Zu diesen Erpressungen kam der Schwund der überall schlecht akkreditirten spanischen Regierung mit der Bank von Cuba, bei welcher jene ein Anlehen von 22 Millionen machte, indem sie ihr als Garantie 12 Millionen Schachbons, etwa in einem realen Werthe von 3 Millionen, überwies und die Erlaubniß gab, 10 Millionen neue Scheine zu emittiren, außerdem die zur Versorgung von Suffraganen in anderen Städten der Insel. Die Folgen der dummen, unberechneten und malthusianischen Maßregeln waren ein Konflikt mit dem Handelsstand der Insel und der Bankrott der Bank.

Sehr treffend heisst es dann: „Seit 1836 wiederholte man beständig von Seiten der Presse und der Leute der Regierung Isabel's II., daß es insofornient wäre, Cuba irgend eine Art politischer Reformen in liberalem Sinne auszugeben, weshalb, weil unser Volk nicht reich genug dazu wäre. Dagegen hat man uns immer für hinreichend reich gehalten, um alle Art von Ungerechtigkeiten, Vagen, Raub und Tyrannie zu erleiden; gleich als ob weniger gefährlich wäre ein Volk, das durch die Gewalt unterdrückt, als eines, das durch weise und gerechte Gesetze beherrscht ist.“

Auf diesem Wege ist schon ganz Südamerika für Spanien verloren gegangen; und in der Nachbarschaft Südamerikas und der Vereinigten Staaten will man Cuba durch eine tyrannische Behandlung „siempre fiel“ (stets getreu) erhalten, wie das schmähende Attribut klang, das der Insel für ihre Submissen zu Theil wurde.

Um ein solches Regiment auf der Insel aufrecht zu halten, wendete die königl. spanische Regierung die schlechtesten Mittel der Beschöpfung und Begünstigung der höheren Stände an. Die Aufrechterhaltung der Sklaverei und der Mangel an allem freien politischen Leben führten die sozialen Conderungen zwischen Herr und Knecht, Reich und Arm, Weiß und Schwarz, Weib und Bürger, ja selbst zwischen dem afrikanischen und asiatischen Kolonisten in voller Blüte ein. Durch das „divido et impero“ den Einfluß der Hierarchie, Vertheilung der Stellen und Zahl behauptete sich die Regierung; indem auf einmal als Caballeros erstanden, die noch Tags zuvor bekannt waren als Sklavereiverkäufer, als reichgewordene Gauner, als berüchtigte Democrianten oder feile Schmeichler“. Abgesehen von diesen Muniamientos der Monarchie, welche es überall giebt, sei es durch Geburt und lächerliches Vorurtheil, sei es durch die allerhöchste Gnade stanten aus Seiten der Regierung die Kaufleute und Grundeigenthümer, welche, interessirt an der Aufrechterhaltung der Ordnung, des Friedens und der Ruhe unter jeder Verbindung, um so ihre guten Geschäfte fortsetzen zu können, sich zu Erhalten eines Systems aufgeworfen hatten, welches ihr Gemissen verdammt, ihr Egoismus gelehrt annahm; während dem verbrachten eine Million Weiße und 400,000 Schwarze ein Leben voll Schmerzen, Entbehrungen und Elend.“ Aus jenen sogenannten mayores contribuyentes nun wählte der Capitan General die Kandidaten aus für den nach beschränktem Wahlrecht gewählten Municipal-Beörden, reine Figuren und Kreaturen, die zu Allem, was der Präsekt für gut befand, Ja sagten. Diese Menschen, gefesselt an die Macht durch das Anterthe, ihre Ehren und Reichthümer zu erhalten, sanktionirten in allen Fällen die größten Absurditäten und schwarzesten Ungerechtigkeiten zum Schaden des Volkes; denn die höher Bestellten verworfen den Patriotismus, die Ehre, den Anstand und die

Zugerpflucht die Worte ohne Sinn, die sich unterordnen mußten dem Herbe des schwarzen Sklaven und des Zuckerrutes."

Im Jahre 1868 belief sich das Budget der Insel auf 2,654,653 Pefos für das Ministerium des Innern,

910,894	"	"	"	der Justiz,
9,601,908	"	"	"	des Handels,
6,573,096	"	"	"	des Kriegs,
2,636,176	"	"	"	der Marine,
648,686	"	"	"	des Kultus,
2,010,087	"	"	"	allgemeine Verpflichtungen,
490,727	"	"	"	außerordentliche Ausgaben,
1,173,973	"	"	"	Einnahmen der Krone.

Summa 33 Millionen (etwa 47 Mill. Thlr.) auf 14 Millionen Einwohner, unrechnet die Contingente und die vielen Gratifikationen an die Beamten der öffentlichen Verwaltung. Und diese Summen waren für die Insel ohne wesentlichen Nutzen; der Pfen für Kultus reichte nicht aus auch nur für den Sold des Personals für öffentliche Anstalten; nichts für öffentliche Erziehung, Wohlfährigkeit, Wege. Mit Recht sagt das Manifest, daß ein Fünftel jenes Budgets in der Republik genügen würde, allen Anforderungen zu genügen.

Und der arme spanische Soldat ist in Cuba nicht allein im Klima und der Strenge der Militärordnungen bekräftigt, sondern auch bei den Bürgern, als Werkzeug der Tyrannei, verfaßt. Das ist die Frucht jenes famosen paternalismo. Am Schluß des Manifestes begegnen wir unter den gewöhnlichen Punkten des republikanischen Programms auch der Forderung der Abschaffung der Sklaverei.

Wenn Cuba jetzt eine wahrhaft liberale Verwaltung erlangt, so es noch längere Zeit dem Mutterlande erhalten bleiben; was der jetzige Zustand ist ein von den Arceolen unterhaltener; in anderen Fällen aber müßte bald die Majorität der Bevölkerung den Kampf von Neuem unternehmen. P. F.

Orient.

Die Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft.

Der zweiundzwanzigste Band (Jahrgang 1868) der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“ ist nunmehr vollständig erschienen und hat wieder eine Menge interessanter und wichtiger Arbeiten gebracht. Der geschickten Leitung der Redaktion (Prof. Krehl in Leipzig) ist es zu verdanken, daß kein Zweig der orientalischen Wissenschaft vernachlässigt ist. Der größte Theil der Aufsätze bezieht sich, wie gewöhnlich, auf den semitischen Orient; einen ebenfalls großen Theil nimmt der indogermanische Orient in Anspruch, während das turanische und hamitische Gebiet weniger häufig vertreten sind.

Unter den historisch-geographischen Aufsätzen heben wir folgende hervor: Say, „Ueber die babylonische Urgeschichte“. Das Resultat seiner interessanten Untersuchung stellt der Herr Verf. selbst in folgender Tabelle zusammen:

Schema der babylonischen Urgeschichte.

Jahre v. Chr. v. Chr.

- 1 Semitische Urvölkerung.
- 1 Einwanderung der Kassiten aus Mesopotamien über das erythräische Meer.
- 1 Einwanderung der Akkaditen vom Ararat herab.

Jahre v. Chr. v. Chr.

- 1 — 2458 I. Dynastie. Ägyptische Herrschaft.
- 2458 — 2234 II. Dynastie. Herrschaft der westlichen Kuschiten.
- 2234 — 1976 III. Dynastie. Chaldäische und arische Herrschaften, unter elamitischer Oberhoheit.
- 1976 — 1518 IV. Dynastie. Unabhängiges Chaldäer-Reich.
- 1518 — 1273 V. Dynastie. Arabische Herrschaft unter assyrischer Oberhoheit.

1273 Vollständige Unterwerfung unter Assyrien.

Vieles, ja das Meiste, beruht auf Hypothesen, wie es bei einem vorläufig noch so dunklen Gegenstande nicht anders sein kann; nichts desto weniger hat Ref. die von großer Belesenheit, bedeutendem Scharfsinn und glücklicher Combinationsgabe zeugende Abhandlung mit großem Interesse gelesen.

Auf festere Boden steht die Untersuchung von Otto Roth, „Ueber die Vulkanregionen Arabiens“, da denselben hierbei die bestimmten Angaben des arabischen Geographen Sakat zur Seite stehen.

Die Wanderung der jüdischen (südarabischen) Völkerstämme im zweiten Jahrhundert nach Chr. hat Dr. Blau nach arabischen Sagen und Ptolemäus bearbeitet.

Von rein philologischen Arbeiten erwähnen wir Schmidt's „Abriss der Chogaalla-Grammatik“¹⁾ und vor Allem die größere Arbeit von Wehlein: „Sprachliches aus den Zeittagern der syrischen Völker“, durch welche ein ganz neuer Zweig der orientalischen Sprachwissenschaft eröffnet wird. Die Kenntniß der Sprache der syrischen Romanenstämme beschränkte sich bisher nur auf das spärliche Material, welches Wallin in früheren Jahrgängen der Zeitschrift mitgetheilt hatte. Vor Allem ist zu wünschen, daß der Herr Verf. sich durch das lebhafteste Interesse, welches seine Arbeit in wissenschaftlichen Kreisen gefunden hat, bewegen lassen möge, bald etwas Vollständiges über diesen Gegenstand zu geben, so wie den schon oft geäußerten Wunsch zu erfüllen, über die arabische Vulgärsprache in Syrien eine ausführliche Grammatik zu schreiben, zu welcher Arbeit kein Anderer als er befähigt ist. — s.

Ägypten.

Eine Ägyptische Königin.

Daß ein archäologischer Roman, wie diese „Königin“, nach kaum vier Jahren seines ersten Erscheinens eine zweite Auflage erlebt, spricht jedenfalls für den wissenschaftlichen Sinn und den gebildeten Geschmack des deutschen Publicums. Es liegt freilich in den Offenbarungen über das alte Ägypten, das uns in den beiden letzten Decennien mehr und mehr erschlossen worden ist, Etwas, was uns unendlich mehr noch anzieht, als selbst die schönen Mittheilungen der hellenistisch-klassischen Welt. Wir ahnen den Zusammenhang, der zwischen den erhabensten Ideen der christlichen Weltanschauung und jenen ältesten Geheimnissen des Nils und seiner Gräber-Weisheit stattfindet. Im Gefühle dieses Zusammenhanges, dieser Verwandtschaft

¹⁾ Die Challa sind hamitische Kriegerstämme, welche vom Aequator bis an die Südgrenzen von Abyssinien wohnen.

²⁾ Eine ägyptische Königin. Historischer Roman von Georg Ebers. Zweite Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Ed. Hallberger, 1869.

unserer Ideen des Ueberfönnlichen mit denen der Schule, aus welcher der erste bekannte Lehrer des monothetischen Gottesbegriffes hervorgegangen, greift der gebildete Leser mit Vorliebe nach diesen neueren Offenbarungen über die Tempel, die Pyramiden, Gräber, die Inschriften und die Papyrusrollen Aegyptens.

Dr. Ebers hat in geschicktester Weise einen Theil der von gelehrten Forschern im Lande der Pharaonen neuerdings gemachten Entdeckungen zum Stoff und als Bindemittel einer Erzählung benutzt, deren ursprüngliche Fabel er dem Vater der Geschichte, Herodot, entlehnte. Er führt uns an der Hand dieses ältesten aller Erzähler historischer Romane aus den Kreisen des hellenischen Lebens, dessen Wesen uns nicht fremd ist, dessen Empfindungen im Gebiete des Schönen und der Kunst mehr oder weniger noch die unserigen sind, nach dem geheimnißvollen, fremdartigen Aegypten, von dort nach dem alten Persien des Cyrus, Cambyses und Darius, und von da wieder nach dem Nil, zu den Pyramiden, Tempeln und Palästen zurück, deren Erbauer und Bewohner erst in neuester Zeit die volle Anerkennung ihrer bisher in unheimlich Dunkel verbüllt gewesenen Größe und Weltbedeutung erlangt haben. Der Leser wird in dieser Erzählung durch das hellenische und altpersische Leben in das der pharaonischen Aegypter eingeführt; er wird vermittelt dessen, was seiner Den- und Anschauungsweise geläufig und homogen, mit dem vertraut und befreundet, was derselben durch Jahrtausende entfremdet ist; und wenn dies anfangs nur ein Interesse der Wissenschaft erweckt, so erkennen wir, bei näherem Eingehen auf das Wesen der Sache, sehr bald ihre nahen Beziehungen zu den höchsten Problemen unseres eigenen Denkens und Forschens.

Wir haben die „Aegyptische Königsdchter“, bald nach ihrem Erscheinen, in diesen Blättern ausführlich angezeigt, und konstatiren jetzt mit Vergnügen, daß in der neuen Auflage, namentlich in dem reichen Apparate der Erläuterungen und Anmerkungen, Vieles hinzugefügt und verbessert und Alles benutzt ist, was seit dem Jahre 1861 auf dem Gebiete der altägyptischen Sprach- und Denkmälerkunde erforscht und bekannt worden. Ja, die Kernde der Wissenschaft auf diesem Gebiete wächst mit jedem Tage! Hat doch Herr Ebers selbst, nachdem seine „Königsdchter“ bereits publizirt war, angefangen, ein vergleichendes Werk der ägyptisch-israelitischen Geschichte („Aegypten und die Bücher Mose's“) herauszugeben, das wiederum ganz neue Gesichtspunkte der Kulturgeschichte zu eröffnen und dem Auge der Gebildeten klar zu legen geeignet ist.

Z. P.

Kleine literarische Revue.

— **Wilhelm, Graf zu Schaumburg-Lippe.** Eine militärische Monographie dieses kleinen deutschen Souverains aus dem Jahrhundert Friedrich's des Großen (1724—1777), dessen vollständige Lebensbeschreibung Varnhagen in seinen „Biographischen Denkmälen“ geliefert, ist soeben aus der Feder eines seiner Seitenverwandten, des Grafen G. zur Lippe-Weissenfeld erschienen. Wilhelm, Graf zur Lippe, ein Kämpfer Friedrich's im siebenjährigen Kriege gegen die Franzosen und

die Reichsarmee, Generalfeldmarschall im Dienste Oesterreichs und Oberbefehlshaber der portugiesischen Armee, war gewöhnlicher Soldat und Häudegen. Moses Mendelssohn jagte von ihm (in seinen Anmerkungen zu Thomas Abt's freundschaftlicher Korrespondenz): „Er liebte die Wissenschaft und große Thaten“; nach Herder's Zeugniß sprachen „Erbenheit, Scharfsinn, Feinheit und Güte mit den lebendigsten Zügen aus seinem Gesicht“, und die Akademie der Wissenschaften von Berlin erwähnte ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Nicht uninteressant ist, daß, wie die vorliegende Schrift beweist, Graf Wilhelm der erste Souverain war, der (1755) seinem Lande die allgemeine Dienstpflicht einführte. Er löbte sich dabei war, den fremden Werbungen, namentlich denen der benachbarten Holländer, welche die jungen Böhnen nach Java schickten, dadurch einen Niegel vorzuschieben. Im J. 1758 ließ Graf Wilhelm nach eigenem Plane in Ostpreußen (nicht fern von der heutigen Krupp'schen Fabrik in Ostpreußen) eine Stützpunktstation an, wo er seine nachmalig gegen Franzosen ungeniebig wirksam gewesenen Geschütze (46 500 unter 4 schwere Mörser) anfertigen und in späterer Zeit für England und Portugal Kanonen nach einem selbständigen System beehren ließ. Daß der Graf auch bereits eine Art Miniergeschosse erfunden und Versuche mit Infanterie geladern gemacht, dafür spricht sein noch vorhandenes altes Hausmaterial. Unablässig strebte Graf Wilhelm nach der Vollkommenheit des Kriegswesens, und zwar, wie er sich ausdrückte, „weil das auf den höchsten Grad gesteigerte Kriegswesen den Gegner behindert, leichtfertig einen gefährlichen Kampf beginnen“. Nachdem Friedrich im J. 1762 den Frieden mit Frankreich abgeschlossen hatte, bei welchem Friedensschluß der souveraine Graf von Lippe theilhaftig war, nahm er den durch Vermittlung Englands an ihn gelangten Ruf, Oberbefehlshaber der Armee in Portugal an, wo er für den Krieg gegen Spanien das ganze Heer neu zu organisiren und ungeachtet der elenden Finanzwirtschaft in Portugal geschicklich dem Grafen in dem Maße, daß er mit einem Heere von 15,000 Mann die gegen 40,000 Mann starke Armee der Spanier (unter denen sich auch einige französische Bataillone befanden) schlug. Das portugiesische Volk pries den Grafen als „des Landes Erretter“, und rubmgekrönt, mit einem kostbaren Geschenk des Königs von Portugal (sechs kleine goldene Kanonen, 14 Pfund Gold enthaltend u.), kehrte er Ende 1763 nach Ostpreußen zurück. Seine militärischen Erfahrungen und Leistungen hat der Graf in mehreren von ihm verfaßten wissenschaftlichen Schriften niedergelegt. Er gründete zu Helmstedt eine Kriegsschule, aus welcher unter Anderem der berühmte Scharnhorst hervorgegangen, dem der Graf noch Unterricht erteilte. Ueber seine merkwürdigen artilleristischen Versuche, sowie über die vom Grafen Wilhelm entworfenen Pläne zu den interessanten Fortifikationen im Stein Meer u. giebt die Schrift des Grafen Lippe-Weissenfeld fühlbare Nachrichten, die für militärische Leser jedenfalls großes Interesse haben.

— „Aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten“ Herr Theophil von Falken, ein in Preußen geborener gebildeter, landwirtschaftlicher Beamter nahm im Jahre eine Stellung als General-Bevollmächtigter auf den ge-

*) Berlin, Druck von G. S. Mittler u. Sohn, als Separatdruck aus dem „Militärwochenblatt“, mit einer Ergänzung in den „Militärischen Blättern“.

*) Von Theophil von Falken. Berlin, Otto Zantke, 1869, (1 284 S.)

Fallen eines Grafen E. in Rußisch-Litauen an. Herr von Jassen führte mit großer Energie Verbefserungen auf den verschiedenen für bedürftenden Gütern des Grafen ein, welcher Letztere meistens mit seiner Gemahlin in's Ausland, nach Dresden, reisen war. Da brach im Jahre 1863, unter der Leitung a. verachteten gebornen National-Begierde, in Warschau die Insurrection aus, deren blutiges Saatsfeld sich bald auch in das russische, ehemals polnische Litauen ausdehnte. Jassen war als entschiedener Gegner der mit Raub, Plünderung und in Hand in Hand gehenden Insurrection auf; gleichwohl war er sich, als Deutscher, das Mißtrauen des Generals bewiesen und seiner Schergen zugezogen, und da er das Verhüten seines Vollmachtgebers ebenso gegen russische, wie gegen polnische Uebergriffe zu schützen suchte, so wurde er von den Unterbeamten bei Murawiew in Wilna als geheimer Führer der polnischen Partei angesehen, während ihm von der letzteren bald Vorladungen vor ihr Tribunal und ein feindliches Urtheil anonymer zugesandt wurden. Vor ein kaiserliches Kriegsgericht gestellt, weil eine Quantität Mehl, die in sein Wissen auf dem von ihm verwalteten Gute lagerte, die Hände der Insurgenten gefallen war, wurde er im Jahre 1864, obwohl, auf Veranlassung seiner preussischen Freunde, in Pommern sich sofort seiner angenommen hatte, zur Deportation nach Sibirien verurtheilt und wirklich dahin abgeführt. Seine Feinde in dieser Zeit, sein Transport über Moskau, Telegraf nach dem Ural und seine endliche Befreiung in der der unausgesetzten Reclamationen des Grafen Niemard, die preussischen Gesandten bilden den höchst interessanten Theil des vorliegenden Büchleins, das überall in Deutschland, in dem der Wunsch noch vorhanden ist, „in Russland zu wirken“, gelesen zu werden verdient. 3. 2.

Gedanken-Mainlinien, von Moritz Müller. Der bekannte Schriftsteller, Fabrikant Moritz Müller in Pforzheim, hat eine kleine, religiöse, politische und soziale Fragen behandelnde Volkschriften immer als Flugblätter publicirt, die Zahl bereits über vierhundert beträgt, die er meistens verschenken pflegt, hat jetzt ein Consolud von sieben solcher kleinen Hefen zusammen drucken lassen und unter dem Titel *Gedanken-Mainlinien* oder: *Durch Nacht zum Licht*, als ein von 21 Hefen in 8., im Buchhandel erscheinen lassen. Diese Hefen haben sich die Aufgabe gestellt, den Materialismus vom Standpunkte des höchsten, gesunden Menschentums aus zu bekämpfen, und nachzuweisen, daß der Aberglaube, wie er jetzt systematisch gelehrt und verbreitet werde, Grunde genommen ein größerer Aberglaube sei, als der orthodoxe Glaube mit seiner Symbolik. Die Hefen haben folgende Ueberschriften: 1) Ueber höchst wichtige Gelehrsamkeit und über irdeligen Fortschritts-Verstand; 2) Die Abkämpfung von der Sünde, oder die Verwandtschaft mit den Affen; 3) Pöbel und geistiger Menschenverstand; 4) Die Erlösung vom Elend und die Erbsünde der Menschheit; 5) Heiligt der Zweck die Mittel; 6) Gottes Allwissenheit und Allmacht und des hohen Willens, Freiheit und Sittlichkeit; 7) Die Wahrheit. — Herr Moritz Müller ist in dem Kriege, in welchem die Welt auseinander plagen, ein Freischäarer-Zuhörer, dessen die Zeit, wenn ihr auch keinerlei wissenschaftliche Studien

zum Grunde liegen, mehr Chancen des Erfolgs für sich hat, als alle gelehrten Operationspläne seiner Gegner. Den philosophischen Jargon der Letzteren bezichtigt er als die für ihn unüberschreitbaren „Gedanken-Mainlinien“. Diese Art Weisheit, sagt er, vermag ich dem Leser nicht zu bieten; ich berühre zwar große und wichtige Fragen, rede aber so einfach als möglich nur zu meines Gleichen; vielleicht haben auch einige Männer der Wissenschaft ihre Freude daran.“ 3. 2.

Literarischer Sprechsaal.

Die deutsche „Newyorker Handelszeitung“ — beiläufig bemerkt: eines der bestredigirten Organe des Handelslandes — bringt folgende Notiz über ein dem großen Weltbürger Alexander von Humboldt in Newyork zu errichtendes Denkmal:

„In diesen Kreisen findet der Vorschlag, den hundertjährigen Geburtstag Humboldt's (geboren am 14. September 1769) durch Errichtung eines Monuments im Centralpark zu verherrlichen, allgemeinen Anklang. Ein Comité ist im Begriff, sich zu organisiren, um die nöthigen Geldmittel zu beschaffen und die Ausführung des Monuments zu veranlassen, zu dessen Aufstellung im Park die Commisfaire ihre Einwilligung gegeben haben.

Der Gesandte des Norddeutschen Bundes in Washington, Baron von Gerolt, schreibt mit Bezug darauf:

„Auf Ihre Anfrage, ob Sie meinen Namen denen des Comité's zufügen können, beziehe ich mich, zu erwidern, daß ich stolz darauf und stets bereit sein werde, meinen Namen zur Verherrlichung des Andenkens von unserem Landesmann zu zeichnen und meinen Theil zur Ausführung seines Monuments beizutragen.

Mit vorzüglicher Achtung zeichne

Erw. Wohlgebornen ergebenster

Dr. v. Gerolt.

Herrn Wm. Aufermann, Newyork.“

Von dem neuen Buche des französischen Deputirten Emil Olivier, betitelt „Le 19 Janvier“, sind in Paris während der letzten vierzehn Tage nicht weniger als vier Auflagen total ausverkauft worden. Der Zweck des Buches ist eine Art Selbstschau Olivier's vor seinen Wählern, von denen er bei den demnächstigen Wahlen wieder in den Gesetzgebenden Körper gewählt werden möchte. Das Buch soll nur die Schwendung rechtfertigen und erklären, vermöge welcher der rebegewandte Deputirte am 19. Januar 1867 beinahe Minister geworden wäre. Es ist ihm damals und seitdem gegangen, wie Allen, welche Gegenstände vereinigen wollen; er hat es mit beiden Parteien verborben. Man wird auch in Deutschland und namentlich in Berlin auf einzelne Persönlichkeiten hinweisen können, denen es ebenso ergangen. Seinen Zweck wird das Buch deshalb wohl, trotz des massenhaften Absatzes, nicht erreichen. Es bleibt aber ein interessantes Denkmal der Zeitgeschichte, da es, trotz der maßlosen Eitelkeit des Verfassers, andererseits für seine große Aufrichtigkeit Zeugnis ablegt. Durch diese Eigenschaften hat es sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Rousseau's „Confessions“, eine Vergleichung, die wir jedoch nur „cum grano salis“ verstanden wissen möchten.

Die zweite deutsche Nordpol-Expedition, für deren Zustandekommen Vorbereitungen seit vorigem Herbst im Gange gewesen sind, ist bestimmt, von Bremerhaven aus in der ersten Woche des Juni, wo möglich am 1. Juni, in See zu gehen. Es wird aus zwei Schiffen bestehen, einem Schraubendampfer von 120 Tonnen und 30 Pferdekraft, und dem Schiff der ersten Expedition, einer Segel-Yacht von 80 Tonnen. Diese wird den Namen „Grönland“, das neue Schiff den Namen „Germania“ führen. Die ganze Expedition wird unter dem Befehl des Kapitäns R. Meldemann stehen, der sich im vorigen Jahre in jeder Beziehung so trefflich bewährt hat, als Seemann wie als Mann der Wissenschaft und als ein ausgezeichneter Charakter voll Muth, Ausdauer und Hingabe für die Sache. Außer ihm werden ein Oberfeuermann, Unterfeuermann, Maschinenf. Heizer, Zimmermann, Koch, Steward und 5 Matrosen die Schiffsmannschaft bilden. Die wissenschaftliche Seite ist zunächst vertreten durch zwei Astronomen und Physiker, die Herren Börgen und Copeland von der königlichen Sternwarte in Göttingen, den österreichischen Oberlieutenant Julius Payer als Geologen und einen Zoologen. Unter den speciellen, in Aussicht genommenen wissenschaftlichen Arbeiten befindet sich eine Grabmessung in möglichst hoher Breite; alle bisherigen Messungen dieser Art zur Bestimmung der Größe und Schall unserer Erde erreichten noch nicht das europäische Nordpaz in etwa 71 Grad N. Br., und nachdem die Engländer seit beinahe 50 Jahren und die Schweden seit 10 Jahren die Messungen in Spitzbergen wo möglich bis zum 80. Gr. N. Br. fortzuführen sehnlichst getrachtet haben, wird von dieser deutschen Expedition nunmehr der erste ernsthafte Versuch dazu in möglichst hohen Breiten an den zu erreichenden Polarküsten gemacht werden.

Kaum war das bis zum 3. 1867 russische Amerika in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen, als für dasselbe eine Zeitung eingerichtet wurde, welche in russischer und englischer Sprache Leitartikel und Inserate enthält. „Alaska Herald, СВОБОДА“ (die Freiheit), heißt die seit dem 1. März 1868 einmal wöchentlich erscheinende, russo-amerikanische Zeitung, deren Redacteur Herr Agapius Ponomarenko aus Kien, angeblich früherer russischer Legationssecretair in Griechenland, ist. Das Blatt wird in San Francisco gedruckt und erfreut sich, wie berichtet wird, einer weiten Verbreitung im Territorium Alaska und auf den Aleutischen Inseln, sowie in Sibirien, Japan, China und den Sandwich-Inseln. In der uns vorliegenden Nummer vom 15. December 1868 befindet sich ein Leitartikel über den Mangel an Schulen in Alaska, worin darüber geklagt wird, daß nach Abtretung des Landes an die Vereinigten Staaten die bis dahin von der russischen Regierung angeordnet gemessenen Lehrer, die nicht weniger als dreizehn Schulen geleitet hatten, das Territorium verlassen haben. Wenn die amerikanische Regierung nicht ebenfalls etwas für den Unterricht der Jugend dort thut, wird man in Alaska bald die Herrschaft der Russen für humaner und kulturfördernder als die der Amerikaner halten. Die russo-amerikanische Zeitung wird den Aleuten sicherlich ein Ersatz für die verlorenen russischen Schulen sein!

Die auf dem Principe der englischen Industrial Partnership (Betheiligung der Arbeiter am Ertrage des Geschäftes) gegründete Bonus- und Dividenden-Gesellschaft des H. Vorhert'schen „Neuen Messingwerkes“ in Berlin vertheilte am 28. Februar ihren ersten Jahresertrag. Die sehr günstige Bilanz des Ge-

schäftsjahres 1868 ergab für drei Unterbeamte und 66 Arbeiter, deren Gehalte und Arbeitslöhne in diesem Jahre 21,452 Thaler betragen hatten, ein Bonus von 2106 Thlr. 15 Gr., also ungefähr zehn Procent. Die Vertheilung fand in vier Klassen statt, je nachdem die Arbeiter leiblich Zeitarbeiter, oder Jähr- und Stüdarbeiter zugleich, oder bloß Stüdarbeiter, oder endlich auf Bruttotantieme engagiert waren. Kapital-Einlagen waren im Laufe des Jahres von 4 Oberbeamten, 2 Unterbeamten und 26 Arbeitern mit 14,521 Thlr. gemacht worden. Dieses Reichthum hatte, außer dem Zins von 5 Proc. eine Dividende von 84,100 Fr. erzielt. Jedem Beamten und Arbeiter ward eine Portion des ihm zustehenden Bonus und der auf seine Einlage fallenden Zinsen und Dividende eingehändigt und ihnen als freigestellt, entweder das Ganze oder einen Theil sich an die Gesellschaftskasse auszugeben, oder auf Sparconten, oder auf ihre Conto stehen zu lassen. Herr Vorhert hatte auf seinen Vorschlag verzichtet und ihn theilweise einem verunglückten, doch nun wieder hergestellten Arbeiter, theilweise dem Gewerke-Magazin überwiesen. Mit Recht hob er in seiner Ansprache hervor, jeder und auch der einfachste Arbeiter gleichfalls verpflichtet, diesem hochnützlichen Institut seine Theilnahme zu leisten, denn es nütze ihm direct wieder, indem es die Industrie fördere und befehle und so auch dem Arbeiter immer von Neuem Gelegenheit zu dauernder und lohnender Arbeit gebe.

Es gereicht dem Herrn Vorhert zu großer Ehre, in Deutschland den ersten erfolgreichen Versuch mit dem Systeme Industrial Partnership gemacht und durch die Praxis die theoretischen Einwendungen widerlegt zu haben, die bisher uns dagegen erheben worden sind.

Der niederländische Verein für Fabrik- und Gewerbe-Industrie wird im August und September d. J. zu Utrecht internationale Ausstellung von Gegenständen für häuslichen und gewerblichen Bedarf der arbeitenden Klassen veranstalten. Mit dieser Ausstellung wird beabsichtigt dem Arbeiter zu zeigen, was ihm zur Erhaltung an häuslichen Material, Arbeitsgeräthen, Kleidungs-, Ernährungs- und Erziehungskosten von der Industrie in verschiedenen Formen dargeboten wird, wobei Wohlfeilheit, Einfachheit, Brauchbarkeit und Haltbarkeit der ausgefertigten Gegenstände hauptsächlich bei der Zuerkennung der Preise gewürdigt werden sollen. Das Ausstellungsprogramm umfaßt nachstehende Klassen: 1. Bebauung der Arbeiter. 2. Hausrath. 3. Kleider. 4. Nahrungsmittel. 5. Arbeitsgeräte. 6. Mittel zur geistlichen und körperlichen Bildung. 7. Statuten, Regeln und Berichte von Arbeitervereinen.

In Anbetracht der unabweislichen Nützlichkeit dieser Ausstellung, ist eine Anzahl angelegener Männer in Berlin dem Centralcomité für den preussischen Staat sammengerufen, um dasselbe nach besten Kräften zu unterstützen. Wir hoffen, daß sich ebenso, wie in England und Belgien in Deutschland eine recht lebhafte Theilnahme an diesen gemäßen Unternehmungen durch Einsetzung von Ausstellungsständen zeigen werde und verweisen auf die das Nähere enthaltende Bekanntmachung des Centralcomité in den Berliner und anderen norddeutschen Zeitungen.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Rothmann in Berlin, Rathskammerstraße 3.
Verlegt von Ferd. Himmeler's Verlagsbuchhandlung (Karnow) und Co. in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 6.
Druck von Eduard Brauer in Berlin, Bräunlichstraße Nr. 31.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Inhalt

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

58. Jahrg.

Berlin, den 27. März 1869.

[N° 13.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Robert Hamerling: Der König von Zion. 177. — Zur Erinnerung an die Ästlin Galtlin, geb. Gräfin von Schwettau. 178. — Abtheilung des Hauptes' fünfundsiebenzigste. Die Wirklichkeit als Zugenbühnenbilder. 180. — Zur Kunde der deutschen Volksliteratur und Volkspoesie. 181.

England. Deutsche Übersetzungen von Shakespeares' Englisch. 182.

Nordamerika. Präsidenten und Kongress der Vereinigten Staaten am 4. März 1869. 182.

Italien. Francesco Guizot über Christenthum und christliche Kirche. 183.

Frankreich. Paris im December 1851. 184. — Canizares' Geschichte Apollons' 1. 185.

Italien. Vom kranken Mann. Die türkische Armee und ihre Führer. 186.

Italien. Semitische Volksweisen auf Sizilien und Sardinien. 188.

Italien. Literarische Revue. Litro's großes Wörterbuch. 189. — Julia Seifert: "Rayons perdus". 189. — "Es ist bestimmt in Gott Rath". 189.

Italien. Sprechsaal. Ludwig Bamberger's Schrift über den Osten. 189. — Die orientalische Frage. 190. — Der Oriental und die Wästen Vegetation. 190. — Hepp und Henary's Wohnung in Berlin. 191. — Deutsches Hospital in London. 191. — Richard Wagner's Judenopfer. 191.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (13) endet das laufende Quartal der Zeitschrift. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem besten Erfolge in Erinnerung gebracht, ihr geneigte Werbung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um in Empfang der Nummern keine Unterbrechung zu erleiden. Die Verlagsbandlung.

Deutschland und das Ausland.

Robert Hamerling: Der König von Zion.*)

Der Stoff, den sich Hamerling für sein Epos diesmal ausgewählt hat, ruht mit den Personen und ihren Thaten und Geschehnissen im Satorbag der Geschichte. Während im „Abtheilung in Rom“ der Titelheld selbst als mythische Person auftritt und in die epische Handlung hineingedenkt wird, läßt der Dichter jetzt seinen Helden mit den Rädelführern und Helfershebern und Widersachern aus dem Grabgewölbe geschichtlicher Vergangenheit aufsteigen und ihre wirklich vorbereiteten Anklagen und vollbrachten Handlungen nun im Gewände und im vorantastenden Lichte der Poesie ausspinnen und vollführen. Es ist die Zeit von 1521 bis 1536, die Zeit des Bauernkrieges und der religiösen Kämpfe, die Zeit der schwärmerischen Propheten und Widerläufer; es ist das Bild des zum König gewordenen Königs Johann Bockold, der, als Johann von Leyden, bereits in der Oeder Meyerbeers' sein tragisches Geschick in erregenden Tönen, und nun in Hamerling's Epos in zehn Gesängen an's Herz legt.

Verwoben mit dem abenteuerlichen Lebenslauf des träumerischen Propheten und seiner verzögerten Anhänger ist die Schilderung der damaligen Sitten und Zustände, die Beschreibung des Hauptausplages der Begebenheiten, der schwer heimgefallenen Stadt Münster. Gleich im ersten Gesange zeigt uns

der phantastische Dichter die wildromantische Gegend eines Nachtlagers, „wo Polster von röthlicher Haide schnellend sich dehnen, umragt von moosigen Helsen und Kiefern“, wo zwischen dem Schwandenen Binsen wehend umhertrifft, verbreiten, und wo die zerlumpten Gaukler bei ihrer Fahrt nach Münster ausruben. Hier nun läßt der Dichter seinen Helden mythische Erscheinungen erblicken, die den von Natur zum Wunderbaren und Räthselhaften neigenden Sinn desselben verweg einnehmen. Der Jüngling San von Leyden ergeht sich nächtlicher Weile im finstern Walde, wo die Kiefern ihr sparriges Astwerk ausbreiten, und steht da ein Eichbörnchen mit jorngigen Augen und gestrecktem Schweif davonschießen; dann sucht der am verborstenen Geiste des Tännlings hängende schwarze Rabe mit gewaltigem Flügelschlag krächzend den Weg zum tiefen Herzen der Wildnis, als hätte er den nahenden Fremdling zu vorverkünden; weiter schreitend erblickt dieser eine geringelte Ratter, die jügendlich ihr Haupt erhebt und des Reibes Ringe im Jörn bandartig flachstreckt; Aug' in Auge messen sich einen Moment lang die Schlange und der furchtlos blickende Jüngling; und wieder erblickt er einen finstern Kolk, dessen umdunkeltes Auge trüb und verglast ist, und inmitten des Auges sitzt ein wilder Schwan, der im Nebel träumt und unter dem Fittig verdecken das Haupt birgt. Mit hohem und edel dichterischem Verstandniß bereitet so Hamerling die kommenden Ereignisse vor, diese epischen Ereignisse, bei denen immer übermenschliche Kräfte und Wesen mitwirken, wo also die sinnliche, symbolisch-mythische Anschauung das göttliche Eingreifen in die Handlungen der Menschen bildlich darstellt.

Da auch, im Waldesgrauen und bei hervorbrechendem Mondlichte, empfängt der Jüngling die Wiedertaufe und die erste Predigt von Matthiassen, dem Propheten und Meister von Harlem. Matthiassen eiert gegen die Bibel, gegen die Gräber und Stridler, die zagen Klosterkateiner, die Gottes Wort zu verkündigen sich vermaßen und doch nur Söldlinge und geschorene Pfaffen seien. Aber Gott müsse mit ihm selber reden, wie mit Abraham und Isaak und Jakob, weissagt der Prophet, denn sonst

„Ach! ich nimmer ihn werth einen klingenenden Sessler: er ist ja Nicht ein lebendiger Gott, nur ein eitel hölzerner Herrgott, Welcher besaubt von der Wand, um die Kinder zu schrecken, herab droht.“

Diese Verse, wie die folgenden, welche den Ausgang der gepuhten Gaukler vor Münsters Thoren schildern:

„Vorwärts wogte die Schaar. Wie ein ziehender Strom an der Mündung Nicht sogleich sich verliert in dem Wellengewege des Meeres, Rein, besammen noch hält die Gewässer und wölbt in die eigene Bahn noch walt, durchscheinend den ruhigen Spiegel der Meerflut“ —

mögen als Probe der Fertigkeit dienen, mit welcher Hamerling den Hexameter handhabt, und als Beweis dafür, daß er in seinem „Abtheilung“ sich vergeblich angestrengt hat, den fünf Fußigen Jambus in den Himmel zu preisen und den klassischen Hexameter als „antiquirt“ herabzusetzen. Es freut uns, daß er von unseren

*) Der König von Zion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Hamburg, J. P. S. G. Richter, 1869. — Zweite Auflage, 1869.

damaligen Einwendungen und Gegenbemerkungen Akt genommen und sein Vermaß mit der gewonnenen Einsicht modifiziert hat.

Was den Bau dieser Epöpe, die Scenirung und Gruppierung der Begebenheiten und Personen betrifft, so hat uns die Dichtung nach allen drei Richtungen den lebhaftesten Beifall abgerufen. Der Leser wird sich mit hoher Befriedigung an dem geistigen Mable sättigen, das ihm hier in feinstir Zubeitellung auf zierlichen Blättern dargereicht wird; er wird so zu sagen tropfenweise — Wort für Wort — den vom Dichter reichlich gewürzten Nektar einschlürfen und so allmählich in süßen Rausch versetzt, und er wird nach benötigter Lectüre von jenem entzückenden Gefühl ergriffen sein, welches der ästhetische Genuß und der Anblick eines in seltner Schönheit prangenden Kunstwerks erregt. Das ist der Nachtheil, aber auch der Vorzug des in Worte und Verse gekleideten und mit Gedanken geschmückten Dichterwerks vor den Gebilden anderer Kunstarten, vor den Werken der Malerei, der Bildhauerei und der Architektur. Ein Kunstwerk dieser Art bietet gleich beim ersten Anblick die ganze Fülle seiner Schönheit dar und übt auf den Beschauer sofort die volle Wirkung der kunstvollen Schöpfung aus. Sieht man ein schönes Gemälde, eine herrliche Statue, einen prächtigen Palast, so springt der ganze Plan und die Idee des Künstlers gleich in die Augen; man betastet zur Auffassung seines langen Kopfschrems und braucht nicht erst abzumarten, wie diese Person im Bilde da sich gestalten, wie das lauernde Thier zur Statue wird sich verhalten und wie das Gestrüß zum Gebäude passen wird. Das poetische Werk des Dichters aber muß erst gelesen und verstanden werden; hier entsteht im Fortlesen das Bild gleichsam vor unseren Augen, und wir gelangen nur allmählich und nach und nach zur Kenntnis des Planes und zur Ueberstcht des aufgeführten Baues. Dafür erretut uns aber auch die Schönheit der Schöpfung in allen ihren Gliedern und Einzelheiten; dafür prägt sich uns jeder schöne Vers und jeder erhabene Gedanke des Dichters desto tiefer ein, und dies ist bei Robert Hamerling's Dichtung sehr oft der Fall.

Das rasche Erscheinen einer zweiten Auflage des „Königs von Eion“, die in formeller Beziehung auch eine verbesserte zu nennen, widerlegt einerseits die Meinung, daß das deutsche Publikum keinen Sinn mehr habe für das poetische Ideal, und andererseits die Behauptung, daß die epische Dichtung keine Anziehungskraft für unsere Zeit habe; — es kommt nur darauf an, wer der Dichter und welches der Stoff ist, den er gewählt und bearbeitet hat. Nicht minder charakteristisch aber ist das dieser zweiten Auflage unmittelbar aus dem Fuß folgende, von einem andern Verleger angekündigte Erscheinen einer umfassenden kritischen Arbeit über Robert Hamerling und seine beiden Dichtungen „Ahasverus in Rom“ und „Der König von Eion.“ Eine solche Auszeichnung der Kritik bald nach dem Erscheinen poetischer Werke ist keinem unserer großen Dichter je zu Theil geworden. Der Verfasser dieser kritischen Schrift ist nicht bloß mit dem Leben und Wirken Robert Hamerling's auf das Innigste vertraut — er hat auch die vielen über seine Dichtungen erschienenen Recensionen der großen und kleinen Blätter Deutschlands, von Graz und Triest bis Frankfurt a. M. und Altona, sammtlich gelesen und stellt nun die Quintessenz derselben, hier und da mit Anmerkungen und schärzinnigen Beobachtungen gewürzt, zur Verherrlichung des Dichters zu-

sammen. Es ist dies jedenfalls eine geschicktere und würdigere Empfehlung, als jene Zusammenstellungen von kritischen Urtheilen aus der Schöpfungstzeit, dem Krähwinkel Wochenblatt und anderen literarischen Autoritäten, welche manche Verleger jetzt, als Flugblätter der Reklame, oder auch als Anhang zu den empfohlenen Werken selbst, drucken lassen und versenden. Hamerling's Jan ran Leben wird sicher, ebenso wie sein Ahasverus, auch ohne solche Empfehlungsbriefe überall sich einzuführen wissen, wo man Sinn für die Kunst hat, große und erhabene Gedanken in anmuthige poetische Formen zu kleiden.

Zur Erinnerung an die Fürstin Gallizin, geb. Gräfin von Schmellau.

Das Bild einer ausgezeichneten Frau des vorigen Jahrhunderts entwickelt sich aus dem ohne Angabe des Herausgebers jüngst erschienenen, mit Erläuterungen leider nur sehr spärlich versehenen Buche: „Mittheilungen aus dem Tagebuche und Briefwechsel der Fürstin Adelheid Amalia von Gallizin“. Die Frau, eine geborne Gräfin von Schmellau, gehört mit in die Reihe der Persönlichkeiten, deren geistreiche Thätigkeit dem Deutschland der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen so wunderbaren Glanz verliehen hat.

Wäre die Fürstin nichts gewesen, als die „gelehrte Beschäuerin und Freundin der Wissenschaften“, wie ein literarischer sie nennt, so würde ihre Erhaltung wenig die allgemeine Erinnerung überragen, die wir der Stellung des Adels von damals im kulturhistorischen Interesse sehr gern widmen. Allein die Fürstin verdient sicher, in ihrer selbständigen Bedeutung gewürdigt zu werden.

Durchblättert man die Auszüge aus dem Tagebuche der Fürstin, so muß man billig über die ungeheure Geistesarbeit erstaunen, die sie zu verrichten im Stande war. Mit einer wunderbaren Leichtigkeit wußte sie sich fast alle Wissenschaften zu eigen zu machen. Besonders war es die Philosophie mit allen verwandten Gebieten, auf die sie ihr Studium richtete. In den alten und in den modernen Philosophen war sie gleichmäßig bewandert. Der Mathematik scheint sie auf den Grund vorgangen zu sein. Der Anatomie und der Chemie wandte sie sich lebhaftes Interesse zu. Kein irgendwie hervorragendes Wissen entging ihrer Kritik. Die Trauenvelt unserer heutigen Wissenschaft wird dies vielleicht für unbegreiflich und lächerlich erklären.

„Ich bitte“, schreibt sie einmal ihrem Freunde, dem ausgezeichneten Staatsmannen Fürsten zu Fürstenberg „um die philosophische rurale, um das große Werk (des Fürsten), da ich dich beschwerliche und mich drückende Studium je eher je lieber be- ginnen muß.“ Dann wieder: „17 Prozent aus der sphärischen Trigonometrie habe ich glücklich und ohne Inzigeifigen geseffen. Nun noch ebenso viel, dann ist's geschehen. Es ist wahrhaftig schade, daß die Professoren so viel Lärmen von dem Ding machen. Ich glaube, sie thun es wie die ägyptischen Priester, um das Volk davon entfernt zu halten und sich etwas rezerv zu behalten.“ Und ferner: „Ich bin von meinem geistigen Tage, den ich ganz mit Schatten der Schatten, d. h. mit Logik und Metaphysik zugebracht habe, so stumpf, dürr, trocken und zusammengelegen, daß u. i. m.“ Später wieder: „Ich lese nun die Bibel in der lateinischen Version; das macht mich achtzemer.“

*) Robert Hamerling, seine Dichtungen und deren Beurtheilung. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Von J. B. Perlin. Internationale Buchhandlung (H. Kessler). 55 S. in S.

*) Mit dem Bildnis der Fürstin. Stuttgart, S. G. Neefling, 1868.

Mit fast allen bedeutenden Männern der deutschen Wissenschaft und Literatur sehen wir sie zum Theil im innigsten persönlichen Verkehr, zum Theil in lebhaftem Briefwechsel. Der Königsberger Philosoph Hamann starb gewissermaßen unter ihren Händen, und sie begrub den „Lieben Heiligen“, nicht ohne Schwierigkeiten, in ihrem Garten zu Angelmodde. Das Gleiche that sie beinahe dem niederländischen „Socrates“ Hemsterhuis geschehen müssen. Beide kuzten sich ihrer aufopfernden Pflege erweuen. Mit Jacoby stand sie auf dem besten Fuße. In ähnlichen Verhältnissen sie zu dem Fürsten zu Fürstenberg in Münster stand, geht leider aus dem Buche nicht klar hervor. Jedenfalls war das Verhältniß ein sehr inniges und vertrauensvolles. Man glaubt, diesen Gedankenaustausch gegenüber, Bruder und Schwester vor sich zu sehen. In den Briefen der Fürstin an Andere wird Fürstenberg stets nur *le grand homme* genannt. Es ergibt sich auch, daß sie in die Projekte dieses in Berlin der Auffklärung mit Friedrich II. und Joseph II. glühend wetteifernden Staatsmannes tief eingeweiht war.

Eine nicht geringe Anzahl wissenschaftlicher und literarischer Werke sieht man sich vorliegen, ihre Manuskripte der Fürstin zur kritischen Durchsicht vorzulegen. Ihre Urtheile über Personen und Werke sind eingehend, tiefblickend, scharf ausgedrückt, aber immer dem Wohlwollen durchdrungen. Sie liebt es, ihre Bemerkungen zu numeriren.

Es muß ein weit über den gewöhnlichen Einfluß der Weiblichkeit hinausgehender Zauber in ihrer persönlichen Erscheinung gelegen haben. Ueberall wird ihr eine außerordentliche Verachtung entgegengetragen. Auf Göthe machte sie bei einem mehrtägigen Aufenthalte in Weimar — 1785 — einen so tiefen Eindruck, daß er ihr schrieb, „se allein habe den Schluß seines lange verstreuten Herzens gefunden, ihr möchte er sich ganz ihm nach ihrem gegenseitigen Vertrauen verlange ihn“. Der Zauber war gegenseitig; auch die Fürstin besaß, daß Göthe sich ihr Herz berührt habe. Aber den Briefwechsel vermeidet sie. „Einen ganzen Winter“, so steht im Tagebuche, „blieb ich in Kampf, solle ich, solle ich nicht. Aber da ich keinen wahrheitlichen Nutzen, Zeitaufwand und vielleicht zu viel Beschäftigung für mein Herz darin anstufte, konnte ich mich zu keiner Antwort entschließen. Kurz vorher hatte Lavater mir zweimal geschrieben und den schönen Anlaß zu einer Verbindung angeboten. Diese unbeantwortet zu lassen, kostete mich nicht einmal einen Kampf, und Herbern, der auch nachher an mich schrieb, keinen Verarmtheit aber meinem Herzen gar nichts anbot, zu antworten, hülte ich, so zu sagen, einen unüberwindlichen Widerwillen...“ Aus dem Jahre 1802 findet sich dann ein Brief von Göthe als Antwort auf eine Anfrage der Fürstin — aber der Inhalt ist kühl und trocken, wie der Gegenstand, um den es sich handelt, eine Sammlung geschnittener Steine.

Caroline Herder schreibt aus Anlaß jenes Besuchs in Weimar: „Ein Weib von dem feinen Charakter wie die Fürstin Gallitzin habe ich noch nicht gesehen...“ Dieser Ausruf kennzeichnet wohl nur so viel von dem Charakter der Fürstin, als eben beim Lesen von ihm erkannt werden konnte. Das Urtheil modificirt sich einigermaßen nach ihren Tagebuch-Bemerkungen. Fester Willen in Verfolgung mancher Ziele war ihr gewiß eigen, auch Festigkeit in dem Verstande, ihr physisches Ich den Kräften der Seele völlig untergeordnet, wie sie denn einst befriedigt schreibt: „Ich habe es glücklich so weit gebracht, nur mit fünf Stunden Schlaf auszukommen. Aber das begründet doch noch keinen ichen Charakter. Ihr Tagebuch ist die sicherste Quelle ihrer Beurtheilung. Mit der größten Offenheit stellt sie sich darin

als eine mit tiefem Ernste nach Selbsterkenntnis ringende Seele dar, die sich insbesondere im Spiegel der Religion mit scharfer Selbstkritik zu beschauen pflegt. Man sieht, wie ein starker, aber immerdar weidlicher Geist, in steter Besorgnis, beim reinsten Denken zu schwindeln, einen festen Anhaltspunkt zu erreichen strebt. Sie selbst bekennt, welche Wandlungen in ihr vorgegangen sind. Unterm 22. März 1778 schreibt sie aus Münster an Hemsterhuis: „Depuis 7 ans que j'y suis, ma réputation a étrangement variée. Par rapport à la religion j'ai passé tour à tour pour Grecque, Athée, Déiste et Chrétienne...“ — Sie galt nicht nur für dies Alles, sondern sie war das nacheinander wirklich, und man muß ihr glauben, wenn sie im Tagebuche sagt: „Ich zweifelte an der Existenz Gottes, an der Auferstehlichkeit meiner Seele. In einem solchen gräßlichen Zustande habe ich mit einigen wenigen Zwischenräumen etliche Jahre zugebracht...“ Das Ende ihrer Wandlungen war, daß sie den Stolzberg, Dr. Schlegel u. A. auf dem bekannten Wege nach Rom veranlagte, was damals freilich eine andere Bedeutung hatte, als heute.

Unachtet ihrer Vertiefung in ihr Selbst wußte sie jedoch auch den politischen und sozialen Bewegungen der Zeit mit Umsicht und Verständnis zu folgen. In diesem Briefwechsel finden sich zwei, wie wir glauben, noch nicht aber nicht vollständig bekannte Briefe von Johannes von Müller an die Fürstin, wovon insbesondere der zweite, d. d. Cassel den 26. Mai 1782, ein wahres Rabinetsstück seines Genres ist. Man sieht, daß der damals im ersten Anlaufe zu seiner Berühmtheit befindliche Geschichtsschreiber das volle Vertrauen zu der Einsicht der Fürstin hat. Er schreibt in seinem schwunghaften Französisch unter dem Eintritte des Aufstehens, das sein Buch: „Die Reisen der Päpste“, gemacht hatte. Er lebt noch vollständig in dem Gesichtskreise dieses Werkes, und entwickelt einige damit zusammenhängende Ideen auf folgender Grundlage: „En général je suis enchanté de ce qui arrive à l'église: jusqu'ici le peuple et la noblesse avaient seuls souffert du gouvernement despotique; désormais le clergé sera cause commune avec l'humanité; c'est d'ordinaire qu'il sera plus utile que jamais, plus digne d'être soutenu. Qu'importe qu'il perde son influence, dans une certaine cour (Vienne) ce petit malheur lui rendra ailleurs un plus grand accueil; et comme il est près du peuple (les soldats aussi sont peuple) il ne sera jamais indifférent comment il pense. L'essentiel est de lui inspirer les pensées, qu'il doit avoir...“ Wie sich das deutzutage liest! Ja freilich, das Besessene hatte der Briefschreiber getroffen — nur schade, daß die Bedingung nicht erfüllt wurde! — Eine andere Stelle ist nicht minder charakteristisch: „J'ai un principe très-simple dans les affaires du temps; je demande, telle ou telle chose est elle agréable ou désagréable au plus puissant? Dès que je sais ce qu'il veut, je crois devoir soutenir le contraire; je le soutiendrais, et quand il ordonnerait par une loi de croire que 2 et 2 font 4...“

Während hier der berühmte Historiker sich in seinen geheimsten Gedanken der Fürstin überliefert, wird sie den Thulmeier, dem preussischen Gesandten im Haag, in die diplomatischen Verabhandlungen über die den Fürsten Fürstenberg angehende Coadjutornahl im Erzbistum Köln und im Hochstift Münster eingeweiht. Und sie weiß dem Diplomaten ebenso gerecht zu werden wie dem Historiker, dem Philosophen, ihrem Gotte und ihrem Gewissen. In solcher Vielseitigkeit stellt sich die Fürstin als ein Phänomen dar, das nur im Zusammenhange mit der unersglichen geistigen Bewegung ihrer Zeit genügend erklärt werden kann.

Ehrkla von Gumpert's fünfundwanzigjährige Wirkksamkeit als Jugendschriftstellerin.

Mit dieser dritten Ausgabe ihres Meisterwerkes*) feiert eine deutsche Jugendschriftstellerin ihr fünfundwanzigjähriges Jubiläum. Sei es uns erlaubt, über eine so lange und, wie wir sagen dürfen, segensreiche Wirkksamkeit auf einem so wichtigen Felde bei dieser Gelegenheit einen Rückblick zu werfen.

Thelma von Gumpert wurde den 28. Juni 1810 in Ralsch geboren; ihr Vater kam als Regierungs-Medizinalrath bald darauf nach Posen, wo sie ihre Jugend verbrachte, zum Theil im Hause der Prinzessin Luise von Preußen, Fürstin Radziwill, mit deren Tochter Wanda die innigste Freundschaft sie verband. Dieser Freundschaft, in Folge deren sie nach dem Tode der Fürstin Wanda, späteren Fürstin Garternerska, die Erziehung der Kinder der Freundin auf sich nahm, und den hieraus sich ergebenden Verhältnissen schreibt die Schriftstellerin selbst einen großen Einfluß auf ihren Entwicklungsgang zu. Sie hatte jedoch im Laufe der Zeit noch mehrmals Gelegenheit, solche Aufgaben zu erfüllen und die praktische Seite des erwählten Lebensberufes mit der theoretischen zu vereinigen, wenn auch ihre eigene Ehe (seit 1856) mit dem Legationsrath Franz von Schöber, einem mehrfach genannten Schriftsteller, kinderlos blieb.

Iener geliebten Freundin war ihr erstes Werk, das vorgenannte, als es zu Weihnachten 1843, damals bei Alexander Dunder in Berlin, erschien, gewidmet. Wir nannten es ihr Meisterwerk, und das aus zwei Gründen: Erstens hat selten ein Erstlingswerk so sehr wie dies, als es damals von Agnes Franz in die Literatur mit hoher Anerkennung eingeführt wurde, mit Einem Schlage das Monopolum seines Verfassers für die folgende Zeit festgestellt. Kritik und das laufende Publikum wetteiferten in der Anerkennung, so daß der Verleger nach neuen Manuscripten verlangte, worin „Mein erstes weisses Haar“, und „Die Babereise der Tante“ die Folge waren, die sich dem ersten würdig anreihen. — Der zweite Grund aber ist der, daß uns nach einer Seite hin dieses erste Werk noch heute unter den vielen und rühmendwerthen Productionen der Verfasserin obenan steht. Als nämlich diese damit den aus reinem inneren Drange ergriffenen Versuch vor sich und der Welt unwiderleglich bewiesen und sich die Bahn gebrochen hatte, auf der ihr von nun an Anerbieten und Aufträge entgegenkamen, um sie von einem Erfolge zum andern zu führen, begann sie, sehr natürlich, ihre Aufgabe, die Erziehung der Jugend, vorzüglich der weiblichen, systematisch zu erfassen, der Idee vorwiegend mit der Abwägung der Zweckmäßigkeit, im Einzelnen wie im Hinblick auf das Ganze, nachzustreben. Bei einer regelmäßigen Thätigkeit, wie sie dieselbe besonders in dem „Töchter-Album“ und in „Herzblätterns Zeitvertreib“ seit 14 resp. 13 Jahren, und früher schon im „Familienbuch“ verfolgte, war dies nicht nur unvermeidlich, sondern auch notwendig. Es konnten sich aber diese späteren Werke in dem einen Punkte, den wir meinen, auch nun nicht mehr mit dem ersten Werke auf Eine Linie stellen. Die Freiheit und Unbefangenheit des Blickes, die absolute leise Art der Darstellung, in welcher ein umfassendes, reiches Bild jener Welt der Kleinen neben der großen im „kleinen Vater“ gegeben wurde, und die das Buch, das so der frischeste Ausguß

eines mächtigen Talentes geworden ist, noch für einen Versuch zu ansehen und zu einer erschlappenden Lectüre machen traten zurück. Am Meisten sind sie noch im „ersten weissen Haar“ und der „Babereise“ wirksam. Auch treten sie in den „kleinen Helden“ wieder mehr hervor.

Dabei dürfen wir nicht verkennen, daß zwar die Verhältnisse in allen späteren Werken den Grundsatze, bethen und arbeiten consequent tritt, daß aber doch gar manchem Leser, besonders in heutiger Zeit, scheinen könnte, es warte das erste Moment des Sprichwortes ein zu starker Accent. Doch wird man beim Lesen ihrer Werke finden, daß tiefe und innige Frömmigkeit, welche hier in die jungen Herzen gelegt werden soll, auf einem edlen und ehrlichen Grunde ruht. Nicht Frömmigkeit, die sich an Formeln klammert, n. gelehrt, nicht Heuchelei, welche die Frömmigkeit zu einem ihrer liegenden Zwecken mißbraucht. Auch wird bei aller Mäßigkeit und Nicht jene rührselige Sentimentalität, welche gelbe und beitere Kinderseelen vergiftet, gepflegt; sondern das in dieser Frömmigkeit ist die werththätige Liebe zum Nächsten. Diesen Nächsten als seines Gleichen anerkennend, zu erlösen wie er vom Schöpfer ebenso bestimmt ist zu einem werthwürdigen Dasein, gleich bestimmt zu einem schönen und lichen Lebensinhalt — wir meinen, wenn diese reine Liebe Humanität der Kern ist, der in den frischen und unbefleckten Herzen jeder gepflanzt wird, so muß die Sache eine gute. Wirkung von Segen sein. Und dabei zeichnet alle Edele dieser Verfasserin noch ein wichtiges Moment aus. Die Gedanken und Phantasie des Kindes gleich ansprechenden Bilder und Schichten, in denen jene Lehre vorgetragen wird, sind nicht künstliche Spiele einer fruchtbaren, aber unerfahrenen Phantasie, sondern vielmehr Früchte eigener Erfahrung und eigener gebender Beobachtung aller sozialen Kreise, — und zwar bevorzugteren, wie der ärmeren, geringen, gedrückten.

Man wird aus dieser kurzen Darstellung die Wichtigkeit erkennen, die dieser Schriftstellerin einen so ansehnlichen Platz in der Literatur und eine so tiefe Wirkung auf die Welt der Kleinen — eine Wirkung, welche Theilhabende immer beobachten werden — erringen und sichern mußten. Wir wollen nun nur noch einen Blick auf die Fülle der Arbeit dieser unermüdeten Jahre eines Frauenlebens, in chronologischer ihrer Schriften aufzählend. Es erschienen, zum Theil in einfachen Auflagen, zuerst bei Alex. Dunder, dann bei H. Breslau, dann bei Carl Flemming in Glogau, der jetzt einziger Verleger dieser Schriften ist: 1) Der kleine Vater das Guckelkind. — 2) Mein erstes weisses Haar. — 3) Die Babereise der Tante. — 4) Der Bettelknecht. — 5) Der kleine Hase. — 6) Vier Wochen Ferien. — 7) Pech, Pech, Pech! — 8) Das stumme Kind. — 9) Die kleinen Helden. — 10) Mann im Korb. — 11) Die Kinder des Auswanderers. — 12) Die Schloßmutter (wir empfehlen sie besonders). — 13) Gott! (eine Schilderung deutscher und englischer Wohlthätigkeits-Anstalten, sowie der zu diesem Zweck unternommenen durch England und Deutschland). — 14) Das Töchter-Album. — 15) Herzblätterns Zeitvertreib. Dreizehn Jahrgänge. Diese Jugendschrift entstand, weil die Verfasserin eine Vorbereitungsstufe „Jugend-Album“ vermisse, und ist für kleine Knaben und Mädchen zugleich bestimmt, weil in dem frühen Alter Verschiedenheit zwischen und des Geschlechtes noch nicht hervortritt. — 16) Zweizehn Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für Kinder, der vorigen Nummer vorausgehend, und „Die

*) Der kleine Vater und das Guckelkind. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren, von Thelma von Gumpert. Dritte Auflage. Mit sechs Bildern von L. Voss. Glogau, Carl Flemming.

Häthen" genannt. — 17) Schloßpeterchen und Bauerhändchen, eine Geschichte, welche dem Kinde zeigen soll, wie Mutterliebe in allen Ländern dieselbe ist. — 18) Nach der Schule, Water- und Mutterauge, zunächst für Knaben. — 19) Ein Jahr, Tagbuch für die reifere weibliche Jugend, zu dem Zwecke, junge Mädchen beim Austritt aus der Schule zu fernerer, nun eigener Führung von Herz und Verstand hinzuleiten. — 20) Mutter Anne und ihr Gretchen. — 21) Mutter Anne und ihr Hänschen. In seinen letzteren schildern Mütter aus dem Volke in ihrem Leben mit ihren Kindern bis zu deren Schulzeit.

Uebersetzungen der Verfasserin sind: Gott in der Natur, können für Kinder, aus dem Englischen der Miß Parbault. — Krumpholtz's Enkelin, aus dem Französischen der Gräfin Germaine. — Edle Perlen, aus einem alten englischen Buche gesammelte Gedanken. — Das Familienbuch, zehn Bändchen Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen.

Und wie sie sich bestrebt, Gutes von außen her für unsere Hinterwelt zu verworthen, so ist auch von ihren Schriften Mehreres in's Englische, Französische, Schwedische übersezt worden. Bei allem Angeführten gewann sie noch Zeit, vielfach zu selbständigen Zwecken freie Gaben ihrer Feder wegzuschicken. „Ann Rosel", 1848 für die Typhuswaisen Ober-Schlesiens. — „Erbedfennig", für Berliner Kinderbewahranstalten. — „Nicht dürstet" und „Der alte Diener", für das Rettungshaus Schreiberbau. — „Der Herberberger", für eine Gefellenherberge. — „Der alte Stelzfuß" und „Gott mit uns", 1866 für Sachsen'sche Preussens Invaliden, die beide einen reichen Ertrag brachten. „Aus der Gegenwart", für die Hlupreußen.

Nur wahr, eine reiche Fällung für den Rahmen von 25 Jahren! Die Schriftstellerin mag sie mit Stolz überblicken, wenn sie beim Umschlagen dieser Titel findet, daß es nicht leere Namen, sondern ihr frommen Sinn, in denen der Inhalt eines thatkräftig wirkenden Lebens ausgedrückt wird. Dr. G. v. Seydlitz.

Der Kunde der deutschen Volksliteratur und Volkssprache.

1. Der Volksmund in der Mark Brandenburg.) Der Buch enthält eine von den Vehrern A. Engelen und A. Bahn unter Mitwirkung von Freunden der Volkspoesie zusammengestellte und herausgegebene Sammlung von Sagen, Märchen, Spielen, Sprichwörtern und Gebräuchen aus der Mark Brandenburg. Es ist eine Nachlese zu den verwandten Sammlungen von A. Ruhn und W. Schwarz und wird sorgfältig redigirt. Dies erscheint dringend wünschenswerth. Freilich wird es niemals im Stande sein, den Schatz von Poesie und Wissen im Volke lebend und sich fortwährend vermehrt, vollständig zu fassen. Aber man darf, um des Gewinnes sicher zu sein, daß müde werden, so viel davon als nur möglich aus der Tiefe des Volksgespirits herauszuholen. So stattlich der vorliegende Band sich ausnimmt, so kann man doch nicht anders als mit dem Herausgebern bekennen, daß die 70 lokalen Sagen, 16 Märchen, 100 Kinderspiele und Spielreime, 132 Räthsel, 167 Sprichwörter und etwa 300 Gebräuche, die er enthält, nur erst die dem Kunde des unübersehbaren Feldes weggespürten Beizüge zum Kranze sind. Hier mitzuwirken und das verdienstvollste Unternehmen der Herausgeber zu unterstützen, ist eine Aufgabe, die namentlich von den Herren Geistlichen, Vehrern, Vätern und Beamten in Stadt und Land nicht unbeachtet

bleiben sollte. Die Herren Herausgeber beabsichtigen, im zweiten Theile die Sammlung mit Inschriften und Wahrzeichen an Häusern, sowie mit eigenbüthigen Grabchriften zu erweitern, wozu es bei der Eigentümlichkeit des märkischen Volkscharacters an trefflichem Material nicht fehlen wird. Man wird dabei auch auf Bibeln, Gelangbücher, Kalender etc., welche häufig mit Einweihungs-Sprüchen versehen werden, sein Augenmerk richten können. Als Schluß ihres Unternehmens betrachten die Herren Herausgeber die Herstellung eines Wörtervergleichnisses aus den Dialekten, das sie mit etymologischen Erklärungen zu versehen gedenken. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang, glauben aber nicht, daß sich das Wörterbuch nach dem Plane der Herausgeber mit der Sammlung zu einem zweiten Theile verbinden lassen wird, wenn diese sich der Vollständigkeit nähern und jenes etymologischen Werth erhalten soll. Welchen weitläufigen Apparat ein solches Wörterbuch erfordert, sehen wir an dem so eben ausgegebenen Theile des

II. „Versuch eines bremisch-niederländischen Wörterbuchs", welches einen verwandten Zweck verfolgt. Es ist ein stattlicher, sehr splendid gedruckter Band, der auf 424 Seiten die Erklärung von ca. 3000 Wörtern enthält. Es ist aber eben nur der zweite Nachtrag zu dem ursprünglichen Werke, das damit sicher noch seine Vollständigkeit erlangt hat. Was dies Werk selbst anlangt, so ist es in den fünf ersten Theilen bereits vor hundert Jahren erschienen. Hierzu, sagt der Herr Herausgeber, einen sechsten Band zu schreiben, wäre ein wunderlicher Einfall, wenn nicht das Manuscript zur guten Hälfte schon im vorigen Jahrhunderte zum Drude bereit gelegen hätte, in dieser Weise bereitgestellt von dem ausgezeichneten Sprachforscher Professor G. Tilling. Der Herausgeber ist so bescheiden, das, was er selbst hinzugefügt hat, als unbedeutend zu bezeichnen, während sich doch an der Mäßigkeit der Arbeit, die zum Theil nicht mehr lebenden Wörter mit dem hochdeutschen Dialekte, der lateinischen und griechischen Sprache zu vergleichen und so zu sagen ihren Hundert anzugeben, die Größe seines Verdiensteils leicht ermessen läßt. — Der Herr Herausgeber beklagt es, daß in seiner Vaterstadt Bremen die Muttersprache sich rasch ihrem Untergange nähert, „Daneben oberländischen Volksschullehrern, welche das Sprechen derselben sogar im Elternhause verbieten, und der Eitelkeit der niederen Stände, die wenigstens zunächst dafür ein gar armlüthiges Hochdeutsch eintauschen." Er fordert daher die Wissenschaft auf, zu sammeln, was noch zu sammeln ist. Aber er hofft auch, daß, wenn sich nur erst ein hochdeutscher bremischer Dialekt herausgebildet hat, das Niederländische noch in unsere „vornehme Schulprache" aufgenommen und so dem Hochdeutschen gegenüber nicht nur als Dialekt erhalten, sondern als Sprache wieder hergestellt werden wird. Wie viel Anlaß zu solcher Hoffnung vorhanden ist, muß der Herr Herausgeber freilich am besten wissen. Wir sollten aber meinen, daß die Zeit, wo sich zwei hochdeutsche Sprachen gegenüberstanden, für immer vorüber ist. Die Sprache kann in ihrer Entwicklung nicht einmal stille stehen, geschweige denn rückwärts schreiten. G. S.

3) Versuch eines bremisch-niederländischen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, sondern auch fast in ganz Niederachsen gebräuchliche eigenbüthige Mundart nebst den schon veralteten Wörtern und Redensarten in bremischen Geigen, Urkunden und Diplomen gesammelt, zugleich auch nach einer bekannten Sprachforschung und aus Vergleichung alter und neuer verwandter Dialekte erklärt sind. Herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. VI. Theil. Bremen, Carl Zannen, 1869.

England.

Deutsche Erläuterer von Shakspeare's Englisch.

Es ist wahrhaft erstaunlich und verdient die Anerkennung Aller, die sich in und außer England für den Cultus des Shakspeare'schen Genies interessieren — wenn es hier und da auch wohl ein Rätheln und Kopfschütteln erregt — welches Studium und welche Arbeit in Deutschland auf die Erklärung des Textes der Dramen des großen britischen Dichters verwendet wird. Daß bereits so bald eine dritte Auflage der trefflichen, mit allen kritischen Hülfsmitteln ausgestatteten, großen Ausgabe des von Nikolaus Delius editen und erläuterten, englischen Shakspeare*) nothwendig geworden, ist gewiß ein ebenso dem deutschen Publikum, wie dem gelehrten Herausgeber zum Ruhme gereichendes Phänomen. Daneben aber fährt die deutsche Gelehrtenwelt fort, auch noch andere Arbeiten der Art zu Tage zu fördern. Der kritisch-censurpödischen Hamlet-Edition von Max Moritte haben wir bereits gedacht. Professor Ludwig Herrig hat mit bekannter Sprach- und Sachkenntniß Macbeth und den Merchant of Venice zu Gegenständen einer sehr eingehenden, philologischen Kritik gemacht und editirt.

Gegenwärtig aber liegt uns ein wahrhaft amoenartig zusammengetragenes Werk über ein Shakspeare'sches Drama vor: Herr Karl Blumhof hat in der „Sammlung englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen“, herausgegeben von Ludwig Herrig**) Antony and Cleopatra mit einer Fülle von kritischen, sprachlichen, geschichtlichen, biographischen und psychologischen Erläuterungen ausgestattet, die den Encyclopädiemus von Max Moritte noch übertrifft. Der englische Text nimmt auf jeder der enggedruckten 358 Seiten des Buches nur einen sehr geringen Raum ein; ja auf einzelnen Seiten beschränkt er sich auf zwei Zeilen. Wir lassen Herrn Blumhof selbst erzählen, was er hier Alles zusammengetragen:

- 1.) eine allgemeine Einleitung zur Veleuchtung der Entstehungszeit dieses Dramas, der Bestimmung seiner Art und Scenen, Beurtheilung seiner Charaktere &c.;
- 2.) eine biographisch-geschichtliche Uebersicht der zu Grunde liegenden Begebenheiten, resp. Lebensumstände der Hauptpersonen, an der Hand der alten Schriftsteller, namentlich Plutarch's, um theils den historischen Verlauf, der im Drama sehr uncombinirt und stüßighaft zu Tage tritt, als ein Ganzes feitzuhalten, und andertheils die in ihm oft nur kurz berührten Facten resp. Anspielungen dem Leser verständlich zu machen;
- 3.) ein reichhaltiger Auszug aus dem englischen Plutarch des Sir Thomas North, um die genaue Beziehung des Dichters auf die ihm vorliegende historische Quelle, resp. auf den Bericht derselben, der Vergleichung des Lesers nahe zu bringen;
- 4.) eine Berichtigung des Textes, möglichst im Anschlusse an die Faksimé-Ausgabe von 1623, und Ergänzung der nothwendigen, bisher oft vernachlässigten Zulieferungen;
- 5.) eine Erklärung Shakspeare's durch sich selbst, d. h. Aufstellung und Bestimmung der vornehmenden Gedanken, Phrasen, Worte, Wortspiele &c. durch verwandte Stellen seiner

Werke, so daß die erläuternden Anmerkungen des Herausgebers soviel als möglich das vom Dichter selbst Gegebene als Grundlage haben.*

Wir fürchten nur, daß sich in Deutschland sehr wenige Menschen habere finden werden, Herrn Karl Blumhof auf allen diesen weiten Wegen zum Studium von Antony und Cleopatra zu folgen.

Nord-Amerika.

Präsidenten und Kongreß der Vereinigten Staaten
am 4. März 1869.

Ueber die politische Stimmung in den Vereinigten Staaten bei dem jüngsten Amtswechsel des Präsidenten der Republik giebt folgender, kurz vor dem 4. März (dem Tage des Präsidentenwechsels) geschriebener Artikel, den wir der Deutsch-Amerikaner-Zeitung von Newyork entlehnen, sehr beachtenswerthe Auskunft:

„Ein Präsidenten-Wechsel ist hier nicht mit demselben Geir verbunden, wie in monarchischen Ländern ein Thronwechsel! Physiognomie des Landes und Volkes verändert sich nur in fern, als vielleicht einige Tausend Fährten mehr denn gewöhnlich im Winde flattern und zu einer bestimmten Stunde die Zeilen-Bureaus von Leuten umringt sind, welche auf das erste Extrablatt warten; dennoch läßt sich die Bedeutung des Tages kaum überschätzen. Alles scheint sich so sehr nach dem 4. März, daß wohl noch nie einem bestimmten Kalendertage mit größerer Freude entgegengeesehen wurde; ja wir müßten nicht dafür eintreten, daß nicht Mäander an jenem Tage ein Brief schreiben wird, den er sonst noch hätte warten lassen, um das Vergnügen zu haben, jenes Datum mit seinen eigenen Händen auf's Papier zu bringen und lieblich zu beaugen. Der Präsidentensstuhl wird von Einem geräumt, um ihn schmächtig entseht, und nach oberflächlicher Eudem eingenommen von Einem, der das umgebende Vertrauen al Parteien genießt. Denkt man an das zurück, was während des Kampfes der Wahlkampagne über Grant gesagt wurde, von dem Mann, welcher, wie Grant Blair auf sein Ehrenwort sicherte, „das Volk mit der Spitze seines Raponnets an Boden gestößt hielt“, und sieht man jetzt, wie er wahrhaft Erhabene und Erhabene des ganzen Volkes ist, so möchte kaum seinen eigenen Sinnen trauen.

„Wahrlich, es ist nicht die Schuld Grant's und Tere ihn erwählt, wenn das Decretum, welches sonst bei derart Gelegenheiten stets beobachtet wurde, diesmal zum Theil nicht wird. Sitte ist, daß der neue und der alte Präsident mit an der Ceremonie nach dem Capitol fahren. Grant wird hierzu nicht hergehen. Kann man ihm daraus einen Vorwurf machen? Es ist ihm unmöglich, zu vergessen, daß Johnse vor dem ganzen Volke einen Vaguer genannt und dieses nicht zurückgenommen hat. Mit einem Manne, der ihn ins und verleumdete, will er in seine Verführung irgend eine kommen. Er ist ein Gentleman in der vollsten Bedeutung des Wortes. Überheben kann er vergeben und vergessen, keine Gemeinheiten. Wir ehren Grant dafür, daß er im Stande ist, zu heucheln. Und unwürdiger als Johnse noch kein Präsident seine Wirksamkeit beschließen. Um des meißt willen, wie nur der Mann dazu kommen mag, ist

*) Shakspeare's Werke, Herausgegeben und erklärt von Nicolaus Delius. Dritte wohlfeile Ausgabe, (Circ 126 Druckbogen zum Preise von 5½ Thlr.) Elberfeld, R. L. Friederichs, 1865—69.

**) Gellé, Schulze'sche Buchhandlung, 1868.

den Beschüßer aller Spitzbuben aufzuwerfen? Unter bun-
tertheilten Falschmünzern hat er nicht weniger als sieben-
zehnhundert begnadigt und die drei Restierenden sehen mit kind-
rer Freude ihrer Befreiung vor dem 4. März entgegen.
Zuerst das Tribunal stehenden Diebes- und Diebstahl-Verurtheilten
sich den Richter in's Gesicht, denn sie haben ihre Be-
dingung schon so gut wie gewiß in der Tasche. Ja, der Mann
sich nicht einmal enthalten, denen durch die That seine
Schuld zu erkennen zu geben, welche ihn dadurch zum Prä-
sidenten gemacht, daß sie seinen Vorgänger ermordeten. Wahr-
lich, es thut uns leid, auf diese Weise über einen abtretenden
Richter urtheilen zu müssen; aber wollen wir der Wahrheit
den Vortritt lassen, so bleibt uns keine Wahl.

Damit, daß der vierzigste Kongreß erlosch, kann man auch
sagen. Wenn nur einige Ausfälle dazu vorhanden
sind, daß der einundvierzigste besser sein wird! In den Ver-
handlungen tritt durchaus nicht der redliche patriotische Wille,
sittliche Ernst hervor, den man bei Gesetzgebern voraus-
setzen muß. Der Senat hält kaum noch den oberflächlichen
und aufrecht: es finden im Senate so tumultuarische Scenen
statt, daß der Vorsitzende, wie weiland Solon in der Paulis-
ten, den Kopf verliert und offen gesteht, er wisse selbst
nicht, was aus der Tagesordnung sei. Was dem Senat
verweigert wird, ist seine Weigerung, das zur Zügelung
des gesetzlosen Hemterbauer-Gesetz in Uebereinstimmung
mit dem Beschluß des Hauses aufzugeben, oder es auch nur zu
modifizieren. Zufrieden gewesen wäre man mit der vorgeschla-
genen Modification, wonach der Präsident unter allen Um-
ständen das Recht der Suspendierung ohne Angabe der Gründe,
sowie der Bestätigung des Senats, haben sollte; bleibt
das Gesetz so wie es jetzt ist, so kann Grant unmöglich
den Beschlüssen beistimmen, die man von ihm hegt. Er will
Suspendierung, so viel es in seiner Gewalt steht, ein Ende
den corrupten Beamten durch redliche, unfähige durch
die eigenen. Dazu ist nöthig, daß Tausende von Beam-
ten aus dem Amt wechseln. Aber er müßte mehr als ein
Tausend sein, wenn er im Stande wäre, jeden einzelnen Fall
in Art mit Gründen zu belegen. Im republikanischen Aus-
sicht wurde beschlossen, die Sache bis zur nächsten Session zu-
zuziehen, da so viel Wichtiges und Dringenderes die ses-
sion Zeit beansprucht. Gütliche Ausfuhr! Der Senat will die
Sache nicht aus den Händen geben, welche ihm das jetzige Gesetz
gibt. Die einzelnen Senatoren wollen den Einfluß nicht
lassen, welcher ihnen dadurch innewohnt. Nun, Ihr Herren,
ist Ihr die Macht für Euch, so ruht auf Euch auch die
Verantwortung, und geht nicht Alles so wie es gehen sollte,
sondern, an wen man sich zu halten hat.

Daß kein neues Constitutions-Amendement zu Stande
kommt, ist auch die Schuld des Senats, denn das Repräsen-
tantenhaus hat im Entgegenkommen das Seine geleistet. Und
die tugendhafte Körper weigerte sich, das Frankungs-
gesetz abzuschaffen; ja der Senator Mc Leach über die
Verweigerung, welche durchaus nicht mit dem Geiste des Volkes
übereinstimmt, und ein Anderer sagte: „So lange das Volk meine
Pflicht beauftragt, soll es auch mein Porto bezahlen“. Die
höchsten Sachen bleiben unerledigt, und eine leichte Aufgabe
an sich der nächsten Administration nicht bieten.“

Wider die moralische Integrität des bald zu Ende gehenden
Kongresses äußert sich dieselbe deutsche Zeitung wie-
derholend:

„Man weiß wahrlich nicht, ob man unsere Volksvertreter

wegen ihrer totalen Unfähigkeit zur Annahme einer Finanz-
Reform, oder wegen ihrer entschiedenen Abneigung, unseren
großen Schwindler-Clique ein Hinderniß in den Weg zu legen,
mehr verdammen soll. An einzelnen guten Vorschlägen zur
Verbesserung der Bundes-Finanzen hat es in dieser Session
allerdings nicht gefehlt, aber deren Annahme wurde durch eine
böswillige Majorität hintertrieben, und wohl nicht ohne Grund
wirft die gutgesinnte Tagespresse dem Kongreß vor, daß er mit
den New Yorker Speculanten unter Einer Decke operire. Be-
kanntlich hat die vom Repräsentantenhaus angenommene Re-
solutions gegen jede weitere Vermehrung der Schuld sowohl hier
als in Europa einen höchst günstigen Eindruck gemacht, aber
der Senat hat bis jetzt Auskünfte gefunden, diese Resolution
zu genehmigen, weil, — so wird wenigstens in gut unterrichteten
Kreisen behauptet —, die Contreimane unserer Börse noch sehr
große Blanco-Verkäufe von Bundes-Obligationen, bei welchen
hervorragende Senats-Mitglieder interessiert sind, zu decken hat.
Aus gleichen Gründen dürfte der, nach langer Verschleppung
endlich im Repräsentantenhaus angenommenen sogenannten
Schenck'schen Bill, nach welcher das Capital aller ausstehenden
„Fünf-Zwanziger“ in Gold heimzahlbar ist, die Genehmigung
des Senats vorenthalten werden, und während der wenigen
Tage, welche bis zum Schluß dieser Session überhaupt noch
bleiben, haben die Herren Senatoren zur Erfüllung ihrer eigenen
Taschen vermutlich weit wichtigere Angelegenheiten als das
Gemeinwohl zu besprechen.“

Italien.

Ermanno Lunzi über Urchristenthum und christliche Kirche. *)

Es ist charakteristisch für die Peripetien unserer Zeit, daß
die Unterfuchung der Natur des Urchristenthums wieder in den
Mittelpunkt der Debatte getreten ist. Schenkel hat es das
„Christenthum Christi“ genannt, und indem er, ungeachtet seines
Widerpruches gegen die Orthodoxie, den eigentlichen Traditionen
des Protestantismus folgte, Verge von goldenen Erwartungen
an die Erkenntniß der urprünglichen Denkungsart Christi ge-
knüpft. Das ist der Rest von Autoritätsglauben, auf welchen
im rationalistischen Lager die protestantische Kirche zurückgegriffen
ist. Ja, die Einwirkung dieser Gedanken reicht weit über
die Grenzen des Protestantismus hinaus. Beweis davon die
Schriften des Grafen Ermanno Lunzi, eines Jansenisten ve-
netianischer Abkunft, von welchem uns hier eine fein und scharf-
sinnig geschriebene kirchenhistorische Studie vorliegt. Leider ist
der treffliche Lunzi kürzlich gestorben. Welch eine Kraft muß
der protestantische Individualismus besitzen, daß er die ihm
fernstehenden Geister in die Kreise seiner Zaubermacht hinein-
reißt! Der katholische Süden Europas ist von der kritischen
Strömung des Protestantismus bereits lebhaft ergriffen, die
Schriftauslegung wird auch dort zur kirchlichen Lebensfrage,
die Bibelforschung auch dort ein Feld des geistig-sittlichen Fort-
schritts — wenigstens nach der Meinung der gebildeten Vaten-
welt.

Graf Lunzi, der seine Kritik des Urchristenthums von Hause
aus in den Spalten des Mailänder Politecnico veröffentlicht

*) Sullo svolgimento storico del primo cristianesimo. Memoria
di Ermanno Lunzi. Milano, amministrazione del Politecnico, 1868.

hatte, gehört den Reihen der gemäßigten Beförderer der katholischen Reformbewegung an; er ist mit den florentinischen Neukatholiken nicht zu verwechseln, denn viel eifriger als sie geht er auf die Urkunden des Christenthums ein und beugt dadurch seinen dem Protestantismus befreundeten Standpunkt. Mit Unbefangenheit und Wärme erläutert er im Sinne der neueren Kritik die apostolischen Berichte von der äußeren Eristung der christlichen Kirche; er will kein abstrakter Freidenker, sondern ein historisch gebildeter Christ sein; er ist fern von lieblicher Verwerfung und strebt vielmehr nach möglichst klarer und kräftiger Darlegung seiner positiven Ergebnisse. Eine derartige Behandlung des Stoffes kann ihres wohlthuenden Eintrucks nicht verfehlen. Mag man auch im Princip wie im Einzelnen abweichen, es bleibt doch immer der Gewinn einer schönen Anregung und eines tüchtigen Spornes zum Selbstdenken beim Leser.

Dass der heilige Stephanus, dieser hellenische Geist, durch sein Predigen und Märtyrertum den äußeren Anlaß zur Eristung der christlichen Gemeinschaft gegeben, ist nicht die Erfindung des Grafen Lunzi. Wir begegnen dieser Ansicht schon bei hervorragenden älteren Kritikern; sie hat ohne allen Zweifel die lebensfrische Auffassung der in Lat und Handlung sich offenbarenden Weltgeschichte für sich. Ein Jude von griechischer Abstammung war es, der die starre Mauer des alten Gesetzes einriß und zuerst die Unverträglichkeit des Christenthums mit den jüdischen Bräuchen erklärte. Besser, als die Apostel, hatte Stephanus die Epoche machende Tragweite der Lehre Christi verstanden. Erst in Stephanus und dem gewaltigen Propheten Paulus trat das Christenthum aus den traditionellen Formen des Judenthums heraus, aber des Stephanus großartiges Ende war eben in des Saulus Gemüth der Stachel gemeßen, der ihn zur Erkenntniß der Wahrheit in Christo hintrick. Die innere Umwandlung des Christenthums aus einer von Messias-Erwartungen begeisterten Judenese zur Weltreligion der neueren Menschheit hebt mit Stephanus' Wirken und Märtyrertum und mit Pauli Belehrung an. Eine Geschichte des Christenthums giebt es erst von hier ab: das ist ihr Anfang und ihr lebendiger Quell. Paulus in den Fußstapfen des Stephanus erweitert den Messias der Juden zum Messias der Menschheit, und nun beginnt der Eroberungszug der jungen Gemeinde, der langsam, sehr langsam (denn im 4. Jahrhundert nach Christus ist Rom noch die Hauptstadt der heidnischen Welt), doch unablässig bis zur Spitze der Civilisation emporbrang. Solchergehalt hat das Urchristenthum die höchste Bedeutung, nicht sowohl als das „Christenthum Christi“, welches ein schwacher Begriff, sondern als Urquell des Christenthums der Menschheit. Wie der erhabene Religionsstifter über jedweden Punkt der Lehre gedacht hat, wissen wir nicht und können wir nicht wissen, denn er hat Reime gepflanzt, aber nicht Bäume gezaubert, er hat kein theologisches System offenbart, sondern eine praktische Anweisung zum seligen Leben. Hieron giebt Lunzi richtige Ahnungen kund. Daß er nicht zu dem Grade von Unparteilichkeit gelangen kann, um den Juden, den konservativen Vertheidigern ihres nationalen Cultus, von ihrem Standpunkte Recht zu geben, dürfen wir ihm nicht allzu heftig verargen, nachdem selbst der Freidenker Renan die abgegangenen Anklagen gegen Hanna und Kaiphas wieder aufgewärmt hat. Im jüdischen Sinne hatte Christus das Gesetz allerdings nicht erfüllt, sondern aufgehoben; im jüdischen Sinne war die Beschuldigung der Selbstvergötterung gerechtfertigt und die nachfolgende Geschichte, zumal das Heidenthenthum, das die Lehren

des Menschensohnes in den Bereich dialektischer Speculation zog, hat die Befürchtungen der strengen Monothisten vollumfänglich bestätigt.

Freier und kosmopolitischer war Christi Werk unter den Händen seiner hellenischen und römischen Pfleger geworden, aber auch mit logischen Abstraktionen und pantheistischen Verhüllungen bereichert worden. Tiefer und tiefer senkte sich die Kritik gegen das monothistische Judentum, unbeilbar seit dem Marienbunde und der Heiligenverehrung. Was die Reformation dem entgegengewirkt hat, blieb an der Oberfläche der Dinge haften. Denn umfost ist alles Bemühen, die Reime der katholischen Kultusformen aus der Bibel herauszuschneiden. Es sind nun einmal im Neuen Testamente plastisch enthalten: es giebt katholische Katechismen, in denen jeder Satz mit Bibelstellen belegt ist. Mit Drehen und Deuten und Silbentischen ist an den Schrift kein Jota zu ändern. Auf dem Boden der bloßen Auslegung wächst uns kein Trost. Der wohnt nicht in dem Preden aus Worten und Buchstaben, sondern in der andachtsvollen Betrachtung der providentiellen Menschheitsgeschichte, welche als Erdenbürger jedweden Bekenntnisses um den Altar eines Gottes und Schöpfers vereinigt. Trautwein von Belle

Frankreich.

Paris im December 1851.*)

Es war die Absicht des Verfassers dieser Schrift, der neuem seit dem Staatsstreich herangewachsenen Generation treu zu bleiben, die sich für Frankreich so verhängnisvolle Ereigniß zu berichten. Er giebt einfach die Thatsachen nach gewissenhafter Ermittlung der Wahrheit und überläßt dem Leser, welche Schlüsse er daraus ziehen und was für ein Urtheil er darüber fällen wolle. Die Schrift hat bekanntlich in Frankreich, vielleicht eben deshalb, weil sie sich rein objectiv hält, ein gewisses Aufsehen erregt. In die Wirkung liegt in das Volk gedrungen und ob überhaupt die wachsende Opposition gegen den Mann vom 2. December auf einer allgemeinen Ueberzeugung, daß seine Macht eine unpopuläre sei, das wird erst aus dem Ergebnis der neuen Wahlen hervorgehen. Für uns hat die Schrift nur einen historischen Werth, insofern sie Vieles, was die offiziellen Blätter und andere Mittheilungen von Anhängern Napoleons über den Staatsstreich gebracht haben, berichtigt und ergänzt. Wir wissen deshalb nicht auf eine Angabe des Inhaltes ein, auch dieser schon gewiß den meisten unserer Leser aus politischen Blättern bekannt sein wird, sondern beschränken uns auf die kurze Darstellung der Situation, die den Staatsstreich unmittelbar herbeiführen und sein Gelingen fördern mußte.

Die Republik von 1848 war ein todtgeborenes Kind. Der Senat gesteht selbst, daß die Verfassung vom 4. November 1848 nur ein Abkommen zwischen den demokratischen Bestrebungen Frankreichs und seinen monarchistischen Ueberlieferungen gewesen sei; denn sie behielt die vollkommene Centralisation bei, die die Unabhängigkeit, alles lokale Leben ersticht, das Beamtenwesen im übertriebenen Maße entwickelt, die freie Selbstbestimmung

*) Historische Studie über den Staatsstreich von Eugen Tinet, Redacteur des Siecle, Verfasser der „Prochain im December 1851“. Deutsch von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter's Verlagsbuchhandlung, 1869.

Sänger läßt und ganz Frankreich in die Mäshen eines
phären Reges einschnürt, dessen Hauptstnür vom Mini-
tum des Innern aus gezogen wird. Sie befhätigte der fatho-
nen kinke die Herrschaft des Concordats und verjah die
stiftlich mit Geldmitteln, welche sie dazu anwandte, die
pubst zu bekämpfen. Sie ließ endlich eine Gincirichung befehen,
am Wenigsten vereinbar mit der Republik ist, ein Heer, das
durch die Conscriptio rekrutirt, 500.000 Soldaten, die nur
e Gekinnung hegen: passiven Gehorsam, und nur Ein Geieh
den Befehl ihres obersten Vorgesetzten, und die im vollen
ten mitten unter der unbewaffneten Nation im Feldlager
ten. Die Macht des Präsidenten, obgleich nur eine tempo-
re, war dadurch, daß er die oberherrliche Gewalt über die
großen organisirten Körper, über die Beamtenwelt und das
t. hatte, eine wirkliche, indeß die Macht der Nationalver-
samlung nur eine ideelle war und bloß so lange bestand, als
Präsident wollte. Wenn auch die Nationalversammlung das
te hatte, den Präsidenten und seine Minister in den Anklage-
zu verlegen und dem hohen Gerichtshofe zu übergeben, so e
te doch keine Macht, einen rebellischen Präsidenten zu
igen. War nun gar der Präsident der Erbe eines Mannes,
schen einmal durch einen Staatsstreich einen Kaiserthron
ennen, so war es ganz natürlich, daß der von einer so über-
wunden Stimmenmehrheit Gewählte in der Wahl nichts An-
e sah, als die Aufforderung, dem Beispiele seines Cheims
eigen und der Republik, an deren Lebensfähigkeit kein Ver-
diger glaubte, ein Ende zu machen. Einen Washington er-
te gewiß Niemand in dem Kessen Napoleon's I. und in
i Anführer von Straßburg und Boulogne. Frankreich
te die Republik nicht, das zeigten die Wahlen zu der ge-
sehten Versammlung im Mai 1849. Von 750 Vertretern,
die die Versammlung ausmachten, gehörten mehr als 500 der
ken an, nur etwa 220—230 waren Republikaner der ver-
schieden Schattirungen. Die Furcht vor der rothen Republik
te unwillkürlich bei allen nicht-republikanisch Gesinnten,
der Partei sie auch sonst angehörten, das Verlangen nach
r starken persönlichen Regierung. Die Mehrzahl sah es
te gleichgiltig mit an, daß die französische Republik der
stern Republik ein Ende machte und den Papst nach Rom
schickte, und daß in Frankreich selbst die Eigenschaften eines
schleimern der Bewegung zum Verdacht und zur Ver-
ung wurde.

Die neuen Wahlen, die im Mai 1852 stattfinden sollten,
den das Verhältniß der Parteien in der Nationalversamm-
lung ändern; der Präsident durfte daher nicht zögern, wenn er
te das Opfer der republikanischen Partei werden wollte. Drei
amer waren die Vertrauten seines Entschlusses: Rorny,
Rignu und Fleury. Mit der Ausführung beauftragte er
te als Minister des Innern, Maupas als Polizei-Prä-
m und den General Saint-Arnaud als Kriegsminister. Die
te von Allen war Rorny. Von ihm rührte der Plan des
weitschreitend her und er leitete die Ausführung mit einer fast-
stigen Ruhe, die zum Gelingen nicht wenig beitrug. Maupas
te der Aufgabe weniger gewachsen; ohne Rorny's Grumthig-
ig hätte er leicht die nöthige Beihülfe verloren. Saint-
Arnud hatte nur sich streng an die Vorschriften Rorny's zu
ten. Rorny wußte die Fehler zu vermeiden, die bei früheren
Verwandten die Niederlage der Militärmächte veranlaßt hatten:
Zersplitterung der Truppen in kleine Haufen, die Ermüdung
selben durch fortgesetzte, nichts entscheidende Angriffe und
Verzögerung durch den Mangel an Lebensmitteln und Er-

frischungen. Hier, wo es sich um die eigene Existenz handelte,
war ein rücksichtsloses, energisches Eingreifen durchaus geboten.
Das Erschießen entwaffneter Gefangenen, bei keiner früheren
Gemeute ansehnlich, geschah nach einer ausdrücklichen Verordnung
des Kriegsministers. Dieses barbarische Verfahren, wie die Ex-
casse auf den Boulevards gegen das unbewehrte Volk errichteten
ihren augenblicklichen Zweck, die Bewohner von Paris durch den
Schrecken gleichsam zu verstören. Man sah, weihen ein vom
Volke losgelöstes Heer fähig war, und der Widerstand erlahmte.

Der Verfasser will die Veranlassung und Verantwortung
dieser Maßregeln nicht vom sittlichen Gesichtspunkte beurtheilen,
weil die Zeit dazu noch nicht gekommen. Die Zeit wird gewiß
einmal kommen; aber das Traurige ist, daß die französische
Nation durch die Abstimmung vom 20. December 1851 sich für
immer des Rechtes begeben hat, den Urheber des Staatsstreiches
und seine Helfershelfer vor ein moralisches Gericht zu ziehen
denn durch diese Abstimmung hat Frankreich, wie Napoleon
selbst es ausgesprochen hat, die Thatfache des 2. Decembers für
nicht verbrechenlich erklärt. Es hat sich selbst zum Mitschuldigen
gemacht, und wie die Schuld, muß es auch die Strafe theilen.
Der Fluß der Tyrannis, das Mißtrauen zwischen Herrscher und
Volk, lastet schwer auf beiden. Der Kaiser des Friedens, als
welchen Napoleon sich selbst bezeichnet hat, kann weber selbst
den Frieden finden, noch ihn dem Volke gewähren. Ein ruhiger
Genuß seiner Macht ist ihm nicht gestattet und dem Volke darf
er die ungehörte Fortentwicklung auf allen Gebieten des poli-
tischen und sozialen Lebens nicht gönnen, weil er die Nation
in einer befähigenden Aufregung erhalten muß, damit sie nie in
der Ruhe gewinne, über ihr Unglück und ihre Schmach nachzudenken.
Armes Frankreich!

E. M.

Nanfrey's Geschichte Napoleon's I.

Von Nanfrey's Geschichte Napoleon's ist eben der dritte
Band erschienen, welcher die Jahre 1803—1806 umfaßt. Be-
kanntlich strömt dieses Werk aus jeder Seite einen glühenden
Haß des großen Eroberers aus, eine Eigenschaft, welche der
unparteiischen Geschichtschreibung nicht anders als schaden kann.
In kindlicher Bewunderung die Großthaten jenes Eroberers an-
zukaunen, welcher im neunzehnten Jahrhundert neue Alexander-
züge und die Begründung eines Weltreiches nicht allein träumte,
sondern auch realisirte, das ist freilich ein verlassener Stand-
punkt; man mag auch die Rehrseite ansehen, das Blut und die
Leiden, Pauperismus, Entvölkerung, Corruption und Nieder-
lage der höheren geistigen Kultur und was sonst für Schred-
gespenster im Gefolge eines solchen Eroberers sind. Man mag
auch ein Verdammungsurtheil über historische Persönlichkeiten
ausprechen, deren Größe hauptsächlich darin besteht, daß sie
mit kalter, rücksichtsloser Energie und einem beispiellosen Egois-
mus ihre Pläne zu verwirklichen wissen, unbekümmert um das
gestörte Glück von Tausenden, man mag sie als Monstruositäten
betrachten, die nicht in das civilisirte Europa des 19. Jahrhun-
derts gehören, sondern vor zweitausent Jahren als große Perser-
könige unter halbwildigen asiatischen Völkern weit besser an ihrem
Platze gewesen wären.

Je strenger man aber auch auf der einen Seite solche Er-
oberer verurtheilen mag, die durch den äußeren Glanz und die
„Gloire“ ihrer Persönlichkeit „kurze Sinne verwirren“, wie
Gottfried von Straßburg sagt, desto gerechter muß man auf der
anderen Seite gegen sie sein. Das ist Herr Nanfrey nicht. Er

ist vollständig blind gegen das wirklich Große in Napoleon's Charakter, das man immerhin anerkennen muß, wenn dieser Charakter als solcher unsere Sympathien auch keineswegs hat und verdient; die systematischen Verkleinerer Napoleon's sind seine besten Quellen, seine Gegner erhebt er, um ihn desto niedriger zu stellen, kurz er ist ein von Voreingenommenheit, von der sich vor Allem der Historiker fern halten sollte. Diese Voreingenommenheit tritt im vorliegenden Bande noch weit schärfer in's Licht als in den beiden vorhergehenden.

Es ist wahr, daß die in dem vorliegenden Bande erzählten Ereignisse zu einer ungünstigen Beurteilung weit mehr Anlaß geben, als die Jugendgeschichte Napoleon's, die reiner und schadenfreier ist; wenn aber Herr Varnes auf diesem Wege und in diesem Verhältnisse fortschreitet, so wird sein letzter Band ein Pamphlet sein, aber nicht mehr Geschichte.

T ü r k e i .

Vom kranken Mann.*)

Die türkische Armee und ihre Führer.

Man ist daran gewöhnt, von dem am meisten sprechen zu hören, was man am wenigsten kennt und versteht. So geht es und namentlich mit der Türkei. Kaum giebt es ein Land, von dem man mehr geschrieben und gesprochen hat und welches trotzdem von dichteren Wolken des Geheimnisses umgeben ist, als die Türkei. China und Australien sind uns besser bekannt, als jenes Reich.

Aus diesem Grunde begrüßen wir mit Freuden ein Werk, welches uns einen näheren und genaueren Aufschluß über die gegenwärtigen inneren Verhältnisse dieses großen Reiches zu geben verspricht. Es ist dies das unlängst in Paris erschienene Werk eines ehemaligen türkischen Militärs, des Herrn Friedrich Millingen, eines geborenen Deutschen, der, als türkischer Oberst, den Namen Osman Selim Bey geführt und der uns jetzt die Türkei unter der Herrschaft des Sultans Abdul Aziz, von 1862—1867, schildert und daran Betrachtungen über die in Bezug auf den „kranken und sterbenden Mann“ seitens der europäischen Großmächte beobachtete Politik knüpft.

Der Verf. will durch seine Aufzeichnungen uns einen getreuen Bericht über die in der Verwaltung der Türkei, namentlich in der Armee, herrschenden Mißbräuche geben, welche die Ursache des beklagenswerthen Zustandes derjenigen Länder sind, die sich zur Zeit unter dem Scepter der hohen Pforte vereinigt finden. Er thut dies an dem Faden seiner eigenen Erlebnisse, welchem wir freilich nicht folgen können, da dieselben zu ausgedehnt erzählt und auch theilweise nicht von der Wichtigkeit sind, wie dies anfangs sich vermuten ließ. Wir werden an diesem Faden in den fernen Osten, bis an die Grenzen des Reiches in Asien, nach Armenien und Kurdistan geführt, wohin der Verf., nach einigen in Albanien und Montenegro verlebten Dienstjahren, im Jahre 1862 als Bataillonschef kommandirt wurde. Auch müssen wir darauf Verzicht leisten, ihm bei der

Beschreibung jener fernen Provinzen des Reiches zu folgen, ist interessant und neu auch die Details sind, in welche er uns bilden läßt. Es zeigen sich hier alle traurigen Zustände eines wilden, in isoler Abhängigkeit von dem Mittelpunkt des Reiches stehenden Nomadenvolkes, das noch in den Anfängen menschlicher Kultur steht, und welches durch eine despotische, corrumptirte Regierung geleitet wird, deren oberste Beamte, unwissen und der Befechlichkeit stets zugänglich, nichts dazu beitragen, das Elend jener Menschen zu mildern.

Wie das Land und die Regierung, so bietet auch die Armee, namentlich die in den fernsten Theilen des Reiches stationirten Truppen, ein trauriges Bild der Zerrüttung und der Demoralisation dar. Zwar rühmt der Verf. an dem türkischen Soldaten den Gehorham und die Ergebenheit als schöne und seltene Eigenschaften, aber dieselben stehen her aus dem Mangel der dem Soldaten unerlässlichen Tugenden, aus dem Mangel an Disziplin und Hingeblichkeit. Die Strapazen und Entbehrungen zu ertragen, das ist von dem Gewerbe des Soldaten untrennbar; aber, wenn der Hunger, die Kälte und ein röthliches Gesicht nur die Folge von Begierden sind, welche, anstatt der Epaulen, den Pranger verdienen, so kann die Ergebenheit nicht mehr als Tugend betrachtet werden. Und — was das schlimmste ist — nicht bei den Untergebenen muß man die Quelle dieser Entfremdung suchen, sondern bei den Befehlshabern, deren Corruption und Tyrannei täglich mehr und mehr die Bevölkerung ernütern und vertheilen.

Es folgt eine Beschreibung von dem Zustande, in welchem der Verf. sein Bataillon übernahm, die allerdings einen sehr bezeichnenden Commentar zu der obigen Betrachtung liefern. „Der Zustand meiner Soldaten“, sagt der neu ernannte Oberst, „war wahrhaft beklammernswürdig; zwei Drittheile waren kahlköpfig ohne Leibwache, die Beinkleider am Anseer gerissen, die Uniformen so alt, daß sie ihre ursprüngliche Farbe nicht mehr zeigten; mitten im Gannar hatten diese Soldaten keine Strümpfe auf den Füßen; man hätte sie in dieser Ausstattung viel eher für Bettler als für Soldaten gehalten. Und dabei, während wir in Kumpen geküßt waren, verkündete Quad-Pascha (der Kriegsminister) durch die Zeitungen, daß nimmer vor seiner Ermordung der Zustand der osmanischen Armee so blühdig gewesen sei. Ganz Europa glaubte es, da es keine Mittel hatte, Beweise vom Gegenteil zu erhalten. Unsere Nationen waren in demselben Zustand wie unsere Bekleidung. Unser guter Divisionsgeneral, eng verbunden mit den Viesieranten der Pforte, ließ uns essen, was der Quare „de la vache enragée“ genannt haben würde. Die Butter und der Reis wurden wegen ihres schlechten Geruches und ihrer gräßlichen Beschaffenheit mehrere Male zurückgewiesen. Während acht Tagen blieben wir ohne Brod, so daß ich mich, um zu leben, genöthigt sah, die Dörfer der Umgegend zu plündern. Seit sechsundzwanzig Monaten hatte mein Bataillon keinen Esel empfangen, während das zweite Bataillon meines Regiments, welches in Bagdad in Garnison lag, den Sold für vierunddreißig Monate zu fordern hatte. Die Epidemie war allgemein. Vergebens schickte ich den Zustand meiner Soldaten, vergebens forterte ich wegen einer Verbeßerung. Vor meiner Ankunft, als das Bataillon durch den Oberst-Lieutenant kommandirt wurde, war die theoretische Instruction für die Offiziere und Unteroffiziere außer Gebrauch, so daß wenige unter ihnen die Bataillons-Exercitien kannten und keiner die Linien-Evolutionen. Der innere und äußere Dienst war unbekannt, die Laune des Chefs war die einzige Quelle der Verwaltung und der Disziplin.“

*) La Turquie sous le règne d'Abdul Aziz (1862—1867). Accompagnée d'une carte de l'Arménie Orientale ou Kurdistan septentrional, par Frédéric Millingen (Osman-Selim-Bey), ancien chef de Bataillon au service ottoman. Paris, librairie internationale, 1868. (494 S., gr. 8.)

Die Unterweisung, welche eine Armee geschickt machen muß, ihren Unternehmungen mit Erfolg auszuführen, welches das Wohl des Staates fordert, und die Disziplin, welche allein die Stärke einer Armee ausmacht: diese beiden Säulen des Militärwesens hat keine Buchstaben in der osmanischen Armee. Ihre Anwendung und Einführung wird bis jetzt von den Chefs als überflüssig betrachtet oder vielmehr wie ein Hinderniß für die freie Ausübung ihrer Tugenden und Veruntreuungen. Der schlechte und wenig befriedigende Zustand, in welchem man den militärischen Unterricht läßt, hat mehrere Ursachen. Die Gleichgültigkeit mit der Annahme der oberen Offiziere sind die ersten. Diese verstreut in eine Gefüßlosigkeit und Faulheit, welche mit Nichts vergleichbar sind, halten es einer hochgestellten Person für unwürdig, eine andere Sorge zu haben, als ein gutes Mahl zu halten, ein vornehmeres Leben zu führen und das sicherste und beste Mittel zu finden, Reichthümer aufzubauen. Dank der Begünstigung und dem verderblichen Einfluß ähnlicher Chefs, ist die theoretische Instruction so gut wie unbekannt; die Lehungen werden mit Nachlässigkeit und Unordnung gemacht, weil die Hauptoffiziere wenig Gewandtheit besitzen. Eine zweite Ursache dieser vollständigen Unwissenheit in den militärischen Kenntnissen besteht darin, daß in der osmanischen Armee das Studium der Regiments-Schulen niemals eingeführt worden ist. Das Fehlen einer Unterweisung, welche unerlässlich ist, um die praktischen und theoretischen Kenntnisse bei den Unteroffizieren in den Truppen zu verbreiten, ist eine der Ursachen, weshalb die türkische Armee, ungeachtet ihres vierzigjährigen Bestehens, diesen Grad von Vollkommenheit nicht erreicht hat, welcher sie in den Rang setzen würde, sich mit Vortheil mit einem kriegerischgewohnten Heere in den Mandieren geübten Feinde zu messen. Die dritte Ursache, welche speziell dazu beiträgt, einen so beklagenswerthen Zustand zu erhalten und zu begünstigen, ist nur eine natürliche Ursache des Systems, welches man anwendet in der Theilung der türkischen Streitkräfte über die ganze Ausdehnung eines so großen Gebietes. Die Bataillone werden nämlich detachirt in großen Zwischenräumen, die einen entfernt von den andern, von der Oberaufsicht ihrer Chefs, indem sie während eines Jahres von sechs bis sieben Jahren in derselben Stadt in Garnison liegen, ohne daß sie abgelöst und gewechselt werden, und es ist klar, daß die Truppen, so sich selbst überlassen, ihre Unterweisung und ihre Disziplin mehr und mehr verschlechtern. Man. In Wahrheit, um in den verschiedenen Corps den Geist der durch die militärischen Institutionen eingeprägten Gewandtheit zu erhalten, fordern die Bestimmungen, daß Offiziere, welche mit der Inspection der Haltung, des Unterrichts und der Verwaltung der Truppen beauftragt sind, zu gewissen Zeiten von den kommandirenden Generalen abgeholt werden. Aber die Maßregel, welche in den Armeen Europas dem Soldaten die begehagliche Stellung, der Armee die Ordnung und die Ehre garantiert, ist in der Türkei nur ein Mittel, welches angewandt wird, um der Menge zu imponiren und um irgend einem Generaladjutanten oder einem anderen Günstling die Gelegenheit zu geben, etwas Geld zu gewinnen. Die Offiziere, welche abgeholt werden, um die Garnisonen und die detachirten Corps zu inspiziren, sind gewöhnlich der Person der Generale untergeordnete Militärs. Da solche Missionen eine Quelle von Einkünften sind, so bemerken die Generale sie nur als Zeichen ihrer Gunst und um sich erkenntlich zu zeigen für Dienste, welche diese Generaladjutanten ihnen erwiesen haben. Der Inspecteur, einmal in einer Garnison angekommen, wird der Gegenstand der Nationen und Ehrenbezeugungen, welche die Offiziere dem

Abgeordneten und Vertrauten des Pascha angenehm erscheinen lassen sollen. Indem er sich ein Ansehen von Wichtigkeit und Gnade giebt, verspricht der Inspecteur Allen Gerechtigkeit, Gunst und Beförderung, und nachdem er Gold getragen, sich prächtig bedienen zu lassen und einige Goldstücke einzufinden, kehrt er zu seinem Chef zurück, um ihm die beruhigendsten Auskünfte über den Zustand der Truppen zu geben, deren Inspection er gemacht zu haben vorgiebt. Versicherungen, daß die Offiziere und Soldaten, seine Sklaven, nicht aufhören, Tag und Nacht heiße Gebete an die Vorsehung zu richten für ein langes Leben des Pascha, schmeicheln und kugeln dessen thörichte Eitelkeit, und machen, daß die Zustände immer schlechter werden.

„So preisgegeben der Laune und der Willkür, bietet diese Armee das Schauspiel einer Vereinigung von Menschen dar, welche, beraubt der Wohlthat des Lichtes, in der Unsicherheit umherirren, in Gefahr, auf jedem Schritte auf Hindernisse zu stoßen, welche ihren Marsch hemmen und Gefahren auf ihrem Wege bereiten. Die Untergebenen kennen kein Gesetz, keine Vorschrift, welche ihnen in klarer Weise befehlt, wie sie ihr Betragen einzurichten haben und welches ihnen als Regel dienen kann, nach der sie ihre Pflichten zu erfüllen haben. Sie sehen sich also gezwungen, zur Lüge, zur Intrigue, zur Schleichheit ihre Zuflucht zu nehmen, um in Gunst bei ihren Vorgesetzten zu kommen, deren Launen ihr Gesetz sind. Die Oberen ihrerseits, die durch nichts an der freien Ausübung ihres Willens und ihrer unregelmäßigen Leidenschaften gehindert werden, greifen als Tyrannen und unumschränkte Herren ein in die Rechte ihrer Untergebenen, und haben keinen andern Zweck vor Augen, als die Truppen auszubenten und zu terrorisiren, die ihnen anvertraut sind, und mit ihres Gleichen und ihren Kollegen zu rivalisiren und sie zu schikaniren. Wenn man zu dem Allen die demoralisirende Wirkung hinzufügt, welche die orientalischen Gewohnheiten hervorbringen, indem sie die schmutzigen Laster verbreiten und eine entwürdigende Günstlingschaft erzeugen, so wird man sich eine richtige Vorstellung von dem machen können, was das in den türkischen Heeren bestehende Regiment ist.“

Der Verf. schließt dies Gemälde mit folgenden Worten: „Indem ich so in klarer und eingehender Weise, so weit es die Grenzen dieses Werkes gestatten, den Zustand der türkischen Armee, die Eigenschaften und Fehler der Soldaten und der auf den untersten Stufen der militärischen Hierarchie stehenden Personen geschildert habe, blicke ich das Gemälde unvollendet lassen, wenn ich meinen Lesern hier nicht eine Skizze böte, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, wie die oberen Offiziere, welche die Stabsoffiziere dieser Armee bilden, beschaffen sind. Mustapha Bey, Oberstleutnant meines Regiments, ist der getreue Topus, welchen man finden kann, von dieser Klasse Menschen, deren Bestechlichkeit, Feigheit und Unwissenheit den Untergang der Armee von Kars während des Krimkrieges herbeiführten. Ebenso stolz wie tyrannisch gegen seine Untergebenen, kriechend, geschmeichelt und feil gegen seine Vorgesetzten, bestechlich und geizig, entbehrt dieser Mensch jedes Grundsatzes und jedes Gefühls von Ehre. Bekannt in Kurdistan und zu Konstantinopel, genöthigt er des Rufes eines Intriganten erster Klasse und desjenigen eines gefährlichen Menschen; verflucht von den Soldaten, wurde er von der Bevölkerung verabscheut. In der Kriegsunst weiß Mustapha Bey nichts von dem Dasein der Strategik, und seine taktischen Bemerkungen gehen nicht weiter, als bis zum Auswendiglernen zweier technischer Wörter: „in deployirter Ordnung“ und „in tiefer Stellung“, Worte, die er jeden Augenblick in die Unterhaltung mischt,

um mit seinem Wissen Staat zu machen. In Hinkicht des Muthes und der Tapferkeit ist dieser Offizier ein wahrer Sancho Panza; seine Geschichten und Märchen bilden einen Gegenstand des Vergnügens und des Spottes bei den Soldaten. Ungeachtet dieser Fehler ist Mustapha Bey begabt mit einer Einsicht und einem überraschenden Scharfsinn; er besitzt ein glückliches Gedächtniß, welches aus Mangel an Unterricht, aus ihm einen literarischen Pedanten macht."

Wir haben uns bei dieser militairischen Diatribe etwas länger verweilt, einmal weil das Buch, da es von einem Militair geschrieben ist und seinen Soldatischen Erlebnissen folgt, diese Partie mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, dann auch, weil aus dem Zerfall und der Auflösung, in welcher selbst diese Stütze des türkschen Reiches gegenwärtig sich befindet, am Sichersten auf die Depravation und das bevorstehende Ende des ganzen Reiches geschlossen werden kann. Deshalb glauben wir auch, hier nur noch darauf hinweisen zu dürfen, in welchem traurigen Zustande, nach den Beobachtungen unseres Bataillonschefs, die übrigen Verwaltungszweige des türkschen Reiches sich befinden. Von der elenden Rechtspflege giebt uns ein Abschnitt des Buches einen deutlichen Beweis, welcher uns die Geschichte von der Ermordung eines israelitischen Kaufmannes erzählt, der auf Betreiben des Muhiir, des Chavos eines kurdischen Volksstammes, von gedungenen Mördern auf der Heimreise erschlagen und beraubt wird. Der Muhiir und die gedungenen Mörder werden, auf die Anzeige und das Betreiben des Obersten, ergriffen und des Mordes überführt, aber von dem Palsha von Man reklamiert, und da dieser, von ihnen befreit, ihre Sache führt, wird der Muhiir für unschuldig erklärt und die Mörder werden in Freiheit gesetzt.

Sehr interessant und wohl beachtenswerth ist das letzte Kapitel des Buches, welches, nachdem in den vorhergehenden der Charakter und die Regierungsweise des jetzigen Herrschers des osmanischen Reiches und der obersten Beamten näher dargelegt ist, sich damit beschäftigt, die Orientfrage und die Stellung der drei bei derselben vor allen interessirten europäischen Großmächte Rußlands, Englands und Frankreichs, zu erörtern. Wir müssen es uns verlagern, aus den sachkundigen Bemerkungen des Verf. hier Näheres anzuführen; da die Frage aber jedenfalls in nächster Zukunft eine Entscheidung fordern und dann vielleicht einen allgemeinen europäischen Kriegsbrand erzeugen wird, so dürfte gerade diese Partie des Buches für alle diejenigen Männer, welche die Geschichte der europäischen Staaten zu leiten haben, von besonderer Wichtigkeit sein und ihre spezielle Beachtung verdienen. Nur die Schlussworte, mit denen der gewandte Beobachter seine Bemerkungen endigt, mögen hier noch Platz finden:

"In dem Verlauf meines Werkes", sagt er, "hat man gesehen, daß, den Orient unter der alten Herrschaft erhalten zu wollen, gleich gilt einem Verrath gegen die geheiligten Gesetze der Natur, gegen die Grundsätze des neunzehnten Jahrhunderts, gegen den Geist des Christenthums und gegen die Menschheitsrechte. Man hat gleichfalls gesehen, daß die Nachfolge des griechischen Königreichs im osmanischen Reiche das einzige praktische Mittel ist, um die orientalische Frage in einer Weise zu lösen, welche diesen Völkern, sowie Europa, Genüge leistet. Man hat endlich dargelegt, daß die neue in Europa eingeleitete politische Aera eine Veredelung in den Beziehungen der europäischen Mächte zum Orient verlangt. Ich halte hier inne, indem ich mich an den verständigen Sinn, den Scharfsinn und die Ergebenheit der Staatsmänner aller Länder wende, da-

mit thatkräftige Anstrengungen gemacht werden, um Uebel, beschwören, deren ganze Gefährlichkeit zu erkennen schwer ist möchte."

Orient.

Semitische Inschriften auf Siegeln und Gemmen.

Die unten genannte kleine Schrift*) liefert einen Reiz zur semitischen Epigraphik. Dem durch seine phönizischen Zeichen, sein phönizisches Wörterbuch und seine Geschichte jüdischen Münzen rühmlichst bekannten Verfasser war es wohl um eine archäologische Deutung der auf den Siegeln u. Gemmen befindlichen Figuren, als um die Erklärung der Inschriften zu thun. Wir zweifeln nicht, daß er in den meisten Fällen das Richtige getroffen hat, müssen jedoch eine gehobere Kritik Sachmännern überlassen.

Von besonderem Interesse sind für uns die Siegel der Hebräer. Der Gebrauch von Siegelringen ist bei Hebräern uralte: so verpfländet schon Juda der Damar ihr Siegelring (1. Mos. 38, 18). Von den Siegelringen, die der Verfasser anführt, reichen die ältesten bis in das achte Jahrhundert v. Chr. Die hebräischen Siegelringe erkennen man gewöhnlichen Formen der Eigennamen (meist Zusammengehörigkeit mit Jahu oder Jah) und zum Theil aus der Abwesenheit licher Bildnisse. Das Fehlen der Bilder ist jedoch nur negatives Kennzeichen, da sich auch Steine mit echt hebräischen Inschriften finden, die von Symbolen und zwar nicht selten von solchen, welche mit Göddienst in Verbindung stehen, gleitet sind. Gerade diese pflegen zu den ältesten zu gehören, weil in der Zeit des achten Jahrhunderts bis zur Rückkehr des Exil der Göddienst unter den Hebräern vorwaltend, als bloß in der öffentlichen Gottesverehrung, sondern weit mehr im Privatleben, wo der Willkür und nicht selten der herrschenden Mode mehr Spielraum gelassen ist. Es bleibt jedoch auch Möglichkeit offen, daß manche dieser Siegel einer Person einem Nachbarvolke der Israeliten angehört haben; so ist unter Nr. 12 angeführt ein Siegel, dessen Besitzer Kamos hieß, doch wohl eher einer Moabiter oder Ammoniter, denn eben des Gottes Kamos, bezuzulegen, als einem Israeliten.

Die Siegel dienen nicht bloß zum geschäftlichen Gebrauch, sondern auch zum Schmuck. Man trug sie sowohl am Riemen als auch an einer Schnur befestigt am Halse. Bezeichnungen der Stellung der Frauen bei den Hebräern ist es, daß sich Siegel finden, die den Namen einer Frau mit der Angabe Vaters oder ihres Mannes tragen. Ebenso kommen Siegel vor, welche den Besitzer als Diener eines Herrn bezeichnen. Offenbar deuten solche Siegel darauf hin, daß auch die Hebräer befähigt waren, selbständig, und Diener im Auftrage des Herrn Geschäfte abzuschließen.

G. 9

*) Siegel und Gemmen mit aramäischen, phönizischen, althebräischen, nabatäischen und altgriechischen Inschriften, erklärt Prof. Dr. M. A. Levy. Mit drei lithographischen Tafeln. Der Verlag der Schletter'schen Buchhandlung (H. Schaffisch), 1869.

Kleine literarische Revue.

— Littré's großes Wörterbuch. Von Emile Littré's großem

Dictionnaire de la langue française ist sechsen die einundzwanzigste Forderung erschienen, welche auf zwanzig Bogen des größten Querschnitts zu drei sehr enggedruckten Columnen die Wörter in der Reihe bis Port umfaßt. Dank seinem kolossalen Arbeitsfleiß und zum Theil seinen zahlreichen Mitarbeitern, die er zu verwenden weiß wie Keiner, hat Littré in sechs Jahren (Band I. erschien 1863) dieses kolossale Werk seinem Ende schon so nahe gebracht, daß wir bald hoffen dürfen, es vollständig vor uns liegen zu sehen. Es hat also das Grimm'sche Wörterbuch, dem es in Bezug auf seine ernste kritische Methode wohl zu vergleichen ist, sehr bald überholt. Freilich ist es auch, abgesehen von den günstigeren äußeren Umständen, nach einem ganz anderen Plane angelegt, den auseinanderzusehen hier weder Ort noch Raum ist. Aber die Schnelligkeit, mit welcher das Grimm'sche Wörterbuch veröffentlicht wird, ist noch enorm gegen die Zeit, welche z. B. die französische „Académie des inscriptions et belles lettres“ dazu gebraucht hat, zwei Festsätze ihres „Dictionnaire historique“ zu veröffentlichen. Auf der Basis der 20 Jahre, welche zur Vollendung dieser beiden Festsätze erforderlich waren, hat Jemand ausgerechnet, daß, wenn man auch eine viermal größere Schnelligkeit bei der Veröffentlichung der demnächst folgenden Hefte voraussetze (nachdem die Materialien einmal gesammelt sind), doch bis zur Veröffentlichung des ganzen Werkes (es ist auf wenigstens 900 Hefte bestimmt), immerhin zwei und ein halb Jahrtausende hingehen werden. Ob bis dahin die menschliche Sprache noch existirt, ist freilich nicht zu verbürgen. Emile Littré hat also ganz wohlgethan, sich etwas mehr zu beeilen.

— **Louisa Stieffert:** „Rayons perdus.“*) Unter diesem bescheidenen Titel liegen uns die in Paris erschienenen Erstlingsblätter eines vielversprechenden Talentes vor. Der deutsche Name der Dichterin scheint eine besondere Beachtung auch von deutscher Seite zu heischen, doch verrathen die Gedichte selbst keineswegs eine Verwandtschaft mit deutschem Geiste: sie sind, und das sei zu ihrem Lobe gesagt, echt national empfunden; hier und da mahnen sie durch die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, sowie durch einen gewissen, tief wehmüthigen Zug an Victor Hugo, ohne daß man sagen könnte, er sei der Dichterin Vorbild gewesen. Vorwiegend lyrischer Natur, wie alle Erstlingswerke sind und sein müssen, schildern diese Poesien besonders die Empfindungen eines Mädchenherzens, dem das herbe Loos zu Theil geworden, eine unerworbene oder, was eigentlich noch trauriger, nur halb erworbene Neigung in sich zu hegen. Louisa Stieffert hat es verstanden, dem sonst so tief verschwiegenen Leid währenden Ausdruck zu leihen, und darf mit Tasso von sich sagen:

Und wenn der Schmerz in seiner Qual verstummt,
Hab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Wenn es ihr später gelingen sollte, auch fremde Existenzen so lebhaft durchzufühlen und ihr Empfinden plastisch zu gestalten, dann darf man ihr eine schöne Zukunft voraussetzen. Immerhin war es schon jetzt eine Freude, einen düstigen Strauß so reiner Blüten zu erblicken, der dem verderbten Boden des

zweiten Kaiserreichs entkeimen konnte. Als besonders gelungen haben wir hervor: *Marguerite, Idylle, Promenade und Les Remembrances.*

M. St.

— „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, so nennt sich eine kleine Erzählung von Marie Gieseler. Das Buch war uns von so verdienstlichen Seiten als vortrefflich empfunden und auch, namentlich von hiesigen Blättern, so günstig besprochen worden, daß wir es mit hochgepannten Erwartungen zur Hand nahmen. Aber wir müssen bekennen, daß dieselben, wenn möglich, noch übertroffen worden sind. — Wir wünschen, daß man dieses unser Gesamturtheil nicht als die übliche conventionelle Redensart betrachten möge, die man gebraucht, wenn man sich kurz mit einer Leistung abfinden will, der man gern ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben möchte, über die man aber nicht viel sagen kann oder darf. Die anspruchsvolle Erzählung der Verfasserin zeichnet sich durch große Einfachheit aus — es sind die Erlebnisse in der Pfarrers-Familie einer Herrnhuter Gemeinde —; dabei aber sind diese Erlebnisse von einer solchen Innigkeit, von einer solchen Tiefe und Wahrheit des Gefühls, und zwar eines echt menschlichen Gefühls durchweht, wie wir sie lange nicht in einer Erzählung, selbst nicht in den besten Novellen der berühmtesten Autoren der Gegenwart, gefunden haben. Es ist der Conflict geschildert, in welchen ein junges, für die Kunst prädisponirtes Mädchen mit den Anschauungen einer streng herrnhutischen, von ihr als elterliche Autorität angesehenen Prediger-Familie geräth, als sie, von unwiderstehlicher Liebe zur Musik getrieben und mit besonderem Talente begabt, alle Schranken durchbricht und die Laufbahn als Sängerin, ja als Opernsängerin betritt. Schließlich, aber erst am frühen Ende ihrer Laufbahn, steigt die Leidenschaft über das Vorurtheil in dem Herzen des jungen Pfarrers, und so verbirht der Schluß mit dem anfangs gegen die junge Künstlerin begangenen Unrecht. — Die Erzählung trägt dabei einen streng religiösen Charakter, doch — und das heben wir besonders hervor — es ist jene wahre, innige und aufrichtige Frömmigkeit, die, weil sie aus dem innersten Herzen kommt und fern ist von allem Süßlichen und Unnatürlichen, darum auch wieder zu Herzen geht, und gerade dieser Zug erklärt es, warum der talentvollen Verfasserin nach dem Erscheinen ihres Erstlingswerkes so viele aufrichtige und schmeichelhafte Zeichen der Theilnahme und der Aufmunterung zu Theil werden. Möge sie auf dem betretenen Wege, unbeirrt von Lob oder Tadel, weitergehen. — p.

Literarischer Sprechsaal.

Von Ludwig Bamberger's ursprünglich in französischer Sprache abgefaßter Lebensgeschichte des Grafen Bismarck und der damit verbundenen politischen Abhandlung „Deutschland, Frankreich und die Revolution“, ist kürzlich unter des Verfassers Mitwirkung eine von Charles Lee Lewes (nicht mit dem Biographen Göthe's, O. H. Lewes, zu verwechseln) bearbeitete englische Uebersetzung erschienen**), die in England gewiß einen empfänglicheren Boden findet, als das Original in

*) Berlin, Ditzel, 1869.

**) Count Bismarck. A Political Biography by Ludwig Bamberger. Translated from the German by Charles Lee Lewes. Authorized Edition. London: Trübner & Co. Breslau: E. Günther, 1869.

*) Paris, Alphonse Lemerre, 1868.

Frankreich gesunden hat. Der freisinnige Mainzer, den ein langer Aufenthalt in Paris, wo er als politischer Flüchtling gelebt hatte, mit der Denk- und Urtheilsweise des großen französischen Publicums vertraut gemacht, hat durch seine französisch abgefaßte Schrift über die Politik des Grafen Bismarck dazu beitragen wollen, die konfuseu Ansichten der meisten Franzosen über das deutsche Volk, über nord- und süddeutsche Nationalität, sowie über Gefährdung des französischen Machteinflusses und des europäischen Gleichgewichts durch die neuere Politik Preussens, aufzuklären und zu berichtigen. Gleichzeitig hatte die Schrift den Zweck, die Freunde der Freiheit und des Kulturfortschrittes in Frankreich, deren es dort doch noch viel mehr giebt, als man gewöhnlich, nach dem äusseren Anscheine der Dinge, anzunehmen geneigt ist, darüber zu beruhigen, daß es eine bloße deutsche Wiederholung der freisinnigen und fortschrittlichen Politik des französischen Cäsarismus sei, was in Preußen vor sich gehe, daß hier andere geschichtliche Entwicklungen und Bedingungen auch einen anderen Gang den Dinge nothwendig zur Folge haben, und daß, selbst wenn der Anschluß des Südens an den Norddeutschen Bund erfolgen sollte, dadurch eher eine Verminderung als eine Vergrößerung der Gefahr, auch dieses des Rheins die heillose Wirthschaft und Allgewalt der Centralisation eintreten zu sehen, herbeigeführt werden würde. Der Verf. sucht namentlich auch die in Frankreich, und zwar besonders unter den freisinnliebenden Organe des Napoleonismus, herrschende Fehrsicht zu zerstreuen, daß Preußen der geborene Feind jedes freien Volkes und der liberalen Ideen des Jahrhunderts sei und daß es, wie zur Zeit der ersten Revolution, mit allen Reactionairen Europas gemeinschaftliche Sache machen würde, um das, was in Frankreich an jene Revolution noch erinnere, zu bekämpfen und mit Stumpf und Stiel auszuretten. Der Verfasser weist nach, daß Graf Bismarck durchaus nicht mit der den Staat rüdwärts drängenden, aber das preussische Volk in keiner Weise representirenden Majorität des Berliner Herrenhauses zu verwechseln sei. Er beweist dem Auslande, daß die Politik des Königs Wilhelm und seines staatsklugen Ministers zwar einen konservativen, aber keinen contrerevolutionären Charakter habe und daß, wenn sie auch nicht geeignet sei, sich die Sympathien Europas zu erwerben, sie doch noch viel weniger sein Mißtrauen und Zweifel an der Aufrichtigkeit der Friedenliebe Preußens erwecken dürfe.

Auch in Holland wäre es vielleicht von gutem Erfolge für die frielichen gegenseitigen Beziehungen des niederländischen und des deutschen Volkes, wenn die Hamburgerische Schrift übersetzt und viel verbreitet wäre. Man glaubt gar nicht, welches eigenartige Mißtrauen dort noch gegen die preussische Militair- und Eroberungs-Politik herrscht. So, aus phantastischer Furcht vor der Charabdis des Bismarck'schen Preußens, ist man dort bei jedem diplomatischen Conflict geneigt, sich in den Strudel der Napoleonischen Scylla zu stürzen und alle Lehren der Geschichte der französischen Protectoratschaft von Ludwig XIV. bis auf die Republik von 1793 und von Napoleon's I. Einsetzung des Königreichs Holland bis auf die Belagerung der Citadelle von Antwerpen zu vergessen.

Z. R.

Zur Lösung der orientalischen Frage sind seit geraumer Zeit nicht nur die europäischen Cabinette und Diplomaten, sondern auch eine Anzahl publicistischer Federn thätig, und wenn man alle die Schriften auch nur aufzählen wollte, welche seit der letzten drohenden Gefahr eines aus dieser Frage von Neuem entbrennenden europäischen Krieges sich damit beschäf-

tigen, die Frage zu lösen, so würde man eine ganz enorme Zahl erhalten. Eine kleine beachtenswerthe Schrift über dieses Thema liegt uns vor. Sie führt den Titel: „Die Balkan-Halbinsel und ihre Völker vor der Lösung der orientalischen Frage“. Diese Schrift behandelt in acht Capitel alle hier einschlägigen Verhältnisse, namentlich zeigt sie die große Schwäche der Türkei, die Trostlosigkeit der dortigen Verhältnisse, ihren unabwendbaren Sturz und die Nothwendigkeit der Lösung derselben durch ein griechisches Balkan-Reich. Darauß, als eine besondere Eigentümlichkeit, die Ansicht des V. hervorgehoben werden, daß die russischen Absichten auf die Türkei keinesweges gefährlich und daß ihnen keine reifere Lösungsfähigen Pläne unterzulegen sind, wie denn über die ganze Schrift entschieden für Rußland Partei nimmt. „Ist lächerlich“, sagt der Verf. auf S. 14, „wenn man Rußlands egoistische Eroberungsgeheule in die Ohren schreien hört, weil es das Kreuz wieder auf dem St. Simeonem errichten will. Rußland bedarf nicht der Balkan-Halbinsel; bedarf bloß der Vertreibung der Türken aus diesem herrlichen Gebiet, das jetzt zur Schande der europäischen Civilität steht, daß es ein Garten sein könnte, unter der Hand der Tbaren, eine trostlose Wüste ist.“ „Rußland rechnet mit den Völkern (Nationalitäten), weil es sie braudet; Rechnung ist aber dabei viel zu groß, als daß es ihnen daran liegen könnte, die Rajah der Hämos-Halbinsel sich einmal zu incorporiren.“ Aber — das weiß man auch wohl — Rußland macht die Rechnung niemals ohne den B. es wird schwerlich den Halbmond aus Constantinopel reißen und das griechische Kreuz mit der Krönkrone dort richten, ohne sich wenigstens das Protectorat über dieses Königthum zu sichern. Sonst enthält die kleine Schrift nur werthvolle statistische Angaben und Zahlen über die Verhältnisse auf der Balkan-Halbinsel, die nicht wenig zur Aufklärung über die gegenwärtige Lage des türkischen Reiches dienen, deshalb schon empfehlen wir sie der Beachtung.

Es ist nicht uninteressant, aus den neuesten Berichten über Suezkanal zu erfahren, daß derselbe, neben seiner nun unumwandelbaren Bedeutung für die künftige Gestaltung Welthandels, auch bereits sehr überraschende Erfolge für Baueinfuhr Aegyptens und für die Vegetation der Gegend gehabt hat. Eines der Mitglieder der im J. 1868, bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß-Beobachtung, nach Aken und dem Nil unternommenen deutschen Expedition, der photographische Künstler und akademische Lehrer, Dr. H. V. berichtet darüber (Voss. Ztg., Sonntags-Beilage Nr. 11):

„Auch die Vegetation fehlt in der Wüste nicht ganz. Ich mag dieselbe erst durch das lebende Röhre hervorgerufen sein, welches der seit fünf Jahren fertig gewordene Suezkanal dem dünnen Boden spendet. Dieser Süßwasserkanal ein circa 40' breiter und 4' tiefer Graben, der in einer mit geschwundenen Kurven mit einer Steigung von 20 Fuß von nach Semalla 13 Meilen weit führt, dann nach Weste abwärts und in das Nildelta mündet. Sechs Schleusen leiten seinen Gang. An vielen Punkten ist das Bett des Kanals höher als das Niveau der Wüste; er wird dann Dämme gehalten und an vielen Stellen stützt das süße Wasser hindurch und bildet jenseits der Dämme Wasserläden mit f

*) Eine politisch-ethnographisch-militärische Skizze von C. Rüffer. Baugen, Schmalers u. Pech, 1869.

am Wüstenras, dessen grüne Flecken weitbin inmitten des gelben Sandes sichtbar sind. Das Wasser selbst ist trübe wie der Nilwasser; es hat bereits eine nicht unbedeutende fruchtbarste Schlammficht abgelagert und seine Ufer sind daher mit Lianen-Gesträuch und dichten Schilfmassen gegürtet. Neben der natürlichen Vegetation findet sich an den, an dem Canal bereits emporgewachsenen Handelsplätzen und Arbeiterkolonien eine künstlich erzeugte, die an diesen Orten durch die prächtige Fülle oft in Erstaunen setzt. Die Kanal-Arbeiter, welche verdammt sind, ihr Leben in der Wüste zuzubringen, von fruchtbarer Nileide aus weiter Ferne herbeischaffen lassen, pflanzen Pfefferbäume, Wein, Dattelpalmen und die herrlichsten Gewächse angepflanzt, und so fanden wir zwei Meilen weit von dem aller Vegetation baren Suez hinter den Mauern der Arbeiter-Kolonie Schaleuff einen reizenden Garten zur Erholung der Kranken neben dem musterhaft eingerichteten Hospital, und in Semallia und eine Meile weiter in El Ghar förmliche Parks, in deren Schatten auszuruben so dann köstliche Weintrauben zu genießen, nach der Tour in die glühende Wüste, ein wahrer Göttergenuss war. Rasch sind diese kleinen Paradiese erst existenzfähig geworden mit der Vollendung des Süßwasserkanals, und verwunderlich ist es, daß in Suez selbst, dem frequentesten Orte, Entschlebung des Kanals und Haupthafens des Rothen Meeres, sich keinen Gartenanlagen so gut wie nichts findet. Vielleicht ist die dortigen Bewohner europäischen Ursprungs mehr Sinn für Gartenbau als die Araber, Cherrys und Claret, Cafés charmants und Boulette — Artikel, die in Suez zur Genüge vertreten sind.

Die Bopp-Stiftung der Berliner Universität ist kürzlich von 143 Bld. Sterl. (nabezu 1000 Thlr. aus Galien) ausgegangen, nachdem bereits früher aus Bombay, nach dem gelebten Parzen, ein ansehnliches Geschenk gemacht war. Höchst interessant ist dabei, daß das Comité, welches zu diesem Zweck in Calcutta gebildet hatte, in seinem Bericht auf die hohe politische Bedeutung aufmerksam machte, daß Bopp's Forschungen für Indien gehabt und noch haben werden. Es sei durch ihn zuerst die Verwandtschaft und der Zusammenhang der großen indogermanischen Völkersfamilie nachgewiesen worden, und das Bewußtsein dieser Verwandtschaft sei mehr und mehr diejenigen, welche sich hieher in Indien niedergelassen und Besitze einander gegenüberstanden, zusammengeführt und verflochten.

Neben der Bopp-Stiftung zur Prämiierung ausgezeichneter Arbeiten aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde ist auch an der Berliner Universität, zu Ehren des am 4. Dec. verstorbenen Professors August Benard, von dessen Werk, einem wissenschaftlich gebildeten deutschen Banquier in London, ein Stipendium für Studierende der Philologie gebildet worden, deren Studium vornehmlich auf die allgemeine vergleichende Sprachforschung gerichtet ist.

Durch das Zusammentreten eines Damen-Comité in Berlin, dessen Erste wir die Namen der Frau Gräfin v. Bismarck, Gräfin und der Frau Gräfin Ziegels bemerken, ist auch in Gedenkgabe gegeben, Beiträge zu dem Bazar zu liefern, in London im Monat Mai d. J. zum Festen des dortigen Hospitals eröffnet werden soll. Seit seiner Gründung im J. 1845 hat dieses Institut unendlich viel Gutes ge-

leistet; besonders hat es sich der armen erkrankten Deutschen, die sonst in der großen Belstadt sehr übel daran waren und häufig im Elend umkamen, mit Liebe angenommen und vielen das Leben erhalten. Seit dem Jahre 1865 besitzt die Anstalt ein eigenes großes Hospital-Gebäude, in welchem demnächst wieder ein neuer Krankenjaal mit 25 Betten eröffnet werden soll. Zu diesem Zwecke sowie zur Bedienung einiger noch vom Bau jenes Hauses restirenden, drückenden Schulden, ist der gedachte Bazar, unter der Leitung der Frau Gräfin Bernstorff, Gemahlin des preussischen Botschafters in London, projectirt. Hauptsächlich werden auch in Deutschland zahlreiche Bauen zu diesem unseren armen Völkern in den Auslande zu Gute kommenden Liebeswerke beitragen. Die Herren Mendelssohn u. Co. und A. Hausotte jun. in Berlin, Gebrüder Goldschmidt in Kassel, Heinrich Gentle in Frankfurt a. M., Altes Weesen in Köln, Rudolph Förster in Königsberg, Gustav Subbe in Magdeburg, Johannes Liebmann in Bremen, Hof, Vidal u. Co. in Hamburg und Scheller u. Co. in Wien nehmen Beiträge für das Deutsche Hospital in London und Gegenstände für den Bazar an.

Der Redaction gehen noch folgende charakteristische Notizen zur Beleuchtung von Richard Wagner's in der vorigen Nr. dieses Blattes besprochenen Broschüre: „Das Zukunfts- und der Kunst“ zu. In Weimar, in Vitz's Weimar, waren vor einigen Jahren bei einer Aufführung des „Tannhäuser“ sämtliche kämpfende Minnesänger Männer von jüdischer Herkunft. Nicht minder erwähnenswert dürfte der sehr wohl begünstigte Umstand sein, daß es Wagner selbst nicht vermahnt hat, seine künstlerischen Bestrebungen durch die so verachteten materiellen Mittel, die Meyerbeer's elber Sinn ihm bot, heben und stützen zu lassen. Zum Schluss noch ein pikantes und geistreiches Wort: Den Einen Juden, der sich in das deutsche Volksleben eingelebt hat, und den Wagner als Ausnahme schätzte, dem er aber vorwirft, daß er nicht für die Zukunftsmusik geschrieben, glauben wir, nach den porträtähnlichen Zügen Wagner's, erkannt zu haben — oder sollte es nicht derselbe geistreiche und beliebte Dorgeschichtler-Erzähler sein, den wir neulich mit herzlichem Lachen sagen hörten, das Neueste, was man ihm vorgeworfen, sei ein neu erfundener Begriff, nämlich — freches Schwelgen!!

Hr. Eduard Hanslick in Wien hat in der „Neuen Freien Presse“ vom 16. März auf das auch gegen ihn gerichtete Votum Wagner's geantwortet. Hanslick ist ebenso wenig jüdischer Abkunft, als er der Verfasser des musikalischen Theiles von Vischer's (in Zürich) „Kunsttheorie“ ist, welchen Abschnitt, wie Jeder wissen kann, der das Buch nur in die Hand genommen, Prof. A. Hüflin in Übungen geschrieben hat. Hanslick's Schrift „Vom musikalischen Schönen“, eine allgemein geachtete, streng wissenschaftliche Studie, bespricht zwar auch die Wagner'schen Opern, aber lange nicht mit der Strenge und „hinrichtlichen Nachsicht“, mit welcher der berühmteste deutsche Musikkritiker, Prof. Otto Jahn, über „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ geurtheilt. Der Größenwahnsinn und die damit stets verbundene fixe Idee, verfolgt zu sein, wird übrigens von Hanslick, wie von allen anderen, und bisher zu Gesicht gekommenen Recensionen der Wagner'schen Schrift, als ein für die Zukunftsmusik sehr bedenkliches und bedauerliches Moment bezeichnet.

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register

enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

VON

Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques“, der „Bibliographie biographique universelle“ etc.
mucra el hombre, viva el noble.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler.

(58)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

Oegen geringen Honorar wünscht ein Journalist, gewandter Uebersetzer a. d. Engl., Französl., Italien. u. Span. Beschäftigung bei einer Redaction. Utr. C. St. A. H. poster rest. Berlin. (59)

Bei mir sind erschienen: (60)
Dr. Gertram, Bagins, baltische Studien und Erinnerungen 1865. 1 Thlr. 10 Sgr.
Defelien baltische Skizzen oder fünfzig Jahre gerad. 2. Auflage. 1 Thlr.
W. Gläser's Verlag in Dorpat.

So eben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkwiese.

(Ein Vortrag

von Dr. C. Abel. (61)

Leipzig. 8. geb. 5 Sgr.

Herrd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Martin Opitz, Ausgewählte Dichtungen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Den mit so allgemeinem Besatz aufgenommenen drei Sammlungen: „Deutsche Classiker des Mittelalters“, „Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts“, und „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“ schließt sich die hienmit bezeichnete neue Sammlung als Mittelglied an.

Der Größtenband enthält die besten lyrischen und epischen Dichtungen des berühmten Schöpfers Martin Opitz, der bekanntlich an der Spitze der neuen Dichtung steht, welche die deutsche Dichtung seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einleitet. Von dem Herausgeber, Julius Tittmann, wurde eine aus den Quellen geschöpfte eingehende Darstellung der überlieferten und productiven Thätigkeit des Dichters vorausgeschickt, sowie der Text mit Wort-erklärungen und Angabe der abweichenden Lesarten versehen.

Ein Prospect über die neue Sammlung ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschienen:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von Franz Pfeiffer.

Sechster und siebenter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese zwei neuen Bände der von dem verstorbenen Professor Pfeiffer begründeten, allgemein bekannten und beliebten Sammlung werden den zahlreichen Freunden derselben besonders willkommen sein. Der sechste Band, das klassische Epos „Iwein“ enthaltend, beendet die von Fedor Itsch herausgegebenen Werke Hartmann's von Aue. Der siebente Band bringt den ersten Theil der anmutigsten Romandichtung des deutschen Mittelalters, des „Tristan“ Gottfried's von Strassburg, herausgegeben von Reinhold Bechstein. Binnen kurzem wird auch der achte Band, welcher den zweiten und letzten Theil des „Tristan“ enthält, zur Ausgabe gelangen.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände:

Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

Kudrun. Herausgegeben von Karl Ratsch. Zweite Auflage.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Ratsch.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.

Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. (63)

Erster Theil.

Jeder Band gehet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Wichtig für jeden Schachspieler.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

D. Harrwitz, (64)

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend

die Analyse der Krönungen und

Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partien

2 1/2 Bogen. 8. gebd. 1 Thlr.

Der Verfasser ist als einer der stärksten Spieler bekannt und viele Jahre Lehrer des Schachspiels in Paris und London gewesen. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Historische Zeitschrift

herausgegeben von **Heinrich von Sydow**
Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Inhalt:

I. Ueber Geleis und Geschichte der Burgund

von Alfred Boretius.

II. Cardinal Wolsey und das Parlament

von 1528. Von R. Paul.

III. Das bürgerliche Leben von Thomas More

von G. v. Th. Hoff.

IV. G. v. Th. Hoff. Von W. v. Meunier

V. Französischer Friedensantrag aus Paris

1758. Von Arnold Schäfer.

VI. Zur Geschichte der letzten Jahre der

publik Polen. Von F. Kiese.

VII. Literaturbericht.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Mk.

Wenden literarisch-artistische Inhalt

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Im Verlage der **Schletter'schen** Bu

chhandlung (**H. Schuttsch**) in Bresl

sind erschienen und durch alle Buchhandlun

zu beziehen:

Piesni Ludu Polskiego

w Górnym Szlasku

z muzyką zebrali i wydał

Julianz Roger, Dr. med.

Polnische Volkslieder

der Ober-Schlesien.

Mit Melodien gesammelt und herausgegeben

Julianz Roger, Dr. med.

1863. 18 Bogen in **Groß-Octav-For**

auf starkem Velinpapier, elegant geb.

(Krüderer Preis 3 Thlr.)

Ermäßiger Preis 1 Thlr.

Zum erstenmal erschienen mit obigem Titel

Sammlung der polnischen Volkslieder

schönen und dürfte dieselbe nicht nur

vorher im Gebiete der klassischen Philo

sophie auch jedem Freunde des Volk

und der Volkskunst von großem Interesse

Das Buch enthält in 18 Melodien

lieder, deren Text und Melodien größt

entw. dem Munde des Volkes gesammelt

Dieser Nummer liegt bei eine Ankun

betr.: **M. Tullii Cicero's opera**

superant omnia edd. J. G. B.

C. L. Kayser. Verlag von Ber

Tauchnitz in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Ausl

Beziehungen nehmen alle Buchhandlungen z

erhalten des in- und Auslandes an. In Ber

den Zeitraum des Jahres

Zutragungen wie Briefe aus Franco durch d

an die Redaction (Harrwitz'sche Straße 4)

über durch Buchhändler-Vermittlung an d

lagsabteilung zu richten

Ausgaben werden die nächste Seite mit 2 Sgr.

Beantwortet. Redact.: **Joseph Neumann** in

Berlin von **Herr. Zimmer's** Verlagsbuchh

(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. Wilhelm

Druck von **Georg Franz** in Berlin. Französl.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 3. April 1869.

[N° 14.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Von den deutschen Hochschulen und dem preussischen Unterrichtswesen. 193. — Protestantische Kämpfe gegen die Weltgenossen. 194. — Die religiösen und politischen Bewegungen in der Schweiz. 195. — Italien. Galerien und die deutsche Kritik. 197. — England. Die Schlegel-Tiedt'sche Schafepate Uebersetzung. 200. — Sweden. Carl Maria's vergoldete Sprachschlüssel. 202. — Amerika. Die französische Schulbildung im Jahre 1866. 204. — Eine literarische Revue. Friedrich Müllers's sämtliche Werke. 205. — Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. 205. — Droysen's Buch über den Fortschritt. 205. — Alexander Petöfi. 206. — Zur Schiedsgerichtsbarkeit. 206. — Literarischer Sprechsaal. Der erste niederländische Sprach- und Sprachschlüssel. 207. — Nämliche Bewegung. 207. — Geschichte Friedrich's des Großen. 207. — Ausstellungen des Vereins der Künstlerinnen in Venedig. 207. — Holländische Arbeiter-Industrie-Ausstellung. 207.

Deutschland und das Ausland.

Von den deutschen Hochschulen und dem preussischen Unterrichtswesen.)

In den letzten Jahren sind gegen unsere sämtlichen Lehranstalten, von der einflussigen Volkshöhe bis zur Unversität, Angriffe und Einwände mancherlei Art erhoben worden, und zwar nicht immer gründlich, so doch mit solcher Entschiedenheit und Unabweisbarkeit, daß auch ein weniger zur Kritik geneigtes Gemüth zu der Einsicht gelangen muß, mit dem jetzigen Zustand unseres Unterrichtswesens sei nicht Alles in Ordnung. Zunächst muß es als eine äußerst erfreuliche Tatsache bezeichnet werden, daß diese so wichtige Frage nicht offen, noch zu lösende betrachtet wird und die Blicke nicht von Neuem auf sich lenkt, sollte auch der mannigfache Tadel nicht immer aus den richtigen Motiven hervorgehen. Denn nur die eindringende Arbeit der Sachverständigen und die volle Theilnahme des gebildeten Publikums kann und muß auf glänzliche Resultate führen. Wir meinen daher, daß die Fragen von Schule und Kirche, deren Verhältnis zum Staat zu den Gemeinden sowie unter sich u. s. w., obwohl schon vielfach ventilirt, noch mehr als bisher Gegenstand der für die Zukunft bestimmten Publikistik werden müßten.

Im Allgemeinen nun erregt sich zwar unser Unterrichtswesen eines wahrhaft glänzenden Rufes; andere Nationen haben in ihm ihr Ideal zu sehen, und bei uns wird die schon Privatist geworden Wahrheit zur Ermüdung oft wiederholt: Bei Königgrätz haben die preussischen Schulmeister siegest! In dieses scheint uns vollständig berechtigt; vergessen wir aber nicht, daß der fast zu gewissenhaft anerkannte Ruhm dieser Lehranstalten nur relativen Werth hat, uns aber nie die vererbliche Meinung beibringen darf, als ob diese Vortrefflichkeit eine absolute sei. Um dies zu glauben, müßte man in der That von einem strahlenden Optimismus befangen sein, der unheimlich unkritischer Natur sein. Es wäre ein Beweis

von großer Energielosigkeit und Lebensunfähigkeit, wenn wir durch das erreichte Gute und von dem Streben nach Besserem abhalten lassen wollten. Stillstehen ist Stagnation, ist Tod, und auf keinem Gebiete gefährlicher als auf dem genannten. Daher muß jeder Versuch willkommen geheißen werden, Bewegung in die beginnende Erstarrung zu bringen; denn von Erstarrung dürfen wir dann reden, wenn die Fühlung zwischen dem Schulwesen einerseits und der Wissenschaft und den übrigen Zweigen des öffentlichen Lebens andererseits zu schwinden anfängt.

Alle hierher gehörigen Fragen sind entweder tiefergehender prinzipieller Natur, oder sie betreffen die augenblicklichen, allerdings schlimmen, aber hoffentlich vorübergehenden Mißstände. Die letzteren nehmen natürlich das Interesse zunächst in Anspruch und sind deshalb auch vorwiegend Gegenstand der Broschüren- und Tagesliteratur gewesen, besonders seit den betreffenden Verhandlungen im preussischen Abgeordnetenhaus, welche freilich in dieser Beziehung selbst nur wenig geleistet und anerkanntermaßen vielmehr mit einem Triumph der streng orthodoxen Richtung und einem kaum zu verkennenden Giaso der Gegner derselben genügt haben. Hier lohnt es wohl vor Allem der Mühe, noch einmal auf die mit feinstem Verstandniß geschriebenen, in ihrer Art fast klassischen Briefe eines äußerst unterrichteten, anonymen Berichterstatters „von der Saale“ hinzuweisen, welche im Januar d. J. in der Augsb. Allg. Ztg. (Nr. 8—11) die zeitweilige Richtung der preussischen Regierung in ihrem Einfluß auf das gesamte Schulwesen kritisirten. Doch alle diese Bestrebungen, so anerkennenswerth und wichtig sie auch sind, bekämpfen doch nur einen augenblicklichen Mißstand, dessen Ende man in nicht allzu ferner Zeit absehen kann, nach dem Erfahrungssatze, daß die allzu sehr geschärfte Spitze zu brechen pflegt.

Das Bestreben unserer Behörden, in Schule und Kirche eine immer finstere Orthodoxie zur Geltung zu bringen und durch immer straffere Concentration der Verwaltung das demokratische Prinzip der Selbstverwaltung der Kommunen, dieses Lebenselement des modernen Staates, mehr und mehr zu unterdrücken, — dieses Bestreben steht in so schroffem Widerspruch mit dem deutschen Volksgeiste und der ganzen Richtung unserer Zeit, daß es wohl mancherlei Schäden anrichten kann, aber auf dauernden Erfolg nimmermehr zu rechnen hat.

Daher scheint es uns noch wichtiger und anerkennenswerther, wenn Fragen von tiefergehender Bedeutung und schwierigerer Lösung zur Förderung gebracht werden, namentlich wenn dies mit solcher Gründlichkeit, Schärfe und Eleganz geschieht, wie in dem Buche, welches die indirekte Veranlassung zu diesen Betrachtungen ist. Die deutschen Hochschulen! Wem wird nicht das Herz weiter bei dem Gedanken an diesen Hort deutscher Wissenschaft und echt deutschen Wesens; und wer muß andererseits nicht eingestehen, daß Mancherlei an ihnen in einem eigenthümlichen Contrast zu anderen Seiten jungerer öffentlichen Lebens steht, daß manche Reform dringend gefordert erscheint. Alles dieses aber gründlich, so zu sagen wissenschaftlich, darzustellen, dazu gehört genaueste Sachkenntniß, Liebe zur Sache und Erfahrung.

*) Von den deutschen Hochschulen. Alles, was da ist und was sein sollte. Von einem deutschen Professor. Berlin, Georg Reimer, 1868.

Alles dieses vereinigt der anonyme Verfasser des genannten Buches, vermutlich ein der juristischen Fakultät angehöriger Berliner Gelehrter, in hohem Grade, und fügt als angenehme Zugabe eine seine Darstellung und einen lebenswürdigen Humor hinzu — Alles Eigenschaften, die in ihrem Verein eine weitere Empfehlung des Buches wohl auch für diejenigen überflüssig machen, denen nicht schon der bloße Titel Veranlassung genug gewesen ist, dasselbe in die Hand zu nehmen. Der Vfbemerkte übrigens ausdrücklich, daß der ganze Nachdruck auf das „was da sein sollte“ zu legen sei, und die Schilderungen nur den Zweck haben, dem Leser ein Urtheil hierüber zu ermöglichen. „Denn diese Skizzen sind nicht geschrieben, einer vorgelegten Behörde als Denkschrift vorgelegt zu werden, oder um die Kollegen zu gemeinschaftlichen, höheren Orts anzubringenden Eingaben zu bewegen, nein, die Sache soll gleich an die höchste Instanz, vor das Forum der Öffentlichkeit gezogen werden.“

Das Buch hält, was Titel und Einleitung verspricht. Alle Verhältnisse unseres akademischen Lebens werden einer gründlichen Kritik unterzogen; alle mit der Universität in Verbindung stehenden Personen, die Studenten und Professoren, ebenso wie die Pöbel und Universitätsrichter, werden besprochen, eine Anzahl der brüderlichen Schäden aufgedeckt und theilweise sehr beherzigenswerthe Reformvorschlüsse gemacht. Alles dies geschieht in so feiner Weise, so ganz *„sine studio et ira“*, daß selbst die, welche hier und da sich getroffen fühlen müssen, keinen Groll hegen können. Es ist in der That ein vortrefflicher Spiegel für Alle, die zu den Hochschulen gehören, und wir wünschen, daß es noch Vielen Anlaß zu weiterer Prüfung in dieser so heiklen und so wichtigen Frage sei.

Von dem, was der Vrb. schreibt, wählten wir nur kleine Einzelheiten zu beanstanden, und das mag hier billig unterlassen bleiben; auch eine weitläufige Auseinandersetzung über Alles, was Anderes ist mehr skizziert und angedeutet, und da findet Jeder, der studirt hat oder noch studirt und überhaupt sonst mit unsern Universitäten bekannt ist, reichliche Veranlassung, aus seiner eigenen Erfahrung die Ausführung zu geben.

Es wäre leicht, eine lange Reihe treffender Bemerkungen und Vorschläge, deren das Buch voll ist, anzuführen wir begnügen uns mit Einzelheiten, die eine von dem Guten das Beste zu sein scheinen. Ueber die Habilitationen wird das vortrefflich motivirte Urtheil in folgenden schlagenden Sätzen zusammengefaßt: „Die Habilitation sollte geschehen nicht anders als auf Grund einer größeren literarischen Leistung, welche die wissenschaftliche Selbstständigkeit des Verfassers bekundet, sein Vermögen zu ursprünglich eigenem Denken auf diesem Felde. Jede derartige Schrift aber wäre mit dem Vermerk zu versehen, daß auf Grund derselben die Habilitation erfolgt sei, und dann durch den Buchhandel zu verbreiten. Kann sein, daß damit auch nicht überall geholfen würde; auf die Mehrzahl der Fakultäten aber dürfte doch die Achtung der öffentlichen Stimme entscheidend einwirken, und diejenigen, welche sich diesem Einfluß entziehen wollten, würden bald heraus erkannt und gezeichnet sein.“

Unter der Ueberschrift „Robin“ finden wir weiter eine ausgezeichnete Hinweisung auf die muthmaßliche Zukunft unserer Hochschulen. „Zeit alten Zeiten haben die Universitäten Zwitternatur, indem sie bestimmt sind, zweien Zwecken, der Forschung und der Lehre, neben einander zu dienen. Diese Zwitternatur ist in einigen Ländern schon so gut wie beseitigt. — In Deutschland steht die Verbindung beider Richtungen noch in Blüte, aber nicht bloß das Beispiel anderer Länder, weil

mehr die Betrachtung unserer eigenen Verhältnisse, wie in Gegenwart sie gestaltet hat und weiter zu entwickeln vermag, mahnt uns, der Möglichkeit, sie wahrheitsgemäß zu gestalten, daß auch bei uns das Gleichgewicht verloren gehen könne. Das wird zu entscheiden sein, welches der beiden Elemente in Vorrang verdient. ... Unser „Robin“ bedeutet die Alternative Schule oder Akademie.“ — Der Vrb. entscheidet sich entschieden für die consequente Bevorzugung des Forschungszwecks: „Die Lehre ist die unausbleibliche Folge der Forschung, jeder Fortschritt der Forschung hebt unwillkürlich die Lehre mit in die Höhe. ... Dagegen führt die einseitige Bevorzugung der Lehre nicht bloß zur Erniedrigung, sondern schließlich zur Vernichtung der Universitäten.“

Zu ähnlicher schlagender Weise wird über die Examina, Doctorpromotionen, die Gymnasialbildung gesprochen, wird die Befall des Honorars, für die Collegia besprochen und die Umänderung eines großen Theils der Vorlesungen in Vorträge, Vorleser in Seminarien, überhaupt mündlichen Eudämonien zwischen Dozenten und Studierenden als dringend gefordert bezeichnet; auch äußerst geeignete Vorschläge zur Umänderung des Stipendienwesens werden gemacht.

Das Buch bietet auf geringem Raum ungemein Vieles, hat die Frucht eines an Erfahrung auf diesem Gebiete reich Lebens. Es mag dem zu unsere Universitäten beehrten Dr. Johannes Schulze, dem es gewidmet ist, noch lange seinem Tode eine willkommene Gabe gewesen sein.

Ludwig Bernhardt.

Protestantische Kämpfe gegen die Jesuiten*)

Unter den zehn Plagen Aegyptens spielt die Finsterniß eine sehr wichtige Rolle, denn sie kommt gleich nach den Heuschrecken und bildet den neunten und vorletzten Grad der von Gott gegen die pharaonischen Tyrannen über Aegyptenland verhängten Strafen. Die Heuschrecken hatten das mit der Finsterniß gemeint, daß sie wie diese das Land verfinsterten, und so ließ sie mit ihrer Avantgarde eigentlich nur das Vorbild zu, dann förmlich eintretenden „dicken“ Finsterniß. Gezoget kam die Heuschrecken durch den Ost-Wind, vertrieben wurden durch den West-Wind. So erzählt die Bibel. Zu den zehn Plagen der Ägypter gehören jene schwarzen Bruder des Ordens Vogels, die die Finsterniß bringen, wo sie einwandern und die auswandern, wo es Licht wird. Vertrieben wurden auch durch den West-Wind, der jetzt über Spanien der zu weht. Ihrer Liebe haben sich nach Oesterreich gemeldet, „da wird die Bibel uns wieder ein Beispiel und die Moral geben. Als David vor den Nachstellungen Saul's floh, kam er Achis, dem Könige von Gath. Aber die Anreichte Achis' erkannte ihn und sangen das Lied am Reigen, daß David zehnte schlug. Und David fürchtete sich sehr vor Achis, und verteilte sich, daß wie rasend, stieg sich an die Thür und ließ sich Geifer in den Bart fließen. Da sprach Achis zu seinen Anreichte: „Ihr sehet, daß der Mann unnüßig ist: warum habt ihr ihn nicht gebracht? Habe ich denn einen Mangel an Nützigen? Sollte dieser noch in mein Haus kommen?“ — So gleichen die Jesuiten weder dem Saul und noch viel weniger

*) Neuer Zeitspiegel. Von J. R. R. Manner. Wandersköpfer, 1868.

zu David, aber verkünnen können sie sich deswegen doch ganz gewiss, und so könnte der Kaiser von Oesterreich auch jetzt sagen: Habe ich denn einen Mangel an Jesuiten? Bestehe vergleichen nicht schon genügend, selbst unter meinen deutschen protestantischen Professoren in Wien, Prag und Innsbruck? Sollten sie noch in mein Land kommen? Sie waren früher schon aus Italien eingewandert, als der große Thron des Königreichs Italien zusammengebrochen seinen Thronen der italienischen Regierender errichtet wurde, und jetzt ziehen sie wieder aus Italien heran, nachdem ihre Schutzherrin Isabella im gezwungenen Auszug ihnen vorangegangen war.

Aber auch Nord- und Süddeutschland hat keinen Mangel an Jesuiten, und doch sind ihrer einige aus Spanien hergekommen. Da wird es denn an der Zeit sein, etwas von dem Kampfe der Protestanten gegen die jesuitischen Väter zu hören. Der zwei Jahre hatte der Herr C. S. E. Maurer, protestantischer Pfarrer zu Bergzabern in der Rheinpfalz, in dem protestantischen Kirchenblatte, in der von ihm redigirten „Zeitung“, die jesuitische Moral angegriffen und dabei als Grund: Etwas derselben den Satz hingestellt: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Darob entbrannte das Organ der päpstlichen Ultramontanen, der „Christliche Pilger“, in grimmigen Zorn, nannte ihn einen Vagabunden und Verleumder und forderte ihn auf: seine Behauptung zu beweisen und die Arbeit der Juristen selbst in Bonn oder Heidelberg vorzulegen. Erkläre diese! Beweis sei geliefert, so würde der „Christliche Pilger“ ihm 1000 Gulden auszahlen. Pfarrer Maurer ließ sich das 1000mal sagen und arbeitete den Beweis aus, worauf der „Christliche Pilger“, um seine 1000 Gulden zu bekommen, sich unter falschen Versprechungen zurückzog. Seiner Zeit hatte auch der berühmte Jesuiten-Pater Rob von der Kanzel herab erklärt: Wenn man die juristischen Fakultäten in Bonn ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweist, in welchem nach Urtheil der Fakultät folgende Grundfalsch: „Der Zweck heiligt die Mittel“, entwerfen oder gleichlautenden Worten enthalten ist, so werde man den Verweiser jenes Buches 1000 fl. auszahlen. Seht das! Der jesuitische Blatt einen Aufruf von Dr. Franz Huber, den eben in der Schweiz anwesenden Pater Rob veröffentlicht, worin jener erklärt, er sei sofort bereit, den von Pater Rob verlangten Beweis anzutreten, wenn dieser seine Erklärung damals noch heute aufrechterhalten und die juristischen Fakultäten neuerdings bezeugen will, welche das Schieberthäter-Mittel annehmen soll.

Welchen Beweis Dr. Huber im Sinne hat, kann hier nicht angegeben werden, aber Maurer hat seinen Beweis deutlich in seinem „Neuen Jesuitenpiegel“ geliefert, und er hängt sich vermuthlich auch auf denselben. Maurer führt die entscheidenden Worte in dem Werke „Medulla Theologiae Moralis“ des berühmten Jesuiten Busembaum stehen. Es ist im Buch VI, Kapitel 3 zu lesen: „Cum finis est licitus, media sunt licita.“ Zu deutsch: „Wenn der Zweck gut ist, sind auch die Mittel erlaubt.“ Nun hat Busembaum haben einige spanische Casuisten, wie Hurtado, Escobar, Sanchez, folgende Fälle angeführt und dadurch dargestellt, wie sie sich keineswegs immer um gute Mittel handelt: Wenn ein Dieb seinen Herrn bestiehlt und das gestohlene Geld einem Armen schenkt, so ist das nach der Lehre der Jesuiten eine gute Handlung. Wenn ein Edelmann Jemanden, der ihm die Ehre verleiht oder nur versehen wollte, zur Verherrlichung der gesuchten Ehre über den Haufen stößt, so ist das nach der Lehre der Jesuiten eine erlaubte Handlung. Wenn einem

Geistlichen schmäbliche Dinge nachgesagt werden, gleichviel ob er sie wirklich begangen oder nicht, und der Geistliche kein anderes Mittel hat, die böse Zunge stumm zu machen, als den Redner zu ermorde, so ist das nach der Lehre der Jesuiten gleichfalls eine erlaubte Handlung. Pfarrer Maurer hat sich hierin an Pascal gehalten, der bereits vor zweihundert Jahren im Heften seiner „Provinzialbriefe“ die ungeheuerliche Moral der Jesuiten aufdeckte, und Pfarrer Maurer hat diesen „Provinzialbrief“ übersezt und seinem „Neuen Jesuitenpiegel“ einverleibt.

Aber dieser treffliche Pfarrer hat uns Preußen einen besonderen Dienst geleistet. Er hat die Aeußerungen und Thatfachen zusammengefaßt, die man 1866 gegen Preußen vorgebracht und vorgelegt hat. Allenhalben, in Bayern, in Baden, in Rheinpreußen suchte die Geistlichkeit, die Jesuiten voran, den Krieg gegen Preußen als einen Religionskrieg darzustellen und die Leidenschaften der Katholiken gegen ihre protestantischen Mitbürger zu entflammen. In Herrieden, mitten im protestantischen Franken, hat ein von der Geistlichkeit aufgeschleppter Pöbelhaufe im Juni 1866 eine Kegerbeute und einen unerhörten Skandal aufgeführt. Damals beachtete man dies nicht; in der Aufregung des Krieges schenkte man diesen Vorgängen zu wenig Aufmerksamkeit — aber heute und jetzt ist es gut, daß man sich daran erinnert. Die von Pfarrer Maurer mitgetheilten Vorfälle sind fast durchweg behördlich erhoben und bestätigt.

Sollen solche Leute nur auch aus Spanien in unser Land kommen? Will Preußen die Schlange wieder an seinem Busen erwärmen, bis sie die Gelegenheit erseht und ihm den giftigen Stich verseht? Oder sollen um irethwillen protestantische Bürger hart angefaßt, sollen sie etwa gar in Strafe gezogen werden, weil sie die Endziele der Vopola'schen Väter erklären, weil sie die jesuitische Moral abweisen? Ferner wir von unsern Feinden und nehmen wir uns ein Beispiel an Oesterreich. Was dort verborben, verkauft und verrathet ist, ist das Produkt jesuitischer Lehren, sei es im Saale der Regierung, sei es im Rathe der Bauern; derselben Gleichen in Spanien. Der Jesuitenorden ist ausdrücklich dazu gegründet worden, die Ausrottung der Keger anzustreben, und er verfolgt auch heute noch denselben Zweck. Wir haben aber nicht Lust, ihm als Objekt der Befehdung zu dienen, noch tragen wir Verlangen, uns als Keger von ihm ausrotten zu lassen, und deswegen möge die preussische Regierung den eingewanderten Vätern der Gesellschaft Jesu in aller Freundlichkeit bedeuten, daß wir ganz und gar untauglich sind zu ihrer Schule der Erziehung, und daß sie sich daher nach besseren Pflanzstätten und nach würdigeren Zöglingen umsehen mögen.

© w e i z.

Die religiösen und kirchlichen Bewegungen in der Schweiz. *)

Das Kulturleben kümmert sich nicht um Herrscher und politische Grenzen; es hat seine eigenen Gesetze und Bahnen. Wo es nicht durch äußere Mächte gewalttham gehemmt wird, folgt es dem Zuge des aus der volkethümlichen Anlage sich frei aufschwingernden Geistes und giebt sich so in jeder besonders Form einen eigenthümlichen Ausdruck. Die verschiedenen Volksgesichter,

*) Bgl. Nr. 11 des Magazins von 1869.

als Träger der Kultur, werden zwar durch tiefgreifende geschichtliche Ereignisse, welche sie selbst mitgestaltend hervorgerufen, mannigfach beeinflusst, umgebildet, vorwärts getrieben; wo aber eine Idee, entspringen aus dem innersten Schachte eines allen Menschen gemeinsamen Bedürfnisses, mit der ganzen stilllichen Kraft ihrer eingeborenen Wahrheit auftritt, da arbeitet sie sich nicht allein empor über die Unwissenheit der mannigfach gearteten Volksgesichter, da unterwirft sie dieselben auch der Macht ihrer durchdringenden Klarheit und vereinigt sie zu einem neuen Volksgesichte. Sie unterwirft sie, nicht um sie in ihrer Eigenart zu vernichten — unter ihrem schützenden und belebenden Einfluß sollen sie vielmehr nur um so frischer Blüten treiben —, sondern um sie zusammenzuhalten in der Richtung auf ein gemeinsames Ziel durch das einseitliche Princip, welches sie selbst ist.

Die Idee der Freiheit, das Schooßkind aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen, hat in der Schweiz diesen interessanten Verschmelzungsproceß vollzogen. Seit Jahrhunderten haben die Willen der Geschichte und Kultur dreier grundverschiedener Nationalitäten an ihre friedlichen Berge hinaufgeschlagen. An den Bestrebungen aller dreier hat die Schweiz, als an ihrem Geiste participierend, jederzeit thätigen wie leidenden Antheil genommen, aber in eigenem Geiste hat sie dieselben auch wieder verbündet und verbunden zu einem besondern Volkscharakter, ohne sie jedoch ihrer eigenthümlich nationalen Färbung zu entziehen.

Ob es ihr mit den religiösen und kirchlichen Bestrebungen, welche allenthalben die Gemüther beherrschen, in gleicher Weise gelingt? — Die Gegenwart ringt auf diesem Gebiete einerseits nach freieren kirchlichen Formen, andererseits nach gereinigtem religiös-stillichen Inhalt, der im Einklang mit der gesteigerten Theilnahme sich gleich sehr erweitern und vertiefen soll.

Wie die Macht der Freiheit Form und Inhalt dieser Reformgedanken in der deutschen Schweiz ineinandergewirkt hat zuricht nationalen Volksehr, das hat eine künftige Feder kürzlich (vgl. Nr. 50 des letzten Jahrg.) mit Gewandtheit und Schärfe den Lesern dieser Blätter zum Bewußtsein gebracht. Dem lichtvollen Bilde, das dort entworfen ist, dürften auch die Vorgänge, welche sich seit einiger Zeit in Bern vollziehen, zur nicht unwürdigen Illustration dienen. indem dieselbst eine gut organisirte Reformpartei mit rühriger Energie in Presse und öffentlichen Vorträgen für ihre Ideen Propaganda macht und das religiöse und kirchliche Leben in neuen Fluß gebracht hat, da auch die abweichenden Meinungen sich ihr gegenüber auszusprechen genöthigt sehen. Ohne auf ihre Tendenzen näher einzutreten, merken wir nur beiläufig das Programm an, welches der Reformverein anlässlich der Schleiermacherfeier aufstellte und das in die Formel zusammengefaßt war: einen Gott ohne Bunder, eine Religion ohne Dogmen, eine Kirche losgelöst vom Staat.

Wesentlich anders haben sich die Verhältnisse in der französischen Schweiz gestaltet. Der Lebensnerv der französischen Nation ist der Katholizismus.^{*)} Mit ihm steht und fällt sie. Wie die Revolution ihn beseitigte, sank sie in Ohnmacht; durch ihn erhob sie sich wieder aus ihrer Vernichtung. Ist nun die französische Schweiz unter dem Einfluß Calvin's protestantisch geworden, so hat dadurch das specifisch-gallikanische Element eine starke Ablenkung von seinem Wesen erfahren.

*) Vgl. Kritik über Guizot's Méditations sur la Religion. Revue des deux mondes, Févr. 1869.

Aber es ist ihm dennoch Kraft genug geblieben, um den Protestantismus in eigenthümlicher Gestalt auszugraben, in einer Gestalt, an der sich selbst der numerisch weit überlegene Protestantismus Frankreichs als an seiner unentbehrlichen Stütze emporraht. Verschieden von den Parteistellungen der deutschen Schweiz gruppirten sich hier die Streitfragen. In materieller Hinsicht kennt der schweizerisch-französische Protestantismus nur die zwei sich ausschließenden Partien der Orthodoxie und der Nationalismus; bei dem Mangel an philosophischer Durchbildung, wie der Deutsche sie sucht, anerkennt er keine Vermittelung. In formeller Hinsicht stehen sich ebenso scharf die freie und die Staatskirchliche gegenüber, und über diesen Differenzpunkt mit weit lebhafterer Disputirt als über jenen. Denn während die Mehrzahl der Theologen beider Kirchen sich in der orthodoxen Fassung des Dogmas einig weiß, hat die freie den drei hiesigen kirchlichen theologischen Fakultäten in Genf, Lausanne und Neuenburg, denen sich Montauban anschließt, zwei ebenfalls Anstalten: das Traiteire in Genf mit Merle d'Aubigné an der Spitze und die von Binet gestiftete freikirchliche Fakultät in Lausanne, gegenübergestellt. (Straßburg vermittelt unabhängig dem französischen Protestantismus die deutsche Theologie.) Wenig bei den vorhandenen dogmatischen Gegensätzen gegenwärtig auf eine Vermittelung zu hoffen ist, das trat am deutlichsten zu Tage auf den protestantischen Generalversammlungen Frankreichs zu Paris 1865 und 1866, welche sich auflösten, als im Kampfe über die Principien des Christenthums jegliche Concession an der Leidenschaft der Parteien scheiterte. Derselbe Schauspiel wiederholt sich, wenn auch in beschränktem Umfang, gegenwärtig in Neuenburg und Genf, wo die Begegnung des Streites hoch gehen und die ganze Bevölkerung mitziehen.

Diese Bewegung wurde veranlaßt durch eine öffentliche Vorlesung, welche Herr Buissin, Professor der Philosophie, am letzten 5. December zu Neuenburg hielt, in der er mit Bestimmtheit und Entschiedenheit die Entfernung des Alten Testaments aus dem Schulunterricht befürwortete.^{*)} Drei Tage darauf antworteten der angesehene theologische Lehrer und Schriftsteller Odet auf dieselbe mit einem Gegenvortrag. Jetzt herrscht in Presse und Publikum allgemeine Aufregung gegen den Einen wie gegen den Andern. Ein öffentliches Religionsgespräch über die freikirchliche Aelteste sollte zwischen den Combattanten entscheiden, aber unterdessen weiß sie sich über die Grundlagen der Diskussion nicht zu einig zu vernehmen. Buissin wiederholte seinen Vortrag in Lausanne de Genes und Poole, und Odet folgte ihm mit seiner Entgegnung ebendort nach. Broschüren, Predigten, Vorträge, Versammlungen drängen sich und schürten das Feuer immer mehr. Nach Genf berufen, wo kein Lokal genügt, um seine Zuhörer zu fassen, erregt Buissin gegenwärtig großes Aufsehen und erregt bei gleicher Opposition mit gleichem Freimuth das Wort der Reform.^{**)}

Wie bei den einfachen republikanischen Verhältnissen der Schweiz die öffentliche Meinung, um zu gesetzlicher Anerkennung zu gelangen, sich nicht erst durch ein unüberwindliches

*) Dasselbe ist kürzlich sogar auch von einem Lehrer der Aelteste des Alten Testaments, von Herrn Dr. Popper, Director der Religionschule der jüdischen Reformgemeinde von Berlin, in seinen Diskussionsprogrammen beantragt worden. D. A.

**) Was in Neuenburg bereitete, wird in Genf zu Stand kommen: eine zweitägige öffentliche Diskussion vor dem großen Publikum, ist bereits durch ein von beiden Parteien gleichmäßig zusammengesetztes Bureau, ist für die nächste Zeit verabredet. Auch Bern, wohin Buissin gerufen ist, hat sich zur Vernehmung seiner Erfolge erhoben.

hies Dichtend von bürokratischen Instanzen und Verklausurirungen hindurchzuarbeiten hat, so gab sich die erste Folge dieser Forderung zunächst darin kund, daß eine Volksversammlung in Genéve vom großen Rath die Kostrennung der Kirche vom Staat verlangte. Es steht nun noch zu erwarten, ob der Erfolg in Forderung guthelßen wird. Wenn ja, so wird sich der europäischen Welt zum erstenmal in ihrer Mitte das interessante Bild eines konfessionell und religiös neutralen Staates darstellen. — Im Uebrigen wird diese Bewegung nun anders zu betrachten sein, denn als Vorispiel zu allgemeinen und umfassenden.

Das endlich das italiänische Element im kirchlichen Leben der Schweiz anbetrifft, so wird dasselbe in seinem Wesen wesentlich durch den römischen Katholizismus. Wir haben wohl bei der deutschen Schweiz lediglich den Protestantismus zu Tage gefaßt; denn der deutsche Geist ist protestantisch, das heilige Element ist seinem Wesen fremd und aufgedrungen. Ich in der katholischen Kirche hat es in der letzten Zeit an lebhaften Bewegungen nicht gefehlt. Allein dieselben haben eben weniger ein specifisch volksthümliches Gepräge, als der Geist des Liberalismus mit dem Ultramontanismus innerhalb des eigenen Bereichs überall wesentlich derselbe sein muß und das erfolglos bleibt. Denn die geringste Concession an das Volkthümlichkeit ist jedesmal eine Breche in den kunstvollen, aber ihren Organismus ihres hierarchischen Baues; und deren würde sie nicht manche zu ertragen, da sie nur die Alternative entweder wesentlich zu bleiben, was sie ist, oder zusammenzubrechen. Ein Kampf gegen sie ist nur denkbar, sofern er sich nicht bloß gegen Einzelnes, sondern gegen ihre ganze Grundvorstellung richtet. — Die durch die Unzulässigkeit des Bischofs von Basel angefaßten, über die ganze Schweiz sich verbreitenden Streitigkeiten der letzten Monate sind aus den Tagesblättern bekannt. Wir begnügen uns, hier darauf hinzuweisen, daß der unabweisbare Tendenz des sonst unnabbaren katholischen Systems in der Schweiz in vielleicht nicht allzu ferne Zeit ein Schlag zu entscheidender Tragweite bevorzustehen scheint. Der freigeistigen Strömung auf protestantischem Boden schließen sich auch aus seinem eigenen Lager gewichtige Stimmen an, die des Heringeres anstreben, als auf dem Weg der Bundesversammlung die Lossagung der katholischen Kirche von der Herrschaft Roms zu bewirken. Sollte dies gelingen, so stünde stehen, daß auch das dem Einfluß der Zeit bisher fast unzugängliche kirchliche Element, wie zu den Zeiten Euar's VIII. England, sich allmählich dem befreienden Geist echt nationaler Kultur und volksthümlicher Frische erschließen würde.

So weit uns denn aus dem religiösen und kirchlichen Bestehen der Schweiz ein recht equidivider Hauch frischer Alpenluft entgegen. Wir übergehen uns, daß einerseits zwar der wohlthätige Gedanke der Freiheit in ihren drei Nationalitäten die Bestrebungen auf diesem Gebiete bestimmt und leitet, auch mit größerer oder geringerer Energie, andererseits aber doch einer Zeit ihr besonderes Gepräge gewahrt bleibt. Und es ist, wenngleich psychologisch nothwendig, doch das Interesse an der ganzen Erscheinung.

Ein neues und selbstständiges Drittes aber, das alle Konfessionen und national verschiedenen gearteten theologischen Richtungen aufhebe und in sich vermittelte, über dieselben erheben und zum Gemeingut eines Volkes machen zu wollen, bleibe etwas unerwartetes, wozu die Elemente in der Gegenwart noch viel zu wenig vorhanden sind. Das ist ein Ideal der Zukunft, zu dessen Verwirklichung bis jetzt selbst die allernothwendigsten

Voraussetzungen fehlen. Und doch begegnet uns in der Schweiz auch hierzu ein Anlauf. Im Anschluß an die Reformbewegung in Neuenburg hat sich nämlich daselbst eine freie Kirche konstituirte mit dahin abzielenden Tendenzen. Ein anderer Mitarbeiter des „Mag. f. d. Lit. des Auslandes“ ist uns bereits zuvorgekommen, indem er in Nr. 11 d. Bl. das Manifest dieser freien Kirche mitgetheilt, aus welchem die Grundanschauungen der neuen Vereinigung zu entnehmen sind.

Dieses Manifest *) enthält zwar eigentlich nichts Neues; Wesentliches vermisst man, und Vieles ist unklar, namentlich die Gränze zwischen Religiösem und Sittlichem; aber es behält gleichwohl seine Bedeutung, weniger um seines bewussten sittlichen Ernstes und seiner männlichen Muthernheit willen, die eine Zusammenstellung mit blasser rationalistischer Tugendlehre oder allerlei schwärmerischem Eharlatanismus verbieten, denn als ein gewaltiger Protest des gebildeten Zeitbewußtseins gegen Gewissenszwang, Dogmatismus und Pfaffenenthum.

Ernst Ruy.

Spanien.

Calderon und die deutsche Kritik.

Aus dem Verlage des überaus rührigen Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, das sich die Vermittlung ausländischer klassischer Literatur mit dem deutschen Publikum zur dankenswerthen Aufgabe macht, liegt uns das jüngste Produkt vor: zwei Bände eines neuen „Spanischen Theaters“, die hauptsächlich Poesen von Gil Vicente und Lope de Rueda und die Zwischenspiele des Cervantes enthalten, und denen der Herausgeber, Herr Moriz Rapp, noch zwei andere, mit Dramen von Lope de Vega, Calderon, Moreto und Tirso de Molina folgen zu lassen beabsichtigt. (Sind auch bereits zum Theil erschienen).

Die große Unkenntniß, die sich in Bezug auf diesen wichtigen Theil der Weltliteratur noch aus der Zeit der Schlegelianer durch Nachbetelei und Antipathie kritischer Literarhistoriker bis auf uns vererbt hat, läßt ein derartiges Unternehmen von vornherein als höchst zeitgemäß erscheinen; doppelt dankbar dafür sind wir, wenn das Ganze in so gelungener Weise zur Ausführung kommt, wie die ersten, uns vorliegenden Proben erhoffen lassen. — Mit Recht hat der Uebersetzer seine Kunst auch auf die metrische Form der Originale ausgebeugt: er hat den spanischen in deutschen Rhythmus, die spanischen Actspisler mit trochäischem Gall in den deutschen nationalen Dramenvers umgewandelt und bemerkt hierüber zu seiner Vertheidigung gegen die bisherigen falschen Anschauungen in diesem Punkte: „Trochäen und Anapästus wurden (durch Schlegel und Genossen) mit großer Kunstfertigkeit der deutschen Sprache aufgedrängt, die dafür gar kein Ohr hat. Man hat einigemal

*) Wir lernen es zuerst aus den Mittheilungen der Schweizerischen „Sonntagspost“ kennen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir alle diejenigen, welche dem Fortschritt der schweizerischen Kulturerebns Interesse bekennen, auf diese trefflich redigirte Wochenchrift aufmerksam machen. Sie verdient um so größere Beachtung, als sie es sich zur besondern Aufgabe macht, in ihren Nachrichten alles wahrhaft nationale und volksthümliche Streben in Literatur, Kunst und Sitten des Schweizervolks gebührend zu beleuchten. (S. B.)

**) Spanisches Theater. Herausgegeben von Moriz Rapp. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1868—69.

versucht, diese Studie aufzuführen, zur Quälerei der Schauspieler und zur Vangeweile des Publikums. Die Wahrheit ist, unsere Romantiker, die den Ropf des französischen Alexandrins in unserer Literatur schon beseitigt antrafen, wollten der deutschen Literatur einen Ropf neuer Art im spanischen Afenanzers aufdringen.“)

Willkommen wird dem weiteren Festkreise auch die Vorgeschichte Einleitung sein, die ein kurzgefaßtes Bild der Entwicklung des spanischen Dramas bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts, in großen, oft verschwommenen Umrissen, aber im Ganzen treu und richtig, entwirft. Vom streng literarischen Standpunkte indeß müssen wir hier in Bezug auf einzelne hochwichtige Details ein entschiedenes Bedauern, ja einen Tadel aussprechen, der übrigens nicht allein das vorliegende Werk, sondern ziemlich alle neuere Besprechungen desselben Gegenstandes trifft: — wir finden nämlich, daß der Verfasser leider die neue Phase, in welche die Kritik der klassischen Periode des spanischen Dramas durch die Arbeiten von Harkembusch und A. Z. von Esch getreten, durchaus ignoriert und dafür aus den schlechten Compilations-Ausgaben der Vandersloot'schen Klassiker-Sammlung die antiquierte und längst durch die genannten Autoren zurechtgewiesene Darstellung von Eugenio D'hoza benutzt hat. Besonders für die Kritik Calderon's ist dieser Umstand von zu großem, allgemein wichtigem Interesse, als daß wir nicht an dieser Stelle, so weit es der Raum gestattet, mit einigen Bemerkungen hierbei verweilen sollten.

Wir greifen (S. 17) eine Note heraus, mit welcher der Verfasser bei Benennung des Schauspiels „El Conde de Sex“ mit einer gewissen Selbstgefälligkeit die alte Fabel erneuert, daß König Philipp IV. dies Stück in Gemeinshaft mit Calderon gearbeitet habe: „Das Stück hat die Vorzüge Calderon's ziemlich, seine Fehler aber übermäßig, und das wird von Sr. Majestät herkommen.“ Der Fall ist an sich für die deutsche Literatur insofern ganz besonders interessant, als Lessing (Hamburgische Dramaturgie, Stück 60—68) die nämliche Dichtung anlässlich einer Analyse des „Count of Essex“ von L. Banks (1762), auf deren Basis bekanntlich Heinrich Raabe mit Benutzung der Lessing'schen Aenderungs-Vorschläge sein renommirtestes Theaterstück baute, einer sehr eingehenden Besprechung würdigte und dabei überbaupt zum erstenmale auf die spanische Nationalbühne aufmerksam machte. Die Auctorschaft dieses Dramas war lange Zeit dadurch zweifelhaft, daß sich der Dichter, wie viele seiner Kollegen, aus Furcht vor dem in dramatischen Fragen sehr rigoreosen Madrider Publikum, unter der Bezeichnung „un ingenio de esta corte“ (ein Literat hiesiger Residenz, nicht etwa „hiesigen Hofes“) verdeckte hatte. Abgesehen davon, daß viele hundert Dramen mit ähnlicher Auctorsbezeichnung verfaßt sind (auch solche de dos, tres und selbst seis ingenios de esta corte, von 2, 3 und 6 Mitarbeitern), wird die Vermuthung, daß jener „Ingenio“ König Philipp sei, ganz einfach durch die Thatfache widerlegt, daß Esch bereits vor mehr als zwanzig Jahren (Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien, Bd. III) von verschiedenen Eindringen des „Conde de Sex“ berichtet, die übereinstimmend den Antonio de Guecho (1622?) als den Verfasser nennen. Am Schlagendsten aber werden jene ragen Hypothesen durch eine authentische Censur-Erlaubnis vermindert, die Esch auf seinen neueren spanischen Reisen in der

Bibliothek des Herzogs von Osuna am Ende einer alten Handschrift unseres Schauspiels fand und die folgendermaßen lautet: „*Me visto esta comedia del Conde de Sex con todo cuidado por ser caso de Inglaterra, y quitados unos versos quevan anudados en la primera Jornada, que tocan en la armada que el Señor Philippe II. aprestó contra aquel Regno, noticia que no es bien que se toque*“ etc. (Ich habe dieses Schauspiel vom Grafen Escher besonders sorgfältig durchgesehen, weil es in England spielt, und habe im ersten Act einige Verse gestrichen, welche der Armada erwähnen, die Philipp II. gegen jenes Land ausandte, ein Fall, der hier nicht wieder berührt wird.) Die beanstandeten Verse (dreizehn) berühren das Fleiten-Englisch in sehr unschuldiger, methodisierter Sprache; der Censur tilgt die ganze Stelle und reflektiert die Fude äußerst plump, wobei Esch sehr richtig bemerkt: „Gewiß würde die Theater-Censur sich nicht erlaubt haben, dergleichen Bestimmungen mit dem Werte des Menachs vorzunehmen.“ (Für den Geschichtsforscher ist dieses Document nebenbei insofern von Gewicht, als es deutlich zeigt, wie tief jenes unglückliche Ereigniß von den Gesalbtheiten Spaniens als Wendepunkt ihrer Macht empfunden wurde, da noch nach 83 Jahren dem Ohre des Enkels selbst die leise Erinnerung an die furchtbare Katastrophe fern gehalten werden mußte, die für alle Zeiten dem Throne seiner Ahnen den Todesstoß gegeben hatte.)

Zur Steuer der Wahrheit mußte also hier Herr M. Kapp seinem D'hoza unter werden; wollte er aber durchaus Calderon und den König Philipp in Mitarbeiterchaft zeigen, so hätte ihm das Werk von Esch an Stelle jener pitanten Auktorschaft die folgende kleine Geschichte dargeboten: Philipp IV. hat in einer Soirée die angehenden Dichter und Künstler Madrid vereinigt und macht den Vorschlag, eine Komödie, und zwar „die Schöpfung der Welt“, zu improvisiren. Man entwirft gemeinschaftlich den Plan und theilt sich in die Rollen. Der König spielt den „Herrn der Welt“, und n. A. Calderon den Adam. Die Affenorden ertönen, und Alles geht vorwärts zu allseitiger Zuriickenheit bis zu einer Scene, wo der Erschaffene die Herrlichkeiten des Paradieses zu feiern hat. Calderon, bei seiner Vorliebe für übermäßig gedebnte rhetorische Phrasidie, ergreift die Gelegenheit und ergießt sich nach dem bekannten Melodie, worin jedes seiner Dramen traurige Japnisse hat, in endlosen Schillerungen ohne Maß und Ziel, bis daß zuletzt Sr. Majestät Gott-Vater, etwas gelangweilt, Zeichen großer Ungebuld giebt und auf die theilnahmlose Frage seines Geschöpfes, „was ihm sei“, im Tone der Rolle antwortet: „*¿Gerecent michi deni hergen, einen so redseligen Adam erschaffen zu haben.*“

Von viel ernstlicher, geradezu von reformatorischer Bedeutung auf unserem Gebiete sind aber, namentlich in Bezug auf die Stellung Calderon's in der Literatur, die neuen Forschungskresultate, die Esch nach wiederholtem Aufenthalte in Spanien 1854 als „Nachträge“ zu seinem Hauptwerke veröffentlichte und die wohl hauptsächlich nur ihrer unscheinbaren Form wegen (sie bringen bloß die nackten, verarbeiteten Materialien) bisher wenig Beachtung gefunden haben. Der Allem heben wir hier daraus hervor, daß gerade die geistreichsten Dramen des Dichters, darunter zufällig diejenigen, auf Grund deren Herr M. Kapp seinen Calderon beurtheilt und klassificirt, durchaus keine Originalwerke, sondern nur sprachliche Ueberarbeitungen fremder Dichtungen sind. Während „Der standhafte Prinz“ in Lopez' „Fortuna adversa del Infante Don Fernando de Portugal“ und „Das Weibchen des Gomez Arias“ in dem gleichnamigen Stücke von

) Es gibt wirklich kaum etwas Unsichereres und Unentschiedenes, als die so lange gepriesenen deutsch-spanischen Trachten von Gries, z. B. in dessen Uebersetzung von Calderon's „Leben ein Traum“. Z. B.

weitere Welt, ist besonders „Der Arzt seiner Ehre“ Scene für Scene, nach einem handschriftlich vorhandenen „Medico de su honor“ von Lope de Vega, bloß neu verschriftet und mit einem milderen Schluß versehen. Ferner entnahm Calderon den ganzen zweiten Act zu einer seiner erschütterndsten Tragödien, „Die Rede des Abialen“, wörtlich der „Venganza de Tamar“ von Lope de Melina, und dem „Richter von Zalamea“ gebührt ihm einzig und allein ebenfalls nur die Vereform, alles Andere ist des Eigentums Lope's, dessen Original sich heut in der Bibliothek des kürzlich verstorbenen Don Augustin Duran befindet.

Von bedeutender Tragweite sind diese Entdeckungen deshalb, weil erst mit ihrer Hilfe das Verhältniß Calderon's zu den übrigen Dramendichtern seiner Nation und somit überhaupt sein Platz im Pantheon der Weltliteratur bestimmt werden kann. Alle obengenannten Stücke, weniger der „Standhafte Prinz“, zeichnen sich nämlich sehr günstig vor den Originalübertragungen Calderon's durch eine Eigenschaften aus, die den letzteren in auffallender Weise fast durchgängig fehlt: — die lebenswahre, dramatische Charakteristik individueller Gestalten, jene Eigenschaften, für deren Vorhandensein bei unserem Dichter bis jetzt immer jene Reihe von Komödien, besonders der „Alcalde de Zalamea“, als Beweis angeführt wurde. Außerlich scheiden sie auch sonst sehr hervor durch Einfachheit, Feinheit und streng dramatische Diction, der, zumal im Vergleich mit Calderon, nur stellenweise viele Züge schwülstiger Metaphern und Gongorismen einzufließen zu sein scheinen, und durch das Fehlen der großen heroischen Erzählungen. Alles in Allem, resultirt daraus die Überzeugung, daß Calderon die originell aus sich selbst bestehende dramatische Dichterkraft in der höchsten Potenz, wie sie das Schauspiel und Lope de Vega erreicht, nicht besessen hat, er lag jenseitiger Stellung, die ihm aus religiös-mythologischen Anschauungen unsere Romantiker in der Literatur vindicirten, von deren Titel als verfeinerte Antiquität aus jener Zeit die romantischen Herenfabeln bis auf uns gekommen und traditionell gedankelose Anerkennung noch heute finden, eine solche falsche und unverdient ist. Welt euseus, den wahren poetischen Genius Calderon's verkümmern zu wollen und das Gespür in manden seiner Dichtungen zu verkennen, sind wir vielmehr der Meinung, daß eine genauere kritische Analyse seiner Werke diesem Dichter erst zu wirklicher Würdigung und Selbstheit unter uns verleiht wird, während gegenwärtig sein geringer Ruhm in Deutschland, offen gesagt, über eine respectvolle und ohne Verunklärung lebende Renennung seines Namens nicht hinausgeht. Man tritt an ihn heran mit Anforderungen und Erwartungen, die er billig nicht erfüllen kann, und fühlt sich enttäuscht und verstimmt. Gerade die „unendliche Pracht der Diction“, von der seit den Tagen der Romantik in überhörsenigster Weise gefabelt worden, ist bei Calderon keineswegs vorhanden. Die beste Probe für den Gehalt einer fremden Dichtung ist nach Göthe die Uebersetzung ins Deutsche: man übertrage Calderon Vers für Vers, Wort für Wort, und von jener angeblichen Pracht sehen wir nichts als eine gedrechselte, sehr triviale Phrase mit überlangen flausigen Schleppe, von und wieder aufgeschmückt durch geschweifelte Figuren, deren abgezitterter, drei- und vierfach paralleler Aufbau und unordentliche Verbindung mit dem tablen Grundton des Ganzen auf uns erstickend und abschreckend wirkt. So erscheint dieser Dichter in den als sprachliche Kunststücke nicht genug angerechneten Uebersetzungen von Gries und Schlegel. Und doch, im spanischen Original welehe coloristische Glut, welche überdrückende Klangfülle! Das ist aber nicht Calderon's Eigen-

thum, denn diese Eigenschaften damals als Monopol zuerkannt wurden — das sind Eigenschaften des spanischen Dialects, das dieselben nicht bloß dem Einen Calderon, sondern in gleichem Maße unabhängigen anderen und geringeren Dichtern und in weit mächtigerer Fülle, z. B. einem Lope de Vega (den Schlegel eingestandenemmaßen nur aus einem Dutzend Stücken kannte), einem Lirio de Melina, ja sogar vielen Neueren gewährt hat — ich nenne nur den jetzigen Unterrichtsminister der provisorischen Regierung, José Zorrilla, mit seinem romantischen Zehn-Drama „Don Juan Tenorio“, und seinen „Cuentos del Trovador“.

Das wahre Verdienst Calderon's besteht meines Erachtens nicht darin, daß er wirklich das von ungefundem, romantischem Geschmacke ausgefasante Proletop blühender Diction ist, sondern vielmehr in der zum nationalen Muster angebildeten bildlichen Formvollendung, die er nach dem Vorbilde Lope's mit fast beispielloser theatralischer, manchmal auch etwas breiterbafter Virtuosität der Mehrzahl seiner Dramen aufgedrückt hat — sicherlich ein Moment, das ihn mehr, als die von Schlegel einseitig herausgegriffene unserer heutigen Dramatiker im Gegenja zu Sardou und Dumas für zum Studium empfiehlt. Ist es auch nicht immer Poesie erster Hand, was er uns darbietet, immerhin ist es doch Poesie, ein Etwas, was jene sauberen Geister nicht nur von der Bühne zu verbannen, sondern überhaupt auch aus dem Leben hinaus zu jagen bestrebt sind, um zum Ersatz dafür den Genuß ihrer subjectiven christlichen Lebensanschauung mit dem Jammer der socialen Misere als Wahrheit und Heiligkeit des Lebens und als Lebensgesetz hinzustellen. —

Was bezüglich von dem Obigen dem größten Theile unserer Leser paradox erscheinen muß, weil der Raum ein tieferes Eingehen verbietet, wird, wir sind deren überzeugt, in nicht allzu langer Zeit Gemeingut jedes Gebildeten sein. Wir sind überzeugt, daß die sich in unseren Tagen vollziehende Umwälzung Spaniens, mag sie einen Ausgang nehmen welchen sie will, zwischen uns und diesem Lande dem Fortschritt und dem Verkehr die bis jetzt fehlenden Brücken bauen und namentlich der europäischen Geschichtsforschung die bisher so schwer und theilweise gar nicht zugänglich gewesen Archive der Kirche und des Staates öffnen wird. Specially die sich dann mit unendlichem, neuem Material füllenden Annalen der Dramen-Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, in welcher sich mehr als bei jedem anderen Volke das Gesamtleben der spanischen Nation concentrirte und krystallisirte, werden ein überaus reiches Licht auf viele noch dunkle Partien jener interessanten und wichtigen Cultur-Epoche werfen, die wir noch allzusehr, nach der Schablone, nur durch den blutdürstigen qualmernden Autodafes zu betrachten gewohnt sind, — die aber in Wahrheit aus den Werken ihrer dramatischen Dichter und schon aus dem Don Quixote uns mit ganz anderen, heiteren und feierlichen Farben entgegentritt. Viele in Theater-Manuscripten zerstreute Details werden Aufklärung über historische Facta bringen. Vielleicht auch tritt es dann u. A. offenbar und endgiltig noch zu Tage, aus welchen Gründen der Vater des Don Carlos gleich nach ihrer ersten Aufführung eine der meisterhaftesten Tragödien von Lope de Vega (El castigo sin venganza) verbot, die unter der Maske der florentinischen Porfina-Gabel gewisse Familienverhältnisse des königlichen Hauses, in den Hauptmetriken mit Schiller übereinstimmend, behandelt, im Großen und Ganzen aber wird das erneute, regere und tiefere Studium des spanischen Dramas, abgesehen von jenen positiven Geschichtsergebnissen, vor Allem wieder eine erhebende, nur von Gericinus nicht eingeständene Wahrheit

glänzend bestätigen, nämlich die, daß der Spruch unseres Dichters:

... „Der Mensch ist frei
„Und wir' er in Ketten geboren!“

gerade auf die Dichter selbst die schönste Anwendung und durch sie die stärkste Bewahrheitung findet, und daß weder politische noch dogmatische Zeitrichtungen den Genius hindern, unter allen Verhältnissen, wenn er nur der rechte ist und wenn seine Stunde gekommen, der Nation sein freies Wort in die Seele zu legen.

„Die Zeit ladet nicht ein zu müßigen Beschäftigungen“ — „unsere Gegenwart ist der Vyril, ist dem höheren Drama abhold oder nicht günstig“, sind leere Tragen zur Beschönigung literarischer Unproductivität, Schwinke für die zunehmenden Alterszeichen der heutigen lebensmüden Kritik. Die Zeit schafft und bildet keine poetischen Genies, das Genie bildet seine Zeit. Findet es religiös und staatlich freie Zustände, so nimmt seine Entwicklung ihren ruhigen, schönen Verlauf, — äußerem Druck aber und äußeren Fesseln fehlt es nur größere Spannkraft seines Wesens entgegen und schlägt Wasser aus dem Felsen wie Moses in der Wüste. Ja, gerade in den „abholden“ und „wenig einladenden Zeiten“, in Verhältnissen und Epochen, wo die Korbheit der Außenwelt, die Herrschaft dümmelstümmiger Ignoranz, der anmaßende Zwang des Egoismus und Materialismus jede geistige That zu verneinen, jedem Flug in's Land der Sterne von vornherein die Schwingen verkrümmeln zu wollen scheint, da rückt sich der Geist des Dichters erst recht in das Heiligtum des Ideals, um sein Schönstes zu schaffen, und wenn seine Nation etwas werth ist, so folgt sie ihm und nennt ihn stolz den Helden, — wenn nicht, so wartet er auf die Nachwelt. Einen Sisyrmund jedoch, einen Posa, einen Hamlet oder Faust, wenn er sich in der Seele zu regen beginnt, willkürlich zurückzuhalten und zu unterdrücken, bloß weil „die Zeit nicht zu müßigen Beschäftigungen einlabet“, das dürfte wahrlich so unmöglich sein, als dem ewigen Gestaltungs- und Zeugungsproceß des Kosmos ein Halt zu gebieten.

In dem elenden Dorfkerker der Mancha schreibt Cervantes, in Opposition mit Gerechtigkeit und Richtung von ganz Spanien, seinen unsterblichen Meisterroman. Schüler, als er die ersten gewaltigen Flügelstöße seines Genius wagte, genoss nicht die Freiheit eines Staatsbürgers der Union. Das herrlichste deutsche Drama nach „Wallenstein“, „Der Prinz von Homburg“, entstand in der allerkrüftigsten Zeit unseres Vaterlandes. Seinen „Ogys“ und die „Nibelungen“ dichtete Hebbel in der niederdrückenden, faulen Atmosphäre des Concordats, und unter den abwechselnden Ungewittern blutiger Bürgerkriege und noch blutigeren Despotendrus erob sich in der letzten vier Jahrzehenden, nicht unähnlich seinen Ahnen, der Pöblik der spanischen Sprache und Literatur von Neuem zu reichem, schönem Leben. Hat die Geschichte der Dynastien und Völker der Menschengelei Trübsalliches zu melden?

Herlth.

England.

Die Schlegel-Tieck'sche Shakspeare-Üebersetzung.

Die durch die deutsche Shakspeare-Gesellschaft begonnene neue Ausgabe der Werke des großen britischen Dramatikers in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck schreitet rüstig vor-

wärts; es liegen uns gegenwärtig wieder zwei Bände, der vierte und fünfte, vor¹⁾, von denen jener König Heinrich VIII., Romeo und Julie und den Sommernachtstraum, dieser den Julius Caesar, Was ihr wollt, und den Sturm enthält. Die Treue der Uebersetzung ist längst anerkannt, sie ist noch heute nicht überboten, an ihr war daher wenig zu ändern und wir sie so wie wir deshalb nicht näher zurückkommen. Was uns hier allein zu beschäftigen hat, sind die Einleitungen, welche die Bearbeiter den einzelnen Stücken vorausgeschickt haben, und die sich zunächst auf die Geschichte der Entstehung der jebeimaligen Dichtung, dann auf eine kritische und ästhetische Würdigung derselben beziehen.

Diese Abhandlungen sind äußerst schätzenswerthe Zusammenstellungen und Combinationen, durch welche wir alles zum richtigen Verständniß der Situationen und der Charaktere Erforderliche erhalten, ja die uns tiefe Blicke in die Werkstatt des schaffenden Genius selber thun lassen. So erfahren wir über das erste Stück des vierten Bandes, über König Heinrich VIII., aus der Uebersetzung von W. St. A. Herzberg vorausgeschickten Einleitung, daß dieses Schauspiel zum erstenmal am 29. Juni 1613 und zwar zur Feier der Hochzeit des Prinzgrafen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth aufgeführt und kurze Zeit vorher verkauft worden ist. Aus dieser seiner Entstehung erklären sich auch seine Mängel; es ist gar kein Drama, sondern ein stichrichtiges historisches Gelegenheitsgedicht zur Feier dieses hohen Familienereignisses am Hofe Jacobs I. Schon Ulrich hat für genug dargehalten, wie eine Haupt- und Staatsaction mit der und einer halben Katastrophe (Wardingham — Welsse — Katharina — Ganner), variiert durch eine Hochzeit und einen Ringungszug, abrupt zu Ende gebracht durch eine Kintauze, in welcher die Elemente eines Sathydrasmas mit einer prophetischen Erläuterung begegnen, und dies Alles locker zusammengehalten durch die Person des Titelhelden, aus welcher kein Dichter im Himmel oder auf Erden je eine tragische Gestalt zu machen in Stande gewesen wäre, — wie ein solches Stück nun und nennt man eine Tragödie genannt werden dürfte.

Daß aber ein Dichter wie Shakspeare, auch wenn es um ein Gelegenheitsgedicht galt, sich nicht begnügen konnte, eine Reihe incoherenter Scenen zusammen zu würlen, um eine Hochzeit und Kintauze anzuknüpfen, versteht sich ja wohl von selbst. Ja, daß der große Bearbeiter der Historien dazu einen Gegenstand auserküh, der den Schlussstein bildete zu jenem Pantheon der höchsten dramatischen Meisterwerke, die je durch das Hirn eines Menschen vom Geist der Dichtung empfangen, der Welt poetisch verklärt wiedergegeben sind, daß der Dichter einen solchen Gegenstand wählte, und ihn nicht mit vollem Bewusstsein dieser großartigen Bedeutung gewählt haben sollte, ihn so würdig wie möglich hinzustellen, — das wird uns Niemand glauben machen.

Aber in diesem Ziel: „So würdig wie möglich“, lag eben die unendliche Schwierigkeit, die dramatische Unlösbarkeit der Aufgabe, und die Lösung, welche ihr Shakspeare gegeben hat.

Der gewaltige Kampf der Rosen war in den Tudors' erloschen; noch waren die Reste des Heulandais, die Stadt der

¹⁾ Shakspeare's dramatische Werke nach der Uebersetzung von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck, sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitung und Noten versehen, unter Redaction von F. Ulrich, herausgegeben durch die deutsche Shakspeare-Gesellschaft. Dritter Band, 428 S., und fünfter Band 372 S. Berlin, Georg Reimer, 1868 und 1869.

kinde zu brechen, den Einfluß Roms auf die Geschichte Englands für immer zu beseitigen, um durch die Concentration der Staatsgewalten in der Hand eines wohlwollenden und aufgeklärten Despotismus dem Lande Ruhe und Ordnung, dem Volke Wohlstand und bürgerliches Glück, der Kunst und Wissenschaft einen fruchtbaren Boden zu schaffen. Aber dieser wunderbare Umschwung führte nach dem Rathschluß der Vorsehung durch einen der werthvollsten und wichtigsten Menschen, die je einen Thron entthronen durch seine kleinlichen und gemeinen Leidenschaften und die zügellosen Folgen, welche aus diesen Leidenschaften entspringen, vollzogen werden. Heinrich VIII. bot dem Tragiker Shakspeare nicht einen Anhaltspunkt für seine Kunst. Treu seinem Grundsatze, der Geschichte ihre eigenen Züge aus dem reinen Spiegel des Dramas entgegentreten zu lassen, konnte er die geschichtlichen Charaktere nicht mit eifigen Phantasmagorien verwechseln wollen. Hier blieb ihm nur der historischere Mittelpunkt übrig, aus dem wir erkennen, daß Gott, der Geist der Geschichte, nicht nur das Böse, den herrischen Satanas, sondern auch das Gemeine und Kleinliche und das, was wir, der blind, den blinden Zufall nennen, zu Werkzeugen und Mitteln seiner ewigen Pläne wählt.

Es wird so von dem Uebersetzer gezeigt, warum Shakspeare eine Verherrlichung jenes Zeitalters geben konnte, vielmehr eine Aufhebung der Fäden und Zusammenhänge, die gegen Willen und Willen der äußerlich maßgebenden Träger der Macht, in müssig glorreiche Zeitalter Elizabeth's ermöglichten und durchführten. Und hierbei waltet Shakspeare's Muse mit der Unerschöpflichkeit und unerbittlichen Wahrheitsliebe des historischen Historikers.

Seitler erfahren wir aus der lehrreichen Einleitung, daß sich bei diesem Stücke der Dichter (mit nur Einer erheblichen Ausnahme) sich für die historischen Facta lediglich an Holinshed gehalten hat. Dafür werden einige Beispiele angeführt, und im weiteren Verlaufe gezeigt, daß Shakspeare nicht bloß nach, sondern auch Urtheile über Personen, wenn es ihm nach seinem Gewährsmann wiedergebte und dabei selbst Urtheile und Gedankenlosigkeiten mit wunderbarem Geschick vermischen und dialogischen Effecten zu verweben weis. Zum Beweise dafür sei es gestattet, hier eine Scene anzuführen, die uns einen tiefen Blick in die Werkstatt des großen Dichters thun läßt. Holinshed giebt nämlich wenige Seiten auseinander zwei ganz entgegengesetzte Charakteristiken Heinrich's, die eine nach dem ferilen Lobredner Heinrich's und seinen Begnaden des Cardinals, Holl — ohne seine Quelle zu nennen —, die andere nach dem besonnenen Geschichtsschreiber Campion, der bei den großen Eigenschaften des Verstorbenen mit Anerkennung verweilt. Shakspeare überseht beide Theile in Verse und zwar in derselben Scene; aber er vertheilt unter Katharina und Griffith und erzielt dadurch einen doppelten Erfolg. Er gewinnt durch die Gegensätze der Anschauungen ein neues und energisches Mittel, die Stimmung seiner beiden dramatischen Personen zu charakterisiren, und indem er sie zu Repräsentanten der widerstrebenden Urtheile der Zeitgenossen macht, vermittelt und versöhnt er diese Widersprüche in dem Gemüthe des theilnehmenden Hörers. Mit wie kleinen Mitteln wußte der Dichter also große Wirkungen zu erzielen! Das Urtheil Holl's lautet: „Dieser Cardinal war von großem Verstand; denn er stellte sich den Fürsten gleich und durch seinen, geheimen Treiben gewann er unermeßliche Schätze. Er machte sich wenig Gewissen aus Simonie, war nicht mittheilig, und lehenshaftlich auf seine Ansichten verfaßten. Im offenen

Muthzusaal lag er und sprach die Unwahrheit und war doppelzüngig in Wort und Meinung. Er versprach viel und that wenig; er war fündig im Fleisch und gab der Geistlichkeit ein böses Beispiel.“ Man vergleiche hierzu Shakspeare's Heinrich VIII. Act IV, Scene 2, 31—44, und man wird finden, daß er hier Wort für Wort jene Schilderung wiedergegeben hat. Er läßt Katharina über jenen Cardinal sagen:

„ — — — — — Er war ein Mann
Von unbegränkter Ehrgeiz; stets mit fürchten
Sich messend, der durch sein geheimes Treiben
Das ganze Reich band. Simonie war Recht,
Sein Wille sein Gesetz; im Muthzusaal
Sprach unwahr er, war immer doppelzüngig
In Wort und Meinung. Mitleid zeigt er nie,
Ob sei denn, daß er wen zu hürzen kann.
Was er versprach, war mächtig wie er selbst;
Doch was er that, war — was er jetzt ist — nicht.
Sein Reich war böß; er gab der Geistlichkeit
Ein schlimmes Beispiel.“

Aber auch in Campion's Charaktereildung hat er nur Weniges und mit dem feinsten Tact verändert: „Dieser Cardinal war ein Mann ungewisselhaft zur Hebel geboren — höchst weise, sprach schön, war von hohem Geist, aber nachlässig und fündig im Fleisch, stolz gegen seine Feinde und waren sie noch so mächtig; aber gegen die, so seine Freundschaft annahmen oder sie suchten, wunderbar freundlich: ein weiser Gelehrter, ein Knecht seiner Neigungen, durch Schmeicheleien leicht gewonnen, unerständig im Erwerben, fürsüchtiger im Schenken, wie dies sich erweist durch seine beiden Collegien zu Ipswich und Oxford, ersteres mit seinem Haß zugleich umgestoßen, letzteres unvollendet und doch, wie es dasthet als ein Haus für Studierende, wenn man Alles, was dazu gehört, betrachtet, unvergleichlich in der Christenheit.“ — Man vergleiche damit Shakspeare's Schilderung, die er durch Griffith jenen harten Worten Katharina's entgegenstellt, in der oben angeführten Scene (Act IV, Scene 2, 48—63):

„ — — — — — Der Cardinal.
D'neßel von alldem Stamm, war ohne Zweifel
Zur Hebel angelegt schon in der Wiege.
Er war gelebt, gründlich und reiß gelebt,
Dazu höchst klug, sprach schön und überzeugend;
War stolz und bitter gegen seine Feinde,
Doch gegen seine Freunde sommerrild.
Und war er ungemüthlich im Erwerb
(Und das war fündig), war er doch im Geben
Höchst fürsüchtlich. Zeugniß des das Zwillingspaar
Gelehrten Wissens, das er Euch gestiftet.
Ipswich und Oxford! Jenes fiel mit ihm,
Des Gründers Güte nicht zu überleben;
Dies, wenn auch unvollendet, so verümt,
So hoch in freier Kunst und noch so freiged,
Daß stets die Christenheit es preisen wir.“

In solcher Weise benutzte Shakspeare die Geschichtsschreibungen und ihre Autoren!

Statt auf jedes der einzelnen in den beiden Bänden enthaltenen Dramen näher einzugehen, sei es uns vergönnt, hier nur noch Einiges aus der dem zweiten, Romeo und Julie, von dem Bearbeiter A. Schimid vorausgeschickten Einleitung anzuführen, um auch für Shakspeare's Kunst, namentlich das dramatische Geschick, mit welchem er seine Gewährsmänner zu benutzen verstand, darzuthun.

Eine der prächtigsten Gestalten in jenem Drama ist bekanntlich die alte geschwähige Amme der Julia. In einem längeren Gedichte von Arthur Brooke, welches schon 1562 in England erschienen war, und dem Shakespeare in den Einzelheiten seiner Tragödie folgt, wird nun auch dieser Amme ausführlicher gedacht und sie wird dort in einer Weise charakterisirt, in welcher wir viele Züge wiedererkennen, mit denen Shakespeare diese Figur ausgestattet hat. So erzählt sie, als die Botin Julia's an Romeo, diesem von ihrer jungen Herrin folgendes:

„Ach Gott, wie konnte allerliebst das herge Dingschen frechen!
Ich leg' sie über'n Schooß wohl tausendmal und mehr,
Und klatzsch' ihr — — — — — laßt und küßt es hinterher;
Und solch' ein Schmäßchen war mir größerer Genuß.
Wie je von vorne auf den Mund des alten Buhlers Kuß.
So sprach die Schwärperin von Julia's Kinderzeit,
Und wie es jetzt mit ihr bestelt, erzählend lang und breit.“

Wer wird durch diese Erzählung nicht an jene ähnliche erinnert, wo bei Shakespeare die alte geschwähige Amme der Mutter sowohl wie Julien von ihrem gefährlichen Falle in der Kindheit zu erzählen weiß? — Die Einleitung verleiht ausführlich die Erzählung nach jenem Gedichte, und wir werden durch die Angabe des Inhaltes desselben in den Stand gesetzt, Vergleiche anzustellen über das große dramatische Geschick, mit welchem Shakespeare die einzelnen Züge zur lebendigen Charakteristik seiner Figuren und zur Belebung der Handlung zu verwerthen wußte.

Die Einleitung zu dem dritten Stück des vierten Bandes, zum „Sommernachtstraum“, welche ebenfalls von A. Schmidt geschrieben ist, bringt zunächst eine Untersuchung über die Zeit der Abfassung dieses Dramas, als welche dieselbe festgesetzt wird, in welche auch Richard III., Romeo und Julie, und wahrscheinlich auch Richard II. fallen, die Uebergangsperiode des Dichters von jugendlicher Bedingtheit zur männlichen Reife, etwa um das Jahr 1594. Darauf folgt eine ausführliche Abhandlung über den Volksglauben von den Beem und Eilen zu Shakespeares Zeit, die selbstverständlich auf diese Gestalten in dem Stücke ein helles Licht werfen und ihr Verständniß wesentlich erleichtern muß.

Im „Julius Cäsar“, mit welchem Stücke der fünfte Band beginnt, bringt uns die von demselben Commentator abgefaßte Einleitung, außer einer Feststellung der Abfassungszeit, eine ausführliche Mittheilung aus Plutarch's Leben Cäsar's, aus welcher wieder die Art und Weise, wie Shakespeare diesen Geschichtsschreiber zu seiner Tragödie benutzt hat, sichtbar wird. Ähnlich ist von demselben Verfasser zu dem zweiten Stücke des fünften Bandes, zu dem Lustspiel „Was ihr wollt“, dessen Abfassung in die Zeit zwischen 1598 und 99 gesetzt wird, als Argument desselben ein Auszug aus der im Jahre 1581 erschienenen Geschichte von Apollonius und Silba in Barnaby Riche's Farewell to Military Profession mitgetheilt, der in allen Hauptzügen mit Shakespeares Behandlung des Stoffes übereinstimmt.

Als das letzte der übersehten und erläuterten Stücke schließt „der Sturm“ den fünften Band, in dessen Einleitung A. Schmidt als die früheste Zeit der Abfassung das Jahr 1610 festsetzt und dann nachweist, daß höchst wahrscheinlich Shakespeare — worauf schon Tieck 1817 hingewiesen, und was dann später durch Albert Eohn in seinem Werke über die englischen Schauspieler in Deutschland (London 1865) als ziemlich sicher dargethan ist — des deutschen Dichters Jakob Arndt's, seines älteren Zeitgenossen, Schauspiel „die schöne Sidea“ gekannt und bei der

Abfassung seines „Sturm“ vielfach benutzt habe. Aus dem Stücke Arndt's werden dann schließlich mehrere Scenen wörtlich mitgetheilt, welche zu einer Vergleichung mit Shakespeare von selbst auffordern, aus denen aber auch sofort die große geistige Ueberlegenheit des englischen Dramatikers und seine schätzbare Behandlungswiese des überlieferten Stoffes erhelten.

Dr. Japp.

Schweden.

Carl Marins vergleichende Sprichwörterammlung.

Seit dem Jahre 1515, wo der gelehrte Erasmus seine Sammlung von Sprichwörtern des Alterthums (*Adagiorum collectanea*) in Paris herausgab, sind fast in allen Ländern wiederholte Versuche gemacht worden, die Sprichwörter der verschiedenen Völker vergleichend zusammenzustellen.

Bald ist es eine Auswahl von Sprichwörtern aus mehr oder weniger fremden Sprachen, welche G. Meurier¹⁾, der Abbt d'Humière²⁾, der als Erzbischof von Avignon starb, und A. Delanore³⁾ in's Französische, G. Barrini⁴⁾ in's Italienische und J. Maplet⁵⁾ in's Englische übersezt; bald sind es analoge Sprichwörter anderer Völker, welche die Herausgeber von Sprichwörter-Sammlungen im Originaltext mitgetheilt haben.

So hat schon der berühmte Commentator S. Ruys seinen *Refranes o Proverbios en Castellano*, der zweistältesten spanischen Sprichwörter-Sammlung (Madrid, 1555), französische, italienische und portugiesische Sprichwörter beigelegt.

H. Meijer's *Paroemiologia polyglotta* (Lipsiae, 1605) und J. Gruter's *Florilegium ethico-politicum nunquam antea editum* (Frankfurt, 1610—12) enthalten zahlreiche Anführungen aus den damals bekanntesten Sprachen des Occidents und Orientis.

A. Monesi verglich in seinen *Floris Italicoe linguae novem* (Venetia, 1604) die italienischen Sprichwörter mit den altgriechischen und lateinischen.

Professor Matras stellte seine 1633 in Kopenhagen veröffentlichten *Proverbes, sentences et mots dorés en Français, Italien, Italien et Allemand* in vier Columnen neben einander, und selbst der ehrenwerthe Bürgermeister Ch. V. Grubb in Ralmar vertheilte nicht, in seinem *Pensu proverbiale* (Linsöping, 1665) die schwedischen Sprichwörter durch ähnliche aus anderen Sprachen zu erläutern.

In neuerer Zeit hat namentlich G. von Ghl ein „Sprichwörterbuch in sechs Sprachen“ (Wien, 1830), Karoline Band „National Proverbs“ (London, 1842) in fünf Sprachen, und Dr. L. Grelanowski die Sprichwörter sämtlicher Slavenstämme⁶⁾ vergleichend zusammengestellt herausgegeben, und ihnen hat sich kürzlich ein Schwede, Carl Marin, mit seinen „Sprichwörtern und Redensarten“⁷⁾ in sechs Sprachen angeschlossen. Denn

¹⁾ Recueil de Sentences notables. Anvers, 1563.

²⁾ Recueil de proverbes à l'usage des écoles. Paris, 1800.

³⁾ Choix de Proverbes. Paris.

⁴⁾ Scelta de' Proverbi e Sentenze italiani, tolti da varie lingue. (Venetia, 1668.)

⁵⁾ Select Proverbs. London, 1707.

⁶⁾ Mudroslovi Narodu Slovanského vo Píslavich. V Praze, 1852.

⁷⁾ Ordspärk och Taleätt på Svenska, Latin, Franska, Tyska, Italienska och Engelska, samlade och utgifne af Carl Marin. Stockholm, 1867.

g. Kelly's Proverbs of all Nations (London) ist kaum ein Versuch zu nennen; S. Bone's A Polyglot of foreign Proverbs (London, 1837) leidet aus sieben getrennten Sprichwörterthesen, welche durch einen gemeinschaftlichen Index verbunden sind, und durch in seinem großen, für die Wissenschaft leider wertlosen Zusätzen Sprichwörterlexikon hat zwar die Sucht, möglichst alle Sprichwörter aus fremden Sprachen zur Vergleichung anzuordnen, wird aber, da seine Sprachkenntnisse sich auf Lateinisch beschränken scheinen, nur zu oft von dem Mißgeschick bezeugt, diese Sprichwörter an der unrichtigen Stelle anzubringen, so wie mit allen Druckfehlern abzuscheiden, die in der betreffenden Originalsammlung stehen, so daß wir z. B. auf S. 58:

The young people grunts like the old sow,

S. 53:

Alla simia piace le cirece,

und auf S. 10:

Avec un Si on mettrait Paris dans bouteille,

und bei der Redensart: „Es geht ab wie warme Semmel“ französische finden: Il y a grande foule.

Darin dagegen kennt nicht nur die Sprachen, aus denen Sprichwörter mittheilt, sondern hat auch meist die richtigen Analogien gewählt. Als Schwere hat er natürlich die Sprichwörter und Redensarten seines Vaterlandes vorangestellt, und zu die entsprechenden lateinischen, französischen, deutschen, holländischen und englischen in nebeneinanderstehenden Columnen folgen lassen. Passender wäre es jedenfalls gewesen, auf einer Seite die drei germanischen und auf der andern die drei romanischen Sprachen zusammenzustellen; da jedoch der Verfasser sein Ziel weniger für die gelehrte Welt als für das allgemeine Publikum bestimmt zu haben scheint, so kommt es weniger auf die wissenschaftliche Anordnung des Ganzen als auf die Klarheit des Inhalts an. Darum hat es auch nichts auf sich, wie mitunter Sentenzen, die wohl nie in's Volk gedrungen, in französische:

Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que Voltaire, c'est tout le monde,

ähnliche, als Sprichwörter aufgenommen oder auch öfter in einer jener Sprache ein Sprichwort angeführt haben, das ursprünglich einer andern angehört und bloß durch Uebersetzung in einem neuen Kleide zeigt. Indessen läßt sich nichts schwerer beweisen, als der Heimatschein eines Sprichworts, und da der Verfasser der vorliegenden Sammlung es verabsäumt hat, Quellen anzugeben, denen er seine Sprichwörter entnommen, kann wir nicht zu entscheiden, wie viele von diesen Sprichwörtern, die uns unecht scheinen, es wirklich sind, oder sich in der neuen Gestalt Bürgerrechte erworben haben.

Hat doch Bamber in seinem Verkon, ganz abgesehen von vielen Sprichwörtern, die er nach Körte's Behauptung selbst macht, Alles als deutsche Sprichwörter drucken lassen, was in deutscher Sprache gefunden hat, gleichviel ob es aus dem Nibbischen überliefert war, wie:

Ueber Abbadan geht kein Dorf (S. 5),

aus dem Russischen, wie:

Wenn dir der Archijerej nützen soll, so nenne ihn Metropolit (S. 125),
der aus dem Neger-Englisch in Surinam, wie sämtliche Sprichwörter unter der Rubrik „Kosgeier“ (S. 5), die eigentlich nur Wörter zur Vergleichung dienen sollten.

Wir wollen uns daher damit begnügen, als Probe einige Sprichwörter mitzutheilen, bei denen Ergänzungen nöthig oder Verbesserungen wünschenswerth sein dürften.

Das schwedische Alla dagar äro inte sötterbrödsdagar,

lat. Non semper oleum,

französl. Il n'est pas tous les jours fête,

deutsch —

ital. Ogni di non è festa,

engl. Christmas comes but once a year,

ist das deutsche: Es ist nicht alle Tage Kirmess,

oder: Jahrmarkt ist nicht alle Tage,

welches am Mittelrhein: Et es net ömmer Sonneg (Es ist nicht immer Sonntag),

in der Schweiz: Es ist nicht alle Tage Fleischtag,

in Preußen: Es ist alle Tag' Fischtag, aber nicht Fangtag,

lautet und in den westfälischen und andern plattdeutschen Dialecten zwischen Sonntag, Kirchweih, Jahrmarkt und Fangtag schwankt.

Die Holländer haben: Het is alle dagen geen Vastenavond (Es ist nicht alle Tage Fastnacht); Het is altijd geen Malavond (Sins Maartensavond) (Es ist nicht immer Mai- (St. Martin's-) Abend), oder: Het is alle dagen (altijd) geen jaag-dag (vang-dag) (es ist nicht alle Tage (immer) Jagd- (Fang-) Tag); die Dänen, gleich den Schweden: Det er ei hver Dag Bagedag, es ist nicht jeder Tag Backtag (Det äro icke alla dagar bagedagar); die Norweger: Der inkje hvar Dag Kvitsundag, es ist nicht jeden Tag Pfingsten, und die Isländer: „Nicht immer ist Fasttagsabend (Zuf).“

Im Lateinischen wäre geeigneter:

Non semper sunt Saturnalia,

und im Italiänischen hinzuzufügen:

Ogni giorno non si fanno nozze (Nicht jeden Tag ist Hochzeit).

Das italiänische Sprichwort:

A testa bianca spesso cervello manca

ist nicht das deutsche: Alter schützt vor Thorheit nicht, sondern: Alter macht zwar immer weiss, aber nicht weise, welches die Dänen (Alderdom gjør hvidere, men ei bedere, Alter macht weißer, aber nicht besser), und Norweger (Dei er inkje alle vise, som er graas i Kollen, Es sind nicht Alle weise, die graue Köpfe haben), kennen, aber die Schweden nicht haben, und das dem Lateinischen:

Canitiei non semper comes virtus

entspricht.

Bei dem Sprichwort: Som de gamla sjunga, så gvittra de unga,

lat. A bove majore discit arare minor,

deutsch Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen,

engl. As the old cock crows, so crows the young,

fehlt das französische:

Ce que chante la corneille,

Si chante le corneillon,

wogegen das lateinische nicht hierher, sondern zu dem deutschen gehören würde: „Das Kalb lernt von der Kuh“.

Die volkstümlichen Bezeichnungen des Rimmerhebrä-Tages:

schwed. När det blir sja torsdagar i en vecka,

lat. Cum muli partunt. Ad Graecas calendae,

franz. La semaine des trois jeudis,

deutsch: Dikern, wenn die Böde lammen,

ital. Quando i muli partoriscono,

engl. When two Sundays meat. At latter Lammas,

haben wir bereits in Nr. 40 des 31. Jahrgangs dieser Blätter in einem besonderen Artikel behandelt, zu dem wir hier noch einige Nachträge hinzuzufügen wollen.

Zu den Heiligen, welchen dieser Tag geweiht ist, kommt noch in der Romagna San Onacaro, in Piemont San Mai, und in der Heimat des Rouhi in Nord-Frankreich St. Soion, zu dessen Ehren man „die Kälber scheert“.

In der Romagna vertrittet man auf „das Jahr mit zwei Carnevals“ (l'ann di du Carnuvel) oder l'ann de mèi, das nie kommt; in Sizilien auf „die Woche ohne Samstag“ (la settimana senza sabato); in Neapel „wenn es Rosinen und Feigen regnet“ (quanno chiovettero passe e fico cocche), oder „wenn die Lebern Haare und die Nasen Schwänze haben“; in der Provence „auf die Woche mit vier Donnerstagen“ (A la semana deis quatre dijous); in der Picardie „wenn die Grösche Schwänze“ oder „die Hühner Zähne haben“ (Quand chés guernoules (glaines) ix (az) avont des queues (deints); in Northamptonshire auf Tib's eve, der weder vor noch nach Weihnachten kommt, oder: When we have a month o' Sundays.

Die Deutschen haben „der Juden Christtag“, „zu Weihnachten im Schnitt“ oder „im Sommer“, „wenn der Schneeföhr“ wieder kommt“, „wenn die Henne vor sich scharrt“, wenn es schwarzen Schnee giebt“), „wenn Schaben (Motten) in's Salz kommen“, „wann die Kühe lachen“, oder, wie in Darmstadt: „Wann die Kuh en Waage gill“, und: „Ueberrnorgen, wenn's Heu blüht“.

In Preußen spricht man: „Es geschieht am Zweiunddreißigsten“, „auf weiße Pfingsten“ oder „Op Plunepingsto“; in Holstein: Pingen um de listied (Grüeligt); in Liebenbürgen: „Von de Katz en Oache liegt“ (wenn die Katze ein Ei legt); „wenn der Teufel im Weider ertrinkt“, oder: Af den Gorrefoabtag, auf Pferdepfingsten; in der Schweiz: „Wann die Käsen Ganseler legen“; „Am letzten Bohnenmarkt“, und „am Klammerlistag, wenn b' Schnecken kellen“; im Oberharz: „Wenn die Elbe brennt und die Gänse Wasser tragen“, und in Tirol: „Wenn zwei Staubesen zusammenkommen“.

In Norwegen sagt man: „naar han Sant-Olav kjem attor nordantil, wenn St. Olav wieder nach Norden kommt; in Schweden: När Swijdon klippas, wenn die Schweine geschoren werden; in Dänemark: Naar der kommer to Søndage i een Uge, wenn zwei Sonntage in einer Woche kommen; in Holland: Wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen; te Sint Jutmis, als de kalveren op het ys dansen“ und als Paschen op een' goed vrijdag komt), wenn Ostern auf einen Paschfreitag kommt.“

Grh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Frankreich.

Die französische Schulbildung im Jahre 1866.

Die Gesamtbevölkerung Frankreichs betrug im Jahre 1866: 38,067,064 Seelen. Wovon giebt es nun Männer, Frauen und Kinder, welche nicht lesen oder schreiben können?

Man muß natürlich ganz von den Kindern absehen, die ihres Alters wegen unzurechnungsfähig sind. Das Kind besucht in der Regel die Elementarschule erst vom siebenten Jahre an; erst nach verstrichenem achten Jahre kann man von ihm verlangen, daß es, wenn auch noch nothdürftig, lesen und schreiben kann.

Nun gab es im Jahre 1866 in Frankreich 5,774,814 Kinder unter acht Jahren; diese, von der Gesamtbevölkerung abgezogen, bleiben 32,292,250 Franzosen von acht bis hundert Jahren

oder mehr, die, zwischen den Jahren 1766 und 1868 geboren, unter den verschiedenen betreffenden Regierungen die bilinguistische Schulbildung hätten erlangen sollen, um heute lesen und schreiben zu können.

Recht man von der letzten Zahl 454,557 Personen ab, deren Schulbildung nicht ermittelt werden konnte (221,212 männlichen und 233,345 weiblichen Geschlechts), so bleibt ein Total von 31,837,798 Personen (15,870,173 männlichen und 15,967,525 weiblichen Geschlechts), deren Bildung constatirt wurde.

Das Resultat der Untersuchung ist nun folgendes:

Von 15,870,173 Männern und Anaben über acht Jahren können 3,824,483 (also 24,11 pCt.) nicht lesen. (Nach der Statistik des Kriegsministeriums betrug im Jahre 1866 die Zahl der Rekruten, die nicht lesen konnten, 21,68 pCt.). Von 15,967,525 Frauen und Mädchen über acht Jahren können 5,245,506 (also 32,85 pCt.) nicht lesen. Beide Geschlechter zusammengekommen, ergibt also ein Total von 9,066,989 Personen (im Durchschnitt also 29,48 pCt.), die nicht lesen können.

Was die Zahl derer betrifft, welche schreiben können sollten, es aber nicht können, so beträgt sie 5,468,999 Männer und Anaben über acht Jahre (34,46 pCt.); im Jahre 1866 konnten auf hundert Neuerwählte 25,86 pCt. ihren Ehecontract nicht unterzeichnen und auf hundert Rekruten konnten 27,22 pCt. nicht schreiben, und 7,487,314 Frauen und Mädchen über acht Jahre (46,89 pCt.; im Jahre 1866 konnten auf hundert Neuerwählte 40,98 pCt. ihren Ehecontract nicht unterzeichnen). Die Gesamtbilanz beträgt also 12,536,813 Personen oder 40,69 pCt.

Die Schätzung der französischen Bevölkerung findet alljährlich fünf Jahre statt. Fragen wir daher 1871 wieder nach. Im Jahre 1866 konnten von 12 Franzosen 3 nicht lesen, 4 nicht schreiben, von 12 Französischen 4 nicht lesen, 6 nicht schreiben. Zehn Jahre früher wurde mir erzählt, daß bei einer Zählung von Landleuten in einem kleinen Orte der Vendée von 15 bis 20 Personen das kirchliche Gezeugniß nur zwei unterzeichnet konnten; Einer von diesen Zweien war ein Deutscher! Trotz dieser Thatfachen will die literale Partei nichts von Schulzwang wissen.

Der Minister des Unterrichts, Herr Duruy, dem es um die Hebung der Elementarkräfte Ernst ist, hilft sich je nach der Lage. Die von dem Elsäßer Jean Macé gegründete Ligue für den Volksunterricht sucht das Publikum für die Frage zu interessieren und durch Privatkräfte zu wirken; sie wird aber von dem blödsinnigen Klerus beschützt, und noch jüngst erließ der Bischof von Orléans, der bekannte Dupanloup, dessen Talente weit übertrieben worden sind und der in einem protestantischen Lande, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, eine sehr mittelmäßige Größe sein würde, gegen diese Ligue eine heftige Ermahnung an seine Pfarrer. Diese Ligue hat aber zuletzt durch die Nothwendigkeit bei der legitimistischen-literalen Partei so greiflich gemacht, daß sie dieselbe mit gleichen Waffen bekämpfen muß. Es ist in Rennes, einem legitimistischen Rathenach, eine katholische Ligue für den Unterricht gegründet worden; das Volk wird zwar von derselben albernes Zeug zu lesen bekommen, es lernt aber doch lesen. Der Erzbischof von Rennes hat ihr seinen Segen gegeben. Uebrigens hat in seiner Diocese, im Orte St. Guerd, ein Pfarrvikar schon seit zwei Jahren den Kampf gegen den Schulunterricht durch Italien aufgenommen, indem er sich mit vier „Brütern“ des Ordens Camennais, gestiftet vom Bruder des berühmten Verfassers der Paroles d'un Croyant, in der Stadt angesiedelt hat und dort Schule hält, statt in der Pfarre zu bleiben. In Amiens sucht der Pfarrer von Notre-Dame de Consolation auf eigene Art die von ordentlichen Schullehrern

*) Ernst Adolph von Schweden.

**) Deutsch: Bis der starke Eine isst!

***) Wälsch: To zomer, als de kalveren op het ys dansen (Im Sommer, wenn die Kühe auf dem Eise tanzen).

†) Wälsch: Wenn Pinksten upp'n Fridag künnt.

gebaltene Volksschulen zu entzöckern und die Kinder zu zwingen, bei den freies ignorantes in die Schule zu gehen; er weigert sich, für zur ersten Abendmahlfeier zuzulassen, von einunddreißig fanden nur zwei bei ihm Gnade. In Perigueux hat vor zwei Jahren der Präfect eine Gesellschaft in's Leben gerufen, die sich die Hebung des Elementarunterrichts und des Schulbesuches zur Aufgabe stellt; der dortige Bischof, der unlängst einen anständigen Mann mit einem Fußtritt abfertigte, weil derselbe eckigste hatte, um die Abhebung eines Dorfpfarrers anzuhalten, hat ein junges Mädchen verführt hatte, hat seiner Geistlichkeit streng verboten, dieser Gesellschaft förderlich zu sein oder sich überhaupt mit ihr einzulassen.

Mit solchen Hindernissen hat der Volksschul-Unterricht in Frankreich zu kämpfen!

Kleine literarische Revue.

— **Friedrich Rückert's sämtliche Werke.** Die vortreffliche, kritisch-kritisch geordnete Gesamtausgabe von Friedrich Rückert's poetischen Werken in zwölf Bänden (in fl. 8.) ist nunmehr bis zur 34. Lieferung, bis zur Vollendung des neunten Bandes, gegeben. Wir haben uns über die Zweckmäßigkeit der Einteilung der neuen Ausgabe, wodurch zur besten Anerkennung dieses, wie kein Anderer, formengewandten und fremdes Völkler- und Kulturleben umfassenden, deutschen Dichters wesentlich beigetragen wird, in diesen Blättern bereits ausgesprochen. Mit Ausnahme der allerdings an vielen Mängeln leidenden Dramen, welche den neunten und zehnten Band in Sammlung bilden, kann diese Ausgabe Rückert's als würdiger Abschluß des mit Fleißig beginnenden Eulenspiegel deutscher Klassiker gelten, und sie darf daher in keiner Bibliothek fehlen, die auf literarhistorischen Werth irgendwie Ansprüche macht. Die beiden Bände Rückert's, die dem ersten und dem achten Bande beigegeben sind, ergänzen sich gegenseitig in höchst anziehender Weise. Das erste stellt nämlich Rückert mit seinem genialen, jugendfeurigen Anstich dar, wie er in Rom, im Jahre 1818, von einem deutschen Künstler gemalt wurde, und das zweite zeigt uns den Greis, den Landmann von Reusey, im J. 1864 von Bertha Froriep gemalt, dessen langes, wallendes Haupthaar zwar ergraut ist, dessen Jügel aber noch, wie vor einem halben Jahrhundert, die Signatur des Genies und des freien deutschen Mannes tragen.

Die Dichters in Nord- und in Süd-Deutschland und im großen österreichischen Kaiserstaat werden hoffentlich überall auch durch Anschaffung dieser echten deutschen Dichterwerke bewiesen, daß sie ein „einig Volk von Brüdern“ sind. S. 8.

— **Handbuch der deutschen Dante-Gesellschaft.** Der kürzlich erschienene zweite Band dieses Jahrbuchs**), herausgegeben von Karl Witte, stellt sich als ein Vereinigungspunkt nicht bloß deutscher, sondern auch italienischer und englischer Studien über Dante dar. Herr Giambattista Giuliani, der heutige Erzfürst der Divina Commedia am Istituto di studi superiori in Florenz,

wo bekanntlich Boccaccio der Erste war, der dieses Lehramt bekleidete, theilt darin in italienischer Sprache seinen Commentar des dreizehnten Gesanges der „Dölle“ mit, und zwar mit der sein System der Kritik bezeichnenden Ueberschrift „Dante spogliato con Dante“. In englischer Sprache veröffentlicht Dr. Henry Clart Barlow Conjecturen über die Persönlichkeit der Matelda, welche Dante im „Paradies“ als Donna soletta einführt. Einer längeren Abhandlung des schweizerischen Pfarrers Scartazzini über Dante's Vision im irdischen Paradies, verglichen mit der biblischen Apokalypsil, schließt der deutsche Pastor Leopold Witte (ein Sohn des Herausgebers) Betrachtungen über diese Vision an. Karl Witte selbst hat zahlreiche Beiträge geliefert: zunächst über „die Tierwelt“ in der D. C., über Handschriften der D. C. in Konstantinopel und Cagliari, und Nekrologe von sechs seit Gründung der Deutschen Dante-Gesellschaft verstorbenen Mitgliedern derselben: E. G. Blanc, Eduard Gerhard, G. Lamburini, Adolf Dörr, Vogel von Vogelstein und S. F. H. Weges, woran W. M. Huber den Nekrolog einer hochbegabten Frau und Dante-Kennerin, Stefania's von Hoffinger, gereicht hat. Hermann Grienberich berichtet über einen Dante-Gedeh in der Capstadt, Alfred von Reumont über Dante's Familie, Theodor Paul über Dante's Portrait und Karl Hartisch über die von Dante benutzten provenzalischen Quellen. Außerdem sind noch zehn verschiedene, größere oder kleinere Abhandlungen über Dante und die D. C. in dem vorliegenden Bande enthalten, der jedenfalls ein achtungswerther Beweis der großen Verehrung ist, die dem Vater der modernen italienischen und europäischen Poesie und Epik in Deutschland zu Theil wird. S. 9.

— **Dixon's Buch über den Tower.** Der Verfasser von *Reise in Amerika* und der „Seelenbräute“ hat sich aus der ungesunden Sphäre der amerikanischen, englischen und deutschen Mysterien wieder auf den kulturgeschichtlichen, lehrreichen Boden Altengländs gestürzt, und in einem anziehenden Buche, welches Nr. 1007 der Tauchnitz Collection for Continental Circulation bildet, präsentirt er uns vierunddreißig, ihrer Majestät der Königin Victoria gewidmete, historische Studien über Her Majesty's Tower, dieses älteste aller Burgeschlöffer und Burgtürme Europas, so viele deren in alten Bauwerken noch vorhanden sind. Während, wie Dixon sagt, die Anfänge des Towers der kaiserlichen Burg in Wien aus der Zeit des englischen Königs Heinrich III., der Kreml in Moskau und der Dogenpalast in Venedig aus dem 14. Jahrhundert, die Anfänge des Vaticans aus der Zeit der Borgias, das Louvre aus der Zeit Heinrich VIII., die Tuilerien aus der Zeit Elisabeth's, Sanssouci und das Esorial aus dem achtzehnten Jahrhundert stammen, wurden die jetzigen Gebäude des Towers, die sich an einer Stelle befinden, wo einst ein römisches Castrum aus der Zeit Cäsars stand, von Wilhelm dem Eroberer angelegt und von seinen normannischen Nachfolgern vollendet, und bis zum Jahre 1100 reichen die Chroniken und die Kerkergeschichten des Towers zurück. „Der Tower“, sagt Dixon, „hat für uns eine Anziehungskraft, wie diejenige, welche das Vaterland oder die Schule, in der wir erzogen wurden, auf uns übt. Wohin wir auch wandern — jenes grimmige alte Bauwerk am Themsepuhl wandert mit uns: es bildet einen Theil von Allem, was wir wissen, von Allem, was wir sind. Ob das Meer uns auch

*) Friedrich Rückert's gesammelte poetische Werke in zwölf Bänden. Herausg. v. W. S. D. Saerländer, 1868—69.

**) Leipzig, R. A. Weidmann, 1869.

*) Her Majesty's Tower. By William Hepworth Dixon. Copyright Edition. Leipzig, Tauchnitz, 1869.

von der Thematik trennt — der Tower haftet fest an uns, als ob er ein Lebensmoment wäre. Shakespeares Blätter zeugen von ihm und auf Bacon's Geschichte wirft er seinen düstern Schatten. Viele unserer Bücher wurden in seinen Kellegewölben geschrieben: des Herzogs von Orleans „Possesses“, Raleigh's History of the World, Eliot's Monarchy of Man und Penn's No Cross, no Crown. ... Von den Tagen Heinrich's des Erbauers bis zur Zeit Heinrich's von Richmond war der Tower, als der stärkste feste Platz im Süden Englands, abwechselnd das prächtige Schloß und das dumpfe Burgtverließ aller unserer Fürsten. Hier hielt Richard III. seinen Hof und gab er seine Krone auf. Hier wurde Heinrich VI. ermordet, hier der Herzog von Clarence in Wein erstickt und hier wurden König Edward und der Herzog von York auf Richard's Befehl erschlagen.“

Z. 2.

— Alexander Petöfi. Dem im Kampfe für die Freiheit und das Verfassungsrecht seines Vaterlandes im J. 1849 gefallenen magyarischen Dichter ist in der Schweiz, wie in Deutschland, fortbauend ein so lebhaftes poetisches Interesse gewidmet, daß die im vorigen Jahre zu Bern erschienene neue deutsche Uebersetzung der Dichtungen Petöfi's, von Theodor Opitz, auf eine wohlwollende Theilnahme von Seiten des Publikums rechnen konnte, obwohl wir seit zwanzig Jahren mit Bearbeitungen Petöfi's, die allerdings, was die künstlerische Form betrifft, Manches zu wünschen übrig ließen, förmlich überschüttet worden sind. Die vorliegende neue Uebersetzung eines Theiles seiner epischen und seiner sämtlichen lyrischen Gedichte, denen eine treffliche Lebensskizze Petöfi's auf 109 S. vorangeht, ist zwar auch noch immer nicht ganz frei von ästhetischen Sünden und prosaischen Verstößen, doch sie liefert im Ganzen ein treues, Achtung einflößendes Bild des tapfern Magyaren, der bis zu seinem letzten Lebenshauche, mit der Fellei wie mit dem Schwerte, gegen die österreichischen Unterdrücker seines Vaterlandes gekämpft hat.

Z. 2.

— Zur Farbenlehre. In dem vornehmlich für Architekten, Maler, Johann aber auch für Techniker, Bau- und poltechnische, höhere Gewerbe- und Real Schulen bestimmten Bändchen: „Die Farbenlehre von Guido Schreiber“) hatten wir eigentlich etwas Anderes erwartet. Es ist der dritte und letzte Band des von demselben Verfasser herausgegebenen Werkes „Das technische Zeichnen“, in welchem sich der Verfasser so ziemlich auf den praktischen Standpunkt allein stellt. Auch in dem Vorwort zu diesem Bändchen sagt er: „Wir stützen unsern gegenwärtigen Vortrag zunächst auf eine empirische Auffassung der Naturerscheinungen; denn wir wollen die Farbenlehre popularisieren zum Nutzen all' Jener, welche Farben in artistischer Absicht zu behandeln wünschen. Dem Physiker bleibe es überlassen, dasselbe Feld mit seinen experimentellen und analytischen Hilfsmitteln zu bearbeiten und hier den Zusammenhang der Dinge bis zu den Marken der menschlichen Erkenntnis nachzuweisen. Für uns muß alles Hypothetische auf das Unmögliche beschränkt bleiben, weil es dem nicht ganz kundigen das Auge trübt. Lebten doch die größten und für immer bewunderten Koloristen schon lange, bevor Newton seine „Optik“ schrieb, und wir haben ja der Zeugnisse genug, wie sie mit offenem Sinne zur Natur

schauten und bei ihr jene Belehrungen und Anreize fanden, in deren Süße sie das Große geleistet.“ Dennoch geht der Verfasser auf die neuesten Hypothesen, besonders im II. Theile „das Vorkommen der Farben“ tief und gründlich und läßt nicht immer in erwünschter Klarheit ein. Uebrigens ist die Bemerkung über den Mißspruch des Vornamens mit der Behandlung durchaus kein Vorwurf sein. Wir wollten nur festhalten, daß bei der Behandlung eines solchen Stoffes wie die Grundregeln und Wahrheiten, noch die Annahmen, v. n. vernunftgemäß begründeten Schlüsse der Wissenschaft ignoriert werden können — und daß, wenn man Goethe's Weges folgt, man selbst auf der Bahn des „Entwurfs der Farbenlehre“ weder Poesie noch Wissenschaft vernachlässigen darf.

Wahrheit populäre Darstellung nennen wir — gleiche auf welchem Gebiete — eine klare, für Jeden verständliche; u. dieselbe wollen wir dem Hefte im Allgemeinen keineswegs sprechen. Daß der Verfasser auf seinem Gebiete durchaus Hause ist und daher für den praktischen Gebrauch etwas Nützliches geleistet hat, müssen wir anerkennen. Die Ausstattung, mit Farbentafeln und 15 Abbildungen des Verfassers, ist Spamer lobenswerth.

Literarischer Sprechsaal.

Der erste „Niederländische Sprach- und Literar Kongress“ wird im J. 1869, in den Tagen vom 5. bis 8. September, in Belgien, und zwar in der Universitätsstadt Löwen stattfinden. Schon jetzt erläßt das Lokal-Comité, aus den acht besten Männern der Stadt zusammengesetzt, an alle Herren der gemeinsamen Sprache und Rationalität in Noord- und Südniederland die Aufforderung, sich recht zahlreich auf bevorstehenden Kongresse einzufinden. Es heißt in dieser Sprache: „Jehn Kongresse haben abwechselnd in Süd- und Noordniederland stattgefunden, und es ist erfreulich, auszuweisen zu können, daß durch das unermüdlige Streben der Herren der eigenen Volkstümlichkeit und gemeinsamen Bildung sittliche Einigung beider Länder mehr und mehr an Kraft gewonnen hat. Es wäre überflüssig, etwas über den Zweck die Tendenz dieser Versammlungen zu sagen. Ihr unbegrenztes Fortbestehen zeugt für ihre Zweckmäßigkeit und Nutzen; ja, unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ist in der That eine Nothwendigkeit geworden.“ — Ein bescheidenes Zeugnis der Zeit ist es, daß auch die gelehrten Glieder der früher so wenig kultivierten „katholischen Universität“ von Löwen nicht bloß ihre gastlichen Häuser, denn auch ihre Herzen freudig den aus Holland zu erwartenden aus Nichtkatholiken bestehenden Freunden und Vertretern der niederländischen Sprache und Literatur öffnen. Bewußtsein, daß man einer drohenden, gemeinsamen Gegenwart sich befinde, drängt alle konfessionelle Eiferer den Hintergrund und muntert auf beiden Seiten das Bestreben, sich geistig zu rufen, um für die gemeinsamen Güter solidarisch einzustehen.

Eine andere erfreuliche Erscheinung in Belgien ist auch im wallonischen Theile des Landes, und zwar in Hauptstadt Lüttich, die Theilnahme für das nationale und Streben der Flamingen zu erwachen beginnt. Unter Leitung des Professors Stecher in Lüttich wurde, daselbst

*) Alexander Petöfi. Von Theodor Opitz. (1. Band von 372 S.) Bern, Haller'sche Verlagshandlung, 1868.

**) Leipzig, Otto Spamer.

lammher Verein begründet, an welchem eben sowohl Studierende als Arbeiter Theil nehmen, und wo von Zeit zu Zeit Vorträge in holländischer Sprache über die Geschichte und die Literatur der im niederländischen Provinzen gehalten werden.

Auch in Brüssel ist man jetzt in patriotischer Aufregung, die französischen Bühlerinnen gegenüber bei Gelegenheit der Sitzung über die Frage, ob Directionen, die in Frankreich ihren Sitz haben, belgische Eisenbahnen sollen verwalten können. In der am 21. März stattgehabten Versammlung von Schriftstellern und Gelehrten, unter denen sich die Herren Conscience, Delcroix, Dr. Baron Geelhand, Eman. Spiel, van der Horst und viele andere Männer vom Ruf befanden, wurde die Gründung einer Gesellschaft zur Beförderung der niederländischen Literatur und Kunst angeregt. Demnächst will man nun ernstlich zur Errichtung eines flämischen Nationaltheaters in Brüssel, mit einem ständigen Repertoire von Schau- und Lustspielen und Opern eilen. Sowohl die Staats-, als die Stadtbehörden sollen Unterstützung angegangen werden, und hofft man, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen bereitwilliger dazu werden, als je früher waren. Es ist ein Comité ernannt, das die Sache mit vielem Eifer in die Hand genommen hat. Zur den 11. April ist eine Aufführung des von Spiel geleiteten und von Benoit componirten historischen Träuerspiels „Schelde“ im Théâtre de la Monnaie in Brüssel in feierlichster, feierlicher Weise vorbereitet. Es sind Einladungen dazu an bekannten Verehrer der flämischen Sache und der belgischen Selbstständigkeit ergangen. Für diejenigen, die kein Vlaanderen verstehen, ist ein erklärendes Textbuch in französischer Sprache erschienen. (Eine vollständige Uebersetzung hat Herr Dr. Doust de Borkenfeldt geliefert.) Die in diesem Buche begehrtesten Musikwerke vorkommenden vaterländischen Lieder sind jetzt in aller Munde, ebenso der berühmte, gegen französische Eindringlinge gerichtete Schlachtensruf der alten Zeiten: „Vlaanderen den Leeuw!“ (Flandern dem Löwen!) In Brüssel fangen die wallonischen Elemente des Volkes Empathien für die nationale Erhebung ihrer flämischen Genossen zu zeigen, obwohl die höheren Schichten der Nation meistens noch indifferent sind.

Kürzlich ist von der durch die Krankheit und das Ableben des einzigen Bearbeiters Dr. S. Neuberg lange unterbrochenen holländischen, autorisirten Ausgabe von Thomas Carlyle's „Geschichte Friedrich's II. von Preußen“ ein neuer Theil erschienen und vorliegt das ganze Werk erschienen. In diesem und vorliegenden fünften Bande hatte Herr Neuberg die Uebersetzung des achtzehnten Buches und die ersten des neunzehnten, etwa die Hälfte des Bandes, hinterlassen; die Bearbeitung der anderen Hälfte desselben wurde der Zustimmung des Herrn Carlyle, der mit Neuberg in ständiger Verbindung gestanden, dem ebenfalls in England lebenden Dr. Friedr. Althaus übertragen, und wir können,

nach Vergleichung der Arbeit des Letzteren mit der seines verstorbenen Vorgängers, die Versicherung aussprechen, daß dadurch das deutsche Buch eher gewonnen als verloren hat. Herr Neuberg hat bekanntlich etwas darin gesucht, den fraulichen, hyperbolischen Stil Carlyle's nicht bloß treu wiederzugeben, sondern ihm auch noch durch eigene Selbstanklagen ein von der heutigen historischen Schreibart der Deutschen sehr abweichendes Ansehen zu verleihen. Nicht den leisesten Versuch hat Herr Neuberg aber gemacht, in einer bescheidenden Anmerkung zum Text die von völliger Unkenntnis der historischen Arbeiten eines Schloffer, Ranke, Häufig, v. Sybel u. A. zeugenden Angriffe Carlyle's auf den deutschen „Thraubst“ zu widerlegen. Es mag allerdings eine solche Verichtigung nicht gerade die Aufgabe eines vom Verfasser selbst protegirten deutschen Uebersetzers gewesen sein; in keinem Falle brauchte er jedoch die abenteuerlichen Aufstellungen deutscher Wissenschaft, wie sie Herr Carlyle seinem „Smelungus“ in den Mund legt, noch durch eigene Anmerkungen zu bestätigen, wie dies z. B. noch im vorliegenden fünften Bande auf S. 260 geschieht.

Der Londoner „Verein der Künstlerinnen“ (Society of Female Artists) hat eben sowohl philanthropische als künstlerische Zwecke, indem er durch seine Ausstellungen auch zur besten Verwerthung der von weiblicher Hand gelieferten Kunstarbeiten beizutragen sucht. Das Vermögen dieses Vereins, das sich durch Beiträge und Schenkungen stets erhält und vermehrt, wird zum Theil zu Unterstützungen bedürftiger Künstlerinnen verwandt. Die in diesem Jahre vom Verein veranstaltete dreizehnte Kunstausstellung zeigt nicht weniger als 483 Gemälde und Zeichnungen von Damen, unter denen sich viele wahrhafte Künstlerinnen befinden. Die Wasserfarben-Malerei, die sich in England einer großen Liebhaberei erfreut, hat unter den Damen viele Verehrerinnen; die Wasserfarben-Bilder sind daher auf der Ausstellung zahlreicher, als die Oelgemälde. Besonders werden die charaktervollen Bilder einer Mrs. Bachhouse bewundert, von denen das eine „Papa's Dinner“ und das andere „Wünschen Sie etwas Alter“ heißt. Die meisten Triumphe trägt jedoch das gewissermaßen der Frauenhand von der Natur angewiesene Kunstgebiet der Blumenmalerei auf dieser Ausstellung davon. Unter den Namen der besten Künstlerinnen befinden sich eine Miss Landseer (Schwester des geschätzten Tiermalers Sir Edwin L.), zwei Misses Swift und eine Mrs. Ward, welche Letztere jetzt die berühmteste Malerin Englands ist.

Die holländische Arbeiter-Industrie-Ausstellung zu deren Förderung sich in Berlin ein Central-Comité gebildet hat, findet in England, Belgien und Nordamerika so großen Beifall, daß die Veranstaltung derselben ganz andere Dimensionen annimmt, als man anfangs für erforderlich hielt. Es wird darum nicht die Ausstellung in Utrecht, sondern in Amsterdam stattfinden. Eine lebhaftere Betheiligung deutscher Aussteller an diesem auf das Wohl der arbeitenden Klassen besonders berechneten Unternehmen ist aus mehr als einem Grunde höchst wünschenswerth. Insbesondere ist es nicht unwichtig, daß gerade jetzt neben Frankreich auch Deutschland in den Augen der Niederländer würdig vertreten werde. Anmeldungen nimmt der Secretair des Berliner Central-Comités, Kangleitrah Duand, Antikierstraße Nr. 7, in Empfang.

*) Analyse de l'oratorio historique flamand „De Schelde“. An- B. J. Wees.

*) L'Exant. Traduction française en vers. Bruxelles, Vander- ma.

*) VI u. 708 S. Mit fünf Tafeln in mehrfarbigem Stein- druck. In G. H. Loebeck'scher Druckerei, R. v. Deder, 1869.

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:
Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,
 gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von
Herman Grimm. Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (68)
 Der zweite Abdruck (1864), die Photographien der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COLECCION DE AUTORES ESPAÑOLES.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neu erschienen:

Tomo XXV. Cervantes, Novelas escogidas.

Eine ähnliche billige Ausgabe dieser Musternovellen existierte bisher noch nicht.

Tomo XXVI. Trueba, Cuentos de color de rosa.

Diesem Band der beliebten Erzählungen ist zugleich ein Glossar beigegeben zur Erklärung besonderer Ausdrücke.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geh. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neu erschienen:

Tomo IX. Silvio Pellico, Le mie Prigioni e Poesie scelte.

Dieser Band enthält ausser einer correcten Ausgabe von „*Le mie Prigioni*“ auch die 12 *Capitoli aggiunti* hiezu und die Zusätze von Piero Maroncelli. Ferner sind darin die beiden Tragödien „*Francesca da Rimini*“ und „*Tommaso Moro*“, eine sorgfältig getroffene Auswahl aus den *Cantiche* und *Poesie* des Verfassers, sowie endlich eine Biographie von Silvio Pellico aufgenommen. (69)

Verzeichnisse der bisher erschienenen Bände meiner Bibliothek ausländischer Autoren in den Originalsprachen sind durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsclassen.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schläcker. (70)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Februarheft (Nr. 6—9) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Astronomie. Die Pleiadenbergen. — Die Sonnenfinsternis am 18. August 1868.
Meteorologie. Die Temperaturabnahme mit der Höhe und die Windrichtungen. — Der Höhe der Subalpen. **Geologie.** Eiszeitbildung in den nordwestlichen Provinzen Englands.
 — Die geologische Entwicklung des Samlandes. **Physik.** Eine neue chemische Wirkung des Lichts. — Elektricität durch Druck. — Ueber dunkle Körperstrahlen. — Elektricitätsentladung durch chemische Lichtwirkung. — Der Meißner. — Die Spectren des Sauerstoff und Stickstoffs.
Chemie. Neue Verbindungen des Siliciums. — Die Bildung der Phosphorsäure aus ihren Elementen. **Botanik.** Einfluss des Lichtes auf die Vegetation. — Lösung der Bodenbestandtheile durch die Pflanze. **Biologie.** Entstehung der kleinsten Organismen. — Flügelbewegung der Insekten. **Zoologie.** Ueber Sternschnuppengallert. **Technologie.** Petroleum aus Petroleum-Rückständen.

In der C. S. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen: (71)

Baron Carl Claus von den Dedes's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden, Fürstin Adelheid von Pleß, von Otto Kerßen, früherem Mitgliede der von den Dedes'schen Expedition. **Erzählender Theil.** Mit zahlreichen Abbildungen, gezeichnet von C. Hein, C. Hein, S. Sundland und Anderen, und Karten von B. Haffenstein. **Erster Band.** gr. 8. carton. Preis 5 Thlr. 15 Ngr.

Ein wirklich gutes Reisebuch ist eine Seltenheit, eine schwierige, nicht oft gelieferte Aufgabe. Ist es anziehend, lesbar und unterhaltend, so hat es in der Regel wenig oder keinen geographischen Werth; ist es dagegen geizig und inhaltreich, so ist es gewöhnlich seiner Form nach langweilig und abschreckend. Das vorstehende Werk aber vereinigt in seltener Weise beide gute Eigenschaften und ist deshalb sowohl Denjenigen zu empfehlen, welche ein unterhaltendes Reisebuch suchen, als Denen, welche ein Buch wissenschaftlichen Inhalts erwarten.

Das vollständige Werk wird aus zwei Theilen bestehen, aus einem erzählenden und einem wissenschaftlichen, von welchem jeder wieder in zwei Bände zerfällt.

Käufer des erzählenden Theiles find nicht zur Annahme des wissenschaftlichen verpflichtet.

Bei S. Einzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Friedländer, L., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. **Erster Theil** Dritte vermehrte Auflage, gr. 8. 24 Bde. **Candide, A.,** Vernunftliche Gedichte. 8. Preis 24 Gr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien im vorigen Jahr:

So sprechen die Schwäbe
 Sprichwörter, Redensarten, Sprüche, gesammelt von
 Dr. Anton Göttinger.

Velinpapier. 16. mit eleg. Umschlag; 12 Bde. Der Verfasser, ein Kenner von Land und Leuten in Schwaben, stellt hier, was er seine Freunde auf mancherlei Streif- und Zügen gesammelt, zu einem Büchlein zusammen und so etwas dar, was fehlt, es durch witzigen Humor und naive Beobachtung

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder Maximilian Heine 1863. Velinp. 8. geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Die zahlreichen Verehrer Heinrichs Heine werden in diesen Zeilen seines Bruders manche neue Seiten des Verstorbenen finden. Von besonderem Interesse ist zum ersten Male mitgetheilte Anekdote Heine's; das deutsche von 1846, ein französisches von 1848.

In unserm Verlage ist erschienen:
Herman Grimm,
Ueber Künstler und Kunstwer.

Zwei Bände. Lex.-8. Velinpapier Mit 15 Photographieen von Kunstwer 1865. 67. eleg. geh. Preis 4 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten zehrende Essays über die bedeutendsten Künstler, u. A. über Raphael, Michelangelo, Leonardo, Dürer, Hans Holbein Carstens, fast sämtlich aus der Hand des Herausgebers. Wir heben hier u. vielen nur die folgenden heraus.

I. Renans Leben Jesu und die Geschichte. — Die Darstellungen der Heiligen in der modernen Kunst. — Jacob A. Carstens. (Vortrag.) — Albrecht Dürer Venedig. — Michelangelo's Statuen Mediceer. — Leonardo's Statue des Cesare Sforza.

II. Raphael's Verhältnis zur Antike. Dürer und Raphael. Raphael's Gal. Raphael's Tod. — Gelegentliches Albrecht Dürer und Göthe. — Ein daille der Lucrezia Borgia dem Filiz zugeschrieben. — Nachträge zum Michelangelo's. — Holbeins Reise Frankreich. — Die Briefe des Erasmus Pirckheimer und Dürer. — Die position der Wandgemälde Raphael's Vatican. Ein Vortrag von Dr. H. Br. — Albrecht Dürer's Einlass auf die Entwicklung der deutschen Befestigung von Colmar Freih. von der Goltz Shakespeare's Todtenmaske. — Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslands.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an. In den meisten Buchhandlungen ist, in der Zeitungs-Expedition.

Zulieferungen mit Briefe sind franco durch u. in die Buchhandlung. Der Preis des Jahrganges ist 1 Thlr. 10 Ngr. oder durch Buchhändler-Vermittlung ist tagbuchung zu richten. Angenommen werden die Abnahme des Jahrganges 1866. Der Preis des Jahrganges ist 1 Thlr. 10 Ngr. oder durch Buchhändler-Vermittlung ist tagbuchung zu richten. Angenommen werden die Abnahme des Jahrganges 1866. Der Preis des Jahrganges ist 1 Thlr. 10 Ngr. oder durch Buchhändler-Vermittlung ist tagbuchung zu richten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 10. April 1869.

[N° 15.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Vater des blauen Auges. (Von Heinrich von Malzan.) 209. — Was Ming! Fürst und Kaiser. 213.

Roman. Ludwig Schellinger: Geschichte Böhmens. Folgen der Schlacht am Weißen Berge. — Die Gecken und das freie Bürgerthum. 214.

Novellen. Zur Abschaffung der Todesstrafe. 215. — Roman. Giulio's Studien im Archiv der Staatsinquisition von Venedig. 217.

Ausland. Eine de Joinville's Geschichte des heiligen Ludwig. 218. —

Reisende Novelle. Geschichte des Theaters. 218.

Novellen. Fata de Vega in deutscher Bearbeitung. 220.

Ausland. Biblische Aegide in den Kriegen. 220.

Novellen. Literarische Revue. Tod und Freiheitsstrafe in England. 221. —

Novellen. Schatzkammer's Brautnarr. 221. — Ueber Sprache als

Einleitung. nationaler Denkmal. 221. — Ritter. Gertrude's „Mittelschiff“. 222. —

Novellen. Biblische Aegide in den Kriegen. 222.

Novellen. Literarische Sprechsaal. Karl Schwarz, amerikanischer Senator. 222. —

Novellen. Kulturhistorisch: Ästhetische Beiträge von Ludwig Schellinger. 222. —

Novellen. Edward Hildebrandt. 223. — Schacht über Karl Oskar. 223. —

Novellen. Pestalozzi und Dichtkunst. 224. — Ein Brief Stuart Mill's

Novellen. über die politischen Rechte der Frauen. 224. —

Novellen. Biblische Aegide in den Kriegen. 224. — Amerikanisches Staats-

Novellen. Einleitung für 1869. 224.

Deutschland und das Ausland.

Der Vater des blauen Auges.

(Von Heinrich von Malzan.)

Man hat mich häufig eine Touristin genannt, und ich habe gegen diese Benennung immer vermahnt. Ausfahrten in die außerdeutschen Ländern, die sämtlich streng innerhalb amtlichen Europas liegen, macht noch keine Touristin. Set ein Tourist im buchstäblichen Sinne des Wortes genannt werden darf, das ist Baron Heinrich von Malzan. Da bin Asrak, „Vater des blauen Auges“, der Name, den er seiner hellen Augen wegen in Mekka erhielt. Wenn ich hab' den Ihram, das vorgeschriebene Gewand des Pilgers, trägt, „Zabit“, den Zubetruß der Wallfahrt, aus, bei Elchadda am Grabe der Mutter Eva betet, in Mekka siebenmaligen Laus und Ungang um die Kaaba macht, das Berg Ararat bestiegt, Verhöre gegen das geheiligte Gerechtigkeit bezeugt und zu ihrer Eühnung immerfort Sammel opfert, wandert er in Marokko als Jude verkleidet, die Füße bloß auf der Erde in der Hand, durch die Maurenstadt, die kein Fremder betreten darf. In Sicilien weint er am Grabe Platen's auf dem Friedhofe des Hohenstaufen über den Südboten, der den Deutschen umkriegt und dem Vaterland entfremdet. Durch die Ebene von Granada sieht er den Darro fließen“, in Algerien träumt er am „Grav der Christin“, oder bringt die Commerce Nr. 1 im Wirthshaus von Madame Gautier herab zum Winter zu. Am Bosporus schmücket er in Bulgarien und betrauert den Islem, dessen Macht niemals wackelt.“ In Thebens Thal, wo „Millionen Palmen tragen die der Grane auf zum Aether“, ruft er sich Rom zurück, das „den Thron engerschwärzt“. In Smyrna, in Damascus ist er von der Blut des Orients ergötzt; am Tabor

denkt er an Jesus und am Kepbassos an Plato. Von Orien, die uns und wohl auch Andern schon lobnende Reisesiele dünken, spricht er gar nicht erst, — sie sind ja so bekannt! Ueber Capri schrieb er erst neulich: „welches abgedrohtene Thema!“

Wir lernten ihn im October 1867 zu Meran kennen. Er überstieg dort den Meran metrisch. Er hatte unsere Namen in der Aurliste gefunden und wünschte sich kennen zu lernen, weil er vor Jahren in der Schweiz mein „Alpenmärchen vom Genesersee, Anemone“ gelesen hatte. Aber daß er gekommen wäre, um sich vorzustellen? Gehütel! Das kann man ja doch nicht, so zu den Leuten kommen, ohne daß man weiß, ob sie Einen haben wollen!“ Er wartete geduldig, bis er mit Baron Reinsberg in der Möser'schen Buchhandlung zusammentraf, und dort ließ er sich von dem Verleger meines „Aus Meran“ förmlich vorstellen, und bat um Erlaubniß, kommen zu dürfen. Er that's wirklich — ist je auf Erden die Bescheidenheit personifiziert worden, so ist sie's durch Heinrich von Malzan.

Er hatte glänzend so lange gezögert, daß wir nur noch drei Abende in Meran hatten: die brachte er allerdings bei uns zu, und am Morgen der Abreise kam er auch noch, um unsere Blumensträuße sorgfältig in den Wagen zu legen. Aber so recht kennen gelernt habe ich ihn doch erst durch seine Bücher und Briefe und hauptsächlich durch seine Biographie.

Wenn ich einem Menschen begegne, welcher mich genug interessiert, um mich mit ihm eingehend zu beschäftigen, so laß' ich mir gern von ihm sein Leben aufschreiben, d. h. so viel davon, wie man einer Bekannten und allenfalls dem Publikum anvertrauen mag. Auch Baron Malzan hat ich beim Abschied um diese Mittheilung, und im November schrieb er mir aus Meran nach Wilhelmshöhe, wo wir eben in Schelling's früherer Wohnung den Unterschied zwischen Frieren und Gefrieren praktisch studirten: „Oestern sandte ich an Sie ein schreckliches Nachwerk ab, meine Autobiographie, die ich Sie bitte, mit aller Nachsicht zu beurtheilen. Ich kann Ihnen kaum sagen, welche Ueberwindung es mich gekostet hat, selbst diese oberflächliche Lebensgeschichte aufzuschreiben. Ich weiß nicht, ob es andern Menschen auch so geht, aber mir ist es etwas Fürchterliches, meine Lebensgeschichte zu erzählen. Das Erste kommt mir so langweilig vor, daß ich mich bei jeder Zeile frage, ob es sich der Mühe lohnt, dergleichen aufzuschreiben. Dies soll durchaus nicht gesagt sein, um mir bei Ihnen ein Verdienst zu begründen, daß ich meinen Widerwillen überwunden habe, sondern nur um Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen. Zudem bin ich wirklich krank und kann kaum ein vernünftiges Wort zu Papier bringen. Ich bitte Sie daher dringend, die Autobiographie höchstens als Material anzusehen.“

Als ich diese Zeilen las, war ich nahe daran, mir Verwürfe darüber zu machen, daß ich meinen Correspondenten zu etwas ihm so Widerwärtigen genöthigt, aber als ich den einfachen und doch so eigenthümlichen Lebensgang las, durch welchen dieser äußerlich Unruhige und innerlich Kinfame gebildet worden, da ertheilte ich mir selbst Absolution. Möchte es ihm immerhin schwer geworden sein, es war gut geworden, und das war die Hauptsache.

Heinrich von Malzan ist am 6. September 1836 auf Hind.

later's Villa bei Dresden geboren. Sein Vater war ein Medlenburger, welcher 1813 in bayerische Dienste getreten war — seine Mutter eine Schwester des englischen Staatsmanns und Ministers, Lord Sydneyham. Diese halbenglische Abkunft erklärt uns Mehreres in Malhan's Wesen und Charakter: die gewisse frische Naivität, welche man mit Vergnügen bei einem so erfahrenen Manne findet, die gänzliche Abwesenheit von Pedantismus bei seinem wahrhaft erstaunlichen Wissen, und den tiefen, unumwandelbaren Hang und Drang zu gefährlichen Experimenten bei der einfachsten, schlichtesten und sanftesten Erscheinung.

Bis zum Jahre 1830 lebten Malhan's Eltern in Dresden, dann trennte sie eine Scheidung. Die Ehe war kinderreich gewesen, doch waren nur zwei Söhne am Leben geblieben: sie wurden jetzt getheilt. Der jüngere, Ernst, wurde der Mutter gelassen, Heinrich dem Vater zugespochen. Dieser besand sich jedoch eben auf Reisen, und so kam der Knabe zu einer Tante nach Medlenburg, wo er, theils auf dem Gute, theils in Neustreitz, bis zu seinem sechsten Jahre blieb. Aus dieser Zeit „datiren seine ersten Erinnerungen“, doch sind sie „nur sehr dürftig:“ ein langes Kranklager am Scharlachfieber, eine höchst langwierige Reconvalescenz, ein Aufenthalt am Meere mit Seebädern. Von sechs Monaten, die er dann in Ilm zubrachte, so seine Mutter mit einem Würtemberger neu verheiratet war, ruft er sich gar Nichts zurück; um so lebendiger ist ihm Einbau geblieben, wo sein Vater, der sich ebenfalls wieder verheiratet hatte, eine Villa besaß. Dort besam Heinrich den ersten Unterricht, hatte einen Hauslehrer und noch Privatstunden. „Die Gegend war reizend, das Leben höchst gemüthlich“ und seine Stiefmutter so überaus freundlich gegen ihn, daß er mehr an ihr hing, als an der eigenen, „von welcher er fast immer getrennt gewesen war“.

Diese glückliche Zeit sollte nicht lange währen. „An meinem sechsten Geburtstage“, erzählt Malhan, „eröffnete mir mein Vater, daß ich nun schon ein halber Mann sei und in die Welt hinaus müsse. Das „In die Welt hinaus“ hatte jedoch keinen andern Sinn, als daß ich in ein Erziehungs-Institut gesteckt werden sollte. Ich hatte keine Ahnung davon, welchen Leiden ich entgegengehe, und freute mich auf die Veränderung und hauptsächlich auf die Reise, welche ich in Gesellschaft des Hauslehrers machen sollte.“

Für den Augenblick sollte der arme Heinrich acht volle Jahre hindurch stationär bleiben und in ihrer erspöcksensten Bedeutung die mitteliegeuden Blicke begreifen lernen, mit welchen seine Mitschüler bei seiner Ankunft in der Anstalt ihn angesehen hatten. „Es war“, sagt er, „ein sogenanntes Abhängungs-Institut. Wir mußten im Sommer um 4, im Winter um 5 aufstehen, im Freien unsere Kleider selbst rein machen, und besamen zum Frühstück nichts, als Milch und Schwarzbrot. Kaffee, Wein, Kuchen u. s. w. erhielten wir gar bald als unerhörte Luxusartikel. Diese Abhärtung war kein Fehler, wohl aber war es einer, daß die Kost fast ausschließlich vegetabilisch war, in Folge dessen ich, früher an ganz andere Nahrung gewöhnt, behäuflich fränkelte. Ueberhaupt war ich, glaub' ich, das elendeste, schwächlicheste Jüngelchen, welches je existierte.“

Diese Meinung Malhan's von sich selbst wurde mir in Braunschweig durch Dr. Adolf Gläser bestätigt, welcher mit Malhan zugleich im Institut, aber mehr als mit ihm mit seinem Bruder Ernst Kamerad gewesen war. Erst von Malhan kam bei dem Tode seiner Mutter auf das Institut, ein halbes Jahr später als sein Bruder. Er war gänzlich verschieden von

Heinrich, dem seine schwache Gesundheit alles Bistsein untersagte. Ernst fiedte voll Komik, denn wenn er sich daran machte, konnte Niemand ihn ohne Lachen anhören; zugleich war er bis zur Verheertheit wunderlich, und seine Gesellschaft gereichte Heinrich durchaus nicht zum Trost; im Gegentheil: die Bräute vertrugen sich ebenso schlecht, wie sie sich herzlich liebten. Von ihrem Vater haben sie die ganzen acht Jahre in Wiesbaden nicht das Mindeste, und Heinrich gelangte allmählich zu der Empfindung: das Institutleben sei eigentlich „der Keim“ zu dem Menschen und müsse ohne Ausbrennen fortwähren.“

Endlich erschien 1842 die Zeit von Heinrich's Genstratium und zugleich, freundlich wie immer, zum ersten Male wieder der Vater. Die Idee der Befreiungs-Möglichkeit ergriß den Jüngling; er bat, er flehte, und der Vater gab nach. In sein Haus konnte er die Söhne nicht nehmen, dort war eine zweite Stiefmutter, eine Engländerin, welche, selbst kinderlos, Abneigung gegen alle Kinder, Zuneigung nur für Hunde und Kanarienvögel hegte. Die Brüder mußten also in ein neues Institut, diesmal nach Heidelberg. Das Leben dort, verfiel Malhan nur mit der Zucht wilder Thiere vergleichen zu können, die in einer Menagerie gezähmt werden sollen. Von den Kindern Malhan's wurde Heinrich wahrhaft melancholisch; Ernst grübelte um sich zu zerstreuen, auf die verrücktesten Einfälle, und weil er schon in Wiesbaden einst ein halbes Jahr die Hyäne geküßt und den „hinfenden Schlergang“ dieses Thieres nachgeahmt hatte, so bildete er sich jetzt ein, daß er ein Fisch sei und machte unaufhörlich Schwimmbewegungen.

Neue Bitten bestürmten den Vater, und er ließ sich bewegen, die Söhne auch aus dem zweiten Institut zu erlösen. Beide kamen, Heinrich mit 17 Jahren, nach Mannheim zu einem Professor, welcher einer der tüchtigsten Lehrer am dortigen Lyceum war und keine Anstalt, sondern nur einige junge Leute in Pension hatte. Dort empfand Heinrich zum ersten Mal „etwas von Jugendfreude“, aber die Eindrücke, welche sein zwölfjähriges Institutleben auf sein Gemüth gemacht, waren nicht mehr zu verwischen. Ich habe schon gesagt, daß er ein innlicher Einsamer ist — das Bedürfnis des Alleinseins kann gar nicht nachdrücklicher, um fast zu sagen angestlicher ausgesprochen werden, als Malhan es an vielen Stellen seines arkanistischen Buches und hauptsächlich in mehreren seiner Gedichte gethan hat. Die Sehnsucht, welche den Mann wieder und wieder in die Wüste führt, ist schon während seiner verlassenen Kindheit in ihm aufgekeimt. Naturanlage zur Einsamkeit mag allerdings vorhanden gewesen sein, aber bis zur Leidenschaftlichkeit ist es durch jene Kinderleiden gesteigert worden. Nicht daß Malhan ungen in Gesellschaft wäre — er hat zu viel Talent zur Conversation, um ihrer nicht dann und wann zu bedürfen. Aber ist eben nur dann und wann; sein eigentliches Leben hat er sich selbst. Er kann nicht zu Zweien sein — er hat auf seine Reisen immer nur ausnahmsweise einen Gefährten gelitten, um er hat bis jetzt noch nicht an die Ehe gedacht. Er ist dann und durch eine Einsiedlernatur.

Für eine solche wird immer das Morgenland die würdige Heimat sein. Schon als Malhan nacheinander die Universitäten von München, Heidelberg, Bonn und Erlangen besucht, um offiziell Studienprüfung zu studieren, bereitete er sich auf seine spätere Lebensbestimmung vor. Als Knabe bereits hatte er gierig Reisenwerke und alle Geistesbücher verschlungen, selbst wenn sie von Athen und Afrika handelten; jetzt zog es den jungen Mann immer stärker und stärker in den Orient, die Land der Träume, der Märchen, der im Grabe schlummern

wollen Civilisationen, diese Wiege aller Religionen, diese Oertheilte aller, oder doch wenigstens der meisten Mächte." Er habte Hammer-Purgstall, er lernte Hebräisch, er fing Arabisch an. Er war entsetzt, daß Deutschland einen Juristen verlieren und einen Touristen gewinnen würde.

Doch noch lange nicht sollte der Wunsch einer morgenländischen Reise erfüllt werden. Heinrich wurde krank, wie die Leute behaupteten, brustkrank. Sie schickten ihn zuerst nach Rom, dann nach Rom, wo er den Winter von 1850–51 verbrachte und sich viel mit Archäologie, eine andere Lieblingsbeschäftigung ihm, beschäftigte. Auch auf einer dreiwöchentlichen Reise zu Pferde durch Sicilien, woben er von Neapel aus ging, tief, sein antikes Baubildmal unbeachtet und in seinem Tagebuch beschrieben.

Gesehen nach Deutschland heimkehrend, fand er den Vater sehr leidend an der Niersticht; die Verhaftigkeit der Söhne hat den Kranken, er schickte sie auf Reisen. Ueber Belgien, den Architektur und Malerei Heinrich sehr anzog, gingen sie nach London, wo eben die erste Weltausstellung stattfand. Wie Heinrich als Student in München in die dortige Gesellschaft geführt worden war, so hatte er jetzt im Verkehr mit den Brüdern und Nissen seiner Mutter die vorzüglichste Gelegenheit, dem englischen Stadt- und Landleben heimisch zu werden.

Leisen und Guernsey wurden besucht, dann vier Monate die französische Provinzen durchkreuzt. Die Brüder haben die Gewandte mit ihren gotischen und romanischen Kirchen, die begangen mit ihren Dolmen, Meubir und anderen eckigen Schmuckern, Saintonge, La Rochelle, die Gubenne und Gascogne und beinahe alle Pseudobahnen". Zu einem der schönsten Meere sie ein Ruf an das Sterbebett des Vaters. Sie reisten Tage lang ununterbrochen, aber sie kamen dennoch zu spät. Baden-Baden: der Vater war zwei Tage vorher gestorben.

Nach seinem Tod wurde Heinrich der unbefrähnte Herr des Vermögens, dessen Nießbrauch bisher der Vater gehabt. Die Frau sollte er seine neue Freiheit anwenden, wenn nicht der langgeträumten einzigen Reise, die ihn letzte? Er ließ den Bruder allein zu einem Anke gehen, der in Berlin in Berlin gefiel ihm nicht. Eine seiner Tanten hielt sich herumgehend in der Schweiz auf — er besuchte sie, aber er nicht lange — er kannte die Schweiz durch drei Generationen, die er von Mannheim aus gemacht hatte. In ein mohamedanisches Land wollte er so schnell wie möglich, und zwar in ein, welches noch nicht so durchreist worden war, wie Palästina (Aegypten). „Algier war damals", schreibt Malhan, „noch ein Ort einer Gesundheitsanstalt für Brustkranke. Von weitem reisten nur sehr wenige Gebildete hin, meistens waren klerikalen oder Vagabunden, die jenes afrikanische Gewand liebten. So verband es also für mich den Reiz einer wenig weiten Wegend mit dem einer sehr schnell erreichbaren. Wie Malhan durchreiste ich die Provence und langte am 15. März in Algier an. Dieser Tag wird mir stets unvergänglich sein. Als ich die Gassen Algiers durchwanderte, welche noch einen echt orientalischen Stempel trugen, als ich halb verbrannte, muthlos dunkle Mäße der Fesina, des Palastes, die arabische Citadelle, die Kaffa mit ihrer jenseitigen Bucht, als ich die zierlichen Marmor-Gräben und -mänen, die Giralda-artigen, hier und da von Palmen überhöhten Minarets anstaunte, als mir alle die bunten, phantastischen Gesänge der verschiedenen Völkerschaften in die Augen fielen, als ich den Duft der tropischen Gewächse einathmete, als

mich die ganze zauberhafte Gewalt des Orients umfing, da konnte meine Seligkeit keine Grenzen."

Die „zauberhafte Gewalt" hatte den jungen Reisenden nicht bloß für Augenblicke ergriffen, sie hielt ihn fest. Er konnte und wollte nicht so bald wieder los. Tiefer eindringen in die schöne, phantastische Fremde, das wollte er. Einen Monat lang wanderte er dazu an, um besser Arabisch zu lernen, dann brach er nach Oran auf. Dort und in „der alten Königstadt der Beni-Han, Tlemcen", verweilte er abermals einen Monat. Darauf schiffte er sich nach Morocco ein, besam jedoch dieses Mal nur die nordwestliche Ecke des Landes zu sehen, nämlich Tanger, El Arisch und Tetuan. Hier lernte er einen Marache kennen, welcher, ganz wie Malhan, den brennendsten Wunsch hegte, in eine der Hauptstädte des Reiches zu gelangen. Da es von Zeit zu Zeit, etwa ein Mal in zwanzig Jahren, diplomatischen Personen gestattet wird, so hatte der Marache sich irgend eine kleine Wissen zu verschaffen genehmt, welche ihn, wie er hoffte, auf den verbotenen Weg helfen sollte. Für diesen Fall hatte er Malhan vorgeschlagen, sich ihm anzuschließen, und Malhan war auch ganz bereit dazu, aber Beide wurden schmerzlich enttäuscht, denn der Kaiser schickte eizends einen hohen Beamten nach Tanger, um den Herrn Marache zu empfangen und ihn in den Stand zu setzen, sich sehr wider Willen seiner Botschaft zu entledigen.

Malhan resignirte sich und setzte nach Spanien über, welchem Land er, einen Ausflug nach Portugal und einen Besuch der balarischen Inseln mit inbegriffen, fünf Monate widmete. Im November 1852 kehrte er nach Algerien zurück und besuchte während des Winters die Kabylie, die Provinz Constantine und die Büste Sahara, wo er bis Tuggurt vordrang, welches damals noch nicht französisch war. Im Frühling 1853 ging er nach Tunis und kam dann über Tripolis so weit in's Innere, bis er die ersten Nationen der schleiertragenden Tuaregs erreichte. Nach Tripolis zurückgekehrt, schiffte er sich nach Malta ein und wandte den Sommer zum Durchstreifen von Griechenland, Macedonien, Kleinasien und den Inseln des griechischen Archipelagus an. Den Herbst brachte er in Constantinopel zu, den Winter von 1853–54 in Negropen.

Hier traf er auf eine wunderliche Weise mit dem deutschen Negropologen, Dr. Brugsch, zusammen. Malhan hatte für die Fahrt auf dem Nil einen Afford mit einem Drogaman geschlossen, welcher für Schiff, Kost, Bedienung, kurz, für alles Nöthige zu sorgen hatte. Dieser Mann, ein Malteser, Paolo oder in dem maltesisch-arabischen Dialekt Paulo genannt, kam seinen Obliegenheiten getreulich nach, war aber persönlich höchst unangenehm. Fast immer betrunken, gehörte es zu seinen Bedürfnissen, des Abends Almehs tanzen zu sehen, und so gab es oft die ganze Nacht hindurch ein wahrhaft heillofes Umwehen auf dem Schiffe. Malhan machte Vorstellungen — es half nichts, der Valletta-Paktal ging fort. Da fuhr er denn eines Abends in Theben, als das Festgetöse nicht recht arg war, mitten darunter und schlief mit seinem Bambusrohr den Taft. Die Matrosen und Längerinnen stoben auseinander, Paulo blieb; er wollte einen Schlag an den Kopf bekommen haben, ging zum englischen Consul Hagen und besam als englischer Unterthan Recht. Daß Malhan später bei dem Generalkonsulat in Calro seinerlei Recht bekam, half ihm für den Augenblick herzlich wenig; er wollte sich nicht von Neuem dem nachsichtigen Malteser anvertrauen, und auf einem andern Schiff weiter fahren konnte er nicht, denn es war keines da. Dr. Brugsch haufte gerade in einer Art von Katakombe bei Theben, bot

Malhan die Gastfreundschaft an, und dieser wohnete nun mit seinem Diener Alexio, einem Griechen, so lange unter den Menschen- und Krokodil-Mumien, mit denen die Katakombe möblirt war, bis er nach einem Monat mit Dr. Brugisch nach Cairo zurückkehrte.

Nun eine vierzigstägige Reise über den Sinai nach Palästina, und während des März und April Streifereien in Palästina, dann noch ein Mai in Damaskus, und der Wanderer kehrte im Juni 1854 nach Europa zurück, um sich bis zum Herbst des nächsten Jahres von den Strapazen so häufiger Reisen zu erholen. Aber länger als ein Jahr litt es ihn nicht in unserm „armen“ Welttheil; er mußte nach Algerien und zum Krabstinken zurück. Er hatte es in Constantinopel mit dem Türkischen versucht, aber das wollte ihm nicht eingehen — Krabstink blieb seine Lieblingsprache, wie Algerien sein Lieblingsland.

In den Jahren 1856—57 machte er in Constantine und der Sahara die Reisen, welche man im dritten Bande seines „Westafrika“ findet; 1858 gelang es ihm endlich, nach Marokko vorzudringen und sich für schweres Geld und mit großen Geschenken das Glück zu erkauen, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein kleiner Absteher nach Madeira folgte, und darauf eine neue Rückkehr nach Algerien. Im Frühjahr 1860 wurde Malhan ein zweiter langgehegter Wunsch erfüllt: er durfte mit Gehalt seines Lebens nach Mekka pilgern. Medina sah er nicht, denn als Christ erkannt, mußte er aus Mekka flüchten. Glücklicherweise erreichte er Djeddah, fuhr mit einem englischen Schiff nach Aden, von dort nach Bombay und brachte, nachdem er sich aus dem algerischen Maghrebi Abd-er-Rhaman ben Mohamed, als dessen Doppelgänger er habich, d. h. Pilger, gezeichnet war, wieder in den deutschen Zeuristen vermanelt hatte, mit Studien über Archäologie, beobachtende Mathematik, Naturwissenschaften und Orientalia fast volle zwei Jahre in Europa zu.

Bis dahin hatte Malhan noch nichts geschrieben; erst bei einem neuen Aufenthalt in Algier von 1861—62, während welcher Zeit er einen Ausflug nach El Agguat in der Sahara unternahm, beschloß er, seine Reisen im Nordwesten von Afrika in einem Werke zusammenzufassen, über welches er im Sommer 1862, wo er sich einige Monate arbeitend in Leipzig aufhielt, mit Dürz abschloß. Die Correctur besorgte er während des Winters 1862—63 in Venedig.^{*)} Zugleich veröffentlichte er einen Band poetischer Reiseerinnerungen^{**)}, mit denen, wie er meldet, die Kritik sich nicht ganz einverstanden erklärte. Nicht Heinrich Freiherr von Malhan hat sie geschrieben, sondern Abd-er-Rhaman ben Mohamed, der habich, der Vater des blauen Auges. Weit günstiger aufgenommen wurde eine afrikanische Legende^{***}, welche er im Winter von 1863—64 zu Algier schrieb.

Hier erfuhr er auch den Tod des Maghrebi, der ihm zur Wallfahrt nach Mekka seinen Namen geliehen hatte. So lange der Mann lebte, mußte Malhan das Geheimniß dieser Gesellschaft bewahren, deren Veröffentlichung den Armen möglicherweise in große Gefahr bringen konnte. Aber Abman's Tod befreite Malhan von seiner Pflicht der Verschwiegenheit, und er gab seine Pilgerreise, ein ebenso amüsantes wie gelehrtes Werk, im Winter 1864—65 bei Döf in Leipzig heraus.^{†)}

*) Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Leipzig, 1863. Zweite Auflage, mit drei Anhängen in Tabellen und einer Karte. Ebd. 1868.

**) Pilgermuseen. Leipzig, 1863.

***) Das Grab der Christin. Leipzig, 1865.

†) Meine Wallfahrt nach Mekka. Leipzig, 1865.

Als ich Malhan in Meran kennen lernte, hatte er sich bereits drei Jahre in Europa gelangweilt. Daran war jeden keinesweges er schuld, sondern theils der schlechte Zustand seiner Gesundheit, theils die Quarantaine, welche in Tunis eingeührt worden war. Denn nach Tunis wollte er wieder, der Pen ihn eingeladen. Zwei Mal, 1866 und 1867 im März, war er schon im Hafen, im Begriff sich einzuschiffen, und immer hatte die verfluchte Quarantaine ihn zurückgehalten. Aber das Mal wollte er sich nicht mehr zurückschrecken lassen, kündigte mir auch am 3. Februar 1868 von Neapel aus seine unmittelbare bevorstehende Einschiffung an und kam wirklich nach Tunis.

Doch nicht um dort zu bleiben. Am 21. Februar beschrieb er mit den Gagliari: „Ich gleiche dem Menschen, der eine unterirdische Schatzkammer, von Dämonen gehütet, im Augenblick gesehen: der aber von den Dämonen gleich wieder daraus vertrieben worden ist, und nun nur noch in der Erinnerung schwelgt. Meine Dämonen waren zwar des Mal, nicht, was sie gewöhnlich sind, nämlich Dämonen in Menschgestalt, sondern eine unsichtbare, mysteriöse verschleierte, offenbar schlagende, treffende und tödende Macht, nämlich die furchterliche Epidemie, welche seit zehn Tagen in dem armen Tunis ausgebrochen ist. Diese respectable Macht, welcher die Strafen vertheilt müssen, heißt epidemischer Typhus.“¹⁾ wunderbare „Schätze“ an physischen Instruktionen Malhan, der Sammlung vom Sebné des Ministers auch entzückt machte. Die Vernunft sagte: Malhan verließ Tunis und ging nach Sardinien, welches in allen Richtungen zu durchstreifen sich vornahm, um die Zeit zu benützen, die er von Tunis fern bleiben mußte.

Er that es, aber mit welcher Ungeduld, eigentlich mit wilder Widerstreben! Es war belustigend und beunruhigend zugleich zu sehen, wie es sich fortwährend innerlich nach Afrika, nach Africa drängte, und wie er, um sich vor sich selbst zu versetzen, alles mögliche Höfe von Sardinien zu sagen mag. „Sie haben Recht“, schrieb er am 8. März, „ich sollte wohl das trostlose Tunis jetzt aufgeben, aber Sie haben keine Ahnung, wie ungut Sardinien ist. Es ist die schönste Anlage, einem Fieberstigma. Ich habe in drei Wochen nicht mehr als drei Attacken von Gastritis gehabt. Angenehm das!“²⁾ den Tag darauf meldet er aus Jalesia, wo die Bergan sind: „Hier ist hier das dritte Wort, Malaria ist an der Ordnung. Wenn man hier einen colpo d'aria, was wir die Erkältung oder die Fieberstiche eine Verführung nennen erwägt, so friert man nicht etwa Schnupfen, sondern gastrisch oder rheumatisches Fieber.“ Darauf fuhr er an, was G bereits über das schlechte sardinische Klima gesagt, und es mit dem Vorschlag: „Deshalb denke ich auch die Insel so bald als möglich abzugeben. Wenn sie nur mich nicht abthat. Ich noch besser Tunis!“

Er war jedoch noch auf der schlimmen, ärgerlich interessanten Insel, als wir unterreits uns im April wieder ein Mal Bewegung setzten und nach Apulien abreisten. Von da verloren wir Malhan. Wo war er hingekommen? Als er aus Cagliari schrieb, war er krank gemalen — war er ernst geworden? Der hatte Tunis ihn über's Meer hin gedrückt, stark an der Phantasie gepumpt, und hatte er nachgegeben? Der Rückreise fragten wir, sobald wir auf deutschen Boden bei jeder Iteration nach ihm; Baron Reinsberg meinte suchten ihn in allen Winkeln wie eine Stecknadel. Es fonderbar, daß man sich so reich daran gewöhnen konnte, einem Menschen zu hören, aber es war nun einmal so.

Leben meines Irzichts fehlten uns. Und Niemand konnte uns sagen, wo er stecke.

Endlich kam nach Bad Kösen ein Brief, und woher? — aus Dresden! Dort sah Malkan seit vier Monaten zwischen zwei zu corrigirenden Büchern, der sardinischen Reise und einem künftigen arabischen Novellen, an denen er damals in Meran sich arbeitete. Er hatte uns einen ganzen Stoß Sardinisches mitgebracht, und sahlen durch das lange Stillsitzen im lieben deutschen Vaterlande sehr grämlich geworden zu sein. Erst der Brief, den ich bekam, war wieder heiterer, denn Malkan hatte mir mittheilen; daß er nach Afrika ginge. Es ist wahr, es er zugleich versprochen, am 1. Mai 1869 wieder „in Deutschland zu erscheinen“ und zwar mit einem großen neuen Werke über die Regentenschaften von Tunis und Tripolis.

Vda von Düringsfeld.

Mar Ring: Fürst und Musiker. *)

Kunst und Publikum haben es, und mit vollem Rechte, begehrt, und beklagt, daß unsere Zeit der Entfaltung und Reife des Drama im höchsten Grade unangünstig sei und daß, auch in dieser Hinsicht erweise, sich nicht geeignet zeige, den nachhaltigen, tiefen, epochemachenden Einfluß zu üben. Und wir aber in der Literatur an der Blüte dieses, wer hätte es verkennen, ihres höchsten, bedeutungsreichsten Zweiges, hat dafür die Neuzeit, so haben die letzten zwanzig Jahre an einen anderen Zweig der Literatur zu einer Bekommenheit gebracht, die ein erschütterndes Zeichen für den bedeutenden Schritt im politischen und Geistesleben unserer Nation giebt. Wir nennen den Roman, vor allen Dingen aber den sozialen, den Roman, dieses Kind einer neuen, selbstbewußten, zur politischen und sozialen Selbstständigkeit herangereiften oder doch werdenden Zeit. Die Schriftsteller sind Kinder ihrer Zeit, ihnen hat sich dem Einflusse derselben nicht entziehen, und was sie der Welt bieten und wie sie es bieten, wird stets ebenso sehr ihr Charakteristik und Beurtheilung ihrer Zeitepoche, wie sie ihnen eignen zu dienen haben, und daß unsere besten und bedeutendsten Schriftsteller nicht mehr zu Stoffen greifen aus der vergangenen Jahrhunderten und fernen Welttheilen, daß die Gegenwart, die unmittelbarste Vergangenheit, ja, wie zu dem Gogol, Auerbach und Eschenbach, mit Eberbild die Zukunft, daß sie „hineingreifen in's volle Menschenleben“, das über beste Beweis, daß unser Leben Fülle und Inhalt gewinnen und daß die Welt wie die Literatur-Geschichte, wenn man zu Gerichte sitzt über die Periode, in der wir leben, nicht das Zeugniß der Unbedeutendheit, der That- und Kraftlosigkeit auszusprechen haben wird.

Ein solcher „Zeitroman“, wie ihn der Verfasser mit richtiger Bezeichnung selbst genannt, ist ein neueres Werk von Mar Ring: Fürst und Musiker. Wenn es überhaupt gestattet ist, bei der Beurtheilung einer Arbeit eines Autors eine Rücksicht zu stellen, so müssen wir gesehen, daß der Vorgänger dieses Romans, „Ein verlorne Geschlecht“, und ein noch bedeutenderes, tief einschneidenderes Zeit- und Sittengemälde erschien, das sein jüngerer Bruder. Betrachtet man jedoch den Roman

Fürst und Musiker wie er betrachtet werden muß, als ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Werk, so wird gerade die Verschiedenartigkeit der beiden Arbeiten das beste Lob des Verfassers, denn sie beweist das tiefe, verständnißvolle Eingehen und Versenken in seinen Stoff, die Kunst, die Form dem Inhalte überall höflich bedend anzupassen.

Herr Ring führt uns mit seinem Roman in eine jüngste, jedem nicht als jugendlichen Leser als selbstverlebt wohlbekannte Vergangenheit und zeigt uns, zwar vom Schleier der Dichtung umhüllt, von ihrem Glanze idealisirt, aber doch dem künftigen Auge erkennbar, Gestalten, die vor noch nicht einem Menschenalter bedeutende Rollen in der großen Welt, in der Diplomatie, der Kunst- und Wissenschaft einnahmen. Es ist der Hof des „Romantikers auf dem Thron“, an den wir ihm zu folgen haben; wir fühlen uns umgeben von der Atmosphäre, die dem Ausbruch der Revolution von 48 vorausging, durchleben das vielgeprüfte und vielgeschmähte Jahr mit allem seinem herz-wärmenden Enthusiasmus, allen seinen unpraktischen Verjungen, fühlen uns noch einmal jung, hoffen, schwärmen, jauchzen unter dem schwarz-rot-goldenen Banner und leben es mit bitteren Schmerzen finken, seine edelsten Träger in Tod und Verbannung gehen — weil die Zeit noch nicht erfüllet war.

Die Schattungen jener Tage, vom starren, aber durch und durch streng rechtlichen, eisenfesten Aristokraten bis zu dem elenden Lumpen, dem die Revolution nur ein bequemer Deckmantel für Zügellosigkeit aller Art ist, sind in den einzelnen Figuren sehr glänzend geschildert. Graf Harrer, der wadere Soldat, Fürst Schwarzenfels, der blendende, bezaubernde, herz- und gemüthslos Cavalier, diese Chamäleonnatur, und die Herzogin von Talaut, die alternde Kofette mit der dämonischen Macht des Goldes und Geistes; der edle Steiner, der wahre edle Volkstretter, und seine Gattin Ivia, die zwar strahlend, aber nicht fallen kann und sich aus der Verführung nur schöner und liebenswerther erhebt; endlich als Gegenstück zu Steiner's edler Selbstlosigkeit des Doctor Bergemann's geistreiches, aber frivolcs, wüßtes Treiben, und Römisch, den die höchste Ueberpanntheit zu überwiegigen Thaten treibt.

Doch der Verfasser hat es in seinem Werke nicht nur mit der politischen und sozialen Revolution zu thun, er behandelt auch mit vielem Geisid eine auf dem Boden der Kunst sich in jenen Tagen anbahnende und bis jetzt noch nicht zum Abichluß gebrachte Frage, die unter dem allgemeinen Begriffe „Zukunfts-mußt“ ihre Vertheiliger und Widersacher findet. Ihre beiden bedeutendsten Repräsentanten schmelzen im Romane in Harin gleichsam in einer Persönlichkeit zusammen, deren Leben und Wirken in der Dichtung zum Abichluß gebracht wird, während dies in der Wirklichkeit mit jenen beiden Männern noch nicht der Fall ist. Und hier scheint uns eine Schwäche des Romans zu liegen, hervorgerufen von jener Klippe, die dem Schriftsteller, der sich ihr nah, stets gefahrbringend wird — wir meinen die Schilderung wirklich existirender Verhältnisse, welche noch keinen geschichtlichen Abichluß gefunden haben. Die Akten über die Zukunfts-mußt sind noch nicht geschlossen, deshalb kommt der Schriftsteller auch weniger mit dem Musiker zu Ende, als mit dem Menschen. Untergehen muß dieser für das, was er geleistet gegen das höchste menschliche und göttliche Gesetz, und in dieser ganzen Epilode seines Verhältnisses zu der blumenreichen Vda von Harrer, wie in der Schilderung des Charakters derselben, begegnen wir wieder großer poetischer Wahrheit und Gerechtigkeit.

Schließlich möchten wir noch des Factotums Einsprei als einer sehr gelungenen Figur erwähnen, hätten aber gemüncht,

*) Fürst und Musiker, Zeitroman von Mar Ring. Berlin, Otto Schö. 1869.

derselbe wäre etwas weniger freigebig mit italiänischen Sprichwörtern gewesen; man muß dabei unwillkürlich an den Gebrauch eines italiänisch-deutschen Gesprächsbuches denken.

J. S.

Böhmen.

Ludwig Schlesinger: Geschichte Böhmens.

Folgen der Schlacht am Weissen Berge. — Die Cechen und das freie Bürgerthum.

Wir haben in diesen Blättern (Nr. 4 von 1869) der bedeutenden Schrift Ludwig Schlesinger's, seiner Geschichte Böhmens, gedacht, welche er im Auftrage des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen zu schreiben unternommen, und die vor Kurzem in einem stattlichen Bande bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Wir können auf das in jener ersten Besprechung über die Tendenz des Buches und seine Einteilung Bemerkte hinweisen, und wollen hier nur wiederholt auf das Werk aufmerksam machen, dessen Erscheinen in unserer Zeit um so mehr von Wichtigkeit wird, als die Bestrebungen der Cechen in jenem Lande zur Verdrängung des deutsch-böhmischen Elements neuerdings mit vermehrter Hefigkeit hervorgetreten sind, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß dieselben jemals ihr Ziel erreichen werden.

Es mußte, dieser Partei gegenüber, dem Verfasser deshalb besonders die Aufgabe stets gegenwärtig sein, nicht nur die Verdrängung der Deutschen an und in dem Lande nachzuweisen, sondern auch vor Allem auf jenen Irrthum wiederholt aufmerksam zu machen, als bezwecke der Kampf der tschechischen Partei für die nationale Selbständigkeit des Landes die Begründung und Sicherstellung der eigentlichen Volkssouveränität, und als strebe das Deutschtum in Böhmen den Rechten und Freiheiten des Volkes entgegen. Daß das Verhältniß geradezu ein umgekehrtes ist, daß nur mit der immer mehr ersarkenden Herrschaft des tschechischen Elements in Böhmen die Rechte und Freiheiten des Volkes wahrhaft zur Geltung kommen, dagegen die tschechischen Freiheiten in nichts Anderem bestehen könnten, als in einer mühen und willkürlichen Herrschaft ihres Adels und ihrer Priesterpartei, ähnlich der in Polen während so verderblich gewordenen Adels- und Jesuitenherrschaft, das zeigt uns der Verfasser in vielen Abschnitten seines Buches klar und deutlich.

Sehen wir dicke, statt dieser Punkte, nur den folgenden Abschnitt hervor, in welchem die Folgen nach der Weissenberger Schlacht im Anfang des dreißigjährigen Krieges von dem eben erwähnten Standpunkte aus dargelegt werden. Ist es doch bei den Cechen noch immer im Gebrauch, die Wiederkehr des Gedankens dieser Schlacht als den Untergang der volkssouveränen böhmischen Freiheit zu begehnen; hören wir deshalb, was der Verfasser zur Widerlegung dieser Ansicht sagt:

„Es ist eine beliebte Nebenart geworden, die Schlacht auf dem Weissen Berge den Untergang der tschechischen Nation oder das Grab der nationalen Freiheit zu nennen; die ungereimtesten Folgen werden mit dieser Niederlage des Winterkönigs in Verbindung gebracht. Der Wohlstand Böhmens ist zerrüttet und der Lebensnerv einer geistlichen Entwicklung des Landes für alle Zeiten getödtet worden. Es müßten einst Mächer aufstehen, um diese Schwach und Schande der Nation auszulügen;

bis dahin ziemt es sich für den wahren Patrioten, das Gedächtniß des Unglückstages nur in tiefer Trauer zu begehnen.“

Wenn Edhne und Töchter des tschechischen Volkes am 8. November auf den Weissen Berge wallen, um daselbst die Ruhestätten der gefallenen Brüder zu bekränzen, so sollen wir dieser Pien unsere volle Anerkennung. Will man aber damit ein Trauerspiel, den angeführten Phrasen gemäß, wegen der begabten Volkssouveränität u. dgl., begangen wissen, so befindet man sich in einer historischen Selbsttäuschung; denn die Schlacht auf dem Weissen Berge hat mit der Volkssouveränität eben so wenig zu thun wie Herzog Benzel der Heilige mit der St. Benezelskirche als Symbol einer gewissen Untergruppe. Die Geschichte lehrt uns, daß, von den Hussitenkriegen anfangen bis zur Weissenberger Schlacht, das eigentliche Volk in eine immer größere und schwächer werdende Abhängigkeit gebracht worden ist, daß der Adel dagegen in dieser Zeit der durch ihn herbeigeführten Volkserniedrigung die unbedingte Ständeherrschaft durchgesetzt hat. Was bewog die Habsburgerische Landesregierung Anderes, als die Anhängerschaft des Volkes unter der Tyrannei einer egoistisch aristokratischen?

Als nach der schwachen Regierung der Jagellonen ein kräftiger Habsburgerischer König den Kampf gegen den Adel aufnahm, setzte dieser Alles daran, die neue Dynastie vom Thron zu verdrängen. Der erste Versuch unter Ferdinand I. mißlang und hatte nur zur Folge, daß das von den Junkern schmachvoll verlassene Bürgerthum die letzten Reste seiner Selbständigkeit verlor. Ein zweiter Versuch in viel größeren Dimensionen wurde gegen Ferdinand II. gewagt. Mit seiner Wahl und Wahl des päpstlichen Kurfürsten waren die künftigen Pläne der feudalen Barone in Erfüllung gegangen. Denn so nannte die Saden: der Bauer schmiedete in harter Verlegenheit, seiner Autonomie benuzte Bürgerstand war bedeutungslos; Königthum selbst, abhängig von der Wahl, nach der Bemüß der vier Artikel zum reinen Puppenpiel herabgewürdigt; einzig und allein der Adel regierte triumphierend über das Volk über König und Volk. Wer hat nicht schon gehört von polnischen Wälbische und seiner berüchtigten Adelsprivilegien, welche Land und Volk jämmerlich zu Grunde gerichtet; böhmische Adel verpflanzte im Jahre 1619 dergleichen Wälbische auf den böhmischen Boden, und die unheilvollen Folgen waren nicht ausgiebigen, wenn der Adel auf die Lage der Habsburgerischen Ordnung mit Winterkönigen Spitze hätte fortzuwirken können. Deswegen bedeutet Weissenberger Schlacht nicht den Tod der Volkssouveränität, keine gegeben hatte, sondern sie bedeutete vor Allem die Vernichtung einer kaiserkünftigen, grünenlosen übermächtigen Ständeherrschaft, die eben auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung gelangt war. Daß nebenbei auch dem künftigen Treiben ultracatholischen Priestern, die seit zwei Jahrhunderten das Element im Lande vergewaltigte, ein Ende gemacht wurde, gleichfalls vom Standpunkte der Freiheit nicht be dauert werden. Der erkennen die Cechen die Freiheit nur darin, wenn anderssprachigen Landesgenossen von ihnen terrorisiert werden — Andererseits wollen wir durchaus nicht behaupten, daß die Schlacht auf dem Weissen Berge etwa die Freiheit erworden ist. In Folge des Sieges der Kaiserlichen erbe auf den Trümmern der gestürzten Adels Herrschaft die absolute Monarchie. An die Stelle der allerdings nur den Ständen zukommenden Religionsfreiheit trat der rücksichtslose Zwang zum Katholicismus, und die verdamnte Adels Herrschaft suchte jeden Aufschwung der Geister zu unterdrücken.

Es dürfte schwer werden, Vortheile und Nachtheile der genannten Schlacht genau gegen einander abzuwägen. Durch den Sturz der vielföpfigen Adelsbrannia und die Beseitigung der nationalen Terrorismus gewann die Civilisation entschieden; sie ist aber wieder durch den starken Absolutismus und die religiöse Knechtung gerade so viel verloren, wer kann es kurzhaft bestimmen, wenn er sich nicht auf einen einseitigen Gesichtspunkt stellen will?

In den Kämpfen der Gegenwart, bis zu denen in der Zukunft Herr Ludwig Schlegler die Geschichte Böhmens fortführt, tritt ja immer wieder diese Nationalitätsfrage in den Vordergrund, und die österreichische Regierung müht sich in Jahren vergebens, hier wie in Ungarn und in ihren polnischen Ländern die Frage in einer beide Theile befriedigenden Weise zu erledigen. Dank den nationalen Bestrebungen der Čechen, der Polen, der Ungarn wird, diese Frage noch geraume Zeit im Vordergrund bleiben, und deshalb mag es nicht uninteressant zu hören, was der Verfasser am Schluß seiner umfangreichen und verdienstvollen Arbeit über diese Kämpfe und Bestrebungen der Gegenwart sagt.

Durch die gegentheiligen Ansichten über die Verfassungsverhältnisse, heißt es auf S. 631 u. ff., hat sich das Verhältniß zwischen den Nationalitäten zu einander zu einem höchst gemüthlichen ausgeglichen. Hierbei tritt aber noch ein sehr bemerkenswerther Unterschied zu Tage. Obwohl die Deutschböhmen darauf bestehen, alle Gefahren, die ihrer Nationalität drohen, abzuwehren, stehen sie doch nicht ausschließlich auf dem Standpunkt der Nationalität. Von echt konstitutionellem Geiste durchdrungen, halten sie vor Allem das Banner der Freiheit hoch und suchen die in der Verfassung gelegenen freisinnigen Mittel zur Entwicklung zu bringen. Nicht so die Čechen. Sie sind nur für Eine, für die nationale Idee und offen der Verleugung die Freiheit des Volkes. Es erinnert dieser Unterschied nur zu lebhaft an den Gang der böhmischen Geschichte überhaupt. Die Deutschböhmen bilden im Lande den dritten Theil und haben demselben im Mittelalter neben dem Feudaladel eine politische Stellung erobert. Sie haben den Kampf gegen die Baronen, welche keinen freien Stand neben sich dulden wollten, zu Zeiten der Premysliden und Luxemburgen mit aller Hingabe geführt; sie haben in der neuen Zeit, als die Verfassung es ermöglichte, ihren Gesinnungen Ausdruck zu verleihen, abermals Stellung genommen gegen die feudalen Bestrebungen der zeitgenössischen Junkerpartei. In diesem und in den Zeiten mit großer Hartnäckigkeit geführten Kämpfe zwischen dem freien bürgerlichen Bürgerthum und dem reaktionären Feudaladel haben weise Regierungen sich immer mit dem Bürgerthum abgefunden; denn die Wünsche des Adels richteten sich gerade so gegen die Macht der Throne, wie gegen die Autonomie des Volkes. Andererseits suchte der Adel seine Macht zu verfestigen durch Bedrückung und Ausbeutung der nationalen Idee des böhmischen Volkes. So kam es, daß, vom Klassenkampf des 13. bis 17. Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart, die Čechen nur im Dienste des rückwärtsfreundlichen Adels arbeiteten, die goldene Freiheit des Volkes gegen einige deutschfeindliche Bestrebungen einzuhandeln. Was hat die slavolamische Landesregierung, der höchste Sieg des Feudaladels, dem Lande gebracht? Allerdings die Verherrlichung der Deutschböhmen und der Strafe, dafür aber auch die schmachvollste Feindschaft gegen das böhmische Volk.

Wird doch in diesem Punkte von den Čechen die Freiheit als Lehrmeisterin des Lebens anerkannt werden!

Es würden also dann ein für allemal jenem unheilvollen Bunde entsagen; sie würden nicht ferner mehr an politischen Problemen arbeiten, die sich nicht verwirklichen lassen, sondern der freiheitlichen Verfassung der Gegenwart, die auch ihren nationalen Wünschen Rechnung trägt, sich zuwenden. Die Deutschböhmen aber mögen, wie auch immer die Verhältnisse sich gestalten, ihrem Jahrhunderte lang festgehaltenen Programme, die Freiheit des Bürgerthums zu entwickeln, treu bleiben! Für die Erhaltung ihrer Nationalität trägt diese politische Consequenz eben so sehr, wie der geistige und geographische Zusammenhang mit der großen Mutternation!

Schweden.

Auf Abschaffung der Todesstrafe.

Herr Karl von Olivecrona, früher Professor der Rechte an der Universität Upsala, gegenwärtig Rath beim obersten Gerichtshof Schwedens, hat seine vor einigen Jahren in schwedischer Sprache herausgegebene Schrift gegen die Todesstrafe neuerdings durch eine französische Uebersetzung*) dem größeren Leserkreise, der sich in der ganzen gebildeten Welt für die Fortschritte dieser Frage interessiert, zugänglich machen wollen. Wir begrüßen sein Werk als einen hervorragenden Beitrag zu der Erreichung des edlen Ziels, für welches der Verfasser, eine Fierde des schwedischen Richterstands, schon seit längerer Zeit in seinem Vaterlande eine höchst verdienstliche Thätigkeit entfaltet hat. Es wird unseren Lesern nicht unwillkommen sein, an der Hand eines so kompetenten Darstellers einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung, auf den derzeitigen Stand und auf den Kampf gegen die Todesstrafe in Schweden zu werfen.

Wie die ältesten Rechte aller germanischen Völker, so waren auch die alten schwedischen Volkrechte keinesweges geneigt, von der Todesstrafe häufig Gebrauch zu machen. Das Compromissystem, wonach es dem Thäter freistand, die Rache des Verletzten oder seiner Blutsfreunde durch Erlegung einer bestimmten Buße abzumenden, übte auch in Schweden eine ausgedehnte Wirkksamkeit. Jedoch bezeugen bereits die ältesten schwedischen Rechtsaufzeichnungen eine Anzahl besonders strafwürdiger Handlungen, die als „Mordgesetze“ wegen ihrer besonderen Bosheit der Buße nicht unterliegen, sondern die Verwirklichung des Friedens, und damit die des Lebens, nach sich ziehen sollten. Erst im Mittelalter brachen sich härtere Anschauungen Bahn, die sich vor Allem auf das dem moralischen Geiste entlehnte Prinzip der Wiedervergeltung stützten. Die Auffassung, daß das Geschick Gottes die Anwendung der Rache gebiete, und daß eine Vernachlässigung desselben das Land dem göttlichen Zorn aussetze, fand in die schwedische Gesetzgebung bereits im 13. und 14. Jahrhundert Eingang, und beherrschte bald, verbunden mit der in dem späteren Mittelalter allgemein verbreiteten Vorstellung, daß die Strafe durch ihre Schrecklichkeit weitere Verbrechen verhindern müsse, die schwedische Criminalpraxis. So finden wir denn auch in den Strafgesetzen Schwedens jenen Katalog von qualifizirten Todesarten und von Ver-

*) De la Peine de Mort, par K. d'Olivecrona, conseiller, etc., avec un rapport à l'Académie des Sciences morales et politiques, par M. Ch. Lucas, Membre de l'Institut. Paris, A. Durand et Pedone-Laurier, 1868. 206 S. gr. 8. (Preis 5 Francs.)

Stümmelungsstrafen, den man nicht vergessen darf, wenn es sich darum handelt, ein wahrheitsgetreues Bild von den Kulturzuständen der früheren Jahrhunderte zu entwerfen. Im Vergleiche mit der Grausamkeit, die sich in den gleichzeitigen Gesetzen Frankreichs und Deutschlands ausdrückt, sowie mit der unerhörten Vergeubung von Menschenleben, die in England unter dem Regime der Tudors und der Stuarts zu wahren Megeleien ausartete, verdienen freilich die schwedischen Gesetze, in denen sich der germanische Volksgestirb am meisten von fremden Einflüssen rein erhielt, immer noch milde genannt zu werden.

Bemerkenswerth ist, daß mit der Reformation sich zunächst eine strengere Richtung geltend machte. Zudem lie die Kirche eines großen Theils ihres Einflusses auf das Rechtsleben beraubte, namentlich die geistliche Gerichtsbarkeit wesentlich schmälerte, erweiterte sie die strafrechtlichen Befugnisse des Staates; sie verschärfte aber zugleich das Bussentheil, daß die weltliche Macht verstärkt sei, das göttliche Gesetz der Wiedervergeltung durchzuführen, und daß sie nur durch entprechend harte Strafen den Zorn der Gottheit zu versöhnen im Stande sei. Wie sehr man dabei von der Ueberzeugung ausging, das alte Testament als ein für alle Zeiten und Völker bestimmtes göttliches Gebot unmittelbar anwenden zu müssen, geht z. B. sehr klar daraus hervor, daß König Carl IX. dem Vandrechte König Christoph's einen Auszug aus dem mosaischen Gesetze anhängen ließ. Die fürchterliche Strenge gegen Mordtäter, die man bis in's vorige Jahrhundert mit dem Tode bestraft, gegen Räuber, Mörderinnen und fleischliche Sünden, die entsetzlichen Gräuelt der Hexenprozesse lassen sich sämtlich auf die Eine Quelle zurückführen, daß man die Gottheit als ein erzürntes, nur durch das Blut des Sünders zu versöhnendes Wesen sich vorstellte.

Einen Schritt zum Vornehi hat bereits die Codifikation vom Jahre 1734. Zwar bewahrte auch sie noch die Abhängigkeit vom Talionsystem; sie verfolgte ebenso noch das Ziel, durch harte Strafen die Verbrecher zu schrecken und die Gottheit zu versöhnen. Allein sie schnitt doch wenigstens die Auswüchse der Rökheit ab, die sich in einzelnen besonders fürchterlichen Exekutionsarten fund gaben, und bahnte durch ärderre Zerknirschung in den strafrechtlichen Grundfäden der besseren Zukunft den Weg. Daß diese für Schweden bald mit großem Nachdruck erstrebt wurde, ist dem Einflusse zu verdanken, den Beccaria's unsterbliches Werk über Verbrechen und Strafen (1764) auf das Herz des jungen Königs Gustav III. machte. Die Reformen dieses edlen Fürsten bezeichnen einen höchst wesentlichen Fortschritt. Der König wollte die Todesstrafe lediglich für Hochverrat und Mordmord beibehalten. Der Widerstand der Stände, namentlich der Geistlichkeit, zwang ihn, es auch noch bei einigen anderen Verbrechen bei dieser Strafe zu belassen. Indessen wurde nicht nur eine tief greifende Einschränkung derselben erreicht (die Zahl der Hinrichtungen sank seit 1778 von ca. 40 auf 10 für's Jahr), sondern auch zum ersten Mal das Prinzip der Wiedervergeltung gebrochen. Man muß, um diesen Erfolg zu würdigen, im Auge behalten, daß in England die Reformbewegung gegen die fürchterlich strengen Criminalgesetze erst zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts begann, daß der englische Richter Ellenborough noch 1810 dem Antrage auf Abschaffung des Geistes, welches den Taschendiebstahl im Werthe von mehr als 5 Schillingen mit dem Tode bestraft, mit der felerlichen Erklärung entgegentrat: die öffentliche Sicherheit verlange gebieterisch die Beibehaltung dieser Vorschrift! „Mord, fügte er wörtlich hinzu, wenn wir diese Bill passiren lassen,

dann wird Keiner von uns wissen, wie er steht; wir werden nicht wissen, ob wir den Kopf oder die Füße oben haben.“

Die schwedische Gesetzgebung hat sich auf der von Gustav III. so erfolgreich gebrochenen Bahn weiter bewegt. Eine Reihe von Specialgesetzen, durch welche die Todesstrafe immer mehr beschränkt wurde, ist hier nicht einzeln aufzuführen. Was besonderer Beachtung würdig ist jedoch ein entscheidender Schritt, der im Jahre 1861, und zwar auf Antrag des Herzogs von Liechtenstein, zum Gesetz erhoben wurde. Es wurde den Gerichten gestattet, mildernde Umstände selbst beim Mordmord in Betracht zu ziehen und geeigneten Falls statt der Todesstrafe auf lebenslängliche Strafarbeit zu erkennen. In dem neuen schwedischen Strafgesetzbuch von 1864 ist dieses wichtige Prinzip, welches das alte Talionsystem völlig aufhob, generalisirt und noch weiter dahin ausgedehnt worden, daß mit einer einzigen Ausnahme Todesstrafe und lebenswärtige Strafarbeit völlig alternativ neben einander gestellt sind. Auch in diesem (einen Ausnahmefalle) ist die Annahme von mildernden Umständen gestattet. Die Schweden dürfen auf dies Gesetz stolz sein. Gegen seine Menschlichkeit und Gerechtigkeit steht nicht nur die Gesetze der Franzosen und Engländer, sondern auch die der meisten deutschen Staaten, das oft gerühmte preussische Strafgesetzbuch eingeschlossen, noch sehr weit zurück.

Aber auch hierbei ist man in Schweden nicht stehen geblieben. Schon in den vierziger Jahren war das Ziel der päpstlichen Befestigung der Todesstrafe von hervorragenden Männern in's Auge gefaßt und seine Erreichung als eine einfache Aufgabe der Zeit bezeichnet worden. „Ich steige“, hatte 1844 der ausgenannte Jurist des Landes, Reichert, in einem amtlichen Berichte gesagt, „mit der Ueberzeugung in's Grab, daß mich die Todesstrafe in keinem civilisirten Lande um ein halbes Jahrhundert überleben wird.“ Seitdem ist bereits wiederholt in schwedischen Reichstagen der Versuch gemacht worden, die Abschaffung der Todesstrafe durchzuführen. Noch in der letzten Session des alten, bekanntlich in vier Kammern getheilten Ständehauses war der Antrag, diese Straftat vorläufig auf 10 Jahre zu suspendiren, von den Vertretern des Bauernstandes einstimmig angenommen worden; die übrigen Stände hatten sich dagegen erklärt. Als im Januar 1867 die neue, aus drei Wahlen hervorgegangene Volksvertretung vom ersten Male zusammentrat, brachte der Abgeordnete Hovén die Motion zur gänzlichen Abschaffung der Todesstrafe ein. Nach sehr eingehender Discussion ging sie in der zweiten Kammer mit einer Majorität von 50 Stimmen durch; sie wurde jedoch in der ersten Kammer mit einer Stimme Mehrheit abgelehnt. In der nächsten Session ward der Versuch natürlich erneuert; insofern lieh sie das Ergebnis überraschender Weise ganz anders aus. Diesmal (Februar 1868) nämlich verwarf dieselbe zweite Kammer den Antrag mit 103 gegen 69 Stimmen. Mit Recht bemerkt der französische Akademiker Lucas in seinem Bericht über unsere Schrift, daß ein derartiger, durch nichts motivirter Umschwung bei einer wichtigen und einfachen Frage nicht dazu beitragen kann, den Respekt vor parlamentarischen Körperschaften zu erhöhen. Ziel dem ist der endliche Sieg der Reformpartei in näher Trieb vor auszusehen. Die öffentliche Meinung spricht sich immer eifriger gegen die Vergießung von Menschenblut im Namen der Gerechtigkeit aus. Während des Jahres 1867 hat nicht ein einzige Exekution in Schweden stattgefunden. So geht in einem Lande, dessen Bevölkerung mit ungewöhnlichen Klimatischen un-

*) Es ist der von einem Sträfling begangene Mord.

guthethischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das schöne
Berk der modernen deutschen Vorkämpfer der Humanität und der
Gerechtigkeit, das Wort Mittermaier's, der Erfüllung ent-
spricht:

„Sie einst die früher für unentbehrlich gehaltene Folter,
die verhängenden Strafen, die körperliche Zuchtigung und die
qualifizierte Todesstrafe durch den Sieg der Gerechtigkeit und des
ethischen Bewußtseins verschwunden sind, ebenso wird auch diese
Macht die Todesstrafe verdrängen.“

Und wie steht es in Deutschland?

„Ist das deutsche Volk an Bildung, an Gerechtigkeit, an Mäßi-
gung so weit hinter dem schwedischen zurück, daß das Nichtschwer-
ter noch als eine unerlässliche Garantie des öffentlichen Frie-
dens und der Sicherheit angesehen werden muß? Sind wir im
Vergleich zu unseren nordischen Vettern noch so tief in dog-
matischen Anschauungen befangen, daß man uns mit dem Hin-
weis auf die Bibel in einer solchen Frage abfinden darf? Glaubt
uns, im Vande der heimlichen Hinrichtungen, jemand daran,
daß die Todesstrafe den Zweck der Abschreckung wirklich erreicht?
Wir haben es mit tiefem Schmerz erleben müssen, daß die
österreichische Regierung während der Diktatur des Jahres 1867 die To-
desstrafe in Raffau, wo sie fast zwanzig Jahre lang abgeschafft ge-
wesen war, wieder eingeführt hat. Wir haben es lebhaft bedauert,
daß von der zweiten Kammer Eadschens angenommene Antrag
Aufhebung dieser Strafe im vorigen Jahre am Widerstand
anderer Häuser scheiterte ist. Aber als eine schwere Nie-
derlage der deutschen Humanität und Volksbildung würden wir
empfinden, wenn es möglich sein sollte, die Todesstrafe bei
der Vorbereitung begriffenen einheitlichen Strafgeset-
zes für den norddeutschen Bund aufrecht zu erhalten. Es
wäre zu wünschen, daß ein derartiger Versuch, wenn er
gemacht werden sollte, durch den gesunden Sinn und das richtige
Verständnis des Volkes vereitelt werde.“

Die Schrift des schwedischen Rechtslehrers, Herrn von
Björkström, die außer dem Bericht über das Vaterland
des Verfassers eine klare und gründliche Widerlegung aller zu
Gunsten der Todesstrafe vorgebrachten Gründe enthält, und die
auch eine sehr sorgfältige Benutzung der umfangreichen
nationalen Literatur ausgezeichnet, verdient auch in Deutsch-
land die Beachtung in den weitesten Leserkreisen empfohlen zu
werden.

V. D. Fischer.

Italien.

Studien im Archiv der Staatsinquisition von Venedig. *)

Die überhaupt durch den nationalen Aufschwung auch die
der Wissenschaften in Italien neuen Antrieb empfangen-
den war es natürlich insbesondere die vaterländische Geschichte,
die die Arbeit der Forscher wie die Teilnahme des Publi-
kums zwangte. Da ist denn in die Reihe von Turin und
Parma und Modena, wo man sich längst um die Er-
hellung der heimischen Vergangenheit emsig bemühte, auch
wenig eingetreten; ja hier hat das Jahr 1866 nicht minder
wissenschaftliche Befreiung gebracht, als eine politische: der-
nach ist endlich der Dämon des Mißtrauens, der unter der

Fremdherrschaft die Schätze der Archive gehütet. Freilich bedarf
es noch des fleißigen Nachgrabens, um diese Schätze zu heben;
aber während die Italiäner gar oft erleben mußten, von Fremd-
lingen ihre Geschichte erkundet und geschrieben zu sehen, ergreift
sie heut ein lebhaftes Gefühl, daß es nicht fürder so bleiben
dürfte. Eben von dieser Empfindung ist auch der Verfasser der
vorliegenden Schrift beherrscht; mit brennendem Eifer, der aus
jeder Zeile seines Buches hervorleuchtet, hat er sich in die kaum
eröffnete Bahn geworfen, und zwar ist es das Archiv der Staats-
inquisition, dem seine Studien gelten.

Er genügt damit einer patriotischen Pflicht: die europäische
Geschichte aus venezianischen Papieren zu bereichern, durfte man
eher großen Ausländern, wie Ranke, überlassen; die innere
Geschichte Venedigs, die noch zu schreiben ist, bleibt billig den
Venezianern vorbehalten. Zum Glück herrscht in den großen
Städten Italiens neben dem rühmlichen Mangel an einheits-
feindlichem Partikularismus eine warme und echte Begeisterung
für die glänzende Vorzeit der speziellen Heimat, und der
Venezianer kann obenin des Beifalls aller Welt gewärtig
sein, wenn er Geschichte und Verfassung der Markusrepublik
entziffert; denn ganz abgesehen von dem politischen Sauber,
der für uns Alle über der Lagunenstadt ruht: das alte Venedig
ist und bleibt ein politischer Typus von wunderbar scharfem
Gepräge; consequenter war niemals eine Aristokratie entwidelt,
so daß ihre tiefere Forschung für das Verständnis aller ähn-
lichen Staatsbildungen, besonders der freilich naiveren des Mit-
telalters, äußerst fruchtbar werden muß.

Wie aber trafe man da besser zum Ziele, als indem man
es unternähme, die Geschichte der Staatsinquisition zu schreiben?
Das eben wäre ein Stolz in's Herz des geheimnißvollen Staats-
körpers. Doch Herr Gulin sich hierzu rüstet, muß Seidemann mit
Freude erfüllen; heututage sind es nur Anläufe dazu, die er
uns sehen läßt, einzelne Vorstudien, aber sie reichen hin, um
volles Vertrauen auf seine Befähigung, seinen Ernst und seine
Ausdauer einzuführen.

Und schon an sich betrachtet, ist, was er bietet, interessant
genug. Es sind fünf kleinere Abhandlungen, zuerst als Vor-
träge im Athenaeum gehalten, nun zum Druck durch reichs-
kundliches Material vermehrt. Da sich die Competenz des
höchsten venezianischen Tribunals auf alle mögliche Dinge er-
streckte, so ist es nicht schwer, aus den Prozessen, die dieser ge-
heime Wohlfahrtsausschuß angestrengt hat, eine gar bunte Reihe
zusammenzustellen. So führt denn Gulin zuerst einen po-
litischen Proceß vor gegen den Verräther Angelo Badoer, der zu
Anfang des 17. Jahrhunderts, schon vor der großen Ver-
schwörung, sich durch Privatverkehr mit fremden Gesandten ver-
dächtig gemacht und nachher in der Verbannung, besonders im
mantuanischen Kriege, weiter gegen sein Vaterland gearbeitet
hat. Den Mördern, welche die Inquisition zuletzt gegen ihn
dang, entging Badoer; seine Schuld oder Unschuld hat selbst die
hohe Diplomatie jener Tage in ihren Verhandlungen vielfach
beschäftigt.

Schon dieser erste Aufsatz Gulin's dient dazu, und eine sach-
gemäßere Anschauung von dem Verfahren der Inquisition zu
verschaffen, und zwar wohl im Ganzen eine mildere, als sie in
der Phantasie der Romanleser aller Nationen existirt; wir
heben nur die ausdrückliche Versicherung Gulin's hervor, daß
nie auf eine anonyme Angeberei hin das Collegium ein Ver-
fahren begonnen habe. Entschieden Neues bringt jedoch der
zweite Vortrag über die Gefangenen in den Bleistammern beim Aus-
gange der Republik. Man hatte nämlich die Anwendung dieser

*) Studi nell' archivio degli inquisitori di stato, del Professore
Udo Folin, Venezia, 1868.

härtesten Kerkerstrafe in den letzten Decennien des Freistaates überhaupt zugeleget. Unser Autor weist das Gegenheil nach und belehrt uns, daß nur gemeine Verbrecher dort ihre Strafe verbüßen, während die österreichische Herrschaft, wie wir von Pellico und Anderen wissen, gerade den politischen Sträflingen die schwerste Last auferlegt hat.

Zwei folgende Abhandlungen über Giacomo Bassano's berühmte „Arche Noah“ und über die Bibliothek von San Giovanni e Paolo führen uns auf das Gebiet der Gemälde- und Bucherbiebshäule und enthalten neue und nicht unwichtige Data zur heimischen Künstler- und Sammler-Geschichte; die Bemühungen des Staates selber um Erhaltung seines Schatzes von Meisterwerken werden dankbar hervorgehoben, die cäsarische Barbarei der Entführung von Kunstschätzen findet ihr gerechtes Urtheil. Der letzte Vortrag endlich, Maria da Niva betitelt, giebt ein rührendes Porträt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; es ist der Proceß einer von ihrer habfüchtigen Familie nach damaliger Sitte gewaltsam in's Kloster gebrachten jungen Patrizierin. Besonderen Werth erhält dieser Aufsatz noch durch die Hiehergabe eines Stückes aus Antonio Vamberti's ungedruckten *Memorio degli ultimi cinquant'anni della Repubblica*, in dem mit dem anschaulichen Talent und der keitem Einsicht eines Voccaccio die Sprachalter der Nonnen flüster als die Salons jener Zeit geschildert werden.

Wir müssen uns auf diese kurzen Worte beschränken, allein wir glauben Jedem, der ein Herz für Venedig hat — und wer hätte das nicht? — diese leichten, aber von gediegenem Fleiße zeugenden Skizzen zur Lectüre empfehlen zu dürfen; unserm Verfasser aber wünschen wir von Herzen Muße und guten Fortgang zu seinem größeren Vorhaben.

H. D.

Frankreich.

Sire de Joinville's Geschichte des heiligen Ludwig.

Ob es für die Schilderung wichtiger Vorgänge von Nutzen sei, denselben als unmittelbarer Zeuge beigegeben zu haben, ja ob es für einen Beobachter, welcher persönlich in die Ereignisse eingegriffen hat, welcher, wie es in den Volksdichtungen heißt: „selbst mit dabei gewesen“, überhaupt möglich ist, einebildliche, im höchsten Sinne historische Darstellung des Selbstgelebten zu geben, mag zweifelhaft erscheinen. Gewiß treten auf der höheren Stufe unbetheiligter Forschung die weitverzweigten Grundursachen eines Ereignisses mit größerer Klarheit hervor, als im Gewühle der Ringenden. Anders, wo es sich um die Schilderung einer einzelnen, bedeutend wirkenden Individualität handelt. Hier kann die sorgfältigste Benützung des Ueberlieferten den lebendigen Eindruck leblichen Schauens nicht ersetzen, und die deutlicher hervortretenden persönlichen Neigungen des Erzählers dienen nur dazu, die Unmittelbarkeit der Darstellung zu erhöhen.

Von diesen Gesichtspunkten muß man ausgehen, um in richtiger Würdigung einem Werke entgegenzutreten zu können, dessen geistige Reize sich nun schon durch mehr als ein halbes

Jahrtausend bewährt hat, der *Histoire de St. Louis, roi de France*, par Jean Sire de Joinville, sénéchal de Champagne. Man würde dem modernen Seneschal Unrecht thun, wenn man an seine Ehren den Maßstab eines planmäßigen Geschichtswerkes legen wollte. Ein solches zu schreiben, lag weder in seiner Macht, noch in seinem Willen; aber als ihn die Königin Johanna von Navarra dazu aufforderte, hielt es der schon hochbetagte Ritter für eine fromme Pflicht, die hohen Thaten des geliebten heiligen Königs, dem er in Rath und Beirathung treu zur Seite gestanden, in dessen Heiligsprechung er sein gewichtiges Zeugniß eingelegt hatte und dessen verklärte Gestalt ihn noch oft im Traum umschwebte, als erhabenes Beispiel der Nachseiferung für die selbstesten Insel getreu zu berichten. Als vorzüglichste Quelle dient ihm dabei die eigene langjährige Erfahrung im vertrauten Umgang des Königs. „*Je fais savoir à tous*“, sagt er am Schluß des Buches — „que j'ai mis ici une grande partie de faits de notre saint roi devant dit, que j'ai vus et ouïs“.

Bei seiner Auffassung Ludwig's IX., als nationalen Helden und Heiligen, kann es kaum Wunder nehmen, wenn Joinville ihm jetzt über auf dem Standpunkte unbefangener Bewunderung steht; Uebrigen aber ist seine Anschauung zeitgenössischer Betrachtung. Persönlichkeit eine überaus verurtheillose. Er spendet ihm und Mahnung mit großer Offenheit nach allen Seiten hin; beurtheilt eigene und fremde Schwächen mit gleicher Schärfe; ja sogar der heilige Ludwig entgeht wiederholt nicht ganz der leichten Zabel des unparteiischen Biographen. Wenn gleich in der Verherrlichung des Helden als Hauptzweck der *Histoire de St. Louis* anzusehen ist, so war doch der historische Hintergrund des Bildes der unglückliche ägyptische Kreuzzug des Jahres 1248, ein reich bewegter, um nicht einem so feinen Beobachter wie Joinville Gegenstand der angelegentlichsten Schilderungen zu sein. Orientalisches Leben und Treiben, abendländische Kämpfe mit ägyptischer Schlauberei, schwer erkaufte Siege, Gefangenschaft und bitterste Todesnoth ziehen in buntem Bild an unserem Auge vorüber. Dabei liebt es der Erzähler, in Kenntniffe über morgenländische Kultur und Geschichte zu fließen zu geben, und hat oft den Faden der Darstellung in Episoden, wie über den Alten vom Berge, den Priesterhannes und mancherlei andere werthwürdige Dinge unterbrochen. Auch der Nil, der für die Unternehmungen der Kreuzfahrer wichtige Strom, ist Gegenstand einer eingehenden Erörterung geworden. Derselbe kommt, nach der Meinung des malen Ritters, direkt aus dem Paradiese geflossen, und wo er in Aegypten eintritt, sieht man mit Reben die kostbaren Ähre auf, welche der Wind von den Bäumen Eden's in den Strom geweht hat. Man sieht, von dem Wunderglauben der Zeit ist Joinville durchaus nicht frei geblieben, wie sich nach seinem heiligen Umgang ja kaum anders erwarten. So sind auch Träume von bedeutendem Einfluß auf Handlungen. Ein Traum, welchen ihm sein Fugler Hausseliger, vielleicht nicht ganz unerwünscht, als eine direkte Mahnung Gottes auslegt, läßt ihn den unglücklichen Ausweg des letzten Kreuzzuges, auf dem Ludwig IX. seinen Tod fand, vorziehen, und auch die dringendsten Bitten des Königs können nicht bewegen, an dem Unternehmen sich zu betheiligen. mehreren Stellen seines Werkes weist er sogar über Wunder berichten, die sich vor seinen eigenen wachen Augen zugetragen haben, ohne dadurch jedoch seiner persönlichen Glaubwürdigkeit im Wesentlichen zu schaden. Denn das Wunderbare liegt der Regel weniger in den mitgetheilten Thatfachen, als viel in den vorausgesetzten übernatürlichen Gründen. So er

*) *Histoire de St. Louis par Joinville, Texte rapproché du Français moderne*. Par Natalis de Wailly. 3e édition, Paris, 1868.

er mit frommem Staunen, ein Mann sei in's Meer gestürzt und, ohne ein Glied zu rühren, auf der Oberfläche geblieben, weil — er sich im Augenblicke der Gefahr dem Schutze der allmächtigen Jungfrau Maria empfohlen habe. Gewiß ist die Heldthat groß genug, diese einfache Erscheinung, statt durch das Fiktion der Schwere, durch den unmittelbaren Einfluß der Gotteskraft zu erklären; aber der Verdacht einer wissenschaftlichen Entdeckung kann Joinville in keiner Weise treffen.

Den ansehnlichsten Theil der Histoire de St. Louis bilden die Schilderungen aus den vertraulichen Gesprächen des Königs. In heitern Weltkinn des Mitters tritt dabei in dem pikantesten Gegensatz zu der ascelisch strengen aber wohlwollenden Art des Königs, dessen etwas lehrhafte Frömmigkeit doch nie in eine langweilige trockenen Moralistikens ansetzt. „Einst — so heißt Joinville — sprach der König zu mir: Möchtest du nicht mit dem Auszuge beschäfte sein oder eine Todsünde begangen haben? Und ich, der ihm niemals lag, antwortete, daß ich weder deren dreißig begangen haben, als auskühnig sein könnte.“ Der König wartet, bis die Zeugen dieses Gesprächs entfernt haben, und hält dann seinem leuten Freunde eine Strafrede: „Ihr habt gesprochen wie ein Zöhrer und ein Feigling, denn es giebt keinen Auszug, der so häßlich wäre, wie eine Todsünde.“ Man bemerkt die zarte Rücksicht des Königs, der bei einer so argen Trivialität in Wegwartung Anderer die Rüge zurückhält und erst im geheimen Zweiggespräch die heiligen Worte Raum giebt. Im Allgemeinen war die Unmüßigkeit Ludwigs IX. von jeder Apathie frei, die unerbittliche Feinheit des französischen Charakters blüht nicht in aus dem düsteren Ernste weltgeschichtlicher Kasse hervorwachsende Bismarck Joinville's erregt die ausgelassene Fröhlichkeit des Königs. Auch unbedingte Unterwerfung den geistlichen Nachbarn gegenüber war, trotz aller Heiligkeit, nicht dem Könige Ludwigs, und wir sehen mit Genugthuung, wie die wiederholten Malen die Ausschreitungen kirchlichen Uebertriebs mit Energie zurücktreibt.

Möchten auf den Raum gestatten es nicht, auf anziehende Weise näher einzugehen; nur über die vorzüglichsten Ausgaben dieses sei mir noch ein Wort gestattet. Der erste Druck Histoire de St. Louis fällt bereits in das Jahr 1542. Im 17. Jahrhundert ist besonders die Ausgabe des hochgelehrten Königs herausgegeben, welcher eine Menge werthvollen historischen Stoffes über den Schriftsteller und sein Werk zusammengetragen hat. Schon die frühesten Herausgeber versuchten dabei aus den altfranzösischen Sprachformen erscheinenden Schwierigkeiten für das Verständniß, durch oft sehr willkürliche Textänderungen zu lösen. Der verdiente französische Gelehrte Auguste Michel strebte in seiner 1853 erschienenen Edition das Ziel durch vielfache erklärende Anmerkungen zu erreichen. Die Ausgabe des Wailly hat im Jahre 1867 den Originaltext einer Uebersetzung in die moderne Sprache herausgegeben. Diese Uebersetzung ist alsdann auch in einem besonderen Band erschienen. Dieselbe sucht die anziehend naive Joinville'sche Erzählung möglichst zu erhalten und weicht von derselben nur ab, wo es die Bedingungen des wesentlich veränderten Sprachgebrauchs unumgänglich machten. Herr Wailly hat sich so das Verdienst erworben, eines der bedeutendsten Denkmäler mittelalterlicher Geschichtsschreibung dem französischen, man darf wohl sagen, überhaupt dem gebildeten Publikum zugänglich gemacht zu haben. Der große Erfolg seiner Arbeit — die Uebersetzung erschien in diesem Jahre bereits in dritter Auflage — zeigt, wie sehr dem vorwiegenden Streben unserer Zeit, christliche Wissen

in anziehender Form zu verbreiten, entspricht. Auch in Deutschland sei das Werk den Freunden französischer Kultur und Geschichte bestens empfohlen. Franz Hüffer.

Alphonse Royer: Geschichte des Theaters. *)

Von dem französischen, dramatischen Schriftsteller Novellisten und Orient-Reisenden Alphonse Royer sind schon die beiden ersten Bände einer allgemeinen Geschichte des Theaters erschienen, die, nach ihrem kosmopolitisch-kulturhistorischen Plan und Umfang, eine Concurrenz mit der allerdings noch viel umfassenderen, deutschen „Geschichte des Dramas“ von S. E. Klein zu werden den Anschein hat. Es sind im Ganzen fünf Bände angekündigt, von denen der erste, nach einer Einleitung über den Zusammenhang der dramatischen Weltliteratur mit der Kulturgeschichte der Menschheit, das Alterthum und den Orient auf 90 Seiten, das neulateinische Theater bis zum zehnten Jahrhundert auf 25 Seiten, den Uebergang vom lateinischen zu den Volkssprachen des 11. und 12. Jahrhunderts auf 15 Seiten, das 13. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland auf 14 und im 15. Jahrhundert auf 48 Seiten umfaßt. Die folgenden Kapitel des ersten Bandes (240 S.) sind den Mythen des 15. Jahrhunderts, dem französischen, niederländischen, spanischen, englischen, deutschen und persischen Theater desselben Zeitraumes, sowie der französischen Bühne der ersten Periode des 16. Jahrhunderts gewidmet.

Wir gewinnen durch eine Vergleichung dieser Raumverhältnisse bereits die Anschauung, daß von einer Vergleichung des Royer'schen Werkes mit der gelehrten, gründlichen und erschöpfenden Geschichte des Dramas von Klein nicht die Rede sein kann. Der zweite Band von Royer umfaßt den Schluß des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich (bis zu Corneille), Spanien (Gil Vicente, Lope de Vega etc.), Portugal, den Larenländern, Deutschland (Jacob Ayrer, Herzog Julius von Braunschweig etc.) und England (Shakespeare, seine Vorläufer und Nachfolger). Der dritte Band wird dem übrigen Theile des 17. Jahrhunderts, der vierte dem achtzehnten und der fünfte endlich dem neunzehnten Jahrhundert gewidmet sein.

In der Einleitung sagt der Verf.: „Die Weise, welche wir mit unsern Lesern zu den Völkern der Erde unternehmen, die hierbei durch ihre dramatischen Werke vertreten sind, wird theilweise eine wahre Entdeckungreise sein. Durch die vergleichende Ueberschau wird manches Unerwartete zu Tage kommen. Manche Idee, die man für neuentstanden hielt, wird man als aus sehr alten Quellen herkommend erkennen. Das Gebiet der Entdeckung ist keinesweges so groß, als man glaubt, und vielerlei Aehnlichkeiten sind auf einem und demselben Boden gewachsen. Die menschliche Perfectibilität kann nicht geleugnet werden, aber nichtsdestoweniger steht doch etwas vom Biber in den Menschen, und wenn die Arten auch verschieden, sind sich doch die Individuen niemals unähnlich.“

Der französische Verfasser sagt, daß seine Geschichte des Theaters, zum Unterschiede von der deutschen Arbeit Klein's, deren Umfang er, nach Verhältniß der bisher erschienenen sechs Bände, auf vierzig berechnet, nicht sowohl aus abgeordneten historischen Darstellungen der Dramenliteratur jedes einzelnen

*) Histoire universelle du théâtre. Par Alphonse Royer. Tome I et II. (470 et 522 p. fr. in — 8.) Paris, A. Franck, 1868.

Volles, als aus vergleichenden Ueberflchten der verschiedenen Theater-Epochen bestche. Statt einer Nebeneinanderstellung zahlreicher Einzelgeschichten, liefert er vielmehr eine historische Untersuchung nach Jahrhunderten und Völkerguppen.

Spanien.

Lope de Vega in deutsch-er Bearbeitung.*)

Seitdem August Wilhelm Schlegel in seiner kritischen Souveränität als die Blüte des spanischen Dramas die Stücke Calderon's gerietzen und nach seiner antikeitlichen Manier, des Contrastes wegen, den bis dahin hochgelobten Lope de Vega recht tief herabgesetzt hat, ist „el senia de España“ nur noch in dem Rufe eines Vielstreibers geblieben, mit dessen Werken sehr Wenige Bekanntschaft gesucht haben. Da ist es dankbar anzuerkennen, daß ein gründlicher und unbefangener Kenner und diese Bekanntschaft in so angemessener Weise vermittelt, wie Moriz Rapp durch die unten angezeigte Bearbeitung einer glücklich ausgewählten Zahl Lope'scher Stücke jetzt unternimmt. Ueber das Verhältnis von Lope und Calderon spricht sich Rapp in der Vorrede folgendermaßen aus: „Lope hat die Größe äußere und innere Form des spanischen Drama geschaffen und fixirt, und diese That hebt ihn über alle Angriffe. Er ist für's Zweite vielleicht der fruchtbarste Dramatiker, welchen die Erde gesehen, und das muß der Mächtigkeit seiner Manier in Gegenrechnung gebracht werden. Der bloße Vereinerlei bleibt doch unter dem Schöpfer. Lope ist der Archklus, Calderon der Sophokles der spanischen Bühne. Lope's Größe ist eine ganz unerschöpfliche Phantasie; er will hundertmal das Klämliche und wiederholt sich in aller seiner Eifertigkeit doch weit weniger als Calderon in seinem ruhigen und gemessenen Schaffen, das weit öfter an Manier grängt. Lope schildert seine Zeit und sein Volk, wie sie sind, wie er sie sieht, die Aussicht auf allgemeine ethische Gedanken läßt er im Zeitbewußtsein ausgehen und sich vergehen; er hat keinen klaren ethischen Zweck. Calderon ist vor allem Theoretiker, er will nie bloß für die Phantasie arbeiten, er will auf den Willen, auf die Ueberzeugung wirken, er hat moralische Zwecke. Das ist der Pessimismus fremd, aber es ist doch nicht der wesentliche Kern ihrer Offenbarungen. Bei Lope ist die schaffende Phantasie, welche mit nationalen und am liebsten lokalen und provincialen Bildern sich nährt, das Erste, der spielende Witz die verblümmende Zierde, welche oft, wie in den Zwischenpielen, fast die ganze Form ausfüllt. Bei Calderon ist die Phantasie mächtig und kühl, der Witz nicht üppig und in bewußte Schranken gewiesen; das Eitengeföh, in der Form des Geföhls geföh, also das ethische Pathos, die Hauptfache; sein ethisches Eitern aber zugleich in zeitlichen und lokalen Schranken befangen und für uns zum Theil ungenügend und abtöndend. Daher kommt es, daß er in Deutschland nie Wurzel fassen konnte; Lope wäre vielleicht in einzelnen Stücken eher assimilierbar.“

Dieses im Ganzen so treffende Urtheil mag zugleich be-

weisen, daß der Bearbeiter nicht in blinder Verehrung seinen Autor über Gebühr zu erheben bemüht ist. Jedem einzelnen der überlieferten Stücke geht eine, auch literarische Nachweise bietende Einleitung voraus; es enthält aber der vorliegende Band folgende Auswahl: El rey Bamba (König Bamba), El primer Fajardo (der erste Fajardo), El nuevo mundo (Columbus) und El gran duque de Moscovia (Demetrius). Von hervorragenden Inter-essen für und sind die beiden letzten, der „Demetrius“ selbst verständlich schon wegen der Vergleichung mit dem Schiller'schen Torso. Ein zweiter Band, der hoffentlich bald nachfolgt, ist noch drei Stücke und sieben Zwischenpiele bringen.

Rußland.

Weibliche Aerzte unter den Kirgisen.

Fräulein Nadeschda Kuslowa, welche am 14. December 1881 zu Zürich promovirte und von der dortigen Universität das Doctor-Diplom erhielt, begann 1862 das Studium der Medizin in ihrem Vaterlande Rußland und zwar auf der medizinischen kirgisischen Akademie zu St. Petersburg. Zwei Jahre nach Fräulein Kuslowa und mit ihr noch einige Damen die Vorlesungen besucht, ohne daß ihnen dabei von den Professoren oder den männlichen Studenten ein Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre, als plötzlich zum allgemeinen Erstaunen die Regierung der Universität verbot, ferner Frauen zu den wissenschaftlichen Vorlesungen zuzulassen. (Inzwischen wurde kürzlich doch eine Frau Kaschwarow in St. Petersburg zum Doctor medicinae promovirt. Auch soll der Unterrichteminister Tolstoy in neuerer Zeit eine der Frauenfrage sehr günstige Entscheidung geföh haben.)

Damit war damals dem Studium der Frauen in Rußland das Todesurtheil gesprochen; einige gaben es auf, einige aber und unter ihnen Nadeschda Kuslowa gingen nach der Schweiz, hoffend, wenn sie von dort mit dem Doctor-Diplom zurückkehrten, würden, in St. Petersburg zum Examen und darauf zur Praxis in ihrem Vaterlande zugelassen zu werden, und nur zu Gunsten einer einzigen Frau ward damals der Akademie gestattet, eine Ausnahme zu machen. Die Veranlassung dazu ist originell.

Einige Jahre ehe Fräulein Kuslowa in die medizinische Schule zu St. Petersburg trat, hatten sich mehrere wilde Stämme des russischen Asiens an die Regierung gewendet, mit der Bitte ihnen einige mit der Geburtshilfe vertraute Frauen zuzulassen. Ihr Gesuch ward bewilligt und die Regierung ließ auf ihre Kosten eigene eine Anzahl Frauen für diesen Zweck ausbilden. Nach einiger Zeit ging einer dieser kirgisischen Stämme in seinen Forderungen noch weiter und petitionirte, man möge ihm Frauen senden, welche nicht nur die Geburtshilfe verständen, sondern auch in andern Zweigen der Arzneywissenschaft erfahren wären. Sie ahnten nicht, daß sie damit etwas verlangten, was man ihnen nicht allein in Rußland, sondern im ganzen übrigen hochgebildeten Europa nicht zu geben vermöge, daß sie eine Frage berührten, die schon seit Jahren viel Lärm in der civilisirten Welt verursacht und von Vielen als gleichbedeutend mit dem rothen Geßens und dem Untergang aller göttlichen und menschlichen Weltordnung betrachtet wird. Es scheint indeß, als sei man bei manchen Regierungen eher geneigt, den Wünschen wilder Völkerschaften, als den Bedürfnissen gebildeter und geistiger Frauen Rechnung zu tragen. Eine Frau, welche ver-
 *) Spanisches Theater. Herausgegeben von Moriz Rapp. Dritter Theil. Schauspiel von Lope de Vega I. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1868. (Einf. 88 und 89 der Bibliothek ausländischer Klassiker.)

den Studium der Geburtshilfe oblag, ließ die Kirgisen wissen, daß sie geneigt, gründlich Medizin zu studiren und dann als Arzt zu ihnen zu kommen, wenn sie ihr die Erlaubniß verleihten könnten, die Akademie zu St. Petersburg als orientalische Studentin zu besuchen. Der Vorschlag wurde mit Bereitwilligkeit angenommen und mit Hilfe eines einflussreichen russischen Generals die Zulassung der Kirgisen-Doctorin in apo zur Akademie durchgesetzt. Außerdem sandten die „Wilden“ vom ersten Augenblicke an die Mittel für den Unterricht und das Studium der für sie auszubildenden Heilkünstlerin und nahmen großes Interesse an ihr, daß sie von Zeit zu Zeit Berichte über ihre Gesundheit und ihr Wohlergehen einforderten und ihr, als sie im letzten Sommer erfuhr, sie sei nicht wohl, noch bedeutendere Mittel anweisen ließen, um etwas für ihre Gesundheit zu thun. Man wäre diesem Vorfall gegenüber beinahe versucht, mit Zume zu sprechen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“

Kleine literarische Revue.

Todes- und Freiheitsstrafe in England. Im Anschluß an den Bericht über das treffliche Buch des schwedischen Rechtslehrten Lilius Crona verdient eine kleine, lebendig und ausgereifte kleine Schrift des Dr. Karl-Heinrich Schaabö (*), Professor an der britischen Militär-Akademie in Woolwich, erwähnt zu werden. Der Verfasser, ein seit längerer Zeit in England lebender Deutscher, ist kein Jurist, aber er hat die staunenswerten Fortschritte, welche sich in der englischen Strafrechtswissenschaft der letzten Jahrzehnte vollzogen haben, mit Aufmerksamkeit verfolgt, und führt in seiner Schrift, die ursprünglich als Vortrag in der Londoner deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst gehalten worden ist, an der Hand der reichhaltigen neueren englischen Literatur über diesen Gegenstand den Nachweis, daß die sehr erhebliche Beschränkung der Todesstrafe in England ganz entschieden vorteilhafte Wirkungen für die öffentliche Sicherheit nach sich gezogen hat. „Die hängten“, sagt der englische Jurist Phillips von den englischen Strafgesetzen noch im Anfang unseres Jahrhunderts, „alles und jedes; für Diebstahl im Werthe von einem Pfund häng, für 5 Schilling, für 40 Schilling, für 5 Ästel, für das Verwunden eines Wägmögens. Wir hängten für den Diebstahl eines Kacks, eines Pferdes, eines Kindes, für Falschmünzerei, Urkundenfälschung, für Zauberei, für Dinge, die da waren, für Dinge, die da nicht sein konnten.“ Statt 200 mit der Verurtheilung bedrohter Verbrechen, weist die englische Strafgesetzgebung seit der Consolidation Act von 1861 nur 14 Todeswürdigkeiten an, von denen jedoch nur in Einem, bei vorbedachtem Mord, die äußerste Strafe zur wirklichen Vollziehung zu kommen pflegt. Die englische Gesellschaft für die Abschaffung der Verurtheilung ist für die endliche völlige Beseitigung des „curse of the gallows“, unermüdet thätig. Ebenso regsam ist die Vereinswirkung für die Verbesserung des Gefängniswesens, die in erster Linie für die Haft entlassenen Sträflinge. Nur die vernünftig geregelte Freiheitsstrafe vermag das Erforderniß zu erfüllen, welches Wilhelm von Humboldt in seinen Ideen an die Grenzen der Wirksamkeit des Staats an jede Strafe knüpft: daß ihr Maß den Umständen und dem Grade der mora-

lischen Gefährlichkeit des Verbrechens entspreche. Die Aufgabe der Gesellschaft, den nach Abbüßung ihrer Strafe entlassenen Verbrechern die Rückkehr in das bürgerliche Leben zu ermöglichen, statt sie aufs Neue auf den Weg der Schuld zu treiben, wird in Deutschland noch lange nicht genügend gewürdigt. Wir wünschen, daß die vorliegende Schrift dazu beitrage, die öffentliche Theilnahme für dieses hochwichtige, aber auch sehr schwierige Werk der Humanität zu erwärmen. Z.

— Shakespeare's Frauenideal. Herr F. M. Leo, ein thätiges Mitglied der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, hat seinen bei Gelegenheit der am 23. April v. J. zu Weimar stattgehabten Generalversammlung dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrag dem Druck übergeben. (*). Im Vorworte spricht der Verfasser aus, daß ihm die Arbeit unter der Feder anders geworden, als er sie ursprünglich gedacht, und daß sie, wie sie jetzt ist, wohl mehr den Titel „Shakespeare's ideale Gestalten“ oder „Psychologisch-Biographisches zum Shakespeare“ zu beanspruchen gehabt hätte; zugleich entwickelt er aber die Gründe, welche ihn veranlaßt, bei der ursprünglich gewählten Bezeichnung zu verharren. Der Vortrag zeugt von der liebevollen Hingabe des Verfassers an seinen Stoff, von dem tiefen Versehen in den Dichter, von dem gründlichen Studium des lebendigen Geistes, nicht des todtten Buchstabens, den Shakespeare uns hinterlassen. Wir halten es für einen äußerst glücklichen Gedanken, die Individualität des Dichters, für die uns so wenig positiver Anhalt geboten ist, sich aus seinen Werken, aus seinen Lieblingsgehalten zu rekonstruiren und geben dem Verfasser gern das Zeugniß, daß er dies mit ebenso viel Geist wie Gründlichkeit gethan, und daß uns aus seinem kurzen Vortrag besser als aus weit-schweifigen, mit Hypothesen gefüllten Biographien der Anabe Shakespeare, der Mann Shakespeare und Shakespeare's Frauen-Ideal entgegentritt. Z. S.

— Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkwiese. *) So lautet der Titel einer kleinen geistreichen Schrift, in welcher an Beispielen gezeigt wird, daß die Sprache die genaueste Photographie der den Mitgliefern eines Volkes eigenthümlichen und gemeinsamen Gedankenwelt ist. Das deutsche Wort „Freund“ und das französische *ami*, wie gleich sie auch scheinen, sind doch nur ähnlich, nicht congruent, indem in der Bedeutung des deutschen Wortes „Freund“ die Wärme des Gefühlslebens, in der des französischen *ami* der verbindliche Umgangston vorwiegt. — Für den deutschen Begriff „billig“ hat der Engländer zwei Ausdrücke: *fair* und *equitable*; jenes grenzt an „großmüthig“, „edelmüthig“, indeß dieses nur „gerecht“ bedeutet, eine Eigenschaft, die nicht selten an Härte streift. Vor dem dreißigjährigen Kriege hatten auch die Deutschen die zwei entsprechenden Worte „billig“ und „recht“, allein in Folge der Ungunst der Zeiten wurde die Möglichkeit und mit ihr die Neigung, „billig“, d. h. edelmüthig, und „recht“, d. h. gerecht zu sein, so geschwächt, daß auch die Worte, welche diese Eigenschaften repräsentirten, zu schwanken anfielen. Das Wort „recht“ erhielt die Bedeutung von „gesetzlich“ oder „ritlich“ oder „vernünftig“ und das Wort „billig“ mußte seine Stelle mit vertreten, und durch diese Kop-

*) Shakespeare's Frauen-Ideal. H. R. G. Emil Bartel.

*) Ein Vortrag von Dr. G. Adel. Berlin, hert. Dümmler's Ver-lagehandlung (Harrwitz u. Hofmann), 1869.

pelung verwandt und doch so verschiedener Begriffe wurde es in seinem eideren Sinne arg geschädigt und wenig mehr gebraucht. In fair und equitabel kommt die höchste Prägung des sprachlichen Gedankens zur Erscheinung, in „billig“ vernünftigen sich beide zu einem psychologischen Brei. — Der Engländer unterscheidet genau die verwandten Worte resolution und determination: im Deutschen sind die Worte „Entschluß“ und „Beschluß“ etwa in derselben Weise gesondert, so daß Entschluß, resolution, das Resultat irgend eines Kampfes zwischen der Vernunft und dem Gefühl, Beschluß, determination, ein Gebot der Nothwendigkeit oder der allgemeinen Convenienz ist. Indes hat im Deutschen sich der Unterschied allmählich vermischt, so daß wir dem schweren Entschluß nicht mehr den Adel beilegen, der ihn über den leichten Beschluß erhebt.

Manche Gedanken kommen manchem Volke nicht oft genug vor oder werden nicht lebhaft genug empfunden, um besondere Worte, die andere Völker für sie haben, nötig zu machen. Wir nennen z. B. „Tante“ sowohl des Vaters wie der Mutter Schwester, während manche Sprachen, in denen verwandtschaftliche Beziehungen besonders innig oder streng aufgefaßt werden, zwischen beiden unterscheiden. Zur „werfen“ haben manche Völker verschiedene Ausdrücke, um die Arten und die Grade des Wurfs zu bezeichnen. Die Engländer haben nicht bloß Namen für die Hauptfarben, wie wir, sondern auch für ihre feineren Schattirungen (z. B. rose colour und pink; violet und peach; brown, hazel, auburn und bay), ein Beweis, daß die sinnliche Naturbeobachtung in England lebhafter ist als bei uns. Solche Thatfachen zeigen am schlagendsten, wie die verschiedenen Sprachen verschiedene nationale Gedanken-Spiegel sind; wie deshalb jede Uebersetzung nothwendig ungenau sein muß; wie wir durch das Aufgeben unserer Muttersprache und Annahme einer fremden mit den Worten zugleich auch unsere nationalen Anschauungen ändern, und wie endlich das Studium fremder Sprachen das beste Mittel ist, fremde Nationalitäten genau kennen und richtig würdigen zu lernen. (G. M.)

— **Friedr. Gerstäcker's „Missionäre“.** Der Verfasser hat auf seinen Weltreisen die Missionen und Missionäre zu beobachten Gelegenheit gehabt und schildert deren Thätigkeit in Form einer dreibändigen Erzählung, durch welche das fast allgemeine Mißtrauen gegen die äußere Mission gerechtfertigt wird. Die Heldin ist eine deutsche adelige Dame, welche, einem großen Herzenszuge folgend, sich der Mission in der Südpole anschloß und dort einem ihr octroyirten Missionsbruder die Hand zur Ehe reichte, um ihr Dasein der Befreiung heidnischer Insulaner zu widmen. Bald aber überzeugt sie sich, daß sie sich in ihrer idealistischen Anschauung des Missionswesens getäuscht hat. Sie lernt die Missionsthätigkeit, wie sie in der Südpole sich geltend macht, verachten und kehrt nach stürmischen Erlebnissen, geheilten Herzens nach Europa zurück, um sich mit innerer Mission zu beschäftigen. Dies der Rahmen des trüben Bildes, das der erfahrungsgereiche Verfasser von dem Auftreten der modernen Apostel in jenen Ländern aufstellt, und dem er insofern einen, in seinem Sinne, glücklichen Abschluß giebt, als er den Versuch, auf einer der paradiesischen Südpole-Inseln das Christenthum einzuführen, scheitern läßt. Er behauptet, fast nichts zu haben, sondern nur eine Kette von Thatfachen hingestellt zu haben, die er allerdings durch Citate von Missionschriften

selber belegt. Seiner Beobachtung nach bringen die Missionen nicht Glück und Frieden, sondern Haß, Zwietracht, Habsucht, blutige Kämpfe, kurz das Verderben zu den Heiden. Er warnt, sie zu unterstützen. — Herr Gerstäcker ist gegen die Missionen überhaupt, indem er annimmt, ein wahrer Glaube könne nicht geworfen werden, nur die Form werde verändert. Darin geht er gewiß zu weit, denn damit negirt er einfach den Werth und die Bedeutung des Christenthums an sich, das auch unseren Verfahren nur durch äußere Mission übermitteln worden ist. Immerhin liegt auch den modernen Missionen ein großer Gedanke zu Grunde, aber in den kleinen Gemüthern, denen er anvertraut ist, wird er unwirksam. Verurtheilung verdient also nur die gegenwärtige Praxis der Missionen, und mit dieser Beschränkung billigen wir das Verdikt, das Gerstäcker über deren Thätigkeit gefällt hat. (G. H.)

— **Wilh. Bornemann's Jagdgedichte.** Gleichwie von seinen „Plattdeutschen Gedichten“, ist jetzt auch von Wilhelm Bornemann's „Jagdgedichten“ eine neue Ausgabe in einer nach den hinclassischen Handschriften des verstorbenen Dichters herausgegebenen Sammlung erschienen. „Der alte“, nun schon seit Jahren keimgegangene Jäger, dessen dichtende Mitteljahre aus Wald und Feld hier vorliegen, bewachte sich seinen Sinn und sein offenes Auge für die Natur und ihre Geheimnisse bis in sein höchstes Alter — er erreichte das sechsundachtzigste Lebensjahr — und schöpfte aus dem vertrauten Umgange mit ihr Heiterkeit und dauernde geistige Jugendfrische. Was er uns von den Freuden und Leiden der Jagd, vom Wesen der Thierwelt mit lachendem und ernstem Mund erzählt, hat er nicht am warmen Fien und auf bequemen Kestruhl erzählt, sondern auf seinen Streifereien durch Feld und Wald selbst erlebt. Nicht Sonnengluth, nicht Sturm und Schneegestöber, nicht Hunger und Durst hat er gekostet, um Jagden zu sehen und sehen zu lernen. Seine Darstellungen tragen daher den unzerstörbaren Stempel echter Originalität und innerer Wahrheit, und weil seine Sprache auch nicht gerade immer die des feinen Salons ist und er hin und wieder etwas echtes Jägerlatein nicht verschmäht, so wird der Jäger, wie der Jäger- und Naturfreund ihn doch verstehen und gern mit ihm durch Felder und Thum schwärmen.“

Literarischer Sprechsaal.

Karl Schurz ist an dem Tage, an welchem Alfies Grant den Präsidentenstuhl zum erstenmal einnahm, am 4. März, in den Senat der Vereinigten Staaten als Vertreter des Staates Missouri, eingetreten. Er ist der erste Deutsche, der eine dieser hohen, unmittelbar nach der des Präsidenten rangierenden, politischen Stellungen der Union einnimmt. Der „Salon“ sagt in einem vortrefflich geschriebenen Artikel über den Eintritt des Deutschen in den Senat der Union: „Durch die Wahl von Karl Schurz in diese erhabene Körperschaft hat das amerikanische Deutschthum einen nationalen Triumph dargebracht, der in NewYork, wie in den großen Städten des Westens und überall, wo sich ein Theil der fünf Millionen der in der Union lebenden Deutschen befindet, ohne Unterschied der Partei, be-

schick wird. Selbst die deutsche Demokratie vergißt über der Völkergemeinschaft des deutschen Senators den Groll gegen den glänzenden, ihnen nur zu gefährlichen Vertreter und Vorkämpfer republikanischer Prinzipien, und des Südens glühendsten Stimmen mischen sich hellen Klängen in den vollstimmenden Chor des Nordens. So hätte der kaum vierzigjährige Mann (der im J. 1849 Gottfried Kinkel aus Spanien heimkehrte, im J. 1851 von England nach den Vereinigten Staaten ging, im J. 1858 dort zum erstenmal als englischer Botschafter auftrat und sofort einen überwältigenden Eindruck auf seine amerikanischen Zuhörer machte, im J. 1861 vom Präsidenten Lincoln zum Gesandten in Spanien ernannt wurde, im J. 1862 aber freiwillig nach Amerika zurückkehrte, um als Führer des deutschen Corps am Kriege gegen die Sklaverei Theil zu nehmen, im J. 1867 als Redacteur an die Spitze der „Westen Post“, einer der größten, deutsch-amerikanischen Zeitungen, trat, und im Winter 1867–68 in Berlin vom Grafen Bismarck beurlaubt wurde, der ihn im November 1868 zu seiner Entlassung zum Senator telegraphisch beglückwünschte, so hätte also im Schurz ein Ziel erreicht, wie unter denselben Verhältnissen kein Niemand vor ihm. Keine ansehnliche Kaufbahn mehr*), in ein solches Feld staatsmännlicher Thätigkeit liegt vor ihm, in dessen Früchten, bei den stets wachsenden internationalen Beziehungen Amerikas zu Europa, mehr als Eine auch der ihm Heimat zugute kommen dürfte, deren Gedächtniß Karl Marx, treu wie nur Einer ihrer ausgewanderten Söhne, im Sinn trägt.“

Der geistvolle süddeutsche Aesthetiker und Literaturhistoriker Hr. Ludwig Eckardt hat im Monat März d. J. in Berlin eine Reihe von acht Vorträgen gehalten, welche eine Uebersicht, aus den geistlichsten Kreisen der Hauptstadt erlesene Gesellschaft versammelten, und, sagen wir es sogleich, durch Lebenheit und Kraft der Sprache des Redners wie durch bedeutungsvollen Inhalt des Vorgebrachten bis zum Schluß bis zu fesseln verstanden. Heine und Börne, Robert Schumann und der junge Deutschland in der Musik, George Sand, den Hutten, Novalis, Richard Wagner, Kaulbach, Luther und Sepala (eine Parallele) waren die acht Stoffe, die der Vorträge alle fast mit gleicher Frische und Lebendigkeit behandelt, überall die scharfen Spigen hervorhebend, überall von literarischer Sicherheit und warmer Hingabe getragen. In ihm redet nicht bloß der Kunstforscher und Kunstliebhaber, denn an erster Stelle der deutsche Vaterlandsfreund, der sein heimisches Stammesbewußtsein zu hohen Begegnungen aufschwellen und den Romanen nur die zweite Rolle in der europäischen Welt einräumt. Nur im Einzelnen, zumal in der etwas ungeschicklichen Würdigung George Sand's und in dem Urtheil über Richard Wagner, in Bezug auf welchen der Vortrag allerdings den Menschen vom Künstler zu unterscheiden lehren, hatten wir etwas mehr Einschränkung gewünscht. Die Hauptpunkte von Eckardt's Vorträgen bildeten Ulrich von Hutten, Novalis und die Parallele Luther und Sepala, bei welchen der Vortrag mit seinem Takte die konfessionellen Gegensätze überlebendigen Anklänge der Parteikämpfe hinwegführte, während der allgemeine Vergleich der Kunst- und Literatur-Entwicklung der deutschen Geschichte, bis auf den Punkt seiner zu mächtigen

Berehrung des Bauernkrieges, mit seinem Verständnis zur Anschauung brachte. In vielen Stücken mit Eckardt übereinstimmend, in andern wiederum grundtätig von ihm geschieden, dürfte unser Urtheil ein völlig unangefangenes sein; selbst der Monarchist, der Eckardt gegenüber die sehr schwache Bezeichnung unserer Zeit für die Republik behaupten muß, und der Religionsphilosoph, der nicht sowohl den Protestantismus, als den Humanismus, dem System der Gesellschaft Jesu am Entschiedensten widersprechend erkennt, kann und darf den beredtesten Worten des Redners Beifall zollen und seinem Streben, innerhalb der Grenzen abweichender Ueberzeugung, den besten Erfolg und ein auf der Bahn der Unparteilichkeit fortschreitendes Gedeihen wünschen. L. v. B.

Am 24. März hat in Berlin eine Feier zur Erinnerung an den vor einigen Monaten hier verstorbenen, großen Orientalen und Völkeralterthümerkundler stattgefunden. „Ex oriente lux“, war der Wahlspruch des in der Blüthe und vollen Pracht seiner künstlerischen Auffassung erotischer, tropischer und meereslicher Licht, Farben- und Formengestaltung heimgegangenen, einzig dastehenden deutschen Malers. Vorzugweise suchte Hildebrandt jene schon von der Dichtung um ihres Sonnenkultus und ihrer Naturvergötterungs-Sagen willen verherrlichten arischen Länder des östlichen Orients auf; aber auch wenn er die heiligen Stätten Palästinas und die Pyramiden und Tempel Aegyptens, oder wenn er das Nordcap und den Winter malte, sind es die poetischen und romantischen Effecte des Sonnenlichtes und der Farben, die den Gemälden einen eigenenthümlichen Zauber verleihen. Alle jeder ursprüngliche, bahnbrechende Genius, hatte auch Hildebrandt anfangs mit den Einwürfen und Witzsprüchen der Kritik zu kämpfen, die nicht zugeben wollte, daß Phänomene des Lichtes, die nur an bestimmten Orten und in seltenen Momenten vorkommen, zu künstlerischer Behandlung geeignet seien; doch allmählich gewann die Kunst den Raum, daß das Kunstideal eben nichts Anderes sei, als die Natur in ihrer denkbar schönsten, wenn auch darum gerade seltenen Erscheinung. Herr Professor Ludwig Eckardt hatte es übernommen, bei der Hildebrandt-Feier die Festrede zu halten. Sein Urtheil läßt sich in den Worten zusammenfassen: „Es giebt in der Malerei keinen andern Gott, als das Licht, und Hildebrandt ist sein Prophet!“ Einzig hob Herr Eckardt hervor, daß, wenn er, ein Sohn des deutschen Südens, einen Genius des Nordens hier feierte, darin eben nur eine Verwirklichung des trotz aller gewaltthätigen Zersplittertheit, in der deutschen Nation lebendigen Gefühls für die Einheit und Unzertrennlichkeit an Leib und Seele gefunden werden möge. Alexander von Humboldt sei es gewesen, der in Hildebrandt die geniale Gabe der Auffassung der Einheit aller in der geschlossenen Natur wirkenden, im Lichte concentrirten Kräfte erkannt und ihn gewissermaßen zum Maler des Kosmos geweiht habe, und dieser glücklichen Begegnung Humboldt's, des Genius der

*) Es sind in diesen Augenblicken gleichzeitig zwei große Ausstellungen an Hildebrandt'scher Kunstwerke in Berlin eröffnet: die eine von seinen Gemälden (in der Berlin Strasse, im Kunstsalon) und die andere von seinen Aquarellen (bei dem Kunsthandels-Kaufmann, an der Schloßfreiheit), welche einen Weg führen von der wunderbaren Licht- und Farb-Anschauung und von dem Arbeitsreichtum des Künstlers ab, der im besten Mannesalter gestorben. Und doch ist hier vielleicht kaum die Hälfte aller seiner Werke ausgestellt! D. A.

*) Dem Präsidenten kann verfassungsmäßig nur ein aus auserwählten Bodem geborener Bürger erwählt werden.

Natur, mit Hildebrandt, dem Genius der Kunst, sei es wesentlich zu verdanken, daß das deutsche Volk jetzt mit Stolz auf Hildebrandt, als den größten neueren Meister auf dem Gebiete der Licht-, Landschafts- und Architektur-Malerei blicken könne.

Z. R.

In einem anderen Kreise, in der neuen Berliner „Donnerstag-Gesellschaft“, hatte Herr Gerdart den Verfasser der „Ritter vom Geiste“, Karl Gutzkow, zum Gegenstand eines literarhistorischen Vortrages gemacht. In dem Berliner Kinde, in dem Sohne des Volkes und in dem Studierenden der Universität, an welcher Hegel und Schlegelmacher lehrten, signalisirte der Vortragende die Anlagen, die Richtungen, die Vorzüge und die Mängel des vielbegabten, deutschen Dichters, des Journalisten, des Dramatikers und des Verfassers der „Romane des Nebeneinander“, der, welche Wandlungen auch mit ihm vorgegangen, doch in allen seinen Phasen das Ziel der politischen und der religiösen Eingung des deutschen Volkes stets im Auge gehabt und behalten habe. (Es mag dem Dichter eine erteuliche Genugthuung sein, daß zahlreiche sinnige Frauen seiner Vaterstadt, die diesem Vortrage anhörten, in die Anerkennung einstimmen, die der süddeutsche Reuber der patriotischen Gefühls- und Denkweise des norddeutschen Autors zu Theil werden ließ.)

Z. U.

In einer gediegenen Ansprache, die der geschätzte Jugendschriftsteller und Lehrer Ferdinand Schmidt bei der letzten Diesterweg-Feier (1868) in Berlin, gehalten¹⁾, wird nach Erwähnung einer von Diesterweg im J. 1845 herausgegebenen kleinen, nach Inhalt und Form vollendeten Volkschrift: „Pestalozzi und seine unsterblichen Verdienste“, die in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, folgendes berichtet:

„Im Jahre 1846 fand, angeregt von Diesterweg, die Feier des hundertjährigen Geburtstags Pestalozzi's statt. Nicht Lehrer allein waren Theilnehmer, fast alle Stände waren vertreten. Wann, frage ich Alle, die Augen haben zu sehen, stand der Lehrerstand so geehrt da, als zur Zeit Diesterweg's? Weder früher, noch später! Diesterweg hielt auf dem Feste den Hauptvortrag — in welchem Sinne und Geiste, dies kann nicht zweifelhaft sein. Auch von Anderen wurden begeisterte Worte gesprochen. Einer der Schüler Diesterweg's, Dr. Richard Lange in Hamburg, gab noch vor einigen Jahren von dem Feste eine begeisterte Schilderung. Ich führe den Schluß derselben an: „Da ergriff Diesterweg die Büste Pestalozzi's und trug sie im Saale umher. Eine feierliche Prozession erfolgte. Diesterweg's Herz kloß über von Verehrung und Dankbarkeit, und unergesslich, das ganze Sein bis auf das Mark erschütternde und zur Treue und zur That entflammende Worte entströmten seinen Lippen. Wir junge Männer fühlten in tiefster Seele, was Pietät und Dankbarkeit sei, und wir nahmen uns vor, treu zu bleiben, auch wenn Alle untreu würden, und für die freie Entwicklung der Menschennatur und für die Entwicklungsfreiheit der Menschheit, für die Pestalozzi den Kampf auf dem Gebiete der Erziehung eröffnet hat, unser Leben voll und ganz einzusetzen.“

Auf ein von der Weinburger Section des Nationalvereins für weibliches Stimmrecht an Mr. Stuart Mill gerichtetes Schreiben, worin dem Bedauern Ausdruck verliehen ward, daß

durch das Resultat der letzten Wahl für Westminster Mr. Mill's Thätigkeit dem Parlamente verloren gegangen sei, hat der berühmte Nationalökonom folgendes erwidert:

„Von allen meinen mit meiner parlamentarischen Thätigkeit verknüpften Erinnerungen ist keine, die mir eine größere Befriedigung gewährt, als daß ich der Erste gewesen bin, welcher beim Parlamente den Antrag auf Verleihung des Stimmrechts an die Frauen gestellt hat; denn ich halte diesen Antrag für den wichtigsten Dienst, den die Verhältnisse mir gestattet haben, dem öffentlichen Leben zu leisten. Die Forderung ist jetzt eine vollendete Thatsache, und die Sache hat eine genügende Anzahl Vertreter unter den besten Männern des Hauses, um sie immer weiter zu führen und auszubilden. Den intelligentesten Frauen des Landes liegt es ob, den Männern, welche sich die Vertheidigung ihrer Forderungen zur Aufgabe gemacht, ihren moralischen Beistand zu leihen und die weniger Intelligenten ihres Geschlechtes darüber aufzuklären, daß die Erlangung politischer Freiheit das einzige Heilmittel ist gegen die Schäden, unter denen, wie den meisten Frauen vollkommen bewußt ist, die Frauen wirklich leiden. Ich werde nicht verfehlen, Alles, was in meiner Macht steht, zu thun, um diese Angelegenheit auch außerhalb des Hauses zu vertreten und zu fördern.“

Miß Emily Faithfull, bekannt als Besitzerin einer Druckerei in London, in welcher nur weibliche Seherinnen arbeiten und in welcher das von ihr herausgegebene Wissens-Magazin, sowie die meisten der auf die Frauenfrage bezüglichen, in England erscheinenden Schriften gedruckt werden, hielt im verflochtenen Winter in allen größeren Städten Großbritanniens und Irlands öffentliche Vorträge, in welchen sie namentlich für die Verleihung des Stimmrechts an die Frauen plahirte. Die gesammte englische Presse spricht sich über die Art und Weise, wie Miß Faithfull sich der selbst gewählten Aufgabe entledigt, sehr günstig aus; man lobt die Klarheit und logische Schärfe ihres Vortrages, wie ihre günstigen Stimmmittel und die wirkliche Art ihres Auftretens; der Inhalt ihrer Abhandlungen wird dagegen von den Blättern, natürlich je nach der Stellung, welche sie zu der Frage einnehmen, angegriffen und widerlegt, oder gebilligt und gelobt.

In Trübner's Record findet sich die Ankündigung eines neuen amerikanischen Staatshandbuchs unter dem Titel „The American Year Book and National Register for 1869“. Es ist dies, wie es scheint, die vollständige, vergleichende, geographisch-historisch-statistische Uebersicht der Vereinigten Staaten, die bisher existirte. Eine Anzahl der besten amerikanischen Publicisten hat dazu Beiträge über die Landwirtschaft, das Berg- und Hüttenwesen, die Finanzen, die neueste Geschichte, das Unterrichtswesen und die Literatur Amerikas geliefert. Eine Uebersicht der gesammten Beamten-Hierarchie der Vereinigten Staaten, sowie der verschiedenen Staatenregierungen, und eine Geschichte des amerikanischen Präsidententhums von Washington bis Lincoln bildet den zweiten Theil des ungefähr 800 Seiten starken, neuen Jahrbuchs.

Berantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rathäusstraße Nr. 16.

Verlegt von Herr. Dümmler's Verlagshandlung (Garnold und Schömann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 8.

Druck von Edward Krause in Berlin, Französischstraße Nr. 51.

¹⁾ Seitdem bei Wilhelm Barnsch in Leipzig gedruckt.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 17. April 1869.

[N^o 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Ueber vergleichende Mythologie I. Fabeln und Dichtungen. 225. — G. M. Dettling's biographisch-literarisches Porträt eines gelehrten Mannes, genannt: „Moniteur des Dates“. 227. — Ueber Urtheilsprüche und die hierfür vorgelagerten Verurtheilungen. 228. — Italien. Erinnerungen an Massimo d'Azeglio. 229. — Spanien. Job. Balencrath's spanische Dichterei. 232. — Katholische Provinzen. Vortrag über Nazim. 233. — Katholische und jüdische Literatur. Eine jüdische Predigt in hebräischer Sprache aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. 235. — Deutschland. Ein altarabischer Dichter in leutschem Gewande. 235. — Literarische Neuigkeiten. Birkow, über Hospitalität und Gastfreundschaft. 236. — Der Afrikaner's Bericht von der Schlacht bei den Pyrenäen. 237. — A. Dond's nautische und astronomische Tafeln. 237. — Ein Stammbaum der Vorfahren. 238. — „Gedächtnis“, von J. Schütz. 238. — **Literarischer Sprechsaal.** Prof. Birkow und die Juden. 238. — Schöner's und Hartmann's Zeitschrift für Ethnologie. 238. — Die Frauenfrage im Ausland. 239. — Monatshefte für Musikgeschichte. 239. — Die Rebellendeckel. 239.

Deutschland und das Ausland.

Ueber vergleichende Mythologie.

I.

Wahrheit und Dichtung.

Es ist eine nicht selten beobachtete Erscheinung, daß neue Theorien oder Wissenschaften, durch die ersten glänzenden Entdeckungen oder Erfolge verleitet, in Ueberhebung ihrer Kräfte über ihre Grenzen schreiten und Dinge einseitig nach ihrem Maßstabe beurtheilen, welche vor ein ganz anderes Forum gehören, oder doch nur theilweise durch die Anwendung der neu gefundenen Gesetze eine Erklärung finden können. Man weiß, wie sehr der Philosophie zum Nachtheil gereichte, als sie die Erscheinungen der physischen Welt in ihr System zwangte, ehe sie ungeheure Material vorhanden war, welches die neuere Naturwissenschaft aufgesammelt hat, wie schwer ältere Philologen litt, welche sich auf das schlüpfrige Gebiet der Etymologie wagten, ehe unsere heutige Methode erkannt worden war.

In neuerer Zeit haben wir derartige Erscheinungen bei der neueren Jahrhundert angehörenden vergleichenden Sprachkunde beobachtet können, deren würdiger Begründer uns erst vor kurzem entfallen worden ist. Es ist nicht selten vorgekommen, daß man sich richtig gefasste Gesetze, die aber nur für eine oder die andere Sprache Gültigkeit hatten, bei ihrer Uebersetzung auf ein fremdes Sprachgebiet nur mit Verletzung des Genius der Sprache durchgeführt werden konnten. Es ist nicht zu jeder Zeit beachtet worden, daß man zunächst den Spezialforschern die Bearbeitung des Materials, im besondern Falle die Darstellung einer Sprache nach ihrer urthümlichen Anlage, nach deren sie von andern unterscheidenden Eigentümlichkeiten überlassen muß, ehe man sie nach den Gesetzen einer fremden meistert. Indem wir gar nicht davon reden wollen, daß es Gelehrte gab, welche das Sanskrit für die Mutterprache der indogermanischen Völker hielten und durch diesen Irrthum zu einer ganzlich falschen Auffassung dieser letzteren gelangten, wollen wir nur erwähnen, daß selbst die richtige Ansicht, daß das Sanskrit

der alterthümlichste Dialekt der indogermanischen Sprache sei, nicht für alle einzelnen Fälle ihre Geltung behaupten kann, da man eine Masse von Thatsachen an's Licht gezogen hat, welche gegen eine höhere Alterthümlichkeit des Sanskrit den übrigen verwandten Sprachen gegenüber sprechen, ohne doch jene richtige Ansicht umzustossen. Man hat sanskritische und griechische Wörter verglichen, ihre Zusammengehörigkeit erkannt, und da man das Sanskrit für durchgängig alterthümlicher als das Griechische hielt, diejenigen Bestandtheile des griechischen Wortes, welche sich in der sanskritischen Form nicht fanden, für späteren Zusatz erklärt, ohne zu bedenken, daß auch die andere Möglichkeit existiren konnte, daß das Sanskrit das im Griechischen erhaltene abgeworfen hat. Zum Glück sind die Philologen immer sehr hartnäckig gewesen und haben sich in ihrer Domäne von den Linguisten nicht immer Gesetze diktiren lassen, und es ist nicht zu leugnen, daß die freilich oft in falschen Beurtheilungen befangene Philologie nicht selten verbündet hat, daß eine über ihre Grenzen schreitende Linguistik keinen größeren Schaden angerichtet hat.

In allen historischen Disciplinen spielt die Divination oder die Phantasie eine größere oder geringere Rolle, und neben den Thatsachen, welche man durch Induction entdecken oder feststellen kann, muß oft eine glückliche Vermuthung, ein sühner Wurf der Eingebung Platz greifen, und es kommt dann nur darauf an, die Berechtigung der neuen Hypothese nach allen Seiten hin zu erweisen; immerhin kann die die Hypothese jedoch noch nicht als mathematisch erwiesen betrachten, so lange nur nichts gegen sie streitet; man kann zu Zeiten eine solche als mit den Gesetzen der Wissenschaft harmonisierend nachweisen, und doch finden sich später neue Momente, welche wieder stark an der Richtigkeit rütteln. Man kann ein Wort etymologisch erklären und diese Erklärung als vollkommen mit den Sprachgesetzen übereinstimmend nachweisen; man hat z. B. früher das lateinische *dividere* erklärt aus derselben Verbalwurzel, welche in *condere*, *abdere* u. f. w. erscheint, indem man *di* und *vi* für Präfix hielt, und man kann vom etymologischen Standpunkt aus nichts Erhebliches gegen diese Ableitung einwenden; später hat man das selbe *dividere* von einer Wurzel *vid* (Sanskrit *vidh*, *vyadh*) mit dem Präfix *di* abgeleitet; beide Etymologien stimmen zu der Bedeutung des lateinischen Wortes, aber es kann doch nur Eine die richtige sein.

Die vergleichende Sprachwissenschaft ruht nun auf so sicheren Grundlagen, daß hier und da vorkommende Irrthümer keine weiter greifende Gefahr verursachen können. Anders ist es mit der noch viel jüngeren, von W. v. Schlegel begründeten Wissenschaft der vergleichenden Mythologie. Der Phantasie muß bei der Erklärung von Mythen selbstverständlich ein weiterer Spielraum gelassen werden als der grammatischen Analogie. Während der Geist einer noch so alten Sprache sich unserem Verständnisse nicht auf die Dauer verschließen kann, da wir selbst uns noch derselben, wenn auch in einer jüngeren Entwicklungsform, bedienen, so liegen uns die religiösen Anschauungen der alten indogermanischen Völker bei weitem ferner, weil unsere Religion nicht die Fortsetzung der heidnischen Mythologie, sondern uns aus der Fremde zugebracht worden ist.

Wenn man nun, mit den bereits durch die Durchforschung der alten Religionen bekannt gewordenen Anschauungen ausgerüstet, einzelne Mythen zu erklären versucht, so darf man sich nie verhehlen, daß jene Anschauungen noch numerisch sehr gering sind, und daß wir beständig in Gefahr zu weichen, auch bei den alten Vätern nur diesen geringen Vorrath von Anschauungen voraussetzen. Auch geschichtliche Verhältnisse hat man vielfach aus dem Auge gelassen. Man hat namentlich bei der Betrachtung griechischer Mythen allzu einseitig das indogermanische Element, welches ja den Grundstoff bildet, betont, ohne zu bedenken, daß die Griechen mit vielen Völkern in Berührung kamen, mit denen sie keine Sprachverwandtschaft näher verband, deren religiöse Ideen sich aber vielfach ihrem schmieglamen Geiste einprägten und in das Mythensystem mit solchem Geiste verarbeitet wurden, daß es erst gelehrter Untersuchungen bedarf, das Fremde von dem Urigriechischen abzusondern.

Es wird schwerlich jemals gelingen, das Wesen der Aphrodite oder des Herakles in allen Zügen auf alte indogermanische Mythen zurückzuführen oder dasselbe als aus der Beschaffenheit einer solchen Gottheit zu Grunde liegenden älteren Gottheit, durch consequente Fortbildung entwickelt, nachzuweisen. In viele göttliche Wesen haben sich bei den Griechen Züge gemischt, welche von den Religionen Vorderasiens und Aegyptens ausgingen, und wer das leugnen wollte, würde wenig Kunde zeigen von dem regen Handel und Wandel, welcher schon im grauen Alterthume die Völker an den Küsten des östlichen Mittelmeeres auf's Engste verband; er würde auch alle die Nachrichten der griechischen Schriftsteller, welche sich auf diesen Austausch von Gegenständen des Handels und von Ideen, auf die vorübergehende Aehnlichkeit griechischer Landstriche durch barbarische Völker — die freilich nicht immer so barbarisch waren, als man sich einbildet — beziehen, für Hirngespinnste erklären müssen.

Wenn wir schon im dritten Jahrtausend in Aegypten cannelirte Säulen antreffen, die sich von weitem wie dorische ausnehmen, so würde es absurd sein, eine Anregung zu der dorischen Ordnung der ägyptischen Seite her zu leugnen, und die Ueber-einstimmung dem Zufall zuzuschreiben, da es doch bekannt ist, daß der Mensch, ehe er etwas neu erfindet oder durch Denken produziert, lieber zu etwas schon Vorhandenem, von andern Menschen bereits Erfundenem und Geachtetem, zu greifen pflegt. Wenn die Epyrh bereits während der Herrschaft der ältesten Pharaonen als ein mit der Sonne in Beziehung stehendes Zedel in Stein gebildet wurde, so wäre es thöricht, dieses seltsame Thier unabhängig von ägyptischer Anregung in Asien und Griechenland entstehen zu lassen.

Aber die vergleichende Mythologie ist nicht bloß diesen handgreiflichen Gefahren ausgesetzt, sie ist auch in den Fehlern verfallen, griechischen Mythen eine gewisse plausible Deutung zu geben, welche vor der Verödung aller Zeugen auf dem Gebiet der griechischen Mythologie selbst nicht Stich halten konnte. Um das Wesen einer Gottheit zu ergründen, genügt es nicht, aus der Etymologie ihres Namens Schlüsse zu ziehen; ja es reichen selbst die Auslassungen griechischer Schriftsteller nicht hin, das Wesen derselben zu ergründen; es muß die Archäologie, die gewissenschaftliche Prüfung von und erhaltenen Bildwerken in Marmor, auf Leinwand u. s. w. Züge liefern, deren Nichtbeachtung kein zuverlässiges Urtheil aufkommen läßt. Ehe man also die Deutung eines Mythos oder einer mythischen Gestalt mit Erfolg unternehmen kann, muß sich der Mythendeuter vom Philologen und Archäologen das vollständige Material liefern lassen.

Aber noch ein anderes wichtiges Moment ist zu berücksichtigen, welches nur zu oft verkannt wird; es ist dies der Unterschied von Mythos und Sage. Die Mythos bezieht sich auf die göttlichen Wesen und ist die Schöpfung einer Phantasie, welche das Wesen der Natur, die Erscheinungen der Dinge auf Erden und am Himmel mit Hilfe von Bildern zu begreifen oder zu veranschaulichen sucht, während die Sage wesentlich menschlich-historischen Charakter hat, wenn es auch oft vorkommt, daß Heroen mit göttlichen Ehren beschenkt werden. In den Gestalten der Heroen verkörpert ein Volk seine Vorstellungen über die sittliche Seite in der Menschennatur; es findet in ihnen die Tugenden und Lüste in der Seele des Sterblichen und bekehrt die Gränze, welche dem freien Schalten ihres Willens gesetzt ist. Hier die Helden der griechischen Sagenfreie auf dem Mythen reduziert, zerfällt eine der schönsten Blüten des hellenischen Geistes, in welcher sich die Tiefe der sittlichen Anschauung dieses Volkes, der Ideen vom unabwendbaren Geschied und der Unmacht der Sterblichen, gegen den Rathschluß der Götter ankämpfen, entfaltet hat.

Dies scheint sehr natürlich zu sein, und doch hat man ja in den Gestalten der alten griechischen Helden, eines Egeides, des Hagen, verknappte Götter finden wollen, während gerade doch der historische und ethische Grundgehalt so deutlich möglich vorliegt. Man hat sich bei diesem Irthum oft an die geringfügige Dinge geklammert, an gewisse Attribute oder Eigenschaften der Heroen, welche man auch bei göttlichen Wesen trifft, und beachtet nicht, daß eine geschichtliche Persönlichkeit durch die Poesie, welche sie feiert, über das Maas der Naturlichkeit erhoben werden konnte, daß man, um seinen Preis zu erhöhen, dem Helden Eigenschaften der Unsterblichen beilegte, seinen Stammbaum auf göttliche Wesen zurückführen konnte ohne seinen Charakter als Helden zu zerstören. Und nicht die Dichter, welche eine Sage als geschichtlichen Stoff behandelten, haben, wollen sie so angesehen wissen, sondern im dem Sage sind in der Regel schon die Angaben vorhanden, die ihm einen menschlichen, geschichtlichen Charakter verleihen. Es ist also auch wirklich der Fall, daß eine Helden- oder Götter-Mythos zurückginge, so wäre der Nachweis dieses Ursprungs ziemlich gleichgültig, da ihre Bedeutung in ganz ihrer Richtung liegt und da sie gerade durch diese Umstände ihre Entstehung selbst verballen will.

Es hieße, den alten Völkern wenig Phantasie zuzuschreiben, wenn man annehmen wollte, ihre Armut, neue Gestalten ihrer Ideen über sittliche Probleme zu erschaffen, habe sie nöthigt, die zu ganz andern Zwecken geschaffenen Gestalten Götter auch noch zu diesem Zwecke erhalten zu lassen; noch armliegender würde die ganze Mythologie sammt der Sage erscheinen, wenn, wie manche Gelehrte annehmen, Kämpfe, die von Göttern oder Heroen berichtet werden, wirklich nur ewige Variationen des Gewitterkampfes am Himmel gewesen wären.

Die Mythen und Sagen sind so breitschichtig, daß es einem Scharfsinn, der von Phantasie unterstügt ist, unmöglich wird, beliebige Gedanken in dieselben zu legen. In den großen Symmen der Hindus, den Veden, wird wiederholt der Kampf des Indra und Vritra geschildert; jener Gott ist Prinzip des Lichtes und der Fruchtbarkeit, dieser Dämon der Trockenheit und Unfruchtbarkeit; Vritra ist die schwarze Wolke, welche sich nicht zum Regen öffnen will, oder der einer solchen Wolke, welcher ihr zu regnen verbietet. Aber diese Wolke oder Wollen den Göttern getraut, weil

zu bestimmen hatten, durch den himmlischen Heister die Erde zu befruchten, und hält sie in seiner Wolkensburg gefangen, bis der Himmelskönig kommt, mit seinem Speer oder Hammer (dem Blitz) die Burg zertrümmert und die Gefangenen befreit.

Alle diese einzelnen Momente, welche den Mythos constituiren, variiren nun vielfach in ihrer Nomenclatur: Priitra erscheint bald unter dem Namen Sala, C'ambara, Varcin, Vritu, bald als Cusfha (Austretender), Abi (Schlange, Felsen (Stein), Kamuci (der nicht entläßt, befreit), Däsa (Hölle), Pani (der Rache) u. s. w. Die himmlischen Götter werden bald als Vollen, bald als Rube mit vollen Eutern, bald als Mutter oder Frauen der Götter bezeichnet; auch die Hölle, worin Priitra seine Gefangenen, die Däsa patnis (Frauen u. Knechte), welche früher Dera patnis (Frauen der Götter) gewesen waren, bewacht, wird verschiednen benannt: Nuhä, Nuhä (Hölle), Vraja (Kuhstall), Adri (Vergnügen der Menschen), der Wollen mit am Horizont sichtbaren Bergen), Pur (Bath, Bäder (Heil), Vidu, Vilu, Trilha (Feste) u. s. w. Priitra's Preis als Sieger über Priitra (Vritraban) und Vritra, der Däsapatnis wird dann oft besungen, er ist der Herr der Stärke, der mächtige, der hundertkräftige. Die Grundgedanken dieser Sagen fanden sich schon in den Kreise mythologischer Vorstellungen, welche man dem indogermanischen Volke zuweisen muß in einer Zeit, in welcher sich dasselbe noch nicht zu einzelnen Zweige getheilt hatte, welche durch die Indier, die Griechen, Germanen u. s. w. verästelt wurden, denn Priitra vom Gewitter fürchtet sich bei allen diesen Völkern nicht wieder. Die Benennungen der einzelnen Figuren und Gegenstände sind in den verschiedenen mythischen Systemen sehr mannigfaltig, und es läßt sich denken, wie leicht solchen beliebigen Kampf, namentlich wenn es sich dabei um die Entrichtung einer Burg oder um die Befreiung einer Frau hauptsächlich mit Hilfe etymologischer Unterredungen vom Gewitter Mythos aufdrehen kann.

F. J.

E. A. Gettlinger's

biographisch-genealogisch-historisches Weltregister.

genannt: „Moniteur des Dates.“)

Selbst irgend ein Werk in unserem der Weltliteratur ge-
hörigen „Magasin“ angelegt zu werden verdient, so ist es
biographisch-genealogisch historische Weltregister, dem
Gründer den zwar an sich richtigen, jedoch zu manchem Ir-
thum Anlaß gebenden Haupttitel „*Moniteur des Dates*“ gegeben
hat, allerdings in den einzelnen Eintragungen des Werkes
durch die Ueberschrifts-Verleklärer erläutert war: „contenant un
tableau des renseignements biographiques, généalogiques et historiques,
sur tous le patronage de Sa Majesté le Roi de Prusse“. Aber
die diese Titelüberschrift hat viele deutsche Leser, die sich
nicht auf die Aufmerksamkeit kannten, zu dem Irrthum veranlaßt, daß das
Werk von Grafen „*Trésor des livres*“ und viele ähnliche große
bibliothekarische Verfa., in französischer Sprache abgefaßt sei. Während
dem die größte Vorzüge des Letztingerschen, von einem be-
sonnenerfahrenen Geiste zeugnenden Weltregisters darin besteht,
daß es durchweg in populärem, wenn auch getragnem und
dem Deutschen verständlichen ist.

Seitdem das Werk, das im J. 1866 begonnen wurde und seit Kurzem beendet ist, aus dem Selbstverlage des in Dresden lebenden Verfassers in den buchhändlerischen Verlag von Ludwig Denike in Leipzig übergegangen, hat es einen dem französischen Titel vorgesezten Haupttitel in deutscher Sprache erhalten, dessen Angaben den Inhalt des Buches vollständig und fast erschöpfend bezeichnen, indem von dem „biographisch-genealogisch-historischen Weltregister“ gesagt wird, daß es „die Personal-Akten der Menschheit“ enthalte, d. h. „den Heimats- und Geburtsort, den Heiratsakt und Todesort von mehr als hunderttausend geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen, von Christuszeit der Welt bis auf den heutigen Tag, mit zahlreich eingetragenen Christstätten“. Außerdem sind aber auch noch eine Menge anderer belehrender Notizen und Beilagen hinzugefügt, von welchen letzteren die umfangreichste ein sogenannter Moniteur des saais ist, d. h. ein nach den Namen der Städte, Flüsse, Berge und sonstigen Lokalitäten alphabetisch geordnetes Verzeichniß weltgeschichtlicher Thatfachen, wie Schlachten, Kriegsergebnisse, Verträge, Concilien x., welches Verzeichniß auch in einem besondern Abdruck erschienen, mit dem abermals nicht ganz zutreffenden Titel: „Die Weltgeschichte in einem Briefcouvert.“) Nicht minder enthält das umfassende Werk Zettlinger's eine alphabetisch geordnete Uebersicht aller Verfassungen, mit Angabe ihrer Daten, sowie eine Concordanz des gregorianischen und des französischen republikanischen Kalenders, vom 1. Decembre 1792 bis zum 10. Nivose 1807, und endlich, als höchst zweckmäßige Zugabe, eine Tabelle zur Auffindung der Wochenstage christlicher Daten der christlichen Zeitrechnung vom Jahre 1 bis 2000 nach Christi Geburt.

Neben diesen Hunderttausenden von Auskünften über geschichtliche oder sonst namhafte Personen und Ereignisse erscheint jede andere *Enerflepäbie*, von *Diterot* und *E'Mberot* bis *Bredhaus* und *Pieret*, als eine bloße kritische Auswahl von mehr oder weniger subjektiver *Erelchtheit*. Dadurch, daß sich *Settinget* auf die geträgnte Angabe der *Per-* und *Zunamen*, der *Tage* und *Jahre* der *Gebrurt*, resp. des *Zedes*, sowie des *Gebrurts-* und *Sterbecotes*, der *Beischäftigung* und *Stellung* bei dem *Entwidelungsgange* der *Menschheit* irgendwie bemerks-wertigen und in größeren oder kleineren *Kreisen* bekannt gewor-denen *Menschen* (bei *historisch* und *genealogisch* wichtigen *Personen* mit *Erwähnung* der *eventuellen* *Schicksale* zc.) beschränkt hat, ist es ihm möglich gewesen, zu einer relativen *Vollständigkeit* zu gelangen, wie sie bis jetzt ohne *Beispiel* ist.

Nicht leicht wird man in diesem kolossalen Register irgend ein Datum von historischer, literarischer, künstlerischer oder sozialer Bedeutung vermissen, und mit Recht hat der Verfasser des „*Treasure des livres*“. Herr Dr. Gräfe, vom *Ministre des cultes* daselbst, gesagt, daß er für alle wissenschaftlichen und gelehrten Kreise, namentlich aber für Antiquarier- und Bildniß-Sammler, für Bibliothekare, Historiker, Diplomaten, Rancien, Redactionen, Journalisten u., kurz für Jedem, der sich mit irgend einem Zweige des menschlichen Wissens und der Geschichte desselben zu beschäftigen habe, geradezu unentbehrlich sei.

Hin und wieder hat der Verfasser auch durch die seinen Angaben hinzugefügten, ebenso lateinischen Anmerkungen dem Ganzen einen prägnanten Beigehamach verliehen, je z. B. wenn er von dem Artikel über den preussischen Unterrichts-Minister. Frhrn. v. Zedlitz, die Anmerkung macht: „er war's, zu dem“

^{*)} 6 Theile in Einem Bande von 1073 Seiten gr. 4., in drei Spalten. Reinsig. Puchia Denke, 1869.

* *Veisvāg, Āudirāg Teniṣṭe*, 1869. (77 2. in 12.)

Friedrich der Große die nicht genug zu beherzigenden Worte gesagt: Vor allen Dingen müßt Ihr, lieber v. Zedlitz, dafür sorgen, gute Schulmeister zu erziehen, denn so lange diese schlecht sind, helfen alle meine Edikte nichts."

Um die Anschaffung des Werkes zu erleichtern und einem größern Kreise möglich zu machen, würden wir dem Herrn Verleger dringend raten, den ursprünglich von ihm nicht angelegten, für ein deutsches Buch viel zu hohen Preis bedeutend herabzusetzen.

S. 2.

Ueber Arbeitslöhne und die hierfür vorgeschlagenen Verbesserungen.

In der Zeitschrift des K. preuss. Statistischen Bureau's, Nr. 10-12 von 1868, findet sich von dem Geheimen Regierungsrath Herrn Jacobi in Riegeln ein Aufsatz über die Arbeitslöhne in Nieder Schlesien, der mit ausgezeichnete Gründlichkeit und Klarheit abgefaßt ist und es wohl verdient, der Aufmerksamkeit aller Freunde der Sache empfohlen zu werden.

In der Einleitung seiner Uebersichten sagt Herr Jacobi unter Anderem:

„Hat man doch im Reichthage von den an's Hungern gewöhnten schlesischen Arbeitern gesprochen, als wenn Hungersnoth und Hungerelend sich nie endemische Krankheiten in Schlesien festgesetzt hätten und regelmäßig unsere Arbeiter beimsuchten. Da drängt sich gar ernstlich die Frage auf: Ist denn wirklich so? Sind in der That unsere Arbeiter, sei's auch nur im Durchschnitt, in der Mehrzahl oder in einer großen Minderzahl, zu einer Lebensweise verurtheilt, welche nicht selten dem Hungern gleicht oder an den Hunger drängt? — Oder findet die Arbeit ihr auskömmliches Brod? Und welches Brod genügt ihr? ...

Als Ergebnis der angeführten Untersuchungen und darüber aufgenommenen Nachweise darf man als den Durchschnitt der gegenwärtigen Zustände in Nieder Schlesien bezeichnen, daß die arbeitenden Klassen ihr Auskommen haben, d. h. daß sie die Bedürfnisse, in denen sie sich verhältnißmäßig nach dem Maas ihrer bescheidenen Ansprüche bewegen, in der Regel zu befriedigen im Stande sind. ...

Es ist der eingetretene Aufschwung der Löhne eben so sehr auf das durchschnittliche Steigen der niederschlesischen Bodenkultur und Gewerbsamkeit während des letzten Jahrzehnts, wie auf die Beschäftigung der Bewegung, welche aus der Arbeiterbevölkerung namentlich durch die Eisenbahnen zu Theil geworden ist und ihr das Auffuchen selbst entfernter Arbeitsmärkte gestattet, zurückzuführen. ... Von älteren Arbeitern selbst hörte man das Zugeständniß, daß der Tagelohn in ihrer Jugend kaum nur halb so hoch gewesen sei, wie gegenwärtig.

Die Lage der in den Gewerben arbeitenden Bevölkerung ist im Wesentlichen zufriedenstellend, da den Geißen und Fabrikarbeitern, bei nicht zu anstrengender Arbeitszeit, auskömmlicher Lohn gewährt wird. Die arbeitende Bevölkerung ist mehr und mehr geneigt, sich wirtschaftlich einzurichten, um durch sorgsame Sparsamkeit etwas zu erwürben, ohne daß die leiblichen Bedürfnisse hierdurch geschwächt werden. Hieraus folgt denn auch von selbst, daß die Arbeiter sich in Folge der Mäßigkeit und Kindsamkeit eines körperlichen Wohlbestehens erfreuen, und daß ihr sittlicher Zustand gehoben wird."

Der Herr Verfasser besagt weiterhin die zu langen Arbeitszeiten und demnach die Nachtarbeit als schädlich. In ersterer Beziehung dürfte jedoch das Tagesmaas von 12 Stunden,

namentlich in Fabriken für die leichte Bedienung der Maschinen nicht zu viel sein, wie auch die gewöhnlich eifhrige Thätigkeit nicht bloß erträglich ist, sondern zur Wohlthat für die Arbeiter werden kann, wechseln sie, wie in Fabriken sich Woche um Woche mit der Tagesarbeit, indem sie ihnen dabei ausreichender Schonung ihrer Gesundheit Ruhe für mäßige Arbeit gewährt. Wenigstens bezeugt der gute Gesundheitszustand der in gut gelüfteten und geheizten Fabrikräumen auf diese Weise beschäftigten Geißen, daß diese in voll wirtschaftlicher Beziehung wünschenswerthe Ausnützung der Zeit, der Maschinen und der Arbeitsräume eine nicht erträgliche für die Arbeiter ist. Beginnt Arbeit Morgens um 6 Uhr, Abends um 7 Uhr schließt sie; wechselt die Nachtarbeit wie vordiehende Woche um Woche, so fehlt es den Geißen nicht an Zeit zum erholenden Verleben des Ubrigen und zu geistiger Beschäftigung, ohne daß sie wegen kurzer Arbeitszeit in Versuchung eines Wirthshauses kommen.

Herr Jacobi sagt ferner:

„Das Verlangen nach Belebung und das Bestreben, in geistiger Beziehung zu vervollkommen, tritt bei den arbeitenden Klassen sichtbar hervor, und es muß anerkannt werden, daß mächtig fortschreitende Zeitgeist auch bei diesem Theile der Bevölkerung einen erfreulichen Umchwung hervorgerufen hat. Zur Verbesserung der Löhne unserer Arbeiter wird es wenig beitragen, wenn mehr und mehr die roheste Art der Vertheilung der einfachen Tagelohn, verlassen wird, und an dessen Stelle mindestens der Stundenlohn, möglichst aber die Stundenlohnsonstige Vertheilung, die Tantieme, kurz die Vertheilung, dem Maas der Leistung tritt."

Demnach erwähnt Herr Jacobi des Bestrebens unserer Arbeiter am Gewinn des Geschäfts zu theilnehmen, was jedoch vom praktischen Standpunkte aus folgende Bedingung eines Fabrikbesizers nicht verschwiegen werden können:

Den Arbeiter nach seinen Leistungen, im Accordestandzahl oder Anderem, zu bezahlen, oder ihm durch Löhnen, Prämien u. s. w. im Verhältniß seiner Leistung rechte Belebung und Ermutterung zukommen zu lassen, ebenso jaggemäß als dringend empfehlenswerth. Dagegen die Gewinn-Vertheilung weder das Eine noch das Andere mehr gleich gefährlich für den Arbeiter als für das volkswirtschaftliche Interesse.

Die Vertheilung der Geißen am Gewinn setzt so sehr voraus ihre Vertheilung am Verlust des Geschäfts, daß diese wiederum ihre Vertheilung an der Geschäftsleitung und welche volkswirtschaftliche Störung und Erschwerung letztere jedoch erfahren, hätte der Geschäftsinhaber bei Verfügungen und Speculationen die Zustimmung, seine Willen einzuholen oder auch nur Rücksicht auf deren Willen und Vertheilung durch seine Geschäftsleitung zu nehmen, welche neue schwere Sorge fiele den Geißen zur Last, sie bei den Arbeitsstudien zu fürchten, neben wochenmonatelanger Unterbrechung oder Ermäßigung ihres noch Geschäftsverlusten, vielleicht der Gefährdung eines, lang zusammen gesparten Gewinnes ausgesetzt zu sein würde die Gewinn-Vertheilung aber ohne Verlust, Verlust gestanden, so daß die Mittelvertheilung der Geißen an Geschäftsleitung sich von selbst ausstellt, so bliebe doch noch auf der einen Seite für die Arbeiter die wirtschaftliche Ungewißheit ihrer Einnahme des erst am Sabende zu berechnenden Gewinn-Theils, auf der anderen Seite

volkswirtschaftliche Schäden einer nicht völlig freien und unbegrenzten Geschäfts-Verkehr. Welcher Fabrik- und Geschäftseigener würde nicht mehr oder weniger zaghaft mit seinen Verträgen und Speculationen vorgehen, hätte er am Schluß des Jahres Klagen und Vorwürfe seiner Gehilfen über seinen oder ungenügenden Gewinn zu fürchten, selbst wenn diese Klagen nur in den Mienen Vektoren ausgedrückt, vielleicht sogar nur in seiner eigenen Befürchtung verhandelt wären? — Ein mangelhafter Geschäftsgang brächte dann wohl neben dem volkswirtschaftlichen Nachtheil auch den Gehilfen noch dadurch Schaden, daß er die ihnen wöchentlich zu berechnenden und ihrer Wirtschaftlichkeit einen sicheren Anhalt bietenden Lohntömen verminderte, wären letztere ihnen nicht vielleicht, statt des in Aussicht gestellten Einkommens, schließlich vielleicht als Seitenblatze sich ergebenden Gewinnes, ganz verlustig.

Vom praktischen Standpunkte aus dürfte unter solchen Verhältnissen die Betheiligung der Arbeitseigentlichen am Gewinn des Geschäfts eine große, für alle Theile nachtheilige Verwirrung unserer Zeit zu nennen sein. Hierher möchte nicht minder die jetzt vorherrschende Meinung, der Handarbeiter sei der alleinige Arbeiter der menschlichen Gesellschaft, er allein sei im Schweiß seines Angesichts sein Brod zu essen bestimmt, demnächst der nicht minder vorherrschende Glaube gehören, die Erhöhung der Arbeitslöhne werde von den Fabrikbesitzern getragen und übernommen. Die Verbraucher der Fabrikate, hierunter also mitlebend die Familien der Handarbeiter gleichwie sie selbst, sind vielmehr allein oder wenigstens hauptsächlich, welche solche Erhöhungen zu übertragen haben. Diefelben werden nämlich zu den fabriklischen Kostenpreisen zugeschlagen und dienen hierbei durch Vertheuerung der Fabrikate dazu, die sichere Beschäftigung der fabriklischen Arbeitseigentlichen zu erschweren, da wohl gar es dahin zu bringen, daß die sie beschäftigenden Jähren die Arbeit verlieren, sie selbst aber, statt höherer Löhne, weniger oder bleiben gar keine Löhne verdienen. Nebenbei bemerkt ist die obige Ansicht über Arbeit und Arbeitslöhne. Sie treffen in weit höherem Grade die, durch schwerere Körperarbeit in Anspruch genommenen Fabrikbesitzer, wie in überzeugendster Weise der Umstand es bezeugen dürfte, daß zum Einkauf kommende Fabriken, diese vermeintlichen Sans-sonets und Geldgruben, von ihren Besitzern höchst selten zu lobnenden Preisen an den Mann zu bringen find, meist immer weit unter dem Kostenpreise losgeschlagen werden müssen.

Wie also dieses besser werden, wenn durch Koalitionen, Gewerksvereine u. s. w. die Stellung der Fabrikbesitzer in unserer Zeit der Freiheit einem verunsichernden Zwange durch Einschränkung und Gewalt unterworfen und noch sorgenvoller wird, als sie es jetzt schon ist? — Leider ist zu fürchten, es werden hiermit ganz im Gegentheil, neben steigenden Sorgen der Arbeitgeber, noch weit mehr ihren Arbeitseigentlichen Nachtheile statt Vortheile eingetragen werden. Hauptsächlich aber dürfte dieses unwürdige Costum roher Gewalt und Einschüchterung gegen Kapitalisten und Gewerbetreibende wenig geeignet sein, den Unternehmungsgeist zu beleben und die volkswirtschaftliche Blüthe des Vaterlandes zu erheben. Wie jede gesunde Volkswirtschaft es schlagend erläutert, ist die freie Bestimmung der Arbeitslöhne allein durch Angebot und Nachfrage, je nach Zeit- und Ortsverhältnissen, im Interesse Aller geboten. Diefelbe ist um so ungeschädlicher und ausreichender, je mehr die freie Bewegung der Arbeitseigentlichen durch die neuen Niederlassungs- und Freizügigkeits-Gesetze Schutz und Sicherheit gewonnen hat. Immer und immer muß zum Heil unserer armen Hand-

arbeiter wiederholt werden: Der Staat sorge für deren gründlichste geistig-sittliche Durchbildung, damit sie selbst für sich und die Ihrigen ein menschenwürdiges Dasein sich aufbauen können, und kein Arbeitgeber vermäume es, in väterlicher Fürsorge für seine Gehilfen durch Kranken-, Sterbe-, Spar- und Altersversorgungsgelbs-Rassen seinen Pflichten der Nächstenliebe und der Beseitigung zu entsprechen. H. r.

Italien.

Erinnerungen an Massimo d'Azeglio.*)

Die „Erinnerungen“, welche die einzige Tochter d'Azeglio's aus dem Nachlaß ihres im Januar 1866 verstorbenen Vaters, seinem letzten Wunsche gemäß, veröffentlicht hat, gehören zu den werthvollsten Erscheinungen der neuen italienischen Literatur. Zwar reicht die Autobiographie nur bis zum J. 1846; sie schließt also gerade bei dem Zeitpunkte, in welchem die italienische Frage durch die Reformen Pius' IX. in Fluß zu gerathen begann, und enthält mithin Nichts aus Azeglio's eigener Feder gerade über die Jahre, in denen er als Senat, als Minister und als Statthalter an dem Kampfe für die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes thätig mitgewirkt hat. Aber wenn es auch zu beklagen ist, daß das Ziel, welches der Verfasser sich für seine Memoiren gesetzt hatte, unerreicht geblieben ist, so genügen doch die beiden Bände, deren Vervollständigung die Erhaltung und die Freude seiner letzten Jahre gebildet hat, vollkommen, um den Werdegang eines Mannes zu veranschaulichen, der neben den Ehren, welche er durch die seltene Verbindung künstlerischer, literarischer und politischer Wirksamkeit erwarb, sich stets und in den stürmischsten Zeiten bei allen Parteien den Ruf eines durch und durch reinen und unabhängigen Charakters erhalten hat.

Azeglio's Name ist auch in Deutschland heimisch. Seine Dichtungen (Ettore Pieramecca (1833) und Nicolò de' Lupi (1841)), die sich an künstlerischen Werth den allbekannten Promessi Sposi seines Schwiegervaters Manzoni anreihen, während sie bereits schärfer, als es dort geschehen ist, das Ziel eines unabhängigen Italiens ins Auge fassen, seine politischen Schriften, durch die er von 1845 an bis an seinen Tod auf die Entwicklung der Geschichte seines Landes, oft mit dem entscheidenden Einfluß, eingewirkt hat, die Zeitigkeit, mit welcher er, nach dem Unglückstage von Novara an die Spitze des sardinischen Cabinets berufen, das arg bedrückte Staatsgeschick des Landes, an dem das Heil Italiens hing, durch die schlammigen Jahre (1849—1852) zu lenken verstand, ohne dabei, wie sonst fast allwärts, die inneren Ergründlichkeiten von 1848 den Geistes der Reaction preiszugeben —: alle diese Leistungen sind auch bei uns unergessen. In ebenso gutem Andenken steht die hochberzogene Uneigennützigkeit, mit welcher Azeglio seinem Kollegen und Rivalen Garibaldi, dessen überwiegendes Genie er keines anerkannte, die Leitung des Staates zur richtigen Zeit überließ, die

*) I miei ricordi, di Massimo d'Azeglio. 2 Bände. Zweite Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Florenz, G. Barbèra, 1867. Meine Erinnerungen. Von Massimo d'Azeglio. Auserkürzte Uebersetzung, mit Azeglio's von der königlich für italienische Kaiser Interesse habenden Theil, von v. v. B. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1869. (1 Band, 308 S.)

Selbstverleugnung, mit der er, trotz erheblicher Abneigung gegen manche Mittel, zu denen die unbedenkliche Politik Cavour's griff, in der entscheidenden Zeit sich dem großen Minister zur Verfügung stellte, ein leuchtendes Vorbild der politischen Erziehung für Alle, die an den großen Aufgaben eines werdenden Staates mitzuarbeiten sich berufen fühlen!

Die tiefe Empfindung, wie sehr seinem Lande die politische Erziehung noch mangle — eine Empfindung, die sich noch gesteigert haben würde, wenn Mazzini die neuesten Parteikämpfe in Italien zu erleben gehabt hätte — spricht aus jedem Blatte dieser Ricordi; ja sie ist es recht eigentlich, welche das ganze Buch veranlaßt hat. Die Hauptgefahr für Italien, so schrieb der patriotische Mann, noch ehe Venetien wiedergewonnen war, und als noch die Oesterreicher in ihrem, nun fast vergessenen, Festungswiereck das Herz des neuen Königreiches zu bedrohen schienen, ist nicht der äußere Feind, sondern der Streit im Innern. „Nicht die Oesterreicher, nein, die Italiäner sind Italiens schlimmster Feind. Und weshalb? Weil die Italiäner ein neues Italien haben wollen und dabei selbst die Alten zu bleiben trachten, mit all' den Wirnissen und dem moralischen Gerede, das von Alters her ihr Glück gewesen ist; weil Italien nicht eher ein freier Staat, gut geleitet und verwaltet, stark nach außen wie nach innen werden kann, als bis Alle, Groß und Klein, jeder an seiner Stelle, ihre Pflicht erfüllen, und zwar gut erfüllen, oder wenigstens Jeder so gut wie er kann. Aber um seine Pflicht zu erfüllen, die nur zu oft langweilige, lästige, unbemerkt ist, braucht man Willenskraft; man braucht die Ueberzeugung, daß die Pflicht geschehen muß nicht aus Ansehen oder Interesse, sondern weil es Pflicht ist; man braucht mit einem Worte Charakter, und deshalb ist Italiens erstes Bedürfnis: Italiäner von hehem und festem Charakter. Wenn mein Buch dazu beitragen könnte, einen einzigen solchen Charakter zu bilden, würde ich glauben, meinem Lande einen großen Dienst erwiesen zu haben.“

Es sind, wie man sieht, die ersten Grundlinien politischer Bildung, welche Mazzini seinen Landsleuten klar zu machen strebt, und wer seine Ricordi liest, wird die Unermülichkeit bewundern müssen, mit der dies Ziel bei jedweder Gelegenheit verfolgt wird, oft in feinen und geistvollen Wendungen, aber noch öfter ganz offen und gerade heraus, so daß ein deutscher Leser sich bloßstellen eines gewissen Gefühls von Eifersüchtheit nicht wird erwehren können. Denn wie diese Richtung dem Buche das entschieden politische Gepräge giebt, das dem Lebensbilde eines hervorragenden Staatsmannes durchaus zusteht, so verleiht sie ihm in Etwas einen ausschließlich italienischen Charakter. In Deutschland würde ein solches Buch schwerlich geschrieben werden. Nicht als ob wir Deutschen über jene politischen Elementarlehren, die Mazzini den Italiänern predigt, schon hinaus wären! Aber Dank der tieferen und gründlicheren Volkserziehung, die wir ohne Ueberhebung darf es gesagt sein, vor den Italiänern voraus haben, ist das Gefühl ihrer Unerklärlichkeit — wenigstens in der Theorie — dergeßalt zum Allgemeinut geworden, daß ein Staatsmann von Mazzini's Rang und literarischer Stellung es kaum nöthig finden würde, sein letztes Werk ihrer Verbreitung zu widmen.

Mazzini war indessen ein Mann von einer viel an umfangreichen Bildung, von viel zu feinen und weiten Gesichtspunkten, als daß wir fürchten dürften, seine „Erinnerungen“ in dem schulmeisterlichen oder banalsten Gelehrten zu finden, der sich in den politischen Schritten seiner Landsleute nicht selten unangenehm bemerklich macht. Vielmehr ist gerade in Bezugung

auf die Form, auf die Handhabung der Sprache, sein Buch ein wahres Muster des schlichtesten Conversationsstils, jener feinen launigen Ungezogenheit, die man im Verkehr mit gebildeten Italiänern ebenso oft wohlthuend empfand, als man sie in italienischen Büchern zu vermissen pflegt. Mazzini selbst giebt seinen Landsleuten scherzend den erst gemeinten Rath, die Aehnlichkeit in den Mund, statt in die Hand zu nehmen, damit sie so leichter lernen, wie sie sprechen. Italien, sagt er mit volkthümlicher Kraft eines der Länder, wo eine Fülle von trefflichen Rednern verhandelt ist, wo man aber noch zahlreicher als anderswo unlesbare Schriftsteller findet. Wüßten sie doch in Gottes Namen schreiben, wie sie in guter Gesellschaft zu sprechen gewohnt sind! Man würde sie ebenso gern lesen, wie man sie hört. Und er fügt, zu Ruhm und Frommen nicht bloß italienischer Autoren, goldene Worte hinzu, die an Horazens oft zu unbeachtete Warnung vor den *sesquipedalia verba* erinnern, Worte, in denen die Einfachheit als das Kern und Inhalt des guten Stils auf das dringendste empfohlen. „Seitdem in Frankreich der *bonhomme sérieux* erfunden ist, seit die Kinder rauchen und die jungen Männer von 18 Jahren nicht mehr tanzen, seit die Männer von 30 Jahren die Mitglitz beiraten und die Mädchen von 15 Jahren den fünfzigjährigen Millionär; seitdem überhaupt die widerwärtigste Drei unter den Todsünden, Hoffahrt, Neid und Habguth, den andern Vier über den Kopf geschwungen sind, daß sich in jeder Sprache ein magistraler, schulmeisterlicher, schwülziger, schwarzblättriger Ton gebildet, ein falscher, affektirter und schädlicher Ton, den ich nach Kräften zu vermeiden strebe.“

Gleich vielen andern Zierden der neueren Literatur seines Landes, Alfieri, Manzoni, Balbo u. a., ist auch Massimo d'Azzeglio einem vornehmen Geschlechte entprossen. Seine Familie, seit 600 Jahren in Piemont ansässig, führt eigentlich den Namen Tapparelli, dem von ihren hauptsächlichsten Besitzungen die Haupttitel der Markgrafen von Mazzini und Grafen von Vogogna binzugezogen sind. Massimo, der 1798 zu Turin als junger Sohn geboren wurde, hat sein Lebenlang einfach der Vater d'Azzeglio geheißen; Inhaber der Familientitel ist gegenwärtig sein Neffe, der aus seiner Stellung als italienischer Gesandter in London rühmlich bekannte Marschall Emanuel d'Azzeglio. Massimo's Vater, ein Mann von ungewöhnlich strengem Charakter, dabei von höchst umfassender Bildung, nahm in den Kriegen Piemonts gegen die französische Republik hervorragende Dienste geleistet; nach dem Untergange des Königreichs Neapel, er, gleich vielen andern sardischen Adligen, nach Zürich über, und das heitere bewegte Leben der schönen Prospekt nimmt in den Jugenderinnerungen unseres Massimo, ebenso wie in denen seines zehn Jahre älteren Cousins, des nachherigen Geschichtsschreibers und Staatsmannes, Grafen Cesare Balbo, dem er in beständiger und inniger Freundschaft verbunden geblieben ist, eine bedeutsame Stelle ein. Doch war er noch Knabe, als das Nachgebot Napoleons seine Familie zur Rückkehr nach Turin zwang, und nur eine große Jugend schützte ihn vor dem Vorstoß seiner älteren Brüder und Vettern, die als Ausreißer oder doch als Rädelsführer von St. Cyr in die unmittelbare Nähe des Erbfeindes gezogen wurden. Nach dem Sturze des Kaisers kehrte die königliche Dynastie in ihre Stammländer zurück, und Piemont erlebte, wie so viele andere Vaterländer groß und klein, seine Restauration, bekanntlich eine der gründlichsten, die je in's Werk gesetzt worden ist. Der König Victor Emanuel fing nämlich anno 1814 einfach da an, wo er 1798 angefangen hatte: mit einem Federstrich hob er unmittelbar nach seiner Rückkehr alle französischen Einrichtungen und Gesetze auf, ohne sie auch nur eins

angelernte Erwählung zu würdigen; dazu wurden alle in dem Hof-Almanach von 1798 aufgeführten Aemter und Würden, mit den Pensionen, die sie damals inne gehabt hatten, einfach wieder beigegeben. Man kann sich die Folgen dieser allerdings durch ihre Folgerichtigkeit bemerkenswerthen Maßregel! denken. Agoglio, der vermöge seiner Abkühlung mit 15 Jahren zum Vizekanzler in einem Reiterregiment ernannt wurde, erzählt, daß der Oberst, mit jener Restauration, das Exercierreglement so gänzlich verjüngt hatte, daß er sich die Commandos auf ein Blatt Papier zurück und, wenn dies, wie gewöhnlich, zu Hause liegen geblieben war, ängstlich herumließ und seine Offiziere fragte, ob sie nicht das Blatt gelesen hätten. Und das vor Soldaten, die zum großen Theil in den Heeren des Kaisers, auf den Schlachtfeldern von Spanien, Rußland und Deutschland ergraut waren!

Und noch eine andere Restauration sollte unaussprechliche Verwirrung bei ihm hinterlassen. So jung er war, hatte man ihm seinem Vater, der in diplomatischer Mission nach Rom ging, von den aus den Gefängnissen Napoleon's heimkehrenden Papst mitbringen, in einer halb offiziellen Stellung, gewissermaßen als Boten, mitgegeben. Dem Halberwachsenen prägte sich die Prognose der ewigen Stadt unter der sonderbaren Consolation ein, welche die Wiederaufrichtung der Kirche und ihrer Würde mit sich brachte. Witten unter den Festen, in die seine Stellung hineinriß, ließ ihm auf, daß der Minister des Siebenten, jener hochgeachtete Cardinal Consalvi, zwar die geistlichen Gerechtsame vollkommen wiederherstellte, aber die weltlichen Einrichtungen Napoleon's, durch die sein gewaltiger Reichthum halb Europa im Joch gehalten hatte, zu Ruß und Fromm der Priesterherrschaft bestehen ließ. Man trat, bemerkt er, in Rom die Erbschaft Napoleon's cum beneficio inven- die Polizei, die Bureaucratie, die Abgaben, das unver- schaffte Heer, das Alles ward beibehalten; dagegen die Verwaltung in Gericht und Verwaltung, die Aufmunterungen der Wissenschaft, die Gleichheit der Stände, die Verbesserung der Verkehrswege, die Wissenschaftlichkeit und die guten Seiten der Regierung des großen Kriegers, wurden alle abgethan. So blieb ein Zustand, den man anders bezeichnen kann als — Napoleon im Jesuiten- kutte.

Gleichzeitig aber entsagte jener rasch vorübergehende Auf- stand in Rom die künstlerischen Neigungen, die in Agoglio brennten. Die Verührung mit Thorwaldsen, Rauch, Canova, dem Maler Schaublin und Anderen, die in den Salons des kaiserlichen Hofes zu treffen waren, der Anblick der eben wieder belebten Kunstschätze, die Ruinen Roms: alles das mußte nicht leicht empfänglichen Seele, wie der unsern Massimo, den die Wirkung blieb nicht aus. Seine Beschäftigung mit der Malerei genügte ihm nicht, ebenso wenig die tollen Zer- treuungen, zu denen ihn die Muse und die angeborene Leidenschaft seines Naturells oft genug verführten. Nach kurzem wandte er rascher Entschluß: er fing an zu malen. Anfangs als Nebenbeschäftigung; bald aber trat er aus dem Militär und kaum 20 Jahre alt, nach Rom, um dort ganz einfach und ohne den Vorwand der Kunst als — Lehrling ein- zutreten.

Agoglio hat diese Laufbahn mit einer unglaublichen Energie begonnen. Maler zu werden, war für einen Mann seiner Stellung damals etwas Unerhörtes. Als sein Entschluß bekannt

wurde, glaubten seine Standesgenossen einmüthig, er habe den Verstand verloren. Auch waren die Vehringsjahre für den ver- wöhnten jungen Mann keineswegs eine leichte Zeit. Aber es stellten in diesem empfänglichen, leicht beweglichen Gemüthe die Reime, aus denen bei kräftiger Selbsterziehung und unter den Händen des Schicksals starke Charaktere hervorgehen: Zähigkeit im Festhalten, ausdauernder Fleiß und rücksichtsloser Selbstüberwindung. Fast zwei Jahrzehnte hindurch hat die Malerei die ausschließliche, länger noch die vorwiegende Beschäftigung Agoglio's gebildet. Und er malte nicht an grand Seigneur, sondern um seinen Lebensunterhalt damit zu erwerben, auf Bestellung wie für öffentlichen Verkauf. Der Minister sah mit gerechtem Stolz auf diese Laufbahn zurück, die er sich in durchaus origi- neller Weise, im rühmlichsten Gegenfaze zu dem höfischen oder militärischen Witzgange der meisten Altersgenossen seines Standes, selbst geschaffen hatte. Seine „Erinnerungen“ beweisen mit besonderer Vorliebe bei den vielen Commern, die er, ein schlichter Kunstjünger und in den einfachsten Verhältnissen lebend (denn der strenge Vater wollte den Sohn auf die Probe stellen), bald in Ariccia, bald in Marino, oder sonst wo in der Campagna und den herrlichen Gebirgszügen, die sie umzingen, den unablässigen Studien nach der Natur gewidmet hat. In fei- nlicher Weise reihen sich die mannigfachen und lebensvollsten Skizzen aus dem Volksleben des mittleren und südlichen Ita- liens an: nicht bloß die Natur, sondern auch die Menschen hat selten ein Künstler so gründlich nach der Natur studirt, wie Agoglio. Aber auch, nachdem sein Ruf als Schriftsteller durch den „Ettore Hieramosca“ begründet und durch „Niccolò de' Lupi“ neu befestigt war, blieb die Malerei noch lange Zeit der eigent- lichen Lebensbasis unseres Helden. Man kann sagen, daß er bis zum unmittelbaren Beginn der italienischen Reformbewegung (1846) sich ausschließlich oder doch überwiegend mit ihr be- schäftigt hat: also fast volle dreißig Jahre, die Jahre seines Jüng- lings- und seines kräftigen Mannesalters. Ja, nachdem er 1852 von der Leitung der Geschäfte zurückgetreten war, griff der ge- wesene Premierminister aufs Neue zur Palette, und wiederum nicht als Dilettant, sondern um davon zu leben. Als ihn dann der König zum Director der Gemäldergalerie ernannte, durfte Agoglio dies Amt nicht als eine Sinecure, wie man sie wohl anderwärts grehen Orten zu Theil werden läßt, sondern als den ehrlich erworbenen Preis einer langen Künstlerlaufbahn annehmen.

Freilich läßt sich bei dem Rückblicke auf diese Jahre eine ernste Betrachtung nicht zurückhalten. Waren diese langen und mühsamen Kunststudien die wohlverdienten Erfolge, die den Maler, den Schriftsteller Agoglio frönten, wirklich eine geeignete Vorbereitung zu der politischen Stellung und Wirksamkeit, die doch für Agoglio's Leben der Schwerpunkt zu werden be- stimmt war? Der Mann, den das allgemeine Vertrauen in der schwierigsten Zeit an die Spitze der Staatsverwaltung berief, war er durch seine Vorbildung, durch den ganzen Gang seines bisherigen Lebens in der Lage, sich seinem Posten gewachsen zu fühlen? Agoglio selbst geht uns aufrichtig das Gegenheil. Ich bin vollkommen überzeugt, sagt er, daß für die Gesellschaft, für das öffentliche Wohl ein auch nur mittelstättiger General, Finanzier, Verwaltungsmann u. s. w. wichtiger Amt, als ein Maler, Musiker oder Dichter ersten Ranges. „Wie oft, fährt er fort, habe ich in den verschiedensten Wechseln meines Le- bens die tiefe Wahrheit dieses Satzes empfunden! Wie oft habe ich mir sagen müssen: was gäbe ich darum, wenn ich jetzt den Felddienst, oder das bürgerliche Gewerbe inne hätte, statt

¹⁾ Es ist bekanntlich in eben derselben Zeit der Kurfürst von Hessen ein wichtiges Seitenstück lieferte.

daß ich eine Fische nach der Natur zu zeichnen verstehe; wenn ich administrative Kenntnisse, einen Einblick in den Mechanismus unseres Finanz- und Creditwesens besäße, statt der Fertigkeit einen Himmel oder einen Hintergrund zu malen, statt daß meine Feder wohl einmal eine Thräne auf schöne und frische Wangen fließen ließ!"

Wie tüchtig und brav sich Agellio trotzdem als Ministerpräsident bewährt hat, das ist, wie wir bereits im Eingange bemerkten, in Italien und bei uns unversehen; es gereicht ihm bei den Schwierigkeiten, die in seiner eigenen Vergangenheit lagen, zu um so höherem Ruhme. Aber bei der aufrichtigsten Anerkennung seines großen Talents, das die Mängel der Vorbildung fast überall zu decken verstand, bei der entschiedensten Verehrung seines lebhaften, geraden, wahren Sinnes, der ihn trotz seiner Unerschrockenheit, die vielversprechenden Pfade der Diplomatie ohne Straucheln gehen ließ bei aller Verwunderung vor seiner wahrhaft klaffischen Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit, Eigenschaften, in denen er ein leuchtendes Vorbild aller Staatsmänner in und außerhalb Italiens genannt zu werden verdient, — müssen wir uns doch getheuen, Agellio's politische Karriere und Agellio's Laufbahn als Maler und als Schriftsteller sind ohne innerlichen Zusammenhang. Er war 1848 der Mann des Vertrauens und der Noth; er hat sich als Staatsmann achtungswürdig bewiesen: aber, in seiner Kunst ein Meister, war er in der Politik doch nur — Dilettant. Die tiefe und klare Selbsterkenntnis dieser Thatsache war es vornehmlich, die ihn 1852 bewog, die Leitung des Staates anderen Händen zu überlassen. Im Heile Italiens waren es die rechten, es waren die von Camillo Cavour. Und in dem wir diesen Namen ausprechen, gebeten wir der wahren Worte, mit denen ein begabter junger italienischer Diplomat, der Ritter Artem, den bald nach dem Tode dieses großen Staatsmannes erschienenen Abriß seines politischen Charakterbildes schloß:

„Mit ihm war zum erstenmale nach vielen Jahrhunderten ein Italiener in der Lage, einen großen politischen Einfluß auf Europa auszuüben. Die Idee der italienischen Nationalität, deren glänzende Ueberlieferung sich seit Dante in der Literatur erhalten hatte, hatte sich noch nie in einem Menschen verkörpern können, der den Charakter und die Fähigkeiten des Staatsmannes besaß. Alfieri, Foscolo, Manzoni, Balbo, Gioberti, d'Azeglio, sie alle waren mehr Schriftsteller und Philosophen, als Politiker. Ein Mann war nöthig, der mit dem Patriotismus des Italiäners die wirkliche und positive Kenntnis des europäischen Staatslebens und der Aktionsmittel vereinigte, welche die modernen Fortschritte erfordern; ein Mann, der die Befreiung Italiens nicht durch wilden Aufruhr gegen alle Ueberlieferungen Europas, sondern durch die innige Verbindung mit den Mächten versuchte, die an der Spitze der Civilisation stehen. Dieser Mann war der Graf Cavour. Das war seine providentielle Sendung.“

P. D. Hischer.

Spanien.

Joh. Kastner's spanische Poesien.)

Das alte Wort, daß Afrika's Gränze die Pyrenäen seien, d. h. daß Spanien mehr zu Afrika als zu Europa zu rechnen

*) Immortellen aus Toledo. Romangen und Sonette von Dr. Joh. Kastner. Leipzig, Ed. Feinr. Waver, 1869.

Heppel'sche Blüten. Lieder, Sprüche und Romangen von Dr. Joh. Kastner. Leipzig, Ed. Feinr. Waver, 1869.

sei, hat durch die neuesten Vorgänge daselbst eine glänzende Widerlegung erhalten: Spanien hat sich als ein vollberechtigtes Glied der europäischen Völkerrfamilie dokumentirt. Wie weit sein Einfluß sich erstrecken, welche Form seine Entwicklung annehmen wird, ist freilich noch immer nicht abzulehen, denn während einerseits entschieden republikanische Tendenzen in Völkern immer mehr Boden zu gewinnen scheinen, ist andererseits der Einfluß der Geistlichkeit immer noch ungebrochen: Dagegen ist immer noch der starke Hört des Katholicismus, der die seine Blüten ungebrochener entfaltet, als irgendwo anders.

„Bisher“, schreibt der Korrespondent einer englischen Zeitung aus Madrid, „ist noch nicht ein Tütelchen des religiösen Glaubens erschlittert worden. Die Kirchen können unmöglich jemals voller gewesen sein, als sie es jetzt sind. Der Klang der Kirchenglocken unmöglich jemals unaufhörlicher als gegenwärtig. Der Katholicismus ist in Spanien die herrschende Macht nach wie vor. Er ist allgegenwärtig. Alles durchdringend, erl in der Luft, die man athmet, er dringt in jede Pore ein.“ Den Stempel dieses eifersüchtigen Herrschers finden wir auch in einigen spanischen Dichtungen wieder, die in deutschen Gewande zwar, aber in echt spanischer Geistes geschichte sind.

Herr Dr. Johann Kastner, ein Bewohner des heiligen Köln, hat in den „Immortellen aus Toledo“, wie er in der Einleitung sagt, ein Abbild geben wollen von Spaniens Vergangenheit, dessen Geschichte Jahrhunderte lang die Geschichte von Toledo, der Kaiserstadt war. — Er hat eine Reihe von Romanzen theils übertragen, theils frei nachgedichtet, theils dies besondere Legenden und Wundergeschichten nach mündlich profaischer Ueberlieferung ganz frei gedichtet, und zwar fast offenbar nicht trotz, sondern gerade wegen ihres ausgesprochen katholischen Charakters, der an die Glaubensfähigkeit noch des Gemüths gar zu harte Anforderungen stellt.

Die Hälfte des Bandes, ebenso wie bei den „Heppel'schen Blüten“, besteht aus „Anmerkungen und neuen Dichten“. In ersteren zeigt sich der Verf. als gründlicher Kenner spanischer Literatur und Geschichte und bringt zum werthe Notizen über manche bei uns noch wenig gesammelte Rubriken der spanischen Literatur.

„An der Quelle und nach den Quellen habe ich studirt“, sagt der Verf., und oft wurde mir in der Fremde an Arbeit eine Anmerkung zu einer kleinen Abhandlung.“

In der Vorrede giebt der Verf. auch einen ausführlichen Ueberblick der neuen Erhebung in Spanien, durch die mitten in seiner Arbeit überrascht wurde, sowie ihres Verfalls im J. 1843, dessen Hauptträger damals derselbe Mezaga, der auch bei der jetzigen Erhebung eine so hervorragende Rolle spielt. Als hervorsteckenden Zug der jetzigen Bewegung, er mit Recht die Proclamation der allgemeinen Toleranz be- und citirt die Worte der Epoca, die am 4. October 1868 in Vandalen zurück: Tiempo es de que renunciemos a la intolerancia que no tiene la raíz en los corazones sino en la rutina. (O Zeit, daß wir der Intoleranz entsagen, die ihre Wurzel in den Herzen, sondern nur in der Gewohnheit hat.) — Dies die Ansichten des Verf. sind, so begreift man nicht: warum er, wie es scheint, mit Vorliebe solche Dichtungen Uebertragung gewählt hat, die von mittelalterlichem Tode erfüllt sind. Es tritt und eben in diesem Werke, wie in ganzen spanischen Erhebung, der scheinbar so unendliche Widerspruch entgegen, daß ein Ringen nach politischer Freiheit in Hand gehen könne mit blinder Unterwerfung unter Gebote der Hierarchie.

Die eigentlichen Uebersetzungen sind mit großer Meisterschaft gemacht; sie haben fast durchweg die bekannte Form der vierstrophigen Zechen, die Strophen assonierend, zuweilen mit Volkswörtern abwechselnd. In fließender, wohlklingender Sprache geben sie uns Bilder des spanischen Lebens mit seiner äußerlichen Ruhe und seiner tief konzentrierten Leidenschaft, die einen so hervorhebenden Zug im Nationalcharakter dieses Volkes bilden. Während die „Immortellen aus Toledo“ vorzugsweise höchstbildliche spanischer Vergangenheit in poetischer Form an uns herüberführen (größtentheils eigene Dichtungen des Verf.), so die „hesperischen Blüten“ vorwiegend lyrischer Natur, wie in ihren tausend Erscheinungen: Preis der Geliebten, Schmerz der Trennung, Eifersucht, Trauer um den Verlust, bewusste Gleichgültigkeit u. s. w., diese bilden das nie ausgegangene Thema dieser Lieder; und wie jedes Menschenherz auf ihnen bestimmt ist, all diese Klänge in sich erheben zu fühlen, wird man auch nicht müde, ihren Wiederhall in der Poesie wahrnehmen, besonders wo ein Naturlaut in ihnen sich hörbar macht wie hier.

Den lyrischen Gedichten, von denen manche sich gewiß gut musikalischen Komposition eignen würden, beigesetzt sind hundert fünfundsiebzig spanische Volksprüche. Beim Durchlesen derselben drängt sich die Betrachtung auf, sowohl Völkern als Individuen auf den aller verschiedensten Wegen doch zu sehr ähnlichen Resultaten der Erfahrung Lebensweisheit gelangen, und wie wunderbar es ist, daß hier die von Andern gemachten Erfahrungen zu nützen vermögen, sondern nur durch den selbstgemachten Schaden klug wird! *quanto di poi son piene le fosse*, sagt ein italienisches Sprichwort. Hier der hier mitgetheilten *caplos* und *soguidillas* (ersteres die einfachen vierzeiligen, letzteres die künstlicheren siebenzeiligen Formen) zeichnen sich durch gesunden Humor und anheimelnde Weisheit aus und enthalten in epigrammatischer Kürze treffende Beobachtung.

Kiesel, der nicht hunken sprühet
Und ein Messer, das nicht launet,
Und die Liebe, die nicht treu ist,
Wehn verlieren sie, wer leidet?

Wit werden wollen Alle,
Doch will gehalten
Auch nicht ein Einziger werden
Für einen Alten;
Denn das ist's eben.
Ein jeder will viel scheinen
Und wenig geben.

Die Lieb' ist eine Schule
Aus der Entschädigung,
Darinnen selbst die Weisen
Noch immer lernen;
Sie viel indeß
Sie lernen — blinde Leidenschaft
Läßt sie's vergeßen. (Soguidillas.)

Ob mein Herz auch voller Wehe,
Ob ich auch in Trübsal wandre,
Nieder dich will ich erschaffen,
Als besäßen eine Andre. (Capla.)

„Die meisten dieser Sprüche“, sagt der Verf. in den Anmerkungen, „gehen im Großen und Ganzen nicht über das 16. Jahrhundert hinaus, und nur einige sind älteren Ursprungs.“

Die bekanntlich bei der Revolution eine so große Rolle spielende Riego-Hymne befindet sich auch unter den „Immortellen“.

Gewiß können die beiden, mit stichtlicher Liebe und großem Fleiße zusammengestellten Bände als eine wirkliche Bereicherung der deutschen Literatur von und über Spanien betrachtet werden.

M. St.

Baltische Provinzen.

Bertram über Bagien.*)

„Bagien? Bagien? Was ist Bagien? Wenn das eine Landschaft bedeuten soll, so kann das wohl nur eine abgeschwächte Wortform für „Bagrien“, den östlichen Theil von Holstein, sein — so wird wohl mancher von den Lesern dieser Blätter beim Anblick der Ueberschrift dieses Artikels zu sich selbst sprechen, gerade so, wie der Berichterstatter bei dem Anblick des Titels des Buches von Dr. Bertram, welchen wir unten vollständig angeben. In der That dürfte wenige Europäer im Südwesten der Memel jemals den Landschaftsnamen „Bagien“ gehört haben, und ein ganzes Buch über eine solche unbekante Gegend dürfte im voraus auch einen geringen Reiz zur näheren Kenntnisaufnahme ausüben. Und dennoch wird man, wenn man sich erst einmal dazu entschlossen hat, einen Blick in dasselbe zu werfen, einen Beleg zu der Erfahrung gewinnen, daß ein geistvoller Mann jeden Gegenstand, den er mit seiner Phantasie, seinem Scharfsinn, seinem Forschergeist erfasst, ansehend zu machen vermag; man wird sich von dem Buche gefesselt fühlen und es schwerlich vor der letzten Seite und ohne das befriedigende Bewußtsein, viel gelernt zu haben, aus der Hand legen. Man wird sich auch nicht von ihm trennen, ohne daß ein Gefühl der Zuneigung und der herzlichsten Theilnahme für die wackere Völkerschaft, zu deren Wohlfahrt jener entlegene Erdenfleck gehört, und welche, obwohl durch Abkammung unserer Nation völlig fremd, dennoch durch Geschichte und Gemeinschaft der Kulturgrundlagen, mit einem ihrer Zweige fest verbunden ist. Wir meinen den Stamm der Esten; denn Bagien ist keineswegs dieselbe Landschaft wie Bagrien, sondern bildet den nordöstlichen Winkel von Livland am Peipussee.

Die Leser dieser Blätter sind bereits mit einer räthselhaften Eigenthümlichkeit derselben bekannt, nämlich mit den sogenannten „Kalewiden-Vagern“. Dr. Bertram hat in seiner Monographie des Ländchens neben den mannigfaltigsten anderen Untersuchungen nicht versäumt, sich auch mit ihnen zu beschäftigen. Nach Verwerfung einiger anderen Deutungen dieser merkwürdigen, künstlichen Erbauungsschattungen entscheidet er sich für folgende: „Mir scheint, daß die zwei Erdbühnen, die geräumig genug sind, um 20 bis 30 Personen Platz zu gewähren, auf Vorgänge deuten, bei denen ein Dualismus stattfand, wie bei Friedensverhandlungen, streitenden Parteien, Ordalien oder Hochzeitsfesten. Ja, sollten wir nicht auch an die geistigen Duellen denken, die bekannten grönländischen Prozesse, die bei den Uechthen auch sehr wahrnehmlich im Gebrauch waren?“ Weiterhin bei Besprechung einer anderen ähnlichen Erbauungsschattung in der Landschaft, „Kalewi iste“, Kalew's Stuhl, sagt der

*) Dr. Bertram: Bagien, Baltische Studien und Erinnerungen. Dorpat, W. Oldier.

Verfasser: „Die Anlage dieser Vertikalkiste war gut gewählt, um bei gewissen Vorgängen einer großen Volksmenge Einfluß zu geben. Auf den Wänden des Amphitheaters und von dem anderen Ufer aus konnten viele Tausende von Zuschauern gut sehen, was auf dem Plage vorging. Es wird mir daher immer wahrscheinlicher, daß sämtliche Vertikalkisten, die jetzt noch Erinnerungen an Kalew tragen — Versammlungsorte der Urbewohner des Landes waren.“

Von den kulturgeschichtlichen Untersuchungen, welche Herr Bertram auf Grundlage der esthnischen Sprache anstellt, erwähnen wir nur diejenigen über die Wohnung der Esthn. Von der im Allgemeinen unbestrittenen Annahme ausgehend, daß die Völker bei Aneignung der Begriffe, der Dinge von Fremden auch die bezeichnenden Wörter von ihnen mit übernommen haben, giebt er durch Zusammenstellung der entsprechenden Fremdwörter folgende Uebersicht über den Einfluß der Nachbarvölker auf die Esthn in Betreff ihrer Wohnungseinrichtung:

1. Aus den nordgermanischen Sprachen:

Ersten, esthnisch:	korsten, Schornstein.
Muur,	määr, Mauer.
Kuul,	ruut, Fensterkante (Raute).
Köök,	köök, Küche.

2. Aus dem Russischen:

Okno, esthnisch: aken, Fenster.

(Vers. vermutet, daß die Russen, welche im Besitz des natürlichen oder russischen Marienglases waren, das Fenster selbständig erfanden.)

3. Aus dem Deutschen:

Ziegel, esthnisch:	teila-kiwi.
Keller,	kelder.
Gewölbe,	wölw.
Kammer,	kamber.
Stube,	tubba.
Stall,	tal.

Es ist bekannt, daß das eigenthümliche Wohnhaus der Esthn, ebenso gut wie das der Letten und — der alten Deutschen, und wohl aller nordischen Völker in niederem Kulturzustande, keinen Schornstein hat. Nach Bertram findet sich derselbe schon häufiger im eigentlichen Esthland, als im esthnischen Livland, also auch in Bagien, nicht aber weil die Esthn dort wohlhabender und kultivierter sind, sondern weil man dort das Baumaterial zu dieser wohlthätigsten Hausverbesserung häufig auf den Feldern zusammenlesen kann, nämlich Kalksteine, während im Süden Ziegeln dazu genommen werden müssen. Im Uebrigen sehen die esthnischen Bauern die Vortheile der Schornsteine zwar überall ein, indeß besitzen sie, wie überall der Bauernstand, einen instinktiven Widerwillen gegen jede, auch die vernünftigste Neuerung, also auch gegen diese. Und Herr Bertram steht nicht an, zu dessen Ueberwindung Anwendung von Zwangsmitteln zu empfehlen. Sie machen, sagt er, bei den vernünftigsten Vorstellungen allerlei Ausflüchte. So sagte ihm ein Bauer, der Herr gebe nicht Ziegeln her; er hätte kaufen wollen, wäre aber abgewiesen worden. Eine genaue Nachforschung ergab, daß der Herr gar keine Ziegeln besaß, also auch keine zu verkaufen hatte. Ein anderer Gutsbesitzer schenkte den Bauern Ziegeln zu Schornsteinen; aber sie weigerten sich, sie anzufahren, weil die Entfernung zu groß sei. Dem Herrn blieb nichts übrig, als den Bauern die Schornsteine aus eigenen Mitteln zu bauen.

In Uebereinstimmung mit anderen Aerzten schreibt Dr. Bertram die unter den Esthn auffallend stark verbreiteten Augen-

leiden zum großen Theil den nationalen Rauchstuben zu, was auch daraus erhellt, daß Männer, welche sich mehr in freien aufhalten, bei weitem weniger damit behaftet sind, als Weiber; auf 5 von diesen mit Augenleiden kommt 1 Mann. Indeß behauptet Herr Bertram, daß die Augen der Esthn auch durch ihren Bau zu Leiden disponiren. Der Augapfel liegt tief in einer vieredigen Höhle auf spärlichem Fettpolster, weshalb die sogenannten Kalkbögen bei Esthn eine Seltenheit sind. Die Augenspalte von einem Winkel zum anderen ist im Mittel 7 Millimeter länger, als bei den Deutschen. Verfasser rühmt die Charakterstärke der Esthn bei Operationen gegenüber den Russen. Letztere schreien entsetzlich bei jedem Schnitt. Der Operirende ist von allen Verwandten umgeben und diese schreien stumm mit und beantworten auch aus dem Nebenzimmer das Geschrei. Ganz anders der Esthn, besonders der von Termia (in Bagien). Wie ein Crocoale am Marterpfahl läßt er bei den allerangenehmsten Operationen. Es geschieht dies nicht aus Unempfindlichkeit, da er ungeduldig jede Hülfe verweigert, die ihn während dessen belästigt. Auch die Weiber zucken nicht bei den empfindlichsten Schnitten.

Ueberhaupt spricht Bertram von den Esthn überall als einer Liebe, welche nach unserer Erfahrung allen Deutschen eigen ist, welche mit dieser Völkerschaft in nähere Berührung gekommen sind. Am auffallendsten ist uns das in neuerer Zeit bei Woldemar von Bod gewesen. Bertram schildert sie folgendermaßen: „Die jetzigen Esthn sind nüchtern, freundlich, dankbar, gehoramt, treu, äußerst schamhaft, fromm; sie grüßen beständig, lernen gern, besonders Deutsch und Singen, sind häufig zarter Empfindung und Warmherzigkeit gegen Thiere und Menschen. Sie sprechen fast immer in Metaphern und nicht Vergleichen, lesen gern die Zeitung, nehmen Antheil an Weltereignissen und haben die größte Liebe zum Kaiser. einzelnen Gegenden findet man allerdings Turbulenz, Mord, Völlerei und Prozeßsucht; aber das sind Ausnahmen. Ein räudiges Schaf steckt oft einen ganzen Stall an.“

Auch die Russen, welche in dem Gebiet wohnen. Auf 4000 an der Zahl, beschreibt Verf. eingehend. Sie unterscheiden sich sehr erheblich von den Esthn und stehen mit ihnen nicht in gutem Einvernehmen; sie sind diesen oft ein Gegenstand des Spottes. Merkwürdig ist es auch, daß sie vom Staate des Preisvolkes, an dem sie besonders dem Fischergewerbe liegen, sich nicht weiter in das Land hineinziehen.

Wir wollen es nicht verschweigen, daß Herr Bertram einem Punkte unserer entscheidenden Mißfallen erregt hat: er nämlich in seinen geschichtlichen Mittheilungen aus Bagien sich zum Vertheiliger der geographischen und geschichtlichen sprüche Rußlands auf die Ostsee-Provinzen bezogen. Gegen wen kämpft er denn dabei an? — Doch nur gegen Stammgenossen. Das sollte er den Moskowitern überlassen. Wir meinen, das erste geschichtliche, geographische und dabei das Recht der Kultur auf die Provinzen gebührt den Deutschen und wenn dieselben nur ein schmales Küstengebiet bilden hat das rechtmäßig dort herrschende Volk zur Bildung lebensfähiger Staaten vielmehr ein Anrecht auf Erweiterung seiner Gränzen nach dem unkultivirten Hinterlande zu. In der That dringen die Deutschen der Ostsee-Provinzen, des Gegendruckes des übermächtigen Nachbarvolkes, in ebenso friedlichen als ehrenvollen Eroberungszüge mit Kelle, Hammer, Feder weit in die benachbarten Gubernien immer Sand in Sand mit ihren treuen und willigen Jägern den Esthn und Letten. Edward Ratne.

Knebraische und jüdische Literatur.

Eine jüdische Predigt in griechischer Sprache aus dem ersten Jahrhundert nach Christo.*)

Dem jüdisch-theologischen Seminar in Breslau verdanken wir schon einige treffliche Monographien über Gegenstände der jüdischen Geschichte und Literatur; auch das diesjährige Programm der Anstalt bringt uns eine werthvolle gelehrte Abhandlung des Dr. Freudenthal über eine Schrift, deren wahre Bedeutung früher vielfach verkannt worden ist. Das sogenannte hebräisch-alexandrinische Buch, wie Herr Freudenthal bemerkt, eine höchst merkwürdige Geschichte: „Im christlichen Alterthum bekannt, benutzt, bewundert und abgeschrieben, den deuteronomischen Schriften des Alten Testaments angereicht und mit dem klangvollen Namen des Flavius Josephus geziert, in neuerer Zeit öfters häufig überseht und gedruckt, wie wenig gekannt und geschätzt; lange Zeit fast verschollen und erst in den letzten abgehenden Gegenstand einer meist einseitigen Betrachtung; sammelt und verunstaltet durch eifrige Leser, unwissende Abschreiber und sorglose Herausgeber, können wir es heutzutage als das Torso eines interessanten Kunstwerkstückes lassen, in den gerade entgegengesetzte Urtheile gefällt werden können, nachdem diese oder jene Seite beleuchtet, das ursprüngliche Werk in's Auge gefaßt oder über Einzelheiten übersehen und ein falsches Licht gerichtet wird.“

Herrn Freudenthal's Verdienst ist es, der Schrift ihre richtige Stellung zugewiesen zu haben, indem er sie als eine Predigt ansieht, in welcher ein specifisch jüdisch-religiöser Stoff in eine rhetorische Form gekleidet erscheint. Sie ist als historisches Document deshalb so wichtig, weil sie beweist, daß schon vor dem Ausflügen der christlichen Rangelbereitschaften die jüdischen Vorträge der hellenistischen Juden die klassische griechischen sich zu eigen gemacht haben und so nicht nur den Einfluß auf die Entwicklung der christlichen Predigt gehabt sind, einer Institution, die in ihrer Reueit und Einseitigkeit eines der wichtigsten Mittel für die fast räthselhafte Umgestaltung der alten Welt geworden ist. Unsere Predigt ist nicht das einzige Denkmal dieser Art; noch besitzen wir in armenischer Uebersetzung aus dem Griechischen eine Predigt über Simon und eine über Jonas und das Fragment der zweiten Rede über Jonas. Diese Predigten unterscheiden sich von den homilienartigen Erklärungen der h. Schrift, wie sie den Synagogen gewöhnlich waren und wie sie den allegorischen Schriften Philo's zu Grunde liegen, dadurch, daß sie als Hauptpunkt des Ganzen einen philosophischen Satz binstellen, dem ein historischer Stoff, an welchem sich jener Satz bewährt, angehängt, so daß das philosophische, wie das religiöse Interesse des Zuhörers gleich sehr angeregt wird. Unsere Predigt ist streng nach den Regeln der griechischen Rhetorik disponirt. In der Einleitung kündigt sie sich selbst als eine Rede über die Frage an: ob die Vernunft alle Gemüthsbebewegungen beherrschen könne. Demnach wird nun das Thema durch eine psychologische Erklärung und durch Belege aus der heiligen Schrift, sodann aber durch die Geschichte jener Hellenen erwiesen, die in den

Lagen der Makkabäer die Macht frommer Begeisterung über alle Leiden mit ihrem Tode bezeugt haben. Die philosophischen Anschauungen unseres Predigers stehen in keinem Gegensatz zu der biblischen Lehre; er will nicht, wie Philo, die Differenzen zwischen der griechischen Philosophie und der Bibel durch Interpretationskünste ausgleichen; er gehört also auch nicht, wie manche neuere Erklärer gemeint haben, jener angeblichen Alexandrinischen Schule an, die, wie unser Verfasser nachweist, gar nicht existirt hat, indem der sogenannte Alexandrinische Neptismus seine Vertreter auch außerhalb Aegyptens hatte, wie umgekehrt Alexandrien, obgleich der Mittelpunkt des jüdischen Hellenismus doch fast alle damaligen jüdisch-religiösen Richtungen in sich vereinigt hat. Als Quelle des historischen Theiles der Predigt hat Herr Freudenthal das Geschichtsbuch des Jason von Cyrene, aus dem auch das zweite Makkabäerbuch ausgezogen ist, erkannt und mit vielem Scharfsinn eine theilweise Restitution der Jason'schen Schrift versucht. Die Abfassungszeit der Predigt setzt er in die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts, noch vor der Zerstörung des Tempels. Der Verfasser ist nicht der Geschichtsschreiber Flavius Josephus, wie schon Hugo Grotius überzeugend nachgewiesen hat, sondern ein Unbekannter, „ein Jude voll Stolz und Glauben, aber zugleich ein Grieche voll Schönheitsinn und Formalent, der freieste Anhänger der jüdischen Religion und zugleich ein gelehrter Schüler griechischer Philosophie und Rhetorik“. Die Predigt ist wahrscheinlich in einer Synagoge hellenistischer Juden außerhalb Palästina's an einem der acht Tage des Weibefestes gehalten worden, und der Redner deutet an, daß sie nicht die einzige sei, die er gehalten.

Um den Text der Schrift, welcher von Abschreibern und Interpolatoren vielfach gelitten, hat sich Hr. F., unterstützt von einem reichen kritischen Apparat, ein nicht geringes Verdienst erworben. Einem künftigen Herausgeber wird es nach solcher Vorarbeit leicht werden, die Schrift in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, von welcher es am Schluß unserer Abhandlung heist, daß sie ein in ihrer Art ganz einziges Erzeugniß ist jener wunderbaren Vereinigung jüdischen und griechischen Wesens, welche noch unserer Zeit einen großen Theil ihrer Bildungselemente liefert; ein neues Glied in jener Kette, welche das Christenthum des ersten Jahrhunderts an das griechisch sprechende Judenthum unlöslich bindet; die werthvollste unter jenen Trümmern, die uns von den Erzeugnissen der einst so fruchtbaren jüdisch-griechischen Rangelbereitschaft gerettet sind; endlich ein Geistesprodukt, das uns einen Einblick in die viel weiter strebende und weiter schauende religionsphilosophische Thätigkeit der jüdischen Hellenisten gewährt, als man annehmen gewohnt war. G. M.

Orient.

Ein altarabischer Dichter in deutschem Gewande.*)

Einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Kenntniß der altarabischen Dichtung hat der junge Arabist uns in diesem Werkchen geliefert. Von einer schönen Mythie getragen, machten neben alte arabische Gedichte, die sogenannten Muallakat oder Mudenabat

*) Die Flavius Josephus beigelegte Schrift „Ueber die Herrschaft des Verstandes“ IV. Makkabäerbuch, eine Predigt aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, untersucht von Dr. J. Freudenthal. Breslau, Verh. v. G. (W. Friedrich), 1869.

*) Die Gedichte des Alkama al Fahl mit Anmerkungen herausgegeben von Albert Socin, Dr. phil. Leipzig, Vogel, 1867.

ihren Siegeszug durch die arabische Kulturwelt und waren sie auch schon seit lange in der deutschen Literatur bekannt. Auf den Märkten hätten, so heißt es, nach Beendigung der Gesänge auch die Dichter der Stämme im Wettlang gerungen und wären die Sieger, welche von allen Stämmen als die besten anerkannt wurden, in Gold geschrieben an dem Heiligtum aufgehängt worden. Deshalb heißen sie die Aufgehängten oder Berggoldenen. Köhlde hat freilich nachgewiesen, daß dies Märchen erst im 3. und 4. sec. der Hucht wirklich nachweisbar wäre. Aber wie dem auch sei, so viel geht aus demselben hervor, daß die sieben alten Gedichte sich einer besonderen Anerkennung in der arabischen Kulturwelt erfreuten, die auch durch den verderbten Geschmack der späteren Zeit, welche die anderen Gedichte als in ihrem Sinn viel feiner und lieblicher darstellten, nicht vermischt werden konnte. Aber selbst die Namen jener sieben alten Sänger, gewöhnlich: Amrulkais, Tarafa, Zohair, Lebid, Amr, Kolthum, Antara, Harith, stecken und ist in den Handschriften öfter ein anderer an die Stelle eines derselben gesetzt. — Als ein solcher zu ihrer Zahl gerechneter erscheint in der Gothaer Handschrift, welche die übrigen Gedichte der Muallakat-Dichter enthält, auch Alkama aus der zweiten Hälfte des VI. sec. n. Chr.: Alkama ist ein Bild des „rauhem Reden“, wie Rückert die alten Sänger nennt, ein echter Beduine den allem Schlag. Die innige Blut der Liebe und der Feuermuth des Kriegers, das feste Ringen mit der Wüste und die echte Treue für den Freund und Gastfreund, alle Phasen des alten arabischen Lebens sind in ihm vereint. So beginnt er in der ersten Kasse, welche Dieterici in Mutanabbi und Seifuddaulah 1847 metrisch übersezt hat, von seiner Liebe zur Wellah; dann schildert er die Gefahren seiner Reise, beschreibt in schönen Bildern sein Reithier und giebt die Schilderung einer früheren Schlacht und beginnt endlich um das Leben seines Bruders bei dem Sieger zu bitten. Ein Bild des Wüstenlebens wird hier wie in einem lebendigen Panorama an das andere gereiht.

Nach mehr zeigt sich die echt semitische Poesie in den Bildern des zweiten Gedichts. Denn wieder stimmt er an den Klang der Liebe, um darauf die Kraft und Ausdauer seines Dromedars zu schildern; seine Stute wird dann mit der Strauhin verglichen und es folgt das Bild des Raben. Wie treu wird ein jedes dieser Thiere in seinem Thun und Treiben vorgeführt; der Beduine leiste ja mit dem Gehirne der Wüste in Kameradschaft; das Leben derselben giebt ihm das Bild her, sein eigenes Leben zu schildern. — Das war das Wesen der arabischen alten Dichtung und dieser Gang der arabischen Wüstenbildung blieb Schema und Norm für alle späteren Gedichte. Die späteren Dichter, welche am Thron des Chalfen in aller Ueppigkeit des Lebens den Großen schmiedeten, mußten, wenn er sang, es darstellen, wie er mit zwei Freunden in die Wüste kam, die Trümmerstätten von dem Vager der Geliebten fand, dieselben fragte, wo jene hingezogen, und da die Stätte nicht antwortete, sie des Geizes beschuldigen; dann geht auch er über zur Schilderung der Gefahren auf der Reise u. s. f. Er befragt Dinge, die er nie gekannt und wird deshalb unnatürlich und in seinen Bildern überladen. Ja, wenn man es recht ansieht, so gewinnen auch die späteren Dichter, wie Mutanabbi, nur dadurch, daß sie wieder dem Wüstenleben sich nähern, mehr Kraft und Schwung. So ist die arabische Dichtung eine kräftige Wüstenblume, die alle Spuren ihrer Heimat an sich trägt, oft rauh und schlicht,

aber doch in ihrer Naturkraft schön. Gerade die älteren Dichter sind somit sowohl für das Kulturleben, als die Sprache für die orientalische Philologie von besonderer Wichtigkeit. Die Arbeit des Herrn Dr. Socin giebt uns ein Zeugniß für sein reines philologisches Studium und tüchtige Kenntniß der Sprache. Obwohl die Gedichte ohne Commentar und nur mit Randbemerkungen versehen sind, auch der kritische Apparat nur gering war, hat er uns einen genauen Text konstituiert. Seine Uebersetzung ist philologisch genau, nicht dichterisch frei, und geben die Bemerkungen Beweis großer Belesenheit. Er ist ein Jünger der Gleitschule und beweist, daß der Geist eines der Zeit nach Deutschland übergesiedelt ist, hier feste Wurzeln geißelt hat und schöne Früchte treibt.

Kleine literarische Revue.

— **Virchow, über Hospitalier und Lazarette.** Vor einiger Zeit hielt Prof. Virchow über diesen Gegenstand im Verein des Handwerkervereins einen Vortrag, der jetzt in der Sammlung wissenschaftlicher Vorträge des Virchow und Folgendes veröffentlicht worden ist. Die Anforderungen, welche die moderne Sanitätspflege an gute Heilanstalten stellen muß, sind nur in großen Zügen angedeutet: „Vor Allem gute und gesunde Luft! Sodann gutes und reichliches Wasser und gute Nahrungsmittel! Das hilft in vielen Fällen mehr, als die ärztliche Kunst; oder genauer gesagt: die ärztliche Kunst hilft in vielen Fällen darin, Luft, Wasser und Nahrung in genügender Beschaffenheit zu besorgen. Endlich vergessen wir nicht, Ärzten tüchtige Krankenpfleger und Pflegerinnen an die Hand zu geben, denn diese sind die eigentlichen Soldaten der Sanitätspflege.“

Der Schwerpunkt der kleinen Schrift liegt in der historischen Skizze von der Entstehung und der Entwicklung der Hospital- und der Meisterhaft des Forschers ist Ursprung und Fortschritt des Hospitalwesens in wenigen Strichen geschildert, und der Meisterhaft des Künstlers sind die wichtigsten Züge allgemeinen Bildes an die örtlichen Berliner Baudentenknäpfe, welche als Ueberreste der beglückten Entwicklung Großen noch vorhanden sind. Charakteristisch für die Zeit des Bildes des klaren, bedeutenden Mannes, für seine Reiz bei seinen so vielfältigen Geschäften ein jedes wohl geplant und ganz zu beginnen und zu vollenden, sind einige Sätze der Einleitung des Vortrages, mit welchen wir die Angelegenheiten kleinen Schrift schließen.

„Mitten durch die politische Geschichte der Völker, in durch die leidenschaftlichen Kämpfe der Nationalitäten und Parteien geht auf mancherlei Bahnen die Kulturgeschichte der Menschheit. Es sind nicht bloß die Großen, welche arbeiten; jeder Einzelne hat seinen Antheil daran, der ein Mann, der des Tages Laften im Dienst der Gesellschaft wie die stille Hausfrau, welche ein neues Geschlecht für kommende Zeit herzubilden hilft. Ihrer Aller Arbeit schließlich mit einem einzigen Maßstabe gemessen; sie mit urtheilt nach dem Werthe, den sie für die Herausbildung rein Menschlichen, für die Befreiung des Einzelnen von Hindernissen seiner Umgebungen, von den Fesseln seiner eig-

*) Vgl. die Vorrede von Dieterici's Ausgabe des Mutanabbi mit dem Commentar von al Wahidi, Berlin, 1861.

Schwachheit hat. Fragen wir bei jeder Erscheinung der Geschichte, welche Bedeutung sie hat für die Humanität, für die Freiheit, für die Vervollkommenheit der Menschen, so werden wir bei ruhiger Erwägung den sicheren Standpunkt des Urtheils für sie finden."

Dr. D.

— Der Arische Ursprung der Schlachdenwälle in der Kauffh. Referat in der Oberlausitz sich findenden uralten Schlachdenwälle, welche mit den sogenannten „Glasburgen“ in Schottland und mit den in Frankreich aufgefundenen „forts vitrés“ auffallende Ähnlichkeit haben, giebt Herr Pastor K. Z. L. Haupt im „Neuen Kauffhischen Magazin“ einige für die vergleichende Mythologie nicht uninteressante Nachrichten. Herr Haupt sucht nämlich nachzuweisen, daß die drei Schlachdenwälle der Oberlausitz (der Ebbauer Berg, der Stromberg und der Rothstein), ebenso wie ein ähnlicher Wall bei Butowen in Pommern und die vergräbten Wälle in Schottland und Frankreich, Heerdienst-Altäre gewesen und wahrlich von einem und demselben Arischen Volk errichtet worden seien. Äußere und innere Momente sind es, die Herr Haupt für diesen Nachweis anführt: zunächst die Lage der gedachten Wälle und ihre durch die Gluthen herbeigeführte eigenthümliche Veranschaulichung und sodann die Volksgläuben, die sich noch jetzt an diese heidnischen Denkmäler knüpfen. Es waren die auf der Ostseite der Höhenzüge gelegenen Steinwälle in erster Linie Tempel, d. h. Altäre, demnach aber auch wahrscheinlich Gerichte. (Ding-)stätten und in kriegerischen Zeiten befestigte Plätze. „Das arische Volk, welches diese Wälle baute, bedurfte, um seine Götter nach heidnischer Weise zu verehren, der Berge, der Steine und des Feuers. Seine Religion war ein Eichtkultus, sein Glaube war mit den einfachen, kindlichen und erhabenen Vorstellungen der älteren Veda's auf das Innigste verwandt.“

— J. Domke's nautische und astronomische Tafeln.“ Von der wachsenden Ausdehnung der deutschen Seeschifffahrt und Navigationskunde giebt das vorliegende, seit dem J. 1852 bereits in fünfter Auflage erscheinende Nachschlagebuch, das eine wesentliche Ergänzung des ebenfalls bereits in drei Auflagen erschienenen Albrecht-Vierow'schen „Lehrbuchs der Navigation“ bildet, einen erhellenden Beweis. Die vorliegenden Tafeln gewähren für den Schüler den Vortheil, in einer einzigen Sammlung alles das Material gesammelt zu besitzen, welches bisher in verschiedenen ausländischen Werken (Nautical Almanac, Catalogue of Stars, Nautische und astronomische tabeller etc.) aufgeführt werden mußte, und auch in diesen nicht überall und nicht immer in einer, für den Gebrauch bequemen Form gefunden werden konnte. Aber auch außerhalb der Schulen dürfte es deutschen Seefahrern willkommen sein, der Nothwendigkeit überhoben zu werden, jene fremden und zum Theil kostspieligen Werke zum praktischen Gebrauch anzuschaffen. Die neue Auflage ist vom Verf. in ihren astronomischen Zeitbestimmungen bis zum J. 1870 ergänzt und mit den neuesten zuverlässigen Nachrichten

aus den betreffenden Gebieten ausgestattet. Auf den Druck und die Korrektur der Tabellen ist die äußerste Sorgfalt verwandt; man hat dadurch das Einschleichen von Fehlern verhütet, welche bei Zahlenwerken so schwer zu vermeiden, und die um so gefährlicher sind, wenn die in den Tafeln gefundenen Zahlen Berechnungen zu Grunde gelegt werden sollen, welche für den Seemann von der unmittelbaren praktischen Bedeutung sind.

— Ein Stammbuch der Verrückten. „Deutsches Heerd-Buch.“ nennt sich dies Unternehmen, welches, herausgegeben von zwei hervorragenden Autoritäten auf dem Gebiete der landwirthsch. Literatur, Direktor H. Settegast und Oekonomie-Commisarius A. Krodter, bezweckt, ein genau und gewissenhaft geführtes Verzeichniß von einzelnen Individuen und Züchtern edler Hausthiere Deutschlands zu führen. Die Wichtigkeit einer solchen fortlaufenden Liste, dem Laien wohl kaum begreiflich, wird jedem gebildeten Landwirth, Viehzüchter, selbst dem Volkswirthschaftler, zuweilen sogar dem Historiker, Statistiker u. s. w. zweifellos in die Augen springend erscheinen und den letzteren bei ihren Arbeiten vielfach zu statten kommen. Ihr Hauptzweck liegt jedoch in der Beförderung und Hebung edler Viehzucht. Wenn wir es an, daß diese schwierige Arbeit von den Herausgebern, nach emsigster und sorgfältigster Sammlung, Prüfung und Sichtung des reichen Materials in der sachgemähesten Weise und zugleich so geordnet worden, daß die in unbestimmten Zeiträumen einander folgenden Bände einen klaren Zusammenhang und fortgesetzte Orientierung ermöglichen; aller Hülfe und alle Reklame ist in lebenswerther Weise ausgeschlossen. Ein Blick in den vorliegenden Band, dessen korrekter Inhalt in leichtester Uebersichtlichkeit geordnet, mit allen nothwendigen Registern versehen, Züchter, Zuchtart u. s. w. nachweist, wird jeden Gebildeten die Wichtigkeit des Unternehmens leicht erkennen lassen. In Betreff des Namens ist zu bemerken, daß derselbe dem englischen „Herd-Book“ nachgebildet ist. England besitzt ein solches Unternehmen bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts. Von dem englischen Herd-Book erschien 1868 der 17. Band, welcher u. a. über 25,000 Bullen und gegen 30,000 Kühe der edlen Shorthorn-Rasse anführt. In Frankreich besteht eine solche Liste, wenn wir nicht irren, seit einem Jahrhundert und eben so lange etwa in Amerika. Der deutsche Name soll also: „Buch der Heerden“ heißen und schließlich sich nur der auch bei uns schon geläufig gewordenen englischen Bezeichnung „Herd-Book“ an. Vier treffliche Lithographien zeigen eine Anzahl der ausgezeichnetsten Glieder aus dem in Deutschland eingeborenen Adel dieser Art.

R.

— „Erdewelt“, von B. Westrich.“ Die Gessinnung, von der dieses kleine Buch einer hochgestellten Dame (Gräfin E.), die unter dem Namen B. Westrich schreibt, Zeugniß giebt, ist eine moralisch durchaus gesunde und tüchtige. Der Richtung gegenüber, die, von George Sand in's Leben gerufen, das zwingende Recht der Leidenschaft gegenüber den bestehenden Gesetzen mit allen Mitteln eines glänzenden Talentes zu verletzen unternahm, thut es noth, zu betonen, wie diese Gesetze, wenn auch ein Zwang, doch meist ein heilsamer Zwang sind, zu zeigen, wie, die Heiligkeit eines gegebenen Wortes gegen die eigene

*) und daraus besonders abgedruckt unter dem Titel: „Die Oberlausitzischen Schlachdenwälle, eine archäologische Studie.“

**) Nautische, astronomische und logarithmische Tafeln, nebst Erklärung und Gebrauchsanweisung, für die 1. preussischen Navigationschulen bearbeitet von J. Domke, 1. Navigationslehrer. Herausgegeben im Auftrag des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. 5. Auflage. (25 Bog. 8r.-8.) Berlin, Geh. Ober-Postbuchdrucker (K. v. Deder), 1869.

*) Berlin, Wiegandt und Hempel.

**) Zwei Theile. Leipzig, G. Z. A. Meißner, 1868.

Neigung aufrecht erhalten zu haben, schließlich tiefere Befriedigung gewährt, als jenen verlockenden Stimmen blindlings zu folgen. Dies ungefähr ist die Tendenz der kleinen Erzählung, die sich „Gedwölz“ nennt, ohne daß wir zwischen diesem Titel und ihrem Inhalt, oder zu der vortrefflichen Erzählung Berthold Auerbach's, die denselben Titel hat, irgend eine Beziehung zu finden wüßten.

Literarischer Sprechsaal.

Der in unserer literarischen Revue besprochene Vortrag des Herrn Professor Virchow über Hospitaler und Lazarette hat gleichzeitig eine literarische Polemik hervorgerufen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Lange bereits war es in der Presse ein Gegenstand der Kontroverse, daß der geistvolle demokratische Gelehrte noch in Vorurtheilen gegen die Juden befangen sei, wie nur irgend einer seiner aristokratischen, hinterkommener Bandelente sie hegen und pflegen könne, und daß er diese Vorurtheile namentlich bei der Ausübung seiner Ämter in der von ihm geleiteten Universitätsklinik in sehr persönlicher Weise an den Tag lege. Herr Virchow hat sich dagegen zu verwehren gesucht, ohne jedoch in den Augen Unbefangener den Vorwurf politischer Inconsequenz, der ihm von medizinischen Stimmen gemacht worden war, vollständig zu widerlegen. Gegen seinen Vortrag „über Hospitaler und Lazarette“ ist nun kein medizinischer, sondern ein Fachgelehrter der jüdischen Geschichte und Alterthumswissenschaft, Herr Dr. D. Cassel, in die Schranken getreten^{*)}, und zwar zunächst gegen die in der Schrift des Herrn Virchow aufgestellte Behauptung: „Historisch ist es, daß die Juden, so lange sie einen Staat bildeten, keine Hospitaler gehabt haben, weder für sich, noch weniger für Fremde, und daß sie auch in ihrer Zerstreuung einen bestimmten Einfluß auf die Gestaltung der Krankenpflege niemals gehabt haben.“ — Der Verfasser der Gegenschrift widerlegt diese und andere Äußerungen Virchow's in Bezug auf die humanen Einrichtungen und die Kulturzustände der Juden zum Theil durch Beweisstellen aus den mosaischen Urkunden und den historischen Berichten des Alten Testaments und zum Theil durch Hinweisung auf bekannte Erscheinungen und Institutionen in den jüdischen Gemeinden der neueren Zeit.

Herr Cassel beruft sich dabei hauptsächlich auf die Geschichte der jüdischen Gemeinde Berlin, welcher noch viele andere Beispiele aus älteren jüdischen Gemeinden beigelegt werden können. So ist z. B. zu Hamburg bereits im J. 1596 von Rodrigo a Castro, einem jüdischen Arzt von portugiesischer Abkunft, ein Tractatus brevis de natura pestis quae hoc anno 1596 Hamבורgensem civitatem affligit etc., dem Hamburger Senat gewidmet, im Druck erschienen, woraus auf den Einfluß der in der Zerstreuung lebenden Juden auf die Gestaltung der Krankenpflege sehr wohl ein Schluß gezogen werden kann.

Es ist gegen die Beweisführungen des Herrn Cassel unmöglich, etwas einzuwenden, und man muß ihm daher beistimmen, wenn er sagt, daß sich der berühmte Mediziner bei seinen mosaisch-talmudischen Excursionen auf ein Gebiet begeben, welches ihm völlig fremd sei, und daß er Behauptungen aufgestellt habe, die man von einem sonst so gründlichen und scharfsinnigen Gelehrten nicht hätte erwarten sollen.

S. 2.

Von der angekündigten „Zeitschrift für Ethnologie“, herausgegeben von H. Bastian und R. Hartmann, ist das erste Heft schon ausgegeben worden.^{*)} Es schließt sich die Zeitschrift dem wissenschaftlichen Gedanken: durch Vergleichung der menschheitlichen Elemente Einblicke in das einheitliche System der geistigen und der physischen Menschheit zu gewinnen, einem Streben, dem zuerst in der trefflichen Zeitschrift für Völkerpsychologie, von Lazarus und Steinthal, Ausdruck gegeben wurde, ergänzend an, indem, während diese die psychologisch-philosophisch-linguistische Seite in den Vordergrund stellt und das psychologisch-ethnologisch-historische Moment mehr als bestätigendes Zeugniß ihrer Untersuchungen behandelt, die neue Zeitschrift das gerade umgekehrte Verfahren beobachtet.

Die „Lehre vom Menschen in seinen Beziehungen zur Natur und zur Gesellschaft“ haben sich beide Zeitschriften als Aufgabe gestellt, ohne jedoch daß die Eine die Andere überflüssig macht, vielmehr werden beide zusammen erst eine vollständige Uebersicht des reichen, fast unermeßlichen Gebietes uns möglich machen. Das vorliegende Heft beginnt mit einer Abhandlung über „das natürliche System in der Ethnologie“, von H. Bastian, worin die Mangelhaftigkeit der bisherigen Systeme, die Menschheit entweder nach craniologischen oder nach philologischen Untertheilungen einzutheilen, dargelegt, und nicht nur neben dem Studium der physischen und linguistischen, sondern auch das Studium der geographisch-klimatologischen Momente des Völkerebens als das notwendigste Kriterium einer wissenschaftlichen Systematisierung der Menschheit nachgewiesen wird. Was der eine Herausgeber hier theoretisch begründet, sucht der andere, Herr R. Hartmann, an einem praktischen Beispiel zu erhärten, indem er in der Abhandlung: „Untersuchungen über die Verhältnisse Nordost-Afrikas“, deren erster Theil vorläufig hier gegeben ist, an den alten Aegyptern auf die Ähnlichkeit aller bloß craniologischen oder linguistischen Vergleiche mit der Mumienköpfe, resp. der Hieroglyphen-Sprache mit solchen oder ähnlichen Schädeln, resp. Sprach-Bildungen hinweist. Es sind überall anziehende Bemerkungen, die der Verfasser bei dieser Gelegenheit über nordafrikanische und asiatische Kulturverhältnisse, über das Alter der ägyptischen Geschichte, die Semiten und Hamiten macht. Beide Herausgeber reihen sich dann an diese Betrachtungen über die Eintheilung der Menschheit nach Craniologie und verwandte Gebiete der Zoologie, indem Herr Bastian das „Thier in seiner morphologischen Bedeutung“ bespricht und Herr Hartmann „Studien zur Geschichte der Säugethiere“ liefert. Die Thiere haben nicht bloß zum sozialen und häuslichen Leben der Menschen, sondern auch zu ihren Gedanken und Phantasien über das Kosmische und Uebernatürliche die mannigfaltigsten Beziehungen, und durch die Beobachtung und Vergleichung des Verhaltens der Menschenthierchen zu den Thieren wird auch die wissenschaftliche Erkenntniß des Völkerebens sich bereichern lassen. Es folgen demnach kleinere Aufsätze über „Grabschädeln zu Nipa-Nipa (Philippinen)“ und „die Riesenmündiger der Westküste“, Miscellen und Buch-Receptionen. Auch zwei vergleichende Kunstbeilagen sind beigefügt: die Eine Frauen aus Formosa und die Andere Kameen in Aegypten darstellend, wobei die Herausgeber an die Hieroglyphen aller Nationen die Aufforderung richten, sich mit ihrem beabsichtigten Herstellen einer Massen-Galerie in Verbindung zu setzen.

S. 2.

^{*)} Offener Brief eines Juden an Herrn Professor Dr. Virchow, von Dr. D. Cassel. Berlin, Louis Gerschel, 1869.

^{*)} Berlin, Wigand und Hempel. Preis für den Jahrgang 6 Hefen zu 6 Bogen gr. 8. 5 Thlr.

Es liegt eine neue französische Frauenzeitung, ein *Journal des Femmes* vor, das in Genf von Frau Marie Hegg redigirt und in Paris von einem Frauenverein, an dessen Spitze Herr A. Bouyon steht, herausgegeben wird. Drei Aufgaben hat sich die Redaction, wie sie in ihrem Programme ist, gestellt: wissenschaftliche Bildung unter den Frauen zu streuen, die soziale, bürgerliche und politische Stellung der Frauen zu verbessern und endlich ihrem Einflusse in der Familie, der Mütter und Erzieherinnen, eine gegenwärtige Wirksamkeit zu verleihen. In Frankreich haben die Herren Jules Simon, Louis Favre, Ernest Legouvé, Louis Blanc, Alfred Sisland, Emile de Girardin, Horn und andere bekannte, wissenschaftliche und volkswirtschaftliche Schriftsteller, nach dem Vorgange Stuart Mill's, Gladstone's, Bright's, Macmillan's u. A. in England, und im Gegensaße zu dem bekannten, rechtsbaberischen Doctrinarismus der „volkswirtschaftlichen Gesellschaft“ in Berlin, ihre volle Zustimmung zu den Lehren gegeben, die den denkenden, vorwärts strebenden Frauen zu erkennen gegeben.

In den Vereinigten Staaten haben sich zwei Frauen, Stanton und Miss Susanne Anthony in Newyork, die Spitze der Bewegung gestellt. Seit dem 1. Januar 1863 führt dort eine Frauenzeitschrift unter dem Titel „The Revue“, mit folgenden Wortsprüchen: „Rechtsgrundsätze und politische Willkür! Gerechtigkeit und nicht Gunst! Den Frauen ihr Recht und nichts darüber! Den Frauen ihr Recht und nichts darüber!“ Bereits zählt die „Equal Rights Association“, deren Präsidentin Mrs. Stanton ist, weibliche Mitglieder in allen Staaten der Union.

In Italien hat Signora Gualberta Beccari in Mailand im vorigen Jahr ein Journal zur Erörterung der Frauenfrage unter dem Titel „La Donna“ gegründet, und selbst die Herausgeberin. Seit Kurzem ein Blatt mit ähnlicher Tendenz, welches „A voz feminina“ heißt, und von Senhora Antónia de Affonso Martinez Wood redigirt wird.

In St. Petersburg ist dem Unterrichtsminister, Herrn Schadow, eine von 150 Damen unterzeichnete Petition überreicht worden, worin um die Errichtung einer Frauen-Universität gebittet wird. Der Minister soll in Folge dieser Eingabe veranlassen, für weibliche Studierende besondere Vorlesungsbücher, der Philologie und der Naturwissenschaft bei der Universität von St. Petersburg herstellen zu lassen.

Eine Gesellschaft von etwa fünfzig Musikern und Musikliebhabern hat sich zusammengethan zum Behufe der Förderung des Gebiets alterer Musik, und gleichzeitig mit der Herausgabe von „Monatsheften für Musik-Geschichte“ begonnen, welche den Zweck haben, Biographien aller, namentlich deutscher Tonkünstler zu bringen, alle Manuscripte abdrucken zu lassen, seltene Druckwerke zu beschreiben und sonstige bibliographische Arbeiten aus dem Bereich der alten Tonkünstler zu beschleunigen. Herr Robert Citzner, ein achtungswerther deutscher Musiker, ist der Redacteur dieser Blätter und erfreut sich der Theilnahme genannter Forscher alterer Musik, wie Bellerophon, Gervander, Espagne, Lucius, Rebling, Rust, Tappert, u. A. — So würdig und ernst das ganze Unternehmen angeordnet ist, so können wir dennoch einen bescheidenen Zweifel an seiner Nachhaltigkeit nicht unterdrücken. Als der Choral

Omne mit der öffentlichen Bibliothek von Alexandrien verzechnen Tage lang die städtischen Bäder heizen ließ und den Koran als einziges nützliches Buch an die Spitze der Civilisation stellte, gingen bekanntlich alle sorgfältig und vollständig gesammelten Schätze des klassischen Alterthums semitischer, griechischer und lateinischer Sprache zu Grunde. Ein großer Gelehrter äußerte einst über die Zeremonien der Philologen um dieses Unglück, daß in Alexandrien nichts verloren gegangen sei. Was für die späteren Jahrtausende von Werth war, was den Stempel der Ewigkeit trage, sei erhalten geblieben, und was uns geblieben, sei gerade genug, da auch nicht eine einzige große Idee verloren gegangen sei. Den Anschauungen dieses Gelehrten möchten wir uns für die hinter uns liegende Musik-Literatur anschließen. Die Musik ist eine verhältnismäßig junge Kunst und ihre Literatur vier bis fünf Jahrhunderte alt. Verloren ist wohl wenig, zurückgelegt sehr viel. Der bisherige Notenbruch war eine fast an die Briefdruckerei, höchstens an das Incunabel-Weien erinnernde Art der Vervielfältigung. Erst in unseren Tagen beginnt man einen wirksamen, zur Verbreitung geeigneten Notenbruch. Gleichwohl hat sich die ganze Literatur des alten Volkskirchenliedes und des Choral's aus dem XV. und XVI. Jahrhundert unverfehrt erhalten. Palästina, Cotti, Marcello, Pergolesi von den alten Italiänern, Edart, Schröder von den Deutschen sind unvergessen. Sollte hierin nicht schon ein empirischer Nachweis liegen, daß sich das Gute ohnehin erhält, und daß das Zurückgelegte der Erinnerung nicht werth war? Dazu kommt, daß gerade diese Kunst bisher in aufsteigender Linie ging, und daß, was vor dem Beginn der großen klassischen Epoche vom Schluss des XVII. Jahrhunderts bis in unsere Tage liegt, meist nur das Interesse der Vorläufer, gleichsam ein ägnetisches Interesse in Anspruch nehmen kann. — Indessen den Versuch heben wir willkommen, und öffnen er uns auch nur eine Silberader in den verlassenen Schächten, so war es werth, ihn anzustellen.

Wir haben bereits früher Gelegenheit genommen, in diesen Blättern einen humoristisch-pädagogischen Roman zu besprechen, den Frau Jeanne Marie von Gayette Georges unter dem Titel „Maximus Casus, der Oberlehrer von Drantenheim“ veröffentlicht hat. Gleichsam als Nachtrag zu demselben ist jetzt in demselben Verlage ein Heftchen unter dem originellen Titel „Die Nebelscheuche“ erschienen: eine Sammlung satirischer Aussprüche und Bemerkungen, welche ebenfalls dem Maximus Casus in den Mund gelegt werden. Alle diese Aussprüche behandeln die verschiedensten Verhältnisse und Zustände der Gegenwart, wie auch namentlich die Bestrebungen der Neuzeit, und kritisieren sie mit kurzen treffenden Worten, zuweilen mit vernichtender Schärfe. Das Buch enthält schwerwiegende Wahrheiten, hält einen Spiegel vor, in den zu blicken Allen unter uns sehr heilsam sein könnte, und wir haben nur zu bedauern, daß die Verfasserin sich zuweilen zu einer Bitterkeit fortziehen läßt, welche ihren Lehren etwas von ihrer Objectivität raubt und sie, indem sie zu subjektiv erscheinen, gewissermaßen abtupft. Etwas mehr Humor und etwas weniger Satire, und die „Nebelscheuche“, die, wie es scheint, fortgesetzt werden soll, würde anziehender für die Leser sein.

*) Berlin, Ulrich Brandt, 1869.

Complet erschienen in unserer Bibliothek der deutschen Nationalliteratur:

Goethes Werke.

Kritische Textrevision von Heinr. Karz.

12 schöne Octavbände, geheftet 7 Thlr. 10 Sgr. — gebunden 9 Thlr.

Bibliographisches Institut in Hildburghausen. (75)

Bei F. Tempky in Prag ist soeben erschienen:

Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten

von
Paul Josef Safarik.

Zweiter Abdruck.

gr. 8. geheftet 34 Bogen. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Auflage dieses für die Slavische Sprache so wichtigen Werkes erschien vor mehr als 40 Jahren. Seitdem hat die slavische Literatur eine viel höhere Bedeutung erlangt, ohne dass ein Werk erschienen wäre, welches als Ersatz für das obige, längst vergriffene und selten gewordene hätte dienen können. Der Sohn des Herrn Verfassers entschloss sich daher eine neue Auflage zu veranstalten, die wohl für den ganzen Westen und Norden als ein neues Werk angesehen werden kann, da die erste Auflage beinahe ausschließlich in Croatien und Süd-Ungarn abgesetzt wurde. Wer sich mit slavischen Sprachen beschäftigt, wird dieses Buch kaum entbehren können, da stets darauf zurückgegangen werden muss. (76)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Wiel (Dr. C.), Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Ein Vortrag. 1869. Vellonpapier. 8. geb. 5 Sgr. (77)

Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harwitz und Gohmann) in Berlin.

Verlag von Quandt u. Händel in Leipzig.

Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. Von Friedr. Kapp. Erster Band: Die Deutschen im Staate New-York bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Preis 1½ Thlr. (78)

Für Freunde der Deutschen in Amerika, und speziell der dortigen deutschen Sänger.

Soeben ist erschienen:

Jahresbericht des Secretariats des Generalvereins Deutscher Niedertranz in New-York. Für Freunde als Manuscript gedruckt von C. Stelger. 25 Seiten. 12mo.

Gratis zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen von

C. Stelger, Verleger und Buchhändler, in New-York.

In Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harwitz und Gohmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsclassen.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schlegel. (82)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Märzheft (Nr. 10—13) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Astronomie. Das Spectroskop und die Beobachtungsgänge. — Spectroskopische Untersuchungen der Sonne. — Vorkommen und Sonnenflecke. — Spectraluntersuchung der November-Sternschnuppen. **Meteorologie.** Gletscher und Karänen des Kaukasus. — Die negative Luftleitfähigkeit. — Die Temperaturabnahme mit der Höhe. **Physik.** Die Vergrößerung der Schallgeschwindigkeit in Köhren. — Die Erscheinungen der chemischen Elektrolyse in Dämpfen. — Die Klebrigkeit der Flüssigkeiten an ihrer Oberfläche. **Chemie.** Der verdichtete Wasserstoff. — Wirkung des elektrischen Funkens auf Erdgas. — Die physikalischen Eigenschaften und die chemische Zusammensetzung. **Kosmos.** Einfluss der Schwerekraft auf die Plattenbildung. — Das Wadestium der Zabrerie. **Geologie.** Bekanntes Vorkommen von Phosphorsäure in Nord-America. — Der Goltstrom. **Mineralogie.** Ueber den Pleuro-Dimorphismus. **Biologie.** Die Fauna in den Tiefen des Golfstroms. — Das Leben in der Meerestiefe. **Technologie.** Die Verwertung der Sodarückstände.

Soeben erschien in unserer Verlage:

Offener Brief eines Juden

an
Herrn Professor Dr. Wichem

von

Dr. D. Cassel. (8)

gr. 8. 5 Sgr.

Louis Wertheimer Verlagsbuchhandlung, Berlin, Wilhelmstraße 86.

Preisverabsetzung statt 1½ Thlr. nur 22½ Sgr.

Elfr. A. Englischer Biederbach aus britischen und amerikanischen Dichtern des 17. Jahrhunderts mit Nachrichten über die Verhältnisse. (Vorige) Aufl. Eleg. geb. 10 Sgr.

Diese geschätzte Anthologie ist nur noch in geringer Anzahl zu diesem so billigen Preis direct oder durch jede Buchhandlung zu beziehen. (8)

Halle a/S.

C. A. Hermann.

Verlag von Wilhelm Voigt in Leipzig

In beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische

Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neueren Sprachen.

Buch u. Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache. 3. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr. The English Echo, Praktische Anleitung Englisch-Sprechen. 5. Aufl. geb. 15 Sgr. **Fischer,** Spanisch. Bilingualer, Grammatik der englischen Sprache. 1. Bd. 1 Thlr. 10 Sgr. 2. Bd. 2 Thlr.

Johnson, Ben, Senjanus, herausg. u. erst von Dr. C. Sachs. 10 Sgr.

Louis, Handbuch der englischen Conjugation (Sponen). 15 Sgr.

Macaulay, A Description of England in 1685 to which are added notes & a map London by Dr. C. Sachs. 15 Sgr.

Barbault, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Sgr.

Gossy-Arkoff, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem neuesten Pariser Dialekt. 2. Aufl. 1 Thlr. — geb. 1½ Thlr. — Colloquium 10 Sgr.

De Castro, das französ. Verb. dessen 8 Verwendungen u. Formen etc. 15 Sgr.

Echo français, Praktische Anleitung zu französisch-Sprechen. 5. Aufl. geb. 15 Sgr.

Fischer, das Verhältniß der französ. Sprache zur lateinischen. 5 Sgr.

Toussellier, Nouvelle conversation française, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit geg. überführender Uebersetzung. geb. 10 Sgr.

Wörter, die gleichlautenden, der französischen Sprache in lehrlicher Ordnung. 74 Sgr.

L'Echo italienne, Praktische Anleitung zu italienisch-Sprechen. 4. Aufl. geb. 20 Sgr.

Echo de Madrid, Praktische Anleitung zu spanisch-Sprechen. 2. Aufl. 1 Thlr. — geb. 1½ Thlr.

Frank, Diccionario mercantil en español y alemán, Spanisch-Deutsches mercantiles Wörterbuch. 20 Sgr. (8)

Magazin für die Literatur des Auslandes

Beziehungen nehmen alle Buchhandlungen und Verleger in den 3n- und Ausländern an, in Berlin an die Verlagsbuchhandlung.

Zu denjenigen, die Briefe nach France durch die Post an die Redaction (Postfachnummer 11) zu senden, sind Buchhändler beauftragt, an die Buchhandlung zu richten.

Anzeigen werden die ständige Stelle mit 5 Sgr. bezahlt. Verantwortl. Redactur: Julius Schlegel in Berlin.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schlegel (Harwitz und Gohmann) in Berlin. Wilhelmstraße 86. Druck von Edward Basse in Berlin. Preis: 1 Thlr.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.

Berlin, den 24. April 1869.

[N^o 17.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Talvj's Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. 241. — Ueber vergleichende Mythologie. II. Der germanische Krieg und die Odipus-Sage. 242. — Zur Literatur des biblischen Kindergartens. 243. — *Münch.* Prager Deutsche Briefe. I. 245. — *Münch.* Gedenkfeier in Sage und Dichtung. 246. — *Münch.* Eine französische Beurteilung Klopstocks. 248. — *Münch.* Die Tochter der Alhambra. 249. — *Münch.* Dem. Almer: Römische Schilberzeuge. 250. — *Münch.* Literarische Revue. Brachet's historische Grammatik. 250. — *Köln.* Romanische in Deutschland. 250. — *Köln.* Rabbiner Sprachschau. 251. — *Köln.* Literarischer Sprechsaal. Anknüpfen des Norddeutschen Bundes. 251. — Die Prinz Albert-Galle für Kunst und Wissenschaft. 251. — Die St. Petersburger Zeitung gegen Richard Wagner. 252. — Die Naturalisten der baltischen Provinzen. 252. — Pottentifikation. 252.

Deutschland und das Ausland.

Talvj's Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert.*)

Der Altmeister Göthe, welcher bekanntlich in seinen letzten Lebensjahren sehr wenig zugänglich war und von dem Beachtenden zu haben, schon deshalb als ein Zeichen außerordentlicher Begabung gelten darf, lenkte im Jahre 1829 die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf eine junge, vielversprechende Schriftstellerin, welche sich durch eine höchst gelungene Mischung selbstlicher Vorträge dem Dichterkönig empfohlen und von diesem nun in ehrenvollster Weise in die Literatur eingeführt ward. Es war dies Theresie Amalie Luise Jacobs, besser bekannt unter dem von ihr als Schriftstellerin geführten Namen Talvj, die Tochter des Professor Jacobus in Halle und nachheriger Gattin des berühmten deutschen Schriftstellers, Professors Robinson, der durch seine über Palästina einen vollständigen Umriss in der Literatur über jene Gegend der gesonnenen Religionen beigetragen hat.

Talvj, wie wir Frau Robinson bei dem von ihr selbst gewählten Namen nennen wollen, hat während eines Zeitraums von vierzig Jahren gehalten, was sie versprochen; ihre Arbeiten, welche sich dieselben bewegt haben auf dem Gebiete der erzählenden oder beschreibenden Literatur, mögen sie Originale oder Uebersetzungen gewesen sein, das Land ihrer Geburt oder das durch die Wahl ihres Vaters zum zweiten Vaterlande gewählte Amerika zum Gegenstande gehabt haben, trugen stets den Charakter ernstlichen Studiums und jenes Talentes, das, weil es leicht wird, nicht der Versuchung verfällt, es sich leicht machen, sondern in dieser Naturgabe einen ganz besondern Reiz erblickt zum Fleiße und zur Gründlichkeit, „zur Arbeit am Schurzell“, wie Johann Vennard sich so treffend ausgedrückt. Daß eine derartige Thätigkeit nicht Jedermanns Sache ist, namentlich wenig beliebt ist bei den Herren und Heroinnen der heutigen Sensations-Literatur, die ein breites Publikum haben und eine hilfreiche Claque mobil zu machen wissen, ist unzweifelhaft, denen ein Blick hinter die Coulissen zu thun ver-

stattet ist, sehr wohl bekannt; um so mehr erscheint es aber als eine Pflicht aller Blätter, welche die Hebung und Vertiefung auch der belletristischen Literatur als einen wesentlichen Factor für die Bildung und Veredlung der Gesellschaft anerkennen, auf Erscheinungen aufmerksam zu machen, die in diesem Geiste geschrieben sind. Wir begrüßen es deshalb mit Freude und Dankbarkeit, daß Talvj, welche nach dem Tode ihres Vaters nach Deutschland zurückgekehrt ist, gleichsam als Willkommen an die alte, nun wieder neue Heimat ein Buch veröffentlicht, das Alles bezeugt, was wir oben über das Talent der Schriftstellerin und ihre Art zu arbeiten gesagt haben.

Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert hat die Verfasserin das Buch genannt, und obgleich wir im Ganzen keine Freunde derartiger unbestimmter und deshalb selten zu treffender Bezeichnungen sind, so müssen wir doch zugestehen, daß dieselbe hier am Platze ist, da die hier mitgetheilten wunderbaren und erschütternden Schicksale zweier Menschen eben nur möglich und erklärlich sind durch die Zeit, in welcher sie spielen. Der näher bezeichnende Titel des Zeitgemäles heißt „Fünfzehn Jahre“, und zwar sind es fünfzehn Jahre, die nicht nur bedeutungsvoll für die Helten des Buches, sondern inhaltsreich für die Weltgeschichte und namentlich für Deutschland sind. Es ist die Zeit, welche zwischen dem ersten schließlichen und dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges liegt, die Zeit, welche der, in welcher wir jetzt leben, in gewisser Hinsicht analog ist. Damals wie jetzt waren Preußen durch seine plötzliche ungünstige Nachbarenthaltung, seine Siege und Gebietsvergrößerung ringum Reich und Feinde erwachsen, die auf seine Vernichtung sann und es endlich zu einem Kriege drängten, in welchem es Alles an Alles setzte und aus dem es glorieich und seinen civilisirten Ruf für Deutschland bekundend, hervorging. Und steht nicht auch uns noch ein solcher Kampf bevor — ein Kampf, dessen endliches Resultat, so ernst und heftig er auch werden mag, doch nur das einzige, starke, freie Deutschland sein kann?

Doch lassen wir diese Betrachtungen, zu welchen das uns vorliegende Buch allerdings anregt, aber nicht direct auffordert, denn die politische Lage Deutschlands in jener Epoche des achtzehnten Jahrhunderts wird doch im Ganzen nur anekdotenweise berührt und dient mehr als Hintergrund für die Erzählung, welche die Tochter einer schließlichen Grafenfamilie zur Heldin hat, in deren Vaterhaus ein vermurter preussischer Offizier Aufnahme findet, der ihre Liebe gewinnt und ihr Gatte wird. Wenige Monate nach der Vermählung zwingt ein Vergehen gegen die Subordination den jungen Gatten, über dessen Haupt ein Todesurtheil schwebt, zur Flucht. Er entkommt nach Ausland, wird dort vom Herzog Anton Ulrich von Braunschweig freundlich aufgenommen und in Folge dessen von Elisabeth, die sich des Kaiserthrones bemächtigt, nach Sibirien geschickt. Dortbin folgt ihm seine junge Gattin, die, unfähige Schwierigkeiten überwindend, zur Kaiserin gedungen ist und seine Begnadigung erwirkt hat, und sie findet — sein Grab. Um den Beerdigungen einer rätselhaften Stiefmutter zu entgehen und ihrer kleinen Tochter einen Beschützer zu geben, nimmt sie nach Jahren die Bewerbung eines viel ältern schwedischen Grafen an und findet endlich in ihrem Hause in Schweden in dem Erzieher ihres

* Fünfzehn Jahre, ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. Von Talvj, Leipzig, H. A. Brockhaus, 1868.

Söhne zweiter Ehe den todtegeglauften ersten Gatten wieder, der durch die wunderbaren Schicksale von Land zu Land getrieben worden und dessen Briefe durch eine abscheuliche Intrigue der Stiefmutter der sich Blüthe glaubenden jungen Frau unterschlagen waren. Wiederfinden und Trennung ist Eins, denn der erste Gatte opfert sein Leben edelmüthig für den zweiten, welcher in die schwedischen Hängel der Güte und Muthen verwickelt, als Staatsverbrecher angeklagt ist und gefangen genommen werden soll.

So wunderbar die Schicksale des Helden sind, haben sie doch nirgend das Gepräge des Abenteuerlichen oder Gewaltthätigen; die Handlung entwickelt sich vielmehr ganz logisch; die damals in Schweden, Deutschland und Rußland herrschenden Zustände motiviren sie genügend und der Schluß der Erzählung ist ein in ästhetischer wie in sittlicher Hinsicht gleich befriedigender.

Wir möchten jedoch nicht nur die Fabel des Buches skizziren, sondern auch noch mit einigen Worten auf die treffende und bei aller Kürze anschauliche Schilderung der Zeitumstände, wie der Physiognomie der einzelnen Länder hinweisen, ganz besonders aber auch noch die vortreffliche Charakteristik des pietistischen Strafenhauses hervorheben. Hier ist der Pietismus gezeichnet mit allen seinen Schwächen und Auswüchsen, aber auch mit seinen Vorzügen. Die Verfasserin hat gewissenhaft den Ursprung und das Wesen des Pietismus studirt; dadurch ward sie, trotzdem man es ihr sehr wohl anfühlt, daß sie mit ihren Gestaltungen auf einem ganz anderen Standpunkte steht, vor Uebertreibungen bewahrt. Sie giebt ein lebenswahres Bild mit Licht- und Schattenseiten, das einen recht wohlthuenden Gegenßatz bildet zu den Caricaturen einer vielgelesenen Modellschriftstellerin, welche in allen ihren Arbeiten mit einer Consequenz, die sie sonst bei Durchführung ihrer Conceptionen nicht besitzt, den Pietismus als Popanz auftreten läßt, weil sie eben nur die eine Seite desselben kennen gelernt hat und ein gründlicheres Studium bei ihren Arbeiten nicht für nöthig hält.

Möge Taluj es uns vergeben, daß wir dieser Eintagesflege gedacht, wo es sich um eine durch vierzig Jahre bewährte und geschätzte Schriftstellerin handelt. Wir schließen mit dem Wunsche, daß sie noch lange im Vollbesitz ihrer Kräfte bleiben und uns zu ihrem fünfzigjährigen Schriftsteller-Jubiläum noch mit neuen Arbeiten beschenken möge.

3. 5.

Nieder vergleichende Mythologie.

II.

Der trojanische Krieg und die Oedipus-Sage.

In der unten genannten Schrift von Oscar Meyer*) ist mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn versucht worden, den Kampf der Griechen vor Troja als eine der vielen Formen nachzuweisen, unter welchen der Götterkampf sich verhält. Die Beweisführung ist ungefähr folgende: Der Verfasser geht von dem Grundlag aus, daß man den Hauptinhalt der epischen Gedichte auf Mythen zurückzuführen habe, indem sich erst nach und nach aus den mythischen Kern historische Bestandtheile angesammelt hätten. Jedoch spricht für diese Annahme weder das indische, noch das persische, noch das deutsche Epos, und das griechische wird keine exceptionelle Stellung einnehmen.

Wenn der Verf. für die Umwandlung von Göttern in helden die Gestalten des Avesta, den Yima, Thraetaona, Kereš, anführt, deren Namen in den Leben göttliche Wesen bezeichnen so ist zu bemerken, daß die innige Beziehung des Thraetaona zu dem vedischen Trita und Traitaona wohl nicht gelassen werden kann, daß aber schon Kerešappa mit dem sanskritischen Krišappa nicht identisch ist, da der letztere Name gar kein Gott bezeichnen, sondern ein beliebiger Eigenname ist, daß auch Krišānu, den man mit Kerešappa verglichen hat, weder in der Sache noch in der Wortform mit dem letzteren übereinstimmt; so daß aber darf man bei den Wesen des Avesta nicht vergessen, daß ihre Verwandlung von Göttern zu Helden ein ganz besonderen Grund hat. Die persische Religion war eine polytheistische zu einer ethisch-dogmatischen fortgeschritten und der Eine Gott Ormazd wurde an die Spitze der guten Schöpfung gestellt. Die Folge davon war, daß die früher als Götter verehrten Wesen, wie beim Eindringen des Christenthums bei andern Völkern, in Teufel verwandelt wurden, es wenn die Anerkennung ihrer wohlthätigen Natur bestehen blieb sollte, doch keine Götter bleiben konnten, sondern wie bei den Hebräern das Wesen von Patriarchen oder Helden annehmen mußten.

Beim Verharren im Polytheismus lag aber nie ein Grund vor, Götter vollständig in Heroen zu verwandeln, sondern es gekehrt neigen die heidnischen Religionen dazu, Menschen, apothosen, ihnen Züge zu verleihen, welche ursprünglich an den Göttern zusammen; und erst in späterer Zeit glaubte das Rationalismus in den alten Göttern frühere Könige oder verdiente Menschen erkennen zu müssen. Schon aus diesen Gründen wird uns die mythische Deutung des trojanischen Krieges zweifelhaft, aber es kommt hinzu, daß die Hauptbeweise des Verfassers auf Etymologien beruhen, welche richtig sein können, aber keine überzeugende Kraft haben.

Will man die ursprüngliche Identität von Mythen verschiedener Religionen nachweisen, so ist es ein Grundsatz die Bezeichnung der einzelnen mythischen Personen oder Gestalten als ursprünglich gleich zu erweisen: daß der Stab des 'Hoc nicht mit Sanskrit vilu, womit die Wurzel des 'Hoc bezeichnet wird, identisch ist, liegt auf der Hand und wird zu vom Verf. nicht behauptet; er sagt nur, daß beiden Namen dieselbe Wurzel zu Grunde liege; aber damit ist nur gesagt, daß 'Hoc die Feste bedeuten kann, wie vilu ursprünglich aber der mythologische Nebenbegriff würde höchstens dann auch für das Griechische anzunehmen sein, wenn der Name mit jenem vedischen Ausdruck genau übereinstimmend 'Hoc hieße, weil dann wahrscheinlich wäre, daß der Name von Indern und Griechen aus der indogermanischen Grundsprache aufbewahrt sei. Es kommt hinzu, daß die Vertretung der sanskritischen Vilu auch haben oder der Uebertragung von vilu in das Griechische nicht erweisen ist, wie dies auch Herr Comperetti in seinem unten genannten Schrift*) bei Gelegenheit der Identifikation von 'Hoc mit sanskr. dānu bemerkt, denn die Zusammenstellung von λυγός (nebst lignum) mit sanskr. dānu ist unrichtig, die Formen λυγός, λυγός, 'Olyssios für dānu zu sein, höchst problematisch, und was die von Herrn Meyer zur Untergründung seiner Identifikation von 'Hoc und sanskr. vilu (welches aus der vedischen Samaveda erscheinenden Form vidu entstand) angeführten Worte

*) Oscar Meyer, Quaestiones Homericae. Specimen prius. (Doctor-Dissertation.) Bonn, formis C. Georgi, 1867. (25 pp. 8.)

*) Domenico Comperetti, Professore nella R. Università di Pisa Edipo e la Mitologia comparata, saggio critico. Pisa, tipogr. Nistri 1867. (90 pp. 8.)

Wehrlich verhält es sich mit Laios. Wenn dieser Name, kraft der Etymologie, die Bedeutung „Feind“ haben sollte, so ist nicht abzusehen, warum er in der Sage gar nicht als Feind auftritt, sondern zufällig, weil er auf seinem Recht als König bestand, einem Wanderer nicht ausweichen zu müssen, durch die von dem Geschick gelenkte Hand des eigenen Sohnes ermordet wird. Auch Iokaste trägt seine Züge an sich, welche sie zu einer von dem Gegner der Lichtgötter eingeperrten Lichtgottheit stempeln. In der That vermag Herr Bréal das Verhältnis des Oedipus zu seinen Eltern nicht anders zu erklären, als durch die Annahme, die er Zug sei durch die Dichter zur Erhöhung der tragischen Verwicklung zugelegt, ohne auf den Widerspruch zu achten, daß er selbst in der Auslegung des Oedipus einen alten Zug des Mythos erkennt.

Wenn wir nun die Oedipus-Sage an sich, ohne die Absicht, in ihr die Metamorphose eines Göttermythos zu ermitteln, betrachten, so wird uns alsbald die durchaus ethische Natur derselben einleuchten. Das Geschick des thebanischen Hauses ist die Wirtin der „Ara“, und nicht einmal der Sieg des Oedipus wird durch die physischen Eigenschaften eines Helden der Stärke herbeigeführt, wie bei Indra, Herakles u. A., sondern Oedipus ist ein Held der Klugheit, wie er als ein solcher auch in der thebanischen Vorfalsage von der *Teupasia diókrētē*, wahrscheinlich einer Doppelgängerin der Sphinx, erscheint.

Man kann deutlich drei Bestandtheile der Sage unterscheiden: einmal die Auslegung des Rädes zur Vermeidung der Erfüllung des Orakelspruches, ferner die Heirat der Königin durch den Befreier des Landes von dem Ungeheuer, und endlich die Lösung eines Räthfels oder den Tod des nicht zur Lösung Geschickten. Die beiden ersten Bestandtheile finden sich nicht nur wiederholt bei den Griechen wieder, sondern bei den meisten Völkern der Erde; in der thebanischen Sage ist nun, weil Oedipus ein Held der Klugheit ist, der Sieg an die Lösung des Räthfels geknüpft, nicht wie dies sonst meist der Fall ist, durch Tapferkeit herbeigeführt. Die Lösung von Räthseln findet sich oft in alten Sagen, wie denn Salomo mit der Königin von Saba und König Hiram in Räthseln streitet, wie Odin und Thor in der Edda mit dem Hiesigen Waffbrudr und dem Zwerg Alvis in einen Räthselwettkampf führen, und wie noch im Volkssidde künftig das Räthsel auftritt. Oedipus tötet nicht die Sphinx, um Iokaste zu erhalten, sondern er vollzieht damit eine stiftliche That, indem er das Land von der Plage befreit, und gerade hier liegt ein tragischer Zug, indem er eben auf Veranlassung seiner Wohlthat in sein trauriges Geschid verwickelt wird; Sophokles läßt ihn deshalb dadurch das Räthsel lösen, daß er durch die Bgung des Schicksals zu einem Wer befähigt wurde, für dessen Vollbringung auch die Seherkraft des Teiresias nicht hinreicht.

Die Oedipus-Sage ist demnach komponirt aus verschiedenen, überall wiederkehrenden volksthümlichen Elementen, und der ganze Sagenkreis des Kadmaiden-Hauses ist aus einer Kette von Begebenheiten zusammengereicht, welche nicht materieller Natur sind, sondern vielmehr ethische, religiöse Ideen zu Grunde liegen, indem der Mord, der auf dem unglücklichen Vater lastet, die Söhne verfolgt und zum Bruderkampf veranlaßt, während andererseits die Götter diesem Kampf durch machnende Wahrzeichen ihr Wissen zu erkennen geben, ein tragischer Konflikt, welcher nicht in Naturmythen hineingetragen sein kann, sondern dem religiösen Bewußtsein, der Betrachtung unbegreiflicher Fügungen der Götter, der Erwägung der unübersehblichen Macht unabwehrbarer Geschide seine Entstehung verdankt.

F. J.

zur Literatur der Frödel'schen Kindergärten.*)

Als ein hoch erfreuliches Zeichen der Zeit muß es begrüßt werden, daß in unseren Tagen so viele echt humane Einrichtungen in's Leben treten: Volksschulen, von hochbegabten Frauen und Männern geleitet, Asyle für Obdachlose, Pflegeanstalten für Säuglinge, Wägenherbergen u. s. w., ein Zeichen dafür, daß tieferelektische, egoistisch und materiell geschilderten Zeit keineswegs die Liebe reiner, aufopfernder Nächstenliebe erloschen sind, sondern im Gegentheil fräftig neue Zweige und Blüthen treiben. Aber es erfreulich dies auch einerseits sein mag, so betrübend ist doch andererseits die Betrachtung, daß alle diese humanen Bestrebungen doch machtlos sind, den gewaltigen Strom menschlichen Völk zu hemmen, der, mehr und mehr anwachsend, der zugewandten Bestrebungen zu spotten scheint, die sich ihm verzweifelt entgegenstemmen, so lange nicht seine Quellen verstopft sind. Wo aber sind diese zu suchen? Wie kommt es, daß der Mensch auf unschuldes geboren, in so unzähligen Fällen der Noth, der Krankheit oder dem Verbrechen anheimfällt, die nur bald die Menschenblüthe bis zur Unkenntlichkeit entwürdigen.

„Der Mensch ist ganzer Zammer padt mich an!“ möchte man ausrufen, wenn man die Räume eines Gefängnisses, Kranken- oder Arbeitshauses betritt und die tief verkommene Gestalten betrachtet, in denen der Stempel des Göttlichen Menschlichen bis zum Unkenntlichen vermischt ist. — Bedenkt man dann, daß wohl jede dieser Existenzen, bei ihrem Erscheinen freudig von liebenden Elterngebern begrüßt (denn selbst der Arme hat Arbeitskraft und Gemüthsamkeit in die Wiege seines Kindes legen, und ist das nicht auch Reichtum?), glückselig in die Welt eintrat, und fragt sich dann: welches war der Mensch da der verderblichen Wurm zuerst sich in die schöne Menschenskneipe schlich? — so liegt die Antwort nahe: es muß in der ersten Erziehung ein Fehler gemacht worden sein. —

Der ersten Erziehung! Wo hat sie zu beginnen? Daß wirklich beim Anfang anzukommen habe, daß die ersten Eindrücke schon, die das Kind empfängt, bestimmend für seine Entwicklung sind und demgemäß berechnet werden können — ist Verdienst, diesen Gedanken nicht nur ausgesprochen, sondern praktisch durchführbar entwickelt zu haben, gebührt unbestritten Friedrich Frödel. Seine Kindergärten, die seinen Namen populär gemacht haben, bilden nur ein Bruchstück seines großen Erziehungssystems, das ein neues, besseres, glücklicheres Geschid heranzubilden soll, als es das jetzt lebende ist.

Leider war es Frödel nicht gegönnt, sein großes Werk selbst zu leiten und zu fördern — er starb anfangs des Jahr 1852 — allein begeisterte Anhänger seiner Lehre suchten in ihm Geistes zu wirken und haben sein Euktem so fräftig und eifrig dargelegt, daß jede Mutter, jede Erzieherin, jeder Kinder- und Menschenfreund überhaupt es ausüben kann. S. Allem ist es die Baronin von Waren heilig, die Verfasser der vorliegenden beiden Schriften, welche unermüdlich das Wort, Geist und That die Ideen des Meisters zu verbreiten sucht. Leider gestattet der Raum hier nicht, näher auf den Inhalt dieser Schriften einzugehen und müssen wir den Leser daher auf diese selbst verweisen. Die erstgenannte derselben enthält eine kurzgefaßte Anleitung der Einrichtung von Kind-

*) Der Kindergarten und die Bedeutung des kindlichen Erlebens v. v. Warenholz-Bälou. Berlin, Carl Habel, 1869.

Die Arbeit und die neue Erziehung nach Frödel's Methode. v. v. Warenholz-Bälou. Berlin, 1866, C. F. Gollnig.

gieren und zu Beschäftigung der Kinder in denselben. Die zweite Schrift schildert in ausführlicherer Darlegung das ganze Leben und liefert im Anhang einen Bericht über die Erfolge, welche die Verfasserin bei Einführung der Kindergärten in fünf verschiedenen Ländern, England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden errungen hat, sowie zahlreiche lebhaft zustimmende Zuschriften wissenschaftlicher Notabilitäten aller Völker, besonders aber Frankreichs. Wunderbar ist es, daß die Trübsal'schen Ideen, denen in Deutschland sofort der Stempel der Parteifarbe aufgedrückt wurde und die demgemäß befördert oder bekämpft wurden, in Frankreich so vollkommen objektiv und parteilos aufgenommen worden sind, daß z. B. Frau v. M. Briefe von Arlet, dem Erzbischof von Paris und gleichzeitig von August Comte, grand-prêtre du positivisme, wie er sich selber nennt, erhielt, die mit gleichem Enthusiasmus sich der durch sie vertretenen Sache angeschlossen. Auch Edgar Quinet, Michelet und mehrere Namen von gutem Klang haben der Verfasserin warm bezeugend geschrieben.

Wie wir schon vernehmen, soll demnächst auch in Italien der Versuch gemacht werden, dieses nationale Fundament der Erziehung dort einzubürgern. Eine wohlhabende Dame Benedigo hat unter ihrem Bekannten zu diesem Zwecke einen Verein geteet, und dieser wird eine Berliner Kindergärtnerin dorthin kommen lassen.

Wächte Gelingen dem neuen Unternehmen blühen und würden sich auch fernerhin zahlreiche junge Damen finden, begehrt und wissend, all ihre körperlichen und geistigen Kräfte der Sache zu weihen, die den ganzen Menschen vermag und bisher nur bescheidenen äußerlichen Lohn dafür zu bieten vermag.

M. St.

Böhmen.

Prager Deutsche Briefe.

I.)

Seit Jahrhunderten kämpfen in der schönen Moldaustadt die abitterten Streite die Tschechen mit den Deutschen. Zu allen Zeiten hielten die Deutschen ihre Position mit glänzender Tapferkeit, und nur gewaltsame Erhebungen, wie die Hussitenkriege, vermochten die Hauptstadt des Landes vorübergehend zu überschreiten. Immer und immer wieder jagte der Deutsche festen Fuß in der Stadt, die er als solche eigentlich gegründet und der er schon äußerlich in architektonischer Beziehung den Stempel germanischen Wesens aufgedrückt hat. Neuerlich, in unseren Tagen, gehen die Wogen des Nationalitätenstreites wiederum hoch, und nur der von der Regierung verhängte Ausnahmezustand schützt die Deutschen Prags vor rohen Insulten und gewaltthätiger Verunglimpfung seitens des fanatischen Pöbels. Wenn es sicher ist, daß der zwei Millionen starke deutschböhmisches Stamm, welcher in kompakter Masse das Land umsäumt, trotz aller beizüglichen Wünsche der nach Moskau ziehenden Partei niemals ausgerottet werden kann, so steht andererseits fest, daß die deutsche Insel Prags gegenwärtig in nicht geringer Gefahr sich befindet, von der hochgehenden nationalen Agitation der Gegner vollkommen hinweggeschwemmt zu werden, und diesesmal

vielleicht auf die Dauer. Seit dem Jahre 1848 haben die Deutschen Prags in erschreckender Weise an Boden verloren. Der Stadtrat ist vollkommen tschechisiert und zieht ein ganzes Heer von Kommunalbeamten heran, welche die eifrigsten Pioniere der nationalen Propaganda bilden. Das durch deutsches Geld und deutschen Geist gegründete böhmische Museum, der Gewerbeverein, gleichfalls eine deutsche Schöpfung, sind ausschließlich in den Händen der Tschechen, und die königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften wird dirigiert von dem Vater der Nation, der die Deutschen eine Räubernation nannte; ja selbst die niederen Schulen gewähren den Deutschen nur spärlich Raum, seitdem ein tschechischer Schulrat, der einst deutsche Pieder dichtete, erklärte, es gäbe in Prag keine deutschen Kinder. Alles dieses vollzieht sich schon in der Stille; denn der deutsche Michel schreit höchstens nach der Polizei, wenn ihm sein Goliath oder sein Genetir eingeschlagen wird.

Die Deutschböhmen, die deutschen Prager aber insbesondere, leiden an dem großen Uebel, keinen Mann an ihrer Spitze zu sehen, der durch überlegene Geistesgaben die Stellung eines anerkannten Führers einnehmen würde. Daher die Zerfahrenheit bei ihnen gegenüber der einseitlichen Disziplin der Tschechen, die noch immer wie Ein Mann auf die Parole des Vaters Palacky hören. Es giebt eine Menge tüchtiger, deutscher Elemente, die in den verschiedensten Richtungen wohlthätig wirken. Mehrere deutsche Vereine arbeiten für sich in energischer Weise der fortschreitenden Tschechisierung der Hauptstadt entgegen. Die Lesehalle deutscher Studenten bietet der akademischen Jugend deutscher Nation einen würdigen Sammelplatz; der deutsche Turnverein pflegt mit Eifer deutsche Gymnastik des Geistes und Körpers; mehrere Gesangsvereine kultivieren die deutsche Kunst; das deutsche Casino vereinigt fast alle hervorragenden deutschen Elemente zu gesellschaftlichen Unterhaltungen, Concerten, Vorträgen u. s. w.; der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen weilt die Annahmen der Tschechen auf dem Gebiete der Landesgeschichte mit Entschiedenheit zurück. Dieser höchst wackere Verein, der an 1700 Mitglieder besitzt, deht seine Wirksamkeit über das ganze deutschböhmisches Volk aus und hat seit seinem Nebenjähigen Bestehen bedeutende Erfolge aufzuweisen. Eben bildet sich ein neuer deutscher industrieller Verein, sowie ein deutscher Bekehrerverein, und hat ein anderer große Hoffnungen erregender Verein „zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ seine Thätigkeit eröffnet. Es fehlt auch sonst der germanischen Kolonie an der Moldau nicht an deutschem Bewußtsein. Wir haben im „Tagesboten“ und der „Volkszeitung“ zwei die nationalen Interessen entschieden vertretende Blätter. Wir sammeln für das zu errichtende Schillerdenkmal in Wien; wir steuern bei zum Baue eines deutschen Theaters in dem vom Tschechismus hart bedrohten Pilsen, und wir subscribiren für die zweite deutsche Nordpol-Expedition, für welche Kapitän Kolbenay unlängst persönlich die Prager zu interessieren verstand. An Muthigkeit der Einzelnen fehlt es somit nicht. Trotz alledem macht sich täglich der Mangel einer einheitlichen Leitung für die Wahrung der Gesamtinteressen fühlbar, eines Central-Organes, das bei großen Actionen den Commandostab führt, von dem man in der That sagen könnte, hinter ihm stehen die Deutschen Prags und des Landes. Haben die Tschechen ihren Nationalausschuß seit 1848, warum säumen die Deutschböhmen noch länger?

In keinem Punkte zeigt sich die Abhängigkeit der Tschechen von den Deutschen so sehr, als in der Literatur. Die Namen Schiller's, Goethe's, Lessing's u. a. glänzen häufiger auf dem

tischischen Theaterzettel, als auf dem deutschen. Die tschechische Belletristik ist geradezu eine Filiale der deutschen, und besugte und unbefugte Uebersetzungen aus dem Deutschen bereichern täglich die Nationalliteratur. Sehen wir doch schon wieder, daß trotz der ausdrücklichen Verwahrung der „Gartenlaube“ ein tschechischer Student die Romane von Marlitt übersezt. Gewisse Leitartikel eines hiesigen tschechischen Journals werden deutsch concipirt, und in einem andern tschechisch gesannt, wohl aber deutsch geschriebenen Blatte erblinden wir Louise Mühlbach, Gustav Rasch, Schmidt-Wisensfeld, Rüfser u. A. als Mitarbeiter. Sollten sich die Genannten aber nicht schämen, von einem Blatte Honorar zu beziehen, das den tödtlichsten Deutschenbath athmet und einst den Anspruch gethan, daß die tschechische Literatur schon im XII. Jahrhunderte die deutsche bei weitem übertraf?

Bei bedeutenderen wissenschaftlichen Arbeiten bedienen sich die Tschechen immer noch der deutschen Sprache. So Palacky in seiner jüngsten, die Hustenfrage berührenden Fehde gegen Höfler, die den Letzteren kampfunfähig gemacht zu haben schien. Auffallend lang zögerte Höfler mit einer Antwort auf die ihn so schwer anlagenden Vermürfe des Landeshistoriographen, bis er im letzten Hefte der „Mittheilungen“ des deutschhistorischen Vereins wieder vom Leder zog, und zwar zunächst gegen eine jüngst von Palacky veröffentlichte Schrift: „Ueber die Beziehungen und das Verhältniß der Waldenser zu den ehemaligen Sekten in Böhmen“. In derselben war dem tschechischen Historiker allerdings nichts Geringeres passiert, als das Quiproquo, eine Urkunde, die nach Böhmen gehört, auf Böhmen gedeutet und aus derselben einen böhmischen Gegenpaß und allerhand seltsame Dinge konstruirt zu haben.

Auch Palacky's Nachfolger in der Landeshistoriographie, Gindely, schreibt deutsch; sein dreißigjähriger Krieg wird demnach im ersten Bande erscheinen. Professor Vöcel thut gut daran, seine archaisologischen Phantasien im slavischen Idiom zu verknüpfen, sonst würde man ihn in deutschen Journalen schon lange nicht mehr, wie es geschieht, als einen der größten Alterthumsforscher bezeichnen.

Wie die Tschechen, so bebauen auch die Deutschen mit Vorliebe jetzt die Landesgeschichte. Der deutschhistorische Verein publizierte zu Anfang dieses Jahres die vollständige Geschichte Böhmens von L. Schlesinger, die in der ersten Auflage nach acht Bänden vergriffen war. Eine Geschichte der Stadt Leitmeritz von Eippert wird zum Druck vorbereitet, und in den Mittheilungen des genannten Vereines sind ältere und jüngere Kräfte beflissen, den Antheil der Deutschen an der Landesgeschichte zu retten. Evening.

S c h w e i z .

Gespensier in Sage und Dichtung.*)

Dasjenige Gesetz, welches unserm Glauben an Gespensier zu Grunde liegt, finden wir in der Natur unseres Geistes, in dem innigen Zusammenhange unseres Kopfes mit unserem Herzen, bestimmter in der Abhängigkeit unserer Einbildungskraft von unserem Gemüth. In dem reichen Verein von natür-

lichen und sittlichen Gefühlen und Trieben, welche unsere Brust bewegen, in ihrer ganzen Stufenfolge von der leichsten und zartesten Regung bis zu den gewaltigsten Leidenschaften und beständigen Kämpfen ist vielleicht nicht ein einziges Glied zu finden, welches nicht irgendwie dazu beigetragen hätte, die Einbildungskraft zur Erzeugung von Gespensiern anzutreiben, dem Eindruk hinwieder in ebenso reicher Stufenfolge von den wohlthunendsten Rührung, Sanktigung und Erbauung bis zu Verfluchung und Leben raubender Erschütterung sich zu heigen vermag.

Es handelt sich hier natürlich um Gespensier, die nicht willkürlich gemacht, sondern unwillkürlich geworden sind, und zwar nicht in dem Kopfe einer einzelnen Person, sondern in dem allgemeinen Menschengemüthe. Als dessen nächste und gewöhnlichste Ursache ist die Hauptquelle für eine Unternehmung der Gespensier ist das die Furchtsage.

So wenig also hier auf die Gespensier Rücksicht genommen werden soll, die Barnum und Genossen citiren, so wenig soll es auch geschehen in Bezug auf die gemäßigten göttlichen Gespensier, zu denen zunächst die zahlreichen Ueberbleibsel vom dem religiösen Glauben des griechisch-römischen und des germanischen Heidenthums gehören. Hier wollen wir uns nur mit menschlichen Geistern, d. h. mit den Seelen verübener Menschen, welche, sei es aus eigenem Antriebe die gemäßigten, Schattenhaft oder leibhaft, in das diesseitige Leben zurückkehren und inseren von den Trajesen ganz bezeichnend revenants genannt werden. Eine Betrachtung jener göttlichen Gespensier würde es dagegen mit dem wilden Zäger und dem weichen Grau, mit Versta und Hulda, mit Esen und Aker mit Zwergen und Kobolden zu thun haben.

Die aus dem diesseitigen Leben abgeschiedenen Geister können sich entweder nach der Erde oder nach dem Himmel, zur erneuten Lebensthätigkeit oder nach Todesruhe, und sowohl eine als der andere Trieb erscheint als Beweggrund zu der willigen Rückkehr in dieses Leben. Die Einen kommen wollen weil sie wollen, die Anderen, weil sie müssen; jenen ist die Wiederkunft Selbstzweck oder Mittel zur Erreichung eines bestimmten diesseitigen Lebenszweckes, diesen nur Mittel zur Erreichung der Ruhe im Grabe oder der himmlischen Erleuchtung.

Das Gefühl der Unsterblichkeit und Allgewalt der Liebe ist das davon unzertrennliche Verlangen nach Wiedervereinigung mit den Geliebten nach dem Tode, wie es in dem Menschen tief überträgt derselbe auch auf seine geliebten Todten. Das allmeiste Ergänzungsbedürfnis dieses Verlangens ist der Glaube an die Wiedervereinigung Lebender nach dem beiderseitigen Tode. Diesen finden wir denn auch in Sagen und Fiktionen der verschiedensten Völker auf sinnige Weise angedeutet. Neben norwegischen, schweizer, rumänischen, serbischen, neugriechischen, portugiesischen, tschechischen u. a. Sagen ist das bekannteste Beispiel wohl die Sagen von Tristan und Isolde, auf deren Gräbern Nebe und ihre Zweige in einander schlingen und untrennbar verwachsen. Weiter entsteht aus jenem Verlangen der Glaube, der Todte, von gleichem Gefühle und Wunsch befeuert, künftige in dem Lebenden durch bestimmte Zeichen an. Eine der schönsten Sagen dieser Art, die Memnonsage, ist uns aus dem griechischen Alterthum überliefert.

Das ungeduldige Sehnen nach persönlicher Wiedervereinigung erregt endlich die Hoffnung und Erwartung, die Selbst selbst werde aus Erdarmen dem geliebten Todten gesellte, leibhaft in's Leben zurückzuführen oder doch dem Lebenden

*) Ueber Gespensier in Sage und Dichtung. Zwei akademische Vorträge von Dr. R. M. Pabst. Bern, J. Neuberger.

erscheinen. Hierher gehört aus dem germanischen Heidenthume die Liebesfeier der Edda von Helgi, dem Hundingsdöter, und seiner Gattin Sigrun, aus dem griechischen die Sagen von Ophion und Eurypide, von Proteus und Andromeda, von Amor und Polydeus. Der höchste und beispiellose Triumph ausdauernder Liebe, dauernde Wiedervereinigung mit dem Gatten findet sich in der Sage von Admetos und Alkestis.

Bei den neubekehrten christlichen Völkern nahm der Gelsenpferglaube eine düstere Färbung an. Man war geneigt, einen im Leben zurückkehrenden Todten nicht sowohl für eine gottgewirkte und gottgesandte, als für eine gottlose, geradezu teuflische Erscheinung, für ein Blendwerk der Hölle anzusehen, welches mit göttlicher oder kirchlicher Hilfe zu verdrängen sei.

Trotzdem beruhen die meisten, jedenfalls die gemüthvollsten Sagen und Vieder von Gelsenpfern auf dem der Idee der Liebe zugehörigen Gelsenpferglauben. Die erste Stelle unter allen nimmt hier derjenige ein, in welchen als Beweggrund zur gewöhnlichen Rückkehr die Mutterliebe erscheint, und unter diesen stehen sich die sogenannten Waiskinder der Südrassen aus und besondere Zärtlichkeit und Innigkeit.¹⁾

Im Gewöhnlichsten ist es die bedrängte Lage der hinterlassenen Kinder, welche die Mutter, deren Liebe ja nicht sterben kann, aus ihrem Grabesdämmerung weckt und in's Leben zurückführt, namentlich Mithandlung durch eine böse Stiefmutter. In andern Viedern kommen die Kinder zu dem Grabe der Mutter und klagen ihr Leid. Die Mutter erwacht und spendet ihnen guten Rath und Trost.

Die Hergensliebe thut sich aber nicht nur durch Pflege, Rath und Trost, sondern auch durch Verzeihung kund, und auch die schwere, aber eben darum zugleich höhere Verthätigung der Liebe durch den Volksglauben auf die Todten übertragen, indem sie ihnen im Leben zurückgebliebenen Geliebten, welche sich nie an ihnen vergangen haben, in der Wüste erscheinen lassen, als die waischen Mann und Weib; die Verzeihung wird nicht an Unwürdige verschwendet werden, und unter den Verzeihenden, deren Liebende sich gegen einander schuldig sein können, erscheint dem stillen Gemeingefühle wenigstens die schuldigen Völkern keine unversehlicher, als Untreue und Treue an der Liebe selbst. Ueber diese ergeht denn auch in den volkstümlichen Sagen und Viedern insgesamt ein sehr hohes Gericht. Wo daher die um eines anderen Weibes willen verlassene und vor Gram gekommene Jungfrau oder die dem ungetreuen Manne Verzeihung bringt, da müssen gemeinlich starke Milderungsgründe walten. So in der schottischen Ballade von Schön-Margareth und Lord William. In deutschen Viedern: „Spaziergang am Mitternacht“ lockt das Verbrechen des verrathenen Mädchens den am Mitternacht lustwandelnden Untreueren unerwartet auf den Kirchhof und zieht die Wiedertreibenden zu sich in's Grab.

Dies geschieht offenbar zur Bestrafung der Untreue, wie man überhaupt die Gelsenpfer in Sagen und Viedern nicht selten für Verzeihen und Laster das Richter- und Richteramt üben. In der Strafgestirn gehört unter anderen auch das Verbrechen in Bürger's Venore insofern, als es das Gericht für mangelnde Gotteslästerung vollzieht. Doch hat dieses unter allen

deutschen Gelsenpferballaden am meisten gefeierte Gedicht noch eine andere und tiefere Bedeutung.

Nicht immer geschieht es aus Rache oder als Strafe, wenn Gelsenpfer die Geliebten zu sich in's Grab ziehen; häufiger wohl noch aus dem übermächtigen Verlangen der Liebe, mit den Geliebten, wenn diese auch nicht ebenso stark danach verlangen, im Tode wieder vereinigt zu sein. In einer magyarischen Sage reißt die gestorbene Geliebte, den glühenden Treueren am Finger, den sprühenden Kranz im Haar, Mitternachts ihren Bräutigam in den gelsenpferigen Reigen der Wüste hinein; am Morgen aber wird seine Leiche unter einem Rosenstrauch gefunden.

In den hierher gehörigen Sagen und Viedern hat die Gelsenpferliebe schon den reinen und freundlichen, ruhrenden oder erhebenden Charakter eingeübt, welcher ihr in den vorerwähnten eigen ist. Denn indem sie sich nicht durch die Pflege, Trost oder Verzeihung bethätigt, sondern nur ihr eigenes leidenschaftliches Verlangen nach Wiedervereinigung auf Kosten des Geliebten befriedigt, welche sie aus dem heitern Sonnenlichte des Lebens in das düstere Schattenreich des Todes hinabzieht, ist an die Stelle der Selbstverleugnung und Aufopferung, in welcher wir doch den sichersten Prüffstein und höchsten Werth der Liebe zu erkennen haben, eine gewisse Selbstsucht getreten. Diese Trübung der reinen, echten Liebe nimmt aber in demselben Verhältnis zu, in welchem der ihr zwar nicht fremde, aber doch untergeordnete und durch Keuschheit beherrschte sinnliche Trieb leidenschaftlicher wird und sich verjährt. Auf seinem Gipfel und in der ärgsten Entartung erscheint dieser bei den sogenannten Rappuren oder blutaugigen Gelsenpfern. Hier steigert sich die Wiedermärtigkeit des Eindrus bis zum höchsten Abscheu und Ekel, und es muß selbst bei einem Göthe als Vermessenheit bezeichnet werden, daß er es gewagt hat, dieser scheußlichsten aller Ausgeburt des Gelsenpferglaubens den Stoff zu einer Ballade zu entnehmen.

Neben den hier erwähnten Gelsenpfern, die ein persönlicher Grund in's Leben zurückführt, begehnen und Gelsenpfer, die ein sädlicher Zweck oder Beweggrund an das beiseitige Leben bindet und darein zurücktreibt. Unter den betreffenden Sagen und Viedern stehen durch Volkstümlichkeit und Großartigkeit der Idee diejenigen oben, in welchen ein ganzes Volk das Andenken an seine alten Haupttheden feiert. Die Männer, welchen es zunächst sein Glück, seine Macht oder Freiheit verdankt, oder welche doch, wenn auch erfolglos, im Kampfe für die höchsten Volksgüter zeitweilen ebenso reinen Eifer als hervorragende Kraft bewährt haben, bewahren nach dem Volksglauben dieselbe Gesinnung und dasselbe Streben auch nach ihrem Tode, und das Volk hofft und vertraut auf ihren Beistand im Falle der äußersten Noth. Die berühmtesten Sagen dieser Art sind die von den drei Tellen und von Barbarossa. Auch der Maurenfürst Boazil schläft unter der Alhambra, um sich im rechten Augenblicke für sein Volk zu erheben; in Portugal lebt noch der König Sebastian, der in der Schlacht bei Alkazar umkam, und selbst Napoleon und Kaiser Joseph sind in der Volkslage noch nicht gestorben.

Größer als die Zahl derartiger Sagen ist die Zahl solcher, in denen das leidenschaftliche Verlangen oder Streben, das den Todten im beiseitigen Leben erfüllt hat, als sinnhaft oder lasterhaft und demgemäß das gelsenpferische Fortleben und Wiedertreiben als Strafe erscheint. Es sind das die Gelsenpfer, die nur gezwungen fortleben oder in's Leben zurückkehren und denen der Verkehr mit den Lebenden nicht Selbstzweck, sondern nur

¹⁾ Nicht selten die rabelosen Seelen kleiner, ohne Taufe in's Leben gelangener Kinder. Der Kiste denkt sie sich im Wasser lebend, und Wachen und Rache schauend, tragend, die Taufe begehrend.

Mittel ist, um zu der ersehnten Grabesruhe oder zur Seligkeit zu gelangen. Hierher gehört die Sage von dem ewigen Juden und die große Zahl der Sagen vom wilden Jäger. Ganz allgemein ist die Sage, daß die Seelen der Kindesmörderinnen in ihrem Grabe keine Ruhe finden können und allnächtlich das Grab ihres unschuldigen Opfers unter beargwöhnendem Gewimmer umhärmen. Auch die Seelen von Buhern, schlimmen Börgen und Rathbörren finden ihren verdienten Lohn.

Durch das Gemeingefühl für Recht und Gerechtigkeit in freier Bewegung gesetzt, ist die Phantasie des Volkes geschäftig in Erfindung von Vorgängen, durch welche das Unrecht bestraft oder gesühnt wird. Daneben giebt es eine lange Reihe von Sagen, in denen die Geister durch irgend eine Verpflichtung noch an das irdische Leben gebunden sind und nur darum sich zeigen, um sie selbst zu erfüllen oder die Erfüllung durch Andere zu bewirken, weil sie vorher die ersehnte Grabesruhe nicht finden können. Hierher gehört das schöne deutsche Kindermärchen von den verurtheilten Hellen. In anderen Sagen kehren Tödt zurück, um die Geliebte selbst um Entlassung von dem Gelübde treuer Liebe anzuklopfen. So in der herrlichen altchristlichen Ballade von Clerc Sembrere.

Auch eine Schuld oder Pflichtverläumdung der Lebenden kann Tödt in's Leben zurücktreiben. Als schwerste Verläumdung der den Tödt schuldigen Pflichten erscheint schon zu Homer's Zeit die Unterlassung der Beckettung des Leichnams (Epener und Patroklus irren, so lange sie unbestattet sind, „um die weit sich öffnende Pforte des Orkus, abgewehrt von den übrigen Seelen der Tödt“). Deutsche Sagen erzählen, wie übermäßiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Tödt in ihrer Ruhe stört; die Beeklage weckt sie auf; jede Thräne fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust und ihre Leichenheiden werden naß vom vielen Weinen. Zum Gipfel gesteigert erscheint diese Schuld in Bürger's Venore, die der Liebes Schmerz bis zur Gotteslästerung treibt. Diesem Zerel entspricht die Katastrophe: Venore „irbt hin in Nacht und Graus“.

Vorhehende Skizzen sind der wesentlichste Inhalt zweier akademischen Vorträge von Prof. Pabst in Bern. Fügen wir hinzu, daß die theils in die Darstellung verwebten, theils als besondere Beilagen beigegebenen Sagen und Wieder den Vorträgen größere Lebendigkeit verleihen, als unsere Skizze sie zeigen konnte, daß ferner außer den Volksdichtungen auch Aunftichtungen, besonders die Braut von Korinth und Venore, erschöpfende Würdigung finden, so hoffen wir damit die Vorträge empfohlen zu haben, wie sie es in der That verdienen. Wer dieselben liest, wird die Uebersetzung gewinnen, daß in den Gespenstern der Volkslage ein bedeutender und gewiß nicht der schlechteste Theil unseres Gemüthslebens ideal vergangenheitsfähig ist.

H. H. —.

Frankreich.

Eine französische Beurtheilung Friedrich Heuter's.

Im neuesten Hefte der an gediegenen Artikeln reichen Revue des deux Mondes finden wir eine ebenso geistvolle als vorurtheilslose Beurtheilung unseres niederdeutschen Schriftstellers. Dieselbe ist aus der Feder Herrn Albert Scherer's, eines vielerprechenden jungen Literaten, der vor mehreren Jahren eine

Zeitlang unter uns verweilt und deutsches Wesen tiefer ergründet hat, als die große Mehrzahl seiner reisenden Landsleute.

Ob Herr Scherer unseren Heuter als Dichter charakteristisch betrachtet, er Heuter, den Menschen, und zwar in einer sehr anziehenden, hauptsächlich aus der „Zestungszeit“ geschöpften biographischen Darstellung, die er mit folgenden Reihenfolge darstellt: „Hann füßlich ohne Haß und Verbittern an seine Vergangenheit zurückblicken. Seine Prüfungen, grauam sie auch gewesen, haben dem Nachschauen seines edelmerkwürdigen Verstandes gethan: er dankt ihnen ohne Zorn was er geworden ist. Eine Natur wie die seineige muß gleichsam gerüttelt werden, um sich ganz herauszubilden. Zu leben versteht, für den geht nichts verloren. In seinem sängnisförmigen Schwärm, klagte H., daß ihm Bücher fehlten, er aber nicht in seinem Innern das belebendste aller Bild. Er sah wenige Menschen, aber er sah sie in nächster Nähe an Orten, wo man kaum daran denkt, eine Masse tragen. . . . Im Treiben der Welt blenden uns das Licht und Zwölle, gleich dem Staubwirbeln der Heerstrassen; die samkeit aber zeigt uns die Dinge in ihrem wahren Licht, wir erkennen bald, was das Nachschauen allein würdig. D innerste Wissen fühlte der Dichter noch nicht, als es vor ihm nachem er aber in freier Sinnenluft wieder geistreich, da man die verborgenen Kräfte bald sich schöpferisch geltend. . . .“

Zu den Schriften Heuter's übergehend, vergleicht Herr die „Kämpfe und Kriemle“ sehr glücklich mit einer Reihe literarischer „Studien“, aus denen später großartige Gemälde stehen. Weit entfernt, von Anbeginn statarisch zu bleiben wie kritische Leichtfertigkeit (um nicht zu sagen Flachheit) hin und wieder vorgeworfen, — hat H. vielmehr lange und bewundernswürdiger Weise sich fortentwickelt, und ein G fürwahr, nicht ein bloßes glückliches Talent, ist es, was auch unabhängig von der plattdeutschen Form gewiss unliche Meisterwerke wie „Hanne Räte“, „Kein Buch „Stromid“, geschaffen hat. Zugestehen muß man, daß sogenannte „Erfindung“ nicht Heuter's starke Seite. Kunstvolle „Composition“ bei ihm vielfach vermist wird. Vor Allem Naturdichter und Charaktermalers, aber im ensten Sinn des Wortes. Geist und Form seiner Poesie in gerader Linie auf jene bewundernswürdigen Volks zurück, welche, wie der Vers, sich ausdrückt, Deutschlands tüchtiger Juwel“ sind. Heuter beschreibt viel weniger, als Scene setzt; er stellt das Dasein selber dar und nicht (wie stens geschieht) die Wirkung allein, die es auf uns. Seine Personen sind in stetem Verkehr mit der Natur. Antheil nimmt an ihrem Glücke wie an ihren Weiden, mit weint und sie tröstet. Die Natur ist für sie ein symphonischer Zeuge ihrer Lebensgeschichte, und doch ist's eigentlich die Seele, die Alles um sie her besetzt. Der Mensch hört St außer sich, welche nur das Echo seiner Gedanken oder E sind, ohne daß er es ahnet. In einem herrlichen, epischen Zehn (Hanne Räte) spielt die Thierwelt sogar eine wichtige Rolle wie der Mensch; sie greift vielfach in die lung ein und löst den Knoten derselben. Ihr Wirken Anlaß zu Anspielungen voll köstlichen Humors; aber der zielt hier ebenso wenig nach dem Apologe, wie anderwärts dem Zunderbarren. Alles entspringt derselben naiven Bildung, die bezaubert, ohne in Staunen zu setzen. feinsten Leben ist jedoch nicht der alleinige Reiz des fischen Zehn's: man begegnet den ergreifendsten Scenen der reinigsten Genrebilder. Digitized by Google

Eine so vollendete Kunst, die lebendige Wirklichkeit wiederzugeben, eine solche Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit origineller Ideen ist, wie der Verf. meint, seit Göthe vielleicht ohne Beispiel gewesen. Viel verdankt R. ohne Zweifel der naiven Färbung und sinnlichen Lebensfülle seines mütterlichen Dichters, dessen er vorzugsweise sich bedient; wer aber nichts oder wenig mehr als glückliche Benützung und Ausbeutung dessen, was dieser Organ ihm schon fertig dargeboten, in seinen Werken zu finden glaubt, für den sind und bleiben sie verlorene Schätze.

Reuter's Sprache ist, wie nur je die eines Schriftstellers, mehr ureigene, mag er Platt oder Hochdeutsch schreiben: sie stellt sich ganz nach seinen Gedanken, deren Harmonie und Originalität sie zurückstrahlt.) So wenig er nur wiederholt, was dem collectiven Geiste seiner medlenburgischen Stammgenossen lange vor ihm entsprossen, ebenso wenig kann er auch höherer oder ästhetischer Parteilangier irgend eines Individuums beigen.

Wir müssen uns leider versagen, Herrn Sorel's feine und feine Bemerkungen über R.'s Erzählungen in Prosa, namentlich über Charaktere der „Stromtid“, mitzutheilen, dieser in jedem Betracht vollkommensten, obwohl sehr einfach angelegten Werke, über welche Mancher vornehm die Nase rümpft, ohne zu bedenken oder nur — gelesen zu haben.

Der Verfasser sagt am Schlusse seines Artikels: „Reuter hat im höchsten Grade jenen aus Empfindsamkeit und Frohsinnigen Charakter, den die Deutschen Gemüth nennen, welcher für unsere Sprache so unübersetzbar ist, wie unser Leben für die ihrige. Er liebt das Leben und verheißt dies ohne darum dem flachen Optimismus beschränkter Naturen nachzugeben; er besitzt jene großartige Naivität des Herzens, die über der gemeinen Erbarmlichkeit schwebt. Reuter hält das Leben als mehr Narren als Bösewichter, daß man die Narren, die Anderen beklagen soll, und daß diese Welt, die man, der zu sehen versteht, genug reine Schönheit und glückliche Größe bietet, um die vorübergehenden Mittellichkeiten in Geduld hinzunehmen....“

Wir können hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser nach dem in seiner Art wohl einzig dastehenden Verhören des Nachstehenden „sein Hüßgen“ besondere Aufmerksamkeit schenken möchte. Bei dieser Gelegenheit sei des beglückten und begeisterten Vortragenden gedacht, welchen unser hochverehrter Prediger Thomas unlängst im Berliner „Unionsverein“ über die genannte Schöpfung Frh. Reuter's gehalten hat. Sch...

Spanien.

Die Tochter der Alhambra.

Was uns unter diesem Namen im Gewande eines Romans“) vorliegt, ist das Resultat erster Studien, welche der Verf. oder vielmehr die Verfasserin — denn wir wollen es ver-

“) Der Reuter's Werke in Zukunft — wie von gewisser Seite behauptet werden ist — nur noch als Grabsteine für den deutschen Dichters Nachlass behalten sollten, so wäre dies ein sehr trauriges Zeichen der Verwahrlosung des Geistes und Gemüths bei unseren Lesern.

“) Berlin, Otto Janke, 1869.

rathen, daß sich unter dem pseudonymen Schriftstellernamen Arthur Stahl eine Frau birgt — bei einem längeren Aufenthalt im Lande selbst gemacht hat. Das lust- und farbenreiche Gemälde wirkt um so mächtiger, als wir die Schilderung der landschaftlichen Scenerie, wie der Denkmäler einer längst vergangenen Glanzzeit jenes geheimnißvollen, wunderbaren und tief beklagenswerthen Landes aus unmittelbarer Anschauung empfangen, als die Schilderung der uns vorgeführten Begebenheiten und Personen gleichsam Leben und Kraft erhalten hat durch die Verdringung der Verfasserin mit dem Boden, auf welchem sich jene zutragen, diese erlebt und gelitten haben.

Der Roman führt uns um drei Jahrhunderte zurück. Spanien hat soeben im Zenith seiner Macht unter Ferdinand und Isabella gestanden, für die Columbus eine neue Welt entdeckte. Aber das Königspaar ist gestorben, die rechtmäßige Erbin, Juana, die zuerst von ihrem Vater ihres Muttererbes beraubt und unter dem Vorwande, sie sei wahnsinnig, in strenger Haft gehalten wird, erfährt eine noch viel härtere Behandlung von ihrem Sohne Karl, der als König in Spanien einzieht. Mit ihm beginnt die Herrschaft der Habsburger über Spanien, d. h. der Anfang des Verfalls, der drei Jahrhunderte lang unter habsburgischem und bourbonischem Scepter unaufhaltsam fortschreitet und aus dem sich zu befreien das unglückliche Land jetzt wieder einen neuen Anlauf genommen hat. Karl, welcher Spanier noch Deutscher, ohne Herz für eines der Völker, deren Krone er trägt, steht in ihnen nur Staffeln für seine Macht, Goldgruben für seine und die Habgier seiner Günstlinge, und ist bemüht, erstere auf Kosten alter verbriefter Freiheiten und Privilegien zu vergrößern, letztere durch die schamlosesten Erpressungen zu beschließen. Ein Schrei der Entrüstung geht durch das Land, man erhebt sich gegen den Usurpator, denn als solchen bezeichnet man Karl, da seine Mutter noch lebt; der Kerker der Unglücklichen öffnet sich, man begrüßt sie als Königin und eine andere Zeit wäre vielleicht für Spanien angebrochen, wenn sie sich nicht geweigert hätte, die Krone aus den Händen der Communen zu empfangen. Die Granben erwartend, kehrt sie in ihren Kerker zurück, der sich für sie auf immer und zugleich für Spanien schließt.

Der Feldenführer jener Kämpfe, Juan de Padilla, ist auch der Held des Romans, seine ihm ebenbürtige Gemahlin Maria, die nach dem gewaltsamen Tode des heilgeliebten Vaters seine Getreuen weiterführt, ist die Tochter der Alhambra, denn ihr Vater war der erste Gouverneur von Granada nach der Vertreibung der Mauren; jener morgenländische Königssohn diente ihm zur Wohnung, hier hatte sein einziges Kind, Maria, ihre glückliche Jugend verlebt, hierher kehrte sie, nachdem ihr das Leben Alles genommen, zurück, um zu sterben. Neben den Gestalten Maria's und Juan's de Padilla interessiert namentlich noch die des Janaz von Loyola, des Stifters des Jesuiten-Ordens, dessen Lebensweg sehr geschickt in die Handlung verflochten ist; es soll jedoch durch dieses Hervorheben keinesweges angedeutet werden, daß nicht auch die anderen Personen, mögen dieselben nun historisch oder gänzlich Gebilde der Phantasie sein, weniger gelungen wären. Die Tochter der Alhambra ist ein Werk, das in Styl, Aufbau, Charakteristik und Colorit allen Anforderungen entspricht, welche man an einen historischen Roman zu stellen berechtigt ist.

3. B.

Italien.

Herrn Almers: Römische Schlendertage.*)

Gebt es uns in unserem Zeitalter der Reiselust und der Schreibseligkeit auch bald über keinen Punkt der Erde mehr an Reise-Beschreibungen und Reise-Tagebüchern, so ist doch über kein Land und speziell über keine Stadt mehr geschrieben worden, als über Italien und Rom, von welchen sich allerdings auch Unendliches, Ewiges sagen und singen läßt. Trozdem wird es bei der Fülle des Gebotenen und weil sich darunter die unerreichbare Schilderung eines Goethe befindet, recht schwer, gerade über Rom noch etwas Neues, Ansprechendes und dabei Gediengenes zu berichten, und wenn dies doch geschieht, so liegt darin ein hoher Beweis für die Befähigung des Berichterstatters. Ein solches Werk liegt uns gegenwärtig vor unter dem Titel „Römische Schlendertage“, von Hermann Almers, und daß es diesen Eindruck auf uns macht, verbannt es vielleicht eben dem Umstande, daß es gar nicht den Anspruch erhebt, ein Werk über Rom in des Wortes strengster Bedeutung sein zu wollen. Man merkt es dem Buche auf jeder Seite an, daß sein Verfasser nicht nach Rom gegangen ist, in der Absicht, ein Buch zu schreiben. Was wir da lesen, ist nicht das Resultat von Beobachtungen, die Tag für Tag bei Sonnengluh und Regen im Schweiße des Angesichts gemacht sind, um Abends bei Lampenschein zu Papier gebracht und schleunigst irgend einem Blatte für sein Feuilletton zugesandt zu werden, sondern es sind die Eindrücke, die ein Genießer, aber mit wahrhaft gebildetem Geist, mit voller Seele Genießer, empfangen, es sind die Ergebnisse seines Forschens, Denkens und Lebens in der ewigen Stadt, die ihm, man möchte sagen, unwillkürlich aus der Feder geflossen sind. Diese Ursprünglichkeit verleiht aber dem Werke einen großen Reiz. Es ist, als höre man einen Vogel singen, der singt, weil ihn der Glanz und die Pracht des Frühlings unwiderstehlich dazu treibt, weil er der Fülle des in ihm und um ihn pulsirenden warmen Lebens einen harmonischen Ausfluß geben muß. Warm angelehnt von diesem frischen Lebenshauche fühlt sich der Leser, mag er mit Almers die Bilder der reichen, üppigen Vegetation belauschen, mag er, von ihm geleitet, sich dem Studium des römischen Volkscharakters zuwenden, mit ihm zu den Katafomben niedersteigen, ihn auf seinen Streifzügen durch Schutt und Eserben oder zur vergessenen Stadt begleiten oder dem Festgepränge des römischen Kultus und als wohlthuenden Gegensatz dazu dem Gottesdienst in der kleinen protestantischen Gemeinde und dem Weihnachtsfeste in deutschen Künstlerkreisen beimohnen. Die den prosaischen Schilderungen angehängten und sie zum Theil ergänzenden Gedichte sind fast durchgängig von einer Innigkeit und Formschönheit, daß sie dem Werke zum großen Schmucke gereichen und auch für sich allein veröffentlicht, kaum unbeachtet bleiben dürften.

Almers' Buch hat für uns nur einen Fehler: es erweckt die dem Herzen der Germanen tief eingeborene Sehnsucht nach dem Wunderlande Italia zum brennenden Wunsche, und ein solcher kann armen, an die Scholle geketteten, an den Arbeitstagen des Berufs gepannten Sterblichen recht verhängnisvoll werden.

*) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung, 1869.

Kleine literarische Revue.

— **Brachet's historische Grammatik.** Die fühlbare Einwirkung der deutschen Wissenschaft, welche sie durch Kritik und Methode auf die französische seit einiger Zeit ausübt, documentirt sich wieder in einem kleinen Werkchen, der „Grammaire historique de la langue française“) von August Brachet, welches jüngst in zweiter Auflage erschienen ist, mit einem Vorwort von Emile Littré, dem Verfasser des großen Dictionnaires, welches die Franzosen bald als ein Werk erster wissenschaftlicher Methode und Kritik unserm Grimm'schen Wörterbuch an die Seite zu stellen haben werden. Herr Brachet gehört zu jener jüngeren Schule französischer Philologen, deren Haupt und bedeutendster Vertreter Gaston Paris ist und welche es sich zur Hauptaufgabe gemacht, die Resultate deutscher Wissenschaft und Kritik in Frankreich einzubürgern und auf ihnen weiter fortzubauen. Das Buch ist deshalb auch dem Meister und Vater der romanischen Philologie in Deutschland und überhaupt, Friedrich Diez in Bonn, gewidmet, den der Verfasser mit Dante's Wort apostrophirt: „Tu duca, tu signore e tu maestro!“ Es ist ein Buch, welches die Popularisirung der Wissenschaft im Auge hat, aber eine Popularisirung im besten Sinne, die nicht etwa kaum Erlerntes und noch Unverdautes weiter giebt nach Werken zweiter Hand und zweifelhafter Autorität, sondern die das zum Gemeingut Aller machen will, was sie durch ernste Studien an den besten Quellen, Studien, die überall auf der Höhe der Wissenschaft stehen, sich fleißig angeeignet. Es ist ein erneuter Beweis von der friedlich erwerbenden Thätigkeit des deutschen Geistes, welcher langsam aber nachhaltig die Grenzen seiner Wirksamkeit ausdehnt. F. R.

— **Beaumarchais in Deutschland.**“) Diese kleine, nach den archivalischen Publikationen des Herrn Alfred von Arnim in Wien bearbeitete Schrift des bereits durch einige andere kulturgeschichtliche Darstellungen bekannten Gerichtsrates Paul Huot in Colmar erwirbt sich das Verdienst, das historische Es das der österreichische Archivar zu Tage gefördert, in allgemein gangbare Münze zu verwandeln. Auf die Geschichte der Wissenschaft vor der französischen Revolution und auf das abenteuerliche Leben des häufig für ein unsäulig verlesenes Opfer der Verleumdung gehaltenen Verfassers der „Hochzeit des Figaro“, dieses „heiligheligen Blattes der Geschichte“, wie es Paul Lindau in einer „mit hinrichtiger Buch“ gegen die schlechte Uebersetzung Dingelstedt's gerichteten Kritik nennt, wird dadurch ein interessantes Licht geworfen. In seinem Roman „Beaumarchais“) schildert noch Brachvogel den Dichter des Figaro als einen Typus des altfranzösischen, biederen, ehrlichen Bürgerfinnes, voll genialer Gewandtheit, der mit fester Hand in die vielverfluchten Gäden der Intrigue am Hofe Ludwig's XVI. hineingreift und mit bewundernswerther Weisheit sein und seiner Freunde Schiff durch die drohendsten Gefahren hindurführt. Ein solches Bild ungefähr wurde auch bisher in Frankreich allgemein für richtig gehalten. Aus der vorliegenden Schrift des Herrn Paul Huot, die hauptsächlich

*) Paris, Hetzel, 1869.

**) Beaumarchais en Allemagne. Récit des révélations tirées des archives d'Autriche, par Paul Huot. Paris, Bruxelles, Leipzig et Livourne. A. Lacroix, Verboeckhoven & Co., 1869.

***) 4 Bände. Jena, Göschen, 1855.

der Geschichte einer geheimen Sendung unseres Helden nach Kien in S. 1774 zum Gegenstand hat, geht jedoch unwider-
sprüchlich hervor, daß Herr Baron de Beaumarchais ein ganz ge-
wöhnlicher Schwindler und Gelderpreßer war, der sich nöthigenfalls
auch nicht vor Fälschungen und falschen Denunciationen scheute.

— **Arabischer Sprachschatz.** Mit der Ausbreitung des Islam
ist der damit verbundenen Verbreitung des Arabischen unter
die Völker anderer Länder war der Anlaß gegeben, den arabischen
Sprachschatz zu bearbeiten, um den Sinn der Wörter auch den
nicht Arabern klar zu machen. Dazu kam, daß mit der wei-
teren Durchbildung der Wissenschaft durch die Araber eine
lange Reihe von Begriffen, welche einem bestimmten Begriff
in diesem oder jenem Bereich des Wissens Ausdruck gaben,
in Sprache und die einem jeden Wort zukommende Bedeu-
tung festzustellen, haben die Araber große Männer in's Feld
geschickt, und lieferte die arabische Vericographie eine ganze Reihe
von ausgezeichneten Originalen, wie den *Sabbach* von Gauhari
den Kamus von Firuzabadi, in welchen ein jeder Stamm
dann die daraus abgeleiteten Worte durch Synonyme führt
und ihre Bedeutung umschrieben, oft durch klassische Stellen
bezeugt wird. Das vorliegende Buch giebt die in den gram-
matischen Schulen über Fremdwörter geltende Tradition aus-
drücklich, als jene Original-Vericographen. Derselben sind sorg-
fältig gesammelt, mit einer Menge von Beispielen, besonders
den alten Dichtern, belegt und mit einer für einen Orient-
kenner vortheilhaften Kritik geschmückt. Es bietet somit der Muarrab
(welcher lebte zwischen 465—540 d. H.) einen sehr dank-
baren Beitrag zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung des
Sprachschatzes. Sein jetziger Herausgeber, Dr. Sachau, hat den
ganzen Text nach einer Handschrift constituirte, und dadurch
den vortrefflichen Kenntniß der Sprache, sowie eine scharfe Kritik
des Textes entwickelt. Dr. Sachau ist ein Schüler Nöldeke's
in Berlin, und es ist bei seinen gediegenen Kenntnissen und
seinem Fleiß die orientalische Philologie zu großen Hoff-
nungen auf ihn berechtigt. G. D.

Literarischer Sprachsal.

Herrn Hirth's „Annalen des Norddeutschen Bundes und
des Deutschen Zollvereins“ beginnen in ihrem neuesten Heft
für jeden norddeutschen Steuerzahler ein nabeiliegendes
Buch habenden, offiziellen Mittheilungen über das Finanz-
wesen des Bundes. Was auch immer über den „Constitutionalismus“
der Bismarck'schen Schöpfung und über
den Mangel aller sittlichen Einwirkung auf das Ge-
meinwohl der deutschen Nation gesagt werden mag — ihre
Einwirkung auf die Interessen und Anschauungen
des Volkes, dessen Vertreter für den *verus rex* geradam
halten haben, kann nicht in Abrede gestellt werden. Es
durch die Verfassung des Norddeutschen Bundes dafür
trägt, daß der politische Indifferentismus der Deutschen nicht
weiter, wie unter der Herrschaft Metternich's und des Bundes-

tages, in den Himmel wachse. Der Bundeshaushalts-Stat für
das Jahr 1869, nach welchem die Ausgaben für die Landmacht,
die Kriegsmarine, das Consulat, Post- und Tele-
graphenwesen zu verwenden sind, ist auf 77,701,135 Thaler
festgesetzt, wozu noch die Ausgaben für das erst in neuerer Zeit
hinzugegetretene Schuldenwesen des Bundes kommen. Zur
Deckung dieser Ausgaben sind, neben den Ueberschüssen von
den gemeinsamen Einnahmen der Posten und der Tele-
graphen, die Erträge der Zölle und verschiedener Ver-
brauchs-Abgaben und, soweit diese nicht ausreichen, die
Municipal-Beiträge der einzelnen Bundesstaaten, nach
Mithgabe ihrer Bevölkerung, bestimmt. Diese Municipal-
Beiträge berechnen sich für das Jahr 1869 auf 24,812,071 Thlr.,
wozu Preußen mit seiner Bevölkerung von 24 Millionen
Seelen nahe an 20 Millionen Thaler, Sachsen mit 2,428,308
Seelen 2,011,316 Thlr., Mecklenburg-Schwerin mit 560,729
Seelen 465,420 Thlr., Oldenburg mit 315,995 Seelen 262,288
Thlr., Hamburg mit 306,507 Seelen 254,408 Thlr., Braun-
schweig mit 302,801 Seelen 251,381 Thlr., S. Weimar mit
283,044 S. 234,933 Thlr., Nordhessen mit 257,899 S. 214,069
Thlr., Kurland mit 197,041 S. 163,548 Thlr., S. Meiningen
mit 181,483 S. 150,634 Thlr., S. Coburg-Gotha mit 168,735
Seelen 140,035 Thlr., S. Eltenburg mit 141,426 S. 117,386
Thlr., Lippe mit 111,918 S. 92,894 Thlr., Bremen mit
111,411 S. 92,474 Thlr. und die übrigen (unter 100,000 Ein-
wohner ein Jeder habenden) acht Norddeutschen Bundesstaaten
mit 512,497 S. 425,382 Thlr. beitragen. (Der kleine Nord-
deutsche Staat, Schaumburg-Lippe, mit 31,814 Seelen,
bringt 26,406 Thlr. an Municipal-Beiträgen auf.) Das vor-
liegende Heft der „Annalen“ gewährt, außer der vollständigen
Uebersicht des Finanzwesens des Bundes, einen Einblick in die
Finanz-Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten und bringt
den Anfang einer Statistik der Postverwaltung des Nord-
deutschen Bundes, wozu nächstens auch noch eine Münz- und
Eisenbahn-Statistik Nord- und Süddeutschlands kommen werden.

An der äußeren südlichen Linie von Kensington bei London,
der Stelle gegenüber, wo sich jetzt zwischen einem hohen Balken-
gerüste eine zierliche Säule erhebt, die zum Gedächtnisse des
Prinzen Albert errichtet wird, erblickt man auch, bereits ziemlich
hoch über dem Erdboden, einen nachdenklichen Kiefernbaum
von ovaler Form, der die Kundigen sofort an die mächtigen Römer-
bauten des Colosseums, der Arena von Verona und des Amphitheaters
in Pola erinnert. Es wird dies die großartige „Centralhalle für Kunst
und Wissenschaft“, welche die dankbaren, Kunst und Wissenschaft
liebenden Briten dem Andenken des Begründers der ersten internationalen
Gewerbe- und Kunstausstellung errichten. Die „Prinz-Albert-Halle“, wie sie auch
genannt wird, soll auf ihrem amphitheatralisch sich erhebenden,
durch eine Glaskuppel, die von eisernen Wiederbaltern getragen
wird, gegen die Rauheit des nordlichen Klimas geschützten
Eckreihen 16—18,000 Menschen fassen und an einer ihrer schma-
leren Seiten mit einer Bühne für den Vortritt und die Kunst-
darstellung abschließen. Man hofft bereits im J. 1870 den Kiefernbaum,
der ein mächtiges Förderungsmittel der Volkscultur und der
Geistesbildung in England zu werden bestimmt ist,
vollendet zu sehen. Architekt desselben ist der königliche Inge-
nieur, Oberflieutenant Scott; die Pläne dazu wurden von
dem verstorbenen Captain Fowler entworfen.

*) Gleichfalls al Muarrab. Nach der Leydener Handschrift heraus-
gegeben von Dr. Ed. Sachau. Leipzig, Engelmann, 1867.
**) Jahrgang 1869, Heft II. Berlin, Erße und van Münden.

Auch die „St. Petersburger Zeitung“ hat sich (in ihrem Blatte vom 1. d. M.) gegen die Schrift von Richard Wagner: „Das Judenthum in der Musik“ in sehr entschiedener Weise ausgesprochen. In einem „offenen Brief an Herrn Wagner“, unterzeichnet Arthur von Truhard, wird namentlich die Behauptung des Ersten, daß die Presse in Petersburg und Moskau seine Compositionen unbedingt anerkannt und dadurch eine Ausnahme in der gesammten europäischen Presse gemacht habe, als wahrheitswidrig bezeichnet. „Sowohl Ihre Compositionen“, heist es in dem offenen Briefe, „als Ihre musikalischen Theorien haben in der russischen Kritik die verschiedenste Beurtheilung erfahren und gegenüber der Zahl Ihrer entzogenen Anhänger läßt sich eine zehnfache Ihrer Gegner namhaft machen. Noch weniger trifft Ihre Behauptung der unbedingten Anerkennung Seitens des russischen Publikums zu, dessen Geschmack sich theils der italienischen, theils der nationalen Musik zuwendet. Und selbst die Wahrheit Ihrer Behauptung würde, bei dem relativ unbedeutenden Gehalt des musikalisch-kritischen Theils der russischen Presse, bei dem Mangel eigentlicher Musikblätter, sehr wenig für Sie beweisen. Sie haben Ihr Zensur-schreiben an eine der russischen Aristokratie angehörende Dame gerichtet. Sie haben damit eine Taktlosigkeit und einen strategischen Fehler begangen — eine Taktlosigkeit, indem Sie den Namen einer Frau in den Staub eines bühnlichen Kampfes hereingezogen, einer Frau, der Sie noch immer, wie Ihnen bekannt ist, zu großem Dank verpflichtet sind, im blanken und baarsten Sinne des Wortes — einen strategischen Fehler, indem Sie zugleich mit der aristokratischen Adresse auf den thätigsten Theil Ihrer Gesinnungsgenossen aufmerksam machen.“

Kurz vor den letzten Weihnachtsfeiertagen ging zuerst die Kreuzzeitung eine Mittheilung aus St. Petersburg zu, wonach die „Nordische Post“, bis Ende v. J. Organ der russischen Regierung, die Nachricht gebracht hatte, daß der baltische Adel in einer Adresse an den Generalgouverneur in Riga alle Gemeinschaft mit der russenfeindlichen Presse des Auslandes, namentlich auch mit dem Herausgeber der „Vieländischen Beiträge“, W. von Bod, in Abrede stellte und überhaupt seine loyale Anhänglichkeit an Rußland bezeugte. Nicht lange darauf wurde der vollständige Text der Adresse in der Westsien und in der Königlich-Zeitung veröffentlicht, woraus zu ersehen war, daß die Vertreter der baltischen Ritterklassen die russenfeindliche ausländische Presse und die Schriften von Bod's sehr bestimmt unterschieden und den Inhalt der letzteren keineswegs verleugnet hatten, indem sie sich auf ihre von Herrn v. Bod gleichfalls nur verteidigten Landesrechte beriefen. Als denn auch in der National-Zeitung Anfang Januar sich eine Stimme „Aus Livland“ mit einer herben Beurtheilung der Adresse vernehmen ließ, weil derselben nur die entstellte Darstellung der „Nordischen Post“ bekannt war, schrieb Herr von Bod eine Berichtigung und Widerlegung des Korrespondenz-Artikels, welche auch in der National-Zeitung willige Aufnahme fand. Der Verfasser hielt es jedoch zur Aufhellung der Angelegenheit bei dem deutschen Publikum für nöthig, den Aufsatz noch besonders abdrucken zu lassen, und in dieser Gestalt liegt er — nunmehr vor.“ Wir empfehlen ihn besonders der „Allgemeinen Zeitung“ zur Kennt-

nissnahme, da sie noch unlängst wieder sich aus St. Petersburg schreiben ließ, daß die selige „Nordische Post“ nicht existirt habe und daß die russische Regierung „niemals an der treuen Ergebenheit ihrer Unterthanen in den Ostsee-Provinzen zweifelt“. Wenn das richtig ist, so möchten wir nur wissen, warum sie diese „treuen Unterthanen“ deutscher Zunge durchaus zu Haßen machen will?

G. R.

Aufruf zur Begründung einer Pette-Stiftung.

Der vereinigste Präsident Dr. Pette hat den unterzeichneten drei Vereinen von ihrer Gründung an in unermüdlicher Thätigkeit und treuer Fürsorge als Leiter und Förderer angethan.

Sein Ansehen zu ehren und späteren Geschlechtern als leuchtendes Vorbild der rastlosen Arbeit in Verrückung menschlicher Noth, in Förderung des geistigen, sittlichen, körperlichen Wohls der arbeitenden und nothleidenden Klassen lebendig zu erhalten, sind wir in dem Mittelpunkt seiner langjährigen Thätigkeit dringend aufgefordert.

In seinem eigenen Sinne fordern wir nicht zu einem einmal von Stein, sondern zu einem Denkmahl werththätiger Thätigkeit, — zu einem „Pette-Stipendium“ für die Zwecke der unterzeichneten Vereine und der deutschen Pestalozzi-Stiftung. Wir bitten dafür nun recht zahlreiche Beiträge, die kleinste nicht ausgeschlossen.

Berlin, im März 1869.

Der Central-Verein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen.

gez. Oeist. Wehrmann. Bernhard Friedheim.

Der Berliner Handwerker-Verein.

gez. Franz Dunder.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

gez. Dr. F. v. Holkendorff. Prof. Kalisch. Director Lehmann. Banquier Simon. Jeanny Hirsch.

Indem der Unterzeichnete schließlich bemerkt, daß, nach einem vorläufigen Beschlusse des Vereinsausschusses, das Drittel der Pette-Stiftung, welches dem Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zufällt, dem Zwecke gewidmet sein soll:

„Durch darlehnsweise Unterstützung befähigte und bedürftige Mädchen oder Wittwen in den Stand zu setzen zur Begründung einer selbständigen wirtschaftlichen Existenz.“

erucht er, die etwa eingegangenen Beiträge nebst den Sammlisten, sofern dieselben als geschlossen zu erachten, bis zum 1. Juli d. J. an ihn gelangen zu lassen.

Berlin, den 7. April 1869.

Dr. F. v. Holkendorff.
21. Königin-Augusta-Straße.

*) Der vereinigste Präsident Pette, der selbst den Wunsch geäußert, eine solche Unterstützungsgesellschaft begründet zu sehen, hat dies auch durch Aussetzung eines Legates von 50 Thalern zu erkennen gegeben. P. R.

*) W. von Bod, die Nordische Post im Lichte der Kollektiv-Erklärung der Ritterklassen Livlands, Estlands, Kurlands und Oselo. Berlin, Stille und van Meulen.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 1. Mai 1869.

[N° 18.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Aursche Ausgabe von Göthe's Werken. 253. — Ein deutscher Buchhändler im hiebrlichen Jahrmarkt. 254. — Warien, ein deutsches Camellen-Drama. 256. **Wien.** Der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Wien. 257. **Rußland.** Rußland und Preussens Grenzverhältnisse. 258. **Frankreich.** Zur antinavalenclischen Literatur. Le Drama de Waterloo. 260. **Spanien.** Die hiebrigen Gertes-Veranstaltungen. Ausbildung der Juristen. Unschickel der Regierung. 261. **England.** William Gualine: Geschichte der Spectral Analyse. 262. **Ausland.** Der Same Simmonds und des Pappen Zaubertrommel. 263. **Eine literarische Revue.** Die Volks- und Schulausgabe von Brecht's „Nacht und Leben“. 265. — Rita-Warmer's Entdeckungsgeschichte vom Ideal. 265. — Pracht Ausgabe von Balzac's Werken. 266. — Eisenbrüder's Hebräische Bibliographie. 266. **Literarischer Sprechsaal.** Koncert der Vereine für Krankheitspflege im Kriege. 266. — Humboldt-Denkmal in America. 267. — Gegen das römische Concil. 267. — Luther in Italien. 267. — Patentgesetzgebung. 267.

Deutschland und das Ausland.

Die Kurzsche Ausgabe von Göthe's Werken.

Unter den neueren Ausgaben, in denen jetzt unsere Classiker aus dem größeren Publikum zugänglich gemacht werden, verdienen die Arbeiten des Bibliographischen Instituts in Heidelberg besondere Beachtung. So eben ist von der thätigen Verlagsanstalt die Ausgabe der Werke Göthe's von Heinrich Kurz vollendet worden*) die sich sowohl wegen ihrer kritischen Sichtung als auch wegen der Auswahl des allgemeinen Brauchbaren, die unter der Hand des kundigen Herausgebers stehen ist, der Beachtung ganz besonders empfiehlt. Die Grundlage dieser Ausgabe bildet nämlich zunächst die von Göthe in den vierzig ersten Bänden geleitete Ausgabe letzter Hand, welche jedoch nicht nur mit sämtlichen früheren Gesamtausgaben der Werke, sondern auch mit den ersten Drucken der einzelnen größeren oder kleineren Schriften verglichen worden ist. Am Schluss jedes Bandes befindet sich das Verzeichniß der Ecksarten.

Diese Ausgabe charakterisiert sich namentlich dadurch, daß nicht die sämtlichen Werke Göthe's aufgenommen sind, sondern alles das ausgeschieden ist, was entweder nur Interesse für Fachgelehrte hat, also die naturwissenschaftlichen Schriften, oder was von untergeordnetem Werthe erschien.

Die Gedichte umfassen zunächst die sämtlichen leztlichen und ersten Dichtungen, wie sie in den hiebrigen Gesamtausgaben der Göthe'schen Werke enthalten sind. Aus der übergroßen Menge von Gelegenheitsgedichten, Inschriften und Erinnerungsblättern haben außerdem alle diejenigen Aufnahme gefunden, die sich wirklich durch poetischen Werth auszeichnen oder sonst in biographischer, historischer oder anderer Beziehung von Interesse sind. Nach Göthe's eigenem Vorgang sind ferner die in den Schau- und Singspielen enthaltenen

Gedichte zu einer besonderen Gruppe zusammengestellt oder sonst am passenden Orte eingebracht, und endlich ist eine nicht unbedeutende Anzahl solcher Gedichte aufgenommen worden, die in älteren und neueren Zeitschriften, Musenalmanachen, Briefsammlungen und anderen Werken zerstreut stehen und bisher in keiner Ausgabe der Werke des Dichters zu finden waren.

Die dramatischen Werke sind sämtlich aufgenommen worden; nur die Uebersetzungen (Mahomet und Zanknecht), so wie die zwei später erschienenen Bearbeitungen des Götz von Berlichingen wurden ausgeschlossen; dagegen ist aus dem Journal von Tieck ein noch unbekanntes Stück, das „Zauberpiel“, mitgeteilt. Die prosaischen Uebersetzungen (Cellini, Rameaus Neffe, Diderots Versuch) sind ebenfalls nicht aufgenommen worden, nicht bloß, weil sie keine selbstständigen Arbeiten sind, sondern auch weil sie nur einem kleinen Theil des Publicums Interesse gewähren (7).

Die Romane und Novellen erscheinen dagegen in dieser Ausgabe vollständig, so wie auch Alles, was sich auf des Dichters Leben bezieht; nur die „Tages- und Jahreshefte“ glaubte der Herausgeber ausschließen zu müssen, „weil sie unverbessertes Material geben“. Dagegen haben die Biographien von Winkmann und Haderik Aufnahme gefunden. Von den kleineren prosaischen Schriften ist nur eine Auswahl gegeben; es sind alle Aufsätze über die Kunst im Allgemeinen, und die wichtigsten über Malerei, Plastik, Architectur und Schauspielkunst mitgeteilt. Den kritischen, literarhistorischen und ästhetischen Arbeiten ist besonders die größte Aufmerksamkeit gewidmet worden; es ist nicht nur das Wichtigste aufgenommen, was Göthe über fremde Literatur, sondern auch namentlich, was er über Volkspoesie geschrieben hat, und wovon nur Einiges über deutsche Sprache und Literatur Geschriebene, weil es weniger wichtig war, ausgelassen ist. Es muß dagegen anerkennend hervorgehoben werden, daß einige interessante Kritiken aus Zeitschriften aufgenommen sind, die sich in den Gesamtausgaben nicht befinden, so z. B. Göthe's Mittheilungen über Schiller's Wallenstein, die er nach der ersten Aufführung des Lagers und der Piccolomini auf dem Weimari'schen Hoftheater in die Allgemeine Zeitung eintruden ließ.

Auch von den kleineren prosaischen Schriften aus älterer Zeit ist ebenfalls das Wichtigste mitgeteilt. Den Beschluß der Ausgabe machen endlich die vielseitigen, geistvollen, oft genialen Maximen und Reflexionen, sowie einige sich an dieselben anschließende kleinere Aufsätze.

In kritischer Beziehung ist der Herausgeber bemüht gewesen, den nicht selten verdrängten Text in seiner ursprünglichen, und wahren Gestalt wieder herzustellen, und der Umstand, daß manche der später erschienenen Ausgaben diese Verbesserungen benutzt haben, spricht wohl am Besten für den Erfolg dieser Bemühungen. So bietet also diese Ausgabe des Bibliographischen Instituts allen Denen, welchen es nicht darum zu thun ist, eine vollständige Ausgabe der sämtlichen Schriften Göthe's zu haben, bloß der Laune oder der Curiosität halber, eine willkommene Gabe, die besonders dem größeren Publikum mit Recht empfohlen werden kann.

*) Göthe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. In zwölf Bänden, mit alten Ecksarten. Subscriptions-Ausgabe in 12 Leinwandbänden à 2½ Sgr. Complet 9 Thlr. Kitzburgowien, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1869.

Ein deutscher Buchhändler im sechzehnten Jahrhundert.

In Venedig gab es schon seit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handschriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die sich dort bis zur französischen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erste regelmäßige Zeitung erschienen, welche den Namen *Gazetta* von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die einzelnen Nummern bezahlte. Bald darauf kam auch den deutschen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Caspar Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erste wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1616 der Reichs-Postverwalter Johann van der Wighelen ein Konkurrenzblatt: „Politische Avisa“, herausgab¹⁾. Neben diesen gedruckten Zeitungen behaupteten jedoch auch die geschriebenen Neuigkeiten ihre Bedeutung. Buchhändler (sogenannte Novellanten) besoldeten Special-Korrespondenten und vervielfältigten die ihnen zugegangenen politischen Mittheilungen zum Verkauf an ihre Kunden. Die Kriegsereignisse des sechzehnten Jahrhunderts zwangen auch die Entferntesten zur Parteinahme, und so sehen wir in jener Zeit das Zeitungswesen in besonderer Blüthe. Ueber den Geschäftsbetrieb eines solchen Novellanten giebt uns ein, einem schlesischen Privatarchiv²⁾ entstammendes Heft: „Correspondenz zwischen dem Buchhändler Jonisch und dem Grafen (Ernst von Helldorn), 1659–1670, ein nicht uninteressantes Bild.“³⁾

Auszüge aus diesen Korrespondenzen mögen hier Platz finden. Am 15. Juli 1659 schreibt J.:

„Ew. Hochgrätz. Gnaden werden Von dem Novellanten Unterthanig freuntlich erluchtet Vnd gebetten, die andere halbjährige prænumerierung wegen der Novellen mit 5 Rthlr. abführen zu lassen, dieran werden Ewer Gnaden Befördern, das selbige Novellen (Ew. Gn. fleißigster mahnen werden übersendt werden können, vnd demnach dieses Erste halbe Jahr nebst den Ordinarj Zeitungen Unterschiedl. gedruckte Particular schreiben, vnd gedruckte tractatlein überandt werden, auch künftig noch ferner überandt werden sollen, als Bericht der Novellanten, das dñs Jahr Rang vor selbige a parte Vier Reichthal. oder in deren Stadt Putzer Fische, oder überandt Küchel-Spenne, v. trandt gesandt werden möge, vnd wann der Novellant solches gewiew Zuermarten hat, wirt hinfübro dieses halbe Jahr fleißigster Maße mit denen Novellen nebenst denen Ordinarj Zeitungen Continuation gedrohen werden. Was die Italiänisch Couranten anbetriefft, die habe ich ein Viertel Jahr lang Von Wien kommen lassen, seindt mich aber diehe wenige Zeit mit dem Postgelde vñ rthlr. zwanzig lsh. zusehen kommen, weil Ich dann nun albiero wenig Leuthe bekommen können, die solche ins Deutsche hatten transportiren können, hat mir es Schaden, und keinen nutzen gebracht, derohalber Ich solche wieder cassiret vnd abgeschrieben zc.“

Breslaw den 15 Juli 1659.

Einem Schreiben vom 12. September 1659 legt Jonisch ein Verzeichniß der vorrätigen Kalender bei:

¹⁾ Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2. Theil. Leipzig, 1860.

²⁾ Vergleiche „Magazin für die Literatur des Auslandes“ Nr. 20 pro 1868. Eine Prebordenanz aus alter Zeit. Mitgetheilt von Robert Schick, wonach strenge Verfolgung der Zeitungsdirektor verhängt wurde.

³⁾ Dieter Gottfried Jonisch, Kunst-, Buchhändler und Novellant, wie er sich auch nennt Correspondent, hatte seinen Laden auf dem Maria-Magdalenen-Platz in Breslau.

„Nachfolgende Autoren von Kalendern sind dato auff jährlig tiges Jahr in des Jonisches Kunst oder Buchladen zu Breslau zu Kaufe zu bekommen.“

Stephan Juhmanns JahrBuch, oder Kalender in Quarto pro 6 hgl.
Nicola Schmiedt, sonst der gelehrte Pabler genannt in Quarto pro 5 hgl.

Marci Gründel Zeit und Wunderkalender, in Quarto pro 5 hgl.
dito Freundes Haupt und Arghes kalender, in Quarto pro 4 hgl.
Kriegeskalender in Quarto pro 4 hgl.

dito Gründes Historienkalender in 4to pro 5 hgl.

Herman de Beme Schreibkalender in 4to

Abdia Treues Schreibkalender in 4to

Martinus Horst Schreibkalender in 4to

Viti Stieffenbergers Schreibkalender in 4to

Andreas Goldtimners Schreibkalender in 4to

Dr. Joh. Magist Schreibkalender in 4to

Christofori Neubarthes Schreibkalender in 4to

Valentini Pantens nach dem Röm. Missal in 4to

Glias Wagners Schreibkalender in 4to

Auch sind sonst schöne gebundene Kalender in Quarto vorhanden da Werden drei zusammen gebunden, bey dem Ersten Bericht ist bey Jedwedem Monat ein Weißblatt papier Zum Schreiben begeben. Sind sehr bequem, Mehr Werden oben beidrich Kalender absonderlich nach begeben eingekunden überandt, auch mit einem Weißen Blatt Papier bey jedwedem Mo durchschicken, u. in gelebte Papier eingekunden, so auch bey aber nicht so thewer, als die Wo drei zusammen seyn. A diesem seindt alerhandt kleine Kalender theils zum Schick theils mit Jahrmarkten, bishieren, Neu u. alte Zeit benannt auch Neue Zeit alie. Wie man begeben möchte, in jedes iem kleine Kalender in 32. Auch seindt Zukommen 12 Kalenderlein mit Haut zum Schreiben, u. auff netiren bey Zutrugen pro 6 Silg. Item ein andre art solcher Kalender, die Morgen und Abendgebetlein sambt den 7 Bue Psalmdagegebunden pro 6 Silg.

An Längen Kalendern an die Wände vndt taffeln zu hängen.

Unterschiedliche kupfferkalender lang pro 8 Silg. das 2b Mehr kleinere kupffer kalender pro 4 Silg.

Langtafel oder Wandkalender,

Unterschiedliche kalender arth v. Sorten, so gemeinlich durch u. durch das Stuck pro 6 freiger.

Und dann auch vber das seind bekommen Kalender in 8vo gebunden, Wo auff jedwetentag ein blank Papier Zum Schreiben, das Stuck pro 15 Silg.

Was nun von der gleichen Sorten von andren sein man gemeldet werden, soll mit allem willen nach begeben dandbare Bezahlung gesandt werden.“

Am 9. Januar 1660 schreibt Jonisch u. A.:

— fleißigst, Ih Hochgrätz. Gnaben alle einkommende zungen, zu communiciren Vnd zu überschicken, so auch d Verfluchten Jahr fleißigstermaß beschicken, u. Wann So. grätz. Gnaden bey einem einzigen Menschen dergleichen Zeit Vor sich geht Zugen Werde, als ich dieß Vergangene praesiret, vnd überandt so viel Ihrer Hochgrätz. Gnaden Jahr die Zeitungen rufsonst geben, und darff mir nichts gegeben werden. Ich sende solche Zeitungen Vornehme Grafen, Frey- vnd Edlen Herren mehr außer dem Landt: sen, als in dem Landt. Bette sie auch also, das ich ned Zeit Von Niemandt keine Bescher gebat, wegen der Zeit

Zuweisung, als der H.C. iezo schreibt, H.C. Michel der Haupt-
stadt alhier fordert in alleweil die Zeitungen eio den Tag, in
ich die Stunde, Wann Sie Vorband, bey mir ab, sagt auch
die Zeit, Er habe gelegenheit hinauf, derobalbe weis Ich nicht,
Wie Ich Versehen soll, daß der H.C. Schreibt, Ich müße
Kewere haben, Vergangnen Dinstag hab Ich die Europaeische
Particular Zeitungen, undt die Post hamburger Untt Meis-
Zeitungn gesandt, diese werden das Jahr vor 4 Mtl. bezahlt,
jemad habe ich H.C. Micheln deute früh die Ordinari und
den Ordinari Leipziger Zeitungen Zugestellt, derer seindt 5 Stück
größen, nechst diesen 5 Stück habe ich Abne gedruckt neben
zu Zeitungen bezeugt, noch 2 halbe Bog gedruckte Sach, u.
noch ein Mat geschriebenes auß Wien, Und habe im Briefe
geschickt, daß die Leipziger Ordinari und Extra Ordinari Post
jetzt pro Jezu Mtl. pro Salario auffz Jahr gegeben werde,
hangefehen ich nun großen fleiß die Zeitbero gethan auch noch
ke date, so muß Ich doch lezo hören, Was mir nicht gefällig.
In Zeitungen alle Zusammen seindt Wann alle Woche die
Europäische Particular Zeitung r. dann die Post hamburger r.
die Zeitungen neben der Ordinari und Extra Ordinary Leip-
ziger Zeitungen gesandt werden) in allem pro 14 Mtl. und
das halbe Jahr zu praenumeriren, Ihr Hochgräß. Gnaden nehmen
die Leipziger allein, daß Jahr pro Jezu Mtl., oder die
den pro 4 Mtl. oder nehmen Keine, (weilrecht ist etwann
zu andere Versehen anzutreffen, die fleißiger ist, als Ich Müß-
har Kewellant etwann ein) es gilt mir gleich viel, Wer nicht
Zeitung bey mir in Bestellung halt, dem darf Ich auch
nicht dienen, Ich habe daß Jahr lang bey dieser Zeitungs-
entlangung wann Ichs genau nehmen soll, nicht an Ihr
Hochgräß. Gnaden Salario Zwen fl. vor meine Mühe, daß
ich recht mir alles wiederum auff die Correspondenz auß,
was mir die Zeitung etwann UmbZentn Zusamen, u. nichts
zahlen dürfte, u. allezeit die Jahress Bestellung einstreiche,
denn es wech auf mach, aber man muß die Sache ponderiren,
Ich mir daß Jahr auff Zeitungsweien nicht 1. 2. sondern
der bunterthalter, die Correspondenz mit dem Briefe
nicht mich allein daß Jahr über 300fl. Wo bleibt noch
Ihr Drucker Lohn, als auch Correctur und Censur der Zeit-
ung die Ich drucken laße, Ich achte es gar nicht, der H.C. mag
Ihr Hochgräß. Gnaden nach Gelegenheit beybringen,
Ich mich erbithe (wie Ichs auch gegen jedweden Cavalier
den meine Dienigkeit bedient zu sein tauglich) Ihr Hochgr.
nach fleißigstermaßen nach Begehren mit den Zeitungen zu
dienen, Ich Erwarthe nur Resolution, ob Ich mit alle Zeitung
noch soll Continuiren, solch je, so muß die halb-Jährige Be-
stimmung mit Sieben Reichthl. eingeschickt werden, Soll aber
die Leipziger Gesandt werden, wirdt nur 5 Mtl. gesandt,
Ich viel Ihr Hochgräß. Gnaden Ich also dienen, daß mir
die Schuld sel benigemeissen werden. Künftige Dinstag Ziel
den Europaeischen particular u. Post hamburger undt
Zeitungen Continuiren, undt den eine Resolution erwarthen,
wurde auch dabei, daß wann die Zeitungen alle Zugleich
geht, werden, daß Ich so oft mir was schriftwürdiges Zu-
setzt, so dem Druck nicht zu vertrauen, Ich Ihr Hoch-
gräß. Gn. ebenfalls damit Versehen Welle, Was mir den
den schriftlich Wirdt zuemuen, Ungleichen oftmals auf
dem Jahr Siebenbürgen, soll fleißigstermaßen gesandt werden.
Ich H.C. weiß, es kost alles sehr, Niemand schreibt gern Jezu
solche Anstalten, Ich muß alles bezahlen, Grusche demnach den
beim. und diebe, damit Ich die Versprochene 4 Mtl. wegen
dem Vieh Vergangene Jahr absonderlich gedruckte Tractate

Ueberfendung mäge mit chester gelegenheit Contentiret werden.
Ich weiß wohl, Was ich dies vergangne Jahr zu schaden kom-
men, Ich Begebre auff dieses 1680 Jahr im pauch nicht Vier
Mtl. zu nehmen, sondern Wer was Von Neue tractatellen haben
wiel, mag solche allezeit Bald Bezahlen, Ich viel schon alle
Zeit neben den Zeitungen, Wann ich was Neues habe, ein
Specification u. Taxam senden, Ich werde innerhalb etliche Wochen
Viel Neue Sache Besommen, davon ich dann künftigt meldung
thuen werde. Gott ob Anß alle etc."

Selche Klagen über schlechte Geschäfte sind in dem vor-
liegenden Hefte sehr zahlreich. Dazwischen kommen überhand
Bitten um Getraide, Grobrogel, Butter, Fische u. s. w., und
gelegentlich Orrebellien. Herr Jonisch hat auch fast in jedem
Briefe an Zahlung seiner Forderungen zu erinnern, und thut
dies sogar einmal in folgenden Versen:

Dresd. Sap.

Wann nicht das Geld erfolgt, so wird man Interdehen,
Inß Künftige Dann auch der Bedienung bald Versehen.
Dann daß mann brauche Geldt, weiß ja ein Jeder wohl,
Trumb Zewischen selches auch gesandt werden soll.

Peterice: Gegenst.

Der Einkuf der ist gemacht, H.C. Jonisch sel Reichthaler
Empfang Siben damit nicht darff der Mahler
Desh Bedende Conterfey abkamen mit den Pinsteln
und Jonisch nicht so oft, Umb selbige darff Winceln.
(Scho (Grünlein)).

Das oben angekündigte Verzeichniß der Novitäten im Buch-
handel ist folgendes:

Ein privat schreiben, welches ein gutter freundt vom andern
inständig begehrt hat, werin klärlich remonstrirt wird, daß ver-
möge der göttl. Natürl. aller Völder u. d. Civil Recht, umb
der Reiches Constitution u. Abschiede die Kön. kaiserl. k. b.
Poln. u. Königl. Denemarcische Mact. Mant. Mant. dann
Er. Churf. Durchl. zu Brandenburg, viel u. mehr dann bezeugt,
Ich. Kön. Mant. zu Schweden u. in Pommern Bremen, auch an
allen ortsborn, Wo dieselbe antretten, in und außerhalb reiches
lande u. sente beßigen, Zubekriegen, Zubekriegen u. Zum frieden
zu nötigen, damit die arme bedröndte Christenheit ruhe u. sicher
beit überkomme u. behalte etc. 10 flgl.

Beantwortung v. Niederlegung einer ausgeführten Mission,
u. den Einig Einwürffe u. Objectionum Wied. r. neu publicirte
Hamburgische schreiben, dabey ein kais. Handschreiben an Chur
Mainz heraus zuersehen, daß Ich. kaiserl. Mant. an Beförde-
rung derer in Polen u. preußen Zwischen Ich. kaiserl. Mant.
dere hebe confederirten u. Ihr Königl. Mant. Zu Schweden
Zurücksenden frieden tractaten an Ihre nichts ermangeln lassen,
sundern die Verzögerung derselben einig nur dem König in
Schweden Aufzuschreiben. Item Darumb Ihre K. M. bewogen
in Schwedisch Pommern den Krieg fortzusetzen etc. 74 Sgr.

Postillon, oder neuwundlaufende Nachricht, von Europaeischen
kriegen v. andren Welttheilen 3 Sgr.

Weitläufiger Bericht, durch einen großen Staats Minister
aus Engellandt in Niederlant abgefertigt, Worinnen die neue
Ernube in Vonten etc. Item in Was Her einem zustande jegige
Regierung, moraus Zuersehen, was auf diese Unbefrändige
Nation zu bawen. 1 Sgr.

Erziehung Von einem glücklichen Zuchse, der zwar in
Denemarck geworffen, aber nach Uebergebung Schönen gult
Schwedisch worden 1 Sgr.

Memorial, welches der kaiserl. Resident im Haag Off. Friquet

den H^{ch}. Gen. Staaten überreicht, erinnernde, daß sie die stat münster mit assistiren sollen. 1 Sgr.

Ein k^{on}gl. Handschreiben an Chur Sachsen u. c. Frieden zwischen dem Kaiser u. dem Schweden 1 Sgr.

Zwei merkwürdige Schreiben von einer Niederländischen Person an Einen Rathe G^{en}. zu Ensdausen in Holland abgehan lagen, in sich haltende den Zustand der Dinge die zwischen Niederlandt u. den praesentirten Standt von England Zubeinander 2 Sgr.

H^{ch}.n. Charis Memorial die Gen. Staaten erinnernde, daß dem Schwedisch: Ambassadeur Cojet Audienz geweigert werden möchte 1 Sgr.

Des Kön. Schwed. Extraordinair abgesandten Cojets Ritters abgelegte propos. in Versammlung der hochmög. H^{ch}. Staaten im Haag 1 Sgr.

Antwort der hochmög. H^{ch}. Staaten auf die Propos. des H^{ch}. Cojets Er. Mart. zu Schweden, so er an Ihre hochmög. gethan 1 Sgr.

Copia des Schreibens, welche Se. Kön. Mant. in Frankreich an die vermalte H^{ch}. zu Frankfurt 2 Sgr.

Warners von Grundt Ausführung aus dem Westfälischen Friedens-Instrument, ob der Kaiser oder der Kön. in Schweden den deutschen Frieden gebrochen 2 Sgr.

Proposition der dennemerkischen H^{ch}. Abgesandten, den H^{ch}. Staaten abgelegt d. 10 Jan. 1660.

Neu vermehrter Postillon oder Prognosticanten Schlüssel darinnen alle tündle Propheceungen kalender: c. eröffnet werden 3 Sgr.

Der Augen gestelltes Meisterstück Momi et Momae oder Jungfer gefell Mann u. Weibes tacler ganz Neu heraus gegeben.

Altkhandt kurfürstliche

1. Die Fürstl. Residenzstadt Stettin in Pommern mit der Fortification 2 Sgr.
2. Die Stadt Damu in Pommern mit der Fortification 2 Sgr.
3. Den Commentanten in Stettin zu Hehe 2 Sgr.
4. Den Herrn Gen. Douglas zu Hehe 2 Sgr.
5. Den großen Fisch bei Hamburg gefangen 2 Sgr.
6. Von einem Wunderfischamen Vogel, der sich in Polen und anderen ertben leben laßen. 2 Sgr.
7. Die Spanische u. Französische Heprath in Kupfer 2 Sgr.
8. Die Stadt Goppenhagen mit der Fortif. und einer landschaftl. inseln 3 Sgr.

Im Zahl nun dergleichen Sachen beliebig, kan Wir nur hierum gebet werden, Weil solche von blische taxa müßig übergeben. In den nächsten Verzeichnissen über neu erschiene Bücher sind besonders solche über Kometen sehr zahlreich.

Auch Musikalienhändler und Verleger war Jenisch. Eine Taxa der Musikal. Sachen lautet:

Musica Romana in folio 20 Silbergr.

Arnoldi Tres Missae in 4to 24 hgl.

Voemens und Kempens Salawische Mufen Lust in folio 15 hgl.

Weberh Sing und Spiel Arien Unterlegt Von Joh.

Fried. Zuber 74 hgl.

Eine Rechnung über die im 2. Semester 1660 vom Grafen Gellhorn entnommenen Bücher zeigt, wie geringen literarischen Bedarf man damals hatte. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß Graf Ernst v. Gellhorn einer der reichsten und gelehrtesten Schlesiens war, dessen wissenschaftliche und politische Bildung weit über der seiner Zeit- und Standesgenossen stand*).

*) Vergl. Wochenblatt des Johanner-Ordens der Valley Brandenburg Nr. 16 pro 1865: Ernst von Gellhorn, ein Lebensbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges, von Robert Schäd.

Verzeichniß was Ihr Reichsgräffl. Gnaden aus wozu Buchladen gesandt worden Dem 1. Jahr biß ultimo Decem. Anno 1660.

Staats Discours Von einem Soldaten Und Schneider Den Vmbgekehrten Holland. Red in 4to . . . 1 Sgr.
Instrumentum pacis perpetuae Lat. Und Deutsch in 4to 10 . . .
Antwort auf den Vmbgekehrten Holland. Red in 4to 1 . . .
Spanische Und französ. Frieden in 4to . . . 8
Pacificatio Septentrionalis in 4to Lateinisch Und Deutsch 5
Abtritt der Jesuitter Von dem Geißl. in daß Weltliche in 10 . . . 3
Bericht Wie die Türken Waraden eingekommen 1 . . .
Vertrag Waraden in Kupfer . . . 3
Gedruckte Tractatet Kleine Dinge in 4to . . . 6
Kalender auf daß 1660 Jahr in 4to
Vahrmundtß Geischichtskalender in 4to } 1 Zkl. 6
Gebundene Schreibkalender in 4to

Neue gedruckte Tractatet Kleine Dinge in 4to . . . 3
Die weiteren Correspondenzen des Jenisch enthalten 1
während Bitten um Geschenke an Getraide und andre G^{en} lier, Klagen über schlechte Bezahlung seiner Arbeiten u. s. Er erbittet auch die Erlaubniß, in dem Gräffl. Gellhorn's Hause in Breslau während des Wartes seine Waaren h^{alten} und dort am Thiermentag Musikaufführungen zu halten zu dürfen. Abwählige Antworten sind stets die k^{on} anlassung zu großen Ausfällen über den Umdant hoher her.

Es wird eine neue Composition: „Musicalische New. 1 gegangene Taffel erlufung“ zur Ansicht verlangt, wozu f^{ür} mittheilt, daß der Verleger spricht, man müße mit den Musikal. Sachen Behuttsamer Vorgehen, dann Viele der Klanten wehren meist alle gesnuet, daß sie sich in der G^{en} Beste Stud abschreiben, oder Abschieben, also daß der Viel wenig Exemplaria verkaufte, es seindt Sechsig Stück, Stud sol Ja einen Bromberger werth sein, Ich nehme 2 Sgl. und Setze oder Schriebe ein sold Stück mit 4 Sgl. ab. Wann Sie nicht des Geldes werth sein werden, Ich man künftigt keine Musicalische Sachen bey mir kauffen. Ich habe ize eine Volsändige Taffel Music erben Die Soll Ich Gott viel Innerhalb Jahresfrist durch den, daß Licht seben, wird auff ein Sechsig Wegen in folio kan dem Autore da Ich 30 Rthl. pro labore gezahlt, Ach Exemplarien und freyer Dedication. Die werden Sich noch zu Beher, als die Taffel erlufung hören laßen.“ u.

Mit Schluß des Jahres 1670 scheinen die Beziehe zwischen Graf Gellhorn und dem Buchhändler Jenisch ihr erreicht zu haben. Im Allgemeinen dürften dieselben den rithische Streitslichter auf das Geschäft des Buchhandels des Zeitungsverlebens im 17. Jahrhundert werfen.

Robert Sch

Marion, ein deutsches Cameliën-Drama.*)

Hätte sich nicht der als Schriftsteller rühmlich bekannt Paul Lindau ohne jeglichen Vorbehalt als Verfasser Dramas „Marion“ genannt, wir wären versucht gewesen, es für eine Uebersetzung aus dem Französischen zu halten hätten bedauert, daß ein neuer Zuwachs der französische

*) Marion, Drama in vier Akten von Paul Lindau; Gloger gedruckt bei Sam. Lucas. (Wüthgen Manuscript.)

wollen-Dramen-Literatur wiederum eine so bereitwillige Verpflanzung auf deutschen Boden gefunden. Aber die Arbeit ist von Hause aus deutsch, d. h. sie ist von einem deutschen Schriftsteller in seiner Muttersprache gedacht und gedichtet, und um so tiefer beklagen wir es, daß der Verfasser seine reiche Begabung an solche Stoffe verschwendet, sie mit deutscher Gründlichkeit behandelt.

Von den vier Akten des Dramas spielt der erste in einem Salon der Pariser vornehmen Welt, der zweite im Innern eines vornehmen Pariser Hauses, der dritte in einem Salon der Halbwelt, der vierte endlich im Hospital und zwischen jedem Akte liegt ein Zeitraum von ein oder mehreren Jahren. Dasselbe junge Mädchen, die Heldin des Stückes — Marion — das im ersten Akte sich zwar mit einigen hochstehenden Lebensarten gegen eine sogenannte Convenienzheirat sträubt, reicht am Schlusse desselben doch dem ihr von der Mutter vermittelten Gatten ohne sonderliches Bedenken ihre Hand, langweilt sich im zweiten Akt so sehr, daß sie die ihr in die Hände gefallene Veranlassung zur Eifersucht mit einer gewissen Begierde ergreift und nichts Eiligeres zu thun hat, als sich in die Arme eines jeden von Reisen zurückgekehrten Freundes ihres Gatten, für den sie allerdings schon früher Zuneigung gefühlt, zu stürzen. Ein Pistolenduell zwischen dem beleidigten Gatten und dem Rivalen, in welchem der erstere erschossen wird, schließt den zweiten Akt. Im dritten sehen wir Marion, durch ihren Fehltritt oder vielmehr durch das durch denselben erregte Aufsehen nach ihren früheren Kreisen verbannt, unsäglich die Einsamkeit an der Seite ihres Geliebten zu ertragen, diesen sprunghaft in dem Salons der demi-monde erscheinen, es im Spielen, Trinken und Anreden neuer Verehrer ihrer nummernreichen Gefährtinnen nach, wenn nicht zuwortun, so daß dann der vierte Akt, das Hospital, wo sie an der galoppirenden Schwindsucht stirbt, die „Leizung des Gebäudes“ ist. Die sich um die Heldin gruppirenden, theils der großen, theils der Halbwelt, oder eigentlich nicht angehörnden Personen, denn diese beiden Gesellschaften überschneiden im Drama so ineinander, daß man in der That nicht so sagen weiß, wo die eine anfängt und die andere aufhört, weisen weder im Guten, noch im Bösen einen einzigen Charakter auf, allerdings ein Zeichen der Zeit und der Zustände, und selbst der Anlauf, welcher genommen ist, im Dr. Guénard und seiner Frau ein heiliges Gegengewicht der noch gefundenen bürgerlichen Verhältnisse gegen die verrotteten Zustände der höheren Stände zu zeichnen, ist doch nur schwach und ungenügend.

Haben wir sittliche Bedenken gegen die Verpflanzung derartigen Stoffe in unsere deutsche Literatur, so wiegen indeß doch noch viel schwerer die ästhetischen Bedenken, welche wir gegen die dramatische Behandlung derselben hegen. Der Schriftsteller hat gleich dem Ärzte nicht nur das Recht, sondern die Verpflichtung, Schäden aufzudecken, um sie zu heilen, aber er kann gleich dem Ärzte, wenn er sich dabei in der Wahl der Mittel verzögert, zu einem Giftmischer werden. Hält es der Schriftsteller für gerathen, unserem deutschen Publikum ein Spiegelbild vorzubringen, wozin die Gesellschaft geräth, wenn sie Luxus und Genußsucht zu obersten Gesehgebern macht und die Ehe zu einem Geschäfts-Contract werden läßt, so muß er alle diese Verhältnisse nach ihrem Entstehen und ihrer fortgeschreitenden Bewegung schildern und motiviren; dazu gehört aber die epische Breite des Romans oder, ist der Stoff nicht so ausgiebig, der Novelle. In einem Drama jedoch, wo wir es immer nur mit dem Gewordensein, nicht mit dem Werden zu thun haben, er-

scheint uns ein solcher Versuch, mag er sich immerhin an französische, in Deutschland mit Beifall aufgenommene Vorbilder anlehnen, verwerflich vom sittlichen, noch weit mehr aber vom ästhetischen Standpunkte. Diese ganze Handlung, die eigentlich keine ist, gehört nicht auf die Bühne; diese Hospital- und Schwindsucht-Scenen sind widerig und unsäglich; das Drama Marion ist mit keinem Worte kein Drama, sondern eine dramatisirte Biographie, der wesentliche Verbindungsglieder fehlen.

Einem deutschen Dichter der Gegenwart winken wahrlich andere und würdigere Aufgaben, und wir halten Paul Vinay nicht nur für einen Berufenen, sondern auch für einen Auserwählten, glauben deshalb aber mit unserem Bestreben um so weniger zurückhalten zu dürfen, denn nur mit der Mittelmäßigkeit geht man nie streng in's Gericht.

S. 5.

Bö h m e n.

Der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Böhmen.

Der von unserm Prager Korrespondenten (Nr. 17 des „Magazin“) erwähnte neue deutsche Kulturverein in Prag hat folgenden, auch im übrigen Deutschland Verbreitung verdienenden Aufruf „an das deutsche Volk in Böhmen“ erlassen:

„Wir sind heute einem Ziele nahe, nach welchem die Völker: Jahrbunderte lang gerungen, — doch ausgerungen ist der Kampf noch nicht. Mächtige Gewalten der vergangenen Zeit stemmen sich mit Wort und That gegen das Werk der Freiheit und Gerechtigkeit. Die einzig sichere Gewähr des Sieges ist ein besonnenes, gebildetes Volk. Nicht die glühendste Begeisterung, nicht die Heftigkeit des Willens allein kann uns zum Ziele führen. Den Sieg erwarten wir von der verständnißvollen, zäh ausdauernden Arbeit unsers deutschen Volkes. Das ist das Feld, das Feld der Arbeit, auf dem unsere Nation unter den Völkern die Palme sich errungen. Die Bildung des Volkes aber ist die beste Arbeit für die Freiheit. Was die Vergangenheit verabsäumt, soll die Gegenwart wieder gut machen, damit alle Künste der Verführung zu Schanden werden an dem Verständniß des Volkes. Eine erfreuliche Sehnsucht nach Erkenntniß und Wissen beginnt in ihm zu erwachen; wir müssen sie nähren und befriedigen, — befriedigen mit der Arbeit, die Männer bildet. Vorbei an sumpfigen Gewässern der Beschränkung aller Art müssen wir es an den großen, lebendigen Vorn führen, den deutscher Geist dem Hellen entloft.

„Solche Gedanken waren es, die eine Anzahl deutscher Männer veranlaßt haben, einen deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zu gründen. Derselbe ist bestimmt, wahrhaft gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten, vor Allem solche, die dazu dienen, die Wohlfahrt des Volkes zu befördern, die kleine Aderwirtschaft, das kleine Gewerbe und den Arbeiterstand in mannigfacher Weise anzuregen und zu heben und das gesammte Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und Freiheiten, seiner Bedürfnisse und Ziele zu leiten.

Nachdem der Verein sich in der am 14. März d. Z. abgehaltenen Hauptversammlung konstituiert hat, hält es der unterzeichnete Ausschuss für seine erste Pflicht, das deutsche Volk in Böhmen zur Unterstützung und Förderung dieses Vereins aufzufordern.

„Mögen unsere deutschen Stammesgenossen durch ihren Beitritt zu dem Vereine sich verpflichten, ihr Eiferstren zu bringen, daß es ermöglicht werde, für das Volk Bibliotheken zu gründen, sie mit wohlgewählten Büchern zu füllen, auf Werke, die geeignet sind, durch Belehrung die Wohlthat und die Sittlichkeit des Volkes zu fördern, aufmerksam zu machen, die Herausgabe solcher Werke anzuregen und sie zu verbreiten, kurz, daß der Gedanke zur That werde, durch Verträge und Bücher, durch Wort und Schrift unser Volk zu bilden und es auf jene Stufe der Freiheit über geistige Aneignung, der Humanität über Wahn und Vorurtheil nicht mehr zweifelhaft sein.

„Soll aber der Verein seiner hohen Aufgabe gerecht werden, so bedarf er allseitiger Unterstützung und Förderung. Deshalb richten wir an alle Stammesgenossen, von Ersten bis zum Letzten, an Einzelne wie an Vereine, Corporationen und Gemeinden, die vertrauensvolle Bitte, dem Vereine als Mitglieder beizutreten zu wollen, und ersuchen alle Volksefreunde und insbesondere die, welche schon jetzt für die Volksbildung arbeiten: die Lehrer, die Presse, die politischen, die Arbeiter- und Bildungsvereine, in ihren Kreisen durch Anwerbung von Mitgliedern für den Verein zu wirken.

„Prag, den 24. März 1863.

Der Ausschuss des „Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“.

Richard Ritter v. Degener, Obmann. — Dr. Joseph Holzner, Schriftführer.“

R u s s l a n d.

Russlands und Preussens Gränzbeziehungen.

Während im Krimkriege das russische Reich von den englischen, ja auch von französischen und deutschen Blättern gewöhnlich als ein „Skavenshaat“ bezeichnet und mit Dahomey oder Timbuctu auf eine Stufe gestellt wurde, rechnet jetzt, nach drei Vorküften, Sefermann, der die dortigen Dinge vernunftgemäß zu beobachten Gelegenheit hatte, Russland zu denjenigen Ländern, deren Regierung sich von populären Einflüssen leiten läßt, wie sie abwechselnd aus der Gedankenrichtung der Regierten aufsteigen. Thatfachen, die zu solcher Auffassung berechtigen, sind namentlich die Zurücksetzungen, welche der deutschen Kultur entgegen.

Eben wird berichtet, daß die Petersburger Akademie der Wissenschaften, deren offizielle Sprache bisher das Deutsche war, beschloßen habe, keinen Kalender mehr zu veröffentlichen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die beiden letzten Jahrgänge dieses in Schmitzdorff's Verlag erschienenen Akademie-Kalenders eine Fülle interessanter Arbeiten über Russlands Zustände enthalten und ihre Lectüre einem Lesen angerathen werden kann, der sich für Russlands Zustände interessiert.

Von Interesse für die Leser dieses Blattes dürfte namentlich sein, was in den „Nachweisen über den auswärtigen Han-

delverkehr des russischen Reiches“, welche im kaiserlichen Zoll-Departement zusammengestellt sind, an Worten und Zahlen in Betreff der Handelsbeziehungen Russlands zu Preußen erzählt wird. Preußen aber ist nach Russlands offiziellem Erzeugniß die Beziehung jenes territorialen Verbundes, welcher sich selbst den deutschen Zollverein nennt.

Wir bemerken vorher, daß der Gesamtwerth der russischen Ausfuhr nach einem festen Preiscursum taxirt wird, der, wie die mit den respectiven Aufnahmen betrauten Beamten ansetzen von den wirthlichen Preisen aller Hauptgegenstände der Ausfuhr bedeutend abweicht und deshalb weder zur Taxirung des wirthlichen Gesamtwerthes der Ausfuhr noch zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Ausfuhr und Einfuhr maßgebend ist. Auch bei Aufzählung der Einfuhr dürfen die Preise kaum mit einem zuverlässigen Durchschnittswerte normirt sein. Nur in diesem Falle einschränkende Vorbehalt ist die vom Zolldepartement aufgestellte Handelsbilanz des russischen Reiches zu betrachten.

Vergleichen wir in den beiden Staatskalendern die eingenen Posten der Bilanz seit dem Jahre 1861—1867, so fällt uns besonders der Umstand in die Augen, daß seit dem Jahre 18 die Haupteinfuhr nach Russland aus Preußen kommt, während die Ausfuhr Russlands nach Preußen in stationärer Weise verhältnismäßig klein bleibt.

Bis in dieses Jahrzehnd hinein, wie schon seit Jahrhunderten, hatte Großbritannien, welches über die Hälfte des russischen Exports bezog, auch den größten Theil der russischen Einfuhr geliefert; und so führte es 1861 (in legaler Weise) 47 Mill. Rubel nach Russland ein und für 76 Mill. Rubel aus.

Aber während sich die Verhältnisse Englands zu dem großen Schicksal im J. 1865 auf 48 Mill. Einfuhr und 98 Mill. Ausfuhr stellten, lieferte Preußen, das 1861 erst 26 Mill. Einfuhr und 19 Mill. Ausfuhr für Russland repräsentirte, im J. 1867 bereits über 50 Mill. Rubel Einfuhr, während es an russische Ausfuhr nur 27 Mill. Rubel bezog.

Zahlgewaren und namentlich Gewebe aller Art sind, welche den Haupttheil der preussischen Einfuhr nach Russland bilden. Freilich liegt es auf der Hand, daß Preußen für meisten dieser Gegenstände nicht Entstehungsort ist, sondern nur das notwendige Durchgangsland bildet. Da Herr Thörner, der Vicedirector des russischen Zolldepartements, Ausruf und die Kaufkraft seiner Nation für diese Gegenstände nicht läugnen kann und den Umstand nicht ändern wird, die Schiffe einen großen Theil des Jahres nicht schiffbar ist, deshalb einen directen Bezug der betreffenden Artikel aus Rußland und England nach Russland (ganz abgesehen von den Vertheilungen oder von seinen Nachtheilen) nicht zulassen, liefern die Worte, mit welchen er auf die von uns herbeigehobenen Data der offiziellen Tabellen hinweist, eben den Beweis von einer unparteiischen Aufschauung.

Dem Aufschwung der Eisenbahnverbindungen und Einwirkung unseres differentialen Zolltarifs ist es zuzuschreiben, daß Preußen den Transitbangel mit allen englischen und schottischen Waaren an sich zieht. So zum Beispiel sendet Frankreich gegenwärtig auf directem Wege Eisenwaaren Durchschnittswert von nur 200,000 Rubel. In solchen Fällen wird der directe Handelsverkehr Russlands mit denjenigen Ländern, welche mehr als 60 pCt. von seiner gesammten Ausfuhr in Anspruch nehmen, ständig heruntergedrückt, um von einem Absatz zu werden, der, obgleich unser Nach-

*) St. Petersburger Kalender für 1868. Vergleichen für 1869. Die wissenschaftlichen Theile sind in besonderen Ausgaben bei Schmitzdorff erschienen als: „Statistische Mittheilungen aus Russland“.

dennoch nicht über 14 pSt. russischer Exportwaaren für seinen eigenen Bedarf bezahlt."

Aus der Feder eines der ersten russischen Finanzbeamten läßt diese Worte, officiell, wie sie gegeben sind, einen eigenenthümlichen Commentar zur entente cordiale, welche man als zwischen Preußen und Rußland bestehend annimmt.

Glücklicherweise hat eine solche, den Geist Cromwellscher Navigations-Akten athmende Politik den Wollgang des wirtschaftlichen Geleises nicht aufhalten können, kraft dessen den preussischen Communications-Anstalten ein beschleunigter Transportgewinn für die Expedition der westländischen Fabrikate zufließt, welche zur Deduktion des sich immer mehr steigenden russischen Bedarfs nach Fremdwaren dienen.

In den Jahren 1866 und 1867 hat, wie der leghierarchienene Minister besagt, der Vorprung preussischer Einfuhr über die übrigen sich ganz bedeutend vergrößert.

1866 führte Preußen für 69 Mill. Rubel nach Rußland ein, England nur für 59 Mill.; dagegen führte Preußen aus Rußland für 28 Mill., England für 101 Mill. aus. 1867 war Preussens Einfuhr auf 92 Mill., Englands auf 75 Mill. gestiegen; die Ausfuhr Preußens aber betrug wiederum nur 30 Millionen gegenüber den 107 Mill., welche England nahm.

In dem Totalwerth der russischen Einfuhr in jenen beiden Jahren zusammengekommen, welche sich auf 400 Mill. Rubel belaufen wurde, participirt Preußen also an erster Stelle mit 23 pSt., Großbritannien mit 31 pSt., Frankreich mit 6 pSt., Oesterreich mit 5 pSt.

An der russischen Ausfuhr, welche der Totaleinfuhr gegenüber einen geringeren Werth bei genauer Addition ergibt, tritt Großbritannien mit 52 pSt., Preußen mit 15 pSt., Frankreich mit 9 pSt., Oesterreich mit 5 pSt. Theil.

Wannan erblickt aus diesen Zahlen, daß der Schwerpunkt des Handels- und Finanzpolitik, welche der Ausfuhr, mit voller Zweckmäßigkeit, totale Freiheit läßt und, nicht zweckmäßig, sich nur einer Reglementierung und Belassung der Einfuhr zuwendet, schon jetzt in die Beobachtung des russischen Gränzverkehrs fällt. In Zukunft wird dies noch stärker der Fall sein; mehrere im Bau begriffene Eisenbahnen fügen die Wege von Paris, Calais und Ostende nach russischen Gränze fast bis zu geraden Linien ab und machen, wenn die Tarife der deutschen Eisenbahnen, wie in Aussehen, sich auf ein gemeinsames Niveau erniedrigen, den Transport für alle englisch-französischen Waaren, die in Deutschland gekauft werden, immer vorteilhafter. Seetransport für jene Gegenstände, bei welchen Werth und Gewicht im Verhältniß zu stehen pflegen und welche als Modelle aus reiches Kaufen berechnet sind, seiner Unzicherheit und Langsamkeit halber auch in der Jahreszeit, in welcher nach Rußland hin möglich ist, heut schon sehr ungewöhnlich; drei Drittel der in den baltischen Häfen Rußlands einströmenden Fahrzeuge kommen ausschließlich mit Ballast beladen.

Es würde es nun im entschiedenem Vortheil Rußlands sein, gründliche Reformen in seinem Zollwesen längs der russischen Gränze einzutreten zu lassen, über welche es im letzten Jahre schon auf den amtlich konsultirten Wegen mehr als die Hälfte des Gesamtwerthes seiner Einfuhr bezogen wird.

Gerade hier entzieht der an den Außenzollplätzen nicht so sehr legale und illegale Schmuggel den russischen Finanzen abgesehen von jährlich eine größere Summe, als die ist, welche durch Zölle einkommt.

Das beste Mittel, den preussisch-russischen Gränzverkehr von der Bahn der Desraude abzulernen, die, wie viele deutsche, nach Rußland importirende Kaufleute uns bestätigen, gewöhnlich als der natürliche Weg gilt, wäre freilich eine allgemeine Erniedrigung des Tarifs. Doch können wir auf diese Frage, in welcher feltamer Weise Rußlands bisherige Politik neuerdings Vertheidiger an deutschen Schriftstellern findet, hier nicht näher eingehen.

Daß die russischen Zolleinnahmen durch Herabsetzung der Zölle gewinnen müssen, ist ja jedem denkenden Russen klar. Aber man will diesen finanziellen Vortheil nicht durch einen volkswirtschaftlichen Nachtheil erkaufen.

Nun, wir denken demnach ausführlich auf Grund eigener Beobachtungen zu erweisen, daß auch der neue Tarif von 1867, so sehr er in einigen Positionen gemäßigter erscheint, wenn man ihn mit den früheren Taren und Einfuhrverboten vergleicht, viele Bestimmungen enthält, die den russischen Volkswohlstand nicht nur nicht fördern, sondern ihn sogar wesentlich aufhalten. (Der hohe Zoll auf bläuliche Gewebegattungen, in welchen die russische Industrie läuglich keine Concurrenz mehr zu fürchten hat; die neue Abgabe von landwirtschaftlichen Maschinen u. s. w.)

Der größere deutsche Händler, welcher jetzt den Transport nach Rußland in Händen hat, würde durch Ermäßigung des Zolles verlieren, insofern alsdann viele kleinere deutsche Kaufleute in dem Handel nach Rußland mitwettbewerbend auftreten würden. Jeder aus diesem Stande wird, wenn er Rußlands Productivität und Consumtivkräfte kennt, unter vier Augen uns versichern, daß er gegenwärtig nach dem Willen der russischen Regierung: sich auf Kosten des russischen Nationalwohls für den hohen Kostenpreis der von ihm eingeführten Waaren schadlos halte.

Wenn dennoch gerade Importeure nach Rußland sich über die gegenwärtige Art des Gränzverkehrs beklagen, so thun sie es im Grunde genommen und eingestandenemmaßen nicht wegen des Tarifs, sondern wegen der Zollabfertigung.

Das Abfertigungs-Reglement von 1865, so wohlthätig es gemeint war, vertheuert nicht nur die Transportkosten und Lagerpreise in ungemeiner Weise, sondern läßt der Willkür einzelner Beamten den weitesten Spielraum und macht das „Lapow“ (Sondgeld an den Beamten), welches früher seine gewohnheitsrechtlichen Normen hatte, im Durchschnitt gerade nicht viel höher, aber weit unregelmäßiger.

Und nicht über die Größe dieses Tributs beklagt sich wesentlich der deutsche Händler, sondern über dessen Unberechenbarkeit.

Gerade volkswirtschaftlich bietet das jetzige Abfertigungssystem mit seinen dreifach verschiedenen Zollämtern den Russen selber am meisten Nachtheil. Denn je unbestimmter die Verluste sind, welche dem deutschen Händler an der Gränze durch russische Individen erwaizen, desto höher muß er sich jenseits der Gränze den an der russischen Gesamtheit zu machenden Gewinn bezingen.

Es bezeugt denn der unvermeidlich und beständig wachsende Verkehr zwischen Preußen und Rußland für den deutschen Handel, der dabei immer gedeiht, ebenso wie für die deutschen Communications-Anstalten einen entscheidenden, wenn auch nicht gewaltigen Vortheil; und großen, wenn auch nicht regelmäßig bestimmten Nutzen ziehen von ihm die russischen Zollbeamten; einen sicheren und bedeutenden Nachtheil aber erleiden durch

das gegenwärtige System die russische Regierung und das russische Volk.

Der Verkehr wächst, Dank den frischen, unerschöpften Kräften der russischen Natur; aber die russische Nation verliert bei Vermehrung dieses Verkehrs eine weit bedeutendere Quote als nothwendig wäre. Das Verhältniß ist im Durchschnitt jetzt folgendes:

Die Frucht bis zur russischen Gränze für einen Gegenstand von 100 Thlr. (Zabrickpreis in England oder Frankreich, zu welchem ihn der deutsche Händler kauft) mag sich mit Lagerpreisen u. s. w. im Großhandel auf 15 Thlr. stellen, der Zoll beträgt 35 Thlr. Abfertigungskosten (Zeitverlust, Placiere und „Lapow“ gemeinsam auf Geld reducirt) 25 Thlr. Diese 35 und um 25 Thlr. zusammen können sich nun durch legalen oder illegalen Schmuggel um eine Kleinigkeit billiger stellen, was bei vielen Gränzgeschäften aber schon immer eine beträchtliche Quote ausmacht, wobei aber nur die russische Regierung verliert. Jedemfalls aber beträgt der Kostenpreis des zu 100 Thlr. eingekauften Gegenstandes jenseits der Gränze ungefähr $100 + 15 + 35 + 25 = 175$, und unser Händler ist sehr genügsam, wenn er für sich als Verdienst, d. h. als Arbeitslohn und Capitalprofit, 25 Thlr. rechnet, so daß er einen Gegenstand, den er bei mäßigem Zoll und umständlicher Gränzabfertigung etwa um 160 Thlr. gleich jenseits der Gränze loschlagen könnte, um 200 Thlr. als Minimalpreis verkauft.

Dieser selbste Kostenaufschlag von 160 zu 200, d. h. 20 pCt., ist die mindeste Vertheuerung, welche stattfindet, wenn ein russischer Unterthan dießseits der schwarzweissen Pfähle den Gegenstand gekauft hat; bei der Abfertigung wie beim Schmuggel läßt sich der deutsche Händler doch meist durch Commissäre vertreten, welche russische Unterthanen sind. Diesen als ein gewiß sehr geringes Durchschnittemaß anzunehmenden Aufschlag von 20 pCt. über den durch die Billigkeit gebotenen Preis aller Einfuhrwaaren trägt nun lediglich — das russische Volk.

Festete Benjamin Franklin heute, wahrlich er würde von den Russen sagen: „Sie geben zu viel für ihre Pfeife“.

Dr. F.

Frankreich.

Zur antinapolonischen Literatur.

Le Drame de Waterloo.*)

Der Cultus, den man noch bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts dem Andenken Napoleon's I. widmete, ist in Frankreich selbst allmählich in das Gegenteil umgeschlagen. Es ist dies ein ganz naturgemäßer Vorgang. Wenn man bedenkt, daß die Erscheinung des Kaisers, so glanzvoll sie auch immer aufzutreten mochte, doch des Hintergrunds, einer wahrhaft großen einer sittlichen Idee entbehrte, die allein im Stande ist, uns mit den Thaten eines Eroberers auszuföhnen, so möchte man vielmehr erkaunen, daß nicht nur die Zeitgenossen, sondern fast eine ganze darauf folgende Generation sich von dem Glanz der

ephemerem Größe blenden und verblenden ließen. Sagte doch schon sein eigener Bruder Lucien von Napoleon I.: *qu'il avait toujours une conduite réglée sur sa politique et une politique fautive sur l'égoïsme* — Worte, die man auf wirklich große Charaktere, wie den großen Kurfürsten von Brandenburg oder Washington, nicht anwenden könnte.

Während früher nur vereinzelte Stimmen es wagten, die Wahrheiten auszusprechen (z. B. Lamartine, der von Napoleon sagte: *il est grand par l'action, petit par l'idée*, nur par la *voies* hat jetzt ein vollkommen systematisches Verfahren in Frankreich sich Bahn gebrochen, um auch den letzten Rest des Nimbus zu zerstören, der etwa in den Augen Mancher um die Rolle (Erscheinung) schreiben möchte.

Allen andern Werken voran in der Unerbittlichkeit, ja in der Ingratit der Behandlungswiese steht das Werk von Lamartine dessen dritter Band in Nr. 13 dieser Blätter angelangt und auch die vielseligen, gegen die Gerechtigkeit und Mäßigkeit der Kriegsglorie gerichteten Romane von Erkman-Chatri gehören zu dieser Kategorie. Wenn man bedenkt, wie die Selbstverleugung für ein französisches Herz dazu gebräutet sich diesem Geschäft der Deglorification zu unterziehen, so man der im Dienste der Wahrheit unternommenen Arbeit die Achtung nicht verlagern können.

In diesem Sinne ist auch das vorliegende Werk von Beselt von einem tiefen und starken Zuge, die Wahrheit jeden Preis zu ermitteln, unternimmt es der Verfasser, nach weisen und mit unwiderleglichen Dokumenten darzutun, der Verlust der Schlacht von Waterloo, der so entscheidend die ferneren Schicksale Frankreichs wurde, nächst der ausgezeichneten Tapferkeit der verbündeten Truppen, der er alle rechtlich widerfahren läßt, hauptsächlich einigen großen, ja unbegreiflichen Fehlern Napoleon's zuzuschreiben ist. Von nachfolgenden Geschichtsschreibern sind darum diese Fehler nicht erkannt und gewürdigt worden, weil Napoleon in *Mémoires de St. Hélène* anlässlich bemüht war, durch eine falsche Darstellung der Ereignisse dieselben zu verhüllen, anzuführen, worin diese Fehler bestanden, würde den überreichen; angeht die zahlreichen mitgetheilten würdigen Zeugnisse aber fühlt man die Wahrheit dieser fassung und begreift nicht, daß Männer wie Thiers sich Widersprüche in den *Mémoires de St. Hélène* selbst verschafft, sondern diese auf guten Glauben als Wahrheit genommen haben.

Der Verfasser läßt die Ereignisse der Tage und die die der Schlacht unmittelbar vorangingen, Stunde für Stunde man kann sagen, Minute für Minute an unserm Auge vorüberziehen, und wir sehen daraus, daß Napoleon theils um seine Garden bis zuletzt aufzusparen, wie er die früheren Schlachten her gewohnt gewesen, theils aus großen religiösen und moralischen Erschlaffung (caissas) die sich seiner gerade in dem entscheidenden Augenblicke bittigte, sich alle schon errungenen Vortheile entgegen ließ körperliche Ermüdung des Kaisers ohne vorhergehende viel Anstrengung war so groß, daß er, der sonst seinen Schloß in seiner Gewalt hatte, mitten im größten Geräusch, von kommenden und fragenden Boten, auf einem hohen Stuhle sitzend, Stundenlang in Schlaf versank.

Ein fernerer verhängnisvoller Mißgriff ist, nach der falschen Ansicht, die Wahl der Generale Soult, Mortier, die alle drei sich erst ganz kürzlich von der Seite der Bourbonen losgelagert hatten. Der Nachfertigung des Mar

*) Grande restitution historique, Rectifications, Justifications, Réfutations, Souvenirs, Eclaircissements, Rapprochements, Enseignements, Faits inédits et Jugements nouveaux sur la campagne de 1815 par l'auteur de la grande Epopée de l'an II (Piérart), Paris, au bureau de la Revue spiritualiste, 1868.

zu jedoch gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen ist ein großer Theil der Schrift gewidmet.

Mit demselben Eifer, der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, von dem der Verfasser bei dieser Rechtfertigung geleitet ist, verfährt er auch, indem er die Leistungen der Verbündeten ist besonders die der preussischen Armeen würdigt. Man lese besonders, was er S. 426 darüber sagt und wie richtig er den Unterschied beurtheilt, der zwischen den Truppen von Sina und von Waterloo bestand, dort bloße Automaten, hier geübte und gebildete Menschen, getragen und begeistert von einer Idee. Er warnt vor Unterschätzung der preussischen Verhältnisse.

In einem ergreifenden Nachwort schildert Mörart mit besten Worten die Greuel, die der Krieg im Gefolge hat, die Verdrückung jedes Aufschwunges, ja jeder freieren Entwicklung; dennoch hält er einen Krieg, und zwar einen Krieg mit ruhigen, für „imminente“, „weil eben nur in den Kellen des jenseitigen Abgewalts werden könne, der jetzt auf den europäischen Völkern lastet!“

Bei aller Anerkennung, die wir der so klar und überzeugend geschriebenen Arbeit nicht versagen können, erfüllt uns doch Erstaunen über diesen Grad nationaler Beschränktheit, der den Theorien des, wie man durchfühlt, republikanisch geganten Verfassers vollständig widerspricht. R. St.

Spanien.

Die bisherigen Cortes-Verhandlungen.*

Abbildung der Parteien. — Unfähigkeit der Regierung.

Schon zwei Monate sind die konstituierenden Cortes versammelt und haben viele schon klingende Reden gehalten, aber ein großer, tiefergehender Bedeutung sind dieselben nicht gewesen. Die Parteien haben die Gelegenheit möglichst benutzt, ihre oratorischen Talente zu entfalten und einander den Standpunkt zu machen; es hat nicht an heftigen Invektiven, interessanten Bitten und Zwischenfällen gefehlt; von der einen Seite haben Republikaner, die trotz ihrer Minorität bis zum Uebermaß Mäßigkeit und von der öffentlichen Meinung getragen, wie sie ist, ganz unrichtig meinen, in die Schranken getreten sind, berechneten und sonst erdenklichen Beschuldigungen widerlegt gegen die Majorität, insbesondere die provisorische Regierung, jetzt executive Gewalt genannt, vorgebracht: sie sei auf dem Wege stehen geblieben oder gar nicht besser, ja schlimmer als die früheren Regierungen, halte mit den dringlichsten Remedien zurück, verlasse das revolutionäre Programm, greife bereits der Entscheidung der Cortes vor u. s. w. Andererseits werfen die Minister und Monarchisten Jenen vor — und das ist zum Theil richtig, theils übertrieben und falsch — Attentate gegen die Ordnung gemacht zu haben und vorzubereiten, Unfähigkeit gegen den nach allgemeinem Stimmrecht kundgegebenen Willen der Nation, Conspiration oder unwillkürliches Zusammenstossen mit der Reaction, sozialistische Tendenzen und Phantasmen an Stelle klaren Nachdenkens und Rehnliches mehr; die beschuldigen sich der Unnachgiebigkeit und des Verrathes an den großen Aufgaben der Revolution, beide ergreifen klein-

liche Gelegenheiten, um ihrer gereizten Stimmung Luft zu machen; und wenn dies bei den Deputirten vergeßlich ist, so ist es weniger bei den Ministern, die zum Theil sich wenig auf die Höhe ihrer Stellung in Wort und That zu erheben vermocht haben.

Allmählich sind die Geister etwas ruhiger geworden; man hat beiderseitig gezeigt, daß man zum Kampfe, oft daß man zum Zanken gerüstet und fähig sei, daß man über Alles bei der ersten besten Gelegenheit sich auszuschießen vermöge, daß man die Gabe, angenehm und leicht zu reden, die der spanischen Nation eigen ist, reichlich besitze. Allmählich haben sich auch die Gegensätze etwas abgeschliffen und man fängt an einzusehen, daß Verträglichkeit und Nachgeben in gegenseitigen Forderungen nicht nur angenehm, sondern vor Allem unentbehrlich sei, um weiter neben einander an der Neubegründung der Verfassung zu arbeiten.

Die Majorität hat bis jetzt ziemlich fest zusammengehalten, ohne deshalb wirklich einig zu sein; denn sie ist eine rein künstlich geschaffene; und Manchen aus ihr mag schon bisher der Gehorsam gegen die Autorität der Führer nicht immer leicht geworden sein. Zum erstenmale errangen die Republikaner eine Majorität dafür, daß Orense's Antrag auf Incompatibilität (Unzulässigkeit der Beamten für die Kammern) einer Kommission zur Berathung überwiesen wurde, obwohl Sagasta, der Minister des Innern, entschieden dagegen sprach. In den letzten Sitzungen sind gleichfalls die Anträge, das Wahlrecht vom zwanzigsten Jahre an den Bürgern zu erteilen, und auf Abschaffung der Todesstrafe, zur Berathung angenommen. Die Minorität ihrerseits hat sich zur Anerkennung der Beschlüsse der Cortes verpflichtet und wird ihre Partei im Zaume zu halten wissen, sofern sie nicht doch noch schließlich bei einem besonders ungünstigen Ausgange dieser Zwischenperiode den Weg einer neuen Revolution versuchen sollte.

Augenblicklich also scheint sich Alles friedlich abzuwickeln zu wollen, wozu nicht wenig die wichtige Entlassung Ferdinand's von Portugal auf alle gemachten oder noch zu machenden Anträge der spanischen Krone beiträgt. Derselbe wagt nämlich ohne Zweifel in der letzten Zeit als König in's Auge gefaßt worden und hätte sicher die Majorität der Cortes für sich gehabt, wozu ihm der Thron, und besonders der spanische, Gegenstand des Verlangens gewesen wäre. Jetzt nun ist in der That kein Kandidat da mit irgendwelcher Aussicht: Montpensier wird nie eine Majorität der Cortes, viel weniger des Landes für sich bekommen; auch hat er unter den an der Spitze Lebenden zu wenig Freunde; andere Monarchisten bringen wieder Caspartero zum Vorschlag, denselben als Präsidenten der Republikaner zum Theil; oder man will ihm auf zehn Jahre eine Regentschaft übertragen; für diese wollen Andere den jüngeren Prim; Viele sino für die Einsetzung eines Directoriums aus drei Männern; man steht von Neuem völlige Ungeheuerheit; die Reactionäre schöpfen neue Hoffnungen aus ihr, die Republikaner dergleichen, denn eine Republik scheint in der That zuletzt nicht mehr unmöglich, mag sie einen Namen führen, welchen sie will. Die Majorität aber ist hierdurch noch mehr als vorher getheilt; denn es wird zuletzt doch lächerlich, in der Bekennung des monarchischen Prinzips einen Mittelpunkt finden zu wollen, während die Ausruf, einen Monarchen zu finden, immer schwächer wird; daher die Zuneigung der Demokraten und theilweise der Progressisten zur Minorität, mit der sie auch in der That mehr Geistesverwandtschaft haben, als mit der konservativen rechten Flanke.

In Wirklichkeit ist damit schon eine Art Neubildung der

* Geschrieben zu Cadix. Mitte April.

Parteien gegeben; es wird sich dieselbe zeigen und entwickeln bei der begonnenen Berathung des Entwurfes der neuen Konstitution, wie er von der Kommission unter Drogaga's Vorstehung verfertigt ist. Derselbe wird ohne Zweifel den Lesern durch die politischen Zeitungen bekannt sein; ich kann mich einer Inhaltsangabe also enthalten. Mag derselbe auch als Kompromiß in der Kommission angenommen sein, von den Cortes wird er ohne wesentliche Verbesserungen nicht angenommen werden, und mit gutem Grunde, denn er ist viel zu wenig freisinnig.

Hervorgegangen aus den Berathungen einer aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Kommission, ist der Konstitutions-Entwurf ein merkwürdiges Gemisch von demokratischen und traditionellen-konserverativen Grundfäden; so kommt es, daß er eigentlich keiner Partei genügt, sondern nur als Verständigung betrachtet und angenommen wird, für welche jede theilhabende Partei gewisse Concessionen gemacht hat. Mag nun auch immerhin im praktischen Leben und im Staate der Kompromiß einen gewissen Werth haben — wenigstens häufig der langsamen, aber friedlichen Entwicklung gegenüber der kürzeren, aber entscheidener fortschreitenden ein viel zu hoher Werth beigelegt wird —: so ist doch in diesem Falle das weite Abweichen von den Prinzipien der Demokratie von Seiten der radikaleren Elemente der Majorität um so weniger zu entschuldigen, als sie, wenn nicht allein, doch zusammen mit den Republikanern, für eine freiere Fassung des Verfassungsentwurfs sicher auf eine Majorität in den Cortes rechnen konnten. Zum mindesten konnten sie einen Separatentwurf in ihrem Sinne einbringen. Setzt nun suchen sie ihre Ideen durch wichtige Amendements geltend zu machen; damit ist die Majorität in der That ziemlich gelöst, wie außerdem durch die Frage eines Allen angenehmen Kronkandidaten.

Paul Förster.

England.

William Huggins: Ergebnisse der Spectral-Analyse. *)

Als Kirchhoff und Bunsen im Jahre 1859 entdeckten, daß das Licht uns von den fernsten Himmelsräumen Kunde bringt, von der chemischen Beschaffenheit und dem physikalischen Zustande der Gestirne, ahnte man bereits, daß hiermit ein neuer Tag angebrochen sei, auch für die Astronomie. Die Sterne bilden zwar noch immer, wie zu der Zeit F. Steiner's, „gleichgültig und kalt“, wenn ein Narr, der ihnen sein Glück und seinen Weg anvertraut, auf Antwort wartet, aber für den, welcher zu fragen versteht, sind sie gar bereit geworden. Dies zeigt uns diese an Umfang so geringe, an Inhalt höchst bedeutende Schrift des berühmten englischen Astronomen.

Unsere natürlichen Lebensverhältnisse und die Anziehungskraft der Erde können uns nimmermehr gestatten, einen der andern Weltkörper zu betreten, und wir müssen uns deshalb mit der Licht-Telegraphie begnügen, wenn wir eine bessere Kunde haben wollen, als sie phantastische Träumer oder religiöse Schwärmer bieten können. In den zahlreichen spectral-ana-

lytischen Untersuchungen der Himmelskörper, welche Huggins angestellt hat, ist keine Kategorie derselben übergangen worden selbst die lichtschwächsten Nebelbede und Photosphären erlaubt ihm, seine sinnreich konstruirten Apparate, und seine subtil Beobachtungsmethode einer Untersuchung zu unterwerfen. Von Planeten, Fixsternen, veränderliche Sterne, Nebelbeden und Kometen, alle wurden sie beobachtet, und bei jeder ihnen mehr oder weniger wichtige Ergebnisse gewonnen, die ein neu zuweilen kaum geahntes Licht auf ihre Natur werfen, u fernere Schlüsse und Prüfungen anbahnen. Beginnen wir, die Haupteigenschaften dieser Arbeiten kurz zu verzeichnen mit unserm nächsten Nachbar, dem Monde. Die Spectral-Analyse konnte die hier und da längst von Astronomen und Physikern festgestellte Thatsache, welche aber in neuester Zeit viel heftig bestritten worden ist, bestätigen, daß der Mond keine Atmosphäre besitzt. Weder die zurückgeworfenen Sonnenstrahl noch die eines vorbeigehenden Fixsterns zeigten sich irgend merklich verändert, wie es geschehen müßte, wenn eine Atmosphäre vorhanden wäre. Dagegen ließ die Untersuchung des Jupiters Saturn und Mars deutlich eine Atmosphäre derselben feststellen; zweifelhaft scheint sie bei der Venus zu sein, wenn I glänzende Licht dieses Gestirns nicht vielleicht von hochschwebenden Wolken zurückgeworfen wird, ohne einen dichteren Dunst durchdringen zu müssen. In der Atmosphäre des Jupiters Saturn last sich auf Wasserdampf schließen; in derjenigen Jupiter scheinen außerdem Stoffe enthalten zu sein, die uns frigen fremd sind. Der Luftkreis des Mars trachte in der beschaffensten Theile des Spectrums eine Anzahl dunkler Linien hervor, die auf eine besondere Lichtverschattung in demselben hindeuten, wodurch vielleicht der rothe Glanz dieses Planeten sehr verständlich wird, als durch die Annahme vulkanischer Eruptionen, rother Vegetation (Humboldt) u. s. w.

In vieler Beziehung ergebnreicher, als die Untersuchung dieser dunklen Weltkörper wurde diejenige der Fixsterne. Es sind die Quellen ihres eigenen Lichtes sind. Diese leuchtenden Punkte, welche durch die stärksten Teleskope nicht zu erscheinen, erlaubten bisher über ihre eigenthümliche Natur keine sicheren Schlüsse, und es war nichts als eine Folge nach Analogieen, wenn man sie als höchst entfernte Sonnen betrachtete. Die Spectral-Analyse giebt uns nun sichere Gewähr für die Richtigkeit dieser Annahme. Von besonderem Interesse werden hierbei Zusammenstellungen von fixen Spectren mit dem Sonnen-Spectrum und denjenigen bekannten chemischer Stoffe. Es fand zwar solcher Vergleichungen als bildet, vom Aldebaran (im Stier) und Betelgeuse (im Orion) Aus dem Zusammenfallen nicht einer, sondern jedesmal mehrerer Linien, ergiebt sich hierbei mit Gewißheit, daß die Masse des Aldebaran: Wasserstoff, Eisen, Magnesium, Calcium, Natrium, Quecksilber, Bismuth, Antimon, Tellur neben anderen noch sicher bestimmbarer Stoffen enthält. Gewisse Viniengruppen die nicht mit denen bekannter Körper zusammenfallen, müßte so kann neue, uns unbekannte, weil auf der Erde nicht vorhandene Stoffe anzeigen. Bei einigen dieser Sterne, z. B. Betelgeuse, ist das Fehlen des durch zwei Linien so wohl charakterisirten Wasserstoffes interessant, umso mehr als diese Linien den Beweis liefern, daß dieselben in den anderen Spectren nicht etwa durch den Wasserdampf unserer Atmosphäre veranlaßt sind. Da der Schluss nahe liegt, daß die eine oder andere Sonne freiziehenden Planeten dieselben Bestandtheile enthalten selbst enthalten müssen, was sich in unserm Planetensysteme bestätigt, so würden wir uns die etwaigen Planeten

*) Ergebnisse der Spectral-Analyse in Anwendung auf die Himmelskörper, von William Huggins. Deutsch mit Zulassen von W. Kirchhoff. Leipzig, Quabitz'scher Verlag, 1869. (82 Seiten mit 12 Tafeln.)

solcher Sterne als des Wassers entbehrend vorstellen müssen. Sternsysteme ohne Wasser! Nur die Phantasie eines Dante, nicht Huggins aus, kann solche Welten mit lebenden Wesen be-
stellen.

Huggins hat das Licht von mehr als sechzig Fixsternen untersucht und, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, die Hauptelemente der Erdmasse und des Ozeans, namentlich Wasserstoff, Natrium, Magnesium und Eisen, in den meisten aufgefunden. Der Charakter des Spectrums läßt annehmen, daß die Sterne ganz wie die Sonne, aus glühend leuchtenden Massen bestehen, die von dichten, meist dieselben Bestandtheile enthaltenen Dampfmassen umgeben sind. Der Durchgang eines Sternes durch diese Dampfmassen hat die Entfaltung ganzer Gruppen dunkler Linien im Gefolge, welche sich in einzelnen Stellen des Spectrums anhäufen und die daselbst hervorretenden Härten beeinträchtigen. Dadurch treten die anderen Linien des Spectrums, in denen diese Linien weniger häufig sind, mehr hervor, und hierin ist, wie Huggins glaubt, die Ursache zu suchen, daß uns nicht alle Sterne in weißem, sondern theils auch in grünem, blauem, rothem u. dgl. Lichte zu funkeln scheinen.

Von besonders glücklichem Erfolge war das Studium eines veränderlichen Sternes. Bekanntlich sind solche von Zeit zu Zeit an sonst sternlosen Stellen hervorgetreten, oder kaum sichtbare Sterne sind plötzlich zu dem Glanze von Sternen zweiter oder dritter Größe herangewachsen, haben dann nach und nach wieder abgenommen, und sind einige Male zum Nichtwiedererscheinen erloschen und verschwunden. Die Astronomen haben die verschiedensten, zum Theil höchst abenteuerlichen, Annahmen gemacht, um diese höchst sonderbaren Erscheinungen zu erklären, wie neue Schöpfungen und Zertrümmerungen von Sonnen u. dgl. Durch das Zusammenstreffen sehr glücklicher Umstände ist Huggins in den Stand gesetzt, einen solchen, im Mai 1866 erschienenen Stern der nördlichen Krone aufgekammten Stern zweiter Größe als selbiger etwa bis zur dritten Größe zurückgegangenen Stern zu untersuchen. Es ergab sich hierbei, daß dieser Stern zu zwei verschiedenen Spectra bot, eines der gewöhnlichen mit dunklen Linien, und ein zweites aus vier hellen Linien bestehend. Das letztere konnte nur durch eine glühend leuchtende Gasmasse hervorgerufen sein, und zwar entsprachen zwei der Linien denen des Wasserstoffgases. Der Verlauf der Beobachtung, in welchem dieser Stern zweiter Größe in zwölf Tagen auf den Glanz eines Sternes erster Größe zurückging, ließ sich mit Sicherheit schließen, daß das Gestirn während des Aufleuchtens von den Flammen brennenden, oder sich mit dem anderen Gase unter intensiver Lichtentzündung verbundenen Wasserstoffes umgeben war. Diese ungeheure chemische Wärmepfeife kam uns natürlich erst nach längerer Zeit in der Bedeutung dieser Glanzerscheinung zu Gesicht, und war längst abgelaufen, als wir das erste Aufkommen des Sternes erblickten. Die Beobachtung erklärt mit Einem Male das unüberstarrende Problem der veränderlichen und neuen Sterne, und hat sie in dieselbe Klasse mit den chemischen Vorgängen, wie Sonnenfackeln, Protuberanzen und dergleichen eingeordnet. Die Untersuchung der Nebelstellen, welche von den Astro-

nomen bekanntlich eingetheilt werden in solche, welche sich bei der Vergrößerung in Sternhaufen auflösen, und in solche, die auch im Riesenteleskope immer als Nebel erscheinen, ergab Folgendes: Die meisten der als nicht auflösbar bezeichneten Nebel, also diejenigen, welche Herschel und nach ihm viele andere Naturforscher als den Urnebel werdender Welten ansah, lieferten ein continuirliches Spectrum, wie es von dem Zusammenglanz einzelner Sterne erwartet werden mußte, sondern zeigten einzelne wenige (gewöhnlich 3) helle Linien, wie sie nur durch glühend leuchtende Gasmassen hervorgerufen werden. Stickstoff und Wasserstoff wurden mit einiger Wahrscheinlichkeit darin festgestellt. Ein kleiner, sehr lichtschwacher Streifen, welcher sich wie ein continuirliches Spectrum ausbreitet, deutete bei einigen dieser Nebel auf das Vorhandensein eines bereits consolidirten Kernes in denselben. Doch muß bemerkt werden, daß die Resultate hier nicht durchaus übereinstimmen mit den Beobachtungen der Astronomen und ihren Untercheidungen der Nebelmassen in auflösbare und nicht auflösbare, was auch kaum zu erwarten stand bei so lichtschwachen Weltmassen von oben drein vielleicht gemischtem Charakter.

Eine ähnliche Beschaffenheit wie die Nebelstellen-Materie ergab die Beobachtung für den Kern der Kometen, während die Coma und der Schweif sich als nichtleuchtend, bloß durch zurückgeworfenes Sonnenlicht sichtbare Masse erwies.

Weitere Kapitel des Buches enthalten Messungen über den inneren Glanz und die Größe einzelner Nebelstellen, wozu noch eine Reihe von Untersuchungen des Uebersetzers kommen, welche sich namentlich auf die Farbenverschiedenheit der Sterne, auf den Einfluß ihrer Bewegung auf dieselbe, sowie auch auf den Heligkeitswechsel der veränderlichen Sterne beziehen, und für den Astronomen von Fach von größtem Interesse sein werden, einen dem Laien verständlichen Auszug aber nicht leicht gestatten.

Es bedarf keines zugefügten lebenden Wortes zum gegebenen knappen Auszuge, um jeden Gebildeten auf den hohen Werth des Huggins'schen Werkes hinzuweisen.

E. K. - c.

Finnland.

Der Sampo Finnlands und des Lapen Raubertrommel.

Sampo heißt in den alten Gesängen der Kalewala ein räthselhafter Talisman der nationalen Wohlthaten, von dessen Beschaffenheit nur so viel gesagt wird, daß er ein „bunter Fedel“, und aus der „Spitze einer Schwauensfeder, einem Tropfen Milch von einer gelten Kuh, einem Ferkelhorn und einer Wollensfaser“ gefertigt gewesen. Dieses Wunderding, ein Werk des finnischen Vulkans und Lustgottes Ilmarinen, das er selbst nur einmal „schmiedet“ konnte, wurde, einem gegebenen Versprechen seines Bruders Väinö gemäß, zuerst Eigenthum der Königin Lapplands; nachmals von den beiden göttlichen Brüdern wieder entführt, verunglückte es in einem Seetreffen zwischen Lapen und Finnen.

Daß man in Finnland und anderwärts Deutungen dieses Sampo versucht hat, ist eine bekannte Sache; und nicht minder dürfte bekannt sein, daß keine bisherige Deutung die Bürgschaft der Haltbarkeit in sich trägt. Ob diejenige, die wir jetzt versuchen, haltbarer sei als die übrigen, mag der Erfolg ausweisen.

Aus denen Stellen des Epos Kalewala, in welchen von

*) Man möge sich hierbei erinnern, daß die spectroscopische Untersuchung der nachigen hornförmigen Protuberanzen am Sonnenrande, welche während der vorläufigen Sonnenfinsternis angestellt wurde, die gleiche als eine etwa 70,000 Meilen hohe brennende Gasfackel erkennen ließ, die hauptsächlich aus Wasserstoff bestand.

Sampo die Rede ist, ergibt sich dessen besondere Wichtigkeit für die Vappen. Dieser Umstand läßt uns also entweder an einen Haupterforderniß zum Lebensunterhalt, oder an einen Gegenstand ihres religiösen Glaubens denken; doch können wir hierüber nicht lange im Zweifel bleiben. Die Vappen alter Zeit lebten vorzugsweise von Jagd und Fischfang; aber gerade die Hauptwerkzeuge dieser zwei Arten des Erwerbes, Boot und Schiebowgen, welche in Ilmarinen's Schmieide-Gefße zuerst entstehen (Kalew. 10, 313—340), werden verworfen, da sie dem beabsichtigten Zwecke nicht entsprechen. Der Pflug und die Kuh, welche dann zu Tage kommen, Sinnbilder des Landbaus und der Viehzucht, d. h. der Nahrungszweige Finnlands, betriebligen noch weniger. Es bleibt demnach zu untersuchen, ob nicht unter den heiligen Geräthschaften des heidnischen Glaubens der Vappen irgend Eines für wichtiger galt, als alle Uebrigen, dessen Herstellung also der Vappe dem geachteten Künstler jenes Zeitalters übertrug.

Es ist eine bekannte Sache, daß alle die Völker des nördlichen Erdgürtels, von den Vappen bis zu den Eskimos, dem sogenannten Schamanen-Glauben gebuldig haben und zum Theil noch kultigen, d. h. des Glaubens sind, daß der Mensch mit höheren Wesen in unmittelbare Verbindung treten und dadurch Zauberkräfte erlangen könne.

Oben dürfen wir als Jedem geläufig voraussetzen, daß alle Zauberer oder sogenannten Schamanen bei Ausübung ihrer Kunst von einem mehr oder minder trommelförmigen Geräthe Gebrauch machen. Weniger bekannt dürfte es sein, daß besonders die Vappen an dieses Geräth viel Arbeit verwendet haben, da es bei ihnen weit größere Bedeutung hatte, als bei jedem anderen Volke. Den Samojeden, Grönländern u. s. w. ist die Zauber-Trommel oder Pauke eine Art musikalischen Instrument, mit dessen Tönen der Spiele auf seine und seiner Förder Einbildungskraft einzuwirken verlust; wogegen die Zauberer der Vappen diesen Zweck nur als nebensächlich betrachteten.

Die Zauber-Trommel der Vappen war wie eine große und tiefe, eiförmige Schale gestaltet und mit geriebter Haut überspannt. Auf diesen Hölzdeckel malten ihre Zauberer (Noaid's) mittelst eines Defels aus Erlenrinde mehr oder weniger hieroglyphische Figuren, welche die Götter des Himmels, der Erde und Unterwelt, Sonne, Mond, Sterne, den Wohnsitz der Seligen und die Hölle darstellten. Außerdem wurden des Befehl's Hütte, seine Kenntlichkeitszeichen, die vornehmsten auf seinen Wanderungen von ihm besuchten Orte u. dgl. auf dem Deckel abgebildet oder, besser gesagt, verknüpft. Die vielen Bilder waren so zu sagen des Vappen heilige Schrift und ein Kontext seines Diesseits und Jenseits. Wollte er aus dieser Art Schrift den Willen der Götter und eines Menschen's Schicksal erfahren, so legte er einen kleinen messingenen Ring auf das, immer in des Deckels Mitte befindliche Bild der Sonne. Dann klopfte er mit einem kleinen Hammer auf das ausgepannte Fell, und in Folge dessen rührte der Ring von einem Bild zum anderen, bis er endlich auf irgend einer Stelle unbeweglich liegen blieb. Aus den Bewegungen des Ringes und aus dem Orte seines Stillstehens prophezeite nun der Seher den Befragten Leben oder Tod, Glück oder Unglück, Strafe oder Belohnung. Es ergibt sich also, daß dieses heilige Instrument mit dem bunten Deckel nicht bloß die Bibel, sondern auch das Orakel des Volkes darstellte, wie die Noaid's seine Weisen, Priester, Ärzte und Propheten waren. Man unternahm nichts Wichtiges, ohne die Zauber-Trommel zu befragen. Ein solches Geräth befand sich deshalb fast in jeder Haushaltung. Der Vappe hielt das heilige

Mittel in solcher Ehre, daß er ihm nicht bloß einen eignen verborgenen Platz im Hintergrund des Zeltes anwies, sondern ihm sogar wie einer Gottheit opferte. Kein Mensch durfte im Tage lang den Weg betreten, auf welchem eine Zauber-Trommel transportirt worden war; darum verwahrten die Vappen nicht Geräth auf ihren Wanderungen stets in dem hintersten Schilde. Auch die Finnen hatten ihre „Wissenben“ oder Zauberer, wovon den Väinämöinen jedenfalls der berühmteste war. Dieser, der seine Feinde nie mit dem Schwerte, nur mit Runder zu schlagen Viedern besiegte, wurde bei späteren Generationen als Halbgott. Der Ruf von Ilmarinen's Kunst mag bei den Vappen ebenso verbreitet gewesen sein, denn in verschiedenen, bis jetzt unbenutzten, die lappische Mythologie betreffenden Handschriften wird er als Ilmaris den eignen Gottheiten dieses Volks zugehört. Wer konnte auch besser zu Anfertigung einer Zauber-Trommel und zum Bemalen des Deckels (Kalew. 10, 284) berufen sein, als Einer, dessen kunstreiche Hand das Himmels gewölbe geschmiedet haben sollte!

Mit der „Spitze einer Schwanzfeder“ wurden die Bilder auf das Fell gemalt, welches von einer gelben Kuh genommen war. Als Vorbild diente des Christenforms Zapfenform (?), und die Fäden aus Schafwolle befestigten die Vappen selber den Deckel an die Trommel).

Verge mußte Ilmarinen suchen, ehe er einen zu seiner Kunst passenden Ort fand. Vange mag auch der Vappe in Willkomm herumgesehen haben, ehe er das rechte Material für seine Zauber-Trommel entdeckte; denn er bedurfte eines Holzes, das an solchem Orte gewachsen war und „nach der Sonne sich gekrümmelt hatte“.

Genüßlich ist der Sampo fertig, und drei „Mühlen“ sind an seinen Seiten oder Rändern. Die Ränder der Zauber-Trommel wurden mit allerlei Zierraten versehen, zu denen insbesondere kleine und dicke messingene Ringe gehörten, ähnlich den in der Mitte durchlöchernten Steinen der früher gebräuchlichen „Sampmühlen“).

Das vornehmste aller Zeugnisse für die Identität des Sampo mit der Zauber-Trommel ist und bleibt jedoch des ersten stehenden Epithet „bunter Deckel“, welches an die mit Bildern versehenen u. s. w. bemalte Haut über der Rechten so lebhaft erinnert. Der gewöhnliche lappische Name, govodos oder govodis, ist schon eine Verhüllung von govadas, d. h. mit Bildern versehenes Ding“. Wirklich waren auch die Bilder auf dem Felle für den Vappen das wesentlichste an dem ganzen Geräthe. Den Namen Sampo müssen die Finnen, da sie selbst von der Zauber-Pauke nicht Gebrauch machten, einer fremden Sprache entlehnt haben: er ist hier, wie in den verwandten Sprachen ohne Wurzel. Man darf wohl vielleicht bei samp an tamp etw. tamb denken, die Verhüllung eines Wortes für „Trommel“, welches in den Formen tambur, tambuk u. s. w. so weit verbreitet ist.

Die Noaid's oder lappischen Schamanen haben ihre Kunst keineswegs unentgeltlich ausgeübt. Man belohnte sie nicht nur reichlich für ihre Mühe; es mußten auch den Göttern noch ein Opfer gebracht werden, ehe das Orakel befriedigende Antwort

*) Diese Deutung der in Kalewala für die Ingeredenzen des Lailammas gebrauchten Ausdrücke wird sich wohl Wenigen entziehen. Auch bedürfen wir derselben nicht, da mit „bunter Deckel“ (kirjokuvu) genug gesagt ist, um die Identität beider heiligen Geräthe mindestens sehr wahrscheinlich zu machen. (Vgl. D. Neher.)

**) Wieder eine ziemlich forcirte Erklärung.

geh. Die Missionare erzählten von Familien, welche die Menge der ihnen anvertrauten religiösen Opfer in äußerster Armuth hielten. Das Opfer-Gewerbe des Zauberers erwies sich deswegen als ein sehr einträgliches, wenn seines Orakels Ruf weit erstehen war. So mochte es denn auch mit der Zauber-Trommel von Imarinen's Arbeit gekommen sein. Gewiß drängten sich Gläubige aus der Nähe und Ferne, um dieses Instrument wie ein heiliges Pythia zu befragen. Gaben in Fülle werden dahin gebracht und Wohlstand jeglicher Art geliehen, wo der berühmte Campo des Imarinen zur Consultation ausgelegt war.

(Frisi in der finnischen Zeitschrift
„Kaukaslehti“.)

Kleine literarische Revue.

— Die Volks- und Schulausgabe von Brehm's „Illustrirtem Thierbuch.“ Wenn auch das zoologische Werk des französisch-amerikanischen Naturforschers Audubon das umfangreichste und prächtigste Unternehmen einer einzelnen Menschenkraft bleibt (es betheilt über 600 Thaler), übertrifft ihn doch Brehm mit seinen sechs Riesenbänden seines „Illustrirten Thierlebens“ ganz wesentlich an geistigem Umfange und durch die Seele, die Liebe, die volkstümliche und doch wissenschaftliche Klarheit seiner Auffassung und Darstellung. Ueberhaupt sind die gewichtigsten Werke aller Sachverständigen darüber einig, daß sich kein anderes Volk eines ähnlichen Werkes rühmen könne. Diese Vorzüge durchdringen alle Theile des großen Werkes, so daß es niemals eine schwierigere Aufgabe war, durch Verkürzung bis zum dritten Theil und durch größere Vermehrung einer Ausgabe daraus zu machen. Friedrich Schöbber, Professor in Mainz und Verfasser des umfangreichen „Buches der Natur“, ist dazu wohl geeignet; aber so sehr wir uns auch freuen, daß Lehrer und alle weniger bemittelten Freunde der Natur ein solches Werk in einunddreißig Lieferungen à 5 Sgr., oder einmal in zwei Bänden erhalten können, müssen wir doch bedenken, daß diese Volksausgabe im Vergleich zu dem größeren Werk eine wesentlich verfehlte Arbeit ist. Der Bearbeiter hat zwar zum Geseh gemacht, nur mit den eigenen Worten des Meisters zu reden und jede fremdartige Zuthat fern zu halten, den Umfang niemals auf Kosten des Wesentlichen zu beschränken, nur die eingehende Besprechung zweifelhafter Formen, aber nur dem Forscher wichtiger Thiere und Vorkommnisse, der Einzelheiten, die besonders den Züchter interessieren, den Hintergrund zu schieben und dadurch so viel Raum zu lassen, daß die Abtheilung der Säugethiere statt auf 103 auf 48 und die der Vögel statt auf 126 auf nur 48 Bogen beschränkt ward und die ganz besonders vortrefflichen Illustrationen der großen Mehrzahl nicht aufgenommen wurden; ist gleichwohl die Art, wie er diese Einsparung bewirkte, eine ganz wissenschaftliche. Seine Arbeit bestand jedenfalls hauptsächlich in Kürzungen. So ward aus der Volksausgabe ein wissenschaftliches Studienwerk des Ganzen. Eine abgekürzte Bearbeitung aber für das Volk mußte, bei aller Kürze, auch den Inhalt der drei gefürchteten Bände im Wesentlichen mitgeben. Im dem Raum dafür ebenfalls durch Verkürzung der aufgenommenen Theile gewinnen. Kurz, alle sechs Bände mußten

in allen Theilen und in jeder Schilderung so auf das Wesentlichste und Unentbehrlichste durch neue Uebersarbeitung zusammengebrängt werden, daß die Volksausgabe als wissenschaftlich populärer Auszug den ganzen Inhalt wiedergab. Schöbber hat aber, so weit wir es vergleichen haben, sich hauptsächlich darauf beschränkt, den Umfang von ziemlich vier Bänden ganz zu streichen und das Aufgenommene fast überall unverkürzt aus der großen Ausgabe abdrucken zu lassen. Brehm selbst hat diese Vergleiche noch weiter verfolgt und fand diesen Fehler überall bekräftigt.

Nichtsdestoweniger bleibt diese wohlfeile Volksausgabe noch eine große Wohlthat für Alle, welche ihrer Liebe für eine gesunde Naturanschauung und Volksbildung wohl fünf, aber nicht etwa dreißig Thaler opfern können. Die Anschauungen und Schilderungen Brehm's sind auch in der billigen Ausgabe überall in voller Frische und Liebe zur Natur zu finden; und was wir lesen, prägt sich uns immer als ganzes und volles Lebensbild ein, so daß wir das Gesehene, so lange wir es nicht aus der großen Ausgabe kennen gelernt haben, wenigstens als Valen, kaum vermissen. Sehr wünschenswerth bleibt es aber für die bei uns noch sehr schlechte oder künstlich und kirchlich verunreinigte Volksbildung, daß wenigstens von der bereits nothwendig werdenden zweiten und verbesserten Auflage des großen Werkes eine Volksausgabe zusammengebrängt werde, welche den ganzen Inhalt gleichsam in verjüngtem Maßstabe wiedergibt. Offenbar eine sehr schwere, aber dem Geiste, der Wissenschaft und sprachlicher Gewandtheit wohl lösbare Aufgabe.

— Nils-Marmier's Entdeckungsreise nach dem Ideal. Herr Xavier Marmier, einer der älteren Literaten des heutigen Frankreich, hat die Studienreisen, die er in seiner Jugend durch Deutschland (1832—1834), durch Skandinavien (1836—1838), durch Holland (1841) und durch Rußland und Finnland (1846) gemacht, in zahlreichen ethnographischen und kritisch-literarischen Essays, sowie in größeren prosaischen und poetischen Werken, die er seit jener Zeit schrieb und drucken ließ, zu verwerthen verstanden. Seit dem J. 1847 ist Herr Marmier Conservator der Bibliothek Sainte-Geneviève in Paris, und wir glauben nicht, daß er seitdem eine neue größere Reise nach jenen Ländern gemacht. Wunderbar genug, weiß er jedoch die alte Quelle seiner Beobachtungen noch immer auszubenten, und sein neuestes, im J. 1869 erschienenes Buch, das den Schweden Nils eine Entdeckungsreise nach dem Ideal durch Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Holland, Island, London und Paris machen läßt, trägt auf jeder Seite noch das Gepräge Deutschlands, Oesterreichs, Hollands, der Schweiz u. von Anno 1832 bis höchstens 1847. Was seit dem J. 1848 in Berlin, Wien u. vorgegangen, das ist, wie es scheint, Herrn Marmier völlig unbekannt geblieben; kein schwedischer Dolmetscher Nils weiß weder von einer preussischen, noch von einer österreichischen Verfassung, weder von Königgrätz-Sadowa, noch von einer Aubeinwanderung Oesterreichs mit Italien und dem Concordat, weder vom Norddeutschen Bunde, noch von Waldeck, Schulze-Delitzsch und Bismarck etwas. In Berlin wird ihm das Ideal noch durch das absolute Hegelthum und die von der Hauptwache bis zum Brandenburger Thor sich spreizenden Garbelleutenants verleiht, und in Wien erholt er sich dagegen an der längst ausgestorbenen Gemüthlichkeit Etaberl's (der aber kein Paraphrasenmacher, sondern ein Pesscher-

*) Les Voyages de Nils à la recherche de l'Idéal. Par Xavier Marmier. Paris, L. Hachette & Co., 1869.

reicher ist) und an dem bunten gefelligen Treiben von Deutschen, Ungarn, Slowaken, Italiänern, Griechen, Türken u., die sich in allen Straßen und in allen Kaffeehäusern brüderlich begegnen. Wenn die *Voyages de Nils* die Jahreszahl 1847 trügen, würden wir sie als ein gut geschriebenes, leidlich unterhaltendes Buch in unsere bibliographischen Register eintragen; mit der Jahreszahl 1869 aber könnte man sie ebenso gut als *Voyages aux Nils* registrieren — so entfernt liegen uns ihre Reiseziele und so fremd erscheint uns der Gedankengang, in welchem sie sich bewegen. Der neue „Gandibe“, Nils, der „die beste aller Welten“, das Ideal, sucht, kommt nach langen Peregrinationen und besonders nachdem er Paris, den Heerd aller Kultur und aller Verderbniß, gesehen, endlich auch wieder auf den uralten Weisheitspruch, den sich König Salomo und Voltaire vom Nil hergeholt: „Es giebt nichts Ideales und nichts Neues unter der Sonne!“

Z. R.

— **Frachtausgabe von Balzac's Werken.** Eine solche erscheint jetzt in der Verlagbuchhandlung von Vevey in Paris, unter dem Titel „édition définitive“. Dieselbe wird ungefähr 25 Octarvände enthalten, davon jeder 6 Francs kostet. Die Ausstattung ist vorzüglich, wie wir uns aus dem bereits erschienenen ersten Bande (*Scènes de la vie privée*) überzeugen haben. Bibliomanen können übrigens auch Exemplare auf holländischem Papier zu bedeutend erhöhtem Preise beziehen, doch müssen dergleichen Käufer auch in Frankfurt nicht sehr häufig sein, da von diesen Exemplaren nur 200 gedruckt werden. Das Gesagte über Balzac's literarischen Nachruhm ist allgemach verkannt, und immer mehr greift die Ueberzeugung Platz, daß er einer der bedeutendsten französischen Autoren war und daß sein *Bellum omnium contra omnes*, welches die 4000 Acteurs der „Comédie humaine“ rastlos durcheinander treibt, ein Spiegelbild des Zeitalters ist, wie es nur im Kopf eines Geistes à la Dante reflektirt werden konnte. Was hilft es, noch von „unkünstlerischem Realismus“ zu sprechen? Gewiß, Balzac ist Realist, aber in jenem Sinne, in welchem er einst zu Jules Sanbeau sprach, als dieser ihn längere Zeit hindurch durch Erzählung seiner Familienangelegenheiten gelangweilt hatte: „*Ames bien, mais passons à la réalité, parlons d'Eugénie Grandet!*“ Was hilft es noch, zu behaupten, Balzac habe nicht ein vollendetes Werk geschaffen. Allerdings, er schuf nur eins — seine sämtlichen Werke. G. G.

— **Steinschneider's hebräische Bibliographie.** Mit wissenschaftlichem Interesse begrüßen wir das Wiedererscheinen der „hebräischen Bibliographie“ („Blätter für neuere und ältere Literatur des Judenthums“, auch mit dem hebräischen Titel: „*Hammaskir*“), welche seit drei Jahren pausirte, und deren Nr. 49 des neunten Jahrgangs für Januar und Februar 1869 uns vorliegt. Der gelehrte Begründer und Redacteur derselben, Herr Dr. Steinschneider, hat auf den Wunsch wissenschaftlicher Bibliophilen die Arbeit wieder aufgenommen. Neben der Anzeige neuer Werke oder neuer Ausgaben älterer Druckwerke enthält diese Nummer in zwei Bogen werthvolle Beilagen, wozu wir die schon vielfach behandelte „Alexander-Exage“ rechnen, die Beiträge und Notizen zu der von Professor Zacher in Halle bearbeiteten Abhandlung liefert; nebstdem beiziehende Miscellen und Mittheilungen aus dem Antiquariat von J. Benjann. Interessant

ist auch ein Bericht über eine Religions-Disputation aus dem 10. Jahrhundert, worin sich schon das „*credo, quia abscondit*“, geltend macht. Wir machen die Freunde der orientalischen Literatur auf die „Blätter“ aufmerksam, die vielseitig die Handhabe der hebräischen Bibliographie ergänzen und bereichern, und erkennen mit Dank den Fleiß des schon durch früherer Arbeiten auf diesem Felde bewährten sach- und fachkundigen Redactors an.

Z.

Literarischer Sprechsaal.

Am 22. April fand in Berlin, im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses, die Eröffnung des internationalen Kongresses der Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger statt, dessen frühere Sessionen in Gené die bekannte völkerrechtliche Convention über den „als Preis zu behandelnden, verwundeten und erkrankten Feind“ herbeigeführt und mit Recht die Theilnahme der gesammten civilisirten Welt gefunden haben. Bei den großen Verdiensten, welche sich die Frauenvereine während der beiden letzten amerikanischen und deutschen Kriege um die Pflege der Verwundeten und Erkrankten erworben, war es von allen Seiten erwünscht, daß über die Wirksamkeit der Frauenvereine im Kriege die vollständigsten Mittheilungen gemacht werden, und ist daher auch natürlich, daß bei Eröffnung, sowie in der zweiten Sitzung des Kongresses in Berlin, J. M. die Königin Augusta und J. K. H. die Frau Kronprinzessin anwesend waren, und daß der Präsident des preussischen Centralcomité Herr Wirkl. Geheimrath von Endow, der auch dem bei der ersten Sitzung des Kongresses wirkenden, großen Frauencentralcomité, vom Kongresse, auf den Vorschlag der Vertreterin Gené, zu seinem Vorsitzenden erwählt wurde. Auf dem Berliner Kongresse sind folgende Länder vertreten: Preußen, Oesterreich, Bayern, Sachsen, Württemberg, Mecklenburg, Pommern, S. Weimar, Oldenburg, die drei Hansestädte, Großbritannien, Frankreich, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Spanien, Italien, Schweden, Rußland und die Türkei. Nicht werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika; Manche finden in diesem Ausbleiben eine Proteste gegen die jetzige Zusammensetzung des Kongresses, namlich gegen die Vertretung des Norddeutschen Bundesheeres eine größere Anzahl von Stimmen, während das amnische Bundesheer nur durch Eine Stimme vertreten sein würde. In einer so rein menschlichen, von allen nationalen Erwägungen freien Angelegenheit, wie die des Kongresses, ist aber diese Ansicht sehr wenig am richtigen Orte sein.

Die Berichte der Delegirten über die Thätigkeit ihrer Vereine veranlaßten den belgischen Abgeordneten Drn. Wajé die Bestrebungen des preussischen Vereines, an welche ersten Frauen des Staates so regen Antheil nehmen, denselben hervorzuheben. Ebenso haben die Mitglieder des preussischen Centralcomité, auch die Seekrieger, die reich der für die im Felde verwundeten und erkrankten Verwundeten Convention zu geben, die Genehmigung des Kongresses gefunden. Es sind in dieser Beziehung Anordnungen in Bezug auf die Einrichtung besonderer Hilfskassen getroffen.

Digitized by Google

Wir erbilden in den Verhandlungen dieses Kongresses

*) Berlin, Julius Benjann.

sehr ehrenliches Zeichen der wachsenden Humanität und der gegenseitigen Annäherung aller civilisirten Nationen, welche, indem sie durch den Verein zur Verminderung der Kriegeleiden beitragen, grundsätzlich zugleich bekennen, daß sie die Förderung des Friedens und der Liebe unter den Menschen anstreben.

Z. 2.

Der Aufruf zur Errichtung eines Humboldt-Denkmal in Centralparke von Newyork hat unter der deutschen und amerikanischen Bevölkerung dieser Hauptstadt so vielen Anklang gefunden, daß die Minimalsumme von 2000 Dollars, welche eingekauft sein sollte bevor das „Ausführungscomité“ zu ernennen sei, bereits jetzt — innerhalb wenigen Wochen nach dem ersten Antrage — beisammen ist. In Folge dessen ist am 13. April ein Comité gewählt worden, welches die weiteren Vorbereitungen zu treffen hat, um bis zum 14. September d. J. dem hundertjährigen Geburtstage Alexanders von Humboldt, das Denkmal in Centralpark in würdigster Weise herzustellen.

Die Zusammenberufung des öumenischen Concils hat in den romanischen Ländern, in Spanien, in Italien und am besten in Frankreich, eine ganze Literatur von Protesten, einem Protestantenthum hervorgerufen, das bald eine größere Anzahl von Mitgliedern zählen wird, als die alte protestantische Kirche in der germanischen Welt. Einer der stärksten Proteste dieser Art ist unter dem Titel „Le Christianisme et Rome“ erschienen¹⁾, dessen Verfasser, D. Laudace, sich den deutschen Uebertritt von Hütten zum Vorbild genommen und dessen Vorrede: „Ich hab's gewagt!“ (Je l'ai osé) auf seine ohne geschwungene Fahne geschrieben hat. Nicht gegen die Macht des Papstthums, die der Verfasser für übermächtig und fast beilegt hält, sondern allein gegen seine geistliche Gewalt ist diese mit den Waffen der Geschichte ausgerüstete Fehdschrift gerichtet. „Das Papstthum“, heißt es in der Einleitung, „hat das ererbte Bedürfnis der Menschen, die Welt nach oben zu richten, um dort Gott, den Weltenherrscher, die überfinstliche Macht zu suchen, von der wir uns abhängig fühlen, zu seinen Zwecken ausgebeutet, indem es sich zum Vordenker und Verteiler der göttlichen Gnade gemacht, indem Jahrhunderte lang einen Gott nach seinem (des Papstthums) Vorbild oetroyirte, indem es band und löste, indem es die Gnade vergab und nach Willkür ewige Seligkeit oder ewige Verdammnis über die Menschheit verhängte.“ — „Der Tag (sagt der Verf. hinzu), an welchem eine neue Civilisation den Jerrümmern und Mißbräuchen der Vergangenheit ein Ende machen wird, ist nahe, denn das Licht, das göttliche, das geistig und wirklich lebende Licht ist neu geworden! Nichts wird demnach die Vernunft und die Freiheit zurückhalten können, zur Unterwerfung ihres seit zwölf Jahrhunderten mißbrauchten, ewigen Rechtes zu gelagen. Die Menschheit ist in eine neue Phase eingetreten und das Papstthum im Verschwinden.“

In einer nicht uninteressanten Reise Skizze aus Italien, welche das Berliner Fremdenblatt²⁾ bringt, heißt es von Vistola: „Vistola gehört dem freisinnigen Bischof dort ein großer Theil davon, daß Tessana durch den Standpunkt seiner geistlichen und öffentlichen Bildung sich vor andern italienischen Provinzen so vortheilhaft auszeichnet. Es ist auch heute der

Mittelpunkt der evangelischen Bestrebungen, an deren Spitze Desanctis in Florenz steht. Dort war soeben ein Buch erschienen: „Vita di Martino Lutero“, welches ich bis Palermo verbreitet gefunden und von Italiänern auf den Dampfschiffen habe lesen sehen. Ich hörte es von den Kolporteurs unter der Anpreisung ausrufen, daß Dr. Luther der Garibaldi der Deutschen gewesen sei. Es fesselte mich so, daß ich es an einem Tage hintereinander durchlas. In einem Stabband von 239 Seiten wird das Jugend-, Studien-, Kloster-, Universitäts- und Familienleben Luthers, sein Seelenzustand und Glaubenskampf, sein mächtiges Wirken für die folgenreiche Geisteserhebung geschichtlich treu, in einfacher Sprache und in großen Zügen geschildert. In der Vorrede heißt es u. A.: „Wir bieten hier dem italiänischen Volke eine Darstellung des Lebens Luthers nach den zuverlässigsten Quellen. Lange hat der Name „Luther“ den Griechen Roms dazu gebient, die Menge zu erschrecken. Jetzt aber verhält es sich schon nicht mehr so. Wir hoffen, daß diese Darstellung des Lebens des berühmten und frommen Reformators dazu beitragen wird, ihm im Volke mit günstigen Augen zu betrachten. Ist es doch Luther zu danken, daß die zügellose päpstliche Macht gedemüthigt ist, daß die Päpste nicht mehr Kaiser und Könige absetzen, und der Bannfluch, diese schreckliche päpstliche Waffe, nicht mehr die Völker verwüstet und die Familien zerstört! Ist es doch Luther zu danken, daß der Mensch, vom Evangelium geleitet, die Stellung wieder eingenommen hat, welche Gott ihm verliehen!“ u. s. w. Die Vorstellungen über Luther bei der großen Masse des Volks in Italien schwanken sonst zwischen „rebellischem Augustinermönch“, „Drachen zu Babel“ und „Salama stesso“. Es fehlt nicht an Spottanekdoten und Karikaturen bis zu jenen Bildern von prächtiger Klaretät, wo die Heiligen der römischen Kirche ihn mit Kreuzen und Reliquien in die Hölle zu bannen im Begriff sind, und der kräftige deutsche Held den schwächlichen Gestalten ein gewichtiges Paar der bei den Römern noch in gutem Andenken stehenden Elberrnfäuste entgegenhält. Uebri- gens will ich bemerken, daß, wenn auch in einzelnen Städten, z. B. Mailand und Venedig, stürmische Scenen gegen die Geistlichkeit vorgekommen sind, das Volk doch nicht etwa dem Uebertritt zum Protestantismus geneigt ist. Abgesehen von dem unfreundlichen Ritus, meint man auch, daß die Protestanten glauben, was sie wollen“ — und dann schreit das Sectenwesen zurück. Am ersten kann ich mir, wenn der Moment der Lösung der römischen Frage da sein wird, denken, daß die Entwickelung einer Landes-Episkopalikirche, etwa unter zeitgemäßer Ausübung des Galikanismus, erfolgen könnte.“

Der deutsche Ingenieur-Verein hat aus Anlaß der neuerdings wieder von einigen Theoretikern angeregten Frage wegen Aufhebung der Patente eine Denkschrift beim Bundesrath eingereicht. In derselben konstatirt er die Reformbedürftigkeit der einschläglichen Gesetzgebung, vertheidigt aber die Beibehaltung der Patente, welche durch Art. 4 der Bundesverfassung garantirt sei. Die Denkschrift erinnert an das Bestehen einheitlicher Patentgesetze in Oesterreich, Frankreich, England und Amerika. Aufhebung der Patente würde, meint sie, nicht nur die Industrie gefährden, sondern Deutschland als einzigen unter den größeren Staaten erscheinen lassen, welcher dem moralischen Rechte des Erfinders auf Schutz seines geistigen Eigenthums keine Rechnung trägt und die Technik einem überbelebten Egoismus der Freibeutelei überläßt.“

¹⁾ Paris et Bruxelles, A. Lacroix Verboeckhoven & Co., 1869.

für Leih-Bibliotheken und Lesezirkel empfohlen:

- Günther von Freiberg, Hamma.** Roman. 2 Bände. Preis: 2½ Thlr.
Kleinhenner, Hermann, Das Schloß am Meere. 2 Thlr. 15 Kr.
Mühlbach, Louise, Welt und Bühne. 2. Auflage. Roman. 2 Bände.
 Preis: 2 Thlr. 15 Kr.
Mühlbach, Louise, Historische Charakterbilder. 2. Auflage. Preis:
 2 Thlr. 15 Kr.
Polko, Elise, Auf dunklem Grunde. Roman. Preis: 1½ Thlr.
Thomas, Annie, Verantwortlich. Roman. 2 Bände. Preis: 3 Thlr.
v. Bibra, E. Freiherr, Graf Ellern. Roman. 3 Bände. Preis: 4 Thlr.
Ernst, Luise, Unauflöbliche Bande. Roman. 2 Bände. Preis: 2½ Thlr.
Gemme, J. D. H., Die Heimath. Roman. 3 Bände. Preis: 5 Thlr.
Gemme, J. D. H., Erzählungen. 6 Bände. Preis: à Band 1½ Thlr.
Wartenburg, Karl, Gerichtet und gerettet. 2½ Thlr.

Verlag der Dürsch'schen Buchhandlung in Leipzig. (86)

So eben erschienen in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkwiese.

Von Dr. C. Abel. (87)
 Weinpapier. 8. ach. 5 Sgr.
 Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
 (Darrwig und Gohmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
 Soeben erschien:

Der Bauerer von Rom. Roman in neuen Bänden

von Karl Gukow. (88)
 Dritte Auflage.

Neun Bände. 8. Gehftet 4 Thlr. 15 Kr.
 Gebunden 6 Thlr.

Diese neue dritte Auflage des berühmten Romans, eines Kulturgemäldes der Gegenwart, hat umfassendste Anregung, ist durch ein interessantes neues Vorwort des Verfassers eingeleitet, worin die römische Frage in ihrem heutigen Stande scharf und treffend beleuchtet wird.

Um das Werk in immer weitere Kreise zu verbreiten, wurde bei dieser neuen Auflage ein so wohlfeiler Preis gestellt, daß er nur noch ein Drittel des Preises der ersten Auflage beträgt. Die neue Auflage liegt bereits vollständig vor, kann aber auch nach und nach (in 9 Bänden je 15 Kr.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

In Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Darrwig und Gohmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsstände.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schlegel. (91)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatshefts 10 Sgr.

Das Aprilheft (Nr. 14—17) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Astronomie. Wasserdampf in der Sonne. — Das Spektrum des Mars und seine Farbe. — Beitrag zur physikalischen Konstitution der Sonne. **Meteorologie.** Die Umkehr der Temperaturverhältnisse in der Schweiz während des Winters 1866—67. **Geologie.** Bodenbewegungen in Sizilien. — Die Erdbebenstöße im Pazifischen Meere. — Die Natur der Vulkane. **Physik.** Durchgang der Wärme durch Eisolin. — Das Zerpringen der Glashörner. **Chemie.** Die Reduktion der Metalloxyde durch Wasserstoff. — Eine neue Verbindung des Siliciums. **Botanik.** Die Funktionen der Karbasse in den Algen. — Krümmung junger Triebe durch Erichthiden. **Physiologie.** Die Klammerorgane der Milben. — Das Riffen der Nadel und die Farbe ihrer Fäden. **Technologie.** Die Destillationsprodukte der Erichthiden. **Mineralogie.** Körpermoleküle und Kristallmoleküle. **Agrikultur.** Die Seidenraupenkrankheit. — Vegetationsversuche mit stickstoffhaltigen Substanzen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Tafelische Rückblende auf 1866.
 Dritte Auflage. 1869. Preis 10 Sgr.

Die Schrift bezieht sich auf die Ereignisse der Preussischen Zeit im Jahre 1866, die Mittheilung der einzelnen Vorfälle und die Geschichte von Trautman und Rangelau. — Fröhlich und lebendig geschildert, treue diese Schrift in militärischen Kreisen große Aufsehen, wie schon das Erscheinen von 3 Bänden in wenigen Monaten beweist. Sie hat auch bei Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nehmen, der Einsicht in das wichtigste zeitgeschichtliche Ereignis, den Krieg von 1866, gewinnen will. (32)
 Berlin. Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.
 Verlag von Firmin Didot Frères, Fils & Co. in Paris.

Soeben erschienen folgende Fortsetzungen und Neuigkeiten:

Dictionnaire de géographie ancienne et moderne. Livr. 17. 8. 8 Kr.

Dictionnaire de la conversation. Supplément offrant le résumé des faits et des idées de notre temps. T. III. Livr. gr. in-8. 22½ Kr.

Houssay et Dumas, Mission archéologique de Macédoine. Fouilles et recherches effectuées dans cette contrée et dans les parcs adjacents de la Thrace, de la Thessalie de l'Illyrie et de l'Épire, en l'année 1866 par ordre de S. M. l'Empereur Napoléon III. Livr. 7 et 8. Fol. à 4 Thlr.

Chervillo, pauvres bêtes et pauvres gens. 20 Kr.

Leiters ist eine Sammlung von kleinen Novellen.
 Paris, März 1869.

Firmin Didot Frères, Fils & Co.

Neue verbesserte Auflagen von Göttinger, deutsche Sprachlehre für Schulen, 10. Aufl. 1869, praktische französische Grammatik.

Soeben erschienen:

Göttinger, Dr. Maximilian Wilh., Deutsch Sprachlehre für Schulen. 10. Aufl. durchgesehen und zum Theil überarbeitet von Ernst Göttinger, Professor an der Kant'schen Schule in St. Gallen. 20 Kr.

Göttinger, C., praktische französische Grammatik. Uebersetzt von C. v. Orrell. 8 in Zürich. 18. verbesserte Ausgabe 20 Kr.

Diese Lehrbücher, welche schon seit Jahren in vielen Schulen gebraucht werden, sind unter den neueren Sprachlehrbüchern eine anerkannt ausgezeichnete Stellung ein. Die immer mehr nöthig gewordenen Auflagen, sowie günstigen Urtheile darüber von tüchtigsten Männern liefern dafür den entsprechenden Beweis.

Auch für die Folge wird besondere Sorgfalt darauf verwendet werden, den guten, dieß praktischen Lehrbücher zu erhalten; empfohlen dieselben daher auch fernere Herren Lehrern zur Einführung in ihre Schulen, sowie für den Privat-Unterricht.
 Verlag von A. W. Sauerländer in As

Magazin für die Literatur des Auslandes

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und erhalten die in- und ausländischen, in Berlin, Aufträgen wird Briefe franco durch die Redaktion (Kassabuchhandlung 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100) durch Buchhändler-Berlin an die Buchhandlung in Leipzig.
 Anzeigen werden die halbjährliche Zeit zu 2 Sgr. bezogen. Bezahlung: 1. 10 Sgr. 2. 10 Sgr. 3. 10 Sgr. 4. 10 Sgr. 5. 10 Sgr. 6. 10 Sgr. 7. 10 Sgr. 8. 10 Sgr. 9. 10 Sgr. 10. 10 Sgr. 11. 10 Sgr. 12. 10 Sgr. 13. 10 Sgr. 14. 10 Sgr. 15. 10 Sgr. 16. 10 Sgr. 17. 10 Sgr. 18. 10 Sgr. 19. 10 Sgr. 20. 10 Sgr. 21. 10 Sgr. 22. 10 Sgr. 23. 10 Sgr. 24. 10 Sgr. 25. 10 Sgr. 26. 10 Sgr. 27. 10 Sgr. 28. 10 Sgr. 29. 10 Sgr. 30. 10 Sgr. 31. 10 Sgr. 32. 10 Sgr. 33. 10 Sgr. 34. 10 Sgr. 35. 10 Sgr. 36. 10 Sgr. 37. 10 Sgr. 38. 10 Sgr. 39. 10 Sgr. 40. 10 Sgr. 41. 10 Sgr. 42. 10 Sgr. 43. 10 Sgr. 44. 10 Sgr. 45. 10 Sgr. 46. 10 Sgr. 47. 10 Sgr. 48. 10 Sgr. 49. 10 Sgr. 50. 10 Sgr. 51. 10 Sgr. 52. 10 Sgr. 53. 10 Sgr. 54. 10 Sgr. 55. 10 Sgr. 56. 10 Sgr. 57. 10 Sgr. 58. 10 Sgr. 59. 10 Sgr. 60. 10 Sgr. 61. 10 Sgr. 62. 10 Sgr. 63. 10 Sgr. 64. 10 Sgr. 65. 10 Sgr. 66. 10 Sgr. 67. 10 Sgr. 68. 10 Sgr. 69. 10 Sgr. 70. 10 Sgr. 71. 10 Sgr. 72. 10 Sgr. 73. 10 Sgr. 74. 10 Sgr. 75. 10 Sgr. 76. 10 Sgr. 77. 10 Sgr. 78. 10 Sgr. 79. 10 Sgr. 80. 10 Sgr. 81. 10 Sgr. 82. 10 Sgr. 83. 10 Sgr. 84. 10 Sgr. 85. 10 Sgr. 86. 10 Sgr. 87. 10 Sgr. 88. 10 Sgr. 89. 10 Sgr. 90. 10 Sgr. 91. 10 Sgr. 92. 10 Sgr. 93. 10 Sgr. 94. 10 Sgr. 95. 10 Sgr. 96. 10 Sgr. 97. 10 Sgr. 98. 10 Sgr. 99. 10 Sgr. 100.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 8. Mai 1869.

[N° 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Ferdinand Stoll's Faust. 269. —
Reimer's Rechtskränkel aus Seltig's Werken. 271. — Bilder und
Sitten aus der kleinften Welt. 272. — Directe und indirecte
Staatsm. 273.
Italien. Graf Biemarck und General La Marmora. Eine italienische
Parallele mit deutschen Randbemerkungen. 274. — Eine Papstwahl
vor hundert Jahren. 277.
Deutschland. Mademoiselle Mercurio, von George Sand. 277.
Nordamerika. C. Reinhold Schmidt: Die Geschichte des ameri-
kanischen Bürgerkrieges. 278.
Literatur und jüdische Literatur. Der Kaiser und der Rabbi.
279. — Die Weiss-See nach altjüdischen Geschichten. 280.
Eine literarische Revue. Rom und Babylon. 281. — Germanische
Kämpfe, von Ernst Bratisch. 281. — Ein weiser Traktat
der Erde. 281. — Shakespeares kleinste Dichtungen. 282. — Der
Erdbeben und die Auswanderer-Schiffe. 282. — Aus dem
Berliner Volksleben. 282.
Literarischer Sprechsaal. Die Tapferkeit des österreichischen General-
majors. 283. — Folgen der Aufhebung des Zeitungstempels in den
Niederlanden. 283. — Preisfrage der Strassburger Universität. 283. —
Die Afrika-Expedition. 283. — Philosophische Monatshefte. 284. — Die
Beschäftigung der Edelstrafe in Sachsen. 284. — Bauders Abwehr
gegen einen Angriff des Reichens v. Reinsberg-Düringefeld. 284.

Deutschland und das Ausland.

Ferdinand Stoll's Faust.

Den Namen Friedrich Schiller's am Tage seiner hundert-
sten Jubelfeier gewidmet, erschien vor nun beinahe zehn
Jahren der erste Theil eines „Faust“ von Ferdinand Stoll.
Es kam dazu ein zweiter Theil und jetzt sind sogar ein
dritter und vierter unterwegs in das Publikum und den Buch-
handel. Also vier Bände Faust, welche den zweiten Theil des
ersten ersetzen oder vielmehr füllten sollen! Der Verfasser
dieser Arbeit mehr als zehn Jahre seiner besten Man-
nath. Welch eine Begeisterung, welche Ausdauer derselben
dies voraus, noch dazu in dem ihm deutlichen Bewusstsein,
dass eine Anerkennung dafür schwerlich zu erwarten sei. Einer
bedeutenden Buchhändler Deutschlands wurde von ihm
mitgetheilt, dass die Sache doch wenigstens einmal anzusehen, worauf
er antwortete, nichts in der Welt könne ihn bewegen, auch nur
einen Theil davon zu lesen. Faust sei fertig mit Göthe und jede
Faustdichtung tödtet, noch ehe sie zur Welt komme. Und
dieser Faust, der Stoll'sche Faust, den dieser Stoll'sche Faust von
den Sachverständigen empfohlen worden war, gestand dem
Verfasser offen, dass er ihn auch mit der Uebersetzung, er sei
nicht der Göthe'sche, nicht lesen werde. Ich selbst erfuhr
schonlich, als mich ein für deutsche Poesie begeisterter Freund
den Namen des Stoll'schen Faust trug und ich ihm den Band
in die Hände gab: ein neuer Faust! welch' grimmiges
Gefühl schon gegen den Namen herrschte. „Um Gotteswillen!“
Ich bleibe Sie mir mit solchen Gefühlen vom Halse!“
Wer nun dennoch dieser zehn Jahre lang ungeschwächte
Muth, selbst einen vierbändigen Faust an die Stelle
des zweiten Theils des Göthe'schen zu setzen?

Der Verfasser antwortet: „Der Dichter muß mit einer so
wunderbaren Begeisterung schaffen, als gälte es, eine Welt
zu begründen, und dabei von der kühnen Hoffnung getragen

werden, daß seine Arbeit dieser Welt nicht nur nützlich, sondern
nothwendig sei; doch liegt sein Buch fertig da, hat er sich in
ehrliehlicher Bescheidenheit auf den tiefsten Standpunkt der Resig-
nation zu stellen und muß ohne Anmuth und Groll über die
Bescheidenheit und Gleichgültigkeit der Menschen auf jede Anerken-
nung verzichten können. Und gelingt es ihm, auch nur eine
einzige, zwischen dem Bösen und Guten schwankende Seele für
das Letztere zu gewinnen, dann hat er nicht umsonst in seiner
Begeisterung nach einem erhabenen Ziele gerungen! Das ist
meine aufrichtige Meinung.“

Solche Bescheidenheit klingt wie ein Wunder in dieser an-
spruchsvollen, literateneitlen Zeit, und der Verfasser kommt mir
darin wie das seltenste Gegenstück zum Werbisto vor, welcher
sich im Göthe'schen wie in seinem Faust vom Anfange bis
zum Ende in allen Höllentinken erschöpft, um die einzige,
zwischen dem Guten und Bösen schwankende Seele für das
Böse zu gewinnen.

Wir fühlen mehr Gleichgültigkeit noch Bescheidenheit gegen diese
bescheidene und doch beinahe tollkühne Schöpfung dieses Stoll-
schen Faust, sondern bewundern zunächst sein Verworf, worin
er die stiltliche, logische und ästhetische Nothwendigkeit eines
Erlages für den anerkannt miflungenen zweiten Theil des
Göthe'schen Faust klarer, als wir je gelesen, auseinanderlegt.
Dieser Faust der Göthe'schen Altersschwäche steht im ärgsten
Widerspruche zu dem seiner Jugend und der Faustidee über-
haupt. Diese ist uralt, wie die Gestalt Siegfried's, des durch
die vier großen Kulturvölker seit Jahrhunderten hindurch ge-
läuterten Ideales von edler, schöner Manneskraft. In den
himmelsstürmenden Titanen, im Kampf und Sturz der Engel,
im Lucifer, Prometheus u. s. w., in allen diesen phantastisch-
poetischen Gebilden ringt schon der Faustische Grundgedanke,
der dann im deutschen Faust zu einem germanisch-nationalen
Geisteseigenthum wurde, zum höchsten Ideale des denkend,
dachtend und arbeitend, zwischen Hölle und Himmel um die
höchsten Güter des Geistes, der Lebens- und Naturgeheimnisse,
des Ewigen und Absoluten ringenden germanischen Volkstammes.
Dieser germanische Faust trat zuerst in der großen Geistesflucht
auf, als das romantische Christenthum, welches den Himmel auf
Kosten der Erde gewinnen sollte und in diesem Kampfe gründlich
geschlagen worden war, mit neu erwachtem antiken Geiste Himmel
und Erde zugleich erobern, mit einander versöhnen und schon
auf Erden selig, gottgleich werden wollte. Literarisch wurde
wohl dieser Faust zuerst sehr rasch in einem Buche von Bitt-
mann bekannt und dann vielfach bearbeitet und verändert.
Poetischen Werth gewann diese Sage zuerst durch „Leben und
Thaten des Dr. Faustus“ von dem Shakespeare-Genossen Chri-
stopher Marlow. Dieses älteste Faustgedicht wurde vielfach,
unter Anderem auch zu Puppenspielen verarbeitet; das bekanntste
deutsche Puppenspiel, welches auf Göthe so mächtig wirkte, haben
auch wir in unserer Kindheit mit unerschütterlichem Grauen aus-
führen sehen. Ausgedehntere Gedichte mit demselben Grund-
gedanken, derselben Handlung und denselben Personen sind uns
zumeilen in Händen zu Gesicht gekommen, wovon wir jetzt nur
noch eine dunkle Erinnerung haben. Göthe's Faust schließt sich
an das alte Puppenspiel an, worin aber der Held keineswegs

vom Teufel in Fesseln zerrißen und körperlich so geschmettert wird, daß Gehirn und Fleisch an den Wänden flieben, während die Seele in die reek brennende Hölle geschleppt wird; aber Obhöth rettet zuletzt seinen Faust und läßt sein „Inferbliches“ von Engeln in den Himmel tragen, ohne daß er ihn weder im ersten, noch weniger im zweiten Theil verdient hat. Der im ersten Theile schulbeladene, verschwindende Teufelskerl vergißt und schlägt sich in den zweiten hinein, vernähmt sich mit dem griechischen Ideale, treibt dann etwas Landbau und Sanalisation ohne Abfuhr und läßt dann eben sein Unherbliches (welche fade Abstraction!) in den katholischen Himmel speiren. Sein Faust im zweiten Theil ist demnach ein ganz anderes Wesen als der im ersten. „Er ist nicht mehr der deutsche Gedankenheld“, sagt Stolte, „der seine Vergangenheit zur inneren Verarbeitung für seine Zukunft zu bringen und den Kampf mit den dunklen Mächten in seiner Brust als den Läuterungsproceß seines Wesens durchzumachen hat. Nirgend ein wahrhaft ergründliches Resultat, sondern nach allen Seiten nebelhafte Verschwümmen in hinein-geheimniste Abstractionen. Nirgends mehr ein Kampf, weder für noch wider den Himmel oder die Hölle. Faust ist im ersten Theil durch seine gottverfluchten geistigen Speculationen und wirklichen schweren Verbrechen der Hölle verfallen und hat sich außerdem noch besonders dem Teufel verschrieben. Im zweiten denkt er gar nicht daran, daß er sich gegen Gott und Menschen veründigt und etwas zu sühnen habe, und dennoch kommt er in einen Himmel, der sich sonst ohne Vermittelung der Kirche für seine Menschenseele öffnet und ohne Sühne und innere Läuterung Jedem verschlossen bleibt.“

Die bloße Vernählung mit dem griechischen Schönheits-Ideale kann den Menschen auf Erden weder glücklich noch für den Himmel festig machen. Das bischen Arbeit eines Wasserbau-Inspetors zu Ende thut's ebensovienig, wie das Wasser bei der Taufe. Die für unsere Zeit ausgebildete Hausfrau muß eine Läuterung des Menschen aus sich selbst, eine Erlösung und Befreiung der ganzen wirklichen Welt veranschaulichen und personificiren. Solch einen Faust hat Stolte zu schaffen versucht. Wie er die ungeheure Aufgabe durchgeführt haben wird, mögen die beiden letzten Theile, die in kurzer Zeit erscheinen sollen, bekunden. Jetzt haben wir's mit den beiden ersten zu thun. Stolte schließt sich an den ersten Theil des Faust an und nimmt ihn als den gefallenen, einer inneren Wiedergeburt bedürftigen Menschen auf. Dies ist zugleich wesentlichste Aufgabe der ganzen Menschheit, welche nur in Form eines dramatisch-didaktischen Epos lösbar erschiene. Es müssen darin die wichtigsten Lebensfragen aufgeworfen und idell und ethisch gelöst werden. Wegen dieses rein didaktischen Zweckes tritt das dramatische Element oft gänglich und lange zurück, und das Gedicht breitet sich theils romanhaft, theils in Dialogen, theils geradezu in Form von langen Moralpredigten zu ermüdenden Längen aus. Allerdings fehlt es nicht an Klarheit und Entschiedenheit des Gedankens, wodurch auch der einfachste stiltliche Mensch angeregt und befruchtigt wird, aber diese gleichsam populäre Philosophie in Versen würde durch größere Kürze und Gedrängtheit gewiß meist wirksamer werden.

Verfolgt von Rache und gepöngt vom eigenen Schuld-bewußtsein, tritt der Stolte'sche Faust gleichsam bußfertig auf und macht eine innere Entwicklung der Sühne durch, um sich zum Heilen des Gedankens und Wortes, des Menschheits-Ideals zu läutern. Dieser idealistische Faust wird im zweiten zum Praktiker und will sich nicht bloß selbst, sondern auch die ganze Menschheit im Staat und Kirche stiltlich erlösen und befreien,

den Widerspruch lösen, der zwischen Ideal und Wirklichkeit, Diesseits und Jenseits, Himmel, Hölle und Erde, Hellen und Sollen, Gesetz und Freiheit sich spannt und die Menschen so lange quält, bis sie sich für stiltlichen Vollkommenheit und Freiheit geklärt haben, und um dieses Guten selbst willen, aus innerstem Drange, für die Freiheit und Stiltlichkeit zu Menschen und ihrer Institutionen kämpfen, siegen oder lieber untergehen, als sich den unstiltlichen Mächten über ihnen zu fügen.

Diesem Faust geht nicht nur Mephistopheles zur Seite, sondern er braucht auch den Ahasverus, um die Widersprüche seines eigenen Wesens zu erkennen und endlich zu überwinden. „Aus der im Faust selbst erwachten Negation und dem mit ihr sich verwindenden thierischen Gelüft entspringt Mephisto, Entsetz schaudert er vor dieser ihm persönlich gegenüberstehenden Negation zurück und sehnt sich nach Rettung und Erlösung. Dies wird zum Zeugungsmoment für den mythischen und mythischen Ahasverus, die Personification geistiger Verstocktheit, welche das Licht der Offenbarung von sich stieß und deshalb ruhelos umherwandern mußte, bis er, durch Leben und Leid erweicht, diesem Lichte zugänglich und somit der Beweise für die Erbsbarkeit des durch eigene Schuld auchbeladenen Mensch wird. Diese Erlösung geht in einem Zwiegespräche mit ihm in letzterem selbst vor oder wird wenigstens mächtig angeregt. Kirchlichen Sägungen bleibt er dabei fremd und feindlich, in diese durch ihre starren Dogmen den Geist, den stiltlichen Will die ethische Selbstbefreiung, dieses Freimaurerthum, eigentlichen Sinne, als Regerei verdammen. Wenn mich beiden letzten Theile des Stolte'schen Hefenwerkes nicht zu Besseren belehren, macht ihn diesen Faust als eine mächt und klare Offenbarung des höchsten Ideals des Freimaurerthums halten. Es gilt bei der gemeinen Menge ebenfalls faustisch-mythisch, weil sie solche Ideale und Bestrebungen zu begreifen kann. Faust bewegt sich auf dem kirchlich-vulkanisch Boden, unter welchem bereits die Reformation erdbebend Wege sucht. Er wird zum Himmelsstürmer, weil er durch anderes Thor in denselben einzudringen wagt, als durch der römischen Kirche, deren hohle Verweltlichung denn auch ganz besonders drastischer Verdammung geschildert wird. Eine Stelle aus dem längsten aller dramatischen Dialoge zwisch Faust und Güttenberg folge hier. Die Scene ist vor Kirchenthor:

Des demuthvollen Priesters Achtgespann
Hiet ungetrüblich schäumen, schwärzend an.
Acht prachtvoll gallonierte Stallbeamte,
Sie sprangen, als ob unter ihnen brannte
Der Boden, auf die heißen Klappen zu
Und lösten vom Gelschirre sie im Nu.

In reiche Wappenden mit Weichide
Die Kasse hülden, führt man sie in's Schloß zuwaid.
Acht andere Diener mit acht Schimmel einhengen
Beskanten frisch den Wagen unter Wängeln
Der ringsumstehenden armen Christenheit,
Weil eins der Thiere wild aufbaumend schreit.

Die edlen Schimmel Silberhufe tragen
Zu ihres demuthvollen Herrn Lehagen,
Indes viel arme Christenmenschen sich'n
Parusf dandeln und in Demuth sich'n
Zum goldprantoffeligen Kirchensürsten,
Auch dessen Segen sie voll Einsat dürsten.

Was würde der Heiland, auf die Erde zurückgekehrt, zu solcher Tempelschänderei sagen? Wahrscheinlich nicht viel Gutes, sieht er gar wieder die Geißel schwingen.

Doch würde den Bescheid man ihm nicht schuldig bleiben:

Mit Hellebarde stieße man auf ihn
Als einen Lumpenbund, der heillos fies,
Durchgestoßen von der keiserlichen Zunde,
Verhöhet heil'ge christliche Gebräude,
Ja, Christi heil'gen Stellvertreter gar,
Den mystischen Gott in goldenem Salar.

Der Dialog mit Guttenberg führt auch das weibliche Element in die Dichtung ein. Es ist im ersten Theile nur schwach angedeutet, spielt aber in den folgenden Theilen auf eigenste Weise eine immer hervorragendere Rolle. Die Mystik des Mittelalters und die weiblichen Verwirrungen vermissen wir sehr; dagegen macht uns im zweiten Theile der weibliche Mephistopheles Mephistophiles, von einem ganz eigenen Teufel besessenen Prinzeßin, die lausische Weise geltend, wie wohl in keiner anderen deutschen Dichtung. Die Kraft weiblicher Sittlichkeit und Schönheit offenbart sich erst in Maria, Celestina und Faustina der letzten Theile kennen zu lernen. Wenn sie ihm ebenso gut gelungen ist, wie seine Teufelinnen, können wir selbst in der Schilderung weiblicher Charaktere, so sehr sie erschöpft zu sein scheinen, die überraschendsten Aufschlüsse erwarten. Im ersten Theile werden wir über den Ehebruch selbst in Guttenberg's Hause zu Beobachtungen.

So sagt Faust, nachdem ihn Guttenberg verlassen, nach einer Pause:

Wie klein ist doch der Mann oft an dem eignen Herde!
Ob er auch würdig, daß ihm eine Welt vertraut,
Daß als Beglückter er von ihr gehet werde:
Das eigene Welt mit Weibtrau' auf ihn schaut.
Die Frau liebt an dem Manne nur zum Theil
Die Eigenschaften, die sich auf sie selbst beschränken,
Und wo für sie nicht gleich ein Vortheil sich erweist,
Meint sie, man wolle sie in ihren Rechten kränken!
So demüthigt die Frau, die sich empört nicht schwingt
Zu ihres Mannes eilerem Bestreben,
Auch oft das Herrliche, was er ringt,
Zertrümmert ihm hinab in's flache Alltagsleben.

Mephisto und ihre Prinzeßin bringen's freilich noch viel er oder vielmehr tiefer herab. Doch hoffen wir auf die Fina, die dem Helden ebenbürtige, des letzten Theiles. Ueberhaupt können wir über das Werk nur erst, nachdem es in seiner Vollendung kennen gelernt haben, entscheidend urtheilen. Nach der ganzen Anlage wird es seinen wesentlichen Inhalt darin behaupten, daß es die gesellschaftlichen Ideen im vollen menschlichen Leben wirkend, erlösend und befreiend in allen möglichen Lebensformen selbst im Staate darstellt, während der Mensch im zweiten Theile in mystischer und mystischer Hülle verschwindet. Dabei spricht Stolte selbst mit der höchsten Begeisterung von dem süßen Dufte der Poesie dieses herrlichen Meisters Göthe. Neben den Zauberkünsten seiner Dichtung, sagt er hinzu, mögen meine Verse sich mit der wohl wie die prosaischen Töne des Hadebrechtes oder der Lauttrommel ausnehmen.

Manches erscheint uns, namentlich wegen der vielen Nebenfiguren und des oft gar zu lang ausgezogenen Moralisirens. Darin läßt sich jedenfalls viel kürzen und bessern. Soweit wir aber die jetzt das ungeschickte Werk übersehen können, können wir ganz im Gutzkow's begeisterte Anerkennung ein,

der, nachdem er eine Zeitlang dem Verfasser bei Verlesung des ersten Theiles zugehört hatte, mit gluthottem Kopfe und tieferer Ergriffenheit ausrief: „Das ist ein vollkommen gelungener Versuch. Die Dichtung ist so poetisch-schönvoll, als erhaben durch Gedantentiefe. Sie machen es der Welt begreiflich, was sich Göthe hat entgehen lassen, indem er sich in seinem zweiten Theile in poetische Düstereien verlor; — und sind als Dichter mit einem Sprünge da, wohin wir erst nach dreißig Jahren Arbeit kamen.“

An begeistert anerkennenden Urtheilen anderer bedeutender Männer fehlt es ebenfalls nicht. Und wer diesen Faust noch nicht kennt, mache sich wenigstens nicht mehr durch die ziemlich allgemeine Dose lächerlich, einen Faust nach Göthe überhaupt gleich von vornherein als Unfinn oder Annahme abzuweisen. Die kulturhistorische und ästhetische Nothwendigkeit neuer und immer wieder neuer Fauste ergibt sich schon aus der Faustidee überhaupt. Der zweite Theil des Göthe'schen war eine Anforderung dazu, welcher bis jetzt zwei solenne Männer durch zehnjährige Arbeit Folge geleistet haben: Stolte und der Oberförster Müller. Letzterer ist jetzt ebenfalls unterwegs in die Öffentlichkeit.

S. B.

Blömer's Lichtstrahlen aus Lessing's Werken.*)

Neben aller Ueberfülle mittelmäßiger, schlechter und noch mehr bellettrischer-criminalistischer Geistesproducte ist schon unsere classische Literatur allein so inhalt- und umfangreich, daß auch gebildete Menschen, welche es mit der Kenntniß der letzteren genau nehmen, mehr als genug zu thun haben, sich mit den Werken berühmter und guter Schriftsteller bekannt zu machen. Die meisten gebildeten Leute kommen damit nicht sehr weit, geschweige durch, so daß auch sie in Gesellschaft, in ihren Briefen und überhaupt in ihrer geistigen Entäußerung dem allgemein wuchernden Fehler verfallen, Maculatur zu sprechen, zu schreiben und wohl gar drucken zu lassen.

Deshalb ist es sehr gut, dieser gebildeten Menge die inhaltvollsten und lichtesten Stellen unserer besten Schriftsteller gleichsam in Brennpunkten verdichtet, zugänglich zu machen. Sie können sich dann auf die leichteste Weise durchleuchten und erwärmen und dann und wann schriftlich und mündlich etwas von diesem eingespargenen Lichte in ihrer Umgebung wieder ausstrahlen lassen. Diese Lichtstrahlen oder schönsten und geistvollsten Stellen beliebiger Klassiker mit ihren Denksprüchen, Motto's, Lebensregeln u. s. w., gesammelt in der Unterhaltung oder in Briefen angebracht, verleihen selbst im lebendigen geistlosen Menschen den wohlthätigen Schein einer edelgebildeten Bildung, und die Habheit conversationeller Sprechmaculatur kann schon durch ein Halbdutzend solcher Stellen für einen ganzen Abend vor dem Eindruck der langen Weile gerettet werden, vorausgesetzt, daß diese Lichtstrahlen sich ohne Zwang und Affectation einstellen. Solche Sammlungen von Lichtstrahlen sind bereits in neun oder zehn Bänden aus Fichte's, Fichte's, Göthe's, Herder's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Schlegel's Werken von verschiedenen gesammelt bei J. A. Brodhaus erschienen und sehr beliebt geworden, da diese verdichteten Kraft-

*) Götthold Cybrin Lessing. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit einer Einleitung von Friedrich Blömer, Oberförster. Leipzig, J. A. Brodhaus, 1869.

und Lichtstellen und auf die leichteste Weise mit Inhalt versehen und dem Leser auch charakteristische Gesamtbilder von der Bedeutung der betreffenden Schriftsteller gewähren.

Wir freuen uns, daß dazu jetzt auch Lichtstrahlen aus Vessing's Werken und Briefen gekommen sind. Es war ja besonders der leuchtende, der blühende, der niederdonnernde Zeus der Kritik gegen die „Klöge“ und Makulatur-Potentaten des vorigen Jahrhunderts, der Schöpfer einer verstandeshellen, humanen und sprachlich reinen deutschen Literatur. Wir wollen uns hier nicht auf eine Würdigung seiner unsterblichen Verdienste einlassen und nur erwähnen, daß der Sammler dieser Lichtstrahlen Jahre lang mit der genauesten Kenntniss, mit kritischer Auswahl und der größten Liebe daran gearbeitet hat. Auch standen ihm dabei unüßbare Briefe, die in Vessing's Werken entweder nicht zu finden sind oder wegen ihres sonstigen Privatcharakters leicht übersehen werden, zu Gebote. Besonders verdienstlich finden wir, daß es dem verehrten Sammler gelungen ist, diese Lichtstrahlen nach ihrem verschiedenen Inhalt und Zweck zu sondern. Gleichartiges zusammenzustellen und dabei auch die Zeitfolge zu beobachten und das ewig Wahre, Gute und Schöne aus dem Zufälligen und Zeitlichen herauszufinden, so daß wir es nun unter den verschiedenen Rubriken: „Der Mensch und die Gesellschaft, Kritik und Leistung, gegen Ueberhebung und Umgebung, die Meister, Vorbilder und Vordänger, Welt und Leben, Maximen und Denkprüche, Selbsttheilungen, Leben und Streben, Werke und Kämpfe“ in klarster Ordnung und Fügung auf einander folgen sehen. Möge denn das bescheidene Bündchen ganz besonders als Taschenbuch auf Reisen, als Geistesnahrung in schwachen Stunden, als liebreiche, verständige, sprachlich und sittlich reine Nahrung zur Wahrheit und Schönheit und allen sittlichen wie ästhetischen Tugenden recht viele Tausen, Köpfe und Herzen erfüllen und lehtere erleuchten und erwärmen. Auch die übrigen literarischen Lichtstrahlen können hier gute Dienste thun. Und da wir davon gar nicht genug bekommen können, hoffen wir auf weitere Fortsetzung dieses Feucht- und Heilmaterials, besonders in einer Zeit, welche viele Fanatiker der Dunkelheit, Nacht und künstliche Trübung hervorruft und sogar begünstigt. Besonders wünschen wir noch Lichtstrahlen aus Schiller. So verbreitet er auch ist, kann doch dieses edelste Licht mit seiner himmlischen Wärme nie genug im deutschen Volke erquicken und beleben.

Bilder und Skizzen aus der kleinsten Welt.

Immerhin kommt man zu der Erkenntnis, daß für die Existenz der Menschheit die größten, gerade verderbendrohenden Gefahren zweifellos in der Thätigkeit der allerkleinsten Geschöpfe liegen. Diese Erkenntnis hat gleichsam wie unwillkürlich eine Anzahl der hervorragenden Gelehrten in den verschiedensten Theilen der gebildeten Welt und, meistens ohne daß Einer um das Thun des Andern wußte, dazu geführt, daß sie diese oder jene bereits eingetretene oder noch drohende derartige Plage durch's Mikroskop zu ergunden suchten. So sind die Untersuchungen eines Pettenkofer und Anderer über die Ursachen der Cholera hervorgerufen, so sind die wahrhaft staunenswerthen Entdeckungen eines De Bary, Hallier, Bail und Anderer über die mikroskopischen Pilzformen, welche unseren menschlichen Körper oder unsere unentbehrlichen Bedürfnisse bedrohen, entstanden. Einen eigenthümlichen Beweis für die

außerordentliche Wichtigkeit dieses Strebens dürfte man darin erörtern, daß z. B. über einen sehr wichtigen Gegenstand — die im Munde wuchernden mikroskopischen Pflanzen- und Thiergebilde — fast zu gleicher Zeit Untersuchungen, eingehende Studien gemacht worden und fast übereinstimmende Resultate erlangt sind von dem berühmten Hallenser Professor Dr. des bekannten Berliner Arzt Dr. M. v. und einem Schweizer aus

Um so größere Beachtung darf daher ein Unternehmen annehmen, welches sich die Aufgabe gestellt, das „kleinsten Raum“ seiner Schleier zu entziehen und vorwiegend d. h. für jeden Gebildeten faßbar darzustellen. Ein solches lag uns vor in dem Vierungswerke: „Blick durch das Mikroskop,“ von Dr. Julius Etinde. Soweit wir das Unternehmen in den drei bis jetzt erschienenen Lieferungen zu überschauen vermögen, glauben wir, daß sowohl die Auffassung, als auch die Darstellung dem beabsichtigten Plane des Werks entspricht. Von seinem Stoff ganz durchdrungen, d. h. bis zu die neuesten Ergebnisse den Forschungen des Mikroskops gehend und zugleich mit dem Mikroskope in der Hand arbeitend, bedient sich der Verfasser einer poetisch schwärzenden und zugleich gewandten Sprache. Auf den ersten Blick wird es vielleicht verwunderlich erscheinen, wie die Verlageanstalt das Werk den Eltern und Erziehern „als Haus- und Handbuch“ empfehlen könne. Dies darf jedoch in der That geschildert werden: „Die Untersuchung verfallender Lebensmittel, der Gewürzsauren und Gewürze erlangte erst durch das Mikroskop die tragendste Bedeutung; den Jährlingen von Milch, Mehl, Gewürzen ist das Mikroskop ein nicht minder fürchtbarer Gegner, als den Gabelmückenfabrikanten, deren Gewürz chemischen Analyse und der mikroskopischen Prüfung anfallen, um auf ihren wahren Werth zurückgeführt zu werden von den pompbaftern Reklamen leider gänzlich in den Hintergrund gedrängt wird. Einer der ersten Kämpfe, den Mikroskop siegreich bestand, fand mit der bekannten „Rosa arabica“ des Dubarry statt, in der mit Gewissheit schwärzestes Ergebnis erkannt wurde, so daß dieses Präparat kurzer Zeit alles Zutrauen verlor. Das gleiche Schicksal in der Folge eine bedeutende Anzahl der sogenannten Unkrautmittel zum Aerger der Herren Fabrikanten, zum Nutzen der getauften Menge.“

Von dem Inhalt der ersten drei Lieferungen darf Wassertröpfchen (die Diatomeenwelt) bis jetzt den größten Theil beanspruchen; sie ist mit großer Fleißarbeit, zugleich nach eigenen Anschauungen geschrieben. „Der erste Blick“, die Studien würde ebenfalls nichts zu wünschen übrig lassen, nur ist Stoff zu kurz gefaßt. Entsprechender wiederum erscheint dritte Blick“, die Spinne, allein wir hätten gewünscht, daß Verfasser auch auf die überaus interessanten Forschungen Dr. Bail, veröffentlicht in den „Verhandlungen der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, 1867“ Rücksicht genommen. Die Illustrationen des Unternehmens betreffen Photographien-Vergrößerungen nach der Natur; instruktiv meist klarer und ausdrucksvoller, auch weniger vergrößert, ten allerdings gute Holzschnitte nach solchen Photographien

R. 24

* Hamburg und Leipzig, Jean Paul Friedrich Eugen Richter

Directe und indirecte Steuern.*)

Die Frage über directe und indirecte Steuern steht in neuerer Zeit so permanent auf der allgemeinen Tagesordnung und wird so häufig diskutiert, daß man Gefahr läuft, Vagen oder Verwirrung zu erregen, wenn man noch die Vorträge auswirft: Was sind denn eigentlich directe, was sind indirecte Steuern? Aus der unten angezeigten interessanten Festschrift kann man sich indessen überzeugen, daß diese Frage keinesweges so überflüssig ist, da über ihre Beantwortung Finanzbeamte, Juristen des Nationalökonomens keinesweges einig sind. Im Alterthum haben wir uns nach einer bewußten derartigen Sonderung verhalten, ja in die preussische Gesetzgebung ist der wörtliche Gegensatz der directen und der indirecten Steuern erst seit dem Jahre 1808 aufgenommen, wozu, wie Herr Dr. Förstemann anführt, Gesetzgebung und Budget in dem benachbarten da- maligen royaume de Westphalie die Veranlassung gaben. Die Franzosen haben zuerst den Begriff der Steuern, für welchen ihnen auch am frühesten Collectivbezeichnungen — *levées, taxes, contributions* — geläufig sind, zerlegt in den der directen und der indirecten Abgaben. „Die eigentliche Autorschaft davon haben den Physiokraten, deren Hauptbemühen war, den primären Factor der Gütererzeugung festzustellen und aus dem bekannten Resultat die Konsequenzen zu ziehen. Sie glaubten gefunden zu haben, daß die einzige Güterquelle die Natur sei und productiv nur die mit ihr sich verbindende Arbeit. Allein steuerbares Object bezeichneten sie den Meinertrag Grund und Boden; die Austerlegung einer andern Steuer einen schädlichen Umweg, auf welchem dieselbe doch zuletzt als productiv net des hieus fonds zurückfalle. — So kam es, daß zuerst der nach ihnen allein zulässigen Steuer alle übrigen indirecte und deshalb unsinnliche entgegenstellten.“ Nachdem der Verf. die Frage nach der Herkunft der Präjudicialfragen direct und indirect beantwortet hat, geht er an die Erklärung der wichtigeren nach den Begriffen, die damit zu verbinden sind. „Die Antworten darauf lauten außerordentlich verschieden; fort und fort treten neue, von den früheren abweichende hinzu; so daß dadurch das Erkennen des wahren Ursprungs, und das nicht bloß für den Laien, täglich an Schwierigkeit zunimmt. Um hier Licht zu schaffen, müssen die auseinanderstreichenden Ansichten zuvörderst auf die für sie entscheidenden Punkte in ihren prävalirenden Ausgangspunkt zurückgeführt werden. Erwägt man, daß die Bedürfnisse der Finanzverwaltung den ältesten Einkauf auf die Schematisierung der Steuern einwirkten; daß sich bei der Auffassung des Sinnes der directen und indirecten Steuern vielfach Rücksichten auf das Recht geltend machten, — dies in Deutschland schon deshalb, weil bis kurzem die Staatswissenschaften gleichsam die Domäne der Juristen und der Universitäten waren —; und beachtet man, die Gesetze der gesellschaftlichen Güterlehre, da diese sich so entwickelt hat, zuletzt dabei in Betracht kamen, so ergibt sich die Unterlage sowohl für die Gliederung der betreffenden Abgaben, als für deren Folgeordnung von selbst. — Die erste Gruppe der Ansichten über die Bedeutung der directen und indirecten Steuern bilden demnach die, welche dabei vorwiegend die Bedürfnisse der Finanzverwaltung; die zweite die, welche

vor Allem die Verschiedenheit des darin liegenden Rechtsverhältnisses —, die dritte die, welche hauptsächlich die Ansprüche der gesellschaftlichen Güterlehre in's Auge gefaßt haben.“

In diesen Gruppen stellt der Verf. nun etwa dreißig verschiedene Definitionen und Formeln zusammen, prüft sie alle einzeln und nach den Gruppen, findet keine ganz zutreffende und kommt zu folgendem Resultat: „Die Steuer-Gesetzgebung und Verwaltung bedürfen Merkmale der Steuerfähigkeit und der Steuerpflicht. Die Kennzeichen der ersteren Art entlebten sie früher lediglich dem praktischen Leben, gegenwärtig von der gesellschaftlichen Güterlehre. Diese kennt unmittelbare und mittelbare Kriterien. — Die der andern Art werden unter Beihilfe der Rechtswissenschaften bestimmt. Sie untercheidet ebenfalls unmittelbare und mittelbare Merkmale. Die wirtschaftlichen Kriterien der Steuerfähigkeit und die juristischen der Steuerpflicht decken sich entweder natürlich oder künstlich. Die Finanz-Gesetzgebung und Verwaltung müssen jedenfalls beide combiniren. Aus dem Unterschiede der unmittelbaren und der mittelbaren Merkmale erwachsen zwei Steuergattungen, die in ihren Voraussetzungen und in ihren Folgen sehr verschieden sind. Wir müßten dieselben in der deutschen Sprache als unmittelbare und mittelbare Steuern bezeichnen. Aber die Franzosen haben die darin liegende Abstractionen früher gemacht als wir. Daher haben wir von ihnen die dasselbe bedeutenden Ausdrücke der directen und indirecten Steuern geborgt und sie in Folge längerer Gewöhnung daran beibehalten.“

„Auf diese Weise hoffe ich überzeugend dargelegt zu haben, daß der einzig wesentliche Grund der Sonderung der Steuern in directe und indirecte von den Merkmalen der Steuerfähigkeit und der Steuerpflicht herzunehmen ist.“

„Es ist dadurch zugleich klargestellt, daß von den obigen drei Gruppen die erste ihre Fälsche einzuziehen und sich an die zweite und dritte, als die für sie präjudizialen, anzuschließen habe, daß die dritte Gruppe logisch regelmäßig vor der zweiten stehen, sowie daß sich die von mir verteidigte Auffassung durch die Aufnahme der unmittelbaren und mittelbaren Kriterien der Steuerpflicht und dadurch verstärken müsse, daß sie für die unmittelbaren Merkmale eine gewisse Permanenz und deren Mangel bei den andern anerkenne.“

Der Verf. macht nun die praktische Probe auf seine Ansicht, indem er die in Preußen bestehenden Steuern nach den für sie entscheidenden Kriterien der objectiven Steuerfähigkeit unter Mitangabe der Merkmale der subjectiven Steuerpflicht ordnet. Aber dieser Gewinn eines Systems ist es nicht, dem das Motto des Buches gilt: *Historia testis temporum, lux veritatis*. Die Wahrheit, zu welcher der Verfasser sich von der Geschichte hienach leitet, spricht er vielmehr in dem Sage aus: „Für das Tragen der allgemeinen Staatslasten empfiehlt sich nach meiner Ueberzeugung für jetzt der Gebrauch der unmittelbaren Merkmale der Steuerfähigkeit nur so weit, als durch die Anwendung der mittelbaren das Staatsbedürfnis ungedeckt erscheint“, d. h. die allgemeinen Staatsbedürfnisse wären principialer durch indirecte Steuern zu decken, directe nur eventualiter zu notwendiger Nothilfe. Das „für jetzt“ erklärt sich dahin, daß die Volkswirtschaftslehre die Präjudicialfragen noch nicht gelöst habe, als die nach dem Begriff des wirtschaftlichen Gutes, nach der Güterquelle, ob diese selbst oder ihr Ertrag, ob dieser brutto oder netto das Steuerobject bilde, nach dem Werthbegriff u. s. w. „Kommt Zeit, kommt Rath. Wenn die Wissenschaft dahin gelangt sein wird, jene Fragen überzeugend zu beantworten, kann man ja die Prüfung der Sache nochmals in die Hand nehmen. Bis

*) Die directen und indirecten Steuern historisch und kritisch betrachtet. Eine Untersuchung ihres Unterschiedes mit besonderer Berücksichtigung des preussischen Steuersystems. Von Theodor Förstemann, v. jur. Rechtsanw., Ferd. Förstemann, 1868

dahin aber finde ich viel zuverlässiger den Schluss aus dem Erfahrungssatz, daß die Güterverwendung sich nach der Einnahme richte." Dagegen erkennt der Verf. an, daß „so lange ein Staat nicht auf die ihm als solchem eigene Thätigkeit beschränkt erscheint", man sich, „um die Gerechtigkeit nicht zu verletzen, für Steuern, deren Ertrag zur Fundation oder Dotation sozialer Interessen bestimmt ist", der unmittelbaren Merkmale der objectiven Steuerfähigkeit bedienen müsse. Für die indirecten Steuern zu allgemeinen Staatszwecken bringt der Verf. wie ein argumentum ad hominem die Bedeutung des Zollvereins für die staatliche Einigung Deutschlands bei: „Wären nicht Steuern, geknüpft an mittelbare Merkmale der Steuerfähigkeit, in Preußen und andern deutschen Staaten vorhanden gewesen, so hätten wir vielleicht nie (!), sicher noch nicht in der Gegenwart das Maß politischer Einigung unter deutschen Staaten erreicht, dessen wir uns nun erfreuen als der Morgengröße anbrechender, noch besserer Tage." Als *lux voritatis* soll doch aber die Geschichte wohl nur aus dem, was gewesen ist, zu dem leuchten, was ist und werden soll, nicht zu dem, was wäre oder sein, resp. nicht sein könnte, wenn dies und das nicht gewesen wäre. Das Mißverhältniß zwischen dem Brutto- und dem Netto-Ertrage indirecter Steuern, die dauernde Kostspieligkeit ihrer Erhebung übergeht der Verfasser; wenn er auch zugestehet, die Kosten der Veranlagung und Erhebung machten indirecte Steuern ungeeignet, als selbständige außerordentliche Steuern erhoben zu werden, fügt er doch sogleich hinzu, das könne nicht von außerordentlichen Zuschlägen zu einer bestehenden indirecten Steuer gelten. Und nun kommt er mit einer geschickten Seitenwendung an dem bedenklichen Punkt vorbei: „Damit aber soll nicht zu gegeben sein, daß die Veranlagung und Erhebung jeder indirecten Steuer theurer sei, als die einer directen. Das ist vielmehr durchaus relativ. So ist die Veranlagung der Grundsteuer bekanntlich die kostspieligste von allen. Wenn man bei der Grundsteuer-Veranlagung, abweichend von der Veranlagung aller übrigen Steuern, den Aufwand dafür von den Grundsteuerpflichtigen tragen läßt, so ändert das die Rechnung nicht." Daß man ihm die Veranlagung vormalte, hatte der Verf. doch weniger zu erwarten, als eben die fortlaufenden Ausgaben, welche die Erhebung der indirecten Steuern verursacht, und das Heer von Kontrolbeamten, für welche nicht nur das Gehalt in die Wirthschafts-Rechnung als Ausgabe einzutragen ist, sondern auch der Verlust der wirtschaftlichen Werthe, um welche sie bei productiver Arbeit das Nationalvermögen vermehren könnten. Als Zeugen für sich läßt er (nach Hunger, Geschichte der Abgaben in Sachsen) den Berliner Bürgermeister Zerlang auftreten, der sich über die Wirkung der Accise, welche 1668 an Stelle einer Grund- und Gebäudesteuer in den märkischen Städten eingeführt wurde, im Jahre 1671 folgendermaßen äußerte (im Buche stehen die Worte auch lateinisch nach dem Original): „Zu dieser Zeit wurde die abschreckende und verderbliche, in monatlichen und Jahresraten zu entrichtende, auf die Gebäude und die Hufen gelegte Steuer, wodurch die Bürger so arg mitgenommen und ihre Häuser dem Einsturz überliefert wurden, zum Trost dieser dürftigen und verarmten Bürger beilegt und dafür zum großen Vortheil und zur Aufhilfe derselben eine Verbrauchssteuer, die Accise, eingeführt. Seitdem sind nur zwei Jahre und Etwas darüber verfloßen, und schon sind über 150 der verfallenen Gebäude wieder hergestellt, eine nicht unerhebliche Anzahl neu errichtet; um so viel hat die Stadt an Kraft und Schmuck gewonnen."

Wir glauben übrigens, daß bald in Bezug auf die Steuern

die Untercheidung in directe und indirecte, die Frage also aus den Merkmalen der Steuerfähigkeit und Steuerpflicht, sich ganzlich verschieben wird zur Untercheidung contingentirter von nicht contingentirter, zur Frage nach der Möglichkeit des Ertrag im Voraus genau festzusetzen, wobei auf der einen Seite zwar nur directe, auf der andern aber neben allen indirect auch manche directe Steuern stehen würden.

Friedrich Halenow.

Italien.

Graf Bismarck und General La Marmora.

Eine italienische Parallele mit deutschen Randbemerkungen.

Die Florentiner *Nuova Antologia* di scienze enthält einen bemerkenswerthen, vorzüglich geschriebenen Artikel über preussisch-italianische Bündniß und die Erwerbung Venedigs bei der jetzigen politischen Constellation besonders Zinn bietet. In demselben begegnen wir einer Vergleichen der beiden Staatsmänner, welche jenes Bündniß abgeschlossen haben: geben zuerst die Hauptsätze im Auszuge wieder.

„Weil nie sind zwei Staaten, die mit einander zu vi bestimmt waren, von zwei Männern so verschiedenartiger Schaffenheit regiert worden, wie Preußen und Italien von Graf Bismarck und General La Marmora. Nur in Einem Punkte sind sie einander ähnlich: sie sind Beide von adeliger, herrlicher, stolzer, alter Familie. Die italienische Sprache hat eigenes Wort für das deutsche „Junke"; nach der Weichheit eines deutschen Schriftstellers ist das vor Allen der Erst einer Familie von Kriegen, das Gemüth eines Mittelalters, preussischen Unterleutenants, altdeutschen Freiherren und spanischen Don Quixotes." „In dem mangelt das Wort für diesen Begriff, und seit Jahrhunderten der Gegenstand — kaum daß noch in Piemont eine Spur davon zu finden war. Aber wie schwach auch die war, von ihr stammt (wie in Preußen) jener Militäradel, erste Pflicht es ist, der Armee Offiziere zu liefern, unerlässlichen Muth zu besitzen und dem Könige treu zu sein. Die Reiche solcher Familien stammen Graf Bismarck und General La Marmora. Aber während dieser gleich seinen Vätern sieben Brüdern in die Arme traten, widmete Bismarck, der eines Schwadron-Chefs, sich der Civilcarrière, sobald Erfüllung seiner Militärpflicht einen Grad erlangt hatte, aber, wenn er auch den Familientraditionen nicht folgen brachte er doch in die neue ungewohnte Laufbahn den Geist und die Heißblütigkeit seines Stammes.

Welche sonderbare Natur zeigt Bismarck durch sein Leben! Deutschland, dem man so lange spottend vorwar es nur spekulative Geister zeuge, hat in ihm den praktischen Mann unserer Zeit gezeugt! Auf seinen Geist hat keine Einfluß, er hat zu wiederholten Malen gezeigt, wie er die wie der anderen überdrüssig geworden war und sie nicht die liberale wie die feudale. Weit entfernt vom Scheinbild scheint er gerade die Offenheit und Rücksichtslosigkeit in so vieler maßvoller Leute als das sicherste Mandat zu haben; und es ist auch das sicherste, wenn mit ihm eine urtheilsfreie Geist, wie der Bismarck's, keine niedrigere kleinlichen Zwecke anstrebt. Wo es sich um die richtige

der Schlage, der Forderung des Tages handelt, dort sucht er seine Schwingen", um sich vor dem Nothwendigen zu wahren, er gibt die Freunde von gestern für die von heute auf, um jeden Weg nach seiner Weise zu verfolgen. Eine solche Individualität kann nur durch vollkommenes Selbstvertrauen bestehen, und dieser hat in Bismarck immer gelebt, auch in den Zeiten, wo es nicht durch Erfolge genährt wurde; ja er hat es gerade in diesen Zeiten fast am meisten zur Schau getragen. In den Jahren 1847 bis 1851, in den preussischen Kammern zeigte er sich nicht als der Politiker der späteren Jahre, nur durch die Kraft als Mann der Rasse und der Disciplin; damals bestritten seine Worte nur eine Eigenschaft: Kraft und Muth zu herausfordernd. Und erst viel später, in den Angriffen, wo er sich ausgelebt sah, zeigte er wieder jenen hochmüthigen Glauben in aller Kraft. Aber zuletzt zeigt er sich als Einer, der die Gemeinsamkeit verknüpft und, die Wege Anderer vermeint, seinen eigenen Pfad sucht und findet, der da ebenso das Falsche, Antiquirte, Unfruchtbare in der bisherigen deutschen Politik einseht wie das Eitel-Abstrakte, das Unthunliche und die Grobtheit der verschiedenen Parteiparteien Deutschland. Er verläßt seine Kollegen in der Diplomatie, Minister der deutschen Staaten, die Herrenhäuser in Berlin die deutschen Patrioten. Er versucht jeden Weg, er sagt lauthar Worte, er weht und zertheilt hundert Gewebe, nur zum Ziele zu gelangen. So gelingt es ihm, den Geist des Volkes zu gewinnen, die Zügel des Staates allein in seine Hand zu bekommen und ganz Deutschland, ganz Europa in die Hände zu rufen zur Blut- und Feuerprobe. Preußen konnte die kleinen wie er es antas: ohne Form, ohne Grenzen, und Deutschland selbst von einer Macht bekämpft, deren Hauptauf fremden Völkern beruhte. Dieser Knoten mußte zertrühen werden. Nun war die Vergrößerung der Reichs gleichbedeutend mit einer allmählichen Umfassung Deutschlands, aber die Frage bot doch zwei Seiten: eine populäre und eine nur Muth und Gewalt zeigende. Bismarck war nur Einer. Um Preußen zu vergrößern, mußte er das Schwerte und spitzige Schwerte ergreifen und die verrotteten Zustände bekämpfen, alle organisirten Kräfte Preußens in heftigen Kämpfe aufweisen; in diesem Falle war er der "Held des Volks", der die Kräfte und des Volkes sicher. Da die Einigung Deutschlands vor allem Andern angestreben wurde, trüben sich in ein Gewebe von Wünschen, Absichten und verschiedenen oft entgegengesetzten Parteianforderungen zu verfallen. Er war nicht der Mann, sich mit populären Ansichten zu messen; er wollte sogar den Schein vermeiden; sein eigentlich unabhängiger Geist erlaubte ihm keine andere Haltung. Dem ungemessenen Selbstvertrauen stand ein gleich allgemeines allgemeines Mißtrauen entgegen; aber die Vereinigung und die Angriffe erbobten seinen Muth. Als am 8. Mai, ganz zwei Monate vor der Schlacht von Sedowa, ein

ganz überpanneter junger Mensch fünf Schüsse in unmittelbarer Nähe auf ihn feuerte und nur ein Wund und der eigene unerschütterliche Muth ihn rettete, da gab es nur sehr Wenige in Deutschland und Europa, die nicht das Verbrechen verabscheuten, aber das Mißlingen als ein Glück betrachteten, und diese Wenigen waren größtentheils in Italien zu finden; so groß war damals der Abhau gegen den Mann, der "das Vaterland in Flammen setzen, den Bruderkrieg entfachen" wollte. Und doch lag der Moment so nahe, wo dieser Mann die Bewunderung Europas, den dankenden Ruf des preussischen Volkes genießen sollte! Aber noch stand er allein gegenüber der Feindschaft der liberalen Partei, dem Widerwillen der feudalen Partei, die keinen Krieg mit Oesterreich wollte, dem Bedenken des Königs, den verschiedenartigen Strömungen am Hofe. Er konnte nur sich und dem Geschick trauen.

Mit diesem ungezähnten Geiste hatte der General Va. Marmora für Italien zu verhandeln, ein Mann, der an eine ganz andere Haltung und Anschauung gewohnt war. Von mildem und freundlich-höflicher Sinnesart, hatte er sich in der Militärkarriere zum angebornen Ordnungsmann und Pflichtgefühl noch die pünktlichste Befolgung der Regel angeeignet. Feinlich genau, ging er nur langsam und sicher zu Werken, wollte Alles mit eigenen Augen sehen. Ein solcher Mann war gerade nicht sehr geneigt, die Schicksale seines Vaterlandes mit denen eines Mannes zu verbinden, dem Niemand traute.

Das einzige Element Preußens, in das er Vertrauen setzte, war die Armee, gerade die, von welcher die wenigsten Leute in Europa viel erwarteten, und ihre Mitwirkung in einem Kriege schien ihm die sicherste. Er ward auch für einen Vorwurm gehalten: er hatte mit großer Sorgfalt und Entschiedenheit das preussische Reglement in der piemontesischen Armee eingeführt, deren Befehlshaber und Minister er lange Zeit gewesen, Geschmeidig und verständig, wie es die Piemontesen gewöhnlich sind, eher mißtrauisch und manchmal argwöhnisch, langsam im Ergreifen eines Entschlusses, in der Ausführung ohne Rücksicht für Freund und Feind, eher ängstlich besorgt als streng und genau in der Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht hält, aber bereit dafür, der Mißgunst des Volkes wie des Fürsten zu trotzen, übernimmt er große Verantwortlichkeit, wenn es sein muß, und ist eher schon als begierig, sich dieselbe aufzuladen. Er ist nicht ohne edeln Ehrgeiz, aber man kann dafür bürgen, daß schon jede Kühnheit, die zum Zwecke führen sollte, ihm als strafbar erscheinen würde. Als wäre eines der trotzigsten Worte, die Graf Bismarck den Kammern entgegengeschleudert, jemals den Lippen des Generals Va. Marmora entflohen. Als Italiener liebt er es, die Contraste eher zu mildern, als sie noch zu schärfen, Hindernisse eher zu umgehen, als sie niederzutreten; und während Bismarck und die preussischen Deputirten keine Verständigung erzielen konnten, so daß die Kammer am 9. Mai 1866 entlieh, gelang es dem General Va. Marmora, dem die Wahlen von 1865 eine ziemlich schlimme Kammer zuschickten, mit dieser Kammer zu regieren und selbst vor dem Kriege noch Concessionen zu erlangen. Weber seine Jugendstudien noch seine sonstigen Stellungen waren geeignet, ihn zum ergebenen Anhänger des parlamentarischen Systems heranzubilden, aber ihm genügte es, daß die Kammer ein integrierender Theil der Staatsordnung war, um sie vollkommen zu respectiren; als sie gegen ihn stimmte, war er nur schwer zu bestimmen, daß er blieb, und entfernte die unlieblichsten seiner Kollegen — Bismarck hätte vielleicht gerade

Wir haben den glücklich gewählten Ausdruck sozusagen nicht zu deutlich übersehen können. Wir bemerken überdies, daß unsere Uebersetzung eine durchaus freie und sehr gedrungene ist.
Der sehr konservativen italienischen Vers. schreibt sidare il volgo, die Masse herausfordern. Uns dünkt, Herr v. Bismarck habe doch noch mit andern Elementen der Heidebanden hingeworfen, darum über uns nicht wörtlich.
Der italienische Autor scheint manche frühere oder spätere Verhandlung nicht zu kennen; sonst würde er gesehen haben, daß dem Reich ein kleines feudales Preußen lieber ist, als ein großes, mit einem und Gebetsbüchern allein nicht regiert werden kann.

*) Sottile ed accorto.

die populären beseitigt. Diese gleichmäßige und liberale Gemüthsart läßt sich nur dadurch erklären, daß Ca Marmora jenem kleinen Kern piemontesischer Aristokratie angehört, deren Ueberzeugungen durch die französische Revolution nicht ganz erschüttert werden konnten, der aber die Strömung wahrnahm und das konstitutionelle Regierungssystem in Aufrichtigkeit liebt. Der Graf Garour hat hierfür den besten Beweis gegeben.

Obwohl nun Ca Marmora sehnlichst die Befreiung Italiens und mit ihr die Vergrößerung des Hauses Savoyen wünschte, obwohl die Einigung Italiens und die damit verbundene Vertreibung Oesterreichs aus Venedig immer vor seiner Seele schwebte, so erschien ihm der Krieg doch nur als das letzte Mittel, nicht als dasjenige, auf das allein zu hoffen war. Und für den Fall des Krieges mußte die italienische Nation nach seiner Ueberzeugung vor Allem ihre unauslöschlichen Verpflichtungen*) gegen Frankreich und gegen Frankreichs Kaiser erhalten. Durch diese Verpflichtungen war sie gebunden, zwar nicht ihren Vortheil aufzugeben, aber da kein Mann in Europa mehr als Napoleon III. für Italien gethan, um es in den Stand zu setzen, auf das es Venedig erlangte, zu seiner Combination die Hand zu bieten, in welcher sie ihm als Gegnerin gegenüber zu stehen hatte.

So waren die Männer beschaffen, denen das Loos zufiel, Italien und Preußen zur gemeinsamen That zu führen."

Wir sind bis hierher in sehr gedrängten, aber von jeder That ganz fern gehaltenen Ueberlegungen der Darstellung des italienischen Autors gefolgt. Seine weiteren Darlegungen und Bemerkungen über das mühsame (faticoso) Gebäude der preussisch-italianischen Allianz dürften unsere Leser weniger interessieren. Doch erscheint uns nothwendig, einen bei den jetzt sich bildenden Zusammenstellungen und Entwürfen wichtig erscheinenden Passus hervorzuheben: Er sagt nämlich ganz deutlich, daß schon beim Beginne des Krieges der Standpunkt Italiens gegenüber Oesterreich ein ganz anderer sein mußte, als der Preußens: Jenes hatte, von dem Augenblicke, als ihm Venedig zufiel, keinen Grund der Feindseligkeit mehr gegen Oesterreich, wenn auch noch ein Saum italienischen Landes in dessen Händen blieb, es konnte ruhig neue Combinationen abwarten, während zwischen Preußen und Oesterreich eine seie langjährigen Mißtrauens und Hasses zurückbleiben mußte.

Betrachten wir nun die Charakter-Beschreibungen des italienischen Autors, so ist nicht schwer zu erkennen, daß der General Va Marmora mit besonderer Vorliebe geschildert ist und vom Grafen Bismarck nur das gesagt wird, was alle Welt weiß und was als Antithese des dem General in reichem Maße gesollten Lobes in glänzender Wendung hervorgehoben werden konnte. Dennoch wird der Leser bei genauer Prüfung finden, daß dieses Lob trotz des geschickten Faltenwurfes nicht Alles zu umhüllen vermag — und daß es auch nicht immer unanfechtbar ist. Aber die verschiedenen Sätze über den General zusammenfassend und aus den geistreichen, mit großem Geschick angebrachten Wendungen den Kern herausziehend, wird finden, daß der italienische Minister das Muster eines Staatsmannes aus der Schule Machiavelli's ist. Wir brauchen die Beziehung nicht etwa in dem vulgären Sinne, der an den Namen Machiavelli nur den Begriff aller Schmeicheleien und Verbrechen zu knüpfen vermag, sondern im Sinne der historischen Forschung, die schon

lange andere Ansichten über den eminenten Florentiner Geschichtsschreiber und Bürger festgestellt und erwiesen hat, wie er in seiner Weise loyal zu Werken gegangen ist. Dennoch wird ein Staatsmann nach dem Muster Machiavelli's, selbst von den Standpunkten jener historischen Forschung aus betrachtet, den Deutschen keine Sympathie oder hohe Achtung abgewinnen können. Ein solcher Staatsmann wird, selbst bei ungewöhnlicher persönlicher Muth, doch bei großen Unternehmungen Wege zu Ziele suchen, auf denen er große Gefahren vermeidet, und wird der Deutsche nicht betreten dürfte, ohne sofort von seiner eignen Partei wie vom ganzen Lande verachtet zu werden. Er wird bei allen seinen Unternehmungen vor Allem trachten, sich zu seiner Seele hin zu weit zu engagiren, und lieber etwas wenig Ehre zu gewinnen suchen, um nur freiere Hand für die Zukunft zu behalten. Und man darf sich in Deutschland nicht etwa Täuschung hingeben, daß ein solcher Staatsmann in Itali nicht viele Anhänger und selbst bei sehr guten Partien (zum dem heillosen, leidenschaftlichen Romanen erscheint fast) rechnende Selbstüberzeugung als eine der größten Eigenheiten des Staatsmannes — in dem ruhigeren, nachdenklichen, schon fähigen Deutschen erregt die raube Majestät, die Schlagerkeit des Grafen Bismarck Achtung, manchmal Bewunderung der schon redende und gewiß sehr geschmeidige Herr v. B. kann selbst bei vielen deutschen aufrichtigen Anhängern Reichs kein richtiges Vertrauen gewinnen, aber den italienischen Politikern ist er ein Mann nach ihrem Herzen, jedenfalls als der preussische Premier. Mit Wohlgefallen erzählt der italienische Autor, wie General Va Marmora von einer ihm günstigen Kammer Subsidien zu erlangen verstanden hat, während der deutsche Minister seine Ueberzeugung nicht leicht in eine sehr mißgünstig gestimmte Kammer, sondern auch gegen einer großen Partei am Hofe, selbst gegen die Ansichten Staatsbeurlaubter durchzukämpfen hatte. Allerdings giebt auch in Italien sehr viele Ehrenmänner, deren politische Prinzipien den rein sittlichen Begriffen entsprechen, die eine schmeichele, ehrliche Politik als die beste anerkennen, und lieber einer solchen willen Leiden ertragen, als durch die entgegengesetzte gewinnen wollen: es sind die Männer, welche das „I sarò da so“ auf ihr Banner geschrieben haben. Aber so viel nationale Grundprinzip bisher zum größten Theile ein Ideal geblieben ist, während in der Wirklichkeit die französischen B bei Solferino, die preussischen bei Sedwa das jetzige B gegründet haben, so türzten die politischen Grundprinzipen edlen Männer noch lange vergeblich an der Thüre des italienischen Ministerrathes auf Einlaß barren. Was die Zukunft bringen mag wir nicht zu ermeßen; die Gegenwart aber gehört i romanischen Ländern denen, welche, um des italienischen B eigene Worte zu gebrauchen, „die Combinationen abwarten und ein Minister in Florenz oder Paris, der die Combination berührt, um seinem Lande Augen zuzuwenden, befindet sich falls in besserer Lage, als der deutsche: die Franzosen und Wiener lassen Jenen erst seine Zwecke erreichen, und suchen das Resultat, ein Jeder nach seiner Parteilichkeit, auszuheilen; aber der deutsche Minister hat einerseits die Opposition Partei zu bekämpfen, die in jeder Vergrößerung des B eine künftige Verfeinerung ihres Einflusses sieht, ander den Argwohn, den Haß einer nicht geringen Zahl von B die da noch immer darauf warten, daß der Kaiser Ari Barbarossa als Präsident einer deutschen Föderation erwache.

*) indelebile.

der dem Grafen Bismarck betrifft, so haben wir denselben in unseren Bemerkungen über die Charakteristik des Generals La Marmora klar angedeutet; ein eigenes Urtheil beizufügen, würde zu weit führen. Die geistigen und sittlichen Eigenschaften eines Staatsmannes, welchem das in der Geschichte einzig dastehende des Reichthums war, in einem Zeitraum von vier Wochen aus dem verachteten Manne Preußens der enthusiastischsten Beliebteste zu werden, — den in Deutschland die Einen als Retter preisen, die Andern als Anrechter verdammten, — in dem Viele nur den von den Umständen begünstigten, waghalsigen Spieler erblicken sehen, der heute auf die liberale, morgen auf die entgegengegesetzte Farbe setzt und zufällig gewinnt, während Andere ihn als unheimlichen Politiker der Zeitgeist bezeichnen — können so nach einer sehr tief eingehenden, alle staatlichen Verhältnisse in ihr Bereich ziehenden und daher sehr weit ausgehenden Prüfung beurtheilt werden.

S. Ehrlich.

Eine Papstwahl vor hundert Jahren.*

„Gegen Rom!“ so lautet der Wahlspruch alles dessen, was in dem deutschen Wesen freigeistlich, selbständig, gut und tüchtig ist seit den Zeiten Ariovists. Es ist im Grunde nur der gleiche Schladtruf, wenn auch mit etwas veränderter Färbung, den das künftige Ohr aus den Stürmen der Völkerränge, den Kämpfen der Querselen und Schibellinen, dem Ringen des Informations-Zeitalters, herausheört. „Gegen Rom!“ ist auch Grundtendenz der vorliegenden kleinen, aber äußerst interessanten und lebendigen Schrift, welche ihre verdiente Anerkennung auch schon in weiteren Kreisen gefunden hat. Diese Tendenz ist eine berechtigte, denn „in einer Zeit, wo die Augen nicht als sonst nach Rom gerichtet sind und mit Spannung Erwartung so vieler schwieriger Fragen harren, wo das Oberhaupt der römischen Kirche, selbst dem Grabe nahe, in einer höchst äußerst schwierigen Lage, in der die geistliche Unterordnung unter das römische Drafel längst illusorisch geworden, demnach den Muth hat, der Welt das seit 900 Jahren nicht derwegewesene Schauspiel eines nur noch dem Namen nach päpstlichen Concils vorzuführen, um das viel bestrittene, geradezu blasphemische Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes zu sanktioniren“, — in einer solchen Zeit braucht der Papst kein Thema nicht zu rechtfertigen. Mit Recht darf er ferner erwarten, „daß uns kein Heil von Rom kommt, auch nicht aus nächstem Papstwahl, mag nun der kluge Antonelli der Erste sein, oder der erst kürzlich mit dem Purpur geschmückte kardinale Cardinal aus dem Hause Venaparte.“ — Abgesehen von dieser aus äußerst sympathischen antirömischen Tendenzen, ist auch Mancherlei, was die Schrift auszeichnet und für weitere Kreise empfehlenswerth macht. In der anspruchsvollen Form ist in eine Broschüre umgewandelten Vortrags bietet sie eine treffliche, klare und auf eingehende Quellenforschung gestützte Schilderung der Zeitverhältnisse, welche der Wahl des Cardinals Antonelli zum Papst Clemens XIV. vorausgingen und sie beendigten. Die Lust in allen europäischen Staaten war damals außerordentlich schwül; überall schon zeigten sich die Vorboten der nahenden Stürme, welche gegen den Ausgang des Jahrhunderts einen Wendepunkt in der Geschichte herbeiführen sollten.

ten; Reformversuche der verschiedensten Art tauchten auf. Ganganelli schloß sich ihnen an; er war vielleicht der freimüthigste aller Päpste, die je ihre Stirn mit dem dreifachen Krz umgürtet haben, dabei eine milde, liebenswürdige Erscheinung. Aber mit der Unterzeichnung der berühmten Bulle gegen die Jesuiten „Dominus ac redemptor noster“, scheint er sein Zöckertum unterschrieben zu haben; er selbst soll es dabei feulzend ausgesprochen haben: „questa suppressione mi dara la morte.“ — Die Schilderungen der Vorgänge bei der Papstwahl selbst verrathen eine genaue Sachkenntnis und dürften vielleicht in kurzer Zeit noch größeres Interesse in Anspruch nehmen.

Ein anderer unserer Mitarbeiter jagt über dieselbe Schrift: Die Wahl des Papstes Clemens XIV. (1769) ist nur der äußere Rahmen des Gemäldes, in welchem der Autor ein merkwürdiges, ja sogar hochbedeutungsvolles Stück Zeitgeschichte des vorigen Jahrhunderts abspiegelt. Die Schilderung ist lebhaft, anschaulich und maßvoll würdig; so scharf der entschiedene lutherische Geist der Darstellung hervortritt, daß der Autor sich doch vor Anfeindungen gehütet, welche geradezu etwas Verleidendes für die gegenwärtige Kirche haben müßten, wofür nicht jede Verläumdung der römischen Orthodoxie dies selbst schon wäre. Nur in Einer Hinsicht möchte das Urtheil des Herrn Förster einem begründeten Zweifel unterliegen, nämlich was seine optimistische Auffassung der heutigen Siege des Ultramontanismus anlangt. Sie vornehm ignoriren wollen, dürfte nicht mehr an der Zeit sein. Wer die Einheit von Glauben und Wissen als den unveräußerlichen Gesichtspunkt protestantischer Schriftforschung erkennt, wird mit uns annehmen, daß der Rückgriff zu älteren Vorstellungskreisen, insbesondere zu der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, die wieder so sehr Muth geworden, dem freien Aufschwunge der protestantischen Idee nur schadet und, sobald nicht die evangelische Theologie ihre rückhaltlose Solidität mit allen geistig-sittlichen Werten der gebildeten Menschheit, mit aller Geistesfreiheit und Geisteserhebung fühlt und betätigt, sie drei Zeinden zugleich in die Hände arbeitet: dem Romanismus, dem Unglauben und dem Materialismus!

Frankreich.

Mademoiselle Merquem, von George Sand.

Es ist wunderbar, wie lange sich George Sand die Fische der Jugend bewahrt. Dieser im vorigen Jahre erschienene Roman beweist, daß ihr noch dieselbe Erfindungskraft, derselbe Schwung der Phantasie und des Gefühls zu Gebote steht, wie in jener schönen Zeit, als sie Alfred de Musset unglücklich und Chopin glücklich machte. Nur der Tendenz scheint sie, vielleicht zum Vortheile der Phantasie, Valet gesagt zu haben. Eine Reihe von Jahren mußte man allerdings glauben, sie sei dem Trude des Alters erlegen, und wenn nicht diesem, doch der Sklaverei der Routine, und Julian Schmidt konnte in einer Anmerkung seiner Literaturgeschichte erklären, er wolle die neueren Erzählungen der Dichterin, als nur der Industrie angehörig, übergehen. Seitdem ist ihr aber ein neuer Frühling angebrochen; Werke, wie das vorliegende und das ihm vorangegangene, le dernier amour, dürfte wohl kein unparteiischer Kritiker unter die Produkte der Industrie rechnen.

*) Eine Erinnerung aus dem Jahre 1769. Von H. Th. Förster. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1869. (47 S.)

Der Angelpunkt des Romanes ist George Sand's altes Thema: die Liebe. Wer mag sie tadeln, daß sie nichts Anderes zu bringen weiß? Paul Hensie sagt einmal sehr schön von den Weibern:

„Denn ihr Geschlecht allein ist ihr Genie.“

Auch das genialste Weib kann über das Geschlecht nicht hinaus; wenn es die Schranken der Familie, von ihnen eingengt, zerbricht, jenseits findet es nur die „freie Liebe“, nicht, wie der Mann, den Staat. So suchte die Hahn-Gähne, die sie im Kloster Ruhe fand, den „Rechten“ und hatte George Sand die Liebe zu einem Staatsgrundgesetz gemacht, wohlgemerkt, nicht den edlen Seelenzustand, der das Fundament der Familie und deshalb der Moral ist, sondern jene fette Garpice leidenschaftlicher Herzen, die, wie die Blumen, sich Morgens entfaltet und Abends zerfällt. So kann hier eine Bemerkung nicht zurückhalten, die zartere Seelen mir vielleicht übel nehmen. Aber vor der Eigarretten rauchenden George Sand brauche ich mich nicht zu genieren. Während die meisten Dichter ihren Helden die Geliebten nicht jung genug liefern können, copulirt sie dieselben in der letzten Zeit am liebsten mit älteren Damen. Daß sie die lebensläufige Ansicht nicht theilt, wonach der Mann ohne alle Gelüste für Harmonie noch einmal so alt sein kann, als die Frau, und auch der vierzigjährige Wette nach der Hochzeitzeit die Welt mit denselben Augen ansieht, wie seine zwanzigjährige Erheißalte — vorausgesetzt, daß Beide überhaupt Augen für die Welt haben — hat sie schon früher, z. B. im „Jacques“ zu erkennen gegeben; daß nun jetzt aber der Gemahl gar jünger ist, das dünkt mich, müßte einem Materialisten Gedanken an die Hand geben, und wer weiß, ob ich nicht mit grauen Haaren selber obige Trivialität für Wahrheit a priori erkläre.

Mademoiselle Merquem ist ein dreißigjähriges Fräulein, die auf ihrem Schlosse in der Normandie die Wissenschaften kultivirt, in Gemeinschaft mit einem alten Hausgelehrten, Bellac, die Bewohner eines benachbarten Fischerdorfes durch Vorlesungen über Experimental-Physik heranbildet — selbst in den Fischerdörfern der Normandie also existiren schon wissenschaftliche Vorträge — und sich in ihren Mußestunden mit der Rettung Schiffbrüchiger abgibt. Seit fünfzehn Jahren bereits macht ihr der Graf von Montroger, dessen Besessenen an die ibigen grängen, den Hof, ohne jedoch das gewünschte Resultat zu erreichen. Zwar hat Celia — Celia ist der sonderbare Vorname der Dame und die christlichen Fischerknaben tragen ihr zu Ehren denselben in's Masculine überlegt: Celio I, II u. c. — geschworen, nie einen Andern zu heiraten, und zwar ihrem verstorbenen Großvater, dem Admiral Merquem, zu Liebe, der Montroger viel verbannte und ihn gern mit der Hand seiner Enkelin belohnt hätte. Allein aus Pietät alle Jungfer werden kann sie, nicht aber Ehefrau. Niemand wird es ihr verdenken. Denn Montroger ist ein eitler, egoistischer, wenn auch gutmüthiger Peltren, der noch dazu sein zerstücktes Biedermannswesen einer perennirenden Betrunktheit verdankt. Schon hat sich Celia ganz an ihre Einsamkeit gewöhnt, da erobert der funfundsiebenzigjährige Armand ihr Herz. Montroger ist außer sich und quält, auf gedachten Schwur fußend, die Kermesse dermaßen, daß sie ein bigiges Fieber bekommt: er hat aber doch zuletzt die Gefälligkeit, sich mit Armand's junger Base Erneste zu verabreden, so daß dem Glücke der Liebenden nichts mehr im Wege steht.

Dieser Armand ist der bekannte „Rechte“, ein Wesen von so grenzenloser Hingebung, wie es das kalte Klima unseres Planeten schwerlich hervorbringt. Die unglaublichen Feuer- und Wasserproben besteht er, die letzteren sogar im eigentlichen

Sinne. So hat er unter andern erfahren, daß seine Geliebte heimlich ein Kind erziehen läßt — ob ihr eigenes, wie sich die Väterzungen aufküstern, oder wie Celia behauptet, ein bei einem Schiffbruch gerettetes, weiß er nicht — da bittet er es sich zum Beweise seiner Liebe aus, sich ihm ganz als Vater zu widmen. Das möchte noch hingehen. Daß Celia aber, als ein Aermteurer, der nachher als Betrüger entlarvt und von der Polizei in Sicherheit gebracht wird, sich frech an sie heranbringt und von Armand mit Faustschlägen zurechtgewiesen ist, dielen für ihren ehemaligen Liebhaber erklärt, der sie bereits verlassen, und aus leibigen Scrupeln, um die Anhänglichkeit ihres Verehrten festzustellen, das ist mindestens unduldsam. Gewiß! die Welt lebt in der Gegenwart und weiß nichts von den Sünden, welche die Kraft der Reue zu vergangenen gemacht, aber dennoch ist sie zu rein, zum Scheine nur sich zu besteden. Das Vorher er beschweln ist schlimmer, als es begeben. Uebrigens ist bei uns Armand immerhin natürlicher, als die früheren Vertreter der Gattung, z. B. Ralphy Bram in „Indiane“, Paul Arden in „Horace“. Ein Meisterstück der Charakteristik ist Celia's Aequem selbst, das Weib, resignirt, alte Jungfer zu werden und in dem nun mit einmalle die vorzujüngende Gint der Welt entacht wird. Die Sant'schen Frauen- und Mädchencharaktere theilen nie die Fehler ihrer Männer und selbst ihre ertzragantesten Heldinnen machen wenigstens während der Schwärze den Eindruck der Lebendigkeit.

S. Herrig

Nord-Amerika.

E. Reinhold Schmidt: Die Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges.*

Die Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges hat Amerika bereits sehr viele Federn, englische sowohl als deutsche in Bewegung gesetzt. Schon vor Beendigung des Krieges waren aus Nordamerika kostbar ausgestattete Darstellungen erschienen, die, jedoch, im Trange der Zeitereignisse entbehren mehr den Charakter der Partei- und der journalistischen Richterschaft, als den der historischen Erzählung trugen. Die Publication des vorliegenden, von Dr. Ernst Reinhold Schmidt zu Burlington in Neu-England in deutscher Sprache abgefaßten Werkes wurde im 3. 1867 in Philadelphia begonnen, aber erst füglich sind und die, mit Portraits, Karten und Plan reichlich ausgestatteten zehn Lieferungen, die den ersten Theil bilden, welchem demnächst noch ein zweiter folgen soll, ausgegangen.

Der Verfasser, der seit achtzehn Jahren in Amerika ist und gründliche historische Studien gemacht hat, stellte sich die Aufgabe, in diesem Werke das Leben des amerikanischen Volk in seiner Totalität zu schildern. Demgemäß hat er in der Darstellung eine gedrängte Uebersicht der Entstehung und Entwicklung, der Fortschritte und Rückschritte, der Leistungen, That und Unterlassungsfunden der amerikanischen Nation vor Beginn des Krieges geliefert und demnächst den großartigen inneren Kampf, der, seiner tieferen Bedeutung nach, als der schluß der bisherigen Entwicklungs-Periode aufzufassen ist, dar-

*) Philadelphia, Schuster und Kosabi, Leipzig, Moritz Schönermann, 1867—69, (16 Lieferungen à 7½ Sgr.)

mit anschaulich, nach den zuverlässigsten Quellen, dargestellt. Im Zustand des Landes und seiner Bevölkerung im Norden und Süden, die geistigen und materiellen Kulturverhältnisse des Landes, das Verfassungsleben der Vereinigten Staaten, ihre Kirchen und Unterrichts-Angelegenheiten, ihre Gewerbe- und Handelszustände sind dabei gründlich in's Auge gefaßt und mit historisch-politischer Einsicht behandelt worden.

Sie können das Werk auch Vorträgen in Deutschland, die sich für die große Republik des Westens interessieren, als eine belehrende, anregende Lectüre empfehlen, und wollen hier eine Probe daraus mittheilen, welche beweist, daß man in Amerika die verschiedensten Stimmungen sehr genau kannte, welche bis im Jahr 1863 in Frankreich und England, wie in Deutschland, in Bezug auf den amerikanischen Bürgerkrieg geherrschte, und wie man sich darüber auch nicht durch die Huldigungen täuschen ließ, die seit der glücklichen Wendung des Kampfes dem Norden zu seinen Erfolgen von Europa zu Theil geworden sind:

„Am ersten Januar des Jahres 1863, gerade hundert Tage nachdem der Präsident der Vereinigten Staaten seine Warnung ausgesprochen hatte, erschien die ermartete Proclamation, welche in den bisherigen Staaten Arkansas, Texas, Louisiana (ausgenommen in gewissen lokalen, besonders bezeichneten „Kirchspielen“), in Mississippi, Alabama, Florida, Georgien, Süd-Carolina und im westlichen Virginien sämtliche Acker für immer frei erklärte und dem Schutz der Militärschiffen im Felde anbefahl. Mit dieser Erklärung ward der große des Schwankens und Temporalitäre ein Ende gemacht. Der Präsident hatte sich, zum großen Verdruss der Conservativen, gänzlich der radicalen Partei in die Arme geworfen, die er für die entscheidenden Maßregeln zur Unterdrückung der Rebellion zu empfehlen oder gefehrfähig zu machen. Den Repräsentanten des Volks der lokalen Staaten wurden der Meinung die liberalsten Zugeständnisse gemacht, die unsafte Volksmacht erteilt. Ueber alle Beendlichkeiten und die Vorurtheile hinwegschreitend, ermächtigte nimmend der Präsidenten, so viele Neger (Freie oder Sklaven) den Militärdienst der Vereinigten Staaten zu ziehen, als er beliebte, erließ ein Gesetz über die Einmischung und Organisation der Landesmiliz als Nationaltruppen, und genehmigte die Aufhebung des „habeas corpus writ“ „zu solchen Zwecken und solchen Orten und in Bezug auf solche Personen, wie nach dem Urtheile des Präsidenten die öffentliche Sicherheit es erfordere.“

„Fortan war jede tatsächliche Opposition gegen die Ausweisung und Ausrückung von Truppen, gleichviel ob Weißen oder Schwarzen, gegen Confiscation von Eigentum des Feindes, gegen irgend eine entschiedene Maßregel der Administration verschwunden. Das lokale Volk fühlte sich fortan frei im Urtheile und ungehindert in seinem Handeln. Die Befehle einer fremden Intervention war der Ueberzeugung gewichen, daß der Kampf nimmend im Interesse der gesammten civilisirten Welt und unter deren unbedingtem Beifallgeführt wurde. Im entschiedener noch als im Inneren war die Wirkung der Proclamation des Präsidenten in die Ferne, und gestaltete sich zu der positiven Errungenschaft. Die einkaufreichen Emancipations- und Reformgesellschaften Englands machten die Sache zu Union sofort zu der ibrigen. In den großen Centren der politischen Substanz, in Manchester, Birmingham, Sheffield, London selber wurden unter ihren Auspicien Massenversammlungen gehalten, um die herzlichste Theilnahme der Arbeiterklassen in den humanen und nationalen Bestrebungen der Regierung

und des Volks der Vereinigten Staaten kund zu geben und der Welt den Beweis zu liefern, daß die Majorität des Volks von Großbritannien nichts mit der Gemeinheit und Persöhnlichkeit seiner privilegierten Klassen gemein hatte. Vor der unzweideutigen öffentlichen Meinung, welcher ein Staats- und Volksmann, wie John Bright, ein Philosoph wie Stuart Mill, Gelehrte wie Newman, Smith, Whewell und viele andere intelligente Männer den passendsten Ausdruck gaben, versammelte der Hochmuth der britischen Aristokratie, der Dunkel der britischen Geldbörzen, die Unverschämtheit der englischen Presse. Der populäre Unwille zwang die prächtigen Rhetoriker und Parlamentsmitglieder, welche auf ihren Werken noch immer den Bau von Piratenschiffen betrieben, zu kleinmüthigen Ausflüchten und gab der Regierung eine willkommene Gelegenheit, ihre wohlgegründeten Zweifel über den Ausweg eines möglichen Conflicts mit den Vereinigten Staaten hinter den gleichnerischen Betheuerungen einer friedlichen und nachbarfreundlichen Stimmung zu verbergen. Ja sogar Er, der, um die gloire seiner Nation zu erhöhen, um selbstgefühlich „die ascendancy der lateinischen Rasse auf der westlichen Hemisphäre gegenüber der anglosächsischen“, das heißt mit anderen Worten das monarchische Prinzip als Gegengewicht der demokratischen Republik in Amerika zu begründen, seine Kanoniere mit brennenden Kanten an der Gränze der Vereinigten Staaten (in Mexico) aufgestellt hatte, Er sogar sich selbst veranlaßt selber aufzutreten, und die Vermittlung seiner Untertanen auf diplomatischen Umwegen suchte herbeizuführen.

„Das alte, liebe deutsche Vaterland blieb sich unverändert treu. Von seinen Regierungen, welche die Rebellen als „kriegsführende Macht“ anerkannt hatten, wollen wir nicht sprechen. Inconsequenz befaßt sich häufig durch Scham oder später Reue. Auch über die alten Reactionäre der Heimat wollen wir milde urtheilen. Es leuchtete ihnen allmählich ein, weshalb die erklärten Revolutionäre und Wähler von 1848-49 sich so sehr gegen eine Revolution in Amerika stemmten. Die deutschen „Revolutionäre“ waren sich consequent geblieben. Es war die Union, welche die Revolution im Interesse der Humanität gegen das völkerverfeindliche Privilegium und Sonderinteresse unternahm. Aber selbst die deutsche Völkerverwelt, mit einer politischen Jenseits, die ihrem Verstand um so mehr Ehre macht, als sie unerwartet kam, fing an, unbedenklich um den Spott ihrer Handelsgenossen jenseit des Rheins und jenseit des Kanals, die auf europäischen Geldmärkten vertriebenen amerikanischen Bonds willig anzukaufen. Das deutsche Volk aber, welches die Millionen vertrauter Briefe nach der Heimat besser belehrten, als das Gefasel „ausgeklüffelter“ Federstecher, das brave deutsche Volk wendete den Verläumdern der Union den Rücken, und seine wärmste Theilnahme dem Schicksal der eigenen Kinder jenseit des Meeres zu, weil sie nicht vergessen hatten für Recht, Freiheit und Sittlichkeit mit Gut und Blut einzusetzen.“

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Der Kaiser und der Rabbi.

Seit einigen Jahrzehenden haben sich jüdische Gelehrte mit Erfolg bemüht, den Talmud und das zu ihm gehörende Schriftthum einer wissenschaftlichen Behandlung zu unterwerfen, und sind dadurch zu Resultaten gelangt, die nicht bloß für den

engeren Kreis der jüdischen Geschichte und des jüdischen Lebens, sondern auch für die allgemeine Wissenschaft von Bedeutung sind. Die Bahn hat der hochverdiente, unlängst verstorbene Herrabbiner in Prag, Salomon Rapaport, gebrochen und sein Enkel, in die Fußstapfen des Großvaters tretend, hat in der unten genannten Schrift*) eine Erstlingsfrucht seiner Studien geliefert, die zu den besten Erwartungen berechtigt. Zwar verbeißt er sich selbst nicht, daß man über viele Resultate seiner Untersuchungen im Einzelnen zweifeln den Kopf schütteln werde, doch wird Jeder gern zugeben, daß es sich hier um einen Gegenstand handelt, zu dessen Feststellung bloß vereinzelte, unzusammenhängende Notizen gegeben sind, die sich daher nur durch fähige Combinationen zu einem historischen Gesamtbilde vereinigen lassen.

Die talmudischen Schriften erwähnen zuweilen beiläufig römische Kaiser, meist ihre feindliche Beziehung zu den Juden hervorhebend. „Unter diesen — bemerkt unser Verfasser — ist es eine einzige Gestalt, bei welcher der geschichtliche Sinn des jüdischen Volkes, so weit er damals regte war, gern zu verweilen und zu der es immer wieder mit ungeschwächtem Interesse zurückzukehren scheint. Aber dieses Bild schmückt es dajur auch mit allen Zeichen der Gunst, mit der ein Volk nur immer seine Lieblingsgefahren anstarrt. Es umgibt ihn, den Kaiser, mit einem sinnigen Geschichtskreise; es zählt ihn, den Fremden, ganz zu den Seinigen; es nimmt ihn, den Heiden, in die Schaar der Frommen und Seligen auf.“ Dieser Kaiser ist ein Antoninus, der als Zeitgenosse und Freund des Patriarchen Jehuda oder, wie er vorzugsweise genannt wird, Rabbi's, des Sammlers der Mischna, auftritt. Schon früh beschäftigte die Historiker die Frage, welcher von den acht Kaisern, denen der Name Antoninus zukommt, gemeint sei. Die älteren Chronisten haben, wahrscheinlich einer alten Tradition folgend, unter diesem Antoninus einen der beiden älteren Kaiser dieses Namens, entweder Antoninus Pius oder Antoninus den Philosophen, verstanden. Dieser Annahme hat zuerst Zest in seiner Geschichte der Juden aus chronologischen Gründen widersprechen zu müssen geglaubt, und er suchte nachzuweisen, es könne nur einer der jüngeren Antonine gemeint sein, und zwar kein Anderer als Caracalla, in dessen Regierungszeit das Patriarchat des Rabbi Jehuda falle. Rapaport hat dagegen die übereinstimmende Annahme der älteren Chronisten verteidigt und die angeblichen chronologischen Widersprüche zu lösen versucht. Zest beharrte zwar auf seiner Meinung und andere Forscher riethen auf andere Kaiser, wie V. Berns, Heligabälus, Alexander Severus; unser Verfasser hält jedoch an Rapaport's Annahme fest, dessen chronologische Bestimmungen theils bestätigend, theils berichtend, und gelangt so zu folgendem Resultat:

Der dem Sammler der Mischna, Rabbi Jehuda, befreundete Kaiser ist kein Anderer als Antoninus der Philosoph; der Rabbi Jehuda wurde im Jahre 125 geboren, kurz nach der Abdankung des Var. Gotthab'schen Krieges, welcher, wie der Verfasser scharfsinnig aus Dio Cassius nachweist, nicht nach der gewöhnlichen Annahme in die Jahre 132—135, sondern 122—125 fällt; er wurde Patriarch im Jahre 164, seine Freundschaft mit Antoninus datirt von des Kaisers Aufenthalt im Orient, im Jahre 176, und er starb, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Commodus, gegen Ende des Jahres 192 oder 193. Es kommt

aber nicht bloß darauf an, nachzuweisen, daß beide Männer der Zeit nach mit einander befreundet sein konnten, sondern es bedarf auch des Beweises, daß eine solche Freundschaft zwischen Beiden auch physisch möglich war. Schon Rapaport hat die innere Wahrscheinlichkeit mit Hinblick auf den Charakter und die Sinnesart des philosophischen Kaisers, wie des Rabbi nachgewiesen; ausführlicher hat diesen Punkt unser Verfasser behandelt. Mit vielem Scharfsinn zeigt er, wie gerade die Männer sich gegenseitig anziehen mußten; wie aus dem ursprünglich amtlichen Verkehr Beider eine Freundschaft hervorgegangen ist, deren Band, wie der Rabbi Jehuda selbst voll Schmerz äußerte, nur der Tod zerreißen konnte; wie endlich diese Freundschaft nicht ohne Einfluß auf ihre beiderseitige öffentliche Thätigkeit gewesen ist.

Wir schließen unseren Bericht mit dem Wunsche, daß der Verfasser seine Detail-Forschungen über jüdische Geschichte weiter setzen möge. Er sagt mit Recht in dem Schlussworte: „Jüdische Geschichte arbeitet zwar in einem seitab liegenden Saale; allein auch von ihr aus führt eine Thür in den großen Saal der allgemeinen Geschichte. Wird diese geöffnet, so strömt Licht in das Kämmerlein und erhellte die finsternen Räume desselben. Aber andererseits liegen vielleicht auch die Schwellen bereit zu Manchem, was in der Geschichte der Völker und der Kulturentwicklung noch dunkel und verworren der Aufklärung harret.“

Die Messias-Idee nach altjüdischen Begriffen.

Hüftig schreitet die „Real-Encyclopädie für Bibel und Talmud“, von Dr. S. Hamburger, fort, deren beide erste Hefte bereits im „Magazin“*) besprochen worden sind, und deren drittes Heft (Isaiah—Opfer) am vorliegt, das wieder eine reiche Ausbeute von Belehrungen und Forschungen bietet. In gleichem Geiste und mit derselben Ausführlichkeit und Gründlichkeit. Zugleich nehmend auf alte und neue Forschungen, enthält auch das neue Heft viel Gutes und Neues. Besonders sind die Darstellungen der Persönlichkeiten Moses und der drei großen Propheten Jesajas, Jeremias und Ezechiel gelungen, die zwar in engen Rahmen, doch in ihrer vollen Bedeutung geschildert sind.

Wenn auch selbstverständlich hier nicht der Ort ist, großen Auszüge aus dem Werke zu geben, so mag doch an dem Artikel „Messias“ in Kürze gezeigt werden, wie ruhig und besonnen der Verfasser darzustellen versteht, was das vernünftige Interesse über diesen Gegenstand denkt, dessen Klärung und Erklärung noch bis auf den heutigen Tag auf so viele Fragen sprühe stößt. —

„Schon in der Angabe des biblischen Namens für Christus (sagt der Verfasser) und der Bedeutung desselben zeigen sich die Schwierigkeiten, mit denen man gegenüber der herrschenden Vorstellung vom Messias zu kämpfen hat. Den Messias als den leblichen Gottessohn, den Mittler zwischen Gott und Menschen, den Erlöser, Vergaber und Verlöbter der Sünden, der kraft eigener Macht Schuld und Missethat vergeben kann, den alten Gottesbund mit Israel aufzulösen hat, um eine neue Heilanstalt zu gründen, Alles das, wofür das Christentum seinen Stifter hält, kennen die alten biblischen Bücher nicht. Aber ebenso befindet sich nichts in denselben von der Lehre des

*) Marcus Aurelius Antoninus als Freund und Zeitgenosse des Rabbi Jehuda ha-Nasi. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, von Dr. Ernst Babel. Leipzig, Dunder und Humblot, 1868.

spätem Judenthums über den Messias, als den Wiederhersteller des David'schen Reiches, Erbauer des Tempels zu Jerusalem, Erzieher und Versammler der Zerstreuung Israels u. s. w. Diese beiden Seiten der Person des Messias zugeschriebenen Eigenschaften werden nur Gott, zum Unterschiede von Menschen, zukommt. Gott allein ist es, der Sünden vergibt, Israel erlöst und die Zersprengten desselben sammelt, ein großes Gottesreich in alle Völker bildet" u. s. w. — Der Name „Messias“ gilt im jüdischen Sinne nur dem durch Salböl für sein Amt getheilten Hohenpriester oder Könige, daher auch in entlehnter Form den Stammfürsten oder Israel als geweihtem Volk, dem König Jesus, als dem Zerstörer des kassidäischen Reiches und Heiliger Israels: also als Ehrenname für Fürsten, Söhne und Hauptförderer der Theokratie, für „Söhne, der als ein zweiter David, ausgerüstet mit gewaltigem Geiste, mächtiger Thatkraft in harter Gerechtigkeitstheile, den Staat auf die Höhe der irdischen Macht und Größe erheben wird“.

Darum knüpfen die Propheten stets an die Zustände der Gegenwart an, und ihre Verheißungen wollen ein Gottesreich auf Erden empfehlen; sie legen auch deshalb weit weniger Gewicht auf die Person des Messias, als auf die Heilsgüter: die Menschenkenntnis, das Ausleben des Gottesreiches in Recht und Frieden, das eben die ganze Menschheit, nicht bloß Israel dessen soll; nicht der Messias, sondern Gott ist es, der dieses Ziel begründet, die Völker zur rechten Erkenntnis seiner Majestät, den Trebel vergiebt und ihn schwinden macht; die Person des Messias selbst ist eine menschliche.“

So und durch andere Belege stellt der Verfasser die Unterschiede zwischen der jüdischen und christlichen Auffassung der Messiasidee dar. Nur spätere Schriften, selbst erst nach den Jahrhunderten haben, getragen von alexandrinischen Anschauungen, den Messias in mystische Nebel gehüllt, und ein Messiasreich verheißt, das nicht mehr eine Idee, sondern ein Phantasma wurde. Der Verfasser hat dies mit reichen Belegstellen in einer populär fasslichen Sprache dargelegt.

Nicht minder klar hat der Verfasser in andern Besprechungen Gott und dessen Attribute, über Gottähnlichkeit, über Judentum und dessen Bedeutung und Verhältnis zum Judentum über Himmel und Hölle eine genaue und klare Kenntnis aus alten und neuen Schriften entwickelt, und wir können mehrerlei Theologen, Juristen und Bibelfreunde auf diese eigene und fleißige Arbeit hinweisen; möge der Verfasser in Anerkennung seines Buches einen Sporn finden, es recht zum Schlusse zu führen. A.

Kleine literarische Revue.

— **Ninive und Babylon.** In einer gedrängten populären Stellung führt Herr Prof. Wattenbach hier die sichersten Ergebnisse der großen Entdeckungen vor, welche in den letzten Jahren die ältesten Weltstädte am Euphrat und Tigris aus dem Grabe wieder erheben ließen. „Die Wissenschaft unserer Zeit — sagt er — hat hier Siege errungen von bleibenderem Werte, als die Siege Tiglat Pileser's und Salmanassar's. Der Entzifferung der Hieroglyphen ist ein Seitenstück zugefellt,

wunderbarer noch wie diese. Was uns jetzt vor Augen steht, war den alten Griechen und Römern völlig unbekannt.“ Auch einer kurzen Geschichte der Entdeckungen selbst und der Entzifferung der Keilschriften giebt der Verfasser eine Uebersicht der aus ihnen ermittelten Staats-, Kultur- und Sittengeschichte der Ägypter und eine Schilderung der vorhandenen Ueberreste ihrer Bau- und Kunstdenkmäler. Ganz verschieden von den assyrischen sind die babylonischen Ueberreste. Aus Mangel an Steinen wurden die Baumerke Babylon's aus ungebrannten Lehmziegeln oder aus Backsteinen, welche durch Erdboden verdrungen wurden, aufgeführt, wie es noch der großartige Ruinenhügel des Bel-Tempels von Mugheir zeigt. Kein Bildwerk und keine architektonischen Verzierungen finden sich in diesen ältesten Ruinen. Die Prachtbauten von Babylon, die Mauern und die hängenden Gärten, sowie die zahlreichen Bewässerungskanäle sind erst Werke späterer Zeit, meist Neubaulen, unter dessen Regierung, deren historisch denkwürdige Inschriften uns neuerdings durch Julius Oppert in Paris offenbart worden sind, die Blüthezeit Babylon's fällt und nach dessen Tode das Reich plötzlich sinkt. Babylon wurde nicht wie Ninive zerstört, sondern es sticht allmählich hin, als andere Städte, wie Seleucia, Atephion, Sillab, Kusa und endlich Bagdad die Bevölkerung und den Verkehr an sich zogen. Alles brauchbare Material wurde weggeschleppt, und daher gehen auch die Nachgrabungen wenig Ertrag; nur Backsteine mit Inschriften, Bruchstücke bildlicher Darstellungen aus glasiertem Ton und geschnittene Steine sind die spärliche Ausbeute.

— **Germanische Göttersage, von Ernst Krause.** ist ein erster Versuch, das Leben und Wirken der alten germanischen Götter in einer zusammenhängenden Erzählung darzustellen. Die Hauptquellen des Verfassers waren die beiden Eddas, ergänzt durch einzelne Uebersetzungen der deutschen Mythologie. Das Buch ist ein profaisches Götter- und Weltgeheimnis, das in fünf Hauptabschnitten: Weltjüngung, Weltverderbnis, Götterverderbnis, des Bösen Befriedung, Weltende, die theoz. und kosmogonischen Anschauungen der Germanen vollständig vorführt. Entbehrt auch die nordische Mythologie die Anmut und den Reiz der griechischen, so ist ihr doch eine sinnige und tief ethische Auffassung der Götterwelt nicht abzusprechen. In ihr, als dem ältesten Denkmal des germanischen Geistes, spiegelt sich unverkennbar schon der ernste und auf das innere Ergriffen des Göttlichen und Menschlichen gerichtete Sinn des deutschen Volkstammes, und deshalb ist eine übersichtliche Zusammenstellung der Mythen, gleichsam nach ihrer chronologischen Ordnung, wie sie in diesem Buche versucht ist, eine verdienstliche Arbeit, die wir allen Gebildeten, besonders aber der reiferen Jugend empfehlen. Ein Namenverzeichnis erleichtert den Gebrauch des Buches.

— **Ein zweiter Traubentanz der Erde.** Das sogenannte Zodiaclicht, das am Äquator beobachtet wird und das man für eine ähnliche elektro-magnetische Erscheinung wie das Nordlicht hält, giebt dem Verf. der vorliegenden kleinen Schrift zu der Hypo-

*) Zwei Vorträge von Dr. B. Wattenbach, Professor in Heidelberg, Verlagbuchhandlung von Fr. Bassermann, 1868.

*) Berlin, Otto Koenigstein, 1869.

**) Die Erde wird einen zweiten Mond bekommen, der ihr näher liegt, als der erste. Kosmogonisches Gedankenbild, beleuchtet durch die Data der Natur und Wissenschaft. Von Simon Bachhaus, Berlin, Neof. Sohn, 1859. (16 S.)

theile Anlaß, daß es ein durch die Sonne erleuchteter Dunst- ring um die Erde, und zwar eine ähnliche Erscheinung sei, wie der Ring des Saturn, und daß der eine wie der andere Ring plethisch reihen und die bis dahin ringförmige Dunstmasse dann zu einer Kugel, d. h. zu einem Trabanten des Planeten, zu einem Monde, sich zusammenballen werde. Der zweite Mond, der Erde viel näher als der erste, wird in Folge dessen viele Sonnenfinsternisse, totale und partiale, hervorrufen, dafür aber selbst oft, oder vielmehr immer bei jedem Vollmonde, verfinstert sein. Seinen Umlauf um die Erde wird er in wenigen Tagen vollenden, und auf Ebbe und Fluth wird er natürlich einen viel größeren Einfluß noch als der alte Mond ausüben. Wann eigentlich die Geburt dieses zweiten Trabanten der Erde eintreten wird, weiß der Verf. nicht genau anzugeben, aber all- lange kann es nicht mehr dauern, da die große Dichtigkeit an der einen und die Düntheit an der andern Stelle des gedachten Erdtrings den Eintritt der Katastrophe bald — was aber auch nicht heute oder morgen, oder noch in diesem Jahrhundert zu sein braucht — erwarten läßt. Die Bestätigung seiner Hypo- these überläßt der Verfasser den Astronomen und — unseren Nachkommen.

— *Shakespeare's kleinere Dichtungen.* Es liegt uns eine neue Uebersetzung von Shakespeare's kleineren Dichtungen, von Alexander Reibhardt, vor. Das Büchlein enthält die „Sonette“, „Venus und Adonis“, „Titinius und Lucretia“, den „verliebten Pilger“ und „Liebesklage“. Der Uebersetzer hat sich bemüht, dem Original überall mit möglicher Treue zu folgen, ohne slavisch zu werden und seiner Muttersprache Gewalt anzuthun, aber auch ohne sich auffallender Verstöße gegen Rhythmus und Reim schuldig zu machen, und so lesen sich die Verse im Ganzen sehr gefällig. Nicht ganz angemessen schien uns bei den Sonetten die beständige Hinweisung auf Bodenstedt. Der Verfasser scheint selbst gefühlt zu haben, daß er mit diesem Verfahren Anstöß erregen könnte, denn er spricht sich in der Vorrede eingehend über die Gründe, welche ihn dazu be- stimmten, aus; wir müssen jedoch gestehen, daß er uns nicht überzeugt hat. Nach unserer Ansicht wäre es genug gewesen, jedem Sonett die Nummer hinzuzufügen, die es bei Bodenstedt hat, und dem Leser ohne weiteren Hinweis den Vergleich und das Urtheil zu überlassen. Jede der verschiedenen Uebersetzungen hat ihre Vorzüge und ihre Mängel; Reibhardt wird nicht nur mit Bodenstedt, sondern auch mit Jerdan und Simrock in die Schranken zu treten haben, und bei jedem wird doch vor allen Dingen das individuelle Gefühl für die Beurtheilung maß- gebend sein.)*

— *Der Beschrecken aus den Auswanderer-Schiffen.***) Die in den letzten Jahren vor die Gerichte gekommenen, in ihren Einzelheiten haarsträubenden Vorfälle auf deutschen Auswanderer- Schiffen haben nicht verfehlt, die Theilnahme jedes Menschen- freundes in Anspruch zu nehmen. Wenn auch die nachträglichen gerichtlichen Erhebungen nicht in allen Fällen im Stande waren, die vorgekommenen Unregelmäßigkeiten, welche den Ausbruch pestartiger Epidemien anbahnten und ihre Wuth erhöheten,

nachzuweisen, so ging doch zweifellos hervor, daß Eigennutz, Schiffseigenthümer und Bemannung, Nachlässigkeit der Control- Rangelhaftigkeit in den nöthigsten Vorkehrungen zusammen- wirkt hatten, ein entsetzliches Resultat hervorzubringen. Mit schneidend scharfem Messer legt der Verfasser diese Schöden bloß, und wird hoffentlich zu ihrer künftigen Vorbeugung beitragen haben. Es wird uns gereizt, wie Mangel an Nahrung, schlechte Nahrung und Wasser, Mangel an Reinlichkeit in den Wohnräumen, wie in den zu Zahl unzureichenden Priets, um vieles Andere ein Contagium erzeugen konnte, das in der alten Holze mit seinen Verzügen, auf den nassen Wänden, im Grundwasser des Schiffes äppig fortzuwuchern mußte. Die Richtigkeit der Pattenhofer'schen Theorie erhielt eine furchtbare Stützung hier, wo fortwährender Nuss- und Orteneuchel im jedes von ferner kommende Contagium ausschloß. Ob, die Mergie noch heute streiten, Cholera, Typhus oder Pest die richtige Name für die ausgebrochene Krankheit war, oder ob mehr eine neue Mittelstern und Spicart, ist gleichgültig. Wir wünschen, daß die kleine, lehrreiche, mit genauester Sachkennt- nisse geschriebene Broschüre namentlich denjenigen in die Hand komme, welche vor dem Abgange der Schiffe die Controlle zu führen haben über die vorhandenen Wasser- und Nahrungsvorräthe, sowie der Personal-Verhältnisse, und die sich gleich- lich, wie Wahr sagt, mit einer Ober- statt Unter- suchung anügen. (S. 24.)

— *Aus dem Berliner Volksleben.* Es dürfte zweifellos den wirklichen Volkschriftsteller keine höhere Aufgabe geben, die, nach eigener Anschauung, nach eigenem Fühlen, in eigenen Erlebnissen, seine Leser zu führen. Sei dies gleich auf einem Gebiete der Literatur, auf welchem es wolle, im bin wird es des größten Eindrucks sich erfreuen. Auf diesem Gebiete aber wird es so weitreichende Folgen, oder richtige bedeutungsvolle Erfolge haben, als in der Darstellung des Volks- lebens. Der bekannte Jugend- und Volkschriftsteller Hermann Schmidt erwirbt sich durch die „Volks Erzählungen“ in Schilderungen aus dem Berliner Volksleben*) um Gracians ein ganz besonderes Verdienst. Er schildert die Stände der Weltstadt, wie sie im regsten Werden begriffen mit all ihren Vorzügen, aber auch mit ihren schweren Lasten und bereits eingetretenen Schäden. Und wie treu und wie schilbert und in welcher Einsicht er die Verhältnisse zeichnet — dafür zeugt schon der Umstand, daß in Veran- eines auch durch Separatdruck noch verbreiteten Theiles Volks Erzählungen bereits ein Verein in Berlin zusammen- ist, welcher sich die Aufgabe stellt, auf die Zugend beizulassen der Schule einzuwirken und dadurch die unheil- Gebräuen, welche in dem Werden der Volkszustände begründet liegen und sich bereits zeigen, zu beeinflussten auch im Keuscher würdig und geschmackvoll ausgestattet mit je 4 charakteristischen Bildern von Ludwig Köster gezeichnet. „Volks Erzählungen“ verdienen die wärmste Empfehlung. lese nur „Dichter, Handwerker und Kaufmann“ (die Ver- schichte des Volksdichters Karl Weis) oder die treffliche „Ein Kleinodler in Berlin“, und man wird sich tiefereisenden Darstellungsweise, dem Ernst und der mit denen der Verfasser seinen Zielen entgegenstrebt, üben und die Bänder nicht ohne die innigste Theilnahme Hand legen. S.

*) Shakespeare's kleinere Dichtungen, deutsch von Alex. Reibhardt. Berlin, Hoffmann u. Co., 1862.

**) Seitdem wir dies geschrieben, ist abetmals eine deutsche Uebersetzung der Sonette, und zwar von dem bekannten Shakespeare-Kenner, Dirr. Herrn. von Griesen in Dresden (bei F. Wurdach) erschienen.

**) Von Dr. G. Nabr. Oldenburg in Wolftein, 1869. (24 S.)

*) Breslau, Eduard Trowent.

Literarischer Sprachsal.

Der Begriff der Tapferkeit ist, nach deutscher Sprachgebräuchlicher Auffassung, einerseits identisch mit dem der Ehre und der höchsten *Mehr- und Wahrhaftigkeit*, andererseits aber mit dem bloßen *Fertigkeit*, seine Kräfte, gleichviel in welcher Art, zur Ueberwindung von Gegensätzen anzuwenden. Nur die *Bewertung* der Tapferkeit in letzterem Sinne, nicht die in ersterem, scheint dem österreichischen Generalstabs bei der Herausgabe seines Werkes über „*Oesterreichs Kämpfe im J. 1866*“, von welchem kürzlich der vierte Band erschienen, vorgeschwebt zu haben. Es wäre es sonst möglich, daß eine von einem wissenschaftlichen *Militär*corps redigirte, angeblich historische Arbeit es nicht vermocht, einerseits vollständig falsche und als falsch nachgewiesene, aber darum doch später nicht berichtigte Angaben über *Historien* zu machen, und andererseits *Aktenstücke* aufzunehmen, die nur auf unehrenhafte Weise, d. h. durch *Befleckung* oder *Veruntreuung*, in fremde Hand gelangt sein können? Die *Zeitung*selemente über das vom österreichischen Generalstab in seinem *Juste* veröffentlichte preussische, distirte Telegramm, Frankreichs Einmischung in die preussisch-italianische Allianz betreffend, hat mancherlei zu denken.

Eine der uns zu Gesicht gekommenen Kritiken des vierten Bandes jenes Generalstabs-Werkes enthält ferner folgende Notizen, zu dessen Charakterisirung: „Das schon im dritten Bande *erzählte* Streben, dem unglücklichen Feldherren (Venetien) die *Ursache* des Mißlingens des Feldzugs möglichst allein zur Last *zu legen*, findet sich außerdem in diesem Bande noch weit *schärfer* bestimmter ausgeprägt. Der eigentlich *historische* Inhalt dieses Buchs steht hingegen hinter den mit denselben erstrebten *politischen* und sonstigen Zwecken und Absichten um so *schärfer* zurück. Als neu dürfte etwa betrachtet werden, daß nach *unseren* beigebrachten Briefen und *Schriftstücken*, die *Gesinnung* *unserer* „in (nach dem Vortraute) die *starke* Hand Frankreichs schon vom 2. Juli, also noch vor der Schlacht bei Königgrätz, *bestimmt*, um, wie die Motivirung dieses Schritts sich *ausdrückt*, durch den damit erwirkten Abschluß des italienischen Krieges alle *disponiblen* Kräfte wider Preußen vereinigen zu *lassen*. Wie wenig diese Erwartung in Erfüllung gegangen, *bestimmt*; auffällig jedoch *erweist* sich die *Unmöglichkeit* dieser *Uebereinkunft* mit der vor nunmehr gerade zehn Jahren, wo nach *unseren* *Unglücksfällen* von Magenta und Solferino Oesterreich *schon* *bedroht* ebenfalls „in die *starke* Hand Frankreichs“ *überließ*, um damit vor Allem Preußen die *Gelegenheit* zu einem *gleichermaßen* glücklichen Eingreifen in den Verlauf der *Belandungen* abzuschneiden. Zwei seiner schönsten Provinzen *haben* nur zehn Jahren bei dem österreichischen Kaiserthum *zugesagt*, diese seine alte *Eifersucht* auf seinen glücklichen *deutschen* *Rivalen* bereits *gekostet*; wie fest Oesterreich jedoch dessen *Widerstand* auch jetzt noch *geneigt* ist, in dem gleichen *Empfinden* *bestehen*, dafür bietet gerade dieses Buch den *redendsten* Beweis.

Bestimmte erscheint noch, daß der österreichische Generalstab nicht der Mühe werth und durch die Ehre geboten *achtet* ist, die ihm im dritten Bande seines Werkes von Seiten des *vermaligen* Gegners offiziell als *Unrichtigkeiten* nachgewiesenen *Angaben* in diesem vierten Bande auch nur mit einem Worte *zu erklären*, oder die *fälschlich* aufgestellten *Behauptungen* gar *ausdrücklich* zurückzunehmen. Es findet sich über die *angewandte* bei *Alt-Rognitz* von dem österreichischen Regiment *Nirolby*

dem preussischen Regiment Kaiser Franz entziffene *Tabne*, wie über die *gleichermaßen* angeblich bei *Venetat* eroberte *Kanone*, und über die sonst noch von preussischer Seite in bestimmtester Weise als *irrtümlich* nachgewiesenen Angaben jenes früheren Bandes in dem jetzt erschienenen Theil des Werks auch nicht die geringste *Berichtigung* enthalten. Es liegt jedoch am Ende auch in diesem *Bericht*swegigen der erfahrenen *Abfertigung* eine gewisse *Methode*, und vorläufig werden *wahrscheinlich* in der österreichischen *Kuhmbeschalle* die erwähnten *angewandten* *Tropfen* mit der während des Krieges von 1866 im Triumph durch die Straßen Wiens *geführt* ersten eroberten preussischen *Kanone* *zusammen* verwahrt werden.“

Aus Amsterdam wird uns geschrieben, daß die *Aufhebung* des Zeitungstempels in den Niederlanden *außerordentliche* und allgemeine *Befriedigung* gewähre, und daß man dort von dem *Aufschwunge* der Presse auch eine *Neubelebung* des öffentlichen Geistes und der *aufgeklärten*, nationalen *Gesinnung* erwarte. Mit dem 1. Juli, an welchem Tage das Gesetz wegen *Aufhebung* des Zeitungstempels in Kraft tritt, beginnt für *Niederland* eine neue Aera der *Kultur* und der *Vollausklärung*. Schon jetzt erscheint im Haag ein neues Blatt, „das *Vaterland*“, das sich äußerlich wie *innerlich*, durch *Inhalt* und *Form*, durch *Redaction* und *topographische* *Ausstattung*, von den bisherigen kaum für den *Inländer*, *geschweige* denn für *Ausländer* *lesbaren*, *holländischen* „*Couranten*“ und *Anzeigebülleten* auf das *Vortheilhafteste* *untersteicht*. In der *Provinzialhauptstadt* Groningen, die sich bis jetzt gar *seiner* *Lagespre*se zu erfreuen gehabt, werden vom 1. Juli ab drei täglich erscheinende *Blätter* publizirt werden. Die von den *Förderern* der *Emancipation* der Presse vorher *versündeten* *segensreichen* *Einflüsse* der *unabhängigten* *Concurrenz* der *Publikation* fangen bereit jetzt an, sich zu *zeigen*.

Die Universität (Académie universitaire) von Straßburg hat für das J. 1871, zur *Bewerbung* um den von *Ramen* *ausgesetzten* Preis von 3000 Francs, folgende *Preisfrage* *ausgeschrieben*:

„Aus welchen Gründen und in welchem Maße sollen die griechischen und lateinischen Schriftsteller noch als *Grundlage* des höheren literarischen Unterrichts angesehen werden?“

Die *Bewerbungsschriften* können in französischer oder deutscher, oder auch in lateinischer Sprache abgefaßt sein. Keinerlei *Beschränkung* findet in Bezug auf das Alter und die *Nationalität* der Bewerber statt; nur die Mitglieder der *Preisvertheilungs-Jury* find von der *Bewerbung* *ausgeschlossen*. Die *Einreichung* der *Bewerbungsschriften* an das *Secretariat* der Universität Straßburg ist bis zum 1. August 1870 unter den *üblichen* *Formen* zu *besorgen*.

In einer längeren, in der Revue des deux Mondes abgedruckten *Abhandlung* des französischen Akademikers Herrn A. de Quatre-*sages* über den *Ursprung* der *Thier- und der Pflanzen-Gattungen* kommt derselbe schließlich auch auf die *vielsprochene* *Wissenschaft*, wobei er sowohl Darwin's als Karl Vogt's, Lamarck's, Lubbock's und Wallace's Lehren *sorgfältig* *erörtert*.*) Er sagt:

*) Revue des deux Mondes, 1869, 1. Avril, p. 661—71.

„Wie ist es möglich, daß die Behauptung, Darwin habe den Menschen zum Enkel des Affen gemacht, so allgemeinen Glauben finden konnte! Alle Männer der strengen Wissenschaft haben vielmehr, selbst inmitten der hitzigsten Polemik, stets zugestanden, daß der Affen-Ursprung des Menschen, in jeder Hinsicht etwas Unannehmbares, ganz besonders im Widerspruch mit der Theorie Darwin's ist.“

Die „philosophischen Monatshefte“, herausgegeben von J. Bergmann*, welche jetzt in ihren zweiten Jahrgang eintreten, haben sich das Ziel gesetzt, das gesamte Gebiet der Philosophie, theils in selbständigen Abhandlungen, theils durch ausführliche kritische Besprechungen der betreffenden Literatur, zu erörtern, sowie alle Vorgänge des geistigen Lebens in Kirche, Schule und Gesellschaft, Literatur und Kunst und auf dem Gebiete der Naturwissenschaft vom Standpunkte der Philosophie aus zu beleuchten. Die „Monatshefte“ erscheinen, monatlich 3–6 Bogen stark, im Verlage von Otto Voemsenstein in Berlin, zum Preise von 3 Thalern pro Band von 6 Heften. Wegen ihres reichen Inhalts und ihrer vielseitigen Tendenz empfehlen wir die „Monatshefte“ angelegentlichst.

Wenn in dem Artikel über Abschaffung der Todesstrafe (Nr. 15 des „Magazin“) lebhaft bedauert wird, daß der von der zweiten Kammer Sachsen angenommene Antrag auf Beseitigung dieser Strafe im vorigen Jahre am Widerstande des andern Hauses scheitert ist, so wäre dieses Bedauern allerdings ein sehr gerechtfertigtes, wenn dieser Widerstand der ersten Kammer von Erfolg gewesen wäre, und noch mehr zu beklagen würde es sein, daß gerade der Clerus als eifrigster Vertreter der Todesstrafe aufgetreten ist; gesetzlich abgeschafft ist aber die Todesstrafe in Sachsen alles dessen ungeachtet dennoch; denn nach der sächsischen Verfassung muß, um einen von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurf, der von der einen Kammer angenommen worden ist, abzulehnen zu können, die andere Kammer sich wenigstens mit zwei Drittel Majorität dagegen erklären; und dies war in der ersten Kammer nicht der Fall, so daß die Regierung die Aufhebung der Todesstrafe als Gesetz publiciren konnte, was sie denn auch gethan hat.

Wander's Abwehr gegen einen Angriff des
Freiherrn v. Rheinsberg-Düringsfeld.

Nachdem mein seit 1862 im Verlage von H. A. Brockhaus zu Leipzig im Druck befindliches und bis K. vorgeschrittenes „Deutsches Sprachwörterlexikon“ in Hunderten von Bearbeitungen deutscher, englischer, nordamerikanischer und anderer Zeitungen*) nicht nur als das erste, sondern auch, das vollständige Sprachwörterbuch von Harrebomée nicht ausgenommen, als das einzige wissenschaftliche Werk auf diesem Gebiete anerkannt worden ist, nimmt Herr Frhr. v. Rheinsberg-Düringsfeld in Nr. 14 des Mag. i. d. Lit. d. Ausl. (1869) bei

Gelegenheit der Anzeige eines schwedischen Sprachwörterlexikons Veranlassung, meine Arbeit, welche nahe an 40 Jahre des Lebens in Anspruch genommen hat, ganz cavalierement abzusetzen.

Hätte Herr Frhr. v. R. einen Blick in mein Verſion gethan, hätte er wenigstens das Vorwort zu dem ersten Bande gelesen, so würde er über alle ihm unbekannte Dinge in dieser Beziehung Aufschluß erhalten, er würde ohne viel Mühe gefunden haben, daß ich kein vergleichendes, sondern ein Deutsches Sprachwörterlexikon beabsichtigt habe. Es liegt im Vorwort S. XIII: „Neben den hochdeutschen und mundartlichen Sprachwörtern enthält das „Deutsche Sprachwörterlexikon“ aber auch fremde, welche die Idee eines vergleichenden Sprachwörterbuches nähren und zunächst einen Blick in die Anschauungs- und Denkweise anderer Völker thun lassen wollen u.“

Jeder, der zu lesen weiß, wird dies nicht dahin verstehen, daß ich ein vergleichendes Sprachwörterbuch habe liefern wollen, wogegen auch schon der Titel spricht. Ich habe im Gegentheil bei meiner Arbeit erkannt, daß einem solchen der lexikalisch geordnete Sprachwörterbestand eines jeden Volkes aus dessen Quellen geschöpft, vorausgehen müsse; aber ich wollte durch Beiträge die „Idee dazu nähren“. Niemand habe es zu klammern, daß ich im Verſion der europäischen Sprachen bin; ich besinne im Gegentheil, daß ich durch die große Anzahl der Mundarten, die in meinem Verſion vertreten sind, fast täglich daran erinnert werde, daß ich nicht einmal die deutsche Sprache ausreichend kenne, daß mich die sämtlichen deutschen Wörterbücher, welche die deutschen Gelehrten bisher geliefert haben, täglich im Stich lassen, und daß es noch kein einziges deutsches Wörterbuch giebt, das alle Dialekte umfaßt. Es wäre dies eine Aufgabe für den vieljährigen Freiherrn v. R., wenn ein solches Buch so leicht zu fabriciren wäre, wie das J. D. Wagners Sprachwörterbuch, das er in Leipzig bei Fries mit Hilfe seiner Frau hat erscheinen lassen, und in denen dieselben Sprachwörter, nach humoristisch, bald philosophisch durcheinandergeschüttelt, erscheinen.

Ich will ein „Deutsches Sprachwörterlexikon“ liefern, dessen wissenschaftlicher Werth darin besteht, daß der gesamte deutsche Sprachwörterbestand, so weit er zu erreichen war, aus den Quellen (Literatur und Volksmund) geschöpft, überhäuflich geordnet und mit Quellenangaben versehen, darin geboten wird. Das ist die Aufgabe, so weit es die vorhandenen Hilfsmittel gestatten und so weit es ein Einzelner vermag, gelöst ist, hat bis jetzt noch auch Einzelnes tabellarisch, Artikel ausnahmslos anerkannt.

Wenn aber Frhr. v. R. seine eigene größere Arbeit auf diesem Gebiete nur dadurch in's Leben einführen zu können glaubt, daß er meine zu vernichten sucht; wenn er sein literarisches Verdienst nur dadurch zur Anerkennung zu bringen weiß, daß er die meiste mit Füßen tritt: so beneide ich ihn um die moralische Groberungen nicht, die er dadurch macht.

Hermesdorf am Rhodan.

R. R. W. Wander.

Dieser Nummer liegt eine Ankündigung bei, betreffend: J. J. Conzert's Grundriss einer allgemeinen Culturgeschichte. Verlag von J. J. Conzert in Leipzig.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rathstrasse Nr. 11.

Verlegt von Ferd. Schömann's Verlagshandlung (Harrwitz und Schömann) in Berlin, Börsenstraße Nr. 36.

Druck von Eduard Kramke in Berlin, Zeughausstraße Nr. 11.

*) Auch im Mag. i. d. Lit. d. Ausl. 1865 Nr. 43 S. 601 und 1867 Nr. 24 S. 326.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Ercheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lebmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 15. Mai 1869.

[Nº 20.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Reform der Schule. Zur Herstellung der deutschen Lehrer-Versammlung in Berlin. 285. — Die Seminare für Volksschullehrer. 287. — Pädagogische Bestrebungen in Oesterreich. 289.

Religiöse Provinzen. Griechenthum und Protestantismus in Livland. 291.
Frankreich. Ein Staatsgefangener des zweiten Kaiserreichs. 291.

Orient. Zur Geschichte des Orients. I. Israeliten und Aegypten 293

kleine literarische Revue. Der Sagenkreis Dietrich's von Bern. 294. — Die Hattlerischen Stadt- und Landbesitzer. 295. — Schenke

Die Pöslerschen Stadt- und Landgeschichten. 295. — Johannes Scherr's Allgemeine Geschichte der Literatur. 295. — Neue Zeitschrift für das Volksthum. 295.

literarischer Sprechsaal. Pestalozzi's sämtliche Werke. 295. — Zur

Zubehört Alex. v. Humboldt's. 296. — Die Stadtmauern Nürnberg's. 296. — Der ewige Jude in Amerika. 296.

Deutschland und das Ausland.

Die Reform der Schule.

¹ Zur Begrüßung der deutschen Lehrer-Versammlung in Berlin.

Die Frage nach einer zeitgemäßen Reform unseres Schulwesens beschäftigt seit Jahren auch außerhalb der gesetzgebenden Versammlungen vielfach den denkenden Theil des deutschen Volkes, und die Nothwendigkeit einer Besserung auf diesem wichtigsten Gebiete des öffentlichen Lebens kann gegenwärtig nicht nur noch von denen gelehrt werden, die überhaupt jeder Verringerung und jedem Fortschritt widerstreben. Bei dem großen Interesse, welches die „Schulfrage“ in Deutschland gewonnen hat, ist es begreiflich, wenn jede Schrift, welche diese Frage behandelt, mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme zur Hand genommen wird, und bei der hervorragenden Wichtigkeit des Gegenstandes möchten wir auch die Aufmerksamkeit in größeren Kreisen auf eine Schrift lenken, welche nicht nur ein sehr schätzenswerthes bibliographisches Material zusammenträgt, sondern auch wohl nachdenkenswerthe Vorschläge zur Reform unseres gesamten Schulwesens enthält. Die, wenn sie auch nicht von einem Schulmann ausgehen, doch zeigen, daß der Verfasser, ein Mitglied des preussischen höheren Richterstandes, dem man also wenigstens nicht den Vorwurf eines einseitigen Parteistandpunktes machen können, sich viel mit der Sache beschäftigt hat. Es ist dies das erste Heft einer zusammenhängenden Arbeit unter dem Titel: „Das wissenschaftlich-juristische Bildungswesen“, welches zunächst „Elementar-Unterricht und Gymnasien“ befruchtet nach dem Rath am königlichen Appellationsgericht zu Anstettin, Herr Adolar Thiel, zum Verfasser hat.“ Ein zweites heftig angelegentliches Heft wird die Universitäten, die juristischen Facultäten und die Hilfsmittel der juristischen Studien behandeln, indem das Werk den Zweck verfolgt, einen Baustein zur Verwirklichung der Reform der Justizverwaltung innerhalb des Norddeutschen Bundes, welche, nach der Erklärung des Reichs, in der

Vorrede, „nur mit sorgsamster Berücksichtigung der zwei dominirenden Factoren, der Schule und des Lebens, unternommen werden kann“.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes, um den es sich zunächst hier handelt, die Reform der Schule, mit der ja auch die in Berlin eben zusammen tretende Wanderversammlung deutscher Lehrer sich beschäftigen wird, mag es rechtfertigen, wenn wir uns mit der vorliegenden Schrift ausführlicher, als dies in einem bloß empfehlenden Anzeiger geschehen kann, beschäftigen.

Der Verf. geht in seiner Schrift von den Anfängen aller wissenschaftlichen Bildung, der Elementarschule und den Gymnasien aus, indem er bei beiden die Einrichtungen der großen und alten Kulturstaaen, England und Frankreich, vergleichend heranzieht, wo sich Gelegenheit dazu bietet. Das erste Buch, welches sich mit dem Elementar-Unterricht beschäftigt, giebt in seinem ersten Kapitel eine geschichtliche Uebersicht unserer preussischen Schulgesetzgebung, die dann im zweiten Kapitel zu den Schulregulativen vom 3. October 1854 und einer kritischen Beleuchtung derselben fortgeführt wird. Aus der Kritik dieses wichtigen Gesetzes mag es gestattet sein, einige Hauptgesichtspunkte anzuführen. Wir übergehen, was der Verf. sagt über das in dem Gesetze Fehlende, das Verhältniß der Lehrer zu den Eltern, zur Gemeinde, zur staatlichen Aufsichtsbehörde, zur Kirche, ebenso die mangelnden Vorschriften über die eigene Bildung der Lehrer und was dahin gehört, und wenden uns vielmehr der jetzt so viel diskutirten Frage der Trennung der Schule von der Kirche und der damit zusammenhängenden „Confessionalität der Schule“ zu. Der Verf. sagt darüber S. 20 u. ff.:

„Es tritt jetzt an uns die Lösung der Frage heran: 'L'égglise dans l'état' oder 'l'état dans l'égglise'? Der preussische Entwurf räumt der Kirche die oberste Stelle im Staate ein. Er stellt die Religion den Kenntnissen und Fertigkeiten des bürgerlichen Lebens voran. Er macht sogar das katholische oder evangelische Glaubensbekenntnis zur leitenden Richtschnur für die künftig zu errichtenden Primärschulen. In allen Punkten, in der Haltung der Schule, in der Anstellung der Lehrer, in der Unterhaltung der Schule durch besondere Schulgemeinden, ist die christliche Confessionalität vorangestellt. Die Inspektion der Elementarschulen verbleibt den Predigern christlichen Bekenntnisses.“

„Wir halten dafür, daß dieser Standpunkt historisch nicht richtig ist, wenn wir auch zugestehen, daß er im Allgemeinen Landrecht (II, 12, § 30) für den vereinzelten Fall der Erziehung verschiedener ConfeSSIONsschulen an einem Orte seine Berechtigung gefunden hat. Der westfälische Friede, der die Grundlage unseres modernen öffentlichen Rechts in Deutschland bildet, hält die ConfeSSIONalität für Schulen und Lehrer nur bei den Universitäten und Gymnasien aufrecht.“ (Folgt das Güt der betreffenden Stelle aus den Friedensverhandlungen). „Man hat nun kraft des staatlichen Überwachungsrechts in neuerer Zeit die ConfeSSIONalität des Unterrichts, mit selbstverständlichen Ausnahmen der theologischen Fakultäten, an den Universitäten beseitigt. Aus welchem Grunde soll sie bei der Volksschule beibehalten werden? Der Unterricht kann unmöglich unter confeSSIONellen, obn staatlich sein. Ihn deshalb nicht, weil er ein

*) „Das wissenschaftlich-juristische Bildungswesen, dargestellt von
Abelar Thiel, Rath am kgl. Appellationsgericht zu Jasterburg.“ 1. Ele-
mentar-Unterricht und Gymnasien. Berlin, Verlag von Jul. Springer,
1909. (VII. 150 S. gr. 8.)

Wanges ist." Es folgt ein Hinweis auf die analogen Gesetze in England und Frankreich, und nachdem dann die betreffende Stelle aus dem General-Schulreglement Friedrich's des Großen vom 12. August 1763 angeführt ist, kehrt der Verf. zu den Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts zurück und bemerkt über dieselben:

"Weiter geht noch das Allgemeine Landrecht, indem dasselbe als Zweck der Elementarschule, einer Staatsanstalt, selbst an giebt (II, 12. § 46), daß die Kinder dalelbt „die, einem vernünftigen Menschen ihres Standes notwendigen Kenntnisse fassen sollen". Mit Recht. Die Eltern sind schuldig, ihre Kinder „zu künftigen brauchbaren Mitgliedern des Staats, in einer nützlichen Wissenschaft, Kunst oder Gewerbe vorzubereiten". Der Vormund aber, der bei Waisen die Stelle der Eltern vertritt, wird vor allen Dingen angewiesen, für die Erziehung der Pflegebefohlenen zu sorgen, damit sie durch diese „zu tugendhaften und brauchbaren Bürgern" möglichst ausgebildet werden. Folgerichtig kann der Lehrer, der den Vater in der Fürsorge für die Erziehung zeitweilig vertritt, keine andere Aufgabe haben. Eine specielle Confessionalität des Unterrichts in der Elementarschule ist nirgends geboten, wenn sie auch gestattet sein mag. Es kann auch davon nicht die Rede sein, da das Allgemeine Landrecht, das doch einen absolut und persönlich regierten Staat voraussetzt, an keiner Stelle darüber Aufschluß erteilt, welcher Confession „das Oberhaupt des Staates" angehören solle. Die Verfassung vom 31. Januar 1859 beabsichtigt nun wohl nur, den absolut regierten Staat in einen verfassungsmäßigen, mit Zutrittung aller Beteiligten, umzuwandeln. Sie empfiehlt — Art. 24 — mit Recht, bei der Einrichtung der Volksschulen die confessionellen Verhältnisse „möglichst zu berücksichtigen". Das heißt, unterm Dastehaltens, nichts weiter, als bei Einrichtung einer solchen Schule diejenigen Rücksichten zu beobachten, die natürlicher Laft und Sitte auferlegen, nicht aber zwanagsweise die Schulen zu „evangelischen oder katholischen" zu machen. Die „religiösen Gesellschaften" haben dabei keine weitere Funktion, als „die Leitung des religiösen Unterrichts". (§ 21. Al. 2 der Verfass.)

In Oesterreich ist dies auch durch die §§ 2-3 des Gesetzes vom 25. Mai 1868 für alle Primär- und Secundär-Unterrichts-Anstalten ausgesprochen. Die Leitung des Religionsunterrichts allein in den Volks- und Mittelschulen bleibt den betreffenden Kirchen oder Religionsgesellschaften überlassen. Der Unterricht in den übrigen Vorgegenständen ist „unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft". Staats-, Landes- und Gemeindschulen sind allen Staatsbürgern „ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses" zugänglich (§ 3). Dem entsprechend sind die Lehrämter an diesen Schul- und Erziehungsanstalten „allen" hierzu geeignet befähigten „Staatsbürgern" gleichmäßig zugänglich. Als Religionslehrer werden aber nur diejenigen angestellt, die von der confessionellen Oberbehörde hierzu für befähigt erklärt sind (§ 6). Der Kirche und den Religionsgesellschaften bleibt überlassen, confessionelle Schul- und Erziehungs-Anstalten mit Unterwerfung unter die Gesetze über das Unterrichts-wesen zu gründen (§ 4).

"Sollten wir nun Angesichts dieser Thatjachen nicht zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß es etwas Höheres giebt, als die Confession, nämlich die Religion selbst? Die Religion ist die Substanz, die Confession aber die Form, unter der jene äußerlich dargestellt werden soll. Mit Recht bemerkt daher Schleiermacher (Ueber die Religion, zweite Rede): „Der ganze Umfang der Religion ist ein Unendliches und nicht unter

einer einzelnen Form, sondern nur unter den Jndergreif aller zu befaßen."

„Die Religion muß alle Verhältnisse des Staates durchdringen. Ihre wahren Diener in allen Confessionen dürfen sich nicht in dessen Leitung einmischen. Sie sollen sich ihm einordnen und damit dem Unterricht eine höhere, sittliche Weite erteilen."

Zum Schluß dieses Abschnittes sei es gestattet, mit Uebegung anderer treffender Bemerkungen des Verf. über die Zahl der Unterrichtsstunden, über die Lehrerbeseßungen u. d., aus dem ersten Theil der Schrift über die Elementarschulen die vom Verf. über die Volksschule und ihr Verhältniß zur Kirche aufgestellten Thesen mitzutheilen:

I. Essentielle Volksschulen und Bürgerschulen sind Staatsanstalten zur Erziehung im allgemeinen religiösen Sinne der zu ihrem Besuch verpflichteten Kinder von dem zürüdgelegtesten bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahre.

II. Jhre äußeren und inneren Angelegenheiten werden von den Ortsgemeinden, in denen sie sich befinden, unter staatlicher Aufsicht geleitet.

III. Den wissenschaftlichen Unterricht erteilen in ihnen staatlich gestützte Lehrer. Surrogate des staatlichen zähigsten Zeugnisses zur Ertheilung des Unterrichts sind unzulässig. Es confessionell-religiösen Unterricht empfangen die Kinder durch die Religionsgesellschaften ihres Glaubens.

IV. Als Religionslehrer dürfen in jenen Schulen nur die von den religiösen Gesellschaften dazu Verufenen angestellt werden. Zur Vesteilung jedes anderen Lehramtes ist jede dazu geschick befähigte Staatsbürger berechtigt. Als Lehrer an den bezeichneten Schulen genießen die Rechte nichtbarer Staatsbedienten.

V. Bei Regelung ihrer ökonomischen Verhältnisse kann eine Vesteilung für kirchliche Funktionen nicht in Betracht.

Nicht minder beachtenswerth dürften die Bemerkungen des Verf. über den Gymnasial-Unterricht sein. Den Zweck desselben giebt er dahin an, „den Schüler zur Humanität hinführen, also ihn zu befähigen, bei reiferen Jahren auf wachsender Einsicht seinen Pflichten als Bürger des Staats und als Mensch im Privatleben im höchsten und edelsten Maß nachzukommen". Dieses Ziel wird in neuerer Zeit durch die Richtungen beinträchtigt, einmal durch die Unterordnung der Gymnasialbildung unter angeblich religiöse, oder besser noch, kräftige Zwecke, und ferner durch das sogenannte „Küstgelfterprinz", das sich zunächst an die klassischen Wissenschaften schmiegt, um sie dann zu überwinden und in ihren Umrassungen zu ersticken. Ueber das Erstere, die religiöse Beeinflussung des Gymnasial-Unterrichts, verdient, wie der Verf. sagt, um so mehr Beachtung, als dieselbe gerade der Gegenwart noch so sehr in den Preußen in der Kirche herrschende Richtung immer stärker ausgebeutet wird. Nach ihr „soll das Bestreben, die Erziehung der Jugend in humanistische Bahnen zu lenken, ein falsches, zu ihrem Verderben gerichtetes sein, eine richtige Basis für diesen Theil des Unterrichts aber nur dadurch gewonnen werden können, daß er vom Standpunkt der Religion, oder vielmehr der Confession aus nach der Ausdehnung höherer Stellen dirigiert wird. Allein eine solche Ansicht dem mentiert mindestens eine Vermischung zwischen dem Wesen der Religion und dem der Gymnasialbildung."

Der Bildungszweck der Religion besteht, nach dem Verf. darin, „im Durchgang durch das irdische Leben und auf das höhere, bessere Welt vorzubereiten. Ihr Ziel reicht demnach

wet die Grenzen dieses Lebens hinaus; es ist ein überirdisches, göttliches. Die Erziehung dagegen, wie sie aus dem Gymnasium heret, ist eine durch die Zwecke des irdischen Lebens begränzte. Sie findet in diesem ihren Anfang und ihr Ende. An der Erde, die Gott nach seinem Rathschluß aus niederen angeordnet hat, sollen wir zu guten Bürgern für den Staat, zu guten Menschen im Privatleben erzogen werden.... Dieser Wunsch ist denjenigen sich nicht bewußt, die in gutem Glanzen Geistliches mit Weltlichem vermischen.“ Es wird denn durch einen Blick auf die Geschichte der Entwicklung unseres höheren Schulwesens nachgewiesen, daß es auch nach dieser Seite hin unrichtig ist, noch jetzt ein Prädominiren der Kirche in den höheren Bildungsanstalten, oder auch nur einen Einfluß jener auf diese, als zu Recht bestehend zu behaupten, daß man die schließliche Entwicklung des modernen Christenthums nicht negiren oder übersehen dürfe.

Reber die zweite, auf den Gang der Gymnasialbildung Einwirkende Richtung unserer Zeit, das Nützlichkeitsprincip, herrscht der Verf.: „Wenn Friedrich August Wolf im Anfange dieses Jahrhunderts vor dem Einbringen der „studia morosa“ warnt, deren Pfleger sich gern mit einem Schein literarischer Güter begnügen möchten — „affectant literaturam tantum“, — so ist dies ein bemerkenswerthes Zeichen aus einer Zeit, welcher man sich verhältnismäßig mit dem Genuße weniger hoher Güter begnügen ließ, um den höheren geistigen mit Fleiß und Eifer nachzustreben. Seit dieser Zeit hat die beengte, dem Grundcharakter des deutschen Volks gemäß nicht weitestgehende Richtung um so mehr Boden gewonnen, als die Industrie und die tausendfältigen Erfindungen im Reiche der Natur in erhöhtem Maße die Mittel zum bequemeren Leben, ohne angestrengte geistige Arbeit in der Domäne der Wissenschaften reichlich geboten haben. Nur vergesse man, die dieser Richtung kultigen, daß man damit nichts als die breite Mittelmäßigkeiten aufsucht; jenes geistige, überlitterte Bananuerthum, das eine Seite aus der Times ist, als der ganze Ichnthyoides, sich scharend unter der Fahne des Spruches: „primum pecunia querenda est“.

Wahr ist, daß man durch elegante Kenntnisse des griechischen klassischen Alterthums noch nicht im Stande ist, ohne eigene Thätigkeit mühelos ein großes Vermögen zu erwerben, es vielmehr ebenso einseitig zu verpfaffen, weil man eben dem „laute vivere“ keinen Begriff hat. Ebenso wahr ist aber, man im Besitze der Kenntnisse des klassischen Alterthums einer Totalität auch die geistigen Mittel in Händen hat, die Kenntnisse nach allen Seiten hin erfolgreich auszubauen, soviel zu erwerben, als uns zu unserer Nothdurft um diesen Erwerb aber durch den unergänzlichen Reichtum des klassischen Bildung zu adeln. Und was hilft es uns, wenn Privatnützen gleich geistigen Tagelöhnern nachzugehen, wir darüber unsere erste und vornehmste Pflicht, die gegen Staat, vernachlässigen, in dem unser ganzes Wesen aufsteht? Es möge genügen, im Vorübergehen zu bemerken, daß der beste neueste Geschichtschreiber über Hellas ein englischer Baronet ist. Uns dünkt daher, daß klassische Studien ihrer reichhaltigen Sorge um das eigene Vermögen nicht so ganz untergeordnet sein müssen, als man gemeinhin glaubt.“

Es übergehen, was der Verf. über das französische und russische Baccaratonsystem Treffendes sagt, und schließen uns hier zunächst an, wenn er das Ziel des Gymnasial-Unterrichts dahin zusammenfaßt: „Er soll auf der Grundlage der klassischen Studien mit Zernhaltung kirchlicher Einflüsse und bloß utili-

tarischer Bestrebungen zur wahren Humanität hinführen; möchten dann aber noch mit einigen Worten auf das sechste Kapitel der Schrift hinweisen, in welchem der Verf. sehr beachtenswerthe Vorschläge zur Reform des Gymnasial-Unterrichts macht. Er verlangt, daß der Pflege des Körpers auf den Gymnasien ebenso viel an Zeit zugewendet werde, als der Pflege des Geistes. Um das zu erreichen, wendet er sich gegen das viele Schreibewesen und fordert solche Einrichtungen, wonach außerhalb der Schule nichts, absolut gar nichts mehr geschrieben wird. Als Maximum der täglichen Arbeitszeit, die von einem Schüler des Gymnasiums gefordert werden kann, läßt er nur eine Zeit von acht Stunden zu und theilt diese dahin, daß am Vormittag etwa fünf Stunden für geistige Arbeiten, am Nachmittag zwei bis drei Stunden für körperliche Leistungen verwendet werden. Dagegen will er zu Hause keine Arbeit mehr irgendwelcher Art anfertigen lassen. In den Kreis der Leibesübungen sollen auch regelrechtes Marschiren, Reiten, die elementaren taktischen Bewegungen, Fechten und Schießen für die höheren Klassen, Schwimmen und Schiffschulaufen hineingezogen werden. Dagegen, daß auch in der heutigen Gymnasialbildung das Gedächtniß vorwiegend berücksichtigt wird, erhebt der Verf. ebenfalls — und wie es scheint, mit vollem Rechte — Einspruch. „Die Stärkung des Gedächtnisses“, sagt er, „kann immer nur ein Mittel zu dem Zwecke sein, um die Urtheilskraft zu bilden. Ueberdies ist es nicht so schwierig, ein gutes Gedächtniß zu erlangen. Der Bauer, der sich unbedenklich des besten Gedächtnisses erretet, zeigt uns dazu den einfachsten Weg. Man schreibe wenig, weil dies die Aufmerksamkeit stört; man höre aber desto besser und genauer den Vorträgen zu. Ohne ausführende schriftliche Arbeiten aber — so wirft man ein — könne nichts Geistreiches geleistet werden. Diese aber lassen sich nur in der Stille des häuslichen Arbeitsimmers anfertigen. Das ist unrichtig. Wir brauchen weder ausführliche schriftliche Arbeiten, noch solche, die in häuslicher Stille angefertigt werden. Die Güte einer Arbeit bemißt sich nicht nach der Länge, sondern nach ihrem Inhalt an Gedanken.... Dem Arbeiten im abgeschlossenen Zimmer und mit Zernhaltung jeder äußeren Störung kann nun gar keine Wichtigkeit mehr beigelegt werden, weil wir uns bei Zeiten daran gewöhnen müssen, öffentlich unter dem Geräusch der Menge unsere Arbeit zu verrichten.“

Wir schließen hiermit unsere Mittheilungen aus der sehr lobenswerthen Schrift, bei denen wir nur in der Absicht weitläufiger gewesen sind, als es ihr Umfang von vorne herein rechtfertigen würde, weil wir die Pädagogen und Schulmänner auf dieselbe aufmerksam machen wollten. Dr. Zapp.

Die Seminarien für Volksschullehrer.)

Ueber die Schulfrage, die bei uns in letzter Zeit so sehr in den Vordergrund getreten ist, kann das große Publikum sich nur dann erst eine richtige Meinung bilden, wenn es sich von verständigen praktischen Schulmännern belehren läßt, wie es denn eigentlich um unsere Schulen in der Wirklichkeit bestellt

*) Eine historisch-pädagogische Skizze von P. B. Serfaty, Rector der Stadtschulen und Vortragsredner zu Lindenwalde. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1869.

ist. Eine solche Belehrung hat aber für den Schulmann ihre Schwierigkeiten; nicht als ob es schwer wäre, eine treue Schilderung der Schulzustände zu geben, sondern weil ein ungünstiges Urtheil leicht dem Manne Ungelegenheiten bereiten könnte. Um so höher ist der moralische Muth zu achten, wenn ein Lehrer, unbefürchtet um die Folgen, die Mängel unseres Schulwesens offen darlegt. Wir haben im „Magazin“ 1868, Nr. 11, auf zwei Schriften des wackeren Rectors Schaffrath in Ludenwalde: „Die Dorfschulen“ und „Die Stadtschulen“, aufmerksam gemacht; jetzt liegt uns eine dritte Schrift desselben Mannes vor: „Die Seminarien für Volksschullehrer“.

Wie die beiden früheren, so baut auch die gegenwärtige Schrift sich auf dem Grunde der Geschichte auf. In dem ersten Theile giebt der Verfasser die grundlegenden Principien der Volksschule, die Geschichte der Lehrerbildung in Preußen und eine Vergleichung der preussischen Principien und der früheren preussischen Unterrichtsverwaltung mit den jetzt maßgebenden pädagogischen Grundsätzen und der heutigen Verwaltung. Es ist das Verdienst Friedrichs des Großen und seines Ministers v. Zedlitz, das Schulwesen aus den engen Schranken eines bloß kirchlichen Zieles befreit und dem nationalen Leben dienbar gemacht zu haben. Die Glanzperiode der preussischen Unterrichtsverwaltung fällt unter Altensteins Ministerium, als Säuern, Bedeborf, Dreißt und Kortum der Reihe nach Decanenten im Fache des Volksschulwesens waren. Nach Altensteins Tode, im Mai 1840, trat mit Gishorn die Reaction ein. Das Interesse, das man ebendam an der Volksschule gehabt hatte, schien in das gerade Gegentheil umgeschlagen zu sein. Das geht unter Anderem aus einer Verfügung vom 3. Januar 1845 hervor, wonach Unterrichtsreiser nach 15jähriger Dienstzeit, wenn sie für das Schulannt die Neigung und Fähigkeit zeigten, zu einem 2-6monatlichen Vorbereitungs-Cursus in einem Seminar „kommandirt“ werden könnten. Dazu wurde noch sehr richtig bemerkt, „daß, da die Verhältnisse des Lehrerebens äußerlich nicht so lothend wären, ein großer Anhang der zwölf Jahre dienenden Unterrichtsreiser zum Schulfach nicht zu erwarten stünde“. Der Lehrerstand war damit auf das Empfindlichste verletzt, seine Berufsfruchtbarkeit untergraben; auch die Schulen wurden dadurch in den Augen des Volkes herabgesetzt. Die frühere freie Bewegung auf dem pädagogischen Gebiete hörte auf. Lehrbücher, die sonst in Ansehen gestanden hatten, ja von früheren Beamten selbst verfaßt waren, z. B. von Dinter und Riemer, wurden verboten. Unter dem 17. April 1844 erging sogar ein Rescript, welches den Geistlichen vorhielt, von den Büchern, welche die Lehrer schon besitzen und zu ihrer Belehrung gebrauchen, Kenntnis zu nehmen. Solche Erlasse mußten natürlich, selbst ohne besondere spezielle Vorschriften, auch auf die Lehrerbildung in den Seminarien ihre Rückwirkung äußern. Wir vermessen bald Namen von pädagogischer Bedeutung unter den preussischen Seminar-Directoren; die früheren, die sich mit der neuen Area nicht befreunden konnten, gingen ab, wie Harnisch, oder wurden befristet, wie Diesterweg. Die Folgen zeigen sich jetzt: das Schulwesen liegt darnieder; über 1200 Lehrerstellen werden von unreifen Präparanden, die selbst noch der Erziehung sehr bedürftig sind, oder von Leuten verwaltet, die nicht die geringste Vorbildung zum Schulannte genossen haben.

Ein Zeichen und ein Produkt dieser Zeit sind die Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854 über Einrichtung des evangelischen Seminar-Präparanden- und Elementar-Unterrichtes. Während unter Altenstein der geistigen Bewegung der freieste Spielraum gelassen war, schreiben die Regulative Alles, bis auf

das Wort, vor. Der Zweck der Schulbildung war unter der früheren Verwaltung die allgemeine Menschenbildung, die Entwicklung der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten zur höchsten Selbstbestimmung; nach den Regulativen soll der Mensch gebildet werden für Staat, Kirche, Familie und Beruf. Staat und Kirche sind die Hauptfächer; beide werden nach mittelalterlichem Begriffe aufgefaßt. Der Zweck der Bildung liegt also nicht mehr in dem Menschen, sondern außerhalb; daher früher der Mensch, jetzt ist der Stoff die Hauptfächer. In der Methode kam früher ein den Geist entwickelndes Princip im Geltung, jetzt nur die mechanische Anfüllung des Gedächtnisses mit Lehrstoff und die Übung in Fertigkeiten. Kein Wunder, daß die Seminarien jetzt nicht mehr sind, was sie früher waren.

In dem zweiten Theile zeigt der Verfasser, wie ein Seminar sein müßte und wie es ebendam meist auch wirklich war, und wie es jetzt ist. Die früheren Seminarien umfaßten die Vorbildung für das gesammte Volksschulwesen, die jetzigen nur für die obere Klasse (Elementarschule); jene gaben den Zöglingen die Mittel zur weiteren Fortbildung, diese beschränken sich, den jungen Leuten die rein mechanische Routine zum Schulhalten beibringen. Die theoretische Bildung besteht nach den Regulativen nur darin, daß der Unterrichtsstoff in der Form, wie er in der Elementarschule zur Verwerthung kommen soll, auswendig gelernt wird; daher sind auch die eigentlich wissenschaftlichen Disciplinen, Pädagogik, Methodik und Didaktik, von dem Lehrplan der Seminarien gestrichen, so daß eigentlich die Seminar-Bildung ganz überflüssig wird. Denn Schüler, die aus einer Stadt nach abgeben, haben schon weit mehr Kenntnisse, als die Zöglinge im Seminar erhalten sollen, und was das Unterrichten in dieser Kenntnissen und in den Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens betrifft, so ist dazu höchstens eine kurze Anweisung eines geübten Lehrers notwendig, nicht aber ein dreijähriger Cursus. Hat der Lehrer nicht den Menschen zu bilden, sondern ihn nur mit Unterrichtsstoff zu erfüllen und ihm gewisse Fertigkeiten beizubringen, so braucht er auch keine eigentliche Bildung, sondern nur, wie es in der Regulativ heißt, eine Anschauung und Gewöhnung, eine Technik, die er leicht Anderen abhaken und darauf üben sich aneignet. Das Seminar ist in der That mit dem Zweck berechnete, willige Werkzeuge zu rein äußerlichen Zwecken, die mit der Jugendbildung nichts zu schaffen haben, heranzubilden. Der Director eines hauptstädtischen Seminars für Volksschulen beklagt ganz offen das Seminar „als eine Bildungsanstalt des Staates zur Erlangung eines für seine Interessen nach seinen Intentionen geeigneten Lehrernachwuchses an öffentlichen Schulen“. Noch näher erklärt ein sächsischer Seminar-Director: „Die Aufgabe des Seminars sei, die Zöglinge zu freiwilligen Gehorsam gegen ihre geistlichen Vorgesetzten zu erziehen.“

Bei solchen Anschauungen ist es nicht zu verwundern, daß die Ansprüche an einen künftigen Volksschlehrer sehr gering sind. Die Regulative überlassen die Vorbildung der Präparanden der freiwilligen Thätigkeit von Geistlichen und Lehrern. Man verlangt von einem Präparanden, ehe er noch völlig vorbereitet ist, schon Gehilfendienste in der Schule und öffnet ihm das Seminar, wenn er in der Religion den Katechismus, eine Anzahl Sprüche und Psalmen, die biblischen Historien mit den Worten des in den geführten Historienbuches und 30 Kirchenlieder auswendig kann und in den sonstigen Kenntnissen und Fertigkeiten den Anforderungen einer einlässigen Dorfschule entspricht. Der Verfasser hält mit Recht eine Vorbildung auf einer Gelehrten- oder Realschule, wie sie von Einigen verlangt worden ist, für unangemessen.

will er, daß die künftigen Volksschullehrer ihre Vorbildung für das Seminar da erhalten, wo der Unterricht in der Art gegeben wird, wie sie ihn einst selbst geben sollen, d. h. in der Volksschule, und da er den Unterschied von Seminarien für Stadt- und für Dorfschulen aufheben wissen will, so hält er eine höhere Bürgerschule, die aber auch ganze Völkchen, nicht halbe Lehrerseminale sein muß, für die passendste Vorbereitungsanstalt. Selbst der Schullehrer auf dem Lande soll befähigt werden, nicht nur in der einflüssigen Elementarschule, sondern auch in der Fortbildungsschule, wie solche schon an vielen Orten bestehen und sich noch immer mehr verbreiten werden, zu unterrichten. Die darauf die Seminarbildung im Allgemeinen und in den einzelnen Unterrichtsgegenständen sein müsse, davon handeln, immer mit Beziehung auf die gegenwärtigen Zustände, die letzten Abschnitte des Buches. Wir kennen hier nur auf den reichen Inhalt verweisen.

Der Verfasser schließt mit dem Troste: „Eben sehe ich die Vorboten einer besseren Zeit.“ Als einen solchen Vorboten betrachtet wir auch seine Schrift. Je mehr sich aus den Veberrichten solche Stimmen vernehmen lassen, desto eher wird man die Möglichkeit erkennen, die Veberrichter zu Werkzeugen besonderer Tugenden zu benutzen, und desto eher wird man den Kampf um eine gesunde Volksbildung einstellen müssen. C. M.

Pädagogische Streifungen in Oesterreich.

Man hat in Oesterreich einsehen gelernt, daß der moderne Mensch sich nur auf der Basis einer allgemeinen, gefunden und gesunden Volksschulbildung fest und sicher erheben kann, und sucht nach allen Hebeln in Bewegung zu setzen, um das Volk dem Joch der Rohheit und Unwissenheit zu entreißen und es geistig und sittlich zu heben und zu kräftigen. Der Unterrichtsminister v. Hasner ist zunächst bestraft gewesen, die das innere Leben der Schule hemmenden Schranken aus dem Wege zu räumen, um hier die Prinzipien einer edeln Humanität als Norm und Richtschnur der Volksbildung zur Geltung zu bringen, die im jetzigen Stande ist, die Schulen in die Bahnen einer lebensvollen Entwicklung zu lenken und Blüten und Früchte zur Welt zu bringen.

In der That entfaltet sich jetzt auf dem Gebiete des österreichischen Volksschulwesens ein Leben, das wir vor wenigen Jahren noch kaum für möglich gehalten hätten, weil es jetzt zu existirt nicht bloß in den Verhandlungen der einzelnen Landtage, sondern in der Entstehung von Erziehungs- und Volksschulgesetzen, sondern auch in der Regelmäßigkeit, mit welcher der österreichische Veberrichter feste Grundsätze in Bezug auf die äußere Organisation der Volksschulen zu gewinnen suchen. Ein Zeugnis dieses neu erwachten, frischen und kräftigen Lebens liegt uns jetzt vor in den Verhandlungs-Protokollen des ersten allgemeinen österreichischen Veberrichtertages¹⁾, die wir unseren Lesern so lieb zu vorführen, weil hier Fragen zur Verhandlung gekommen sind, welche nicht bloß in Oesterreich, sondern ganz Deutschland auf der Tagesordnung stehen, ja die theilweise recht trennende geworden sind. Der Herausgeber dieser

Verhandlungen, zugleich Redacteur der „Freien pädagogischen Blätter“, hat diese stenographischen Berichte mit einem gehaltvollen Vorworte begleitet, in welchem er die Debatten einer kurzen Kritik unterwirft, indem er zugleich seine Ansichten über die zur Verhandlung gekommenen Fragen darlegt.

Zunächst constatiren wir mit Freuden, daß unter der österreichischen Veberrichter sich nicht jener feindselige Ton gegen die Norddeutschen, speciell gegen Preußen bemerkt machte, wie wir ihn in officiösen, wie in angeblich freien und unabhängigen österreichischen Journalen in der letzten Zeit oft haben hören müssen. Der gesellige Veberrichterverein in Berlin hatte dem österreichischen Veberrichtertage zu Brünn ein Begrüßungs-Telegramm übersandt, welches zugleich einen Glückwunsch zu dem muthigen und frischen Vorwärtstreben des österreichischen Veberrichtertages und die Hoffnung ausdrückte, daß es demselben gelingen möge, alle Hindernisse niederzuwerfen, die sich der gefunden und zeitgemäßen Entwicklung des Volksschulwesens entgegenstellen; es betonte ferner die Solidarität der Interessen aller Veberrichter und sprach die Erwartung aus, bei der nächsten allgemeinen deutschen Veberrichterversammlung recht viele Kollegen aus Oesterreich als Gäste in Berlin zu sehen. Das Vorwort bemerkt hierzu: „Dieses herzliche Telegramm wirkte wahrhaft zündend und es wurde die sofortige Beantwortung desselben einstimmig beschlossen.“

Die Verhandlungen des ersten Tages hatten die Feststellung des Zweckes und der Aufgabe der Volksschule zu ihrem Gegenstande. Wir geben, ohne auf den Gang der Debatte Rücksicht zu nehmen, die zur Annahme gelangten allgemeinen Sätze wieder:

Die Volksschule soll nicht bloß eine Anstalt sein, in der Fertigkeiten und Kenntnisse mitgetheilt werden, sondern sie soll die im Menschen liegenden Fähigkeiten zur Leistungsfähigkeit²⁾ ausbilden. Die Schule wird damit aus einer bloßen Abrichtungs-Anstalt zu einer Bildungs- und Erziehungsstätte erhoben, deren letzter Zweck die allgemeine Menschenbildung ist, die Ausbildung des Menschen nach seinen Anlagen und Fähigkeiten zu der ihm von Gott gesetzten Bestimmung — durch welches Prinzip Pestalozzi die moderne Pädagogik begründet hat.

Wenn neben diesem Prinzip noch die These zur Annahme gelangte: der Zweck der Schule ist die fortschreitende und fortgesetzte Kultur-Begründung, so halten wir dieselbe — abgesehen von ihrer sprachlichen Fassung — auch materiell für überflüssig. Die allgemeine Menschenbildung ist durchaus kein transscendentes Abstractum, sie liegt im Gegenheil den Zweck der Bildung nicht außer den Menschen, sondern in denselben. Die Kultur nach ihrer subjectiven Seite ist schon im Worte Bildung enthalten, nach ihrer objectiven Seite aber, als Ergebnis der Wissensschaffen und Gehaltung des sozialen Lebens, reicht sie zur allgemeinen Menschenbildung den Bildungstoff, die Mittel dar. Die Humanität ist nicht etwas der Kultur Entgegen-gesetztes; sie hat diese vielmehr zu ihrer Grundlage und Voraussetzung. Setzt man aber die jeweilige Kultur als höchsten Zweck oder wenigstens als Nebenzweck zur Humanität, so macht man die Schulen damit wieder zu Abrichtungs-Anstalten und führt sie so dem Materialismus und Mechanismus in die Arme.

Ist die allgemeine Menschenbildung Bedürfnis aller Menschen, so müssen auch die Schulen, welche diese Bildung zu vermitteln

¹⁾ Der zweite allgemeine Oesterreichische Veberrichtertag zu Brünn am 1. bis 27. August 1868. Verhandlungen und Protokolle nach einem amtlichen Bericht. Bericht über die Lehrmittel-Ausstellung, in Verhandlungen u. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn, 1869.

²⁾ Man sieht nicht recht ein, warum der durch Diesterweg in die deutsche Pädagogik eingeführte und allgemein angenommene Begriff der „Selbstthätigkeit“ nicht beibehalten ist.

haben, allgemeine sein. Diese: Die Volksschule sei eine allgemeine. Die Elementar-Bildung, sagt schon Diefherweg, ist überall dieselbe; daher sind besondere Vorschulen für höhere Schulen, in Oesterreich Mittelschulen, zu vermeiden, ein Grundsatz, der in Preußen leider nicht anerkannt wird und durch den gewisse Anstalten einer Art aristokratischer Abgeschlossenheit zugeführt werden. Erst dann, wenn der Grundsatz, daß die Volksschule eine allgemeine sein muß, sich allgemeine Geltung verschafft haben wird (er ist rein pädagogischer Natur und ist nicht aus demokratischer Anschauung entstammend), erst dann wird die Confusion in Betreff der Organisation unseres Schulwesens verschwinden. In Oesterreich scheint man diesem Ziele näher zu sein, insofern dort keine besonderen Vorschulen für die höheren Schulen bestehen, wie aus folgenden Worten eines Gymnasial-Directors hervorgeht: „Es drängt mich, Ihnen von Seite des Gymnasiums die Versicherung zu bringen, daß wir an den Interessen der Volksschule lebhaften Theil nehmen. (In Preußen kann man das von den Lehrern der sogenannten „höheren“ Schulen leider nicht sagen; das Interesse ist da mehr ein negatives.) Denn sie legt den Grund, auf dem das Gymnasium weiter bauen kann.“ — Recht so! Die höhere Bildung sollte sich überall nur auf der gesunden, naturgemäßen Volksschulbildung erbauen, sich aber nicht die naturwidrigen Treibhäuser in den Vorschulen anlegen. Früher haben auch in Preußen keine solchen existirt.

Die Frage über das Verhältniß der Confectionen zur Schule kam beim Thema des ersten Tages nicht zum Austrage, obwohl sie gerade dahin gehörte. Aber als brennende Tagesfrage schaffte sie sich am zweiten und dritten Verhandlungstage ihr Recht.

Nachdem über das Verhältniß der verschiedenen Seiten der Schultätigkeit: Unterricht, Disziplin und Gehaltung des gemeinschaftlichen Lebens gesprochen war, ein Thema, das wir seiner speciell technischen Richtung wegen nicht weiter ausführen wollen, kam die Frage über die notwendigen Gegenstände und die methodische Behandlung derselben zur Verhandlung. Bei der „Religion“ wurde zunächst hervorgehoben, daß hier hauptsächlich und zuerst, ohne Rücksicht auf confessionelle Unterschiede, das sittliche Thun im Menschen geseht, geregelt und erzeugt werden sollte. Darum gehöre, wolle der Lehrer das Kind harmonisch aneilen, auch die religiöse Bildung dem Lehrer und nicht dem Katecheten (einem katholischen Geistlichen). Die Gründe, warum dem Lehrer der Religionsunterricht gebühre, waren schlagender Natur; leider haben die österreichischen Schulgesetze dem Lehrer diesen wichtigsten Theil des Schulunterrichts genommen. Die Verarmung, daß aber durch ihre Zustimmung zu dem, was der betreffende Redner in dieser Beziehung sprach, bezeugt, daß sie mit diesen gesetzlichen Bestimmungen durchaus nicht einverstanden sei.

Am dritten Tage kam die confessionelle Frage zur weiteren Verhandlung. Ein Katechet trat ein für den Ultramontanismus: „Jeder wahre Katholik ist ein Ultramontaner. Wer nicht nach Rom blickt und den Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche anerkennt, der ist kein Katholik, der ist ein A Katholik.“ (Man merkt in dieser Definition den soghstlichen Jesuiten.) Der Herausgeber sagt sehr treffend über diese Auslassungen: „Die Vertretung des römisch gekannten Aleris fiel dem Herrn Katecheten Heimer aus Wien zu. Der Mann sprach durchaus maßvoll. Seine Vorgänger war die, die wir bei den Vaziristen, überhaupt bei Jesuiten zu hören bekommen; mit ihr bleibt man heute nicht mehr Herr des Plauses. „Wir Jesuiten — meint

Heimer — sind Fleisch von eurem, der Lehrer, Fleisch von eurem Bein, wir gehen so gut wie ihr aus den Rath hervor, darum gehören wir zusammen und sind von gleichem Werth.“ Ja, Herr Heimer, ein Stamm treibt zwei Erbsen, aber der eine entwickelt sich zu einem fruchtbaren, legenden Zweige und der andere wird ein Wüßling, der von den Säften des Baumes lebt, doch Jahr um Jahr vegetirt auf edle Frucht warten läßt. „Man kämpft — meint Herr Heimer — gegen sich selbst, wenn man wider die Ultramontanen streitet, denn wir alle haben jenseits der Berge unter Ponten wir wären ja keine Katholiken, wenn wir nicht Ultramontanen wären.“ Hat sich's ein Ultramontaner je leichter gemacht, gesammte katholische Welt unter seine Flügel zu verarmen? Mühsel ein Ultramontaner, Herbst ein Ultramontaner, Ost ein Ultramontaner — Mensch, hier denke Gedanken! Aus davon will Herr Heimer nichts wissen, daß die Jesuiten's Naturwissenschaften aus den Schulen fern gehalten haben, um die Hypothese sein sie feindlich gegenüber gestanden. Ich ihm Herr Böhl aus Wien entgegen, daß es ihm ausdrücklich rermehrt worden sei, die Naturwissenschaften in seiner Amt zu betreiben, betonte Heimer: „Nicht wir haben es vertheidigt, sondern die Regierung.“ Dieses Wort ist wohl zu beacht. Die Regierung verbot, aber in weissen Auftrag? Schon so die Ultramontanen mit der Regierung ein Herz und eine Seele; jetzt, wo die alte Regierung gefallen, gefallen als die ihres Ultramontanismus, jetzt wird sie ohne Gnade zum Zweck gestempelt. Der Mord hat seine Schleunigkeit geth der Mord kann gehen. Darin liegt eine Lehre für die Wien am Ruder, insonderheit für Herrn v. Sauer.“

Aus der ungünstigen Aufnahme, die dieser Vorbericht des Ultramontanismus fand, kann man einen Schluss auf Meinung der Versammlung ziehen. In der That stellt die aus Lehrern verschiedener Confectionen zusammengesetzte sich durch ihre Verhandlungen das Zeugnis aus, daß sie die Erziehung der Kinder die confessionellen Unterschiede als sächlich betrachtet und daß über der Trennung durch menschlichen Meinungen unter den Erziehern eine höhere Einheit besteht die auf das ewig Wahre und Gute gerichtet ist. So nach auch den Satz mit großem Beifall auf: „Die einseitig ist Richtung des bisherigen Religionsunterrichts ist die in der Abnahme der religiösen Befinnung.“ Tagesgen hörte in der vorigen Session des preussischen Landtages den ausprechen: „Je confessioneller sich die Schule gestaltet, sittlicher entwickelt sich in ihr die Jugend.“ Der Redner auf der österreichischen Lehrerversammlung keinen Weisung fanden.

Wir erwähnen zum Schluss noch die Verhandlungen der Vesebächer-Frage. Die Versammlung erklärte sich hier für den Grundsatz, den schon die erste österreichische Versammlung zu Wien angenommen hatte: daß der Schulerzwang mit den Prinzipien einer gesunden Päd nicht vereinbar sei und daß er deshalb aufgehoben werden.

Wir schließen damit unser Referat über den Verband. An der Versammlung haben nicht bloß Volksschul- und nachst. Lehrer, sondern auch Männer Theil genommen, nicht von Berufsmengen mit der Pädagogik beschäftigten zugleich Mitglieder des Landtages; auch von Seiten derischen wie der staatlichen Behörden wurde dem Lehrerte besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme gewidmet. Wir sch mit einem Worte des Bürgermeisters von Brunn, Dr. r welches derselbe bei Gelegenheit einer geselligen Zusammen-

zufragt: „Schwierig mag es sein und zum Theil ein ungelöstes Problem, den rechten Weg hier zu finden; aber ich bin überzeugt, die Wissenschaft, von der die Theologie ein Theil ist, wird für dasjenige, was sie als das Rechte, Nothwendige erkennt, auch den wahren richtigen Weg und die Mittel dazu haben. Die tiefen Studien des Lehrertages über Wesen und Gehalt der Erziehung und Bildung werden die Bahn bezeichnen, damit wir zu einem versöhnlichen Ziele gelangen.“

V. B. E.

Baltische Provinzen.

Griechenthum und Protestantismus in Estland.

„Auch, die Ihr einst der Redemart euer war, mit vieler Mühe, sein Seelst der Eternen, ein deutscher Redemart, das steht in Thronen der fremden Herrscher deutsche Treue wahr.“

So lautet die erste Strophe eines Sonetts, welches Dr. Adolf Harlek, Präsident der protestantischen Konsistorien in Bayern, in dem wichtigen Werke über die Verden der lutherischen Kirche „Munde“ voranstellt und welches auch wir unterschreiben. Auch erkennen gern die „Treue“ unter „Thronen“ als einen geliebten Zug unseres Stammes an, den wir an den Esten ehren. So entgegengekehrt auch die Stimmung unseres Geistes gegen jenen „Herrscher“ ist und so entschieden wir auch sein müssen, daß jene alte, deutsche Tugend in feste Gränzen zu fassen sei. (Es wird uns diese Anerkennung der Unterwerfung von übertriebenen Freiheits-Vergehungen weniger zuwider sein, wenn wir sie mit dem Wankelmuth und Unzuverlässigkeit, um nicht mehr zu sagen, vergleichen, mit welcher russischer Volksstamm die von Zeit zu Zeit eingetretene rücksichtslose und wohlwollende Behandlung desselben Herrscher vergolten hat. Daß jedoch jene Tugend ihre Gränzen nicht, wenn sie nicht zu einem Laster für Menschen werden, nur für Hunde eine Tugend bleiben soll, dafür spricht eben das vorliegende Buch von Harlek; denn es enthält in jeder Hinsicht die, als in diesen Blättern oft erwähnten „Estländischen Beiträge“, mit Benutzung des von ihnen erhaltenen Materials und in systematischer Ordnung, die Darstellung der von der russischen Regierung unterstützten Unterwerfungen der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit gegen den Willen der lutherischen Kirche in Estland.)

Wir sprechen in Uebereinstimmung mit Harlek nur von Estland, und zwar nicht etwa deswegen, weil unter diesem Namen ursprünglich alle drei Ostsee-Provinzen am Riga'schen Meer verstanden sind, sondern weil die genannten Unterwerfungen, auch die meisten anderen Russifizirungs-Maßregeln vorzugsweise gegen die, wenn nicht ausschließlich, in dieser heute allein so genannten Provinz zur Anwendung kommen. Man beselige und hat noch ferner den altrömischen Tyrannen-Grundsatz: „divide impera.“ Estland und Aurland sind bisher von den meisten Verleumdungen von den schlimmsten Unterdrückungen und Russifizirungen verschont geblieben. (Es ist sogar in der That die Verletzung des Vandrödes zur griechischen Kirche in Estland im Schwunze war, vorgekommen, daß Bayern aus dem estländischen Theile eines vorwiegend estländischen Kirch-

spiels, welche auch sich zum Uebertritt bereit erklärten, von den Papen zurückgewiesen wurden, während im estländischen Hauptgebiete desselben von ihnen alle Hebel angelegt wurden, um Proselyten zu machen. Nun zum Glück ist wenigstens dieser Anschlag auf die Einigkeit der Ostseeländer nicht gelungen; ja, es sitzt nicht einmal der Keil, welchen man zwischen die baltischen Deutschen und die Esten und Letten zu treiben suchte. Schon längst haben letztere beiden Urvölker das Gewebe von Lug und Trug durchschaut, mit welchem die Moskowiten sie umgarnen wollten, und bei der wohlwollenden Fürsorge, welche Adel und Geistlichkeit ihnen seit 25 Jahren zuwenden, stehen die drei Hauptstämme der Ostsee-Provinzen jetzt fester mit einander verbunden da, als jemals, und die Moskowiten sollen an diesem Bunde sich wohl noch den Kopf einrennen.

Es ist bekannt, daß die Conversionen der Esten und Letten schon seit Jahren nicht nur keine neuen Fortschritte macht, sondern sogar in den Drang nach Rückkehr zur lutherischen Kirche umgeschlagen ist. Schon 1864 schrieb Graf Bobrinsk, der Vertrauensmann des Kaisers Alexander, an denselben: „Für die Staatsregierung bleibt die Unumgänglichkeit bestehen, aus der jetzigen, ich wage zu sagen, für die Rechtgläubigkeit erniedrigenden Lage herauszukommen, bei welcher die Masse der Bevölkerung, im Herzen die Rechtgläubigkeit verwerfend, nur in den Tabellen der rechtgläubigen Kirchspiele und in den amtlichen Akten der Staatsregierung in Betracht käme. Um aus dieser Lage herauszukommen, bietet sich nur ein Ausweg dar, den Verehrten freizustellen, in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einzig dem Zuge ihres Gewissens zu folgen.“ Diesem ehrlichen Rathe ist der Kaiser zwar nicht gefolgt, sondern er hat alles noch ferner in der Schwebe gelassen; nichtsdestoweniger sind die „durch amtlichen Betrug“ (nach Bobrinsk) der rechtgläubigen Kirche Einverleibten, welche durch Ausrottung der Anklage in Sibirien bei derselben festgehalten werden, ihr dennoch so weit entkommen worden, daß sie dem russischen Gottesdienste und seinen nichtseizenden Ceremonien nicht mehr beiwohnen, dagegen sich in die lutherischen Kirchen und an die lutherischen Altäre verstellen drängen, daß sie ihre Ehen nicht vom Papen einsegnen lassen, sondern, da den protestantischen Geistlichen solche Trauungen streng verboten sind, lieber in wilder Ehe leben, daß sie ihre Kinder den Papen nicht zur Salbung bringen, sondern lieber sie selbst taufen. „In dem estländischen Kirchspiel Kamelerch erhielten vom December 1864 bis April 1868 nicht weniger als 97 Kinder die lutherische Nothtaufe, darunter 32 aus rein griechischen Eltern. In dem sehr erregten Galinischen und Pernauschen Gebiet zählte man im Jahre 1866 gegen tausend Kinder, welche in solcher Weise der lutherischen Kirche zurückgegeben waren.“ Das sind ein Paar Beispiele aus dem Buche von Harlek, wie es deren in Menge liefert, von den Früchten der Saat des moskowitischen Glaubensfanatismus.

Edward Rattner.

Frankreich.

Ein Staatsgefänger des zweiten Kaiserreichs.*)

Angesichts der massenhaften antirepublikanischen Literatur, der fortwährend in Zeitungen, Broschüren und Büchern betrie-

*) Souvenirs d'un prisonnier d'État sous le second empire. par Boichot, représentant du peuple à l'assemblée législative en 1849. Leipzig, Muquardt, 1869.

1) Dr. G. E. Adolf v. Harlek, Geschichtsbildner aus der lutherischen Kirche in Estland vom J. 1845 an. Leipzig, Dunder u. Humblot, 1869.

benen Agitation gegen das zweite Kaiserreich begreift man die Prophezeiungen deutscher Politiker, welche schon seit so langer Zeit den Sturz Napoleon's III. und die hereinbrechende Revolution verkündeten.

Aber abgesehen davon, daß diese ganze Literatur durch eine mindestens ebenso zahlreiche ultrabonapartistische vielfach paralytisch wird, scheint uns das Kaiserreich feste Garantien seines Bestandes hauptsächlich darin zu haben, daß derjenige Stand, welcher bisher stets die thätigste Initiative bei Umwälzungen ergriß — der Arbeiterstand nämlich, dankbar die Vorträge und die Verbesserungen anerkennt, welche Napoleon III. ihm widmet, und seinem Eulium daher nichts weniger als abgeneigt ist.

Nur ein Theil des französischen Arbeiterstandes hat sich nie mit dem Staatsstreich von 1851 veröhnt und ist der erbitterteste Feind Napoleon's III. geblieben. Es ist dies die Partei der Sozialdemokraten.

Auf sie wurde hauptsächlich auch das berüchtigte Gesetz „zum Schutz der öffentlichen Sicherheit“ angewandt, indem man versuchte, den Staat durch Deportationen von ihrer agitatorischen, nimmer ruhenden Thätigkeit zu befreien.

Die Geschichte dieser „Art von modernem Exil“ hat in dem Buche Voichot's einen neuen Beitrag erhalten. Wenn es auch weder den Schilderungen der Guillaumische von Attribut (Quatre ans à Cayenne), noch Ribbentrop's „Les Bagnes d'Afrique“ an Interesse gleichkommt, so enthält es doch manchen Zug, der geeignet ist, das Bild des zweiten Kaiserreiches zu skizzieren.

Voichot befand sich in der Schweiz, als der Staatsstreich vom 2. December 1851 in Scene gesetzt wurde. Der französische Gesandte in Bern verlangte die Ausweisung der französischen Republikaner aus der freien Schweiz. Sie wurde bewilligt, und Voichot mußte nach England flüchten. England war damals das Ziel der Proscribenten, der Heerd stets erneuter Conspirationen. Es bildete sich dort eine Reihe von politischen Vereinen, welche den Umsturz des Kaiserreiches zum Ziel hatten und an die Möglichkeit eines Erfolges zuversichtlich glaubten. La société fraternelle, la société de la révolution, la commune révolutionnaire u. a. m.

Voichot war Comitémitglied der commune révolutionnaire. „Die Absicht dieses Comités war hauptsächlich eine Vereinigung von Kräften zu organisiren, welche geeignet wären, das Signal einer Insurrection gegen das Regime zu geben, welches in der Nacht vom 2. December inauquirit worden.“

Zur Zeit des Krimkrieges (1854) schien ihm der Augenblick zu bündeln, gekommen. „Die Kriegsgerüchte, der Antagonismus der europäischen Cabineten und hauptsächlich der Glaube an die Fortschritte, welche die revolutionäre Idee unterdessen in Frankreich gemacht haben sollte, veranlaßten das Comité, einen Volksaufstand zu versuchen.“

Voichot wurde zur Condurung der Geister nach Frankreich geschickt. Aber es erwies sich, daß, wie Euripides sagt: „Die Männer, welche im Exil leben, sich gern in trügerischen Hoffnungen wiegen!“ — Voichot erlebte eine große Enttäuschung. Seine bloße Erscheinung erregte Verwundung in den Kreisen seiner Gefinnungsgenossen. Sie verachteten ihn in einer Manier, aus der, durch seine Entdeckung kompromittirt zu werden.

„Der Alptrud des Staatsreiches — so berichtet er — lastete damals noch auf den Gemüthern, die Seelen beugten sich unter das Joch eines schaudernden Despotismus.“ Die Liebe zu materiellen Genüssen erlebte beinahe bei Allen das Ideal der Freiheit und die großen Ideen der Revolution. Die Decadenz der Charaktere hatte einschredende Fortschritte gemacht.

„Das kaiserliche Paris von 1854 hatte keine Spur mehr von dem revolutionären von 1848 bewahrt.“

Drei Tage irrte er so in der Stadt umher, besuchte eine Menge „Republikaner“, wohnte den Zusammenkünften mehrerer demokratischen Vereine bei, um sich überall von der Unfähigkeit seiner Sendung zu überzeugen.

Obwohl er sich nur drei Tage in Paris aufhielt, war in dessen seine Anwesenheit dem wachamen Auge der kaiserlichen Polizei nicht entgangen. Am Vorabend vor seiner beabsichtigten Rückkehr nach England wurde er von einer Anzahl von kappiter Mousenmänner auf der Straße angehalten. Sie wollten ihm mit, daß die Polizei auf seiner Spur sei und führten die unter dem Vorwand, daß sie beauftragt seien, ihn von ihren Nachstellungen in Sicherheit zu bringen, in einen entlegenen Stadttheil. Hier zogen sie ihre Pistolen und erklärten ihm, daß er ihr Gefangener sei. „Infern davon sah ich hintergrund eines Jacques Herr Vietri und schien Befehle zu ertheilen.“

Voichot wurde nach Mazas gebracht. Hier verbrachte einige Monate in Untersuchungshaft. Am 24. August 1854 soll seine Sache verhandelt werden. Aber obwohl bereits in dem Gefängnis des Palais de Justice abgeliefert, weigerte er sich, vor einem Tribunal von Verräthern und Meineligen zu erscheinen. „Die Männer, erklärte er dem Huissier, welche die Gesetze verletzen und die Republik vertreiben, haben nicht das Recht, über mich zu urtheilen.“

Man hatte nicht den Muth, ihn mit Gewalt vorzuführen und so wurde er in seiner Abwesenheit zu fünf Jahren Gefängnis und 10,000 Fr. Strafe verurtheilt. Im Uebrigen war die Verurtheilung vollkommen überflüssig, da ihm bereits in Folge der Juni-Ereignisse von 1849 lebenslängliche Deportation verkannt war.

Von Mazas wurde er nach Belle-Isle und später nach Cayenne gebracht, die er die Amnestie von 1859 „protestirend gegen Gnade“, über sich ergehen lassen mußte.

Das Buch enthält eine detaillierte Schilderung des Gefängnislebens und der interessantesten Episoden desselben. Es gibt viel Anschaulichkeit sowohl seiner dunklen Seiten, als auch der muthvollen Kündigungen von Sympathie zu zählen, deren sich die politischen Gefangenen überall im Volke, ja vielfach von Seite des Aufsichtspersonals erfreuten.

Am Schwersten ertrug Voichot das Gefängnis von Belle-Isle, das er wegen seiner Klagen gegen die Einzelhaft — diese für die eminent soziale Natur des Franzosen — auch die schmerzhafteste ist — den Glauben an die Vorträge Eukleides kaum selbst nur in Betreff der politischen Gefangenen zu untergraben.

In Belle-Isle und auf Corsika ist nur Trennung der Gefangenen zur Nachtzeit. Dieselben erfreuen sich hier der freier. Körperliche Übungen, Bäder, geistige Beschäftigung ist gestattet. Hauptsächlich in Betreff von Belle-Isle Voichot geschrieben, „daß die Humanitätsideen des Jahres 1848 daran nicht spurlos vorübergegangen seien.“ — Auch sind viele Härten mehr dem unverständigen Uebereifer des unordentlichen Personals als dem Gefangenen von Ham zu legen.

Vielach finden sich in dem Buche Spuren von dem tiefen krankhaften Sentimentalität, wie sie, nach des Verfassers eigenem Geständnis, der Druck des Gefängnislebens auf ein Gemüther erzeugt. Sie erinnern an Stellen aus Silvio Pellico's „Prigione“.

Einen noch weniger guten Eindruck machen die sozial-politischen Erörterungen Boisot's, die Tiraden von dem „Anbruch der Morgenröthe des Sieges der Herrschaft der föderativ-demokratischen sozialen Universalrepublik“ u. s. w. Tendenzen dieser Art können nicht umhin, Nebenken selbst in den Augen der Freunde einer vernünftigen Fortentwicklung zu erwecken und schaden der Sache der Freiheit in Frankreich mehr, als die Reaktionen selbst.

Gottfried Böhm.

Nord-Amerika.

Ein amerikanischer Jurist über Patentrechte.

In einem Schreiben an die Herausgeber der *Revue du droit international* lenkt Herr George A. Matile, Richter-Commissar beim Patenthofe zu Washington, die Aufmerksamkeit auf die Rückständigkeit einer internationalen Reform der Patentrechtsgebung. In den Vereinigten Staaten besteht seit langer Zeit, wie bei uns in Preußen, für Ertheilung von Patenten keine industrielle Erfindungen das System der Vorprüfung durch die Staatsbehörde. Dieselbe ist in Amerika, um eine sorgfältige Prüfung der überaus zahlreichen Gesuche (jährlich 8000—10,000) zu ermöglichen, mit bedeutenden Mitteln ausgerüstet; die Gehälter der Beamten des Patent-Office betragen im Jahre 1899 mehr als 120,000 Dollars, wozu noch 80,000 Dollars Sachkosten kamen.

Herr Matile, seit Jahren mit der praktischen Anwendung der nordamerikanischen Patentrechte beschäftigt, fragt, ob die bisherigen Erfolge einem solchen Aufwande von Kosten und Kosten entsprechen? Um in Amerika ein Patent zu erhalten, vorgeschrieben werden, daß die Erfindung neu und daß sie nützlich ist. Wenn nun, fragt Herr Matile, nach dem alten Sprichworte jede Definition gefährlich ist, wieviel mehr ist es dies Begriffs „Erfindung“? Wie viel wirklich Originales, welche durch Geistesarbeit Erfindenes giebt es denn unter den zehntausend Modellen unseres Patent-Museums? Und wie häufig ist das Urtheil über Neuheit und Nützlichkeit einer Erfindung oft von den subjectiven Eindrücken! Diesen Mängeln unserer und den nicht minder großen anderer Gesetzgebungen verdankt die Bewegung, welche mit wachsendem Nachdruck die Abschaffung des Patentwesens überhaupt fordert, das Leben. Wie für den auswärtigen Handel, so wird von vielen Seiten für die innere Entwicklung der Industrie die absolute Freiheit, die gänzliche Beseitigung jedes staatlichen Schutzes als allein richtige und zeitgemäße bezeichnet. Herr Matile weist, die bisherigen Ergebnisse dieser abolitionistischen Bewegung feststellend und geprüft zu sehen. Er fordert dazu auf, Gründe zusammenzustellen, welche in den verschiedenen Ländern Europas gegen die Ertheilung von Patenten geltend gemacht worden sind. Er verlangt eine wirtschaftliche Untersuchung darüber, ob und in wie weit die Patentrechtsgebung dem Landes zur Entwicklung der Industrie und des Nationalwohlstandes beigetragen hat, und welche Nachteile sich etwa daraus ergibt haben, wo keine Patente ertheilt werden.

Herr Matile stellt endlich zur Erörterung, ob es rathsam sei, die Ertheilung von Patenten auf Fälle außerordentlicher und für die Menschheit wichtiger Erfindungen zu beschränken und von der Prüfung durch eine internationale Jury abzusagen zu machen, welcher die Befugnis inappellabler Entsch-

cheidung beizulegen wäre. — In einem Nachwort zu diesem Schreiben erklärt sich die Redaction der *Revue du droit international* bereit, Mittheilungen in Bezug auf die angeregten Fragen von Juristen und Volkswirthen aller Länder entgegenzunehmen und ganz oder im Auszuge durch ihre Zeitschrift zu veröffentlichen.

§.

Orient.

Zur Urgeschichte des Orients.*)

I.

Israeliten und Aegypter.

Wer uns über den Anfang der Geschichte, über die Entstehung und das Wesen der ersten Cultur-Epoche Aufschluß giebt, der leitet uns zu der Quelle des geschichtlichen Stromes, der noch heute und bis zuletzt seine segnenden und verderbenden Fluthen fortwälzt, und der ermittelt uns auch das Verständniß über die staatlichen Gebilde, Anpflanzungen und Ablagerungen, wie sie durch den Wandertrieb der Menschen im Laufe der Zeiten und in den verschiedenen Welttheilen entstanden und emporgewachsen sind. Herr Dr. Moriz Busch hat es sich angelegen sein lassen, als erklärender Cicero uns in die urgeschichtliche Zeit zu führen und unserem Drange nach Aufklärung mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln zuvorzukommen. Er thut das mit kenntnißreicher und redlicher Befähigung, und er benutzt dabei die Forschungen Lenormant's („*Manuel d'histoire ancienne de l'Orient*“) und anderer Gelehrten in ausgiebigem Maße. Aber während er den Vorrath gegen Emormant erhebt, daß dieser als strenger Bibelgläubiger überall da, wo die heiligen Schriften der Hebräer in Frage kommen, sofort aufhöre Historiker zu sein, verfährt der Verfasser selbst wieder in das andere Extrem der ziellosen Ungläubigkeit, und er fährt mit seinem kritischen Sechsmesser unbarmherzig über jede biblische Erzählung hin; er hat nicht allein den ganzen Abschnitt des französischen Originals (von Lenormant) über die Israeliten verworfen, sondern er streift auch weiter von der Bibel „das Gewand“ ab, „mit dem sie die Priester bekleidet haben“.

So kommt es, daß die Geschichte der Israeliten, obwohl sie sich doch nur auf die Bibel stützen kann und muß, in dem vorliegenden Buche ganz verworfen und ein Gemisch von Fiktionen und skeptischen Ausstellungen wird. Daß die Israeliten sich mit den Aegyptern vermählt haben, entnimmt der Verfasser aus der Uebersetzung, nach welcher Joseph ein ägyptisches Weib nahm; daß derselbe Joseph in Aegypten durch Glück und Klugheit zu Amt und Würden gekommen und dem Lande große Dienste geleistet habe, ist ihm eine Sage, „die auf Wahrheit beruhen kann“; daß vor dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten Unterhandlungen mit dem König gepflogen wurden, „ist wahrscheinlich“ — aber die dabei vorgekommenen Plagen und Wunder stellt unser Verfasser kurzweg als Mythe auf. Den größten Theil der „sogenannten“ mosaischen Gesetze verlegt er in die späteren Jahrhunderte, während er es wieder für „sicher“ hält, daß die einfacheren Vorschriften des Mosaismus „wirklich während des Aufenthaltes der Israeliten am Sinai entstanden sind“. So überträgt er die biblische Erzählung nicht

*) Moriz Dr. der Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kaiser bearbeitet von Dr. M. Busch. 2 Bände. Leipzig, Ambr. Abel, 1869.

hals und nicht ganz. Am schlimmsten kommt bei dieser Mißthierung und Zerschmung der König David weg. Der Verfaßer läßt schier kein gutes Haar an ihm. David wird hier als Verräther, als Verschwörer, ja als Räuberhauptmann hingestellt; er erscheint als raschbürtiger „Blutmenschen“, der seine Nebenbuhler ausrotten läßt, als orientalischer Despot, der seinen Knechten in geschlechtlichen Dingen das übelste Beispiel gab, und wenn die biblische Geschichte wieder Edelmuth und schönere Züge von diesem Könige aufweist, so gilt das für Herrn Buzh nichts, denn „es ist von Priestern aufgeschrieben“ zu einer Zeit, wo das Haus David im Reiche Sebuda herrschte, also von Schmeichlern, die günstig für David und partiell gegen Saul schrieben; auf dieselbe Weise wird Ewald als „Verherrlicher David's“ kurz abgethan. Dunder dagegen, der freilich auf diesem historischen Gebiete hahnbrechend war, sehr oft citirt.

Eingehender und sorgfältiger wird die Geschichte der Aegypten und Äthiopien behandelt. Der Verf. verwirft hier zwar auch alle Märchen und Sagen, aber er nimmt die neuesten Entdeckungen und Nachweisungen der Gelehrten auf und hat sich hierin sehr umgethan. Rhameses der Zweite, derselbe Pharaone, unter dem die Juden in Aegypten lebten und im Osten des Delta mit der Erbauung von zwei Städten beschäftigt waren, wird von Herodot als Sesostris mit einem Sagenkreis und mit vielen Fabeln ausgeschmückt, zu deren Echo sich auch der „leichtsinnig hinführende Dieder“ gemacht habe. Nichtsdestoweniger war Rhameses ein großer König, der in Europa berühmt war, lange bevor man die ägyptischen Hieroglyphen da zu lesen verstand, und er verdiente diesen Ruhm, denn er ist der Erbauer des großartigen Rhamesseums in Theben; von ihm rühren die prachtvollen Höhlentempel von Abu Simbel in Nubien, der kleine Tempel in Abydos und andere Bauentwürfe her. Das wird in dieser „Urgeschichte“ auch erzählt; es wird weiter auch zugegeben, daß Rhameses ein kriegerischer Fürst gewesen sei und mehrere Feldzüge unternommen habe; daß er aber bei diesen Feldzügen bis nach Thracien, Persien und Indien, wohin doch niemals ein ägyptisches Heer gekommen ist, vorgezogen sei, wird in das Bereich der Sage verwiesen. Das Ende der Regierung Rhameses' II. war aber eine Epoche des Verfalls und zahlreicher Unglücksfälle, denn dieser König besaß da nicht mehr die Macht, den Strom der japhethischen Völker, der über die Grenzen des Landes hereinbrach, aufzuhalten, und so ließ der stolze Sesostris bei seinem Tode einen beträchtlichen Strich des Reichs seiner Väter, ja den besten Theil desselben in den Händen eines Barbarenvolkes. Was er gebaut hat, hat sich länger erhalten, als sein Reich und erregt noch heute die Bewunderung aller Reisenden, namentlich der großartige Bau von Karnak. Es ist ein langgestrecktes Viereck von Tempeln, Palästen und Höfen, fast 1200 Fuß lang. „Staunend stehen wir vor diesem Wald von kolossalen Säulen. Mit Bewunderung sehen wir sie alle und ebenso die Wände durchweg von oben bis unten mit kunken Skulpturen, Delferessen, Königsnamen, Schildern und Hieroglyphen bedeckt. Ueberaus großartig muß es ausgefallen haben, als die Könige einst hier durch die Säulengänge der Mitte zum Oester oder zum Westthor schritten. Jetzt aber schaut der Schakal aus seinem Loch im Schutt und sieht die Gule droben auf dem Hieroglyphenstein.“

Sehr beachtenswerth und ausführlich sind die Mittheilungen, die Herr Buzh über die Kultur, die Sitten, die Religion und die Ausrüstung der Aegypten an geeigneter Stelle anbringt. Wenn Herodot die Aegypten in sieben Klassen eintheilt: Priester, Krieger, Hinderhirten, Schweinehirten, Gewerbeleute, Feld-

scher und Kossen; Dieder von Sicilien hingegen nur fünf anzeigt: Priester, Krieger, Ackerbauer, Hirten, Handwerker – so entscheidet sich der Verf. für keines von beiden, sondern nimmt an, daß es weiter eine strenge Priester-, noch eine stämmliche Kriegerkaste gab, da derselbe Mann Priester, General, Statthalter und Baumeister oder Richter zugleich sein konnte, und daß man demnach besser thue, das griechische Wort nicht mit „Kaste“, sondern mit „Körperkaste“ zu übersetzen. In der gränzenlosen Ehrfurcht vor dem Königthum waren alle Volksklassen eing, und die politische Verfassung Aegyptens bestand von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang des Reichs in der absolutesten Monarchie. Sa die Könige waren da wirkliche Gottheiten; jeder Pharaon führte den Beinamen „Sonnensohn“ und nannte sich zu gleicher Zeit „der große Gott“, „der gute Gott“.

Wie die Nachbarn zu diesem Volke standen, was die Ägypten, Ionen, Meder, Perser, Phönizier und Karthager im Alterthum für eine Rolle spielten, das wird im zweiten Bande der „Urgeschichte“ behandelt, und davon wollen wir auch in dem zweiten Artikel sprechen.

Kleine literarische Neuheiten.

— Der Sagenkreis Dietrich's von Bern.“) Was über die Ursprung und die Fortentwicklung des Sagenkreises Dietrich von Bern bis jetzt den Forschern wie Wilsch, Grimm, Mühlh. Müller, Simrod, Nieger, Müllenhoff u. A. zu Tage fördert werden ist, das finden wir in präziser Kürze und überaus übersichtlicher und klarer Form zusammengefaßt mit eigenen neuen Ansichten vermehrt in dem Buche: „Der Sagenkreis Dietrich's in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ von Dr. Karl Meyer. Der Verf., ein Schüler Wadernagel's, hat bereits mit seinen Untersuchungen über das Leben des deutschen Dichters Meinmar von Zweter und Bruder Wem sich höchst vorthellhaft bei den Freunden des deutschen Althums eingeführt. Auch das vorliegende Schriftchen zeugt einer so besonnenen, streng methodischen Forschung, wenn es so ausgezeichnete Gaben klarer und überzeugender Darstell, daß man sich von seinem Verfaßer wohl noch manches erwarten darf. Nach einer kurzen und summarisch gehalten Inhaltsangabe der einzelnen in jenen Sagenkreise gehörigen Dichtungen, wird zunächst der Ursprung der Sage aufzudecken und nachzuweisen, wie in letzterer aus dem in der Geschichte siegreichen Gothenkönige Theodorich ein feines etc. Landes beranberthung flüchtling werden konnte. Wir gestehen, gerade dieser Theil, in dem der Verfaßer auch Resultate seiner Forschung bietet, uns am Wenigsten befriedigt hat. Namentlich vermögen wir noch nicht an die vom Verfaßer angenommene Gestaltung der Sage durch die Nemannen zu glauben. Mehr aber können wir dem Verfaßer beistimmen bei der folgenden Kritik der Ermenridisage und ihrer hervorragenden Träger, sowie bei der Untersuchung der mehr nur accessoirischen Bestandtheile der Sage, in welchem Abschnitte namentlich auf Dietrich übertragene Mythen, sowie diejenigen Götter in die Dietrich nur durch die Willkür der Dichter gebrach ihre Erledigung finden. Wer sich über den neuesten Stand

Verfasser der Dietrichsage schnell und zuverlässig belehren zu lassen seinen besten Führer wählen, als das hier angezeigte Fährchen.

H. H.

— Die Baslerischen Stadt- und Landgeschichten aus dem achtzehnten Jahrhundert, von Dr. Buxtorf Jaksen¹⁾, bieten in Hinsicht auf den mehr oder minder bedeutsamen Begebenheiten aus dem kirchlichen, staatlichen und alltäglichen Leben der Stadt. Das Material ist geschöpft aus Chroniken, Urkunden und anderen schriftlichen Aufzeichnungen, und durch diese erzählt die Geschichte deutscher Kultur und Sitten zum höchst werthvollen Bereicherungen. Namentlich sind von Interesse die Mittheilungen über das kirchliche Leben Basels. Information und Gegenreformation treten und in lebensvollen Bildern entgegen. Esclampat, Grunau, Mosinus lernen aus Briefen und ähnlichen Aufzeichnungen kennen, Grunau erzählt uns seine Reiseabenteuer, und in treuer Uebersetzung der Original Handschrift lesen wir sein Testament. Neben den strengen kirchlichen Zucht und Sittenernst und frommen der Bürger lernen wir ihren tauschend sprudelnden, heitern Gemüths, ihre wilde Leidenschaftlichkeit kennen. Esclampats erste Predigt unterbricht den lauten Freudenlärm der Mitternacht auf ihren Kirchweihen. Greller Aberglaube lebt auch bei Männern vom geistlichen und gelehrten Stande fest. Der Pfarrer Gast zu St. Martin läßt den Schwarzkünstler mit in Basel zu Mittag speisen. Höchst interessant sind auch ausführlicheren Mittheilungen über die Wiedertäufer in der Gegend. Das kriegerische Leben der waffenlustigen Basler spiegelt sich in Kriegserzählungen, in Beschreibungen, wie das Herzog der Stadt im 16. Jahrhundert gewappnet war, in Nachrichten u. dgl. Wir begehen in Basel dem abenteuerlichen Herzog Friedrich III. von Hagen und dem Ritter Sebastian Schärtlin von Burtenbach. Die Beiträge zur Geschichte des Rechtspflege lassen das sechzehnte Jahrhundert auch für uns als eine blutige Kernzeit erscheinen; so roh und gewaltig der Bösewicht, so hart und herzlos war auch sein Richter. Er ist nicht im Stande, den reichen Inhalt des Werkes hier kurz zu skizziren; wir begnügen uns, schließlich noch anzudeuten, wie namentlich auch das häusliche und bürgerliche Leben jenes Jahrhunderts, wie Schulwesen, Erziehung, Studententum, bürgerliche Kurzweil u. s. w. hier aus gleichzeitigen Quellen entnommen werden, und man wird uns zugeben, daß das Buch über den Kreis hinaus, für den der gut vaterländisch geistete Verfasser es zunächst schrieb, der eingehenden Berücksichtigung werth ist.

H. H.

— Johannes Scherr's Allgemeine Geschichte der Literatur²⁾ ist in dritter Auflage erschienen. Dies Werk ist, der Verfasser selbst ohne Eitelkeit mit Recht rühmend, das Beste, was jetzt in dieser Richtung geschrieben worden ist. Es hält nichts Geringeres, als eine ideale Geschichte der Menschheit. Sein Werth ist anerkannt, und der Rezensent befindet sich gegenwärtig in der glücklichen Lage, nur eben das günstige Wort hinzufügen zu dürfen, das ihm von dem gelehrtesten Publikum geworden ist. In der jetzigen dritten Auflage hat es Wert, wie mit Rücksicht auf sein zwanzigjähriges Alter

nicht anders zu erwarten war, eine sorgfältige Durch- und Umarbeitung, Erweiterung und Weiterführung erfahren. Aus dem einen Bande der früheren Auflagen sind deren zwei geworden, und ganze Abschnitte finden sich neu eingefügt. Wir haben die tüchtige Arbeit wieder vollständig vor uns, diese Arbeit, welche die früheste literarische Vergangenheit der Menschheit mit der modernsten Gedankenarbeit derselben vermittelst des kritischen Tadels in Verbindung bringt. Wir erfreuen uns von neuem an des Verfassers gesundem Urtheile und an seiner Gabe, für jede Sache, unbefangenen und unbefümmert um das Nationalitäten empfindlicher, zarter Personen, das rechte Wort anzuwenden. Denn das ist eine herrliche Eigenschaft Scherr'scher Arbeiten, daß er darin ohne Umschweife, nur allein der Wahrheit zur Ehre, ruhig ausdrückt, wie es ihm, und dem normalen Menschen überhaupt, um's Herz ist. Er geniest sich nicht mit seiner Sprache, die in anerkennenden Urtheilen einen verklärenden Schmelz, im Tadel aber auch eine grimmige, wahrhaft vernichtende Schärfe annehmen kann, wie denn z. B. das Römerthum mit seiner Rohheit, und der „schulzuckige Aberglaube an die Römergräber“ die ganze ägäische Bildung dieser Schärfe auszubilden haben. Und dies unbefangene Erkenntnis der eigenen wohlverworbenen Ueberzeugung ist des Verfassers Universalmittel, seine ideale Geschichte der Menschheit in steter Jugend und Frische zu erhalten!

— Neue Zeitschrift für das Verkehrsweisen. Es liegen uns einige Nummern der seit dem 1. April hier dreimal monatlich erscheinenden „Norddeutschen Post“ für das Verkehrsweisen, insbesondere für Post, Telegraphen- und Eisenbahnwesen, vor, als deren Herausgeber Herr Emil König genannt ist. Wir finden darin einen Aufsatz „über die moderne Post“, von H. Lammer in Bremen und schließen daraus, daß das neue Journal recht gute Mitarbeiter hat. Ein Blatt, das speciell dem Verkehrsweisen gewidmet ist und den reichen Stoff mit Sachkenntnis behandelt, wird gewiß Vielen willkommen sein.

Literarischer Sprechsaal.

Von der Verlagsbuchhandlung von Adolph Müller in Brandenburg ist ein Prospect zu einer neuen Ausgabe der sämtlichen Werke Pestalozzi's ausgegeben worden³⁾, die, wenn irgend ein literarisches Unternehmen der Gegenwart, recht eigentlich ein Bedürfnis der Zeit genannt werden muß. Denn „die große Bewegung, die auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts in der neuesten Zeit erwacht ist und an der das gesamte deutsche Volk den lebhaftesten Anteil nimmt, kann nur dann zu einem segensreichen Abflußse führen, wenn von Allen, die sich daran beteiligen, die wahren, ewigen Prinzipien einer gesunden, kräftigen Volksbildung erkannt und gewürdigt werden. Der Erste aber, der diese Prinzipien mit tiefstinnigem Verständnis und gewaltiger Kraft aus sprach, war Johann Heinrich Pestalozzi, der Vater der modernen Pädagogik... Pestalozzi, der seiner Zeit die edelsten Geister der deutschen Nation gewann, auf den ein Licht hinwies in seinen berühmten „Reden an die deutsche Nation“, als auf den

¹⁾ Drei Abtheilungen in einem Bande. Basel, Schwabe'sche Verlagsbuchhandlung, 1868.

²⁾ Ein Handbuch in zwei Bänden. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, G. Cotta, 1869.

³⁾ Pestalozzi's sämtliche Werke. Geschichte, vollständig und mit erläuternden Einleitungen versehen von E. W. Seyffarth, Rektor und Hülfsrector zu Potsdam.

Schöpfer einer wahren Nationalerziehung; von dessen Bestrebungen seiner Zeit die Fürsten der Länder, wie die Fürsten des Geistes, eine Regeneration des Volkes erwarteten, auf den damals die ganze gebildete Welt schaute, deren Viele sogar nach seinem einsamen Dorfe in der Schweiz wallfahrteten, um ihn persönlich kennen zu lernen; Pestalozzi, in dessen Schriften eine Königin Luise in ihrer tiefsten Noth und schwersten Trübsal Erholung und Stärkung fand, daß die für alles Hohe und Edle begeisterte Fürstin ihm „in der Menschheit Namen“ dankte, Pestalozzi soll nicht vergessen werden! Mächtiger als je treten in unserer Zeit seine Worte als erschütternde Mahnrufe auf, den wahren Volkessegen zu bauen auf die wahrhafte Menschenbildung, die Emporbildung und Veredlung des Menschen nach allen seinen Anlagen und Kräften und der ihm von Gott gestifteten Bestimmung, zur Humanität, und nicht auf die Abdrückungskünste einer mechanischen Pressur zu irgend einem menschlichen Eoschem, sei es ein politisches oder ein theologisches oder ein philosophisches.“

Ist so eine neue Ausgabe der Schriften Pestalozzi's durch das Bedürfnis der Zeit gerechtfertigt, so ist sie es noch mehr dadurch, daß die erhabenen Tugend dieses für eine wahre, naturgemäße Erziehung und Volksbildung hochbegeisterten Mannes noch lange nicht so in das Volk gedrungen und so allgemein anerkannt sind, wie sie es verdienen, und vor Allem dadurch, daß längst schon die erste und einzige Gesamtausgabe seiner Schriften vergriffen und auch antiquarisch kaum noch zu haben ist.

Die angekündigte Ausgabe, welche von dem auf dem Gebiet der Pädagogik rühmlichst bekannten Rektor Ceyffarth in Ludenwalde bereitet wird, soll sämtliche Schriften Pestalozzi's umfassen und ist auf etwa fünfzehn Bänden berechnet, von denen monatlich zwei Lieferungen à 6 Bogen zum Subscriptionspreise von 6 Sgr. pro Lieferung versandt werden sollen.

Als eine Mahnung an das deutsche Volk zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Alexanders von Humboldt, hat der geschätzte naturwissenschaftliche Schriftsteller, Hr. Otto Ullé, eine populär geschriebene Biographie des großen Verfassers des Kosmos abgefaßt, welche nächstens im Verlage von R. Fesler in Berlin erscheinen und zu dem billigen Preise von 10 Sgr. verhandelt wird. Möge diese Schrift dazu beitragen, daß Deutschland nicht hinter dem Beispiele Nordamerikas zurückbleibe, wo man sich bereits rüftet, den 14. September 1869 würdig als ein deutsches Volksfest zu feiern. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ hat bereits in seinem Neujahrsblatt von 1869 an die Jubelfeier des größten Gelehrten seines Jahrhunderts, des Gründers der allgemeinen Physik des Erdkalles, des „neuen Aristoteles“ gemahnt, wie ihn die von der französischen Akademie der Wissenschaften, Alex. von Humboldt zu Ehren, nach seinem Tode geprägte Denkmünze nennt.

In der letzten Sitzung der Berliner Geographischen Gesellschaft (8 Mai) wurde die Humboldt-Feier des 14. September zur Sprache gebracht, und von einer Seite, von der man es am Wenigsten erwartet hatte, von Herrn Debe, das Bedenken erhoben, daß diese Septemberzeit in die Reisezeit der Berliner Wissenschaftswelt falle und daher zu befürchten sei, daß diejenigen, deren Theilnahme an einem Feste Humboldt's am Meisten zu wünschen, nicht in Berlin sich befinden würden. Wir glauben dagegen, daß die wirklichen, wissenschaftlichen Freunde Humboldt's, wenn sie auch am 13. September von Berlin abwesend wären, doch am 14. nicht fehlen würden. Und

am Ende sollen ja und werden hoffentlich auch nicht bloß die Männer der Wissenschaft, sondern das ganze deutsche Volk am 14. September als einen Subeltag feiern. J. L.

Das Organ des Germanischen Museums, der „Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit“, hatte bereits vor einiger Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß die Stadt Nürnberg mit dem Verluste eines ihrer alterthümlichsten Bauwerke, der Stadtmauer und ihrer Thürme, bedroht sei. Es hat damit freilich eine ganz andere Bewandniß, als mit der sogenannten „Verfallmauer“, deren verwitterte, unabhelfliche Mauerwinkel in Berlin das neue, schöne Rathhaus so entstellen und, aller Protestationen des guten Geschmacks ungeachtet, erhalten bleiben. Die Nürnberger Mauer ist ein Denkmal des ehrenfesten Bürger- und Kunstsinnes der alten Reichsstadt, und jede ihrer alten Thürme warnten erinnert an die Pirtheimer, die Albrecht Dürer, die Peter Vischer und die Hans Sachs. In seiner Nr. 3 (März 1869) sagt das Organ des Germanischen Museums:

„Der begonnene Abbruch der Nürnberger Stadtmauer wird noch bedeutendere Dimensionen annehmen, als wir es fürchteten hatten. Die Ausfassung des Grabens wird auf eine Länge von 250' stattfinden. Der zur Zerführung bestimmte Theil der Mauer ist, durch die Eigentümlichkeit des Planes bedingt, noch etwas größer. Zwei interessante Thürme werden fallen. Als im vorigen Jahre einige Steine am Kerleisgelsen gebrochen wurden, schlug die gesammte deutsche Presse für Erhaltung desselben Värm, und es zeigte sich, daß man dem Bedürfnis auch ohne Beseitigung des romantischen Felsens Genüge leisten konnte. Da man ohne Zweifel dies hier auch hätte thun können, so muß Refereat, als Mitglied der bayer. Commission für die Erhaltung der Baudenkmale, hier darauf hinweisen, daß die Ermöglichung zur Abtragung erfolgt ist, ohne daß darüber ein Urtachten dieser Commission eingeholt worden wäre. Der sich Mauergrütel, der Hans Sachs zu seinem Wohnsitz auf der Stadt begreiferte, auf den Nürnberger Bürger einst so hoch und der Jahrhunderte lang ihr Stolz war, dieses Kleinod Deutschlands, ist gerissen. Ist auch noch nicht das Todesurtheil über das Ganze gesprochen, so ist doch seine Integrität zerstückt. Ist ein Bruchstück, wie ein gothischer Dom ein Bruchstück, von dem ein Theil abgerissen wird.“

Aus der Mormonenstadt (Salt Lake City) ist und zur Vermittlung des deutschen Buchdruckereibesetzers, Herrn Sack in San Francisco, eine Nummer des Mormonischen Monitor, der „Deseret News“ vom 23. September 1868, zugegangen, welden redactionellen Theil mit der wichtigen, und wie es schon offiziellen Nachrichten beginnt, daß Abraham, der erste Jude, auf seiner Weltwanderung, nachdem er von Sibirien an die Behringstraße überschritten, vor Kurzem in Amerika eingetroffen sei, wo er jetzt von Land zu Land, von Ort zu Ort umherziehe. Ein Harmer, Namens Michael O'Grady, hat zu Dank dafür, daß er den alten Touristen freundlich aufgenommen, ein Andenken von ihm erhalten, das in einem Buch in Folio aus dem Schmeinslebereinand besteht, in welchem sich Auszüge aus dem babylonischen Talmud und ein Zeugnis befinden, in dem der bisherige Besitzer dieses Buches der echte Abraham und kein polnischer Jude sei — wie Manche behaupten.

Verantw. Redacteur: Joseph Ledermann in Berlin, Mühlentischstraße Nr. 16.
Verlegt von Ferd. Wilmers' Verlagshandlung (Harwig und Wilmers) in Berlin, Mühlentischstraße Nr. 16.
Druck von Oswald Kramm in Berlin, Franzosenstraße Nr. 31.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 22. Mai 1869.

[N^o 21

Inhalt.

Italien und das Ausland. Zur Gesehgebung über Presse und Buchhandel. 297. — Die künstlerische Ausbildung der Frau. Die Female School of Art, Notre Dame aux Arts und die Schölschule der Akademie. 298.
Belgien. Niederdeutsch und Niederländisch. 300.
Italien. Proletariat in Italien. Klaus Grell's Quisquora. 301.
Schweiz. Schweizerische Keltische gegen die römische Keperbas. 301.
Deutschland. Die Verfolgung der Waldenster unter Franz I. 302.
Königliche Provinzen. Deutsche und Götter. 304.
Deutschland. Charaktere des russischen Volkes, nach Karl Delles. 305.
Deutschland. Zur Geschichte des Schisms. H. Babelsberger, Kitter und Kitter. 306.
Deutschland und jüdische Literatur. Ueber eines jüdischen Textes im zweiten Jahrhundert. 308.
Italien. Die Salaische oder abessinische Juren. 309.
Deutschland. Zur Gesehgebung über das Land Preußen. 309. — Zur Geschichte des Adels. 309. — Friedrich Wilhelm Hamacher, eine Selbstbiographie. 310. — Zöllner's israelitische Väter. 310. — Zur Kerkung der Kunstgewerbe. 310. — Franz Höfer's "Verbrauer Sohn". 310.
Deutschland. Sprengel. Die sozialen Zustände in Nordamerika. 311. — Montezuma, Cereus und Paris. 311. — Gesellschaft v. vergessenen Gesehgebung. 312. — Preisaufgabe des Vereins für Geschichte der Deutschen in Vöhen. 312. — Die Regier-Republik. 312. — Die Deutsche Schrift gegen Rich. Wagner. 312. — Die Kämpfe des Lebens. 312.

Deutschland und das Ausland.

Zur Gesehgebung über Presse und Buchhandel.

Der Jahresbericht, welcher der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in der Leipziger Oster-Sitzung, haben uns bereits oftmals Gelegenheit gegeben, als eine Quelle der belehrenden Art über die Presse und Buchhandel betreffenden, öffentlichen Angelegenheiten, zu dienen. Auch in diesem Jahre entlehnen wir dem interessanten Jahresbericht des Vorstehenden des Börsenvereins, Herrn Dr. Springer (Nr. 97 des Buchhändler-Börsenblattes) eine ganze Reihe von literarischen Zeitfragen betreffende Punkte:

Der von der königl. preussischen Regierung bei dem Bundesrathe des Norddeutschen Bundes eingebrachte Entwurf eines deutschen Gesetzes für den Norddeutschen Bund wird von dem Vorstand in ganz besonderer Weise beschäftigt.

In Folge der im April vorigen Jahres an das Bundesgerichteten Eingabe wurde im December v. J. der Vorstand von dem Bundeskanzleramt aufgefordert: zu der künftigen Verhandlung des Entwurfes mit den Bundesassemblieren Mitglieder des Börsenvereins als Sachverständige zur Vertretung der Interessen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels namhaft zu machen.

Der Vorstand ersuchte es für geboten, eine Delegation der Beratung einzutreten, im Vereine mit einer Anzahl von allen Theilen des deutschen Buchhandels den Entwurf einer sorgfältigen Prüfung und Verhandlung zu unterbreiten. Natürlich konnte diese Anzahl nur eine beschränkte sein; aber auch aus den weitesten Kreisen der Ansichten der Delegationen kennen zu lernen, hat der Vorstand den Gesetzentwurf einer großen Zahl von Kollegen mit dem Ersuchen

überschickt: ihm zu der Beratung ihre Ansichten zu unterbreiten. In dankenswerther Weise ist dies auch von einzelnen Kollegen geschehen.

An den dann in den Tagen vom 11. bis 15. Januar stattgehabten Verhandlungen über den Gesetzentwurf nahmen die Mitglieder des Vorstandes und die vom Vorstande dazu berufenen Herren Dr. Heinrich Brodhags, Stadthalter H. Härtel, Dr. E. Hirtel aus Leipzig, G. Wed, G. Kaiser, Georg Reimer aus Berlin, J. Buddens aus Düsseldorf, J. Rütten aus Frankfurt a. M., Dr. Frommann aus Jena, R. Oldenbourg aus München und Theob. Fischer aus Stuttgart, unter Beirath des mit dem Gegenstande besonders vertrauten Herrn Justizrath Dr. Hirschfeld von Berlin, unseres Herrn Börsenarchivars und des Herrn Advokat Dr. Georgi in Leipzig, welcher die Führung des Protokolls übernahm, Theil; die Zuschriften der gedachten Kollegen erfordern in demselben die entsprechende Berücksichtigung; mit den anderweitig veröffentlichten Bemerkungen des Herrn Freiherrn Bernhard v. Taubnitz und den durch eine äußere Veranlassung hervorgerufenen Randbemerkungen des Herrn Böblau in Weimar, welche erst später eingingen, war dies nicht mehr möglich. Die Protokolle der in Leipzig stattgehabten Verhandlungen liegen Ihnen gedruckt vor; sie bezeugen, wie eingehend und mit welcher Sorgfalt und Gründlichkeit der so schwierige und für den deutschen Buchhandel so wichtige Gegenstand von den Delegirten des Börsenvereins verhandelt worden ist.

Anfang Februar hat dann in Berlin in mehreren mit den Bundesassemblies abgehaltenen Sitzungen mit den vom Börsenvereinsvorstande dazu delegirten Herren Dr. H. Härtel, Dr. E. Hirtel, Gm. Wed, G. Kaiser, Ihrem Vorsteher und dessen Stellvertreter, eine weitere Verhandlung und Meinungsaustausch über die in unseren Protokollen niedergelegten Aenderungsverordnungen stattgefunden, welcher auch Vertreter des Berliner und Leipziger Schriftstellervereins, der Akademie der Wissenschaften in Berlin, der deutschen und Düsseldorfer Kunstgenossenschaften, des Berliner Architektenvereins und des musikalischen Sachverständigenvereins beizubehalten.

Der Gesetzentwurf wird nun mit den vielen ihm beigegebenen Materialien und Aenderungsverordnungen im Bundesrathe selbst die weitere Feststellung erfahren. Wie ich mit einer gewissen Befriedigung konstatire, daß der von der königl. preussischen Regierung vorgelegte Gesetzentwurf die vor 12 Jahren unter Moriz Veit's Leitung mit so vielem Fleiß und Umsicht ausgeführten Arbeiten des Börsenvereins als hauptsächlichste Grundlage der gegenwärtigen gesetzgeberischen Reform betrachtet hat, dürfen wir wohl das Vertrauen hegen, daß bei der endgültigen Feststellung des Gesetzes die in den Protokollen niedergelegte neue Arbeit des Buchhandels die volle Berücksichtigung finden wird. — Die Vorlage des Gesetzes an den Reichstag wird erst in der nächsten Session erfolgen können.

Das dem Reichstage in der letzten Session vorgelegte Gewerbegesetz für den Norddeutschen Bund, gegen dessen Fortbestand der Concessionen zum Betriebe des Buchhandels und den Fortbestand der Prüfungen anordnende Bestimmungen der Börsenvorstand in seiner Eingabe an den Reichstag sich ausgesprochen hatte, ist nicht zum Vorschein gekommen.

„Seither ist durch das Bundesgesetz, betreffend den Betrieb der stehenden Gewerbe vom 8. Juli v. J., der Befähigungs-Nachweis und damit die Prüfung fortgefallen, und in dem gegenwärtigen von dem Reichstage beratenen neuen Entwurf einer Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund wird der Betrieb der Pressgewerbe Jedermann gestattet. Dieser neue Entwurf gleicht also die Vorsehrte für die Verbreitung der Literatur frei; er unterwirft nur den Betrieb der Presszeugnisse auf öffentlichen Straßen einer besonderen Controle, welche nach einem vor wenigen Tagen gefassten Beschlusse des Reichstages eine wesentliche Erleichterung noch erfahren soll. Die Freizeugung des buchhändlerischen Gewerbes, die bereits vor Jahren in einzelnen deutschen Staaten stattgefunden, wird von den wirtschaftlichen und politischen Anforderungen und Bedürfnissen unserer Zeit verlangt. Bis wie weit durch dieselbe die schon im letzten Jahre erfolgte massenhafte Vermehrung buchhändlerischer Etablissements noch gesteigert werden mag; welchen Einfluß sie auf einzelne buchhändlerische Geschäfte, ja auf den ganzen gesellschaftlichen Betrieb des Buchhandels ausüben wird — der unersichtlichen Offenung will ich hier Ausdruck geben: daß die durch den Völkerverein vertretene Gemeinschaft der den deutschen Buchhandel Betreibenden dadurch nicht gelockert noch geschädigt werden wird.

„Die deutschen Pressgesetze, welche ihr Dasein einer hinter uns liegenden, befangenen und leidenschaftlichen Zeit verdanken, werden mehr und mehr jener demnächstigen Fesseln entkleidet, durch welche Presse und Buchhandel so vielfach gedrückt und gehindert werden. Das in dem vorigen Jahresbericht erwähnte sächsisch-weimarsche Pressgesetz ist seither publiziert worden; liberale Pressgesetze haben sich demselben im Fürstenthum Reuß j. V. und im Herzogthum Altenburg angeschlossen. Ersehen wir hiernach aus, daß in dem Norddeutschen Bunde dem Einzelstaate das Recht und die Fähigkeit zur Ausbildung freibürgerlicher Institutionen unverkürzt ist, so bleibt dennoch das Verlangen nach einem gemeinsamen deutschen Pressgesetz gerechtfertigt; wir dürfen hoffen, in dem kürzlich von dem Präsidenten des Bundeskanzleramtes in Aussicht gestellten Entwurfe eines gemeinsamen Strafrechtes auch das allgemeine Pressgesetz sich verwirklichen zu sehen. Der Vorstand hat sich mit denjenigen pressgesetzlichen Bestimmungen, welche jedenfalls in dem Strafrecht ihre Erlebigung finden werden, in eingehender Weise bereits beschäftigt, erachtet es aber für zweckmäßig, zunächst den Strafrechtentwurf selbst abzuwarten. Auch die Bürgerchaft der Stadt Bremen hat in Erwartung des letzteren die beabsichtigte Reform der dortigen Pressgesetzgebung einstweilen fallen lassen. Besonders hervorheben muß ich hier die dankenswerthen Bestrebungen unseres Kollegen Franz Dunder, welcher in seiner Stellung als preussischer Abgeordneter im Verein mit Gleichgesinnten durch Einbringung eines besonderen Gesetzentwurfes, wenn auch zunächst erfolglos, bemüht gewesen ist, die den Buchhandel so beunruhigende Beschränkung in dem preussischen Pressgesetz, namentlich in Betreff der Zeitungscautionen, der politischen Pflichtentwässerung u. s. w., aufzuheben; sein wohlwundenes Vorgehen hat die unhaltbar gewordenen Mängel des preussischen Gesetzes von neuem darzulegen.

„Auch die auf Wiedereinführung der Schwurgerichte für Pressvergehen zielenden Bemühungen im preussischen Abgeordnetenhaus sind ohne Erfolg geblieben, während in den kaiserlich-österreichischen Staaten durch das Gesetz vom 9. März d. J. deren Einführung erfolgt ist.

„Die Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen über

den Verlagsvertrag, welche ich hoffe der künftigen Generalversammlung übergeben zu können, steht in der Hand desjenigen dazu befähigten Mannes ihrer Vervollendung entgegen; ich bitte dieselbe Ihnen vor Ausgang des Jahres vorlegen zu können. Die so schwierige Arbeit wird eine spätere gemeinsame deutsche Gesellschabung über den Verlagsvertrag wesentlich erleichtern.

„Zu registriren habe ich hier den am 22. Februar vorigen Jahres zwischen der Schweiz und Italien abgeschlossenen literarischen Vertrag; der Abschluß eines gleichen, vom deutschen Buchhandel lange schon gewünschten zwischen der Schweiz und dem Norddeutschen Bunde steht nahe bevor.

„Sobald das gemeinsame literarische Gesetz zu Norddeutschen Bundes zu Stande gekommen sein wird, werden auch, so hoffen wir und werden dies wohl im Auge zu halten, die zwischen den einzelnen deutschen Ländern mit fremden Staaten abgeschlossenen internationalen Verträge einem gemeinsamen Verträge, zunächst des Norddeutschen Bundes mit diesen fremden Staaten, weichen; die wenig befriedigenden Zustände, welche die von einander abweichenden Bestimmungen der Einzelverträge herbeigeführt, werden dann aufhören. Auch andere Länder, zu welchen der deutsche Buchhandel sich in engere literarische Beziehungen getreten ist, werden zum Abschluß internationaler Verträge bereit sein.

„Ich habe ferner die in Holland erfolgte Abschaffung des Zeitungstempels mit dem wohlberechtigten Wunsch zu erwähnen, recht bald eine gleiche Mittheilung über die preussischen Zeitungsteuer machen zu können; ebenso die im Großherzogthum Baden in Folge des neuen Pressgesetzes erfolgte Aenderung der Verlegern auferlegten gewissen Verpflichtung, von jeder ihrer Verlagsartikel 3 Exemplare gratis zu liefern, dann den Wunsch knüpfen, daß die in anderen deutschen Staaten bestehende, gegenwärtig durch nichts motivirte Verpflichtung zur Ablieferung von Gratisexemplaren recht bald aufhören möge.

„Die Hoffnung, welcher ich im vorigen Jahresbericht Ausdruck gab, daß der Congress der Vereinigten Staaten das Princip des internationalen Schutzes des geistigen Eigenthums demnächst proklamiren werde, ist leider bis heute noch nicht Erfüllung gegangen; die wichtigen politischen und wirtschaftlichen Ereignisse, welche die Vereinigten Staaten gegenwärtig bewegen, haben im Gegentheile die weitere Entwicklung der Frage des Schutzes der Literatur aller Völker gehindert; vertrauen, daß dieselbe auch jenseits des Oceans im Einklange mit der geistigen Arbeit entschieden werden wird; in vor einigen Monaten von verschiedenen deutschen Schriftstellern an den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichteten Adresse über den Gegenstand haben wir eine kühnere neue Anregung dazu zu begründen.

„Der Vorstand hat nach sorgfältigster Erwägung der Interessen des Buchhandels es für richtig erachtet, sich von der achtungswerthen Seite in Anregung gebrachten Schluß der Post den Journaldebit zu entziehen, fern zu halten.“

Die künstlerische Ausbildung der Frau.

Die Female School of Art, Notre Dame aux Arts die Scholz-Troschel'sche Akademie.

Mag man die Befähigung der Frauen für die höhere wissenschaftliche Ausbildungzugeben oder leugnen; mag man sie daß ihnen die geistigen, streng bewachten Pforten zu

sie eröffnen und sie zum Gramei zulassen werden, oder mag man ihnen mit tiefer stiller Entrüstung über ein solch sträfliches Beginnen ein donnerndes „mulier tacet in ecclesia“ zurufen. Eins werden die strengsten Eiferer gegen Alles, was ihnen nach Frauenemancipation zu schmecken scheint, doch nicht in ihrer Stelle können, nämlich daß es außerordentlich erfolgreich sein dürfte und in keiner Weise gegen die von ihnen so eng gezogenen und so ängstlich geschützten Gränzen der Weiblichkeit vertheile, wenn den Frauen eine allgemeinere und gründlichere Ausbildung in künstlerischer Hinsicht zu Theil würde, als dies bisher der Fall war.

Unser Auge vermag nur das erentlich zu sehen, was es zu sehen gelernt hat, unser Geist kann nur die Dinge fassen, unsere Hand nur die Arbeiten ausführen, in denen uns Unterricht erteilt worden ist. Wenn nun die Frau als Hüterin und Vorkämpferin des Schönen hingestellt wird, wenn von Vielen, welche sie gegen die Erziehung der Frau zur Arbeit des Lebens sträuben, als ein Argument die Gefahr, daß sie jener Eigenschaft dadurch verlustig gehen könne, angeführt wird, so ist es doch so notwendig, daß die Erziehung die Frau in den Stand setze, zu würdigen und zu erkennen, was wirklich schön in der Kunst, rassend in der Farbe und ausgezeichnet im Geschmack ist. Vielleicht halten die Verehrer des „echten Weiblichen“ eine solche Erziehung dennoch für überflüssig, behauptend, daß die Frau, wie ihr von Natur die Fähigkeit für eifriges Studium habe, ebenfalls von Natur Sinn und Geschmack für das Schöne besitze; leider finden wir diese Meinung nur täglich, wirklich widerlegt durch die schreckenden Vertheile, welche wir ihnen in ihren Toiletten, wie bei Ausschmückung ihrer Wohnungen, gegen alle Geister des guten Geschmacks bezeugen sehen.

Zugegeben, daß es begnadete Frauen giebt, deren angeborener Geistesfunke sie immer das Richtige treffen läßt, daß sie durch die Einwirkung der schönen Umgebung, in welcher sie aufwachsen, sie das Glück hatten, ein feines Kunstgefühl erzeugt zu sein, so sind dies doch immer Ausnahmen, welche die Regel widerlegen, daß bei den Frauen so gut, wie bei den Männern, Sinn und Geschmack für das Schöne nur durch eine darauf gerichtete reguläre Erziehung ausgebildet werden kann.

Wilt dies für die künstlerische Ausbildung der Frauen im Allgemeinen, so gewinnt natürlich die Angelegenheit eine noch zu ernste Seite, wenn man in der That die Förderung der Weiblichkeit der Frau als eine berechtigende Forderung unserer Zeit ins Auge faßt und die Kunst und Kunst-Industrie als ein Mittel betrachtet, durch welches Frauen der Erwerb eines selbstständigen Lebensunterhaltes ermöglicht werden kann. Bei allen Betrachtungen, den vielen Frauen, welche in unseren Tagen die Herbeischaffung ihrer Existenzmittel durch eigene Thätigkeit angewiesen sind, neue Bahnen zu eröffnen, muß ein Hauptmoment darauf gerichtet werden, daß diese Pfade nicht bereits durch von mühseligen Füßen betreten und ausgetreten sind, daß abgesehen von der höheren Kunst, für die immer eine höhere, verhältnismäßig nur Wenigen vertheilte Begabung erforderlich sein wird, sind solche Bahnen aber durch die Kunst-Industrie vorgezeichnet, in welcher auch ein alltägliches, mittelständiges Talent durch Fleiß und ersten Willen Gutes leisten kann. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Photographie und Holz- und Eisenbeischnerei, Bemalung von Holz, Eisen, Leinwand, Lithographie, Musterzeichnen u. s. w.

Um aber in einer dieser Beschäftigungsarten etwas zu leisten und noch mehr, um darin zu excelliren, müssen sich die Frauen, während eine Zeitlang ein Studium durchzumachen, das

Geduld, ernsthafte Arbeit und strenge Aufmerksamkeit erfordert und das in seinen Details durchaus nicht immer interessanter Natur ist. Welcher Beschäftigung man sich auch hingeben mag, wirklicher Erfolg in derselben ist immer nur durch fortgesetzte Übung zu erlangen, und es giebt keine Lehre, welche unseren Frauen eindringlicher gepreigt und mehr von ihnen beherzigt werden sollte, als daß sie in Allem, was sie unternehmen, ernst, gründlich und ganz bei der Sache sein müssen. Ohne einen solchen Geist ist in keinem Zweige der Thätigkeit etwas wirklich Gutes zu schaffen.

Einen wie hohen Werth man überall, wo man an Erziehung der sogenannten Frauenfrage herantreten ist, der künstlerischen Ausbildung der Frau beilegt, ergibt sich daraus, daß eine der ersten Zünfte der Westbetreibungen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts immer die Erziehung von Kunst- und Zeichenschulen war.

In England sind diese Bemühungen am Vollkommensten repräsentirt durch die Female School of Art in London, Queen Square. Bei ihrem Beginn ein integrierender Theil der Kunstschule, welche ihren ersten Sitz in Somerset-House hatte, ist sie allmählich durch eine Reihe von Ereignissen von der directen Leitung der jetzigen Autoritäten des Kensington-Museums losgelöst worden und seit dem Jahre 1860 gänzlich abhänig von ihren eigenen Mitteln und der Unterstützung von Gönnern. Dem Muth und der Ausdauer der Vorsteherin ist es gelungen, die Anzahl von Schülern zu befreien und sie so hinzuzufügen, daß sie sich seit den letzten zwei Jahren selbst erhält und daß die Arbeiten der Schülerinnen nicht nur wiederholt mit Preisen gekrönt wurden, sondern daß, was viel wichtiger ist, ihnen dadurch eine sichere, feste Grundlage gewährt wird, auf welcher sie eine Existenz aufbauen können.

Die Königin und die Prinzessinnen nehmen das größte Interesse an der Anstalt. Erstere zeichnet die beste Schülerin jedes Jahr durch eine goldene Medaille aus und die Zeichnungen für die Spitzen, welche die Brautlängste sämtlicher verheiratheter englischer Prinzessinnen schmücken, sind aus dem Institute hervorgegangen. Mehrere Schülerinnen desselben studiren jetzt an der königlichen Akademie.

Etwas jüngerer Datums ist eine ähnliche Anstalt, welche unter dem Namen Notre Dame aux Arts zuerst in Paris begründet und bei wachsender Ausdehnung nach Neuilly übersiedelt ward. Wie Fußweg der Viergehte in St. E. war eine Anstalt, welche den Zweck hatte, den Töchtern solcher Edelleute, die im Dienste des Königs verarmt waren, eine standesmäßige Ausbildung zu geben, und ihnen zu weiterem Fortkommen beihilflich zu sein, so soll Notre Dame aux Arts, das nicht vom Monarchen, sondern durch Beiträge des Volkes in's Leben gerufen ward, für Töchter solcher Männer sorgen, die in der Kunst, in der Wissenschaft und in der Sorge für das Gemeinwohl dem Lande genützt haben und gestorben sind, ohne ihre Familien in einer Vermögenslage zu hinterlassen, welche es ihnen möglich macht, ihrer Bildung und ihren bisherigen Verhältnissen gemäß zu leben. Zu diesem Zwecke sind Freistellen gegründet oder tritt eine Ermäßigung des Preises ein, aber auch der volle Preis für Unterricht und Pension in der Anstalt ist nicht hoch.

Die Ausbildung ist eine wissenschaftliche und eine künstlerische, und zwar umfaßt sie in letzterer Beziehung Musik und Zeichnen und nimmt bei letzterem sowohl auf die Ausbildung für die höhere Kunst, wie für verschiedene Zweige der Kunst-Industrie Rücksicht. Eine nicht unbedeutende Anzahl der Schü-

lerinnen ist bereits als Musiklehrerinnen thätig, eine noch viel größere Anzahl erwirbt einen auskömmlichen Unterhalt durch Musterzeichnen, Glas-, Porzellanmalerei, Holzschneiden, Lithographie u. s. w.; ebenso bildet die Kunstflitterei, namentlich auch für Kirchen-Ornamente, ein ergiebiges Feld der Thätigkeit. Auf der Ausstellung von 1867 wurden die Leistungen der Kunst, die sich übrigens auch der besonderen Gunst des Kaisers und der Kaiserin erfreut, mit einem Preise gekrönt.

Deutschland tritt den beiden andern bedeutendsten Kulturländern Europas auch in dieser Hinsicht ebenbürtig an die Seite durch die seit einigen Jahren durch die Herren Scholz und Trotschel in Berlin begründete Zeichen-Akademie, über welche die Frau Kronprinzessin von Preußen das Protektorat übernommen hat und der ausgedehnte, dem Staate gehörige Raum zur Benutzung angewiesen worden sind. Die Anstalt zählt gegenwärtig einige achtzig Schülerinnen, welche praktisch wie theoretisch zuerst eine allgemeine künstlerische Ausbildung empfangen, dann, je nach ihren Wünschen und Anlagen, sich der höheren Kunst widmen oder für die Kunst-Industrie vergebildet werden. Einige der Schülerinnen werden demnach bei der königlichen Akademie in Berlin ihr Examen als Zeichenlehrerinnen machen, wodurch ihnen eine sehr gute Karriere in Aussicht steht, während andere durch Illustrationen für Zeitschriften und Musterzeichnungen schon jetzt einen verhältnismäßig ansehnlichen Erwerb haben.

Wir haben hier einen kurzen Ueberblick der vorzüglichsten Anstalten der künstlerischen Ausbildung für Frauen in den drei Hauptstädten Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands gegeben, ohne sie damit als die einzigen hinstellen zu wollen. Sowohl in den drei Städten selbst existiren noch andere Zeichenschulen für Frauen, wie z. B. in London beim Kensington-Museum, in Berlin beim Gewerbe-Museum und in der Zeichenschule des Vereins der Künstlerinnen, als auch in Edinburgh, Dublin, Vron, Stuttgart, München, Dresden; endlich ist bei den in den verschiedenen Städten Preußens und des Nord-deutschen Bundes einzurichtenden Gewerbe-Zeichenschulen vom Handelsminister ausdrücklich betont worden, daß dieselben auch dem weiblichen Geschlechte zugänglich gemacht werden sollen.

Die künstlerische Ausbildung der Frau ist ein so wichtiger Schritt zur Lösung der Frauenfrage und dabei ein so naturgemäßer, der nirgend Anstoß erregen kann, daß zu erwarten steht, es werde in dieser Richtung im Leben und Empfangen viel geleistet werden; die legendären Früchte, das leuchtende Bild der Erfahrung, bleiben gewiß nicht aus.

S. S.

Belgien.

Niederdeutsch und Niederländisch.

Die reichhaltige, von Emanuel Hiel herausgegebene, vor sechs Jahren in Brüssel gegründete Vierteljahrschrift, die bisher den Titel „Nederdutchs Tijdschrift“ geführt, hat seit kurzem die Benennung „Nederlandsch Tijdschrift“ angenommen, und diese Aenderung hat in einem der letzten Hefte der Zeitschrift (Zooda Jaargang, Deel III) zu einer Polemik zwischen Herrn E. Gottfrand, einem alten, seit der belgischen Revolution von 1830 bekannten Brüsseler Publicisten und Landtagsabgeordneten, und dem wegen seiner Sprachforschungen geachteten Professor Dr. J. F. J. Heremans in Gent Anlaß gegeben. Da der Gegenstand dieser Polemik für Deutschland nicht minder in-

teressant ist, indem auch bei uns die Begriffe „niederdeutsch“ und „niederländisch“ vielfach confundirt werden, so theilen wir aus den Erklärungen, welche die beiden belgischen Gelehrten abgegeben, hier das Wesentliche mit. Voran schicken wir dazu die Bemerkung, daß seitdem die Holländer und die Flamen sich über die bisherigen Abweichungen in der Grammatik und in der Orthographie der in Nord- und in Südniederland mit lediglich dialektisch verschiedenen Nuancen gesprochen und geschriebenen Vandesprachen geeinigt haben, so daß jetzt nur noch eine Schriftsprache im Norden und im Süden existirt, auch für uns die Nothwendigkeit eingetreten ist, für die beiden Bezeichnungen „Holländisch“ und „Flamisch“, sofern sie sich lediglich auf die Sprache beziehen, ein und dasselbe Wort: sei es nun „Niederländisch“, oder „Niederdeutsch“, zu gebrauchen.

Der alte belgische Revolutionsmann V. Jottrand, der seinen Namen und seiner eigenen Erklärung nach, von nationeller Bezeichnung ist, scheint den politischen Groll gegen die Holländer noch immer nicht ganz aus dem Herzen bannen zu können, obwohl die beiden auseinander gehenden Zweige des gemeinsamen niederländischen Stammes längst schon, ohne allen Vorbehalt, ihre beiderseits berechtigste Selbstständigkeit anerkannt haben und von einer politischen Wiedervereinigung wenigstens die Rede ist. „Es hat“, sagt er, „einem Theil unser niederländischen Vandesgenossen — und sicher nicht dem zahlreichsten — beliebt, ihren Boden als die „Niederlande“, par excellence zu bezeichnen. Im Hintergrunde scheint dann ein Gedanke zu schweben, den sicher das holländische, belandische, geldernde oder frische Velt im Allgemeinen nicht theilt, der vielmehr hauptsächlich einer Dynastie und ihrem emittenden und schulgerechten Freunden angehört. Unser Volk das brabantische, flamische, hennegauische und lütticher Volk, das ebenso wenig, als das Volk jenseits des Moorediebes, einen solchen Hintergedanken beibehalten werden. . . . Es hat die Niederländer alle zusammen naturgemäß und als Brüder mit Vandesgenossen leben, ohne nach der Oberherrschaft eines Theiles über den andern zu trachten, sei es auf Veranlassung der Fürstenthümer, sei es durch den Mißbrauch dieser oder jener Sprache, als Werkzeug der Unterdrückung. Laßt uns, die Wallonen, wallonisch, die Niederdeutschen niederdeutsch und das Hochdeutschen (in Luxemburg) hochdeutsch nach Guindard, sprechen; laßt unseren drei Sprachen ihre drei Eigennamen ohne mit dieser oder jener Sprache einen allgemeinen, die untergeordneten Namen zu verbinden.“

Professor Heremans erwidert darauf: „Ich bleibe bei meiner Ansicht, daß die Benennung „Niederdeutsch“ für unsere Sprache zu vielumfassend ist. In den letzten Jahren hat die Wissenschaft in Deutschland sowohl, als in andern Ländern, den germanischen oder deutschen Stamm in zwei Hauptzweige getheilt: den hochdeutschen und den niederdeutschen Zweig. Doch beide Zweige haben noch Unterabtheilungen, und eine dieser Unterabtheilungen ist die Sprache, die von mehr als der Hälfte von Südniederland und von ganz Nordniederland gesprochen wird. Ich denke deshalb mit dem großen Jacob Grimm und mit allen hochdeutschen Sprachgelehrten, daß es sehr natürlich sei, diese Sprache die niederländische zu nennen, ohne daß ich darum leugnen will, daß zur Zeit Julius Cäsars (im Gombros) oder irgendwo anders im heutigen Wallonenlande Völker wohnten, die ebenfalls zu Germania inferior gehörten.“

*) Gombros oder Gombroz heißt eine Bantheit im südwestlichen Theile, im sogenannten „Denn“ (la Fagne), der Provinz Namur.

selbst vielleicht einen niederdeutschen Dialekt redeten. Der Holländer, der Seeländer, der Gelderner sowohl als der Flaming, der Brabanter, der Einburger sowohl als der Samlinger, der Danziger und der Oldenburger, ja, wissenschaftlich gesprochen, selbst die Bewohner von Kopenhagen und Stockholm (s) sprechen niederdeutsche Sprachen; aber das „Niederdeutsche“, das der Holländer, der Seeländer, der Gelderner, der Flaming, der Brabanter, der Einburger, kurz: alle Nordniederländer und mehr als die Hälfte der Südniederländer sprechen, hat sich zu einer eigenartigen literarischen Sprache entwickelt, die von den anderen niederdeutschen Provinzial- oder Mundarten (Plattdeutsch, Friesisch u. s. w.), abweicht und um diese Sprache von den übrigen niederdeutschen Provinzial- und Mundarten zu unterscheiden, ist die Benennung „Niederländisch“ sehr geeignet. Herr Gottbrand ist zwar einerseits unsicher, aber die meisten unserer Schriftsteller, sowohl vom Süden als vom Norden, und unter ihnen die Stifter der von ihm im Süden und im Norden abgehaltenen „Niederländischen literarischen Kongresse“ sind darüber seit einigen Jahren vollkommen einig mit uns.*

Da wir unsererseits Herrn Heremans vollkommen bestätigen, so werden auch wir, in unserem literarischen Forum, fortan die Benennung „Niederdeutsch“ nicht mehr in dem engeren Sinne der Bedeutung „Holländisch“ oder „Flämisch“ anwenden, sondern für Beide zusammen, sofern sie sich auf die Sprache beziehen, die von den Sprachkongressen in Süd- und Nordniederland bestimmte Benennung „Niederländisch“ ausschließlich gebrauchen.

J. R.

Italien.

Plattdeutsch in Italien.

Klaus Groth's *Quidborn*.

„Man liebt nur, was man versteht, sowie man nur verstehen kann, was man liebt.“ — Dieser Ausspruch Goethe's läßt sich fast auch auf die Nationen und ihr Verhältnis zu einander anwenden. „Of all the causes of national hatred, ignorance is the most powerful“, sagt Buckle in seiner großen History of Civilization, so daß die ganze Richtung der Zeit unaufhaltsam dahin drängt, die Ursache, die Unwissenheit, zu beseitigen, so darf man wohl auch hoffen, daß ihre Wirkung, der Nationalhaß, allmählich aus der Welt schwinden werde. Feine Feindeshände werden unausgesetzt an dem Bande des gegenseitigen Verständnisses, das die Völker schließlich fester mit einander verbinden wird, als daß schmeißendsten Waffen nicht daran stumpf werden sollten. Und doch die Völker der Wissenschaft aller Länder schon lange und schon ein Band verbunden; sie bilden einen Staat über allen Staaten, die Gelehrten-Republik; sicher werden ihnen die Nationen folgen. Ein schöner, hoher Zweck, dem ja auch diese Völker schon seit fast vierzig Jahren dienlich sind.

Das Verständniß deutschen Dichtens und Denkens, das durchgehend zuerst in die stammverwandten Länder des Nordens drang (es vermittelte und kürzte eine norwegische Dame, die man in Norwegen wie in Schweden kaum ein besseres Aushaus antrifft, in dem nicht die deutschen Dichter in der Sprache gelesen würden), dieses Verständniß beginnt nun auch in den Völkern romanischer Zunge sich Bahn zu brechen. Ein hochgeschätzter Universitätslehrer des Sanskrit und der

vergleichenden Sprachforschung in Italien, Herr Professor Emilio Lega in Pisa, hat speziell auch die deutschen Dialekte in den Bereich seiner Studien gezogen und unter Anderem kürzlich zur Einführung des Plattdeutschen in Italien eine Uebersetzung des „Sonntagsmorgens“ aus Klaus Groth's „Quidborn“ publizirt*). In gelungenster Weise hat der gelehrte Italiener die plattdeutschen in jambische Verse seiner wohlklingenden Sprache übertragen und nicht blos den idyllischen Charakter, sondern auch den Volkston des Originals, das hauptsächlich die Auswanderung einer Familie deutscher Landleute nach Amerika zum Gegenstande hat, wiederzugeben gewußt.

Wir theilen folgende Worte aus der erläuternden Einleitung mit: „In Germanien, da, wo die alten Sachsen ihre Wohnstätten hatten, ist jetzt eine arbeitsame Völkergemeinschaft ausgebreitet, deren zahlreiche Dialekte wir unter dem Namen „plattdeutsch“, pianigiani, zusammenfassen können. Ein Zweig dieses edeln Stammes, der sich von den übrigen getrennt, hat sein eigenes, bereits langjähriges Leben in den Niederlanden; aber die übrigen Niederdeutschen, in dieser Beziehung glücklicher, wählten ihre gemeinsamen Kulturbestrebungen mit den süddeutschen Brüdern, mit denen sie theilten, ohne sie zu belegen und ohne von ihnen besetzt zu werden. Da, in Oberdeutschland, blühte mit den Volksdialekten des „Althochdeutschen“ eine erste deutsche Literatur, welcher dann mit der Sprache der Gebildeten, dem „Mittelhochdeutschen“, eine zweite, fröhlichere Literatur folgte, bis endlich beide Regionen, der Norden und der Süden zusammen, ein gemeinsames Fruchtgebiet, die Sprache der Bibel, das heutige „Hochdeutsch“, darauf sproßten.

Von jenen im Norden gesprochenen Dialekten wählte sich Klaus Groth den seiner speziellen, plattdeutschen Heimat, und von der einfachen, naiven Lebensweise des Volkes ließ er sich poetisch begeistern. Ich habe seinem „Quidborn“ (Ponte viva) die nachstehenden Verse entlehnt, die ich vielleicht nicht ganz zutreffend als Idyll bezeichnete; es ist eines der sechs „Familienbilder“ (quadretti di famiglia) der plattdeutschen Originalen, und zwar das zweite im „Quidborn“.

Wir möchten dem ebenso liebenswürdigen, als gelehrten Introducer des Holsteiners Klaus Groth in Italien nun auch seinen noch poetischeren, merseburgerischen Genossen Fritz Reuter zu gleicher Ehre und Auszeichnung empfehlen.

J. R.

Schweiz.

Schweizerische Feldzüge gegen die römische Ketzerei.**)

„Die Lateranische Kreuzspinne“, das ist der Titel eines in der Schweiz erschienenen Buches, als dessen Hauptaufgabe der Verfasser bezeichnet, „die Ketzerei“ in einem freilich schaudervollen Gesamtbilde „den Vätern zu schildern!“ Was ist nicht schon Alles wider das Papstthum geschrieben, und doch besteht es nicht nur fort, sondern, wenn auch seine

*) Domenica mattina, idillio di Niccolò Groth. Pisa, 29 Aprile 1869. (Zum 21. April, dem fünfzigsten Geburtstage Klaus Groth's.)

**) Die Lateranische Kreuzspinne, oder das Papstthum als Hemmschuh der Völkermischerei. Eine vollständige Studie von Dr. Franz Huber, Decret der Geschichte an der Hochschule in Bern. I. Die Päpste als Menschenkinder. Bern. 1869, Haller'sche Verlagsbuchhandlung. (X, 146 S. 8°.)

weltliche Macht in der Gegenwart sichtlich erschüttert ist und dieselbe nur durch fremde Bajonette und durch Geldsammlungen in der ganzen katholischen Christenheit aufrecht erhalten wird, so ist doch sein geistliches Ansehen und seine priesterliche Macht in den letzten Decennien eher gestiegen als vermindert; denn noch heute zählt es unter seinen 139 Millionen Anhängern 300,000 Mönche und Nonnen, 525,600 Weltgeistliche, 79 Cardinale, 12 Patriarchen, 146 Erzbischöfe, 624 Bischöfe und einen Papst, wahrlich ein stattliches Heer, das, dem Einen Herrn willens unterthan und gehorcht, mit großem Eifer geschäftig ist, seine Herrschaft über die Gewissen und den Glauben der Völker aufrecht zu erhalten! — Gegen diese Macht durch die Schrift, durch die Presse ankämpfen zu wollen, kann fast als vergeblich erscheinen, und doch muß dieser Kampf immer von Neuem versucht werden, denn auch wir sind mit dem Verfasser der Ansicht, daß „nur bei völliger Gewissensfreiheit auch bürgerliche Freiheit im wahren Sinne des Wortes bestehen kann. Völlige Gewissensfreiheit aber besteht nur, wo der Mensch seine Religion nach den Vorschriften seines eigenen Gewissens ohne Beschränkung seiner staatsbürgerlichen Rechte ausüben darf. So lange die päpstliche Despotie mit ihrem „alleinligmachenden“ Glauben besteht, kann und wird nie bei völliger Gewissensfreiheit echte und rechte bürgerliche Freiheit die Völker der Erde beglücken.“

Der größte Theil des Buches (von Seite 12 bis 108) ist einer Darstellung der Gräueltaten gewidmet, welche das Papstthum durch seine Verfolgung der Auerregläubigen, durch die Ketzereiproceße und die Inquisition, wie durch die Anstiftung und Ausbeutung der Herenproceße, über die Menschheit gebracht hat, und daß die Schilderung dieser Unmenslichkeiten die Hauptaufgabe des Verfassers war, beweist, außer seinem ausdrücklichen Gehändnis in der Vorrede auch der dieser Schrift beigegebene Separattitel: „Die Päpste als Menschenmörder“; ihr wird demnach ein zweiter Theil unter dem besonderen Titel „Schnitten-moral“ folgen.

Das Gemälde, welches Dr. Franz Huber in der vorliegenden Broschüre entwirft, ist allerdings ein schauerliches, grauenregendes; aber wir wollen es, in Betracht des oben angegebenen Zweckes, nicht mißbilligen, daß der Christenheit einmal wieder in eine summarischen Zusammenstellung vorgehalten wird, welch namenloses Elend dieses Papstthum, welches sich für eine Institution des Christenthums ausgibt, im Laufe der Jahrhunderte über die Menschheit gebracht hat. Denn „an ihren Werken sollt ihr sie erkennen“, das Wort gilt auch von den Päpsten von Anfang an bis auf diesen Tag, und die sich so gern als „heilige Väter“, als „Stellvertreter Christi auf Erden“ ausgeben, sie mögen und müssen es sich gefallen lassen, auch einmal in dem Spiegel der Zeitbilder ihr Bild sich verhalten zu lassen, um zu sehen, wie unähnlich sie Dem geworden sind, dessen reinen Namen sie sich zu führen angemacht haben. Daß der Verfasser in seinen Schilderungen oft in dem Ingrimm über so viel Missethätigkeit und Schande sich zu einer etwas derben Ausdruckweise hinreißt läßt, wollen wir ihm nicht zu so großem Unrecht anrechnen, wie dies von anderer Seite her bei Beurtheilung seiner Schrift geschehen ist. Bei der Entrollung eines schauerlichen Gemäldes ist es wirklich viel verlangt, stets ruhig und gemessen zu bleiben; gerade den, der es ehrlich und redlich meint, kann da der Zorn am Ersten überwiegen; sind doch auch die Werte, welche der Stifter der christlichen Religion gegen die zu seiner Zeit mächtigen Verderber und Verführer des Volkes gebraucht, nicht gerade zart gewählt, und fällt es uns doch nicht an, ihm deshalb einen Vorwurf zu machen.

Frankreich.

Die Verfolgung der Waldenser unter Franz I.

In einer zweiten „verbesserten und vermehrten“ Auflage liegt uns ein Werk von Dr. Friedrich W. Gebeling *) vor, welches unter Eröffnung neuer Quellen, in ergreifender Darstellung aus dem besten Standpunkte der Anschauung unseres Jahrhunderts die religiös-politischen Unruhen in Frankreich in den Zeiten von Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl's IX. schildert. Die freie religiöse Auffassung des Verfassers hat ihm bei der Beurtheilung der ersten Auflage von Seiten der Orthodoxen mancherlei böswillige Anfeindungen zugezogen, über welche sich in der Vorrede beklagt. Auch daß er, „ein Bekräftiger in der Lage der Historiker, die Dreistigkeit besaß, an den Stuhl einiger Meister zu rütteln“, ging ihm nicht ungekränkt. Im Trost fand er dagegen in dem „ermunternden Beisatz“ zu zuständigen Beurtheilern, von denen er Christian Bau, Th. Maulay und Abbé Coullier namhaft macht.

Herr Gebeling behandelt in dem Werke, zu welchem noch 6 bisher nicht in zweiter Auflage erschienener Band mit der Geschichte der Regierung Karl's IX. gehört, vorzugsweise nur die Religionskämpfe Frankreichs in einer sechzigjährigen Periode während die politischen Ereignisse nur insofern Beachtung finden als sie auf jene Einfluß hatten und mit ihnen in engem Zusammenhang standen. Seine eingehende Bearbeitung der Abschnitte französischer Geschichte rechtfertigt der Verfasser in dessen weltgeschichtlicher Bedeutung. „Wie es kein einziges gegeben, dessen Bestimmung nicht auch eine allgemeine menschliche gewesen, so ist, zumal in der Geschichte Frankreichs, ein einziger Abschnitt, der nicht mehr oder minder eine weltgeschichtliche Bedeutung hätte. Seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts aber hat sich Frankreich in der Geschichte der Welt als Präpotenz geltend gemacht.“ Es sei zwar schon eine reichhaltige Literatur über diese Epoche vorhanden; dennoch „gehört die Großthat sogar noch zu den bittersten Problemen“. Zu dem desselben beizutragen, hält sich der Verfasser um so mehr in der Lage, als ihm ein Zufall „eine Sammlung eigenhändiger Briefe und Aufzeichnungen von Zeitgenossen und Acteure der Religionsunruhen des 16. Jahrhunderts“ in die Hände gespielt hat.

Die Kircheneinigung hat früh in Frankreich Eingangs gefunden, und obgleich die Sorbonne, die erbitterteste Feindin aller Religionsneuerungen, Luther als einen der gefährlichsten Feinde verdammt hatte, traten nichtedestoweniger Gelehrte und selbst Geistliche in die Fußstapfen des deutschen Reformators. König Franz I. war der Reformation an sich nicht feindlich sinnt; vielmehr gab er anfangs entschiedene Beweise der Gunst für dieselbe ab. Es war aber die große Masse der Franzosen für sie nicht vorgebildet genug; namentlich stellten sich neben Geistlichkeit auch die Gerichtsbörden, die Parlamente, in wenigen Ausnahmen, in ein entschieden feindliches Verhältniß zu der neuen Lehre. Außerdem wurde der König fortwährend durch eine Camarilla, an deren Spitze der fanatische Cardinal von Tournon und der feile, hab- und ehrgeizige

*) Siehe Bücher französischer Geschichte. Von Dr. Friedrich Gebeling, Archivrat. I. Band. Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich in Zeiten Franz I. bis zur Großjährigkeit Karl's IX. Leipzig, 3m. Tr. Böslers.

Darum Handen, gegen dieselbe bearbeitet. So wurde denn in
gleich im Anfang der religiösen Umwälzung gegen
die Kleriker mit Kerker und Scheiterhaufen gemüthet. Es that
dem Verlauf der Entwicklung keinen Eintrag, daß hin
und wieder auch durch strenges Gericht gegen die ärgsten Missethäter
unter den Missethätlichen eingeschritten wurde; im Ganzen be-
hielten diese im Rathe des Königs die Oberhand und benutzten
die Macht zu den empörendsten Grausamkeiten. Am furcht-
barsten und umfangreichsten waren die Greuel, die Missethäter,
wider gegen die Waldenser in der Provence ausgeübt wurden.
Die Schilderung derselben heben wir als Probe aus dem Werke
zu.

Am Ende der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus den piemont-
nischen Alpen nach der Provence von etlichen Herren dieser
Landstätt herbeigerufen, um durch ihre Thätigkeit einem
verderbten Bezirk in der Nähe von Aix in fruchtbaren
und umzäunten und zur Wohlhabenheit aufzubellen, bildeten
die Waldenser eine eben nicht zahlreiche und völlig auf sich be-
zogene Genossenschaft. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts
wenig benutzend, traten sie mit dem Beginn der Refor-
men in Deutschland aus ihrer Absonderung, knüpften mit den
Christen des deutschen Reichs und der Schweiz Verbin-
dungen an, zogen Lehrer von dort herbei und ließen auch auf
sich einen eine neue französische Bibelübersetzung verbreiten.
Hierdurch lenkten sie den Haß der Katholischen auf sich.
Zweimal vom Parlament zu Aix zur Verurtheilung vorge-
bracht, erhielten auf Anrathen ihrer Freunde keiner der Waldenser.
Sie wurden am 18. November 1540 in contumaciam alle
Anklagen zum Tode, ihr Vermögen zur Einziehung,
ihre Kinder und Diener zur Leibeigenschaft, Merindol, ihr
Hauptort, zur gänzlichen Zerstörung verurtheilt.

Der Präsident Chassan, von dem Verfolgungsgeist der
Parlamentsmitglieder keineswegs befeet, beschloß Auf-
hebung der Vollstreckung des entsehligen Urtheils und Einholung
möglichst des Spruchs.

Eine Säumung beauftragte Franz I. den damaligen Statt-
thalter von Piemont, Guillaume du Bellay, ihm über die Wal-
densen ausführlichen Bericht zu liefern, der denn, bis auf den
Tag der abweichenden Lehre, höchst günstig für sie ausfiel.
Darauf schrieb der König am 8. Februar 1540 an das
Parlament zu Aix: Das gegen die Waldenser gefällte Urtheil
beständig null und nichtig; doch hätten sie binnen drei Mo-
naten ein öffentliches Bekenntniß ihrer Irrthümer abzugeben.
Sollte falls sie der Strafe des Ungehorsams verfallen wären.
Gleichzeitig die Widerspenstigen von den Folgeramen
unterscheiden, habe das Parlament Abwendung gewisser Per-
sonen der Stadt- und Landgemeinden anzuordnen, welche im
Namen ihrer Committenten die verlangte Abkündigung ver-
richten sollten.

Chassan gab statt dessen den Einwohnern von Merindol
Gelegenheit zu unmittelbarer Vertheidigung vor
König und gleichzeitiger Einbindung ihres Glaubens-
bekenntnisses. Auf Grund eines erläuterten Gutachtens, das
Bischof von Macon und Großalmosenier von Gran-
son ausarbeitete, prüfte dann Franz die Confessionen
und war erkränkt ob des unmenschlichen Spruchs des
Parlaments von Aix. Er drückte sogar sein Wohlgefallen über
die Waldenser aus und verbot ihre ferneren Verfolgungen.

Der Herr Chassan selbst starb bald (1544) und so plötzlich, daß
man einen unnatürlichen Tod vermuten möchte.

Dem folgte Jean Megnier, Baron von Oppede, ein

Günstling des Kardinals von Tournon. Von Hause aus ohne
Vermögen, war bei Uebernahme der Oberpräsidenschaft sein Streben
danach gerichtet, sich bei den Katholiken beliebt zu machen und
sich zu bereichern. Beiden Gelüsten mußten die Waldenser ge-
opfert werden.

In der Nähe von Gaborres hatte sein Vater Güter be-
lassen. Gemeiner Verbrechen wegen, behaupten Einige, sei er
ihrer verlustig gegangen. Mennier, der Sohn, beanspruchte
unter dem Schein des Rechts Grund und Boden eines Mannes
jenes Bezirks. Mit Entrüstung zurückgewiesen, entnahm er
daraus den Sporn zu einem Hauptschlag gegen die Waldenser.

Die unwahrscheinlichsten Dinge haben oft Glauben gefunden.
Argwohn und Verdächtigkeitsgefühle bedeuten häufig dasselbe. Mennier
erkannte das Märchen, die Waldenser, dieses friedliche Völkchen,
hätten an 16,000 Mann bewaffnet, mit denen sie die Stadt
Marseille zu überfallen gedächten, um sie Karl V. zu überliefern.
Er bat um Verhaltungsanweisungen. Cardinal von Tournon
brachte dem König diese Nachricht und bearbeitete ihn so, daß
er am 11. Januar 1545 dem Parlamente zu Aix die Erlaubniß
erteilte, „nach der Strenge der Gesetze gegen die Auftrüher“
zu verfahren. Ein zweites Schreiben Tournon's, angeblich im
Namen des Königs, interpretirte die fragliche Vollmacht auf
Ausführung des durch Chassan's thatkräftige Vertheidigung und
Milde verhinderten grausamen Parlamentsbeschlusses.

Beide Ermächtigungen hielt Mennier eine Zeit lang geheim,
damit die Vorbereitungen zu deren Handhabung unerreicht
bleiben möchten. Die Verurtheilungen, welche damals in der Pro-
vence des Krieges mit England halber, geschahen, hielten bei den
Waldensern den Argwohn fern, man könne diese Truppen auch
wohl gegen sie verwenden. Nun aber zu Aix, Marseille
und in anderen Städten das Aufgebot der Stellung bestimmter
Contingente an alle Lebensbesitzer erging, schöpften sie doch Ver-
dacht. Sie erklärten schriftlich ihre Befürchtungen den deutschen
und schweizerischen Reformirten. Deren Zusage wurde aber
von Franz abweisend aufgenommen.

Endlich war Alles in Bereitschaft.

Mennier legte am 12. April dem Parlamente die beiden
Schreiben vor, und auf seinen Vorschlag ward zur Durchführung
des Erkenntnisses unverzüglich eine Commission ernannt.

Oppepe trat am dritten Tage (15. April) hierauf mit 6000
Mann in Gaborres ein. Von hier aus, dem allgemeinen Sam-
melplatz, erfolgte der erste Angriff auf das Gebiet des Hiedens
Pertuis an der Durance. Geplündert und in Brand gesteckt
wurden die Dörfer Pupin, de la Motte und St. Martin. Ville-
laure, Courmarin, Genson, Tregemines und Paroque äßern die
Horden folgenden Tages ein, nachdem sie zuvor alles Vieh hin-
weggetrieben. Ueberall fand die Einwohner bereits gefesselt.

Die Merindoler hielten furchtlos Stand. Als aber der
Glutenkreis der in Flammen ausbrechenden Nachbarschaft immer
näher rückte, beschloßen sie, den ihnen von den nahenden Pa-
lamentschaaren drohenden Gefahren zuvorzukommen. Gleich den
Landbewohnern suchten sie mit Aufopferung ihrer werthvollsten
Habe das Leben zu retten.

Alle, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, verlassen
den Heerd ihrer Altvordern; behendigen Schritte denn je an
seinem Stabe der Greis, der Mann besorgte denn sonst die
Häupter seiner Lieben zählen; inniger die Mutter den Säug-
ling an die Brust schließend; knirschend die sich schlängelnde Frau,
ohnmächtig im Einzelnen gegen die Heeresschlacht; jammern
und wehklagend die zum Dulden Geschaffenen und deren Loos
dem Geschick der Keltern verflochten: ein Auszug, würdig der

Jeder des größten Dichters und der Palette des ersten der Künstler; ein Auszug, die stärkste Zuversicht auf eine Vorlesung zu erkrütern.

Verwühlungen und unwegsam waren die Wälder und Gebirge, in die sie flüchteten, und die Nacht kam. Aber die feurige Liebe leuchtete ihnen bis gen Sonnenfalle. Hier verbrachten sie die erste Nacht, wofür, denn die Bewohner dieses Dorfes rüsteten sich ebenfalls zum Ausbruch. Der Bischof von Cavillon hatte Leute gedungen, sie zu überfallen und umzubringen.

Insgesamt zogen sie am nächsten Morgen waldeinwärts fort. Auf den offenen Straßen waren sie gefährdet. Den Tod wagte der, der eines Waldensers Leben schonte oder gar ihm Nahrung verabreichte.

Einen Ort vor dem Flecken Nus hatte man als vorläufigen Anhalt bestimmt. Hier erlangen sie die Vorstadt, Mennier mit allem Kriegsvolk sei ihnen auf den Fersen. ... Nun herzbrechendes Geschrei der Mutter, der Schwangeren, vieler Kinder und Altersschwachen, die, allzu angegriffen von schleuniger und mühseligster Flucht, zum alsbaldigen weiteren Ausbruch unfähig geworden.

In dieser todesbangen Lage erübrigte den Männern kein anderer Rath, als bei dem Feinde den einzigen Hehl von Menschlichkeit voraussetzen, der sich der Verjüngung an Alter und weiblicher Wehrlosigkeit enthält — kein anderer Rath, als Frauen, Kinder und Greise einstweilen zurückzulassen, sie der allwaltenden Hand Gottes zu befehlen, sich selber aber nach Nus zu retten.

Als die Feinde auf die Zurückgebliebenen stießen, gedachten sie in ihrer Mordbegier, sie Alle zu massakriren. Haut sie! Würgt sie! Reißt ihnen die Hüfte aus dem Weibe! schrien Mehrere. Aber in der Brust eines der Zelthauptleute schlug sein Tigerberg. Er setzte es durch, daß Niemand von den Frauen wie von den Greisen und Kindern beschädigt wurde. An der Beute, die sie an baarem Geld und Vieh abdrangen, begnügten sich die Horden endlich.

In der Stadt Merindol traf der Baron nur ein menschliches Wesen an, einen armen Knaben, Namens Maurice Vebanc, der im Trübel der Flucht vergessen war. Ihn banden die Henserknechte an einen Felbaum und nahmen ihn zur Zielscheibe ihrer Geschosse. Darauf jündeten sie die Gebäude an, machten sie der Erde gleich und marschirten geraden Weges ab Cavilleres.

Die Bevölkerung dieser Stadt bestand noch aus sechzig wehrhaften Männern, einer Menge Frauen und zahlreicher Jugend. Erstere verraumelten die Thore. Allein auf das Gebotwort des Barons de la Gard, Commandeurs der gegen England bestimmten Truppen, wie ihres eigenen Vorgesetzten, daß ihnen kein Ungemach widerfahre, sofern sie sich freiwillig ergäben, eröffneten sie die Stadt. Kaum war dies geschehen, ging auch das Würgen und Morden los. Alle, welche sich versteckt hatten, wurden hervorgeholt und mit raffinierter Lust getödtet. Vierzig Frauen ließ Mennier in eine Scheune sperren und diese anzünden, so daß sie endlich verbrannten. Ueberhaupt sollen in der Stadt und nächsten Umgebung siebenhundert Menschen umgebracht sein.

In ähnlicher verrätherischer und blutdürstiger Weise verfuhr man mit der Stadt La Gasse. Von den nach Nus Geflüchteten entgingen auch nur Wenige dem qualvollsten Ende. Fünfundzwanzig, die sich in einer Höhle vor dem Flecken verbargen, wurden ausgehohlet, darin erstickt.

Im Ganzen starben auf diesen Greuelthaten eines gewaltigen Todes über dreitausend Menschen, ungerechnet die,

welche vor Hunger und Glend in Wäldern und Gebirgen umkamen. Wenigen glückte die Flucht nach der Schweiz. In den Gefangenen schickte man die kräftigsten auf die Galeren. Mehrere erkaufte ihre Freiheit, Einige erlangten sie gegen Abschwendung ihres Glaubens. Von den Kindern wurden mehrere unter der Bedingung nochmaliger Taufe den Eltern zurückgestellt. Städte und Dörfer waren zweieinzwanzig eingeäschert.

Baltische Provinzen.

Deutsche und Esten.

Neue Anzeichen des engen Bundes zwischen Deutschen und Esten liefert das jüngste Werk von Waldemar v. Bod. „Die deutsch-estnische Conflict an der Ostsee“¹⁾. Dasselbe ist nicht nur dem Estenvolke gewidmet, sondern giebt auch andere Verhältnisse eines befreundeten Verhältnisses zwischen ihm und dem Deutschen. Er erinnert die Angeredeten in der Widmung an das Wort, das er denjenigen von ihnen gesagt habe, welche im Jahre 1864 zu ihm nach Riga kamen, „um seinen Rath in der großen Glaubensnoth zu vernehmen.“ In der Einleitung zu den „finnländische Mißverständnisse“ beleuchtet die Beziehung zwischen Esten und Deutschen betreffend. In einem „Magazin“ Nr. 3 von 1869 ist den Deutschen in estnische Theilen der Ostseeprovinzen, nach einer finnländischen Zeitung von einem Ginnern der Verurtheilung gemacht, daß sie „das Estenland nicht cultiviren“ und deswegen „kein wahres Vaterland haben.“ Dagegen erhebt sich nun W. v. Bod mit der Behauptung, „daß die deutschen Bewohner des Estenlandes in der That das Estenland cultiviren“ — „ja, was das Estenland an Cultivirung des Estenlandes aufzuweisen hat, das ist ganz eigentlich das Werk seiner deutschen Bewohner.“ Daß aber dem nicht beweisst ganz besonders der Umstand, daß selbst die jungen Esten estnischen Herkunft, welche an der Cultivirung der estnischen Sprache in hervorragender Weise sich betheiligte haben, doch nicht andere und nicht eher haben thun können, als nach dem sie zuvor deutsche Bildung vollständig in sich aufgenommen hätten und somit: selbst, in culturgeschichtlichem Sinne „deutsche Bewohner des Estenlandes geworden waren.“ Die Behauptung wird durch einige Belege bewiesen, dann wird aber gezeigt, wie die Esten zwar nicht vollständig germanisch sind, was ohne einigen Zwang nicht geschehen konnte. Das ist aber in der Anlehnung an die deutsche Cultur in das Reich des deutschen Lebens getreten und namentlich von den Moskowiten mit ihrem Gemeinbewußt, ihrer unstäten Wanderung dem griechischen Ceremonienbild geschienen sind. „Im Griechisch und Gauen fühlt sich nicht leicht ein Sterblicher sicher und darf sich auch, Gott sei Dank, nicht sicherer fühlen, als allen moskowitischen Träumen vom rothen Saah in der Sauce zum Hobne — der baltische Deutsche inmitten der Esten und der Esten!“

Den Hauptinhalt des Buches bilden zwei, von Herrn Waldemar v. Bod gehaltene Vorträge über: 1) die ersten Beziehungen der Deutschen mit den Russen in Estland; 2) die finnländische Vangsgemeinde im Lichte der russischen und vior vior. In beiden Aufsätzen wird manches Neue gebracht, so im ersten

¹⁾ Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869.

Erzählung aus zwei Chroniken der Zeit Zwangs des Schrecklichen, welche in Deutschland wenig bekannt sind, aus Kurböhm und Heidenheim. Im zweiten sind es besonders Untersuchungen über die urhistorischen Gemeindeverhältnisse. S. 95 zeigt uns v. Bod, daß die noch gegenwärtig bestehende Kirchspiel-Eintheilung Nordbavlands und Obfrankens aus der vorchristlichen Zeit herkommen. „Noch bis auf den heutigen Tag halten die unheimlichen Eingefessenen bei einzelnen Kirchspielen freie Unterschiede in der Nationaltracht, in welchen der Kunde sofort den Mann des Ober- oder Niederösterreichs, der italienischen Kirchspiele erkennt. Auch zeigen sich diese Unterschiede zum Theil mit den bis in die Gegenwart zurückgehenden Volksagen ebenso innig wie innig verwandt.“

Edward Rattner.

Rußland.

Charaktere des russischen Volkes, nach Karl Detlev.

Mehr und mehr lenken die Blicke aller Denkenden sich nach Osten. Noch immer ist uns der Charakter des russischen Volkes dunkel gehüllt; zwar sind in letzter Zeit gar mancherlei Zeugnisse darüber uns gedungen: Turgenieff, Nikolans Gogol u. A. haben uns Gesandnisse über Land und Volk gegeben, die den Stempel großer Treue an sich tragen; einer von ihnen nationaler Voreingenommenheit wenigstens wird man sich schriftsteller nicht beschuldigen können, eher dürfte das Vorurtheil davon ihre Glaubwürdigkeit etwas beeinträchtigen. In Nikolans Gogol's 3. B. sagt der geistvolle Prosper, der selber Rußland so gründlich kennt: „Seine Sitten bezeugen eine gewisse Vorliebe für das Häßliche und Daurige! Ohne Zweifel existiren diese beiden betrübenden Sitten nur zu sehr in der Natur, und gerade weil man ihnen nachzugehen, müßte man sich nicht bemühen, sie mit unerhörter Neugierde aufzusuchen. Man würde sich eine schreckliche Vorstellung von Rußland machen, von dem heiligen Rußland, wie seine Kinder es nennen, wenn man es nur nach den dem heurtheilen wollte, die Gogol entworfen hat. Er zeigt entweder Blödsinnige, oder Schurken, die des Hängens wärdig sind.“

Wahrscheinliches könnte man von Turgenieff sagen. Die Gründe, welche Art der Auffassung hier zu erörtern, würde zu weit führen. Jedenfalls ist es für Gewinnung eines richtigen Bildes von Rußland sehr wichtig, auch einmal eine vorurtheilsfreie Stimme zu vernehmen, die uns die Russen von ihrer rein menschlichen Seite zeigt, nicht Caricaturen, sondern Ezigen des Lebens.

Dies that Carl Detlev in seinen beiden Werken: „Bis die Treppe“ und „Unlösliche Bande“ — Novellen, die zugleich im höchsten Sinne Sittenschilderungen nennen. Diese beiden Erzählungen wurden zuerst in der Zeitschrift *Wien und Meer* veröffentlicht, wo gegenwärtig *Erzählungen aus der Zarenstadt* erscheinen, aus denen hervorgeht, daß der Verfasser ein Deutscher ist, der seit etwa zwölf Jahren in Petersburg lebt. Näheres über seine Verhältnisse ist jetzt nicht in die Öffentlichkeit gedrungen; nur so viel

steht fest, daß eine sehr bedeutende literarische Persönlichkeit hier fertig vor uns tritt. Was sie dazu macht, ist besonders die tiefe und reiche Menschenkenntnis, mit der der Verfasser seine Charaktere vor uns entstehen läßt, indem er uns die geheime Werkstatt der Seele zeigt. Mit gleicher Meisterschaft schildert er die Menschen im Salon wie in der Bauernhütte; da ist nichts äußerlich Effectvolles erstrebt, sondern von innen heraus, wie mit Naturnothwendigkeit entwickeln sich die Konflikte. Die große Treue und Schärfe, mit der das innere Leben der Helden in der erkannten Erzählung geschildert ist, sowie der Umstand, daß auch in der zweiten eine Frau die Hauptrolle spielt, daß viele Leser auf die Vermuthung geführt, daß eine weibliche Feder diese zarten und doch so festen Linien entworfen habe; dem scheinen jedoch die genauen und lebendigen Schilderungen des russischen Bauernlebens zu widersprechen, die in dem zweitgenannten Werke enthalten sind, und die man kaum in ihrer Anaptheit einer Frau zutrauen kann. Diese zweite Erzählung soll, wie uns von kompetenter Seite mitgetheilt wird, auf Wahrheit beruhen, das ihr zu Grunde liegende Factum hat sich unter Kaiser Nikolaus zugetragen und ist charakteristisch genug für die russischen Zustände jener Tage, um es in Kürze hier wiederzugeben:

Wera Suboff, ein junges, schönes Mädchen, die Schwester eines viel älteren Bruders, des Obersten Suboff, von alter, aber armer Familie, lebt, da sie Witwe ist, im Hause dieses Bruders, der ganz besonders eifersüchtig über der Reinhaltung seines Namens wacht. Eines Abends will Wera zu Freunden in eine Gesellschaft fahren, Bruder und Tante sind verbündet sie zu begleiten. Vom Diener im eigenen Wagen begleitet, scheint aber so wenig Besorgliches im Kleinfahren zu liegen, daß Wera sich dazu entschließt. Sie besteigt den barrenden Wagen, der auch leicht fort; aber, allein der wohlbekannte kurze Weg dehnt sich mehr und mehr; die aufgeregten Reiterheiden hindern das Hinausfahren, bei dem unsichern Licht, das hier und da eine Straßenlaterne in den Wagen fallen läßt, erscheint dieser fremd und unheimlich. Von plötzlicher Furcht ergriffen, reißt das junge Mädchen an der Schnur, die um des Kutschers Arm befestigt ist — vergeblich! er ist nicht zum Stillhalten zu bringen! Endlich steht der Wagen. Sie springt hinaus und steht sich in einem fremden, festlich erleuchteten Hause; ein Haushofmeister tritt ihr sofort entgegen, sie die Treppe hinauf zu geleiten, indem er versichert, sie werde schon erwartet. Wera will sofort umkehren — der Wagen ist verschwunden. Mit der Bitte, ihr sofort einen andern zu besorgen, folgt sie dem Haushofmeister, um bei der Dame des Hauses den ihr selbst unerklärlichen Zufall zu entschuldigen. Man führt sie in einen leeren Salon, der sofort hinter ihr verschlossen wird. Im Nebenzimmer hört man Männerstimmen, Lachen und Gläserklirren. Instinkthaltig blickt sich Wera nach einer Waffe um und findet auf dem Kamin einen kleinen Dolch, den sie zu sich streckt. Nach einiger Zeit öffnet sich die Thüre und drei Herren treten herein, sie sind in Civil, doch glaubt Wera den einen von ihnen einmal in einer Garde-Uniform gesehen zu haben. Wera verlangt sofort zu ihrem Bruder, dem Obersten Suboff, zurückgefahren zu werden. Bei Nennung dieses Namens ergreift sichtlich Schrecken zwei der Mitschuldigen, und sie flüsten dem dritten, der offenbar der Anführer ist, zu, es müsse ein Verbrechen geschehen sein, dieses sei nicht die Sache. „Gleichviel!“ ruft er in erhöhter Weinlaune, „Sie ist schön, schöner als die Andere!“ und damit will er sich ihr nähern. Mit Hilfe eines aus dem Kamin gerissenen Feuerbrandes weißt sich das junge Mädchen vor jeder

¹⁾ Nouvelles, Paris 1866.

²⁾ Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger, 1869.

³⁾ Wien, 1869.

hat Babylon die Form eines Rechtecks; jede seiner vier Seiten Annäherung zu schützen, und ihre Würde und kalte Kühnheit imponiren den Wütlingen dergestalt, daß einer derselben verspricht, ihr zu sofortiger Flucht zu verhelfen, wenn sie über alles Geschehene Schweigen geloben will. Dies verweigert sie und verläßt das Gemach, da ein Diener den Wagen meldet. In diesem Augenblicke will Graf Kruisoff ihr wenigstens noch einen Kuß rauben und empfängt dafür einen tiefen Schnitt in die Wange mit dem verborgenen gehaltenen Dolche. — Nach Umherirren in unbekannten Straßen — der Wagen hatte sie nur bis in die Nähe ihrer Wohnung bringen dürfen — langt sie zum Tode erschöpft zu Hause an, wo man über ihr Ausbleiben schon sehr beunruhigt ist. Es ist zwei Uhr Nachts. Nachdem Oberst Suwoff ihr Abenteuer vernommen, verspricht er ihr, daß noch in derselben Nacht ihr Genugthuung werden solle. Er legt seine Gala-Uniform mit allen Orden an und eilt in's kaiserliche Palais. Man sagt ihm, der Kaiser habe sich seit einer Stunde in sein Schlafgemach zurückgezogen und sei für Niemand zu sprechen. Aber es gab ein Wort, was damals zu jeder Stunde den Zugang zum Kaiser öffnete, der Oberst kannte und benutzte es; es hieß: wichtige Nachrichten aus dem Kaukasus.

Er wird vorgelassen — wir übergeben das Gespräch mit dem Kaiser — es dauert bis gegen vier Uhr Morgens. Um diese Zeit erläßt der Kaiser den Befehl, daß um sechs Uhr sämtliche Garde-Offiziere im goldenen Saal versammelt sein sollen. Der Oberst holt inzwischen seine junge Schwester und bringt sie in das Cabinet des Kaisers. Um sechs Uhr meldet der Adjutant, daß die Offiziere alle im goldenen Saal der Befehle des Kaisers harren. Einer nach dem andern werden sie in das Cabinet geführt, der Kaiser richtet an jeden einige Fragen, dann wirt er einen fragenden Blick auf die im Schatten sitzende Wera; sie antwortet durch leises Kopfschütteln; und durch eine andere Thüre werden die Eingetretenen wieder entlassen. Endlich betritt ein schöner Mann, in dessen Zügen jedoch Verworrenheit zu lesen ist, die Schwelle, ein tiefer Schnitt durchfurcht seine Wange und zitternd erhebt sich Wera und macht dem Kaiser ein bezauberndes Zeichen. Das Uebrige kann man errathen; der herbeigerufene Metropolitan muß in Gegenwart einiger Palastdamen und des Kaisers sofort die Trauung vollziehen. Nach derselben wird dem Grafen Kruisoff angekündigt, daß der größte Theil seines Vermögens, sowie die Hälfte desjenigen seiner Wittskindigen, in den Besitz der Gräfin, seiner Gemahlin, übergehe, daß er selbst, zum gemeinen Soldaten degradirt, sich für die nächsten sechs Jahre nach dem Kaukasus zu begeben habe.

Diese extreme Strenge wird vom Verf. dadurch erklärt, daß der Kaiser schon lange eine besondere Unzufriedenheit mit der Garde empfunden habe, die sich bei einigen Affairen im Kaukasus schlecht genommen, wohl aber durch Aushweifung und Uebermuth sich hervorgethan habe.

Die Folgen einer solchen Gewaltmaßregel sind leicht zu ermessen. Wera, die nie ohne Abscheu an ihren Gatten zu denken vermag, lebt während seiner Abwesenheit auf ihren Gütern, beschützt von einer alten Tante, ein glückloses, aber nicht ganz unauagefülltes Leben: sie bringt Verbesserungen an, wie und wo sie kann, und bildet ihren Geist aus. Da tritt in ihr Leben plötzlich ein Mann, bei dessen erstem Erblicken sie neue Seiten ihres Herzens erleben fühlt — sie lernt in ihm zum ersten Mal in ihrem Leben einen Mann in der ganzen Bedeutung des Wortes kennen. Ihre rührende Schönheit, die ganze concentrirte geistige Kraft ihres Wesens machen auch auf sein Herz einen tiefen Eindruck. So ist der Konflikt da, der zu

einem tragischen Ausgang führen muß, da die Ehe in Russland eben „unlöbliche Bande“ bildet. Der gewaltsame Muthig Tod aller drei Theilheiligen, des zurückgekehrten Gemahls von der Hand der Liebenden, Wera's durch Selbstmord, wenigstens durch selbst veranlaßte Krankheit, schließen das Ganze mit greller Dissonanz.

Erinnert nicht dieses starre Festhalten am rein äußerlichen Ehrenpunkt an spanische Begriffe von der Ehre?

Nur in einem Lande, wo die natürliche Barbarei beständig in Gefahr ist, die Schranken der äußeren Sitte zu durchbrechen sind so gewaltsame Reparationen der verletzten Moralität und erträglich — Kuren, an denen feinere Naturen, wie Wera, wohl wenig zu Grunde geben müssen.

Mag man nun auch mit dem Autor über die Wahl der Gegenstände und seine unerbittliche Tragik rechten, so will man doch nicht umhin können, dem hohen stiltlichen Standpunkt der lebendigen, ja meisterhaften Zeichnung der Charaktere, in der Situationen, der knappen und doch so anschaulichen Schilderung des Landschaftlichen seine volle Bewunderung zu spenden.

„Bis in die Steppe“ zeigt uns einen Konflikt von innerlicher Art, wie er aus den Charakteren selbst hervorgeht ja hervorgehen muß, wenn ebenso geartete Charaktere mit einander in Verührung kommen.

Auch in dieser Erzählung sind die Vorzüge des Stils ganzen Darstellung wie bei der ersten zu rühmen. Nur die Einwürfe müssen wir machen: er betrifft die Art der Einleitung. In beiden Erzählungen ist es nicht der Autor selbst, was das Geschehene mittheilt, sondern eine dritte Person, in einen vollkommen untheilhaftigen, die erst durch Hörtel hinterher alle Umstände erfahren und zusammengefaßt. Woher weiß sie denn aber Seelenvorgänge zu berichten, die jedem fremden Auge entziehen mußten? Dem Autor, der allwissend angenommen wird, ist das erlaubt, aber nicht beliebigen dritten Person. — Die zweite Erzählung ist aus Briefen geschrieben, eine Form, die man doch so mancher Tragfähigkeit willen, längst aufgegeben hat. Wir möchten den Autor fragen, warum er sich seine Aufgabe so gekünstelt schwer hat?

Selbstfalls hatten wir der angenehmen Pflicht zu gehn unter der Fülle von Mittelmäßigkeiten, die den literarischen Markt überschwemmen, auf ein Talent ersten Ranges aufmerksamer zu machen.

M. S.

Orient.

Zur Urgeschichte des Orients. *)

II.

Babylonier, Assyrer und Phönizier.

Von den Babyloniern handelt zuerst der zweite Band, da hält sich Herr Busch wieder an dem Besten und Würdigsten, was alte und neue Geschichtschreiber mit jener Bibel aufgeschrieben haben. Im fünften Jahrhundert v. Chr. ist die Beschreibung der Babylonier folgendermaßen:

„Babylon ist so schön, daß wir keine Stadt kennen, die ihr an die Seite stellen könne. In einer großen Ebene ge-

*) Ueber die Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Völkern. Bearbeitet von Dr. M. Busch. 2 Bände. Leipzig, Ambros, 1861.

ist 120 Stadien lang. Ein breiter, tiefer, mit Wasser gefüllter Graben umgibt es ringum; dann trifft man auch eine Mauer von 50 königlichen Fuß Dicke und 200 Fuß Höhe . . . Der Cypar durchschneidet Babylon in der Mitte und theilt es in zwei Hälften. Dieser Fluß ist groß, tief und reißend. Die eine und die andere Mauer bilden einen Winkel über dem Fluße, und an dieser Stelle beginnt eine Mauer von Backsteinen, mit der beide Ufer des Cypartr eingefast sind. Die Häuser haben hier bis vier Stockwerke. Die Straßen sind breit und von andern Durchschnitten, welche auf den Fluß münden. Den letztern gegenüber hat man in der am Wasser hinlaufenden Mauer kleine Pforten angebracht, die ebenfalls von Bronze sind, und durch welche man nach dem Fluße hinabsteigt. Der Mittel punkt beider Stadthälften ist merkwürdig, bei der einen durch die Königeburg, deren Umfassungsmauer groß und stark beschützt ist, bei der andern durch das Heiligtum des Bel, dessen Pforten von Erz sind, und welches noch jetzt existirt.“ So der alte Geschichtschreiber. Ein Gelehrter der neuesten Zeit, der bei der Topographie der alten Chaldäerfahrt bezüglich Fragen vollständig ins Licht gestellt, Oppert, hat die große Umfassungsmauer gemessen und gefunden, daß sie einen Raum von 513 Quadrat-Kilometern umschloß, d. h. ein Gebiet siebenmal so ausgedehnt als das Areal des heutigen Paris; die zweite Mauer umfaßte einen Raum von 290 Qu.-Kilometern, war immer noch viel mehr ist, als die von London jetzt bedeckte Fläche.

Ansehn war das Terrain um diese Mauern nicht durchgängig bewohnt, wie schon Quintus Curtius es hervorhebt, daß bloß eine Fläche von 90 Stadien im Umkreise bewohnt waren, der Rest aber als Ackerfeld für Getreide benutzt worden ist, und auch Aristoteles hat seine geringe Meinung von dieser Größe dahin ausgedrückt, daß man nicht durch Mauern allein die Stadt mache. „Man würde da nur“, sagt er, „den Mäurones mit einer Mauer zu umgeben haben, es würde nicht sein wie Babylon oder jede andere Stadt, deren Umfassung mehr ein Volk als eine Stadt einschließt.“ — Die zweite Hälfte Babels oder die westliche Stadt („Hallat“ genannt) war jedoch ziemlich dicht durch Einwanderer und Ansiedlungen bewohnt, und hier war es auch, wo die aus Jerusalem und seiner Umgebung weggeführten Israeliten sich niederließen und da wahrscheinlich auch mit andern Grulanten-Gemeinden das Recht genossen, nationale Richter zu haben und ihren Gottesdienst ungehindert auszuüben. Die von Dr. Buzich an diese Thatsache geknüpfte Folgerung, daß im Regierungs-system des babylonischen Reiches das Recht personell und nicht territorial war, wie später im merovingischen Gallien und noch heute in der Türkei, mag als Vermuthung ihren Sitzpunkt und ihre Stelle finden; als „Beweis“ können wir jedoch obige Thatsache nicht gelten lassen. Ebenso wenig können wir damit übereinstimmen, daß Daniel fürwahr eine „wichtige Persönlichkeit“ ist. Für Herrn Buzich ist das Buch Daniel „ein vollständiger Beweis“ (S. 15), und doch nimmt er gleich darauf (S. 18) an, daß die im Buche Daniel erzählte Thatfache von dem Habsinn Nebuchadnezzars („Nabuchodonosor“), „geschichtlich begründet“ sei. Die Geschichte von der schreibenden Hand und der räthselhaften Prophezeie, wie sie im 5. Kapitel des genannten Buches erzählt wird, ist ihm wieder „völlig unhistorisch“, und da hält er sich lieber an dem, was der „Vater der Geschichte“, wie Herodot darüber berichtet, dessen Erzählung ihm „in allen wesentlichen Punkten richtig“ vorkommt — als ob Herodot nicht auch Mythen genug in seine Erzählungen eingeflochten hätte!

Die Babylonier und Assyrier hatten sich ihre Götter am Firmament unter den Himmelskörpern gesucht, und so nahm ihre Religion einen astrologischen Charakter an. Die Erscheinungen, in welchen sie die Macht der Gottheit erkannten und verehrten, waren meist atmosphärische, wie die Einwirkung der Sonne auf das Pflanzenleben, die Winde, die Wolken, der Blitz, der Regen u. dgl. m. Bildeten nun diese Erscheinungen einen Gegenlag, einen Kampf zwischen zwei Mächten, wie der Wechsel von Tag und Nacht, Winter und Sommer, Regen und Sonnenschein, so machten sie aus dieser scheinbaren Feindschaft in der Natur einen Streit zwischen dem Guten und Bösen, verschmolzen diesen Streit mit dem stittlichen Kampf der Menschen, und so entstand der Keim der dualistischen Auffassung von Gott und Welt, der sich unter den Aräa herausbildete und später die Grundlage des religiösen Systems der Iranier wurde. Man nahm die Existenz von zwei in aller Ewigkeit mit einander kämpfenden Grundmächten an, die beide derselben Ursprung entlossen seien und deren Widerstreit das Leben und die Dauer des Universums ausmache. In den Hymnen der Vedas war es der Kampf Indra's, des Lichtgottes, mit Vritra, dem Dunkeln, bei den Iraniern war es der Streit Ahuramaria's gegen Agrinainque, bei den Germanen wieder der stete Krieg der Aien mit dem Reif- und Feuerriese. Der Gründer dieser iranischen Religion ist Zoroaster oder Zarathustra; die Zeit jedoch, in der er gewirkt und gelebt ist nicht genau festzustellen. Plinius setzt sie tausend Jahre vor Moses an; der griechische Uebersetzer der Zoroaster'schen Schriften, Hermippos, bestimmt sie auf 5000 Jahre vor dem Fall Trojas; Gudezros schiebt sie gar bis auf 6000 Jahre vor dem Tode Platon's hinaus, während Kantosch den Uebien nur sechs Jahrhunderte vor Darius I. aus der Dynastie der Achämeniden annimmt. Die neuere Forschung von Eugen Burnouf und Spiegel — aus den von Anquetil Duperron in Indien erworbenen Originalschriften des Zoroaster — gibt auch das höchste Alterthum an und verlegt aus vielen Beweisen die Lebenszeit des Zoroaster in das fünfzehnte oder sechzehnte Jahrhundert vor Christus, was mit der Angabe des Plinius ziemlich zusammentrifft.

In Bezug auf die Phönizier zieht unser Autor wieder seine Beweise aus den griechischen Schriftstellern und aus der Bibel. Er hält dafür, daß die Phönizier die Schrift vereinfacht und das Alphabet erfunden haben, was aber von vielen Seiten und erst neulich auch von Professor Gsardt in seinem Vortrage („das Substantum in der Kunst des Alterthums“) bestritten und widerlegt wird, indem er mit mehr Anhalt und Wahrscheinlichkeit den Hebräern diese Erfindung zuschreibt. Inzwischen bleibt es nichtsdeshinweniger ausgemacht, daß die Phönizier außerordentlich viel zur Verbreitung materieller Civilisation an allen Küsten des Mittelmeers beigetragen hätten. An den überaus lebhaften und umfangreichen Seehandel dieses Volkes schloß sich naturgemäß ein ebenso ausgebreiteter und sehr mannigfaltiger Landhandel an, der durch Karawanen betrieben wurde, und Herodot berichtet uns, daß der Einfuhrhandel mit assyrischen und ägyptischen Waaren in andere Länder ausschließlich in der Hand der Phönizier lag.

Da wir schließlich an dieser „Urgeschichte“ mehr gute Eigenschaften als Mängel gefunden haben und sie überhaupt nur das sein will, was sie verspricht, nämlich bloß ein „Abriss“ der Geschichte, so können wir sie zum Handgebrauch auch den Gebildeten empfehlen und vornehmlich der Jugend ihre Benützung anrathen.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Gebet eines jüdischen Arztes aus dem zwölften Jahrhundert.

Gestatten Sie mir, zu den Bemerkungen in Nr. 16 des „Magazin“ über die Schrift des Herrn Professor Birchow, Solpistaler und Casaretti betreffend, noch einen kleinen kulturgeschichtlichen Nachtrag zu liefern. Herr Birchow hat es angezweifelt, daß der Mosesismus in seinem religiösen Gedanken auch die Pflicht der Krankenpflege stets als eine heilige aufgeschalt, und daraus hat er den Schluß gezogen, daß das Judenthum erst unter dem Drucke der Jahrhunderte seine angebliche Intoleranz und Selbstsucht vergessen und christliche Humanität sich angeeignet habe. Herr Dr. D. Cassel hat dies bereits in seinem offenen Brief^{*)} durch zahlreiche Hinweise auf die moaischen Urkunden, wie auf die späteren Institutionen der Juden widerlegt. Wir fügen hier noch einen charakteristischen Beleg bei, und zwar aus der Zeit des Mittelalters, als noch Barbarei und Unwissenheit unter den europäischen Völkern herrschend waren, während die Araber und die Juden Philosophie, Naturwissenschaft und Arzneikunde pfl egten. Nun ist uns aus einer hebräischen Handschrift des zwölften Jahrhunderts ein Altentwurf überliefert, das einen merkwürdigen Beweis dafür abgibt, wie innig gerade der religiöse Gedanke des Judenthums die heilige Pflicht der Krankenpflege aufschalt. Dr. Ludwig Philippson theilt im zweiten, der Religion gewidmeten Theile seiner „Weltbewegenden Fragen in Politik und Religion“^{**)} nach jener Handschrift die deutsche Uebersetzung eines täglichen Gebets jüdischer Ärzte (des 12. Jahrhunderts) vor dem Besuche ihrer Kranken mit. Es ist dieses Gebet auch in allgemeiner kulturhistorischer Hinsicht ein merkwürdiger Altentwurf; wir geben es daher hier vollständig wieder:

„Müthiger! Du hast dem Menschen Leib voller Weisheit gebildet. Zehntausend Mal zehntausend Werkzeuge hast Du in ihm vereinigt, die unablässig thätig sind, das schöne Ganze, die Hülle der unsterblichen Seele, in Harmonie zu erhalten. Immerdar sind sie beschäftigt voller Ordnung, Uebereinstimmung und Eintracht. Sobald aber die Gebrüchlichkeit des Stoffes oder die Zügellosigkeit der Leidenschaften diese Ordnung stört, diese Eintracht unterbricht, so geraten die Kräfte in einen Bürgerkrieg und der Leib zerfällt in seinen Urstaub. Dann senkest Du dem Menschen die wohlthätigen Boten, die Krankheiten, die ihm die nahende Gefahr verkünden und ihn antreiben, sie von sich abzugewenden.

„Deine Erde, Deine Ströme, Deine Berge hast Du mit heilsamen Stoffen gesegnet; sie vermögen Deiner Geschöpfe Leiden zu mildern und ihre Gebrüchen zu heilen. Und dem Menschen hast Du Weisheit verliehen, des Menschen Leid zu lösen, die Ordnung und Unordnung desselben zu erkennen, jene Stoffe aus ihren Verhältnissen herbeizuholen, ihre Kräfte zu erschöpfen und sie einem jeden Uebel gemäß zuzubereiten und anzuwenden.

„Auch mich hat Deine ewige Vorsicht erkoren, zu wachen über Leben und Gesundheit Deiner Geschöpfe. Ich schide mich jetzt an zu meinem Berufe. Stehe mir bei, Müthiger, in diesem

großen Geschäfte, daß es fromme, denn ohne Deinen Beistand frommt dem Menschen ja auch das Kleinste nicht.

„Laß mich beleiten die Liebe zur Kunst und zu Deinen Geschöpfen. Gieb es nicht zu, daß Durst nach Gewinn, Hunger nach Ruhm oder Ansehen sich in meinen Betrieb mische, denn diese sind der Wahrheit und der Menschenliebe feind und sie könnten mich irre leiten in dem großen Geschäfte, das Wohl Deiner Geschöpfe zu befördern.

„Erhalte die Kräfte meines Körpers und meiner Seele, daß unbedorrt sie immerdar bereit seien, zu helfen und beizustehen dem Reichen und dem Armen, dem Guten und den Bösen, dem Feinde wie dem Freunde. Laß im Leidenden kein mich nur den Menschen sehen.

„Erlauchte meinen Verstand, daß er das Gegenwärtige sah und das Abwesende richtig vermuthet. Laß ihn nicht sinken, daß er das Sichtbare nicht verkenne, aber auch das nicht überhöhe, er könnte sonst sehen, was nicht zu sehen. Denn fein und unmerklich ist die Gränze in der großen Kunst, Deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu warten. Laß meinen Geist stets sich gegenwärtig sein. Am Bette des Kranken mögen seine fremden Dinge keine Nacht ihn rauben, in seinen süßen Arbeiten nichts ihn stören; denn groß und heilig sind die Leistungen, Deiner Geschöpfe Leben und Gesundheit zu erhalten.

„Verleihe meinen Kranken Zutrauen zu mir und zu meiner Kunst, und Befolgung meiner Vorschriften und Weisungen. Verbanne von ihrem Lager alle Quasäler und das Heer rathgebender Verwandten und überweiser Wärterinnen, denn es ist ein grauesam Volk, das aus Eitelkeit die besten Absichten der Kunst vereitelt und Deine Geschöpfe oft dem Tode zuführt.

„Wenn weisere Künstler mich bessern und belehren wollen, laß meinen Geist dankbar und folgiam sein; das Gebot der Kunst ist groß. Wenn aber eingebilbete Narren mich tadeln, so laß Kunstliebe ganz ihn stählen, daß er ohne Rücksicht auf Alter, Ruhm und Ansehen auf der Wahrheit beharre, denn Ruhe geben wäre hier Tod und Krankheit Deiner Geschöpfe.

„Verleihe meinem Geiste Sanftmuth und Ruhe, wenn ältere Genossen, stolz auf die Zahl der Jahre, mich verdrängen, mich höhnen und höhnend mich bessern wollen. Laß auch dies mir zum Vortheil gereichen, denn sie wissen mancherlei, was mir fremd ist, aber ihren Dunfel laß mich nicht fränken; sie sind alt und das Alter ist nicht der Leidenschaften Meister — hoffe doch auch ich alt zu werden auf Erden vor Dir, Müthiger!

„Schenke mir in Allem Genügsamkeit, nur nicht in der großen Kunst. Laß nie den Gedanken in mir erwachen, du hast des Wissens genug, sondern verleihe mir Kräfte, Mühe und Trieb, meine Kenntnisse immerdar zu erweitern und neue mir zu erwerben! Die Kunst ist groß, aber auch der Menschen Verstand dringt immer weiter.

„Müthiger! Du hast in Deiner Gnade mich erkoren, zu wachen über Leben und Tod Deiner Geschöpfe. Ich schide mich jetzt an zu meinem Berufe. Stehe mir bei in diesem großen Geschäfte, daß es fromme, denn ohne Deinen Beistand frommt dem Menschen ja auch das Kleinste nicht.“

^{*)} Berlin, Louis Gerichol.

^{**)} Leipzig, Baumgärtner, 1869 (Bd. II. S. 159).

Aethiopien.

Die Salaschas oder aethiopischen Juden.*)

Herr Glad, dessen Buch „Zwölf Jahre in Aethiopien“ wir vor kurzem im Magazin zu besprechender Veranlassung nahmen, ist hienum mit einer neuen Publication über Aethiopien hervorgetreten. Wenn wir in Betreff des ersten Buches bemerken, es es für Kenntniss von Land und Leuten nur wenig Neues hat, so müssen wir von der vorliegenden Schrift sagen, daß sie größte Theil ihres Inhalts über bisher Unbekanntes berichtet.

Die allgemein verbreitete Meinung, daß die Juden durch die Zerstörung Jerusalems den letzten Rest politischer Selbstständigkeit verloren, ist richtig für den jüdischen Staat in Palästina; auf das gesammte Judenthum jedoch darf man diese Meinung nicht ausdehnen. Es dürfte allerdings wohl nur wenigen bekannt sein, daß im Mittelalter tief im Innern Afrikas verschiedene jüdische Staaten existirten. So finden wir an den südlichen Ufern des Rasischen Meeres den jüdischen Staat der Chagaren, über welchen wir bei arabischen Schriftstellern interessante Nachrichten finden.

Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts n. Chr. gelangte das Judenthum, wenn auch nur vorübergehend, in Südarabien zu großer Macht, indem der König Dsu-nuwas zum Judenthum übertrat und so einen jüdischen Staat gründete. Die ungemeine Grausamkeit jedoch, mit welcher Dsu-nuwas das Judenthum auszubreiten bestracht war, verwickelte ihn in Krieg mit den christlichen Aethiopiern. Der damalige aethiopische Kaiser Calab setzte mit einem abgriechen Heere über das Rother Meer, besiegte den Dsu-nuwas und vernichtete so den jüdischen Staat in Südarabien nach kurzem Bestehen.

Der in Aethiopien selbst mußte nach einigen Jahrhunderten das Christenthum dem Judenthum weichen; in den westlichen Theilen des aethiopischen Reiches befand sich nämlich eine große jüdische Bevölkerung, welche immer mächtiger wurde, bis endlich einer Familie derselben glückte, das Kaiserreich an sich zu reißen und länger als drei Jahrhunderte zu behaupten. Nur war die Familie Jage; ungefähr von den Jahren 960 bis 1260 n. Chr. hatte sie den aethiopischen Thron inne; da König es einem Erpföling der alten christlichen Kaiserfamilie, Jekuno Amal, vom Süden aus vordringend, die jüdische Dynastie zu vernichten und sich selbst auf den Thron zu setzen. Sein Geschlecht herrschte bis 1780 n. Chr.; mit dem Tode des letzten Kaisers Talla Ghyorgis zerfiel das Reich.

Wenigstens die jüdische Dynastie gestürzt war, so waren die Juden doch noch sehr mächtig und empörten sich wiederholt gegen die christlichen Kaiser, so daß wiederholt Feldzüge gegen sie unternommen werden mußten. Schließlich wurden sie auch aus dem westlichen Theil des Reiches verdrängt, in welchem sie jetzt noch als Fleckchen, gewerbetreibende Leute wohnen. Die Frage, wann die Juden in so großer Anzahl in diese Gegenden ausgewandert sind, ist unseres Wissens noch nicht richtig erörtert worden; wir verzichten also auch darauf, die Meinungen von einander stark abweichenden Ansichten an dieser Stelle mitzutheilen.

Was den gegenwärtigen Cultus, die Gebräuche und die ge-

sammten Zustände dieser Leute betrifft, so verweisen wir auf das Buch des Herrn Glad selbst; es ist in demselben Alles äußerst übersichtlich zusammengestellt.

—a.

Kleine literarische Neuere.

— Vorgesichtliches über das Land Preußen. *) Der gelehrte Verf. bietet mit seinem Werke eine neue Vorgesichtliche des Landes Preußen, die nicht allein durch tiefes Quellenstudium sich auszeichnet und daher in historischer Hinsicht allen Ansprüchen reichliche Befriedigung gewährt, sondern auch dem gebildeten Laien ein interessantes Bild der Urgeschichte seines Vaterlandes und seiner Vorfahren aufrollt. Unser warmstes Interesse wird erweckt, wenn wir, von diesem Führer geleitet, auf den erst von ihm ausgehobenen Pfaden in die bis jetzt in sagenhaftem Dunkel gehüllte Vorzeit blicken, und wir erkennen billig ob des hochwürdigen Alters von Preußens Stammbaum, dessen gigantische Wurzel tief verzogen ruht im Schoße der Bernsteinküste. Besonders hervorzuheben ist, daß der Verfasser nicht in das sogenannte Dunkel der Vorgeschichte Preußens zu bringen versucht, daß es ihm im reichen Maße gelungen.

Wenn wir auch darauf verzichten müssen, über den Inhalt ihres Lebens viel zu erfahren (sagt der Verfasser in seiner Vorrede) — der Wunsch, die Spuren ihres Daseins höher hinauf zu verfolgen, auf die ersten Pfade ihrer Blutsfreunde und das gemeinsame Lager, aus dem die verwandten Stämme kamen, genauer und vollständiger zu erkunden, als es bisher geschehen ist — mich dünkt, wenigstens dieser Wunsch geht über das Erreichbare nicht hinaus und es ist eine Hauptaufgabe dieses Buches, ihn seiner Erfüllung näher zu bringen. — Wir können das Buch bestens empfehlen allen Denen, welche sich über die Vorgeschichte des Landes Preußen zuverlässig unterrichten wollen.

— Zur Geschichte des Adels liefert Dr. J. F. Rohbach **) in dem ersten Bändchen einer populär-wissenschaftlichen Arbeit, deren Ziel durch den umfassenden Titel einer „Geschichte der Gesellschaft“ nicht mit genügender Bestimmtheit bezeichnet ist, Beiträge von ziemlich ungleichem Werthe. Wenn der Verfasser durch eine zusammenhängende Darstellung der gesellschaftlichen Zustände wesentliche Lücken der Staats- und Kulturgeschichte auszufüllen versteht, so werden die hierdurch regte gemachten Erwartungen bereits durch die Erklärung herabgestimmt, daß ein Eingehen auf die Trachten, Sitten, Lebensweise, auf das Privatleben der Gesellschaftsklassen überhaupt nicht beabsichtigt war. Indessen hat die Ausgabe auch in der Beschränkung auf das staatliche und religiöse Leben noch immer eine Reihe von fruchtbaren und für das Verständnis der Gesamtgeschichte förderlichen Gesichtspunkten, so daß der Verfasser durch eine knappe, aber lichtvolle Behandlung derselben ein recht interessantes und nütliches Buch zu liefern vermocht hätte. Wir fürchten aber, daß, wer auf diese Darstellung der Aristokratie angewiesen sein sollte, um sich über Ursprung, Wesen und Be-

*) Elektron oder „Ueber die Vorfahren, die Verwandtschaft und den Namen der alten Preußen. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Landes Preußen von Dr. William Vierdon.“ Berlin, W. Pfeiffer, 1869.

**) Geschichte der Gesellschaft. I. Theil. Die Aristokratie. Nürnberg, Stuber, 1868. XII u. 283 S. R. 8.

*) Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten Aethiopischen Juden (Palästina) u. f. v. von Martin Glad. Basel, G. F. Spittler, 1869. (Preis 24 fr.)

deutung des Adels im Orient, in Griechenland oder Rom, im Mittelalter und der Neuzeit Belehrung zu verschaffen, das Gebotene nicht genügend finden kann. Denn statt einer geschichtlichen Entwicklung findet er Ideen zur Geschichte, Betrachtungen, die, in sehr ungleichem Maße auf die Sache eingehend, das Historische im Wesentlichen als bekannt voraussetzen, und die auch durch eine wunderliche Auseinanderbreitung der einzelnen Nationalitäten in ihrer Uebersichtlichkeit beeinträchtigt werden. Die Eintönigkeit, die durch das beständige Hervorheben der providentialen Weltgebege hervorgehoben wird, tritt bei der schwungvollen, nicht selten etwas phrasenhaften Schreibweise des Verfassers um so deutlicher an den Tag. Freilich bringt uns hier und da ein Satz, wie folgender, zum Lächeln: „Wo nicht die Volkskraft selbst solche Usurpation überwältigte, da nagte der Wurm der Geschichte in der Tiefe ihrer Eingeweide, die sie dem Siechthume erlag.“ Anerkennung verdient die fleißige Benutzung der neueren Literatur. Werfen, wie z. B. Laurent's *Histoire du droit des gens*, dieser unerschöpflichen Fundgrube tüchtiger und geistvoller Gelehrsamkeit, verdankt das kleine Buch viel; wie denn die anziehende Darstellung der Plutarchfiguren wesentlich auf Laurent's eingehender Betrachtung dieses Ordens und seiner reformatorischen Bestrebungen ruht. Auch über Weisen und den Werth des Adels im neueren europäischen Staatelben bringt die Rostbach'sche Schrift, neben einer Uebersicht der bedeutenderen Literatur, manch treffendes Wort, und zu den Schlussbemerkungen, in denen der Verfasser auf die lediglich dem eigenen Verdienste entspringende Aristokratie der Zukunft hinweist, darf er sich des Beifalls und der Zustimmung in weitesten Kreisen versichert halten.

B.

— *Friedrich Wilhelm Krummacher, eine Selbstbiographie.* *)

Der am 10. December 1868 zu Potsdam verstorbenen Hof- und Garnisonprediger, Dr. theol. Friedrich Wilhelm Krummacher, der älteste Sohn des berühmten Parabeldichters Friedrich Adolph Krummacher, hat unstreitig zu den bedeutendsten Vertretern des orthodoxen Standpunktes innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands gehört. Seine gegenwärtig von seinen Kindern pietätsvoll herausgegebene Selbstbiographie ist deshalb ein erhebliches Zeichen der Zeit, oder, wenn man will, der nächsten Vergangenheit, und sie ist ein solches um so mehr, als sie mit großer Klarheit und Schärfe einen Theil der wichtigsten Glaubens- und Wissenskämpfe unserer heutigen Sturm- und Drangperiode abspiegelt, von einem Standpunkte aus, der allerdings sehr weit nach rechts liegt, aber gerade durch den unumwundenen Bruch mit der Unvereinbarkeit zusammenschneidenden „Vermittelungs-Theologie“ die Charakteristik des eigenen Seelenzustandes, der eigenen Partei, wie auch fremder und selbst entgegengesetzter Richtungen entschieden fördert. Der verehrte Krummacher hat für Charaktergedamnis ein ausgeprägtes Talent besessen; er hat es in seinem Lebensbilde frei walten lassen und seine außerordentliche Formgewandtheit ist ihm dabei wesentlich zu Hilfe gekommen. Krummacher ist einer der Hauptmitbegründer des „evangelischen Bundes“ (Evangelical Alliance) gewesen und die große Berliner Versammlung vom September 1857 hat ihm vorzüglich ihr Zustandekommen verdankt. Sein Wirken im Dienste der Gesamtmissionen der evangelischen Christenheit sichert diesem Freunde König Friedrich Wilhelms IV. bei Männern der verschiedensten Standpunkte ein ehrenvolles

Gedächtniß; sein würdiges Auftreten in der Bischofskanzlei (1868) hat gar Manchen unter seinen Gegnern für ihn gewonnen, seine persönliche Milde und Mäßigkeit, die Eichenwürdigkeit seines gefügigen Verhaltens und vor Allem auch seine aufrichtige Duldung abweichender Ueberzeugungen, selbst innerlich begründet scheinen, wird denen, die ihm näher stand, gewiß unvergänglich sein.

T. v. B.

— *Teilnick's israelitische Gotteslehre.* Von Dr. Ed. Teilnick israelitischem Prediger in Wien, sind unter dem Titel: „*Sei Israel!*“ (Höre, Israel) fünf Reden über das israelitische Glaubensbekenntnis erschienen). Der gewandte und beliebte Kantor, dem die Macht des Wortes außerordentlich zu Gebote steht, hat in warmen Worten den Werth und die Bedeutung des israelitischen Glaubensbekenntnisses, das sich in der Irgung an den einzigen Gott, im Monothelismus, entwirrt, seinen Zuhörern dargelegt. Es thut dem Gemüthe n das Höchste und das Beste, worüber der Mensch sinnt, sein Verhältnis zu seinem Schöpfer, so klar und selbst einfachsten Verstande fähig dargestellt zu sehen. Es ist diese Rede die erste Abtheilung zu einer Reihe von Reden über „Gott, Welt und Mensch nach der Lehre des Judenthums“.

Der Förderung der Kunstgewerbe. Den früheren, in B und Wien veröffentlichten deutschen Mahnungen, Geist und Bildung unserer Gewerbetreibenden möglichst zu fördern, damit sie nicht auch ferner, wie die Pariser Industrie-Ausstellung von 1867 bewiesen, hinter den Leistungen der Engländer, Franzosen, der Belgier und mancher anderen Nationen zurückbleiben, schließt sich jetzt auch eine kleine Schrift des k. k. Karl Krummbolz, Lehrers an der k. polytechnischen E in Dresden, an, der dabei besonders sein engeres Vaterland im Auge hat.**) In eingehender Weise bespricht der Verfasser, nachdem er die zurückgebliebene Stellung der Kunstgewerbetreibenden nachgewiesen, die Mittel zur allseitigen Bildung des Volksgenusses, und zwar nicht bloß Produzenten, sondern auch der Konsumenten, wobei hat die jetzt in allen Ländern auf der Tagesordnung stehende Sache des zweckmäßigeren und vollständigeren weiblichen Richts ebenfalls als eine Nothwendigkeit hervorgehoben. In diesen theoretischen Theil des Buches reißt sich dem der praktische, welcher die Anstalten für spezielle Ausbildung von Fachkünstlern und Lehrern, die Errichtung von Kunstschulen und Lehrwerkstätten, den gewerblichen Künsten für Zeichnen, Malen, Composition und Ornamentik, Graphie, Glasgelehrte u. behandelt. Die Schrift des Krummbolz ist der allgemeinsten Beachtung und die Befolgung seiner Rathschläge dringend zu empfehlen.

— *Edmund Höfer's „Verklärter Sohn“.* *) „Aber Ichne ich's doch, denn ich halt's nicht aus, daß man meinen immer schilt und für Nichts achtet, und er verdient das Er ist der beste und bravste Herr im Lande — ich mu herauslagen, es frißt schon lange an mir! — aber er ist“

*) Wien, Verlags-Universität-Buchhandlung, 1869.

**) Wobei der Princip? Anregungen und Vorschläge für die Kunst zur Förderung des Kunstgewerbes und der Bildung gewer Kunstler. Von Karl Krummbolz. Leipzig, Cramdt u. Sander, 1

*) Stuttgart, Eduard Hallberger, 1869. by Google

*) Mit dem Bildnis des Verfassers. Berlin, Verlag von Wiegandt und Greben, 1869. 279 S.

Unter dem Vorsth von Edouard Caboulaye ist in Paris eine Gesellschaft für vergleichende Gefesgebung zusammengetreten, welche im Wesentlichen die in unsern neuichen Artikel über die Ausbildung des internationalen Rechtes bezeichneten Aufgaben zu verfolgen beabsichtigt. Das Statut bezeichnet als Zweck der Gesellschaft: das Studium der Gefesge der verschiedenen Länder und die Auffindung praktischer Mittel, um die einzelnen Zweige der Gefesgebung zu verbessern. Nach dem Vorbilde ähnlicher Vereine in England und Nordamerika theilt sich die Gesellschaft nach den Nationalitäten in Sectionen; die Berichte derselben werden in den Versammlungen geprüft und erforderlichen Falls besondere Commissionen zur Bearbeitung und Sammlung des betreffenden Materials überwiesen. Eine periodische Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Arbeiten wird in der Revue du droit international in Aussicht gestellt. Im Vorstande der Gesellschaft, die bei ihrer Conftituirung bereits 250 Mitglieder zählte, befinden sich Namen von bestem Rufe in der Rechtswissenschaft und der Advocatur Frankreichs; wir erwähnen die Herren Gaustin-Hélie, Duvenger, Garnier, Courcelle-Seneuil, Rauter u. s. w.

Der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ hat neuerdings den Betrag von 300 fl. d. W. mit der Bestimmung ausgefetzt, daß hiervon ein erster Preis von 200 fl. und ein zweiter Preis von 100 fl. für die besten als preiswürdig anerkannten Arbeiten ausgeschrieben werde, welche die Geschichte einer Kunst, eines Gewerbes, Handels- oder Industriezweiges in Böhmen zum Gegenstande haben, gleichviel ob die Arbeit sich auf einen Ort oder Bezirk in Böhmen beschränkt, oder das ganze Land Böhmen betrifft. Als Preisrichter hat die Section die Herren Sectionschef Dr. Ant. Vanžura in Wien, Prof. Dr. Fr. Makowiczka in Erlangen, Handelskammer-Secretair Dr. Edmund Scheibel in Prag, Buchhändler Friedr. Tempel in Prag und Director Karl Werner in Znaim erwählt. Konfurenzen können auch Nichtvereinsmitglieder. Die Arbeiten sind in deutscher Sprache bis zum 31. December 1870 an den Ausfchuss des Vereins für Geschichte der Deutschen Böhmens in Prag mit einem Motto einzusenden, und sind die Adressen der Konfurenzen verhegelt beizulegen. Die Namen derjenigen, welchen die Preise zuerkannt werden, kommen binnen Jahresfrist nach Ablauf des Einsendungsstermines zur Veröffentlichung. Die preisgekrönten Arbeiten wird der Verein gegen Zahlung eines angemessenen Honorars publiziren.

Der Handelsverkehr Liberia's, der Regier-Republik an der Westküste Afrika's, ist, dem Jahresbericht des Norddeutschen Bundesconfulats zu Monrovia zufolge, im J. 1868 ein den Verhältnissen angemessener und zufriedenstellender gewesen. Derselbe ist für uns insofern nicht ohne Interesse, als der Norddeutsche Bund in Bezug auf Betheiligung daran eine wichtige Rolle spielt. Außer Norddeutschland nehmen noch die Vereinigten Staaten Amerika's, England und Holland daran Theil, allein es wird allgemein angenommen, daß der Verkehr keines der letzteren Länder an Wichtigkeit denjenigen des Norddeutschen Bundes, welcher im J. 1868 wohl reichlich 200,000 Doll. umgeseht hat, übertrifft. Im J. 1868 kamen im Hafen von Monrovia 5 norddeutsche Schiffe mit zusammen 576 Kisten an. — Bei Beurtheilung des Handels der Regier-Republik darf indeffen nicht außer Acht gelassen werden, daß die Bedeutung desselben bis jetzt zu den wirklichen natürlichen Hilfsquellen des Landes

und zu der Ausdehnung seiner Küste noch immer in einem sehr ungünstigen Verhältniß steht. Dies hat theilweise seinen Grund darin, daß durch die Bestimmung der Landesverfassung, welche die Weifen von der Erlangung des Bürgerrechtes und des Grundbesitzes ausschließt, der Zutritt fremder Kapitalen & Zweeden der Bodenkultur erschwert wird, während die einheimischen Liberianer — meistens von den Vereinigten Staaten Amerikanern eingewanderte freie Farbige und emancipirte Sklaven — ohne hinreichende eigene Mittel zur Ausbeutung des natürlichen Reichthums ihres Landes — sich fast ausschließlich dem Handel mit den unentbehrlichsten Eingeborenen widmen, denen die Erzeugung und Einfammlung der hauptsächlichsten Export-Artikel gänzlich überlassen ist. — Die Einfuhr-Artikel bestehen hauptsächlich aus Baumwollenwaaren, Takaf, Spirituosen, Pulver, Waffen, Steingut, Eisen und diversen kurzen Waaren u. Vorzuggegenständen. Von den Exporten, die den für den Handel mit den Eingeborenen wichtigsten Artikel repräsentiren, erheben sich besonders die deutschen und schweizer Stoffe einer sehr Beliebtheit. Ausfuhr-Artikel dagegen sind namentlich Palmkerne, Rothholz (Camwood) und Eisenbein, welche ausschließlich von den Eingeborenen an den Markt gebracht werden.

Die von Richard Wagner's abenteuerlicher Schriftge, „das Judenthum in der Musik“ hervorgerufene Polemik ist bereits eine ganze Literatur von Journalartikeln und Broschüren die sich, nach der Versicherung eines Sammlers solcher Curitäten, bis jetzt schon auf hundertundfünfzig Nummern beläuft. Meinem zwar, es sei dem Herrn Wagner mit diesem bestimmsamen Gerede von Gegnern viel zu viel Ehre angethan man habe dadurch ihm und seinem Urtheil eine Bedeutung beilegt, die sie gar nicht besitzen; aber es ist immerhin in allen guten Deutschlands, im Süden wie im Norden, ein einstimmendes und selbst von Deutschen in Russland große Entrüstung über die unästhetische Selbstüberhebung eines hochgelehrten Mannes der Kunst ein erschütterndes Zeichen der humanen Zeitstimmung. Zwei der aus dem südlichen Deutschland aus Wien gekommenen Journalistinnen, die des Herrn Professors Dr. W. Fuchs in Karlsruhe über die „Meisterwerke und die des Herrn Dr. Eduard Hanslick in Wien „Judenthum“, sind kürzlich zusammen in Form einer Broschüre in Norddeutschland gedruckt worden“) und der in „St. Petersburg Zeitung“ zuerst publicirte „Offene Briefe an Herrn Richard Wagner“, von Arthur von Trubart St. Petersburg, ist jetzt ebenfalls in Leipzig in einem kleinen Abdruck erschienen.“)

Von Georg von Dergens's Aphorismen: „Aus dem Leben““) ist jüngst unter dem Titel: „Vitae Levens 8 Aphorismen. Vitae Hoogduitsche door S. A. J. de Keuser-Gronden eine Uebersetzung in das Holländische erschienen. Wir d früher bereits in diesen Blättern auf die Tiefe der Geistes und die Wahrhaftigkeit der Empfindungen in den Schriften des Herrn Georg v. Dergens hingewiesen.

*) Berlin, Louis Gerbel's Verlagshandlung. (24 S. 8.)

**) Leipzig, Otto Klemm.

***) Heidelberg, G. Weß, 1868.

Magazin für die Literatur des Auslandes

(Erscheint jeden Sonnabend.)

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

18. Jahrg.)

Berlin, den 29. Mai 1869.

[N. 22.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Philosophie der Erdkunde. Geographische Charakteristik der deutschen Volksstämme. 313. — A. Bastian: Zur Ethnologie der Kulturvölker. 315.
Kulturfürder. Segor von Sivert: Humanität und Nationalität. 316.
Reisen. Dankschreibungen. Altes und Neues, von Karl Witte. 318.
Leben. Ein Rüst über einen Rüst. 322.
Reiseberichte. Zur Geschichte der deutschen Sprache in Amerika. Die Deutschen in Pennsylvania. 323.
Neue literarische Revue. Victor Hugo's „Fadmannchen“. 324. — Europäische Revue für Wissenschaft, Kunst und Literatur. 325. — Eine zweifelhafte Kunstgeschichte. 325. — Dichtungen des Auslandes. 325. — Spaziergänge im Babelsberg. 325. — Für Frauen. 326. — Ein Reiseleiter. von Julius Gessle. 326. — Das Schloß am Meer. 326. — Waterlehen. 326.
Wissenschaften. H. Klenke's Ver. v. Humboldt in sechster Auflage. 326. — Krug's Zell und Leben. 326. — Gupfens Lehrer von Rom. 326. — Die alte Stahlmauer von Nürnberg. 327. — Eine Holländerin über Einrichtungen für und von Frauen in Berlin. 327. — Preisausgabe eines ältern Verfassungskatechismus. 327. — Neue dramaturgische Zeitschrift. 327.

Deutschland und das Ausland.

Philosophie der Erdkunde.*)

Geographische Charakteristik der deutschen Volksstämme.

Wenn es wahr ist, daß die Geschichte eines Volkes und die Entwicklung seiner staatlichen Verhältnisse zu einem großen Theile von der Beschaffenheit des räumlichen Schauplatzes, seinem Klima, seiner tektonischen, oceanischen, oro- und hydrographischen Lage, seiner Begrängtheit und endlich seiner Produkte abhängt, so hat die Geographie nicht nur ein Recht, sondern Pflicht, diesen Zusammenhang zwischen der Geschichte und dem Leben eines Landes nachzuweisen, d. h. sich zu jener beherrschenden und verbindenden Darstellung zu erheben, welche als diejenige, die „Philosophie der Erdkunde“ bezeichnet werden kann, ist geschehen. Die Erdkunde ist in neuester Zeit in stete Berührung mit der Philosophie gekommen. Nicht in Geographen haben das täglich anwachsende Material gegeben, auch Geschichtsschreiber und Naturforscher haben es seiner Heimlichkeit entzogen und einer vielseitigeren Betrachtung zugänglich gemacht. Als eine der bedeutendsten Arbeiten dieser Richtung hin müssen wir ein uns vorliegendes Werk bezeichnen, welches unter dem Titel: „Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung von Ernst Rapp“ jetzt in zweiter Auflage erschienen ist, und welchem unstreitig das Verdienst zugesprochen werden muß, jene Ausgabe der Lösung um ein Merkliches näher gebracht zu haben, nämlich die Erdbeschreibung zur Erdkunde, in einem Kennen und Wissen des Beschriebenen zu erheben, durch die von selbst sich ergebende Vergleichung mit verwandten Gebieten, durch das Auffinden und Hervorheben der innern

Wechselbeziehungen zwischen dem Planeten und dem Menschen, mußte notwendig in einem bis dahin todtten Stoffe das Feuer wissenschaftlicher Fütterung entzündet werden.

Aus der Schule in das Leben gerückt, soll die Geographie allmählich aufhören, bloßes Lebrojekt zu sein. Sie macht Anspruch auf einen Platz in der allgemeinen Wissenschaft, welcher ohne Frage ihr werden muß, sobald sie sich von dem Gedanken zu begriffsmäßiger Gliederung durchdringen läßt. Indem nun der Verf. das vorliegende Material verarbeitet und Vieles, was von Vielen gedacht worden ist, führt und mit dem Ganzen verbindet, hat er dieser neuesten unserer Wissenschaft durch seine umfassende Arbeit einen wesentlichen Dienst geleistet und, wie wir meinen, das Verhältniß und Interesse für dieselbe auch in weitere Kreise verbreitet.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß jedem Orte seine Geschichte, jeder That des menschlichen Willens ihre Geographie eingeboren ist, erhebt er die Geographie zur selbständigen Wissenschaft und weist für sie die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer Philosophie darin nach, daß ihr Objekt die Erde ist, nicht bloß in ihrem räumlichen, sondern die Erde als Probestellung des im Menschen zur Erscheinung kommenden Geistes, die Erde als Hintergrund aller geschichtlichen Färbung und als Material der Verklärung der Dinge, mit einem Worte, die Erde, wie sie bestimmend auf die Entwicklung des Geistes einwirkt und hinwiederum vom Geiste bestimmt und verändert wird. Dies Verhältniß des Planeten zum Geiste ist ein wesentliches. Demgemäß hat die philosophische Erdkunde, indem sie sich ihren Weg von dem successiven Auftreten und Bekanntwerden der Erdräume als Grund und Boden staatlichen Lebens verschreiben läßt, nachzuweisen, daß dagegen der Gang der Darstellung der Weltgeschichte von dem Zusammenhange bedingt wird, in welchem die verschiedenen Erdräume als Naturseiten der Staaten stehen. „Aus diesem Grunde“ — sagt der Verf. in der Vorrede zur ersten Ausgabe — „ist die philosophische Erdkunde eine notwendige Bedingung aller wahrhaften Geschichtskunde. Die Geschichte ist in ihrer höchsten Auffassungsweise philosophische Geschichte der Politik im weitern Sinne. Die Philosophie der Erdkunde kann daher auch als eine Vorstufe der Politik bezeichnet werden.“

Auch die Zeit fordert mit Nothwendigkeit eine solche wissenschaftliche Behandlung der Erdkunde, denn: „Politik ist Lebensweisheit der Staaten, ist das Wissen von dem Leben des Staates als eines nach den Gesetzen der Vernunft, Sittlichkeit und Freiheit sich erfüllenden Organes. Nun macht aber die vor unseren Augen sich gehende Umgestaltung der Raumverhältnisse, durch welche Raum- und Zeitspatien, wenn nicht vernichtet, doch wenigstens verflüchtigt werden, um Raum und Zeit zu gewinnen, die Geographie um so mehr zu einer tief in das öffentliche oder in das Leben des Staates eingreifenden Wissenschaft, als sie zugleich vom Leben gefördert und getragen wird. Die in ihren Bestrebungen auf möglichste Steigerung der Kulturmittel gerichtete Gegenwart bringt auf den Begriff solcher Erdischeinungen und zwingt sie, der Zeitphilosophie Stand zu halten.“

Das Werk zerfällt in eine Einleitung und in drei Theile, von denen der erste die physische, der zweite die politische und

*) Vergleichende Allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung von Ernst Rapp. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, Georg Westermann, 1868. (XII, 704 S. gr. 8.)

der dritte die Kultur-Geographie behandelt. Der zweite Theil, der das größte Interesse und demgemäß auch die ausführlichste Behandlung in Anspruch nimmt, verbreitet sich in seinem ersten Abschnitt über die potamische oder orientalische Welt und schildert die Länder und Staaten Afens und Afrikas, so weit sie hier in Betracht kommen. Der zweite Abschnitt geht dann zu der thalassischen Welt über, und es sind hier vorzugsweise die um das Mittelmeer gelegenen Staaten und Länder der flassischen Welt, die hier eine eingehende Beschreibung erfahren. Im dritten Abschnitt wendet sich die Betrachtung der oceanischen Welt zu, welche sich in die drei Gruppen: die continentale Seite Europas oder die romanischen Staaten und die oceanische Seite desselben Welttheils oder die germanischen Staaten, sondert.

Nachdem der Verf. in dem ersten Abschnitt des zweiten Theils seines Werkes die Anfänge der Geschichte verfolgt von Aegypten und Persien aus bis Hellas und gezeigt hat, wie das westliche Bassin des Mittelmeeres die Geschichte nach dem europäischen Occident zieht, wie der Gestirnsberg dieses Binnenmeeres das physische Band des römischen Reiches wird, sehen wir, wie endlich in dem byzantinischen Reiche das, was vom orientalischen, griechischen und römischen Leben übrig geblieben war, einen Sammel- und Vereinigungspunkt findet. Diese Momente der potamischen und der thalassischen Welt werden in Konstantinopel so lange aufbewahrt, bis mit den Vorbereitungen der Entdeckung eines transatlantischen Erdtheils die Zeit gekommen ist, wo sie als befruchtende von einem neuen, hierzu gereiften Geiste aufgenommen werden können. Konstantinopel fällt erst, nachdem Columbus geboren ist.

„In der orientalischen Welt begegnen wir dem Geiste in seiner unmittelbaren Einheit mit der Natur, alle Momente seiner Entfaltung lassen sich als ursprünglich natürliche erkennen; in der flassischen Welt verliert die Naturbestimmtheit ihre Priorität und das Geistige kommt ebensowohl wie das Naturliche zur Existenz; in der germanischen oder oceanischen Welt greift der Geist über die Natur hinaus, verhält sich frei zu ihr, indem er sich ihr einträgt, und erhält sich seine Freiheit von ihr zugleich wahrhaft dadurch, daß er sie frei in seinem Interesse verwendet. Dieser Zusammenhang ist es, welchen die politische Geographie in der Darstellung der oceanischen Welt zu verfolgen und zu begreifen hat. Indem sie einerseits zugiebt, daß den verschiedenen weltgeschichtlichen Aufgaben der Menschheit besondere Gestaltungen des Erdbodens unterbreitet sind, zeigt sie andererseits, wie der nationale Drang der Völker, in bestimmten Richtungen sich ergießend, den Erdboden sich unterwirft und menschlichen Zwecken gemäß umgestaltet.“ (S. 248 u. ff.)

In welcher Weise der Verf. die natürliche Lage und Bodenbeschaffenheit der Länder zugleich mit dem den einzelnen Völkern inwohnenden geistigen Impulse in Verbindung bringt mit ihrer Geschichte, dafür mag das folgende Beispiel genügen:

„Daß der Engländer an das Seeleben, der Deutsche an den Land- und Bergbau gewiesen ist, ist eine einfache Naturbestimmtheit. Englands Seeherrschaft und sein Weltbandel dagegen sind keinesweges ausschließlich und allein von seiner insularen Lage und terrestrischen Beschaffenheit abhängig. Ehe die Herrschaft der Meere in britischen Händen war, waren Spanien, Portugal, Niederland im Besitz derselben. Es müssen also auch geistige Impulse bei solchen Erscheinungen wirksam sein, und diese finden wir in der Wiederbelebung vergangener Kulturen, in der Reformation, in dem Aufstehen oder Verschwinden antiker Bildungsmomente, in dem Anstöße durch eine politische

Idee, in jenem „Hinaus des Geistes, jener Begierde des Menschen, seine Erde kennen zu lernen.“ (S. 249.)

Zum Schluß können wir es uns nicht versagen, hier und Einiges über Deutschland, seine Nationalität und seine geschichtliche Entwicklung anzuführen, wie wir es aus der Mappe des in dem betreffenden Abschnitt des Werkes ausgehauenen äußerst interessanten Materials beliebig ausgewählt, um aus dem tiefen Gehalt und die scharfsinnige Durchdringung des Stoffes zu zeigen, welche überall sich vortheilhaft bemerkbar macht.

„Eine Charakteristik der deutschen Volksstämme“ — sagt H. Verf. S. 390 u. ff. — „hat ihre Schwierigkeiten. Wenn man um andern dem Sachsen mehr Neigung zur ersten Wissenschaft als zu den schönen Künsten, pedantisches und steifes Wesen, die Schwaben poetisches Talent, Outmüthigkeit und Lebhaftigkeit vereint mit Gründlichkeit, dem Franken Gewandtheit, frohsinnige Offenheit und rasche Auffassungsgabe, dem Baiern Treue und bligotte Brauchbarkeit zuschreibt: so haben solche Eigenschaften manches Wahre und manches Verfehrte. Das, was es ankommt, besteht vielmehr in der Auffassung und Erhebung des allgemeinen Unterschiedes, in welchem alle besondern Färbungen der einzelnen Stämme ihre Erklärung finden. Diesen Unterschieden gehört zunächst der natürliche Gegensatz von Süden und Norden, von Bergland und Tiefebene, von Alpenseite und Meeresseite, der, je nach dem Unterschiede der Färbung mit der slavischen, der romanischen und der germanischen Völkerfamilie, modificirt wird. Im Süden, als dem Oestlande, herrscht das Gemüth und die Phantasie, im nördlich Tieflande das Denken vor. Der Süden Deutschlands ist tradirt von großen Dichtern, der Norden an Philosophen; im Süden herrscht der Katholicismus, im Norden der Protestantismus vor; die oberdeutsche Mundart zeichnet sich durch Consonanten-Härte und durch Breite der Vocale aus, die niederdeutsche im Umlauten des harten Consonanten und Verkürzung der Vocale und Diphthongen; den Süden charakterisirt die Neigung zu sinnlichem Genuß, der Norden zieht Vorliebe für die geistigen Beschäftigungen des Geistes. Ackerbau und Schifffahrt sind es an die Tiefen, Bergbau und Viehzucht die an das Gebirgland geknüpften Lebensstimmigkeiten; die in Oberdeutschland meistentheils gepflegte Kunst ist Gesang und Musik, in Norddeutschland ist es die bildende Kunst. Und doch sind Norden und Süden wieder das Eine Deutschland, in welchem von dem Ende bis zu andern dieselbe Sprache, dieselbe Literatur, dieselbe Neigung zum Familienleben, verbunden mit Treue und Zuverlässigkeit, mit Ausdauer und Outmüthigkeit und mit Mäßigkeit und Gedächtnlichkeit herrschen, Eigenschaften, welche dem Deutsche in der Fremde, wohin er kommt, eine willkommenen Anknüpfung sichern.“ — „Die Form, in welcher Deutschland seine nationale Einheit sucht, ist das Produkt seiner nationalen Entwicklung, deren Färbung die geographische Position, die Stammeseigenthümlichkeit und die äußere Geschichte sind. Die Anfänge der deutschen Geschichte ruhen, ganz im Gegenstand zu den Staaten der orientalischen und der flassischen Welt, welche in großen Städten begonnen hatten, in der Dorferfassung. Nicht Babylon, Tyrus, Athen, Carthago und Rom waren Städte und zugleich Staaten. Die ganze römische Geschichte war eine Stadtgeschichte. Die Eroberung einer Stadt war gleichbedeutend mit der Vernichtung des Staates. Anders in der germanischen Welt. Die freien Dorfgemeinden, von zusammenhaltenden Geschlechtern ausgegangen, waren im Kleinen, was die Römern genossenschaften im Großen. Aus ihnen ist der germanische

Erst erwachsen. Seine Grundlage ist die Landgemeinde. Die Städte, welche am Rhein und an der Donau vorhanden waren, waren römischen Ursprungs. In seiner Geschichte der Dorfverfassung führt v. Maurer aus, wie dieselbe bei gleichzeitiger Entstehung von zahlreichen Städten sowohl unter mediterranen, wie unter oceanischen Einwirkungen wesentlich verändert und entfallen worden ist. Jene, die mediterranen, bestanden in der Aufnahme des römischen Rechtes, dem steigenden Einfluß der Grundbesitzhaft und dem förmlichen Absolutismus, diese, die oceanischen, in der Reformation und der der Revolution vorausgehenden Philosophie, welche über den religiösen und politischen Fragen die eigentlich nationalen Interessen in Vergessenheit gerathen ließen.

In den lateinischen Staaten ist deren germanische Mitgift, die Gemeinde- und Provinzial-Verfassung, gänzlich in der absoluten centralisirenden Fürstengewalt aufgegangen. Die staatliche Einheit ist vorhanden, aber ohne die historische Erfüllung freigelegter Verwendigkeit. In den germanischen Staaten sind die Elemente der alten Gemeindeverfassung bei weitem nicht zerbrochen und lassen durch ihre Wiederbelebung hoffen, daß ein neues gemeinschaftliches Leben in Stadt und Land sich bilden und, wie im Staate, so auch in der Gemeinde Festigkeit bei allen Einrichtungen mit der Beweglichkeit der jetzigen Zeitordnung zu einem Ganzen sich verbinden wird.*

A. Bastian: Zur Ethnologie der Kulturvölker.

Nachdem erst vor Kurzem Dr. A. Bastian ein höchst interessantes Werk: „Beiträge zur vergleichenden Psychologie; in Erle und ihre Entstehungsweisen in der Ethnographie.“ herausgegeben und gleichzeitig sein großes Werk über die Kultur des östlichen Asiens beendet hat, treffen wir ihn schon wieder mit einer neuen Arbeit auf dem Büchermarkte: „Das Bekannte in den Menschenrassen und die Spieltheorie ihrer Veränderlichkeit; Prolegomena zu einer Ethnologie der Kulturvölker.“*) Die Beiträge, welche die früheren Arbeiten Bastian's charakterisiren, finden wir auch in dieser Arbeit; die Fülle der Belesenheit nach jeder Seite hin, die Haße der eigenen Beobachtungen und Untersuchungen forciert seine Bewunderung heraus; es ist aller Orten ein Reichthum an Stoffen, der uns fast überwältigend entgegentritt, dabei aber in seiner chaotischen Zusammenstellung das Verständnis kaum einermüdet. Ueberhaupt ist die logische Entwicklung des Themas die schwächere Seite der Arbeit; dasselbe wird nur oberflächlich behandelt, und dem Leser meist selbst überlassen, aus der Masse der Thatfachen sich die Schlussfolgerung für dasselbe zu ziehen.

Eine besondere Vorliebe, welche sich durch das ganze Werk hindurch geltend macht, hat der Verfasser für die Vergleichung chemischer Prozesse mit Vorgängen im Leben der Völker, ohne dabei zu bedenken, daß im Völkerleben Faktoren bedingend auftreten, die sich aller und jeder Berechnung entziehen. Sogar er selbst: „Wenn uns der jetzige Standpunkt der Chemie eine Erklärung der anorganischen Prozesse in ihren relativen Verhältnissen möglich gemacht hat, so kann sie bei der Selbstbildung von sekundärer Giltigkeit beanspruchen, da in ihrer primären

Entstehung ein Unbekanntes eintritt, ein kosmisches Agens mitwirkt, das sich mittelst der Insolation auch unter der Erdrinde und Wasserfläche auf eine gewisse Strecke fühlbar macht. Wie aber das Organische in seinem primitiven Anfange, in den ersten Regungen des Lebendigen von einem Jenseitigen abhängig ist, so muß das Abhängigkeitsgefühl bei normalem Entwicklungsgange in das Bewußtsein zurücktreten, wenn es in der Blüthe des Pöndischen zu seinem Zielpunkt gelangt ist und den Keim eines neuen Beginnes ansetzt.“ Mit diesem Anspruch des Verfassers steht aber seine Handlungswelt vielfach im Widerspruch. Um von den vielen Beispielen nur eines zu wählen, sei Folgendes hervorgehoben: Wie sich beim Zusammenstoßen von einem Atom Kalterde und einem Atom Schwefelsäure mit 2 Atomen Wasser der Körper bildet, dem als Aernform die gerade rechteckige Säule zu Grunde liegt mit dem specifischen Gewicht 2.4 (oder im wasserfreien Anhydrit 2.9), wie der kohlensaure Kalk in Bomboceren kristallisiert, wie man Australien an seinen Eukalypten, afrikanische Steppen an den Euphorbien, die amerikanischen Plateaus an den Cactus erkennt, wie der *Ursus marinus* in den polaren Zonen, der *Ursus arctus* in der gemäßigten, der *Ursus galgensis* in der heißen Zone auftritt, so wird in seinem heimathlichen Boden am Reichen Nil der Schilf hervorwachsen, in Senaar der Nubier, der noch heutzutage die stereotypische Physiognomie zur Schau trägt, mit der er schon auf tausendjährigen Monumenten abgebildet steht.

Wleien wir zunächst bei der chemischen Verwandtschaft stehen, fährt Bastian fort, so liegt in der Thatfache, daß Schwefelsäure und Natron in den schiefer rhombischen Säulen des Glaubersalzes kristallisiert, nicht die mindeste Garantie ihrer Permanenz des Verharrens äußeren Einflüssen gegenüber, obwohl die Permanenz ihrer Entstehung in den Gesetzen chemischer Wahlverwandtschaft unumstößlich begründet ruht. Tritt ein Atom schwefelsaures Natron mit 14 Atom kohlensauren Kalkes zusammen, so bildet sich Soda, und die Atome des Natrium sulphuricum mögen erst aus den Würfeln des Kochsalzes in ihrer zerlegenden Behandlung mit Schwefelsäure erzeugt sein, wie überhaupt alle Salzfalle sich nach ihren einfachen, doppelten oder dissonirenden Affinitäten verbinden. Ebenso würde die in allen Consequenzen ausgegebene Permanenz der Völkerrassen in keiner Weise einen oppositionellen Widerspruch einschließen, wenn man die unbegrenzte Variabilität der Kulturvölker annähme, und würde der erste Anlaß dieser Veränderlichkeit besonders unter zwei Gesichtspunkten aufzufassen sein. einmal in Folge der Mischung verschiedener Rassen durch fremde Einwanderung in die Heimat der Eingeborenen und zweitens durch die Vererbung einer Rasse von ihrem Mutterboden auf einen ausländischen, dessen physikalischen Bedingungen sie sich assimiliren muß, wenn sie überhaupt ihre Lebensfähigkeit bewahren will.

Selbst wenn mit diesen aus der Chemie herbeigezogenen Beispielen nur bildliche Vergleiche beabsichtigt werden, so sind sie doch keineswegs angethan, die Verhältnisse deutlicher zu machen; sollen aber mit ihnen gar dem Völkerverleben analoge Vorgänge dargestellt werden, so erinnern wir nur an die Worte Alexanders v. Humboldt: „Gefüge anderer, geheimnisvollerer Art walten in den höchsten Lebenskreisen der organischen Welt: in denen des tiefsten geistlichen, mit schaffender Geisteskraft begabten, sprachverzeugenden Menschengeschlechtes.“

Bei allen Mängeln aber, welche Bastian's üppig wucherndes Wissen und Denken mit sich bringt, finden wir im Einzelnen

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868.

*) Berlin, Dietrich Reimer, 1868.

viele treffliche Ansichten und Gedanken, die das Werk zu einer reichen Fundgrube machen, aus der sich eine Fülle von Material schöpfen läßt, und bedenkt man, daß wir hier nur mit einer Vorarbeit zu thun haben, so dürfte sich wohl noch manche Lücke entschuldigen lassen, aber wir hielten uns gerade deshalb desto mehr verpflichtet, auf die Mängel aufmerksam zu machen, damit sie bei der späteren Ausfüllung vermieden werden könnten.

Als eine sehr dankenswerthe Beigabe haben wir schließlich noch die treffliche Uebersichtstafel der ethnologischen Kulturkreise, nach ihrer ungefähren Begränzung im 15. Jahrhundert, entworfen von A. Baklan und S. Kierpert, hervorzubringen. Sie gewährt uns einen anschaulichen Ueberblick über die Gränzen der einzelnen Rassen in der alten und neuen Welt, ohne jedoch dabei verkennen zu wollen, daß eine scharfe Einteilung, selbst nach unsern jetzigen Kenntnissen derselben, unmöglich sei, und wohl noch für einige Zeit ein frommer Wunsch bleiben wird.

H. D.

Baltische Provinzen.

Jegor von Sivers: Humanität und Nationalität.*

Das russische Kaiserreich läßt sich wohl mit einem großen, unförmlichen Riesen vergleichen, der über seine eigenen ungestalteten Glieder fällt, der die Spitzen seiner Füße mit seinen eigenen Augen nicht erkennen kann, wenn er sich nicht bückt, und der, trotz seiner immensen körperlichen Kraft, doch regelmäßig von schwächeren aber gewandteren Gegnern besiegt wird. Mit einer Gesundheit des Wagens, wie sie der böse Mephistopheles an der Kirche anerkennt, hat es allmählich ein Land nach dem anderen aufgefressen, ohne sich dabei zu überessen, und dem stetigen Weiterwachsen im Südosten und Süden scheint bis jetzt ein Ziel noch nicht gesteckt zu sein. Wohl geht auch in diesem Reich, wenigstens in den Sommermonaten, die Sonne nicht unter; aber darauf kommt es nicht an, hat schon Nistenberg bemerkt, sondern vielmehr darauf, was sie während dieser Zeit zu sehen bekommt. Und in dieser Beziehung lautet der Bescheid etwas weniger günstig; denn vorläufig ist noch mancher der aufgenommenen Bestandtheile nicht assimiliert, das gemeinschaftliche Regiert- resp. Gedrücktwerden von Einem Zar ist noch lange keine politische Einheit im Sinne der westeuropäischen modernen Staaten, und die sanguinischen Hoffnungen für die Zukunft dieses Reiches, welche die jungrossische Partei hegt und mancher nichtrossische unklare Politiker außerdem, haben bis jetzt gerade ebenso viel oder ebenso wenig Berechtigung wie die diametral entgegengesetzten. Die Befürchtung (resp. Hoffnung) aber, daß die Russen für das westliche Europa einst werden könnten, was die Germanen für die griechisch-italische Civilisation gewesen sind, beruht auf einer sehr oberflächlichen Vergleichung. Ein Staat von so kindlichen und greisenhaften Symptomen zugleich, wo, neben musterhafter asiatischer Robbeit, schon die feineren Vaster der Civilisation Eingang gefunden haben, wo die Beamten Corruption in nie gekannter Blüthe steht kann un-

möglich gestellt werden neben die naturwüchsige Heldenthat jener Heldenoberer aus der Völkerrwanderung.

Mit diesen kurzen Andeutungen soll ein so umfassendes Thema keineswegs erschöpft sein; die innere und äußere Weitergestaltung dieses Kolosses seit Peter's d. Gr. gewaltigen Reformen bis in die Zukunft muß das intensivste Interesse aller Denkenden in Anspruch nehmen und wird sicherlich für jeden Historiker und Politiker noch mehr Gegenstand der Betrachtung sein als selbst für uns; zweierlei aber wird stets in der Politik der russischen Regierung sowie in dem Verhalten eines großen Theils der russischen Nation den härtesten Tadel und die entschiedenste Verurtheilung erfahren: das ist die schändliche Mißhandlung Polens und das ebenso ungerechte wie kopfsche Bizegen in den Ostsee-Provinzen.

Letzteres geht uns ganz besonders nahe, denn diese Länder um deren Denationalisirung und Barbarisirung es sich jetzt handelt, sind Fleisch von unserem Fleisch; es fragt sich, ob es schon so oft und schwer geschädigten deutschen Kulturkreise abermal ein Glied abgeschlagen werden soll, ob ein mit großen Opfern erkaufter und mit noch größeren festgehaltenener, geistiger Reichtum gehen darf: eine Frage, ganz danach angethan, in einer Zeitschrift ventilirt zu werden, deren Aufgabe es ist, das geistige Leben des In- und Auslandes zugleich zu vertreten und in seinem Zusammenhang zu besprechen. Denn Inland und Ausland zugleich sind für uns Deutsche jene Provinzen, auf welche jetzt die besorgten Blicke der Patrioten gerichtet sind — Estland, Ob- und Livland, Aurland.

Direkte Veranlassung aber zu den vorstehenden Sätzen ist uns die äußerst beachtenswerthe Schrift des livländischen Gekmanns Jegor von Sivers: Humanität und Nationalität, welche in verschiedenen, etwas lose zusammenhängenden Kapiteln theils Herder's kurzen, aber an Inhalt reichen Aufsatz halt in Riga bespricht, theils in entschiedener, offener, überzeugungstreuer Weise die Lage der Ostsee-Provinzen charakterisirt. Die Leser dieser Zeitschrift werden es uns sicher Dank sein, wenn wir ihnen zunächst den Inhalt der genannten Broschüre vorführen und nur hier und da restringirend oder ergänzend eingreifen. Daß dies etwas eingehend und ausführlich geschehen muß, folgt aus dem oben gezeigten speziellen Interesse des vorliegenden Gegenstandes.

Was zunächst jenen Leser von Herz und Gefühl angethan und wohlthuend berühren wird, das ist die aufrichtige Begerung, die Ueberzeugungstreue, das reiche und warme Gemüth, das der Verf. für seine gute Sache hat und das er schon auf der ersten Seite angenehm entgegenweht in der Bemerkung: „Geweiht dem Andenken eines Vessing, Montaigne, Erasmus, Petrarca, Cicero. Gewidmet allen Denen, welche Menschenthum über Unterthanskraft, Geist über Blut, Recht und Gerechtigkeit über Willkür, Treue und Wahrheit über Klugheit setzen.“ Wir sind sofort in persönlichen Verkehr gesetzt mit dem Verf., wir fühlen uns als seine Freunde.

In der That, die Humanität — das Wort richtig verstanden, sowie es von Vessing zum ersten Mal in seiner ganz scharfe aufgefaßt und geteilt worden ist —, das Bestreben, ein ganzer und voller Mensch sein zu wollen, nicht mehr und nicht weniger, ist das einzige wahre Evangelium; und jeden Apostel desselben begrüßen wir mit Freude. Und dies muß uns so sehr anerkannt werden, als gerade die Behandlung, welche die Ostsee-Provinzen jetzt von Rußland zu erfahren haben zeigt wie weit das Evangelium von seiner praktischen Verwirklichung noch entfernt ist.

*) Humanität und Nationalität, eine livländische Zeitschrift zum Andenken Herder's und zum Schutz livländischen Besatzungsrechtes, von Jegor von Sivers. Berlin, B. Behr's Buchhandlung, 1869, (XV und 92 Seiten.)

In der Einleitung erhalten wir zunächst einige interessante Einblicke in das Treiben der russischen Censoren, welche „angehts ihres reich dotirten Postens, in nerbörst Aufregung den zermietelten Redacturen und Schriftstellern lieber Alles verbieten — was über moralische Unterhaltungs-Schriftstellerei, Aukstus allerhöchster Personen, Theaterkritiken, Anpreisung philosophen Spufs und spanische, wo möglich marokkanische und brasilianische Unrathen hinaus sich erheben wollte —; als daß sie etwas möglich Weise im slavischen Sinne Mißliebige durchliehen, welches sie um ihre comfortable Grenzeng bringen könnten.“

Natürlich kann durch solch ein Censur-Gebahren, das in den Dörfer Provinzen besonders gefählig auftritt, nur das Gegentheil von dem erreicht werden, was angestrebt wird. „Wögen die Seiten der Heibeigenschaft in Rußland je einmal gelprenzt sein, so lange die Freiheit des Gedankens, des Glaubens, des Gewissens noch nicht geboren ist, steht das Leben im Reich auf stürzenden Füßen! Wie ist Freiheit mit gebundenen Köpfen und Herzen denkbar?“

Bei aller Aversion gegen das feride und veride Moskowitium, welches nicht müde wird, durch Wort und Schrift die elendschesten Beschuldigungen gegen die Völkler der z. zu schleudern, ist doch der Verf. ein guter russischer Patriot; und das macht die vorliegende Broschüre doppelt interessant. Er will von Annerion nichts wissen und polemisiert gegen die dahin wärende Schrift unseres H. Rattner: „Preußens Beruf im Osten.“ So wie er, denken offenbar noch Viele seiner Landsleute; sie fühlen sich durch Erinnerungen und commercielle wie kulturwirtschaftliche Interessen, endlich durch die Treue der Unterthanen mit dem großen Reiche Eins. „Wir Liv-, Est- und Kurländer, heißt es, halten den Gedanken des Abfalls vom Kaiser Romanow für ebenso verbrecherisch, wie den Argwohn, daß könnte der Monarch die von seinem Hofe und für alle Zukunft gelobte, beiderseits bindende Verfassungsgrundlage einseitig verändern wollen!“ — Freilich, der Kaiser mag es vielleicht nicht „wollen“, aber selbst in despotisch regierten Staaten kann es dahin kommen, daß eine Partei durch beständige Machinationen mehr Einfluß gewinnt, als selbst die Regierung; wie dies denn eben das Schicksal jener Provinzen zeigt. Und darin liegt eben die Kurzsichtigkeit jener Bestrebungen gegen die deutsche Kultur, daß sie politische Einheit verwechseln mit Uniformität nach einer Schablone. Diese Gleichartigkeit, wie sie von den Moskowitern erstrebt wird, verdrängt am Allermeinsten ein Staat, der aus so verschiedenen Nationen und Kulturen mosaikartig zusammengesezt ist. „Reichseinheit ist nicht Einerleiheit seiner unendlich verschiedenen Theile! Die Freiheit eines Theils bedingt nicht die Knechtschaft des anderen!“ Goldene Worte — für den, der sie hören will!

In den ersten Abschnitten der Schrift wird Herder's Stellung in der Literatur charakterisirt, natürlich nicht vollständig und erschöpfend, aber mit mancher feinen und treffenden Bemerkung. Allerdings gehört Herder schon zu den Autoren, welche „Jeder lobt und Wenige lesen“; aber sein Einfluß ist nichtdestoweniger noch deutlich fühlbar. Und wie Viel gerade von Herder's eigenthümlicher, geschichts-philosophischer Richtung seinem Aufenthalt in Riga verdankt wird, zeigt S. v. Sievers in seiner Weise, gestützt auf eingehende Quellenstudien. Bei dieser Gelegenheit wird das Verhältnis der Dniepr-Provinzen zum russischen Reiche erörtert, ein Abschnitt, der ganz besondere Bedeutung verdient; denn aus der urkundlichen Darstellung der Umstände, durch welche unter Peter d. Gr. jene Länder an das russische Reich kamen, folgt

mit Bestimmtheit, daß die Rechte derselben unantastbare unverbrüchliche sind.

Aber schon in derselben Zeit wurden auch jene Drachenzähne gesetzt, welche jetzt ihre unerfreuliche Frucht bringen: der Haß der Russen gegen die Fremden, vor Allem die Deutschen. Und der Haß, der blind ist, als jede andere Leidenschaft, hat denn auch bewirkt, daß der im Allgemeinen richtige Gedanke des Nationalitäts-Prinzips bei den Russen zur Ueber-treibung und Carrikatur geworden ist. Unter diesem Worte wird das politische Recht sprachgleicher Völker verstanden, sich zu einer Nation zu einigen und über den Modus seiner Regierung selbst zu beschließen. Die Slaven nun sind keine Nation, sondern ein Völklerzweig, eine Gruppe von theilweise schon ziemlich differenzirten Nationen. „Der Moskauer Slavencongreß aber stempelte den Panславismus durch eine begriffsverwirrende Sinnerweiterung zu einer Nationalitäts-Frage um, und versuchte, sie nach dem Nationalitäts-Prinzip zur Reife und Entfaltung zu bringen. Man vergaß, daß zwischen den verschiedenen slavischen Völkerschaften keine größere Verwandtschaft sei, als zwischen den verschiedenen germanischen, als zwischen den verschiedenen romanischen Nationalitäten.“ — Und nicht genug dieser unklaren Tendenzen: neue, fremde Stämme wurden zu Slaven umgetauft, welche dann sämtlich unter dem russischen Doppeladler Schutz finden sollten! Und in dieses Prostrubett, vereint mit halb- und ganz barbarischen Stämmen von ganz fremder Nationalität, sollen nun, nach der Meinung der Pan-slavisten, auch die vorgehrittenen Provinzen gewandt werden.

Um zu diesem hohen Ziele zu gelangen, ist natürlich kein Mittel zu schlecht. Zunächst werden in stets neuen Variationen die alten, längst widerlegten Verdächtigungen in den Organen der slavistischen, pan-slavistischen Partei wiederholt: Die Dniepr-Provinzen neigen sich zu Deutschland hin, wollen von Preußen annektirt sein. Also, ist der natürliche Schluß jener slavischen Selbstporne, russifizire man sie schleunigst! Aber „die angebliche Hinneigung Liv-, Est- und Kurlands zum benachbarten Auslande“, bemerkt S. v. Sievers, „spruht nur im bösen Gewissen derjenigen russischen Presse, welche sich anlegen sein läßt, mit allen erdenklichen Künsten — durch Angriff auf unseren Glauben, Sprache, Recht, durch Ausspannung eines Netzes von Verdächtigungen, das zu durchbrechen sie und verhindern möchte — um zur Verarmigung zu bringen und durch die Gemüthlichkeit völliger Recht- und Hilfslosigkeit unsere Herzen Rußland abwendig zu machen.“

Hier ist wohl der Ort, an die „Livländischen Beiträge“ des muthigen Waldemar von Hoz zu erinnern, der seine scharfe Feder ebenfalls zwar gegen die Auswüchse russischer National-muth, aber nicht gegen Rußland überhaupt richtet. Die livländische Ritterchaft hat zwar die Bestrebungen derselben in einer Erklärung vom November vorigen Jahres halb verurtheilt, aber S. v. Sievers legt seine Sympathien für ihn offen zu Tage, wenn er auch nicht jede einzelne Aeußerung derselben vertreten will.

Ein ferneres Mittel, dessen sich die slavische Machination gegen die verhaßte deutsche Kultur bedient, besteht darin, daß man die verschiedenen Bevölkerungs-Bevölkertheile jener Länder gegen einander aufzuheben versucht. „Schutz vor den deutschen Brüdern, welche Blutigen gleich das Blut der unglücklichen Bauern ausfüßen“, — das sind die gestimmungstüchtigen Phrasen, mit denen die slavische Presse Anheil zu stiften bemüht ist. „Unablässig erweckt man auf's Neue und erhält durch Wort und Schrift in den Gemüthern der Bauern unserer Provinzen die

Hoffnung, auch ohne Arbeit und eigenes Verdienst, auf Kosten des deutschen wohlverworbenen und erkauften Grundeigentums sich zu bereichern, und stellt ihnen vor, welch ein Glück es sei, die lästige Bürde ihrer Nationalität in den breiten Schoß des Rußentums abzuschütteln u. s. w."

Für alle seine Sätze findet J. v. Sivens willkommene und passende Belegstellen in Herders Schriften, der, als Apokost der Humanität, stets entgegentritt jenem engberzigen Nationalitäts-Gelüste.

Es ist endlich vielleicht der wichtigste und interessanteste Punkt, auf den der Verf. zuletzt kommt, der ungeheure Unterschied zwischen dem Kulturstandpunkt und der allgemeinen Bildung beider Nationalitäten. Es wird dabei ein doppelter und im Ganzen gewiß vollständig richtiger Maßstab angelegt: einmal die an russische Staatsangehörige vertheilten Preise der letzten Pariser Weltausstellung; auf je 6440 Deutsche der Ostsee-Provinzen kommt ein Preis und ebenso auf je 207,244 Russen des Gesamtreichs! Vergleichliche Zahlen sprechen allerdings deutlich genug, aber noch evidenter macht den Unterschied ein Blick auf die Universitäten. Die Dorpater Hochschule erfreut sich der schönsten Stühle, während es den Universitäten von Odessa, Charkow, Kiew, Kasan nicht möglich ist, auch nur annähernd die nöthigen Verkräfte zu gewinnen. In Odessa sind beispielsweise gegenwärtig zwölf ordentliche Professoren unbesezt!

In der That, die geringe Anzahl Deutscher bilden doch den Sauerreig des russischen Reiches und werden es bleiben, bis die andere Nation von selbst die Grundlagen selbster, selbständiger Bildung legt. „Erst mit der Kultivierung tief unten hinab wird einer kompakten Volksbildung, welche das Gegentheil sein wird jener älteren, einzelnen Verände, durch welche besserer Schulunterricht das Individuum sofort seiner Sphäre entriekt und zu höheren Klassen hinantrieb, wird die längst verbeißene, leider noch immer ferne neue Ära für Rußland beginnen. Erst von dem Augenblicke an, da, wie schon Herder verlangte, ein geregelter Volksunterricht durch alle Gemeinden und alle Gouvernements mit Hülfe tüchtiger, sachgemäß gebildeter Volksschlehrer durchgeführt sein wird, — erst von diesem Augenblicke an kann Rußland Fortschritte machen, und erst wenn dieser vollständige Volksunterricht durch einige Jahrzehnte wird durchgeführt worden sein, kann ein Wettlauf mit Mitteleuropa allmählich beginnen, ein wüthlicher Wettstreit mit gebildeten Kräften, mit reichen Mitteln, eine Wettarbeit, welche nichts mehr gemein haben wird mit dem Schwulst der heutigen russischen Massen-Presse, nichts mit dem Dünkel, der — innere Hohlheit zu decken bestimmt — die Veere nur um so krasser zur Schau trägt. — Wird diese Armuth an Volksbildung überwunden sein, dann kann auch Rußland aus innerer Fülle nationale Reichthümer schöpfen, seien sie nun materieller oder idealer Natur, dann wird es befähigt und bereit sein, auch an der politischen Arbeit sich zu betheiligen, welcher bis jetzt der Kern des Volkes — aus dem einzig fruchtbarer Nationalreichtum erwächst — fern bleiben mußte. Dann wird Eiferucht nicht mehr herrschen, weder gegen die Juden, für deren Emancipation schon vor einem Jahrhundert Herder und Anachoritis Bloch aus Rücksicht der Humanität mit Entschiedenheit eintreten, noch gegen unsere Ostsee-Provinzen und deutsche Bildung. . . ."

Es ist eine schöne Perspektive, welche der edle Verf. eröffnet; aber wir sind noch zu skeptisch, um in diese Hoffnungen der Zeit schon frohlich einzustimmen. Mit Recht nannte die *Revue des deux mondes* vom März 1866 die vereinten Angriffe

der russischen Presse auf die Ostsee-Provinzen von allen Unternehmungen „die merkwürdigsten, gefährlichsten und ernstesten.“ Wir Deutsche haben aber die Pflicht, unsere flammenden Brüder im Norden durch jedes Mittel zu unterstützen.

Seitdem im 13. und 14. Jahrhunderte die Ritter des Schwertordens, die Kaufleute und Bischöfe Gestalt und Leben in jene Wildniß gebracht und unsere Sprache, unsere Sitten, das Recht und den Glauben mitten zwischen barbarischen Völkern sich gesetzt haben, sind Ströme Blutes geflossen zur Behauptung dieses Besitzes; viele Tausende von tapferen Deutschen mußten verderben, damit das deutsche Wesen an Ausdehnung und Macht an Macht und Festigkeit gewinne. Wer könnte nun bei der Gefahr dieser vorgelassenen Colonne der Zivilisations-Arten gleichgiltig zusehen und die Hände in den Schoß legen? Zu nächst ist allerdings der Gedanke an Amerision durchaus zu tenetlich: jene Länder sind eine deutsche Kolonie, keine deutsch Provinz, ein wichtiger Unterschied; sie gebören zunächst zu Rußland. Aber es ist schwer zu sagen, wovon es die fortgesetzten Machinationen jener Russen noch bringen können. Eins ist sicher: so lange noch Männer im Sinne von Sivens in Rußland wirken durch Wort, Schrift und That, ist der bedrängte Vorposten deutscher Kultur kein verlornener Posten und mit Vergnügen mag der Leser als Schluß dieser Betrachtung die schönen Schlussworte des besprochenen Buches lesen: „Das ist es, was die deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands Herders Geiste gemeinsam mit dem Reiche zu erstehen daß und an diesem humanen Ziele — bei sprachlicher Differenz dennoch verstanden, bei confessioneller Freiheit dennoch in gegenseitiger Tölkung, bei autonomen verfassungsmäßigen Aut schieden dennoch in harmonischer Rechtsgleichheit — noch Deutsche und Russen, als Glieder einer Familie die Wahrheit sich reichend, ein unaussprechliches Bündnis gegenseitiger Anerkennung und Achtung knüpfen und des Haders vergeßen in dunklen Zeiten ihre Völker geknüpft. —

„hat aber dereinst, vielleicht in später Zukunft, wenn Erde unsere Leiber begrub, die Stunde der Ausöhnung Russen und Deutsche geschlagen, dann werden Beide im Bild dem Manne ein größeres Denkmal setzen, der die Nationalität auch anderer Völker zu achten, in der gemeinsamen humanen Bildung aber die unaussprechlichen Bande knüpfen und lieben ließ welche einzig Nationen zum Glück und Gelingen verbin. Jenes Denkmal aber sollen keine anderen Worte als der eigener Wahlspruch zieren, den deutsche Gelehrte und Künstler zu Riga dem kleinen Monumente gaben, das den Herden in Riga bezeichnet:

„Liebt, liebt, liebt!“

Italien.

Dank- Forschungen.

Alles und Neues, von Karl Witte. *)

Nicht in Italien nur, dem Vaterlande des weltberühmten Sängers der Divina Commedia, auch in den meisten ab

*) Mit Dante's Bildniß nach Giotto, nach dem 1840 wieder bedachte Frescobild im Palazzo del Bargello (Pretorio), bevor die 1841 übermal ward, in Kupfer gestochen von Julius Baader. G. Emil Barthel, 1869, (XVI u. 511 S. 8.)

europäischen Ländern, vorzüglich aber in Deutschland, dem Mittelpunkt der Wissenschaft, haben die Dante-Studien in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen. Jedes Jahr bringt der deutsche Büchermarkt eine nicht unansehnliche Zahl größerer und kleinerer Werke, welche in das Gebiet der Dante-Literatur gehören, — theils Uebersetzungen, theils Schriften auslegender, kritischer und biographischer Art. Je häufiger nun der Dante-Forscher die Erfahrung macht, daß er manche solcher Schriften mehr oder weniger unbefriedigt, zuweilen wohl auch ärgerlich aus der Hand legen muß, mit um so größerer Freude wird man eine Erscheinung begrüßen, welche, wie die vorliegende, für die Dante-Studien von epochemachender Bedeutung ist. Karl Witte, — dieser Name ist seit nun bald einem halben Jahrhundert allen Freunden und Verehrern des größten mittelalterlichen Dichters theuer und ehrwürdig. Als Dante-Forscher hat sich Witte nie hoch genug zu schätzenswerthen Verdiensten erworben, und seit Jahren nicht er nicht allein in Deutschland, sondern in allen Ländern, wo sich Dante Freunde erworben, Italien nicht ausgenommen, als die auf diesem Gebiete unbefristet erste Autorität. Und gewiß mit vollem Recht! Denn, — wir stehen gar nicht an, es offen auszusprechen — ein tieferes, richtiges Verständnis von Dante's unsterblichen Werken ist, nicht in Deutschland nur, sondern überhaupt, erst durch Witte's tief eindringende Arbeiten eröffnet und angebahnt worden. Wenn je Einer, so ist Witte in den Sinn des großen Dichters eingedrungen. Eine kleine Abhandlung von ihm wiegt manches dicke laie Buch schwerer über den nämlichen Gegenstand völlig auf. Von einem umstehenden Werk aus seiner Feder ist man daher wohl berechtigt hohe Erwartungen zu hegen. Und in der That, wer dem Dante sein Studium widmet, der wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht, er wird dieselben vielmehr weit übertraffen sehen.

Sod in demselben geboten wird, erscheint allerdings zum ersten Theile nicht zum ersten Male. Schon der Titel des Buches verspricht dem Leser nicht Neues nur, sondern Alles in Neues. Neben seinen allgemein und rühmlichst bekannten Werken Dante-Arbeiten hatte Witte im Laufe von etwa vierzig Jahren eine Reihe kleinerer Aufsätze und Abhandlungen über Dante und seine Werke, theils in selbständigen Broschüren, theils in deutschen und italienischen Zeitschriften veröffentlicht. Mehr die hohe, bahnbrechende Bedeutung dieser Arbeiten als in weiteren Kreisen anerkannt ward, um so mehr mußte man bedauern, daß die Mehrzahl derselben schwer zugänglich, zum Theil wohl auch der Verschollenheit entgegangene. Wiederholt hing daher an den Herrn Verfasser die Aufforderung, das Streben zu sammeln und es allgemein zugänglich zu machen. Im langem Widerstreben hat nun Witte den wohl allgemeinen Wunsch aller Dante-Freunde mit vorliegendem Werke niedigt. Es enthält das Buch an „Altem“ fünfundsiebenzig Abhandlungen mannigfaltigen Inhalts. Dazu kommen aber an „neuem“ einige längere Aufsätze und unzählige kürzere Anmerkungen, besonders aber zwei Abhandlungen (VII und XVI), so ist das Neue, das hier geboten wird, etwa ein Fünftel des neuen Ausmachts. Weil aber zwischen der Entscheidung des neuen und des jüngsten Aufsatzes volle fünfundsiebenzig Jahre liegen, gibt Witte im Vorwort einen lehrreichen, anziehenden Blick über Beginn und Fortgang seiner Dante-Studien.

Ein nur annähernd vollständiger Bericht über den eben so schätzbaren als mannigfaltigen Inhalt des Werkes, vollends eine eingehende Besprechung desselben würde die Grenzen überschreiten, die ich mir hier setzen zu müssen glaube.

Um mit Dante's kleineren Werken zu beginnen, welche, sowohl was die Textberichtigung als auch was das Verständniß angeht, den unermüdbaren Studien Witte's so viel verdanken, erhalten wir im vorliegenden Werke sechs Briefe (XXII—XXVII), die zu denselben in etwas näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Die zwei ersten haben es mit Dante's lyrischen Gedichten, die drei letzten mit dessen Briefen zu thun, während sich der andere (der XXIV.) mit einem längst unbekannt gewordenen und nun erst von Witte veröffentlichten Schriftchen des berühmten Juristen Bartolus da Saxoferrato, über Dante's Gänge auf den Adel befaßt.

Dante hat, als lyrischer Dichter, das Schicksal gehabt, daß manche seiner Dichtungen unter dem Namen eines anderen Verfassers der Nachwelt überliefert, ihm aber dafür mehrere fremde Produkte zugeschrieben wurden. Zudem wird dasselbe Gedicht in Handschriften und Ausgaben nicht selten bald Dante, bald einem anderen Dichter beigelegt. Nicht hierüber zu verbreiten und dem Sängern der Divina Commedia einestheils sein Eigenthum zu sichern, andernteils von fremden Zulagen ihn zu reinigen, das ist ein ebenso schwieriges als verdienstvolles Geschäft. Welch große Verdienste sich Witte auf diesem Gebiete erworben, darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Von den reichen Früchten seiner unermüdbaren Forschungen in alten Handschriften theilt vorliegendes Werk zunächst (Nr. XXI.) eine von ihm in einer Marianer Handschrift gefundene Gänge mit, welche zwar schon bekannt war, aber einem anderen Verfasser zugeschrieben wurde. Mit bewundernswürdiger Scharfsinn weist nun Witte nach, daß diese Gänge (die XVIII. in der Rannegiescher Witte'schen Uebersetzung) von Dante auf den Tod Heinrich's VII. gedichtet worden. Seine Ausführungen fanden unter den Italienern vielfachen Widerspruch, worauf Witte bereits in den Anmerkungen zu der Uebersetzung der lyrischen Gedichte (2. Aufl., Erg. 1842) sowie im vorliegenden Buche (S. 444 f.) antwortet. Der darüber entstandene Streit ist bis zur Stunde noch nicht beendet. Der ausgezeichnete italienische Dante-Forscher Fraticelli hat seinen Widerspruch noch in der neuesten Ausgabe von Dante's Opere minori aufrecht erhalten.

Von höherer Bedeutung als seine lyrischen Dichtungen sind, zumal in biographischer Hinsicht, Dante's Briefe. Darüber wußte man zwar bis auf Witte durch Dante's älteste Biographen so viel, daß der Dichter deren mehrere geschrieben, welche den alten Biographen vorlagen. Allein bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war ein einziger, das Dedicationsheft an Can grande della Scala, im lateinischen Original und zwei andere nur in italienischer Uebersetzung bekannt. Einen vierten, für Dante höchst charakteristischen Brief gab der treffliche Dionisi 1790 heraus. Seither ist ein Drittel-Jahrhundert hindurch weder in Italien noch sonst etwas dafür geschehen. Daß wir nun heututage vom Sängern der Divina Commedia vierzehn Briefe besitzen (deren Echtheit allerdings nicht durchgängig festgestellt), dafür gebührt das Verdienst einzig und allein den Forschungen Witte's. Schon im Jahre 1827 hatte er eine Sammlung von Dante's Briefen herausgegeben, welche, außer den bis dahin bekannten, das Original des Briefes an Heinrich VII., ferner ein Sendschreiben an die italienischen Cardinale und endlich ein Brief an Gino da Pistoja enthielt. Seit jener Zeit fortwährend auf jede Spur ähnlicher Ueberbleibsel merkend, entdeckte Witte zehn Jahre später in einer römischen Handschrift eine Reihe von neun Briefen Dante's, von welchen bis dahin nur einer im Original und ein zweiter in italienischer Uebersetzung

vorlagen, die übrigen stieben dagegen völlig unbekannt geblieben waren. Ueber diesen höchst wichtigen Fund berichtete der Entdecker in den Nr. 149–151 der „Blätter für liter. Unterhaltung“ von 1838, woselbst er Mehreres davon in deutscher Uebersetzung mittheilte. Witte hatte nun natürlich die Absicht, den wichtigen Fund in würdiger Gestalt zu veröffentlichen. Daran ward er aber dadurch verhindert, daß ihm die Abschrift der fraglichen Briefe auf einer Reise gestohlen wurde und er eine zweite, dazu nicht einmal mehr vollständige, erst nach zwei Jahren erhalten konnte. Durch Witte's Mittheilungen waren aber inzwischen die Italiäner auf den wichtigen Fund aufmerksam gemacht worden, bemächtigten sich desselben und wollten natürlich den Ruhm und die Ehre der Veröffentlichung nicht dem deutschen Forscher lassen. So kam es denn leider, daß die Briefe, anstatt durch Witte's Meisterhand, durch den solchen Arbeiten nicht gewachsenen Alessandro Torri (Livorno 1842) herausgegeben wurden. Die Mängel und Vorzüge dieser Torri'schen Ausgabe bespricht nun unser Verfasser im XXVI. Artikel seines Werkes.

Das bereits erwähnte Dedicationschreiben des Dichters an Can grande della Scala ist für das Verständniß der Göttlichen Komödie von der höchsten Wichtigkeit. Es wird in demselben die Methode angewiesen, die ein jeder Ausleger des Dante'schen Gedichtes befolgen muß, wenn er es anders im Sinne seines Verfassers auslegen will. Wer nun eine andere als die in demselben vergeschriebene Methode befolgt, dem muß selbstverständlich daran liegen, nicht den Schein auf sich ruhen zu lassen, die Autorität des Dichters selber gegen sich zu haben. Für Solche war es nun das Natürlichste, die Echtheit des fraglichen Schreibens zu bestreiten. Besonders war es Scolari, einer der ältesten und eifrigsten italienischen Dantiken, der schon 1811 mit der, selber stets verkündeten, Behauptung auftrat, der fragliche Brief „rühre von irgend einem Kommentator her, der ihn dem Dante zu dem Zwecke zuschrieb, damit seine Auslegungsart mehr Glauben fände“. Dem gegenüber hatte Witte bereits in seiner Ausgabe der Briefe Dante's von 1827 (S. 73), mit den überzeugendsten Gründen die Echtheit verteidigt. Scolari gab aber seine abweichende Meinung gleichwohl nicht auf. In seiner letzten Abhandlung entwickelte nun Witte die wichtigsten Argumente, die sich aus einer alten Handschrift des Briefes ergeben, die er auf der Münchener Bibliothek entdeckte. Aus Witte's Mittheilung erfahren wir, daß Scolari auch hierauf geantwortet habe. Die vom Verf. entwickelten Gründe für die Echtheit dünken mich aber so überzeugend, daß ich ihm nur bestimmen kann, wenn er Scolari, der dieselbe noch bezweifelt, einen *incredulo senza senza* (vergl. Giuliani, *Metodo* etc.) nennt.

Nach diesem kurzen Ueberblick über die auf Dante's kleinere Werke sich beziehenden Artikel des Witte'schen Werkes, gehe ich zu denjenigen über, welche vorzüglich mit der *Divina Commedia* sich befassen. Wesentlich biographisch-kritischen Inhalts sind die Abhandlungen VIII, X, XI, XII und XIV, welche in umfänglicher Weise über die neuesten Erscheinungen aus dem Gebiete der Dante-Literatur in Italien, Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland u. s. w. berichten. Bei Nr. XII hätte ich gewünscht, auch über die übrigen Theile der schönen Dante-Bibliographie von D. Batines, sowie über die 1866 in Siena dazu erschienene Fortsetzung von Garbellini, das Urtheil eines so kompetenten Mannes zu vernehmen. — Mit der Textkritik der D. C. beschäftigen sich die Abhandlungen XIII–XVI, theilweise auch VIII. Daß hier sehr Bedeutendes geleistet ist, war von einem solchen Kenner, der, wie kein Anderer je, mit dem Studium

und der Vergleichung von Handschriften sich beschäftigt und den die Dante-Freunde die weitaus beste kritische Textausgabe der D. C. verdanken, nicht anders zu erwarten. Rein Zweifel, Witte hat den Weg gefunden und angewiesen, auf welchem allein man zu gesicherten Resultaten zu gelangen hoffen darf. Und noch mehr, als die schon veröffentlichten, beweisen die ihrer Veröffentlichung noch harrenden Arbeiten des großen Forschers, wie weit er auf diesem Wege vorgedrungen. Aus der neuen Abhandlung (XVI) erfahren wir, daß er die Proberergänzungen von mehr denn vierhundert Handschriften gesammelt und so ordnet hat.

Da so manche deutsche Uebersetzungen der Göttlichen Komödie in der Feseltzeit im Umlauf sind, so dürfte es den Lesern d. Bl. nicht ohne Interesse sein, über die bekanntesten und verbreitetsten das Urtheil einer so kompetenten Autorität, als Witte, zu vernehmen. Von den zwei gerühmten Uebersetzungen von Kannegiesser und Stredfuß giebt er, sie mit einander vergleichend, folgende Charakteristik: „Bequeme flüssige Vorleser“, wenig aber gar keine hervortretenden Unstetigkeiten, die Härten im Ausdruck beglücken zunächst die Str.'sche Uebersetzung; bei längerem Verweilen entdeckt man Nachlässigkeiten in der Sprache, einschließende Trivialitäten, dageschoben geistige Stellen und überhaupt eine merkwürdige Vorliebe in der Behandlung der berühmten Episoden. Prägnanz und eine gewisse Würde der Rede empfehlen dagegen Kannegiesser's Uebersetzung, ich kann aber auch nicht verschweigen, daß sie oft an Unklarheit, Trockenheit und rauher Sprache leidet.“ Durch eine in Reihe schlagender Beispiele wird nun diese Charakteristik Witte begründet. Und wie in Betreff der Uebersetzung, so ist er auch in Anbetracht des Verständnisses Dante's im Geiste und Gange der Kannegiesser'schen Uebersetzung entschieden Vorzug, obwohl er selbstverständlich einräumt, daß beide jeder Hinsicht noch Mängel zu wünschen lassen. Diese im „literarischen Conversationsblatt“ von 1825 erschienene Sprechweise, wie wir aus dem „Nachwort“ erfahren, den Stredfuß in einem kaum glaublichen Maße nach. In Vorrede zur Uebersetzung des „Paradieses“ trat Str. mit föhlichen Angriffen gegen Witte hervor und selbst im Commentar konnte er seinen Zorn nicht unterdrücken. (Die belächelten Ausfälle sind später wieder gestrichen worden, wenigstens ich sie in der vor mir liegenden Ausgabe von 1867 wieder.) Selbst die Autorität Göthe's ward in's Feld gegen uns das von Witte ausgesprochene Urtheil zu entkräften. Aufschluß, nun, welche Witte hierüber giebt, sind aus für Charakteristik Göthe's zu interessant, als daß ich sie den D. B. vorenthalten sollte.

„Göthe“, so berichtet Witte, „der mit Stredfuß persönlich bekannt war und ihn schon in einem Brief an Zelter 10. August 1826, einen guten, lieben Menschen“ genannt, sich in einer vom folgenden Tage datirten „Beilage“, die bekannte Paraphrase von *Inferno* XI, 97–105 bringt, geäußert: „Als ich vor einigen Tagen Hr. Str.'s Uebersetzung des 9 wieder zur Hand nahm, bewunderte ich die Feinheit, mit der sie sich in dem bedingten Silbenmaß bewegte. Und als ich mit dem Original verglich und einige Stellen mir nach der Weise deutlicher und gelenker machen wollte, fand ich gar daß schon genug gethan sei und Niemand mit Nutzen an Arbeit mäßeln würde.“ Darauf hin schrieb Zelter am 29. an Göthe: „Einiges aus Deinem letzten Briefe, das Dein Urtheil über Str.'s Dante betrifft, habe bei der Gelegenheit“ (einer Versammlung der Berliner literarischen Mittwochsgesellschaft)

(erste Geburtstags) mitgetheilt und große Freude damit gemacht, indem Str. Mitglied dieser Societät ist. Dabei bin ich besorgt worden: ob Du wohl erlauben würdest, von diesen Deinen Seiten einen öffentlichen Gebrauch zu machen, da diese Uebersetzung von einem jungen Recensenten (der Witte genannt wird) ohne Billigkeit angefertigt wäre.“ Auf diese Frage giebt der Dichter in seinem Briefe vom 6. September keine directe Antwort. Dagegen sagt er: „Was ich in Bezug auf Dante beibringe, lies erst mit Aufmerksamkeit! Hätte das, was ich anregte, nur guter Str. vom Anfang seiner Uebersetzung gleich vorliegen gehabt, so wäre ihm Mühe, ohne größere Mühen, nicht gelungen. Bei diesem Original ist gar Manches zu merken: nicht allein was der außerordentliche Mann vermochte, sondern auch was ihm im Wege stand, was er wegzuräumen nicht war; worauf uns denn dessen Naturell, Zweck und Kunst nicht entgegensteht. Besize es genau; wenn Du fürchtst, es möchte ihm weh thun, so erlaube Dich lieber selbst nach und verkürze es. Inzwischen, da er gewiß einer neuen Phase entgegenarbeitet, kann es ihm im Ganzen und theilweis beizutragig sein.“ Die zwei Beilagen beiben das „Kritische“ in Dante's Schilderungen hervor und suchen sich an der Gestaltung des Heldenraumes zur Anschauung bringen. In der ersten heißt es: „Der Uebersetzer ist dem hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt und, was zu dessen Darstellung erforderlich war, in der Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in dieser Fassung.“ Die zweite giebt einen Theil des zwölften (Götze) in durchgängig stark emendirter Stedtfußischer Uebersetzung.“ So weit Witte. Die zwei „Beilagen“ von Götze sind in Götze's Werken in sechs Bänden, Bd. 5, Seite 702 (Jahrgang 1863).

Der ersten Rang unter den von Witte beizubehalten und zu verbessern, sowie überhaupt unter den Uebersetzungen des Dichters nimmt unstrittig die von Philalethes (König Johann Sebastian) ein. Dieser dürfte nur die von Witte selber an seine Stelle setzen. Philalethes' Uebersetzung ist ein Werk von Treue und Sprachgewandtheit. Der Commentar, Schönerungswürdiges Denmal deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft und Gründlichkeit, ist weitaus der zuverlässigste in der Geschichte der theologischen und philologischen Uebersetzung des Dante'schen Gedichts. Um so erquicklicher ist es, daß, nachdem schon 1865—66 eine neue, allgemeiner zu verwendende, reichhaltig ausgestattete Ausgabe des bis dahin nur im engeren Kreise zugänglich gebliebenen Werkes erschienen, und (1868) eine billige Volksausgabe gedruckt worden, welche die Verbreitung der trefflichen, nie genug zu schätzenden Arbeit auch in weiteren Kreisen weithin erleichtert ist. Von Uebersetzung sagte Witte: „Die Treue der Reproduction ist wohl von den feinsten Nuancen des Originals nicht Eine verloren; keine der Schwierigkeiten ist umgangen, keine der wichtigsten Streitfragen über den Sinn einzelner Stellen unberührt geblieben. (Es ist als ob der Leser auf eine Photographie der Divina Commedia blide. Dennoch hat dies genaue Abbilden an den Irrthümern durchaus nichts Nützliches, die nicht bewegt sich frei, und wer selbst gar manches Mal irrt, hat nur, für diese oder jene Wendung des Dichters den gewöhnlichen Ausdruck zu suchen, weiß am besten, wie oft ihm das schon klärte klar ward, daß eben nur Philalethes' Hand den Wert gefunden habe.“ In Bezug auf Philalethes' Uebersetzung lautet das Urtheil unseres Verfassers: „Der Com-

mentar von Philalethes hat es sich zur besonderen Aufgabe gestellt, Quellen und Hilfsmittel der italienischen Geschichte, soweit sie zur Erläuterung der Göttlichen Komödie gereichen können, auf das sorgfältigste zu durchforschen und die Ergebnisse dieser Arbeit nicht nur in nacten Notizen über die einzelnen von dem Dichter erwähnten Thatfachen, sondern in solcher Ausführlichkeit mitzutheilen, daß der Leser den Zusammenhang der zur Sprache gekommenen Ereignisse erkennen kann. — Kaum der eine oder andere Gelehrte wird sich nachweisen lassen, dessen volleres Verständnis nicht durch die Früchte dieser Forschungen gefördert wäre.“ Die theologische und philosophische Seite der Auslegung anlangend, sagt Witte: „Was in dieser Richtung der Commentar von Philalethes, als die Frucht umfassenden und mühevollen Studiums, in reicher Fülle bietet, ist ganz besonders dankenswerth.“ Diesem Urtheile wird, wer Philalethes auch nur flüchtig durchgeblättert, sich gern anschließen.

Das Nämliche dürfte dagegen von dem der Uebersetzung von Kossich erhaltenen Rote wohl kaum gelten. Wenn Witte dem Uebersetzer die vertraute Kenntniß der italienischen Sprache nachrühmt, wenn er der Uebersetzung das Lob großer, nur allzu häufiger Treue ertheilt, wenn er den Commentar von Kossich so hoch stellt, so muß ich mir doch erlauben, die Richtigkeit solchen Urtheiles ernstlich zu bezweifeln. Schon Paur (vgl. dessen schönen Aufsatz: „Dante in Deutschland“, in der Zeitschrift „Unsere Zeit“, 1865, Maiheft) hat bemerkt — und wie mich dünkt sehr richtig —, daß Kossich's Uebersetzung durch ungläubliche Schnitzer entsteht sei. Ein Vergleich dieser, mehr als schülerhafter Schnitzer hat Jul. Braun (in seiner Uebersetzung der „Hölle“, Berlin 1863) zusammengestellt und ich könnte dasselbe noch ziemlich vermehren. Und was den Commentar von Kossich anlangt, hat Paur gewiß recht, wenn er sagt, daß der Dichtung das menschlich-gesunde Maß darüber ausgehen möchte. Ich wenigstens muß gestehen, daß mir beim Verlesende, durch diesen Commentar nicht hinburchzuarbeiten, aller feste Boden unter den Füßen entzogen schien. Wie unzuverlässig übrigens Kossich ist und wie flüchtig er gearbeitet, dafür liefern die seiner Uebersetzung beigelegten Abbildungen wohl mehr als hinreichende Beispiele. (Es muß freilich bemerkt werden, daß Witte's Beurtheilung aus einer Zeit herrührt, wo Kossich's Arbeit noch nicht vollendet vorlag.

Der besagten Umstände, daß die Trümmern, Eigensinnigkeiten und Aburtheilungen eines Kossich und Genossen immer mehr Anhänger zu finden scheinen, veranlaßt den Verfasser, diese Ausgabeart ins rechte Licht zu stellen. Der Neapolitaner Kossich ist bekanntlich des größten Dichters des Mittelalters zu einem Mitgliede eines geheimen Obeliskinen-Bundes zu machen und in Dante's erhabenen Versen eine geheime Hellsprache zu finden, während Dante, nach dem Franzosen Arrouy, ein katharischer Aeger, ein Revolutionär, ein Saint-Simonist und Gott weiß was noch Alles sein soll. Die ichenbaren Argumente, womit derartige Ungeheuerlichkeiten bewiesen werden sollen, schlägt der Verfasser mit streichen Waffen zurück, wobei es auch an treffender Satire nicht fehlt.)

Noch mehr vielleicht als den neueren hat Witte den älteren

*) Die von dem neapolitanischen Büchling Rossetti in England veröffentlichten historisch politischen Erläuterungen der Divina Commedia, die zur Zeit (1833) großes Aufsehen erregten und viele Anhänger fanden, wurden in Deutschland zuerst durch einige gelehrte, im Druck erschiene Beiträge Joseph Wundt's bekannt. D. H.

ften Commentatoren der Divina Commedia seine Aufmerksamkeit und sein Studium gewidmet. Hierher gehören die Abhandlungen Nr. XX und XXI. Die erste hiervon („Die beiden ältesten Commentatoren von Dante's Göttlicher Komödie“) war für die Zeit, wo sie zum ersten Male veröffentlicht wurde (1828) von tiefgreifender, epochemachender Bedeutung. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Meinung äußere, der neuerwachte Eifer für das Studium der alten Ausleger des Dante'schen Gedichtes sei wesentlich durch eben diese Arbeit unseres Verfassers, sowie durch die noch um 4 Jahre ältere Uebersetzung des Hölle'schen Dante's (1834) erweckt worden, und wenn ich sage, daß die für das Studium der Divina Commedia so werthvollen, ja unentbehrlichen Commentare des Vances, Francesco da Buti, Benvenuto Rambaldi u. A. wohl nicht, oder wenigstens noch nicht gedruckt vorliegen, wären nicht Witte's Arbeiten ihrer Veröffentlichung vorangegangen. Die erst erwähnte Abhandlung (XX) hat es sich zur Aufgabe gestellt, das Verhältniß der zwei ältesten uns bekannten Commentare zur Divina Commedia zu einander gegenüber der Unklarheit und Ungewißheit, welche sie darin hienüber waltete, genau zu bestimmen und dieselben näher zu charakterisiren, während die folgende (XXI) die Einheit des sogenannten *ottimo* der abweichenden Ansicht des verdienstvollen Dante-Biographen, Selemb de Butines, gegenüber vertheidigt und als Verfasser des Commentare den florentinischen Notar Andrea Vancia glaublich macht.

Der Frage nach der Entstehungszeit der drei Theile der Divina Commedia hat Witte einen besondern Artikel (Nr. VI) gewidmet. Nach demselben fällt der Abschluß des Inferno in die letzte Hälfte des Jahres 1314, oder bald darauf, der des Purgatorio zwischen Ende 1318 und Anfangs 1319, des Paradiso in die zwei letzten Lebensjahre des Dichters, 1319—1321. Zu den frühesten Schriften Dante's rechnet der Verfasser das Buch über die Monarchie, welches vor dem Exil, ja, nach im dreizehnten Jahrhundert, also ungefähr gleichzeitig mit der *Vita Nuova* geschrieben worden; das unvollendete gebliebene Werk über die Volkssprache ist in den ersten Jahren des Exils, jedenfalls geraume Zeit vor Heinrich's VII. Wiederezug entstanden; das ebenfalls unvollendete gebliebene *Giusticia* wohl während des Winters von 1308 zu 1309. Mit diesen, vom Verfasser mit eminentem Scharfsinn und tiefster Sachkenntniß ermittelten Zeitbestimmungen muß ich mich im Wesentlichen vollkommen einverstanden erklären.

Witte's Ansicht über die Entstehungszeit Dante'scher Schriften hängt übrigens mit seiner Auffassung derselben im Großen und Ganzen, sowie der Persönlichkeit, vorzüglich aber des geistigen Entwickelungsganges des Dichters aufs Innigste zusammen. Ist diese richtig, dann stehen auch die vom Verfasser ermittelten Zeitbestimmungen im Wesentlichen unerschütterlich fest. Ich habe bereits bemerkt, daß Witte diejenigen seiner Arbeiten, welche die seine Auffassung darlegen, selber als feiner bezeichnet, worin der eigentliche Kern aller seiner Dante-Studien enthalten sei. „Was ich sonst auf diesem Felde zu leisten versucht habe, erscheint mir im Vergleich mit den dort entwickelten Grundgedanken mehr nebensächlich, mehr dazu angethan, den Unterbau zu verfeinern, als Neues producirend.“ Und in der That bilden die drei bezüglichen Abhandlungen die mit Diamanten und köstlichen Perlen reichlich geschmückte goldene Krone des trefflichen Werkes. Tiefere, Geistvollere, Eindringendere, Schöneres ist wohl niemals über Dante geschrieben worden, als das, was diese Blätter enthalten. Wäre es dem großen Dichter vergönnt, dieselben zu lesen, vielleicht würde er alsdann ausrufen: „Wenn ich nicht Dante wäre, würde ich wünschen Witte zu sein!“ Ich habe

in den zwei letztverflossenen Jahren über hundert größere oder kleinere zur Dante-Literatur gehörende Schriften durchgesehen, muß aber offen gestehen, daß ich nirgends etwas fand, was mit diesen Witte'schen Arbeiten auch nur im Entferntesten verglichen zu werden verdiente. In schwingenreicher, erhabener, häufig in höchsten Maße ergreifender Sprache (vorzüglich in der I. und II. Abhandlung) werden die tiefsten, durchdachtesten Ideen über den großen Dichter und dessen unsterbliche Werke vorgetragen. Man fühlt es wohl, es ist nicht allein ein eminenter, erleuchteter Geist, es ist vor Allem ein warmes, tieffühlendes Herz, welches hier zu uns redet. Es ist, als habe der geistvolle Verfasser einen Theil seiner Seele in diese Blätter niedergelegt und sagt dann man zweifelnd fragen, wer, ob der Dichter, von dem alle gesprochen wird, oder aber Der, welcher also über den Dichter redet, mehr zu bewundern sei.

Je entschiedener ich nun der Auffassung Witte's, wie sie hier dargelegt ist, beistimmen muß, je mehr mir seine Worte aus der Seele gesprochen sind, je fester ich überzeugt bin, um auf dem hier, angewiesenen Wege je es möglich, zu einem richtigen Verständniß des größten Dichters zu gelangen, um je mehr möchte ich wünschen, daß diese Partien des Witte'schen Buches in den weitesten Kreisen, wo immer Dante sich Freunde erworben, zahlreiche, nachdenkende Leser fänden. Es möge mir zu diesem Ende gestattet sein, dem hochverehrten Verfasser gegenüber einen bescheidenen Wunsch zu äußern, den Wunsch nämlich, daß er sich entschließen möchte, einen Separatabdruck der drei bezüglichen Abhandlungen (I. II. VI.) zu veranstalten. Vielleicht ließen sich dieselben in diesem Falle in eine vermindern, so daß Leser, die nicht eingehender mit diesen Studien befaßt sind, ein abgerundetes Bild vom Dichter und seinen Werken nach Witte's tiefer, bahnbrechender Auffassung erhalten würden. Dieser Wunsch dürfte vielleicht um so mehr sich zu äußern be rechtigt sein, als der leider verhältnißmäßig sehr hohe Preis des ganzen Werkes (4 Thlr. 20 Sgr.) der allgemainen Verbreitung desselben nicht eben förderlich sein dürfte.

J. A. Scharz agtin.

Schweden.

Ein Fürst über einen Fürsten.*)

Die Zahl der gekrönten Häupter und fürstlichen Personen, welche in jüngster Zeit mit Congregationen oder schriftlichen Arbeiten an die Öffentlichkeit getreten sind, ist kürzlich noch vermehrt worden durch Oscar Fredrik, Prinz und Erbprinz von Schweden, welcher mit küniglicher Hand ein Verzeichniß von Schwedens Heldenkämpen, Karl dem Zwölften entworfen hat. Die uns im Druck vorliegende Biographie war ursprünglich zur mündlichen Mittheilung bestimmt; sie bildet den Inhalt eines Vortrages, welchen der Prinz am 30. November 1863 in Veranlassung des Erinnerungsfestes und der Enthüllung des Standbildes Karl's des Zwölften an dessen 150jährigen Todestage in der militärischen Gesellschaft zu Stockholm, dem Präses er ist, gehalten hat. Diese Bestimmung erklärt

*) Karl der Zwölfte als König, Krieger und Mensch, ein Bild von dem Erbprinzen Oscar Fredrik, Prinzen von Schweden, aus dem Schwedischen übertrug von Emil J. Zenas, Berlin 1869, Verlagsanstalt, Sigmund Wolf.

rechtfertigt die knappe Form und den beschränkten Umfang der Arbeit, der man es außerdem sehr wohl anmerkt, daß es dem Verfasser keineswegs an Stoff zu einer größeren Ausdehnung seines Werkes gefehlt hat und daß er zu einer solchen Aufgabe nicht nur Lust und Liebe, sondern auch die nöthige Befähigung besaßen hätte.

Prinz Casar giebt im Eingange seiner Arbeit ein Bild Europas, wie es sich während des sechzehnten Jahrhunderts gestaltet hatte und wie es das anbrechende siebzehnte Jahrhundert fand. Ueberall wird die Gendarmmacht gebrochen und auf ihren Trümmern richtet sich stolz und siegesgewiß das unumkehrliche Königthum auf, für jene Zeit eine Nothwendigkeit und die sicherste Schutzwehr für den Bürger und Bauer gegen die Verdrückung des Adels, zugleich aber die Durchgangsperiode zu jener zuerst in England bereits im sechzehnten Jahrhundert sich Bahn brechenden Aufschwung, welche Hürst und Völk als gleichberechtigte Factoren nebeneinanderstellt. Die Art und Weise, wie der Prinz diese Zustände entwickelt, und die Stellung, welche er dazu einnimmt, erscheint uns höchst charakteristisch und ebenso, daß er an einer andern Stelle, wo er über die von Karl dem Zwölften gemachten Fehler spricht, sich nicht scheut, die Worte zu gebrauchen: „Die Beweggründe waren wieder in dem trüglichen, eigenmächtigen Charakter zu suchen, welchen Vaune und Erziehung bei dem alleinherrschenden König entwickelt hatten, und die natürlichen Folgen waren daher um so heftiger, als Macht, Genie und Kraft bei der Ausführung Alles auf die Spitze trieb.“ Theilich dürfen wir, wenn wir die Auffassung der Geschichte, diese Sprache eines Fürsten über einen andern als ein bedeutames Zeichen der Gegenwart betrachten, nicht verkennen, daß hier kein Abkümmling Rudolfs von Habsburg oder Ludwigs des Heiligen spricht, sondern ein Feld-Bernadotte's.

Im Uebrigen tritt in der Arbeit doch das Bestreben hervor, die Fehler Karl's des Zwölften zu entschuldigen, nicht weil er ein König, sondern weil er Schwedens König gewesen ist. Dieses Bemühen und der eigentliche Zweck der Arbeit scheinen uns in dem Schlußsatz zusammengefaßt zu sein: „Was macht Karl's Bild so fesselnd für schwedische Augen? Was hat ihn selbst so bezauberndem für ganz Schweden gemacht, trotz aller Mängel, die seine Regierung mit sich führte, ungeachtet der Anstöße, von welchen man ihn wohl nicht frei sprechen mag? Die Ursache war, daß er sowohl in seinen Fehlern, wie in seinen Verdiensten, als ein edles Kind der Mutter Erde da-stand. Eine Mutter schließt gern die Augen vor den Verirrungen des Sohnes und verschweigt sein Mißgeschick, während sie selbst von seinen großen und guten Eigenschaften Zeugniß ablegt, sich freut ob seiner Fortschritte und sich stolz fühlt über seine Verbumtheit und Ehre.“

In diesem Sinne ist denn auch die Arbeit gehalten und namentlich darauf Bedacht genommen, Karl, der meist nur als Kriegsgott genannt, von dem Enthusiasmus zum Halbgott gemacht und von seinen Widersachern zum rohen planlosen Abenteurer gestempelt wird, liebenswürdig als Mensch, einseitig als Hirt hinzustellen, ihn aus dem Sagenwand, in das seine Person der neueren Geschichte dichter gekleidet ist, als er, zu denken, ihn durch das Licht der begründeten Geschichtsforschung zu beleuchten. Daß bei einem Lebensbilde Karl's des Zwölften auch Voltaire's berühmte Arbeit nicht unberücksichtigt bleiben durfte, ist selbstverständlich, und die Anklage daran thun der Originalität des vorliegenden Gemäldes keinen Eintrag. Nicht ganz unwesentlich dürfte endlich für uns Deutsche die Art des

Bedauerns sein, das der „Erbsack“ von Schweden über den Verlust der Besitzungen, welche Schweden einst in Deutschland inne gehabt, und die damit verbunden gewesene Befähigung, ein Wort in deutsche Angelegenheiten mit zu reden, laut werden läßt. Sollten in diesem Bedauern sich Wünsche bergen? Der Gedanke und auch der Wunsch sind zwar heutzutage, wie die Sachen hier liegen, wohl auch aus sehr nahen Gründen harmlos, es kann aber doch nicht schaden, wenn Deutschland davon Notiz nimmt.

Ermöglichen wir noch zum Schluß, daß die Uebersetzung eine sehr gelungene ist. S. H.

Nord-Amerika.

Zur Geschichte der deutschen Sprache in America.

Die Deutschen in Pennsylvania.

Wir haben in diesen Blättern bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, der in Philadelphia seit mehr als hundert Jahren (1761) bestehenden, großen „Deutschen Gesellschaft“ zu gedenken, die in ehrenwerthester Weise die geistlichen und sittlichen Beziehungen der Deutschamerikaner zu ihrem europäischen Mutterlande zu pflegen befreit ist und neben der Unterstützung von Armen und Kranken die Hebung der gesellschaftlichen Zustände sich angelegen sein läßt. Es wird zu diesem Zwecke auch in der Halle der Deutschen Gesellschaft in jedem Jahre eine Reihe von literarischen und wissenschaftlichen Vorlesungen gehalten, die an Mannigfaltigkeit und Gediegenheit nichts zu wünschen lassen. Die letzte Vorlesung des verflossenen Winters hielt Herr Dr. G. Kellner über die Geschichte der deutschen Sprache in Pennsylvania. Der deutsche „Weltbote“ von Montevideo giebt darüber folgenden Bericht:

In der Einleitung wies der Vortragende mit den Worten des berühmten Sprachforschers War Müller darauf hin, daß die englische Sprache, ihrem grammatischen Bau nach, rein teutonisch ist und eine Schwester des Niederdeutschen, und leitete daraus die Nothwendigkeit ab des Studiums der deutschen Sprache hier im Lande auch für die Englisch-Redenden, und zugleich der grammatischen und philosophischen Berechtigung zur unausgesetzten Pflege derselben seitens der Deutschen, abgesehen davon, daß sie ihre Muttersprache ist, und daß sie damit nur das Erbe von fast 200jährigen Beiträgen im Lande anzutreten haben und auch zugleich einfach eine Pflicht erfüllen, welche durch die großartige deutsche Einwanderung der letzten Zeit und durch die reiche deutsche Literatur in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst nur noch verstärkt wird.

Der Vortragende gab dann eine Skizze der Bestrebungen der Deutschen in den Verein. Staaten, resp. Pennsylvania, für Erhaltung und Pflege des Deutschen in den verschiedenen Abschnitten, in welche die Geschichte der deutschen Einwanderung zerfällt.

1. Die deutsche Einwanderung von ältester Zeit bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges, 1776. Die pennsylvanischen Pioniere waren D. Pratorius und Genossen, Begründer der ersten deutschen Ortschaft in America, Germantown bei Philadelphia, die mit Penn im Jahre 1682 kamen. — wozu Penn durch seine Reisen und Predigten in Deutschland, 1671 und 1676, den ersten Anstoß gegeben. Deutsche Mennoniten, Wiedertäufer,

Lutheraner und Reformirte folgten, und an die Spitze dieser Religions-Glückseligkeit stellten sich die Prediger, Schlatter, 1746 (reformirt), Heinrich Melchior Mühlentzen, 1745, Jizendort, 1746, u. Bibel, Gesangbuch und Katechismus waren die damalige Literatur; die Literatur in Deutschland selbst lag daüber und bot Nichts von Bedeutung. Die Kangel war der Haupt Agitator für Erhaltung der Sprache. Der erste deutsche Drucker im Lande war Christoph Sauer, dessen erste Zeitung 1739 am 20. Mai zu Germantown erschien — 1738 druckte er den ersten deutschen Kalender mit englischen Typen. Seit 1744 hieß die Zeitung „Deutscher Bericht“. Ihr folgten bald andere deutsche Blätter zu Philadelphia von Crelius und Armbruster — „Philadelphische Wochenblatt“, „Erfolgsvoller Wochenblatt“ u.

Der Vortragende verlas eine Liste von etwa zwölf deutschen Zeitungen, welche bis zum Jahre 1776 in Philadelphia, Germantown und Lancaster (zwei deutsch-englische) erschienen, wovon jedoch nur die eine von Christ. Sauer, sen. und jun., sich bis zur Revolution erhielten. Diese thätige Druckerfamilie verlegte auch eine Menge Bücher, neues Testament (1744), Gesangbücher, auch einen Nachdruck der Geschichte Friedrich's des Zweiten, merkwürdiger Weise auf dem Titelblatt und im ganzen Buche stets Friedrich der Dritte genannt, wohl der grobartigste Druckfehler, der jemals paßirt ist, und das Buch erschien 1760, also während Friedrich der Zweite in voller Glorie lebte, drei Jahre vor dem Schluß des siebenjährigen Kriege.

Der Sauer jedoch hatte bereits Franklin — mit Böhm — deutsche Bücher verlegt — 1742 einen lutherischen Katechismus. Der Vorlesende zeigte den Franklin'schen deutschen Katechismus, mehrere Exemplare der ersten Zeitchriften und eine Anzahl von Sauer verlegter Bücher, auch den großen „Friedrich den Dritten“, vor.

Da die Einwanderung von 1770 (Hungersnoth in Deutschland) bis 1776 großen Aufschwung gewonnen hatte — 7000 Einwanderer pro Jahr in Philadelphia, bis 1764 die Stiftung der Deutschen Gesellschaft stattfand, so wirkte das noch in Anfang der zweiten Periode, die von 1776 bis 1817 zu datiren ist, verlor sich aber bald, als alle Einwanderung ausblieb. In den Städten wurden die Deutschen englisch — Civil-Deutsche wurden sie damals genannt. Die deutschen Gemeinden führten englischen Gottesdienst ein, und das deutsche Handwerk wurde von weiterer Zuzucht deutscher Bildung abgeschnitten — was dem Deutsch-Pennsylvanisch den Impuls gab, welches stark mit englischen Ausdrücken versehen ist.

In Philadelphia kämpften der lutherische Pastor Kunze (erster deutscher Professor an der Universität von Pennsylvania für alle Sprachen, später in New-York) und sein Nachfolger, Pastor Schumath, mit aller Energie für die deutsche Sprache. Aber erst die dritte Periode der Einwanderung, von 1817 bis 1830, kam dabei zu Hilfe. Vor der Revolution 1776 hatten nur fünf deutsche Zeitungen in Pennsylvania existirt (2 in Philadelphia, 2 in Lancaster, 1 in Germantown). Während der Revolution gingen sie unter, doch entstanden bald darauf einige neue, so das jetzige älteste deutsche Blatt in der Union, der „Reading Mercur“. Aber mit dem neuen Aufschwung der deutschen Einwanderung (30,000 Einwanderer kamen 1817 in Philadelphia an) entstanden auch viele neue deutsche Zeitungen, und 1828 zählte man 27 (so viel dem Vorlesenden bekannt wurde, und wovon er eine Liste vorlegte). Davon existiren gegenwärtig noch 8. Es existiren damals überhaupt etwa 800 Zeitungen im Lande, davon 150 in Pennsylvania.

In der vierten Periode, von 1830 bis 1846, entstanden

erst deutsche täglich erscheinende Zeitungen in Philadelphia und New-York. Das den deutschen Buchhandel und Verlag in jener Zeit betrafte, ebenso in der vierten Periode (1830 bis 1846) wie in der fünften (1846 bis jetzt), so mußte sich derselbe lange auf den Vertrieb der gemöhnlichen Volksliteratur (schöne Gewerke, Schinderbannes) beschränken, bis es zu einem Verlag der klassischen Werke kam, wie denselben jetzt Steiger, Zeman, Schäfer und Koradi betreiben.

Schließlich gab der Vortragende — von der vorgerückten Zeit gedrängt — ein kurzes Bild der gegenwärtigen Lage, er wählte die lebhafteste Agitation im Westen für deutschen Unterricht in den Volksschulen, die Thätigkeit des Vereins der deutschen Presse von Pennsylvania für denselben Zweck, und den wohlthätigen Einfluß, den er auf die deutsche Presse in diesem Staate geübt — wo jetzt circa 70 deutsche Zeitungen erscheinen, darunter 9 tägliche (4 in Philadelphia, 3 in Pitsburg, 1 in Allentown, 1 in Reading) — und bezeugte als Pflicht der gebildeten Krieger, einzuwandern, mit den alten deutschen Ansiedlern des Landes in der Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache Hand in Hand zu gehen.

Die deutsch-pennsylvanische Sprache — abgesehen von der Einmischung englischer Wörter, wovon sie durch Bemühung des Pressevereins jetzt gereinigt werden soll —, die an vielen Stellen bloß von Zeitungen „gesprochen“, nicht aber im Volke vorherrscht, sei — ist der fränkisch-pfälzische Dialekt, vermischt mit schwäbisch und alemannisch — sie ist ein Dialekt, dem ebenso, wie den Dialekten in Deutschland, sein Recht gebührt, einer der vielen Sprachdialekte und Quellen, aus denen die Schriftsprache ihr Leben und ihr Fundament schöpft. Der Redner betraf sich auf die Müller, der die Dialekte als das Ursprüngliche, direkt aus dem Volke und dem Leben Erwachene, die Hoch- und Schriftsprache aber als das Spätere oder Zufällige hinstellte.

Kleine literarische Revue.

— Victor Hugo's „Kathmannen“. Der neueste vierbändige Roman von Victor Hugo: „L'homme qui rit“ ist wiederum, wie seine Misérables, eine lang ausgeponnene phantastische Gemischniß voll Schwulst und grotesker Schönheit. Gwynplaine, ein Mäuschen, das immer lacht, ist ein unter der Regierung des letzten Stuart einer Ainderbändler-Bande von den Heffenden Jakob's II. überlieferter Verbohn, welchem der blamable Erbsen-Harcananonne, um das Kind unentfesselt zu machen, das Gesicht so verformte, daß es ein immer lachendes, oder vielmehr grinsendes Ansehen behielt. Nachdem Gwynplaine unter Tage dieben und Gaullern groß geworden war, wird er auf die aberwunderliche Weise unter der Regierung der Königin Anna wieder in seine britische Patrie und Verfassung eingeleitet, und der jedoch, voll Verzweiflung über das vornehme Wesen, das ihn nicht aniaht, wieder in seinen Diebes- und Bettelhaft zurückkehrt. Es giebt in diesem Romane viel, wie in allen anderen Werken Hugo's, wunderbar effectvolle Schilderungen und Szenen, aber sie passen nicht zu dem unaufrichtigen Ganzen und sind deshalb ohne Totalwirkung. Geschmack, feines Gefühl und wahre Poesie geben nun einmal diesem alten französischen Romanist nicht an. Wie man sich leicht denken kann, enthält auch der neue Roman Victor Hugo's, gleich allen seinen im Eil von Guernsey verfaßten Dichtungen, vielerlei politische

dichtet jedesmal mit gesperrter Schrift gedruckt ist. In den Arbeiten unserer Klassiker finden wir ein derartiges Hilfsmittel nicht, unter den Epigonen scheint es aber recht eingeübt zu sein. Möchten sie doch bedenken, daß sie damit entweder sich oder ihren Lesern ein Armuthszeugniß ausstellen. S. H.

— „Für Frauen.“ „Indem ich den Titel dieses Buches so allgemein hielt, wollte ich gewissermaßen nur die Adresse andeuten, für welche dieses Büchlein bestimmt ist, da es die Natur des Inhalts wünschenswerth macht, daß es nicht gleich durch den Titel verrathen werde. Es sind nämlich die Krankheiten, denen das weibliche Geschlecht besonders unterworfen ist, welche in den folgenden Blättern auf eine allen Frauen verständliche Weise besprochen werden sollen.“ — Eine decente kleine Schrift. Der Verfasser, Badearzt in Gießen, berührt wesentlich diejenigen Leiden, welche durch den Mißbrauch des Bades Gister Heilung oder Besserung erfahren können.

— „Der Revolutionair, von Julius Grosse.“ Die Novelle behandelt die bekannte Verschwörung Moreau's, Vichery's und Saboulay's gegen das eben Napoleon Bonaparte's. Ihr Held ist ein junger Emigrant, Victor Deville, dessen Gesinnungen im Auslande republikanisch geworden sind, der an geachteter Conspiration Theil nimmt, und ihre Helfin ist seine Geliebte, die junge schöne Wittve Yvonne von Kugelstein. Victor, der wegen dieser Verschwörung zum Tode verurtheilt ist, wird auf Vermittelung seiner alten Mutter und seiner theuren Yvonne vom Ersten Consul begnadigt. Allein, o Unglück dieser Novelle! (der Verfasser nennt sie „geschichtlich“ und bejammert sein Voss, nicht, wie der Dichter, frei über seine Geschöpfe walten zu können) die Begnadigung kommt zu spät, denn 1) der Erste Consul ist zu früh ausgetritten, 2) die alte Madame Deville hat in der Kirche eine Schmachthat (natürlich mit einer Vision verbunden) bekommen, 3) der böse Justizminister Negrier hat aus Angst vor dem Polizeiminister Gendré die Hinrichtungen auf 9 Uhr, statt wie bisher auf 11 Uhr Morgens festgesetzt, 4) der Senker, mittelstig wie Seinegeizigen in rührenden Romanepisoden zu sein pflegen, will zwar Victor's Tod auf Ansehen Yvonne's so lange wie möglich verzögern und erklärt dem Volk, „daß etwas in seiner Maschine in Unordnung gekommen sei“, aber dieses selbst sich laut über die Trauerei beklagt, denen gleichsam zweimal zu sterben zu lassen und durch Jandern zu martern, muß er, durch die Treibungen des Volkes gezwungen, das Beil herabfallen lassen. Yvonne, die zugehoben, fällt in Schmachthat. Auch war die Schmachthat nicht fortgetragen, als sich in der Ferne ein verworrenen Tumult erhob und mancherlei Stimmen vom Quai repellerter her laut wurden. Die Erbornung mit der Begnadigung, „das Papier hoch über dem Kopfe schwenkend.“ Grausamer Historiker, wenn Du doch lieber ein Dichter wärest!

— „Das Schloß am Meer“, von Hermann Kleinsteuber.“), behandelt eine Episode des siebenjährigen Krieges: die Invasion der Russen in Ostpreußen und die spätere Vertreibung derselben. Eine historische Novelle jedoch kann man diese Arbeit trotzdem nicht wohl nennen, da wir jedes geschichtliche Kolorit in der

Behandlung vermissen. Die Personen reden in den allermodernsten Ausdrücken, und man wird nur durch gelegentliche Erwähnung der geschichtlichen Ereignisse (deren Schilderung nirgends versucht ist), daran erinnert, daß die Erzählung nicht in unsern Tagen spielt. Ist glaubt man sich auch in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die Vicesintrigue, die den Haupttheil der Erzählung ausmacht, ist mit dem bekannten Geschick des Verf. durchgeführt und recht anmutig geschildert.

— „Malerleben.“ Unter diesem Titel liegt uns ein dritter Roman von W. Bennede*) vor, dem man sehr wohl in Vorbilder anerkent, denen sein Verfasser nachgeahmt hat: C. T. H. Hoffmann und Heinrich Heine. Leider sind Beide mit allein nicht erreicht worden, sondern es ist nur zu einem schwachen Aufzug ihrer pikanten, gewürzreichen Szenen gekommen. Für die Unterhaltung einer müßigen Stunde mag das Buch sich eignen, es muß aber eine sehr müßige sein.

Litterarischer Sprechsaal.

Von H. Alende's Werk: „Alexander von Humboldt's Reisen und wissenschaftliche Forschungen“ ertheilt Otto Ziemer in Leipzig die sechs, reich illustrierte Lage in 12 Lieferungen à 5 Sgr., die als eine bedeutendste rarende Erscheinung zur bevorstehenden Salmajerkens des zu Naturforschers zu bezeichnen ist. Den wissenschaftlichen Humboldt's ist in dieser Auflage ein viel umfangreicherer Theil gewidmet, als in den früheren Ausgaben. Ueber den Wert des Alende'schen Buches — welches bereits in mehrere Sprachen übersetzt wurde — hat sich die gesamte Kritik günstig geäußert.

Von Gustav Freytag's Roman „Zoll und Haben“ (kurzlich die vierzehnte Auflage*) erschienen; wir glauben, daß irgend einem anderen deutschen Romane jemals ein nachhaltiger Theilnahme geworden ist. Nicht „das deutsche bei seiner Arbeit“, wie das Motto des Buches von S. Schmidt sagt, sondern das Kapital in seiner veredelnden Wirkung auf das Gesellschaftsleben wird in diesem Roman schildert, und das gerade ist es, was dem Buche in einer in welcher die Serbismen eines Proutben, eines Vassals, Kapital so viel Barbarisches angebracht, eine so andere Theilnahme der Welt verschafft hat.

Karl Gukow's „Zauberer von Rom“ erscheint in dritter wohlfeiler Auflage (3 Bände à 4 Thlr.) bei F. A. Bro in Leipzig. Der Verf. hat zu dieser neuen Auflage ein barmhertziges Vorwort geschrieben, worin er sich einerseits gegen die nachzuweisen sucht, schädliche Nachgiebigkeit aus der seit einem Vierteljahrhundert in Preußen gegen die heimlichen Pläne und Intriguen des Zauberers von Rom geübt werde, und worin andererseits dem Volke Rache verheißt wird, daß es nicht entstehen und müßig seinen Unwillen gegen die priesterlichen Fanatiker für das Geseß sowohl, als von der allgemeinen Sitte des Landes

*) Von Dr. Peters. Leipzig, M. G. Pöcher, 1869. (140 S.)

**) Stuttgart, Eduard Hallberger, 1869.

***) 2 Bde. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1869.

*) Gießen, Verlag von Carl Eckhardt, 1869.

**) Der achte Abdruck der Stereotypausgabe in zwei Bänden und 405 S. H. 8.). Leipzig, S. Hirzel, 1869.

erwünschte Gewordat zu erkennen gebe. „Es fehlt“, sagt Guxkow, „an Eifer und durchaus noch die Organisation zur Aufhebung der geschlossenen Gemeingeist, der die Kirche reformirt über will, auch wenn die Regierung zu reformiren keinen guten Willen hätte.“ — Trotzdem aber hält Guxkow fest an der Ueberzeugung, daß die Tage des Zaubers aus dem Noth gezählt seien, indem für die Frage, wie sie jetzt liege, der Süden Europas den Ausschlag geben werde, in Italien aber, wie in Spanien, denn jetzt alle Anzeichen vorhanden seien, binnen wenigen Jahren das schimpfliche Joch abgeschüttelt zu sehen, das noch vom Mittelalter her auf dem freien Geiste der Menschheit lastet.

J. V.

Aus Nürnberg ist uns folgendes Schreiben zugegangen: Sie bringen in Nr. 20 Ihrer geschätzten Zeitschrift einen *Abdruck* des Artikels aus dem „Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit“, welcher sich auf den Durchbruch der Nürnberger Stadtthore bezieht. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einige Erklärungen dazu gebe.

Die Bevölkerung Nürnbergs beläuft sich auf etwas über 90 Tausend, von denen zwei Drittel innerhalb der Stadtmauer, die übrigen aber in den Vorstädten wohnen, welche durch die Mauer und einen breiten Graben hermetisch von der Stadt abgegeschlossen sind und den Verkehr mit derselben nur durch mehrere, zum Theil sehr beschwerliche Thore und Thorenhäuser unterhalten. Ansehnlich der Mauer liegen aber auch zwei Hauptbahnhöfe, der Staatsbahn- und der Elzbahn-, in welchen findet eine Verlegung des Güterbahnbeses nach der Zeit hin statt, welche unter allen Umständen eine neue Verbindung mit der inneren Stadt erfordert. Wenn nun die höchsten Behörden, statt wieder zu dem Nothbehelf eines Unterbaues, dessen Unterhaltung bekanntlich Geld kostet, zu dem radikalsten Entschlusse gelangt haben, an der betreffenden Stelle den Graben anzufüllen und die Mauer zu durchbrechen, so haben sie damit nur bewiesen, daß sie ihre Zeit recht indem sie angefangen haben, die Unterbrechung der Handelsverhältnisse des Verkehrs einer so bedeutenden Handelsstadt zu unternehmen. Von einem Mangel an Raum kann da keine Rede sein, wo so viele und gewichtige Proben von dessen Vortheilen vorliegen. Ueberdies ist der architektonische Werth der im Mittelalteren zwei Thürme — von der kaufmännigen Mauer, deren Unterhaltung jährlich große Summen erfordert, gar nicht zu sprechen — nicht so hoch, daß eine auflebende Stadt den Verlust der mittelalterlichen Zwangsmaße anerkennen sollte. In den größeren Städte der Neuzeit als ein unabweisbares Bedürfniß, nicht nur aus Verkehrs, sondern auch aus Gesundheitsgründen empfunden haben, wird man wohl auch den Nürnberger zuerkennen müssen.

(S. M.)

Herrn Dr. Storm, geb. van der Gijss, eine Holländerin, kommt, gleich ihren Vorfahren, Frau Zinne und Tochter, abentheuerliche Reisen im Auslande, um durch Kenntnisse und Beobachtungen, die sie hier sammelt, ihrem Lande und ihrem Volke zu nützen, indem sie in ihren Schriften auf das hinweist, was in der Fremde besser, d. h. bürgerlicher und physischen Menschenwohl förderlicher, als Einrichtungen der Heimat ist. In den Monaten Februar und März d. J. veröffentlichte Herr Storm in der Zeitung ein *Reise* eine Reihe von Artikeln über einen Besuch in Italien, wo sie im vorigen Winter sich aufhielt, namentlich den „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weib-

lichen Geschlechts“, über die erste deutsche Industrieausstellung von Frauenarbeiten im „Victoria-Palast“ und über die Berliner Volksfäden des Vereins von 1866“. Die wacker niederländische Frau, die sich in Berlin einer gastfreundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte und die wir selbst in einer Generalversammlung des Vereins zur Förderung der Frauenarbeit einen deutschen Vortrag über ähnliche Bestrebungen in England und Amerika haben halten hören, rühmt in jenen Artikeln ganz besonders die Ginstigkeit, die Erkenntnis dessen, was unserer Zeit noththue, und die Opferwilligkeit der Frauen Berlins, an deren Spitze sie die Königin Augusta und die Frau Kronprinzessin von Preußen nennt. Sie fordert ihre Landsmänninnen auf, dem Beispiele der deutschen Frauen zu folgen und in Holland ähnliche Anstalten wie in Berlin zu gründen, wo einerseits dafür gesorgt werde, daß mittellose, unverheiratete bleibende Töchter adäquater Familien, sowie Frauen, die ihren Gatten und familien-erhalter verlieren, Kenntnisse und Fertigkeiten sich erwerben können, welche sie zur eigenen Föderung eines Geschäftes befähigen, und wo andererseits, wie in den Berliner Volksfäden, für die arbeitenden Klassen der Bevölkerung kräftige, gesunde und wohlfeile Speisen, unter der freiwilligen Aufsicht und Controle von Bürgerinnen und ihren Töchtern bereitet und täglich an Tausende zu den Kostenpreisen verabreicht werden. Der Verdienst, die sich Frau v. d. Meer genüßern in Berlin um Gründung und Föderung der Volksküchen erwerben, deren es jetzt elf in den verschiedenen Stadttheilen giebt, wo täglich über 7000 Menschen gespeist werden, wird dabei mit besonderer Anerkennung gedacht. — Wie Herr Storm in einem späteren Berichte hinzusetzt, giebt es übrigens bereits in Amsterdam eine Industrieschule für Mädchen, in welcher kürzlich ein Vebietnis für die Lithographie eröffnet worden und wo junge Damen Gelegenheiten finden, sich Kenntnisse in der Botanik und Pharmazie zu erwerben, damit sie vielleicht einmal als Apothekergehilfen eine Anstellung finden.

S. V.

Der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ in Prag hat, in richtiger Würdigung der durch die österreichische Verfassung geschützten bürgerlichen und Volksfreiheit, einen Preis für die beste Bearbeitung eines constitutionellen Katholicismus, d. h. eines Volksbundes, ausgeschrieben, in welchem die Rechte, die das Verfassungs- und Staatsgrundgesetz von 1867 gewährt, unter Beifügung der geschichtlichen und legislativen Motive der betreffenden Bestimmungen und unter Hinweisung auf die einzelnen Landes- und Wahlordnungen, welche letzteren jedoch später den Gegenstand einer besondern Darstellung bilden sollen, definiert werden. Der Termin der Einreichung der Konkurrenz-Arbeiten, die den Umfang von sechs Druckbogen nicht überschreiten dürfen und wofür ein Preis von 200 Gulden ausgesetzt ist, ist der 30. September d. J.

In Leipzig sind die ersten Nummern einer neuen, dem Bauwesen gewidmeten Zeitschrift unter dem Titel „Dramaturgische Wochenchrift, Reform-Organ und Archiv für das gesamte deutsche Bühnenwesen“, erschienen. Die Herausgeber S. Klang und Dr. M. Silberstein haben die jetzt von Heinrich Laube geleitete Leipziger Bühne zum Mittelpunkt ihrer dramaturgischen Kritik gemacht, doch nach den Ansichten der beiden ersten Nummern zu schließen, ist der Horizont des Blattes kein beschränkter und einseitiger.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Tblr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 5. Juni 1869.

[N^o 23.

Inhalt.

- Deutschland und das Ausland.** Die Schule und die Geseßgebung. 329.
Poland. Professionelle und Unterrichts-Zustände in Nord-Rhede. Unt. 331.
Ungarn. Die deutsche Nationalität in Ungarn. 332.
Schweiz. Die schweizerische Mission. 333.
Italien. L'Aspe Italiano. Von Uberto Cecchi. 335.
Rumänien. Rumänischer Charakter und rumänische Charaktere. I. u. II. Heft. 336.
Österreich. Der Orient und die böhmerischen Gassen. 337.
Ästhetische Literatur. Die Ausbildung der evangelischen Kirchenmusik in Sachsen. 338. — Staat- und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung. 339. — Die schönen Stunden. 339. — Neue Zeit von August Silberstein. 339. — Politische Geschichte aus Italien. 339.
Kirchlicher Sprechsaal. Eine Verlagsrechts-Frage. 339. — Gegen die Duelle. 340. — Kirchens-Gewerkschaft von D. Gassel. 340. — Antwort von „Wander's Antwort“. 340.

Deutschland und das Ausland.

Die Schule und die Geseßgebung.*)

Wir haben bereits einmal vor Kurzem (Nr. 20) Gelegenheit gehabt, und zwar bei der Besprechung des Buches von Adolar Zölz, über das juristische Unterrichtswesen, als einen erfreulichen Fortschritt zur Klärung der Ansichten über die Schule, darauf hinzuweisen, daß auch von anderer Seite als der pädagogischen, und namentlich von Rechtswissenschaftlern die beiden Fragen der Trennung der Schule von der Kirche und über konfessionelle Schulen beleuchtet werden, und daß so endlich einmal der sichere Standpunkt gewonnen wird, von welchem aus man zu einem endgültigen Urtheil gelangen kann. Denn allein mit philosophischen oder pädagogischen Gründen läßt sich der einmal erwähnte Streit nicht schlichten, weil man dreien Gründen für die Sache immer drei andere gegen dieselbe entgegenstellen wird und so die Frage immer in der Kontroverse bleibt. Nur wenn nachgewiesen ist, was hier Rechts ist und was nicht, ist die bisher gültigen Geseße in dieser Sache entscheidend, dann läßt sich zu einem sichern Resultate kommen. Deshalb begrüßen wir es mit Freuden, daß abermals von einem Juristen, und zwar von einer Autorität auf diesem Felde, von Rudolf Gneist, eine dieser Fragen, welche die andere in sich schließt, vom rechtlichen Standpunkt erörtert ist. Es ist dies in einer Schrift erschienen, welche den Titel führt: „Die konfessionelle Schule“, und welche wir um so mehr der allgemeinen Beachtung empfehlen, als sie neben dem juristischen Material, welches sie beibringt, zugleich Klarheit über den Begriff „Konfessionsschule“, wie er von der Geseßgebung angesehen wird, verbreitet. Um nämlich hiermit zu beginnen, so ist das Verhältnis zwischen Konfession und Schule auch nach der neueren preussischen Geseßgebung nicht so zu denken, als ob in der Schule gar kein konfessioneller Religionsunterricht erteilt werden dürfe; davon weiß die Geseßgebung nichts, vielmehr wird immer der Unter-

richt in der Volksschule und in den höheren Schulen der vorherrschenden Konfession des Ortes entsprechen müssen; nur ist deshalb und darum die Schule noch keine konfessionelle, d. h. es darf in ihr nicht die vorherrschend konfessionelle Richtung auf alle anderen Unterrichtsgegenstände ausgeübt und selbst alle anzustellenden Lehrer nur auf eine bestimmte Konfession verpflichtet werden, wie dies die neueste Verwaltung in Preußen verlangt und als rechtliches Postulat hinstellt. Das ist entschieden ungesetzlich, und in diesem Sinne ist die konfessionelle Schule allerdings erst eine Erfindung der Neuzeit. Dies wird in der vorliegenden Schrift von Gneist näher nachgewiesen.

Es wird nämlich gezeigt, wie das System der kirchlichen Schulen, wie solche aus der Reformation hervorgegangen waren, in Preußen schon seit 150 Jahren verlassen wurde, und zwar durch König Friedrich Wilhelm I. Der erste entscheidende Schritt zur Aufhebung des konfessionellen Systems der Schulen war die Einführung des gesetzlichen Schulzwanges durch die Edikte König Friedrich Wilhelm's I. vom 28. September 1717 und vom 19. September 1736. Es war nunmehr der Geseßgeber nicht mehr die kirchliche Obrigkeit, sondern die staatliche, welche den Zwang aus sprach, also hier schon Trennung der Schule von der Kirche, da von nun an der Staat die Herrschaft über die Schule antrat. — Daran reiht sich als zweiter Grundlag die Parität der anerkannten Kirchen in Preußen. Als die Staatsgewalt den Schulzwang einführt, mußte sie ihre Stellung zur Kirche nehmen nach den gegebenen Verhältnissen. Das vergebene Verhältnis war eine seit tausend Jahren festgewurzelte Verbindung der Kirche über die Schule, eine tief vermachene Verbindung ihres unteren Personals und ihres Vermögens, als selbstverständlich feststehend auch in den Gewohnheiten des Volkes. ... Die aus dem westfälischen Frieden den beiden Religionsteilen erwachsenen Rechtsansprüche sind in der preussischen Geseßgebung bestätigt, erhalten und erweitert worden; sie haben aber ihren exklusiven Charakter verloren. Der Rechtsgrundlag der Parität gestaltet nirgends mehr, den anderen Religionsteil von der Wohlthat des öffentlichen Schulunterrichts auszuschließen (A. v. R. II, 12, § 10).“

Zu diesen Gründen der Staatsleitung trat immer dringender ein dritter: der Staat hatte für notwendigen Unterricht der öffentlichen Schule theils mittelbar, theils unmittelbar zu sorgen. Weil die Kirche in keinem Menschenalter die Mittel einbringen konnte, ein öffentliches Unterrichtswesen in einem den Bedürfnissen einer größeren Bevölkerung entsprechenden Maßstab zu schaffen, so mußte sie auch hier die Sorge für dasselbe an den Staat abtreten und es ist einleuchtend, daß das System der kirchlichen Schulen aufhörte. Diese Schrittweise entfalteten Grundzüge des preussischen Unterrichtswesens haben ihre Zusammenfassung gefunden im Allgemeinen Landrecht, Theil II, Tit. 12. Der leitende Grundlag ist an die Spitze gestellt: „daß alle öffentlichen Schulen Veranlassungen des Staates sind“ (§ 1). Darauf folgen die drei Grundprinzipien: 1) der Schulzwang, § 43 ff.; 2) die Parität der anerkannten Kirchen, durchgeführt im Tit. 11, 12 und in den Schulgemeinschaften; 3) der Grundlag der Unterhaltung des Schulwesens von unten herauf als gemeine Last (§ 29, 34, 35).

*) Die konfessionelle Schule. Ihre Ungültigkeit nach preussischen Geseßgebung und die Notwendigkeit eines Verwaltungs-Gesetzes von Dr. Rudolf Gneist. Berlin, Julius Springer, 1869. (88 S. gr. 8.)

Auf dem Boden dieser thatsächlichen Verhältnisse folgt nun auf die Publikation des Allgemeinen Landrechts ein Menschenalter der Conformität der Unterrichtsverwaltung mit der Landes-Gesetzgebung, im Ganzen zusammenzufallen mit der Regierungszeit König Friedrich Wilhelm's III. Die legale Unterrichts-Verwaltung formirte sich in vier Richtungen:

1) Der Religions-Unterricht ist als obligatorischer Theil des Lehrplans der öffentlichen Schule ausnahmslos anerkannt. Kinder anderer Confession, als der in der Schule gelehrt, sind aber gesetzlich von der Theilnahme daran entbunden. An eine Trennung desselben von dem wissenschaftlichen Unterricht in gesonderten Anstalten konnte schon aus praktischen Gründen nicht gedacht werden; denn es wäre daraus ein Doppelsystem von Schulen hervorgegangen, während die vorhandenen Mittel und Lehrkräfte nur auf das Knappste ausreichten, um eine Ortschule zu erhalten.

2) Die Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Unterrichts neben dem Religions-Unterricht ergab sich aus dem obigen Grundsatz. Völkelliteratur, Sprachen, Geschichte, Naturwissenschaften müssen in der Staatsschule von allgemein wissenschaftlichen und pädagogischen Standpunkten aus gelehrt werden. Zu einer anderen Art des Unterrichts darf der Staat die Kinder differenter Confessionen nicht zwingen. „Ist die Geistlichkeit durch die Gebote ihrer Kirche genöthigt, ihre Unterscheidungslehren auch im Gebiet der Wissenschaft an jeder Stelle, auch gegen Andersgläubige, zur Geltung zu bringen: so folgt, daß der Staat die Träger des geistlichen Amtes nicht als solche zu Lehrern ernennen kann. Ein Staat, welcher Schulzwang, Parität und gemeine Schullast verflammt, hat damit auch die Verpflichtung übernommen, die Lehre und die Aufsicht in solche Hände zu legen, welche befaßt sind, Geschichte, Literatur, Sprachen, Naturwissenschaften vom Standpunkt der Wissenschaft und der Pädagogik aus zu lehren. Dies Maß der geistigen Verrückung ist das schwer errungene Resultat der deutschen Reformationskämpfe nicht für eine, sondern für alle Confessionen. Auf diesem Boden ist eine deutsche Geschichtsschreibung, eine deutsche National-Literatur, eine deutsche Wissenschaft im weitesten und höchsten Sinne erwachsen, welche der Staat als das stiefstehende Element der nationalen Einheit zu beugen und zu verwahren hat. Die Freiheit der geistigen Forschung auf jedem Gebiet des Wissens, „die Entwidlung des Menschen aus sich heraus“ ist in diesem Gange der Dinge ein Element der deutschen Jugenderziehung geworden, welches neben der Lehre der positiven Religionswahrheiten seine legale und legitime Stellung behaupten und wiedererlangen muß.... Die Aufgabe, Geschichte, Völkelliteratur, Sprachen, Naturwissenschaften so zu lehren, um auch andere Confessionen an dem Unterrichte Theil nehmen zu lassen, ist jedem preussischen Lehrer durch die Landesgesetzgebung gestellt. Sie muß eine lobbare sein; denn sie ist ein Menschenalter hindurch wirklich gelöst worden.“ (Es ergab sich eben daraus

3) die Bildung eines selbstständigen Lehrpersonals als Folge der Aufsicht der kirchlichen in die Staatsschule. Die Kirche hatte für sich gesorgt und die Volksschule verkümmern lassen. „Es war die Erbschaft der Kirche, wenn durch ein Patent vom 10. November 1722 bestimmt werden mußte, daß zu Küstern und Schulmeistern auf'm platten Lande, außer Schneidern, Leinewebern, Schmieden, Rademachern und Zimmerleuten, sonst keine anderen Handwerker angenommen werden sollen“; und wenn noch unterm 17. September 1738 ein Rescript erging: „wider die herumlaufende Schneider, und daß auf'm platten

Land, außer dem Küster und Schulmeister, gar kein Schullehrer geduldet werden soll“.... Im 18. Jahrhundert beginnt auch schon die Ausbildung der Lehrer in besonderen Seminarien. Die Ausfüllung der Mittelschulen, der Bürgerchulen, Seminarien, Elementarschulen ist das mühsame Werk der Regierung. Friedrich Wilhelm's III., eines Fortschreitens nach einem einheitlichen Plan mit sehr beschränkten Geldmitteln. So lag dabei in der Natur der Sache daß die Mühsamkeit, das Bewußtsein der Wichtigkeit des Berufs, die fortwährende geistige Bildung den Lehrstand das Bestreben der Unabhängigkeit von der Geistlichkeit auf. Auch der Lehrstand in Preußen hat nunmehr keine Geistesfesseln seine vom Staate zu schützende geschichtliche Individualität seinen durch die Gesetzgebung selbständigen Verursacher. Wenn auch in der Praxis die Sache sich so gestaltete, daß der katholische Religionslehrer selbstverständlich der katholischen, der evangelische Religionslehrer der evangelischen Confession angehört und daß in evangelischen Orten evangelische, in katholischen katholische Lehrer angestellt wurden, so hat die Verwaltung doch wohl gebüht, aus solchen Gesichtsrunderpunkten der Generierung einen neuen Rechtsgrundlag bilden zu wollen.

4) Die Staatsaufsicht über das Unterrichtswesen ergab sich aus der Natur der öffentlichen Schulen als „Veranstaltung des Staates“. Aus Mangel aber an geeigneten Organen der Art und Lokalverwaltung wurde dieselbe dem Staatlichen übertragen. Dieselben erscheinen hier als Delegierte Seiten des Staates, die ihre Aufsicht nach besondern Staatserlassen Gesetzen zu führen haben. Die geistliche Aufsicht über die Schulen ist also auch heute noch nur ein girtes Recht des Staates, und alles Entscheidungsgewicht einseitig den Unterrichtsbehörden des Staates zu. Als Hof dieser Grundsätze ergibt sich also eine Schule, in welcher Religion confessionell gelehrt werden muß, die Wissenschaft nicht confessionell gelehrt werden darf, die Staatsverwaltung diesem Sinne gehandhabt werden soll.

Ganz anders wurde das Verhältnis mit dem Staat. Das seit Friedrich Wilhelm I. mühsam und gewissenhaft gebaute Staatssystem sollte nunmehr ein „unchristliches“, Grundverhältnis von Staat und Kirche widersprechendes. Die Feindseligkeit gegen die Schöpfung der „Aufklärungsperiode“ wandte sich auch gegen die bisher gesungene Verfassung; durch das ausübende Personal der kaiserlichen Machtbefugnisse sollte die Staatsschule wieder zur Staatschule werden. Also Umkehr der Gesetzgebung durch die Verwaltung. Diese Umkehr sah der Verf. der vorliegenden in folgenden charakteristischen Sätzen zusammen:

„Das neue Verwaltungsrecht bildet sich zunächst durch eigenmächtige Aenderung des Sprachgebrauchs. Die öffentliche Schule, in welcher der Religionsunterricht evangelisch gelehrt ertheilt wird, nennt man evangelische Schule; jene, in welcher der Unterricht katholischer Confessionen wird, katholische Schule. — Da die mit einem bestimmten Volksschule nur den einen oder dem andern Religionen unterrichtet, so sagt man: die Elementarschule ist wenig entweder eine evangelische oder eine katholische, auch die höheren Schulen der Mehrzahl nach den einen oder anderen Religionsunterricht ertheilen, so sagt man: die höheren Schulen sind in der Regel evangelische oder katholische. Da die Ertheilung eines zweifelhafte Religionsunterrichts in einer mäßigen Zahl von Schulen stattfindet, man: es giebt auch „Simultan-schulen“, diese sind aber seltene Menormität, welche nur auf ausnahmsweise Ge-

beruht. Da also in jedem Falle die öffentliche Schule entweder den Religionsunterricht evangelischer oder katholischer Confession oder beider Confessionen erteilt, so sagt man: alle preussischen Schulen sind entweder evangelischer, oder katholischer Confession, oder Simultanfchulen. Als Princip ausgedrückt: die preussischen Schulen sind confessionnelle Schulen."

Das war es, was die Kirche wollte. Die evangelisch-confessionelle oder katholisch-confessionelle Schule kann in ihrem letzten Leben nur ein Theil, ein Glied der evangelischen Kirche oder der katholischen Kirche sein, und damit steht der im 19. Jahrhundert in Preussen verlassene Begriff der kirchlichen Schule zurück. Daraus folgt auch, daß jene Attribute der kirchlichen Schule, wie sie seit der Reformation bis auf Friedrich Wilhelm I. bestanden, zurückzuführen, nämlich:

1) Der Religionsunterricht und die religiösen Andachten und Betungen bilden den Haupttheil und den Schwerpunkt der Schule. In Kirchzeiten soll keiner Zeit der Religionsunterricht bis auf mehr als höchstens zwanzig Stunden ausgedehnt werden sein.

2) Die Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Unterrichts hört auf. Alle in den Schulen gelehrt Wissenschaft muß sich den kirchlichen Unterrichtsangeboten und Parteipunkten unterwerfen.

3) Die verfassungsmäßige Selbstständigkeit des Lehrpersonals hört auf. In der weltkirchlichen Schule müssen alle Lehrer einer und derselben Confession angehören, und

4) die Oberaufsicht der confessionellen Schule gebührt der Kirche als solcher, nicht dem Staate. Sie hat darüber zu wachen, daß in der Schule der rechte Glaube gelehrt, daß die Lehre der Lehramtsbeisten, daß der kirchliche Geist der Erziehung alles beherrscht. Und dieses Recht übt die Kirche nicht in Auftrag des Staates, sondern als kirchliche Ämter aus eigenem Auftrag der Kirche, kraft göttlichen Auftrages, die Jugend zu lehren."

"Dies sind die Folgegehalte aus dem System der confessionellen Schulen, welche im Laufe des letzten Menschenalters der Höhe nach wirklich aufgetreten sind...." "Sie ergeben als Resultat eine Schule, in welcher nicht nur die Religion, sondern auch die Wissenschaft confessionell gelehrt, danach das Lehrpersonal confessionell angestellt, und danach auch das Aufsichtsrecht beibehalten werden soll."

Daraus leitet der Verf. seine Schlussforderung ab: "Gebe eines Verwaltungs-Gewaltshofes, um endlich einmal rechtlich festzustellen, ob es in Preußen confessionelle Schulen, ob es in Preußen stiftungsmäßige, dotationsmäßige, verwaltungsgerichtliche, statutarische, simultane Confessionschulen erster und zweiter Klasse wirklich giebt oder nicht giebt." Dr. J.

Holland.

Confessionelle und Unterrichts-Bestände in Nord-Niederland.

Es versteht sich wohl von selbst, daß das Verhältniß des Protestantismus zum römischen Katholicismus in einem Lande, wie die Niederlande, nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, sondern auch die Gemüther vielfach beschäftigt, indem das einstige Ringen mit der spanischen Inquisition und der Kampf für Gewissensfreiheit dem niederlan-

dischen Nationalcharakter ein unverkennbares und unauslöschliches Gepräge gaben. Daher die traditionelle Antipathie gegen jegliche Priesterberbchaft, welche dem Nordniederländer in Mark und Bein fteht und sich in ihm verkörpert hat. Daher die religiöse Empfindlichkeit selbst gegen den geringsten Schein päpstlichen Uebermuths, „paapsche stoutigheden." Daher der heftige Unwille, wenn von römischer Seite in übermächtigem und schmähen- dem Tone über den achtzigjährigen Freiheitskampf, oder über das regierende Stammbaus gesprochen wird, denn in den Niederlanden hatte" — um mit Macaulay in seiner Lebensbeschreibung Wilhelm's III. zu sprechen — „der Name der Prinzen von Oranien, durch welche drei Generationen, als eine Zaubermacht gewirkt, und die Herzen der Bürger, Gelehrten und Bauern zur Begeisterung hingerissen."

So läßt sich auch die sogenannte April-Bewegung von 1853 gut erklären und würdigen, trotz ihrer unaufrichten und reinerlichen Bebandtheile, weil die politische reaktionäre Partei sich damals der kirchlichen Bewegung bediente, um die Zügel der Regierung an sich zu reißen. Und wie ging es nun, seit jenem Jahre 1853, seitdem eine neue Aera für die Geschichte der römischen Kirche in den Niederlanden datirt? Weil der Ultramontanismus sich durch die Aufregung im Volk, während der April-Bewegung, überzeugt hatte, daß es, für jetzt noch, in seinem Interesse war, möglichst wenig von sich reden zu lassen, hörte man anfangs auch gar wenig von der bischöflichen Hierarchie und beschäftigte sich diese mit der Ausbildung ihrer inneren Organisationen. Und die Protestanten, welche weder taub noch blind waren für die Lehren der Geschichte, sie blieben wach und wachsam, wohl wissend, daß Rom nie ruht, nie nachgiebt und auch stets besteht in, verlorenes Terrain wieder zu gewinnen. Auch hatten sie an dem Auftreten der römischen Curie in England einen Barometer, der im voraus und richtig anzeigte, was die Niederlande wohl zu erwarten hatten; denn es konnte der Ruiniertheit eben so wenig entgehen, daß die Angriffe von Rom stets den beiden Ländern galten, als bestanden, daß diese beiden protestantischen, oder doch als protestantisch betrachteten Länder vorzugsweise auf's Korn genommen wurden. Und — je ins Auge springender die Verluste sind, welche Rom in nächster Nähe und unter unumwandelbar treu geglaubten Völkern erleidet, wie in Italien, Oesterreich und Spanien, desto glänzender erschien der Ruhm, wenn man es dahin brachte, daß das niederländische Volk, und wäre es auch nur dem äußern Scheins nach, aufhöre, eine erste Stelle unter den protestantischen Nationen einzunehmen.

Taf die Priesterpartei mit der Wiedereroberung der Niederlande für die römische Kirche beschäftigt ist, wurde jüngst durch einen der größten Wortführer jener Partei, Herrn J. W. Brouwers, katholischen Priester in Amsterdam, offen ausgesprochen. Auf dem katholischen Congreß zu Mecheln, im September 1867, hielt er eine Rede, worin er die sichere Erwartung aussprach, daß Nordniederland bald wieder eine Provinz von Rom werden und daß auch einmal ein Prinz oder Erzbischof aus dem Hause Oranien zur Mutterkirche zurückkehren und über die Niederlande regieren werde.

Noch stärker sprach sich Brouwers im Jahre 1868 aus, d. h. in dem Jahre, in welchem das dreihundertjährige Fest der Erinnerung an den Beginn des Sechzigjährigen Krieges, durch die Erziehung eines Denkmals zu Seligerdes in Arianland, als Andenken an die dort geleistete Schlacht, unter Führung von Ludwig von Nassau, wobei dessen Bruder Adolph den Heldentod fand, gefeiert wurde. Da, gegen diese Feier hat Vater Brou-

wers protektiert, indem sie, seiner Behauptung nach, sich keine nationale nennen dürfe, als beleidigend für einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung, d. h. für die Katholiken, welche 37 Prozent derselben repräsentiren. In einer Broschüre, worin er die Lage und Zustände der Niederlande in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den krafftesten Farben malt, nennt er den Aufruf gegen Spanien eine ererbte, unheilvolle Opposition gegen die gesetzmäßige Gewalt, betitelt er die Fürsten aus dem Hause Nassau als fremde Glücksritter, beschimpft sogar Ludwig von Nassau persönlich, und will die damalige Situation durchaus nicht aus einem religiösen Gesichtspunkt betrachtet wissen.

Die herausfordernde Schrift machte großes Aufsehen und setzte die Forderung in Bewegung, welche es sich zur Pflicht rechnete, die Ehre der Niederlande und des Hauses Nassau zu verteidigen, und mit Recht wurde darauf hingewiesen, wie inoffensiv und des unparteiischen Geschichtschreibers unwürdig es ist, bei einer Untersuchung der Ursachen des achtzigjährigen Krieges die religiöse Bewegung ganz außer Acht zu lassen.

Eine andere und nicht weniger merkwürdige Erscheinung in letzter Zeit ist das Verhalten der Ultramontanen in der so belangreichen Streitfrage über den niederen Unterricht, oder das Volksschulwesen, nach dem Gesetze von 1857.

Schon lange vor dem genannten Jahre war es sowohl der römischen Geistlichkeit als den Alerikalen unter den Protestanten ein Dorn im Auge, daß die niederländische Jugend der verschiedensten kirchlichen Bekenntnisse sammt und sonders die sogenannte „gemischte (gemeingede) Schule“ besuchte.

Im Grundgesetze von 1848 lautet Art. 194 wie folgt: „Der öffentliche Unterricht ist Gegenstand der fortwährenden Fürsorge der Regierung. Verordnungen über öffentlichen Unterricht werden, mit Berücksichtigung der religiösen Ansichten von Jedermann, nur in Form von Gesetzen erlassen. Genügender Volksunterricht wird von Regierungswegen überall im Reiche erteilt. Zu unterrichten ist Jedermann gestattet, unbeschadet der Aufsicht der Obrigkeit, und außerdem, so weit es den mittleren und niederen Unterricht betrifft, vorbehaltlich der Untersuchung nach Fähigkeit und Sittlichkeit des Lehrers; beides ist durch Gesetz zu regeln.“

Auf diese Weise wird dem gerechten Wunsch nach Unterricht entsprochen, unbeschadet der Fürsorge für genügenden und allgemeinen oder öffentlichen Volksunterricht von Obrigkeitswegen.

Die Herstellung eines den Volksunterricht organisirenden Gesetzes war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Es war keine leichte Aufgabe, Bestimmungen zu treffen, welche der allgemeinen Förderung entsprachen, nämlich das religiöse Element nicht vom Unterrichte der Schulkinder zu trennen, und dennoch die Schule durch Achtung und Schonung der religiösen Ansichten von Andersdenkenden einem Jeden zugänglich zu erhalten.¹⁾ Verschiedene Gesetzentwürfe wurden gemacht und verworfen, was öfters ministerielle Reiben herbei-

führte, bis es endlich dem Minister van der Stuggen gelang, ein Gesetz über Volksunterricht zu entwerfen. Das seitens der zweiten Kammer der Generalstaaten — Volksrepräsentation — genehmigt wurde, obgleich der Minister manchmal durch die Alerikalen angegriffen wurde, und zwar besonders durch seinen alten Freund Herrn Groen van Prinsterer, das Haus der Reactionäre in den Niederlanden. — Der durch beide Kammern angenommene Gesetzentwurf wurde durch die königliche Sanction zum Gesetze erhoben.

Dieses Gesetz bestimmt unter Anderem auch, daß der Volksunterricht, neben dem Erlernen von nützlichen Kenntnissen, auch der Beförderung aller gesellschaftlichen — und christlichen Tugenden dienlich gemacht werde²⁾, und beweist dadurch, daß die Kräftigung des sittlich-religiösen Elements eben so sehr schätze, als die Einmischung von kirchlicher Macht und Dogmatismus ausschließen will.

Daß die Alerikalen, die nicht ruhen, so lange der Unterricht nicht von der Priesterchaft und von der Kirche abhänge, sich damit nicht zufrieden geben, ist selbstverständlich. Von lauter wurde ihr Murren. Die gebührenden Benennungen wurden der nach dem Gesetze eingerichteten Schule an den Kopf geworfen. — Sie ist nämlich eine nicht kirchliche, sondern eine neutrale Schule, eine solche, welche die Franzosen *école laïque* nennen, wird aber von den Gegnern eine *école athée*, d. h. religionslose, ja Gott leugnende Schule genannt, von welcher nur Unheil für das Vaterland zu erwarten sei, und unter die Fahne wird noch immer eine Schulgesetz-Agitation lebendig erhalten. Merkwürdig in der Beziehung ist eine vor nicht langer Zeit veröffentlichte Verordnung der niederländischen Bücherei, denn trotz des gemäßigten Tones, — der allgemeine Anerkennung — wird der Besuch der neutralen Schule für geistlich erklärt, und es den römisch-katholischen Eltern an's Herz gelegt, ihre Kinder derselben nicht anzuvertrauen. Die Reactionäre treten mit derselben Forderung auf. Und die Reactionäre — obwohl sie gegen das Gesetzes-Prinzip keine Einwände machen, und nur auf Verbesserung einiger Bestimmungen drängen, die ihrer Ansicht nach mangelhaft sind — bilden den Ultramontanen und Reactionären eine Partei. Unzufriedenen, die mit vereinten Kräften den Sturm des Gesetzes von 1857 richteten. (M. v. Göring)

U n g a r n.

Die deutsche Nationalität in Ungarn.

Eine irrige Grundanschauung, die sich im sozialen Ungarn vielfach geltend macht und der magyarischen Bisherigkeit wie pocht die Literatur allzusehr das Gepräge der Einseitigkeit aufdrückt, besteht darin, daß der Völsir für die ungarische Nationalität *par excellence*, d. h. für die magyarische, mit dem Lande des Patriotismus identifiziert wird — ein Irrthum, der dem Tode Josephs II. wohl sehr viel zur Entwicklung und Reife der Nationalität beigetragen, jedoch andererseits auch großen Schaden verursacht hat. Diesem Irrthum ist es zuwider, daß vor mehreren Jahren einige hervorragende Völsir:

¹⁾ Als ich im vorigen Jahre die Niederlande besuchte, begleitete mich bei meinem ersten Besuch einer städtischen Volksschule der Geschichtsprofessor v. B., der nicht verläumte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß Juden, Katholiken, Lutheraner, Reformirte u. s. w. öfters auf derselben Schulanstalt saßen. Welcher Kirche die sehr gut bezahlten Lehrer angehörten, wiewohl ich nicht, aber meinen Hörern, der in einem anderen Distrikt das Ehrenamt eines Schulaufsichters bekleidet, kenne ich, seit mehr als 30 Jahren, als einen, mit ganzer Seele der katholischen Kirche Angehörigen, und es ist somit auch in dieser Beziehung der Katholicismus ja nicht mit dem Ultramontanismus zu verwechseln.

²⁾ Und trotz dieser Bestimmung hat der langjährige 1857er Volksrepräsentant und Justiz-Minister Godefrös, aus Anstehen am wenigsten zur Annahme des Entwurfs beigetragen. (M. v.)

der hieser Universität entfernt wurden, und daß die ungarische Akademie, welche die Wissenschaften ausschließlich in magyarischer Sprache pflegt, ein Baum ist, der nicht im Boden des germanischen Vaterlandes wurzelt, und daher keineswegs so gediehen kann, wie wenn es anders wäre. Die historische und poetische Literatur Ungarns, die fast ausschließlich von magyarischen Gelehrten und Poeten gepflegt wird, und in welcher sich das vergangene und gegenwärtige Leben der Nation in seiner Schönheit abspiegeln sollte, ist aus demselben Grunde einseitig und vereinget. Nicht daß das falsche Prinzip durchweg von allen Magyarern befolgt würde; im Gegenteil, es haben sich in der ältesten, wie in der neuesten Gesetzgebung, wie auch in politischen Leitartikeln, vielfache Beweise von einer natürlichen Unbefangenheit und Objektivität, die aber außerhalb der Theorie keineswegs in wünschenswerthem Maße zur Geltung gelangt.

Welche unbillige Anforderung in dieser Hinsicht mitunter an die Deutschen in Ungarn gestellt werden, ersehen wir aus den Artikeln des bekannten deutsch-ungarischen Publizisten Alexander Dux im „Pester Lloyd“. Herr Dux ist wegen der Verdienste um die Kenntniß und Verbreitung der magyarischen Literatur in Deutschland von der „Kaiseralb.-Gesellschaft“ ihrem Ehrenmitgliede erwählt worden; jetzt aber wird ihm ein Vorwurf gemacht, daß er gegen das Interesse der magyarischen Nationalität gehandelt, indem er für den Plan, in Pest ein neues deutsches Schauspielhaus zu erbauen, agitiert habe, als eine Demonstration gegen das gleichzeitig in der ungarischen Hauptstadt projektierte magyarische Volkstheater erklärt. Natürlich beruft sich Herr Dux in seiner Erwiderung auf die Thatsache, daß bereits seit länger als einem halben Jahrhundert in Pest deutsche Theateraufführungen stattfinden, daß man das Eine thun könne: nämlich hier ein neues deutsches Schauspielhaus bauen, und darum doch auch das magyarische Volkstheater hier in's Leben zu rufen, zu lassen brauche.

Der andere Artikel des Herrn Dux ist ebenfalls gegen einen Vorwurf auf die deutsche Nationalität von magyarischer Seite ausgehenden Vorwurf gerichtet. Der geschätzte magyarische Dichter Sókai hat nämlich die Absicht, zur Unterstützung politischen Partei, welcher er angehört, ein Journal in magyarischer Sprache zu gründen, und in Folge dessen werfen ihm ultramagyarischen vor, daß er die Germanisierung Ungarns wolle. In dem „Buda-Pest Közlöny“, dem amtlichen Organ magyarischer Regierung, wird daran erinnert, wie die besten magyarischen Schriftsteller Bödörmarty, Toltz, Vajsa, einem Kirchenfürsten von ungarischem Blute, dem Erzherzogten Erlau, Radislaus Porke, den gerechten Vorwurf that, daß er durch seine Dichtungen die Sprache einer fremden Nation verberührt habe.

Die Anklage (bemerkt Herr Dux) beruht offenbar auf der falschen Annahme, daß es einzig und allein von dem Entschlusse des Betreffenden abhängt, in welcher Sprache er ein Dichter sein will. Dem ist aber nicht so, denn es geht dies von einer langen Kette von Einwirkungen ab, die auf den Geist des Einzelnen einwirken. Die Sprache des einzelnen Dichters ist ebenso ein Naturprodukt, wie die Sprache einer ganzen Nation. Wenn daher ein Mann, ein Dichter, der am Plattensee geboren war und magyarische Mutter hatte, trotzdem in deutscher Sprache dichtete, so ist es höchst wahrscheinlich, daß irgend welche Umstände vorhanden waren, die noch stärker auf ihn einwirkten, als sein Geburtsort

und seine Lehrer — Umstände, die es zur Folge hatten, daß die deutsche Sprache die Sprache seines Geistes werden mußte.

.... Aber Eines kann ich mir nicht so leicht erklären, daß nämlich jene Kritiker davon sprechen, Porke habe sich an fremde Klänge (an die deutschen nämlich) gewöhnt, und der vaterländischen (nämlich der magyarischen) Sprache sich entwidmet. Hier sind die Bezeichnungen „fremd“ und „vaterländisch“ mit einander in Gegensatz gebracht, und demzufolge ist alles dasjenige fremd, was nicht vaterländisch ist. Nun aber muß „vaterländisch“ alles dasjenige genannt werden, was zufolge der bestehenden klimatischen, geologischen, politischen oder sozialen Umstände im Vaterlande entsteht und lebt; dies auf die Sprachen angewendet, sind also alle bei den Kindern des Vaterlandes gebräuchlichen Sprachen vaterländische, und keine einzige dieser Sprachen kann demnach eine fremde genannt werden, obgleich sie zufällig auch die Sprache einer fremden Nation sein mag. Es muß nun Jedem einleuchten, daß es mit der thatsächlichen Wirklichkeit nicht im Einklang, also durchaus unwahr und unrichtig ist, wenn Jemand in unserem Vaterlande die deutsche Sprache als eine fremde, und die magyarische Sprache ausschließlich als die vaterländische bezeichnet.

S c h w e i z.

Das schweizerische Dialecten.

So wenig als im vorigen Jahrhundert Haller, Bodmer und Breitinger, die Führer der zwischen Deutschland und der Schweiz herüber und hinüberflutenden literarischen Bewegung, für ihre Heimat den Anspruch erhoben, sie habe eine selbständige Literatur geschaffen, so wenig wird dies heute Jemand behaupten wollen. Indem wir diesen Satz einer Besprechung des schweizerischen Wörterbuchs voranstellen, sind wir weit entfernt, den Reichthum und die Bedeutung der schweizerischen Erzeugnisse der Literatur zu verkennen oder behaupten zu wollen, die geistigen Kräfte unseres Volkes seien zu arm gewesen, um auch auf nach umfänglichem Blickraum in selbständigem Wachsthum gedeihlich aufzubleben, oder heute noch nicht hinlänglich erstarkt, um unter günstigeren sozialen Verhältnissen eine freie Entwicklung des literarischen Geistes aufkommen zu lassen. Wir konstatiren damit im Gegentheil einen wesentlichen Vorzug, den sich die Schweiz, beziehungsweise die deutsche, durch Festhaltung des sprachlichen Baues mit Deutschland zu erringen gewußt hat, daß sie nämlich damit alle Kanäle, durch welche ihr das geistige Leben einer so bedeutenden Nation zufließen konnte, sich beständig offen hielt, während umgekehrt z. B. Holland durch die Selbständigkeit nicht nur seiner politischen Gestaltung, sondern auch seiner Sprache immer mehr die Fühlung mit den Kulturbestrebungen seiner niederdeutschen Stammes- und Sprachgenossen verlor und das slawische sich durch seine Verdrängung vom deutschen Stamme demnach isolirt hat, daß es im beständigen Kampfe um sein Dasein ein höchst kümmerliches Leben fristet. Was aber von fremdem Gulte gemizt oder ungemizt auf den Verkehrenwegen der Sprachgemeinschaft über den Rhein herüber in das schweizerische Volksbewußtsein sich Eingang zu verschaffen vermochte, dem wußte der südboschische Sprachgeist der Alpenregionen bald den eigenthümlichen Stempel seiner gedungenen, fern

haften Ausdruckweise und seiner zwar härteren, aber vollern und männlich kräftigern Rede aufzuprägen. So ging das edle Metall fremden Gedankenlebens, umgeschmolzen in heimischer Denkart, als neugewünztes Geld aus der schaffenden Werkstätte des Volksgelottes hervor und wuize je und je dem aus der gemeinsamen Vergangenheit herübergenommenen Erbe einverleibt und als eigenes, selbstthümliches Sprachgut mitammt diesem in Umlauf gesetzt.

Es hat sich so einerseits durch Weiterbildung oder wenigstens Erhaltung der alten, andererseits durch fortwährende Einföhrung neuer Elemente im Laufe der Zeit ein wirklich reicher und mannigfaltiger Sprachschatz in den Tälern des schweizerischen Hochlandes angesammelt. In denselben ist nicht nur dem Sprachforscher, vernehmlich dem germanischen, eine unerschöpfbare Fundgrube geöffnet, da sich hier wie kaum an andererw eine Fülle alterthümlicher Formen und Verschlingungen in leicht erkennbarer Ursprünglichkeit erhalten haben, sondern auch der Culturhistoriker und Mythologe findet in dem seltsam verschlungenen Gesichte dieser, wenn auch vielfach von jungerem Mitterweiss umrankten, doch noch gesunden Stämme und Wurzeln die deutlichen Ueberreste uralter Sitten und algermanischen Glaubens, „ein Stück Welt und Seele von einst oder jetzt“. Da selbst der moderne Schriftsteller brandt es nicht zu verschmähen, gelegentlich einmal gegen eine im großen, reichen Reichthum der Städte abgegriffene Münze eine alte, verlorne mit vielleicht rauberem, aber seltdem und scharfem Gepräge auszuwählen und so seinen Stiel an dem Bergquell schweizerdeutscher Mundart zu erfrischen.^{*)}

Aber wie dies im Zeitalter des beschleunigten Anstufches aller geistigen Vörschüme nicht anders möglich ist, so droht auch dem schweizerdeutschen Idiom, das mancherlei, besonders aus allernächstem Erbgut mit sich führt, durch die immer mächtiger andringenden Wegen neuzeitlicher Strömungen die Gefahr, allmählich zu zertrüben, verwässert und verwachen und im allgemeinen Strom hinweggeschwemmt zu werden.

Es muß daher als ein in jedem Fall ziemliches und höchst dankenswerthes Unternehmen begrüßt werden, daß eine Anzahl schweizerischer Sprachkenner sich zusammengethan haben, um mit vereinten Kräften diesen Reichthum selbstthümlicher Sprachbildung aufzuwahren und damit der Nachwelt und der Wissenschaft zu erhalten. Dies geschieht gegenwärtig durch die Veranhaltung und Ausgabe eines schweizerischen Idiotikons. — Ob es gleich zweifelhaft bleiben mag, daß wirklich annähernd der ganze Schatz aller Verschieden- und Ausdrucksweise, alten und neuen Volkswisses, interessanter Volksethologie und Volksmythologie gehoben werden könne, so wird das schweizerische Volk immehin eine lebhaftige Freude empfinden, wenn es in diesem Spiegel gewahr wird, ein wie vielseitiges, gehalt- und gestaltreiches Leben, halb wachend, halb schlummernd, durch seine Aebren pulst, gleichviel ob das ihm vorgelegte Material mit erschöpfender Vollständigkeit zusammengebracht sei oder nicht; es genügt, wenn es darin Leben von seinem Leben und Geist von seinem Geiste erkennt. Aber nicht allein die zunächst Betheiligten, sondern wer überhaupt Sinn für die geistige Entwicklung der Völker hat und wer in dem Stand der Sprache den Gradmesser für die jeweilige geistige Höhe des

Volkes erblickt, das sie schafft und spricht, der kann nicht ohne Interesse an einem derartigen Unternehmen vorübergehen. Es sei daher allen Beobachtern des Culturlebens, vorab allen Deutschen, denen es ein Stück eigenen Lebens verballen mit, besten empfohlen.

Treulich, die Arbeit ist noch lange nicht zu ihrem Abschluß gediehen, obwohl bereits vor 6 Jahren die antiquarische Gesellschaft des Kantons Zurich beabsichtigtener Anbahnung der längst beabsichtigten Sammlung alle brauchbaren Fährte des Vaterlandes zur Hilfestellung anforderte. Es lag dann zwar wenig gekannte, aber unter den Gelehrten hochgeschätzte Sammlung von Stefan Stalder aus den Jahren 1806 und 1812 vor. Auf Grund e dieses vom verstorbenen Reichthum der Zürcherbibliothek zu Zugern vermachten Werkes von 2 Bänden wurde weiter gearbeitet. Inzwischen ließ durch die kantonsweise organisierte Thätigkeit von Gesellschaften und Einzelnen, wenngleich anfangs anstößig und feindlich, doch allmählich ein ansehnliches Material mundartlicher Eigentümlichkeiten pammern. Was aber eine abschließende Ausarbeitung des Huterthums bis jetzt unmöglich gemacht hat, ist der Umstand, daß zur Stunde aus einigen Kantonen entweder noch gar keine oder doch höchst unzulängliche Beiträge eingelaufen sind, während dagegen z. B. die Appenzeller Muntart mit ihren 4 comitatus durchdrillten Nöslern an Dr. Julius Töbker längen ein unerschöpfliche Vorrathung gefunden hat und auch aus dem 2 ziemlich vollständige Special-Beiträge eingereicht sind. — Inmunde aber von vielen Seiten, nämlich von Winterthur und solchen, welche sich durch Geldunterstützungen um das Zustandekommen des Stalder redivivus verdient gemacht hatten, nach einm Freibogen oder sonstigen Lebenszeichen grüßte. Um diesen nicht unberechtigten, aber bisweilen etwas ungebührlichen Forderungen gerecht zu werden und die Vetheiligten der hundertartigen Verwendung ihrer Bemühungen zu überreden, veröffentlichte Herr A. Staub in Zurich eine sprach- und turgeldsichtige Monographie über das Vord. ^{*)} Es ist dies ein Buchlein von nicht mehr als 182 Seiten, bietet aber in seinem engen Rahmen Zeitbrodleres, als manche dickliche Bände, die den Raack der Literatur übermüden. Denn in der Betrachtung des Vordes, dieses thälischen Geistes in „Arbeit und Genuß“, an das „eine Fülle sinnlich ansehnlicher und sinnig ansehender Gebräuche“ anknüpfen und um welches mancherlei „fernhafte Sprichwörter und bildliche Redensarten sich gruppieren“, läßt uns der Verfasser „Durchschnitte geschichtlichen Lebens gewinnen, die mitten aus lokalen Kleinlichkeiten in Gesamtzustände der bürgerlichen Gesellschaft zu Stadt und Land hineinblicken lassen.“) Für den wissenschaftlichen Sach und die Bedeutung der in dieser Schrift an Tage gelegenen Arbeit zeugt hinlänglich die Auszeichnung welche die philologische Facultät der Universität Zurich dem Verfasser hat zu Theil werden lassen, indem sie ihn zu ihrem Granddoctor ernannt hat.

Der Verfasser motivirt in der Einleitung durch die unzulänglichen Schwierigkeiten, mit denen die Abfassung des Idiotikons zu kämpfen habe, warum er seinen Text mehr sachlich und geschichtlich als sprachlich ordnen und behandeln mußte, und daß er nicht daran denken konnte, jetzt schon in Form einer

*) Nichts noch hätte ich Verthelb Auerbach sagen, er habe einige dem schwizerischen Volkswissend abgeleitet, bezeichnende Aebren in seinen Schriften dem schriftthümlichen Sprachschätze einzuverleiben versucht. G. B.

*) Das Vord im Spiegel schweizerdeutscher Sitten, Sprache und Sitten. Von schweizerischen Gelehrten. Aus den Papieren des schweizerischen Reichthums. Leipzig, Ditzel, 1868.

*) Diese Ausführungen sind einer Recension der Schweizer (Nr. 51, 1868) entnommen.

direkten Probe des Idiotikons zu zeigen, wie dasselbe ausfallen würde. „Für dieses“, sagt er, „wird die Form vielmehr eine durchaus andere sein: was in der vorliegenden Arbeit mit aller Schlichtheit freit getreten wurde, wird dort nur im Reinklute registriert, andere Punkte dagegen werden sich dort ausgeführt und compleet finden, von denen hier nur Skizze oder Studwerk im Plaze war.“ Weiterhin erklärt er sich über die Beeinträchtigung des in seiner Schrift zur Abhandlung gewählten Gegenstandes durch die fortwährende Rücksicht auf das in Arbeit genommene Idiotikon und seine Bedürfnisse in folgender Weise: „Wir mußten den Gegenstand einerseits belasten mit sprachwissenschaftlichen Einschiebungen, welche den Fluß des Gedankens unterbrechen und den Umfang schwellen, ohne zur Erläuterung des Themas beizutragen, da er, der reich genug ist, um für sich abgethan zu werden, uns gewissermaßen nur zum Geistle biete, um unsern mundartlichen Aera daran zu hängen. Andererseits durften wir wegen der Beschränkung, welche wir uns gemäß dem Titel dieser Arbeit auferlegen mußten, den Gegenstand, auch soweit wir das Zeug dazu besaßen, nicht von seinen Wurzeln trennen. Wir mußten — um nur vom Concreten zu sprechen — so manchen zur Darstellung reichenden Ausdruck (z. B. *Achterherd*), für den uns keine schweizerischen Belege zu Gebote standen, aus denselben Gründe so manches treffende Verbum (z. B. *am Bege* liegen lassen und einkaufen und sogar, nur im beschränktem Maße die Unterthung und Beweiskraft, welche die parallelen Erscheinungen anderer Dialecte gewähren, zu bewahren.“ Sineffen beschränkt der gewählte Stoff in hohem Maße das allgemeine Interesse derer, die dem Idiotikon mit Spannung entgegensehen; „kann derselbe bietet viel kaum ein anderer Gegenstand nicht bloß zur Verführung einer Hölle von Idiotischen Anklagen, sondern auch zur Darlegung aller Seiten des Idiotikons.“

Bei dem Reichthum, der Gediegenheit und Verschlungenheit des in das einfache Schema hineingewobenen und in trefflichen grammatischen Formen erläuterten Inhaltes wäre es schwierig, denselben mit der hier erforderlichen Kürze zu reproduzieren. Wir begnügen uns daher, zum Schluß noch über die Theiligung an der Sammlung des schweizerdeutschen Sprachthozes zu sagen, daß sie in den Händen vieler namhafter Sprachkennner, besonders auch sowohl katholischer als protestantischer Gelehrter und Lehrer ruht und daß auch eigentliche Sprachgelehrte wie Herr Prof. Dr. F. Tobler in Bern u. A. Zeit und Kenntniss bereitwillig dem Dienst an dieser mühevollen Arbeit widmen. Was aber die angezeigte Schrift betrifft, so lassen wir den nur am Schluß der Einleitung unterzeichneten Verfasser selbst reden: „Was man an der persönlichen Leistung des Verfassers billigen mag, davon gibt er mit Freuden die Ehre seinem theuren Lehrer und Landemann Heinrich Schweizer-Sidler, dessen Unterricht und Umgang er sowohl die Lust als den Muth zu diesen Studien zu danken hat. Hinter solcher thätigen Theilnahme ist, was wir zu Bege gebracht haben, vielleicht allzuweit zurückgeblieben. Gewiss ist, daß wir mehr fragen, als uns lieb ist, mußten unerlebt lassen und solchen gegenüber müssen wir uns mit dem kleinen Troste begnügen, daß schon die bloße mit dem beharrlichen Streben nach Vollständigkeit vollzogene Sammlung der Wissen'schaft ein Dienst ist, und werden uns freuen, wenn wir gelehrtere Leute zur weiteren Fortsetzung gereizt haben.“

Die Bescheidenheit spricht deutlich genug für den Werth des Mannes, der in Wahrheit nicht nur der alleinige Verfasser des Buches ist, sondern es auch bisher allein war. Der, wie ein

competenter Beurtheiler sagt, die unglaubliche Mühe der Sammlung und Ordnung des Materials aus allen Theilen der Schweiz mit treuester Hingebung und Gewissenhaftigkeit als Aufgabe seines Lebens auf sich genommen hat. Ernst Buz.

Italien.

Cajus Silius Italicus.

(Von Onorato Deciani.)

Das vorliegende, uns aus Padua zugehende Werk ist eine sehr schätzbare Monographie über einen weniger gekannten römischen Dichter aus dem sogenannten silbernen Zeitalter, der Zeit des Verrius, Cajus Silius Italicus.

Der Verfasser, Herr Onorato Deciani, rühmte sich gedrungen diesen Dichter und das einzige von ihm erhaltene Gedicht, das den zweiten punischen Krieg behandelt, deshalb mehr an Licht der Gegenwart zu ziehen, weil beide von ungerechten Anschuldigungen, die Einer dem Andern nachgesprochen hat, nach des Verfassers Ueberzeugung, zu reinigen sind.

Der Charakter des Italicus ist durch zwei Anekdoten entstellt worden: man hat von ihm behauptet, er sei ein Epion Hero's und ein Schmeichler Domitian's gewesen. Was die erste dieser Anschuldigungen betrifft, so weiß der Verfasser sie mit Gründen der Wahrscheinlichkeit als haltlos darzustellen; die zweite muß er zwar zugeben, sagt jedoch darüber: „Man bedenke, daß in jenen Zeiten die schmeichlerischen Redensarten fast wie die Reden waren, die man von Räntheit an auswendig lernt, und die später auch von den Ungläubigen wie mechanisch wiederholt werden. . . . Alles schmeichelte damals; Lucan, Martial, Statius und Quintilian sangen dasselbe Lied und erhoben ihre irdischen Götter noch über die himmlischen; doch erscheint deshalb diese traurige Gewohnheit nicht minder tadelnswerth. Silius wollte vielleicht den Tiger Domitian zähmen, wollte ihn vielleicht seinem Sohne Severus geneigt machen; es wird eine Nothwendigkeit gewesen sein, zu schmeicheln, ein Zwangsgeßel mit dem die Freiheit zu schreiben erlaubt werden mußte, immer aber eine häßliche und bereinnehmte Nothwendigkeit.“ — Nach des Verfassers Ansicht war Italicus, soweit sich dies nach den vorhandenen mangelhaften Zeugnissen feststellen läßt, eine wenn auch nicht große, doch rechtshaffene und wohlgefinnte Persönlichkeit.

Dieser Charakterfuge folgt die Analyse des Punier-Gedichtes, des einzigen, das von Italicus erhalten ist, und von dem, wie der Verfasser zugibt, bisher nur die Deutschen eine gute Uebersetzung hatten, die von Bothe.

Bei aller Hochschätzung, die der Verfasser für deutsche Kritiker und ihre Arbeiten an den Tag legt, steht er sich doch genethigt, der Behauptung Varnharen's*) zu widersprechen, als sei der Stoff des Gedichtes an sich nicht poetisch. Er behauptet, daß noch bis heute die punischen Kriege und besonders der zweite, den Italicus allein besingt, den anziehendsten Theil der römischen Geschichte bilden. „In dem tödtlichen Kampfe“, sagt er, „mußte Italien entweder vernichtet werden oder Siegerin

*) *Cajus Silius Italicus e il suo Poema. Studio da Onorato Deciani. Padova, 1869.*

*) *Gedichte der römischen Literatur. 4. Aufl. Braunschweig 1865.*

der Welt bleiben, und es fand in sich zwei Millionen Kämpfer. ... Rom war nie größer, als nach der schmerzlichen Niederlage bei Cannä. Wie ein einziger Held fielen die kämpfenden Massen und erhoben sich wieder, und sterbend und singend lehrten sie der Welt, daß eine Nation, die ein Bewußtsein ihrer selbst hat, und die in ihrem Hause keine Fremden dulden will, wohl erschüttert, niedergeworfen, aber nie bezagt werden kann.“ —

Auch daß das Thema nicht für ein Epos geeignet, widerlegt der Verfasser und weist nach, wie reich gerade an den schönsten epischen Motiven die Geschichte Hannibals für einen echten Dichter sei. Dies aber eben war Tacitus nicht. Zunächst fehlte ihm jede eigene Erfindung. Mit slavischer Treue hält er sich in seinem Gedichte an die Erzählung des Titus Livius, und liefert daher mehr eine poetische Umschreibung der Geschichte, eine Geschichte in Metrif, aber kein historisches Gedicht. „Es genüge, anzudeuten, daß in dem Gedichte die Thatfachen einander genau so folgen, wie die Geschichte sie überliefert hat; ... es fehlt somit jede schaffende Kraft der Phantasie, vermittelt deren der Dichter, das Wesentliche der Thatfachen rettend, die Geschichte wie eine neue Schöpfung darstellt, mit seiner Vorstellung die verschwiegene Ereignisse ergänzt, bald schneller, bald langsamer als die Wirklichkeit, Alles zu einem schönen Ganzen ordnet, das immer wunderbarer sich verschlingt und mehr und mehr den Leser fesselt, und ihn mit wachsendem Genuße auf die Katastrophe vorbereitet. Von alledem ist bei Tacitus nichts zu finden, die historische Wahrheit hat er zwar gewahrt, die ideale Wahrheit aber kaum geahnt.“

„Das Thema des Gedichtes also ist wohl poetisch, nicht aber seine Behandlung, wenn auch Tacitus nicht verkannt hat, ihm, dem Geschmack seiner Zeit gemäß, allen möglichen Schmuck durch eingefügte poetische Malereien und Schilderungen und wunderbare Episoden aller Art zu geben. Die Götter, die bei Homer natürlich, bei Virgil künstlich in die Geschichte und Handlungen eingreifen, spielen auch noch bei Tacitus, wenn auch mehr in prophetischen Träumen, eine große Rolle.“

Trotz der unserm Geschmack nicht mehr zusagenden Behandlung ist jedoch überall eine gewisse Gradheit und Grobheit der Meinung durchleuchtend, die uns den Dichter werth macht. „Hätte er,“ sagt der Verfasser „so viel poetisches Feuer gehabt, als er Ehrlichkeit besaß, so würde sein Gedicht seinem Jahrhunderte weit überlegen gewesen sein. In der That übertraf er seine Zeit an gesunder Moral, an der Liebe zur Gerechtigkeit, in dem Streben nach der früheren Größe; bei der Entwicklung dieser Gedanken ließ er sich von dem herrschenden Geschmack der Menge mit fortziehen.“

Auch von dem Vorwurfe, sein Vorbild Virgil zu slavisch nachgeahmt zu haben, weicht der Verfasser seinen Seldem freisprechen, indem er nachweist, daß er nur aus denselben Quellen geschöpft habe wie jener, aus Homer.

So könnte man das Bild, das sich aus diesen Zügen aufbaut, mit den Worten bezeichnen: Sein Talent, aber ein Charakter.

Der sehr gut geschriebenen Monographie beigelegt ist eine Uebersetzung des III. und des XL. Buches jenes Gedichtes, die sich sehr angenehm liest und das Fehlen der übrigen Gesänge bedauern läßt; so lehrte diese Arbeit uns in Ferruccio einen tüchtigen Gelehrten den unbestechlichen Urtheil und angenehmer Darstellungsgabe kennen.

Rumänien.

Rumänischer Charakter und rumänischer Charakter.

I.

Das Volk.

Rumänien — ein kaum seit acht Jahren durch Vereinigung der bisher getrennten Fürstenthümer Moldau und Walachei in gebildetes Land — hat in den letzten zwei Jahren durch russische, österreichische und französische Regierungen, Deutschen Minister-Reden und Zeitungsartikel eine europäische Bedeutung erlangt; fast schien es, als ob die orientalische Friedens- und Kriegsfrage von den Bukarester Verhältnissen und von den Ministerium Bratiano abhänge. Selbst dem Rücktritt dieses letzteren ward nur die Bedeutung vorübergehender Hindernisse geschenkt, denn seine Partei — so hieß es — blieb noch in Ruhe, bildete die Kammermajorität; weder in Wien noch in Pest und Constantinopel glaubte man, oder wollte man auch entschiedene Aenderungen glauben, und erst die Auflösung der Kammer und die nunmehr vollzogene Neuwahlen wurden die Garantien des Friedens und als Anlaß zu Wiederanbahn freundlicher Beziehungen angenommen.

Diese letzten Wahlen bieten nun eine im parlamentarischen Leben der Neuzeit einzige Erscheinung sowohl hinsichtlich der Ereignisse, die ihnen vorausgingen, als auch der Haltung der Wähler. Das Ministerium Bratiano, das Ende November verfloffenen Jahres zurücktrat, ist nicht einem gegnerischen Kammerbeschlusse gewichen — es hatte drei Viertel der geordneten auf seiner Seite —, nicht etwa einem Nachstoßen von oben, oder einer Palastintrigue — die rumänische Kammer ist die freieste in Europa, und die Macht des Oberhauptes ist eine sehr beschränkte —, sondern es hat seine Stellung einzig und allein aus Patriotismus aufgegeben, der Erklärung, es werde von den garantirenden Mächten schuldigt, den Umstrukturirungen Vorschub zu leisten. I. wollte dem Fürsten und dem Lande keine Schwierigkeiten bereiten. Das neue Kabinett repräsentirte, besonders durch Präsidenten Demetru Ghila, den strengen Conservatismus; nicht desto weniger erklärte Bratiano und seine Partei, sie seien die Nachfolger mit allen Kräften unterstützen, und diese nach das Versprechen als ein erst gemeintes an, regierten der alten Kammer, stützten sich auf die Majorität gegen reaktionären Coterien, sie mit einemmale ein Zwischen die Reactivierung eines unter Couza unrechtmäßig beseitigten Generals, den Bruch herbeiführte. Die Auflösung erfolgt und der allgemeinen Meinung nach fand ein sehr harter Kampf bevor; selbst entschiedene Gegner des Ministeriums Bratiano konnten sich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß die Partei, wie später auch nachgewiesen wird, die einzig organ und thätige war, und daß sie, ohne einen ganz bedeutenden Umschwung, ohne von außen her auf die Nation wirkenden, zwingenden Einfluß, sehr schwer zu bewältigen, geschweige ganz zu beseitigen sein würde. — Was aber ist geschehen? Irigend eine direkte Einwirkung des Staatsoberhauptes,

*) Während der Artikel geschrieben wurde, bot das rumänische Ministerium ein Seitenstück. Gegenüber einem Rüstungsantrag verflochtenen Jahre ließ es; im März dieses Jahres erhielt es ein Trauendokument, und sein Präsident — dieselben Mitglieder der Kammer um neue Säulen zu gewinnen!

besonderen Druck auszuüben“), setzte das neue Ministerium durch, daß von der früheren Majorität kaum 12–15 gewählt wurden, je daß ihr eigentliches Haupt, Konstantin Rosetti, ein Mann von entschieden großem Talente, ein außerordentlich geschickter Agitator, der Redacteur des größten und einflussreichsten Journals, durch welches er das Ministerium Brătianu (und mit diesem das Land) beherrscht hatte, keinen Sitz in der neuen Kammer finden konnte! Solch ein Umschwung hat stattgefunden, ohne daß irgend eine bedeutende Krise das Land und die Gemüther erschütterte, die Mächte von den „Rothem“ zu den „Weissen“ geträgt hätte.

Die Erscheinung ist wohl geeignet, zu einer genaueren Prüfung des rumänischen Nationalcharakters anzuregen, denn es wäre ein Irrthum, sie ausschließlich der Versattheit, jener Gewohnheit zu schnellen Ueberzügen, zuzuschreiben, die einen Charakter-Ürungsung der Völker romanischer Zunge bildet; vielmehr sind die politischen Verhältnisse, die historische Entwicklung Rumäniens von der Art gemein, daß sie auch eine nützlich-gut sich anders organisierte Nation fortpflanzen mußten.

Die Rumänen hat (gleich den Griechen) das harte Schicksal betroffen, daß gerade das 17. und 18. Jahrhundert, die bei allen andern Nationen den Fortschritt bezeichnen, ihnen die schlimmsten waren. Ihre nationalen Fürsten vermochten trotz heldenmüthigen Widerstandes nicht, das Land gegen die vordringenden Türken zu schützen, schlossen Kapitulationen mit ihnen, wurden tributpflichtig; in weniger Zeit gewann die Pforte das Uebergewicht, zuerst in der Moldau, dann in der Walachei in dem Maße, daß sie die Fürsten ernannte; sie erwähnte hierzu Griechen aus dem christlichen Viertel Konstantinopels, dem Banar; und geschicktere Werkzeuge, um eine Nation gänzlich zu demoralisiren, hätte sie nirgends finden können. „Banariot“ ist noch heute ein Schimpfwort in Rumänien, und bezeichnet einen Feigling, der, alles Rational- und Ehrgefühls beraubt, nur auf Furcht und Unterschlagung bedacht ist. Vom Jahre 1716 bis 1821 sind nicht weniger als 36 solcher Fürsten von Konstantinopel in die Walachei allein gesendet worden, von denen keiner länger als drei Jahre, mancher kaum ein Jahr regierte, nachdem durch die seidene Schnur geendet hat; während des vorerwähnten Zeitraumes war das Land überdies von drei russischen und österreichischen Besatzungen heimgesucht, die im Ganzen 12 Jahre gedauert haben, und während welcher gar keine Regierung bestand.

Der Friedensvertrag von Adrianopel zwischen Rußland und der Türkei (1828) gab zwar den Fürstenthümern das Recht der Selbstwahl nationaler Fürsten wieder, aber die Wirrnisse haben fortgedauert, und erst die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum erblichen Fürsten hat dem Lande Aussicht auf eine leuchtendere Zukunft geöffnet.

In Betreff des Nationalcharakters muß zuvörderst der Unterschied festgestellt werden zwischen dem Volke und der gebildeten Gesellschaft, den höheren Ständen, der ehemaligen Bojarenklasse. Das Volk ist seit Jahrhunderten in den gleichen Verhältnissen geblieben, sein Charakter hat sich selbständig entwickelt und ausgebildet in allen guten Eigenschaften und Schwächen, aber die „höheren Stände“ sind von allen Bindungen unmittelbar befreit worden und sind dabei theilhaftig gewesen. Von dem Zeitpunkte, als die Türkei die Oberhand gewann über die Moldau-

Walachei und deren Fürsten ernannte, war das Volk aller Unterdrückung und Ausbeutung schonungslos preisgegeben. Jeder fanatisirte Fürst war durch Bestechungen und Versprechungen auf seinen Thron gelangt, wußte, daß seine Zeit eine kurz gemessene war, begte nur Einen Gedanken, Geld zu erpressen und die hohen Herrn in Stambul bei guter Laune zu erhalten. Dem Volke konnte also jeder Thronwechsel gleichgiltig sein, denn er änderte den Unterdrücker, nicht die Unterdrückung. Bis in die neueste Zeit, wo der Großdienst und die sonstigen Unterthänigkeits-Verhältnisse aufgehoben worden sind, konnte der rumänische Bauer sich nur als eines Bojaren oder reichen Klosters Lastthier betrachten, auf dessen Rücken noch dem Staate ein Pfah für Konstruier und Militärpflicht gebührte. So sank er denn immer mehr in Stumpfheit, Schmutz, Unwissenheit und Armuth; seine Bedürfnisse gingen kaum über die unentbehrliche Nahrung hinaus: Milch, gefochtes Maismehl (Mamaliga) und Brantwein. Selbst wenn ein besonders günstiges Jahr ihm mehr Frucht und Getraide brachte, als er brauchte, durfte er nicht daran denken, seinen Hausstand zu verbessern, sich mehr Vieh anzuschaffen, wollte er nicht das gierige Auge des habfüchtigen Pächters oder Unterbeamten auf sich ziehen und sich neuen Plagen aussetzen. Unter solchen Unterdrückungen, welche auf alle andere Nationen um ihn, wie die Bulgaren, Bosnier und Albaner, ganz verblümmend und verschleiern wirkten, behielt das rumänische Volk einen unverwundlichen Grund von Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und Lässigkeit. Der Verfasser hat vor 26 Jahren die Walachei und Moldau in verschiedenen Theilen zu Pferde bereist, ist durch arme, abgelegene Dörfer gekommen; wo immer er vor einem Bauernhause anhielt und Etwas zu essen verlangte, ward ihm das gereicht, was eben da war: Milch und Eier — auf seine Frage um den Preis lautete die Antwort immer: Reicht mit Gott, oder Weib gesund (Sanatato); der Mann allenfalls verlangte einige Paras für ein Glas Brantwein. Auch Geld konnte der Reisende immer offen liegen lassen, nie kam ihm etwas abhanden; weniger sicher war eine Flasche Brantwein, oder ein recht glänzender Gegenstand, eine plattirte Eisenbüchse. Neben solchen patriarchalischen Eigenschaften besitzt der Rumäne aus dem Volke ein außerordentliches Geschick zum Erlernen jedes Handwerkes, jeder Fabrikarbeit. Dem Verfasser ward bei seiner letzten Anwesenheit in Rumänien (November 1868) von vielen Industriellen und Gutsbesitzern versichert, daß, wenn sie den rumänischen Bauern einmal an geordnete Arbeit und Enthaltbarkeit von Brantwein gewöhnt hätten, sie ihm viel sicherer trauen könnten, als den eingewanderten Deutschen, unter denen selbst die Geschicktesten und Bestempfohlenen nur selten den Verlockungen des an billigen Weine und sinnlichen Genüssen reichen Landes widerstünden. Daß übrigens der rumänische Bauer, als er von allen Lasten befreit ward, seine Freiheit zuerst dahin verwertete, daß er gar nichts that, wird wohl Niemanden wundern; Arbeiten ohne unmittelbare Nothwendigkeit ist das Privilegium der Gebildeten.

S. Ehrlich.

Orient.

Der Orient und die deutschen Eisenbahnen.

Der Bericht des Captain Tyler, von der britischen Marine, an das Handelsamt in London über die Vorzüge des Brennerpases und der Route via Brindisi für den Verkehr

*) Es sind allerdings Wahlmänner, vielleicht auch Gewaltthätige vorgekommen, aber sie hätten doch das Resultat nicht erreicht ohne den durch Umschwung in der sogenannten öffentlichen Meinung.

mit dem Orient ist in Form eines Blaubeuchs veröffentlicht worden. Der Verfasser sieht Nichts, was der Organisation eines Expressdienstes über den Brenner nach Mesopotamien im Wege stünde. Auf diesem Wege würde dann die Reise von London nach Alexandrien in 150 Stunden zurückzulegen sein, via Mont Genis in 150^h, oder nach Vollenbung des Tunnels in 147^h Stunden. Die Zeitersparnis gegenüber der Reiseinie via Marseille betrüge volle 30 Stunden. Diese Routen, mit Benutzung des neuen Seegangs, dürften indessen, der Ansicht Tylers nach, nur provisorisch sein bis zur Vervollständigung des Eisenbahnnetzes im südlichen Europa und westlichen Asien. „Die Hoffnungen bezüglich einer Reise nach Indien in der nächsten Generation“ — so schließt der Bericht — „dürfen keine geringeren sein, als die Möglichkeit, trockenen Fußes von London nach Bombay zu gelangen, so chimärenhaft dieses augenblicklich auch noch Manchem erscheinen mag — durch einen unterseeligen Tunnel von Dover nach Calais — per Eisenbahn durch Europa (Deutschland, Ungarn, Rumänien und Türkei), vermittelst Brücke über den Bosporus, das Cypriat-Thal entlang und um den Persischen Meerbusen herum nach Bombay.“

Gewissermaßen im Zusammenhang mit der großartigen Idee einer europäischen-asiatischen Eisenbahn, wie sie von Cap. Tyler entwickelt wird, steht eine kleine Schrift über „Schlesiens handelspolitische Zukunft“¹⁾, die den rühmlichst bekannten Handels- und Eisenbahn-Statistiker, Robert Eimson, zum Verfasser hat. Deutschlands Lage im Herzen Europas ist es, die in der Zukunft unserem großen Vaterlande die Vermittelung des asiatisch-europäischen Weltverkehrs in die Hand giebt und sichert. Der Verfasser hat bei seinen Auseinandersetzungen speziell die Provinz Schlesien im Auge, doch bemerkt er mit Recht, daß von den volkswirtschaftlich richtigen Eisenbahn-Anlagen dieser Provinz mehr oder minder der Weltverkehr eines großen Theiles des übrigen Deutschlands, von den Rüssen der Ost- und Nordsee bis zu den Engländern Frankreichs, abhänge.

Der Verfasser, der zu diesem Zwecke Einrichtungen zur Abklärung, Beleuchtung und Erleichterung des Eisenbahnverkehrs vorschlägt, die in Schlesien und insbesondere in Breslau zu treffen sind, spricht sich über die künftigen Verbindungen Deutschlands mit dem Nordosten und dem Orient in folgender Weise aus:

„Es sind wesentlich vier Eisenbahnsysteme, deren stärkstens im nächsten Jahrzehend in Aussicht stehende Vollenbung die Anknüpfungen an das deutsche Schienennetz mittelbar darbietet. Es ist zunächst das russische Eisenbahnsystem, welches im Jahre 1868 nur 5184 Werst besaß, nunmehr aber mit Aufwendung bedeutender Kraftanstrengung großartig erweitert wird und durch die im Vorjahre im Bau begriffenen 3918 Werst einen sehr erheblichen und um so schwerer wiegenden Zuwachs erhält, als sich bereits unter diesen neuen Linien, welche jedenfalls nur als vielversprechende Anfänge eines mächtigen Schienennetzes zu betrachten sind, solche befinden, durch welche die preussischen Märkte um äußerst belangreiche Distanzen den russischen näher gerückt werden. So beträgt die gegenwärtige Entfernung von Charkow bis zu dem wichtigsten Mesopotamischen Nischni-Nowgorod 1854 Werst; dagegen ist die Abzweigung, nach Fertigstellung der im Bau vorgeschrittenen Moskau-Smolensk-er Bahn, von Charkow über Tula, Wittebsk, Smolensk und Moskau bis Nischni-Nowgorod nur 1512, mithin 342 Werst geringer;

was nicht hoch genug zu veranschlagen ist, da die bisherige Bedeutung von Nischni-Nowgorod, auf der Nothwendigkeit des gegenseitigen Austausches der Erzeugnisse zweier Welttheile beruhend, noch immer eine überaus große ist. Uebrigens Abzweigungen vollziehen sich auch in direkter Richtung auf Breslau. Zur Vervollständigung des österreichischen Bahnnetzes, von welchem sich im Jahre 1868: 991 Meilen im Betriebe und 591,3 im Bau befanden, während 530,3 Meilen bestimmungsmäßig noch zu bauen waren, sind dem österreichischen Abgeordnetenhaus Eisenbahngesetze bezüglich solcher Linien vorgelegt, auf deren Sicherstellung in erster Reihe aus staatlichen und volkswirtschaftlichen Gründen hinzuwirken war, um sowohl die Vermehrung und Abstützung der inneren Verbindung zwischen den einzelnen Reicheländern, als auch des Gesamtstaates mit dem Auslande nach allen Richtungen hin zu bewirken. Es ist hienach die Bahnführung in der Richtung nach der türkischen Grenze in Aussicht genommen, um, wie durch das im Werke begriffene System der türkischen Eisenbahnen überhaupt für die Gebiete des europäischen Eisenbahnwesens eine großartige Förderung besorgt, dies zumal für Oesterreich in noch erbittem Maße zu erzielen, welches bisher eigentlich nur ein Neben-System für die europäischen Bewegungen bildete. Abgesehen von der nach T i t sich wendenden Südbahn führte keine der österreichischen Linien zum Meere. Oesterreich gab den Vorstoß an das übrige Europa ohne Empfang eines entsprechenden Äquivalents ab. Erst nachdem die Aufnahme der europäischen Lini eines Areals von 9370 Q.-Meilen mit 16,437,510 Menschen, in welchem technische Kultur nun erst zur Ausbildung gelangt wird, das aber durch die vortheilhafte Lage seiner fast auf allen Seiten an das Meer stoßenden Länder ungemein begünstigt ist, in das Bahnwesen Europas erfolgt sein wird, haben die Bahnen Europas ihre volle Bedeutung; erst dann ist das europäische Bahnsystem seiner Vollenbung nahe und erhalten seine Hauptlinien den Charakter von Weltbahnen. Außerdem aber schließt sich den galizischen und ungarischen Linien das auf 114 deutsche Meilen veranschlagte Bahnsystem Rumäniens unmittelbar an, das ganze fruchtbare Land in verschiedenen Richtungen durchziehend und an den Bewegungen des Weltmarktes Theil nehmend. Es werden mithin durch die bezeichnenden Eisenbahnsysteme unermeßliche und zum Theil die fruchtbarsten Länderstrecken erschlossen, von denen nur einige Hauptpunkte, die in mehr oder weniger gerader Linie mit Breslau künftighin in Verbindung treten, genannt sein mögen, nämlich im Nordosten: Moskau, Nischni-Nowgorod, Kasan; im Osten: Astrachan und das Kaspische Meer; im Südosten und Süden: Jassy, Galatz, Braila, Bukarest, Cullina, das Schwarze Meer, das Rhenische Meer, Warna, Konstantinopel, der Bosporus und der Archipel.“

Kleine literarische Revue.

Die Ausbildung der evangelischen Kirchenverfassung in Sachsen. In einem Vortrage, den der Prediger Dr. Karl Birkus im Protestantischen Verein zu Leipzig gehalten hat und der im Folge von Dunder und Humboldt daselbst erschienen ist, wird die Bedeutung der bevorstehenden sächsischen Landesynode für die Neugestaltung der evangelischen Kirche in einer ebenso freimüthigen als gebieterischen Weise erörtert. Wir freuen uns lebhaft, so gesunde und lebenswarme Anschauungen über das Wesen der

¹⁾ Schlesiens handelspolitische Zukunft. Ein Wort im Interesse Deutschlands, von Robert Eimson. Breslau, G. Morgenstern, 1869.

Gemeinde und die Stellung, welche ihr in der evangelischen Kirche ohne dringende Gefahrung des religiösen Lebens nicht länger mehr versagt werden kann, von einem Geistlichen dargestellt zu sehen. Diese Anschauung bedingt der Standpunkt, von welchem aus Herr Dr. Winkau die neuerdings ins Leben getretene Kirchenverfassung, und Synodal-Ordnung Sachsens einer eingehenden und zugleich allgemein verständlichen Kritik unterzieht; sie entspringen die Vorschläge, die er zur Abhilfe offenkundiger Mängel, zur Ergänzung empfindlicher Lücken derselben erhebt. Inwiefern wie schließlich ein Muster, kann die kleine Schrift Allen, nicht sich für das Geschick der evangelischen Kirche, auch über die Grenzen Sachsens hinaus, interessieren, auf das Wärmste empfohlen werden.

8.

— **Staat- und Volksbildung in ihrer Wechselwirkung**, von E. Banger. *) „In einer guten Volkserziehung liegt die beste, die einzige Garantie einer guten Verfassung, und nur eine beständige Umgestaltung des Schulwesens vermag diese Garantie zu bieten, eine Schulbildung, die frei ist von Vorurteilen des Standes und der Konfession.“ Dieser Ausspruch ist die Quintessenz dessen, worüber sich der Herr Verfasser in der Broschüre mit wohlthuerender Wärme ebenso wie mit Liebe und Ernst verbreitet, ein Ausspruch, den Jeder, der mit ihr, gerade jetzt so brennenden, jedoch einer voraussetzungsbedingenden Lösung noch keineswegs entgegengeheben. Schulfrage beschäftigt hat, mit Freuden zustimmen wird. Die kleine Schrift zeichnet sich durch große Klarheit des Stils, tolerante Auffassungsgewisse vorthellhaft aus und ist deshalb den Humanenkennden zu empfehlen.

— **„Die schöneren Stunden“** **) heist das neueste Werk von G. Kowalew. Der Verfasser nennt diese Sammlung verschiedener Aufsätze, Jugendeindrücke, Lichtmomente aus den Erfahrungen des reiferen Alters: „Rückblick.“ Und wir dürfen uns versichern die Versicherung geben, daß wir diesem Rückblicke nichts „schönerer Stunden“ verdammen. Wie schal, gehalten, nicht und daneben der größte Teil unserer Feuilleton-Artikel und Fabrik-Romane, die sich im ewigen Einerlei bewegen. Nach gewissen ästhetischen Schablonen angefertigt werden. Aber bedeutende Darstellungsgestalt entfaltet Gukow wieder in „schöneren Stunden“; wie tritt seine gesunde Weltanschauung, seine durch und durch tüchtige, mannliche Gesinnung das beste Licht; in welchem glücklichen Wechsel erscheinen die Kraft und Humor. Alle Gestalten athmen dramatisches Leben, und wahrhaft göttlich ist die Komik, mit welcher er uns den „zwei Gefangenen“ den Schauspieler Theodor Döring stellt. Wer bei diesen uraltsinnigen Situationen nicht recht schlafen kann, der ist ein unheilbarer Hypochonder. — Herr Schmidt und Gustav Freytag hätten vor etwa zwanzig Jahren, da sie Gukow als einen zweiten Rogebue zu schillern sahen, wohl nicht daran gedacht, daß dieser Autor dereinst sich nachhaltigsten Erfolge erringen und sichern würde, Erfolge, die die Mittel nur ihren Auserwählten zu Theil werden ließen.

—rm—

— **Der Fiedler von August Silberstein.** ***) Liebenswürdig in seinen poetischen Schöpfungen, verdient der anspruchsvolle Ver-

fasser der „Dorffschwalben“ von vornherein die Beachtung einer jeden Gabe, welche er dem Publikum bietet. Schon in der äußeren Erscheinung macht das vorliegende Bändchen einen anmuthigen Eindruck und unschwer errathen wir, daß sein Inhalt, falls er mit der Ausstattung übereinstimmt, für jedes sinnige Gemüth eine recht sehr willkommene Gabe sein werde. Dies ist zweifellos der Fall. Denn Silberstein's „Lieder“ haben ja eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Aus diesen neuen Liedern muthet uns insbesondere die Innigkeit und Gefühlswärme an, die in den Abschnitten: „Vaterland“, „Liebe“, „Natur“ zur vollen Geltung kommt. Daß Silberstein aber ebenso die Form beherrscht, wie er klar und lebensvoll zu gestalten versteht, wird ihm bereits von vielen Seiten zugesprochen.

8.

— **Politische Gedichte aus Italien.** Sestino cento a miei Pseudo-Amici (Hundert Epigramme an meine Pseudo-Freunde), nennt Genice Zinti ein kleines Opus, in welchem er in ziemlich losen, miewohl geharnischten, sechsheiligen Strophen seine Ansichten über die Fragen, die jetzt die Welt bewegen und während der letzten zehn Jahre beschäftigt haben, ausspricht. Der leitende Gedanke, soweit sich ein solcher erkennen läßt, ist der, seine Freunde vor einer gewissen Resignation zu warnen und sie zu thätigem Eingreifen und Handeln, namentlich gegen Rom, aufzufordern. Warum er dazu diese Form gewählt hat, begreift man nicht recht; es hat immer etwas Bedenkliches, wenn die Poesie sich solcher Stoffe und Namen bemächtigt, die aus dem Zeitungslärm her täglich an unser Ohr klingen. Nur die komische Poesie darf dies ungestraft thun; so lange die Ereignisse noch in flutirendem Zustande sich befinden, sind sie kein Gegenstand für die ernste Poesie; erst wenn sie sich zu historisch festen Formen krystallisiert haben, kann die Poesie sie in die Silbe fassen.

M. St.

Literarischer Sprechsaal.

Eine interessante Frage des Autors- und Verleger-Rechtes bietet der nachstehende Fall dar: Friedrich Spielhagen's neuer, das psychologische Gebiet der problematischen Naturen abermals mit poetischer Darstellungskraft behandelnder Roman: „Hammer und Ambos“ wird gleichzeitig in fünf Octavbänden von der Hildebrand'schen Verlagsbuchhandlung in Schwerin und in einem starken Foliobande von der Verlags-Expedition des „Hausfreund“ in Berlin angekündigt. Woher dieser bisher in der Praxis des deutschen Buchhandels noch nicht vorgekommene Dualismus?

Anbefangen und ohne Mißtrauen gegen literarische Betriebsgenossen, wie Dichter und besonders deutsche Dichter zu sein pflegen, hatte Friedrich Spielhagen das Manuscript seines Romans, bevor er ihn in Buchform erscheinen ließ, auch einigen Journal-Redaktionen zur Benützung als Feuilletons überlassen, und zwar zunächst der Redaktion der „Neuen freien Presse“ von Wien und dann mit Zustimmung der Leitern dem Verleger der von Hans Wachenhusen redigirten populären Wochenchrift „Der Hausfreund“, Herrn G. Gräß in Berlin, von welchem Verleger der Dichter bona fide voraussetzte, daß er, ebenso wie die Redaktion der „Neuen freien

*) Leipzig, H. Menckel, 1869.

**) Stuttgart, Eduard Hallberger, 1869.

**) Von Herz in Lieben. Stuttgart, Carl Grüniger.

*) München, Fleischmann.

Presse", keine härtere Auflage des Romans, als die gewöhnliche des laufenden Jahrganges und in keiner andern Form werde erscheinen lassen, als die der üblichen Monats- oder Quartalshefte dieser Zeitschrift. Aber diese bona fide Voraussetzung ist nicht allein nicht zugezogen, wie die bereits vor längerer Zeit erschienenen Ankündigungen des Romans durch Herrn G. Gräß und dessen antipando gedruckte und ausgegebene, spätere Nummern des „Hausfreundes“ welche den Schluß der Erzählung erst bringen konnten, beweisen, sondern Herr Gräß hat auch ein Bildniß des Dichters, das ihm dieser nur beifolgt Veröffentlichung im „Hausfreund“ — wo es mit einer redactionellen Biographie begleitet erschienen — überhandt hatte, auf dem Titelblatte seiner ohne Zustimmung des Autors in dieser Form publicirten Ausgabe von „Hammer und Ambos“ abdrucken lassen.

Der Fall ist so neu und eigenthümlich, er verleiht die Rechte des auf den Ertrag seiner geistigen Production angewiesenen Dichters in so flagranter Weise, daß er von buchhändlerischer wie von juristischer Seite einer eingehenden Erwägung und Befragung werth ist, und wir erlauben uns daher, ihn ganz besonders unserer Kollegin, der Redaction des „Buchhändler-Börseblattes“ in Leipzig, zu empfehlen.

S. 2.

Unter dem Titel „Ein Verreat den Duellen“ ist eine Broschüre von Dr. Hugo Schramm erschienen, welche Herrn Professor Virchow aus Anlaß seines parlamentarischen Konflikts mit dem Grafen Bismarck gewidmet, die Anstöße des Duells mit großer Energie und jugendlich ungestümm Eifer bekämpft. Von einer rechtsgeschichtlichen Untersuchung über Ursprung, Bedeutung und Wesen des Zweikampfs absehend, wird derselbe als „sanktionsloses Ueberbleibsel“, für einen mit der Rechtsordnung des Staates unvereinbaren, schreienden Anachronismus erklärt und durch eine Reihe krasser Belege einfach als gemeines Verbrechen charakterisirt, zu dessen gänzlicher Ausrottung dann die kräftigsten Maßregeln — Abschaffung aller besondern Duellstrafen, Bestrafung nach den allgemeinen Strafgesetzen, civilrechtliche Entmündigung eines Jeden, der sich an einem Duell, gleichviel ob als Forcirt, Gefordert, Secundant, Zeuge oder sonst wie fördernd betheiligt — in Vorschlag gebracht werden. Wenn der gute Wille dieses „Verreat“, dem es an jündenden Kraft und Schlagworten keineswegs gebricht, Anerkennung finden wird, so greift die Unternehmung, welche der preussische Staatsanwalt, Herr Günther, in seinen Populären Vorträgen und Abhandlungen über Rechtsmaterien“) demselben Gegenstande widmet, wissenschaftlich bei weitem tiefer. Geschichtlich wie begrifflich wird hier der Entwicklungsgang, welchen das Duell von den ältesten Zeiten germanischer Rechtsauffassung bis auf unsere Tage erfahren hat, klar und überschüssig veranschaulicht, und die Fähigkeit, mit der sich dasselbe den verschiedenartigsten Experimenten der staatlichen Gesetzgebung zum Troch zu behaupten vermocht hat, aus seiner inneren Natur heraus erläutert. Der Verfasser zeigt sich hierbei, wie auch in den andern Aufsätzen, welche über die Ehe, den Adel, das Vehm und den Eid handeln, als ein Jurist von solider, namentlich auch historischer Bildung, der sich bei seinem praktischen Berufe ein lebhaftes Interesse für wissenschaftliche Forschung und ein unbegabtes Urtheil für die Forderungen des Lebens zu bewahren versteht.

*) Leipzig, Ludwig Denske, 1869.

**) Berlin, R. Kortkamp, 1869.

In seinem „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie“ hat Herr Prof. Dr. Virchow auf den auch in unserm „Magazin“ erwähnten „offenen Brief“ des Dr. C. Gaffel geantwortet. Diese Erwiderung: „Die Juden und die Hospitalier“, liegt uns in einem besondern Abdruck vor (Berlin, G. Reichenow) und ist durch ihre humane Form, wie durch ihren wissenschaftlichen, von jeder Persönlichkeit freien Inhalt, geeignet, alle Mißverständnisse zu beseitigen, welche der Vortrag über Hospitalier und Lazarette erregt hatte.

S. 2.

Abwehr von „Wander's Abwehr.“

Herr A. Z. W. Wander aus Hermsdorf am Roon hat in seiner flüchtigen Erwähnung seines „Deutschen Sprichwörterlexikons“ (Nr. 14 des „Magazin“) einen persönlichen Angriff entbedt, um dadurch eine Veranlassung zu haben, im „Magazin“, wo er längere Zeit nicht mehr genannt worden war, ein glänzende Anerkennung seines Werkes anzubringen.

Da es mir leider versagt ist, hier näher auf die Beurtheilung dieses Vericons einzugehen, welches den Schlußstein in Wander'schen Sprichwörterfamilien bildet, deren Werth von 3 Rörte in der Einleitung zu der 1837 bei Brockhaus erschienen 1. Auflage seiner „Sprichwörter der Deutschen“ (S. XII) wie von Professor J. Zachar, einer unserer Autoritäten in der Sprichwörter-Literatur, auf S. 24 und 25 seines inlichen Werkes über die deutschen Sprichwörterfamilien (Leipzig, 1852) hinreichend charakterisirt worden ist, so muß mich blos auf die Verichtigung der falschen und gefährlichen Annahmen beschränken, die sich in „Wander's Abwehr“ (Nr. des „Magazin“) eingeschlichen haben.

Dah ich Bemerkungen, wie vom „vieljährigen Freiherrn der „Seine Arbeit dadurch in's Leben einführen“ will, das fremdes, (d. h. Wander's) „literarisches Verdienst mit „tritt“ und dergl. mehr, keiner Erwiderung für werth hält, sich von selbst.

Wenn der Herr Wander aber behauptet, ich habe 4 Dugend Sprichwörterbücher und zwar „mit Hülfen meiner erscheinen lassen, so beweist er nur, daß er, wie er selbst, „nicht einmal die deutsche Sprache ausreichend kenne“, indes sonst aus den Titeln und der Vorrede hätte erschen können daß nur 5 Bände von mir, 3 hingegen von J. v. Düring herausgegeben worden sind, und wenn er in „Wander's Abwehr“ die „defensiv“ sein müßte, sogar das Sprichwort als Philo und als Humorist“ von J. v. Düring'selb angreift, welche meinem Kritik gar nichts zu thun gehabt hat, so ist für jeden unparteiischen Leser eben keine „Abwehr“, sondern ein völlig unmotivirter „Angriff“, der um so weniger zu schuldigen ist, als der Herr Wander den Inhalt dieser 5 Bände, sowie den von allen unseren Sprichwörterbüchern, gänzlich und noch dazu mit den entstellendsten Abänderungen, in sein Vericon aufgenommen hat.“)

Freiherr v. Reinsberg-Düringsfel

*) Der Redaction“ ist hier die Bemerkung verstatet, daß „Wort „vieljährig“ im Sinne von „polygraphisch“ verstanden, auch wohl gemeint war.

**) Wir schließen hiermit diese Polemik, die nur Aufnahme den, weil wir geglaubt, keiner der beiden Parteien das Recht d wehr verlagern zu dürfen.

D. 2

Berant. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rattibäckstraße 9

Besetz von Herr. Düring'selb'schen Abhandlung (Harmut und Göt in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 60.)

Druck von Eduard Trause in Berlin, Friedrichstraße Nr. 4.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 12. Juni 1869.

[N° 24.

Inhalt.

England und das Ausland. Die Civilisation und der wirtschaftliche Fortschritt. 341. — **Revue.** Die Welt von Vandalen. 342. — **Revue.** philologisch-historische Grammatik der deutschen Sprache. 343. — **Revue.** Die Nachrichten vom Embach. 345. — **Revue.** Die Geschichte Rom's, von Gregorovius. 346. — **Revue.** Rumänischer Charakter und rumänische Charaktere. II. Die höheren Stände. 348. — **Revue.** Die englischen Staatenbildungen im Stillen Meere. I. Der britische Britannien. 452. — **Revue.** Literarische Revue. Berlin und seine Entwicklung. 353. — **Revue.** Die völkswirtschaftliche Literatur im Mittelalter. 354. — **Revue.** Ein Schloß an der Dnieper. 354. — **Revue.** Ein Aufruf gegen deutsche Arbeit und deutsche Wissenschaft in Paris. 354. — Das Institut de France für die Herausgabe der Leibniz'schen Handschriften. 355. — Die Nacht der politischen Kette in Spanien. 355. — Prof. Virchow über entseelende Krankenpflege. 355. — Deutsche Namen in England. 355.

Deutschland und das Ausland.

Die Civilisation und der wirtschaftliche Fortschritt.)

Wenn Oesterreich die glänzende Siegestrophäe der Kultur und des wirtschaftlichen Fortschritts, welche es durch den offiziellen Bericht über die Pariser Weltausstellung in einer Reihe derjenigen Völkern aufzuweisen hat, auch gehörig zu bezeugen wird, es allein daraus mehr Gewinn ziehen, als es durch Niederlage von Königgrätz moralischen und materiellen Schaden erlitten. In der That aber scheint Oesterreich auf dem Wege zu sein, in nächster Zukunft seine kriegerischen Kräfte auf den friedlichen Feldern des Unterrichts und der Kultur zu überflügeln.

Dieser offizielle Ausstellungs-Bericht des österreichischen Central-Comité ist, nach dem einleitenden Bande des Redac-tors des ganzen Werkes, des Professors Dr. F. X. Neumann, Wien, eines der gründlichsten und begiebigsten Werke über die Civilisation und das Wesen unserer praktischen Civilisation und überhaupt. Ueber hundert Männer der Wissenschaft, Kunst und Industrie, der Handels- und Beamtenwelt haben sich vereint, um Jeder in seinem bestimmten Fache, gründlich Sachverständig über die verschiedenen Blüten und Früchte der Kunst und Industrie der Gegenwart, wie sie in Paris in der reichhaltigsten Fülle und Pracht vereint waren, zu berichten. Wie diese Berichte im Einzelnen ausgefallen sind, kann wir zwar aus eigener Einsicht nicht sagen; aber die glänzenden Namen, welche wir als Referenten und Be-ratgeber aufgezählt finden, und der Redacteur des ganzen Werkes, dessen Einleitung uns unter dem Titel: „Die Civilisation und der wirtschaftliche Fortschritt“ vorliegt, bürgen hin-reichend für den gediegenen Werth aller Theile. Diese Ein-leitung ist ein abgeschlossenes herrliches Werk in sich selber und

stellt den ganzen Reichthum der Blüten und Früchte unserer Weltkultur so anschaulich und umfassend dar, daß sie wenigstens jedem gebildeten Völkern die Spiegelberichte erleben kann.

Die Begeisterung und Erbauung, mit der wir den ersten Band durchgesehen haben, wurde durchaus nicht durch den Tadel gestört, der gegen unsern Artikel in diesem „Magazin“ über die Pariser Ausstellung ausgesprochen ist. Dr. Neumann nennt es unbedacht und einen Mangel an tieferem Verständniß, daß wir „aus einem mohamedanischen Prachtbau in eine christliche Modellkirche gelodt wurden, wo Heilige in Wachs und Mä-rtyrer mit naturgetreu nachgebildeten Wunden und zu mittel-alterlich-mönchlicher Entfugung aller irdischen Herrlichkeit und zur Selbsteigentlichung unseres Fleisches mahnen, während vor der Kirche disgeordnete Frauenzimmer streuen und doch ekelhafte Couplets singen“, und uns darüber entsetzen. Er findet das im Gegentheil ganz in der Ordnung, was wir rügten. Es durfte und konnte gar nicht anders sein, als daß „die strengste Recht-gläubigkeit und die gottloseste Kezerei, der augenverdrechende Pietismus und die niedrigste Genußsucht sich gegenseitig quetschen und drängen“, — es mußten, wie im Leben „das Schredlichste und das Zarteste, Priesterinnen der gemeinen Straßenvenus und Geistliche der alleinigmachenden Kirche“ (Worte aus dem „Magazin“) „sich hier begegnen, sonst wäre das Bild unvoll-ständig oder idealistischer gewesen.“

„Mühen“, Herr Doctor? Warum? Der Vollständigkeit wegen! Vollständigkeit und idealistische Wirklichkeit — sind das Ihre Kriterien? Nun dann fehlten ja doch noch ungemein viele, ganz wesentliche, charakteristische Züge der Gegenwart.

Sind Sie es unbedacht, daß wir das „Zahrmarktartige von Plunderweilern“ rügten und uns vor dem vielen selbsteigenen Menschenfleisch entsetzten, so müssen wir es Ihnen, an der Spitze eines offiziellen gründlichen Werkes, als einen noch größeren Verstoß anrechnen, daß Sie die Unvollständigkeit auf dem Gebiete, wohin diese Verbrechen gehören, nicht sahen und rügten. Diese Priesterinnen mußten auch da sein, sagen Sie. Dazu gehört aber mehr. Dazu gehörten ordentliche öffentliche Tempel für diese Priesterinnen; dazu gehörten alle Arten von Trunksucht und Fäulnis-Scenen, dazu gehörten Aus-plünderungen, Prügeleien und ganz wesentlich Mord und Todtschlag, denn diese Auswüchse und Verbrechen gehören so wesentlich in das Reich sexueller Fäulnis, daß dieser Theil des von Ihnen als nothwendig anerkannten Kulturbildes ohne diese Zuthat ganz unvollständig blieb.

Doch nicht weiter in dieser Richtung! Wir weisen die gegen uns ausgesprochene Rüge, wenn nicht als eine sittliche, so doch logische Schwärze des Verfassers zurück. Die Pariser Aus-stellung sollte eine verdichtete Auswahl der besten und gesun-desten Blüten und Früchte unserer jetzigen Weltkultur sein. Und dazu gehören Priesterinnen der Straßenvenus entschieden ebenso wenig, als augenverdrechende Gottes- und Kultur-lüsterer. Auch war die Ausstellung nicht berechtigt, zugleich als Zahrmarkt von Plunderweilern zu glänzen.

Alles dies giebt unser Verfasser durch sein Werk auch that-sächlich zu, da er diesen und anderen fündigen Abfällen und Auswüchsen der Civilisation in seiner meisterhaften Einleitung

*) Dieser Ausstellungs-Bericht, herausgegeben durch das A. O. Central-Comité, 16. Bierung. Einleitung. Die Civilisation und der wirtschaftliche Fortschritt von Dr. F. X. Neumann. in Wien. Franz Müller, 1869.

durchaus keine Aufmerksamkeit schenkt. Diese Einleitung giebt bei aller Allgemeinheit doch in klar abgetheilten Gruppen genaue und sachverständige, bei Wärme und Geist geschriebene Charakteristiken der Fortschritte in den einzelnen Industrie-, Kunst- und Kulturzweigen und geht dabei sogar ziemlich genau auf Einzelheiten und statistische Verhältnisse ein. Um eine Vorstellung davon zu geben, führen wir einen Theil dieser Gruppierungen an. Zuerst charakterisirt er das Wesen der Civilisation und des Fortschrittes in der Kunst, in der politischen und der geistigen Macht, dann betrachtet er die Stufen des Kulturfortschrittes. Ein zweiter Abschnitt beginnt mit den Fortschritten der Production in Verwertung der Naturschätze, im Tierreiche, Conserverung des Fleisches, künstlicher Fischzucht und der bei uns leider noch, im Vergleich zu anderen Völkern, barbarischen Vernachlässigung in Bewirthschaftung des Wassers, sodann dreites in Milch-, Käse- und Eier-Industrie. Hierauf führt er uns durch die Behandlung animalischer Stoffe für die Industrie, Schafzucht, Haare, Seide und Seiden-Surrogate und animalischen Abfälle. Es folgen Verwertung von Producten aus dem Pflanzenreiche, vegetabilische Nahrungsmittel, Stärke und stärkeltartige Phänomene, Rübenzucker-Industrie, Kaffee, Thee und deren Erläuterung, Baumwolle, neue Textilstoffe, neue Stoffe für Papier, Gewinnung und Verwertung von Harzen, Farb- und Badestoffen, Gerbstoffen und unter besonderen Abtheilungen Verwertung von Producten aus dem Mineralreiche, Kohlen, Eisen und Stahl, Petroleum und die Beleuchtungs- und Heizungfrage, Edelmetalle, mineralische Düngemittel und andere neue Verwertung von Mineralien. Als ein besonders günstiges Zeichen der Intelligenz und praktischen Wissenschaft gilt die Verwertung von Abfällen, Kunstwolle und Wolltract, Feder- und andere Abfälle, Verwertung von Rückständen in der Landwirthschaft, Abfälle bei chemischen Industrien u. s. w. In einer fünften Abtheilung werden die neuesten Anwendungen physikalischer und chemischer Fortschritte geschildert und gewürdigt: Elektricität und Magnetismus in der Volkswirtschaft, Telegraphie, volkswirtschaftliche Verwertung der Chemie, Farben aus Theerabfällen, Photographie, die praktische Wissenschaft des Bleichens, Paraffin und Parkein.

Die wirthschaftliche und zugleich edle Auffassung des Verfassers finden wir besonders wohlthutend in der letzten und erleuchtendsten Betrachtung der brennenden Frage über Arbeit und Großindustrie, d. h. der sozialen Frage, welche in den Abschnitten: Erhöhung der körperlichen und geistigen Arbeitskraft, sowie der Leistungsfähigkeit durch Arbeitsheilung und Erlass der Handarbeit durch die Maschine, einzig richtige Lohnregulirung durch Bewegung der Arbeitskräfte, Freizügigkeit, Aus- und Einwanderung, Association und Großindustrie, Schulze-Deilichs und Genossenschaftsbanken u. s. w. für den Verstand und die Volkswirtschaftslehre richtig gelöst wird und praktisch auch nur auf diesem Wege immerwährend gelöst werden kann. Sie gleicht insofern der Freiheit, als man sich aus ihr nur dadurch erlösen kann, daß man ihre Wohlthaten durch Arbeit und deren richtige Verwendung und Verwertung immer wieder erobert muß. Wir erfahren außerdem, wie und wodurch sich die Lebensweise der arbeitenden Klassen verbessert hat und noch weiter vervollkommen muß. Endlich geht aus der Schilderung der Fortschritte des Verkehrs tröstlich hervor, daß wir es als Menschheit im Großen rasch und rüstig weiter gebracht haben, als je eine Zeit oder ein Volk vorher, und wir gerade darin noch die allererfreulichsten Fortschritte machen. Es fehlt freilich noch die volle Freiheit des Verkehrs, als die einzige Wurzelkraft des Weltfriedens

und das einzige sichere Mittel gegen die furchtbare, wachsende Finanzwirthschaft, unter welcher selbst die gebildeten und friedliebenden Völker Europas noch schweben und bluten müssen.

Es ist aber sehr erfreulich, daß ein im Namen des reichthümlichen Staates verfaßtes Werk sich mit allen unerschöpflichen Mitteln der Wissenschaft unbedingt für die volle Freiheit materiellen und geistigen Verkehrs ausspricht. Ueberhaupt enthält wir das meisterhafte Werk mit dem tausendfach begründeten Troste, daß sich die Menschheitsfamilie wesentlich vervollkommen und diese Veredelung sich in unserem Jahrhunderte an der gesammten Lebens- und Denkungsweise erkennen läßt. Es fehlt mit dem Evangelium des wirthschaftlichen Fortschritts und der Civilisation, das bereits Humboldt in seinem Kosmos aus sprach:

„Wo unter dem Schutze weiser Gesehe und freier Institutionen alle Blüten der Kultur sich kräftig entfalten, da ist im friedlichen Wettkampfe kein Bestreben des Geistes dem anderen gefährlich. Jedes bietet dem Staate eigene reichthümliche Früchte dar: die nährenden, welche dem Menschen Nahrung und Wohlstand gewähren und die Früchte schaffender Civilisationskraft, die, dauerhafter als die Wohlthaten, die die rühmliche Kunde der Völker auf die späteste Nachwelt tragen.“ — „Wissen und Erkennen sind die Freude und Verherrlichung der Menschheit. Theile des Nationalreichtums, es sag für künftige Naturgüter. Die Völker, welche in der gemeinen schaffenden Thätigkeit, Anwendung der Mechanik, technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Verwerthung natürlicher Stoffe zurückbleiben, bei denen Achtung solcher Thätigkeit nicht alle Klassen durchdringt, werden unausbleiblich ihrem Wohlstande herabsinken.“

Dies sollten sich besonders die Napoleonide und die Kaiser sagen lassen. Aber freilich, solche Weisheit kommt nicht einmal zu ihren Ohren, geschweige denn zu ihrer Erwägung.

Kosmische von Gandersheim. *)

Wer von Magdeburg nach Eöln über Kreizenen mit Eisenbahn fährt, verläßt nicht vor dem letztgenannten Punkt das braunschweigische Städtchen Gandersheim an der Saale. Der Ort ist sehr alt: seinen Ursprung verdankt wie so viele Städte Deutschlands, einer Klostergründung frühen Zeiten des Mittelalters. Das fromme Geschlecht, w unserem Vaterland die Eöttonen gab und durch diese das löbliche Reich deutscher Nation in's Leben rief, bat das Heim als eine Familienstiftung für seine Brauen, die sie geistlichen Stände widmen wollten, angelegt und durch gelbe Schenkungen in seinem Fortkommen gesichert. Ein Nonnenkloster, welches Eöndel, der Großvater Otto's I. und der Regierung Ludwig's des Deutschen in dem damal mit dichter Wäldung besetzten Thal der Saale zu bauen schloß. Zu Weibstinnen sollten vorwiegend die Töchter Geschlechtes gewählt werden. Bald nahm die geistliche Saale in Folge des kirchlichen Sinnes jener Zeiten Aufschwung wurde, besonders seit Eöndel's Geschlecht den deutschen Saale

*) Ottosische Studien zur deutschen Geschichte im X. hundert. Hrotsvit von Gandersheim, von Rudolf Köpke. E. S. Mittler u. Sohn, 1869. (XV u. 314 S. gr. 8., mit einem lithographischen Bild der Münchener Handschrift.)

ten einst hatte, eine Pflanzstätte der Bildung für das nördliche Europa.

Wir besitzen reichhaltige Nachrichten über das Kloster, welches unter Otto III. Gegenstand eines heftigen Streites zwischen dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Hildesheim wurde, da beide Bärenträger der Kirche das Aufstiegsrecht über die Nonnen beanspruchten. Die älteste ausführliche Kunde erhalten wir von Agius, der 874 gestorben ist und eine Lebensbeschreibung der ersten Klostertöchter des Klosters, Hathumod, hinterlassen hat; dann von Roswitha, oder wie sie selbst sich in ihren Schriften nennt, Hrotsvit, einer Nonne von Gandersheim, die während der Herrschaft Otto's I. (936–973) gelebt hat.

Eine merkwürdige Erscheinung ist diese gelehrte Frau des zehnten Jahrhunderts, das so häufig als ein Zeitraum tieferer Bildung und schrankenloser Rohheit dargestellt worden ist. Denn obwohl die Forschung unserer Tage ein helleres Licht auf die Welt unter den Ottonen fallen läßt, steht diese erste deutsche Schriftstellerin, nicht bloß ihres Geschlechtes wegen, in einer Höhe da. Zu viele Denkmäler der Vorzeit hat die Hand des Geschickes vernichtet; was wir jetzt mit mühsamem Fleiß hervorzuheben, erscheint doch nur als ein dürftiger Rest jenen Reichthums, wenn wir hören, daß im dreißigjährigen Alter die Schweden in Hrotsvith ihren Pferden viele Stöße auf den Pergamenten aus dem Archiv des Klosters unterthun, weil es ihnen an Streu mangelte.

Es ist es geschehen, daß das historische Wissen über das Mittelalter für uns oft zusammenhanglos und lückenhaft ist. Wir steigen auf und verschwinden; wir wissen nicht, woher kommen und wohin sie gehen. Nicht anders verhält es sich mit Hrotsvit. Als glänzender Aemtel stieg sie am literarischen Hof Deutschlands im zehnten Jahrhundert auf und verlor um erst am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts wieder abwärts zu werden.

Ihre Schriften lassen sie uns als einen ebenso vielseitigen Geistes erkennen. Nicht nur, daß sie die damals gebräuchliche geistliche Art der Schriftstellerei übte, indem sie den poetisch wiedergab, die Geschichte ihres Klosters in der Hrotsvit, oder einen Abschnitt aus dem Leben Otto's des ersten, des ersten sächsischen Kaisers, besang; sie war auch der Kunstform, der dramatischen Dichtkunst, mächtig. Sechs Hrotsvit kennen wir von ihr, ebensoviel wie von dem römischen Dichter Terenz, den sie mit Absicht in Sprache und in der dramatischen Entwicklung, auf christliche Stoffe übertrug, nachzuahmen versucht hat.

Diese Dramen nun sind es, die ihr einen hervorragenden Platz in der Literaturgeschichte nicht nur Deutschlands, sondern überhaupt der germanischen Völker verschafft haben. Denn Jahrhunderte über und nach ihr giebt es keine dramatische Literatur. Hrotsvit sind nicht als ein Fabelwesen, auch behandeln sie ausschließlich geistliche Stoffe; insofern alle Mängel werden durch das Verdienst völlig in Schatten gestellt, daß diese Nonne im Mittelalter die dramatische Dichtkunst mit der höchsten Kunst des Genies gleichsam von Neuem gebau; und zwar ihre Dramen aus ihrem Geiste entsprungen, wie Minerva den Haupte des Jupiter, d. h. für ihre und spätere Zeiten schenkte.

Unzweifelhaft der Hrotsvitin die modernen Dramas zu danken, die Hrotsvit nicht unbestritten. Schon früher ist in den Schriften (1867, Nr. 44) berichtet worden, daß Hrotsvit in der Hrotsvit die Hrotsvitin angeschlossen hat, daß ihre

Schriften für Nachwerke der Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts erklärt hat. Allerdings haben diese bisweilen in ihrem Eifer, Leben in die Wissenschaft durch Entdeckung von Neuigkeiten zu bringen, selbst den literarischen Betrug nicht gescheut. Auch den Fabrikanten der Dichtungen der Hrotsvit weiß Hrotsvit zu nennen: Conrad Celtis soll es sein, jener poeta laureatus aus der Zeit Maximilian's I. Celtis hat in der That die Handschrift, welche die Werke der Hrotsvit mit Ausnahme der Primordia Gaudeshemensis conobii enthält, zu Regensburg aufgefunden und zu Nürnberg 1501 drucken lassen; daß ihm aber nur das Verdienst der Entdeckung, nicht auch die Autorität gebührt, ist jetzt von Rudolf Köpke in seinem vor Kurzem erschienenen Buche Hrotsvit von Gandersheim ausführlich und klar dargelegt. Die Sache ist für alle Literaturfreunde zu wichtig, als daß wir uns versagen könnten, hier etwas näher auf Köpke's Buch einzugehen, in der Hoffnung, daß unsere Leser denselben Eindruck wie wir erhalten möchten: die Schriften der Hrotsvit sind echt.

Zwei Ausgaben, eine positive und eine negative, sucht Köpke zu lösen: einmal aus den Werken der Hrotsvit selbst deren Echtheit zu erweisen, dann aber die Einwendungen Hrotsvit's zu entkräften und zu widerlegen. Bei weitem die Hauptmasse des Buches (acht Abschnitte, S. 1–227) fällt der ersten Aufgabe zu.

Im ersten Abschnitt, der die Literatur über Hrotsvit behandelt (S. 1–25), wird uns eine ebenso eingehende als übersichtliche Geschichte der Schriften der Nonne gegeben. Schon hier ergiebt sich, wie uns scheint, ein gewichtiges Moment für die Echtheit. In einer Chronik von Gandersheim nämlich, die 1216 von einem Presbyter Eberhard abgefaßt ist, finden sich so deutliche Anklänge an Hrotsvit, daß man die betreffenden Stellen einfach für eine Uebersetzung aus dem Lateinischen der Hrotsvit in's Niederdeutsche — dieser Sprache bedient sich Eberhard — erklären muß. Nun nennt zwar Eberhard als seine Quelle nicht Hrotsvit, sondern ganz unbestimmt ein Buch; immerhin bleibt jedoch sicher, daß der Verfasser eben dieses Buches neben anderen Quellen doch auch die Primordia der sächsischen Nonne gekannt und benutzt hat, so daß wenigstens diese der Hrotsvit nicht mehr abgesprochen werden können.

Ueber das Leben der Dichterin Einzelheiten der Art aufzufinden, daß wir ein deutliches Bild ihrer Schicksale erhielten, ist trotz der sorgfältigen Untersuchung (zweiter Abschnitt, Seite 26–43) unmöglich gewesen. Es hat leider kein uns erhaltener Schriftsteller des Mittelalters sich mit ihr beschäftigt; aus ihren Schriften müssen mithin die dürftigen Umrisse heraus gewonnen werden. Ihre gelehrte Bildung empfing sie im Kloster; ihre literarische Beschäftigung hat ungefähr ein Vierteljahrhundert gedauert, von 950–973. Eine reichere Auebeute gewährt ihnen dagegen ihre Schriften, als Köpke feststellt, welche Quellen ihr zu Gebote standen und wie sie diese benutzte (Abschnitt 3–5, S. 44–164).

Eine ausgebreitete Belesenheit und vor Allem ein sehr treues Gedächtniß müssen ihr eigen gewesen sein. Unverkennbar wird man zur Verwunderung hinneigen: jenes zehnte Jahrhundert war in der That nicht finstler, wenn es einer Frau möglich war, mit solcher Gleichsamkeit sich zu durchdringen. Denn nach der Zusammenstellung S. 140–144 ist ihr nicht nur Virgil so gekannt gewesen, daß sie viele Stellen auswendig gewußt haben muß, sondern auch Terenz, Drid, Horaz, selbst Plautus und Statius, sowie die christlichen Dichter Sedulius und Prudentius sind ihr nicht unbekant geblieben. Die lateinische Sprache sprengt sie stehend; ihre leoninischen Verse sind

geheftet gebaut, aber doch sehr verschieden gegen die klassische Ausdrucksweise, wie sie die Humanisten lieben.

Die letzten drei Abschnitte (S. 165–226) fassen die gewonnenen Resultate zusammen und sind deshalb mehr allgemeiner Natur. In feinfühler Darstellung wird die künstlerische Begabung der Nonne durch eine Analyse ihrer Dramen, ihr religiöser Standpunkt durch Concentrirung ihrer so häufig erscheinenden kirchlichen Anschauungen ermittelt. Wenn man ihr auch Talent nicht abgesprochen hat, ihre Religiosität und Sittlichkeit ist stark in Zweifel gezogen wegen der vielen anstößigen Stellen in ihren Belegen und Dramen, die noch dazu im Munde einer Frau sich wenig schiden mögen. Es ist infolge Köpfe gelungen, auch nach dieser Seite hin die Dichterin von jedem Vorwurf zu reinigen. Indem wir Hrotsvit als Nonne und Frau der Kernpunkt der Religion in der Virginität beruht, ist sie vor Allem bemüht, deren Sieg über jedwede Anfechtung in ihren Dichtungen zu verherrlichen. Dies Moment mußte sie daher veranlassen, den sittlichen Kampf möglichst heftig und möglichst wahr vor Augen zu stellen, um die schließliche Rettung, den Triumph der Jungfräulichkeit desto glänzender strahlen zu lassen. Ferner dient zu ihrer Rechtfertigung, daß sie glaubte, von ihren Quellen, den Lebensbeschreibungen der Heiligen, die in hohem Ansehen standen, nicht ohne Noth abweichen zu dürfen: diese Heiligen-Leben können aber, wie Jeder weiß, die Farben in der Schilderung der Sünde nicht stark genug auftragen, um den Contrast mit der Tugend zu erhöhen. Erwägt man diese Verhältnisse nicht, betrachtet man Hrotsvit mit den Augen des neunzehnten Jahrhunderts, so wird das Urtheil über die Moral der Nonne freilich nicht ungünstig ausfallen. „Es wäre“, bemerkt Köpfe S. 225, „eine unerhörte Schamlosigkeit, gepaart mit unerhörter Heuchelei; diese Erzählungen und Dramen aus der Feder einer Nonne des zehnten Jahrhunderts würden die frivolste Literatur aller Zeiten überbieten.“ Wie ihr Zeitalter war Hrotsvit naturwüchsig und fand keinen Anstoß an der Darlegung geschlechtlicher Verhältnisse.

Die Weilaen S. 220–291 beschäftigen sich besonders mit dem negativen Theil der Aufgabe: der Widerlegung Kschbach's. Dieser hatte nämlich als eine Hauptstütze für seine Behauptung das Gedicht des sog. Guntherus Virginius über Friedrich Barbarossa herangezogen, welches ebenfalls von Celtis entlehnt und für ein Erzeugniß des zwölften Jahrhunderts ausgegeben wurde, aber in Wahrheit nichts ist als ein Produkt der Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts, wie von Köpfe ausführlich nachgewiesen ist, während die Thatsache der Fälschung schon früher allgemein angenommen war. Der Verfaßter der Fälschung fällt natürlich zuerst auf den Entdecker; und wenn nun Celtis den angeblich von ihm aufgefundenen Virginius fälschte, warum sollte er nicht auch die Schriften der Hrotsvit betrügerisch verfälscht haben? In der That muß man mit Mithras erfüllt werden, wenn ein Entdecker als Vagner entlarvt wird; man ist dann von Natur geneigt, alle seine Aussagen zu verwerten. Indes ist das Verhältnis zwischen Hrotsvit und Virginius von Köpfe doch so aufgeklärt, daß von einer Verwandtschaft beider Gedichte ferner nicht mehr die Rede sein kann. Der Virginius ist nichts als eine Umschreibung des Dito von Freisingen; in Sprache und Versbau, in Bildungsart sind Virginius und Hrotsvit vollkommen verschieden; die Annahme eines Verfassers für Beide Gedichte ist geradezu unmöglich. Es bliebe also nichts übrig, als wenigstens zwei Betrüger aufzustellen, deren Einer Celtis gewesen sein kann; eben nur kann; denn zu erweisen ist nicht, daß Celtis den Virginius in betrü-

gerischer Absicht verfälscht hat, er kann ebenso gut von Andern hintergangen sein. Von dem Vorwurf aber, die Schriften der Hrotsvit untergeschoben zu haben, wird Celtis klar und deutlich durch die Handschrift der Werke der Nonne freigesprochen. Sie befindet sich in München und ist aus dem Ende des zehnten oder Anfang des elften Jahrhunderts. Nach dem Urtheil der besten Handschriftenkennner kann dies durchaus kein Fälschung unterliegen. Früher, 1867, meinte Kschbach zwar, die Handschrift sei unecht; er behauptet es noch, aber da inzwischen alle Autoritäten sich gegen ihn erklärt haben, glebt er zu, daß die Fälschung meißerhaft ist, man müsse aber die inneren Gründe gegen Hrotsvit höher anschlagen, als die äußerliche Zustimmung der Handschrift für ihre Echtheit. Dies scheint uns überflüssig; seine inneren Gründe sind aber ebenso wenig stichhaltig.

Außer daß der ganze Habitus der Handschrift die Echtheit so zu sagen garantiert, hat Köpfe Einzelheiten aus ihr zum Vorschein gebracht, die evident erweisen, daß Celtis nur Entdeckungsautor gewesen sein kann. Er war zu träge, um die hunderte Handschrift für den Bruch besonders abzulösen; sondern sah sie nur durch und gab sie dann dem Zehner in Hände. Da hat er nun, was er nicht verstand oder ihm nicht schien, corrigirt, und diese Verbesserungen, sowie die Inhaltsangaben der einzelnen Gedichte, theils über die betretenden Worte, theils an den Rand geschrieben. Er verfuhr dabei nachlässig, daß er einige umfangreiche Stellen der Handschrift nicht bemerkte, Fälschungen in den Inhaltsangaben brach und den richtigen Text durch thörichte Correcturen veränderte. Schlagend ist besonders ein Vers aus der Passio S. Uvo. Hier heißt es in der Handschrift ganz richtig:

„Festinat subito danari cum conjugē clara.“

Damario, die Frau des b. Dionysius, ist bekanntlich erste Christin, die von Paulus getauft wurde. Celtis hat dies nicht; er las, offenbar durch die ähnlichen Schriftzüge verleitet, *clamari*, und da dies keinen Sinn gab, strich er Wort aus und schrieb *cupiens* darüber, so daß in seinem Text von 1501 der Vers so lautet:

„Festinat subito cupiens cum conjugē clara.“

Derartige Correcturen weist Köpfe noch mehr auf; sie finden sie sich auch im Druck von 1501, so daß Jeder, der sie kennen nur von Celtis herühren. Daß aber Jemand auf diese Weise selbst verbessern sollte, ist doch unmöglich.

Wir erwähnten eben, daß die Primordia Gaudeshen conobii unzweifelhaft der Hrotsvit angehören; den E ihrer Echtheit hat Köpfe geführt. Nun aber erwähnt der Jasser der Primordia in seinem Gedicht ausdrücklich, auch die Thaten Dito's I. besungen habe. Diese Gesta O befinden sich in der von Celtis aufgefundenen Handschrift Primordia hingegen fehlen und waren ihm unbekannt; erst später aufgefunden. Ein Mönch in der Reformationszeit Heinrich Bodo, kannte sie; gedruckt wurden sie erst 1770 Leusfeld. Auch diese Umstände sprechen klar für die Echtheit. Ebenso hat Köpfe den Zusammenhang der Hrotsvit den Gesta Heinrich imperatoris metrice, den Kschbach auf hatte, zurückgewiesen. Köpfe hält selbst diese Gesta für und meist aus Lambert compilirt.

Wir wünschen Köpfe's Buch, welches auch äußerlich zügig ausgestattet ist, eine weitere Verbreitung. Nach Jeder, der kritische Untersuchungen schreibt, von ihm

den oft trockenen Stoff in eine schöne Form zu kleiden! Möchte ihm selbst beschieden sein, noch oft die deutsche Wissenschaft mit gleich vorzüglichen Beiträgen zu schmücken! R. B.

II. Westphal: philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache.')

Unter den verschiedenartigen Bestrebungen der modernen Wissenschaft, dem für den Menschen interessantesten Problem des eigenen Ursprunges immer näher zu treten, nimmt die vergleichende Sprachgeschichte, wie sie von Jacob Grimm für das germanische Gebiet, von Franz Bopp für einen weiteren Kreis der Sprachen begründet ist, einen hervorragenden Platz ein. In der That, den Fäden überlieferter Thatsachen den Forscher längst hat, da leitet die Verlaufsung des bildenden Sprachwesens zu überraschenden und darum nicht minder sicheren Resultaten, über die frühesten Regungen des kaum erwachten Menschenbewußtseins. Natürlich mußte auch hier mancher neue Bahn vor dem schärferen Blick der forschenden Wissenschaft hindern. So die Annahme, als sei die Sprache etwas Geschaffenes oder dem Menschen durch ein höheres Wesen mitgeteilt, und in gleicher Weise jene Hypothese, die Kabeala, als einer der aufgeklärtesten Männer seines Zeitalters, Hermann Paganus in der naivsten Weise äußern: „que les langues sont par institutions arbitraires et convenues des peuples.“ Die Sprache ist ebensovienig etwas Ererbtes, als eine willkürliche Erfindung der Völker; sie ist vielmehr nur eine Aeußerung jenes im All waltenden Geistes, der in dem Geiste des Menschen zum Bewußtsein und durch die Organe zum, gemäß der übrigen Entwicklung des Geistes, immer mehr vervollkommenen Ausdruck gelangte. „Religiösen Kategorien“ — heißt es in dem vorliegenden Buche —, nach welchen die Indogermanen ihren Sprachbau geordnet haben, sind dieselben Kategorien, wie sie überhaupt im Kosmos, im Makrokosmos wie im Mikrokosmos, walten. Der indogermanischen Urbasis sind diesen Kategorien grade die Entfaltung gefolgt, wie da, wo sie zur Erhaltung ihres Körpers einen Nahrung griffen.“

Der Westphal, der durch seine Forschungen über die Verhältnisse der alten und mittelalterlichen Rüst Runkeln und wegen gleich vortheilhaft bekannt geworden, betritt mit diesem Buche zuerst seit langer Zeit wieder das Gebiet der deutschen und vergleichenden Grammatik, ein Gebiet, welches wie wir in der Vorrede erfahren, stets vor Allem werthvoll ist. Wir können dem Verfasser wie der Wissenschaft besten Entschlusse zur Glück wünschen. Seine Arbeit bietet neuen und Anregenden gar vieles, und Abschnitte wie die historische Entwicklung der Verbalregionen“ oder die „Problematik in ihren Verhältnissen zu den Flexions-Elementen“ von rein logischem Scharfsinne und völliger Beherrschung des Faches. Wiederholt richtet sich die Polemik Westphals gegen die bedeutenden Forscher; andererseits hat auch das von ihm früher aufgestellte Princip über die Auslautgesetze Westphals in dem jüngst erschienenen hochbedeutenden merikanischen Werke „Zur Geschichte der Deutschen Sprache“ von Franz Duncker, 1868) mancherlei Erweiterung und Abänderung erfahren. Doch es würde, abgesehen von den

enggezogenen Grenzen des Raumes, kaum dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, auf derartige streng wissenschaftliche Fragen näher einzugehen. Es sei nur gestattet, noch einige Gesichtspunkte allgemeineren Interesses hervorzuheben: Wie schon der Titel seines Werkes anzeigt, kam es dem Verfasser nicht allein auf philologisch genaue Kenntniß des vorhandenen Lautstoffes, sondern auch auf eine philosophische, beziehungsweise psychologische Erklärung der Spracherscheinungen an. Demgemäß ist er mit Glück bemüht gewesen, ohne direct den völkerverpsychologischen Spuren Steinthal's zu folgen, auch auf diesem Gebiete interessante Beobachtungen anzustellen. Hierher gehört unter Anderm die Durchführung des Grundsatzes, daß für die zunächst liegenden begrifflichen Kategorien auch die nächsten lautlichen Exponenten gebraucht wurden, daß also der sprachbildende Mensch die ihm geläufigsten Anschauungen durch die seinen Sprachorganen bequemsten Laute wiederzugeben suchte.

Andere Bemerkungen über psychologische Fragen scheinen uns minder glücklich. So ließe sich die Behauptung, das Aufgeben kurzer Vokale in den deutschen Entziffern sei ein Zeichen geistiger Mäßigkeit oder gar die Nichtachtung der so entstandenen konsonantischen Härten ein Ausfluß „tropigen Kraftbewußtseins“ unserer Sprache im Gegensatz zu den romanischen Nationen gewesen, unsicher zu Gunsten dieser letzteren umkehren. Erörterungen über psychologische Fragen, deren hohe Bedeutung für die Sprachforschung Scherer mit Recht hervorgehoben hat, ist Westphal fast gänzlich fern gelieben. Doch vielleicht sind sie der, wie wir mit Freude erfahren, schon druckfertigen zweiten Abtheilung des Werkes vorbehalten geblieben. Von dieser dürfte alsdann auch ein Register der Druckfehler zu erwarten sein, deren Zahl und Bedeutung zu groß ist, als daß wir durch die Unterlassungsfünde ihrer Richtermäßigkeit unser Reiterenten-Gewissen belasten möchten. 8 Pr.

Baltische Provinzen.

Der Nachtigall vom Embach.

Diesen Namen, ehnisch Emma-joe öpik, d. i. „des Embaches (Wutterbaches) Nachtigall“, führt eine neue Sammlung lyrischer Gedichte, deren erstes Heftchen uns durch Freunde des Hand zugeworfen ist. Alle haben einen ersten, die meisten einen mehr oder minder schwermüthigen Charakter, mag nun, was öfter der Fall, innigste Anhänglichkeit an die Heimat, an einzelne Individuen, z. B. hingeworfene Lieben, oder Begeisterung für gewisse Tugenden das Thema sein; nirgends Humor oder ungetrübte Heiterkeit, höchstens ein Hoffnungserschimmer am Horizonte. Die Dichter haben ihre Namen nicht genannt.

Unsere Verdeutschung einer kleinen Auswahl dieser Ergüsse müge mit einigen Versen aus Emma-joe kaldal („An Embach's Ufer“) beginnen:

O Fluß, an dem noch blühet
Des Wannamaine Sprach,
Wo sein Gesang zur Harle
Noch ruft das Echo nach!

Wo Kalewjohns Reden
Und Thaten gern gedenkt

*) Jena, Wais's Verlag, 1869.

Die Nachwelt, in alte Größe
Und Herrlichkeit versenkt. *)

Wo mächtige Säulen ragen
Hoch über des Helden Grab,
Und Griselichter strahlen
Auf unter 'nd berab. **)

O Embach, viele Hundert
Von Jahren hast Du gelebt'n
Mein Ehstnland im Glücke
Und öfter — in herben Weh'n.

.....

O Mutterbach, wie sehr doch
Die Seele sich erquicket,
So oft das Aus' Dein liebes,
Dein belliges Ufer erblickt.
.....

Und Frühling will herein.***)

Ich steh' in der Diste Schatten —
Ein welkes Blättlein
Vom Zweige fällt zur Erde —
Und Frühling will herein.

Was pecht Du so stark, mein Herze?
O still! laß' das Bangen sein!
Sie singen Dir Trauerlieder —
Und Frühling will herein.

Nad on mo armokest pannaud. †)

Sie haben mein Lieb gebettet
Wohl in die Leidenbahr',
Und haben Lieber selungen,
Und brachten Gebete dar.

Ein Kreuz sie haben errichtet
Nach prächt'gen Sermones Schluß,
Und an Grabes Rande geklaget
Und geschaunt nach mir mit Verdruß.

Denn ach! kein Ton, keine Rede
Mir kam aus dem karrten Mund;
Keine Thran' im erstorbenen Auge
Wob ihnen mein Leiden kund

Doch in meinem Busen die Kreuze — ††)
Sie steh'n, bis die Seel' entfleht,
Es weinen des Herzens Thronen
Dir ewig ein Sterbelied.

Kül tabhaks nad sind heita.

Wohl möchten sie zu Boden
Dich schleudern mit roher Hand,
Und auf den Hals Dir setzen
Den Fuß, o Vaterland!

Mit wilder Lust Deine Wunden
Dir zerren weit und breit,
Und alle Narben jubelnd
Aufreißen zur Augenweid'.

Ja, Eisenherzen haben
Die Feinde, scharfes Schwert,
Und Zungen, glatt und schmelzend,
Der Eisenherzen werth.

Dich aber schätze kräftig
Ein Licht, das treuer Fort
In Deiner Mitt' entzündet:
Sorg', daß es brenne fort!

So priust ollid mat und.

Sie hatten Deine Freiheit
Begraben, Vaterland,
Und unter sich, die Räuber,
Gestellet Dein Gewand.
Und Eßig Dir zu trinken
Sie reichten, stellten dann
Viel Wächter an die Gruft Dir:
So lagst Du in schändem Bann.

Ach! trostlos aus der Ferne
Deine Kinder blickten drein,
Nicht wagten sie zu nahen
Begrab'ner Freiheit Schwein.
Des Feindes Siegel klebte
An dedenden Steins Gewicht,
Und durch das Dunkel drang
Drang seines Sternes Licht.

Doch schau! ein Frühroth schimmert:
In Grabgewölbes Iher
Der Engel schwebt herüber
Und ruft: „Empor! empor!“
Der Fein' erst sich, bebt,
Es lacht das Himmelszelt,
Freiheit im weichen Kleide
Bezüget Dich, o Welt!

Es...

Stalien.

Die Geschichte Rom's, von Gregorovius.*)

Die Geschichte der alten Kaiserstadt am Tiber ist zugleich die Geschichte der abendländischen Welt. Keine Stadt der Erde kann sich in dieser Hinsicht mit der ewigen Roma vergleichen, daher gebührt keiner in gleichem Sinne wie ihr der Name „Weltstadt“. Das Alterthum kennt drei Städte, Jerusalem, Athen und Rom, welche als drei im Prozeß des Weltkultus mit- und durcheinander wirkende Faktoren der menschlichen

*) Vgl. „Kalewi-Poeg, eine ehstnische Sage“ (Dorpat, 1857 bis 1862). Ferner: Schett's akademische Abhandlung: „Die ehstnischen Sagen vom Kalewlohn“ (Berlin, 1863), und Derselben Artikel „über finnische und ehstnische Heldensagen“ (Berlin, 1866, im „Monatsbericht der Akademie der Wissenschaften“, S. 249 ff.).

**) Auf einem Hügel bei Dorpat (das bekanntlich am Embach liegt) stehen die Ruinen des ehemaligen Domes, wovon ein Theil wiederhergestellt ist und als Bibliothek-Gebäude (seitlich Nutritamentum Spiritus!) dient.

***) Ja õnes ou kewwade, mörtlich: „Und auf dem Hofe (draußen) ist Frühling“.

†) Die Ueberschriften sind nur Wiederholung der ersten Zeile.

††) Auch der Text hat hier die Mehrzahl.

*) Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage. Erster Band. Stuttgart, Gotta, 1869. (477 S. gr. 8.)

alter angegeben werden müssen. Jerusalem, die Hauptstadt des kleinen und machtlosen Judentums, war der Mittelpunkt eines stärkehaften monotheistischen Staates, aus welchem das Christenthum hervorging, demnach die Monopole der Welt angingen. Neben ihr glänzt das polytheistische Athen auf einem neuen Gipfel der Menschheit als erster Mittelpunkt des abendlichen Geistes, seiner Wissenschaft, Philosophie und schönen Künste. Dann steigt die große und ernste Roma auf, die Herrscherin der politischen Welt. Jerusalem und Athen haben ihre Bedeutung längst verloren, ihre Mission war erfüllt, noch die alte Zeit unterging und das Mittelalter begann; sie haben ihre geschichtliche Bedeutung an Rom abgetreten, das lange nach dem Untergang des römischen Imperiums noch durch die ganze Mittelalter hindurch eine weltbeherrschende Macht blieb, und dessen Geschick sich noch heute nicht vollständig erfüllt ist, wenn auch die mittelalterliche Weltung desselben längst verstanden ist. Darin liegt aber zugleich das nur ihr unter allen Völkern der Welt eigene Interesse, mit welchem sie noch heute die Mitte der gebildeten Welt auf sich zieht. Darin liegt auch gleich die Theilnahme, welche jede neue, die Geschichte der alten Roma behandelnde Förschung erregt, und darum begeben wir ein Werk mit Freuden, welches in zweiter Auflage den erschienen ist und die Geschichte der Stadt Rom Mittelalter behandelt. Bei einem solchen Werke ist das Verlangen einer zweiten durchgearbeiteten Auflage um so höher zu begründen, als das Interesse des lesenden Publikums in erster Förschenabzug dadurch ebenso sehr befördert ist, wie das unermüdete Weiterstreben des ausgezeichneten Autors und der geistliche Fortgang des Unternehmens.

Der erste und vorliegende Band behandelt die Geschichte vom Beginn des fünften Jahrhunderts bis zur Erröchtung des Erzbischofs in Ravenna im Jahre 568, und zwar in der Förschungen, von denen das erste bis zum Beginn der Herrschaft Desiderius reicht und das zweite dann die Geschichte vom Erzbischof fortsetzt.

Der Verfasser, der seit so langer Zeit in Rom heimisch geworden ist, hat es verschmäht, in einer Vorrede zu dieser zweiten Auflage zu erklären, welches gewaltige Maß von Arbeit mit ihm verbunden war; wer aber sich einer eingehenden Betrachtung desselben mit der ersten Ausgabe unterzieht, kann sich annähernden Begriff davon machen; denn die neue Bearbeitung ist so sehr aus Einem Guß, daß nirgend die nachherige Hand sichtbar wird. Dennoch hat dieselbe eine sehr große Thätigkeit zu entsalten gehabt. Es hat nicht gefehlt, daß die in Rom unausgesetzt fortgeführten Ausgrabungen und sonstigen Förschungen im Laufe mehr als eines Jahrhunderts mannigfache Entdeckungen herbeiführten, welche nicht besser zu verwerten in der Lage sein konnten, als der lebende und mit allen Einzelheiten seiner Geschichte befaßte Verfasser.

Wir danken dem reichen Inhalt des uns vorliegenden ersten Bandes auch nur überflüssig angeben, es würde dies immer nur eine Skizze sein können, aus welcher der Geist und der Charakter der Schrift nicht zu erkennen wäre, und doch ist dieser eigentümliche und die ganze Auffassung und Darstellung des Verfassers eine so geistreiche, daß wir es uns erlauben können, statt der flüchtigen Summirung des Inhalts, hier aus den einleitenden Bemerkungen, mit welchen der Verfasser die großen Epochen der Geschichte Roms, die Zeit der Republik und die des mittelalterlichen Papstthums charakteristisch zu stellen wiedergeben.

Ueber beide bemerkt der Verf. auf S. 7 ff.: „Die politische Macht tritt mit Rom auf. Sie wird ein System, welches alles in der alten Welt bisher Entwickelte und Gestaltete in eine Gesamtordnung zusammenfaßt, die beschränkten Grenzen der Rationalität aufhebt, und die Völker als Glieder einer großen Staatsfamilie unter gleicher Regierung vereinigt. Dies römische Prinzip ist, als auf die Menschheit bezogen, über die Individualität des schönen Hellenenthums erhoben. Es ist mit Einem Wort die Idee des „Imperium“ oder des Reichs, welche in Rom entspringt und zur Weltform wird. Sie hat das Abendland, als ein ihm inhärentes Prinzip, bis auf unsere Zeiten herab beherrscht. Ihrer Macht und Continuität kam nur die Kirche gleich, und auch diese war und ist in ihrer sichtbaren Gestalt nur die religiöse Form derselben antiken Reichsidee.

„Das Imperium erscheint geschichtlich nicht vor den Römern. Jedoch der Grundlag, daß auch die moralische Welt eine geistliche Einheit (Monarchie) sei, war schon im monotheistischen Judenthum enthalten. Im „ausgewählten“ Volke Israel liegt das erste Bewußtsein einer weltbürgerlichen Mission, so daß der kosmopolitische Gedanke des Christenthums dort seinen Ursprung nehmen mußte.

„Bei den Hellenen findet sich keine religiöse Idee dieser Art. Das Reich der Griechen ruht in der allseitigen Bildung des freien, wissenden, die Welt durchdringenden Geistes. Der Kosmos des Geistes wird durch sie geschaffen, doch politisch nur in einem zerstreuten Colonialsystem dargestellt, während der hellenische Staat Individualität oder Conföderation ist. Außerhalb Hellas stehen verachtete Barbaren, wie außerhalb des mosaischen Gottesstaates die verachteten Heiden. Wenn Alexander, in welchem die Idee eines hellenischen Reichs zum ersten und letzten Mal auftritt, seine Richtung nach dem Abendland genommen hätte, so würde in Bezug auf die politische Weltordnung kein anderes Resultat entstanden sein, als es im präcristen Morgenland entstand.

„Erst Rom führte aus, was Hellas zum Glück für die freie Entwicklung des Geistes nicht ausführte; es schuf die Civilisation in einen universalen Organismus zusammen, in das „Reich“. Das Reich ist die damalige Kulturwelt, für welche Hellas die geistige Bildung geschaffen hatte, Rom die bürgerlichen Gesetze schuf, und das Judenthum die allgemeine Religion erzeugte.“ „.... Die Scheitewand, welche Hellas zwischen sich und den Barbaren, und welche Israel zwischen sich und den Heiden gezogen hatte, fiel in dem weltbürgerlichen Reich der Römer, worin alle Bildungsformen Aufnahme, alle Religionen Kultusfreiheit und alle Nationen das Bürgerrecht erhielten. So wurde die Einheit der civilisirten Menschheit als die „Römische Republik“ dargestellt, deren erwählter Oberhaupt der Kaiser, und deren Hauptstadt die „ewige und goldene“ Roma war, das Wunderwerk der bewohnten Erde, das Product und Monument der Weltgeschichte.

„Von Cäsar bis auf Honorius dauerte diese Epoche Roms. Die majestätische Stadt wuchs, alterte und sank in dem mit dem römischen Reich, und ihre Auflösung ist ein ebenso merkwürdiger Prozeß, als es ihr Wachstum war. Denn die Zeit hatte eine nicht mindere Anstrengung nöthig, diesen Kolos von Gesezen, Institutionen und Architekturen zu zerbrechen und abzutragen, als sie angewendet hatte, ihn aufzurichten. Es giebt kein tragischeres und kein gleich aufregendes Schauspiel, als der Fall und die Vernichtung der großen Stadt Rom ist.“ „.... Das römische Reich, durch die lange Kaiserdespotie vernechtet und abgelebt, sank im Völkerrsturm frastörender Germanen. Sie erlösten

die abendländische Welt von jener unstilllichen Tyrannei, und verjüngten oder ersuchen sie wieder, nachdem sie das Christenthum in sich aufgenommen hatten. Die majestätische Stadt der Cäsaren aber fiel in sich selbst zusammen, als der Römerstaat und der antike Kultus erstarb. Es war wesentlich die christliche Religion, welche Rom zerstörte, jedoch auch neu entstehen ließ. Sie zertrümmerte die Stadt der alten Römer, aber sie hob wie aus den Katastrophen, ihrem unterirdischen Arsenal, ein neues Rom empor. Auch dies hüllte sich in Mythen. Denn wie Romulus und Remus die Gründer des antiken Roms gewesen waren, so wurden jetzt zwei heilige Apostel, Petrus und Paulus, die mythischen Schöpfer des neuen Roms. Auch dies wuchs langsam und unter schredlichen Metamorphosen, bis es nach einem Prozeß, welcher in der Geschichte nicht seines Gleichen hat, nochmals zum Haupt der Welt wurde.“.....

„Daß die christliche Religion in derselben Stunde entstand, in welcher das Cäsarenreich gestürzt wurde, ist eine von den großen geschichtlichen Thatfachen, die man providentiell zu nennen pflegt. Das Christenthum besiegte das antike Reich und verschmolz mit ihm, weil sein weltbürgerliches Prinzip der Weltmonarchie entsprach. Dies erkannte Constantin. Die neue Kirche nahm die administrative Organisation des Reichs in sich auf, indem sie über dessen Provinzen, gemäß der Constantinischen Diöcesanverfassung, ein Verwaltungsgesetz von Rathümern und Stengeln zog. Sie war in ihrer äußeren Gestalt eine lateinische Schöpfung und hatte das Reich zu ihrer Voraussetzung. Sie entwickelte sich allmählich zu einer geistlichen Macht, blieb aber vom Reich umschlossen und in ihm aufgehoben, so lange als dieses Bestand hatte. Der allgemeine Kaiser war seit Constantin auch das Haupt der allgemeinen (katholischen) Reichskirche, in welcher noch kein einzelner Bischof den Vorrang hatte, während ihr zugleich die öumenischen Concile unter kaiserlicher Autorität die Einheit gaben.

„Als sodann die Germanen das westliche Imperium vernichtet hatten, trat die römische Kirche, eine noch rein geistliche Natur und daher von der Zerstörung durch die Barbaren unberührt, als die allgemeine Autorität des Abendlandes aus ihrer Hülle hervor. Sie nahm im Westen gleichsam die Stelle der Reichsgewalt an, deren Prinzip sie wie ein Gesetz in ihrer Punctualität bewahrte. Sie rettete den Katholicismus und die antike Civilisation, welche auf sie übergegangen war, aber deren kümmerliche Reste sie doch in Verwahrung nahm. Sie stand als das einzige Bollwerk da, an welchem sich die wogende Völkerfluth der Barbaren brach. Daß sie schon eine unschätzbare Organisation war, während das antike Reich fiel, ist eine der größten Thatfachen der Geschichte überhaupt; denn auf diesem festen Grundstein der Kirche wurde das gesammte Leben Europas neu gegründet.“

Rumänien.

Rumänischer Charakter und rumänische Charaktere.

II.

Die höheren Stände.

Um den Charakter der sogenannten besseren Stände Rumäniens vorurtheilsfrei zu prüfen und zu beurtheilen, muß man vor Allem die Lehre der Geschichte im Auge behalten, daß in

allen Vändern, die eine Zeit lang jähem Wechsel der Regenten und der Systeme unterworfen waren, die politische Moral nie sehr laxe gewesen, und erst nach vielen Jahren innerer gestellter Zustände geläutert und gefestigt worden ist. Auch die gebildeten Nationen sind diesem Gesetze unterworfen. Was ist je ein verderbteres Geschlecht, als die meisten englischen Staats- und Hofmänner, ob Wills oder Tories, in der Zeit dem trüben Karl II. die lange nach dem calvinistisch-erznen Wilhelm III. Wurzeln nicht die sähigsten Männer des Convents, die von der Guillotine verschont geblieben, die ergebensten Diener Napoleon's I.? Gilt nicht gar vielen französischen Staatsmännern unserer Zeit Talleyrand als der Prototyp eines großen Staatsmannes, weil er es verstanden, sich mit allen Regierungen und Systemen abzufinden und die geeignetsten Pfade zum geschickten Ueber gange zu erfinden? Kennt die Geschichte Frankreichs in den letzten 40 Jahren viele aufrichtige, uneigennütige und höfliche Patrioten wie Cassitte, Périer und Garaigne? Und wenn solche Erscheinungen sich in den politischen Kreisen großer, selbständiger und kriegerischer Nationen zeigen, an deren Spitze eine mächtige, unabhängige, gebildete, mit den Geschicken des Landes verwebte Aristokratie stand, in denen ein ehrenvoller, gewerthvoller, betriebamer, reicher, ehrgeiziger und höchst Bildung anstrebender Mittelstand sich entwickelte und empor schwang, die gleich große Siege auf dem Geistes- und dem Schlachtfelde errangen und maßgebend auf die Geschichte Europas und auf Civilisation gewirkt haben — welcher Schluss läßt sich für den politischen Charakter des Volkes? Welchen giebt das Bewohners eines verhältnißmäßig kleinen, seit Jahrhunderten unerschütterlichen Landes?

Ein Mittelstand hat in Rumänien nie existirt, Handel und Gewerbe sind noch heute fast ganz in den Händen der Fremden, ebenso wenig ein erblicher Adel, dem wenigstens das Gefühl der Sicherheit seiner Rechte innewohnt. Nur das Amt, die Würde, verlieh gewisse Privilegien, diese zu erhalten und zu vergrößern, mußten die Söhne durch Erlangung von Aemtern bedacht sein, und diese gingen wieder vom Fürsten und den Fürstlichen ab. Die von der Pforte eingesetzten Janarioten trugen Jeder eine Schaar von Verwandten und Anhängen mit, wie sie haben in's Land fielen, nur bedacht waren, Geld auszuheben, und immer auf den von Stambul kommenden Boten achteten, um bei dem leisen Anzeichen, daß irgend ein neuer Bewerber günstige Ausichten habe, sofort ihren hienigen Gönner zu verrathen und auf die Gnade des Nachfolgers zu spekuliren. Solche Menschen waren die Anführer der rumänischen Bojaren; nur außerordentlich wenige Familien formen als ursprünglich Eingeborene betrachtet werden — die griechisch-orthodoxe und lange Zeit mächtigste der Bischofsfamilie aus Albanien, ihr Anführer wurde durch den Großwesir Reich med Köprülü zuerst auf den molbaischen, dann auf den molbaischen Fürstenthron befördert — jene eingeborenen Familien aber mußten durch Verschmähung mit den einflußreichen und geschickten Fremden deren Gunst und die eigene Sicherheit gewinnen.

Wie sollte unter derartigen Verhältnissen ein nationales Gefühl, Vaterlandsliebe, Wurzel fassen und sich entzünden? Es sollte, was konnte der Patriot ankündigen? Befreiung der Nation durch eigene Kraft war nicht denkbar und konnte nur durch Hilfe von außen erfolgen. Aber Oesterreich war einerseits zu stark genug, um für sich allein den Türken Stand zu halten, hatte sich auch andererseits schon im sechszehnten Jahrhundert als noch eingeborene Fürsten in Rumänien regierten, den na-

himlen Bestrebungen daselbst nicht günstig gezeigt. Frankreich war der Türken Freund gegen Oesterreich. Erst im achtzehnten Jahrhundert trat eine Macht auf den europäischen Schauplatz, die den rumänischen Patrioten als Befreierin von türkischem Joch und sanjarotischen Fürsten erscheinen mochte: Rußland; in diesem vereinigten sich alle Elemente, die dem Türken verfeindlich werden mußten; es war und bleibt sein natürlicher Feind, nicht ein politischer, den Verhältnisse unklümmen können. Sein Monarch ist das Oberhaupt, der Beschützer der griechisch-orthodoxen Kirche, zu der fast alle Rumänen und der weitaus größte Theil der christlichen Bewohner der Türkei bekennen; er hat das griechische Kreuz wieder auf die Sophienmosee gesetzt an die Stelle des Halbmondes, daß er das heilige Grab der Ungläubigen entreiße, ist seine hohe Mission, die vielleicht Peter des Großen Politik zuerst erdacht hat, die aber jetzt in der Ueberzeugung des russischen Volkes wurzelt; daß Rußlands Marine, sein Handel nur im Schwarzen Meere sich entfalten könne, leuchtet auch dem Kussen ein, der sich vielleicht weniger für politische und religiöse Maximen als um Gelderwerb kümmert und den Türken haßt, weil er die Dardanellen bewacht und die Schiffe durchsucht. Rußlands Feldherren waren im sechzehnten Jahrhundert wohl geeignet, die Idee jener hohen Mission überall zu verbreiten; Suvorov's glänzende Siege bei Ischlani und Martineßi, beide auf rumänischem Boden erkochten, um der Begeweiher nach Konstantinopel. Daß endlich der roßbeide General unbewußt ein Pionier der Civilisation im Orient wirkte, warfamer als der toleranteste Pascha, der die Religion des Südkrautes und des Fatalismus vertritt, ward erst in der neuern und neuesten Zeit bestritten, in welcher die gärtliche Mäßigkeit für die Integrität der Türkei und der gegenseitige der Großmächte die Verherrlichung der osmanischen Tugenden und Schimpfen auf Griechen und Rumänen in die Mode hat, wobei Niemandem einfallen will, daß diese Völker nur durch den Druck jener tugendhaften Osmanen so tief sind.

Die zum Frieden von Adrianopel war jeder rumänische Patriot so gut russisch gesinnt, als er nachher geworden ist. Diese sonderbare Erscheinung ist bei der Prüfung der Verhältnisse leicht erklärlich: So lange die Türkei übermächtig war und die sanjarotischen Fürsten in die des Salach sandte, hegten die Patrioten nur den Einen Feind, die Macht des Sultans getrocknet zu sehen — als dies war, als sie das Recht, ihre Fürsten selbst zu wählen, erlangt hatten, als das russische „Protektorat“ an die Türken (türkischen Oberherrschaft trat), die in eine Oberherrschaft (suzeraineté) umgewandelt wurde; als die russischen Fürsten die eigentlichen Herren der Politik des Landes wurden, die nationale und freibeitliche Bewegung entschieden hinderlich wurde sich der Patrioten gegen Rußland. Die Bewegung war also eine ganz naturgemäße, aber — der politischen Mangel wenig förderliche. So sehen wir, wie selbst die besten Wünsche der Rumänen den widerstrebsenden Richtungen entgegenstehen. Dazu kam noch, daß bis in die neueste Zeit, die Bewegung eingetreten ist, die Aemter ohne die mindeste Acht auf Hochstudien vergeben wurden. Der junge Großfürst konnte nach Belieben aus einem Offizier ein Richter werden, ohne je Rechtskunde erlernt zu haben — die nöthige

Praxis erwarb er sich bald; gefiel es ihm da nicht, so stand ihm frei, ein Amt in der Finanzverwaltung anzunehmen — wenn es ihm einträglicher dünkte. Unter solchen Verhältnissen mußte das ganze öffentliche und gesellschaftliche Leben versumpfen. Der Friede von Adrianopel hatte zwar die sanjarotischen Fürsten beseitigt, nicht aber die Folgen ihrer hundertjährigen Mißregierung, nicht die Verkaufligkeit und Bestechlichkeit der Bedörden, die Habgucht, die Erpressung, die gänzliche stillste Verkommenheit, das lasterhafte Leben, die Spielerei der Bojaren-Kasse — solche tief eingewurzelte Mißstände lassen sich nicht durch einen Federstrich beseitigen —; auch die Unsicherheit des Thrones blieb dieselbe, nur daß ihn nicht mehr die Intriguen in Konstantinopel gefährdeten, sondern die inneren Wirren. Den Fürsten Alexander Ghika hat eine feindliche Bojaren-Partei durch den Machtpruch des Zaren und Protektors Nikolaus gestützt, den Fürsten Bibesco die Revolution von 1848, den Fürsten Stirbey der Krimkrieg, den Fürsten Gousa eine Verschwörung. Erst nach dieser letzten Erfahrung sind die Rumänen zur Ueberzeugung gelangt, daß sie nur unter einem ausländischen Prinzen, der, durch Geburt und Erziehung allen heimlichen Rücksichten fremd, ausschließlich die Interessen des Landes wahrnehmen kann und muß, eine gedeihliche Zukunft erwarten dürfen, und haben den Fürsten Karl von Hohenzollern — wenn sie ihn zu würdigen wissen, zu ihrem Heile — gewählt.

Wenn nun während der letzten 30 Jahre bei all' den Nebelständen und Wirren, die wir bisher dargelegt haben, sich dennoch gebildete Männer, fähige Staatsmänner, tüchtige Charaktere unter den Rumänen entwickelt haben, so verdienen dieselben schon deswegen den Geistes und Besten aller Länder gleichgestellt zu werden, weil sie mit den größten Schwierigkeiten und mit einem furchtbareren Feinde, als mit Tyrannei — mit der Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit, zu kämpfen hatten. Der Sohn eines rumänischen Bojaren, dem es vor 25 Jahren einfiel, ein ehrlicher Mann sein zu wollen, mußte zuerst die Mißbilligung seiner eigenen Familie erfahren, der einflußreiche und amüsante Angehörige viel lieber waren, als tugendhafte; er mußte den Haß aller hohen und niederen Beamten gewärtigen, denen seine Person unbequemer Beobachter, seine Ehrlichkeit indirekter Vorwurf war, und selbst den Argwohn der Regierung fürchten, die, nicht ganz mit Unrecht, nur denjenigen für einen treuen Anhänger hielt, der — sie beschloß. Sein Streben nach ernster, gründlicher Bildung ward eher verachtet als gewürdigt — wozu brauchte er so viel zu studieren, wenn er auch ohne diese Mühe zu hohen und einträglichen Aemtern gelangen konnte? Auf die Unterstützung einer Partei durfte er aus dem einfachen Grunde nicht rechnen, weil eine solche nicht existierte. Bis vor zehn Jahren gab es nur Rußens-Freunde und -Feinde, Anhänger oder Gegner des regierenden Fürsten; daß die Einen liberale Schlagworte im Munde führten, während die Anderen sich als die Wächter der Ordnung und Gesetzmäßigkeit betradeten, war vollkommen gleichgültig — im öffentlichen Leben, in ihrer Amtverwaltung glichen sie einander vollkommen. Die paar jungen Leute aus der untersten Bojaren-Kategorie, die sich mit sogenannten demokratischen Ideen trugen und im Geheimen die Marcellaise sangen, zählten nicht, hatten auch nicht den mindesten Halt im Volke, das ja nur aus Bauern bestand, und waren auch gegenheiß weder durch Bildung noch durch Talent sehr gefährlich. So standen jene ehrenhaften Männer vereinzelt da, nur auf sich allein und auf wenige Gleichgesinnte angewiesen. Erst die letzten zehn Jahre haben einige dieser ehrenhaften Männer auf den politischen Schauplatz und zu Einfluß

*) Der Leser der Wahrheit muß hier gesagt werden, daß die Verwaltung unter Nikifor die bei weitem beste gewesen ist, die die Länder bis dahin gehabt hatten.

und Macht geführt. Im jetzigen Ministerium ist der Präsident Demeter von Ghika zu nennen, der Sohn des einst regierenden Fürsten Gregor IV.; in früheren Jahren ein Lebemann, hat er sich erst nach dem Krimkriege der politischen Laufbahn zugewendet, und sich bei Freund und Feind den Ruf eines durchaus uneigennütigen, dem Lande treu ergebenen Mannes gesichert, und das ist um so ehrenhafter, als er sich eine Zeit lang durch seine Geburt berechtigt fühlen mochte, dort regierender Herr zu sein, wo er sich als treuer und aller Selbstsucht fernstehender Staatsdiener bewährt hat. Der Minister des Innern, Cogălniceanu, gilt als die bedeutendste Capacität, als die größte Arbeitskraft in Rumänien und als ein Mann von rücksichtsloser Energie. Seine Gegner beschuldigen ihn der Unzuverlässigkeit, der Wetterwendigkeit; vielleicht läßt sich auf ihn anwenden, was Macaulay über Halifax, der unter Jakob II. und Wilhelm III. als der Haupt-Mantelträger, chief of the trimmers, galt, in seiner Geschichte Englands sagt: er hat eigentlich nie eine Partei verlassen, sondern wurde nur von mancher Partei als der Ihrige betrachtet, der er nicht angehört.^{*)} Seine Entschlossenheit und Gewandtheit hat unter Cuza die endgültige Durchführung der Ruralgesetz und die administrative Vereinigung der Moldo-Balaken — die politische war bereits vollzogen — und in neuerer Zeit die Wendung in den innern Verhältnissen festgesetzt. Beresce, der Minister der Justiz, wird als der bedeutendste Mann seines Faches gerühmt; Demeter Stourdza, unter Cuza Handelsminister, jetzt, wenn wir nicht irren, Vertreter des Fürsten bei der Pforte, ist ein Mann von gründlichster Bildung und besitzt jene Evidenzmächtigkeit, die nicht angenommene Form ist, die aus dem Gemüthe entspringt; Dr. Steege, der Sohn eines deutschen Apothekers, hat sich nur durch seine Fähigkeiten und seine Ehrenhaftigkeit zum Ministerposten emporgeschwungen, den er öfters einnahm, und bekleidet jetzt das hohe Vertrauensamt eines offiziellen Geschäftsträgers Rumäniens bei den Großmächten. Alle diese haben ihre Bildung in Deutschland erworben.

Auch Männer, die nicht im Amte stehen, wie Costafier, Negri, B. Alexandri, Maurojeni, Haralambi, M. Galesco, selbst der ehemalige Minister Brătianu genießen den in jenen Ländern schwer zu erlangenden und daher doppelt hoch zu schätzenden Ruf der Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit. Neben ihnen heben wir Ion Ghika hervor; und obwohl wir wissen, daß wir nicht auf vielseitige Zustimmung rechnen können, bezeichnen wir ihn doch als einen der Bedeutendsten und Ehrenhaftesten. Seine Laufbahn ist in ihrer Art eine merkwürdige. Schon vor 28 Jahren ein Vorkämpfer der liberalen Ideen, verließ er in stolzem Unabhängigkeitsgefühl Bessarabien, wo ihm durch seine Familienverbindungen hohe Ämter offen standen, und ward an der Universität von Jassy Professor der Mathematik, um zu zeigen, daß er durch seine Fähigkeiten allein sich eine Existenz zu gründen vermöge. Da aber weder die Regierung des damaligen moldauischen Fürsten Stourdza, noch die des im Jahre 1843 ernannten walachischen Fürsten Bibesco sich geneigt zeigte, den Werth eines Mannes zu erkennen, der als entschiedener Gegner Rußlands bekannt war, trat Ion Ghika in den Dienst der Pforte, die ihn als Gouverneur („Fürst“) der Sporadischen Inseln, die ihrer autonomen Verwaltung genossen, aufstellte. Nach dem Krimkriege kehrte er in sein Vaterland zurück, nahm thä-

tigen Antheil an dessen Entwicklung und ward der erste Ministerpräsident des Fürsten Karl von Hohenzollern. Als solcher trat er vor einer Coalition der alten Bojaren mit den Demokraten zurück. Sein ehrenhaftes Verhalten, gleich nach dem Regierungsantritt des Fürsten eine Kammerauflösung zu verfügen, hat den Wirren und Umtrieben, die sich unter Bistancu ereigneten, freien Spielraum gelassen und daher mannigfache Mifflimmung gegen ihn erzeugt. Seine Vorliebe für englische Regierungs- und Lebensformen, sein beiderseitiger Saftsaum faßt auch nicht geeignet, ihm Freundschaft und Zuneigung zu erwerben in einer Gesellschaft, die vor Allem französische Lebhaftigkeit und Vergnügen anstrebt; aber Alle, die ihn näher kennen, schätzen ihn hoch als Ehrenmann.

Die Männer, die wir hier genannt, sind nicht zu irgend einer Partei zu rechnen. Da es früher keine solche gab, haben wir ihnen andeutend; wir wollen nun in kurzem darlegen, daß noch keine nach dem Begriffe, welchen man in politisch entwickelten Ländern daran knüpft, und nur einzelne Gruppen und Coterien aus ehemaligen Kasten-Verbindungen existiren. Bis zum Krimkriege hatten nur die regierenden Fürsten und die Großbojaren die Macht in Händen; die politischen Angelegenheiten dreht sich um Familienintriguen und um Bestrebungen für oder gegen Rußland. Der Pariser Friede von 1856 hat nicht bloß das Protektorat Rußlands beseitigt und dessen Einfluß getrieben, sondern auch eine totale Umwälzung in der Stellung und den Verhältnissen der Großbojaren des ehemaligen hohen Rangadels herbeigeführt. Die Wahl des einer Familie zweiten Ranges entkommenden Obersten Cuza entriß ihnen faktisch das bisher gesetzlich aufgehobene Privilegium, nach welchem nur Einer der Söhne den Hospodaren-Thron einnehmen konnte; die endgültige Durchführung der Ruralgesetz vernichtete ihr Vermögen. Wenige hatten, der allgemeinen Prunkstucht, Verschwendung und dem hohen Spiele fern bleibend, ihre Güter in einer Weise verwaltet, daß sie im Momente der tief einschneidenden Umwälzung sich an der Spitze eines geregelten Haushaltes bewährten. Die große Ueberschuldung war tief verschuldet, hatte durch die großen Verluste erlitten, und verlor durch die Aufhebung der grundherrlichen Rechte fast alle Einkünfte. In den Besitz ihrer Güter, in die vordem von ihnen allein verwalteten Ämtern traten nunmehr jene Söhne des ehemaligen Rangadels zweiten und dritten Stufe, der einst von ihnen abhängig gewesen war, aber sich bereichert und den seinen Zwecken günstigen Zeitraum ruhig abgewartet hatte, ohne sich im mindesten bloßzustellen. Zwar waren schon im Anfange der vierziger Jahre, dann nach der französischen Februar-Revolution einige junge Balaken jener Kategorie, verbunden mit einigen verarmten aber ehrgeizigen Großbojaren und einigen aufrichtigen Idealisten, mit dem Versuch einer staatlichen Umwälzung hervorgetreten, auch selbst durch das vereinigte Einschreiten Rußlands und der Türken niedergeworfen und zur Flucht gezwungen worden — die große Masse der Kleinbojaren aber war bei diesen Ereignissen ganz untheilhaftig geblieben, und erst die neue Wera nach dem Pariser Frieden eröffnete ihr das weiteste Feld. Der nach französischem Muster geführte Staatsstreich Cuza's bot den Führern dieser Coterie schon den doppelten Vortheil, daß die Macht der Großbojaren, ihrer und Cuza's entschiedener Gegner, getrieben ward, und daß sie nunmehr zu gleicher Zeit als Vorkämpfer der Freiheit gegen das persönliche Regiment auftreten konnten und die alte Aristokratie nicht mehr zu fürchten hatten. Die Hauptperiode ihrer Macht aber datirt von dem Sturze Cuza's der Wahl des Prinzen Hohenzollern und der Befestigung

^{*)} Wir fügen das Wort Partei hier nur um des Sprachgebrauchs willen an — denn, wie wir schon bemerkt haben, geschlossene Parteien giebt es nicht in Rumänien.

neue Schöpfung mit unbefchränkter Pressfreiheit, und vorzüglich von dem Müdritzte von Ghika's, wodurch das Ministerium Romano an's Ruder kam. Um dieses scharten sich alle die Kaiser, welche unter einem Ministerium von wirklichen Staatsmännern — gleichviel welcher Farbe — kaum untergeordnete Vorteile erlangt hätten, und nun plötzlich eine glänzende Carrière vor sich sahen, wenn sie nur in das demokratische Lösungswort sich einmischten — und alle Abenteuer fremder Völker, die ihnen eine Rolle zu spielen gedachten. — Und das Ministerium Romano mußte sie unterstützen und emporheben, ohne ihre Eigenschaften oder Charaktere zu prüfen, denn es fehlte ja an politischen Substanzen zu einer Partei; man mußte sie erst durch Verheirathungen aus den verschiedenartigen Schichten. Ganz Europa glaubte vor einem Jahre, Rumänien sei das gelobte Land der Demokratie; Niemand dachte daran, daß eigentlich die ehemaligen kleinen Bojaren als Senatoren, Deputirte, auch so, gegen die alten Aristokraten das *été-toi pour que moi* in die Scene setzten, daß eine wahre demokratische Partei gar nicht existirte, weil die Vorbedingungen fehlten, weil im Lande nur Grundbesitzer und Bauern giebt und keinen Handel, da Handel und Gewerbe ganz in den Händen der alten sind, weil es keine durch Studien und Talente zu einem berechtigten, durch die Verhältnisse behinderte Intelligenz giebt — die gründlich Gebildeten sind dünn gesät und eben nicht behindert, sondern befördert — und weil selbst letztere Anlaß zur demokratischen Richtung fehlte, da keine Adels- oder Adelsprivilegien, kein Geseß die Freiheit beschränkt, und die alte Adelpartei, unfähig, eine geschlossene, handelnde Partei zu bilden, nur in leeren Reden sich zu ergötzen suchte.

Aus dem Ministerium Romano und seine Anhänger würden sich die demokratischen Prinzipien allein niemals zu der Hand Berühmtheit gelangt sein, hätten sie nicht Angelegenheiten von europäischer Bedeutung mit in den Bereich der Agitationen gezogen und dadurch die Aufmerksamkeit der Nationen auf sich geleitet. Sie erhoben das Banner der Einheit, der Vereinigung sämtlicher Rumänen der Bukovina, Siebenbürgens und des Banats — von denen des russisch-österreichischen ward sonderbarerweise nicht gesprochen — des Stammlande, um ein großes Dakorumänien zu gründen. Demnach, das nur für diesen Zweck agitirte, wurde in Bukarest eine Subscription für Nationalbewaffnung eröffnet, verbunden mit andern Comités angeknüpft, welche die Bekämpfung der Christen in der Türkei anstrebten. Um das Volk, die Bauern, welche sich gegenüber all' diesen Agitationen gleichgültig verhielten, anzuspornen und zum engen Anschluß der herrschende Götter zu bestimmen, ward die Befragung der Geschlechter und die schätzlichen Zudenheben fast öfter herbeigerufen bei einer Bevölkerung, die, bisher in gutwüthiger Indolenz lebend, nichts wußte von jenem fanatischen Mißhage, der in manchen slavischen, besonders aber in der orthodoxen Race — Dank den Jesuiten — eingewurzelt lebt und manchmal mit mittelalterlicher Rohheit hervorbricht. Bei nicht all' diesen Agitationen aufzukommen, ward als *Magazin* verschrien und in der Presse dem Haß der Feinde bezeichnet, jeder Beamte, der ihr nicht ganz bequem sei, sofort bestraft, und selbst in offiziellen Erklärungen, in denen an den regierenden Fürsten angegriffen und nicht um eines Vergehens, sondern auch wegen "Eckstimmungen", ward denn allerdings möglich gemacht, daß von Demokraten Reden gehalten gesprochen werden konnte, von blauen und

rothes. Wir aber behaupten, es war ein Kampf ehemaliger Kasten, nicht einer zwischen entgegengesetzten politischen Prinzipien, die in den Verhältnissen beengt und in das Bewußtsein des Volkes gedrungen waren. Daß solche Zustände von Oesterreich und Frankreich, denen ja schon die Wahl des Prinzen von Hohenzollern zum erblichen Fürsten und der preussische Einfluß ein Dorn im Auge war, auf jede Weise für ihre Zwecke entstellt und ausgebeutet wurden, daß sie weiterhin von jungen Herren alten und neuen Schlages benutzt wurden, um unter dem Deckmantel des Patriotismus und der Ordnung durch Wort und Schrift die Gunst zu, auswärtiger Mächte zu erlangen, darf wohl Niemanden wundern — aber ganz unrichtig wäre die Schlussfolgerung, daß, weil solche Zustände in Rumänien geherrscht haben, eine österreichische oder französische Partei sich bilden und zur Bedeutung gelangen konnte.

Was Oesterreich betrifft, so weiß jeder Rumäne genau, daß die Wiener Regierung seinem Lande keine besonderen Vortheile oder Unterstützung gewähren durfte, ohne sofort den sehr gefährlichen Argwohn Ungarns, Rußlands und der Türkei zu erwecken, daß es also mehr in ihrer Politik liegen muß, Rumänien, Ungarn und die Türkei gegenseitig in Schach zu halten, als um des Ginen willen den Andern sich auf den Hals zu laden. Die Sympathie für Frankreich ist insofern begründeter und stärker, als das Land seine jetzige Stellung dem Pariser Frieden und dem direkten Einflusse des Kaisers Napoleon verdankt, und es wäre ganz naturgemäß, wenn in Bukarest eine sehr starke Partei für französische Präponderanz, französische Einrichtungen und intime Beziehungen zur Pariser Regierung wirkte, wenn der französische Consul in Bukarest heute die Stelle einnähme, von der aus einst der russische das Land beherrschte — aber es ist eben kennzeichnend für das Grob der rumänischen Politiker, daß, wo nicht die Macht sie zwingt, oder rein persönliches Interesse sie bestimmt, ein Prinzip sie nimmermehr in eine Richtung vereinigt, und daß keine französische Partei existirte, obwohl aller Anlaß zur Bildung einer solchen vorhanden ist. Wir wollen, anstatt aller weiteren Darlegungen, eine Scene erzählen, deren Zeuge wir waren und die den richtigsten Einblick in manche Verhältnisse gewährt: Als das Ministerium Demeter Ghika-Cogelniceanu an das Ruder trat, wurde an der Tafel bei einem Restaurant, wo sich die *jeunesse dorée* Bukarests versammelt, über dieses Ereigniß hin- und hergesprochen; Einer der jungen Herren, die am lautesten die Großmuth des Kaisers Napoleon, die Mäßigkeit der französischen Militär-Einrichtungen priesen und gegen Preußen und Rußland donneten, sprach seine Ueberzeugung aus, dieses Ministerium sei ein neues Unglück für Rumänien; da entgegnete ihm der Oberst Haralambi, dessen wir bereits erwähnt haben: „Ich weiß, daß Sie lieber einen Ihrer Partei im Ministerium sähen; aber warten Sie doch wenigstens, bis diese Partei sieben Köpfe stark ist, so viel sind zur Befehung der Ministerien notwendig, jetzt seid Ihr nur Drei!“ Und der Mann, an welchen diese Worte gerichtet waren, blieb still, denn er konnte den Gegner nicht widerlegen.

In Rumänien hat jetzt eine Periode friedlicher Entwicklung begonnen; möge sie anhalten und Segen bringen, möge die Nation, die so viel vortreffliche Elemente in sich birgt, sich im Innern kräftigen und unter dem braven Fürsten, den sie gewählt, langsam aber sicher der erhabenen Stelle unter den Nationen entgegenstreiten, die ihr von der Geschichte bestimmt ist. Große Umwälzungen werden und müssen im Oriente vor sich geben — unsere Mitbewerber werden dieselben vielleicht nicht

sehen, aber der nächsten rumänischen Generation dürfte eine wichtige Rolle dabei zufallen. Möge der große Moment ein seiner würdiges Geschlecht finden! H. Ehrlich.

Oceanien.

Die englischen Staatenbildungen im Stillen Meer.*)

I.

Großes Britannien.

Charles Wentworth Dille, der in Gemeinschaft mit Heworth Diron, dem bekannten Autor von Neu-Amerika, die Vereinigten Staaten bereiste, hat seine anziehenden Beobachtungen auch auf einen großen Theil der britischen Kolonien ausgedehnt; Neuseeland, die australischen Kolonien und Britisch-Indien, diese jugendlichen Anlagen zu weiteren „Vereinigten Staaten“, werden von ihm naheinander in charakteristischen sozialen und politischen Skizzen gezeichnet. Wenn es für uns Deutsche und die Amerikaner selbst wohl ein Lächeln herausfordernd erscheint, die nordamerikanische Union als nichts anderes als ein „Großes Britannien“ zu betrachten, so ist dieser Name ungewisselhaft für die englischen Besitzungen im Indischen und Stillen Ocean um so berechtigter zu einer Zeit, da die nahe Vollendung des Suez-Kanals dem Verkehr zwischen Mutterland und Tochterstaaten und dem nothwendig beweisunglosen Wachsthum der letzteren frische Impulse zu geben bestimmt ist. Für diese Länder gilt des Verfassers Bemerkung im Vorwort unbestreitbar: „Die Entwicklung des England der Elisabeth und wir mögen hinzuziehen Cromwell's und Wilhelm's von Oranien“ findet man nicht in dem Britannien der Victoria, sondern auf dem halben bewohnten Erdball. Wenn man zwei kleine Inseln aus „Höflichkeit“ „Groß“ nennt, müssen Amerika, Australien, Indien ein Großes Britannien bilden.“ Ob Britisch-Amerika, wie es sich gegenwärtig zu konstituieren sucht, zu einer dominierenden Stellung gelangen wird, darüber giebt uns des Verf. Ruch, das sich vorzugeweihe mit der Union beschäftigt, keine sicheren Fingerzeige, aber seine Erzählungen aus dem Maoriland, vom australischen Kontinent und Indien lassen den Leser wohl die kommende Größe dieser embryonischen angelsächsischen Staaten vorausabzählen.

Wie bald sich die Frucht von der Mutter trennen wird, vermag Niemand zu prophezeien. Das Herr Dille am Schluß des ersten Bandes über „die Südpole“ sagt, mag den Leser orientieren: „Großbritannien nach Lage, Umfang und Klima sehr ähnlich, ist Neuseeland von der kältesten oft „das Britannien des Südens“ genannt worden, und Viele geben sich den Anschein, als glaubten sie, daß seine Zukunft ebenso glänzend zu werden bestimmt ist, als die Vergangenheit seines Mutterlandes. Mit der Uebertriebenheit im Ausdruck, zu dem sich der englische Neuseeländer neigt, prophezeit er ein wunderbares kometenhaftes Geschick für die ganze Südpole, bei dem Neuseeland, als Expedition's- und Fabrikland, die Hauptrolle zu spielen hat, während die australischen Länder gieberam seinem Kurse folgen. Selbst wenn die Streitigkeiten zwischen Separatisten, Provinzialisten und Centralisten geschlichtet wären, ist jedoch die zu-

künftige Wohlfahrt Neuseelands keineswegs gesichert. Seine Goldproduktion ist nur etwa etwa ein Fünftel von der Kaliforniens oder von Victoria. Seine Landfläche genügt nicht, um es als ackerbauendes oder viehzucht-eibendes Land mäßig zu machen, wenn es nicht Fabriken und Seehandel an sich zieht, und Neuseelands Ausfichten sind in dieser Hinsicht gering. Seine Flüsse sind fast nutzlos für Fabrikationszwecke, da sie zu starke Ueberschwemmungen haben; sein Bauolz-Vorrath kommt nicht dem eines einzigen County im Oregon Staate gleich, seine Kohle ist von geringerer Qualität als die der Vancouver-Insel, von geringerer Quantität als die der Chili's, in beiden Beziehungen geringer, als die von Neu-Schweden. Die „Neuseeländer“ sind auf den östlichen Küsten, die Kohlen aber meistens auf der westlichen Seite, wo die Barren an den Strommündungen den Verkehr unmöglich machen. Die Kohle, welche an der Tantalus-Bay gefunden ist, soll reichlich und von guter Beschaffenheit sein und kann vielleicht in großem Umfange für die Kohlen-dampfer nutzbar gemacht werden. Der Stahlabund von Zaratana, mit Benutzung von Petroleum geschmolzen, das man in derselben Provinz findet, kann werthvoll werden; seine eigene Erde muß Neuseeland ohne Zweifel eines Tages selbst zu Zuckern und Wollecken verarbeiten; das sind aber verhältnismäßig Kleinigkeiten, Neuseeland kann reich und bevölkert werden ohne die Großmacht der Südpole oder auch nur des südlichen Indiens derselben zu werden.

„Das Klima der nördlichen Insel ist winterlos, feucht und warm, und seine Wirkungen sind bereits an einem gewissen Mangel an Unternehmungsgestalt bei der Regierung und dem Ansehen sichtbar (dabei wohl auch die Unfähigkeit, sich gegen die Eingeborenen zu schützen, und der Ruf nach militärischer Hilfe vom Mutterlande? Ref.). Die Postdampfer, welche von Wellington fast täglich abgehen, werden sehr häufig „Ereignisse halber“ zurückgehalten; es sieht aus, als ob die Beamten der Regierung ihre Briefe erst im letzten Augenblick zu schreiben anfangen. Ein Engländer, der Neuseeland besuchte, wurde von Dille's Gegenwart gefragt, wie lange ihn Geschäfte in Wellington hielten; seine Antwort war: „In London würden sie mich eine halbe Stunde aufhalten, ich glaube daher hier alle meine Woche — etwa eine Woche!“ In Java und auf den anderen Inseln des indischen Archipels finden wir Aufspiele von den Wirkungen, welche die Träger der Treppenbewohner auf die ökonomischen Verhältnisse der Länder hat. Viele der indischen Inseln besitzen sowohl Kohlen, wie billige Arbeiter, sind jedoch nicht im Großen fabricirende Länder geworden, weil den Eingeborenen die für die Leitung großer Fabriken und Baueanlagen nöthige Energie fehlt und europäische Arbeiter enorm bezahlt werden müssen und in dem feuchten, unveränderlichen Klima der Inseln bald inolent, als die Eingeborenen werden.

Die Lage der großen Kohlenvorräthe am Stillen Meer ist von äußerster Wichtigkeit als Wahrzeichen für die künftige Machtvertheilung in jenen Theilen der Welt; es genügt aber nicht, auszuforschen, wo Kohlen gefunden werden, wenn man nicht auch zusieht, wie groß ihre Quantitäten sind, welche Qualität sie haben, ob die Arbeit billig und der Transport für sie leicht ist. In China, im Si-Chan-Distrikt und in Bornoe giebt es ausgedehnte Kohlenfelder, sie liegen aber fern dem Handel „aus dem Wege“. Andererseits liegen die bolivianischen Kohlen bei Monte Diablo, San Diego und Montero sehr gut, sind aber von schlechter Beschaffenheit. Wie viel für die Leistungen oceanischer Dampfer auf die Qualität der Kohlen ankommt, beweist z. B. der Umstand, daß die amerikanischen

*) **Greater Britain: A Record of Travel in English-Speaking Countries during 1866 and 1867**, by Charles Wentworth Dille, in two Volumes, London, Macmillan, 1868.

Kriegskampfer an der Mississipi-Mündung und im Golf von Mexiko während des Rebellenkrieges mit Kohlen aus England versorgt wurden und die norddeutschen Dampferlinien bis vor kurzem in New-York große Depots von Kohlen hielten, die von England mit Segelschiffen herbeigebracht waren.¹⁾ Das Salubran-Wert in Chili ist für Ocean-Dampfer nicht gut genug, man jedoch für Fabriken benutzt werden, obwohl Chili wenig Eisen hat. Tasmanien hat gute Kohlen, aber in keinen großen Mengen, und die Vager zunächst der Küste bestehen aus geringem Anthracit. Die drei Ränder des Stillen Oceans, welche, namentlich, als fabricirende zur Größe gelangen werden, sind Japan, die Vancouver-Insel und Neufundland; welches doch von ihnen das reichste und mächtigste werden wird, hängt möglich von der Masse an Kohlen ab, die sie besitzen, und in Vage derselben, welche es ermöglicht, daß sie billig auf den Markt gebracht werden können. Der hohe Preis der Arbeit, mit welchem Vancouver leidet, wird durch die Eröffnung der neuen Eisenbahn beseitigt werden; gegenwärtig aber hat Neufundland billigere Arbeitspreise. An seinen Küsten giebt es große Kohlenvorräte für Fabrikzwecke, obwohl sie für den Gebrauch „schmutzig“ und zu schnell brennen; diese Kolonie ist auch große Vager von Eisen, Kupfer und Blei. Japan, mit man gegenwärtig absehen kann, steht über Vancouver und Neufundland in allen Punkten; es hat billige Arbeit, gutes und ausgezeichnete Häfen und reiche Mengen Kohle; auf dem Boden kann Baumwolle gebaut werden, und diese, sowie den Queensland, kann Japan selbst verarbeiten und nach Ostasien und dem Osten exportieren. Wolle von Kalifornien und australischen Kolonien kann nach Japan importiert und dort verarbeitet werden; seine Schritte zu commercialer Arbeit haben in der That damit schon begonnen, daß durch ein japanisches Arbeiter gestellt ist, bei europäischen Schiffen in den „Vertragshäfen“ Dienste zu nehmen. Ob Japan oder Neufundland bestimmt ist, das große Vollerzeugnis zu werden — sicher ist, daß die Riese nicht mehr in der Welt um die halbe Welt — von Australien nach England — zu geschickt werden, um dort verarbeitet zu werden und dann die andere Hälfte der Welt von England nach Australien zurückgehen, um als Wolle verkauft zu werden. Die Zukunft der Südküste, sagt Dilke, ist notwendig glänzende; aber nicht Neufundland, das Centrum der Wasserstraße, wird die Stellung behaupten, die England im Stillen Meer eingenommen hat, sondern ein Land wie die Insel oder Vancouver, das von Asien oder Amerika in den Mittelpunkt, wie England von Europa vorsteht. Wenn Neufundland eine solche Stellung usurpiert, so wird dies nicht zu seiner geographischen Lage, sondern seiner Vorzüge für Anlage von Fabriken sein, die diese Kolonie im Besitz großer mineralischer Schätze hat. Die Macht Amerikas ist demnach prädominierend im Stillen Meer (dies ist also auch der Briten ein! Ref.); die Sandwich-Inseln sind von Japan, Japan so gut wie von ihm beherrscht (?), und die Exsufflation von Britisch-Columbia nur eine Frage Zeit ist und eine Mormonen-Auswanderung nach den neuen Inseln bereits projectirt ist. „Die Beziehungen zwischen Amerika und Australien werden der Schlüssel zur Zukunft der Südküste sein.“

Der Engländer Dilke hat sich über die Zukunft von Britisch-Nordamerika überall zweifelhaft ausgesprochen. Sollte dasselbe, wie wir glauben, nicht in die Hand der Union fallen, so wird das bereits in England Gestalt gewinnende Project einer Eisenbahn von Halifax quer durch den Continent nach dem Stillen Meer eine gefährliche Concurrenz für die sehr schlechte und überreizt gebaute Pacific Railroad der Amerikaner. Der Weg von Liverpool nach Yokohama würde durch die nördliche britische Bahn über den amerikanischen Continent um 700 Seemeilen abgekürzt werden und Britisch-Kolumbia und Vancouver durch dieselbe wahrscheinlich vor der amerikanischen Annexion geschützt werden. Die Loyalität und Unabhängigkeit der australischen Kolonien an England ist, wie auch Dilke behauptet, ganz unzweifelhaft. Gelingt es also dem Mutterlande, Vancouver zu behaupten, so wird die genannte Bahn im Verein mit dem notwendigen Ausflüssen der australischen und indischen Kolonien nach Eröffnung des Suez-Kanals dem britischen Handel im Stillen Meer wohl gestatten, sich gegen den amerikanischen zu behaupten — falls nicht ernste Gefahren dem europäischen Großbritannien drohen.

Kleine literarische Revue.

— Berlin und seine Entwicklung. *) Das statistische Bureau der Stadt Berlin liefert in dem wachsenden Reichthum des Inhalts des vorliegenden städtischen Jahrbuches für 1869 den schlagendsten Beweis von der mächtigen Kultur-Entwicklung Berlins und seiner Bevölkerung.

Überdies sind unter dem Trude der Zeit und des Gefühls der Unsterblichkeit der politischen Verhältnisse Europas seit dem Jahre 1866 Störungen im Verkehr und der bis dahin scheinbar ziellos gemessenen Erweiterung der norddeutschen Hauptstadt eingetreten; gleichwohl war im Jahr 1867 die Zahl der neuerbauten Fabrikgebäude, die im Jahre 1866 nur 26 betragen hatte, wieder auf 75 gestiegen, während an öffentlichen (Staats- und städtischen) Gebäuden 24 und an bemerkenswerthen Privatbauten und größeren industriellen Establishments ebenfalls 24 ausgeführt wurden. Auch sind neuerdings mehrere Unternehmungen in's Leben getreten, welche die Bebauung größerer Grundstücke (Complexe mit Villen (Cottages) bezwecken und zum Theil auch bereits (Wesend bei Charlottenburg, Wilhelmshöhe am Kreuzberg) und zwei bedeutende Terrains in der Nähe des Tiergartens) ausgeführt haben.

Es giebt jetzt in Berlin 110 öffentliche Schulen, worunter 10 königliche oder städtische Gymnasien, 13 königliche oder städtische Realschulen incl. 4 höherer Töchterschulen, 50 städtische Mittel- und Elementarschulen, 35 Schulen unter specieller Aufsicht von Vereinen, Kirchen, Instituten etc. und 2 Schulen der jüdischen Gemeinde. Die Zahl der concessionirten Privatschulen beträgt gerade hundert, worunter 8 höhere Knaben- und 32 höhere Töchterschulen. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen betrug im Jahr 1867: 40,675 (1987 Schüler und 1685 Schülerinnen mehr, als im Jahr 1866), worunter 36,336 evangelische, 1780 katholische, 2465 jüdische und 34 dissidentische.

¹⁾ Die englische Vancouver Coal Company hat im letzten halben Jahr 100,000 Tons (also auf's Jahr 200,000 Tons) geliefert, wie die Pall Mall Gazette vom 3. Mai berichtet. Ref.

²⁾ Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik. Dritter Jahrgang, 1869. Herausgegeben vom statistischen Bureau der Stadt Berlin, 3. Gantentag.

Am Wenigsten nehmen verhältnißmäßig die katholischen, am Meisten dagegen die jüdischen Kinder am Unterrichte Theil. Von sämtlichen jüdischen Schülern besuchen 31,12 pCt. Gymnasien, 19,05 pCt. Real- und Gewerbeschulen und 7,83 pCt. höhere Privatschulen; es genießen somit 57 pCt., d. h. mehr als die Hälfte der jüdischen Schüler, einen höheren Unterricht. Aehnlich sind die Ergebnisse für die jüdischen Mädchen: während von allen evangelischen Schülerinnen 5,89 pCt., von allen katholischen 1,32 pCt. in einer der vier öffentlichen höheren Mädchenschulen sich befinden, liefern die jüdischen 10,03 pCt. und in höheren Privatschulen werden sogar 56 pCt. aller jüdischen Schülerinnen unterrichtet.

Wir haben von den zahllosen, bezeichnenden Angaben des Berliner Jahrbuches vorstehend nur zwei hervorgehoben; auf andere behalten wir uns vor, specieller zurückzukommen. Einstweilen bemerken wir, daß, außer der Statistik von Berlin, auch die zahlreichen Abhandlungen über volkswirtschaftliche, gewerbliche, finanzielle und die Wohlthätigkeits-Armenpflege betreffende Gegenstände in dem vorliegenden Jahrgang an Interesse bedeutend gewonnen haben.

— Geschichte der volkswirtschaftlichen Literatur im Mittelalter. *) Diese kurze aber sehr nützliche Arbeit beweist, wie wenig zutreffend die Meinung ist, daß die Rational-Ökonomie lediglich mit modernen Ideen hauble. Auch diese Wissenschaft wuchert mit der Erstguth des Mittelalters, und wie selbst die modernste Gefesgebung sich auf die politischen Grundzüge des mit vielem Unrecht so stark verurtheilten Machiavelli stützt, so beruht auch die Volkswirtschaftslehre zum Theil auf Ideen und Sagen, welche unbestreitbares Eigenthum von Männern aus dem noch sehr unbankbar behandelten Mittelalter sind. Der Verf. führt eine nicht geringe Anzahl solcher Männer vor: Thomas von Aquino, geb. 1224, dessen Lehren von den Aufgaben des Staats, vom Eigenthum, vom Kauf und Verkauf sich noch heute hören lassen; Nikolaus Desmuis, † 1382, der größte scholastische Volkswirth, Franziskus Patricius, † 1490, Republikaner, Bekämpfer der Sklaverei, Protector des Mittelstandes, tiefer Kenner der gewerblichen Verhältnisse und Erfinder der rationalen Waldwirtschaft; Cardinal Nikolaus von Cusa, großer Denker über Staatsverwaltung, u. c. Wir wollen nur aus der Mitte des 17. Jahrhunderts noch Salmasius nennen, welcher, der Erste, die freie Concurrenz als den berechtigten Ordner der Preise nicht allein für gewöhnliche Waaren, sondern auch für das Geld hinstellt, in letzterem Punkte also seiner Zeit, die in der Gewohnheit der kirchlichen Zinsverbote dahin ging, so weit vorausschaut, daß seine Lehren, damals kühnsten Schlüssen erst zwei Jahrhunderte nach ihm verwirklicht zu werden beginnen.

— Das Schloß an der Wäse, von Adolp Mügelburg **) erschienen, wenn wir nicht irren, zuerst in der „Tribüne“ und kann die Verwandtschaft mit dieser und mit der Kriminal- und Sensations-Novelle nicht ganz verleugnen, steht jedoch weit über dem Niveau dessen, was Erzählungen dieses Genres ihrem Beserkreise zumuthe oder was den Erzählern von den Lesern zugemutet wird — die Wechselwirkung zwischen Schriftsteller und Leser zu analysiren scheint uns hier am allerwichtigsten und ist wohl nur mit dem Schriftwort zu charakterisiren: „ver-

führen und werden verführt“. Adolp Mügelburg hat sich leider mit vielen seiner Arbeiten auf das Feld der bloßen Unterhaltung- und Sensationslectüre begeben, und wenn dies bei irgend einem Schriftsteller zu beklagen ist, so ist es bei ihm, der seine Begabung nicht nur zu den Berufenen, sondern zu den Ausermäßigten gebören könnte. Als solchen erkennt man ihn noch in seinen größten Verirrungen, und in die vorliegende Erzählung nicht zu diesen gehört, sondern nach Form und Inhalt maßvoll und künstlerisch gehalten ist, so dürfen wir sie getrost als eines der besseren Erzeugnisse unserer neuesten Literatur kennzeichnen und empfehlen.

Literarischer Sprechsaal.

In der Revue de l'instruction publique vom 13. Mai d. J. befindet sich mit der Ueberschrift „Caveant Consules!“ ein Artikel, worin die Franzosen gegen die Concurrenz der Deutschen überhaupt und der deutschen Wissenschaft insbesondere gewarnt werden! Wir zweifeln, als wir den Artikel mit der Ueberschrift H. Gaidoz lesen, ob wir das bekannte, geistreiche Organ der klassischen Schulbildung Frankreichs vor uns haben; wir glaubten, eine Lucubration aus moskowitzscher oder andersschichtlicher Feder zu lesen — so untergeordnet erscheint der geistige Standpunkt des Verfassers, so beschränkt seine Auffassung des deutschen Wesens. Er warnt — vor dem Gleiche der deutschen Arbeiter und vor den Schulen und der Wissenschaft der deutschen Gelehrten! Er sagt: „Grâce à nos lois trop douces sur le droit de domicile et sur la naturalisation, surtout grâce à nos moeurs bienveillantes, qui acceptent et encouragent trop facilement la concurrence étrangère sur notre propre sol — les Teutons nous envahissent comme il y a quinze siècles, mais nous le faisons en silence et par degrés.“ — Hauptsächlich richtet sich der Eifer des Herrn Gaidoz gegen die deutschen Schulen, denn es sogar einige für die Kinder der deutschen Strahenfesten in Paris giebt. Eine dieser Schulen, die der geistlichen Brückerschaft in der rue de Lafayette, die nahe an 500 Schüler zählt ist ihm schon ganz recht — aber die zahlreichen protestantischen deutschen Schulen in Paris sind ihm ein Grauel. Angeblich wird in diesen Schulen den Kindern „deutscher Patriotismus“ eingebläht — und das sollte, wie Herr Gaidoz sagt, der Herr Präfekt Haufmann in seinem Hause dulden, da es sich hier um die Kinder von „Veamten“ — nämlich der Strafenfeger — handle. Caveant Consules! ruft er dabei wiederholt.

Mit Bezug auf die zahlreichen deutschen Gelehrten in den französischen Universitäts-Facultäten, im Collège de France, im Institut u. s. w. ruft Herr Gaidoz: „Sind es keine politischen Flüchtlinge, die in Frankreich ein Asyl gefunden, so wundern wir uns, daß sie nicht in dem klassischen Lande der Wissenschaft geblieben, in dem Lande, wo, vermöge der Institution der „Privatdozenten“ und der Concurrenz unter den Universitäten, das wahre Talent sicher ist, sich Bahn zu brechen und geltend zu machen. Freilich sind in Frankreich die Besoldungen höher, als in Deutschland, und darum kommen sie zu uns: Ubi bene ibi patria!“

Herr Gaidoz sagt von den Ministern, welche deutsche Gelehrte zu wissenschaftlichen Stellungen in Frankreich berufen: „Préférer un Allemand à un Français était simplement reconnaître

*) Von Dr. Heinrich C. W. Gengen. Leipzig, Pöbner, 1869.

**) Erzählung. Berlin, C. Neuenburg (H. Brigg).

l'avenir de notre enseignement!" Glücklicherweise zeige der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts größeren Patriotismus und mehr Einsicht: „Die Gründung der ‚Schule für höhere Studien‘ und die fruchtbare Thätigkeit, die darin herrscht, sind ein Beweis, daß unsere Nationalwürde nicht wieder durch That- sachen, wie die vorerwähnten, verletzt werden wird.“

Es ist sehr zu bedauern, daß die „Schule für höhere Studien“ für Herrn Balboz selbst zu spät gekommen ist. Er würde sich vielleicht geirrt haben, daß die Verfassung und geistliche Annahme fremder Handarbeit und fremder Wissenschaft dem Nationalismus eines Landes niemals schadet, sondern dem Volke vielmehr sehr förderlich ist, wie Herr G. J. B. aus der Geschichte des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg sehen konnte, der nach seiner Hauptstadt Berlin eine im Ver- hältniß zur damaligen deutschen Einwohnerzahl der Stadt sehr große Anzahl französischer Handarbeiter und französischer Gelehrten — eine verhältnißmäßig viel größere Zahl, als die der jetzigen 70,000 Deutschen gegen nahe an 2 Millionen Franzosen in Paris — berief und dafür noch jetzt sowohl von den Nach- kommen jener Franzosen, als von den Geschichtschreibern dankbar gepriesen wird.

J. L.

Dieselbe Nummer der Revue de l'instruction publique enthält ein Verzeichnis des Institut de France, sowie von den bestän- digen Secretaires sämtlicher fünf Akademien des Instituts mitgetheilt, an Herrn Anno Kloppe gerichtetes Schreiben, in dem diese gelehrten Körperschaften ihr Betheuern darüber zu geben, daß die Ausgabe der Leibniz'schen Werke, von Herrn Anno Kloppe nach den in der königl. Bibliothek zu Hannover befindlichen Handschriften besorgt, von der Ausgabe bisher fünf Bände erschienen, auf unbegreif- liche Schwierigkeiten gestoßen („l'Institut ne peut que déplorer, de comprendre, les difficultés que vous rencontrez aujourd'hui la publication des oeuvres de Leibnitz“). Das Institut erklärt: „es sei für die Ehre Deutschlands und im Interesse der wissenschaftlichen Welt gleich wünschenswerth, daß diese Werke der Leibniz'schen Schriften vollendet werde.“

Herr Anno Kloppe ist bekanntlich einer der thätigsten und wichtigsten Agenten des Hofes von Hiesing. Wir ver- stehen, daß hauptsächlich diesem Umstande die behauerliche Unter- stützung der Publikation der Leibniz'schen Handschriften in Hannover zu- schreiben sei. Es kommt aber noch hinzu, daß Herr Anno Kloppe, dem Urtheile kompetenter, wissenschaftlicher Autoritäten in Deutschland, nicht der Mann von universeller Gelehrsamkeit ist, der es nothwendig bedarf, um einem solchen Genius der Wissenschaft, wie Leibniz, in seinen so verschiedenenartigen tiefen Lehren kritisch zu folgen und überall gerecht zu werden. Bisher von Herrn Kloppe herausgegebenen fünf Bände, die Institut de France vorgelegen, umfassen nur die politischen Schriften von Leibniz (worunter die berühmte, zuerst von Gu- bert an das Licht gezogene und sodann von französischen Gelehrten eifrig ausgebeutete Denkschrift des kaiserlich-russischen Gesandten über die Hereingiehung Aegyptens in die Politik Frankreichs, und der Bewältigung dieses Zweiges mochten die Werke des Herrn Kloppe allenfalls gewachsen sein. Aber wie in dieser Vorrede, mit seiner, in den eigenen Schriften länglich documentirten, unphilosophischen, wahrheitswidrigen Methode und Kultur-Auffassung die eigentlich philosophischen, und nur die mathematischen Arbeiten des großen Leibniz aus seinen Tinnen?

J. L.

Die Rede, welche Don Emilio Castelar in der spanischen Cortessitzung vom 26. Mai gehalten, wird als das größte rhetorische Meisterstück bezeichnet, das irgend eine parlamentarische Versammlung der neueren Zeit aufzuweisen hat. Castelar sprach für die Republik, während die Cortes mit großer Majorität für die Monarchie sich entschieden haben. Gleichwohl erkannten alle seine Gegner, mit Einschluß des mutmaßlichen künftigen Regenten, General Serrano, die Macht des Geistes und der Wissenschaft an, die in Emilio Castelar einen ihrer glänzendsten Vertreter gefunden. Seine Rede darf in der That als ein schlagender Beweis gelten, daß Spanien nicht das in der all- gemeinen Geistesbildung zurückgebliebene Land ist, für welches man es in der übrigen Welt zu halten pflegt. Auffallend und bemerkenswerth ist, daß der „demokratische Prophet“, wie sich Castelar selbst bezeichnete, nicht in dem militärischen Frankreich den künftigen Gegner des neugeborenen Spanien, sondern in dem verbündeten Deutschland den gefährlichsten Feind der gesamten romanischen Welt, mit Einschluß Spaniens, erblickt, von welchem Letzteren er behauptet, daß es, ebenso wie es im 15. Jahrhundert mit dem Beispiele der kranken, absoluten Monarchie in Europa vorgegangen, jetzt dem 19. Jahrhundert mit dem Beispiele der wahrhaft demokratischen Republik vorangehen werde.

Der im Druck erschienene Vortrag des Herrn Professor Dr. Birchow über Hospitalität und Lazarethe und der dagegen von Herrn Dr. E. Cassel publicirte „offene Brief“ haben, wie wir bereits erwähnten, eine Erläuterung von Seiten des Ersteren veranlaßt, worin er als die eigentliche Tendenz seines Vortrages sein Streben bezeichnet: „zu zeigen, daß, wenn gleich das Christen- thum die höchsten, ja fast einzigen Verdienste um die Entwicklung der öffentlichen Krankenpflege gehabt habe, es nunmehr an der Zeit sei, diesen Theil der öffentlichen Fürsorge auf eine rein menschliche und bürgerliche, also überhaupt nicht mehr auf eine religiöse oder konfessionelle Grundlage zu stellen. . . . Alle Achtung vor den jüdischen, katholischen, evangelischen und wie sonst konfessionell gegründeten und unterhaltenen Krankenhäusern und ihren Stiftern kann mich nicht abhalten, die allge- meinen Krankenhäuser und diejenigen, die sie begründen und unterhalten, höher zu stellen. Worauf ich dränge, das ist die Anerkennung der öffentlichen Krankenpflege als einer reinen Humanitäts-Einrichtung.“

Wenn ebnische Schriftsteller oder Dichter deutsche Namen führen, so beweist dieser Umstand noch nicht die deutsche Nationalität derselben. Im Zeitalter der Leibeigenschaft war es bei den freisinnigeren Seelen-Besitzern der Ostsee-Provinzen Sitte, ihren vieljährig treuen Leibeigenen in leghwilliger Ver- sorgung die Freiheit zu schenken. Solchen liberti oder Frei- gelassenen gab dann der deutsche Freilasener in der Regel einen deutschen Familiennamen, oft die bloße Uebersetzung eines ebnischen Ortsnamens, z. B. des betreffenden Dominiums. Zwei hochverdiente Eingeborne der heutigen Ostsee-Provinzen, der verstorbene Dr. med. Fählmann in Dorpat, und der noch lebende und wirkende (in einer Anmerkung dieses „Magazin“ S. 41 erwähnte) Dr. med. Kreuzwald in Werro, gehören zu den unvermischten Nachkommen solcher liberti.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Den zahlreichen Lesern unseres Blattes, die sich im Laufe dieses Sommers für einige Zeit auf das Land zur Sommerfrische oder in Bäder innerhalb des österreichisch-deutschen Postvereins begeben, erbiten wir uns eine beliebige Anzahl von Nummern (jedoch mindestens vier) zum Preise von 2½ Sgr. für die Nummer franco unter Kreuzband an die aufgetragene Adresse regelmäßig wöchentlich zu senden. Wir bitten um frankierte Einsendung des Betrages für die begehrte Anzahl von Nummern in Briefmarken unter genauer Angabe der Adresse. (109)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin.

Zu Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin sind erschienen:

Nichter (Dr. Heinrich), Das weströmische Reich, besonders unter den Kaisern Gratian, Valentinian II. und Maximus (375–388). 1865. gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk schildert in anziehender Darstellung den mächtigen Einfluß des Christenthums und der Germanen auf die Auflösung des römischen Reiches.

Voigt (Professor F.), Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1867. 8. geh. 2 Thlr.

In dieser neuen Auflage ist das Werk bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Die objektive Darstellung, die gründliche Behandlung des Stoffes, die besondere Berücksichtigung, die der Culturgeschichte gewidmet wird, sind anerkannte Vorzüge dieses Werkes. (110)

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Grundlinien der Handelsgeographie.

Ein Leitfadens für Realschulen und zum Selbstunterricht

VON

Dr. Georg Wilhelm Hopf.

V. umgearbeitete Auflage, 27 Bogen 8°. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Dieses Lehrbuch, welches in weiten Kreisen, auch im Auslande, Beifall und Anerkennung gefunden hat, enthält in der hier angekündigten Umarbeitung eine dem Schulbedarf und überhaupt der Vorbereitungsstufe angemessenen Ueberblick der Produktendaten und des Handelsverkehrs nach dem derzeitigen Stande. Schulvorständen und Lehrern, welche diesen Leitfadens behufs der Einführung näher kennen lernen wollen, werden wir gerne ein Exemplar zusenden. (111)

Leitfadens der Geographie

für

Handels-, Gewerbe- und Realschulen.

II. Abtheilung.

Leitfadens der physikalischen und politischen Geographie.

2. berichtigte Auflage, 10 Bogen 8°. Preis 42 kr. oder 12 Sgr.

Die Ausgabe des Leitfadens hat in der 2. Auflage keine Aenderung erfahren. Die statistischen Angaben jedoch wurden durchweg sorgfältig berichtigt, sowie auch besonders die durch die Ereignisse des Jahres 1866 hervorgerufenen politischen Veränderungen geeignete Berücksichtigung fanden.

Nürnberg.

J. L. Schmidt's Verlag.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften. Für Gebildete aller Berufsclassen.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schläzer.

(112)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Noth 1867 (Nr. 18–22) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Astronomie. Die abierbende Schicht der Sonnenumgebung. — Die Ketten der Sonne am 29. August 1867. **Astronomie.** Die Karte des Himmels und die Polarisation seines Lichtes. — Polarisation der Atmosphäre und der künstlichen Wolken. **Geologie.** Salzgehalt und Dichte der atlantischen Ozeane. — Die physikalische Ursache der Gletscherbewegung. — Die Eiszeit im tropischen Amerika. — Die ägyptische Wüste. **Physik.** Die Wärme und die electromotorische Kraft der Arten. — Die spezifische Wärme der Salzlösungen. — Temperaturerniedrigung durch Auflösen von Salzen. — Der Aggregatzustand der Metalle und ihre electromotorische Kraft. — Gaskendruck auf Metallplatten. **Chemie.** Die chemischen Erscheinungen unter heftigem Druck. — Die Reduktion organischer Säuren. **Botanik.** Die Funktionen der Blätter. — Künstlich befeuchtetes Weizen für Reigen. **Biologie.** Die neuesten Fortschritte in der vergleichenden Entwickelungsgeschichte. — Reste einer früheren Meeresfauna in Schiefersteinen. — Das Fliegen der Insekten. — Zur Fauna der Tiefen des Wolfstromes. **Mineralogie.** Struktur der Gesteine. **Anthropologie.** Die stammlichen Zwillinge. **Paläontologie.** Die miozäne Flora Grönlands. **Geographie.** Das Relief des Kaukasus. **Agrikultur.** Das Kochsalz in der Agrikultur. **Zoologie.** Kanjome's künstliche Steine.

B. BEHR'S Buchhandlung (K. BOCK)
Berlin, 27 Unter den Linden.

Humanität und Nationalität.

Eine livländische Säcularschrift
zum Andenken Herder's und zum letzten
livländischen Verfassungsrecht
VON
Jegor von Sievers.

elegant gebunden, 22½ Sgr.

Soeben erscheint in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin:

Der Talmud

VON

Emanuel Deutsch,

Bibliothekar am Ostlichen Museum in Stettin.

Nach der siebenten englischen Auflage.

Autorisirte Ausgabe.

gr. 8. geh. 12 Sgr.

Diese kleine Schrift hat in England und gebrauchte Aufsätze erzeugt und ist in sechs Sprachen Europa's überliefert worden. Die vorliegende Uebersetzung hat der Verfasser sich an vielen Stellen ergänzt und verbessert.

Im vorigen Jahre erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

So sprechen die Schwäbe.

Sprichwörter, Redensarten, Reime.

gesammelt von

Dr. Anton Stirling.

Velinpapier, 16. eleg. geh. 12 Sgr.

Der Verfasser, ein Kenner von Land und Leuten in Schwaben, stellt hier, was er seine Freunde auf mancherlei Art und Weise gesammelt, zu einem Büchlein zusammengedrückt und etwas derb, feistelt es auch in wüthigen Humor und naive Lebensbeobachtung.

Neue Studien von Karl Hagen.

Velinpapier, 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Von dem geistvollen Geistesgenossen National-Zeitung liegt ein Band „Neue Studien“ vor, welche wir aus das Angenehme Allen empfehlen, die für Kunst und Wissenschaft ein Bildungsinteresse haben.“ Die lebendige Form der Entwürfe, die Ansichten, welche sich in die volle Schärfe hineingreift, ist nicht der geringste Verdienst dieses und wird ihre Angenehmkeit einen gebildeten Leserkreis bewahren. Literar. Centralblatt.

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder Maximilian Heine.

Velinpap. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Vertreter Heinrich Heine werden in diesen Skizzen seines Bruders die Angenehmsten finden. Von besonderem Interesse sind die zum ersten Male mitgetheilten Zeitschriften Heine's; das deutsche von 1846, nach französisch von 1848.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Verfassungen nehmen alle Buchhandlungen und Bibliotheken des In- und Auslandes an. Berlin, die Zeitungs-Expedition. Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin oder durch Buchhändler-Berufung an die Verlagsbuchhandlung zu richten. Angelernten werden die alljährliche Zeile mit 2 Sgr. vergütet. Bestellungen, Recensionen, Briefe sind in Berlin an die Redaction (Harrwitz u. Gohmann) in Berlin, Harzstr. 27, oder durch Edward Strauß in Berlin, Hauptstr. 10, zu richten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 19. Juni 1869.

[N^o. 25.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Aristotelische Definition der Seele. 357. — Das Verhältnis der Philosophie zur Naturwissenschaft. 358.
Polen. Die niederländischen Humanisten. 360.
Italien. Kaiser Dietrich und das Christentum. 361.
Ägypten. Religion der Civilisation in Central-Ägypten. Ein Samuel Baker und der Vizekönig von Ägypten. Varen G. von der Defen. 362.
Cronien. Die englischen Staatenbildungen im Stillen Meere. II. Australische Kolonialwelt. 364.
Neue literarische Revue. Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. 367. — Englisches ethnographisches Journal. 367. — Merkantiles Plausibel über die französische Inflation. 367. — Eine Folgegeschichte des Herzogs Karl Eugen. 367.
Literarischer Vorschau. Lessing und Herder in Frankfurt. 367. — Neues Kunstaalademie-Gebäude in London. 368. — Drei's Illustrationen zu Dante's Paradies. 368. — Kaiser's Geschichte Napoleon's. 368. — Vereinsblatt der deutschen Vegetarier. 368.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnement wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeignete Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Aristotelische Definition der Seele.

Zu den interessantesten Problemen der Philosophie werden jetzt die Forschungen über das Wesen der Seele gehören, und da einmal im Gebiet des Transcendenten die Wahrheit wirklich nicht festzustellen ist, so wird jedes philosophische Jünger zu diesen Forschungen mit erneuertem Eifer zurückkehren. Immer aber wird man auch hier an die Aristotelischen Definitionen anzuknüpfen haben; ja es kann die Frage sein, ob man thatsächlich weiter über sie hinauskommen wird, wenn man sich auch von ihnen entfernt.

Wegen dieser fundamentalen Wichtigkeit der Aristotelischen Darstellungen auf diesem Gebiete muß deshalb auch jede Schrift, welche sich mit denselben beschäftigt, volle Beachtung in den Kreisen unserer Philosophen und Freunde des philosophischen Lebens hervorrufen, und so begrüßen wir auch die folgende Abhandlung: „Die Aristotelische Definition der Seele nach ihr Werth für die Gegenwart“, von Eugen Oberhard, (s. phil.) mit Freuden. Derselbe bewirkt weniger durch Aufstellung neuer Gesichtspunkte, als durch eine übersichtliche Zusammenfassung des von Anderen Geleiteten, die Lösung einer der wichtigsten Fragen der Psychologie zu fördern. Der Verf. führt bis auf die ersten Anfänge einer Seelenlehre bei den ältesten griechischen Philosophen, bis auf Heraklit, Empedokles und Anaxagoras zurück; er legt dann die dualistische Auffassung des Plato ausführlicher dar und zeigt, wie nach demselben die Seele, die den Sinnen unterworfen ist, in zwei Theile getheilt werden muß: einen göttlichen, der von einem besseren Zustande aus in den menschlichen Körper übergegangen ist und im Haupte seinen

Sitz hat, und einen niedern, den Träger der sinnlichen Wahrnehmung und Empfindung. Um beide Theile aber mit einander in Verbindung zu bringen, sonderst Plato wieder den letzteren der Vernunft entbehrenden Theil in einen höhern und einen niederen, von denen der erste seinen Sitz in der Brust, der zweite im Bauche hat. So finden wir bei ihm drei Seelenvermögen: die Vernunft, $\tau\acute{o}$ λογιστικόν und ihr gegenüberstehend $\tau\acute{o}$ θυμοειδές; und $\tau\acute{o}$ ἐπιθυμητικόν, den Muth und die Begierde. Die Harmonie zwischen ihnen wird nur durch die Unterordnung der zwei andern Theile unter die Vernunft erreicht.

Mit dieser Ansicht des Plato zwar in vielen Einzelheiten Aristoteles zusammen, doch geht er in den wichtigsten Fragen über denselben hinaus. Wenn in dem Menschen eine Mehrheit solcher Theile der Seele sich finde, so müsse nach Aristoteles dasjenige, was sie zu einer Einheit bringt, wieder eine Seele sein, diese könne wieder als theilbar gedacht werden, und so werde sich dieser Prozeß in's Unendliche fortsetzen.

Aber auch bei Aristoteles findet sich die dualistische Gegenüberstellung von körperlichen und geistigen Substanzen, wie namentlich in seiner Lehre von der Materie und den Formen hervortritt. Um dies zu beweisen, geht der Verf. näher auf die Definition des Aristoteles über die Seele ein, die bekanntlich in den Worten da an. 2, 1, 5 enthalten ist: $\Psi\upsilon\chi\eta$ τὸν ἐνὶ σάρτει ἡ πρώτη οὐσία; $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$ δὲ $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$ $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$ $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$. Um diesen Ausspruch richtig zu verstehen, ist eine Erklärung der Begriffe $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$, $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$ und $\psi\alpha\upsilon\kappa\alpha\tau\acute{o}$ erforderlich, auf welche die Schrift näher eingeht, und aus ihr resultirt dann das Wesen der Seele selber. Sie ist die Ursache und der Anfang (die $\alpha\iota\tau\iota\alpha$ und $\alpha\psi\chi\eta$) des Lebens (da an. 2, 4, 4), und wird als Prinzip von Substanzen selbst dem Gebiet des Substantiellen zuzählen, weil alle Prinzipien einer Substanz selbst der Kategorie der Substanz angehören müssen. Wenn aber die Seele die substantielle Form einer belebten Materie ist, so ist sie, wenn auch das Prinzipielle und Causale, doch keine Substanz für sich, sondern gehört, als Erkenntnis, zum Körper und ist eins mit ihm. So wie das Siegel mit dem geformten Wachs eins ist, so innig ist die Einheit der Seele mit ihrem Leib. Die Seele bewirkt, daß der an sich unthätige Körper sein Ziel erreicht, und bringt somit die in demselben verborgenen Anlagen als zu seiner wahren Zweckbestimmung an's Tageslicht, so daß der Körper durch die Seele seine Förmigkeit empfängt. Die Seele ist das active, der Leib das passive Prinzip, das erstere aber ist zeitlich früher vorhanden als das letztere — eine Priorität, deren Anerkennung allen materialistischen Auffassungen der Seele ein Ende macht.

Es folgt dann die Thätigkeit der Seele in der Stufenfolge „Pflanze, Thier, Mensch“; in der Pflanze ist die Seele nichts anderes, als das organische Leben derselben, im Thiere die Thätigkeiten der sinnlichen Wahrnehmung, Bewegung und willkürlichen Bewegung, in dem Menschen tritt noch das vernünftigste Denken, der $\nu\omicron\upsilon\varsigma$, hinzu. Nach einer ausführlichen Darlegung der verschiedenen Thätigkeiten der Sinne, als deren Centralorgan Aristoteles das Herz, den Sitz des Lebens und der Empfindung, betrachtet, kehrt die Untersuchung in der Stufenfolge der Seelen vom Unvollkommenen zum immer Vollkommenen, zum Menschen, zurück, dessen Vollkommenheit Aristoteles besonders

darin erkennt, daß ihm die Natur die Hand, das Werkzeug der Werkzeuge verliehen hat. Die menschliche Seele vereinigt alle Kräfte der Seele der unter ihr stehenden Wesen in sich, und kann deshalb als Mikrokosmos bezeichnet werden. Der Mensch verbindet mit dem Materiellen, dessen höchste Spitze sich im Thier realisiert, noch das Individuelle. Das führt zurück auf eine ausführlichere Erörterung über den *voûs* des Aristoteles, dessen Vorzug es ist, den Begriff der Dinge zu erkennen, während die Sinneswahrnehmungen nur die Dinge als solche erfassen. Das höchste und beste Denken aber ist das, wenn der *voûs* sich selbst denkt; denn würde der Verstand sich nicht denken können, so würde es etwas Anderes geben, das ihn denken könnte, welches viel vorzüglicher als er sein müßte.

Nach dieser ausführlichen Darlegung der Aristotelischen Lehre über die Seele, von welcher wir im Vorhergehenden nur die Hauptmomente berührt haben, läßt der Verf. eine Prüfung derselben folgen. Er legt sich zunächst die Frage vor, ob die Annahme des Aristoteles, wonach schon den Pflanzen und auch den Thieren eine Seele zugeschrieben wird, zu eng beengt oder zu weit ausgedehnt sei, und entscheidet sich für das Letztere, da bei den Pflanzen unter Seele nur die Lebenskraft zu verstehen sei, welche um deshalb nicht eine Seele genannt werden könne, weil diese nur demjenigen zugeteilt wird, was in sich die Form des Individuums hat. Den Thieren will der Verf. zwar nicht eine Seele absprechen, auch möge man diese mit der menschlichen Seele vergleichen, allein es sei unmöglich, ihre Seelen als Theile der menschlichen anzusehen. Es werden dann schließlich die Mängel der Aristotelischen Seelenlehre auch bei dem nachgewiesen, was er über die Seele des Menschen behauptet, welche Mängel wesentlich in dem Dualismus derselben gefunden werden, indem Aristoteles zu den Functionen der Thierseele auch noch das vernünftige Denken hinzutreten läßt, um die Seele des Menschen zu komponiren. Aus einer Verbindung so heterogener Elemente kann aber, wie näher dargelegt wird, die eine, ungetheilte Seele des Menschen nicht hervorgehen. Nichtsdestoweniger werden die großen Verdienste aus von dem Verf. dieser Abhandlung anerkannt, welche sich Aristoteles um die Philosophie im Ganzen durch Einführung der *bivouç* und *brelekta* — Begriffe, welche von seinen Vorgängern fast gänzlich vernachlässigt waren — als auch um die Seelenlehre im Besonderen erworben hat, da er es gewesen ist, der dieselbe zuerst einer genaueren Untersuchung unterworfen hat.

Dr. 3.

Das Verhältniß der Philosophie zur Naturwissenschaft.

Das 78. Heft der Birchow-Holkenдорff'schen Vorträge bringt uns eine interessante Schrift „Ueber Arbeitsteilung in Natur- und Menschenleben“ (40 S.) von Dr. E. Haedel, dem rühmlichst bekannten Naturforscher und Schriftsteller, dem geistvollsten Vertreter der „Darwin'schen Theorie“. — Die vorliegende, klar und interessant geschriebene Schrift verfolgt, wie die schon früher in derselben Sammlung erschienenen zwei Vorträge (Heft 52 und 53), „Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes“ und das größere Werk „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ desselben Verf. im Allgemeinen den Zweck, die wichtigsten Resultate aus den Forschungen der Naturwissenschaft dem gebildeten Publikum in solcher Form zugänglich zu machen, und es ist kein Zweifel, daß dieser Zweck, wie in den übrigen genannten Schriften, so

auch in dieser vollständig erreicht wird, und der kleine Beitrag bei dem Fehlen desselben Beisatz und daffelbe Interesse erweckt wird, das er bei dem Zuhörer im vergangenen Winter im Saale des hiesigen Handwerkervereins fand.

Zur Erklärung des auf den ersten Blick auffallenden Titels sagt der Verf. selbst: „In jeder Bierflaße, in jeder Fabrik, auf jedem Vauquie ist die zweckmäßige Verteilung der verschiedenen Aufgaben an die verschiedenen Arbeiter die erste Vorbedingung für eine gedeihliche Blüthe. Ja für die ganze Entwicklung des menschlichen Kulturlebens ist sogar die Arbeitsteilung von solcher fundamentalen Bedeutung, daß man je nach dem Grad der letzteren als Maßstab für die Entwicklungsstufe der ersten benutzen könnte, u. s. w.“

„Neben diesen allgemein bekannten Verhältnissen der Arbeitsteilung giebt es nun aber in der Natur sowohl als im Menschenleben eine Reihe von besonderen Formen derselben, welche nicht minder bedeutend sind und dennoch gewöhnlich ganz übersehen werden. Dahin gehören namentlich jene Formen der Arbeitsteilung, welche die Naturforscher als Zonierung oder Differenzierung, als Speciation oder Specialisation, als Polymorphismus der Individuen und als Divergenz des Charakters bezeichnen.“

Diese Formen der Arbeitsteilung bilden den Gegenstand des Vortrags und werden nach einander kurz und klar mit Erläuterung der Terminologie und Anführung äußerst interessanter Beispiele — Alles (Eigenschaften), die wir auch in anderen Schriften des Verf. anerkennen Gelegenheit haben, — kurz und zu einem vollständigen, abgerundeten Gesamtbilde zusammengestellt. Das Hauptgewicht des Vortrages entfällt dahin, wohin die Darwin'sche Lehre ausläuft, auf den überaus wichtigen Causalnexus zwischen Ontogenie und Phylogenie; d. h. den innigen, ursächlichen Zusammenhang zwischen der Entwicklungs-geschichte jedes organischen Individuums und derjenigen seiner gesamten Vorfahrenreihe. Am Beginn des organischen Lebens auf der Erde.“ Diese Analogie äußert sich merkwürdiger und anders als in der angegebenen Weise vollkommen verständlichen Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Individuums von der Eizelle an und der seiner Abentheure, soweit wir sie an der Hand der Geologie und Physiologie zu verfolgen im Stande sind, erläutert der Verf. durch Beispiele aus der niederen Thierwelt, welche durch gute Illustrationen dem Verständniß noch näher gerückt werden. Er hat, um dies beiläufig zu erwähnen, denselben Zusammenhang an dem Organismus und der Entwicklung des Menschen in den schon oben genannten Werken noch eingehender dargestellt.

Der Anfang und so zu sagen Grundstein der Erziehung eines jeden Individuums ist die Eizelle; durch fortgesetzte Theilung derselben, durch Differenzierung der einzelnen Theile und durch Anweisung eines besondern Arbeitsfeldes für die nun aus den Theilen entstehenden Glieder bildet sich allmählich der so vollständige, nur durch seine Entwicklungs-geschichte verständliche Organismus. Allerdings ist diese Arbeitsteilung der Zellen und Organe nicht unmittelbar durch die Anpassung des Thieres an die umgebenden Erfindungsbedingungen der Außenwelt erworben, sondern vielmehr von den Eltern und Vorfahren des betreffenden Thieres durch Vererbung übertragen. Allein gerade diese ererbte Arbeitsteilung weist uns zurück auf die ursprüngliche, durch unmittelbare Anpassung erworbene Arbeitsteilung der Vorfahren, welche unter dem Druck der äußeren Lebensbedingungen im Kampfe um das Dasein während vieler Millionen Jahre sich langsam entwickelt hat, und erst

der Entwicklung des ganzen thierischen und pflanzlichen Organismus gilt, das gilt auch von der Entwicklung aller seiner Organe und Zellen. Die Entwicklung jeder individuellen Zelle (Entogenie der Zelle) wiederholt in kürzester Zeit und in großen Zügen die lange Umbildungsgeschichte ihrer Vorfahren (die Phylogenie dieser Zelle). Wir können daher aus der einfachen Thatsache, daß jedes Thier sich aus einer einzigen einfachen Zelle entwickelt, und aus der Art und Weise, wie dies durch Arbeitsteilung der Zelle geschieht, den höchst wichtigen Schluss ziehen, daß die ältesten gemeinsamen Vorfahren aller Thiere einfache Zellen waren, und daß aus den Nachkommen dieser einfachen einzelligen Thiere durch stadielle Verbindung und steigende Arbeitsteilung der Zellen sich die höheren vielzelligen Tierformen entwickelten."

1. Wie beim Thiere, so giebt uns auch beim Menschen die mannigfaltige Formensette, welche der Organismus während der individuellen Entwicklung aus dem Ei zu durchlaufen hat, ein ungefähres stützenhaftes Bild von der Formseite, welche die Vorfahren im Verlaufe unermesslicher Zeiträume durchlaufen hat. Sie liefert den handgreiflichen Beweis, daß unser Geschlecht sich in verwandtschaftlichem Zusammenhang mit niedrigeren Organismen und zwar in der engsten Verbindung, mit den kriechenden entwickelt hat und daß unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren nur den Formwerth von einer einfachen Zelle hatten. Das mächtige Naturgesetz aber, nach welchem aus so hoher Urquelle sich alle die unendlich mannigfaltigen Formen der Lebewesen und an ihrer Spitze, die übrigen bei Weitem überlegen, die verschiedenen Menschenarten entwickelt haben, das große Gesetz der Arbeitsteilung."

Sie haben absichtlich dieses geistreiche Raisonement, welches den Kern des Vortrages bildet, nicht durch Betonen von unserer Ununterbrochenheit, halten aber die gegebene Gelegenheit für sehr zu einem Gegenstand einmal zur Sprache zu bringen und sehr kurz zu erörtern, der heutzutage eine der Hauptstreitfragen des gebildeten Publikums ist, und über welchen — wer es leugnen? — auf beiden Seiten eine oft unerfreuliche Heftigkeit herrscht, nämlich das Verhältnis der Philosophie zu den Naturwissenschaften.

Die Ziele (und zwar selbst heute, die sonst besonnen und klar in ihrem Denken zu verfahren pflegen; denn nur von hier redet sich hier) fertigen die Resultate eines Darwin kurz, mit dem Einwande, daß er ja der Materialismus das Rechte und demgemäß zu verwerfen sei, nicht bedenkend, daß es ist, sich so kurz und bündig, gleichsam cavalierisch, über die langjährige Gedankenarbeit eines der gewaltigen und genialsten Köpfe hinwegzusetzen. Zunächst aber hat sie den Cardinalfehler, daß sie den alleinigen Zweck der Wissenschaft als vollständig verkennen; denn dieser kann ein einziger sein, daß ist die Wahrheit um jeden Preis. Alles Andere ist nicht Selbstzweck der Wissenschaft, kann nur Accidens. Steht es also fest, daß irgend welche wissenschaftliche Untersuchung jenen Zweck im Auge gehabt und hat, dann ist es vollständig gleichgültig, welches Resultat sie noch erlangt hat. Danach also muß auch die Stellung bestimmen, die man zur Darwin'schen Theorie einnehmen muß, und die Frage, ob sie zum Materialismus führt, ist zunächst einmüßig. — falls man nämlich nicht die Autonomie der Wissenschaft in Frage stellen will, was wohl im Ernst heutzutage außer der kleinen Partei eines Aal und Consorten kaum mehr einfallen wird.

Dieses zugegeben, ist es zweitens unrichtig, zu behaupten,

daß ein Fürwahrhalten der Lehren Darwin's notwendig mit materialistischer Öffnung verbunden sein müsse. Der praktische und theoretische Materialismus (d. h. mit anderen Worten Rohheit und Mangel an idealer Öffnung) findet seine Anhänger in allen Ständen und allen Wissenschaften, bewußt oder unbewußt; — die Philosophie und Theologie nicht ausgenommen. Theoretischer Materialismus ist dann vorhanden, wenn die Materie für das einzig Reale genommen und das Vorhandensein anderer Kräfte und Mächte im Leben geläugnet wird; diese Öffnungsweise braucht nicht notwendig mit dem praktischen Materialismus Hand in Hand zu gehen, unter welchem ich ein Leben verstehe, dessen einzige Moral es ist: „Ich und triff und laß dein Herz guter Dinge sein!“ Im Gegentheil findet man in der Geschichte der Philosophie, daß gerade die Hauptvertreter und Begründer materialistischer Systeme in ihrem Leben und Handeln nichts weniger als Materialisten gewesen sind. Wenn also der Naturforscher Materialist ist, so hat dies seinen Grund in der Individualität des Betreffenden, nicht in der Wissenschaft. Dasselbe gilt von den Anhängern der Darwin'schen Theorie, welche Materialisten sein können und es gewiß in vielen Fällen sind, es aber durchaus nicht sein müssen. (Referent gesteht, sich selbst als Beispiel anführen zu können, falls sich nicht geeignetere finden sollten.) Denn die Frage, ob neben den sinnlichen Erscheinungen noch andere Kräfte im Leben thätig sind, ob die Welt nur eine reale Bedeutung hat, oder auch eine moralische, ist für den Naturforscher vollständig neutraler Boden; und von Darwin vor Allem ist sie meines Wissens nie gelagert worden. Dem freilich Mangel einer positiven Religion gleichbedeutend ist mit Materialismus und Bibel- und Katechismus-Glaube in seiner rohesten Gestalt gleichbedeutend mit dem Gegenteil, dem muß Darwin Materialist sein, er muß ihn verhorren. Doch eine solche Ansicht würde, wenn sie so wollen, würde eine Beleidigung sein für die Feder des „Magazin“.

Das steht fest, der blinde Nachbeter irgend welchen positiven Religionsystems wird nicht nur Gegner dieser, sondern jeder wissenschaftlichen Forschung sein; stellen sich doch die consequenten Ideologen noch jetzt den Resultaten eines Kopernikus und Kant mit derselben Verächtlichkeit gegenüber, wie von Anfang an es von ihnen Allen geübt ist. Aber es ist kein Grund abzusehen, warum ein philosophischer Kopf, ein Idealist, ein vollständig moralischer Mensch nicht ein Anhänger der Darwin'schen Theorie sein kann. Allerdings wird ein wirklich philosophisch gebildeter Gelehrter sich, wie überall, so auch hier immer noch wesentlich unterscheiden von dem Fachgelehrten.

Auch in der Wissenschaft ist das Gesetz der Arbeitsteilung zu seiner vollen Geltung gekommen, und nicht ohne guten Grund. Denn bei der ungeheuren Ausdehnung aller Disciplinen kann sich jetzt allerdings der Meister nur in der Beschränkung zeigen. Dennoch aber müssen wir eine gewisse Universalität für jeden Vertreter der Wissenschaft als unumgänglich notwendig fordern, wenn seine Thätigkeit nicht bandwerksmäßig benahtigt werden soll. Der Mensch ist ein allgemeines philosophisches Studium Jedem nöthig, der in der Wissenschaft die höchsten Ziele nicht außer Augen lassen will, aber am meisten, wie mir scheint, dem Naturforscher. Noch Kant hat ein großartiges Beispiel gegeben, in welcher Weise beide Wissenschaften, in Einer Hand vereinigt, sich in ihrer Methode unterstützen und fördern können, und es ist wahrlich nicht zufällig, daß wir jenem Königsberger Denker die wichtigsten Resultate in jeder der beiden Wissenschaften verdanken.

Nach ihm aber hat sich die Naturforschung, man muß gestehen, hauptsächlich durch die Schuld der sog. Schelling-Hegel'schen Philosophie mit ihrer dialektischen Sophistik, von der Philosophie getrennt und ist ihr immer fremder geworden. — zum großen Nachtheil Beider. Erst neuerdings ist das beiderseitige Verwandtschafts-Gefühl wieder erwacht, und wir sehen die gegenseitige Zuneigung im Wachsen begriffen, hauptsächlich (?) in Folge der Untersuchungen Darwin's, welche, wenn auch selbst nicht eigentlich philosophischer Art, doch speculative Erörterungen über diese Gegenstände gebieterisch herausforderten.^{*)} Dies sollten ihm auch seine prinzipiellen Gegner zunächst lieber Dank wissen, als sich eine voreilige Kritik einer eigenenthümlichen Anschauungsweise, welche ihren ungeheuren Einfluß auf die gesammte Methode der Naturwissenschaften immer, mehr offenbart, zu gestatten.

Hoffen wir es also, daß eine engere Vereinigung zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, trotz der unabweisbar nothwendigen Arbeittheilung auch auf diesem Gebiet, doch wieder zu Stande kommt, daß die Naturwissenschaften wieder, nicht nur von Einzelnen, sondern allgemein, in wahrhaft philosophischer d. h. wissenschaftlicher Weise betrieben werden, und die Philosophie die Resultate der empirischen Forschungen nicht außer Acht läßt. Dann wird auch die Unklarheit und das Vorurtheil verschwinden, welches sich mit gewissen überlieferten Begriffen und herkömmlichen Redensarten verknüpft.

Der Zweck dieser Zeitschrift verbietet es, specieller auf dieses Thema einzugehen, zu dessen Erleuchtung dem Referenten vielleicht bald in anderer Weise Gelegenheit geboten wird. Aber die kurzen Andeutungen werden genügen, um einzelne Punkte zur Klarheit gebracht zu haben, auf welche in den Blättern des „Magazin“ wiederholt hingewiesen ist. Und sollten wir es auch nur erreicht haben, daß der Leser in einer so wichtigen Sache zu genauerem Nachdenken angeregt wird, so würde auch das schon der Mühe werth gewesen sein!

V. B. F.

Holland.

Die niederländischen Humanisten.**)

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hat kein germanischer Staat eine so bedeutende Rolle, nicht bloß in der Politik, sondern auch in der Kultur, Wissenschaft und Kunst gespielt, als das kleine Holland. Es hat das Werk der Reformation gesichert, indem es die Macht des katholischen Spaniens gebrochen, und indem es das erste Beispiel allgemeiner Glaubensfreiheit gab, ist es dem übrigen Europa um Jahrhunderte vorangegangen. Es hat, seine Dämme durchstreichend, der Eroberungsfucht Ludwig's XIV. einen Damm entgegengesetzt; es hat eine Zeit lang allein die Meere beherrscht und den Weltverkehr vermittelt; es hat in Künsten und Ge-

werben einen hohen, in der Malerei den höchsten Rang bezaunt, es war endlich die Geburtsstätte der Philosophie Spinoza's und die Zukunft der freien Wissenschaft. Als der Jesuitismus die humanistischen Studien in Italien und Frankreich lähmte, fanden sie in den Niederlanden Aufnahme und Pflege, und so kam es, daß, wie einst im Alterthum Alexandrien, die Bildungshäuser der Philosophen und Schulmänner. Wer von untern Völkern erinnert sich nicht aus seiner Schulzeit, bei der Erklärung der Klassiker die Namen Vossius, Scaliger, Heinsius, Rubens, Voetius gehört zu haben? Ein deutlicher, durch seine sonstigen Leistungen rühmlichst bekannter Philologe hat es in der vorliegenden Schrift unternommen, eine Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden zu verfassen, ein Werk, das sich eben durch seine Umsicht und Gründlichkeit wie durch seine Unparteilichkeit empfiehlt. Materialien zu einer solchen Geschichte sind in reichem Maße vorhanden, aber an einer Verarbeitung derselben zu einer kritischen Darstellung des ganzen Entwicklungsganges der niederländischen Philologie hat es bisher nicht bloß in Deutschland, sondern selbst in Holland gefehlt. Unsere Verfasser kam sowohl eine tüchtige Vorbildung, als auch die Umstände zu statten, daß ein längerer Aufenthalt in Holland ihm Gelegenheit gab, sich mit der Sprache und den Eigentümlichkeiten der Einwohner vertraut zu machen und manche literarische Quellen zu benutzen, die ihm das Ausland nicht bieten konnte.

Das erste Buch handelt von den philologischen Studien in den Niederlanden. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entwickelte sich auch in Holland allmählich der Sinn für klassische Studien. Von den Italienern angeregt, entancipierten sich dem nächsten Jahrhundert die Niederländer, wie die Deutschen von den Feinden der Scholastik und der Mystik und von den damit zusammenhängenden Mönchs-Vätern. Ihre Buchkammern erhielten die Niederländer anfänglich in Italien, Frankreich und Deutschland, und seit dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts meist auf der neu gestifteten, belgischen Universität Löwen. Unter den niederländischen Humanisten war unstreitig die hervorragendste Persönlichkeit Erasmus von Rotterdam, der jedoch seiner politischen Wirksamkeit wegen ebenso gut, ja fast noch mehr Deutschland, Frankreich und England, wie seiner Heimat angehört. Andere niederländische Philologen, wie Erasmus Desiderius, Voelmann, Hadrianus Junius u. A., verfolgten dieselbe Richtung, wie die gleichzeitigen Humanisten in Frankreich und Deutschland. Erst mit der Gründung der holländischen Republik 1581, im Jahre 1575, welcher 10 Jahre später die Republik Frankreich und im Laufe des 17. Jahrhunderts Groningen, Utrecht und Harderwijk und die Athänen Amsterdam und Leiden folgten, wurde Holland auf reichlich 150 Jahre der Welt der Wissenschaften, ja zeitweilig fast der einzige Sitz der klassischen Philologie.

Italiens philologische Blüthe war schon bei Gründung der Universität Leiden im Absterben; Frankreich erhielt durch die neue Richtung in der Literatur, Kunst und Wissenschaft unter Ludwig XIV. einen ganz verschiedenen Impuls des geistigen Lebens; Deutschland hatte durch den dreißigjährigen Krieg den geistigen Schiffsbruch gelitten, von dem es sich erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gründlich erholt hat, und in England war das vielbewegte 17. Jahrhundert mit seiner Revolution und seinem Bürgerkrieg der Entwicklung der philologischen Wissenschaft ebenfalls nicht günstig. Holland dagegen besaß sich in der Abwerfung des spanischen Joches bis zum Utrechter Frieden auf dem Höhepunkte seines Glüdes, und als seine politische

*) Auch wir sind der Ansicht, daß gerade die Naturforschung wieder zur Entzweiung des Geistes geführt, und zwar durch die Entdeckung des Gleichzeitiges in der tellurischen, wie in der kosmischen Natur, und wenn an dieser Entdeckung auch Darwin seinen Antheil hat, so ist er es doch nicht hauptsächlich, dem wir sie verdanken. D. R.

**) Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden. Von Lucian Müller. Mit einem Anhang: über die lateinische Versifikation der Niederländer. Leipzig, V. O. Teubner, 1869.

schon verloren ging, Aertzen wenigstens die aufgethürmten Reichthümer der Vorlesern den Epigonen eine bequäme Erbschaft. Dazu kam die freie Bewegung der verschiedensten Wissenschaften, die liberale Aufnahme einer großen Zahl ausgezeichneter Männer, welche die Auszubildsamkeit aus ihrer Heimat vertrieben hatte, und der Zufluß von jungen Leuten aus allen Ländern, welche das Verlangen nach höherer Bildung nach Holland zog.

Venden war die einzige Universität in Holland, welche schändliche und dauernde philologische Schulen gebildet hat, wenn sie auch den anderen Hochschulen, besonders Utrecht und dem akademischen von Amsterdam, nicht an einzelnen berühmten Männern gelehrt hat. Durch Justus Lipsius, die erste allgemein anerkannte Gelehrtheit der neugegründeten Universität Venden (Prof. von 1578–1591), und seine Schüler und Nachfolger Joseph Scaliger, Daniel Heinsius, Gerard Joh. Voss erhielten die philologischen Studien in Venden im Allgemeinen die Richtung, die man bis auf Hemsterhuis geblieben ist: die vorgeworfene Beschädigung der römischen Autoren und der römischen Antiquitäten. Das Regelrechte, Consequente und Uniforme der Sprache und der Literatur der Römer beugte dem nationalen Charakter der Niederländer mehr, als die Beweglichkeit und Unregelmäßigkeit der Griechen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts trat eine gewisse Erschlaffung ein; bald aber erhielten die lateinischen Studien einen neuen Aufschwung durch den ungarischen Philologen Joh. Friedr. Gronov, der 1658 von Venden nach Leiden berufen worden war. War Gronov Muster der Behandlung der lateinischen Prosaiker, so erwarnten die jugendlichen Leistungen seines Freundes Nicolaus Heinsius neue Erregung für die lateinischen Dichter. Mit Franz van Duden (st. 1761), dem Erklärer des Cäsar, Sueton und Nepulius, der die Reihe der Vatinisten der alten Venediger Schule. Die Vortreter der griechischen Philologie in Venden waren Theod. Hemsterhuis (1717–1740 Prof. in Gronover, 1740–1765 in Leiden, st. 1766), der Bewunderer des großen englischen Philologen Bentley, und seine Schüler Rubens (1757–1798 Prof. in Leiden) und Wolfenauer (seit 1741 Prof. in Gronover, seit 1766 in Leiden, st. 1785). Dieses Triumvirat hat sich durch Methode, durch tiefe Sprachtiefen gestützte Emendationen der so vernachlässigten griechischen Texte bleibende Verdienste erworben; sie waren die Vorläufer der großen deutschen Philologen Heyne, Wolf, Jacobs, Hermann, Bösch, Tischerich, Weider. Der Schüler und Nachfolger Rubens's war der Schweizer Melchior Wittenbach (1799–1817 Prof. in Venden, st. 1820). Die rein grammatische und kritische Methode Rubens's und Wittenbach's hat bei ihm einen gewissen ästhetisirenden Art, in seinem Lehrmeister Heyne in Göttingen verdankte, und ist zwar graziosen und eleganten, aber doch oberflächlichen Vortrags die wirklichen Schwierigkeiten hingleitenden Kommentaren Platz. Wittenbach's Schüler Bask (1815–1857 Prof. in Leiden, st. 1864), anfänglich den Grundrissen seines Lehrers, lebte später zu der strengeren Schule Rubens's und Wittenbach's zurück. Dieses kritische Element erhielt noch eine wichtige Verstärkung durch Herman Verclamp (1822–1848 in Venden, st. 1865). An Bask's Stelle trat Huleman, 1862 herb, und an die Verclamp's Sobel, der jetzt noch in Leiden und dessen Anregung es vorzüglich zu danken ist, daß die klassischen Studien in den Niederlanden nicht gänzlich angefallen sind.

Die Ursachen, welche die Abnahme der klassischen Studien in Holland herbeigeführt haben, sind die nämlichen wie in Deutschland und überall sonst: der mächtige Aufschwung der sogenannten

exakten Wissenschaften, die Präponderanz der materiellen Interessen und die Wichtigkeit, die an die Stelle der früheren Bewunderung für die antiken Autoren getreten ist. In Holland kommt noch dazu, daß es dort von jeher an Vermittlern, welche den Geist der Klassiker dem größeren Publikum zuführen, gefehlt hat. Endlich liegt das Zurückgehen der klassischen Studien in der Verfassung der Gymnasien und Universitäten, bei deren Umgestaltung vor 50 Jahren mehr der Gewohnheit früherer Jahrhunderte, als den Forderungen der Neuzeit Rechnung getragen worden ist.

Von dem gegenwärtigen Betrieb der klassischen Studien auf den holländischen Gymnasien und Universitäten handelt das zweite Buch. Der Verfasser kennt die Mängel aus eigener Anschauung und hat um so weniger Grund, sie zu verhehlen, als die Niederländer selbst die Gebrechen eingestehen und erkennen, daß eine gründliche Verbesserung der höheren Lehranstalten sich an die Muster Deutschlands anschließen müsse, natürlich mit Schonung theils berechtigter, theils schwer zu beseitigender nationaler Eigentümlichkeiten und mit Vermeidung derjenigen Mängel, die auch unseren Einrichtungen anhaften. In welcher Weise die Niederländer von Deutschland zu profitieren haben, können sie am besten aus der zweiten der „Historischen Skizzen“ (Haag 1860) ihres greisen Staatsmannes und Gelehrten Thorbecke lernen.

In einem Anhang giebt der Verfasser eine freilich nur philologische Leser interessirende Geschichte der lateinischen Versifikation der Niederländer.

E. M.

Stalien.

Kaiser Diocletian und das Christenthum.)

Die römische Kaisergeschichte hat in der neuesten Zeit mehrere tüchtige Bearbeiter gefunden; wir selbst haben im „Magazin“ von den Leistungen einiger derselben berichtet. Jetzt liegt uns eine werthvolle Monographie über den Kaiser Diocletian und seine Zeit vor, deren Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Bedeutung eines Mannes nachzuweisen, der, gleich Augustus mit einer gemaltigen organisatorischen Kraft begabt, eine ganze geschichtliche Entzweiung abgeschlossen und eine neue Epoche der Kaisergeschichte eröffnet hat und der zugleich als eine tragische Gestalt das höchste geschichtliche Interesse erregt, weil er im Kampfe für die alterwürdige Staatsordnung gegen die hegreiche Macht einer neuen Weltordnung untergegangen ist. Der Verf. hat nicht bloß die älteren und neueren Geschichtsschreiber, sondern auch das reichhaltige Quellenmaterial über diese Periode, das in der jüngsten Zeit besonders durch Th. Mommsen zu Tage gefördert worden ist, benutzt und seinen Stoff zu einer durch besonnenen Urtheil und gefällige Darstellung anziehenden Schrift verarbeitet.

Den Grundgedanken in der Politik Diocletian's findet unser Verfasser in der entlichen Aufhebung aller republikanischen Scheinwesen, des Erbtheils vom ersten Augustus, in der Ausrottung der Soldatenherrschaft und in der offenkundigen Aufrichtung der absoluten Monarchie. Um seinen Plänen einen

*) Kaiser Diocletian und seine Zeit. Von Theodor Preuss, Oberlehrer zu Jasterburg. Leipzig, Dunder und Humblot, 1869.

dauernden Bestand zu geben, erfind Diocletian eine seltsame Regierungs- und Successions-Ordnung in der collegialischen Kaiser Gewalt von zwei Augusten mit ihren Cäsauren, die sich durch Cooptation ergänzten. Ein solches Wahlregiment konnte nur so lange bestehen, als ein Mann wie Diocletian seine mächtige Hand darüber hielt. Mit dem Verfall dieser Institution war jedoch nicht auch der Untergang der anderen Einrichtungen des Kaisers verbunden, vielmehr erhielten sie durch Konstantin den Großen ihre Befestigung und überdauerten ihren Urheber Jahrhunderte.

Die Christenverfolgung hat dem Diocletian den Ruhm der siegenden Kirche und den traglichen Ruhm des Widerstandes gegen die geschichtliche Nothwendigkeit zugezogen. Er war zu religiös oder zu conservativ, zu fest und zu tief mit dem ganzen heidnischen Glauben und Aberglauben verwichen, als daß er ein Konstantin hätte sein können, zu wenig berührt von der modern-heidnischen Auffassung, um wie dieser in einem unklaren Monothelismus den Uebergang zum Christenthum zu finden. In den ersten achtzehn Jahren seiner Regierung blieben die Christen nicht nur unangefochten, sondern der Kaiser schien ihnen sogar geneigt; hohe Hofbeamte waren Christen, und selbst Prisca, die Gemahlin des Kaisers, und seine Tochter Valeria waren dem christlichen Glauben eifrig zugethan und enthielten sich des offenen Bekenntnisses nur aus Rücksicht für ihren Rang. Diese äußere Gunst trug nicht wenig zur Ausbreitung des Christenthums bei; aber mit der wachsenden Zahl und Macht der Christen wuchs auch der innere Haß und die äußere Verachtung des Heidenthums und seines Vertreters, des Kaisers. Die christliche Kirche war ein Staat in und neben dem weltlichen Staate. Selbst die militärische Disciplin war bedroht, indem christliche Rekruten, nicht zufrieden mit der Erlaubniß, von den Opfern fern zu bleiben, geradezu den Dienst und den Fahnenheil verweigerten.

Ohne alle Verschönerung, ohne offene Gewalt unterdrückte die neue Religion den alten Staat, der sich auf den römischen Götterdienst gegründet wußte, und drohte ihn von innen heraus zu zerstören. Es blieb daher nur die Wahl: entweder mußte der Kaiser und die Regierung christlich werden, oder man mußte sich entschließen, die Kirche zu bekämpfen. Der Kaiser entschloß sich nach langem Schwanken für das Letztere, als er bei seinem Aufenthalt im Orient selbst Gelegenheit hatte, den Fanatismus und die Widersegligkeit der Christen kennen zu lernen. Auch fehlte es nicht an Agitationen heidnischer Hölflinge und Priester, vor Allen aber war es der Cäsar Galerius, der zur durchgreifenden Strenge rieth. Der Kaiser hob endlich das Toleranzedict auf, im Jahre 303, gebot aber ausdrücklich, die Gewaltmaßregeln gegen die Christen ohne Blutvergießen durchzuführen. Allein dieses Gebot ließ sich von Anfang an nicht durchsetzen, theils wegen der Haltung der Christen, welche nicht überall geduldige Ergebung bewiesen, theils wegen der Verheißungen der heidnischen Beamten, die ihren Eifer beweisen oder ihren Haß sättigen wollten. Die kaiserliche Autorität kam in Frage, für Diocletian das oberste Gesetz. So wurden die letzten beiden Jahre seiner Regierung mit Gräueln erfüllt und die Erinnerung an seine früheren Verdienste in Blut ertränkt. Doch war die Zahl der für den Glauben Geißelten, so lange Diocletian an der Spitze der Regierung stand, beschränkt, die Härte der Verfolgung verschärfte sich, seitdem Galerius und nach ihm Maximus selbständig im Osten regierten. Das meiste Blut floß im östlichen Reich, weil sich die Orientalen ebenso rücksichtslos von ihrer Leidenschaftlichkeit hinreißen ließen, wie

später in den inneren Streitigkeiten der kirchlichen Sekten. Die Christen des Abendlandes setzten den Verfolgungen mehr einen passiven Widerstand entgegen und hatten deshalb weniger zu leiden. Diocletian lebte noch lange genug, um die Verhängung allgemeiner Toleranz und die Ohnmacht der alten Götter vor Augen zu sehen und unter dem lauten Triumph der christlichen Kirche zu sterben.

Zu der Thronentsagung entschloß sich Diocletian, weil mit den irdischen Kräften auch die geistigen abnehmen mußten. Der Gedanke war so neu in der römischen Welt und so unerwartet bei einem erst neunundfünfzigjährigen Manne, daß man außer seiner Ansrheit noch geheime Beweggründe vermutete. Man sagt von dem Kaiser Karl V., er habe sich an das Beispiel Diocletian's erinnert, als er fast in gleichem Alter den ähnlichen Entschluß faßte. Beide Kaiser waren früh gealtert; doch ist zwischen ihnen ein wesentlicher Unterschied. Ganz nahe seinen Zielen, seinen Begriff eines römisch-gläubigen Kaiserthums unverwirklichen, sah Karl plötzlich seine Pläne unüberwindlich scheitern. Er entsagte der Macht, da sie ihm zur Ausführung seiner Gedanken nicht mehr dienen konnte. Diocletian dagegen sah sein Werk für vollendet an, als er fast an Gluck vom Thron stieg, den allmächtigen Schicksalsgöttinnen gehorchend, und die Enttäuschung folgte nach. Der kluge Fürst, der in staatslicher Hinsicht die Forderungen seiner Zeit so klar erfaßte, der die tiefere Bewegung, die religiöse Stimmung seiner Zeit nicht verstand. Das ist seine geschichtliche Verwundung und es ist ihm geküßt. Er und sein Haus wurden verworfen und ein Anderer erzählt, sein Werk zu vollenden. (C. W.)

Afrika.

Feldzüge der Civilisation in Central-Afrika.

• Sir Samuel Baker und der Viceroi von Aegypten.
Baron G. von der Decken.

Während wir uns in Europa fortwährend von einem Ausbruch der Ruhmbucht gegen die Civilisation bedroht glauben, steht ein Engländer mit Hilfe der nicht sehr civilisirten ägyptischen Regierung einen romantischen Kriegszug der Menschlichkeit gegen das Frierens gegen die Barbarei aus. Diese Expedition ist Samuel Baker's, des berühmten Nilquellen-Entdeckers, gegen den Sklavenhandel am Weißen Nil und für Eröffnung des uralten Handels und Wandels in den betreffenden Gegenden, der Idee und Absicht nach, zu den ertheuchsten Erbeinungen englischen Unternehmungsgewisses und verdankt deshalb um so mehr allgemeine Aufmerksamkeit, als sie in Verbindung mit dem seiner Vollendung nahenden Suez-Kanal der ganzen gebildeten Welt Aussicht auf materiellen und politischen Gewinn giebt. Jede neue Schwinde des Weltverkehrs kommt bei dem bereits wirklichen Kosmopolitismus des Verkehrs und Handels der ganzen Welt als Schwungkraft zu Gute und hilft an der allgemeinen Entwaffnung arbeiten.

Baker hat sich eine edle, obwohl ungemein schwierige und großartige Aufgabe gestellt. Er geht in seinem berühmten Reiche und Entdeckungswerte selbst, daß er in Aegypten nicht einem Beamten begegnet sei, der den Sklavenhandel nicht für eine ebenso notwendige als wohlthätige Institution gehalten habe. Um so überraschender ist der Erfolg, mit welchem er sein

Nur dem Vizekönig als eine Pflicht und Wohlthat für das Land anwies und zwar in dem Grade, daß der Beherrscher sich selbst erbot, alle Kosten dieses großartigen Unternehmens selbst zu übernehmen. Worin besteht es? Bahr hat ungefähre Schätzung, das ganze Land vom Gondokoro aus unter 55 nördlicher Breite bis an das jütlische Ende des Albert Nyanza-See im Namen des Vizekönigs in Besitz zu nehmen, zu dem wohnenden dünn verstreuten, nomadischen und räuberischen hauptsächlich vom Sklavenhandel lebenden Volksstämme zu beschützen und für friedlichen Verkehr zu gewinnen. Dazu will der Vizekönig so viel Truppen, Boote und Dampfer liefern, als Bahr nur immer für notwendig halten mag. Vesterler kennt nicht dafür keine andere Verpflichtung, als im Namen der britischen Regierung zu handeln. Bei der Ausführung seines Amtes selbst ist er absoluter Diktator, sowie auch die zu unterwerfenden Völker ihn als Alleinherrscher anerkennen sollen.

Nun die Ausführung.

Mittelpunkt dieses Sklavenhandels ist Gbartum am Zusammenfluß der beiden großen Nilarme in Oberägypten. Von aus will Bahr weiter nördwärts vordringen und feste Stationen theils für militärische, theils für Handelszwecke und Unterdrückung der mit Sklaven handelnden Karavanen am Gbartum selbst soll der neue Brennpunkt für diese kaiserliche Eroberung werden.

Die nächste Station und das Haupt Depot für die folgenden überhalb Gondokoro, etwa 150 geographische Meilen von dem, angelegt werden. Von hier aus bis herauf zum Nils am Weißen Nil entlang und auch in das Land in will er kleinere Stationen, je achtzig englische Meilen voneinander, anlegen. Diese Stationen kommen unter die Verfügung von Agenten, nach Art der Hudson's-Bay-Compagnie. Neben also mit allerhand Waaren und Tauschmitteln für die Bedürfnisse der Ummohner, Eisenblei, Wachs, Honig, Säure und zugleich mit Schutztruppen für ihren Handel versehen werden. Bis nach Gondokoro hinauf ist der Nil für den Verkehr zugänglich, und etwas oberhalb des letzten Katarakts, d. h. bei der Hauptstation, wird der Fluß etwa 100 englische Meilen lang bis in den Albert Nyanza-See hinein wieder fließen. Die Dampfer dazu werden so stückweise von Stahl gebaut, daß sie zu Lande transportirt und dann erst an der Stelle zusammengekrant werden können. Jeder Stahldampfer ist auf 150 Tonnen angelegt. Dazu kommen Schleppboote von Stahl und andere Fahrzeuge, in welchen die noch unbekannten Gesteine selbst durch militärisch-männliche Niederlassungen sichern und civilisiren will.

Nun seine Fahrzeuge wieder auseinandernehmen und über Landwege, welche den Albert von dem Victoria Nyanza-See transportiren zu lassen und letzteren See in ähnlicher Weise zu erschließen und für die Civilisation zu erobern. Königt das nicht Alles ebenso nüchtern geschäftsmäßig als romantisch? Jahrtausende lang hat man gestrebt, die geheimnißvollen Nilquellen zu entdecken und die Möglichkeit dazu in wieder in Verzweiflung aufzugeben. Jetzt nun sollen einmal die schwarzen, zum Theil feindseligen Menschen und die, welche an deren Gehirnen wohnen und uns ebenso unzugänglich waren, wie etwa der Mann im Monde, mit den vollendeten Baukunstwerken der Dampfschifffahrt und allen möglichen vortheilhaften Ergebnissen unserer Industrie überzahlt werden. Die Nilquellen und ihre Bewohner können dann wohl viel schneller und billiger auf Besuche von Europa rechnen, als vor etwa einem halben Jahrhundert von Berlin nach

Moskau reisen konnten. Bahr giebt sich wenigstens der Hoffnung hin, daß er durch die angegebenen Mittel alle die betretenden Vändereien der ägyptischen Regierung unterwerfen, den Sklavenhandel ausrotten und dafür ordentlichen Verkehr, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Frieden und Civilisation säen, pflanzen und erndten könne. Die Häuptlinge der verschiedenen Stämme sollen Befallen des ägyptischen Herrschers und verpflichtet werden, bestimmte Strecken Landes durch Saaten und Ackerbauwerkzeuge aus Europa in Kultur zu bringen und darin zu erhalten, wofür ihnen Schutz und Sicherheit durch die militärischen Stationen verbürgt wird. Als Lohn dafür sollen sie Steuern in Naturalieferungen leisten, wodurch zugleich ein erheblicher Tauschhandel begünstigt werden mag.

Das ist eine große, civilisatorische Idee, deren Ausführbarkeit allerdings zur Kritik auffordert. Aber wir wollen nicht zu gerötheliche, wohlfeile Weise sagen, daß sie aus Luftschlössen bestehe. Allerdings müssen wir voraussetzen, daß die ägyptische Regierung, die in ähnlichen Fällen nicht selten schon wertvoll war, es diesmal ernstlich und ehrlich meine und Bahr's Kraft und Gesundheit zur Ausführung hinreiche. Er allein ist die Persönlichkeit und die Seele des großartigen Unternehmens. Endlich können wir sogar, selbst wenn dieser ganze Eroberungszug für die Civilisation im Wesentlichen scheitern sollte, noch auf erhebliche Folgen für die Zukunft, für die Natur- und Völkerkunde, für ein durch Schaden klug gewordenes, besseres Unternehmen dieser Art rechnen. Ohne alle Rücksicht auf praktischen Erfolg, verdient es sehr schon in der ganzen civilisirten Welt die würdichste Anerkennung, weil ein edler, menschenfreundlicher Gedanke zu Grunde liegt und ein kosmopolitischer Held wissenschaftlicher Entdeckung und Gerechtigkeit mit aller Aufopferung begeisterten Willens an dessen Ausföhrung arbeitet. Die Früchte solcher geistigen Saaten kamen schon ziemlich oft auch dem wirklichen Wohl der Menschen zu Gute.

Wir Deutsche sind ohnehin ziemlich reich an Helden und Märtyrern afrikanischer Forschung und civilisatorischer Eroberung. Tausender von Gervillmeilen unbekannten und verschlossenen Landes und fast unzähliger Staaten und Völker dieses ältesten und wieder neuesten Erdtheiles. Und diese Bahr'sche Expedition hat für die Welt und besonders für Deutschland ein ganz spezielles Interesse, weil dadurch die Forschungen und Pionierarbeiten unserer Landeskunde ergänzt und gleichsam kosmopolitisch in Zusammenhang gebracht werden.

So weit auch die Pläne der Entdeckungszüge unserer geographischen Helden und Märtyrer, Reumann und Raspi, Barth und Overweg, Vogel, v. Heurmann, Munzinger und Kohlfs, Heugelin, Brehm, Schweinfurth u. A. in der afrikanischen Welt zu reichen scheinen, fehlen doch hier und da noch, wenn auch verhältnismäßig unbedeutende, Verbindungslieder, welche nicht selten schon durch englische Reisende verrothstättigt sind oder eben werden. Die in Angriff genommene Bahr'sche Expedition giebt nun gerade Aussicht auf Ergänzung der Feldarbeiten und des Märtyrertums eines der eifrigsten, edelsten und unglücklichsten deutschen Afrikaforscher, des Barons Klaus v. der Decken. Wir lernen erst jetzt ordentlich würdigen, was dieser bannverworfene Edelmann für die welthistorische Aufgabe wissenschaftlicher und praktischer Aufschließung Afrikas leistete und litt, seitdem durch Vereinigung der edelsten Kräfte von geistigen und Geldmitteln die Früchte seiner Forschungen der Welt durch ein wahres Prachtwerk zugänglich gemacht werden. Was jetzt ist nur der erste Band erschienen, aber dieser enthält schon einen so überraschenden Reich-

thum von Schätzen und zugleich die beste Bürgschaft für ein glänzendes Gedeihen des ganzen Werkes, daß wir mit wahrhafter Freude und mit gerechtem Stolz darauf aufmerksam machen.

„Baron Klaus v. d. Deden's Reisen in Afrika in den Jahren 1859 bis 1861, bearbeitet von Otto Kersten, früherem Mitgliebre der v. d. Deden'schen Expedition, mit einem Vorworte von Dr. A. Petermann“), enthält in dem prachtvoll ausgestatteten Bande höchst malerische, farbenbunte und zugleich streng naturwissenschaftliche Schilderungen — eine seltene Vereinigung dieser beiden Vorzüge in Reisewerken — von der Insel Sansibar, sowie Reisen nach dem Niasa See und dem Schneberge Kilimandscharo, diesem Alpen-Niasa unter den Tropen. Der Text ist durch dreizehn Tafeln, fünfundzwanzig eingedruckte Holzschnitte und drei Karten erläutert. Die Tafeln allein schon sind als photographische oder farbengedruckte Abbildungen Meisterwerke verschiedener berühmter topographischer Kustalten. Die Darstellung, sowie die ganze Durchsührung des Planes hat durch die vollständige Uebersetzung des Textes von A. G. Brehm, dessen durchsichtigen, echt deutschen Stil wir aus seinen Schilderungen des Thierlebens bewundern und lieben gelernt haben, so wesentlich gewonnen, daß wir auf die unterhaltende Weise auch durch die streng wissenschaftlichen Schwierigkeiten und Belehrungen hindurchkommen. Die Procht und Gehiegenheit des Werkes verpflichtet die ganze wissenschaftliche Welt zur Dankbarkeit gegen die Familie von der Deden's.

Der am 16. Juni 1867 verstorbene Bruder unseres Helden und Märiters, Herr Julius von der Deden, begründete mit seinen Mitteln die prachtvolle Herausgabe des Werkes, worauf die Mutter beider Brüder, Fürstin Adelheid v. Pleß, das Vermächtniß ihrer Söhne übernahm und trotz unglücklicher Zeiten mit Aufopferung und Begeisterung bis zu ihrem Tode weiter führte. Ihr ward vor ihrem Ende noch die Freude, daß die Kronprinzessin von Preußen die Widmung des Werkes annahm. Die Hinterbliebenen haben es nun mit derselben Begeisterung und Aufopferung übernommen, das ebenso prachtvoll als gediegen angefangene Werk nach diesem Muster durchzuführen zu lassen, ohne dabei auf einen andern Erfolg zu rechnen, als Förderung der Wissenschaft. Sie haben nämlich den Ertrag des Werkes dazu bestimmt, eine Stiftung zur Förderung der Erkunde zu bilden.

Wir sehen, daß sich viele edle und tüchtige Kräfte daran betheiligt haben, und können deshalb wohl auch hoffen, daß begüterte, gebildete Männer und Frauen diese glänzende Erscheinung der Literatur um so lieber begünstigen werden, als sie dadurch zugleich zur Förderung eines schönen, praktischen Planes beitragen können.

Die Forschungen in Afrika haben jedenfalls noch eine große Zukunft, namentlich jetzt, da die bald durchstehende Landenge von Suez die Handels- und Civilisationsnege in diese so lange verschlossenen oder unbekannten und auf die mannigfaltigste Weise segneten Gegenden sehr erleichtern und beschleunigen wird. Sanftbar, die glänzendste Perle unseres Ozeans und jenes Theiles von Afrika, steht schon jetzt im Welthandel einen jährlichen Werth von zehn Millionen Thalern ein. Und wie wunderbar, mannigfaltig und beinahe romanhaft wandern vor unseren Blicken die Gebrilde der Natur, des Thier- und Menschenlebens vorüber! In der Tiefe des Meeres haben unsere Forscher nicht weniger als 428 verschiedene, zum Theil ganz neue Arten von Fischen entdeckt. Kurz, wir erhalten in diesem

Werke ein überaus lebensvolles Gemälde der fünfjährigen Reisen v. d. Deden's, des ostafrikanischen Festlandes und der benachbarten Inselgruppen vom Schneberg Kilimandscharo bis Madagaskar.

Das Buch ist ebenso unterhaltend als belehrend und regt hoffentlich auch zu weiterer Forschung, sowie zu praktischen Unternehmungen der Expedition, zu Handel, Wandel und Auswanderung an. Gelingt dann auch das großartige Unternehmen Baker's, so können wir bald auf eine tausendmellige neue Linie und Richtung der ganzen Weltkultur hoffen.

H. B.

Oceanien.

Die englischen Staatenbildungen im Stillen Meer.

II.

Australiens Kolonialwelt.

Von großem Interesse für die Machtstellung Englands ist das Kapitel in Dille's Greater Britain, welches von den Kolonien handelt: „Wenn ein Brute“, heißt es da, „eine Revue der Kolonien hält, findet er viel Grund zur Ueberraschung in der einseitigen Natur der Verbindung (partnership), welche zwischen der Mutter und ihren Tochterländern existirt. Kein vernünftiges Motiv zeigt sich, welches unsere Handwerker und Kaufleute besteuert werden sollen, um Verdiensten zu unterstützen, die weit reichlicher unsere eigenen sind und die nicht, wie wir, Millionen von Armen zu unterstützen haben. Gegenwärtig besteuern wir unsere niedrigsten Volksschichten, schwächen unsere Verteidigungsmittel, zerstreuen unsere Truppen und Flotten und setzen uns selbst in Gefahr. Paniken aus, wie die von 1853 und 1859, um australische Goldgräber und kanadische Farmer gegen eingebildete Gefahren zu beschützen. Es steht etwas Fächerliches in der Idee, ein Spiel wie St. Giles (London) mit Abgaben für die Unterhaltung von Melbourne zu belasten und in Dorsetshire Meerestheile auszugeben für die Verteidigung neuseeländischer Kolonien. Maorikriegen tragen zu lassen (dies System beginnt abermals unter dem Ministerium Gladstone seinem Ende entgegenzugehen. Ref.). Es ist möglich, daß in Britannien unter den weniger gebildeten Klassen des Gemeinwefens die Meinung Platz greift, die kolonialen Ausgaben wären rasch im Abnehmen, wenn sie nicht vor schon gänzlich verschwunden sind; in Wirklichkeit sind sie aber in den letzten Jahren beständig und ununterbrochen im Wachsen gewesen. So lange wir solche Prognosen wie Gibraltar (bestandlich war vor wenigen Monaten ein heftiger Fieberstreit zwischen englischen Generalen und Amerikanern über die Rückgabe desselben an Spanien in der That zu lesen, und ist die Frage auch in der Schweiz geblieben. Ref.) Malta und Bermuda (hier sind die Zerstörungswerke erst noch dings beträchtlich verstärkt. Ref.) zu behaupten gewonnen müssen wir in runder Münze für sie zahlen, ebenso wie wir für solche kostspielige Vorübungen wie unsere Niederlassungen an der Goldküste zur Unterdrückung des Sklavenhandels, oder wir aber den Ausdruck „Kolonien“ auf englisch redende, von Reisen bewohnte und mit selfgovernment ausgestattete Völker beschranken, und einerseits solche Garnisonen wie Gibraltar ausschließen, andererseits solche reine Dependenzien, wie die westindischen und Ceylon, so finden wir, daß unsere wüthenden Kolonien in Nordamerika, Australien, Polynesien und Afrika (über die letzteren berichtet D.'s Buch nichts Selbständiges)

*) Leipzig und Heidelberg. R. B. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

und eine Belastung des nominell jährlich fast 2 Mill. Pf. St. reich aber — eine ungenannte Ausgabe auferlegen. . . . Kein Grund, den man anlegt für unsere Ausgabe von Millionen zur Vertheilung Kanadas gegen die Amerikaner oder zur Unterstützung der neuseeländischen Kolonisten gegen die Maori's, kann ebenso wohl vorgebracht werden, um die Verpflichtung der Kolonien darzuthun, und in einem europäischen Kriege mit Frankreich zu helfen, vorausgesetzt, daß ihnen Repäsentanten ein Antheil an der Kontrolle über die allgemeinen Reichsangelegenheiten gegeben wird. Die Thatfache, daß Britannien seinen Antheil oder vielmehr den ganzen Betrag der Kosten der Maori-Kriege bezahlte, würde für den Australier kein Argument zur Weisung, sondern nur ein neuer Beweis für unsere außerordentliche Thorheit sein.“ In Bezug auf Australien sind die britischen Soldaten zweifels. Die Kolonisten haben zwar die Schaustellung der rothen Rasse, und die militärischen Pflichten der elben bestehen theilweise aus Ehrenwachen und Polizeidiensten, aber die Kolonisten wissen selbst sehr wohl, daß diese Truppen in Kriegseigenen sofort zurückgezogen werden würden. Sie, die Kolonisten, sehen ihr ganzes Vertrauen auf ihre „Volunteers“ und die Colonial-Garde.

Wenn man mit einem intelligenten Australier spricht, so sieht man immer, daß er fürchtet, eine Trennung vom Mutterlande werde als Entschuldigungsgrund für die Ausrüstung einer großen und furchtbaren australischen Flotte dienen müssen — die dann ebenso wenig wie jetzt nothwendig sein würde — und daß, wie er auch nicht mag, er sich dazu noch eher als zu einer Trennung von England entschließen, wenigstens aber seine Schuldigkeit für das Mutterland thun würde. Die Furcht vor einer fremden Eroberung der australischen Kolonien, wenn wir sie sich selbst überließen, ist geradezu lächerlich. Es genügt vielleicht, daran zu erinnern, daß die alten amerikanischen Kolonien, zu einer Zeit, in der nur anderthalb Millionen Einwohner hatten, sich erfolgreich gegen die damals großmächtigen Franzosen vertheilten, und es bis jetzt kein Beispiel davon giebt, daß eine sich selbst schützende englische Kolonie von Fremden erobert ist. . . . „Das gewöhnliche Sytem schwächt und und sie (die Kolonien),“ meint Dilke, „und durch Steuern und den Abzug von Mannschaften und Schiffen, die Kolonien, indem es sie an der Entwicklung jenes Selbstvertrauens hindert, das für den Aufbau der Größe einer Nation nothwendig ist. Die erfolgreiche Beseitigung von Schwierigkeiten ist der charakteristische Zug der englischen Nationalität, und man kann von keiner Nation, die jemals solchen Schwierigkeiten getroffen hat, erwarten, daß sie jemals eine große werden wird. Kurzum, wie jetzt die Dinge liegen, sind die Kolonien für uns eine Quelle militärischer Schwäche, und unser „Schutz“ ist für die Kolonisten eine Quelle der Gefahr.“

Die verschiedenen Einflüsse des Klimas in den einzelnen australischen Kolonien und in Neuseeland liest man deutlich in dem ethnographischen Schilderungen heraus, die D. giebt: das Zutreffende der Zeichnung „Bohnensangen“ für die in Australien geborenen Burken sah man in Sidney beim ersten Mal auf ihre Vänge und schlanke Gestalt; sie sind sehr lebhaft und gesund, es fehlt ihnen aber an Kraft und Gemüth. Die Mädchen sind ebenso zart und schwächlich, feingliederig, doch gesund. Erwachsene Männer, welche als Jungen nach Neuseeland ausgewanderten und dort zehn Jahre lebten, viel Geizhals geübt und ihre Tage in der freien Luft zubringend, beständig im Sattel, sind kräftige, bärtige, stramme Kerle, Modelle der englischen Rasse, ermangeln jedoch geistiger Kultur und Grazie

des Geistes, und zwar offenbar als Folge ihrer Lebensbeschaffenheit, nicht durch ihre zufällige Beschäftigung oder Stellung bedingt. Australien verspricht eine intellektuelleren Nation; die jungen Australier reiten ebenso gut, schwimmen ebenso gut, wie die Neuseeländer; sie sind ebenso wenig der Bücher-Geliebtheit ergeben, aber sie haben eine verlässlichere Intelligenz, mehr Will und Schnelligkeit, diese Söhne des höheren Continents. Sie rühmen sich, daß sie das Klima Griechenlands hätten, und jedes junge Geschlecht unter den Volks-häufen Sydnays zeigte, daß ihr Himmel dem des Peloponnes nicht ähnlicher als den den alten Athenern sind. Die lebhafteste, glühende Demokratie, die in den großen australischen Städten emporwächst, ist weit verschieden von dem Republikanismus der älteren Staaten der amerikanischen Union, ebenso wie sie verschieden ist von dem gutmüthigen Conservatismus Neuseelands, und ihre hohe Befähigung für persönlichen Aemselment würde allein genügen, um die Australier von den Amerikanern wie von den Briten zu unterscheiden. Wie groß auch die Menge von Verbrechern (convict-) Blut in Neuseelandes sein muß, so fand sich doch keine Spur davon in den Jüngen Derjenigen, welche Dilke auf der Rennbahn bei Sydney sah. . . .

Es kann indessen kein Zweifel darüber herrschen, daß die Bewohner von Victoria denen von Neuseelands an Thatkraft überlegen sind. Die Leute in Sydney wollen in ihrer Eifersucht gegen die Victoria-Männer nicht zugeben, daß die höhere Energie der Leute in Melbourne eine nothwendige Folge davon ist, daß sie die Gifte der müthigen Tugenden aus aller Welt waren, welche der Eifer nach Goldwetter hier zusammenführte. Zur Zeit der ersten Goldentdeckung im Jahre 1851 schneiten alle entflohenen, fähigen, physisch kräftigen Taugenichtse Europas und Americas nach Port Phillip, wo Victoria damals genannt wurde; die furchtsamen und schwachen unter ihnen wurden sehr bald ausgezerrt, die Männer von Energie und zäher Lebenskraft blieben allein übrig. Manche der Neuseelands-Bewohner schloßen ihre Augen gegen die Thatfachen, die mit dem Goldfever zusammenhängen, und versichern laut, daß die Victoria-Bewohner der Auswurf Kalliforniens, „Pantee-Abbas“, sind. Man erwartet aber vergeblich, in Melbourne Pferde-Eisenbahnen, Revolver, ungeheure Hotels, Speiseklubs, Rumparsalamente und mixed drinks zu finden. Amerikanisch ist nur die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude und die Breite der Straßen; das Volk ist weit mehr gänzlich britisch als die Bürger der rivalisirenden Stadt Sydney. In vielen Hinsichten ist Melbourne das London, Sydney das Paris von Australien. Die größte Thatkraft der Victorianer mag wohl in dem Umstande liegen, daß sie nicht mehr amerikanisch, sondern mehr englisch als die Neuseelands-Leute sind. Die ersten Männer Sydnays sind meist Söhne oder Enkel der ursprünglichen Ansiedler — „Bohnensangen“ — aufgewachsen in dem halbtropischen Klima der Küste; die Victorianer sind vollblütig-englische Einwanderer, geboren in dem rauerem Klima Tasmaniens, Kanadas oder Großbritanniens und erst in erwachsenen Jahren in das erstickende Klima von Melbourne versetzt, für gesunde Menschen das schönste der Erde; denn obwohl Melbourne heißer als Sydney ist, so ist es doch nicht tropisch. Die Ansiedler auf den Hügeln von Queensland, meistens Einwanderer von England, zeigen dieselbe fräftige Vitalität, welche die Männer von Melbourne besitzen, aber ihre Landcultur in Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, wo befeuchtender Seebreeze die Luft der von Sydney gleich, sind zu langfortgesetzten Anstrengungen ebenso unfähig, wie die „Bohnensangen“. Der

Zon der Demokratie in Victoria ist nicht der amerikanische. Sie hat den trotigen Zug, nur auf sich selbst Rücksicht zu nehmen und den Nachbarn zu ignorieren, der das charakteristische Merkmal der Gründer englischer Pflanzstaaten in allen Theilen der Welt ist, — derselbe Einn, welcher 1852 das Gesetz erließ, durch das allen Verbrechern, ausgenommen solchen die vor wenigstens drei Jahren begnadigt waren, der Zutritt zur Kolonie verweigert wurde. Die englische Race ist hier nicht, wie in Amerika, latinitisch.

Die gebildete Gesellschaft in Australien gleicht der Gesellschaft der englischen Mittelklasse; die Leute haben in Dingen der Literatur und Religion den Geschmack und die Empfindungen, welche die Bürger von Birmingham und Manchester befeelen. „Ich für mein Theil“ sagt D., „habe in Melbourne an der Universität, am Observatorium (beiläufig bemerkt eines der ersten der Welt und bemerklich von einem Deutschen in Aler gebracht, Wes.), am botanischen Garten und in den Regirungs-Kemtern Männer von den höchsten wissenschaftlichen Fähigkeiten aus allen Theilen der Welt gefunden. Die nach Australien geführt waren durch die hohen Gehalte, die ihnen die Demokratie vortrat. Die Staatsmänner aller Kolonien sind der Kemter, die sie inne haben, völlig würdig.“

Die Hauptstadt Südaustraliens, Adelaide, wird von den Viktorianern übermüthigerweise das Melbourn genannt. Die Südaustralier passen ihre Häuser und Kleider weit mehr dem Klima an, als die anderen Kolonien, ihre Geseh treu passen sich von selbst an. Die Veranda der Säulen bilden eine vollkommene Piazza; die Leute stehen früh auf und besprengen die Fußwege an den Häusern mit Wasser. Die Männer tragen fast alle einen Seidenrock oder Strichput oder bescheidene Kostüme; die Frauen sind jedoch hier so unklar wie in den anderen Kolonien und gehen hartnäckig in Schwärz und farbigen Kleidern umher. Möchten sie doch einige Damen aus Richmond oder Baltimore in ihren reinen weißen Muslinkleidern sehen und vor Neid darüber bersten; denn die Kleider, die für ein heißes, trockenes Klima am besten passen, sind auch unter Adelaide's klarer Sonne die zweckmäßigsten.

Das deutsche Element ist in Südaustralien stark, und es bleibt ganze Dörfer im Weizenlande, wo nie englisch gesprochen wird; aber auch hier, wie in Amerika, hat keine Vermischung der Rassen stattgefunden und die Abweichungen von germanischen Typen sind auf klimatische Einflüsse, besonders trockene Hitze, zurückzuführen. Die hier geborenen Männer sind mager, mit feinen Gesichtern, etwas des Vicarain-Ansahn an ähnlich, während die Frauen alle gleich sind — klein, hübsch und strahlend, aber mit einem verbrannten Bild. Das unklare Auge kann vielleicht der Jucht vor dem schrecklichen Canstich zugeschrieben werden. Die Einwohner aller heißen Länder sprechen aus dem Kopf, nicht aus der Brust, und die Engländer in Australien nehmen die gleiche Gewohnheit an; man findet selten eine „Vohnenstange“ (cornstalk), die gut aus der Brust hervorredet. Die Luft ist hier heißer und schärfer als in Melbourne; während an der Victoriafüße das Thermometer im Schatten selten 110 Grad (Fahrenheit) erreicht, ist es in Adelaide nach den Aufzeichnungen der Sternwarte bis 117 Grad gewesen. Die Configuration des australischen Continents macht, daß Adelaide, obwohl ein Seehafen, so liegt, als wäre es eine Binnenstadt. Die heftigsten Stürme aus drei Windrichtungen aufsteigend, hat Adelaide einen Sommer von sechs Monaten und ist somit während schrecklich heißen Winden ausgelegt; dennoch werden 105 Grad in Adelaide leichter als 95 Grad in Sydney ertragen.

Südaustralien hatte im Sommer 1867 bereits eine halbe Million Acres Weizenland in Kultur, für jeden erwachsenen Mann der Kolonie 12 Acres unter Weizen; es exportirt bereits davon nach England und New York. Die Productat der Kolonie wird zum Theil dem Fleish und den frugalen Gewohnheiten der Deutschen zugeschrieben. Zu Western Australia führen die transportierten Verbrecher und ihre Säter zwei Dritttheile der ganzen Bevölkerung, und der ganze District ist ein großes englisches Gefängnis. Ist keine Kolonie; es exportirt nur ein wenig Holz, ein wenig Sandelholz und ein wenig Baumwolle. Wenn zwanzig Jahre der Transportierten-Arbeiten auch nur wenig für die Kleralfassung gethan haben, so haben sie es doch in Stand gesetzt, die Moral daraus zu ziehen, daß das Transportsystem und freie Einwanderung nicht neben einander bestehen können.

Erweit es die Küstenstriche betrifft, hört Australien sehr rasch auf, das Land großer Fächter zu sein und wird ein Land kleiner Gutsbesitzer, deren jeder seinen Boden selbst kultiviert. Daß dies ein glücklicher Wechsel ist, darf kaum bemerkt werden. Wenn der englische Arbeiter erst den ganzen Sommer keine Pflanze zu pflanzen im Stande sein würde, so wird er nicht nach Amerika, sondern auch Australien für sich offen finden, ihm eine Zukunft und eine Heimat zu geben. Auch hier sehen wir, daß es in Amerika, daselbe Problem in der Ferne, ob der Engländer außerhalb Englands leben kann. Kann sein Geschick überdauern, außer um Vieh- und Fruchtbarkeit die Erde seines Lebens frisch erhalten? Er kommt aus den Kiefern und von den Küsten des Deutschen Meeres und den Marschen des Kanals gewinnt an Stärke auf der Südküste von Neuseeland, aber in Australien u. d. Amerika — heiß und trocken wie sie sind — der Typus ein anderer geworden. Wird der englische Mensch endlich ganz verschwinden?

Vom Gesichtspunkte der Kolonisten würde eine Combination der Kolonien den Australiern eine bessere gemeinschaftliche und lokale Regierung sichern, als sie sie gegenwärtig besitzen. Das gegenwärtige System, wonach die Gouverneure der einzelnen Kolonien alle vier Jahre im Amt wechseln und die Beziehungen nach Neuseeland, oder von Victoria nach James West getrennt werden, trägt nicht dazu bei, sie mit den Bedürfnissen ihrer Gebühobehlenen bekannt und mit ihren Sitten befreundet zu machen. Eine gemeinsame Postverwaltung und theilweise gemeinsame Polizeiverwaltung existirt bereits. Die Kostenbarkeit der gemeinsamen Administration für Neuseeland schreide jetzt nicht vor weiteren unitarischen Maßnahmen zurück. Eine vollständige Consideration würde, außer der Verbesserung der Verwaltung, dazu beitragen, jedem Kolonisten ein Gefühl der Würde geben, das sich aus dem Bürgerrecht eines großen Staates leitet — ein wichtiger Umstand, den Jeder anerkennt, der dem Krieg in Amerika war.

Ein Bundesstaat der australischen Kolonien würde, in D.'s Aufsicht, für das britische Reich eher ein Vortheil als Schaden sein; denn obwohl die Neigung zur Unabhängigkeit Erklärung dadurch vielleicht früher erzeugt würde, so würde auch im Falle eines Krieges die Widerstandsfähigkeit Australiens eine größere sein. Da seine Kriege meist zur See geführt werden würden, mühte es eine starke Flotte haben; eine solche würde aber für das Mutterland defensiver Schutz sein, während sie schließlich jemals in einem Angriffskrieg gegen das Mutterland sich offen für einem Feinde tanniens anschließen würde.

Kleine literarische Revue.

— Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist Darwinianer, hat die Darwin'sche Theorie gründlich studiert, durch eigene Untersuchungen und Versuche (soweit der Einzelne dies vermag) geprüft und bestätigt gefunden und unternimmt den Versuch, den vielfach erhobenen Einwand zu widerlegen, daß ein Anhänger der Theorie nicht zugleich auf dem Boden einer positiven Religion stehen könne. Der Verfasser erörtert in drei abgehefteten und übersichtlich geschriebenen Vorträgen die Anschauungen Darwin's und in den zwei letzten Abschnitten giebt er seine Ansichten über die gute Beziehung dieser neuen naturwissenschaftlichen Theorie und der altbegründeten Moral und Religion. Der Darwinianer stellt sich mit Ueberzeugung auf den Boden des Christenthums, an die Seite des praktischen Ethikers, der die Pflicht und die Aufgabe hat, den Menschen nicht zum Gelehrten, sondern zum Menschen zu erziehen. Der Darwinianer kämpft gegen die Unzulässigkeit nach zweierlei Richtungen: er verteidigt die objektive Forschungsmethode des Naturforschers gegen diejenigen Theologen, welche ihn zwingen wollen, nur den subjektiven Standpunkt einzunehmen, und verteidigt den anthropocentrischen Standpunkt der Religion gegen die unzulässigen Parteien unter den Naturforschern und Philosophen, welche dem Menschen Verzicht auf die Selbstverteidigung aufnöthigen wollen, indem sie ihm zumulhen, sich auf den christlichen Standpunkt zu stellen.

Der Verfasser ist von seiner Anschauung überzeugt, Glauben und Wissen sind ihm nicht Gegensätze, die einander ausschließen, sondern Geschwister, die zu einander gehören und die nicht entzweit werden können. Aus einer solchen Anschauung erwächst die Krönung zu edlerer Forscher-Arbeit und Toleranz, und wir empfehlen wir die kleine Schrift.

Dr. P.

— Englisches ethnographisches Journal. Aus London ist das erste Quartalheft des früher nur in der Form von gedruckten Verhandlungsberichten erschienenen Journal of the Ethnological Society ausgegangen, dessen Herausgeber der Präsident der Londoner ethnologischen Gesellschaft, Professor Huxley, in Verbindung mit Sir John Lubbock und einigen anderen bekannten englischen Gelehrten, ist. Hauptächlich sind es die in den Sitzungen der ethnologischen Gesellschaft zum Vortrag gekommenen Abhandlungen, die den Inhalt des ersten Quartalheftes bilden, das zugleich einige sehr interessante Abbildungen von indischen Volksindividualitäten, von Malaien, Indianerstämmen in Negern, sowie von alten Stein- und Bronze-Geräthen und Waffen bringt. Unter den Abhandlungen des ersten Heftes befinden sich: Die Völkerwanderungen nach dem Westen, von H. Huxley; Chinesische Zaubertränke, von B. H. Black; Prototypen des Zustands von Kleinasien, von H. H. Clark; Steinwerkzeuge vom Cap, von Sir J. Lubbock; Cromlech und megalithische Bauten, von H. M. Westropp; Das Tragen der Hüte in Australien und Neuseeland, von Dr. S. Hooper; Die höchsten Kannibalen in Südafrika, von Capland; Methode ethnographischer Messung des menschlichen Körperbaues, von H. Campen, u. A.

*) Von Dr. H. Jaeger. Stuttgart, Julius Hoffmann. (150 S.)

**) The Journal of the Ethnological Society of London. Published quarterly, 1869, April. London, Trübner.

— Amerikanisches Glaubensbuch über die französische Invasion. Die offiziellen, auf die amerikanische Expedition bezüglichen Attentats- und namentlich alle Papiere Maximilian's, die auf dem Zuge nach Queretaro zurückgelassen wurden, hat der Präsident Suarez einem Herrn Lejeune zur Verfügung gestellt, der auf Grund so wichtiger Dokumente (soeben ein Werk publiziert, das wesentlich neue Aufklärungen über die Expedition und Kämpfe Maximilian's, namentlich über das Verhalten des englischen und französischen Cabinets, giebt.) Obwohl von mexicanischer Seite aus publiziert, trägt dasselbe einen durchaus authentischen und urkundlichen Charakter. Insbesondere tritt das Bild Maximilian's durch die schlagenden Beweise des Verraths in seiner Umgebung, welche hier zum erstenmale mitgeteilt werden, noch edler und entgegen.

— Eine Hofgeschichte des Herzogs Karl Eugen. Von dem beliebten süddeutschen Erzähler Otfried Nylus (Karl Müller in Stuttgart) ist unter dem Titel „Die Töte von Eichenau“ eine anziehende Hofgeschichte aus der Zeit Karl Eugen's von Württemberg, des sogenannten schwäbischen „petty tyrant“, erschienen. Man erkennt in dieser Geschichte, welcher durchweg wahre Ereignisse zum Grunde liegen, die Reime der Gedanken, die dem jungen Schiller bei der Anlage seines Trauerspiels „Kabale und Liebe“ das Herz bewegten. Marianne Pirker, eine berühmte Sängin jener Zeit, ist die Heldin dieser Geschichte. Um den entzweiten Nachstellungen des Herzogs Karl Eugen und seiner Hofherren zu entgehen, entsagte Marianne einer Jugendliebe und reichte dem Concertmeister Pirker ihre Hand, in der Meinung, daß des Mannes Amt und Würde sie vor ferneren Nachstellungen schützen werde. Aber gerade durch diese Heirat hatte sie den Herzog so gereizt, daß der kleine Louis XV. sie ergreifen und nach seiner kleinen Bastille, dem Hohenasperg, abführen ließ, wo ihr der Prozeß wegen eines von ihr geführten, angeblich verrätherischen Briefwechsels gemacht wurde. Die schmachvolle Behandlung, welche die schuldlose Marianne hier erfuhr, hatte die Folge, daß sie geisteskrank wurde; aber auch dies milderte ihre Lage noch nicht, vielmehr wurde sie, als eine geborene Festerkerin, erst auf energische Veranlassung des kaiserlichen Gelehrten aus ihrer schmahlösen Haft entlassen.

Von Otfried Nylus, dem Verfasser dieses Romans und der „Neuen Pariser Mythen (unter Napoleon III.)“, wird nächstens unter dem Titel „Im Schatten von Primrose-Hill“ eine Fortsetzung der „Neuen Londoner Mythen“ erscheinen, worin besonders das Leben und Treiben der politischen Flüchtlinge in London lebendig und anziehend geschildert ist.

Literarischer Sprechsaal.

Herr H. Schmidt, Professor der deutschen Sprache am Lycée Charlemagne in Paris, hat unter dem Titel: „Etudes über Lessing und Herder“ eine Schrift herausgegeben, die uns die

*) Lefèvre, Documents officiels recueillis dans la Secrétairerie privée de Maximilien. Histoire de l'intervention française au Mexique, 2 vol. Bruxelles et Londres. Berlin: E. S. Mittler & Sohn.

**) 2 Bde. Stuttgart, Vogel u. Weinbauer, 1869.

***) Etudes sur Lessing et Herder, par H. Schmidt, professeur etc. Paris, librairie internationale.

Abgeschmacktheiten des Herrn H. Gaidoz, welche wir in der vorigen Nummer des „Magasin“ beflagten, leicht und gern vergessen macht. Die Revue de l'instruction publique bringt über diese Schrift aus der Feder des Herrn E. Montigny eine Anzeige, worin der Rec. mit Begeisterung auf die Namen Vessing und Herder, als Sterne erster Größe am Himmel der humanen Weltbildung und der Erziehung des Menschengeschlechts hinweist. Wir in Frankreich, sagt er, genießen unbewußt die Früchte, deren Samen die beiden großen Männer ausgestreut. „In unserer Literatur find die berühmtesten Dichter der romantischen Schule, in der Geschichte die Guizot, die Aug. Thierry, die Michelet, in der Kritik die Villemain und Sainte-Beuve ihre mehr oder weniger directen Erben und Nachfolger.“ — Schade (fügt der französische Kritiker hinzu), daß Herr Schmidt nicht seinen lichtvollen, dankenswerthen Hinweisen auf Vessing und Herder auch zahlreiche Citate in Uebersetzungen aus ihren leider nur zu wenig unter und gekannten Werken hinzugefügt hat.

Die diesjährige Ausstellung der „Königlichen Akademie zur Beförderung der brittischen Kunst“ in London ist die hundert- und erste, und in würdiger Weise hat die Akademie ihr zweites Ausstellungs-Jahrbuchwort eröffnet. Sie hat sich nämlich einen neuen Palaß in Piccadilly, an die Stelle des alten, viel zu klein gemessenen auf Trafalgar-Square, erbaut, und der neue Palaß ist durch die diesjährige Ausstellung eingeweiht worden. Alle Zeitungsstimmen der Weltstadt sind einig in der Anerkennung des Geschmacks, den der Präsident der Kunstakademie, Sir Francis Grant, und der Baumeister, Sydney Smirke, bei der Herbeiführung des neuen Gebäudes an den Tag gelegt. Der Schilderung nach hat dasselbe mit dem von Schinkel erbauten Museum in Berlin einige Ähnlichkeit. Ueber eine breite Freitreppe gelangt man durch einen Säulen-Poräthol in die große Centralhalle, die ein Octagon bildet, ihr Licht von oben durch eine Kuppel erhält, und in welcher nahe an zweihundert Statuen und Büsten, worunter die der größten italienischen, englischen und anderen Meister der Kunst, aufgestellt sind. An jeder Seite dieser Centralhalle befindet sich eine Reihe von zehn Ausstellungssälen, an welche sich Logezimmer, ein Banquettsaal für die Akademiker und Gefährtenräume für das Publikum anschließen. Die Kuppel- und Boden-Verzierungen der Centralhalle und der größeren Säle sind ungemein reich und geschmackvoll und von den ersten Künstlern Englands ausgeführt. Die Zahl der neuen Kunstwerke in den Ausstellungs-Galerieen ist nicht so groß, als man, nach dem Anbrange von Künstlern und Dilettanten, die sich diesmal um Plätze beworben hatten, erwartete. Von nahe an 5000 Anmeldungen sind über 3500 zurückgewiesen worden, so daß der Katalog der ausgestellten Kunstwerke nur 1230 Nummern zählt. Als die Krone der diesjährigen Ausstellung wird ein Gemälde von Sir Edwin Landseer; „Ein Schwanenfisch, von Seeadlern überfallen“, bezeichnet. Unter den Kunstwerken des Auslandes im neuen Akademiegebäude befinden sich ein „Schloß des heiligen Graal“ vom Galeriedirektor, Grafen Kalkreuth, in Weimar; eine „Landschaft in Smaland“, von C. Bergh in Düsseldorf; eine „Landschaft von M. Bierstedt; eine „italienische Einnerrin“ von Frau Serapha-Baumann; „Moutons Ecosseais“ von Mlle. Rosa Bonheur; ein „Römischer Kunstfreund“ von Alma Tadema, „Holländische Wiesen“ von F. de Saas u. M. Der Kunst-Critiker des Art Journal, ein etwas nationalbechränkter

Stoßengländer, kann nicht genug seinen Verdruß darüber zu erkennen geben, daß man dem Ausland im neuen englischen Akademiegebäude so vielen Platz eingeräumt.

Von Dore's Illustrationen der Divina Commedia war bisher nur der Inferno von Hachette in Paris und von Cassell in London publicirt. Gegenwärtig liegen auch das Purgatorio und das Paradiso zur Publication bereit; das Juni-Heft des Londoner Art Journal giebt aus dem Letzteren eine Probe, die den Verehrern der Phantasie Dore's, je mehr sie sich in die grandiose Schöpfung des italienischen Dichters vertieft, um so mehr an edler Darstellungskraft gewonnen hat. Allerdings wird auch die Aufgabe des Künstlers dankbarer, je mehr er von den phantastischen Grazien der Hölle zu den lichten Erscheinungen im Paradiese vorschreitet. Die Probe, welche das Art Journal nach Dore's Illustration der Eingangs-Verse des neunzehnten Gesanges des Paradiso liefert, ist ein wahres Meisterwerk. Dante's vollkommen würdig: Dante und seine Führerin, durch die Himmelsräume schreitend, schauen in den ätherischen, gewimmelten Regionen von aller Materie befreiten Regionen die Geister und Geir der Gerechten, geleitet von den Heerschaaren der Engel. Es ist ein kühner Versuch, das Unendliche und das Unfaßbare künstlerisch darzustellen. — In diesem Augenblicke ist übrigens in London wieder eine besondere Ausstellung von Delgemälen Dore's veranstaltet, der in der englischen Hauptstadt eine besondern Gunst und vieler Geliebinnahmen sich erfreut. Unter den ausgestellten Bildern befinden sich „Das Erbeubeth des Iphigeneia“, „Titania“ aus dem „Sommernachtstraum“, die „Engländer bei Rosenlaui im Berner Oberland“ und „Rimini“.

Die Geschichte Napoleon's I. von P. Vankref, welche in viel Aufsehen gemacht und bereits ausführlich in diesen Blättern besprochen ist, erscheint gegenwärtig in einer deutschen Uebersetzung von C. von Glümer.) Die erste Lieferung enthält die Einleitung von Adolf Stahr, worin dieser darauf hinweist, daß das Urtheil Vankref's über Napoleon genau mit der Charakteristik übereinstimmt, welche bereits im Mai 1813 in diesen Blättern in der letzten seiner drei Reden über den Begriff der wahren Kriege von dem corsischen Eroberer gegeben.

In Nr. 10 dieses Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise (Vegetarianer *) berichtet der Herausgeber, daß Dr. Halger, über einen Vereinigt, der am 19. Mai in Wien im großen Hofgarden und zu dem sich Mitglieder aus vielen Gegenden Deutschlands und aus Ungarn eingefunden hatten, es wurde daselbst ein Statut des „deutschen Vereins für natürliche Lebensweise“ angenommen und beschlossen, das Vereinsblatt, von welchem jährlich zehn Nummern erscheinen und jetzt bereits 410 Abnehmer hat, auch ferner herauszugeben. Der Preis des Blattes ist von 1 Zblr. auf 20 Egr. jährlich herabgesetzt.

*) Berlin, A. Sacco Nachfolger.

**) Nordhausen, Ferd. Körsternann.

Verantw. Redacteur: Joseph Fedmann in Berlin, Rathhäuserstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann)
in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 84.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Rannischestraße Nr. 51. C

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 26. Juni 1869.

[N^o 26.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Japanesische, amerikanische, englische und schottische Studierende in Berlin. 369. — Zuschriften und Notizen in lebenden Wännen, nach Wöppert. 370. — Schutz den Büchern! 371.

Geistige Provingen. Die Nothstände in Sic. Ebst. und Ausland. 373. **Frankreich.** Die Memoiren des Ministers Walston. Neue Aufschüsse über die ersten Jahre der französischen Revolution. 375. — Der letzte Band der Correspondenz Napoleons I. 377.

England. Abtheilung eine neue Schatzkarte Ausgabe in Deutschland. 378. **Nordamerika.** Deutsche Presse und deutscher Buchhandel in Amerika. 379. **Kleine literarische Notizen.** Der Bibliothek-Katalog des deutschen Reichsarchivs. — Berlin. 380. — Die zweite Auflage von Spamer's Japan. 381. — Zur Kritik des Materialismus. 381. — Bücher und Frauen. 381.

Literarischer Sprachsaal. Das Jahr 1769. 381. — Leibniz und Dano Kapp. 382. — Prof. Deudemann über das internationale Völkerrecht. 382. — Der belgische Unterricht. 382. — Die Pacifiche Kriegen und die Alpen in Colorado. 383. — Richard Wagner's Fiedbüre gegen G. Derrant. 383. — Tribune und Berliner Eichen. 383. — Ein weiterverbreiteter deutscher Roman. 383.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Japanesische, amerikanische, englische und schottische Studierende in Berlin.

Die vielfach mißbrauchte Redensart: „Berlin wird Weltstadt“, gewinnt allmählich in gewisser Beziehung einen erfreulichen Sinn. Als wirkliche Weltstadt muß es fähig sein, alle Fortschritte und Vorzüge, die sich auf verschiedene Nationen und Länder vertheilen, in sich aufzunehmen und den deutschen Sinn und Geist dadurch zu vervollkommen. Dazu gehört vor allen Dingen, daß es durch seine eignen Vorzüge Anziehungskraft genug für ausländische Ideen und deren Träger, für die wissenschaftlichen Bestrebungen anderer Völker ausübe. Das geschieht um neuerdings mit zunehmender Kraft, welche hoffentlich nicht in die Dauer durch die besondern Angriffe des Berliner Materialismus auf das Einkommen der Bewohner abgelenkt werden wird. Wenigstens müssen wir auch entsprechend durch weltbürgerliche Ideen und freien Geist zu geben und nicht bloß materiell zu nehmen wissen, wenn das erstrebte eintheiliche Deutschland und seine Bundeshauptstadt nicht etwas Napoleonisch-Hausmannisches annehmen und vom Staate der Intelligenz Friedrich's des Großen sich immer mehr entfernen sollen. Jede Art von Einseitigkeit kann wohl eine Zeit lang scheinbar fortdauern, aber sie geht früher oder später, beim ersten Zusammenstoß, aus dem Reime, wie der Thronstuhl des letzten Kaiserthums, aus dem Reichthum, aus der Anziehungskraft wieder, welche Deutschland und Berlin auf andere Völker und Länder ausüben.

Wir haben jetzt zwei Söhne japanischer Großen hier, die auf Staatskosten in Berlin studiren. Diese waren für

Paris bestimmt und hielten sich auch dort eine Zeitlang auf. Aber das leichtsinnige, oberflächliche Leben dort sagte ihnen so wenig zu, daß sie, von dem Ruhme Berlins angezogen, vor einigen Wochen hierher kamen, um zunächst gründlich Deutsch zu lernen und dann die Universität zu besuchen sowie sich mit anderen wissenschaftlichen Instituten und Bestrebungen vertraut zu machen und nach fünf Jahren mit diesen Schätzen in ihre Heimat zurückzuführen. Sie erwarfen noch zwanzig Vandalen aus den geistig und feindschaftlich bevorzugten Ständen, welche theils in Berlin, theils in Paris und London europäische Wissenschaft und Cultur als Saat für ihr neu aufgeschlossenes Land und Volk sammeln sollen. Die beiden ersten Japanesen in Berlin erreichen sich also eben so strebsam als offen und unparteiisch in Anerkennung unserer Vorzüge, in Wissenschaft, Kunst und Gewerke. Sie sprechen darüber, so gut es ihnen vorläufig mit Hilfe des Holländischen und Englischen möglich ist, mit vieler Begeisterung, und ebenso entkräftet über die verhältnismäßige Faulheit ihrer Vandalen zu Hause. Es ist dies ein gutes Zeichen, insofern man annehmen darf, daß die gebildete Jugend Japans sehr empfänglich für europäische Cultur sei und kräftig zur materiellen und idealen Erschließung und Befruchtung des Landes beitragen werde.

Diese Anerkennung deutscher Vorzüge finden wir bereits auch bei einem Volke, welches am Unfähigsten dazu scheint, da es meist von sich selbst so sehr eingenommen ist, daß nichts daneben mehr Platz findet. — bei den Amerikanern. Auf den Straßen Berlins wird man neuerdings vielfach das unerkennbare nähele English derselben mit den unaufhörlichen Zwischenreden: I guess und I calculate, gehört haben. Beiläufig gesagt sind die „Gussers“ aus dem Norden, die „Calculatoren“ meist Söhne ehemaliger Sklavenhalter des Südens, oder diese selbst mit und ohne Familie, obwohl ältere Amerikaner und Familienväter lieber am Rhein, in und bei Dresden leben oder sich ansiedeln. Die Amerikaner in Berlin sind meist junge Leute, besonders Studierende. Bis in die Mitte des Mai hatten sich nicht weniger als sechzig Amerikaner hier immatriculiren lassen.

Wir gelegentlich hält sich ein Vertreter anderer Nationen um der Wissenschaft willen oder als Student hier auf. Am seltensten findet man unter ihnen Engländer. Sie werden auf ihren Gymnasien Eton, Rugby und Harrow, und auf ihren Universitäten, Oxford und Cambridge, als ausgewählte Söhne der Geld- und Standesaristokratie, künstlich meist so englisiert, aristokratisirt und bornirt, daß sie die ganze Welt außerhalb ignoriren oder überhaupt nichts davon erfahren. Außerdem würden sie, bloß gekostet in Fabrication von lateinischen Versen und etwas Mathematik nach Euclid, ganz unfähig sein, deutsch und deutsche Wissenschaft zu erlernen, und namentlich das deutsche Universitätsleben mit seiner wissenschaftlichen und persönlichen Freiheit kaum vertragen können. Es kommt ihnen auf ihren Schulen und Universitäten auf Ausbildung der Muskeln, namentlich auf der Schuld- und Raummuskel so sehr an, daß sie geistige Ausbildung jeder Art darüber vernachlässigen. Sogar die Times beklagte sich unlängst in einem Leitartikel über diesen verwerthenden Cultus der Muskelkraft. Diese

Exports, dieses Rudern, Werfen, Laufen, Schlagen und Voren um die Wette gebe zwar eiserne Muskeln, aber auch vernagelte Köpfe und linfske Fligel. Unsere Studenten in Deutschland treiben sich zwar auch zum Theil vielfach auf dem Fichtboden umher und trinken ziemlich regelmäßig Bier über den Durst, aber die englischen Gymnasien und Studenten vergenden dafür tausendmal mehr Geld und Gesundheit in Conditoreien, geheimen Bacchanalien und Orgien. Ein dummer Junge reicher Eltern auf dem Gymnasium Harrow hatte bei einem Confectioner (Conditör) des Ortes offenes Credit, von welchem der Gymnasiast bei Anfunft seines Vaters, nach Verlaufs von Dreivierteljahre, bloß bis zu 200 Pfund Sterling oder etwa 1300 Thaler Gebrauch gemacht hatte. Die Rechnung erklärte sich durch eine ziemliche Anzahl von Glasen Champagner, 12 Schillinge oder 4 Thaler, und sonstige küßige Erquickungen für den sechsechsjährigen Bengel und seine strebsamen Klassenbrüder. Der reiche Vater bezahlte, nahm aber den Jungen mit dieser und anderen Quittungen in der Tasche mit nach Hause.

Auf den Universitäten werden hauptsächlich lateinische Verse gemacht; aber der erste schottische Student, der vor einigen Monaten nach Berlin kam, versicherte mit Staunen, daß hier fast alle Studenten lateinisch sprechen könnten und weder auf einer englischen noch schottischen Universität jemals ein solches gelehrtes Genie vorgekommen sei. Diesem ersten schottischen Studenten in Berlin folgten im Laufe der letzten Wochen noch sieben andere, alle von dem wissenschaftlichen Drange getrieben, ordentlich Deutsch zu lernen und hauptsächlich theologische und philosophische Collegia zu hören, unsere Sprache und Wissenschaftlichkeit auf die schottischen Universitäten, Edinburgh und Aberdeen, zu verpflanzen und dort durch deutsche Vereine zu kultiviren. Diese theologisch-wissenschaftliche Revolution in Schottland, wo die alten Theologen nur Hengstenberg in Deutschland anerkennen wollen, ist ein erfreuliches Zeichen des besseren und gründlicheren Strebens in Schottland überhaupt. Die Schotten sind den Engländern, welche es sich in ihrer Oberflächlichkeit und Muscularität gern bequem machen wollen, schon längst unbequem und werden deshalb gern eben so bitter verleumdet, als die Deutschen wegen wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Vorzüge. Besonders wüthend sind die englischen Studenten in Cambridge, da nun schon seit drei Jahren immer nur Schotten als erste „wranglers“ aus der Concurrenz um wissenschaftliche erste Preise hervorgegangen. Ueberhaupt spielen die Schotten in der englischen Wissenschaft und Politik seit langer Zeit Rollen ersten Ranges. Wir bemerken nur, daß Gladstone und Bright, die beiden bedeutendsten Persönlichkeiten des englischen Ministeriums, sowie das Oberhaupt der ganzen englischen Kirche, der Erzbischof von Canterbury, geborne Schotten sind. —

Die acht schottischen Studenten in Berlin erinnern mich an die schottische freie Kirche, welche sich im Laufe der letzten Monate hier unter Leitung des Rev. Carlisle gebildet hat. Das geistliche Oberhaupt dieser Kirche gilt nicht nur als ausgezeichnete Theologe, sondern auch als guter Prediger und vielgewandter Weltmann, der bereits in Indien und in anderen fernern Gegenden sich um den liberalen Geist der schottischen „freien“ Kirche, im Gegensatz zu der „episcopalen“, Verdienste erworben hat und diese wahrscheinlich auch weiter ausbreiten wird. Benigstens sprach er bereits von dem Plane, für die zahlreichen Schotten in Petersburg eine Kirche zu gründen. Doch wird er sich wahrscheinlich hier noch längere Zeit

auf die ehrenvollste Weise gefesselt fühlen, da ihm unter anderem die Frau Kronprinzessin von Preußen sehr wohlwollend gesinnt ist und ihren ältesten Sohn, den künftigen Kronprinzen von Preußen, mit einem Sohne des Herrn Carlisle gemeinschaftlich in Naturwissenschaften unterrichten läßt. Viele Gnad wirkt jedenfalls auch erfreulich auf die schottische Kirche in Berlin und die weitere Vertretung schottischer Studenten an der Berliner Universität. Diese lehnen dann bereichert um mit freierem Geiste nach Schottland zurück und werden nicht verfehlen, mit der Zeit die strenge, formale Orthodoxie in Schottland zu brechen und freieren und vernünftigeren Anschauungen und Gebräuchen Eingang und Anhänger zu verschaffen. Schon viele schottische Familien warten auf diese Freiheit, deren Ausübung ihnen durch ziemlich allgemein herrschende Vorurtheile und Gebräuche fast unmöglich gemacht wird. Ein deutscher Doctor in Edinburgh, in den besten Familien eingeführt, war von dem Tage an, als er in einer Familie Bekanntschaft mit David Strauss verrieth, auf immer aus diesen Kreisen verbannt, und ein anderer Deutscher, der einmal Sonntags einige Accorde auf dem Klaviere erklingen ließ, wurde von der empörten Menge beinahe tetsgeschlagen.

H. S.

Inschriften und Zeichen in lebenden Bäumen, nach Göppert¹⁾

Ganz abgesehen von den Verliebten, welche ihre verheißenen Namen gern „in alle Rinden einschneiden“, von wandernden Reisenden, die in Ermangelung von Zettelstücken und Zetteln die Bäume zu Zeugen ihres Dageweseins machen, über auf die meisten Naturvölker die Gewohnheit, lebende Bäume als Erinnerungssäulen denkwürdiger Begebenheiten zu wählen. Räuberansfälle im Walde, Unglücksfälle, Duelle, Schlachtverloren, Akte der Volkshöliz (Vehm), Selbstmorde etc. etc. Naturereignisse, findet man überall durch Inschriften ausgeschnittene Buchstaben oder Zeichen, an den zunächst benachbarten Bäumen verewigt. Wenn solche Täuflerung aber bei Bäumen geschieht, welche ihre Rinde erneuern, oder starke und rißige Borke bilden, wie die meisten Bäume unserer Heimat dies thun, so geht natürlich der Zweck des Verfabrens durch baldiges Verwundwerden und äußerliches Verschwinden der Zeichen verloren. Darum wählten die Einschnittigen, zumal Forstleute, zu Inschriftsbäumen vornehmlich die Rothbuche (*Fagus sylvatica*), wieselbeil aber glatte, silbergraue, rißlose und darum für sehr Auszeichnung besonders geeignete Rinde für's Leben haltend und dadurch die gemachte Inschrift noch nach hunderten Jahren und später erkennen läßt. Natürlich werden die Bäume in der wachsenden Rundung des Stammes allmählich hart breiter und verzerrt, dagegen verlängern sie sich nicht weiter, da eine oft angenommene spätere Streckung des Stammes nicht stattfindet, und ebenso bleiben festerbarer Weise die Zwischenräume der einzelnen Zeichen unverändert. Wenn das Einschnitten der Buchstaben, Zahlen und sonstigen Zeichen nicht bis auf's Holz gegangen ist, so füllen sich die Wunden bald mit Rindenwucherungen und Korkbildungen, verschwinden bei den Bäumen gänzlich, ohne irgend eine Spur zurückzulassen, und werden auch bei der Buße nach einer Reihe von Jahren nicht

¹⁾ Ueber Inschriften und Zeichen in lebenden Bäumen. St. Prof. Dr. H. M. Göppert. Breslau, Bergmann, 1869. (37 S. u. 5 lithogr. Tafeln.)

unentfesselt. Anders, wenn die Kerbschnitte bis aufs Holz und in dasselbe hinein geführt wurden. Es treten alsdann sehr eigenthümliche und interessante Verhältnisse ein, welche bereits oft von Naturforschern und Botanikern untersucht wurden, ihre völlige Aufklärung aber erst neuerdings durch Untersuchungen gebunden haben, welche theils durch Prof. Göppert in Breslau, theils auf Veranlassung dieses berühmten Gelehrten, durch Dr. Naische ausgeführt sind.

Anknüpfend an eine Anzahl sehr ausgezeichnete Beispiele, hat Herr Geheimrath Göppert einen überaus lehrreichen und fesselnden Vortrag hierüber in der vorjährigen Versammlung des sächsischen Forstvereins zu Loppin gehalten, welcher nun, vermehrt mit einigen ähnlichen Vorkommnissen, als besondere Abhandlung vorliegt, auch bereits in Th. Volsner's vortrefflichen *Schleisschen Provinzialblätter**) auszugeweiht mitgetheilt ist. Wir entnehmen der ersten das Folgende:

Die Heilung bis auf das Holz gemachter Einschnitte geht von dem lebendigen Theile des Stammes, von der Cambialschicht aus, welche zwischen Rinde und Holz liegt. Unter den Rändern der Wunde treten von allen Seiten abgerundete Rindenwülste hervor, welche sich nach und nach nähern und endlich, das freigelegte Holz bedeckend, sich schließen. Die Rinde wird dadurch bei runden Öffnungen strahlförmig, bei länglichen Einschnitten bemerkt man deutlich längs der Mitte die Linie, in welcher die beiden Seitenwülste zusammengestoßen sind. Während aber diese sogenannte Ueberwallung geschieht, schreitet das Stämmewachsthum des Stammes ganz in regelmäßiger Weise fort, so nämlich, daß die Cambialschicht in jedem Jahre bei ungestörtem Verlaufe nach innen eine Holz- und nach außen eine Rinden-schicht ablagert. Da nun die Verletzungen, soweit sie das Holz getroffen haben, unverändert bleiben, so werden die Wunden nicht allein von der darüber entstehenden Rinde, sondern auch von allen nachher entstandenen Holzringen überlagert, so daß sich also die alte Inschrift nach zwanzig Jahren schon tief im Holze, unter zwanzig Jahresringen verborgen, befindet. Dies geht so weit, daß nicht nur die Schrift selbst, sondern selbst kleine, selbst festgeheftete oder eingedrungene Körper, Nägel, Messen, Ketten, Geweihe, Steine und dergl. durch solche Ueberwallung tief in das Herz des Stammes aufgenommen werden können. So fand man z. B. im Innern einer 1337 zu Dürer's gestifteten Buche ein vieredriges, durch Umkerbung von der äußeren Rinde getrenntes Hohlstück, mit den Buchstaben H. A. L. mit der Jahreszahl 1796, bebedt von 110 Jahresringen vor.

Da die meisten jener alten Bauminnschriften die Jahreszahl eingetragener besitzen, so kann man, wenn ein solcher Baum gefällt wird und die Inschrift noch äußerlich kenntlich war, durch einfaches Zurückzählen der Jahresringe, wenn dieselben auch weit über 100 betragen sollten, auf dem Querschnitte des Stammes die Linie finden, in welcher eine vorstehende, übrigens leicht auszuführende Kängelschaltung die alte innere Inschrift bloßlegt. Man findet daselbst die alte Schrift unverändert, mitten im Holze, bebedt von einem scharfen, erhabenen Abdruck derselben, der der bedeckenden Holzschicht, beide durchaus unverwunden und kaum leicht von einander lösbar. Gewöhnlich sind Buchstaben und Zeichen beider Schichten durch die ehemalige Einwirkung der Atmosphäre gebräunt und dadurch um so härter hervor-
stehend. Hierbei konnte zugleich die Jahresring-Theorie, nach welcher in unseren Breiten in jedem Jahre ein neuer Holz-

ring abgesetzt wird, controlirt und bestätigt werden, wiewohl Abweichungen vorkommen mögen. Wenn es nun schon an sich sehr sonderbar ist, mitten im Holze dergleichen alte Menschen-spuren an der erwarteten Stelle aufzufinden, was auch niemals ohne einiges Erwaunen geschieht, so wird es doch noch viel auffallender, wenn solche Inschriften in dem zufällig gespaltenen Holze von Bäumen gefunden werden, wo die Rinde äußerlich keine Spur des Vorhandenseins derselben verräth, wie solches bei den meisten Bäumen außer der Buche der Fall sein wird. Göppert führt z. B. einen Fall an, wo unerwartet mitten im Holze eines Stammes das Bild eines an einem Galgen hängenden Diebes aufgefunden wurde. Welche wichtigen Geheimnisse mag nicht mancher Baum in seinem Baue verbergen, und der Holzhauer findet vielleicht, nichts ahnend, beim Spalten die Hieroglyphe, an welcher sein Urabne den Baum wiedererkennen wollte, neben welchem er im Kriege einen Schatz der Erde anvertraut hat, der nicht wieder aufgefunden wurde.

Zugleich geht aber auch aus alledem hervor, wie schädlich die Rindenverletzung eines Stammes für die Continuität seines Holzes in späterer Zeit werden kann, insofern solches an dieser Stelle einen innern Fehler oder Spalt erhalten muß, der oft durch Pilz- und Schwammbildungen vor der Verhärzung geradezu zu einer faulen Stelle werden kann. Nebenbei schädliche Folgen, wie die absichtliche Beschädigung, kann das Ausreißen der Rinde durch Frost, welches nicht selten durch das Gefrieren des unter der Rinde befindlichen Saftes hervorgerufen wird, herbeiführen. Zwar schließt sich der Spalt beim Nachlassen der Kälte bald, bleibt aber trotz der nachfolgenden Ueberwallung meist kenntlich. Die beginnende Moderung und Schwärzung der an solchen Stellen von den Atmosphärien getrossenen Gefäßbündeltheile bewirkt sodann Zeichnungen, welche sich auf dem Querschnitte des Holzes als Figuren darstellen, deren Form durch gewisse Vegetations-Verhältnisse eigenthümlich bestimmt werden kann. Zu diesen Bildungen gehört die sehr frappante Zeichnung eines Vanwehkreuzes von bräunlicher Farbe, welche im Januar dieses Jahres bei Ober-Vangenbielau mitten in dem weißen Holze eines Bergaborn-Astes, von etwa 18 weißen Jahresringen umgeben, gefunden wurde. Das sehr eigenthümliche Naturspiel erregte allgemeines Interesse; auch wurde ein Stück des Holzes an König Wilhelm gesendet, welcher einen nähern Bericht darüber einfordern ließ. Nach Prof. Göppert ist die wahrscheinliche Ursache der Erscheinung eine vor achtzehn Jahren stattgefundene Frostfrenzung des betreffenden Baum-astes, welche vermutlich in Folge der Kreuzstellung der Kette, bei den Ahornarten, in den von diesen nicht geschützten vier Zwischenrichtungen geschehen sein und dadurch in der fächerförmigen Markstrahlen-Vertheilung die Kreuzfigur veranlaßt haben mochte. Vorzügliche Abbildungen dieses und analoger Zeichnungen im Holze, sowie einer Reihe von Musterstücken der inneren und äußeren Baum-Inschriften (nach Photographieen) erläutern die für Forstleute, Botaniker, wie für jeden Gebildeten höchst interessante Abhandlung, welche an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt.

G. Krause.

Schuh den Bäumen!

In dem vortrefflichen „Städtischen Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik“*) befindet sich unter Anderem eine Abhandlung über „die Baumnöth in großen Städten“.

*) „Berlin und seine Entwicklung.“ S. Nr. 24 des „Magazin“.

*) 73. Jahrgang, 1869, steht auch unter dem Titel „Nützgehalt“.

welche einen für die Gesundheitspflege und den ästhetischen Schmuck aller Hauptorte Europas so wesentlichen Gegenstand behandelt und ihn in so besonnener Weise erörtert, daß wir uns veranlaßt finden, einige interessante Momente daraus mitzutheilen.

Die Baumnoth der großen Städte hat viele konkurrirende Ursachen, die mit dem hohen Bodenwerth und dem Zusammenströmen und Fluthen großer Menschenmassen zusammenhängen; diese beiden Momente haben ihren Einfluß von jeher geltend machen können; innerhalb des letzten Menschenalters ist aber noch ein neues Moment hinzugekommen, welches bei Sachverständigen und Laien (man kann sagen: fast ohne Prüfung, auf bloße Vermuthungen hin) für sehr bedeutsam genommen wurde, nämlich: der Einfluß des Leuchtgases auf das Gedeihen der Pflanzen. In Bezug auf dies Moment schreibt nun Dr. Vosfeger in dem erwähnten Aufsatz:

Das Leuchtgas besteht vorzugsweise aus schwerem Kohlenwasserstoffgas, leichtem Kohlenwasserstoffgas und reinem Wasserstoffgas. Diese drei Gasarten sind geruchlos; den üblen Geruch erhält das Leuchtgas durch Verunreinigungen, welche in gasförmigen Theerprodukten und in schwefelhaltigen Verbindungen bestehen. Diese Verunreinigungen werden in den Gasanstalten theils durch gute Abkühlung, theils durch besondere Reinigungsapparate möglichst entfernt.

Das Leuchtgas ist für Menschen und Thiere giftig wirkend — das steht durch Erfahrungen und Versuche fest.

Handelt es sich um die Ermittlung seines Einflusses auf Vegetabilien, so muß (was in der Regel versäumt wird) zunächst gefordert werden der Einfluß des brennenden Gases und der des nicht brennenden.

Alsseitig hört man: in einem Zimmer, in welchem Gas brennt, wollen Pflanzen und Blumen nicht gedeihen. Wie hängt das zusammen?

Leuchtgas erzeugt bei seiner Verbrennung vorzugsweise Kohlenäure und Wasser; war es mit schwefelhaltigen Produkten verunreinigt, so bildet sich auch eine kleine Menge schwefliger Säure des stechend riechenden, erstickenden Gases, welches sich beim Angünden von Schwefel entwickelt. Kohlenäure ist den Pflanzen durchaus nicht schädlich, sie bedürfen derselben im Gegentheil zum Leben. Aber die schweflige Säure ist ihnen nachtheilig und sie geben zu Grunde, wenn ihnen dieses Gas in einiger Menge zugeführt wird. Aber das Berliner Leuchtgas ist so vorzüglich gereinigt, daß es nur äußerst geringe Mengen schwefelhaltiger Beimischungen enthält: diese schwachen Spuren üben auf das Gedeihen der Blumen und Pflanzen in den Zimmern keinen Einfluß. Die theerartigen Verbindungen liefern bei ihrer Verbrennung ebenfalls Kohlenäure und Wasser, sind also unbedenklich. Es läßt sich aber auch der direkte Beweis führen, daß brennendes Gas an sich den Pflanzen nicht nachtheilig ist: man braucht nur die zahlreichen Schaufenster unserer Blumenhandlungen des Monats zu betrachten, überall brennt in denselben eine Gasflamme und dennoch überleben sich selbst die zarlichsten, empfindlichsten Gewächse in ihrer unmittelbaren Nähe im üppigsten Wohlbefinden. Wenn also Pflanzen und Blumen in einem Wohnzimmer, in dem Gas gekrann wird, nicht gedeihen wollen, so hat dies andere Ursachen.

Diese sind wesentlich zu suchen in der trockenen Luft, die stets in Wohnzimmern herrscht und durch die Hitze der Gasflamme noch vermehrt wird und gegen welche gerade unsere beliebtesten Blumen, wie Kamelien, Orangen, Gekleimen, feine Farnkräuter, Palmen höchst empfindlich sind. Unsere Blumenbändler

hingegen wissen die trockene Luft und zu große Wärme sehr gut von ihren Schaufenstern fern zu halten.

Die Behauptung: daß in einer katern brennende Gas keine einem im Freien stehenden Baum schädlich werden, ist unhaltbar: man sieht im Thiergarten zahlreiche Gaslaternen, welche dicht unter den Laubkrönen herrlicher Bäume brennen und ihren Glanz schon seit vielen Jahren dort haben, ohne daß die Bäume davon den geringsten Schaden gelitten hätten.

Die Frage, welchen Einfluß das nicht brennende, zufällig ausströmende Gas auf die Wurzeln von Bäumen hat, ist für unsere Stadt von ungleich größerer Wichtigkeit. Um hierüber ins Klare zu kommen, stellte ich folgenden Versuch an. Ich pflanzte in einem großen Holzaften acht Bäumchen, führte durch denselben ein mit feinen Löchern versehenes Rohr und leiten in dieses Rohr 40 Tage lang, jeden Tag 3 Stunden, Leuchtgas. Die Oberfläche des Raftens roth gleich in den ersten Tagen hart nach Gas; machte man an irgend einer Stelle des Raftens mit einem Stab ein Loch in die Erde, so kam ein penetranter Gasgeruch zum Vorschein. Es konnte also kein Zweifel sein, daß in allen Theilen des Raftens sämtliche darin befindliche Wurzeln den direkten Einwirkungen des Gases ausgesetzt waren. Aber weder im Anfang noch im Verlauf der Versuche konnte irgend eine Einwirkung auf die Bäumchen bemerkt werden: sie blühten nicht auf, sie kräftig weiter zu entwickeln, sie verloren keine Blätter, welche stets ihre frische, grüne Farbe behielten, und zeigten auch nicht die geringste Spur beginnenden Absterbens. Auch im folgenden Jahre entwickelten sich die Bäumchen normal weiter und befruchteten, daß sie durch das Gas experiment nicht gelitten hätten.

Eine so dicke Umpflanzung der Baumwurzeln durch Gas war in diesem Versuch dürfte nun bei den freistehenden Bäumen wohl nie vorkommen; es läßt sich daraus schließen, daß zu Gas die ihm zugeschriebenen üblen Einflüsse thatsächlich nicht hat. Es lassen sich auch mit leichter Mühe sehr viele Beispiele anführen, wo die Bäume frisch und kräftig gedeihen, trotzdem die Gasleitung in ihrer unmittelbaren Nähe vorüberführt ist: die katernen dicht über ihren Kronen brennen. So z. B. an vielen Orten im Thiergarten, in der Thiergartenstraße, an Brandenburger Thor, auf dem Wege zu Kroll. Ganz besonders beweist es aber der Kroll'sche Garten selbst. Hier pflanzten wir zwischen einem Hecker von Gasröhren und in der unmittelbaren Nähe, zwischen tausenden von kleinen Gasflammen, sämtliche dort befindliche Gewächse in üppiger Blüthe. Der dort die Beete überdeckende Erdboden ist prächtig; die besten unmittelbar über den Gasflammen sich erhebenden mächtigen Schirme, die dicht mit altem wiltem Wein überzogen sind, zeigen sich seit einer langen Reihe von Jahren stets in herrlicher Frische und an den im Garten befindlichen alten Bäumen ist auch nicht eine Spur von beginnendem Absterben zu bemerken.

Dagegen ist es leider Thatsache, daß die alten schönsten Linden, welche unserer schönsten Straße ihren Namen gegeben haben, immer mehr absterben. Aber auch die dort herrlichen Kastanienbäume geben denselben Weg und selbst die große alte Pappel vor der Akademie der Künste wird in Argum das Zielliche segnen. Sogar die Ahornbäume, welche viel mehr tauglich zu ertragen im Stande sind, sterben ab, sowohl hier als auch im Lustgarten zwischen der Schlossbrücke und dem Museum, an welchem letzteren Orte wenigstens die mittleren Baumreihen unmöglich Gasflammen unterworfen sein können. Auch auf der Schönhauser Allee sind ganze Reihen alter Linden abgestorben.

Wenn es also nicht der Einfluss des Wassers ist — was ist dann die Ursache des Absterbens aller dieser alten schönen Bäume? Meiner Meinung nach sind die Ursachen zweierlei Art.

Betrachtet man die stärkeren Bäume in unserer Stadt genauer, so findet man, daß die meisten sehr große Schäden zeigen. In der Regel findet sich, daß die Rinde etwa zwei Fuß über dem Erdboden sehr angegriffen ist. Entweder hat sich ein länglich rundes Loch gebildet, durch welches das innere, ebenfalls angegriffene Holz sichtbar ist, oder es ist bereits eine große dreieckige Oeffnung mit breiter Basis entstanden und auf einer Seite des Baumes die Borke schon ganz verschunden. Dabei sind die dieser Oeffnung nahe liegenden Theile der Rinde leucht, brüchig, überliegend. Ich nahm ein solches Rindenstück behufs chemischer Untersuchung mit und fand in ihm 2,23 pCt. Ammoniak: bei einem solchen Salzegehalt der Rinde ist eine fernere Vegetation an dieser Stelle nicht möglich; der Baum fängt an zu franken und quält sich ip. lange, bis die Rinde an seinem Fuß in ihrem ganzen Umfang zerstört ist; dann stirbt er ab; denn die Saftzirkulation des Baumes endet dicht unter der Rinde statt.

Der zweite Umstand, welcher das Gedeihen der Bäume in der Stadt beeinträchtigt, liegt darin, daß die meisten derselben im Sommer zu großer Hitze ausgelegt sind, während sie zugleich Mangel an Wasser leiden. Im Sommer wird die Temperatur in den Straßen fast unerträglich: die Hitze fängt sich zwischen den langen Reihen hoher Häuser, Trottoir und Straßepflaster herum glühend heiß und strahlen Wärme von allen Seiten. Selbst trocken das Erdreich sehr schnell bis zu einer Tiefe von mehreren Fuß völlig aus. Fällt nun auch ein heftiger Sommerregen, so fliehet das Wasser schnell vom Pflaster oder dem mit den besten unteren Boden ab, ohne Zeit zum Eindringen zu haben. Hier befindet sich um jeden Baum ein ungepflasterter Raum von ein paar Fuß Durchmesser; dieser ist aber bei weitem nicht ausreichend, um das für den Baum nöthige Wasser aufzunehmen.

Die Folge davon ist, daß unsere Bäume, z. B. unter den Linden, zeitig im Hochsommer ihr Laub verlieren. Die Kastanienbäume stehen regelmäßig in jedem Jahre schon Anfang August mit völlig gebräuntem Laube da und werfen dasselbe noch während dieses Monats ab. Treten dann endlich die Herbstregnen ein, so erwacht unzeitig bei ihnen die Vegetation auf's Neue: eigentlich erst für das nächste Frühjahr bestimmte Trieb entwickeln sich und sie bedecken sich mit neuen Blättern und Blüten. In solches unzeitiges Nachblühen im Herbst ist für jeden Baum bählich und muß schließlich, wenn es viele Jahre hintereinander anfährt, den Baum ganz ruinieren.

Gegen diesen Uebelstand giebt es kein anderes Mittel als regelmäßige und sehr reichliche Bewässerung der Bäume während des Sommers.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß man sich einer argen Täuschung hingeben würde, wenn man glauben sollte, daß durch Umgeben der Bäume mit Mauerwerk das Absterben derselben auf die Dauer verhütet werden könne. Denn on kann einen Baum nicht gewaltsam zwingen, seine Wurzeln bedeutende Tiefen zu senden. Es bleiben vielmehr die Wurzeln aller unserer, nördlichen Bäume nur in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche, breiten sich aber dafür nach allen Richtungen so weit wie möglich aus; daran werden sie aber durch ein Mauerwerk leicht verhindert.

Ich muß hier noch eines wichtigen Umstandes Erwähnung thun, der leider für die neu gepflanzten Bäume eine noch viel zarter Lebensdauer in Aussicht stellt als die alten hatten, an

deren Stelle sie getreten sind. Es ist nämlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht zu billigen, daß ein junger Baum ohne Weiteres an dieselbe Stelle gepflanzt wird, auf der sein Vorgänger gestanden. Denn in noch weit höherem Maße als das Getraide auf dem Felde bedarf ein Baum zu seinem Gedeihen der sogenannten Acker-Bestandtheile, welche er nur aus dem Erdreich aufnehmen kann, welches er mit seinen Wurzeln zu erreichen vermag. Der Boden aber, auf dem die Stadt Berlin steht, ist an sich schon ein überaus dürrer Sandboden, der einer jeglichen Humusschicht völlig entbehrt. Hat nun ein Baum vielleicht 80–100 Jahre an einer Stelle gestanden, so ist anzunehmen, daß er aus dem Boden nach und nach so ziemlich alle mineralischen Bestandtheile aufgenommen hat, so daß für seinen Nachfolger wenig oder Nichts davon mehr übrig ist. Wie man nun aber einen Acker sehr gut auflodern und sehr stark düngen muß, wenn man, auch nur zwei Jahre hintereinander, dasselbe Getraide mit zünftigem Erfolge davon ärndten will, so müßte auch eine Umgrabung in weitem Umkreise und eine sehr reiche Düngung des Bodens mit tierischem und mineralischem Dünger vorangehen, ehe man einen jungen Baum an die Stelle pflanzt, die von einem alten ausgegogen ist."

Baltische Provinzen.

Die Nothstände in Liv-, Est- und Kurland.

Das vor gerade einem Jahr ausgegebene Buch von Julius Gerdart: „Die baltischen Provinzen Rußlands“ ist jetzt in zweiter, vermehrter Auflage erschienen.**) Da der größte Theil der in diesem Bude gesammelten Aufsätze früher bereits in den russischen Ostsee-Provinzen gedruckt und durch Zeitchriften: z. B. dort verbreitet war, so darf angenommen werden, daß es hauptsächlich das Publikum in Deutschland selbst ist, welches in so kurzer Zeit die starke erste Auflage konsumirt hat, und wir können darin einen Beweis sehen, wie groß die Theilnahme des deutschen Volkes für das Recht und die Freiheit seiner in Rußland von dem vorzängholischen Einflusse der moskowitzischen Partei in seinen heiligsten geistigen, wie in seinen materiellen Interessen bedrohten Brüder ist.

Die neue Auflage des Buches ist durch eine Schilderung der Neuerungen erweitert worden, die sich seit dem Erscheinen der ersten Auflage auf baltischer Erde vollzogen haben. Wir wollen von dem, was der Verfasser in dieser Beziehung mittheilt, zur Charakterisirung der jetzigen Zustände in den Ostsee-Provinzen Rußlands hier einiges folgen lassen:

Zu der Höhe, welche die auf das baltisch-deutsche Element geübte Pression gegenwärtig einnimmt, ist dieselbe erst seit dem Sommer des Jahres 1867 (welcher den Kaiser zu einem kurzen Besuche nach Riga führte) gelangt. Auf Veranlassung des Minister-Comités wurde den Staatsbehörden Liv-, Est- und Kurlands ein im Jahr 1850 erlassener, aber später als „unausführbar“ zurückgelegter Befehl zur Nachachtung eingeschärft und in Erinnerung gebracht, welcher für die Geschäftsführung und die Korrespondenz mit anderen Staatsbehörden den Gebrauch der russischen Sprache vorschrieb, während das deutsche Jucium in den Gerichten und den händischen Behörden unangefast bleiben

*) Politische und kulturgeschichtliche Aufsätze.

**) Reizig, Tunder u. Humblot, 1869. (XII u. 460 S. gr. 8.)

solte. Obgleich diese Anordnung, welche zu dem vertriebenen Rechte des Landes in diesem Gegenfalle stand, zunächst nur auf je drei Behörden jeder Provinz Beziehung hatte, war die Befürzung und Aufregung, welche sie hervorrief, eine außerordentlich lebhafte. Im Spätherbst desselben Jahres trat der livländische Landtag zusammen, um die Einzelheiten der bevorstehenden neuen Gerichtsverfassung zu berathen. Er beschloß, mit einer Adresse an den Kaiser zu gehen und von diesem die Wiederherstellung des uneingeschränkten Gebrauchs der deutschen Sprache in Livland zu erbitten. Der mit der Uebersendung dieser Adresse beauftragte livländische Landmarschall wurde im December desselben Jahres durch den Generalgouverneur amtlich davon in Kenntniß gesetzt, daß der Kaiser ihn nicht empfangen und die Adresse des Landtags unter keinen Umständen entgegennehmen werde. Vier Wochen später (Januar 1868) wurde Livland von einem neuen, ungleich schwereren Schlage betroffen; der livländische Gensergouverneur, Hr. v. Nettingen, ein allgemein geachteter Patriot und ausgezeichnetes Administrationsrat, der durch seine vieljährige Verwaltung des Landmarschallamtes mit den Zuständen und Bedürfnissen des Landes aufs genaueste bekannt war, wurde, da er sich für die Annahme der Landtags-Adresse ausgesprochen hatte und dadurch mit dem Generalgouverneur in Konflikt gerathen war, seiner Stellung entbunden und durch einen Mann ersetzt, der von Livland ebenso wenig wußte, wie dieses Land von ihm. Herrn v. Nettingen's Entlassung wurde um so schmerzlicher empfunden, als derselbe die Einführung der russischen Sprache in die staatlichen Provinzial-Behörden auf das dringendste widerrathen, und vom bürokratisch-geschäftlichen Standpunkte nachgewiesen hatte, daß der Gebrauch einer schwierigen fremden Sprache der Geschäftsbehandlung und den Interessen des Dienstes schaden und die Anstrengung der Beamten hauptsächlich für Neupflichten in Anspruch nehmen müsse.

Der Entlassung dieses verdienten Patrioten folgten neue Belege für den Haß der Nationalpartei gegen den deutschen Charakter und das angekaufte Recht der baltischen Provinzen. Im Sommer 1868 wurden die deutschen Gouverneure von Kurland und Ostland gleichfalls ihrer Stellungen entbunden; an die Stelle des ersten trat ein Petersburger Beamter, der die Stände bei dem ersten Empfang im Schloß zu Mitau russisch anredete; die Verwaltung Ostlands übernahm ein Russe, der seine Karriere als diplomatischer Agent in Mittelasien begonnen hatte. Gleichzeitig erschien (in Prag) eine mit Gift und Galle getränkte russische Broschüre, in welcher der bekannte Clamperle, Zuri Samarin, die Anklage erhob, Liv-, Est- und Kurland seien seit dem letzten zwanzig Jahren systematisch damit beschäftigt gewesen, sich von Rußland abzulösen, die vollständige Germanisation zu betreiben und einen künftigen Anschluß an Preußen vorzubereiten.^{*)} Wenige Tage nach Erscheinen dieser Broschüre waren sämtliche russische Zeitungen (namentlich die großen Moskauer Blätter) mit Analysen und Auszügen des Inhalts

dieser Anlagenschrift eifrig beschäftigt. Und wie groß der Eindruck war, den dieselbe nicht nur auf das große russische Publikum, sondern auch auf die maßgebenden Petersburger Kreise machte, zeigte sich schon bald, nachdem der Kaiser von seinem Sommeraufenthalte in Deutschland in die Kiewa-Residenz zurückgekehrt war. Den baltischen Adelskorporationen wurde unter der Hand mitgetheilt, Sr. Majestät seien so zahlreiche Anklagen gegen die Loyalität und politische Zuverlässigkeit der baltischen Provinzen zugegangen, daß die Ritterschaften derselben nebst ihren Würden, eine besondere Erklärung darüber, daß ihre Gefühle gegen Kaiser und Reich unverändert dieselben geblieben seien, zu veröffentlichen; ziemlich gleichzeitig wurde bekannt, daß im Ministerium des Innern ein Projekt ausgearbeitet werde, welches auf die zwangsweise Eigenthums-Üebertragung der nicht an ihre Pachtinhaber verkauften Gutsbesitzer (die provinziale Bezeichnung für Bauerhöfe) abzielt. Diese Nachricht war um so erschreckender, als zwei außerordentlich ungünstige Meldungen die wirtschaftliche Lage der Provinzen bereits ernstlich erschüttert und in einzelnen Theilen derselben einen Zustand hervorgerufen hatten, der dem in Ostpreußen wenig nachgab. Nur mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte hatten große und kleine Grundbesitzer den Verpflichtungen gegen ihre bisherigen eigennutzen nachkommen können. Kaum es wußte man einem gewaltsamen Eingriff in die ländlichen Einrichtungen leichlich sich der gänzliche Ruin des Bodenkredits, ja der Bankrott der meisten Grundbesitzer mit Sicherheit voraussehen; genaugenoch das bloße Gerücht von einer im Ministerium des Innern vorbereiteten Störung der bestehenden Besitzverhältnisse zur Kündigung zahlreicher Hypotheken, welche unter den schwierigsten Conjuncturen des Augenblicks und angesichts des durch den Nothstand herbeigeführten allgemeinen Kapitalmangels fast zu erfüllen waren. Ueberdies lag die Befürchtung nahe, die Petersburger Reformen würden sich nicht mit dem zwangsweisen Uebergang des Pachtbesitzes in Grundeigenthum begnügen, sondern den Versuch machen, in Anlehnung an das großrussische Agrarsystem eine allgemeine Landvertheilung an die bäuerlichen Knechte durchzuführen. Hatte man doch schon in den Jahren 1866 und 1867 erlebt, daß auf einem großen Theil der liv- und kurländischen Staatsdomänen die Bauernechte griechisch-orthodoxer Konfession, wenn sie das Versprechen ablegten, die Kirche treu zu bleiben, mit Landdotationen ausgestattet wurden. Die weitere Ausbreitung dieses Systems wäre identisch gewesen mit einer bodenlosen Verwirrung aller agrarischen Verhältnisse und gleichzeitiger Unterminirung der lutherischen Kirche.

Der Verwendung des Generalgouverneurs Albedinskis zu seines Vorgängers, des Grafen Schuvalow, ist zu danken gewesen, daß von der Durchführung dieser Pläne der mit einem Theil der Bürokratie verbundenen Moskauer Nationalpartei vor der Hand Abstand genommen worden ist. Freilich kann nicht verhindert werden, daß die russische Presse an diesem Gedanken mit Zähigkeit festhält und täglich die Nothwendigkeit einer vollständigen agrarischen Revolution in den Ost-Provinzen predigt. In wahrhaft frivolster Weise wird der Nothstand, in welchen das Land lediglich durch die Ungunst der Winter versetzt worden ist, auf Rechnung seiner Einrichtungen geschoben, das Landvolk fortwährend zu Auswanderungen nach Rußland aufgehetzt, und jeder nach Petersburg wandernde Herr von Guts- als Zeuge gegen die unerröthliche deutsche Adelspartei bezeichnet. Seit dem Herbst des Jahres 1868 ist mit besonderem Eifer gegen den deutschen Charakter des baltischen Schuvalow vorgegangen worden. In Riga wurden zwei neue russische

*) Eine kräftige, glänzende Widerlegung dieser verurtheilten Schrift hat schon Herr G. Schirren, Professor an der Dorpater Universität, ein geborener Livländer, unter dem Titel „Livländische Antwort an Herrn Zuri Samarin“ (Leipzig, Dunder u. Humblot) publiziert. Wicht der kürzlich von uns angelegten Schrift des Herrn Jäger von Sivers: „Humanität und Nationalität“, beweist auch die Gewährlichkeit, auf Recht und Wahrheit gestützte Erinnerung des Herrn Schirren, auf die wir nächstens in einem belebenden Urtheil zurückkommen werden, welche ausgezeichnete Charaktere und Talente das deutsche Volkselement der baltischen Provinzen aufzuweisen hat.

Schulen eröffnet, der Curator der Universität Dorpat, der zugleich über des gesammten baltischen Unterrichtswesens ist, erhielt einen Weisungen, dessen Hauptaufgabe darin bestehen soll, den russischen Sprachunterricht und dessen weitere Ausdehnung zu überwachen und zu betreiben. Auch ist bereits davon die Rede, den lettischen und estnischen Volkunterricht, welchen der Adel und die Geistlichkeit bisher leiteten, behufs einer Umgestaltung im russischen Sinne direkt unter die Leitung des Unterrichtsministeriums zu stellen und den russischen Sprachunterricht auch für die Volksschule obligatorisch zu machen. In Riga hat sich neben der alten, vorzugsweise aus kur- und livländischen Freigebornen bestehenden lettischen Gesellschaft eine neue lettische literarische Gesellschaft konstituiert, welche die Annäherung des Lettentums an das Russenthum auf ihre Fahnen geschrieben hat und unter deren Führern die Namen verschiedener bekannter Jungletten genannt werden. Endlich erscheint seit dem 1. Januar 1869 zu Riga eine russische Zeitung, der „Russky Wostnik“ und eine neue, in junglettischem Sinn agitirende lettische Zeitung hat derselben nach Kräften zu sekundiren.*

Frankreich.

Die Memoiren des Ministers Malouet.

Neue Aufschlüsse über die ersten Jahre der französischen Revolution.*)

Unter den Männern, welche beim Ausbruche der großen französischen Staatsumwälzung einen gesunden Aufbau und eine fruchtbare Wiedergeburt der ältesten Monarchie Europas ererbte haben, nimmt Pierre Victor Malouet, geboren am 11. Februar 1740 zu Niom, gestorben am 6. September 1814 als Marineminister Ludwig's XVIII., nachdem er während des ancien régime fünfundsiebzig Jahre lang im Rath der Marine- und Kolonialverwaltung erfolgreich gearbeitet, einen sehr ehrenvollen Platz ein. Mit freiem, praktischem Bild und einem warmen Herzen für Menschenwohl begabt, gehörte dieser Staatsmann zu der leider nur allzuschwachen Zahl Derjenigen, welche bei vollen Bewußtsein von der Nothwendigkeit durchgreifender Veränderungen den hohen Werth der Aufrechterhaltung einer alten monarchischen Staatsordnung für Frankreich erkannten, so solche dem romanischen Genius entspricht; er ist Einer Derjenigen gewesen, welche die Sache der geselligen Freiheit von der des Thrones nicht zu trennen vermochten und, tief durchdrungen von den redlichen Absichten des sechzehnten Ludwig, mitten im Sturm der Ereignisse treu dem Könige zur Seite standen und jede Gelegenheit zur Veredlung von Fürst und Volk rastlos zu nutzen suchten. Solche Männer haben nie die Meinung der strengen Parteileute für sich; weder einem Maury und Cazalès, noch einem Alexander Cameth und Robespierre (um in der ersten Nationalversammlung von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken zu gehen!) konnten ein Mounier und ein Malouet, ein Lally Tollendal, ein Clermont-Tonnerre und ein François de Bussan gefallern; nur die Anerkennung des gewaltigen Mirabeau haben sie errungen, dessen thätige Weisheit aber erst, als es zum Verderben der Monarchie schon zu spät war! Der „parti mon-

archien“, oder das rechte Centrum der konstituierenden Nationalversammlung, ist nicht bloß wegen seiner Sympathie für die Minister Roder und Montmorin weidlich versorgt worden, sondern hauptsächlich deshalb, weil er mit allen Kräften verhindern wollte, daß von den Extremen im Trüben gefischt werde und weil er die Revolution in die Bahnen einer maßvollen, friedlichen, lokalen und monarchischen Reform hinüberzuleiten gewillt war.

Trotz dieser in den Augen der Revolutionäre wie der Contrerevolutionäre höchst unorthodoxen Stellung seiner Partei sind die jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten Malouet's, zumal in Betreff der drei ersten Jahre der französischen Umwälzung, von hervorragender Bedeutung. Malouet, bisher Marine-Intendant von Toulon, stand mit den Ministern Roder und Graf Montmorin, von denen bekanntlich Ersterer die Finanzen, Letzterer die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete, in naher, freundschaftlicher Verbindung, während er andererseits auch von den ausgezeichneten Mitgliedern der beiden Hauptparteien der Constituante, von Mirabeau und La Fayette sowohl als von Maury, Cazalès, L'Éprouillet geachtet und ihres Vertrauens gewürdigt wurde. Konnte er sammt seinen Freunden in Folge der furchtbaren Erbitterung der großen Gegensätze nur wenig Gutes fördern und wenig Böses hintertreiben, so war er um so besser in die Lage versetzt, genau und unbefangenen Beobachter, gerecht urtheilen und den Gang der Dinge bis in die fernsten Konsequenzen übersehen zu können. Wer sich ernsthaft und gründlich über die Tragik der Revolution belehren will, der lese mit Aufmerksamkeit Malouet's Memoiren; sie enthalten köstliche Fingerzeige, überaus schätzbare Einzelheiten und bieten außerdem eine hochwillkommene Ergänzung zu Mounier's Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres (Genf 1792) und zu den Memoiren von Bouillé, Montlosier, Malouet-du-Pan, Marquis de Fervières (der übrigens viel einseltiger ist als der Genfer Mallet-du-Pan und nichtdefteliger weniger von Mignet mit vollen Händen ausgehöpft ward!), und endlich zu den Considérations sur la Révolution française der Frau von Staël.

Obgleich Malouet fest zu den Vertrauten Roder's gerechnet werden dürfte, ist er weder ein Bewunderer noch ein Vertheibiger der Politik dieses Ministers gewesen. Und wie hätte dies der feinsinnige Malouet gekonnt, insofern die Politik Roder's eigentlich bloß darin bestand, seine zu haben! Alle Schritte der Regierung bis zur Erröpfung der Generalstaaten waren Zuegändnisse, welche die öffentliche Meinung und die drohende Haltung der Massen abgedrungen hatten; die Regierung hatte sich durch ihre übergroße Vorsicht aber und jeder Initiative beraubt und war also bereits geschlagen, ehe der Tag kam, an welchem sie sich mit ihren Gegnern messen sollte. Sie war sicherlich von den besten Intentionen befeelt, aber sie that nichts, dem Volke dies glaubhaft zu machen, denn was sie that, schien nicht aus freier Entschickung hervorgegangen zu sein. Die Einberufung der Reichshände war schon dem Erzbischof von Sens (Herrn von Brienne) abgedrungen worden; desgleichen aber hatte sich Roder die doppelte Vertretung des Tiers-Etat, sogar gegen den Ausdruck der von ihm im November 1788 berufenen Notabeln, abtrogen lassen, eine Verdoppelung, die, sofern man, wie dies Roder's entscheidende Absicht war, die ständische Gliederung aufrecht erhalten wollte, ganz inakzeptabel und zweckwidrig war. Denn, sollten die beiden „privilegierten Stände“ den „dritten Stand“ (der freilich nach Tocqueville's klassischem Nachweise in „L'ancien régime et la révolution“ voll-

*) Mémoires de Malouet publiés par son petit-fils, le Baron Malouet. Tom. I, II. Paris, 1868, Librairie académique: Didier et Cie.

kommen ebenso „privilegiert“ war, als die beiden andern!) überstimmen können, so mußte ja der Tiers-Etat um so empfindlicher hiervon betroffen werden, je stärker die Kopfzahl seiner Vertreter war! Daß Neger der Verdoppelung des dritten Standes persönlich abhold gewesen, gesteht Malouet freimüthig ein, indem er ebenso offenherzig bemerkt, daß gerade Er, Malouet, es gewesen ist, der die Entscheidung des Conseil du Roi zu Gunsten der Verdoppelung bei Neger durchgesetzt hat. Indessen Malouet, der in diesem Punkte die „Unmenschlichkeit“ der öffentlichen Meinung anerkannte, glaubte die Verdoppelung des Tiers als eine secundäre Maßregel ansehen zu dürfen, sobald man nämlich dem Andränge der wild aufgeregten Volksmenge von Seiten der Regierung mit einem fest beschlossenen und klar ausgearbeiteten Programm von Reformvorschlügen entgegengetrat. Allein Herr Neger erklärte ihm wahrhaft rührend naïve, die Regierung besitze ein solches Programm nicht! Das heißt also, sie ging mit zugedrückten Augen blindlings und planlos der Revolution entgegen! Sie regierte überhaupt nicht, sondern erwartete geduldig, daß die reichsständische Versammlung ihr die Ordnung der Staatsangelegenheiten abnehmen werde! Eine ärgere Zuthatlosigkeit ist selten bei einer Regierung vorgekommen. Neger und Montmorin freuten sich mit Malouet über den vergleichsweise guten und legalen Ausfall der Cahiers (Wahlinstruktionen) für die Deputirten, aber nur das Cahier des dritten Standes von Riom, den eben Malouet vertrat, enthielt eine scharf bemessene Klausel zu Gunsten der Hoheitsrechte der Krone; wie nun aber die Cahiers zur Grundlage für die Verhandlungen der Reichstände werden sollten, damit man nicht der überflüthiglichen Metaphysik der Clubs und der Volksversammlungen anheimfel: um diesen hochwichtigen Punkt bekümmerten sich die Herren Minister gar nicht, sondern ließen Gott einen guten Mann sein und warteten wiederum rubig ab, bis die zur „Nationalversammlung“ entpuppten Grundstände aller sämtlichen Cahiers zur Tagesordnung übergingen, alle ihre Mandate somit für unverbindlich erklärten und sich dergestalt zu Herren der Situation und ganz Frankreichs aufwarfen. Man konnte ihnen dies unter den obwaltenden Umständen gar nicht verdenken. Eine Regierung, die nicht zu regieren wagte, hatte im Grunde schon abgedankt; wenn sie die Anarchie verabscheute, mußte sie wahrlich zufrieden sein, daß irgend Jemand die Zügel ergreift! Eine andere Frage blieb es freilich, ob eine zwölfhundertköpfige Versammlung im Stande war, sich im Besitz der Regierungsgewalt zu behaupten und zwar in einer Zeit, wo die Bögen der Volksbewegung alle Rechtstitel überfluteten und der älteste Thron der Christenheit, wie die ganze öffentliche Ordnung Frankreichs, in ihren Grundfesten erschüttert war.

Aus der räthselhaften Unthätigkeit Neger's haben die absoluten Gegner der Revolution die bestiglichen Anklagen wider die Eitelkeit seiner monarchischen Ueberzeugungen geschmiedet. Malouet bezeugt wiederholt, niemals an Neger etwas Jakobinisches wahrgenommen zu haben, ja er theilt einzelne Züge mit, die weit eher die Stärke seiner constitutionellen Ader verdächtig machen. Als Neger eingeladen, einen wie großen Fehler er begangen hatte, indem er die Entscheidung über die Prüfung der Vollmachten dem Belieben der Reichsversammlung überließ, kam er auf das allerfeinstsamste und abenteuerlichste Auskunftsmittel. Es gab nämlich in Versailles für den dritten Stand keinen abgeordneten Saal, nur Geistlichkeit und Adel hatten einen solchen; der dritte Stand, der so viel Mitglieder zählte als die beiden ersten zusammengekommen, mußte daher in dem

geräumigen, reich ausgeschmückten und mit großen Jubeln Gallerien ausgefärbten Thronsaal verbleiben, wo alsbald das durch die Ausnahme des Raumes begünstigte Publikum eine Art Terrorismus auszuüben begann.

Um nun den Tiers-Etat dieser weiten Arena zu betreten und das abgeordnete Verhandeln der drei Stände endlich zu sichern, erdachte Herr Neger — ein Naturereignis! Man stand noch in der ersten Woche der Reichsversammlung, wo sollte geschehen? Ein Erdratz bei Nacht sollte die Acker der Salles des Menus verschütten und dadurch das Gerüst des Saales einbrechen lassen! Allerdings ein schnellwirkendes, unfehlbares Mittel, die Herren vom dritten Stande um den Thronsaal zu bringen! Mit Mühe und Noth redete es Malouet dem Minister aus, ihm alle politischen Gefahren dieses Erdbebens vor Augen haltend.

Allein viel schlimmer als dergleichen Phantasterei und geradezu unverzeihlich war es, daß Neger mit dem größten Namen der Revolution, mit Mirabeau, der ihm aus freien Stücken die Hand reichete, sich nicht in Einnahmen zu setzen vermachte. Neger war zu sehr Bürokrat, hochmüthig, steif und höchst sehr eitel auf seine Volksbeliebtheit und stets um deren Bewußtseinsgehalt besorgt, neidisch auf die Anderen und wie von einem Evangelium überzeugt, daß nur ein Beamter von Jach, ethisches Verstandnis habe. Es kostete Mirabeau gewiß eine große Selbstüberwindung, diesem Manne sich zu nähern. Deshalb er es schon Ende Mai 1789, indem er Malouet's Vermittelung anrief. Malouet, obgleich von Mirabeau's Privatleben wenig erbaut, ging bereitwillig auf des Grafen Eröffnungen zu und verschaffte ihm nach ungeheuren Anstrengungen der Redlichkeit bei Neger und Montmorin, von denen Letzterer als Mirabeau im Punkte der Zuverlässigkeit schon sehr abfälschungen gemacht hatte, die gewünschte Unterredung. Montmorin, angeblich aus Mangel über den ihm durch die Nichtandienung der „Briefe über Preußen“ (ist die Histoire secrète de la cour de Berlin gemeint?) gespielten Betrug, kam nicht in die Konferenz, als wollte er Mirabeau nicht an seinen Verstand und an die damals für das doch publicirte Manuscript unbedeutend geschluckten 300 Louis' erinnern; unglücklicher Weise aber auch Malouet nicht und Neger und Mirabeau standen sich also allein gegenüber. Den Ausgang der Sache kann man sich denken. Malouet, den seine Verläumdung gar bald auf das Bitterste gereute, erfuhr das Scheitern der Besprechung von Mirabeau selbst. Der gräßliche Volkstribun, ganz roth im Gesicht vor Zorn, schritt in der Reichsversammlung auf die Bänke der Redten zu, setzte sich rüttelnd auf eine derselben und sprach zu Malouet gewandt: „Votre homme est un sot, il aura de mes nouvelles“. Er hat furchtbar Wort gehalten. Drei Tage später wurden Malouet die Einzelheiten der unglücklichen Unterredung bekannt. Als Mirabeau bei dem Minister einmal begrüßten sich Beide schweigend, schauten sich wie beobachtet an, endlich nach einer Weile sprach Mirabeau: „Mein Herr, Herr Malouet hat mich versichert, daß Sie die Gründe der Weggründe der Erklärung, die ich mit Ihnen zu haben wünsche, verstanden und genehmigt hätten!“ — „Mein Herr“, antwortete Neger, „Herr Malouet hat mir gesagt, daß Sie mir Vorschläge zu machen hätten, welches sind sie?“ — Verlegt durch den kalten, fragenden Ton des Ministers, der überdem die hochmüthig aussehende Gemüthsart hatte, den Kopf weit in den Rücken zurückzuwerfen, rief Mirabeau: „Mein Vorschlag ist, Ihnen guten Tag zu wünschen“, erbebt sich und stürzt abwärts. Der

Antrag von Siebés, der dritte Stand solle sich als Nationalversammlung konstituieren, war schon eingebracht, Nèder's kurgelange Unkenntnis war also doppelt ungeeignet, aber in seinem Dunkel wußte er, immer noch der Mehrheit des Tiers gewiß zu sein und Eliee gegen Malouet's Warnungen taub. Vierundzwanzig Stunden darauf hatten die Drohungen des Palais-Royal, d. h. der Entlinge des Herzogs von Orleans und der Pariser Clubs, ihre Schuldigkeit gethan, und die geträumte Mehrheit Nèder's war zu einer Minderheit von 10 Stimmen gegen 491 zusammengeschmolzen! So rächte sich der Mangel an Energie und Geschick.

Ein fernerer Vorwurf, der Nèder trifft, ist sein auffallendes Wegbleiben von der königlichen Sitzung des 21. Juni 1789, welche durch einen coup d'autorité die Trennung der Stände wiederherstellen und den dritten Stand in seine Schranken zurückweisen sollte. Nèder hatte mit dem Könige und Montmorin die Maßregel verabredet, und nach seinen Äußerungen gegen Malouet scheint er sogar der Anführer dieses verunglückten Streiches gewesen zu sein; wie falsch und wie unehrenhaft war es nun, daß er durch seine Abwesenheit die Verantwortlichkeit für den verhängnisvollen Schritt der Regierung ablehnte, bloß um ein paar Monate länger den Volksmann spielen zu können! Nach dieser schändlichen Niederlage riß die Nationalversammlung ein Stück der königlichen Gewalt nach dem anderen an sich, die Anarchie hob seit dem 14. Juli fürchterlich ihr Haupt, die Partei der Straßen-Demagogie beschloß schon Ende August die Wegführung der Nationalversammlung von Versailles nach Paris, natürlich der leichteren Terrorisirung halber, und der geständliche Anhang des Herzogs von Orleans die Ernennung ihres Herrn und Meisters zum Generalstatthalter des Königreichs. Verfassungen, Abgeordnete vom rechten Centrum, und der Minister Graf Staint-Priest erfuhr gleichmäßig von dem Complot, man schickte von Seiten des parti monarchien eine Deputation an den König ab, welcher Malouet nebst dem Bischof von Langres (de la Fuyerie) und dem Advocaten Redon, zweitem Vertreter von Rom, angehörte. Gegen 300 Abgeordnete waren für die Verlegung der Nationalversammlung auf 20 Meilen von Paris, nach Soissons oder nach Compiègne, gewonnen; die Deputation des rechten Centrums sollte diesen Plan dem Könige empfehlen und die Krone zur Ausführung bestimmen. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Deputation wurde von Nèder und Montmorin sehr freundlich empfangen, man ließ sie bei Montmorin auf den Ausgang der Ministerrathssitzung warten, die noch in später Nachtstunde beim Könige gehalten werden sollte; nach Mitternacht kamen die beiden Minister aus der Sitzung zurück: doch, was brachten sie? die Erklärung Ludwig's XVI., er wolle in Versailles bleiben! Der König war nämlich sehr ermüdet von der Jagd beimgekehrt, hatte während des Ministerrathes geschlafen und erst, als die Minister an ihn die Frage stellten, ob er ihren Antrag, die Versammlung von Versailles fort zu verlegen, genehmigen wolle, hatte er, plötzlich erwachend, ein kurzes Nein! geantwortet und sich zurückgezogen. Malouet meint, der König habe sich der Flucht aus der Weidung seiner Vorfahren geschämt. An solchen Gemeinlichkeiten scheiterte die Rettung der monarchischen Trautwein von Belle.

Der letzte Band der Korrespondenz Napoleon's I.

Die Korrespondenz Napoleon's I., die bisher von einer „kaiserlichen Commission“, Prinz Napoleon an der Spitze, veröffentlicht wurde, hat plötzlich mit ihrem 25ten Bande ein ziemlich unbefriedigendes Ende erreicht.

Es ist augenscheinlich, daß viele Briefe aus Rücksicht auf solche Familien, die das gegenwärtige Regiment stützen, unterdrückt worden sind, ja angesichts der vielen Beziehungen, die vom ersten Kaiserreich in das gegenwärtige hinüberreichen, und wenn man die vielen vermundbaren Punkte betrachtet, die letzteres darbietet, bewundert man eigentlich mehr die Offenheit jener Mittheilungen, als ihr plötzliches Ausbleiben.

Der letzte Band umfaßt den Zeitraum, den man gewöhnlich als die „Hundert Tage“ bezeichnet, die Zeit unmittelbar nach der Flucht von Elba. Ehe Napoleon in Frankreich landete, ließ er verschiedene Manifeste verbreiten: der Armeé spricht er von den gemeinsam erkämpften Siegen und besagte den Abfall Marmont's und Angereau's, welcher Alles verdorben hätte. Der republikanischen Partei, die er stets mehr gehaßt hatte als die emigrirtesten Cheuans, macht er Zugeständnisse, indem er das französische Volk mit „Citoyens!“ anredet und die dargebotenen Dienste Carnot's annimmt. Von der Nothwendigkeit einer Versöhnung überzeugt, bietet er in dem von Benjamin Constant verfaßten Constitution-Entwurf dem Volke ein liberales Wort dar, als die Charte, die Ludwig XVIII. aus souveräner Entschliebung octroyirt hatte. Aber der alte Fluch des „zu spät!“ sollte auch ihn ereilen.

Im Folgenden geben wir einige besonders charakteristische Briefe des letzten Bandes. Während Napoleon noch in Evén war (März 1815) schrieb er an Ney:

„Mein Cousin! Mein General-Adjutant wird Ihnen meine Marschordre zugehen lassen. Ich bin überzeugt, daß, nachdem Sie meine Ankunft in dieser Stadt vernommen haben, Sie sofort Ihre Truppen zur Rückkehr zur dreifarbigten Fahne bewegen werden. Führen Sie die Anordnungen aus, die ich Ihnen durch Bertrand sende, und kommen Sie mir nach Chalons nach. Ich werde Sie empfangen, wie am Morgen nach der Schlacht von Borodino. Napoleon.“

Ney hatte wenige Tage zuvor den Befehl der königlichen Truppen übernommen und hatte versprochen, jenen Wahnsinnigen in einem eisernen Käfig zurückzubringen.“

Aber, wenn auch Ney Vorgehung von Napoleon erhielt, so wurden doch Maßregeln gegen den sieur de Talleyrand, damals Gesandten in der Schweiz, und mehrere Andere angeordnet. Am 10. April 1815 schreibt Napoleon an Marshall Davoust, Fürst von Eckmühl:

„Mein Cousin! Streichen Sie von der Liste der Marschälle die Namen des Fürsten von Neuchâtel, der Herzöge von Ragusa, Belluno, Castiglione und Salmy — Männer, welche besser bekannt sind unter den Namen Bertier, einst Napoleon's Stabschef und vertrauter Freund, Marmont und Victor, beide Wellington wohlbekannt, und Angereau und Kellermann. Es sei hier bemerkt, daß Davoust, an den diese Order gerichtet war, drei Monate später dem Rathe Fouché's, des damaligen Chefs der provisorischen Regierung zu Paris, folgte, und eine Capitulation den Anerkennungen des Kaisers vorzog, der ihn als einfachen General den Alliierten entgegenzusetzen wollte.“

Auch Murat sollte womöglich in die kaiserliche Fährde zurückgeführt werden. Am 21. März schrieb der Kaiser zu Caulaincourt: „Ich wünsche eine Analyse aller der Depeschen zu haben,

französischen Dichtungen, theils die Bestimmung der Abfassungsjahre der einzelnen Dramen und eine Geschichte der mannigfachen Ausgaben und Bearbeitungen, Ergüssen und Textes-Emendationen derselben, wird von Zeit zu Zeit immer eine neue Ausgabe der Werke des Dichters allerdings durchaus nicht nothwendig, doch Manchem wünschenswerth scheinen. Die uns vorliegende, von welcher bis jetzt der erste Theil, Hamlet, Prince of Denmark enthaltend, erschienen ist, kündigt sich als die Arbeit eines um die Shakspeare'schen Dichtungen wohlverdienten Gelehrten, des Herrn Dr. Venn's Irländers, an, der seine Veranlassung dazu durch seine „Shakspeare's Forschungen“ und jüngst eine gezielte Arbeit in dem IV. Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft dargethan hat. Der Herausgeber rechtferdigt sein Unternehmen neben dem Delius'schen dadurch, daß in diejenigen Leser vorzugsweise berücksichtigen will, welche mit dem Studium Shakspeare's zugleich ein tieferes Sprachstudium zu verknüpfen wünschen. In diesem Sinne hat er es sich angelegen sein lassen, die Etymologie und historische Grammatik, so weit sie durch die neuesten wissenschaftlichen Forschungen festgestellt ist, in erweitertem Maße zur Interpretation zu Hilfe zu nehmen. Aber auch in Bezug auf die Kritik des Textes dürfte diese neue Ausgabe neben jener von Delius einen Platz behaupten, da in dieser letzteren zu sehr die Rücksicht auf die emendierende Methode vormalst, „die nicht überall dem Verstande des Dichters zur Förderung gereichen konnte, im Gegentheil oft genug zu Auslegungen zwang, die dem Genius Shakspeare's mißbrachten“.

Jedem Drama ist eine historisch-kritische Einleitung vorausgeschickt; so handelt die zu dem 1. Bande, zu „Hamlet“, gegebene zunächst über die ursprüngliche Quelle der Hamlet-Sage, wendet sich dann zu der Zeit der Abfassung, zählt die verschiedenen Trasse auf und bespricht nächstdem ausführlicher die Quellen, aus denen der Dichter schöpfte, mit Nachweis der einzelnen Züge, welche aus ihnen in die Dichtung übergingen. Es folgt dann ein beachtenswerther Excurs über „Shakspeare's Anlehnung an die Philosophie“. Als diejenige philosophische Schule, der Shakspeare am meisten in seinen Ausprüchen im Hamlet gefolgt ist, wird die Naturphilosophie des Giordano Bruno genannt, der um die Zeit der Abfassung des Hamlet zwei Jahre in London gelebt und daselbst eine ganze Reihe populärer Schriften in italienischer Sprache veröffentlicht hatte. Giordano Bruno war ein Freund von Spenser, und so war es natürlich, daß Shakspeare, der erst nach dem Weggange Bruno's nach London kam, auf die Schriften des Italiäners aufmerksam wurde. Für die Bekanntheit des Dichters mit dieser neuen, auf das Kopernikanische Weltensystem gegründeten Philosophie, die fast alles Metaphysische ausschließt und einem mit Händen zu greifenden Naturalismus huldigt, führt der Herausgeber einige Beweise aus dem „Hamlet“ an, so den Dialog „Sein oder Nichtsein“, der in seinem Schluß sogar eine Widerlegung der atomistischen Philosophie des Bruno auf Grund christlicher Lehre bildet.

Ausführlich verbreitet sich die Einleitung ferner über den „Text“ des Shakspeare'schen Dramas und dann über die verschiedenen Ausgaben; zum Schluß sind ausführliche „historische Notizen“ hinzugefügt, die eine Uebersicht geben über die wachsende Bekanntheit und Verbreitung für dies Drama zuerst in England, dann in Deutschland, Frankreich, Italien und Scandinavien.

Die reichhaltigen Noten zu dem Texte sind namentlich, neben einigen kritischen Anmerkungen, den grammatischen und lexicographischen Schwierigkeiten der Shakspeare'schen Dik-

tungen gewidmet und werden so, während sie dem deutschen Leser das Verständniß erleichtern, gewiß nicht wenig zu einem gründlicheren Studium des Dramatikers beitragen. — p.

Nord-Amerika.

Deutsche Presse und deutscher Buchhandel in Amerika.

Bei Gelegenheit der Verlegung seines buchhändlerischen und Buchdrucker-Geschäftes in großartige, imposante Räumlichkeiten, wie dergleichen in New-York und anderen Städten der Union mehrere große anglo-amerikanische Buchhändler inhaben, veranstaltete Herr G. Steiger von New-York am 20. März d. J. ein Fest, zu welchem er die geachteten deutschen Vertreter des Kaufmanns- und des Advoкатenstandes, der Wissenschaft, der Schule und der periodischen Presse der Hauptstadt eingeladen hatte. Herr Friedrich Kapp führte dabei den Vorsitz, und nachdem er über die Verdienste gesprochen, die sich Herr Steiger um die deutsche Presse und den deutschen Buchhandel in Amerika erworben, nahm dieser zu einer ausführlichen Erwiderung das Wort, welcher wir Folgendes entnehmen:

„Meine Herren und Bankleute! Seit den großen Ereignissen des Jahres 1866 haben wir Deutschen in Amerika verschiedene schöne Feste gefeiert, welche einen nationalen Charakter trugen. Wir freuten uns der politischen Umwandlungen in Deutschland. Diesen Abend wollen wir uns dagegen der Triumphe freuen, welche die Deutschen in Amerika, fast ohne alle Hilfe vom Vaterlande aus, auf friedlichem Wege und durch eigene Kraft errungen haben.

„Wenn ich nun über den Zweck unseres Festes sprechen will, so komme ich unwillkürlich auf die Presse und den Buchhandel. Denn der Zukunft, die Entwicklung beider gilt in Europa als Gradmesser für die allgemeine Bildung eines Volkes. Dies auf Amerika anzuwenden kommen wir zu einem günstigen Resultate.

„Was das Zeitungswesen im Allgemeinen betrifft, so ist die Union, trotz ihrer Jugend, allen anderen Völkern voraus. Die Statistik zeigt uns Folgendes: In Frankreich kommt auf 22,500 Einwohner eine Zeitung, in England auf 16,500, in Preußen auf 25,700, in Oesterreich auf 104,000, in den Vereinigten Staaten aber auf kaum 7000 Einwohner eine. Und dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Blätter in Amerika der höheren Herstellungskosten wegen eine viel größere Auflage haben müssen, um bestehen zu können, als in anderen Ländern. Nicht minder günstig sind die Aussichten für die Zukunft, wenn man berücksichtigt, daß z. B. in den 40 Jahren vor 1866 die Zahl der Zeitungen in Amerika sich um 370 % gesteigert hat, in Frankreich um 234, in England um 252, in Oesterreich um 356 und in Preußen um 143 %.

Gehen wir noch mehr in's Einzelne ein, und sehen wir welchen Antheil die deutsche Presse in Amerika hat, so finden wir, daß das Nachsehen derselben noch günstigere Verhältnisse darbietet, trotz des Umstandes, daß ein großer Theil der Deutschen fast ausschließlich englische Blätter liest. Wie gering war die Zahl der deutschen Zeitungen in Amerika vor 20 Jahren, verglichen mit den mehr als 250, welche jetzt zum Theil in mehreren Ausgaben erscheinen. Fast ein jeder Staat in der Union ist in der Liste derselben vertreten. Dazu kommt auch noch, daß sich

die Circulation der älteren Blätter in sehr bedeutendem Grade gehoben hat. Es sind kaum 10 Jahre her, seitdem der Eigentümer einer deutschen Zeitung, die damals schon 15 Jahre bestand, als das Ziel seiner Wünsche 2000 Abnehmer nannte, d. h. er war noch weit entfernt davon, und jetzt erscheint dieselbe in drei Ausgaben in einer Gesamt-Auslage von beinahe 140,000 Exemplaren. Aber all' Dieses genügt noch nicht, um Ihnen die jetzige Bedeutung der deutschen Zeitungen in Amerika in's rechte Licht zu stellen, es muß zu dem Zwecke betont werden, wie werthvoll dieselben nach und nach geworden sind, wie sie — theilweise wenigstens — den besten an die Seite zu stellen sind, welche in Deutschland erscheinen. Aber mit den großen Einfluß erkennen, welchen die deutsche Presse seit einigen Jahren auf die Gestaltung der politischen Zustände Amerikas ausübt, hier im Osten — und im Westen vielleicht noch mehr.

Was ich von der deutschen Presse gesagt, gilt auch vom deutschen Buchhandel in Amerika, nur in höherem Grade. Um die Etage auszuführen, muß ich einen Unterschied machen zwischen nachdruckenden Verlegern und importirenden Buchhändlern. Die ersten Buchhändler waren die Herren Ritten, Ritter und Weischoff, künftlich in Philadelphia, und die Herren Ludwig und Radde in New-York; sie waren zum Theil von 1828 an thätig. Erster wurden die Buchhandlungen von Garrigue in New-York und Weil in Philadelphia gegründet, deren Nachfolger an beiden Orten Herr Christern war. Neben diesen entstanden auch die Firmen Westermann Gebrüder, jetzt B. Westermann & Co., und Vereinsbuchhandlung (Schmidt, Schmidt & Eitenfeld), jetzt E. W. Schmidt in New-York. Das sind die Pioniere, die Bahnbrecher des deutschen Buchhandels in Amerika, die mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Jetzt giebt es ungefähr 40 Buchhandlungen, welche direct beziehen. In noch besserem Verhältnisse, als die Zahl der Importer, ist der Umfang ihrer Importation gewachsen, und während vermutlich in der frühesten Zeit alle Monate einmal eine Sendung aus Deutschland kam, ist jetzt ein ankündigender Theil der Ladung eines jeden Bremer Dampfers für den Buchhandel bestimmt.

Die Aussichten für die Zukunft sind sehr ermutigend. In allen Städten mit einer größeren Zahl deutscher Einwohner sind in den letzten Jahren deutsche Buchhandlungen in kleinem Maßstabe entstanden, und immerfort melden sich Leute mit der Absicht, an diesem oder jenem Orte sich zu etabliren. Der gesammte Import von Deutschland mag jetzt auf ungefähr 250,000 Doll. jährlich kommen, und wenn er zunimmt, wie in den letzten Jahren, so wird er in weniger als 10 Jahren einen Umfang von 1,000,000 erreichen.

Was nun die ersten deutschen Verleger in diesem Lande betrifft, so sind diese die Herren Ludwig, Weischoff, Radde und Thomas. Sie arbeiteten unter großen Schwierigkeiten; es war ein ziemlich undankbares Geschäft.

Es wäre aber sehr gut gewesen, wenn noch Viele neben den Herren Radde und Thomas gewirkt hätten; die Entwicklung und Förderung des Geisteslebens unter unseren Vandalen in der Union wäre sicher um ein Bedeutendes weiter gekommen und allgemeiner geworden. Der Nachdruck ist eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Mittel zur Erhaltung und Befestigung des deutschen Wissens in Amerika geworden. Nach und nach tritt er aber immer mehr in den Hintergrund, wie das ganz natürlich ist, denn er wird entbehrlich. Original-amerikanische Bücher treten an seine Stelle, zu gleicher Zeit aber auch eine Menge von Deutschland importirter, welche von einseitigen Lesern blos für den amerikanischen Markt abgehoben werden.

Unsere deutschen Schulbücher sind schon zum allergrößten Theile von amerikanischen Autoren verfaßt oder bearbeitet, und der Verhältniß wird jedes Jahr besser werden. Eines der wichtigsten Zeichen ist es, daß nicht nur immer mehr deutsche Schulen entstehen, sondern auch daß die deutsche Sprache als Unterrichtssprache fort und fort mehr Eingang in den amerikanischen Schulen findet.

So sehen wir also, wenn auch nur in Anfängen, Poesie und Buchhandel im Vereine mit deutscher Industrie, Kunst und Wissenschaft einen Triumph erringen, der nicht weniger ehrenvoll ist, als der Sieg der Waffen oder der Diplomatie; unser Triumph ist aber fester gewurzelt, und die Folgen werden darum auch länger dauern."

Kleine literarische Revue.

— Der Bibliothek-Katalog des deutschen Buchhändler-Vereins. Einem sehr schätzbaren Beitrag zur Bibliographie des Buchhandels und der ihm verwandten technischen Gewerbe hat der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig durch das Organ seines gegenwärtigen Bibliothekars Herrn R. Herrn Meyer (im Hause des Herrn S. Hartung und unter Mitwirkung seines Vorgängers, des Herrn Kirchhoff, in dem Katalog der Bibliothek des Börsenvereins veröffentlicht. Die Bibliothek, wie sie nach dieser vollständigen Uebersicht vorliegt, bildet, ungeachtet mancher besagener Uebeln, zumal im Fach der Bibliothekswissenschaft und engeren Bibliographie, einen tüchtigen Grundstock für den nächsten Betrieb der Gesamtinteressen des deutschen Buchhandels und verspricht dies in der Zukunft um so ausgiebiger werden, als ihr die Quelle zu allseitiger Vervollständigung nahe liegt. Gerade der Leipziger Buchhandel, dem die Eignung der Bibliothek am zugänglichsten ist, überdies als Centralpunkt des ganzen Geschäftszweiges, hat vielfache Veranlassung, an der Bereicherung dieses Bücherlagers zu arbeiten, sowohl durch Hervorbringung des neuesten bibliographischen Materials in Zeitschriften, Sammelwerken, Verlags-, Katalog-, Circularen, Abzügen u. s. w., als in der Literatur von Geldmitteln, die eben aus neuerer Zeit (aus älterer viel mehr für den Buchhandel besonders wichtige Publicationen vernachlässigt. So besitz z. B. die Vereins-Bibliothek nur die erste Ausgabe des trefflichen Werkes von H. Ch. Renouard: "Des droits d'auteurs", das auf die Theorie des Verlagsrechtes einen so bedeutenden Einfluß geübt; selbst das technisch höchst interessante Buch des Leipziger Buchhändlers Vordt: "Die Stellung von Druckwerken", welches man in der typographischen Abtheilung fast am ersten erwarten sollte, wird im Katalog nicht aufgeführt. Dagegen ist das Fach "Geschichte des Buchhandels und des Buchdrucks" im Ganzen recht mangelhaft. Um die neuere Literatur des französischen Buchhandels hat sich Herr Louis Mohr (im Hause Bergmann u. a. in Strassburg) verdient gemacht. Im Uebrigen muß bemerkt werden, daß die Vorrede des Herrn Kirchhoff die Stärke und Schwächen der Bibliothek sehr richtig kennzeichnet. So Wachsen der Anstalt wünschen wir den besten und glücklichsten Erfolg!

T. v. B.

*) Katalog der Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Leipzig, 1869, Druck von B. G. Teubner. VIII u. 161 S.

— *Die zweite Auflage von Spamer's Japan.* Seitdem Japan uns durch seine Handels- und Schiffahrts-Verträge sittlich und international näher gerückt ist, als das durch seine barbarische Mißthätigkeiten. Politisch sich Deutschland immer mehr entfernende Ausland, ist die Aufmerksamkeit und das Interesse für jenes ferne Land und seine Bewohner bei uns in den weitesten Kreisen sehr gewachsen. Um dem Bedürfnis, Japan näher kennen zu lernen, zu genügen, hatten wir nach und nach eine große Anzahl verschiedener Reiseverle über das wiedererschlossene Japan entstehen sehen. Unter diesen waren die Beschreibungen der amerikanischen Expedition in den Jahren 1852 bis 1854 und der preussischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1860 und 1861 die bedeutendsten. Nach diesen beiden, sowie auch nach älteren Reiseverle, hatten Dr. Friedrich Steger und Dr. Hermann Baguer unter dem Titel „Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan“ bei D. Spamer in Leipzig ein Buch herausgegeben, das sich einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Es vereinigte die bekannten Vorzüge der Darstellung und der Ausstattung vieler früheren Werke derselben Verleger und Verleger. Nachdem aber seit der Zeit jener Beschreibung eine sehr bedeutende neue Literatur über das Reich des Sonnenaufgangs in allen Sprachen entstanden, übernahm Dr. Richard André eine neue Bearbeitung der „Nippon-Fahrer“, welche ihrem Zweck: auch die weitesten Leserkreise über das gegenwärtig so interessante Land unterhaltend aufzuklären, in bestmöglicher Weise entspricht. Das Buch behandelt Japan nach allen Seiten hin, theilt ebensoviel über die Geschichte ihrer Vergangenheit, als über seine Religionen, Wissenschaften, Sprache, Literatur, Sitten- und Sittensitten-Verhältnisse, sowie über seine Fauna und Flora, seinen Ackerbau, seine Industrie und Gewerbe u. s. w. alles Wissenswerthe mit. Dabei sind alle nöthigen Expeditionen dorthin mit Aufmerksamkeit verfolgt und schildert, Handel und Verkehr sind in ihren bisherigen Entwicklungen, sowie ihren Aussichten für die Zukunft sachgemäß dargestellt.

— *Der Kritik des Materialismus.* Ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit ist es, daß, bei dem riesigen Jagen und Streben nach geistlich und werthlosen Dingen, doch auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung mehr und mehr ein literarischer Ernst Platz greift, welcher für die Adepten höherer sittlicher Ideen die besten Soffnungen erweckt. Von allen Disciplinen ist es namentlich die Philosophie, welche der Wissenschaften als der Gebildeten sich wieder zum vernünftigen Gegenstande erkoren. Wenn nun auch nicht alle Autoren in ihren Werken das Ziel erreichen, das sie sich gesetzt, so resultirt aus ihren Bemühungen doch immer eine lebhaftere Anregung zu weiteren Forschungen auf diesem noch immer nicht abgeschlossenen Gebiete. — Es liegt uns augenblicklich eine Beurtheilung der „materialistischen Erkenntnißlehre“ vor, die, von H. H. Stadt, zur Orientierung der Gebildeten verfaßt, die Unhaltbarkeit dieser Lehre, die Grundlosigkeit ihrer Trugschlüsse beweisen soll. Um dies graduell zu ermögen, führt uns der Autor in das Alterthum ein, citirt Demokrit, Protagoras, Epikur, Lukrez und die alexandrinischen Schulen; kommt dann auf die christliche Zeit bis zum 17. Jahrhundert, spricht von Aristoteles, Petrus Pomponatius, Melancthon, Giordano Bruno; dann citirt er Bacon von Verulam, Descartes, Gassendi, Hobbes und Locke; endlich

auf das achtzehnte Jahrhundert und schließlich auf unsere Zeit übergehend, läßt er Voltaire, La Mettrie, Feuerbach, Vogt, Büchner und Mayer die Revue passieren und verweist die materialistischen Lehren inessamm, aber, trotz einer nicht abgusprechenden gewandten Dialektik, gelingt es dem Verfasser nicht, Gegenbeweise aufzubringen, und bietet somit das Werkchen nur den Einen Vorzug: die verschiedenartige Anschauung der materialistischen Erkenntnißlehre je nach den verschiedenen Zeitaltern zusammengeschaltet und von seinem reservirten Intuitionspunkte aus kritisch beleuchtet zu haben.

— m. —

— *Güter und Frauen.* Unter diesem Titel ist von unserem Mitarbeiter, dem auch wegen seiner musikalischen Kritiken und Leistungen geschätzten Publicisten, Herrn H. Ehrlich, ein kleines Essay erschienen, das besonders den Frauen eine angenehme Baderlecture sein wird. Es ist die Beschreibung einer unheimlichen, an der Hand der Frauen unternommenen Excursion nach den beliebtesten Bädern der modernen Welt. Treuville, Biarritz, Ostende, Baden-Baden, Ems, Somburg, Wiesbaden u. s. w. werden im Fluge berührt, und die elegante Welt, besonders die der Frauen, am Meerstrande, an den Heilquellen, auf den Promenaden, in den Kur- und Spielsälen und Salons wird mit Geist geschildert. „Die gute Gesellschaft“, sagt der Verfasser, „ist die Gebieterin des eleganten Lebens, und keine Kammer-Majorität hat je die von ihr votirten Gesetze mit treulicherem Gehorsam befolgt, als diese gute Gesellschaft ihre Vorschriften für Moden und Gebräuche. Möge aber Niemand glauben, daß diese nur Leichtes und Angenehmes enthalten! Um auf der Höhe der Mode und des eleganten Lebens zu stehen, bedarf es größerer Spannkraft und Thätigkeit, größerer Concentrirung der geistigen und physischen Fähigkeiten, als manche Uneingeweihte vermuthen. Man muß nicht bloß die neuesten Moden kennen, sondern auch das neueste Schach- oder Vokspiel, die neuesten Opern und Ballets bei der ersten Ausführung und auf ersten Rangplätzen gesehen haben, die neuesten französischen Romane, hier und da auch einen besonders berühmten deutschen, wenigstens durchgesehen haben, um darüber reden zu können. Auch die Concerte berühmter Virtuosen muß man besucht haben, weil doch Musik jetzt zu den elegantesten Bedürfnissen gehört; auf dem Palsalle muß man gewesen sein, oder viele Bekannte haben, die dort gewesen sind, so daß man dabei erzählen kann, als wäre man da gewesen. Man muß von allen interessanten Vorfällen, die sich im Schöße der guten Gesellschaft zugetragen, genau unterrichtet sein und dies gelegentlich zu beweisen wissen, ohne in die bürgerliche Unthaten der Klatscherei zu verfallen; man muß verstehen, in wenigen seinen Worten mehr anzudeuten, als Unelegante in weitläufigen Erzählungen mittheilen können, und vor Allem darf man nie zu müde, zu abgebrannt sein, dort hinzugehen, wo sich gute Gesellschaft versammelt. Welche schwere Aufgabe, welche anstrengende Thätigkeit!“

Literarischer Sprechsaal.

1769, das Geburtsjahr Alexander's von Humboldt, war zugleich das Jahr der Geburt Napoleon's I., Wellington's, Rex's und Soult's, Cuvier's und Brunnell's. Gleichzeitig datiren vom

*) Die materialistische Erkenntnißlehre. Von H. H. Stadt. Altona, H. Wenzel, 1863.

*) Berlin, Louis Gerlach, 1863. (48 S. in 16.)

Jahre 1769 die ersten Patente der Dampfmaschine von James Watt und der Spinnmaschine (spinning-jenny) von Arkwright. Natur- und Kriegswissenschaft, Mechanik und Technik, die vom Jahr 1769 ihre größten Triumphe datiren, haben daher sämtlich jetzt Anlaß, ein Jubeljahr im wahren Sinne des Wortes zu feiern.

Mit Bezug auf die von einigen französischen Blättern gemachten hässlichen Bemerkungen über die preussische Regierung, die dem bekannten Dr. Enno Klopp die Erlaubniß zur ferneren Herausgabe der Leibniz'schen Handschriften in Hannover nicht erteilte, was bekanntlich auch das Institut de France in einem mit großer Deutlichkeit an Herrn Klopp gerichteten Schreiben getadelt hat*) — schreibt Herr Wihl. Neumann, Professor der Akademie von Neuchâtel, Folgendes an den Redacteur der Revue de l'instruction publique.

„Mein Herr! Es giebt eine Gerechtigkeit der Geschichte, durch die sich vor Allem ein Blatt auszeichnen sollte, das im Dienste des öffentlichen Unterrichts ist. Diese Gerechtigkeit ist es, in deren Namen ich Sie ersuche, den nachfolgenden Zeilen die Aufnahme in Ihrem Blatte nicht zu verweigern: Den Artikel des Peuple, welchen Sie abgedruckt, um die preussische Regierung einer erschauenden Parteilichkeit gegen Leibniz anzuklagen, kennzeichnet eine Fortlassung von Thatfachen, die auf Ihre Kritik ein falsches Licht wirft. Sie übergehen mit Stillschweigen, daß der gelehrte Doctor, den Sie für mißhandelt erachten, der Verfasser zweier Werke ist, die sicherlich allein hinreichend sind, den abschlägigen Bescheid zu motiviren, welchen Sie so sehr beklagen. Sollten wir vergessen können, daß Herr Enno Klopp zwei starke Bände seinem Bestreben, aus Lütz einen Heiligen und einen Märtyrer der Freiheit zu machen, gewidmet, und daß er in einem andern Buche, auf Grund seines Hasses gegen den großen Friedrich, das Haus Hohenzollern, Preußen und das ganze protestantische Deutschland mit den bittersten, ja, ich möchte sagen, insamsten Beschimpfungen überhäuft? Ich unterlege nicht, ob die preussische Regierung Grund hat oder nicht, einem solchen Schriftsteller keinen Dienst zu leisten, aber wenn man sie darum tadeln will, sollte man sich doch auch um die Gründe kümmern, die sie zu ihrer Handlungsweise gehabt hat.“

Herr Ed. Goumy, der im Namen der Revue de l'instruction publique auf das vorstehende Schreiben antwortet, beharrt dabei, in der Zurückweisung des Herrn Enno Klopp durch die preussische Regierung einen Akt der Rache einerseits und der Barbarei gegen Leibniz andererseits zu erblicken! Nur ihrer Unbekanntschaft mit deutschen Personen und Zuständen wollen wir es zuschreiben, wenn sowohl Herr Goumy als das Institut de France nicht weiß, daß es vielmehr das Andenken des großen Philosophen ehren heißt, wenn man die Herausgabe seiner Handschriften nicht länger einem unwahrscheinlichen Partisanen, einem unphilosophischen Knecht, anvertraut. Gewiß werden sich dazu bald berufenere Geister und würdigere Arbeitskräfte gefunden haben!

S. V.

Die Juristische Gesellschaft zu Berlin, welche Anfangs Mai d. J. ihr zehnjähriges Stiftungsfest gefeiert hat, eröffnete am 12. Juni das zweite Decennium ihrer auf Förderung der Rechtswissenschaft gerichteten Thätigkeit durch einen

Vortrag des Geh. Justizrathes Prof. Dr. Heydemann über den internationalen Schutz der Autorrechte. Der Vortrager, der seit mehr als dreißig Jahren an allen Forderungen, die das literarische und artistische Urheberrecht in Preußen erfahren hat, hervorragend mitwirkt und insbesondere als langjähriger Vorkämpfer des preussischen Sachverständigen-Vereins für die praktische und die wissenschaftliche Ausbildung des geistigen Eigenthums gleich thätig ist, zeichnete zunächst die Gegensätze, welche sich auf diesem Gebiet gegenüberstellen, beides im Hinblick auf die von dem amerikanischen Volkswirthe Carey vertretene radikale Richtung, die den Begriff des Urheberrechts überhaupt, freilich mit mehr Euphorik als aus wirklichen Gründen, zu negiren strebt. Es schloß sich hieran ein Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung, welche das geistige Eigenthum im Zusammenhange mit der Erfindung der Buchdruckerkunst bei den verschiedenen Nationen genommen hat. Mit beidem Nachdruck wurde das Verdienst, welches der Genius Frankreich um den Schutz der Autorrechte sich erworben hat, anerkannt und durch den Hinweis auf die Geizgierigkeit der Revolution, die den in der Theorie als richtig erkannten Gedanken des literarischen Eigenthums mit aller Schärfe und Consequenz im Leben eingeführt hat, erläutert. Im Anschlusse an die nationale Rechtfertigung in den einzelnen Kulturländern machte der Vortrager wesentlich unter dem Einflusse der von Görke so mächtig geförderten kosmopolitischen Strömung in der Literatur, das Bedürfnis eines internationalen Schutzes geltend. Der Vortrager bezeichnete die Schwierigkeiten, die sich theils durch den Gegensatz der Interessen, theils aus technisch-juristischen Gründen in der Verwirklichung des an sich einfachen Gedankens anfangs entgegenstellten, und die ja bekanntlich auch jetzt keineswegs gänzlich beseitigt betrachtet werden dürfen. Eine eingehende Schilderung der seit 1864 bestehenden Literar-Convention zwischen Preußen und Frankreich, welche, als die vollständigste und die Forderungen der Gegenwart am Meisten entsprechende Lösung aller hieher gehörigen Fragen, einen ganz wesentlichen Fortschritt in der Ausbildung des internationalen Urheberrechts darstellt, beschloß den gehaltenen Vortrag.

Aus der uns zugegangenen neuesten Nummer der in nolländischer Sprache erscheinenden Ausgabe der Berichtsbüchlein des holländischen Unterrichtsband (Ligue de l'enseignement) ersehen wir mit Vergnügen, daß dieser schöne Verein jetzt über 4000 Mitglieder und ein jährliches Einkommen von 12,500 Francs bezieht. Letzteres ist allerdings zur vollständigen Erreichung des Bildungszwecke, die der Verein im Auge hat, noch lange nicht ausreichend. Die Stiftung von Volksbibliotheken in allen Theilen des Landes und die Förderung des Volkselementarunterrichts durch Einrichtung öffentlicher Vorlesungen und Vorträge hauptsächlich bieber das Ziel der Vereinsthätigkeit gewesen. In vorigen Winter sind an den verschiedenen Orten, die dem Verein angehören, 206 Vorträge gehalten worden. Aber der schlecht stürmte Clementar-Lehrer hat sich der Vereinsthätigkeit vielfach mit Erfolg angenommen. Ebenso läßt er sich anlegen sein, daß es den Kindern der arbeitenden Klassen nicht an der notwendigen Unterweisung fehle. Vortrefflich ist dieser Beziehung der Verstand des Unterrichtsband: „Der Wissende steht unter beständiger Vermuthung derjenigen, die etwas gelernt haben, denn er hat kein Selbstvertrauen. Demüthig, unterwürfig, furchtsam, hat er die Gewöhnung, ein Sklave, nicht die eines Bürgers.“ Ein wahrhaft freier Mensch

*) S. Nr. 24 des Magazin, „Literarischer Streichhaal“.

ist nicht derjenige, der Alles thun kann, was er will, sondern derjenige, den der Unterricht von den Verblendungen des Aberglaubens und des Vorurtheils befreit hat, derjenige, der bei dem kühnen freistehenden Meinungen seine Stimme, von Gründen der Vernunft und des Wissens unterstützt, abzugeben vermag."

Ein Aufsatz im diesjährigen Aprilheft des „Atlantic Monthly“ mit der Ueberschrift: „Die Südpazifischen Eisenbahn“ enthält eine entzückende Schilderung der Berglandschaften Colorado's, welches allerdings südlich, aber doch in der Nähe von der großen Pacific-Eisenbahn liegt. Die schon von anderen Schriftstellern beschriebenen Hochgebirge dieses Staates werden bald die Reisesiele von Touristen sein, besonders wenn sehr bald, wie der Verf. mit Sicherheit annimmt, eine zweite Linie südlich von Colorado den Continent durchschneiden wird. Die höchste Bergkette misst 11–12,000 Fuß und der bis jetzt als der höchste erforschte Gipfel, Gray's Peak, an dessen Fuß die Hauptstadt Denver, etwa 6000 Fuß über der Meereshöhe liegt, ist 10,000 Fuß hoch. Die Alpen bei Bern halten nicht den Vergleich mit den Felsenbergen bei Denver aus; in Nähe, Mannigfaltigkeit, Klarheit der Atmosphäre, schätzbaren Entfernungen, herrlichen Steigungen sind die letzteren weit erhabener. Der kleine Lincoln beim Dorfe Montgomey wird von Keunern für großartiger als der Gray's Peak gehalten. Von Denver ist das Dorf auf einer guten Fahrstraße zu erreichen. Der Felsstein erschwingt den Berg während abwechselnder Regen-, Schnee- und Hagelwetter mit dazwischen hervorbrechendem Sonnenschein, wodurch wahrhaft unbefreibliche Scenerien entstehen. Zwischen den mit einer menuten Baumflora (Tannen, Fichten und Espen), nicht sehr dicht, zwischen 8–12,000 Fuß über der bewachsenen Bergmassen, liegen in diesem Theile der Rocky Mountains, welche die Centrallinie Colorado's bilden, Klüften und meistens auch fruchtbarsten Hochthäler oder „Artes“, wie sie bezeichnend genannt werden, 10 bis 30 engl. Meilen breit und 40 bis 70 lang. North, Middle, South und Luis Park liegen 7–10,000 Fuß über der Meereshöhe, zum Theil am östlichen, zum Theil am westlichen Abfall des Rückens des amerikanischen Continents. Trotz solcher Höhe wird Getraide und Gemüse gebaut und Vieh grasst das ganze Jahr hindurch im Freien. Die Hauptnahrungsmittel bestehen im Winter, die Regen im späteren Frühling und zu Anfang der Mitte Sommer und Mitte Winter sind gleichmäßig Regen und klar. Wolkenbrüche und Stürme sind von kurzer Dauer, die Sonne scheint bald wieder erwärmend dazwischen. Man reist hier allerdings noch nicht wie in der Schweiz. „Der Winter und das Bivouac sind die wahren Zustände für eine lange Reise oder einen Sommeraufenthalt in Colorado.“

Manche Leute meinen, Richard Wagner leide an Dürst und sei nicht zufrieden, wenn nicht täglich mindestens ein Journalen mit ihm gehandelt würde. Wir glauben ihnen, daß er das Broschüren-Schreiben als Erholung betrachtet, ungefähr wie Hegel vom Philosophiren bei einer Partie Lombeer mit Heinrich Beer (cf. Heine), so erhebt sich Wagner komponieren und Broschüren bei der Absingung einer Flugblätter. Doch muß man gestehen, daß er rübrig im Betriebe des Musikgeschäftes ist. Die Broschüre „Herr Eduard Devrient und sein Stuhl“ erschien zuerst als Feuilleton in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mit W. B. unterzeichnet, sodann

in einem jetzt eingegangenen Blatte des preussischen Kunstvereins; dann kam sie in separato unter dem euphonischen Pseudonym „Wilhelm Drach“ heraus, und endlich jetzt pranzt auf dem Titel der bei Stille und van Münden dritten zweiten Auflage der Name Richard Wagner's selber. Die darin grüßten Fehler des Devrient'schen Styles sind allerdings arg lapsus, aber das Buch, in welchem sie vorkommen, das Buch über Felix Mendelssohn-Bartholdy, ist jedenfalls besser geschrieben und werthvoller, als irgend ein Buch seines Splitterrichters mit dem stilistischen Ballen im eigenen Auge, und wir begreifen kaum, was Richard Wagner bewegen, gerade an dem gemüthvollen Erguß des wackern Verfassers der Geschichte des deutschen Theaters ein solches Exempel zu statuiren.

Wir haben kürzlich (Nr. 21) bei Gelegenheit der Anzeige einer Erzählung von H. Mügelburg auch der von dem Verlegern verlegten Berliner Zeitschrift „Tribüne“ gedacht, die uns seitdem vom Verleger derselben, Herrn B. Brühl, übersandt worden. Da wir ausgesetzt sind, unser Urtheil darüber abzugeben, so erkennen wir gern an, daß diese Zeitschrift seine Aufgabe, eine kurze, übersichtliche Schau der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse zu liefern und dabei eine Gerichts- und Morallenzeitung zu sein, mit großer Geschicklichkeit erfüllt und hierin von den achtbaren Mitarbeiterkräften unterstützt wird. Die Zeitschrift erscheint dreimal wöchentlich (Preis 2 Gr. quartaltlich) mit einer humoristischen Beilage als Sonntagsblatt: „Berliner Bespen“, herausgegeben von Julius Stettenheim und illustriert von H. Hehl, welche Beide mit den bekannten Gelehrten und Zeichnern des „Kladderadatsch“ gewandt und glücklich rivalisiren.

Zu den verbreitetsten deutschen Romanen der neueren Zeit gehört die in erster Auflage im November 1857 erschienene Erzählung: „Elisabeth, eine Geschichte, die nicht mit der Heirat schließt“, von Marie Plathusius (2 Bände.) In Deutschland allein sind in acht Auflagen 21,000 Exemplare dieser Erzählung verbreitet. Von den zahlreichen Uebersetzungen derselben sind uns folgende bibliographisch bekannt:

1) In's Holländische: Elisabeth, of de Strijd des Levens. Een boek voor allen, die naar hooger leven zoeken. Naar het Hoogd. van M. N. door J. J. Swiers, Predikant te Havelte. Mit een portret en levensbericht der schrijfster, medegedeeld door den hoogleraar P. H. H. de Groot, 2 deele, Te Groningen, bij M. Smit, 1860.

2) In's Englische: Elisabeth: a story which does not end in marriage. Transl. of the German of M. N. by S. A. Smith. 2 Vols. Edinburgh: B. Grant & Son, London: Simpkin, Marshall & Co., 1860.

3) In's Französische: Elisabeth, Histoire qui ne finit pas au mariage, par M. N. auteur de Louise de Platenhausen. Trad. de l'allemand sur la 4e édition, 2 Vols. Paris, Ch. Meyrueis & Co. Genève, Ém. Béroud.

4) In's Dänische: Pige og Hustru. (Mädchen und Frau.) Roman af M. N. Forfatterinde af „En fattig Jørgens Dagbog“, 3 Deile. Copenhagen, Chr. Steen & Søn's Forlag, 1860. (Sehr verstimmt und sehr wüthlich interpolirt.)

5) In's Schwedische: Elisabeth. En berättelse som icke slutar vid bröllopet. Af M. N. (Bearbetning) fran sjetta Tyska original-upplagan. Af Thekla Knös, Stockholm, Alb. Bonnier's Förlag, 1866.

Meyers Konversations-Lexikon.

1868er Auflage, complet gebunden.
15 Bände, mit eingebundenem Atlas und Register, 37½ Thlr. (116)
Auch in Umtausch gegen alle Auflagen von Brockhaus, Pierer und Meyer.

In Ferd. Dümmler's Verlagbuchhandlung in Berlin ersehen so eben:
Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins
von Wilhelm Cohen, Dr. phil. (117)

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.
gr. 8. gebf. 20 Egr.

Strenge psychologische Grundlegung der Poetik.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Harder, die Philosophie Shakespeares;
in Auszügen aus seinen Tramen mit mög-
lichst treuer Uebersetzung. 24 Egr. (118)
Magdeburg. Heinrichshofen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschienen:

Rig-veda

oder die heiligen Lieder der Brahmanen.

Herausgegeben von

Max Müller.

Mit einer Einleitung, Text und Ueber-
setzung des Präsisakya oder der ältes-
ten Plionetik u. Grammatik enthaltend.
Vierte Lieferung.

(Bogen r-Ddd [Schluss] der Einleitung,

Wörterlexikon, Inhaltsverzeichnis u. s. w.)

4. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr. (119)

Die 1.—3. Lieferung (1556—57) kosten zu-
sammen 10 Thlr. 20 Ngr.

Sieben erschien in meinem Verlage:

Kurzes Handbuch

der

Landschafts-Photographie

auf unserem Wege.

Von

Ph. Kemelt.

Mit einer Photographie „Partie aus dem
Führensteiner Grund in Schlefien“ nach
einer Aufnahme von Ph. Kemelt von
D. van Bock in Hirschberg, und 6 Holz-
schnitten. 8. geb. Preis 10 Egr.

Der Verfasser, seit einer Reihe von Jahren
als Landschaftsfotograph thätig und durch
seine vorzüglichen Leistungen bekannt, legt
in dieser Schrift seine mannigfachen Beobach-
tungen nieder und wird jeder Photograph und
Liebhaber der Photographie durch das Studium
dieses vielfach belehrenden und Anregung
empfangenden und somit den gewöhnlichen Nutzen
ausbreitenden Buches.

Berlin, Anfang Juli 1869.

Alle älteren Auflagen

von BROCKHAUS, PIERER oder MEYER nehmen wir für
zwölf Thaler

in Umtausch gegen Meyers Konversations-Lexikon, illustr. Register-Ausgabe
von 1868. Auch alle Buchhandlungen vermitteln den Umtausch. (125)

Das Bibliographische Institut in Hildburghausen.

In Ferd. Dümmler's Verlagbuchhandlung in Berlin ersehen in v. S.:

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder Maximilian Heine.

Leipzig, 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Egr. (126)

„Erinnerungen, die auf ein Plätschen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke
aufgestellt sind, Antwort machen dürfen, da sie so wandern Zug zu dem Hilde des Dichters
liefern, den eben nur ein so nahestehender und von ihm lebendig als der geistliche
Erscheiner seiner Denkwürdigkeiten bezeichneter liter. Bewahrer mit aller Klarheit und
Wahrheit zu weiterzugeben vermochte.“

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber Sprache

als Ausdruck nationaler Denkwirf.

Von Dr. C. Abel. (121)

Leipzig, 8. 1869. geb. 5 Egr.

Ferd. Dümmler's Verlagbuchhandlung
(Hartwig und Gohmann) in Berlin.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin
ist sieben erschienen und durch alle Buch-
handlungen zu beziehen:

Jahrbuch

der
deutschen Shakespeare-Gesellschaft

im Auftrage des Vorstandes

herausgegeben

durch

KARL ELZE.

Vierter Jahrgang.

In engl. Einb. 3 Thlr.

In dem unterzeichneten Verlage ersehen soeben:

Väter und Frauen.

Eine Studie

von H. Ehrlich. (123)

8. eleg. geb. Preis 5 Egr.

Das Schicksal der Väter und Frauen als gesellschaftliche
Leben in eleganten Stile und im anständigen
Tone; es kann daher vorzüglich den Damen
als interessante Lektüre empfohlen werden.

Louis Gieseler Verlagbuchhandlung in
Berlin, Wilhelmstrasse 86.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschienen: (124)

Le Mexique,

l'Empire et l'Intervention.

8. Geb. 15 Ngr.

Diese Schrift, aus dem Kreise der näch-
sten Umgebung des Kaisers Maxi-
milian ausgehend, enthält wichtige Ent-
würfe über das Verhältnis Frankreichs
zum mexicanischen Kaiserreich und bildet
somit einen sehr werthvollen Beitrag zur
Zeitgeschichte.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch

die Brüder Grimm. (127)

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern in Holzschnitt.
Berlin, Ausgabe, (11. Aufl. 1864.) geb. 1 Thlr.

Große Ausgabe, (13. Aufl. 1868.) 1. Aufl. 15 Egr.

„Unstreitig unter allen Märchen-
büchern das schönste.“

Verarbeitete neu durch die deutschen Volks-
und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagbuchhandlung

Renan's neuestes Werk.

Sieben erschien im Verlage v. R. M. Prochha
in Leipzig:

Paulus.

Von

Ernest Renan.

Autorisierte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

In 7-8 Lieferungen, 8. Preis je Bd. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erste Lieferung.

Gleichzeitig mit dem französischen Text
erschien dieses mit Spannung erwartete
Werk Renan's über den Apostel Paulus
einer vom Verfasser autorisierten deutschen
Ausgabe. Der „Paulus“ schließt sich an die
beiden berühmten Werke des Verfassers,
„Leben Jesu“ und „Die Apostel“, an und ist
der gleich lebhafteste und lebendigste von
seinen Schriften der Theologie und der geistlichen
Literatur. Die Lieferungen werden sich
finden, jedoch können wenigen Wochen
Ganze vollständig vorliegen wird.

In allen Buchhandlungen ist die erste
Lieferung vorrätig und werden Umtausch
gegen auf das Wert angenommen.

In demselben Verlage erschien:

Die Apostel. Von Ernest Renan.
Autorisierte deutsche Ausgabe. 8.

1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. (125)

In 6 Lieferungen zu je 3 Mark 10 Ngr.

Historische Zeitschrift

herausgegeben von Heinrich von Syll

Elster, Leipzig, Zweites Heft.

Inhalt:

VIII. Georg von Pöhlitz, Reichs-
Kämmerer und Reichsminister des
Königs von Europa. Von H. Marten.

IX. Analekten zur englischen Geschichte
16. und 17. Jahrhunderts. Von D. P.

X. Kampf um die spanische Succession
den letzten Jahren König Ferdinand
von H. Baumgarten.

XI. Literaturbericht.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 M.
München. Literarisch-artistische Anstalt
S. O. Cotta'schen Buchhandlung

Magazin für die Literatur des Auslands

Beziehungen nehmen alle Buchhandlungen zu
enthalten des 30. und Auslandes in v. S.
die Jahrgänge-Extrakte.

Zusammen mit Briefe sind France durch
an die Zeitschrift „Magazin für die
Literatur des Auslands“ zu be-
ziehen durch Buchhändler-Vermittlung an die
Landhandlung zu richten.

Anzeigen werden in jeder Zeit mit 5 Egr. pro
Zeile (in kleiner Schrift) in der Zeitschrift
„Magazin für die Literatur des Auslands“
(Hartwig und Gohmann) in Berlin, Wilhelm-
str. 86. und in der Zeitschrift „Magazin für die
Literatur des Auslands“ in Berlin, Franz-
str. 10. zu nehmen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Sechundsiebzigster Band.

Juli bis Dezember 1869.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwig und Gohmann.
1869.

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichnete Artikel befinden sich in der „kleinen literarischen Revue“, † die mit einem Kreuz (†) bezeichnet in der „literar. Spectator“.

Deutschland und das Ausland.

Juli. Geist und Natur. Der oblique Anblick. S. 385. — Die gegenwärtigen Gesellschaften Berlins und Wiens und ihre „Publizität“. S. 386. — Die Wissenschaft des Touristen in ein System gebracht. S. 388. — „Aus Schelling's Reden. S. 397. — Der Karbon und das mechanische Wärme-Äquivalent. S. 397. — „Die norddeutsche Flotte. S. 398. — „Internationale Bestrebungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft. S. 398. — † Zur Dumbdolt'schen in Berlin. S. 398. — † Der deutsche Philosophen-Congress und die Religionsfrage. S. 399. — † Von der deutschen Schulreifer-Verammlung. S. 399. — † Die achtzehnte deutsche Lehrerconferenz und der Nationalismus. S. 400. — † Sächsische Doctoren über deutsches Volkswesen. S. 400. — Eine neue Darstellung der Geschichte Preussens. S. 401. — Der Brasilien-Forscher Karl von Martius, ein deutscher Landsmann. S. 402. — Geistliche Deutsch: Bildung und Entfaltung in der Zeit. S. 403. — Königlich Bayerische Bibliothek und gelebter Leben. S. 412. — Die Aufgaben des Arztes-Gesundheits-Rathes. S. 413. — Zur Kenntniss der Polarreise. S. 414. — „Bewegte und das Daz. S. 414. — „Eine illustrierte Familien-Bibliothek. S. 414. — † Jean Paul in abschärfster Form. S. 415. — † Deutscher Kern Verein. S. 415. — † Eine neue Glaubenslehre. S. 415. — Reisen deutscher Lehrerinnen. S. 415. — Ungedruckte Briefe Friedrich des Großen. I. S. 417; II. 429. — Das in Berlin proletrische bemerkt-Museum. S. 418. — † Zur Barbenteile. S. 427. — „Zur Kunst-Literatur. S. 428. — † Deutsche Volksschulen in der Diaspora. S. 428. — Hauptwissenschaftliche Zeitschriften. S. 428. — G. Reimann: Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges. S. 430. — Zur Staats- und großer Kultur. Die Berliner Volksbildung von 1807. S. 431. — Die Paragone von Otto Hahn. S. 432. — † Festschrift der ersten deutschen Naturforsch. S. 440. — D. H. Dreyer'sche vermischte Schriften. S. 440. — Unser Wissen von der Sonne. S. 441. — Zur Geschichte in handlich-deutschen Konflikte seit der Revolution von 1789. Der kühner Geistesreue. S. 443. — Poetie der deutschen Domsynode. S. 445. — „Über die Verzen von der Unvollständigkeit der Erde bei unrichtigen Bildern.“ (Von Hirschfeld). S. 453. — „Epamer's illustrierte Kinder-Bibliothek. S. 454. — † Zwei deutsche Vereinstage in Österreich. S. 454. — † Das Obgra-Deutmal auf dem Emmerring. S. 454. — † Chemische Laboratorien in Frankreich und Deutschland. S. 456. — † Hitz und wider das Turnen. S. 455. — † A. v. Damm über die Verdienste der Jaten um die menschliche Wissenschaft. S. 455.

August. Wallenstein's letzte Lebensperiode, nach Leopold v. Ranke. S. 457. — Zur Geschichte der Kriegswissenschaft. S. 461. — „Solvenz und seine Hinterlist. S. 470. — „Ein neuer Entwurf der Geschichte. S. 471. — „Die Biologen am Barnag.“ (Von E. v. Willdenbruch). S. 471. — † Der deutsche Journalisten-Congress in Wien. S. 471. — Prof. Gernard über die Wasser-Concentrat-Verzine. S. 472. — Acht und Oberst in der Mark Brandenburg. S. 473. — „Kalligraphie. S. 475. — „Bibliophoben. S. 455. — Das Verzechnis der Bücher. S. 485. — „Richtungen des Mittelalters. S. 485. — „Das Weltall von G. Baum. S. 486. — † Die transglobe Wissenschaft und die deutsche Concurrenz. S. 486. — † Die locomotive eine deutsche Erfindung. S. 486. — Neue Theorien über Vulkanismus und Erdbeben. S. 489. — Zur Geschichte der Mittelalters im Orient und Occident. S. 490. — Ernst Raulker: Nora. S. 491. — „Buntes Nomen in deutscher Sprache. S. 498. — „Deutsche klassische Gedichte in englischer Gewand. S. 498. — „Kloster Urabli. (Geschichte von G. Hühn). S. 499. — † Humboldt's Denmal. S. 499. — † Die jüdische Synagoge in Leipzig. S. 499. — † R. A. Duter und die Lehrerfrage. S. 499. — † Aus dem österreichischen Klosterleben. S. 500. — „Stolte's „Kau“, dritter und letzter Theil. S. 501. — Die Fänge der ersten Fänge nach Gewerbevereine und Arbeitervereine. S. 504. — A. Eber: Die Geschichte unserer Gegenwart. S. 505. — „Schicksal der Aesthetik von Gernard. S. 513. — Die Ziele der Arbeiterbewegung. S. 513. — † Humboldt's Stellungen in Preußen und Brandenburg. S. 514. — † Humboldt's Biographie. S. 514. — † Die Förderung weiblicher Industrie in Darmstadt und Stuttgart. S. 514. — † Von Kerner über Gerhild Kurbach. S. 514. — † Die öffentliche Meinung und das Sittengesetz. S. 515. — † Zur Geschichte der Plathanten. S. 515.

September. Die Selbstverwaltung der Volksschule. S. 517. — Der deutsche, realistische Roman. Bild. Jensei. Julius Große. Adolf Glaser. S. 520. — „Aristoteles und Platon (H. Leichnamer). „Aristotelische Forschungen“, und „Stazars“ „Platonische Dialoge“ gegenüber der „Sophistik“. S. 520. — † Zur politischen Geschichte der Gegenwart. S. 522. — † „Zugabe des Sultans“. S. 532. — † „Kreier's Handball“. S. 532. — Deutschland und das römische Concil. S. 533. — Österreich höherer Unterrichtswesen. S. 535. — „Proble“ „Daz und Kuchbäuer“. S. 545. — „Das neue Schauspiel“. S. 545. — „Grammatik“. S. 546. — „Neue englische Uebersetzungen deutscher Schriften in den Vereinigten Staaten. S. 546. — † Die Civilisation und der volkswirtschaftliche Fortschritt. S. 546. — A. v. Humboldt's Geburtsort in Berlin. S. 547. — † Die Berliner Zeitschriften in einer französischen Revue. S. 547. — † Die neuen Historiker-Gesellschaften. S. 547. — „Futurologische Einseitigkeit“. S. 547. — † „Alle deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen. S. 547. — Edward Hildebrandt, der Maler des Romes. S. 549. — „Geist's Tasse, nach Wilm. S. 551. — „Zur selbständigen Erklärung unserer Dichtergeren. S. 558. — „Eiffing's Verdienste um das Judentum. S. 558. — † „Am Humboldtstage. S. 559. — † Uebersichtstafel von Humboldt's Reisen. S. 559. — † Aus dem „Salon“. S. 560. — † Humboldt an Bunsen. S. 560. — † Freie Berührung in Österreich. S. 560. — Die Humboldt's in Berlin. S. 561. — Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskrieg. Hüffer contra Eppel. S. 562. — „Aus dem österreichischen Klosterleben. S. 564. — „Annalen der Topographie. S. 572. — „Kloster v. R. Rost: „Dante's literaturgeschichtliche S. 572. — „Der Reiter in Grimma-roman. S. 573. — „A. v. Humboldt an G. A. v. Riden. S. 573. — † A. v. Humboldt und Kuchbäuer. S. 573. — † „Zug. Boara contra Wolfgang Menzel. S. 573. — † Deutsch-amerikanischen Conversationslexikon. S. 574. — † Naturwissenschaftliches zur Gesundheitspflege. S. 574. — † Die Rammumppe, eine deutsche Erfindung. S. 575. — † Fortbildungsschule für junge Damen in Berlin. S. 575.

Oktober. A. v. Humboldt's Briefe an Bunsen. S. 577. — Jacob Benedek: Leben des Aristiden von Stein. Zwei Irthümer Stein's und seines Geschichtschreibers. S. 578. — Die internationale Gartenbau-Ausstellung in Hamburg. S. 580. — „Graf Georg Friedrich von Waldeck. S. 589. — „Für Schulen und Selbstunterricht. S. 590. — „Die Idee einer rationalen Universal-Deutsch-Englisch-Sprache. S. 590. — „Die Zimmer- und Hausärztinnen. S. 590. — „Ein Novellenbuch in Berlin. S. 591. — † „Vernunft und Religion. S. 591. — † Zur Geschichte der Kleintheater. S. 592. — † Unterrichtsliteratur. S. 592. — Material für die künftige Geschichtsschreibung. Das Buch über Graf Bismarck, von Giesel. S. 593. — „Geographisch-ethnographische Studien über Nord- und Süddeutschland. S. 594. — „Musikalische Charakterbilder, von Otto Gumprecht. Schwert. Mendelssohn, Weber, Rossini, Robert, Meyerbeer. S. 595. — „Gustav Eberle: Die Gewerbezeitschrift. S. 602. — „Bibliophilisch-Bibliographisches. S. 603. — † Slavische Agitationen in Deutschland. S. 603. — † „Blaubrückliche freie Berührung in Wien. S. 608. — „Hr. Strunzberg. S. 604. — „Zerod im Christenthum, von G. Dierfel. S. 608. — „Ein Centralorgan für deutsche Novellen und Skizzen. S. 608. — „Bauer's Kritik des Norddeutschen Erbschafts-Erwerbs. S. 616. — „Karl Eberle's Volkskalendar. S. 617. — „Geschichte von Hieronymus Roman. S. 617. — „Reinholdpantallen. S. 617. — † Der deutsche Protestantencongr. S. 618. — † Die deutschen Universitäten. S. 618. — † Das Organ der Fischen in Berlin. S. 618. — † Deutschthum in Württemberg. S. 619. — „Musikalische Manuscripte von Werth. S. 619. — † Der erste weibliche Doctor Berlins. S. 619. — † Berichtigung. S. 619. — Der Protostantentag in Berlin. S. 621. — Die Alliance israelite in Berlin. S. 623. — „Ein deutscher Zugabe aus dem sechsundzwanzig Judentum. Das damalige Schweden. S. 628. — „Ein Verlust über die Ursachen der Welt. S. 633. — „Eine Weltgeschichte für das Jahr. S. 633. — „Gedanken der landwirtschaftlichen Museen in Berlin. S. 633. — „Klassische Theaterbibliothek aller Nationen. S. 634. — „Drei Aufsätze von Giebert Friedrich Binde. S. 634. — † „Giebert's Verhältnis zu religiösen Fragen. S. 634. — † Karl A. v. Helldi und der Buchbinder-Trennung. S. 635. — † Gewerbe-Schulen für das weibliche Geschlecht. S. 635. — Zur Frauenfrage in Deutschland. S. 637. — Der deutsche Frauenvereinstag in Gassel. S. 638. — Zur Bevölkerungs-Statistik von Berlin. Arbeiter und Arbeitnehmer, sowie Selbstthätige unter

September. John Stuart Mill's gesammelte Werke. Von der Zeit und Reichthum. S. 521. — "Platon's Juvenus Mundi. S. 530. — "Der Verfall der Aethiopen und sein Charakter. S. 532. — "Geschichte Friedrich's des Großen, von Carlyle. Der letzte Theil. S. 537. — "Gallische Reiter. S. 546. — "Gegen die Stimmen über Krieger und Klosterfreiheit. S. 552. — "Der Kreis zur Förderung der Gewerksfähigkeit der Frauen in London. S. 568.

Oktober. Die Kerkel der Frau, von John Stuart Mill. S. 585. — "John's Bild, von Alfred Tennyson. S. 631. — "Eidler-Schwandel. S. 591. — "Ein englisches Original der Feder und des Wortes. S. 597. — "Mrs. Stowe über Red und Lady Byron. S. 604. — "Gallische Schriften über Frauenarbeit und Frauenbildung. S. 640. — "Verzicht gegen die Frauen als Klerger. S. 643.

November. Der Omal von Paris als Arbeiterfreund. S. 676. — "Beziehungen für Frauen im Kensington-Museum. S. 682. — "Kerkel's Geschichte englisch. S. 690. — "Zur Kritik von Schafspeere's "Nacht". S. 691. — "Personenungerecht und Redefreiheit in England und Nordamerika. S. 697. — "English Essays. S. 713.

Dezember. Cromwell und die Juden in England. S. 741. — "Die Brief Carlisle's an einen amerikanischen Spiritist. n. S. 753. — "Die Großelken in den Kerkelgebirgen. S. 762. — "Gallische Urtheile über deutsche Arbeiter. S. 772. — "Das Trinitwasser in London. S. 772.

Frankreich.

Juli. Eine gelehrte Grundriss Voltair's. S. 408. — "Deutsche Schichten in Strasbourg. S. 413. — "Magdalenen-Weg in Paris. S. 415. — "Zaboules's Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeits-Kampfes. S. 435. — "Die Zukunft der Frau. S. 446. — "Deutsche Gedichte des Götters Carl Sandikus. S. 453.

August. Herr Martin und Gottfried Kinkel über Russland und Europa. I. S. 477. II. (Die Slaven und das Moskowienhum). S. 484. — "Deutsche Studien in Frankreich. I. (Die zur Zeitrevolution von 1830). S. 506. — "Beranger in neuer Uebersetzung. S. 513.

September. Deutsche Studien in Frankreich. II. (Die deutschen politischen Klüftlinge. Der moderne Sprachunterricht auf französischen Schulen). S. 523; III. (Das Ministerium Duran und die Herren Gaides und Goum. S. 538. — "Eine volkswirtschaftliche Statistik in Frankreich. S. 531. — "Unterricht für Erwachsene in Frankreich. S. 532. — "Kerkel's Review von D. Gaides. S. 546. — "Elaas's Geschichte der französischen Literatur. S. 555. — "Französische Ehrenrollen. S. 560. — "Neue Biographische Ermittlungen über Voltair. S. 566. — "Deutsche Sprache im Eläß. S. 574. — "Deutscher Schulunterricht in Pödringen. S. 574.

Oktober. Vater Joachim über Juden, Protestanten und Mohammedaner. S. 583. — "L'homo qui rit, von Victor Hugo. Die englische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts. S. 584. — "Die Jüdische Gesellschaft unter anderem Namen. S. 599. — "Das Kerkelwesen unterer Zeit. I. (Die Restauration des Mönchs- und Nonnenbuns). S. 610. II. (Vermögen in lediger Hand und Proletenmacher). S. 626. — "Die deutschen Schriftstellerinnen und die "Revue des deux Mondes". S. 621. — "Das Geheimniss der Götter des alten Documente. S. 644. — "Dora Kertia, über die Frauen Europa's. (Des femmes par une femme.) S. 651.

November. Saint-Beuve, ein französischer Kerkel. S. 658. — "Armenen einer Händel. S. 681. — "Moliere-Verfall und Schokolade-Anbieter. S. 692. — "Ein orientalischer Prinz über die Schlacht-leiter am Rhein. S. 709.

Dezember. Ein französisches Familiäre. S. 740. — "Zur Statistik der Pariser Bevölkerung. S. 746. — "Internationale Verwaltungsschule in Paris. S. 746. — "Zur neuen französischen Literatur. Boudier's Schwermüßigkeiten und ästhetische Carola. S. 754. "Bore's" Einfluß der Troubadours auf die Literaturen Südwesteuropas. S. 749. — "Wischergeße. S. 778.

Italien.

Juli. Zur Statistik der italienischen Universitäten. S. 400. — "Die Kultur der Knallfance in Italien. S. 412. — "Joseph von Joffinger's Uebersetzungen italienischer Poesien. S. 424. — "Italiens realistische Kunstschöpfung. S. 427. — "Pavina von G. Ruffini. S. 439. — "Dante und die Geschichte seiner Zeit. S. 449.

August. "Zofua und die Sonne. (Ben G. Barzilai). S. 472. — "Das alte und das neue Rom. S. 487. — "Eine philologische Gesellschaft in Italien. S. 496.

September. "Dante in hebräischer Sprache. S. 530. — "Giordano Bruno, nach neuen italienischen Forschungen. S. 541. — "Neuere Bestrebungen der Volkshaltung in Venedig. S. 555.

Oktober. "Boreio im Ostien. S. 590. — "4 Deutsche Literatur in Italien. S. 613. — "Giuseppe Gajani, ein römischer Freiheitskämpfer. S. 611. — "A. Stahr und Banno Kewald: Ein Winter in Rom. S. 627.

November. "Ein Werk von Garibaldi. S. 682.

Dezember. Religion und Kunst des Mittelalters. S. 723. — "Kerkel's Ausgrabungen in den letzten Decennien. S. 769.

Spanien.

August. Die Regierung und die Parteien. S. 510.

Oktober. Die republikanische Erhebung in jüngster Zeit. S. 645.

Dezember. Stimmungsberichte aus Spanien. S. 726.

Portugal.

Juli. Desterreich und Portugal zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dom Duarte. S. 408.

Rußland.

Juli. Englische Bücher und russische Censoren. S. 393. — "G. Schirren contra Zuri Samarin. S. 409. — "J. Turgenjew und der Nihilismus. S. 423. — "Grigorjew's Kritik der Ritter'schen Erdkunde. S. 450.

August. Ein Stück russischer Staats- und Kultur-Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. I. (Der Delabristen-Kaufmann). S. 462; II. (Der Kaufmann in Sibirien). S. 478. — "Russland gegenüber den Fischen und Deutschen. S. 500. — "Zur Charakteristik der Geistlichkeit Russlands. S. 508.

September. "Die russische Steuerreform. S. 573.

Oktober. "Die Novellen von Iwan Turgenjew. S. 601. — "Deutsche Gedichte aus Russland. S. 603. — "Zur Kulturgeschichte der Westosonien. Die Polen in Sibirien. S. 613. — "Zur Justizreform in Russland. S. 630. — "Hilt über Russland. S. 651.

November. Alexander v. Humboldt in Russland. S. 660. — "Zuri Samarin's Auflage gegen die Ostke. Provinzen. S. 677. — "Die deutsche Presse in Russland. S. 681. — "Niemoff's tausend Ereden. S. 694.

Dezember. Buchhandel und Bibliographie in Russland. S. 755. — "Die Selbsthochmündigkeit (Skoptzi) in Russland. S. 774.

Baltische Provinzen.

Juli. Neue litauische Beiträge zur Beurtheilung der moskowitischen Regierungskunst. S. 392. — "Nachfolger der "Baltischen Monatschrift". Unter Peter dem Großen und Alexander II. S. 422.

August. "Ein esthalischer Roman. S. 471. — "Die baltischen literarhistorischen Gesellschaften. S. 492. — "Die halbdeutsche Mundart der Esthen. S. 513.

September. Die litauische deutsche Schule in den baltischen Provinzen. S. 527. — "Kerkel's Landest. S. 571.

Oktober. Das Nationalgefühl der baltischen Deutschen. S. 629. — "Die "Litauischen Beiträge" in neuer Auflage. S. 632.

November. "Baltische Monatschrift. S. 682.

Polen.

November. Eine poetische Geographie der Republik Polen. S. 661. — "Polnische Stimmen über slavische Wirtschaft und Kultur. S. 679.

Ungarn.

September. Die neue Ungarische Revue. S. 556.

Oktober. "Politische Gedichte aus Siebenbürgen. S. 617.

November. *Ein Nothschrei aus Siebenbürgen. S. 665. — Der Nothschrei aus Siebenbürgen. S. 706. — †Ein slowakische Erklärung gegen den Panfalarismus. S. 714.

Dezember. Zur Geschichte der Staatskirche in Ungarn. I. (Die Stephanuskirche, der Papst und der Protestantismus). S. 719; II. (Die freie Kirche und das Concordat). S. 737; III. (Autonomie von Kirche und Staat). S. 752. — †Die Deutschen in Siebenbürgen. S. 745.

Rumänien.

Juli. Juden - Bekehrung und Juden - Verfolgungen in Rumänien. S. 394.

Türkei.

Dezember. Eine türkisch - österreichische Speculation auf Kosten Europa's. S. 756. — Das türkische Unterrichtsgeleze. S. 775.

Bosnien.

November. Eine Entdeckungstreife in der Türkei. S. 661.

Griechenland.

Dezember. Zur Literatur der griechischen Dramatiker. S. 726.

Hebräische und jüdische Literatur.

Juli. Zur Geschichte der Juden in Oesterreich. S. 438. — †Preisfrage auf jüdisch-religiösem Gebiete. S. 455.

Oktober. Das Buch Kufari, übersezt und commentirt von Dr. David Cassel. S. 616.

November. *Die hebräische Grammatik Spinoza's. S. 713.

Orient.

November. Morgenländische Dichtungen. S. 695.

Dezember. Zur Urgeschichte des Orients. Araber und Juden. S. 776.

Kaukasien.

September. Dichtungen transkaukasischer Sängers. S. 529.

Kleinasien.

Dezember. *Eichschmidt's Werk über Kleinasien. S. 777.

Afghanistan.

Dezember. Die Civilisation der Afghanen. S. 759.

Hinterindien.

Dezember. Die Franzosen in Hinterindien. S. 742.

Ostindischer Archipel.

Oktober. Bidmore: Reisen im Archipel. Menschenfresser auf Java. S. 631. — Felix Batel, oder Holland auf Java. S. 648.

China und Japan.

Juli. *Ansichten aus Japan, China und Siam. S. 453.

August. †Sichinisch-japanische Studien in Hongkong. S. 472.

Oktober. †Die Stadt des Confucius. S. 592. — †Ein japanischer Roman. S. 635.

Dezember. Japanische Literatur und Kultur Erscheinungen. S. 742. — †Amerikanische Forschungen in Japan und China. 762.

Aegypten.

Juli. Aegypten und die Bücher Moise's, nach Ebers. S. 410.

November. †Europäische Journalisten in Aegypten. S. 698. — Johannes Dünndorf: Archäologische und historische Forschungen in Aegypten. S. 711.

Afrika.

Juli. *Der klimatische Kurort Algier. S. 413.

August. Zwei neue deutliche Werte über Süd-Afrika. S. 462. — Kultur in Nord-Afrika zur Zeit der Völkerwanderung. S. 482.

November. Bahr's bewaffnete Expedition in Central-Afrika. S. 698.

Nordamerika.

Juli. *Literarischer Monatsbericht aus Amerika. S. 398. — †Frank's Hand Preitmann in England. S. 400. — Die Westküste Nordamerikas, Alaska, Vancouver, British Columbia und Galifornien. S. 425. — Die Völkertämme des ehemaligen Russisch-Amerika. S. 430.

August. Die Dauerhaftigkeit der Rassen-Charaktere bei verschiedenen Menschenarten. S. 468. — Deutsche Romane in Amerika. Verthold Kuerbach's Landhaus am Rhein. S. 507.

September. *Salinas in Newport. S. 531. — Deutscher Ruhm und in Amerika. S. 553. — Wer und was ist das Volk, nach An Senjens. S. 554. — †Das Humboldt-Denkmal in Newport. S. 560. — Eine berechtigte Eigentümlichkeit Nordamerikas. Trunkschelte zu den besseren Ländern. S. 570.

Oktober. Die amerikanische Sonnenfinsternis am 7. August 1869. S. 601. — Ein neues System der Hauswirtschaft. S. 628. — †Frauenklub in Newport. S. 635. — Frauen-Universitäten und Gymnasien. S. 644.

November. †Statistik der Klosterschulen in den Vereinigten Staaten. S. 682.

Dezember. Ein Besuch des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten bei den Mormonen. S. 727. — Dörfer und Städte in der heutigen Zeit. S. 741. — Henry Barr Beecher's, Geistliche Reisen. S. 760. — Panbritanien und anglo-amerikanische Union. S. 772.

Mexiko.

Juli. Die mexikanische Expedition. S. 452.

Südamerika.

August. J. J. von Eichub und Dr. Wetzlar über die südamerikanischen Republiken. S. 480.

Neuseeland.

Oktober. Gustav Dröge: Der Krieg in Neuseeland. England und die Maories. S. 588.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.

Berlin, den 3. Juli 1869.

[N° 27.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Geist und Natur. Der objektive Anblick. 385. — Die geographischen Gesichtspunkte Belgiens und ihres Publikationswesens. 386. — Die Wissenschaft des Zirkulärs in den Epiken gebracht. 388. **Schwiz.** Minder öffentliche Verträge. Dav. Herr: Die neuesten Untersuchungen im hohen Norden. 389. **England.** Verzeichniss des Königs Englische Geschichte. 390. **Katholische Provinzen.** Neue holländische Beiträge zur Beurtheilung der messemischen Reiterauskunft. 392. **Ausland.** Englische Bücher und russische Gelehrten. 393. **Romanen.** Tadel, Verurteilung und Tadel: Befolgungen in Romänien. 394. **Neue literarische Neuheiten.** Aus Schellings Leben. 397. — Der Fortschritt und das mechanische Wärme-Messung. 397. — Die deutsche Poesie. 398. — Internationales Verhältniss auf dem Gebiete der Landwirtschaft. 398. — Literarischer Monatsbericht aus Amerika. 398. **Literarischer Sprechsaal.** Zur Hundstellers in Berlin. 398. — Der deutsche Telephon-Gesetz und die Religionenfrage. 399. — Von der deutschen Schulbücher-Sammlung. 399. — Die achtzigste deutsche Lehrer-Verammlung und der Wahlkreis. 400. — Schicksal der Schul-Lehrer über das deutsche Volksschulwesen. 400. — Zur Statistik der Natur-Universitäten. 400. — Veland's Hans Breitmann in England. 400.

Deutschland und das Ausland.

Geist und Natur.

Der objektive Anblick.)

Abwärts eine philosophische Schrift in Form kritischer Abhandlungen hat unsere „Kraft- und Stoff-Literatur“ bereichert, und zwar „bereichert“ im edelsten Sinne des Wortes, denn der Verfasser hat das, was er in der Vorrede seines Werkes: Ueber den objektiven Anblick versprochen, durch seine Arbeit vollständig gegeben. Klar, bestimmt und unabweisend, unter Verweisung aller dunklen, unverständlichen Ausdrücke und des leidigen à peu près, will sie zeigen, wo wir denn eigentlich in philosophischem Sinne in der Weisheit leben. Dies geschieht, unter Anknüpfung an die Funktion jenes wunderbaren Organs, das uns mittelst des Lichts die empirisch-reale, unermessliche Körperwelt im Raum am Besten und Mannigfaltigsten offenbart und das in der That ein Vermittler, ein beider Seiten angehöriges Element des Geistes und der Natur, ein Sendebote des Schöpfers an die geschaffene Welt, zu sein scheint.

Stufenweise, von unten auf, führt uns der Verfasser die trübe Steige zu der von ihm durch gründliche Forschung und Erfahrung gewonnenen Erkenntnis hinauf. Er beginnt sein Buch mit folgender Erwägung: „Sinneswahrnehmungen sind sicherlich eine Art von Vorstellungen, mithin geistige Vorgänge in geistigen Subjekten. Diesen Satz kann Niemand anerkennen, denn er ist der rein analytische und angemessene Ausdruck einer Thatsache. Wem würde ihn eine Finke-Wahrheit, eine Trivialität nennen. Um so besser! Die Kränze des Euklid sind auch trivial. Wenn wir sagen: „Ich sehe, höre, schmecke, rieche, fühle Dies und Jenes“, so heisst dies offenbar nichts

Anderes, als ich gewinne vom Demjenigen Etwas, welches ich ansehe, betrachte, anhöre, belausche, befühle, koste, anriche, gewisse Vorstellungen; und daß diese Vorstellungen vermittelt leiblicher Organe, vermittelt meiner Augen, Ohren, Haut, Nase und Zunge den Dingen abgewonnen werden, dies ist zwar eine schätzbare Notiz, we es sich um den Ursprung der Vorstellungen in uns handelt, tangirt aber merkt aber nicht im Geringsten obiges Axiom: sie seien geistige Vorgänge im geistigen Subjekt.“

Wir haben dies deshalb hier angeführt, um zu zeigen, in welcher gefälligen, allgemeinfählichen Form der Autor sein Werk beginnt, und werden zeigen, daß er in derselben Art dasselbe zu Ende führt. Als den vornehmsten optischen Apparat im lebendigen Leibe und als das bedeutendste Organ für sensorielle Empfindung schildert der Verfasser das Auge. Das Auge (sagt er) ist ein Meisterstück der Natur, und als solches höchst geeignet, um daran euklidische, teleologische Betrachtungen zu knüpfen über die staunenswerthe Klugheit, zweckthätige, planvolle Weisheit jener überlegenen Weltvernunft, die sich allerorten im Ganzen und Großen, wie im Kleinsten zu manifestiren scheint, am Augenscheinlichsten im Bau der animalischen Leiber; welchen Betrachtungen man dann je nach Stimmung, Neigung und Beruf eine physio-teleologische, pantheistische, theozentrische, darwinisirende Schlusswendung geben kann. Das aber leidet er bei Seele und begnügt sich mit Goethe's Wort: „Das Auge hat sein Dasein dem Lichte zu verdanken.“ Aber auch in anatomische Zinseisen verliert er sich nicht, sondern bringt nur einige kurze Bemerkungen über Bau und Funktion dieses Organs.

Alirgends bemerken wir in diesem Buche eine zwecklose Breite der Erörterungen, in gekürzter Kürze und dabei doch klar und intuitiv bringt der Verfasser die Belege für seine Behauptungen und erlaubt sich beiläufig die Umkehrung des Goethe'schen Satzes, indem er sagt: „das Licht (als Erscheinung der Seele) hat dem Auge sein Dasein zu verdanken.“

Den Empirismus nennt der Autor ein ziemlich kindliches System der Erkenntnistheorie, welches ohne intellektuellen Faktor auskommen meine und sich verwerfe, aus dem Vermögen sinnlichen Empfindens allein das gesamte intellektuelle Leben in uns, jegliche Art von Vorstellungen und Vorstellungen-Verknüpfungen ableiten und erklären zu können. In Anknüpfung an das hier Gesagte heisst es in dem Buche: „Sollen aus Empfindungen Anschauungen, aus diesen Ergründungen entstehen, so müssen zu den sichtlich vorübergehenden Taxis des sensorischen Faktors mindestens die angeführten Geistesfunktionen hinzukommen. Ohne sie könnten wir keine Melodie und keinen gesprochenen Satz hören, keine Linie ziehen, keine Blätter oder Raubbeuteln fühlen, nichts lesen &c.; denn in allen diesen Fällen gilt es, eine Reihe an sich isolirter Wahrnehmungen, seien dies nun Töne oder schwarze Punkte, oder Druckempfindungen oder Buchstabenzeichen, oder Bäume einer Alee u. dgl. u., nicht nur successive zu apprehendiren, sondern es muß auch der jedesmal gegenwärtige Eindruck mit dem jetzt nicht mehr empfundenen in Verbindung gebracht, mithin das Vergangene im Sinn behalten werden und mit sich identisch bleiben, während das momentan Obwaltende aufgesagt wird.“

So sagt der Verfasser kurz vor dem Schlusse seines Werkes

*) Ueber den objektiven Anblick. Eine kritische Abhandlung von Dr. Th. Lehmann. Stuttgart. Karl Schöner, 1869.

ziemlich unumwunden: „Für die Genesis des objektiven Anblicks können wir nun schließlich die Form aufstellen: der transcendente Faktor nöthigt dem sensuellen Licht- und Farben-Empfindungen ab, deren Inhalt vom intellektuellen Faktor in räumlicher Form objektivirt wird.“

Interessanter ist endlich für jeden Gebildeten der Schluß des Buches, an welchem Autor erklärt, daß der Mensch in zweierlei, völlig heterogenen Beziehungen mit der Natur zusammenhänge. Einerseits (sagt er) findet er sich als ein Produkt der Natur, sie ist seine Mutter, die Mutter des Jäh mit zahllosen Kindern, an zahllosen Bräuten. Andererseits aber ist die Natur sein Produkt, ein Phänomen innerhalb seines Bewusstseins, geschaffen von seinem Verstande, bestehend aus seinen Empfindungen. Denn wie ohne Auge kein Licht, ohne Ohr kein Klang, ohne Nase kein Geruch, so ohne Verstand und Bewußtsein keine leuchtende, klingende, duftende Welt u. s. w.

Wahrlich, es läßt sich keine reifere Regie denken; aber — wie löst sich nun dieses Paradoxon? — der Mensch ein Naturprodukt, sie seine leibliche Mutter; die Natur ein Produkt des Menschen; er ihr intellektueller Vater. Wie kommen wir aus diesem Zirkel heraus — diesem Zirkel, der bei gründlicherem Denken unvermeidlich ist? Der Verfasser bringt die Lösung unmittelbar darauf, aber wir können sie nur in äußerem Umrisse wiedergeben: Intellektuelles Produkt des geistigen Subjekts ist die zur Erscheinung kommende, empirische Natur, die *Natura naturata*. Unsere Mutter dagegen, die *Natura naturans*, ist das unter dem sinnlichen Schleier verborgene, den Sinnen unfähbare Wesen, das sich überall manifestirt und doch unserem Blicke völlig entzinkt.

Unser Zweck war hauptsächlich, auf dieses höchst interessante Werk aufmerksam zu machen, welches Gelehrte und Laien mit gleich großem Vergnügen lesen werden, denn obgleich das Thema „Ueber den objektiven Anblick“ wissenschaftlich abgehandelt worden, ist es doch verständlich für jeden Gebildeten und daher der intelligenten Leserschaft dringend zu empfehlen.

Die geographischen Gesellschaften Berlins und Wiens und ihre Publikationen.

Auf keinem Gebiete des Wissens ist die Affektion zum Zwecke gemeinschaftlicher Arbeiten eine größere Nothwendigkeit, als auf dem der Erdkunde. Wie sie jetzt betrieben, sind es wohl wenige Zweige der empirischen Forschungen, welche nicht zu ihrer Förderung beigetragen. Diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen, verdanken denn auch die aller Orten entstehenden geographischen Gesellschaften ihre Entstehung, deren Deutschland allein sieben zählt, und zwar zu Berlin, Wien, Darmstadt, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden und Kiel, von denen Berlin die älteste, 1865 in das letzte Jahrzehnt des ersten Semifacultums getreten ist.

Während die periodischen Versammlungen dieser Gesellschaften vorzüglich dem persönlichen Austausch der Gedanken ihrer Mitglieder dienen sollen, liegt der besondere wissenschaftliche Werth, wodurch die Stellung des Vereins namentlich auch Außen repräsentirt wird, in der Herausgabe von Schriften und Karten, sowie andernteils in materiellen Unterstützungen wissenschaftlicher Unternehmungen. Namentlich sind es aber die Publikationen von Schriften, welche seinen wissenschaftlichen Werth charakterisiren und ihm seine gelehrte Stellung anweisen.

Wie durch ihr Alter, verdient auch durch ihre Schriften die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, deren Präsidenten abwechselnd Karl Ritter, Vichtenstein, Ehrenberg, Dore, Heinrich Barth und zuletzt A. Bastian waren, vor den übrigen genannt zu werden. Die Reihe ihrer Publikationen eröffnete diese Gesellschaft im Mai 1839 mit dem „Monatsberichte über die Versammlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin,“ wovon der erste Jahrgang unter Redaction von Joseph Lehmann, dem Medicateur des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ und Wilh. Mahlmann, der zweite bis mit vierte von Wilh. Mahlmann redigirt, bei Schropp und Comp. in Berlin 1839–1843 erschien. Die neue Folge dieser Monatsberichte, welche mittlerweile in den Verlag von Nicolai übergegangen waren, stand ebenfalls in ihren beiden ersten Bänden unter der Redaction des Dr. Wilh. Mahlmann, der dieselbe in Gemeinschaft mit Dr. L. G. Gumprecht aus während des dritten und vierten Bandes fortsetzte. Nach dem Tode Mahlmann's führte Gumprecht die Redaction der Monatsberichte bis 1853, wo der zehnte Band der neuen Folge erschien, allein fort. So erlebte die Zeitschrift unter dem eben angeführten Titel im Ganzen 14 Jahrgänge, worauf sie in den Verlag von Dietrich Reimer in Berlin überging und ihren Namen veränderte in „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“. Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und unter beiderseitiger Mitwirkung von G. W. H. Dore, Dr. G. Ehrenberg, G. Kiepert, A. Andree, A. Penmann und J. G. Waparra, herausgegeben von L. G. Gumprecht. Mit dieser Neugestaltung nahm auch die Zeitschrift einen bedeutenden wissenschaftlichen Aufschwung und half einem in Deutschland längst gefühlten Bedürfnisse mit glänzendem Erfolge ab, indem sie die neuesten Forschungen und Studien auf dem Gebiete der Erdkunde in einer noch nicht dagewesenen Vollständigkeit und planmäßig geordnet zur allgemeinen Kenntniß brachte. Sechs Bände erschienen so unter Gumprecht's Redaction, nach dessen Tode Dr. A. Neumann die Herausgabe der Zeitschrift als neue Folge fortsetzte. Mit dem 10. Bande dieser, der der ganzen Reihe 16, übernahm Prof. Dr. A. W. Koner vom Jahre 1861 ab die Redaction der Zeitschrift, bis sie im Jahre 1866 wiederum ihren Titel änderte. Gegenwärtig nun erscheint sie unter dem Namen: „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin; herausgegeben von Prof. Dr. A. Koner.“

Es würde uns zu weit führen, auf den reichen und so diegenen Inhalt der bisher erschienenen Bände einzugehen; eine kurze Uebersicht der beiden ersten wird es aber klar machen, welch werthvolles Material sich in denselben befindet.

Der erste Band enthält, außer einer Fülle von Mittheilungen einer Uebersicht der vom December 1865 bis Ende December 1866 auf dem Gebiete der Geographie erschienenen Werke, Aufsätze, Karten und Pläne, geschäftliche Nachrichten der Gesellschaft und sieben Karten, 31 größere Abbildungen, von welchen wir nur einige hervorheben wollen, ohne damit zu sagen, daß die nicht erwähnten minder werthvoll seien. Der Band wird eröffnet durch einen Vortrag von W. Koner, welcher dem Gedächtniß Heinrich Barth's gewidmet ist; ihm schließen sich Beiträge zur Kenntniß der Gobiassäme in Kamboja, von Dr. A. Bastian, an. Nicht minderes Interesse dürften beanspruchen: die neuesten Nachrichten über die Geschichte der Expedition des Baron Karl v. d. Deden, von Dr. Kersten; Beschreibung der Pfahlbauten in dem ehemaligen Persanig-See bei Kien

Stetten, von Major J. D. Krafft; statistisch-topographisch ethnographische Schilderung von Koffeir, von Dr. med. Klüninger, fast zu Koffeir; zur Klimatologie von Buenos-Aires, Brief von Professor Dr. Buimeier an Professor Dr. Dove; über den Einfluß der Höhe auf den menschlichen Organismus, von Prof. Robert v. Schlagintweit; die Wanderung der amerikanischen Vögel aus dem Norden, von Prof. Dr. Buchmann.

Nicht minder reich ist der Inhalt des zweiten Bandes; so findet sich unter der Rubrik „Miscellen und Literatur“ manche wertvolle Mittheilung; die Literatur vom December 1866 bis Ende December 1867 ist wieder von Prof. Dr. W. Bauer gegliedert registrirt, und die Sitzungen der Gesellschaft sind kurz angeführt. Von größeren Abhandlungen erwähnen wir nur: Hölle von Oharum über Verber nach Suafin, von Dr. G. Schweinfurth; über die Bevölkerung Oams, von Dr. A. Boshian; Beitrag zur näheren Kenntniss der brasilianischen Provinz São Peter de Rio Grande do Sul, von Dr. Reinhold Henkel; über die Paläontologischen Forschungen zwischen dem Colorado und Rio Oharum, von Dr. G. Schweinfurth; asiatisch-amerikanische Paläogeographen, von Dr. A. Boshian; Auszüge in Bosnien und zur Statistik von Bosnien, von Consul Dr. A. Blau.

Bedeutend jünger, als die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, ist der zweite geographische Verein in Deutschland, die k. geographische Gesellschaft zu Wien. Begründet im Jahre 1851, erhielt sie am 21. September 1856 die Sanction des Kaisers. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sie in einer außerordentlich regen Theilnahme von Seiten des wahren Publicums zu erfreuen gehabt und trotz der vielfachen Mangel der Verhältnisse in der kleinen Spanne Zeit einen bedeutungsvollen Aufschwung genommen.

In ein neues Stadium ihrer Thätigkeit trat die Gesellschaft durch die Herausgabe der „Mittheilungen der Kaiserlich königlichen geographischen Gesellschaft“, redigirt von Franz Heutterle, k. k. Bergath, erstem Secretär der k. k. geographischen Gesellschaft.“ Waren auch die Berichte über die Sitzungen stets in der österreichisch-kaiserlichen Wiener Zeitung veröffentlicht und so an die Mitglieder vertheilt worden, so fehlte bisher doch die so wünschenswerthe Vereinigung derselben in einem eigenen Organ. Diesem Bedürfnisse abzukommen, waren nun die Mittheilungen bestimmt; durch sie erhielt die Gesellschaft ein neues gemeinsames Band, einen neuen Mittelpunkt, der ihr kräftiges, sich immer mehr entwickelndes Leben befeuert.

Unter der gewissenhaften und umsichtigen Leitung des k. k. Bergathes Franz Heutterle sind die jetzt neun Jahrgänge erschienen, die uns zu Gesicht gekommen sind, wobei wir nur den Wunsch äußern möchten, daß die Publikationen dieser entschieden wachsenden Gesellschaft etwas regelmäßiger vor sich gehen möchten, damit sie mit den Jahrgängen ihrer immer sehnlich erwarteten Mittheilungen nicht so lange im Rückstand bleibe; in das eine Beobachtung, die wir bei den Berichten anderer Vereine ebenfalls oft zu machen Gelegenheit gehabt haben.

Der erste, im Jahre 1857 erschienene Band bietet uns gleich eine Menge des Interessanten und Belehrenden. Mit großer Sorgfalt und Genauigkeit sind die Berichte der Versammlungen

redigirt. Ohne ins Weite zu schweifen, ist nichts von Bedeutung ausgelassen, und vielen diesel nicht nur ein werthvolles Material für die Geschichte des Vereins, sondern auch einen umfangreichen Beitrag über Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Erdkunde und die Entwicklung der geographischen Wissenschaften in diesem Zeitraum.

Außer den Berichten über die Versammlungen der Gesellschaft vom December 1855 bis October 1857 und geistlichen Mittheilungen, enthält dieser Band auch eine Reihe größerer Abhandlungen und Aufsätze beglückten Inhaltes, so: das Oesthale Gegebiet, von Santler v. Inshatten; über die Leistungen der amtlichen Statistik in Schweden, von Dr. Dr. Wih. Freiherrn von Neden; Beitrag zu Instructionen für die wissenschaftliche Abtheilung der Weltumseglungs Expedition der k. k. Fregatte „Neptun“; Instruction in Beziehung des Vorkommens von Fossilien des Delphin, von A. Freiherrn v. Sigm. Instruction in Beziehung der Verbreitung der Stubenfliege, von Dr. J. Rudolf Schiner; Bericht über die Durchforschung der Landenge von Suez, von Franz Heutterle; topographische Skizze des Pulgar Dagh mit dem cilicischen Taurus, von Theodor Kofsch; über Minimal-Barometerstände und Stürme, von John Chuzzle Smith; über die Sommerbeschäftigung eines Theiles der Bewohner des Wiener Waldes, von Georg Trautwein; Wanderungen auf dem Glognergebirge von Dr. Anton von Kuhnert; Beitrag zur Synographie von Osn, von Dr. A. Kerner; die Inseln St. Paul und Neu-Amsterdam, von A. G. Zischema; allgemeiner Ueberblick der Willkür und ihrer Pflanzengesellschaft, von Theodor Kofsch.

Diese kurze Uebersicht des Inhalts wird genügen, um zu zeigen, daß die Mittheilungen gleich bei ihrem ersten Erscheinen in einer Weise vor die Öffentlichkeit traten, die die gelehrte Welt ihnen sofort gewinnen mußte. Und so ist es denn auch geschehen; u. r. immer mit Erlaube oder einer verwandten Wissenschaft sich beschäftigt, kann ihrer nicht entbehren. Ebenso sind die folgenden Jahrgänge gleich reich und anziehend in ihrem Inhalt. Daß das große, nach Band und Seiten so interessante und mannigfaltige Gebiet der österreichischen Monarchie vielfachen Stoff für die Mittheilungen geliefert hat, versteht sich von selbst, und macht sie dadurch zu einer wichtigen Quelle für Erforschung der österreichischen Lande.

Der jüngste uns vorliegende Jahrgang, der Zahl nach der neunte, beschäftigt nicht minder als seine Vorgänger das von und Gelasie. Die ausführlicheren Berichte über die 12 jährigen Versammlungen bieten vielen anziehenden Stoff, ebenso wie die zehn größeren Abhandlungen. Sie sind: Pola und seine nächste Umgebung, von A. Gareis; über die Ursache der nichtperiodischen Vorgänge in der Atmosphäre, von Dr. E. Friedmann; die Grenzen der Mittel und Extreme des Luftdruckes, der Temperatur und der Niederschläge im salzburgischen Alpenlande während einer bestimmten Beobachtungsperiode, von Dr. Joh. A. Waldrich; Darstellung der geographisch-statistischen Verhältnisse und Aulzustände Bosniens und der Herzegowina, von Joh. Rieckewitz; Ritter von Sautsch's Vorschlag zur Errichtung eines neuen Seebadens im Golf von Mexiko, von Streffleur; die Bevölkerung der europäischen Türkei, von J. Vinc. Goeblert; der Ueberland-Telegraph von den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas nach dem asiatischen Rußland, von Th. Gossius; Untersuchungen über die ältesten Bewohner und Ansiedelungen auf der nördlichen Karpathen-Terrasse, von Rud. Temple; die Vembarie, Darstellung der natürlichen Verhältnisse des Landes, von Karl Freiherrn von Goernig; die Bevölkerung des Königreiches Böhmen, von Dr. Adolf Fider.

Wie der Inhalt dieser neun Bände ein durchaus werthvoller, so ist auch ihre äußere Form eine ungemein stattliche und des gediegenen Inhalts vollkommen würdig. Leider hat im Laufe des letzten Jahres, weil es der Gesellschaft an Mitteln gebricht und der Druck ihrer Mittheilungen nicht mehr in der Hof- und Staatsbuchdruckerei statthindet, die Form dieser Publikationen, die jetzt in einzelnen Bogen ausgegeben werden, an Schönheit sehr verloren. Möge die Gesellschaft bald wieder neue Mittel gewinnen und das Verlorne nachholen!

Die Wissenschaft des Touristen, in ein System gebracht.*)

Mancher wird staunen ob dieser Ueberschrift; aber warum? Wissenschaftlicher Behandlung ist ja am Ende jeder Gegenstand fähig; überall lassen sich die Erfahrungssätze zusammentheilen und zu einem geordneten übersichtlichen System bringen. Vor Allem aber thut dies Noth bei dem Touristen. Gerade jetzt, wo Jeder die Schwingen regt und seine Blinde entweder nach den blauen Bergen im Süden oder nach dem blauen Meere im Norden, oder nach irgend einem schattigen stillen Plätzchen, fern von dem lärmenden Treiben der Stadt und den Sorgen des Berufes, richtet; — gerade in diesen Wochen ist es angebracht, die Kunst des Reisens zu lehren, und wir wollen insofern dazu beitragen, als wir auf ein Buch aufmerksam machen, welches dieselbe in vortheilhafter Weise darstellt und semit, wir hoffen es, in kürzester Frist ein unentbehrlicher Rathgeber aller Reiselustigen sein wird.

„Reisen ist heutzutage ein unabweisbares Bedürfnis geworden!“ Diesen weniger geistreichen als wahren Satz stellen wir an die Spitze unserer Betrachtung und bitten den andächtigen und aufmerksamen Leser, ihn zunächst lieber als Faktum anzuerkennen, als zu kritisiren. Beigetragen hat dazu vornehmlich einmal die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens, dann aber vor Allem auch die Vermehrung, Bequemlichkeit und Schnelligkeit der Verkehrsmittel in den letzten dreißig Jahren durch die Günst des Dampfes. Dieser Gelehrte, Reformator, Genius des neunzehnten Jahrhunderts verdiente es wohl, daß man ihm göttliche Verehrung erwies, ihm die Nase mit Opferdampf sigelte und in Tempeln seinen Ruhm verkündigte, denn ihr er auch ein etwas lustiger Patzen, so theilt er diese schlechte Eigenschaft mit manchem seiner Kollegen aus der alten Götterwelt, wie bekannt; sein Verdienst aber ist mindestens ebenso groß, wie das der Demeter, welche die Menschenfresser und Trogelbäuer zur Humanität und zu einer anständigen Lebensweise führte. Vor nicht heutzutage nicht mit stillem Mitleid auf unsere Großhätler vor hundert Jahren, welche ihr Haus bestellten und ihr Testament machten, wenn sie eine Reise vorhaben, welche man jetzt per Retourbillet an einem Tage zweimal vollendet?

Das Reisen des Vergnügens halber ist übrigens eine ziemlich neue Einrichtung; unsere Vorfahren kannten den raffinierten Naturgenuss ebenso wenig wie die Alten. Sie freuten sich der schönen Natur, aber ein so schwärmerisches Verlangen, ein so krankhaftes Sehnen, an den Brüsten der Mutter Natur zu liegen, wie man es heutzutage findet, war ihnen fremd. Also gingen damals der Mangel des Verlangens und die Unmöglich-

keit, es zu erfüllen, ebenso Hand in Hand, wie heute das Gegentheil von Weitem. Erst mit der Umwandlung, welche im Verlauf des vorigen Jahrhunderts im Gemüthsleben des deutschen Volkes vor sich ging, kam auch dieser sentimentale Zug immer mehr zum Vorschein; er erhielt aber erst dann seine völlige Entwicklung, als die endlosen Schienenwege und die Dampfer Jedem die Möglichkeit eröffneten, mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Geld und mit weniger Gefahr als bisher das Ziel seiner Wünsche auf den Flügeln des Dampfes zu erreichen. Schen Platen, dem die Reiselust eines der härtesten Nothe war, sang: „O wonnigliche Reiselust! an Dich gedenk ich früh und spät; der Sommer naht, der Sommer naht! Mai, Juni, Juli und August!“ — Solche Sufelstöne klingen heute und namentlich in diesen Wochen in tausend Herzen wieder. Denn unser Leben macht es Vielen nothwendig, einen Theil der Sommer zur Erholung im Gebirge, im Bade, am Meeresstrand zuzubringen, um den heißen Winter ertragen zu können.

Wir leben in einem eifernen Zeitalter; Staat und Gesellschaft fordern sehr viel von dem Einzelnen; bei dem alltäglichen Wirken und Streben, bei der großen Concurrenz kann nur unerwundliches Arbeiten zu Resultaten kommen. Dabei ist große Abspannung so vieler, dies übermäßige, ungelinderte, unruhige Thun und Treiben, welches eine Ausspannung und Entholung zur Nothwendigkeit macht, wenn nicht binnen Kurze die ganze Welt aus trübem Hypochondern bestehen soll, wenn leider schon jetzt kein Mangel ist. Aber diese Noth findet mehr der Kaufmann in seinem Comptoir, noch der Beamte in seinem Bureau, noch der Gelehrte in seiner Studirstube; und überhaupt ist sie nicht zu haben in den lärmenden Straßen der Stadt oder auf den staubigen Wegen des Parks. Wir müssen hinaus! aber wann, wie, wohin, in welcher Weise? Die Fragen zu beantworten ist in der That kein mühsiges Werk, denn es steht fest (wie die Weisten an sich selbst, Jeder an vielen Anderen erfahren haben wird), daß die Wenigsten (nach der optimistischer Schätzung höchstens 12, vgl. Dr. der, die da reisen) das Reisen aus verstehen.

„Aber mein Gott, was ist denn daran so Schweres? Man nimmt sich Urlaub, thut Geld in seinen Beutel, und dann auf und davon!“ Diesen Einwurf, verbreitete Feceria, lieber Leser, lese ich schon lange in Deinen ironischen Blicken; ich beile mich, ihm zu begegnen und werde mir dabei erlauben auf Hrn. Arthur Michels, als einen nicht verdächtigen Gewährsmann, zu berufen.

Wie Viele haben es nach langer Anstrengung endlich dahin gebracht, das nöthige Geld und die nöthige Zeit zu ersparen, um auf einer Reise von sechs Wochen sich ihre Gesundheit, ihren Lebensmuth, ihre geistige und körperliche Elasticität, welche ihnen in dem ewigen Einerlei der Geschäfte und Berufsaufgaben, den Familiensorgen und dem Gesellschaftsklatsch abhanden gekommen, wieder zu suchen — und wie schlecht verfolgen sie ihren Zweck, wie wenig erreichen sie von dem, was sie gewollt! Der Eine glaubt nun seine spärlich zugemessene Zeit denn auch recht ausnützen zu müssen; denn so bald giebt der gestrenge Herr Ober vom liberalen Beamten keinen Urlaub wieder. Nun geht es auf eine Parforcejagd, bei der Alles erreicht wird, nur nicht die Erholung. „Der Doctor steht ihm noch im Wege!“ Die Reise wird geschäftsmäßig, wie eine zu absolvirende Arbeit betrachtet. Allerdings sind die Alpen das Ziel; aber diese sind weit und groß und nichts Erheuerliches darf versucht werden. Aber München liegt ja am Wege, und das muß man natürlich mitnehmen. Hier geht es denn aus einer Galerie in die andere.

*) Reisekurse für Touristen und Gutsäfte, von Arthur Michels. Leipzig, Ad. Gumprecht, 1869. (VIII und 284 E.)

seine Kirche, seine Brauerei darf ungelesen bleiben. Auf dem Rückwege wird dann der Rhein schnell noch mit „abgearbeitet“; und wieder abgespannt, nervös, wie noch nie, kommt der Arme nach anderthalb Monaten in seiner Heimat wieder an. — Dem Andern hat sein Sanitätärath H. Bad als äußerst wirksam empfohlen; seine Gattin begleitet ihn und die unvermeidliche Schwägerin. Zwar haben sie sich vorgenommen, ganz still und nur der Gur und dem Naturgenuss zu leben, aber man findet Fremde dort, macht andere interessante und noch mehr uninteressante Bekanntschaften, und bald ist man vollständig in die Götterkriegen und das Altsichweien verwickelt, das man in der lieben Heimat so oft erwünscht hatte. — Das sind so zwei Haupttypen; der gereizte Vetter wird aus seiner Ergründung einer Phantasie sie leicht vermehren können. Aber wir brauchen nichts weiter hinzuzufügen, denn die Moral, auf die uns zunächst nur ankommt, steht fest: „Das Reisen ist eine Kunst, die gelernt sein will!“

Da es nun zur Zeit ordentliche, gut bezahlte Professoren und Doctores, welche über diese Kunst Vorlesungen halten, noch nicht gibt, so ist es vollständig in der Ordnung und durchaus zu leben, daß Herr Arthur Micheli in einem handlichen Buchlein seine reichen Erfahrungen niedergelegt und zu einem Leitfaden verarbeitet hat, so daß alle Fernbedürftigen (und deren sind, wie gesagt, Vagabunden) sich zunächst durch Selbststudium orientiren können. Ich habe keinen Punkt gefunden, welcher das Reisen betrifft und in der „Reisekunde“ des Verf. nicht berührt und mit Sachverständniss erörtert wäre. Ein alphabetisches Register erleichtert die Uebersicht über das Ganze. Dies und der reizende Summe, der sich durch das Werk zieht, macht das Buch für Jeden, der jetzt Reisepläne begibt oder schon zur Ausföhrung bräut, — also wohl ungefähr für alle Menschen — zu einer äußerst angenehmen Lectüre. Wer in dem Buche einmal umgefangen hat zu blättern, legt es seldst nicht wieder aus der Hand, wer noch keine Reisekluft hat, dem kommt sie; wer schon deren erfüllt ist, bel dem wird sie zur That. Da ich glaube, daß der Verf. in dieser Beziehung vielleicht noch einmal Gewissenbisse empfinden wird, wenn er erfährt, wie er manchen stillen soliden Bürger, Gatten und Familienvater zur Reisekluft entmannt und in die böse Welt hinausgelockt hat.

In einer ars proficiscendi muß füglich von Allem einmal die Rede sein, denn was kann man auf einer Reise nicht sehen und erleben? Natürlich kommen auch die reisenden Engländer an die Reise, welche ja schon iv unaufheblicher Zernacollation mit dem Begriff einer Reise stehen. Diese „Leute mit den feuerrothen Badenbärten und dunkelrothen Büchern“ erfreuen sich allerdings auf dem Continent des besten Renommées nicht, namentlich sind die Gastwirthe ihnen gram; indessen läßt der Verf., nachdem er allen ihren schärfsten Anklagen das Wort gegönnt hat, ihnen doch auch Gerechtigkeit widerfahren. — „Nächst John Bull ist dann die unbeliebteste und — verbottene Touristenklasse der „Berliner“. Die Abneigung gegen ihn ist der Punkt, in dem ganz Deutschland nahezu einig ist, und selbst von Volkblut-Berlinern kann man hören: „Nach H. H. sehe ich nicht, da sind zu viel Berliner.“ — Auch für diese Klasse von Reisenden, die man allerdings wohl an ihrem Orte der Welt nicht trifft, tritt der Verf. als vermittelnder Anwalt ein. „Unter den dreiviertel Millionen, welche zwischen Kreuzberg und Wedding wohnen, lebt in der That eine gute Anzahl Menschen, die es verdienen, daß wir ihren näheren Umgang nicht ablehnen, sondern luden, und je mehr wir denen, mit welchen wir unterwegs in Contact kommen, zeigen, daß sie keine Ursache haben,

sich für Besseres zu halten als uns, je mehr werden sich gewisse Gegenstände zum gemeinsamen Besten endlich ausgleichen.“

Noch durch manch treffendes Wort aus diesem roth angezogenen Buche, genannt die „Reisekunde“, könnten wir den Leser unterhalten; wir wollen ihm aber lieber das Vergnügen, das er beim Lesen des Buches unfehlbar haben wird, nicht verkümmern, und raten nochmals Jedem, der eine Reise machen will, die Kunst des Reisens mit Nachdenken zu studiren und sich vorher aus dem rothen Buche von Herrn Micheli etwas ergäben zu lassen, damit er nachher desto besser und froher von seiner Reise berichten kann.

E. A. B.

Schw e i z.

Büchler öffentliche Vorträge.

Dom. Herr: Die neuesten Entdeckungen im hohen Norden.*

Soeben ist die Germania unter den günstigsten Auspicien zu der von Petermann veranfalteten Nordpol Expedition in See gegangen. Voll Hoffnung und Bangigkeit zugleich begleiten die Bilde des ganzen gebildeten Europa die kühnen Seefahrer nach jenen unwirthlichen Gegenden der arktischen Zone; der ungeduligen Erwartung ihres Ausganges drängen sich hunderterlei Fragen auf. Was fremder Ehrgeiz auf die Freude erquickt sein, die Schlage seiner Nation zuerst aus jenem einlunen Punkt des Erdballs flattern zu sehen, um dessen Verlängerung der ganze Himmelsbogen zu retiren scheint, eine Verdandigung, mit welcher Lambert gegenwärtig zu einer französischen Pelsahrt anzuloden bemüht ist — die Spannung des Deutschen ist auf wissenschaftliche Bereicherung gerichtet. Was sie wohl finden werden? eine unüberwindliche Eisküste oder offenes Meer oder Festland? Vielleicht eine ungarbte Vegetation oder die Spuren untergegangener Schönheit und verbliebenen organischen Lebens? Am Ende gar Menschen mit eigenthümlicher Kultur, Sprache, Religion? Werden sie Kunde bringen über das Nordlicht und den magnetischen Pol? — Welchen Studium die Natur oder die Menschheit ist, jeder erhofft von dieser Entdeckungstour für seine Forschungen neuen Stoff, für seine Ergründungen neue Belege. Da mag es denn Manchem erwünscht sein, die Resultate der hieherigen Körperfabrika bündig und überschichtlich zusammengefaßt zu finden nicht allein um des Interesses willen, das sie nach so vielen Seiten hin gewähren, sondern auch, um seiner neu erregten Erwartung Gränze und Richtung bestimmen zu können. Solchen Wünschen beagnet die angezeigte Schrift.

Der Verfasser, berühmt durch seine Werke über die fossile Flora der Polarländer und über die Umwelt der Schweiz, skizzirt darin in kurzen, festen Umrissen Verlauf und Ergüsse 1) der Whymper'schen Expedition nach Grönland 1867, die aus den Braunföhlenlagern und den Balast- und Sandsteinfelsen Grönlands eine schätzenswerthe Ausbeute von fossilen Pflanzen, Bernstein u. dgl. zu Tage förderte und zur Kenntniss des Landes Manches beitrug; 2) der vierten schwedischen Expedition nach Spitzbergen unter Prof. Nordenfjeld 1868, die den Horizont des Wissens durch die reichen mitgebrachten Sammlungen nach verschiedenen Seiten hin beträchtlich erweitert hat. Sie war von allen bisherigen die ergiebigste, wie auch von ihr die jezt

*) Vortrag, gehalten den 28. Januar 1869 auf dem Rathhaus in Zürich. Zürich, Schulthess (28 S.)

der nördlichste Punkt, 81° 42', erreicht worden ist. Da die wissenschaftlichen Resultate der sechsjährigen deutschen Expedition zur Zeit der Abfassung noch nicht veröffentlicht, die Reiseberichte dagegen bekannt waren, so ist dieselbe nur beiläufig erwähnt.

Aus den hieherigen Entdeckungen dieser Reisen leitet der Verfasser folgende allgemeine Ergebnisse ab: Sie lehren 1) daß unsere Kenntniß von der untergegangenen Flora und Fauna eine ziemlich vollständige ist; die im Norden ausgegrabenen Pflanzen- und Thierüberreste stellen größtentheils schon bekannte Arten dar. Sie bestätigen 2) daß die Polarzone früher viel wärmer gewesen sein muß, als sie gegenwärtig ist; in der Eiskaltzeit scheint die Wärme noch nicht zonenweise vertheilt gewesen zu sein. Sie bestätigen 3) das Gezeig der mit der Zeit fortschreitenden Organisation des Pflanzenreichs. Die Gestaltungen der organischen Natur werden auf mehrere Bildungsstadien zurückgeführt. „Einer dieser Bildungsstadien lag offenbar in der Polarzone, von wo aus die Pflanzen und Thiere sich strahlenförmig verbreitet haben.“ Alle Himmelsstriche aber und die fernsten Zeiten zeigen, wie die Gegenwart, allenthalben dieselbe wunderbare Gleichmäßigkeit und Harmonie der Schöpfung. (S. 21.)

England.

(Ferdinand von Ranke's Englische Geschichte.)

Mit dem im vorigen Jahre erschienenen siebenten Bande ist Vespere von Ranke's Englische Geschichte zum Abschlusse gelangt. Ueber das Ziel hinaus, welches der Meister der Reformations-Geschichte sich in seinen, das 16. und 17. Jahrhundert umfassenden Völkergeschichtswerken zu setzen pflegt, ist diese Geschichte Englands in dem letzten Bande bis auf die Mitte des 18. Jahrhunderts geführt worden, wo kein Regierungs-Antritt des dritten Georgs die Dynastie Hannover als dauernd befestigt, der große Georgs, dessen Widertritt die beiden Revolutionen des 17. Jahrhunderts herbeigeführt hatte, als eudämonisch ausgefallen betrachtet werden kann. Außer der von Ranke selbst als Epizykel bezeichneten Uebersicht über die Regierungen Anna's und der beiden ersten Georgs giebt der Schlußband eine Reihe von unvollständigen Erläuterungen, theils Bezüge zu einzelnen hervorragenden Momenten aus der Geschichte der ersten Revolution und des Protektors, theils Beiträge zur Kritik gleichzeitiger Historiker, wie Graf Clarendon und Bishop Burnet; endlich werthvolle archivalische Mittheilungen zur Regierung Wilhelm's III. des Craniers, unter denen der Briefwechsel dieses eminenten Vorkämpfers mit seinem niederländischen Rathgeber und Freunde, dem Rathgebersenar Heinsius, und die Berichte des Diplomaten Friedrich Bunnert an den brandenburgischen Hof von besonderem Interesse sind.

Darf unser „Magazin“, welches dieser Englischen Geschichte von ihrem ersten Erscheinen an mit steter Theilnahme gefolgt ist, zunächst der irdischen Genußgenußung darüber Ausdruck verleihen, daß es dem bedauerlichen Verfasser vergönnt gewesen ist, das bei vergänglichem Alter unternommene, unvollständige Werk mit ungeschwächter Muthigkeit zum Abschlusse zu bringen, so werden wir nicht erst darauf hinzuweisen haben, wie werthvoll der Blick gerade einer Darstellung Englands während

dieser beiden Jahrhunderte, die man als Ranke's Domäne bezeichnen kann, für uns ist. In religiöser wie in politischer Beziehung hat das Infehrjahr während dieses Zeitraums seine schwersten Kämpfe, seine folgenschwersten Entwicklungen zu bestehen gehabt. Wiederholt, unter Elisabeth und unter dem Cranier ist Altkönig der Verfechter des germanisch-protestantischen Prinzips gewesen gegen die Macht des hispanischen und des galischen Katholicismus; um die Ausbildung des europäischen Staatensystems hat es sich durch erfolgreiche Kämpfe Philip's II. und Ludwig's XIV. die hervorragendsten Verdienste erworben. Größeres aber hat das britische Volk für die Lösung des innern Staatslebens gethan, indem es mit einer Beharrlichkeit, einer Folgerichtigkeit und Ausdauer ohne Gleichen die aus dem Mittelalter überkommenen, vielfachster Mächtigkeiten unterworfenen Beziehungen zwischen Nozieren und Nozieren, Arnen und Volk zu einem geistlich geregelten, beiden Theilen gleich heilsamen Verhältnisse zu gestalten, Kraft und Klugheit beiseite hat. Die Verfassung Englands, „das Produkt einer Weisheit aus einem Eide, von dem Momente an ersten germanischen Ansiedelung in Britannien bis zur Eroberung der maritimen Herrschaft in beiden Hemisphären“, war für alle Zeiten der monarchischen Staatsform ein Vorbild und Muster, nicht zu schäblichen Nachahmung, sondern in europäischem Aufbau auf der Grundlage der eigenen volkreichsten Entwicklung bleiben.

Ranke hat seine Meisterhaftigkeit, die allgemeinen europäischen Beziehungen zur Beleuchtung und Klarlegung der besondern nationalen Gebilde zusammenzufassen, in der Englischen Geschichte von Neuem aufs Glänzendste bewiesen. Was die Weltstellung, die England unter Elisabeth, Cromwell Wilhelm von Oranien als Herrschaft des Protestantismus wiederholt einnahm seiner bisherigen Kunst in der Darstellung großer diplomatisch politischer Vorgänge die würdigsten Aufgaben, so brachte er zu ihrer würdigen Lösung, neben ansehnlichem und unablässigem geistigen genialen Verstande, die unergreifliche Kenntniß der beiden Jahrhunderte, die er wie kein Anderer beherrscht. Bei mit Ranke's Eigenart auch zu einigemmaßen bekannt ist, dem wird kein Zweifel darüber obwalten, daß die äußere politische Entwicklung des britischen Reichs während dieses so bedeutungsvollen Zeitraums in Ranke's Werk nichts zu wünschen übrig läßt. Und in der That, die Sicherheit, mit der jede Wendung einer so oft verwickelten und verworrenen Politik in ihren ganzen Bedeutung nachgewiesen ist, die Reinheit und Treue mit der die Charakterbilder der handelnden Persönlichkeiten gezeichnet sind, die Energie, die unter dem Hin- und Hergehen der Thatfachen nie müde wird an die That zu erinnern, welche ihnen zum Grunde liegen und in diesen Dingen ihre Macht beweisen: das macht die Lesung dieser Englischen Geschichte und insbesondere ihrer letzten Bände, in denen der große Cranier die politische Schaubühne beherrscht, zu einem wahrhaften Genuße.

Unverkennbar hat der deutsche Geschichtsschreiber mit aller Kraft gestrebt, auch dem andern Theile seiner Aufgabe, der Darstellung der innern staatlichen Entwicklung Englands, in gleichem Maße gerecht zu werden. Wir werden, indem wir sein Werk aus dieser Richtung näher ins Auge fassen, unwillkürlich zu einer Vergleichung desselben mit dem in Deutschland kaum minder als in England verbreiteten und geachteten Werke Macaulay's aufgefordert. Dies „glücklich geworfene Werk dieses Meisters der Darstellung und des Wortes“, wie es Ranke selbst schon bezeichnet, hat seine Stärke durchaus in der Schärfe der

*) Band 6 und 7 (Schluß). Leipzig, Dunder u. Humblot, 1868.

innern Zustände Englands, in der Vorführung des großen Gemüths zwischen Parlament und Krone; es giebt in der treffendsten Aufzählung der Rechte und Freiheiten, welche die „glorreiche Revolution“ dem bereits vorhandenen Besitze des britischen Volks neu hinzugefügt hat. Wilhelm der Drancier, der Erretter, der Neubegründer und Erweiterer der parlamentarischen Freiheiten Englands, ist die große Gestalt, in deren breiterer Vertretung, ja man möchte sagen Verklärung, das Geschichtswerk des englischen Historikers, wenigstens äußerlich nicht vollendet, doch den vollkommensten Abschluß findet. — Dem gegenüber verdient es zunächst Beachtung, daß Ranke auf den Witz der detaillirten farbenreichen Schilderung, mit welchem Macaulay seine Darstellung der kulturgeschichtlichen Zustände so freizügig ausgeschüttet hat, fast ganz verzichtet. Ueberall sind es bei dem Deutschen die grundlegenden Ideen, an die er anknüpft, und die er mit leichter, aber sicherer Hand, auch in geknagtester Kürze stets scharf zu charakterisiren versteht. Aber nicht kleb in dem Zurücktreten der stofflichen, der persönlichen Beschreibungen, sondern auch in der Vorführung der mit einander kampfenden Gewalten erscheint die Darstellung des Deutschen im Vergleich zu dem bilderreichen, durch schlagende Antithesen soeben noch des Briten zunächst einermahlen blass und kühl. Tritt man jedoch näher hinzu, so zeigt sich gerade in Macaulay's Stärke auch seine Schwäche. In der Literatur, im Parlament, im Amte zeltete ein eisiger Hieb, Mitglied eines Abgikabinetts, das Macaulay auch als Geschichtsschreiber eine Partei nicht zu vergessen oder zu verleugnen vermocht. Dem Kampfe der großen Parteien, die während und nach den Revolutionen des 17. Jahrhunderts um die Herrschaft in England rangen, steht er nicht ohne *ira et studio* als gelassener Zuschauer zu, sondern als Enkel und Erbe der Männer, die der Herrschbegier der Stuarts trogten und nach Vertreibung dieses ungeliebigen Geschlechts dem neuen Monarchen Stuhl um Stuhl hehr Bürgerkrieger für die Rechte des Volks abgewannen. Keiner schlägt ihm das Herz, wenn vor ihm die alten Parteien, die bekehrten Traditionen der Wdigs, aufsteigen: Algernon Sidney und Russell, die Märtyrer, die Boppschlacht und der Sturz bei La Hogue, die Exclusionbill und die Association. Noch lebhafter äußert sich seine Abneigung; wie er von der Beziehung, die ihm Jacob II. einbringt, nichts ein Hehl macht, so entsetzt man ihn nicht selten bei Mißgeschicken, von denen die Zeiten befallen wurden, auf einer offensbaren Schadenfreude. Das giebt seinem Buche Farbe und Leben; es ist als ob man Menschen eines höchst unterrichteten und in alle Hängel tief verhassten Zeitgenossen vor sich hat; aber es ist immer das geschichtlich Wahre.

Daß Ranke von solchen persönlichen und parteilichen Einflüssen völlig unberührt bleibt, versteht sich von selbst. Die Unbefangenheit seiner ganzen Natur, die Würde seiner Auffassung bewahrt sich überall. Als Deutscher zumal prüft er die Fragen, um welche es sich bei den innern englischen Zuständen handelt, mit objectivster Gelassenheit und an einem Maßstabe, der nicht selten weit über den insularen Horizont des Engländers hinausreicht. Was seiner Darstellung an äußerem Glanze und Farben fehlt, das wird durch die Fülle großer politischer und geschichtlicher Gesichtspunkte, durch die Zuverlässigkeit der Thatfachen, die Besonnenheit des Urtheils reichlich aufgewogen.

Es wäre von besonderm Interesse, diesen Vergleich durch ein näheres Eingehen auf das Bild zu illustriren, das der Engländer wie der Deutsche von dem Manne, der — hier ist dies Wort eine Wahrheit — die Revolution in England

zum Abschluß gebracht hat, entworfen. Wie sich in Irland, nach Ranke's schönem Ausdruck, am Standbilde Wilhelm's von Dranien noch heute die Parteien scheiden, so treten bei der Zeichnung dieses Staatsoberhauptes die Eigenthümlichkeiten seiner beiden Geschichtsschreiber in das hellste Licht. Ranke hat ihn nicht, wie Macaulay, zum Gegenstand eines Lichts gemacht, auch nicht, wie es dem Briten, wiederholt verjurwenen ist, Adelsankünfte gebraucht, um seinen Selden von jeglichem Mangel (z. B. in der traurigen Affaire von Glencoe) zu reinigen. Aber die Anerkennung, die er dem politischen Genie des Draniers, seiner unablässigen Treue gegen die von ihm vertretene Sache, seiner sichern und gediegenen Intelligenz widerfahren läßt, steigert sich auch bei ihm oft zu warmer Bewunderung. Wir können unsere Bemerkungen nicht besser schließen, als mit einigen Zügen aus der vor trefflichen Charakteristik, in welcher Ranke am Ende seines sechsten Bandes sein Gesamturtheil über den König zusammenzufasst hat:

„Wilhelm III. war seine imponirende Erscheinung; weder als Staatsmann noch als General entwickelte er Eigenschaften, welche auf die Menge Eindruck machen oder sie gewinnen können. Im Felde glänzte er nicht durch unerwartete Combinationen und große Siege; in seinen Schlachten auf dem Continent hat er meistens zurückweichen müssen; er gehört zu den namhaften und befähigten, nicht zu den Heldherren ersten Ranges. Wenn man ihm die Förderung bürgerlicher und constitutioneller Freiheiten zum Verdienst anrechnet, so ist das zwar historisch sehr begründet, doch rührte es mehr von den Umständen, als von persönlicher Vorliebe für diese Form des Staates her. In der Stadt Amsterdam, sowie in der Provinz Geldern, das man viel über seine Eigenthümlichkeiten gesagt; auch in England setzte er sich vornehmlich die Aufrechterhaltung der Prärogative zum Ziel; die constitutionellen Kämpfe widerten ihn an, weil man sie zur Verfolgung selbstthätiger Absichten mißbrauchte. Eine sehr ausgedehnte Begünstigung seiner persönlichen Freunde und Vertrauten, selbst einer ihm nahe stehenden Dame, nahm er sich, trotz seiner parlamentarischen Verpflichtungen, nicht übel.

„Worin besteht nun seine Größe? — Sie liegt in der Stellung, die er einnahm und vollkommen ausfüllte, in den weltgeschichtlichen Ereignissen, die er zum Theil bei seinem Leben errungen, zum Theil begründet und herbeigeführt hat.

„Wilhelm III. war so zu sagen eine internationale Natur; durch Stammesverwandtschaft, Heirat, Muttererwandtschaft, Religion, ererbte Stellung stand er zugleich mit Deutschland, England, Frankreich und den Niederlanden in den verschiedensten Beziehungen. Aber der lebendigste Impuls, der sein Thun und Lassen bestimmt hat, entsprang aus seinem Gegensatz zu der französischen Monarchie, durch deren Emporkommen zu einem universalen Uebergewicht eben damals die Selbstständigkeit jedes einzelnen Landes und jeder Nation bedroht wurde. In der Befestigung dieser Weltmacht lag er die Aufgabe seines Lebens; sie ist für alle seine Schritte bestimmend geblieben. Ihr waren alle die Einwirkungen gewidmet, die er in verschiedenster Weise auf das Staatsleben in Deutschland, Holland und England geübt hat. Die Coalition dieser verschiedenartigsten Elemente zu Stande gebracht und sie der beständigen Macht mit Erfolg entgegengesetzt zu haben, das ist die historische Handlung Wilhelm's III. Was giebt überhaupt einer bedeutenden Persönlichkeit ihren Charakter, als das Verhältniß der ihr auferlegten oder von ihr übernommenen Verpflichtung mit den angeborenen Eigenschaften? Das Zusammentreffen von beiden bildet die großen Männer. Seiner krankhaften Natur zum Trotz,

zum Grischreden bager und blaß, mit fortwährendem Athma geplagt, entwickelte Wilhelm III. doch eine unverwundliche Arbeitskraft; er kannte kein Vergnügen, er lebte nur in den Geschäften, er redete wenig und handelte desto mehr: jeder seiner Schritte zeugt von gesundem Urtheil und kluger Entschlossenheit. Niemand war jemals geschäftig, Conspirationen zu bilden und zusammenzubalten, Armeen der mannigfaltigsten Zusammensetzung, ohne Erweckung nationaler Antipathien, zu beschließen, auch in den innern Streitigkeiten Zeit und Stunde abzuwarten, zurückzuziehen und doch feitzubalten. In einem seiner Briefe findet sich ein Wort, das als sein Wahlspruch gelten könnte; es lautet: „vorsichtig und nachdrud.“*) Er unternahm nie Etwas, ohne sich allseitig die Schwierigkeiten vorstellt zu haben, auf die er dabei stoßen mußte; bei der Ausföhrung folgte er fast mehr dem Zuge der Dinge, als daß er von vorn herein viel veranlaßt hätte; sein Ehrgeiz ergiebt immer höchst gerechtfertigt und durch die Verhältnisse geboten.

„Sein Leben macht den Eindruck einer Seefahrt, die zwischen gefährlichen Klippen nicht selten unter heftigen Stürmen dahinföhrt, in welchen der geschickte Pilot jede Wendung der Elemente benutzen muß.“

Die besondere Stellung dieses Herrschers zum Fortgange der englischen Geschichte erblickt der deutsche Historiker darin, daß Wilhelm III. den Tendenzen, welche in der Epoche der Rebellion und der Republik zu Tage gekommen waren, eine regelmäßige Einwirkung auf den Staat von England verschafft und gesichert, dabei aber die überkommenen historischen Bildungen des innern englischen Lebens in der Hauptsache ebenfalls umfaßt und unversehrt erhalten hat. Und indem ihn Kankse schließlich dem gewaltigen und gewaltsamen Proteste gegenüberstellt, weist er mit seiner Hand die großen Verschiedenheiten dieser beiden großen Beherrscher Englands nach: „Bei Cromwell war Alles dunkler Antrieb, großer politischer Instinkt, gebieterischer Wille: mit den populären Versammlungen, deren er nicht entbehren konnte, wußte er sich doch niemals zu verständigen. Bei Wilhelm ist Alles Ueberlegung, Umdacht, Vorbereitung, bewußte Einsicht in die Verhältnisse. Jener war aus den innern Kämpfen zum Besitz der Gewalt über das Gemeinwesen gelangt; dieser griff von dem Gesichtspunkt der äußern Macht aus in die innere Parteilichkeit ein und wußte sie, so schwer es ihm auch wurde, zuletzt nach seinem Sinne zu leiten; er hielt es für eine höhere Pflicht, die Unannehmlichkeiten zu beseitigen, die er dabei erfahren mußte.“

Was liegt Alles in dieser letzten Zeile! Reicht sie nicht hin, um den Stolz zu erklären, mit dem England, das Fremdenhassende England, auf das Andenken dieses Fremden hinblickt, der sein König wurde und den es trotzdem, und mit Recht, seinen Befreier nennt?

P. D. Rißler.

Baltische Provinzen.

Neue livländische Beiträge zur Beurtheilung der moskowitischen Regierungskunst.

Das 6. Heft des II. Bandes der „Livländischen Beiträge“) ist erschienen; es schließt diesen Band ab, indem es ihm den

statistischen Umfang von mehr als 900 Seiten giebt. Und so bedeutend wie der Umfang, ist auch der Inhalt des Werkes. Die bisher erschienenen zwei Bände sind eine wahre Fundgrube von Thatfachen aus der Zeitgeschichte der Ostsee-Provinzen, nicht für die deutsche Nation so wichtigen Lande, von denen man bis vor Kurzem im Mutterlande gar nichts wußte und gar nicht glaubte, daß sie seit ihrer Besiznahme durch Peter den Großen eine Geschichte besäßen, von deren Leben man nur so viel kannte, daß sie den Nigarsen Glanz und Einsamen, dem russischen Herrn Majors und Generale, den Petersburger Salons fröhliche blendende Gesellschaften, den deutschen Hochschulen mensurferliche Studenten und dem Jaren Generaladjutanten lieferten. Wenn wir es nun nicht schon aus anderen Quellen wüßten, so würden wir es aus diesen Büchern erfahren, welche heiße Glut unter der Decke der russischen Schneewelt die Nigarsche Nacht durch antiken Jahrhunderte, besonders aber in den letzten Jahrzehnten brannte.

Die Darstellung der Bemühungen der baltischen Mächte schaften zur Herstellung eines Obertribunals oder obersten Gerichtshofs der Ostsee-Provinzen wird in dem vorliegenden sechsten Hefte der „Beiträge“ bis auf die Gegenwart fortgeführt. Ist ersieht daraus, mit welcher durch eine Reihe von Geschlechtern fortlaufenden Ausdauer der Adel der Ostsee-Provinzen diese wichtige Zeit verfolgt hat, ohne es zu erreichen. Gleich die Unterwerfung der Provinzen von 1710 enthalten diese, sicherlich nicht unbilliche Forderung; immernährdend wurde sie von Zeit zu Zeit wiederholt, bis man denn in den letzten Jahren mit den Forderungen aufhörte, weil auf eine Erfüllung nicht die geringste Hoffnung vorhanden und weil die Landesvertreter alle Hände voll zu thun haben, um nur die Entziehung allangegebener, freies niemals angelegener Rechte abzuwehren, also an Erfüllung neuer nicht zu denken ist. Die Ständeländer müssen also werth die höchste Rechtsentscheidung in den Händen des Petersburger Senats, in den Händen russischer Beamten lassen, welche ohne Kenntniß des baltischen Rechts und der deutschen Sprache, all russischer Gewissenhaftigkeit ihre Erkenntnisse abgeben. Man kann wohl sagen, daß es in ganz Europa keinen so schlechten Gerichtshof giebt, als diesen.

Einen merkwürdigen Einblick in die Mittel und Wege, wie hinsichtlich der Erfolge der Russen in ihren Bemühungen, die baltische Völkerei von den Deutschen ab- und zu sich heranzuziehen, giebt die Beilage 6 des Heftes. Um die ländlichen Arbeiter durch äußere Vortheile zum Uebertritt zur rechtgläubigen russischen Kirche zu verleiten und um zugleich die deutschen Gutsherren verlohrt zu machen, welche allerdings nur reichlich des Landes den Bauern überlassen, aber für sich behalten haben, hat man zunächst ein Krongut, Kriolara in Livland, unter übergetretene „Kuchte“ parcellirt, indem dem unvermöglichen Popen das größte und beste Stück vorbehalten wurde. Als Erfolg hat sich jetzt, nach Jahr und Tag, herausgestellt, daß man eine Anziehung des trüglichen, freistündigsten, räuberischen Gefindels geschaffen hat, im Gegentheil zu den umwohnenden treu geliebten Echten, welche an Klütern, Arbeit, Friedfertigkeit und Arbeitsamkeit keinem Bauernstande der Welt nachstehen. Der Pope ist seines Lebens nicht sicher; unter einander und mit den Nachbarn liegen sich die befeindeten Dummheit unzuföhrlieh in den Saaten; ihre Armut ist so groß, daß sie sogar Bettler, welche sich zu ihnen verirren, den andernorts erlaugten Bissen Brot berauben. Im letzten Winter hat denn der russische Civil-Gouverneur nicht umhin gekonnt, für seine Schützlinge bei dem aus Deutschland beschenden Nigarsen

*) Im livländischen Original: Met Voorsichtigheyd en oevenwilligheyt.

**) Berlin, Stille und van Marcken.

zur Fönderung der Noth eine Unterstützung zu erbitten, da dieselben doch als Werkzeuge zur Unterjochung der Deutschen dienen sollen.

Schließlich kann Schreiber dieser Zeilen es nicht mit Still-schweigen übergehen, daß er aus Uebersetzungen aus moskowitzischen Blättern in dem vorliegenden livländischen Beitrag erfahren hat, daß er von denselben wegen seines Buches „Preußens Verfall im Osten“ zu dem Range eines Don Quijote erhoben worden ist. Er ist darüber getroffen; er kennt diese slavische Art, durch Schimpfen zu widerlegen, schon lange. Edward Kattner

R u s s l a n d.

Englische Bücher und russische Censoren.

Unter vorstehendem Titel bringt die englische Wochenschrift Pall Mall Budget einen interessanten Artikel zur Charakterisirung der literarischen Zustände Rußlands, dem wir Folgendes entnehmen.

Die intellektuelle Bewegung, die in der russischen Jugendwelt während der letzten Jahre sich Bahn gebrochen hat, und die Reformen, welche gleichzeitig im russischen Regierungssystem eingeführt worden sind, scheinen für das übrige Europa in viel mehrerem Zusammenhange zu stehen, als es in der That der Fall ist. Allerdings wurde Beide viel früher in's Russische als in's Französische überseht, Darwin fast zur selben Zeit als Karl Deuticke, und Robert Spencer früher in's Russische als in irgend eine andere Sprache, ja selbst ohne seine Schriften in England selbst eine weite Verbreitung gefunden. Uebersetzungen von Werken dieser und anderer geistigstehender englischer Denker, wie John Stuart Mill, G. Lewes, Huxley und Tyndall haben alle Welt zu dem Glauben verleitet, daß die Russen während der letzten Jahre bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der Intelligenz gemacht hätten, und daß dies, wenn nicht unter dem Schutze der kaiserlichen Regierung, doch mindestens mit ihrer Erlaubnis geschehen sei. In der Revue des deux Mondes sagte kürzlich Emile de Laetepere: „Die Russen sind heillos weit davon entfernt, so frei zu sein, als ihre guten Freunde, die Amerikaner, dennoch scheint es, als ob wissenschaftliche Bücher eher in New York (?) als in Petersburg vertrieben würden.“

Aber die ganze intellektuelle Bewegung in Rußland während der letzten zehn Jahre war ein beständiger Kampf zwischen dem lesenden und schreibenden Publikum einerseits und der Regierung andererseits.

Bald nach der Beendigung des Krimkrieges und dem Tode des Kaisers Nikolaus gelangte die russische Regierung zu der Einsicht, daß eine gründliche Reform ihres Verwaltungs-Systems zur dringendsten Nothwendigkeit geworden sei. Vagham und widerwillig nahm sie diese Erkenntnis an; aber die Noth war zu groß, um eine Zögerung zuzulassen. Jedoch um Reformen, wenn auch noch so unzureichende, durchzuführen, oder auch nur zu unterbreiten, brauchte die Regierung Kenntnisse und Menschen, und sie konnte über keines von Beidem verfügen, da das militärische Regiment des Kaisers Nikolaus niemals die Erwerbung von Kenntnissen gestattete, noch weniger die Entwicklung irgendwelcher menschlicher Seiten, außer denen, die einem blind gehorchenden Soldaten zukommen.

Unter diesen Umständen erschien es als ein Auskunfts-mittel, sich die Hilfe von gebildeten und geistreichen Männern zu sichern, indem man ihnen eine gewisse Freiheit der Rede zugestand. Die Censoren erhielten die Anweisung, künftig liberaler zu verfahren, wo es sich um Dinge handelte, deren Kenntnissnahme der Regierung von Wichtigkeit sein könne, und so verbreitete sich durch das Medium der Presse der kleine Vorrath an Wissen, der sich in der „Gesellschaft“ angesammelt hatte. Aber natürlicherweise wollten die Männer, deren Dienste man so brauchte, sich nicht in den vorgeschriebenen Grenzen halten. Die Propaganda für parlamentarische Regierungsformen war das Erste, worauf sie sich warfen. Eine Moskauer Zeitschrift, genannt der „russische Bote“, erlangte einen enormen Absatz durch ihre Artikel über die Details der konstitutionellen Geschichte Englands. Ein Land, welchem nicht nur die nothwendigsten Elemente fehlen, aus denen sich konstitutionelle Körperschaften bilden können, sondern in welchem auch nicht die geringsten Garantien vorhanden waren, um die Person, das Eigenthum oder die Rechte des Bürgers gegen den Willen des absoluten Herrschers zu schützen — dieses Land fing plötzlich an, von einer bürgerlichen Freiheit zu träumen, welche nur durch die langsame Umwandlungen mehrerer Jahrhunderte erworben werden konnte.

Von dieser parlamentarischen Propaganda beunruhigt, versuchte die Regierung, den kleinen Theil von Freiheiten, den sie literarischen Bestrebungen zugestanden hatte, wieder zurückzunehmen, indem sie erklärte, daß die Presse ihre Absichten mißverstanden habe, und daß, obgleich geneigt, einige Freiheit für die Diskussion wissenschaftlicher Gegenstände zu bewilligen, sie für politische dieselbe nicht gewähren könne. Die vernünftigsten unter den jungen Literaten nahmen den Compromiß an und begannen, die Werke der fortgeschrittenen unter den europäischen Denkern zu studiren und zu überlegen.

Es erscheint zweifelhaft, ob der intelligente Theil des russischen Volkes, wenn es ihm gelungen wäre, die gähe monarchische Gewalt zu stürzen oder auch nur zu schwächen und selbständig am öffentlichen Leben sich zu betheiligen, in diesem Falle so bedeutende geistige Fortschritte gemacht hätte, wie jetzt, wo es, ledig aller praktischen und politischen Thätigkeit sowohl, als traditioneller Theorien, sich mit der Kraft, Leidenschaft und Gluth eines Jünglings in die geistige Strömung der Gegenwart wirft, erschaut und entzündet über die Macht und Klarheit der neuen Gedanken, die sich allerwärts in Europa Bahn brechen.

Die slavische Rasse hat eine starke Hinneigung zum Radicalismus, das zeigt sich hier wieder aufs Deutlichste (füglich könnte man von den Slaven sagen, was jemand einmal von den Frauen im Allgemeinen behauptete: „Sie gehen stets am liebsten mit dem, der am weitesten geht“). Manche Schlußfolgerungen, zu denen russische Schüler gelangten, würden ihre englischen Lehrer wahrscheinlich in Erstaunen versetzen und von diesen durchaus nicht acceptirt werden. Wie man in England (und anderswo) häufig Buchhändler findet, welche den Verlag eines Buches zurückweisen, weil es nicht orthodox genug, so findet man ebenso häufig in Rußland Verleger, welche kein Werk annehmen, es sei denn ausgeprochen realistisch und tendenzlos.

Die Regierung versuchte Alles, um dieser Tendenz hemmend entgegenzutreten, aber vergeblich. Nachdem einmal der Aufbruch gegeben war, konnte keinerlei effiziente Kunst die Bewegung wieder aufhalten. Mochte man jede solche Censoren entlassen, Autoren und Uebersetzer verbotener Bücher verfolgen und verban-nen, die Polizei allmächtig abschicken, um die Papiere und

Privatbriefe von Literaten zu durchstöbern — Nichts half. Viele Censoren ließen sich durch die allgemeine Zustimmung, einige auch wohl durch Geld bestechen, andere ließen sich durch eine Menge der sonderbarsten Auskunfts Mittel hintergehen, konnten auch unmöglich die Masse der eingehenden Manuscripte aufmerksam durchsehen, und so gelangten täglich einige Trefen von dem, was Regierung und Geistlichkeit für Gift erklärten, in's Publikum. Wenn alle Versuche, irgend ein Werk durch die Censur zu bringen, fehlgeschlagen, dann wurde es heimlich lithographirt und gratis vertheilt; so geschah es mit einigen Uebersetzungen Feuerbach's und ähnlichen russischen Schriften.

So waren die Dinge bis zum 6. April 1865 fortgegangen, als an die Stelle des präventiven Censur-Systems das repräsentative; letzteres erschien als ein wirksameres Mittel, um die unliebsamen Tendenzen der Literatur zu controliren. Das alte System enthielt keine gesetzliche Strafe für Autoren schädlicher Bücher, da diese Bücher vor ihrer Veröffentlichung ja die Censur zu passieren hatten. Die in vielen Fällen hinterher verhängte Strafe war ein ganz willkürlicher Akt, und man fürchtete wahrscheinlich, daß solches Verfabren nach Einführung verbesserter Gerichtshöfe und bei größerer Verbreitung von Rechtskenntnissen mehr Entrüstung als bisher verbreiten würde. Darum wurde die Censur für alle Bücher von einem gewissen Umfang abgeschafft; aber Autoren, Drucker und Verleger konnten zur Rechenschaft gezogen werden, falls etwas Strafbares darin enthalten war. Ein besonderer Gerichtshof im Zusammenhang mit dem kaiserlichen Ministerium des Innern ist eingesetzt worden, um solche Verurtheilungen anzuführen. Nun entstand aber einer der kühnsten Conflithe. Für diesen neuen Gerichtshof bedurfte man natürlich neuer Richter, wohl vertraut mit dem Verfabren in den übrigen europäischen Staaten; aber diese konnte man fast nur unter den jungen Leuten finden, die eben ihre Studien beendet hatten, und diese gerade waren voll von den Ideen, welche sie verfolgen sollten. Die natürliche Folge war, daß fast alle Werke, die man vor den Gerichtshof brachte, freigesprochen wurden und in den meisten Fällen der Proceß niedergeschlagen ward.

Klein außer dieser weltlichen Censur bestand von jeher und besteht noch in Rußland eine geistliche. Alle Bücher, die in irgend einer Weise an religiöse Dinge streifen, müssen einem Specialcomité von Mönchen übergeben werden, welches die Herausgabe entweder erlaubt oder untersagt. Vor einigen Jahren noch ging fast jedes wissenschaftliche Werk durch die Hände dieser Mönche, und die meisten blieben auch darin; geologische Schriften z. B., weil sie im Widerspruch mit der messianischen Uebersieferung standen, philosophische, weil sie die Theorie vom „freien Willen“ behandelten, historische, weil sie die Reformation preisgäben. Nach und nach paralysirte der Druck der Zeitströmung diesen Einfluß und jetzt werden nur solche Bücher den geistlichen Censoren vorgelegt, welche sich direct auf religiöse Gegenstände beziehen. Da die Clerisei in Rußland, wie in fast allen andern Ländern, eifrig bemüht ist, ihren Glauben dadurch zu propagiren, daß sie den Autoren beratheilt, so hat sie in ihr Censurgesetz einen Artikel aufgenommen, der schon manchem europäischen Buch das Verbot ertheilt hat. Dieser Artikel erlaubt dem Autor, jede Art religiöser Ansichten vorzutragen, wenn er nur nicht unterläßt, hervorzuheben, in wiefern sie sich im Widerspruch mit den Dogmen der orthodoxen griechischen Kirche befinden. — Das große Werk Budke's würde wahrscheinlich nie in Rußland veröffentlicht worden sein, wenn nicht, auf den Vorschlag des Uebersetzers, ein alter gutmüthiger Archimandrit, Mitglied der oben-

erwähnten Censurbehörde, eingewilligt hätte, ein Gegengutachten in Gestalt einiger verdammenden Bemerkungen den „gefährlichen“ Stellen des Werkes beizufügen. Diese wurden nun mit der Uebersetzung veröffentlicht, und das Publikum, welches von den Anmerkungen keine Notiz nahm, daß das Werk mehr geistes, als irgend ein anderes innerhalb der letzten zehn Jahre — In 5. Kapitel des II. Bandes analysirt Budke den Einfluß der Geistlichkeit in Schottland im 17. Jahrhundert; hierzu macht der verehrungswürdige Censor z. B. folgende Bemerkungen: „Dieses Kapitel beweist höchst deutlich die Verschiedenheit der religiösen Ansichten zwischen der orthodoxen russischen und der schottischen Kirche. Die russische Geistlichkeit ist stets ihrer wahren Bestimmung treu gewesen, die Erleuchteterin und Führerin des Volkes in religiösen Dingen zu sein, die schottische Geistlichkeit hingegen, ja, die ganze westeuropäische, trug vor allen Dingen Sorge für ihre weltlichen Interessen und aus solchen Absichten verdrängt und entstellte sie sogar die Wahrheiten der Religion.“ — Wenn Budke sagt: „Religion ist jedem Individuum je nach dem Maße der ihm inwohnenden Erkenntniß gegeben, muß daher in verschiedenen Charakteren verschiedene Formen annehmen und kann nie auf eine für Alle gültige, zwingende Form zurückgeführt werden“, so bemerkt der geistliche Censor dazu Folgendes: „Religion ist dem Verfasser also nicht die Verbindung mit etwas Außerweltlichem, sondern nur eine gewisse Verbindung des Menschen mit seinem eignen Geiste. Was ist dies denn für ein Nichts? Woher kommt es? Welches ist seine Richtung? Was sein endliches Ziel? U. U. dies ist unbedeutend. Durch Budke's Art von Religion verbindet der Mensch sich nicht mit Nichts, sondern mit Duseleheit.“

Und durch eine Menge ähnlicher Widerlegungen, die das Werk beiseigelt find, hofft der harmlose, ehrwürdige Patriarch den Einfluß der Ideen Budke's, die in jenen zwei Bänden polematisch entwickelt sind, gänzlich paralysirt zu haben. Dieß ist, Verbote der geistlichen Censur zu umgehen, hat sich in den letzten Jahren ganz eingebürgert und es fällt dem betreffenden Gerichtshof sehr schwer, einen Autor oder Uebersetzer auf Grund religiöser Bedenken zu verfolgen, wenn es ihm gelungen ist, sein Werk unter den Schutz des oben erwähnten Artikels zu stellen.

Rumänien.

Juden-Bekehrung und Juden-Verfolgungen in Rumänien.

Mit Bukarest und Jassy beginnen die Stationen der christlichen Bibelgesellschaft zur Bekehrung der Juden im Oest. Die Jassyer Missionaire besaßen früher eine unentgeltliche Elementarschule für Kinder beiderlei Geschlechtes und aller Confession des Glaubens. Sie wurde beinahe ganz mit frommen jüdischen Kindern gefüllt — aber die unselige Presbiterenmaderel verdrängte bald diese in der That wohlthätige und für die Zukunft viel versprechende Anstalt. Die vorerwähnte eines Judenknaben brachte die ganze Judenheit in Jassy, die Rabbiner, verboten in den Synagogen unter Bannfluch die fernere Beschickung dieser Schule. Von dieser Stunde an blieb sie denn auch verödet, selbst die wenigen deutschen Kinder kamen nicht mehr.

*) Nicht vom Verfasser der Artikel über Rumänien in No. 25 und 26 des „Magazin“.

In Buzarest dagegen hat die Mission in ihrer Schule noch Judenthüm, ja selbst eine, wenn auch sehr geringe, Presbyterien-Gemeinde aufzuweisen. Dies kommt daher, daß die nur wenige Tausend Seelen zählende jüdische Bevölkerung von Buzarest aus beinahe lauter sogenannten spanischen Juden besteht, welche dem Geiste mehr Rechnung tragen und sich in ihrer äußeren Erscheinung von den Christen überhaupt gar nicht unterscheiden, während die jüdische Gemeinde von Jassy, die an 36,000 Seelen zählt, zu den polnischen Mitgläubigen gehört, mit ihren Brüdern in dem nahen Galizien und Pohlund in steten Handels- und anderen Beziehungen lebt, auf ihre altüberbrachten Sitten und religiösen Gebräuche mit großer Strenge hält — ja sie selbst durch ihre Tracht von der übrigen Bevölkerung wesentlich unterscheidet. Merkwürdiger Weise bildete sich in neuerer Zeit gerade in dieser Jassyer Gemeinde ein israelitischer Verein, der die soziale und politische Freiheit der Juden anstrebt und in seiner Propaganda der Welt die Ueberzeugung beizubringen hat, daß die Juden die eigentliche Avantgarde der Freiheit in der Welt bilden. Moses, sagen die Stimmführer dieses Vereins, ist es vor Allem gewesen, der die Lehre von den Menschenrechten, von der Gleichberechtigung und der Freiheit ausgeht, und die Mission der Juden sei es, nachdem sie ihr Vortradat verloren, diese Lehre durch die Welt zu tragen u. s. w. Les extrêmes se touchent: eine solche Manifestation einerseits und die englische Judenbefreiungs-Mission andererseits!

Als nach dem letzten Krimkriege die Judenverfolgung in Peshawar und Umgegend ausbrach und immer größere Dimensionen anzunehmen begann, befand sich die Regierung den sie drängenden jüdischen Deputationen dieser Städte gegenüber in sehr geringer Verlegenheit. Es ist nämlich bekannt geworden, daß schon seit einiger Zeit jüdenfeindliche Geschriften in jenen Gegenden kursirten, und daß diese in der Druckerei des Metropolitans verlegt und zur Vertheilung an die Geistlichkeit von dort aus geschickt wurden. Nun ist Rumänien ein Wahlreich und die Stimmen der Geistlichkeit, namentlich der Bischöfe und insbesondere des Metropolitans, der befähigter Präsident der Synagoge und Vorkämpfer des fürstlichen Katholikums ist, sind von großem Gewichte. Man mußte schonend und doch bei der drohenden Gefahr peremptorisch zu Werke gehen, — man einigte sich endlich darüber, eine Passisirungs-Kommission nach den ausländischen Orten zu schicken und ihr einen englischen Missionar beigegeben, von dessen Mitwirkung zur Befestigung der aufgeregten Gemüther man sich das Beste versprach. Die Juden, welche der Regierung diesen Vorschlag selbst gemacht, war es endlich zu einem Einsinken zu vermögen, bezogen sich nun zu diesem Missionar, ihn um seine Theilnahme an diesem Friedenswerke zu bitten. Der Missionar sagte zu, lud aber die Deputation und ihre dasigen Genossen auf den Abend in's Missionsgebäude ein, indem er ihnen einige wichtige Mittheilungen zu machen habe. Das Missionsgebäude war am Abende drängend voll, und ich war auch dabei. Der Missionar bestieg die Kanzel und hielt eine eindringliche Rede, worin er die Skraeliten zu überzeugen suchte, daß allein ihre Hartnäckigkeit gegen das Christenthum alle Unruhe, alles Blutvergießen in der Welt hervorrufe, und daß demnach Ruhe, Heil und Glück nur durch die der Welt vorenthalten werde. Wie in Gosszhang, so sei es in der Welt immer gewesen und so werde es bleiben, so lange die Juden nicht in sich gehen und sich nicht zum Christenthum bekehren. Hernach aber wird das Paradies auf Erden kein Heil es nun die Juden seien, die dieses Glück der Menschheit verhindern, sind die Menschen auf die Juden so erbost

und gegen sie gereizt u. s. w. Dem Missionar schien die Gelegenheit zur reichen Aernste günstig, — aber als er mitten im besten Flusse seiner Rede war, erhob sich auf der Gasse ein Tumult, Steine flogen an die Fensterläden, und weibliche Stimmen riefen unter Verwünschungen nach ihren im Innern befindlichen Männern. Dieser Tumult wurde immer stärker; der Missionar ließ sich nicht abschrecken, würde aber vermuthlich seine schöne Rede nicht haben endigen können, wenn nicht einige angesehenen Juden hinausgetreten wären und das stürmende Volk unter Hinweisung auf die Drangsale ihrer verlassenen Glaubengemeissen in Gosszhang und auf die von jenem predigenden Manne zu erwartende Hilfe, besänftigt hätten.

Es ist doch merkwürdig, wie wenig Takt und Menschenkenntniß diese Herren Missionaire beßigen. Die englische Mission hatte in letzter Zeit einen berühmten Prediger, einen getauften Hamburger Juden; er war verheiratet und liebte seine Gattin außerordentlich; da traf ihn das Unglück, daß sie nach kurzer Zeit starb. Sein Schmerz und seine Trostlosigkeit über diesen Verlust müssen sehr groß gewesen sein, denn der Arme griff zu Home's berühmtem Anästhesiummittel, der Geistesklipperei, um die Verlorenen zu citiren, und dabei kam es heraus, daß er selbst ein Medium, ein Jünger des viele englische und amerikanischen Köpfe verblendenden Spiritismus sei. Kaum wurde dies in der Stadt bekannt, als sich auch Viele an ihn wandten, welche nach dem Jenseits Befstellungen zu machen hatten, und Wunderdinge kamen zum Vorschein. Der große Mediator mußte nach einiger Zeit, trotz seiner Gewalt über die Bewohner der Geisterwelt, Buzarest verlassen.

Einige andere Mitglieder der englischen Mission haben ihrerseits einen besseren, das heißt einen praktischeren Lebenszweck für sich erwählt: sie wandten sich dem Handel und der Diplomatie zu, und so ist denn der Eine von ihnen Konsul in Giurgewo, der Andere Kaufmann in Buzarest geworden. Die meisten behandeln ihren Missionsposten als eine Zwischenstation, als Mittel zum Erwerb des nöthigen Geldes, um damit irgend ein anderweitisches Geschäft zu beginnen, oder ihr früher betriebenes Gewerbe wieder vorzunehmen. Ich habe in den größeren Städten der Levante, in Smyrna, Beyrut &c. Herren dieser Kategorie kennen gelernt, die still ihrem bürgerlichen Berufe nachgehen und auf ihre frühere Missionsthätigkeit nicht besonders gut zu sprechen waren.

Die englische Mission besteht in Syrien eine Kolonie, wohn die bekehrten armen Judenfamilien geschildet werden, dort unentgeltlich Keller, Geräthschaften und auch Geld erhalten, um Aderbau zu betreiben. Ich besuchte diese Station; sie liegt unmittelbar bei Jassa, ist aber leider in einem sehr trostlosen Zustande, und man ging, wegen Mangels an Konsisten, schon mit der Idee um, das Ganze wieder zu verkaufen.

Mit der Bekehrung hat es überhaupt eine eigene Bedenkwürdigkeit. Die Buzarkter äußert kleine Presbyterien-Gemeinde lebt in widriger Eiteligkeit, in Zanf, Haber und Zermürbung unter einander; man steht es ihren Mitgliedern an, daß sie nur irgend eines geistlichen Vortheils wegen diese ihre gegenwärtige Masse tragen, — ja, diese Masse steht man ihnen nur zu deutlich an, und oft kommt es denn auch vor, daß die Bekehrten rückfällig werden, oft auch, daß sie sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die ihre Entfernung nach sich ziehen. Die Missionaire nämlich, um ihrer Helmat Beweise ihres Eifers und ihrer Geschicklichkeit zu geben und somit Ansprüche auf Förderung zu haben — vielleicht und sehr wahrscheinlich aus viel näher liegenden Gründen —, spüren verunglückten Judenfamilien nach, denen

sie goldene Aussichten eröffnen, wenn sie in die ihnen geöffnete Kirche einzutreten sich entschließen. Wir sind selbst ein Paar Familien bekannt geworden, die sich durch solche Versprechungen verleiten ließen, diesen Männern zu vertrauen, und die eben dadurch in das größte Elend geriethen, weil sie von ihren eigenen Glaubensgenossen als Abtrünnige aufgegeben, von ihren neuen Brüdern aber in allen bei ihnen angefaßten Erwartungen hintergangen worden sind, worauf sie in ihrer Verzweiflung auf allerhand Irzwege geriethen. Es sollen aus England auf Requisition dieser Missionaire bedeutende Summen zum Behufe der Unterstützung solcher zu bekehrenden Familien herbeigeführt, aber diese erhalten davon höchstens nur spärliche Broden. Die Kirche, heißt es dann, wenn die Leute reitamer, soll ja nur aus inneren Motiven und nicht des leibigen Mammons willen erfolgen, und diese ganz unerwartete, alle Antecedenzen widersprechende Wendung der Dinge läßt kann die bedauernden Opfer, aber freilich zu spät, einsehen, daß sie als bloßes Mittel zur Erreichung anderweiliger Zwecke gedient haben.

Die Proselytenmacherei ist in unseren Tagen — gelind gesagt — nicht mehr zeitgemäß. Unsere occidentalisirten Juden fühlen wohl auch, gleich den Christen, ein Bedürfniß nach religiösen Reformen, aber nur das von humanen Sitten durchdrungene Weltbürgerthum eines Vessing vermag ihnen diese Reformen zu bieten. Im Orient dagegen, wo das auf verschiedenen Stadien stationär gebliebene Bewußtsein der Vorzeit noch lebt, versuchen die Wespenflut längst überwundener Standpunkte sich noch zur Geltung zu bringen, indem sie der Menschheit das bekümmende Bild früherer Thorheiten und Verirrungen aus den Zeiten ihrer Unmündigkeit verhalten. Auf diesem Standpunkte stehen die Völker in der europäischen Türkei. In Salonichi z. B. wird noch an das mittelalterliche Märchen geglaubt, daß die Juden zur Vereinerung der ungeäuerten Brode für das Paschahfest Christenblut gebrauchen; deshalb würden die ungeäuerten Brode von dort aus nach allen Orten des Orients, wo Juden wohnen, massenhaft verführt, und von diesen letzteren theuer bezahlt. Die Beimischung des christlichen Blutes zu ihren ungeäuerten Broden soll aber auf dem Aberglauben beruhen, daß die Juden durch den Genuß eines, wenn auch noch so winzigen Theilchens desselben, der den Christen verheißen ewigen Seligkeit theilhaftig werden und nicht mehr außer dem Bereiche der Erlösung stehen. Dieser lächerliche Aberglaube, der doch ganz augenscheinlich seinen jüdischen Ursprung haben kann, besteht im ganzen Orient, und die Griechen sind es vor Allen, die ihn bei jeder Gelegenheit zur Sprache bringen und somit Ursache von Hegeleien gegen die Juden, selbst in den von ihrer Heimat entfernten Gegenden, werden. In den rumänischen Hafenstädten, namentlich in Galatz, wird durch griechische Matrosen und die dort ziemlich zahlreich domicilirenden anderen Griechen alle Jahre zu Ostern eine Judenbege in Scene gesetzt, oder doch angelegt. Die rumänische Geistlichkeit, die noch viel tiefer als die griechische in Aberglauben und Unwissenheit versunken ist, erregt hier die Gelegenheiten zu Manifestationen jeglicher Art, und selbst der Kaiserliche Metropolit hat es nicht unter seiner Würde gefunden, sich dabei zu betheiligen.

Mit den Judenverfolgungen in Rumänien hat es aber noch eine andere Bewandniß:

In früheren Zeiten, als Rumänien unter dem türkischen Druck noch dem Auslande verschlossen war, wanderten namentlich in die Moldau viele polnische und russische Judenfamilien ein, welche, so gut es eben ging, den in diesem Lande gänglich

fehlenden Mittelstand vertraten, Handel, Verkehr und verschiedene Handwerke betrieben und sich dem Lande auf diese Weise unentbehrlich machten. Als in der Folge die autonome Verwaltung dieser Länder eine gewisse Sicherheit bot, strömten dem Auslande Handwerker, Gewerksleute und Spulanten jeglicher Art in Menge herbei — es wurden zu Zukorst und Zaffs Gewerkschulen errichtet, wo die Kinder der Eingeborenen, wie bei den eingewanderten Meistern, das Handwerk erlernten; nicht wurden auch zu diesem Behufe in's Ausland geschickt, und so bildete sich aus einheimischen Elementen ein, wenn auch noch schwacher, aber immer ein Handwerker- und Gewerbsstand, der jedoch mit den fremden und namentlich mit den genüßamen und sparamen Juden nicht konkurriren konnte, sie also natürlich als Hinderniß seines Fortkommens betrachtet und deshalb aus von ganzer Seele haßt.

In dem Maße, als sich auf diese Art die Unentbehrlichkeit der Juden verminderte, begann man sich seinerseits so viel als möglich Nutzen von ihnen zu ziehen. Man nahm theilweise die ihnen verliehenen Freiheiten wieder zurück und erließ gegen sie drückende Gesetze, die zwar nicht zur Ausrottung kamen, weil sie darauf, auch gar nicht angelegt wurden, die aber jenseits den Juden gar viel Weid kosteten, denn sie mußten die Einpöhrung desselben allemal sehr theuer einkaufen. Nichtsdestoweniger wurden diese Verordnungen nicht durch andere aufgehoben, sondern sie wurden einfach bei Seite gelegt, und wenn man Weid brauchte, wieder hervorgeholt. So wurde im Jahre 1844 eine kaiserliche Verordnung erlassen, die den Juden verbietet, in gewissen näher bezeichneten Hauptstraßen von ihre eigene Häuser zu befeßen, ja selbst in Mische daselbst zu wohnen; dann wurde ihnen verboten, christliche Dienstknoten zu halten, und selbst jeder, der kein Handwerk betreibt oder sich nicht in Besitz von 5000 Pfister befindet, als Tagelohn über die Gasse geschafft werden. Diese Verordnung wurde nicht ausgeführt, weil die meisten Häuser und Kaufläden in den erwähnten Hauptstraßen, in welchen Juden wohnen, den Bojaren gehören, die für deren Pacht so ungeheure Miete von den Juden nehmen, daß die schlechtesten Häten ebenso theuer bezahlt werden, als die feizgebauesten Gemölde in den ersten europäischen Hauptstädten. Sie sind durch jüdische Konkurrenz zu diesen enormen Preisen geblieben, und würden, wenn die Juden sie räumen müßten, ohne Miethe verbleiben.

Mitteln eines anderen Gesetzes desselben Jahres wurde den Juden verboten, Dorfschenken in Pacht zu halten, aber auch dies Gesetz kam nicht zur Ausführung, weil die Schenken eben falls den Bojaren angehören, und die Juden dafür sehr viel Pacht zahlen. Ein späteres Gesetz unterzieht die Juden der Rekruirungspflichtigkeit, aber auch dieses wurde nicht realisiert. Es waren dies einfach Gelderpressungsmittel. Die Juden haben sich hier im Allgemeinen zur Wohlhabenheit heraufgearbeitet und in den größeren Städten, Zukorst, Zaffs, Botztsch, Zofschin, Zofschin u. v. m. giebt es sehr bedeutende jüdische Handels- und Manufakturhäuser, mitunter von sehr großem Vermögen. Die Bojaren sind ihnen alle verhasst. Um sie von ihre Superiorität als Machthaber im Lande fühlen zu lassen, und in den Juden das Gefühl der Abhängigkeit noch zu halten und sie so zur Nutzlosigkeit bei ihren Forderungen zu stimmen und in erster Reihe um Geld zu kreischen, — sind jene Gesetze erlassen worden, welche denn auch immer den erwünschten Erfolg hatten, denn allemal mußten die Juden die Nicht-einführung desselben mit großen Summen erkaufen. Es ist dies die alte Geschichte, wie sie im Mittelalter auch im Abendlande

hatt fand. Diese Verfahrungsweise ist aber auch in Rumänien schon alt genug; zu Anfang des vorigen Jahrhunderts setzte der hochborn Stefan Kantakuzino eine Judenverfolgung in Bukarest in Scene, wobei der Judentempel zerstört wurde — nur mit großen Summen wurde die Erlaubniß, diesen Tempel wieder aufzubauen, erkaufte. Im Jahre 1814 ging aber die Sache nicht mehr so harmlos ab, denn der Pöbel plünderte die Judenhäuser und wurden dabei 130 Juden getödtet. Kehlliche stünige Scenen fielen 1847 in Galatz her, nach dem letzten krimlriche eben so blutige Vorgänge in Jassi, dann in Jemal, in Braila und Galatz wiederholt. Vor ein paar Jahren erlebten wir in Bukarest auch was Aehnliches; auch hier endete es mit der Zerstörung des eben neu auf gebauten jüdischen Tempels, und seitdem gehen uns von Rumänien fortwährend Nachrichten von Pöbelgrößen in einzelnen Städten und — von judenfeindlichen Regierungsmäßigkeiten zu.

Diese Berodnungen, welche jetzt der gegen die Juden erlassen werden, sind eigentlich keine neuen Stipulationen, sondern sie eben erwähnten alten Gesetze, die zwar publizirt, aber nie in Ausführung gebracht und stets ad acta gelegt wurden, jetzt aber aufs Neue wieder vorgenommen, das heißt in Wirksamkeit gesetzt werden. Daß der ebenso liberale als menschenfreundliche Minister Fogolitschewski damit jetzt hervortritt, muß allerdings Wunder nehmen, aber es gründet sich diesmal auf eine andere, tiefem Staatsmann als Nothwendigkeit sich darstellende That sache. Fogolitschewski hat bekanntlich die Vaucrus-Emancipation durchgeföhrt, und er setzt Alles daran, dieses Nationalelement dem kationalisirten Bojarenthum gegenüber zu heben, es zu kräftigen, aber, sagen wir es geradezu, zu verbessern. Nun ist der rumänische Bauer durch den langen Druck so vertheilt, so miselnt geworden, daß es in der That seine kleine Aufgabe ist, ihn zu der Höhe seiner Gerechtigkeit und Freiheit zu erheben, ihn aus seiner Indolenz herauszureißen. Man muß ihm fortwährend und in allen möglichen Tonarten be bringen, daß er ein Komune, daß er ein freier Mensch ist; man muß beständig hinter ihm her sein und ihn lehren, von seiner Freiheit auch Gebrauch zu machen. Daraus ergibt sich nun zweierlei: Damit der Bauer begreife, daß er Komune, also ein Anderer wie die anderen Menschen sei, muß man ihm die Fremden und Ausländer als ihm feindlich gegenübergestellt zeigen. Daher kommen auch die alle Jahre angekünftigen, aber nie ins Werk gesetzten Volks Demonstrationen gegen die dortige deutsche Bevölkerung insbesondere, weil sie die zahlreichste unter den Fremden ist. Da man nun aber gegen die von Consulaten vertretenen Nationalitäten sichtlich nicht offen auftreten kann, so hält man sich an die — Juden. Das andere Moment ist, daß man den verarmten Bauer gegen den intelligenten Juden in Schutz zu nehmen für nöthig erachtet, damit er von diesem nicht über waltigt werde.

Aus diesen und den früher angeführten Ursachen wird es ersichtlich, daß die Deputirtenkammer den Juden die geordnete Emancipation versagte und daß der spätere Premier-Minister Bulatino in seinem Eifer für das Nationalelement die bekann ten Judenverfolgungen in Scene setzte, nach dem bekannten Spruche: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, — der Weiz kann gehen.“

W. A. v. B.

Kleine literarische Revue.

— **Aus Schelling's Leben.** Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist kürzlich der erste Band eines Werkes: „Aus Schelling's Leben, in Briefen“ erschienen, herausgegeben von dem Professor der Theologie zu Erlangen, Herrn Plitt. Derselbe enthält eine kurze Schilderung des Lebens des Philosophen von seiner Geburt bis zu seiner Uebersiedelung von Jena nach Würzburg, und Briefe an seine Eltern, an Hegel, an Steffens, Fischenmayer, Bindichmann und die beiden Schlegel; auch Briefe der Letzteren und einzelne Goethe's und Schiller's an Schelling. Man gewinnt ein klares Bild, wie Schelling allmählich der Theologie durch das Studium der Philosophie entfremdet wurde, Kant mittelst Fichte's in seinem Denken über wand und endlich sich auch von Fichte trennte, um auf eigenem Wege vorzudringen. Es tritt uns die ganze Begeisterung und Siegeszuversicht der Naturphilosophie entgegen, die sich gewiß dünkte, das Räthsel des Daseins gelöst zu haben, jedoch sehr bald als ein täuschendes Irthum sich auswies. In den Briefen an die Romantiker interessirt besonders die Einführung des spanischen Dramas. Gleich anfangs ward es überschätzt, und schreibt Schelling unter 21. October 1812 an A. W. Schlegel über Calderon's „Andacht am Kreuze“ wunderlicherweise: „Selbst Shakspere erscheint mir dagegen trüber, über dessen Absichten es Zweifel und abweichende Meinungen geben kann.“

— **Der Farbensinn und das mechanische Wärme-Aequivalent.** Die dritte Serie (Heft 73–96) der von Lirchow und Helmholtz herausgegebenen gemeinverständlichen, wissenschaftlichen Vorträge ist mit einer Abhandlung des Prof. Nagel über den Farbensinn eröffnet worden, welche den ebenso interessanten wie schwierigen Gegenstand, auf Grund der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft, wie der scharfsinnigsten Schlüsse daraus, darstellt. Was der Verfasser, als Dozent der Augenheilkunde in Tübingen, dem Gegenstande nach pathologischen Standpunkte, also in Rücksicht auf die nicht seltene, aber selten richtig verstandene, sogenannte Farbenblindheit hinzufügen konnte, ist von ganz besonderem Interesse.

Unter den fernern erschienenen Heften dieser Serie enthält das 75te eine Abhandlung des Dr. H. Töpfer über das mechanische Wärme-Aequivalent, seine Resultate und Konsequenzen. Eine der wichtigsten, vielleicht die größte Errungenschaft der neueren Naturwissenschaft, die Lehre von der Einheit aller Kräfte, findet hier eine Darstellung, die sich durch ausnehmende Klarheit empfiehlt. Es wird gezeigt, wie der große Gedanke, daß keine Kraft in der Natur verloren gehen kann, sondern daß sie stets, wo sie zu verschwinden scheint, in eine andere Kraft umgesetzt ist, zuerst in dem Geiste des Heilbronner Arztes Wäyer ausblüht, wie er vermuthet ist, diesen Satz zunächst in der Umwandlung mechanischer Kräfte in Wärme zu beweisen, wie theils durch seine, theils durch die Bemühungen Boule's, Faraday's und anderer Forscher hierfür ein bestimmter mathematischer Ausdruck — das mechanische Wärme-Aequivalent — gefunden wird, wie endlich Tyndall, Grove, Helmholtz und Andere diese Untersuchungen auf die anderen Naturkräfte ausdehnen und zeigen, daß alle diese verschiedenen Wirkungsformen der

Materie in einander verwandelt werden können und sich gegenseitig hervorufen. Es kann also Eine Kraft alle übrigen erwecken: die Sonnenwärme ist es, die alle und jede Bewegung und Veränderung auf der Erde, das vegetabilische und animalische Leben nicht ausgeschlossen, hervorbringt. Gewaltig anregende Betrachtungen schließen die Abhandlung des Herrn Töpfer.

G. R.

— **Die norddeutsche Flotte.** Unter dem Titel: „Sammlung einiger wichtigeren, die Geiß- und Naturalverpflanzung an Bord in Dienst gestellter Fahrzeuge der norddeutschen Kriegsmarine betreffenden Vorschriften“, hat der Marine-Intendantur-Rath Rassauf eine Broschüre erscheinen lassen^{*)}, welche sich bemüht, das hier und da zerstreute Material zu sammeln, zu ordnen und es für den praktischen Gebrauch der Marine-Beamten durch beigegebene Tabellen-Schemata brauchbar zu machen. Der Verf. begründet die Nothwendigkeit dieser Zusammenstellung von Vorschriften durch die Erweiterung und selbständige Verwaltung, welche das Marine-Weesen des norddeutschen Bundes allmählich gewonnen hat, während im Anfang die Verpflegungs-Bestimmungen der Landtruppen ohne Weiteres auf die Marine übertragen wurden. Die vorliegende Sammlung umfaßt diejenigen Bestimmungen, welche nach der persönlichen Auffassung des Herausgebers auch in dem künftigen Marine-Geldverpflegungs-Reglement besondere Kapitel bilden würden, eine selbständige Behandlung ohne Rücksicht auf die sonstigen Geldverpflegungs-Vorschriften zulassen und dem Geldverpflegungs-Reglement der Armee ergänzend hinzutreten. Wenn später auch diejenigen Vorschriften gesammelt werden, durch welche das Armeereglement mit Berücksichtigung berechtigter Eigenthümlichkeiten der Marine abgeändert worden ist, so wird dem allerdings sehr dringenden Bedürfnis, die betreffenden Vorschriften leicht und vollständig übersehen zu können, vorläufig in befriedigender Weise genügt sein. Namentlich dürfte diese Zusammenstellung den Zahlmeistern und Revisions-Beamten, sowie den Seeoffizieren und Marineärzten ein Hülfsmittel zur Orientierung über die sog. Schiffescompenzen an die Hand geben.

— **Internationale Bestrebungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft.** Zu den größten Errungenschaften unserer Zeit dürfen wir die Wechselwirkungen zählen, welche auf allen Gebieten der Literatur zwischen den Kulturvölkern stattfinden. Von diesem Gesichtspunkte aus preisen wir heute ein Journal heraus, welches auf einem abgegränzten Gebiete in dieser Hinsicht große Verdienste sich erwirbt. Es ist das „Landwirthschaftliche Central-Blatt für Deutschland“, ein Repertorium der wissenschaftlichen Forschungen und praktischen Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft. Dieses Journal wurde von Dr. Adolf Wilsa gegründet und wird seit dem Jahre 1863 von Anton Krieger geleitet; es befindet sich im achtzehnten Jahrgange. Die nächste Veranlassung zu seiner Vespredung giebt uns die vergleichende Beleuchtung zweier Schriften: „Zur Kanalisation und Abfuhr“, hygienische Studie von Professor Dr. A. Virchow, und des von den britischen River-Commissioners herausgegebenen „First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Best Means of Preventing the Pollution

of Rivers“, bearbeitet von Dr. Hugo Emsfleden im Aprilheft d. J. In dem nächstfolgenden Mai-Heft finden wir bei Gelegenheit eines Aufsatzes „Legislatorische Studien zur Förderung der Süßwasser-Fischerei“, vom Regierungsrath Beck zu Trier, nicht allein die Vespredung der Fischerei-Gesetze sämtlicher deutschen Staaten, sondern auch die Mittheilung und Beleuchtung des französischen Fischerei-Gesetzes vom 25. Januar 1868. Mehr und mehr treten uns zwar derartige Erscheinungen auch auf allen anderen Wissenschafts- und Literaturfeldern entgegen, allein das Krieger'sche Centralblatt war eins der ersten, welches in dieser Weise eine internationale Ausbeutung der neueren Erscheinungen in seiner einschlägigen Literatur erstrebte.

K. R.

— **Literarischer Monatsbericht aus Amerika.** Der unternehmende und kein Opfer scheuende, deutsche Buch-Ährler G. Steiger in New-York giebt seit dem Mai d. J. einen „Literarischen Monatsbericht“ heraus, den er gratis versendet und der ein Brennpunkt des deutschen Buch- und Kunsthandels in Amerika zu werden verspricht. Neben den bibliographisch nach Gächern und Wissenschaften geordneten Verzeichnissen neuer erschienenen deutscher Bücher und der betreffenden Journalistik bringt der „Monatsbericht“ Notizen und Mittheilungen, nach Art des englischen Bookseller, so daß ebensoviel Literaturfreunde, als das gebildete Publikum überhaupt darin etwas finden, was sie interessiert. „Der Bericht soll (wie Herr Steiger sagt), immer eine besondere Rücksicht auf die Deutschen in Amerika nehmen, den Anfang einer speciell literarischen Zeitschrift und ein Organ für das geistige Leben der Deutschamerikaner werden, insbesondere ein Sammelplatz für alle Mittheilungen in Bezug auf die literarische Thätigkeit der über ganz Nordamerika verstreuten Deutschen“. In der Einleitung des ersten Monatsberichts, welche „Was wir wollen“ überschrieben ist, heißt es:

„Der Deutsche Amerikas und der Deutsche in Deutschland sind nicht dasselbe, und darum verlangen sie auch nach verschiedener Nahrung. Nur dann kann die Literatur in dem Maße das Volk fördern und sein Leben und Streben läutern, wie die Literatur eines lebenskräftigen Volkes es soll und vermag, wenn sie den thatsächlichen Wundlungen des Volkes Rechnung trägt und das kann in dem vorliegenden Falle nur dann geschehen, wenn wir nicht allein auf die geistigen Schätze der alten Zeit angewiesen sind, sondern auch eine deutsch-amerikanische Literatur schaffen.“

Literarischer Sprechsaal.

Die Berliner geographische Gesellschaft, deren erstes und ältestes Ehrenmitglied Alexander von Humboldt war, der entweder selbst — in der Regel bei den Stiftungsfeiern der Gesellschaft — oder durch seinen Freund Karl Ritter, in diesem Kreise zuerst seine für die Erdkunde interessanten neuen Beobachtungen veröffentlichte, hat den Beschluß gefaßt, den hundertjährigen Humboldttag, den 14. September d. J. durch eine solenne öffentliche Sitzung zu feiern, an welcher durch Deputationen 2 Heil zu nehmen, die Einladungen an alle anderen geographischen Gesellschaften Deutschlands erlassen hat und der auch wahrscheinlich die zahlreichen naturwissenschaftlichen Vereine von Berlin sich anschließen werden.

*) Kiel, Schwesche Buchhandlung, 1869. (23 S.)

**) Berlin, Biegandt und Hempel.

Die preussische Akademie der Wissenschaften wird — weil am 14. September sehr viele ihrer hiesigen Mitglieder auf Herbstferien Reisen sich befinden — die Feler des Humboldtstages mit ihrer alljährlichen Gelehrten des Leibniztages, am 1. Juli, verbinden, bei welcher Gelegenheit Herr Professor Dr. Dove die Festrede halten wird.

In der Berliner „Tribüne“ lesen wir: „Die Verhandlungen im Zollparlament (1) über den Antrag, ein National-Monument für Alexander von Humboldt zu errichten, erinnert an eine Unterbrechungsfähigkeit, die sich Berlin hat zu Schulden kommen lassen und die schwerer ist, als der Uebergang des Parlaments zur Tagesordnung. Mitte September eines jedes Jahres halten die deutschen Naturforscher und Aerzte ihre Wanderversammlungen ab. Fast immer erfolgen Einladungen von deutschen Städten, und die jedesmalige Versammlung beschließt durch Majorität den Zusammenkunftsort für das nächste Jahr. Im September 1868 hatte Dresden die Naturforscher und Aerzte zu sich eingeladen; als aber über den diesjährigen Versammlungsort abgestimmt werden sollte, fand sich, daß keine Einladung von Berlin eingegangen war; die Versammlung mußte, nachdem sie sich für Zunebruch entschieden hatte, dort erst telegraphisch anfragen, ob man auch die Naturforscher haben wollte. War es nicht eine Ehrenpflicht für Berlin, eine Einladung ergoßen zu lassen, um so mehr, da der 14. September in die Zeit der Versammlung fällt? Kann es nicht nun gerade gefestigt werden, daß die Korporation deutscher Wissenschaft in Berlin zu Humboldt's Geburtstag gar nicht in seiner Heimat anwesend sind? Könnte durch eine Zusammenkunft deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin nicht ein schönerer Tribut an Humboldt geleistet werden, als das Zollparlament zu leisten im Stande gewesen sein würde? Man entgegnete uns nicht, daß Berlin die Namen der deutschen Naturforscher-Versammlungen nicht gesamt habe. In der Stadtverordneten-Versammlung sitzen Männer genug, welche die Angelegenheit hätten in die Hand nehmen müssen, vor Allen Birkow, welcher, als Naturforscher *par excellence*, rechtzeitig im vorigen Jahre einen dahin zielenden Magistrats-Beschluß hätte veranlassen müssen, der gewiß bei den Stadtverordneten bessere Aufnahme gefunden hätte, als sein „Monument-Antrag“ — im Zollparlament. Wir nennen vornehmlich Birkow, als den hervorragenden Gelehrten und Volkstmann, der durch sein rechtzeitiges Eingreifen in die öffentlichen Angelegenheiten schon so viel Tüchtiges zu fördern wußte.“

Die in der Anmerkung*) genannte Flugchrift, welche der Vorlesung des deutschen Philosophen-Congresses von 1868 (des ersten, der überhaupt, und zwar in Prag, gehalten wurde), Herr Prof. Freiherr von Leonhardi in Prag, nicht blos an die Sozialphilosophen, sondern an alle Weltweiten Deutschland gerichtet hat, verdient die Beachtung aller denkenden Zeitgenossen. Nach Herrn von Leonhardi ist die Religionsfrage von sämtlichen Zeitgenossen die wichtigste und aus dieser Erkenntnis heraus ist seine Ansprache an die Wohlgeachteten unserer Nation ein wichtiger Beitrag zur Lösung derselben, die der Verfasser auf dem Grunde der Krause'schen Metaphysik anzubahnen sucht. Leonhardi ist ein warmer Verehrer und eifriger Verbreiter der Lehre dieses lange verkannten und viel zu wenig

beachteten Denkers; aber nicht um eine Recitativ für Krause's tiefgründiges System ist es dem Verfasser zu thun; er will die Anhänger der verschiedensten Richtungen auf die von Krause hingestellten Hauptprobleme aufmerksam machen und eine unbefangene Förderung der eigentlichen Wissenschaften in Anregung bringen. Fern von dem Dogmatismus eines theologischen Canons oder einer einseitigen Schulphilosophie, doch in voller, freier Uebereinstimmung mit den stillen Grundwahrheiten des Christenthums, erkennt Herr von Leonhardi als ein dringendes Selbstbedürfnis der Zeit die Feststellung des gemeinsamen Schatzes religiöser und religionsphilosophischer Ueberzeugungen, wie sie bereits in den Gemüthern der Zeitgenossen lebendig und nur noch nicht der Sprache des allgemeinen Bewußtseins vermittelt sind. In der That ist man wohl einig, als man selbst glaubt. Leonhardi wünscht einen klaren, die Gewissen padenden Ausdruck dieser geistigen Einheit, in ihm steht er den wirksamsten Schutz gegen den Ansturm des überfluthenden Materialismus, der, statt dem Lichte und der Freiheit zu dienen, „für die Verdummung und Knechtung der Menschheit thätig ist“. Was im 17. Jahrhundert Johann Amos Comenius (Komenský) [1592–1671], einen über die confessionellen und nationalen Vorurtheile hoch erhabenen Denker, erfüllt und in seiner „Panagogia“ (Allerwerdung) zu dem Plane einer „brüderlichen Verabreichung“ aller menschlichen Uebel und Schwächen begeistert hat, ist auch der treibende Impuls der schönen, warm gezeichneten Worte des Herrn von Leonhardi, der sich in seinen Ausführungen an des Comenius Gedanken unmittelbar anschließt und aus Krause's Feder einen deutschen Auszug aus jenem denkwürdigen Aufsatze zur durchgreifenden Verbesserung der menschlichen Dinge uns mittelth. L. v. W.

Zu unserem Bedauern sind die stenographischen Berichte über die Verhandlungen der allgemeinen Deutschen Lehrer-Versammlung, welche um Pfingsten in Berlin getagt hat, nicht in einem besondern Abdruck erschienen; nur die „Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung“ bringt dieselben — ein Umland, der jedenfalls nicht geeignet ist, die dort zum Vortrage gebrachten Ideen einem größeren Leserkreise zuzuführen. Um so mehr freuen wir uns, auf einen Separatabdruck des Vortrages des Herrn Dr. Richard Lange, welcher die sehr wichtige Frage wegen der Organisation der Schulen im Lichte des erzieherischen Prinzips klar darstellt, hinweisen zu können. Der Vortrag weist schlagend nach, daß die jetzige Organisation eine sehr unvollkommene sei und daß bei ihr eine für das praktisch-bürgerliche Leben geeignete Bildung nicht erreicht werden könne. Die höhere Volksschule fehle als besondere Anstalt gänzlich; was man heutzutage höhere Bürgerchule nenne, sei nur ein Fragment einer Realschule erster Ordnung. Auch die Nothwendigkeit der allgemeinen Einführung der Fortbildungsschulen wird herorgehoben und für die Realschulen erster Ordnung die Gleichberechtigung mit den Gymnasien verlangt. Der Vortrag, der sehr eingehend, aber zugleich klar und übersichtlich geschrieben ist, verdient alle Beachtung vorzüglich bei denen, die über die Organisation der Schulen zu bestimmen haben; wir empfehlen ihn vorzüglich den städtischen Behörden in Berlin, Breslau und anderen deutschen Kommunen, welche von ihrer Pflicht, für die Erhebung und sittliche Vereinerung des Unterrichtes der Jugend sorgen zu helfen, durchdrungen sind.

*) Der Philosophen-Congress als Verhörmittel. Beitrag zur Lösung der religiösen Frage, von Dr. P. R. Freiherrn von Leonhardi, Prag, R. Tempel, 1869. (X u. 2 S.)

*) Berlin, Springer'sche Buchhandlung, Max Wundelmann.

Ein anderes Organ für die Volksbildung in Deutschland, der in Leipzig erscheinende, von Herrn Eduard Sad in Berlin herausgegebene „Wegweiser“), ist mit den Verhandlungen und Resultaten der Berliner deutschen Lehrerversammlung gar nicht zufrieden. Dieses Organ der Radikalen sagt unter Anderem: „Die deutschen Lehrer, welche in Berlin taupen, sollten als Pädagogen, als Sachverständige, als die Pioniere der Civilisation, sich klar und unumwunden ausdrücken, in welcher Richtung, nach ihrer Ueberzeugung, die deutschen Lehrer und die deutsche Schule an der gegenwärtigen sozialpolitischen Entwicklung des deutschen Volks theilnehmen wollen; sie müssen; sie sollten ausdrücken, was aus der Schule entfernt und von den Lehrern genommen werden, welches Neue den Schulen zugeführt und den Lehrern gewährt werden müsse, damit diese Richtung eingehalten oder eingeschlagen werden könne; sie sollten ohne alle Umföhrung ausdrücken, welche Arbeit und welche Maßnahmen sie als Sachverständige vom Volke, von den Vertretern der Gemeinden, von den gesetzgebenden Körpern und von den Regierungen verlangen. Das hat das Volk, das haben alle Freunde des Fortschritts erwartet, das haben die Priester und alle Gesellen der Reaction gefürchtet. Man hat geglaubt, die XVIII. allgemeine deutsche Lehrerversammlung werde ein Glanzpunkt in der Geschichte der deutschen Lehrer werden. —

„Vergewisselten Sinns haben wir die „Befchlüsse“ und „Resolutionen“ zusammengeliefert; wir haben sie ohne jegliche Bemerkung unsern Freunden dargereicht; wir studiren sie nochmals durch. — Ein Aöhen! Ein Aöhen!“

Aus dem, auf dem Gebiete der Intelligenz so fröhlichen Königreich Sachsen haben wir von einer neuen Zeitschrift zu melden, welche unter dem Titel: „Treübner Monatsblätter“ in ihrem ersten Vierteljahrshefte und vertiegt. Dieselbe kündigt sich als „Pädagogische Zeitschrift für Gebildete aller Stände“ an und wird von drei Lehrern in Dresden: Ernst Wunderlich, Theod. Körner und Ernst Göthe, herausgegeben. Das Blatt will „im edelsten Sinne Propaganda machen für die Interessen der Schule“, indem es „in ruhiger und leidenschaftsloser Sprache die Licht- und Schattenseiten des gegenwärtigen Volksschulwesens abwägen gedenkt“. Daß auf dem weiten Gebiete der Pädagogik noch viel zu thun ist, wird Niemand leugnen wollen, der sich um unser Volksschulwesen bekümmert hat und zugleich mit den widerstrebenden Ansichten vertraut ist, die über dasselbe mit mehr oder weniger Klarheit verbreitet sind. Selbst unter den Lehrern herrscht darüber noch viel verworrenes Durcheinander; baren hat die vor Kurzem in Berlin abgehaltene achtzehnte allgemeine deutsche Lehrerversammlung ein Bild gegeben. Man beachte nur die brennenden Fragen der Gegenwart, die Frage über das Verhältniß der Schule zur Kirche, sowie jene über confessionelle oder confessionelle Schulen, und man wird erkennen, wie verworren auch hier noch die Begriffe sind. Und so giebt es eine Menge die Schule betreffende Fragen, welche noch ihrer Lösung durch tüchtige Pädagogen harren und über welche aufzuklären und welche der Entscheidung entgegenzuführen, gerade die Aufgabe tüchtiger pädagogischer Zeitschriften ist. Wenn man deshalb schon von vornherein ein

jedes derartige Unternehmen, welches vorurtheilsfrei und nicht im Dienste einer Partei oder Götter die ihr gestellte Aufgabe zu lösen verpflichtet, mit Freuden begrüßen wird, so kann man das hier um so mehr thun, als gleich die ersten sechs Nummern, welche das erste Vierteljahrsheft bilden, recht gebiende, lehrwerthe Aufsätze enthalten. Wir rechnen dahin: eine preisgekrönte Abhandlung von Ernst Wunderlich, und nächsten eine höchst beachtenswerthe Arbeit des Prof. Dr. Haupt in Königsberg: „Schule und Wissenschaft im Kampfe mit Kirche und Staat“, welche einen Blick auf die jüngste Geschichte der Schule und ihres Kampfes gegen die Herrschaft der Kirche wirft und dabei auch der neuesten Berliner, hierher gehörigen Ereignisse gedenkt, bis auf die Stiftung des allgemeinen Lehrrechts vereint.

Aus einem Berichte des Professors Messedaglia über das Budget des öffentlichen Unterrichts geht in Betreff der unweg größeren und kleineren italienischen Universitäten Folgendes hervor: Von sämtlichen 20 Universitäten sind 15 von Staate ausschließlich erhalten. 3 andere empfangen Anstalten vom Staate. Im Ganzen werden aus Staatsmitteln 41 Millionen Lire (1,200,000 Thaler) zugeflossen. Die 15 Staats-Universitäten zählen 61 Fakultäten: 9 der Theologie, 15 der Jurisprudenz, 15 der Medizin und 13 der Mathematik und Naturwissenschaften, 10 der Philosophie und Literatur. Sehr Anstalten haben fünf Fakultäten, fünf vier, drei drei, eine zwei. Die Staats-Universitäten wurden 1866/67 von 7651 Studenten und freien Zuhörern besucht. Die meisten Hörer zählte Rom = 1508, die wenigsten Sassari = 63. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß der Besuch der Universitäten, besonders der theologischen Fakultäten, sehr in Abnahme begriffen ist. Die Frequenz beträgt 1866/67 gegenüber 1835/36 etwa 33 Prozent weniger. Die Zahl der Professoren an den Staats-Universitäten beträgt 620.

Des amerikanischen Dichters Veland, in unserem „Magazin“ bald nach ihrem Erscheinen angezeigte, Dichtungen im englischen Dialekt der pennsylvanischen Deutschen: Hans Breilmann's Barty (Party), haben in England ebenso, wie in Amerika, außerordentlichen Beifall gefunden. Neben der von Veland autorisierten Ausgabe im Verlage von Trübner & Co. in London ist vor einigen Monaten daselbst auch ein Nachdruck von Hans Breilmann bei J. E. Hetten erschienen, und beide Ausgaben sind jetzt in mehreren Auflagen und in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Der bekannte Londoner Leihbibliothekar Waller hat allein eine ganze große Auflage dieses Buches konsumiert. Allmählich hat sich jedoch der Enthusiasmus etwas abgekühlt, und in einer ihrer neuesten Nummern fragt die Pall Mall Gazette, was denn eigentlich Wiggins und Angiebendes an diesem amerikanischen-englischen Buch, welches „barty“ statt party, „jane“ statt piano, „anoder“ statt another, „genny broost“ für the breast of a gown spreche und schreibe. Zum Beweise, daß von Humor und edler Poesie in diesen Gebilden keine Spur sei, übersezt Pall Mall eines derselben, und zwar anerkanntermaßen das beste, in ganz fehlerfreies Englisch, und überläßt nun seinen Lesern, den schalen Produkt irgend einen Geschmack abzugewinnen.

*) Wochenchrift von einem Preise in gr. 4., zum Preise von 12 Sgr. vierteljährlich in ganz Deutschland, mit Ausnahme Preussens, wo, wegen des Zeitungsteimpels, ein Aufschlag von 3 Sgr. vierteljährlich hinzukommt.

Herausg. Redacteur: Joseph Erdmann in Berlin, Rastbachstraße Nr. 14.
Besetzt von Hess. Bücherei-Verlagshandlung (Harrwitz und Schöner) in Berlin, Schulmeisterstraße Nr. 25.
Druck von Eduard Strauß in Berlin, Straußenthalstraße Nr. 21.

„Das Schlimmste war des Königs besondere Vorliebe für große Soldaten, die allmählich bei ihm zu einer so riesigen Leidenschaft heranwuchs, daß sie sein sonst so strenges Gefühl für Recht völlig erstickte und ihn zu den härtesten und grausamsten Maßregeln, wenigstens zur stillschweigenden Billigung derselben, verleitete. Wo nur immer ein auffallend großer und kräftiger Mann sich zeigte, war er seinen Augenblick vor gewaltiger Einstellung sicher; auf Schritt und Tritt schickten ihm die preussischen Werber nach, und ob mit Güte, List oder Gewalt, in den meisten Fällen erreichte sie ihren Zweck. Und nicht bloß in den eigenen Provinzen, sondern auch in allen möglichen fremden Ländern hielten sich preussische Werbereisigere auf, welche ein scharfes Auge auf alle ungewöhnlich großen Leute hatten und weder Mühe noch Kosten scheuten, um sie auf irgend eine Weise in ihr Netz zu locken. Der überall so sparsame König gab zu diesem Zwecke gern die größten Summen hin und man hat Beispiele, daß er ohne Widerrede Summen von 8—9000 Thaler für besonders riesenhafte Exemplare bewilligte; man hat nachgewiesen, daß in den Jahren von 1713—1735 an 12 Millionen Thaler für Anwerbung von Riesen in's Ausland gingen.“

Was wir daneben noch als besonders verdienstvoll an dieser Arbeit des Herrn v. Gölz hervorheben möchten, das ist die einfache, klare und fertige Darstellung, sowie die übersichtliche Anordnung der Thatfachen, deren Aufeinanderfolge durch keine gelehrten und dunklen Untersuchungen oder kritischen Zurüstungen und Vorarbeiten unterbrochen wird. Dabei läßt der Verfasser überall eine besonders warme Theilnahme für die großen Geschiehe und namentlich für die deutsch-nationale Bestimmung des preussischen Staates durchblicken, wie er auch eine sichere und ausreichende Kenntniss des gesamten Materials und der Quellen an den Tag legt, so daß das Werk mit Recht jedem Gebildeten empfohlen werden kann. Das Ganze wird fünf Bände umfassen und bis zur Stiftung des norddeutschen Bundes im Jahre 1867 fortgeführt werden. Die Vollendung ist von der Verlagsbehandlung bis Ostern 1870 in Aussicht gestellt.

Der Brasilien-Forscher Carl von Martius, ein deutsches Lebensbild. *)

Einer der Männer, welcher der europäischen Kultur einen Continent erschlossen haben, ist der fränkische Naturforscher Carl Philipp von Martius gewesen. Dieser treffliche Mann, von welchem eine lebenswerthe, dem Kaiser Dom Pedro II. von Brasilien gewidmete Lebensbeschreibung aus der Feder des Dr. Hugo Schramm in Dresden vorliegt, hat die Erforschung und Beschreibung Brasiliens, namentlich seiner vegetabilischen Naturschätze, zur Hauptaufgabe seines wissenschaftlichen Strebens gemacht, und auf dieses ausgedehnte Studienfeld geführt, als Botaniker und Pflanzen-Physiologe einen der ersten Plätze unter den Gelehrten seines Faches errungen. Die naturwissenschaftliche Expedition, welche 1817 an die Brautfahrt der Erzherzogin Leopoldina von Oesterreich, der Gemalin des nachmaligen Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien, sich anschloß, bestehend aus dem Botaniker Prof. Wikan aus Prag, dem Mineralogen Dr. med. Pohl, dem Zoologen Katterer, dem Landschaftsmaler Th. Oberer, dem Pflanzenmaler Buchberger und

dem Hofgärtner Schott, durften mit Bewilligung Metternichs, den König Maximilian Joseph I. von Bayern dafür gewonnen hatte, auch zwei bayerische Naturforscher in selbstständiger Reise begleiten, und zwar wurden der Zoolog v. Spix, Mitglied der Münchener Akademie, und der kaum dreizehnjährige als demische Adjunct Carl Philipp Martius hiezu auserwählt.

Herr Schramm giebt aus dem großen Lebenswerk des Väter einen gedrängten, aber die wichtigsten Ereignisse und Entdeckungen von Martius in warmem Farbkanten schilderten Auszug. Der 1400 geographische Meilen umfassende Wanderzug der beiden Reisenden wurde in Rio de Janeiro selbst angetreten, verührte die Provinzen São Paulo, Minas Gerais, Bahia, Pernambuco, Piauh, Maranhão, ging dann nach Par, deren Hauptstadt Santa Maria de Velem, gewöhnlich ebenfalls Pará genannt, der Ausgangspunkt und schließlich auch wieder der Endpunkt ihrer Fahrten durch die Stromgebiete des weiten breiten Tocantins und seines Bruders, des noch riesenhafte Amazonas (oder Marañon) wurde. Die Stellen, welche dem Schramm aus Martius' Berichten mittheilt, fassen nicht die begeisterten Beobachter des Naturreichs, den schwungvollen Dichtern und den flüssig geschulten Schriftsteller, dessen Zuhörer muthig ist. Schon aus diesen Bruchstücken erkennt man, wie sehr Martius als akademischer Redner gelangt hat.

Nach dreizehnjährigem Wanderleben in Brasilien lebten der und Martius Mitte Juni 1820 nach Europa zurück. Er brachte eine schöne Aubeute an zoologischen und botanischen Ergebnissen heim (der botanische Gewinn allein belief sich auf 6500 Pflanzenarten), aber weit bedeutsamer noch sind die kognographischen, kulturhistorischen und ethnographischen Notizen gewesen, die Martius in seinem, nur im ersten der drei Bände mit Spix gemeinschaftlich gearbeiteten Werke „Reise in Brasilien“ (München 1823, 28, 31) gesammelt hat. Was Alexander von Humboldt für die übrigen Völker des tropischen Amerikas geleistet, ist in diesem Werke nach allen Richtungen hin für die Kenntniss Brasiliens geschehen.

Es reihen sich hieran mehrere andere Werke in deutscher und lateinischer Sprache, welche Martius' Ruf durch die gebildete Welt verbreitet haben, wie die „Phylogonomie des Pflanzenreichs in Brasilien“, der Vorläufer seiner großartigen „Flora brasiliensis“, ferner seine „Nova genera et species plantarum, quae in itinere per Brasiliam etc.“, dann seine beiden großen Werke über die Palmen, welche Martius den Beinamen des „Palmenvaters“ verschafft haben, endlich in neuester Zeit die „Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens“ (Leipzig 1867, 2 Bände, eine gereifte Frucht seiner persönlichen Beobachtungen unter den Indianerstämmen am Amazonasstrom und zugleich ein Beweis, daß der unermüdbare Forscher bis in's späte Alter hin seine Reise-Eindrücke aus der Jugendzeit weiter zu verarbeiten und zu vertiefen strebte.

Martius hat Brasilien nicht bloß als Botaniker, sondern auch als Philosoph und Menschenfreund berührt und dabei eine Fülle von Anregungen hinterlassen. Die ersten Männer seiner Epoche schätzten und liebten ihn, Göthe zumal begte eine wahrhaftige Ehrfurcht vor seinem Wissen und vor seiner ethischen Gesinnung. Den Werth seiner Entdeckung der Spiraltendenz des Pflanzengewuchses hat Niemand besser als der eifrige Verehrer der „Metamorphose der Pflanzen“ zu würdigen gewußt. Der gelehrte und nicht weniger geniale Carus in Dresden, der mit Martius auf das Innigste befreundet war und noch im Oktober 1868, zwei Monate vor Martius' Hinscheiden, dessen letzten

*) C. F. v. Martius. Ein Lebensbild von Dr. Hugo Schramm. Zwei Bände. Leipzig, Ludwig Neude, 1869.

Schick empfing, hat in dem Buche „Natur und Idee oder das Entzende und sein Geheiß“ (Wien 1861) die Construction der jungen Pflanzenbildung aus der Metamorphose und der Spiralanalogie abgeleitet.

Ein so treuer Patriot Marius gewesen ist und begeisterter Anhänger des Friedens-Bundes aller germanischen Völker, hat er Brasilien stets als seine zweite Heimat betrachtet, da es die Heimat seiner Geisteserfolge war. Für jeden humanen Fortschritt Brasiliens hatte er warmen Antheil; die Heirat Kaiser Dom Pedro's II. von Brasilien, der plötzlich, am 7. December 1866, die Schifffahrt auf dem Amazonas sich Nebenflüssen, auf dem Tocantins und dem San Francisco den Kaufahrern aller Nationen freigab, in Marius der Pionier dieser Gegenben, mit Jubel begrüßt. Aus seinen Briefen, von denen Herr Schramm eine Anzahl dem neuen Bande der Biographie angehängt, erfahren wir auch seinen intimen Gedanken-Austausch mit dem früheren brasilianischen General-Consul J. J. Sturz, dessen rastloses Wirken für Brasiliens geistlichen Aufschwung in der ungeschwächten Anerkennung eines Marius eine, die erbitterten Feinde jenes Namens stark beschämende Beleuchtung erhält.

Trautwein von Belle.

31. Bruchst.: Bildung und Entwicklung der Schrift.*)

Als Anfänge der Schrift betrachtet Herr Brugsch zunächst jene kindlichen Nachbildungen der Thiere- und Pflanzenwelt auf fossilen Knochen, wie sie der Mensch in der Epoche des unmittelbaren Zusammenlebens mit den Thieren als Umklees Geschehen mit scharfer Steinplatte in den weichen Leinwand eintrug. Mit diesem Eingraben des Bildes hatte der Mensch den ersten Schritt zur Schrift gethan, und die heutige Kalligraphie der Wilden, der Rothhäute Amerikas, ist noch eine alte, obwohl schon etwas verbesserte Ueberschrift. Natürlich konnten die diese rohen Striche und Abbildungen nur in einem sehr beschränkten Kreise bewegen; je mehr sich der Ideenkreis erweiterte, je mehr sich der Geist zum Denken erhob, desto näher trat das Bedürfnis einer umfassenden Schrift an den Menschen heran. Die alten Bilder reichen nicht mehr aus, eine Masse neuer Zeichen wird geschaffen, diese neuen und unbekannten Bilder müssen erlernt werden: die umfangreiche Schrift wird im Studium. Jedes Bild hat seine besondere Aussprache: die Sprache wird das notwendige Substrat der Schrift. Die Schrift der Chinesen und der merikanischen Völker, die ältere Schrift der Ägypter und der Äthiopier ist eine solche Bilder-Sprache. Ein sehr interessantes Beispiel dieser Rebus-Composition sieht der Vortragende von den Äthiopen in Anahua, welche auf Befehl der Franziskaner das Pater noster aufzeichnen hatten. Die merikanischen Naturkinder befehlen sich damit, daß sie ein Häubchen, welches die Aussprache pa hatte, einen Stein = tote, eine Gattin = nosch, und wieder einen Stein = tote, also pa-tosch, noschtoe u. i. w. für Pater noster hinsetzen. Die Mexikaner blieben bei dieser Rebus-Methode stehen; in den vorgeschriebenen Büchern der Äthiopen ist kein Fortschritt zur reinen Lautschrift sichtbar.

Ein solches Schriftsystem, auf den ersten Anschein beschwer-

lich und unbeholfsam, hat jedoch bei einseitigen Sprachen, wie z. B. die chinesische, seine besonderen Vorzüge. Ein solches Schriftsystem war bereits mehr als 5000 Jahre vor unsern Tagen bei den alten Ägyptern im Gebrauch, und der Vortragende hält die Ägypter für die Schriftlehrer der ältesten Kulturwelt. Den kaufmännischen Phöniziern, diesen Engländern des Alterthums, genügte diese verschwenderische Schrift nicht mehr. Sie entlehnten dem altägyptischen Schriftsystem die Buchstaben-zeichen, nahmen nur die einfachen Züge derselben an, und verwendeten sie praktisch zum schriftlichen Ausdruck ihrer eigenen Sprache. Die „phönizischen Zeichen“ wurden das gemeinsame Band für die Nationen des Alterthums. „Die Völker der Küstenländer des Mittelmeeres, vor allen der hellenische Stamm, machten sich die neuen Wunderzeichen zu eigen, die von nun an eine Wanderung durch Räume und Zeiten anstelleten, deren Züge bis auf den heutigen Tag unauslöschlich verewigt sind.“

Herr Brugsch sieht demnach in den Phöniziern die eigentlichen Erfinder des Alphabets, wogegen wir gegründete Zweifel und Bedenken haben, denn es scheint uns einleuchtender und der Wahrheit näher liegend, daß das Alphabet, wie schon die Benennung beweist, von den Hebräern herrührt. Gerade die von dem Vortragenden selbst erwähnte Thatfache, daß das altgriechische Alphabet in seiner Urschalt links-läufig wie seine morgenländischen Geschwister war, gerade dies ist ein kräftiger Beweis für unsere Meinung und Zuneigung zu dem hebräischen Ursprung. Die Phönizier mögen wohl die Schrift verbessert und die ägyptischen Bilderzeichen vereinfacht haben, die Buchstaben selbst und ihre Reihenfolge haben sie aber höchst wahrscheinlich von den Hebräern entlehnt.

Es versteht sich aber von selbst, daß wir mit dieser Bemerkung dem hohen Werth des Vortrages keinen Eintrag thun wollen; wir nehmen vielmehr mit Vergnügen Veranlassung, die Arbeit des Herrn Brugsch den Gelehrten und der gebildeten Leserschaft überhaupt zu empfehlen.

Bf.

Ch w e i ß.

Der Schutzheilige der deutschen Pädagogen.*)

Die Schulfrage in ihren verschiedenen Nuancirungen darf man in dieser Zeit mit Recht als eine brennende bezeichnen. Keiner ist, der durch die Lösung derselben nicht mittelbar oder unmittelbar berührt würde. Jeden Denkenden muß sie interessieren, denn unendlich viel hängt von ihr ab. Sie ist in der That von solcher Wichtigkeit, daß in ihr sich leicht ein Wort zu viel gesprochen werden kann. Wir dürfen also wohl auf den Dank der Leser rechnen, wenn wir auf die in der Anmerkung genannten beiden literarischen Erscheinungen aufmerksam machen.

Nach zunächst die neue Ausgabe der Werke des Vaters der modernen Pädagogik, Johann Heinrich Pestalozzi, betrifft, so hat es bisher an einer der Bedeutung des Mannes

*) Pestalozzi's „Sämmtliche Werke“, geordnet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen von F. W. Gessarth. Erster Band, Heft I. Braunschweig, Kessl Müller, 1869.

Heinrich Pestalozzi, ein Lebensbild von G. E. R. Alberti, Stadtschulrath a. D. Berlin, Liden'sche Verlagshandlung (Schäfer's), 1869. (38 S.)

*) Heft 64 der „Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge.“ Berlin, G. G. Gubers, 1869.

und seines Schaffens würdigen Ausgabe gefehlt. Die erste und einzige Gesamtausgabe seiner Schriften, welche überdies längst vergriffen ist, wird von vielen Fehlern verunkeltet, ihr Bearbeiter Schmid, Pestalozzi's Gehilfe, hat wichtige Schriften des Meisters, wie „Die Abendkunde eines Einsiedlers“, „Meine Lebenschildiale“ und fast alle kleineren Aufsätze, die in Zeitschriften zerstreut stehen, fortgelassen, während er Anderes aufgenommen hat, das entschieden nicht von Pestalozzi herrührt. So ist das „Buch der Mütter“, das auch Carl von Nunner in seiner „Geschichte der Pädagogik“ für ein Werk Pestalozzi's ausgiebt, nicht von ihm selbst geschrieben.

Gegenwärtig nun tritt ein rühmlichst bekannter pädagogischer Schriftsteller, Herr B. Seyffarth, Rektor und Hilfsprediger zu Vudenwalde, mit einer kritischen Ausgabe der literarischen Leistungen des großen Volksforschers hervor, die mir ihres Hauptinhalts wegen mit lebhafter Freude begrüßen dürfen. Nicht nur hat Herr Seyffarth alles Fremde sorgfältig ausgeblendet und dafür echte Schriften Pestalozzi's, z. B. den „natürlichen Schulmeister“, von dessen Originalmanuskript der Seminardirector Morf in Winterthur (Kanton Zürich) dem Herausgeber eine vidimirte Abschrift zur Verfügung gestellt hat, aufgenommen, sondern auch die gesammelten Werke Pestalozzi's an dem Leben des Meisters zu entwickeln versucht, und ist auch in dieser Hinsicht durch die Forschungen des genannten Herrn Morf, der seine Ergebnisse in dem Buche „Zur Biographie Pestalozzi's“ (1. Band, Winterthur, 1865) veröffentlicht, mit bereitwilligem Gifer unterstützt worden. Herr Seyffarth betrachtet jede Schrift Pestalozzi's als ein kulturhistorisches Denkmal seines Geistes und befolgt daher die chronologische Anordnung, indem er durch eine Reihe trefflich gedruckener und literarisch wohl wertvoller Einleitungen den biographischen Zusammenhang der einzelnen Stücke vermittelt.

Das vorliegende erste Lieferungsheft ist ein sehr inhaltsreiches Specimen und erweckt für die Folge die besten Erwartungen. Wir empfangen hier zuerst Pestalozzi's Original-Borrede zur ersten Ausgabe der „sämtlichen Werke“, es folgt die oben erwähnte, lieber nie eidierte „Abendkunde eines Einsiedlers“, welcher als Einleitung aus Plin's „Erdbegeben der Menschheit“ (Jahrgang 1776, S. 23 ff.) „Eine Bitte an Menschenfreunde und Söhne zu gütiger Unterstüßung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Aufzuehung und Arbeit zu geben“, nämlich der Plan der Neuhöfer Armenanstalt, vergedruckt ist. 1780, nach Auflösung dieser 1776 begründeten Anstalt, hat Pestalozzi auf den Trümmern seiner Erstlingshoffnungen die tröstenden Kerngedanken der „Abendkunde eines Einsiedlers“ niedergelegt. Es sind Apophthegmen, Standreden, gerichtet an Herz und Gemüth, an Geist und Rechtsinn der Menschheit, getragen von der höchsten Würdigung der Familie, in deren beglückten Banden Pestalozzi das Ethos aller Lebensverhältnisse wiedererkennt.

Es folgt nun das Lieblingsbuch der Königin Luise von Preußen, „Vienhard und Gertrud“, eine Schweizer Dorfgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, noch 1780 verfaßt, als Pestalozzi wegen des geringen Ertrages der Verpachtung seines Gutshaus „Neuhof“ zur Schriftstellerei gezwungen wurde. Eine, Entfaltung, Childiale und Verlauf der Erzählung schildernde Einleitung und die Original-Borreden zur ersten und zweiten Auflage von „Vienhard und Gertrud“ bilden den Schluß des ersten Heftes, das seinem Nachfolger die Erzählung selbst vorbehält.

Schon diese kurzen Andeutungen werden aber genügen, um

darzutun, daß in Seyffarth's neuer Gesamtausgabe den Pestalozzi's Werken ein wahrhaft preiswerthes Unternehmen zugeht und daß es für jeden Freund Pestalozzi's dringend getrieben ist, den modernen Herausgeber so viel als möglich zu unterstützen. Es scheint namentlich wünschenswert, daß Herr Seyffarth, zur Vervollständigung seiner Ausgabe, eine Reise nach der Schweiz unternehme, wo noch manche unedirierte Schriften und Briefe des großen Pädagogen in Kantons- und Gemeinde-Archiven ruhest sind, und hierzu die Anregung gegeben zu haben, möchten diese Zeilen gern etwas beitragen.

Um eine Biographie Pestalozzi's schreiben zu können, wird vor Allem gefordert: Congenialität mit dieser so wunderbaren, merkwürdigen, liebenswerthen Natur, Verständnis für seine großartigen Eigenschaften nicht minder, als für seine Schattenseiten, Liebe zum Guten, Interesse für die Verbesserung und Begeisterung für die heilige Sache der Jugendzucht. Alles dies besitzt Herr Schulrath Alberti, der Verfasser der zweiten, in der Anmerkung genannten Schrift, in reichem Maße, und dadurch wird seine kleine Broschüre zu einer außerordentlich anziehenden Lektüre, denn auf jeder Seite fühlt man den warmen Pulsschlag der Empfindung und den edlen, begeisterten Sinn, ohne welche freilich auch eine Erscheinung wie Pestalozzi unmöglich richtig erfasst werden kann.

Bei einer Biographie desselben kommt es nicht darauf an, daß man ängstlich die äußerlichen Daten seines Lebens festhält und durch genaues Nachgehen zwischen seinen Fehlern und Tugenden, zwischen dem, was er erreicht hat, verläßt hat, ein ungelebtes Bild entwirft, sondern der ganze Mensch muß ausnahmslos aufgefaßt werden, seine Fehler müssen als notwendig und auf seiner Individualität begründet begriffen werden. Das daß man ebenfalls behaupten: wer nicht im Stande ist, mit Licht und Erleuchtung zu einem Manne, wie Pestalozzi, aufzuwachen, dem fehlt das Beste zu dem Werke der Jugendzucht. Und wenn man ja einmal in die Lage kommt, unwillig zu werden über die vielen Ideen jenes großen Pädagogen, dann wende man nur einen Blick auf die Resultate seiner Methode, seiner Grundzüge, um auf's Neue mit Ehrfurcht erfüllt zu werden.

Treffend sagt hierüber Alberti: „Vierzig Jahre hat er seinem Tode verflohen. Die Urtheile über ihn haben sich abgeklärt. Man hat aufgehört, alles Heil für Volkserziehung und Volksbildung lediglich in einer Methode zu suchen, deren Mißbrauch zur Uebertreibung einseitige Geltendmachung nicht Pestalozzi's, sondern seinem Schüler Schmid zunächst zur Last fällt; daß die ist mit der von diesem ausschließlich angestrebten formalen Übung der Fall. Pestalozzi's Schüler in ganz Deutschland haben die Ideen des großen Lehrers fortgebildet, aber damit auch zugleich medifiziert zur Anwendung gebracht; dennoch sind die eigenthümlichen Grundzüge desselben fortwährend in Geltung geblieben, und sie müßten es, weil sie für alle Zeiten Geltung haben“. . . . Und weiter: „Wenn irgend an einen Namen der neueren Zeit, so knüpft sich an den seitigen der Gedanke eines unausgesagten fortwährenden geistigen Impulses, eines Umdrängens der Geister, der fort und fort neugebend auf das Leben einwirkt. Wie bedeutend ist das aber gerade auf dem Gebiete, dem er sein ganzes Leben und jede Kraft geweiht hatte! Die Erziehungsfrage ist für unsere Zeit eine der vornehmsten Lebensfragen. In allen Schichten der Gesellschaft erkennen man es willig an, daß von ihrer erfolgreichen Lösung die Zukunft unseres Geschlechtes nicht zum geringsten Theil abhängt. Dafür geben die unausgesagte, wenngleich leider bis jetzt reichlich, erneuten Petitionen um Herbeiführung eines naturgemäßen

Unterrichtsplanes für die Volksschule, dafür die reichen Opfer der Communen für Errichtung neuer Schulen, für den Bau gediehniger Schulhäuser, sowie für Verbesserung des Lehr-Einkommens, dafür die Gründung so vieler Stützungsanstalten und Anstalten für die arme verlassene Jugend, dafür die zahlreichen Erleuchtungs-Vereine, an denen nicht bloß Lehrer, sondern Väter und Mütter sich beteiligen, ein sprechendes Zeugniß. Und was spräche mehr dafür als das Erscheinen eines Friedrich Gräbner, der, von demselben Geist der Liebe für das Wohl der Jugend befeuert, im aufopferndsten Wirken bis an seinen Tod als derjenige dahebt, der, auf den Schultern Pestalozzi's stehend, dessen Werk vermöge seiner tiefen Blinde in die Kindesnatur ergänzend fortgeführt hat, und dessen Kind ergärten sich nicht bloß immer weiter verbreiten, um dem toten Mechanismus in der frühen Jugendzergliederung eine Gränze zu setzen, sondern dessen Erziehungs-Vereine sich auf erquickliche Weile immer mehr Bahn brechen, um so jede Mutter in ihrer Wohnstube zu einer treuen, naturgemäßen Pflegerin des geistigen, wie des leiblichen Lebens ihres Kindes zu machen."

Und wodurch hat der unschulbare Pädagog von Sterben, dem alle Unternehmungen mißglücken, den seine Erziehungs-Anstalt überdauert hat, der alle seine Hoffnungen zu Grabe trug, kräftig selbst, der Vielgeprüfte, sein müdes Haupt zur wohlverdienten Ruhe legte, seinen Namen fortzupflanzen vermocht? Er, der, fast jeder wissenschaftlichen Bildung bar, nicht einmal das Talent bejaß, geschickt und geschmeidlich mit den Menschen, die ihm fremd waren, verkehren zu können?

Er hat sein Ziel erreicht durch den Geist, der durch sein ganzes Wirken hindurchgeht, den Geist der Liebe und der selbstverleugnenden Aufopferung, die, ihres Zieles gewiß, Alles einleitet um der Idee willen. Dieses Feuer, das ihn biweilen selbst zu verzehren drohte, wußte er in Andern anzufachen; in Andern hat es weiter gebrannt, und es erwärmt und erquicket heute noch die Herzen der Besten. Freilich war ihm vergewagt worden; der Gedanke der unbedenklichen, von Vorurtheilen freien Menschlichkeit, die das Verlorene sucht und nicht ruht, bis sie es findet, war in Frankreich durch J. J. Rousseau namentlich ausgesprochen worden und in Deutschland durch Klinger, wenn auch in etwas anderer Weise. So nur wird es möglich, daß diese allgemeineren Ideen, von Pestalozzi speziell auf Jugendzergliederung angewandt, sich mit so reizender Geschwindigkeit verbreiteten und sich überall Junger schufen. Aber sein Verdienst bleibt dadurch ungeschwächt, um so mehr, als die andere Seite desselben in noch höherem Grade sein Eigentum ist. Ich meine seine Verdienste um die Methode der Jugendzergliederung. Hierüber heutigen Tages weitere Worte zu machen, hätte Gutes nach Athen tragen: sie sind allbekannt und schon in Fleisch und Blut unserer Pädagogik übergegangen.

Man hat Pestalozzi einen Schwärmer genannt: nun, wir sind bereit, diesen Namen als Ehrennamen gern zu acceptiren; denn ein Segler wird ihn sich verdienen, der, frei von aller Selbstsucht, mit Begeisterung einem idealen Ziele nachstrebt. So wenigstens kann wir einen würdigen Menschen ohne einen leisen Beigeschmack von Schwärmerei nicht wohl denken, und Thatsache ist ferner, daß gerade diese „Schwärmer“ die größten Umwandlungen in der Geschichte herbeigeführt haben. Betrachten wir es daher den Künftigen nicht, wenn wir dem großen Schulmeister von Sterben seinen wohlverdienten Platz in der Armee der für Vorden kämpfenden Helden des vorigen Jahrhunderts anweisen und ihn neben Rousseau und Washington, neben Lessing und Kant und den großen Weimarern nennen.

Herrn Alberti aber gebührt Dank dafür, daß er es verstanden hat, auf so kleinem Raum ein so getreues und klares Bild seines Helden zu entwerfen. Mag die kleine Schrift eine recht allseitige ehrende Anerkennung finden!

Portugal.

Oesterreich und Portugal zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Dom Duarte.

Unter dem Titel „Dank vom Hause Oesterreich, oder der Infant Dom Duarte“*) führt uns der durch seine portugiesischen Studien rühmlichst bekannte Herr Gustav de Veer eine Epilode aus dem Völkischen Kriege vor, welche von den meisten Geschichtsschreibern übergangen wird, weil sie von keinem Einflusse auf den Lauf der Begebenheiten war, die aber unser Verfasser einer besonderen Behandlung werth hielt, weil sie zur Charakteristik der Habsburgischen Politik dient, als eines der vielen Beispiele, wie Oesterreich von jeder seiner donauischen Interessen wegen das Recht verlorst hat, zu seiner, wie des deutschen Reiches Schmach. Der Verfasser betrachtet es hauptsächlich von diesem Standpunkt aus für ein Glück, daß Deutschland, seit 1866 durch die preussischen Waffen dem Einflusse Oesterreichs entzogen, nunmehr eine deutsche, von fremder Leistung unabhängige Politik verfolgen kann.

Die Hauptquellen, aus denen der Verfasser seine Erzählung geschöpft hat, sind: *Sentimento da sé publica quebrantada en Alenmanha per industria de Castilla*, Lisboa 1642. — *El Principe vendido*, Paris 1643. — *Birago: Historia delle rivoluzioni di Portogallo*, 1646. — *Decisiones anonymi J. C. de injusto carcere Eduardi Principis Portugallicae*, Turin 1846. — *Moziz de Carvalho: Perfidia de Alemaña y de Castilla en la prision entrega del Infante D. Duarte*, Lisboa 1652.

Die Geschichte des Dom Duarte oder des verkauften Prinzen (*el Principe vendido*) ist kurz folgende: Prinz Eduard, der jüngere Sohn des Herzogs Theodoros von Braganza, geboren 1611, trat im Jahre 1634 in österreichische Dienste und zeichnete sich unter dem Grafen Gallas im Kampfe gegen den Herzog Bernhard von Weimar aus. Nach dem Siege bei Nördlingen erhielt er den Rang eines Generals der Artillerie und wurde später zum kommandirenden General ernannt. Er befand sich im December des Jahres 1640 in dem Winterquartier unweit Ulm, als die Nachricht an den spanischen Gesandten in Wien, Don Francisco de Mello, kam, daß die Portugiesen die Spanier aus dem Lande vertrieben und den Herzog Johann von Braganza, den Bruder des Prinzen Eduard, zum Könige gewählt hätten; zugleich war die Weisung hinzugefügt, sich unter allen Umständen der Person des portugiesischen Prinzen zu bemächtigen, weil zu befürchten sei, daß dieser den Bruter im Kampfe mit den Spaniern durch seine Kriegserfahrung unterstützen werde; zudem beruhe die Hoffnung des Hauses Braganza für die Zukunft, außer auf den zwei noch sehr jungen Söhnen des Herzogs Johann, einzig auf dem tüchtigen Prinzen Eduard, der sich in dem kräftigsten Lebensalter befinde. Die Unterhandlungen des spanischen Ge-

*) Epilode aus dem Völkischen Kriege. Nach den Quellen dargestellt von Gustav de Veer, Mitglied der Königl. Portug. Akademie der Wissenschaften, Ritter des Königl. Port. Christ. Ordens. Verf. von: Prinz Heinrich der Seefahrer. Gassel, 1869. Verlag von Carl Neubardt.

landten mit dem Wiener Hofe und dem Kaiser selbst waren anfänglich ohne Erfolg; der Kaiser Ferdinand III. sprach vielmehr seinen Abscheu aus, einen Friedensbruch gegen einen Prinzen zu begeben, der sich vielfach um das Kaiserthum verdient gemacht habe und dem er persönlich verpflichtet sei. Zu dieser Gefinnung bekräftigte den Kaiser sein Mutter, der Erzherzog Leopold, der deutsche Hochmeister. Zeit verfuhrte es der spanische Gesandte, durch große Geldgeschenke den allvermögenden Minister Trautmanndorf in sein Interesse zu ziehen; gleichzeitig versicherte er sich der Mitwirkung des Vater Diego Quiroga, Beichtvaters der Kaiserin Maria Anna, einer Tochter Philipps III. von Spanien, und des Doctor Navarro, Geheimsecretairs der Kaiserin. Beide mußten ihre Herrin zu bewegen, eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Vater Quiroga zu veranstalten, wobei dieser es dem „ersten Monarchen der Christenheit“ zur Gewissenssache machte, durch alle Mittel ein reichliches Geld zum Geberien gegen seinen gleichnamigen Oberherrn wieder zurückzuführen, und eines dieser Mittel ließen die Gefangennahme des Prinzen Eduard. Der Kaiser befaß hierauf nach einigen Zögern dem Don Luis de Gonzaga, als kaiserlichem Commissarius, den Prinzen, der von den Vorgängen in Portugal noch nichts wußte, nach Regensburg, wo sich der Kaiser damals aufhielt, zu befehlen, im Falle aber, daß derselbe sich weigere zu gehorchen, möge er ihn gefangen nehmen. Die spanische Partei fand diese Maßregel ungenügend; sie verbreitete daher, um die öffentliche Meinung gegen den Prinzen einzunehmen, das Gerücht, daß er im Bewußtsein seiner Schuld entflohen sei, und dies gab den Vorwand, einen Preis von 3000 Dukaten für denjenigen auszusetzen, der ihn lebend oder todt herbeischaffe. Zugleich bewirkte die Partei, daß der General Piccolomini dem Oberst Para die Ordre ertheilte, den Prinzen Braganza gefangen zu nehmen und, wenn er Widerstand leistete, ihn zu tödten.

Die Ordre, aus welcher die beabsichtigte Tödtung deutlich hervortrat, kam jedoch nicht zur Ausführung; denn der Infant hatte sich, ohne zu ahnen, was ihm drohte, auf einer Barke nach Regensburg eingeschifft, um mit dem Kaiser einige militärische Angelegenheiten zu besprechen. Unterwegs erst erhielt er den schriftlichen Befehl des Kaisers, sich nach Regensburg zu begeben. Vergebens riefen seine Begleiter, welche eine spanische Intrigue vermuteten, zur Flucht; der Prinz, seiner Unschuld sich bewußt, setzte die Reise fort. Bei Donauwerth kam Don Luis de Gonzaga an Bord, ihm den Befehl des Kaisers mündlich zu überbringen. Am 4. Februar 1641 gelangte der Prinz nach Regensburg. An dem Landungsplatze stand eine prächtige kaiserliche Kasse, in welcher sich der Doctor Navarro befand, den Prinzen zu empfangen. Mit aller Ehrerbietung lud er den Prinzen ein, in den Wagen zu steigen, worauf die Pferde ihn im raschen Trab seine Heimath, das aus 30 wohlbewaffneten Männern bestand, entführte. In dem Gasthose, in welchem der Prinz ablag, befand sich bereits eine Wache von 40 Musketieren und der General-Auditeur, der dem Infanten im Namen des Kaisers ankündigte, daß er ein Gefangener sei. Von Don Luis de Gonzaga erhielt er als Grund seiner Verhaftung die Thronbesteigung seines Bruders in Lissabon, eine Nachricht, die ihn auf's Höchste überraschte, da er keine Ahnung von der Revolution in Portugal hatte. Zugleich fügte der Commissarius hinzu, daß der Kaiser ihm sein kaiserliches Wort gebe, ihn nie den Spaniern auszuliefern. Noch an demselben Tage wurden auf Geheiß des Doctor Navarro alle seine Diener verhaftet, seine Papiere weggenommen und untersucht. Die deutsche Reichsverammlung, die in Regensburg tagte, fühlte sich durch die Ge-

fangennahme des Prinzen Eduard in ihrem Privilegium, das jedem Fremden ein freies Geleit zusicherte, verletzt und theilte deshalb eine Denkschrift an den Kaiser. Zugleich überreichte der portugiesische Gesandte am schwedischen Hofe, Don Francisco Douja Coutinho, eine Beschwerdeschrift, worin er im Namen seines Königs das Geleit stellte, den unschuldig verurtheilten Prinzen durch Vermittelung des Reichstages in Freiheit zu setzen. Diese Schritte waren ebenso fruchtlos, wie die Aufbitten, welche der Prinz dem Kaiser überreichte, und die dringende Bitte um eine Audienz. „Der mächtige Beleidiger — sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller — schämte sich, in das Antlitz des Beleidigten zu schauen.“ Doch ließ Ferdinand III. dem Prinzen mittheilen, daß er seine Unschuld anerkenne und ihn nur eine Zeit lang aus gewichtigen Staatsgründen der Freiheit berauben müsse; er gebe ihm aber sein Kaiserwort, daß er ihn niemals seinen Feinden ausliefern werde.

Die spanische Partei bekräftigte den Kaiser in dem Entschlusse, den Prinzen aus Regensburg zu entfernen, da sich voraussetzte, daß seine Gegenwart am Orte des Reichstages ihm immer neue Verteidiger seiner Sache schaffen würde. Am 11. März 1641 führte man ihn nach Passau; ihn begleiteten der Bischof von Regensburg und der Doctor Navarro, denen eine Anzahl Musketiere zur Bewachung des Gefangenen beigegeben war. In Passau brachte man ihn zuerst in einem Gasthose unter; allein der Erzherzog Leopold, dem Passau gehörte, ließ ihm im Schloß eine Wohnung einräumen und befaß, ihm die seinem fürstlichen Range gebührenden Ehren zu erweisen. Die Spanier wollten jedoch diesen Wunsch äußerlich zu machen. Fünf Monate hind der Prinz in Passau. Am 3. Juli 1641 wurde er nach Regensburg abgeführt, wo auf kaiserlichen Befehl seine Behandlung einkerkert war. Von hier aus wandte sich der Prinz in einem Schreiben an den Papst Urban VIII. und suchte dessen Vermittelung nach; doch umsonst: Spaniens Einfluß war auch in Rom übermächtig.

In Wien war zu dieser Zeit ein außerordentlicher Gesandter Spaniens, der Marquis von Castel-Rodrigo, angekommen, um dem Auftrage, die Auslieferung des Prinzen unter jeder Bedingung zu bewirken. Noch war bei dem Kaiser ein Rath von Scham vorhanden, den schuldlosen Prinzen gegen sein gegebenes Wort auszuliefern. Doch dem Gelde widerstand selbst der Kaiser nicht. Der spanische Gesandte unterhandelte mit ihm und erhielt sich, ihm 40,000 Scudi zu zahlen, 30,000 baar und 10 Pfund in Wechseln, wenn der Infant dahin geschickt würde, „daß die katholische Majestät von Spanien es wünsche.“ Die Ehre des Reiches und des Kaisers, das feierlich versprochene kaiserliche Wort waren vergessen; der Verkauf des Infanten für eine Summe geschah am 25. Juni 1642. Allerlei nachtheilige Gerüchte wurden über den Prinzen verbreitet; doch schenken die Deutschen, „die von Natur Freunde der Gerechtigkeit sind“ („naturalmente amanti del giusto“), denselben keinen Glauben, vielmehr zeigten sie überall die innigste Theilnahme an dem Vortheile unglücklichen Häftlings. Es ward beschlossen, den Prinzen nach Mailand, das damals im Besitze der Spanier war, zu bringen. Der Prinz, der davon Nachricht erhalten hatte, befragte ihn über den Doctor Navarro. Dieser leistete einen feierlichen Eid, daß an die Auslieferung nicht gedacht werde. Kurze Zeit darauf erhielt Navarro mit einer Schaar Bewaffneter Unterstützung, er erklärte, jede Scham mit Füßen tretend, daß er komme, ihn nach Mailand zu bringen. Der Prinz wurde vor das Schloß geführt, wo eine Sänfte zu seiner Aufnahme bereit stand. Navarro und der kaiserliche Commissarius Baron Stubenberg begleiteten ihn auf der Reise.

Während eines Rubetages, am 6. August 1642, fand der Prinz Gelegenheit, einen Brief an einen der Minister des Kaisers zu schreiben, worin es unter Anderem hieß: „Als mein Vater, der Herzog von Braganza, in der Schlacht von Alcazar Rebio (1578) gefangen wurde, brachte man ihn vor Muley Ahmed, König von Fez und Marokko. Dieser, als er ihn mit Blut bedeckt sah, konnte sich der Thränen nicht enthalten; er befahl, seine Banden zu verbinden, ihn wohl zu kleiden und behandelte ihn wie einen seiner Söhne, indem er ihn an seiner Tafel beehrte und auf alle Weise ehrte. Und doch hatte der noch jugendliche Gefangene sein Vaterland verlassen, ihm seine Krone zu entreißen und ihn wie sein Volk in Knechtschaft zu stürzen; zu mir gekommen, ihm seinen Purpur, ja selbst sein Leben zu rauben. Dieser König, der ein Ungläubiger war, verschmähte, die Schätze anzunehmen, die ihm von meiner Familie angeboten wurden, und ließ meinen Vater nach etwas mehr als einem Jahre ohne Lösegeld frei. Und doch war der Herzog, mein Vater, sein Gefangener und der König ein ungläubiger Herrscher, ein Feind des göttlichen Geheißes und ein Gegner des Christenthums. Mich, der ich im Gegentheil mein Vaterland verlassen habe, um unter dem kaiserlichen Banner zu kämpfen mit der Sache des Kaisers und seiner Krone aufrecht zu halten, gegen seine Feinde mein Blut zu versperken und mein Leben zu opfern, um ihn und seinen Staat zu retten, mich, der ich ihm nur, hat er zur Vergeltung zum Sklaven gemacht, mich hat er als Feind behandelt, der ich einer seiner treuesten Diener war, und als ich ihn nur darein bat, mich als seinen Gefangenen zu behalten, hat er mich aus Spahucht in die Hände meiner Feinde geliefert. Dies heißt nicht handeln wie ein Fürst, der im Gott gewählt wurde zur Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit . . . Mein einziger Trost in meinem Elende ist das es nicht noch vermehrt werden kann.“ — Als der Infant diesen Brief schrieb, wußte er noch nicht, was er erst später erfuhr, daß der Kaiser den Befehl gegeben hatte, ihn, im Falle seiner Gefangenschaft ein Befreiungsversuch gemacht werden sollte, sofort zu tödten.

Am 19. August 1642 erreichte man die Gränze des spanischen Gebietes. Hier erwartete den Prinzen ein Malländischer *Venditor*, Prinz mit 230 Mann. Nach der Uebergabe wandte sich der Prinz an den kaiserlichen Commisarius und sprach: „Saget dem Kaiser, daß ich es tief beklage, einem fürstlichen Tyrannen gehorcht zu haben, der mich einkerkern ließ, verkaufte und dabin gab in die Hände meiner Feinde. Gott wird dies an seinen Söhnen rächen; sie sind deshalb, weil sie aus dem Hause Oesterreich kommen, nicht mehr privilegiert als ich, der ich dem Königschaufe von Portugal angehöre. Die Geschichte wird von ihm und von mir sprechen!“

In Mailand angekommen, wurde er in den Thurm della Rocca, den Bewahrungsort der schlimmsten Verbrecher, gebracht. Seine Diener wurden ihm entzogen und jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Um seinen Muth zu brechen und ihn zu zwingen, seinen Bruder für einen Usurpator zu erklären und seinen eigenen Ansprüchen auf den Thron von Portugal zu entsagen, beschloß man, ihm Fesseln anzulegen, und zwar stellte man es ihm frei, ob er sie an den Händen oder Armen wollte angelegt haben. Er wählte die Arme. So schmachtete der unglückliche Prinz sieben Jahre im Kerker. Vergeblich waren die Versuche seines Bruders, des Königs von Portugal, ihn zu befreien; sie hatten nur den Erfolg, daß sie in Spanien zu größeren Gewaltthaten reigten. Vor ein Specialgericht, das aus dem Großkanzler von Mailand, Don Gerónimo

Quirada, und den Senatoren Don Juan Arias und Fernandes de Castro zusammengesetzt war, gestellt, war er angeklagt: 1) bei einem Gastmahl die Gesundheit des Königs und der Königin von Portugal ausgebracht, 2) erklärt zu haben, er wolle lieber, er hätte den Türken, als dem Kaiser gedient, und 3) eine Flucht aus seinem Kerker versucht zu haben. Seinen unbefangenen Antworten wurde ein ganz verschiedener Sinn untergelegt, so daß er, der Majestätsbeleidigung und des Hochverraths überführt, zum Tode verurtheilt wurde. Das Todesurtheil wurde hierauf zur Befestigung nach Madrid geschickt; doch ehe diese eintraf, starb der Prinz — man weiß nicht, ob eines natürlichen oder gewaltsamen Todes — am 2. September 1649, nach achtjähriger Gefangenschaft, im 39sten Lebensjahre. Um dieselbe Zeit war der König von Portugal mit Ludwig XIII. in Unterhandlung getreten; er versprach ihm die Zahlung von 600,000 Virres, wenn er als eine der Friedensbedingungen mit Spanien die Freilassung des Prinzen forderte. Der König von Frankreich verhandelte sich dazu, doch zu spät; denn schon hatte eine höhere Macht über Don Duarte verfügt.

Prinz Eduard von Braganza wird von allen Zeitgeschicthenern als ein leistungsfähiger und freigebiger Herr gerühmt; besonders wußte er sich die Liebe seiner Soldaten zu erwerben, die ihn ihren Vater nannten. Er war von einer nicht gewöhnlichen Bildung: er sprach sechs Sprachen mit Fertigkeit, verfaßte Gedichte, die unter dem Namen seines Secretairs Joh. Bapt. di Ven in Mailand gedruckt wurden, und schrieb mehrere militärische Abhandlungen und politische Denkschriften, die seinem Bruder, dem Könige von Portugal, von nicht geringem Nutzen waren. Sein Aeußeres wird als sehr einnehmend geschildert. Das Bildniß, das unser Verfasser seinem Buche beigegeben, ist der Schrift *El Principe vendido* entnommen. Er war hochgewachsen, von edler Haltung und sehr regelmäßigen Zügen. In der weichen und frischen Gesichtsfarbe und dem blenden Haare glückte er mehr einem Deutschen, als einem Portugiesen. Sein trauriges Geschick und sein frühzeitiger Tod erregten allgemeines Bedauern: Oesterreichs Verfahren hingegen erschien als *un acte d'ingratitude* (ein Act der Ingratitude). — *G. W.*

Belgien.

Flamisch-belgische Lieder.)

Der flamische Dichter J. Staes erklärt in der Vorrede, daß dies wahrscheinlich die letzten Verse sein würden, die von ihm an's Licht kämen. Nach seinen geringen Kräften habe er zum Aufschwung und zur Vertheiligung der Muttersprache beigetragen; doch seit einiger Zeit seien an allen Enden von Belgien Dichter und Dichterinnen aufgetreten, die, mit mehr Talent als er, die Sache fortsetzen würden. Unter diesen „Sandkörnern“ sind indessen manche Goldkörner. So gleich in der ersten Abtheilung „Papilloten, Liedertangen uit vroeger dagen“, und das melancholische *Weet gij het nog* (Weist du es noch?), dann unter den Immortellen das Denkmal eider kinderlichen Pietät: „De dood mijns Vaders“, und das patriotische „Hij van Ryswyck's Graf“. Die folgende Abtheilung: „Lieder ohne Muß“,

*) Zandkorrels (Sandkörner), door J. Staes. Antwerpen, Hendrik Serron, 1863.

ist interessant wegen mehrerer Gedichte, die zeigen, wie weit die Verstimmung der Nämungen gegen die Frankquillons geht. Als Deutsche können wir den Genossen des Verfassers nur das beste Gedeihen wünschen. Da ist ein Lied der Nämungen, wie es nicht patriotischer gedacht werden kann:

Noch einen Sang, ihr flämischen Söhne,
Der voll aus unserm Herzen schäumt,
Ob man uns oftmals auch verhöhne,
Von unserm Unterjochge träumt,
Ob uns viel Tadel zugemessen,
Dah wir nur Belgier sind zum Schrein:
Doch werden nimmer wir vergessen:
Wir wollen flämische Belgier sein!

Uns strebt man nur zu unterdrücken,
Verlacht des Volkes heilige Recht;
Der Niederdeutsche muß sich bücken,
Der Wälsch' ist Herr, der flämische Knecht.
Erhebt den lauten Ruf indessen,
Auf daß einst endet unsre Pein —
Wir werden nimmer es vergessen:
Wir wollen flämische Belgier sein!

Frankreich.

Eine gelehrte Freundin Voltaire's.

Die Freundin Voltaire's, Marquise du Châtelet, war eine so gelehrte Frau, wie wir heutzutage keine besitzen trotz der eifrigen Bestrebungen für die Bildung des weiblichen Geschlechts. Sie war nicht nur eine fertige Kalkuliererin, sondern auch eine Autorität in der Mathematik und in der Naturwissenschaft. Sie besah ein vollständiges Laboratorium und schrieb Commentare zu Newton's Verhandlungen über Metaphysik. Ihr Wissen erregte die Bewunderung und den Aha von Fachmännern; durch ihr Beispiel angefeuert, widmeten sich die größten Weiber Frankreichs ähnlichen wissenschaftlichen Bestrebungen. Namentlich war es Voltaire, der den Ruhm und die Schönheit seiner Tragödien vergaß, wenn er mit ihr die Probleme der Naturwissenschaften zu lösen suchte. Ein anderer Dichtergeist ist ihm später im Studium derselben gefolgt; unser Götze hat bekanntlich auch darin experimentirt.

Man darf sich jedoch von der gelehrten Frau des vorigen Jahrhunderts kein Bild machen, das an die Caricatur des Blaustrumpfs, des ebenso lächerlichen als ungerechtfertigten Namens einer solchen, erinnert. Die Marquise du Châtelet war eine vollendete Weltkame in mitten ihrer Studien geblieben und besah auch das lebhafteste Gefühl für alle oberflächlichen Freuden der Welt, wie aus einem Spottverschen erhellet, welches eine ihrer Freundinnen, die Frau von Boufflers, auf sie gedichtet hat:

In ihrem weiten Geiſt hat Alles Raum,
Viel Bücher, Winter, Schwandschiffe,
Viel Verle, Ringe und der Unterird's Saum,
Ein Compaß, Karpapp, philoſophiſche Säge,
Die Algebra, die Oper und ein Liebestraum!

Die letzte Anspielung bezieht sich nicht auf das jährlche Verhältniß, welches zwischen ihr und Voltaire vermuthet wurde, sondern auf eine Liebesgeschichte, die man von ihr und Saint-

Lambert erzählte. Es wurden die hochstehenden Verle daraus gemacht, die kaum zu wiederholen sind; wenigstens wollen wir sie nicht überlegen, sondern nur kopiren:

Ci git qui perdit la vie
Dans le double accouchement
D'un traité de philosophie
Et d'un malheureux enfant;
Le quel des deux nous l'a ravié?
Sur ce funeste événement,
Quelle opinion devons nous suivre?
Saint-Lambert s'en prend au livre,
Voltaire dit que c'est l'enfant.

Die Marquise starb nämlich in ihren besten Jahren in Kindbett und man behauptete, sie habe ihren Büchern die Gesundheit geopfert. Sie arbeitete oft bis Mitternacht und nahm kalte Fußbäder, um nicht einzuschlafen. Eine semiliche Anstalt wurde bei diesem tragischen Ereigniß in Umlauf gesetzt.

Ihr Gemahl, der Marquis du Châtelet, fand in ihrer Nachlaß ein Medaillon; Voltaire war zugegen und sah mit schmerzlicher Eiferlust der Öffnung desselben entgegen, weil in das Brustbild des Gatten darin vermuthete. Dieser war glei, falls sehr gekannt, weil er die Züge des häusfreundlichen Voltaire zu erblicken fürchtete. Groß war aber die Ueberraschung, als Saint-Lambert's Bild sich enthüllte!

Die Freundschaft der Marquise du Châtelet für Voltaire hat den unangenehmsten Augenblick seines Lebens ihm erträglich gemacht. Er lernte sie zu der Zeit kennen, wo er von dem Dilettanten des Chevalier von Roban gekränkt worden war und seine gerechte Rache an demselben durch Festsetzung in der Präfektur verbunden werden sollte, „verhaftet“ nannte man es damals. Der Streit war zwischen Voltaire und dem Chevalier dadurch entstanden, daß Letzterer den Adel verpönte, der Voltaire sich selbst beigelegt hatte, indem er seinen Namen Arouet ablegte und sich „de Voltaire“ (IL AROUET) nannte.

Voltaire hatte dem Chevalier geantwortet: „Es ist leicht, daß man sich selbst einen Namen schafft, als daß man den feinen Schande macht, wie Sie es thun.“

Voltaire wußte durch die Flucht sich der Bastille entziehen, der vornehmen Verwandtschaft des Chevalier von Roban war es ein Leichtes, ihn zu verberben. Da bot die Marquise du Châtelet ihm ihr Schloß Cirey an, wo er völlig in Sicherheit und Zurückgezogenheit leben konnte.

Er hielt sich fast ununterbrochen fünfzehn Jahre dort auf und richtete das Schloß gänzlich nach seinem Geschmack ein, woran ihn der gefällige Chevalier der Marquise durchaus nicht hinderte. Für sich selbst hatte Voltaire nur drei kleine Zimmer und ein Laboratorium eingerichtet, für die Marquise, die göttliche, gelehrte Gemüthe, wie er sie nannte, aber einen wahren Zaubervall, eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Cabinet mit kostbaren galanten Gemälden von Watteau, ein Studiozimmer, auf dessen Schreibtische ein Dintenfaß aus Bernack und Silber stand, ein Geschenk des großen Königs Friedrich I. von Preußen, der in seinen Briefen die Marquise nie anders als „Venus-Newton“ bezeichnete.

Die galante Bezeichnung, die Voltaire's Verehrung für die gelehrte Frau charakterisire, sprach sich auch darin aus, daß eine Marmorstatue Amor's in ihren Zimmern aufstellen ließ mit der Inschrift:

Qui que tu sois, voici ton maître,
Il Fest, lo fut ou doit l'être.

Die Marquise hatte ebenfalls eine dankbare Anerkennung des Glüdes, welches sie in dem Cultus der Freundschaft und der Gelehrsamkeit gefunden, ausgesprochen, indem sie folgendes Verschen an die Mauer ihres Gartens schreiben ließ:

Du repos, une douce étude,
Peu de livres, point d'ennuyeux,
Un ami dans la solitude,
Volla mon sort; il est heureux!

Voltaire schildert seine gelehrte Freundin wie folgt: „Sie vereinigte mit der Liebe für den Ruhm die größte Einfachheit und Natürlichkeit. Niemals war eine Frau gelehrter als sie und doch verdiente sie nicht eine „gelehrte Frau“ genannt zu werden in der lächerlichen Bedeutung des Wortes. (Man darf nicht vergessen, daß Molière durch seine berühmte Komödie les femmes savantes die gelehrten Frauen in Mißkredit gebracht hatte.) Sie spricht nur über die Wissenschaft mit Leuten, von denen sie noch zu lernen hofft, niemals mit solchen, die sie klüner könnte. Sie ging viel in Gesellschaft, ohne daß man ihr Wissen merkte. Die Damen der Königin spielten mit ihr Karten und ahnten nicht, daß sie über Newton geschrieben hatte.“

Natürlich besah die gelehrte Frau auch Feinde, die sie nicht so häufig beurtheilten wie ihr Freund. Die boshafteste Schilderung rührt von Madame du Desfant her; sie giebt ihr Schuld, nur deshalb Geometrie studirt zu haben, weil es ihr an aller Grazie fehle und sie Feimerlei Gaben beissen habe, um durch etwas Anderes als Gelehrsamkeit zu glänzen. Allerdings war sie nicht häßlich und zur Zeit ihres Verhältnisses mit dem schönen Saint-Lambert auch nicht mehr jung; die Bierzig waren bereits angebrochen; aber ihr lebhafter Geist und ihr Talent für eine köstliche, geistreiche Unterhaltung verliehen ihr dennoch eine große Macht über die Männer damaliger Zeit. Es war völlig Mode gewesen, daß jede vornehme Dame einen Freund oder Schützling aus der Zahl der berühmten Männer sich wählte. Die Entzündung, dies unsterbliche Laster der Menschen, hat über die gelehrte Marquise zu Châteliers vier vollen Schaaalen ausgegossen, und es würde nicht leicht sein, sie ganz vom Schmutz derselben zu befreien, nachdem ein volles Jahrhundert über die Thatfachen ebenso gut wie über die Entzündungen hingerauscht ist; indessen steht es fest, daß sie von ihrem Gemahl und ihrer ganzen Familie auf's Tiefste betrauert wurde, ebenso von Voltaire, der ihr in seinen Briefen an Friedrich den Großen ein schönes Denkmal seiner Verehrung gesetzt hat.

Um seinen Schmerz zu zerstreuen, nahm er die Einladung Friedrichs an und kam nach Potsdam. So war die gelehrteste Frau des vorigen Jahrhunderts die nächste Veranlassung zu dem welthistorischen Ereigniß der Freundschaft zwischen diesen beiden großen Geistern. Noch ehe sie sich in Person begegneten, herrschte ein beinahe jährlisches Verhältniß unter ihnen. Die Schmeicheleien, welche sie sich gegenseitig schrieben, klangen sehr übertrieben: Du bist Plato, sagte der König — und Du Marc-Aurel, erwiderte der Autor. Du bist ein gekrönter Philosoph, ein Hochgenuß der Menschheit, schrieb Voltaire, und Du bist König der Geister, das Licht des Weltalls, erwiderte Friedrich. Der König gab dem Dichter aber mehr als Lobsprüche, er ernannte ihn zum Kammerherrn mit 20,000 Fr. Gehalt, dafür corrigirte er die königlichen Schreibfehler und maquirte sich über die königlichen Verse. Die berühmten Freunde wurden denn auch nach wenig Jahren bittere Feinde, wiewohl sie nachmal, bis an ihr Lebensende, sich liebten.

J. v. F.

R u s s l a n d.

E. Schirren contra Juri Samarin.*)

Das in Prag 1868 erschienene Werk: Die russischen Gränzwarten, von Juri Samarin, welches in Rußland ein so gewaltiges Aufsehen erregte, daß sich sogar Männer, die mit der Leitung des Staats vertraut sind, darauf berufen und hieraus die Zustände der baltischen Provinzen beurtheilen, hat endlich eine Widerlegung und Kritik in der von Dr. E. Schirren, Professor der Geschichte zu Dorpat, herausgegebenen Schrift: Fivländische Antwort an Herrn Juri Samarin erfahren, die an Klarheit der Darstellung und wissenschaftlicher Behandlung des Stoffes nichts zu wünschen übrig läßt.

Herr Professor Schirren begnügt sich nicht damit, etwa nur die zahllosen Widerprüche, die sich Hr. Samarin zu Schulden kommen läßt, Satz für Satz aufzudecken, sondern mit wahrhaft vielfacher Schärfe und Logik legt er auch noch dar, wie überall, wo der Verfasser jenes Werkes sich auf Beweise einläßt er zu Schlussfolgerungen gelangt, die jeder Logik Hohn sprechen.

Allerdings hat sich Herr Juri Samarin nur selten auf Deductionen eingelassen, indem er meistens nur Schilderungen entwirft, in denen eine tendenziöse Phantastie die Hauptrolle spielt. Sein angeborener Instinkt, die Schlaubeit, die überhaupt seiner Race eigen ist, hat ihn richtig erkennen lassen, daß Beweisführungen in seinen Händen trüben sind, die er nicht zu gebrauchen versteht, und andererseits die russisch lesende Welt nur solche Bilder vorgeführt zu sehen wünscht, die ihren Haß gegen das Deutsche reizen und ihrer Eitelkeit schmeicheln. Jetzt, wo die vortreffliche Schirren'sche Schrift vorliegt, in welcher schlagend nachgewiesen wird, wie Herr Juri Samarin gewisse Thatfachen einmal leugnet, nur um aus dem Nichtvorhandensein derselben die Anklage gegen die Deutschen erheben zu können, wie sie für Land und Leute bis jetzt nichts gethan haben, während er wiederum an anderen Stellen, wo es ihm gerade paßt, dieselben Thatfachen als nicht zu dulden darstellt, weil das Volk sich dadurch zu sehr an die abendländische Kultur gewöhnt und so den Russen entfremdet wird. Jetzt endlich läßt sich auch der Grund finden, weshalb Herr Juri Samarin jede Uebersetzung seines Werkes in andere Sprachen verboten hat. Er wußte sehr genau, wie seine Schriften nie eine Kritik des gebildeten Theils Europas zu ertragen vermochten, daher er auch nur für seine Russen schrieb, deren Sache das Nachdenken überhaupt nicht ist; diese konnte er freilich durch gewandte Schilderungen blenden, und so ward das Werk von jener Seite aufgesaugt.

Dem denkenden und urtheilsfähigen Publikum sind nunmehr durch Herrn Professor Schirren die Augen geöffnet und jede weitere Uebersetzung wird jetzt unnütz.

Die Schirren'sche Schrift hat sich jedoch noch eine andere, weit wichtigere Aufgabe gestellt, als jene, dem Herrn Juri Samarin die Unfähigkeit nachzuweisen, jemals eine Mission übernehmen zu dürfen; bei weitem der interessanter Theil ist der, worin den Deutschen jene Zeit der nördlichen Geschichte wieder in Erinnerung gebracht wird, als die Liffie-Provinzen noch deutsche Reichthümer waren, in welcher Art Liv- und Estland zuerst unter polnische, dann unter schwedische, zuletzt unter russische Herrschaft gelangten, und wie diese Länder niemals er-

*) Leipzig, Dunder und Humblet, 1869.

obert, sondern mittelst Traktaten, die zwischen den russischen Zaren und den Völkern (nicht zwischen den kriegsführenden Parteien) geschlossen wurden, dem russischen Reiche verbunden, nicht eingekeilt sind. Es werden hier nicht nur Thatfachen aufgeführt, Schilderungen entworfen, etwa in der Art des Herrn Samarin, der sich nur auf Traditionen, Gerüchte stützt, sondern es werden überall Documente, Staatsverträge u. hervorgehoben, auf die sich das unzweifelhafte Recht dieser Provinzen gründet.

Da ferner durch diese Schrift die russischen Verwaltungsmaximen, ebenfalls mit Citaten bekräftigt, offen dargelegt werden, am Schluß noch eine Beweisführung angetreten wird, wie aus inneren zwingenden Gründen das staatlich soziale Leben in Rußland sich so und nicht anders entwickeln konnte, und hieraus nun eine Schlussfolgerung für die Zukunft gezogen wird, so läßt sich die Tragweite dieses Werkes noch gar nicht bemessen.

War die Zuri Samarins'sche Schrift für die Osts. Provinzen verhängnisvoll, so könnte die des Herrn Prof. Schirren für Rußland noch von weit größerer Bedeutung werden. Und welche Wichtigkeit die russische Regierung jetzt schon diesem Werke beilegt, zeigte sich nur zu bald; denn nach Veröffentlichung desselben erhielt der Verfasser sofort seine Entlassung als Lehrer an der Dorpater Hochschule. Doch hoffen wir, daß Deutschland dem würdigen Patrioten eine seinen Verdiensten angemessene Aufnahme bereiten wird.

A. von Buchenförde.

Ägypten.

Ägypten und die Bücher Mose's, nach Ebers. *)

Die Ägyptologie hat seit Champollion's epochemachenden Entdeckungen außerordentliche Fortschritte gemacht. Am frühesten entfaltete sich aus das eigentliche Culturleben des wunderbaren Nillandes; in überausdeutlicher Klarheit trat uns eine Civilisation entgegen, wie wir sie etwa um Christi Geburt vermuthen möchten, für ein Zeitalter, das um Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung zurückliegt. Langsam lernte sich der Schleier von der Geschichte; die dünnen Regentenreihen, die wir aus Manetho kennen, so vielfache Belege sie auch aus den leicht lesbaren Königstafeln empfingen, wollten sich nicht mit Sicherheit in feste chronologische Ordnung fügen, noch schwerer mit dem Fleisch und Blut geschichtlichen Lebens umkleiden lassen. Am meisten blieb die Philologie zurück. Das Vermuthen und Rathen, das der scharfsinnigen Combinationsgabe der Forscher so erwünschten Spielraum bot, wollte nur ägernd festen Erkenntnissen weichen, und kopfschüttelnd schaut noch heute der klassische Philologe auf die siegesgewissen Behauptungen und schnellfertigen Lesungen der Hieroglyphen seitens der Ägyptologen hin. Allein auch hier weicht das Dunkel. Die jüngste vorkoptische Sprachschicht, das Demotische. — Dank den Forschungen des regen Krugisch — entthüllt sich immer deutlicher und gestattet sichere Rückschlüsse auf die älteren Sprachformen als bisher das Koptische, während Verrius' Entdeckung der zwei-

sprachigen großen Tafel von Ranopos zum Verständniß derselben in directer Weise die entscheidenden Beiträge liefert. Anzuzunehmen ist die Ägyptologie, besonders seitens der Engländer, nur in der Hoffnung Pflege, hier glänzende Illustrationen und Verichtigungen zum Alten Testamente zu finden. Unter den deutschen und französischen Forschern trat diese Richtung mehr zurück. Gleichwohl sind die Beziehungen zwischen Ägypten und Palästina so eng gewesen, daß die Aufklärung über das eine Land nicht wenig auf die Erkenntniß des andern zurückwirken muß. Die weltgeschichtliche Bedeutung Jerusals wirkt auch ihr Licht auf das alte Ägypten, und je weniger der Sachbegriff im Stande ist, heute noch den raschen Fortschritten der Ägyptologie nach zu folgen, um so dankenswerther ist es, wenn die letztere in jene Beziehungen neues Licht bringt.

Demgemäß haben wir bereits früher (vgl. Nr. 9 des Mag.) das Werk von Professor Dr. Ebers dankbar begrüßt. Den Lesern dieser Blätter wird es willkommen sein, einige Ergebnisse von allgemeinerem Interesse aus demselben zu erfahren, da es mit großem Fleiß gearbeitet ist und sichtlich auf der Höhe seiner Wissenschaft steht.

Die erste wesentliche Verührung des A. T. mit Ägypten liefert das merkwürdige, in seiner Art einzige Document 1 Mose 10. In dieser „Völkertafel“ ist viel von Ägypten die Rede. Wir erhalten ein ausführliches Bild der Völkerschaften, welche in alter Zeit das Nilthal bewohnten. Ebers weist nach, daß sich diese Angaben durch die hieroglyphischen Nachrichten bestätigen, — nur fasse man die Völkertafel weder genealogisch noch ethnologisch, sondern mit den meisten neueren Gelehrten geographisch. Ueberhaupt sind die Semiten nichts weniger als Negers, sondern Kaukasier; der Name führt auf Dependenz von Ägypten; denn cham ist gleich kem, kemi, wie das Nilthal stets genannt wird, geht aber nicht auf die dunkle Farbe der Bewohner. Auch sind die kausassischen Arabier, im Süden Ägyptens und Arabiens, Put, der „Bruder Migraim's“, eine arabische, mit Ägypten oft verbündete, auf den Denkmälern häufig erwähnte Völkerschaft an der Gränze. Die „Söhne Migraim's“ bezeichnen die Stämme, welche sich im Nilthal heimisch gemacht hatten; auch hier stimmen die hieroglyphischen Zeugen in umfassender Weise überein, wenn gleich manche Punkte noch dunkel bleiben. Die Eubim sind die Ägypter, die Anamim Aamu. Die Uebabim oder die Eubim sind die Temi im Lande Eubu, jene im Osten, diese im Westen, die Anamim in den mittleren Märchen des Delta wohnhaft, semitischen Ursprungs, Kinder büdend und von den Nachbarn gemieden. In Mittelägypten saßen die Kaphtuchim, d. i. Na-pah: die Herrscher des Pab, der in Memphis sein Hauptheiligtum hatte, — die Patrusim wohnten in Oberägypten mit der Hauptstadt Theben. Denn Patros deutet sich pa-hatros; Haus, Tempel der Hathor oder pa-ther-res: der heilige Flecken der Hathor mit res, den Zeichen des Südens. Die Kaschuchim hatten das Gebiet im Osten des Niles bis zur Südgrenze Palästinas inne; es ist ägyptisirte Phönizier am Gebirge Kaschus; denn kas-isch heißt „Berg der Düre“, die Chaschemite aber, wie die griech. Uebersetzer des A. T. hier das Wort wiedergeben, sind Kaschemite Salimamänner, da sie mit dem dort häufigen Salz (ägypt. hassm) starken Handel trieben. Sie saßen in der Nähe der großen Gränzmauer gegen Osten, welche Ebers in den Denkmälern erwähnt findet und von der auch Migraim stammen soll oder Maier, wie Ägypten im A. T. hieswieilen heißt. Dem Major ist eig. Enge, dann (?) Gränge, Umwallung. Großen Gleich hat der Verfasser der schwierigen Frage

*) Ägypten und die Bücher Mose's. Sachlicher Commentar zu den ägyptischen Stellen in Genesis und Exodus. Erster Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1868.

gewandt, wer die Kaphtorim gewesen seien. Sie sind den Kaschum benachbart und so hält er sie auch für ägyptische, seit langer Zeit an der Nordküste des Delta ansässige Phönizier. Denn eben diese Nordküste sei unter Kaphtor zu verstehen, nicht Kreta, wie die meisten Forscher wollen, noch weniger Kolchis oder Cypern. Einige etymologische Kühnheiten dürfen uns nicht beunruhigen. Da soll快, „das Gebogene“ heißen z. d. R. die Küste, obgleich die (S. 132) dem Semitischen entlehnten Parallelen das Gewünschte nicht bezeugen. Aa oder (?) Ai heiße im Altägyptischen „Uferstrand“; Ai kaft ist also das griechische Aegyptos, ganz natürlich, da die Griechen eben durch die Phönizier das Nilland, über dessen „Wunder“ der biedere Herodot sich zu entsetzen nicht müde wird, zuerst kennen lernten und den Namen von diesem, ihnen zuerst bekannt werdenden Küstenreiche auf das Ganze übertragen. Letzteres ist natürlich leicht denkbar; nur wie Ai kaft gleich sein solle mit kaft-ur, „Groß-Kaft“ (oder ein gebogenes Großes), ist schwerer einzusehen, da grade das Wort für „Küstenland“ in der Bildung nicht vorhanden ist. Außerdem hält unser Verfasser es nicht für unwahrscheinlich, daß auch Cypern den Namen Aakupta trug (S. 133 Note 4). Ganz unmöglich ist aber die lautliche Uebersetzung des hebr. Wortes für Insel, Küste (Aleph, Jod) in den griechischen Diphthong Ai. Gleichwohl sind, von diesen etymologischen Versuchen abgesehen, seine Belege für eine altphönizische Ansiedelung im Delta im Ganzen ebenso interessant wie zutreffend. Natürlich beipflichtet G. auch die Hypothese sehr ausführlich. Die gewonnenen Ergebnisse ebenen ihm den Boden. Im Norden des Delta saßen Phönizier, in den Marschen und im Osten Semiten. Die Hyksos, ein Mißholl von Phöniziern und Arabern, bilden eine zweite mächtigere Strömung, welche im ganzen Delta und einem großen Theile Mittelägyptens sich der Herrschaft bemächtigt. Aber sie sind einer starken Aegyptisierung in Religion und Sitte ebenso unterlegen, wie die Stammesverwandten Völker, welche vor ihnen dort Fuß gefaßt hatten und die auch nach der Vertreibung der Hyksos keineswegs vertilgt oder verjagt wurden. Die Einwanderung der Israeliten hat aber mit diesen Hyksos nichts zu schaffen, ein Ergebnis, das heute bekanntlich nahezu bei allen unbefangenen Forschern feststeht.

Sehr interessante Zusammenfassungen zeigen auch die Erzählungen über die Erzväter, sobald wir sie in die richtige historische Perspective setzen und ihres engen familienhaften Rahmens entkleiden. Aber die Entdeckung ist doch ägyptisch. Dies zeigt sich z. B. in den Geschichten, die der Pharaon dem Abram giebt, 1 Mose 12, 16, und die man höchst unangenehm fast finden wollen. Schafe und Esel kommen gerade im alten Reiche sehr häufig vor, und die Nüchternwähnung der Pferde zeigt dafür, daß Abram's Einwanderung vor die Hyksoszeit gefallen sein muß. Im alten Reiche findet sich von ihnen keine Spur, im neuen sind sie um so häufiger. Kameele sind freilich nirgend abgebildet; aber in sehr großer Tiefe ist man bei Bohrungen auf Trödelknochen gestossen. Die Verhienkung mit Gold ist um so natürlicher, als die Aegyptier seit sehr alter Zeit Goldproduzenten waren, und die Verarbeitung edler Metalle bei ihnen lange vor Abraham auf einer ungemein hohen Stufe stand.

Dieser greift die Frage nach der Beschneidung. Unser Autor will beweisen, daß diese Sitte nicht nur von den Priestern geübt wurde — was die allgemeine Ansicht ist — sondern von allen Aegyptern, wenigstens in der ältern Zeit. Wir bezweifeln, daß seine Argumente bei den Forschern durchschlagend werden. Jedenfalls sind weder Herodot (II, 36) noch

Horapollon günstige Zeugen. Jener bezeugt nur, daß überhaupt die Beschneidung in Aegypten zulaufe sei¹⁾, dieser, daß sie von den Priestern als Nachahmung des heiligen Hundsaffen geübt werde. Das Bild, welches er uns vorführt und das den Akt der Beschneidung darstellt, entscheidet darüber nicht, ob der Knabe Sohn eines Priesters gewesen oder eines gemeinen Aegypters, und von dem Ubrigen ist zu wenig erhalten, um über die priesterliche Würde des Mannes ein Urtheil zu erlauben. Die mikroskopische Untersuchung an einer in Prag befindlichen Knaben-Mumie, welche ein Beschnittenelement konstatirt, bezweifeln wir keinen Augenblick, begehren aber nach einem Beweise, daß dies kein Priesterohn gewesen. Die Beobachtungen auf den Monumenten können wir nicht als zutreffend ansehen; so genau hat der ägyptische Künstler, soweit wir sehen, nicht gezeichnet, um darüber entscheiden zu können. Die Befunde bei Mumien nach Denon, Seegen, Blumenbach — wie weit erstreckten sie sich? und waren sie so erhalten, um eine Gewissheit zu ergeben? Der präsepitellen Verwendungs des Wortes, welches die Vorhaut bedeutet, dürfte der Autor selbst nur eine Beweisraft zweiten Grades zugeschieben. Dagegen ist eine Verbreitung der Sitte unter den höheren Ständen nicht undenkbar. Die von den kundigsten Schriftstellern bezogene Behauptung, daß die Priester vor Allem auf diese Weise sich auszeichneten — offenbar ein Theil der geschärfsten Heiligkeit-Vorschriften, denen sie unterlagen —, erleichtert auch die Annahme, daß die Hebräer den Gebrauch annahmen, eben um als „priesterliches Volk“ (2 Mose 19, 5) zu erscheinen. Eigenthümlich ist es ferner, daß Ebers, dem französischen Aegyptologen Ghabas folgend, die Gleichstellung der Ebräer mit den Hebräern (1 Mose 29) verwirrt; jene seien ein viel nördlicher wohnendes, zahlreicheres Volk gewesen. Er hat aber die Stelle 1 Kön. 10, 29 wohl übersehen, wo von „allen Königen der Hethiter“ die Rede ist, neben denen von Kram, wie 2 Kön. 7, 6 neben den Aegyptern als gefährdende Macht genannt. Denn diese (mit Fürst u. A.) an Cypern zu beziehen, ist wohl kaum möglich. In früheren Zeiten nahmen sie einen großen Theil Kanaan's ein und erscheinen eben deshalb in Abraham's Zeit als hervorragende Völkerschaft des Landes, das daher Jos. 1, 4 auch geradezu „Land der Hethiter“ heißt.

Sehr anziehend und unterrichtend sind endlich die Mittheilungen über das Familienleben der Aegyptier — die Stellung der Sklaven, die Hochhaltung der Ehe, die Bedeutung der höheren Beamten und Aehnliches. Eine Stelle wie die, welche Joseph im Haushalte des Potiaphar einnahm, findet sich fast auf jeder achten Abbildung (S. 304). Für den ungenannten Verkehr zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes im Hause finden sich Belege in Menge. Die Frau heißt „Herrin des Hauses“; deutliche Darstellungen zärtlicher Neigung sind überaus häufig. Regierende Königinnen, wie schon in der 6. Dynastie die Mektet, begehen uns nicht selten. Die Gemahlinnen der Könige genossen göttliche Ehren, und schon junge Prinzessinnen wurden divinifirt (S. 308). Die Ehe bildete einen Hauptakt des Lebens, das Weib war tägliche Genossin des Mannes, das Band war gesetzlich normirt und schwer zu lösen. Von ängstlicher Bewachung der Frauen ist nicht die Rede.

¹⁾ Herodot sagt aus, daß die Männer zulaufe blieben und weiten, während die Frauen auf den Markt gingen. Ebers will (S. 306) dies auch nicht als allgemeine Sitte betrachten. Auf die Allgemeinheit legt Herodot eben keinen Werth; daß dergleichen überhaupt geschah, das ist ihm so wunderbar.

Gleichwohl haben die Könige einen Harem und Eunuchen beauftragt die Dienerschaft. Höchst interessant ist ein ägyptisches Märchen, kurz vor dem Auszuge Israels entstanden, welches zur Geschichte Joseph's ein ausfallendes Seitenstück darbietet. Zwei Brüder wohnen zusammen, der ältere bleibt bei seinem Weibe zu Hause, der jüngere arbeitet den Tag über auf dem Felde. Einst geht der ältere Bruder mit aufs Feld, um zu säen. Er schickt den jüngeren nach Hause, um mehr Saat zu holen. Da stellt seine Schwägerin an ihn dasselbe Begehrt, wie das Weib des Potiphar an Joseph. Er erwidert: „Tu, o Weib, bist mir in der Weise einer Mutter, und Dein Mann ist mir in der Weise eines Vaters; denn er ist älter als ich, als ob er mein Erzeuger wäre. Was ist das für eine große Sünde, was Du zu mir gesprochen hast.“ Er eilt hinweg. Sie verwundet sich, als ob ein Bösewicht ihr Gewalt angethan hätte. Der Mann kommt nach Hause; das Weib verklagt den Irrenden Schwager als den Bösewicht, an dem der Bruder tödtliche Rache nehmen will. Aber Bataua, so hieß der Jüngere, wird rechtzeitig von einer Kuh gewarnt und entflieht. Der ältere Bruder, Anubis, eilt ihm nach. Schon ist er ihm auf den Fersen, da entsteht auf ein Gebot vom Sonnengotte zwischen ihm und seinem Verfolger ein Wasser voll Krokodile. Bataua erzählt den wüsten Vorgang und zur Erhärtung der Wahrheit — entmannt er sich. Anubis eilt nach Hause, tötet das ungetreue Weib und wirft es den Hunden vor. Die ferneren wunderbaren Schicksale des Bataua, sagt Übers., erinnern an unser Märchen vom Machandelbaume. — Gewiß ist hierdurch „die Aegyptiaca“ jener Erzählung aus dem Leben Joseph's geschildert, ob aber auch ihre historische Treue, wäre eine andere Frage. — Ueber das Weintrinken in Aegypten sind auch irrige Angaben verbreitet gewesen, auf Grund der widerspruchsvollen Angaben der Klassiker. „Zahllose Denkmäler vereinigen sich, um handgreiflich darzutun, daß bereits im alten Reiche, also selbst vor den Phökos, der Resthof und der gepreßte Traubenfaß in Aegypten einheimisch waren und dort im bürgerlichen und religiösen Leben eine nicht selten übergroße Rolle gespielt haben“ (S. 323). — Manche Züge sind auffallend. So ist es nicht richtig, daß die Aegypter, wie Herodot II, 35 sagt, Alles auf dem Kopfe tragen. Aber grade bei Bädern war dies der Fall (I Mose 40, 16, 17), wie eine Abbildung aus der Hofkammer von Ramses III (des Herodotischen Khamphis) dies deutlich zeigt.

Der Traum des Pharao (I. Mose 41) ist durch und durch ägyptisch und war für den Kenner ägyptischer Symbole außerordentlich leicht zu rathen, zumal der zweite Traum von den Wehren den ersten von den Rüben gewissermaßen selbst erklärt. Die Unfähigkeit der einheimischen Priester, die Deutung zu geben, erscheint demnach etwas problematisch und nur als Folie für die Größe des hebräischen Selden. Daß die andern Züge in Joseph's Geschichte streng ägyptisches Colorit verrathen, ist schon früher mehrfach dargelegt worden. Das menschliche Alter ist übrigens damals fast ebenso hoch gewesen, wie heut; 110 Jahre galten schon für sehr viel, — was mit den großen Zahlen der Patriarchen-Zahre übereinstimmt, da Jakob ein Alter von 130 Jahren ein „kurzes“ nennt.

Wir können dem Verfasser um so mehr Danken, da er völlig fern ist von jenem falsch-apelegetischen Eifer, welcher um jeden Preis die Bibel rechtfertigen möchte, und dabei gänzlich übersehen, daß er keine Uebersetzung plant, sondern nur Misstrauen sät, auch da, wo es nicht geboten ist. Um so werthvoller sind die ungezucht sich ergebenden Zusammenhänge, so wenig dieselben eine buchstäbliche Nichtigkeit des Erzählten

zu erhärten im Stande sind. Jedenfalls aber widerlegen sie die ganz unbegründete Meinung, daß die Israeliten, erst in Kanaan sesshaft, jede Kunde von ägyptischen Bräuchen verloren hätten. — Wir wünschen, daß der Autor bald den zweiten, ungleich wichtigeren Band veröffentliche, in welchem die vielbeschränkte Frage über den Zusammenhang zwischen Mosaismus und ägyptischer Religion zur Erläuterung kommen muß.

Kleine literarische Revue.

— „Künftig Jahre dichterischen und gelehrten Lebens.“

Unter diesem Titel bietet uns Herr Jos. Mar. Wagner in Wien eine, in chronologischer Reihenfolge angeordnete bibliographische Zusammenfassung sämtlicher literarischen Arbeiten Hoffmann's von Hallerleben, sowohl poetischer als wissenschaftlicher Natur, seit dem Jahre 1818. Bei einem Gelehrten, dessen Schriften so zerstreut, in Zeitschriften, auch ausländischen, zerstreut sind und zum größeren Theil über den Proskriptions-Sarg hinausgekommen, wie jene Hoffmann's, ist eine soartige bibliographische Uebersicht gewiß an und für sich schon schätzenswerth. Sie gewinnt aber, in Bezug auf Verlässlichkeit und Genauigkeit, doppelt an Bedeutung, wenn, wie uns in der kurzen Vorrede des Herausgebers mitgetheilt wird, eigenhändige Aufzeichnungen des Verfassers derselben zu Grunde liegen. Solche ließ Hoffmann von Hallerleben über seine „Lebens- und literarische Thätigkeit“ im J. 1862 Herrn Wagner aufsuchen. Der Herausgeber hat demnach bloß dieses Verzeichniß, vorzüglich mit Rücksicht auf Hoffmann's poetische Leistungen, zu revidiren, geändert, welche je mit den gelehrten dieses Dichters in innigem Zusammenhange stehen. Wenn auch nicht das Gold ist, was glänzt, so kann man doch nicht umhin, angesichts der stummen aber berechneten, von Herrn Wagner und veröffentlichten Zeugen, in Erstaunen zu geraten über die außerordentliche geistige Fruchtbarkeit und den unermüdbaren Fleiß eines Mannes, der nebstbei in gleichem Maße dem sozialen wie dem öffentlichen Leben seinen Tribut leistete. Mehr denn 20 Nummern, leider ohne eine kritische Vorrede, bilden die vorliegende Sammlung. Ein recht vollständiges, beiläufig 50 Nummern zählendes Verzeichniß von „Schriften“ (Aufsätzen) über Hermann von Hallerleben geht der eigentlichen Aufzählung voraus und ergänzt in gleicher bibliographischer Weise das etwas monotone Gemälde, welches Herr Wagner von einer fünfzigjährigen sowohl dichterischen als gelehrten Thätigkeit des „ungetrübten Sängers“ zu entwerfen versucht. Als Nachschlagebuchlein ist Wagner's Arbeit recht brauchbar und büßt, nach unserer Ansicht, nur dadurch an Uebersichtlichkeit ein, daß die Angaben einer und derselben Schrift auseinandergerissen sind, selbst an verschiedenen Stellen als ebenso viele Nummern erscheinen, was zum mindesten durch einen typographischen Unterschied hätte angedeutet werden sollen, damit das Bild der eigentlichen Thätigkeit des Autors nicht beeinträchtigt werde. S. v. H.

— Die Kultur der Renaissance in Italien. Das schöne Buch von Jacob Burckhardt: „Die Kultur der Renaissance in

Italien", ist in zweiter durchgesehener Auflage¹⁾, im Wesentlichen in unveränderter Gestalt erschienen. Der Verfasser, dem es an Mühe zu einer vollständigen Umarbeitung des Ganzen fehlte, hat sich auf einzelne Abänderungen des Textes und Zusätze in den Anmerkungen beschränkt; auch glaubte er, daß vielleicht manche Ansichten und Urtheile, welche ihm jetzt bereits etwas jugendlich erscheinen, in derjenigen Schätzung, die sie nunmehr erhalten würden, geringere Zustimmung finden möchten. Das „Magazin“ hat mit zu den Ersten gehört, welche in dem Durchwärtigen Werke eine wesentliche Förderung der kulturgeschichtlichen Studien begrüßten. Seitdem ist die „Kultur der Renaissance in Italien“ weithin als eine der besten Arbeiten auf diesem Gebiete anerkannt worden. Das Erscheinen der zweiten Auflage ist uns ein erfreulicher Beweis für die Theilnahme, welche unser gebildetes Publikum der kulturgeschichtlichen Forschung auch da entgegenbringt, wo dieselbe am Ernstesten der Wissenschaft zu dienen bestrbt ist.

— *Deutsche Studien in Straßburg.*“) Der bis in's Ozeianalter unermüßlich thätige und geistig schöpferische Archivar Ludwig Spach in Straßburg hat im Mai 1869 eine vierte Sammlung seiner literarischen Essays veröffentlicht, welche die Kritik seines Urtheils und seiner Einsparungen abspiegeln und auch wiederum darthun, wie sehr die deutsche Literatur ihm am Herzen liegt. Bekanntlich werden auf Betrieb des Unterrichts-Ministers Duruy seit 1864 in den Großstädten Frankreichs, nach deutschem Muster, öffentliche Vorträge für gebildete Zuhörer aller Stände und beiderlei Geschlechtes gehalten. Herr Ludwig Spach hat für die Vorträge in der Präfectur und im Rathhause zu Straßburg stets germanistische Stoffe ausgewählt; während er im engeren Kreise der literarischen Gesellschaft seiner Vaterstadt mehr die ältere Classicität, die mittelhochdeutsche, zur Sprache bringt, wußt er dem größeren Publikum Straßburgs, besonders die neueren Classiker der Deutschen in's Gedächtniß rufen und er hat hierin schon Treffliches geleistet. Das vorliegende Bändchen literarischer Kritiken enthält unter Anderem den Abriss zweier aus der deutschen Literatur schöpferischen Vorträge, nämlich eine kritische Analyse von Göthe's *Ugmont* und eine solche von Schiller's *Maria Stuart*. Beide Abhandlungen verrathen genaue Bekanntschaft mit den Fortschritten der deutschen Literaturkritik, aber man darf wohl bekauern, daß dergleichen Vorträge über deutsche Literatur in Straßburg, in jeder alten freien Reichsstadt, nicht auch in deutscher Sprache gehalten werden.

— *Die Aufgaben der Armee-Gesundheits-Officiers.* Herr Ober-Leibarzt Roth hat einen in der militärischen Gesellschaft zu Berlin über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrag in der neuen Zeitschrift für öffentliche Gesundheitspflege veröffentlicht. Es ist ein trefflicher Aufsatz, dessen Inhalt öffentlich beherzigt werden müßte. Es ist es schon gesagt worden ist — es kann nicht oft genug wiederholt werden: auf die Verhütung von Krankheiten kommt es bei den Truppen im Felde und in der Garnison an. Die Augen raßt im Felde keinen Mann hin, die Krankheit fünf und mehr. Im Krimkrieg über-

schrift die englische Armee nie einen Effectivstand von 34,000 Mann, wiewohl 13,000 Mann im Ganzen nach der Krim gesendet worden sind und von den 309,000 Franzosen fielen 63,000 Mann Krankeiten zum Opfer und nur 9000 den Geschossen. Im Jahre 1863 verlor die Armee der amerikanischen Nordstaaten 52,000 Tödt, davon nur 10,000 durch Verwundungen. Der Feldzug des Jahres 1866 hat Preußen durch die feindlichen Waffen nur 4460 Tödt gekostet, während Krantheiten 6427, darunter 50 pCt. durch Cholera, zum Opfer gefallen sind. — Im Frieden und im Kriege läßt sich durch wohlbedachtes Vorbeugen außerordentlich viel in dieser Beziehung leisten. England hat nach den harten Erfahrungen in der Krim sein Militär-Medizinalwesen reorganisiert; seitdem ist die Sterblichkeit der Armee von 17.8 auf 8.9 pro 1000 gesunken. In dem jüngsten Feldzug in Afsienien gelang es durch geschickte Maßnahmen und passende Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse, unterstützt durch die ganze Macht der großartigen Industrie Englands, den Krankenbestand der englischen Truppen auf nur 5.8 pCt. und 1.3 pCt. Todesfälle zu beschränken.

In den letzten Jahren sind im Reich des norddeutschen Bundes in den Verhältnissen, welche sich auf die Gesundheits-Verhältnisse der Soldaten im Frieden beziehen, namentlich in Wohnung, Nahrung, Kleidung, erhebliche Verbesserungen eingeführt worden; für die Bedürfnisse des Krieges haben Staat und Privatforge eine erhöhte Vorbedachtsamkeit entfaltet. Hoffen wir, daß die Letztere nicht sobald Gelegenheit zur Betbätigung finde — doch ist eine solche Eventualität nicht zu vermeiden, so können wir unsere Brüder getroffen Muthes hinausschicken leben: was menschlicher Kraft möglich, wird zu ihrem Besten geschehen.

Dr. P.

— *Der klimatische Aurore Alger.*“) Das Buch ist nicht etwa eine medicinische Abhandlung oder eine Reflamentschrift zu Gunsten der französischen Colonie Alger; es ist vielmehr der mit Zuversicht geschriebene Bericht eines Deutschen über die Erfahrungen und Beobachtungen, die er im Laufe mehrerer Jahre als gebundener Kranker dort sammelte, gleichsam eine mit Dank ausgetragte Eulogie über Gesundheit, Lebensgenüsse und Studienschätze, die Algerien dem Verfasser lieferte. Dieser ist offenbar in der Benutzung seines Aufenthalts baldst sehr weise und glücklich gewesen. Er hat nicht allein Alger, den Er selbst, sondern auch die Umgebungen in weitem Umkreise bis in den Atlas hinein gründlich kennen gelernt; kein angestrichter Ort, kein interessanter Gesellschaftskreis, kein wissenschaftliches Verhältniß scheint ihm fremd geblieben zu sein. Deshalb gehalten sich sein Buch, so anspruchslos es auch geschrieben ist, zu einer für Kranke seiner Art sehr nützlichen und für Gesunde recht angenehmen Lectüre. Sondern Alger flüchtig hat, sich zu einem Weltort zu erheben, desto zeitgemäßer erscheint, zumal für Deutschland, eine Monographie, ein Reisehandbuch, ein Rathgeber in dieser Form. Ueber einen heißen Punkt hat sich der Verfasser glücklich hinweggehoben: über die politischen Verhältnisse von Algerien. Er sagt darüber nur soviel, als nöthig ist, um die thatsächliche Lage kennen zu lernen, und konstatirt, daß seit der Reise des Kaisers durch Algerien sich unter dem überaus menschlichenfreundlichen Herzog von Magenta ein entschiedener Umschwung zum Besseren vollzieht. Die Befähigung unserer Nach-

1) Leipzig, G. A. Seemann, 1869.

“) *Mélanges de critique littéraire* par Louis Spach, archiviste du Département du Bas-Rhin, Quatrième Série, Strasbourg, Silbermann, 1869.

1) Schilderungen nach dreißigjähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt, von Otto Schneider. Dresden, G. Schönsfeld (G. A. Berner), 1869.

barn, dort dauernde und wirkliche Civilisations-Erfolge zu erzielen, scheint der Verfasser nicht hoch anzuschlagen. Desto schönere Dinge weh er über die gesellige Liebendwürdigkeit der algierischen Franzosen zu erzählen.

— **Zur Kenntniss der Polarmeeze.** Während das gebildete Europa mit vielem Interesse die neuerdings unternommene Nordpol-Expedition verfolgt, liefert eine Schrift von Moritz Lindemann: „Die arktische Fischerei der deutschen Seefahrer 1620—1668“) einen nicht unerheblichen Beitrag zur genaueren Kenntniss der Polarmeeze. Der Verfasser weist in derselben, auf die maritime Bedeutung der Großfischerei für die europäischen Länder überhaupt, für die Deutschen aber besonders hin, ergeht sich in Schilderungen, die Ansänge und verschiedenen Stadien, sowie den Betrieb des Balzfisch- und Robbenfanges betreffend, und versteht darin manche interessante und unterhaltende Abenteuer von Waldfischjägern, so daß das Heft eine nicht nur belehrende, sondern auch amüsante Lektüre bietet.

— **Wegweiser durch den Harz.**“) Der Literaturhistoriker, Dr. Heinrich Pröhle in Berlin, ein genauer Kenner seiner warm verehrten engeren Heimat, des Harzgebirges, hat sich das Verdienst erworben, den Schatz seiner Studien und Wanderungen für das praktische Bedürfniss der Harzreisenden flüssig zu machen, indem er den Harzwegweiser aus Griechen's Reisebibliothek einer neuen Bearbeitung und durchdringenden Verbesserung unterzogen hat. Das Büchlein, welches mit zwei Karten und zahlreichen Holzschnitten versehen ist, bietet für einen billigen Preis überall guten, auch sehr nützlichen Rath und eine im Verhältnis zum Umfange sehr große Menge instruktiver Erklärungen. Wir dürfen es zu den besten Produkten seiner Art rechnen.

— **Eine illustrierte Familien-Bibliothek.**“) Aus Leipzig geht und die erste Lieferung einer „Illustrierten Familien-Bibliothek“ zu, welche die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in schöner Form auf ihre Fahne geschrieben. Bereits das erste Heft bringt in der That einen Hausschatz für alle Schichten des Lesers. Ein trefflich geschriebener Aufsatz von Dr. Carl Müller in Halle hat die höchste Aufgabe der Menschheit, das Befriedigende und Beglückendste des Lebens, die Arbeit, zum Gegenstand und schildert sie, die hehre Mutter aller Tugenden, in sinnigen Parabeln der Natur- und Menschenlebens. Daran schließen sich nicht minder wertvolle Abhandlungen: „Zur Ernährung des Volkes“ von Dr. Carl Birnbaum, „der Nahrungswert des Brodes“ von August Vogel, „die Tüchtigkeit der Gegenwart und deren Bedeutung als Lebensfund der Civilisation“, ein beachtenswerther Aufsatz von Dr. Hermann Klenke, ferner „die hohe Bedeutung des Gemüthebaues“ von Dr. W. Lbbe. An diese ernst-gewichtigen Abhandlungen, deren eine wie die andere weder die schöne Form, noch die klare, wahrhaft populäre

Darstellung außer Acht gelassen, schließt sich zunächst eine liebliche Schilderung der „deutschen Eingeborgel“ vom Piarer Carl Müller in Alsfeld. Um jedes Bedürfniss zu befriedigen, bietet das Unternehmen auch bereits in der ersten Lieferung zwei begonnene Novellen: „Baldrast“ von Bernd von Gule und eine „Bauernnovelle“ von E. Kraas. Den Beschluß macht ein Auszug von Dr. G. Säger: „der Lebensprophet im Basse“, dessen kurze Einleitung und erster Abschnitt „das Aquarium“ jeden sinnigen Leser ansprechen wird.

R. R.

Literarischer Sprechsaal.

Das Pariser Journal officiel vom 1. Juni berichtet über einen Kursus der niederländischen Sprache und Literatur, der in diesem Jahre an der Sorbonne stattfand, und zwar geleitet von Herrn D. Vaeder, einem französischen Vlaming (aus Dünkirchen), der die niederländische Sprache als eine der besten Quellen der französischen bezeichnet und die Behauptung aufstellte, daß nicht weniger als 10000 französische Wörter unmittelbar aus dem Niederländischen (soll wohl heißen: Germanischen) entlehnt seien. Vlamisch niederländische Blätter legen einen großen Werth darauf, daß eine solche Werthschätzung ihrer Sprache in Paris auf der Universität kundgegeben werden. Auf deutschen Universitäten ist der Zusammenhang der deutschen Wissenschaft mit den Leistungen der niederländischen Humanisten und Philologen nie aus den Augen verloren worden. Es kürzlich wieder hat, bei der Feier des Leibniztages (der zugleich zu einer Humboldtfeier benutzt wurde), durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, Herr Professor Haupt auf die Beziehungen von Leibniz zur niederländischen Philologie hingewiesen, während ein anderer berühmter Germanist, Professor Hoffmann von Fallersleben, durch seine kühnen Horae Belgicae, wie durch seine früheren Vorlesungen an der Breslauer Universität, dargezogen hat, welchen Werth das gelehrte Deutschland auf die linguistischen und wissenschaftlichen Beziehungen zu Süd- wie zu Nordniederland legt.

Wir haben kürzlich, bei Gelegenheit der Besprechung des schweizerischen Idiotikons (Nr. 23 des „Magazin“) auch der germanisch-flämischen Brüder in Belgien gedacht, die sich durch ihre Vereinskunst, vom deutschen Stamme völlig isolirt und ihre Zügelung mit den Kulturbestrebungen der germanischen Sprachgenossen fast verloren haben. Wir freuen uns, aus Belgien einen Protest gegen diese übrigens mit voller Achtung des zeitigen Lebens der Belgier ausgesprochene Bemerkung empfangen zu haben, wobei auf die neueren literarischen und künstlerischen Bestrebungen der Vlamingen und namentlich auch auf ein etymologisches Idiotikon hingewiesen wird, welches die sprachliche und literarische Gesellschaft Met Tijd en Vlijt (Mit Zeit und Fleiß) in Löwen herausgibt und das in der kürzlich erschienenen siebenten Lieferung (Van het woord „Uitgerend“ tot het woord „Vette“) zu seinem neuen Abschluß gekommen ist. Dieses Werk, welches nur die in den südniederländischen Provinzen vorkommenden Idiotikone umfasst, enthält gleichwohl einen Sprachschatz, aus welchem alle germanischen Wörterbücher mit Vortheil werden schöpfen können.

*) Allgemeines Vlamisch Idioticon. Leuven, Gebroeders van Lintbrouck, drukkers der hogeschool.

*) Mittheilungen aus Julius Perthes' geographischer Anstalt. Organisationsheft Nr. 26. Gotha, 1869.

“) Der Harz. Illustrierte Wegweiser für 1869. Völlig neu bearbeitet von Heinrich Pröhle. 10. Aufl. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt, 1869.

“) Erstes Heft. Leipzig, Paul Kornmann, 1869. (Preis jedes Heftes von 6 Bogen, mit Abbildungen, 5 Sgr.)

Es ist schon einmal in diesen Blättern des Versuches gedacht worden, Jean Paul durch eine Art von Bearbeitung dem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, und wir haben uns damals für dieses Unternehmen günstig ausgesprochen. Jetzt liegt uns ein zweiter Band dieser Ausgabe vor, welche den *Titian* weiter fortführt¹⁾, und auch durch diese Fortsetzung sind wir in unserem früheren Urtheile nur bekräftigt worden. Die Bearbeitung besteht nämlich, wie schon der Titel ankündigt, darin, daß die am schwersten verständlichen Stellen weggelassen und jedem Bande ein Namen- und Wortregister beigegeben ist, in welchem die mythologischen und geschichtlichen Namen und sonstigen Fremdwörter oder Ausdrücke kurz erklärt sind. Das Register, die Namen- und Wort-Erklärungen, könnte wohl als entbehrlich angesehen werden, denn bei einem Leser Jean Paul's muß man billig eine Kenntniß mythologischer und geschichtlicher Personen und dergleichen voraussetzen.

Was nun die Idee einer solchen Ausgabe des Jean Paul überhaupt betrifft, so mag man gegen eine Verkürzung des Textes unserer Klassiker im Allgemeinen begründete Einwendungen erheben; das aber läßt sich nicht leugnen, daß, wenn man sie einmal zulassen will, sie am Ersten bei diesem Dichter gerechtfertigt sind. Denn die Schreibweise Jean Paul's ist durch die vielen herbeizugeworfenen Anspielungen, Vergleiche und Citate so eine etwas verworrene oder doch eine solche, welche das Verständnis nicht wenig erschwert, und das ist auch wohl ein Hauptgrund, warum derselbe im Ganzen bei dem größeren Publikum bis auf diesen Tag so wenig bekannt und beliebt ist. Eine Ausgabe seiner Schriften also, welche dies Hinderniß zu entfernen sich bemüht, kann man nur mit Freuden begrüßen, zumal wenn man bei jeder Fortführung des Werkes von Neuem in der Uebersetzung bekräftigt wird, daß der Herausgeber es versteht, das richtige Maß zu halten und das Wesentliche vom Unwesentlichen wohl zu unterscheiden.

Der deutsche Alpen-Verein, der kürzlich in München gegründet wurde, hat sich die Durchforschung der gesamten deutschen Alpen, die erleichterte Bereisung derselben, sowie die Herausgabe periodischer Schriften, zur Aufgabe gestellt und soll aus einzelnen Sectionen mit wechselndem Vorort bestehen. Solche Sectionen haben sich bereits an mehreren Orten Deutschlands (auch in Berlin) und Deutsch-Oesterreichs gebildet; an anderen sind sie in der Bildung begriffen. Für das nächste Vereinsjahr ist München zum Vorort erwählt.

Alexander Dumas Sohn hat bei Dentu eine kleine Brochüre erscheinen lassen unter dem Titel: *Les Madeiroles repenties*. Derselbe hat hauptsächlich den Zweck, das Asyl für gefallene Mädchen zur heiligen Anna der öffentlichen Wohlthätigkeit zu empfehlen. Die rührende Geschichte der Gründung dieses Instituts durch eine Mademoiselle Chupin wird in beredten Worten erzählt und an das Mitgefühl der Frauen für ihre unglücklichen Schwestern, an das Mitgefühl der Männer für ihre unglücklichen Opfer mit einem Pathos appellirt, wie es nur dem Dichter der *dame aux camélias* und der *demi-monde* zu Gebote stehen konnte.

¹⁾ *Titian* von Jean Paul, durch Beglasung der am schwersten verständlichen Stellen und durch Namen- und Wort-Erklärungen einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht von Emil Weert. Zweiter Band: Die christlichen Geschwister. Zerbst, Teubling, 1808. (280 S.)

Eine neue Glaubenslehre¹⁾ ist an das Tageslicht getreten, welche weder die weissen Gehehe Mosk, noch die milden Lehren Christi, noch den Ueberzeugungseifer Mohammed's, noch endlich irgend ein bestimmtes philosophisches System zur Basis nimmt, sondern (natürlich mit anderen Worten) einfach sagt: Was sucht Ihr nach einem Gotte außer Euch? Ihr selbst seid Gott — oder habt wenigstens das Zeug in Euch, einer zu werden und Euch zum Herrscher der Welt zu machen, wenn Ihr Euch nur Mühe gebt! — Wahrlich, an übergrößer Bescheidenheit laborirt diese neue Religionslehre nicht, und doch bezweifeln wir, daß ihr Apostel Herr N. Heinsius) durch 'ein kürzlich veröffentlichtes Glaubensbekenntniß viel Profekten machen wird. In der Bemühung, seine Theorien anschaulich zu machen, lehnt sich der Verfasser (vielleicht unbewußt) an die Lehre vom Dualismus, welcher eine Zweitheil der Prinzipien vertritt: den Geist und die Materie (die Letztere ist mit dem Ersteren ein gleich ewiges, hostilliches Prinzip) — dieselbe Lehre, welche vor zehn Jahren Büchner seinem Werke *Kraft und Stoff* zu Grunde gelegt — aber Herr Heinsius geht weiter, er zerlegt den Geist auch in zwei Theile, in einen guten und einen bösen, und der gute Geist im Menschen ist ihm der Gott, den wir anbeten sollen. Obgleich einer präcisen Logik ermangelnd, ist doch auch dieser Religionslehre eine höhere sittliche Idee und eine kräftige Moral nicht abzusprechen, aber wir möchten es doch den Lesern der Schrift selbst überlassen, sich darüber ihr Urtheil zu bilden.

—rm—

Bei Gelegenheit der in der Pfingstwoche zu Berlin tagenden Lehrerversammlung ist auch eine recht zeitgemäße Institution begründet worden, nämlich ein Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherrinnen zur Förderung ihrer geistigen und materiellen Interessen. Da die Schule und mit ihr die Lehrerin in enger Beziehung zum Hause und zur Gesellschaft steht, so hat man sehr wohl erkannt, daß nicht einsitzige Abschlüssen, sondern nur innige Gemeinschaft mit der Familie zum wahren Segen reichen kann, und deshalb zur Mitgildschaft nicht nur Lehrerinnen und Erzieherrinnen vom Fach, sondern auch Männer, wie Frauen, die sich entweder als Väter und Mütter oder in anderer Eigenschaft für die Zwecke des Vereins interessieren, zur Mitgildschaft berechtigt. Regelmäßige Zusammenkünfte, in denen die wichtigsten Erziehungsfragen erörtert werden, wie Besprechung dieser Angelegenheiten in pädagogischen und anderen Blättern, sollen zur Förderung der geistigen Interessen dienen und hieran sollen alle Mitglieder theilnehmen. Während die Förderung der materiellen Interessen sich auf die Lehrerinnen und Erzieherrinnen vom Fach beschränkt und zunächst durch Einrichtung einer Unterstützungskasse und einer unentgeltlichen Stellenvermittlung bewirkt werden soll. Der Vorstand, welcher vorläufig auf ein halbes Jahr gewählt ist, hat seinen Sitz in Berlin; sobald sich an einem Orte mehrere Mitglieder befinden, bilden sie einen Localverein, der mit dem Vorstand in Verbindung tritt. Alljährlich in den Michaelistagen findet eine General-Versammlung statt, die den Vorstand wählt und in diesem Jahre auch über ein revidirtes Statut zu verathen haben wird. Der jährliche Beitrag beträgt 1 \mathcal{R} und fünf Beltritts-Erklärungen an die zeitige Vorherrsche, Hrl. Simen, Belle-Alliancestr. Nr. 4, zu richten.

S. S.

¹⁾ *Meine Religion in ihren Grundzügen. Eigene Darstellung von N. Heinsius.* Geburg, Georg Endrichs, 1869.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

8. Jahrg.]

Berlin, den 17. Juli 1869.

[N^o. 29.

Inhalt.

England und das Ausland. Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen. I. 417. — Das in Berlin projectede Humboldt-Museum. 418. **Deutsch.** Friedrich's öffentliche Vorträge. Ab. Meußon, über die Grundwahrheiten der Physik. 419. **England.** Die englischen Gemälde-Gallerien von der Zeit Shakespeares bis zur Zeit King's. I. Vorträge, Doctenat und Vorträge. 420. **unser Provinzen.** Nachrichten der „Palastischen Monatschrift“. Unter Peter dem Großen und Alexander II. 422. **England.** J. Zungenen und der Bildungsraum. 423. **unser.** Zungenen des Händlers und der italienischen Poeten. 424. **in Amerika.** Die Weltstädte Nordamerikas. Alaska, Vancouver, St. Louis, Columbia und Kailashen. 425. **unser literarische Bewegung.** Zur Geschichte der Literatur in Belgien. 426. — Italien's archaische Kunstschätze. 427. — Zur Gartenkunst. 427. — Zur Kunst-Literatur. 428. **unser literarischer Sprechsaal.** Deutsche Volksschulen in der Diaspora. 428. — Landwirtschaftliche Journalistik. 428.

Dieser Nummer liegen bei Titel und Inhalt zum vorigen Heft (Zehnfundfünfzigster Band).

Deutschland und das Ausland.

Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen.

I.

Verord von Ranke hat neuerdings einige wichtige Aufschlüsse gemacht, die zur Ergänzung der reichhaltigen, in der neuesten Ausgabe der Oeuvres de Frédéric abgedruckten Korrespondenz Friedrich's des Großen dienen und die in v. Ranke in den Abhandlungen der Berliner Akademie Wissenschaften publiziert hat.)

Im Hausarchiv der Prinzen, im Haag, hat der berühmte Historiker den größten Theil dieser bisher noch nicht bekannten Briefe Friedrich's aufgefunden, wozu dann auch noch die Abschriften von Briefen desselben, die sich im f. Staatsarchiv von Berlin befinden, gekommen sind.

Von diesen Briefen umfassen 73 Nummern die Korrespondenz Friedrich's, als Kronprinz und als König, mit dem Prinzen von Oranien, Wilhelm IV., vom 3. 1735 bis zum 3. 1747, denn 15 Nummern die Korrespondenz des Königs mit der Königin von England, einer Tochter Georg's II. in England, umfassen. Sie liefern einige höchst interessante Beiträge zum Charakterbilde Friedrich's in seiner Jugendzeit.

Der Prinz von Oranien hatte im 3. 1735 dem Kronprinzen Friedrich einen protestantischen Prediger aus Frankreich, Namens Jean, empfohlen (Nr. 1 der Sammlung), und ihm dessen Angehörigkeit, die Befreiung der Evangelischen in Frankreich von auf ihnen lastenden Drucke, an das Herz gelegt. Friedrich

erwiedert darauf (Nummer 2) aus Kuppin, am 20. November 1735:*)

„Mein theurer Prinz! Es ist sehr löblich, daß in einem Alter, in welchem die Religion nur einen schwachen Eindruck auf unseren Geist macht und vielmehr die Festigkeit der Tugenden vorherrscht, Sie gleichwohl so großen Eifer und so viele Wärme für die heilige Religion, zu der wir uns bekennen, und für unsere unterdrückten Glaubensgenossen an den Tag legen. Man findet diese Eigenschaft selten bei Personen von Geburt, und noch weniger findet man bei Fürsten jenes zarte Mitgefühl für die Leiden unserer Völker, jene Menschenliebe, welche ebenso wie für diejenigen, die unter unseren Augen leiden, auch für Jene empfindet, deren Leiden wir nur durch Berichte Anderer kennen. Die unterdrückten französischen Protestanten haben Ihnen Gelegenheit gegeben, diese schöne Tugend zu üben, und ich wage, Ihnen zu sagen, daß Sie dafür jenen Unglücklichen ebenso zu danken haben, wie Sie für die großmüthige Art und Weise, mit der Sie sich ihrer Sache annehmen. Ihnen dankbar sind. Zweifelnd Sie keinen Augenblick, mein theurer Prinz, daß ich meinen ganzen Einfluß anwenden werde, die Sache derselben zu unterstützen; ja — wären Sie auch von einer anderen Religion, als der meinigen — da Sie Unterdrückte sind, so genügt dies, ihnen meine Unterstützung zu sichern.“

Sind die Gedanken dieses Briefes nicht ganz würdig jenes jugendlichen Fürsten, der sich eben mit seiner Widerlegung des „Fürsten“ von Machiavelli beschäftigte?

In einem aus Berlin vom 2. Januar 1738 datirten Brief an den Prinzen von Oranien (Nr. 12) schreibt der Kronprinz:

„Mein theurer Prinz! Ich nehme wahrhaft Theil an der Betrübnis, in welche Sie durch das Ableben der Königin von England versetzt worden. Die Könige sind nicht unterblich; sie besitzen andere Vorrechte, die schmeichelhaft genug für ihre Eitelkeit sind und zur Orientierung dienen; hinsichtlich ihres Temperamentes jedoch sind sie schwache Menschen, die nur Eine Zeit haben, nach deren Ablauf sie sich in der Menge, wo nicht in Vergessenheit, verlieren. Nur Tugenden sind es, die ihre Namen auf die Nachwelt bringen, und in den Jahrbüchern der Völker, die von einer fast ununterbrochenen Folge von sechzig- oder siebzigjährigen Königen regiert wurden, finden sich kaum drei, die, ihren Unterthanen theuer, vor den Anderen ausgezeichnet zu werden verdienten. Die Königin von England ist glücklich zu preisen, wenn Sie das Bewahren ihres Volkes in das Grab mitnimmt; es ist dies das schönste Grabdenkmal, das ihr gesetzt werden könnte, und ein Lob, welches der Schülerin Leibnizens würdig wäre.“

„Die härteste Probe der menschlichen Standhaftigkeit ist der Tod von Personen, die uns theuer sind; es sind diese Schmerzen, für welche es kein Linderungsmittel giebt, Schmerzen, die uns so empfindlicher, als sie uns zugleich daran erinnern, daß wir sterblich sind. Nur die Zeit vermag solchen Schmerzen Einde-

*) Auch in besonderem Abdruck erschienen, unter dem Titel: Briefe Friedrich's des Grossen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Preussen und mit dessen Gemahlin Anna, geb. Prinzess. Royal von England. Mittheilung von Leopold v. Ranke. (92 S. gr. 4.) Berlin, bei Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1869.

*) Sowohl die Briefe Friedrich's, als die des Prinzen von Oranien und seiner Gemahlin, werden in ihrer ursprünglichen französischen Form, ohne Verbesserung der sehr fehlerhaften Schreibung, mitgetheilt.

rung zu bringen; Erbkünften der Freunde verbittern das Gemüth oft mehr, als sie es erleichtern."

Am 19. November 1738 schreibt der Kronprinz aus Remusberg an den Prinzen von Dänien (Nr. 22):

"Ich stehe jetzt bis über die Ohren in der Physik; es ist dies ein höchst interessantes Studium, bei welchem die Stütze der Erfahrung und von großem Nutzen ist. Die Entdeckung eines Naturgesetzes (veris naturae) macht mir mehr Vergnügen, als einem goldgierigen Menschen die eines Schatzes machen würde — so wahr ist es, daß die Wissenschaften den Menschen eine große Stütze gewähren, indem sie ihr Elend mindern und ihr Glück vermehren. In der Zurückgezogenheit, in welcher ich lebe, ist es für mich eine unerläßliche Nothwendigkeit, mich zu beschäftigen. Momente, die ohne diese Beschäftigung verloren wären, werden dadurch dem Studium gewonnen und der Nichtsthuerei entzogen."

Wir werden in einem folgenden Artikel auf diese interessante Publikation zurückkommen. I. E.

Das in Berlin projectirte Humboldt-Museum.

Im würdigster Weise wird, auf den Antrag eines ihrer berühmtesten wissenschaftlichen Bürgervertreter, die Stadt Berlin ihrem großen Sohne Alexander von Humboldt, bei Gelegenheit seiner Säcularfeier, ein Denkmal errichten. Nicht eine Statue, nicht eine Ehrensäule, wie sie dem Helden der Schlachten und auch wohl dem Genius der Wissenschaft gesetzt wird, würde und dem Manne genügen erscheinen, der den Beginn einer neuen Ära für die Erkenntniß des Geistes und der Natur herbeigeführt, der das Einheitsgesetz der gesamten kosmischen und tellurischen Erscheinungen begründet und damit die Idee eines Urgrundes alles Lebens, eines einheitlichen allgemeinen Gesetzgebers unabwieslich gemacht hat.

Während gewöhnlich die Thätigkeit der Männer, die Großes in der Naturwissenschaft leisten, entweder darauf gerichtet ist, durch Beobachtungen der Natur reiches Material zur wissenschaftlichen Verwerthung zu sammeln, oder diese verschiedenartigen, vielseitigen Beobachtungen systematisch zu ordnen und mit einander in Verhältnis und Einklang zu bringen, hat Humboldt beiderlei Forschungen vereinigt und mit dem großartigen Erfolge durchgeführt. Mit einem Geiste, der sich die Naturbeobachtungen und wissenschaftlichen Systeme aller Zeiten und Völker, von Aristoteles bis Bessel, anzu eignen und stets vor Augen zu halten wußte, schritt er zu eigenen astronomischen, geognostischen, geographischen, physikalischen, chemischen, ethnologischen, zoologischen, botanischen und klimatologischen Beobachtungen, die ihm allesamt dazu dienten, die große Idee des Naturganges zu begründen, die Stellung und das Verhältnis des Menschen zur übrigen organischen Schöpfung zu ermitteln und der sonst so trockenen, empirischen Wissenschaft der „Naturgeschichte“ einen großen Reiz auch für Ungerlehrte zu verleihen. Außerordentlich aber hat er dadurch vielen Anderen vorgearbeitet, die, getragen von seiner Idee, dieselbe durch neue Beobachtungen bestätigt und weiter entwickelt haben.

Darum ist der Vorschlag, in der Vaterstadt Humboldt's ein naturwissenschaftliches Museum zu begründen, in welchem seine Forschungen und ihre Resultate dem gesamten Volke zugänglich gemacht und in immer weiteren Kreisen verbreitet

werden sollen, ein sehr glücklicher Gedanke. Wir theilen nachstehend den an den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung von Berlin gerichteten Antrag des Stadtvereins, Herrn Professor Dr. Virchow, mit:

„Wenn zur Jubelfeier des Geburtstages von Alexander von Humboldt die Behörden seiner Vaterstadt Vorbereitungen treffen, so haben sie vor Allem zu erwägen, daß eine solche Feier nicht bloß in seinem Sinne, sondern auch in seinem Geiste bezogen werde. Wanderer läßt sich veranlassen, wozu man sagen kann, daß es in seinem Sinne, in dem Sinne dieses so wohl wollenden, so freisinnigen Mannes ist; nur Weniges ist möglich, wozon behauptet werden dürfte, es entspreche in Wahrheit den Bestrebungen seines weltumfassenden, bahnbrechenden, ausstrahlenden und befruchtenden Geistes. Allerdings waren es zunächst einzelne Erscheinungen und Gebiete der Natur, welche ihn beschäftigten; in zahlreichen Richtungen hat er neue Wege der Forschung und Erkenntniß eröffnet. Aber frühzeitig war er beschäftigt, diese Einzelkenntniß zu sammeln und auf das Ganze zu beziehen; das genaue Wissen von dem Einzelnen diente ihm dazu, die Gesamtanschauung zu erklären und ihr sichere Grundlagen zu geben. So wirkte er nicht allein für den praktischen Nutzen, den die Einsicht in die natürlichen Vorgänge für die nützliche Arbeit der Menschen gewährt, sondern auch für die Entwicklung der sittlichen Ideale, welche sich mit einer gewissen Nothwendigkeit nach den Vorstellungen von dem Verhältniß des Menschen zu der ganzen sichtbaren Natur, zu ihren Gesetzen und Kräften gestalten.“

„Gerade die zweite Hälfte seines thatenreichen Lebens, welche Humboldt in seiner Vaterstadt zubrachte, war zum großen Theile der vollstimmigen Darstellung dieser Lehren gewidmet. Ist aber unsere Stadt, die sogenannte Metropole der Intelligenz, die Früchte dieser Thätigkeit gesichert? Bietet sie ihren Bürgern, ihren Söhnen die Gelegenheit, genügende Kenntniß in den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft zu erwerben? Ist von der Gesamtanschauung Humboldt's so viel in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß ein entscheidender Einfluß derselben auf den Gang der Bildung, auf die Gestaltung der sittlichen Ideen erkennbar ist? (Ein Blick auf unsere kirchlichen und Schul-Verhältnisse zeigt, in wie geringem Maße dies der Fall gewesen ist. Hier nachzuhelfen und in die größten Kreise der Bevölkerung, insbesondere auch der Arbeiterklassen, besseres Wissen einzuführen, ist nicht bloß im Geiste Humboldt's, sondern auch im höchsten Interesse der Gemeinde, welche überdies allein im Stande ist, eine solche Aufgabe gedeihlich durchzuführen.“

„In Verfolgung ähnlicher Gedanken, die ich auf der letzten Naturforscher-Versammlung zu Dresden öffentlich entwickelt habe, beantrage ich daher, daß die städtischen Behörden die Gründung eines „Humboldt-Museums“ in die Hand nehmen. Das Verstehe unter dieser Bezeichnung eine Anstalt, welche Raum bietet für zweckmäßig angelegte und allgemein zugängliche Sammlungen und zugleich für öffentliche Vorlesungen zur Erläuterung der selben. In beiden Beziehungen können die Sammlungen und Räumlichkeiten, welche der Staat hergerichtet hat, keinen Ersatz bieten. Beide sind für bestimmte Zwecke, sei es für den Unterricht, sei es für den technischen Unterricht einzelner Klassen von Lernenden oder Theilnehmenden, geschaffen und eingerichtet. Sie sind der Masse der Bevölkerung zum großen Theile unzugänglich und, wenn zugänglich, doch nur im kleinsten Umfange verständlich. In beiden Richtungen müssen andere Ziel verfolgt werden.“

Das Humboldt-Museum bedarf für die Zwecke des populärsten Unterrichts keine Sammlungen von dem Umfange und der Kostbarkeit, wie sie für den forschenden Wissenschaftler zur Verfügung zu stellen hat. Hier handelt es sich nicht um Forschung, sondern um Lehre des Gewußten. Auch ist es nicht nöthig, die Sammlungen so auszubehnen, daß jedes Einzelne gezeigt werden kann. Es genügt, einerseits die Haupterscheinungen vorzuführen und zu erläutern, andererseits dasjenige in einiger Vollständigkeit zusammenzubringen, was die physischen Eigentümlichkeiten des Landes, die Naturkunde der Heimat dem Verständniß jedes Vernünftigen erschließt. Die räumlichen Einrichtungen müssen allerdings Vorratssäle für einen großen Kreis von Hörern bieten, aber es bedarf keiner großen Zahl solcher Säle. Zum Mühen für den Anfang wird es genügen, die Vorträge nicht gleichzeitig, sondern in einer gewissen Folge zu halten. Ein Saal oder zwei sind dazu ausreichend, und es läßt sich wahrlich ohne große Kosten bald eine derartige Einrichtung treffen. Selbstverständlich muß eine solche Anstalt Allen und zu allen Jahres- und Tageszeiten bequem zugänglich sein, also im Herzen der Stadt liegen. Ich erwähne beispielsweise die „alle Münze“, welche gegenwärtig ganz unbenutzt ist. Bei der Ansammlung möglicher Summen, bei Einrichtung von Lehrkursen für zahlende Hörer, bei der zu erwartenden Hilfe von Privaten in Beziehung auf die Veranschaulichung der Sammlungen und Apparate, erscheint es möglich, reich und billig zur Ausübung zu gelangen.

Gewiß ist es unnöthig, gleich von vornherein die Anstalt ganz fertig herzustellen. Die experimentirenden Wissenschaften (Physik, Chemie, Physiologie) lassen sich nach möglichen Vorrichtungen in der für das populäre Verständniß ausreichenden Breite vortragen. Manche der besprechenden und angewandten Wissenschaften (physikalische Geographie, Botanik, Anthropologie, öffentliche und private Gesundheitspflege) stützen sich auf ein leichter zu beschaffendes Lehrmaterial. Für den Unterricht in der Astronomie, Geologie, Zoologie sind ausgedehntere Einrichtungen erforderlich, welche allmählich hergestellt werden können. Wie weit ein derartiges Museum zugleich dem unabweisbar vorhandenen Bedürfnisse der Gemeindeschulen und der höheren Lehranstalten nach vermehrtem Anschauungs-Unterricht abhelfen könne, mag einer weiteren Erwägung anheimgefallen bleiben. Jedenfalls liegt es nahe, daran zu denken, daß die Lehrer dieser Schulen selbst in dem Museum eine reiche Quelle des Studiums und der eigenen Fortbildung finden würden, daß besondere Kurse für ihre weitere Ausbildung sich leicht an dasselbe anlehnen lassen, daß endlich besondere Vortragsstage für die Schulen freigehalten und an denselben belebte Demonstrationen im Anschlusse an den Schulunterricht ohne Schwierigkeit geboten werden können.

Die eigentliche Bedeutung des Museums wird jedoch darin zu suchen sein, daß in demselben der gesammten Bevölkerung ein Mittel fortschreitender Erkenntniß und sicherer Wissenschaft dargeboten wird, welches sie in die Lage setzt, sich dem wüthenden Stande des Gemeinwissens zu nähern und in regelmäßiger Folge an den Fortschritten desselben Theil zu nehmen, ein Mittel der Ausgleichung zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, welches in sozialer Beziehung reiche Frucht bringen wird, endlich ein Mittel des Schutzes gegen Aberglauben und Verwundung, welches die moderne Civilisation sicher stellt gegen die Angriffe jener Alerlischer, deren einzige Stärke die Unwissenheit und Unklarheit der Massen ist. Je mehr die Gemeinde gebündelt ist, auf den Gang des Unterrichts in ihren

Schulen bestimmend einzuwirken, um so entschiedener erwächst für sie die Pflicht, jenseits der Schule kräftig handelnd einzutreten.

Entschlich sich unsere Gemeinde, in diesem Sinne vorzugehen, so dürfte damit eine neue Bewegung eingeleitet werden, welche weit über die Gränzen unserer Stadt hinaus befreiend wirkt. Ueberall wird man sich jenes Baconischen Satzes erinnern, daß das Wissen Macht ist, und gewiß wird bald keine bedeutendere deutsche Stadt zurückbleiben wollen, durch Gründung einer ähnlichen Anstalt der Größe des deutschen Mannes ihre Fühlung darzubringen, der zuerst unter den Neueren die einheitliche Zusammenfassung des gesammten Wissens von der Natur und ihren Gesetzen versucht hat.*

Eine gemischte Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung hat demnächst einstimmig folgende Beschlüsse gefaßt:

„1) Die Kommunalbehörden beschließen: a. den Nordpark, dessen Herstellung bereits in Aussicht genommen, aber vertagt ist, zu Ehren Humboldt's jetzt zu errichten und ihm den Namen Humboldt's-Park zu geben; b. mit diesem Park zum Gebrauch der städtischen Bebauungen einen kleinen botanischen Garten zu verbinden, wobei die Frage wegen Errichtung einer kleinen Halle, in welcher den Belehrung Suchenden die nöthigen Erläuterungen gegeben werden können, der Erwägung der einzulegenden gemischten Commission vorbehalten werden soll; c. eine gemischte Commission einzusetzen mit dem Auftrage, den Errichtungsplan für diesen Park nebst Kostenanschlag auszuarbeiten und den Kommunalbehörden so zeitig zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen, daß die Arbeiten in dem Park am 14. September c. begonnen werden können; d. zur Inaugurierung dieses Werkes am 14. September, dem hundertjährigen Geburtstag Humboldt's, ein kommunales Fest zu veranstalten, an dem sich die Kommunalbehörden in corpore betheiligen; e. die nach ad c. einzusetzende gemischte Commission zu beauftragen, über die Errichtung dieser Feiertagsvorläufe zu machen. 2) Die Kommunalbehörden beschließen ferner, die Gründung eines Humboldt-Museums im Sinne des beiliegenden Wirthschaftlichen Antrags in Berathung zu nehmen. 3) Die Kommunalbehörden erklären endlich, daß sie das Zustandekommen einer nationalen Feier des Ankers Humboldt's lebhaft wünschen und daß sie bereit sind, an einer solchen in angemessener Weise sich zu betheiligen.“

Schw e i z.

Jüricher öffentliche Vorträge.*)

Alb. Mousson, über die Grundwahrheiten der Physik.

In diesem öffentlichen Vortrag sucht der bekannte Naturforscher folgende Sätze dem Verständniß des gebildeten Publikums zu vermitteln:

1) Alle Beziehungen der Körper zu einander bestehen in mechanischen Kraftwirkungen, welche bald als lebendige Kraft, bald als mechanische Arbeit sich offenbaren;

2) Diese Kraftwirkungen erzeugen theils die Körper als Ganzes, theils ihre kleinsten Theile bis auf die Atome hinab, theils endlich den hypothetischen Aether;

*) Zürich, Schultze, 1869.

3) Aehnliche Wirkungen auf unsere Sinnesorgane sind der Ursprung aller unserer Vorstellungen über die Körper und die Naturerscheinungen;

4) Schall, Wärme, Licht, Electricität sind die Formen, unter denen die Kraftwirkungen der kleinsten Theilchen und des Aethers zu unserer Wahrnehmung gelangen;

5) Die ganze Summe der in der Natur umlaufenden Kraftwirkungen erscheint also ebenso unveränderlich und unzerstörlich, als die Materie selbst.

„Dies sind“, sagt der Verfasser, nachdem er diese Sätze in gemeinverständlicher Form auseinandergelegt und an Beispielen aller Art belehrend erläutert hat, „wohl die allgemeinen und höchsten Resultate aller bisherigen physikalischen Forschung. Sie geben nicht allein Zeugniß von dem Scharfsinn des menschlichen Geistes, der sie aus dem verwinkelten Chaos der äußeren Erscheinungen an's Licht zu ziehen wußte, als, wie mir scheint, noch weit mehr von der hausherrlichen Einfachheit, Einheit und Weisheit, welche durch das ganze Leben des Weltalls ausgeht.“

Friedrich von Woy, Karl der Große als Gefeßgeber.

Die Anfänge der Bedeutung Zürichs in Kirche und Wissenschaft knüpfen sich an den Namen des großen Kaisers, der seit Jahrhunderten vom Münsterthurm auf das Treiben der wechselnden Geschlechter der Stadt schirmend herabschaute und den die Sage nicht ohne Grund zum Gründer des Großmünsterstifts und des nachmals berühmten Carolinums gemacht hat. Es war deshalb ein dankenswerthes Unternehmen das steinerne Bild Karl's des Großen zu beleben und ihn vor seinen schuldbelebten Bürgern Antwort geben zu lassen auf die Frage, warum er so majestätisch da oben thronet mit seinem über die Knie gelegten Schwert. Ueber ihn, ohne dessen Krone, Schwert und Evangelienbuch, so lange es deutsche Kaiser gab, seine Krönung geschieden konnte, den die Kirche unter die Heiligen versetzte, das Volk als gerechten Richter pries und die Poesie zum Mittelpunkt eines reichen Sagenkreises erhob, ist zwar schon so Vieles gesagt, daß es schwer scheint, seiner Wirksamkeit eine neue und unbekannte Seite abzugewinnen. Es gewährt indeß immer einen hohen Genuß, einem Manne von so vielseitiger und körperlich fruchtbarer Thätigkeit näher zu kommen. Und so wird auch der Leser diese kleine Schrift, in der die Bedeutung Karl's des Großen als Gefeßgeber nach gründlichem Quellenstudium in anziehender und geistreicher Weise dargelegt ist, nicht ohne reiche Belehrung und Befriedigung aus der Hand legen.

G. B.

England.

Die englischen Hamlet-Darsteller von der Zeit Shakespeare's bis zur Zeit Kessing's.*)

I.

Burdage, Davenant und Betterton.

Um drei Uhr Nachmittags pflegte man sich zur Zeit der Königin Elisabeth in das Theater zu begeben. Aber oft war

der Vorhang für den Beginn des ersten Aktes schon zur Zeit gehoben, wenn man kurz nach drei Uhr in das Haus eintat. Shakespeare's Stücke waren damals noch nicht „bühnengerecht“ gemacht, und die Aufführung mußte daher früh beginnen, wenn der Geist noch der Sonnenuntergang gesprochen werden sollte. Zu jeder Zeit aber waren die Straßen Londons des Abends noch nicht erleuchtet — erst ein Jahrhundert später wurden Entschlüsse gemacht, die Hauptstraßen mit Laternen auszustatten, die schlecht genug leuchteten — und wenn man nicht, wie die vornehmen Leute, mit Leuchtkuben versehen war, die mit ironischen Fackeln vorangingen, riskierte man in eines der vielen Schmutzplüßchen und offenen Kinnale zu fallen, mit denen die ungepflasterte Stadt reichlich ausgestattet war. Dagegen kamen die sehr reichen Strolche und Kleinhändler, die am Vorabend die Zeit der Dunkelheit zu ihren Thaten benutzten. Und so suchte denn jeder erst am Morgen, schon um nicht selbst für einen Strolch gehalten und als solcher gepöbel zu werden. Des Abends so früh als möglich wieder innerhalb seiner vier Wände zu sein.

Das Globe-Theater mit seinen Directoren William Shakespeare und Richard Burbage war in der Zeit von 1597 bis 1630 das beliebteste in London. Es war von Burbage und seinem Bruder an der Suren-Seite der Themse, nahe „Bankside“, aus den Materialien des alten Theaters von Shorehith erbaut worden, das ihrem Vater gehört hatte. „Globe“ war damals noch funkelneln und trug in Rückenlinie die stolze Aufschrift: „Die ganze Erdkugel (Globe) ist ein Theater“. Es war ein freistehendes Gebäude mit hohen Mauern; die Bühne und die anliegenden Gänge waren bedacht, aber das Portico hatte den offenen Himmel über sich. Das allgemeine Eintrittsgeld betrug sechs Pence; ein reservierter Logensitz, der war noch besser war, ein Stuhl auf der Bühne kostete bis zu zwei Schillingen. Junge Stube, die es liebten, sich dem Publikum in ihren neuen Häusern und Fußbekleidern zu präsentieren, zahlten ihr Schillinge erst, wenn die Stühle auf der Bühne ganz heiß waren, und hatten dann das Recht, sich auf das mit Binsenstroh bestreute Podium zu lagern und die auf engem Raum zum mangelbrachten Schauspielern mit ihren ausgestreckten Beinen zu infommodiren.

Der „Globe“ war das Sommertheater der königlichen Schauspieler (Her Majesty's Servants); im Winter zogen sie nach Blackfriars, wo die alten Klosterräume von den Deklamatoren der Schauspieler und den Weisheitsbegegnungen des Publikums wiederhalten. In diesen Theatern pflegte Königin Elisabeth mit den Damen und Herren ihres Hofes zu erscheinen, jedoch wenn ein neues Stück von Shakespeare aufgeführt wurde. Hier im Globe geschah es zuweilen, daß Mylord Essex, wenn er nicht eben in Ungnade gefallen war, mit folger Bedeckung die Spiele Burbage's und seiner Genossen zuschaute, oder daß Walter Raleigh in seinem reichen weißgoldenen Gewand und „mit seinem Halsbände von Perlen, jebe so did wie ein Zw benei“, der Königin ein gutes Wort für seinen Freund Shakespeare in's Ohr flüsterie. Hier war es, wo der edle Southampton, ein Gönner der Wissenschaft und Kunst, dem aufsteigenden

weien und erst durch die deutsche Kritik Lessing's, Schlegel's, Indur in seinem Vaterlande wieder zu Ehren gekommen, eine Ländchen in nur das ist wahr, daß Lessing's Bekämpfung des sogenannten klassischen Theaters der Franzosen auch in England dazu beizutragen hat, den Reichtum vor den „klassischen“ Einheiten der Zeit, des Oates und der Handlung zu vermindern und die niemals sich verlegenden Merkmale des englischen Volkes für seinen Shakespeare auch kritisch als vollkommene berechtigt erscheinen zu lassen.

*) Es möge viele nach englischen, literaturgeschichtlichen Quellen bearbeitete Skizze zugleich einen Beweis liefern, daß die in Deutschland verbreitete Ansicht, Shakespeare sei in England ganz vergessen ge-

him der philosophischen Naturwissenschaft, Francis Bacon, nachmaligem Lord Verulam, die Hand schüttelte, und wo Lodge, der berühmte Arzt, der früher auch Dramen geschrieben hatte, dies oder jenes, seitdem Shakespeare's Genius alle anderen Dramendichter verdunkelte, mit Ben Jonson seine kritischen Ansichten über das neueste Theaterstud. Hamlet, austauschte.

Als Richard Burbage, der bedeutendste Schauspieler am Globus- und Blackfriars-Theater, zum erstenmal als Hamlet auftrat, war er etwa 30 Jahr alt. Shakespeare hatte die Rolle seines Naturbild möglichst angepasst. Doch obwohl R. für seine Zeit vielleicht ein bedeutender und in der That ein sehr beliebter Künstler war, wurde er doch, schon um seines Meisters willen, unserem Ideale von dem bleichen, melancholischen Dänenprinzen wenig entsprechen haben. Wenn Shakespeare seinen Hamlet „fett und kurgatbig“ (fat and scant of breath) werden läßt, so that er dies eben nur, weil sein Freund Burbage ein kleiner, untergeordneter Aert war. Doch steckte in diesem kleinen Aert eine wahre Proteus-Natur. Richard Bledsoe schrieb von ihm im J. 1664: „Er wußte sich in seine Rolle dergestalt umzuwandeln, und sich selbst mit seinen Kleidern so abzulegen, daß er erst er selbst wieder wurde, wenn das Schauspiel zu Ende war.“

Wie Burbage eigentlich die Rolle des Hamlet aufgeführt, das ist aus den Ueberlieferungen seiner Zeit nicht zu entnehmen. Es war damals die Sitte der Hofleute, ihre abgelegten Gewänder den Schauspielern zu schenken. Als der ritterliche Walter Raleigh seinen von den Zutritten Elisabeth's schmückig gemachten Mantel wieder aushob, mochte er ihn wohl der Theater-Garderobe als Geschenk überlassen haben. Burbage soll den Prinzen Hamlet in demselben Kostüme dargestellt haben, das die Rutland, Southampton und Raleigh bei Hofe zu tragen pflegten: nämlich einen hohen, kegelförmigen Hut mit breitem Rand und langer Feder, ein Sammetwams mit seidenen Schößen, Atlasbesenkleider, mit Federn dick ausgestopft, einen langen Stopfbegen, reisse Halskrause und flatterndes Haar.

In späterer Zeit scheint Burbage zu „fett und kurgatbig“ geworden zu sein, um den Hamlet auch ferner darzustellen. Dagegen wurde nun Richard III. seine Haupt- und Staatsaction. Mit dieser Rolle wußte er sich so zu identifiziren, daß ihm seine Kollegen den Spitznamen King Dick*) beilegen. Did war einmal von einer galanten Galarieriebänlerin eingeladen worden, nach der Vorstellung zu ihr zum Souper zu kommen. Shakespeare, der davon Kenntniß erhalten, kam dem Freunde zuvor, und die Weiben saßen eben an der Tafel, als Burbage an die verschlossene Thür pochte. „Wer da?“ fragte die Dame. „Dein Freund Richard III.“ — „Fort, du budeliger Murzpatz!“ rief William Shakespeare, „weißt du nicht, daß Wilhelm der Eroberer vor Richard III. gekommen?“

Burbage war, gleich mehreren anderen Schauspielern jener Zeit, auch Maler, und es soll noch jetzt ein von ihm gemaltes Portrait einer Dame existiren. Er starb, ungefähr fünfzig Jahr alt. Ein zeitgenössischer Nachruß jagt von ihm:

He's gone, and what a world with him is fled!
Friends every one, and what a blank instead!
"Take him for all in all, he was a man"
Not to be matched and no age ever can.
No more young Hamlet, though but „scant of breath“,
Shall cry „Revenge!“ for his dear fathers death;
Poor Romeo never more shall tears begot

For Juliet's love and cruel Capulet;
Tyrant Macbeth, with unwashed bloody hands
We vainly now may hope to understand.

Die Schauspieler Joseph Taylor und John Bowen waren ebenfalls Mitglieder der Globus- und Blackfriars-Gesellschaft zu Shakespeare's Zeit, und Beide, gaben nach Burbage den Hamlet. Von Taylor wird berichtet, daß er, durch seine Persönlichkeit für die Rolle viel geeigneter als Burbage, ein „unvergleichlicher Hamlet“ gewesen. Bowen bildet das Verbindungsglied des Theaters der Elisabethanischen Zeit mit der von Betterton, da er neunzig Jahr alt wurde und zur Regierungszeit Karl's I. starb. Rowe, bekanntlich der älteste kritische Herausgeber von Shakespeare's Dramen, berichtet: „Betterton erhielt die Anleitung zu seinem dramatischen Spiel von William Davenant, der nie seinerseits vom alten Bowen empfangen hatte, welcher letztere noch von Shakespeare selbst unterrichtet wurde.“ Davenant, der sich in späteren Jahren rühmte, ein natürlicher Sohn des großen Dichters zu sein, konnte ebenfalls noch von diesem persönlich Belehrungen über dramatische Kunst empfangen haben, da er ihn sehr eifrig in seines Vaters Gasthof zu Oxford gesehen hatte, wo der große Theater-Director und Dichter auf seiner Reise von London nach seiner Vaterstadt Stratford abzusieuen und längere Zeit zu verweilen pflegte. Mithesh Davenant war eine aufgeweckte, schöne Frau, viel jünger als ihr Gatte, und eine entschiedene Kunstliebhaberin. Als ihr Sohn William geboren wurde, dessen Vater Shakespeare war, zügelten sich die Nachbarn des alten Davenant in Eifer mancherlei in's Ohr.

Zir William Davenant hatte die Ehre, nach Ben Jonson zum poeta laureatus gekrönt und wegen seiner Treue für die Sache des Königs zur Zeit des Bürgerkrieges zum Ritter geschlagen zu werden. Zur Zeit Cromwell's und der Republik war er nach Frankreich geflüchtet, von wo er ein Schiff mit französischen Auswanderern nach der virginischen Kolonie begleitete. Dieses Schiff wurde von einem „Parlaments-Kreuzer“ aufgebrocht und Davenant kam nun als Gefangener nach England, wo er erst nach zweijähriger Haft auf Vernehmung von John Milton freisetzt wurde. Später, als die Restauration der Stuarts eingetreten war, hat Davenant dem nun seinerseits verhafteten Milton diesen Dienst zurückgegeben. Davenant erhielt die Leitung von „des Herzogs Schauspielhaus“ (the Duke's Playhouse), wo zum erstenmale die Einfachheit des alten englischen Theaters gegen die Pracht der Decorationen und Kostüme der französischen Bühne vertauscht wurde, wo aber auch die Dramen von des Directors godfather (Vater) würdig aufgeführt worden sind.

Es sind gerade zweihundert Jahre her (August 1669), daß Samuel Pepys Folgendes in sein von der englischen Shakespeare-Gesellschaft herausgegebenes Tagebuch eintrug: „Heute in Herzog von York's Schauspielhaus gewesen und dort Hamlet gesehen, den wir seit einem Jahr und länger nicht gesehen hatten; hat mir außerordentlich gut gefallen, vor Allem aber Betterton, der seine Rolle besser spielte, als, wie ich glaube, jemals ein Mensch sie gespielt hat.“

Thomas Betterton war nach Burbage der erste große und berühmte Künstler und Charakter-Darsteller in Shakespeare's Dramen. Addison, der in seiner Jugend Betterton auf der Bühne gesehen hatte, schwärmte noch im Alter für den Hamlet Betterton's, und Colley Cibber, ein gefeierter komischer Schauspieler aus der Zeit der Königin Anna, sagte nach Betterton's Ableben: „Ach, ich sehe jetzt niemals ein Stück von

*) Dick ist die englische Abkürzung von Richard, kann aber auch einen „Blindbengel“ bedeuten.

Shakespeare, obne, bei der Erinnerung an Othello, in Ophelia's Klage auszubrechen:

„O, wehe mir,
Gieb'n zu haben, was ich sah, zu leben, was ich sehe!“

Betterton war, nach übereinstimmenden Aeußerungen seiner Zeitgenossen, ungemein hübsch; er hatte eine schlechte Gestalt, einen breiten Kopf, ein pedernarbiges Gesicht, kleine Augen, einen kurzen, dicken Hals, lange Arme und große breite Füße. Gleichwohl war ganz London entzückt, wenn er den Hamlet gab. Es muß doch eine gewaltige Kunstlernatur gewesen sein, die alle diese physischen Unvollkommenheiten zu überwinden verstand.

Betterton war der Sohn eines Rechts im Dienste Karl's I. und betrat die Bühne im J. 1659, als er 24 Jahr alt war. Zwei Jahre nach seinem ersten Auftreten gab er bereits den Hamlet. Seine Ophelia war die reizende Mib Sanderson, von der man wußte, daß sie die Flamme seines Herzens sei; das Publikum interessirte sich ebenso lebhaft für die wirklichen Liebenden, wie für die des Dramas. Jene machten es jedoch besser, als Hamlet und Ophelia; sie beirateten sich und wurden das glücklichste Ehepaar. Mib Sanderson gehörte zu den ersten Frauen, die auf der englischen Bühne auftraten, wo bis dahin alle Frauenteile von jungen Männern gegeben worden waren. Pepys beschäftigt in seinem Tagebuche, daß im Januar 1661 zum erstenmale Frauen auf dem Theater von London auftraten.

Der eindrucksvollste Moment von Betterton's Hamlet war die Scene im Zimmer der Königin, in dem Augenblicke, wo er den Geist seines Vaters erblickt. Während er mit seiner Mutter in Tönen der ausdrucksvollsten Zärtlichkeit sprach, preßte ihm der Schauder beim Anblicke seines Vaters und die Begierde, zu wissen, was dieser von ihm wolle, so furchtbar erschütternde Laute aus der Brust, daß in Folge dessen der Geist ihnen ebenso grauenvollen Eindruck auf das Publikum machte, als auf ihn selbst. Obwohl Betterton ein rothblütiges, geröthetes Gesicht hatte, erlischen er doch in diesem Augenblicke lebtenlos; sein ganzer Körper war von einem nervösen Zittern befallen, das die Zuschauer ebenfalls ergriff, so daß ihnen das Blut in den Adern erstarrete.

Zuerst spielte Betterton den Hamlet im Costüm eines Hofmannes Karl's II., nachmals im Costüm Wilhelm's von Dranien, mit Achselbändern an den Schultern, einem Federhut und einer enormen gepuderten Perrücke. Dieser nun steht als sehr komisch erscheinenden Tracht und seiner kleinen Figur ungeachtet, imponirte er den Zuschauern, rührte sie bis zu Thränen, und hielt sie in athemloser Zurückhaltung, die nicht wagte zu applaudiren. „Was mich betrifft“, sagte er gewöhnlich, „so geht mir ein aufmerksamstes Schweigen über jeden noch so lauten Beifall.“

Viele Jahre lang war Betterton ebensoviel Theater-Direktor als Schauspieler. Als Colley Cibber zum erstenmale in London auftrat, hatte er das Mißgeschick, Betterton wegen einiger Nachlässigkeiten sehr zu mißfallen. Am Schlusse der Vorstellung erkundigte sich Betterton nach dem Namen und dem Gehalt des ihm bis dahin unbekannten Schauspielers, und als er erfuhr, daß der junge Mann bisher noch gar keinen Gehalt bezog, so ordnete er an, ihm zehn Schilling wöchentlich zu zahlen, davon jedoch fünf wegen seiner Nachlässigkeit dießmal abzugeben. Betterton war gegen junge, aber talentvolle Schauspieler besonders freundlich, und er liebte es, sie zu ermuntern. Als der nachmals geschätzte Robert Wilks in London debütierte, wurde er durch das imponirende Spiel von Betterton so verwirrt, daß

er seine Rolle zitternd und stammelnd versagte. Nach Beendigung des Stüdes ergriff Betterton seine Hand und sagte, ihm beschwichigend: „Junger Mann, Deine Verzagttheit macht Dir Ehre; ein Kofs, das gleich im Anfange mit aller Kraft seinen Lauf beginnt, ist nur zu bald ermattet.“

Fünzig Jahre lang war Betterton eine Stierde der englischen Bühne, der er einen größeren Ruf verschaffte, als sie bis dahin jemals gehabt hatte. Er war ebenso bescheiden in seinen Ansprüchen, als wohlwollend gegen Andere, und obwohl sein Gehalt niemals mehr als 4 Pfund Sterling wöchentlich betrug, legte er doch mehrere tausend Pfund für sein Alter zurück. Er ließ sich indessen einmal verleiten, dieses Kapital in schwindigen Spekulationen anzulegen, wobei er sein Geld verlor. Als er 74 Jahr alt war, wurde eine Benefiz-Vorstellung für ihn gegeben, und Wiltsh Barry sprach einen von Rowe verfassten Epilog, worin es hieß:

Had you withheld your favours on this night,
Old Shakespeare's ghost had risen, to do him right.

Im folgenden Jahre 1710 wurde ein zweites Benefiz gegeben, welches ihm tausend Pfund Sterling eintrug, eine ungeheure Summe für jene Zeit. Er spielte seine Lieblingsrolle „Macbeth“ in „The maid's tragedy“ und zwar mit jugendlicher Kraft, aber er litt so vom Zittern, daß er gezwungen war, vom Toffen zu tragen. Um das Uebel zu vertreiben, wandte er ein Mittel an, das ihm die Kraftheit nach dem Kopfe trieb, und drei Tage darauf war der alte, große Künstler eine Leiche. Betterton's Genius, sein reiner Charakter und seine Hingebung für die Kunst machten ihn würdig, einen Ruheplatz unter den Leuten der Westminster-Abtei zu finden, wo er auch beigesetzt wurde. Richard Steele, der bei dieser Feierlichkeit zugegen war, schildert die Gefühle, die es in ihm erregte, „den Mann zu sehen, dessen Erscheinung mir lebhafter zum Bewußtsein gebracht hatte, was groß und edel in der menschlichen Natur ist, als alle Argumente der größten Philosophen, oder die Darstellungen der bewundernswürdigen Dichter.“

Die meisten Schauspieler jener Zeit liebten es, gleich Shakespeare, dramatische Dichter zu sein. Betterton's eigene Stüde haben ihm keinen großen Ruf gemacht, aber seine Darstellungen fremder Dramen waren geschickt und hatten Erfolg. Seine berühmten Vortragsarten suchten bei ihm Rath, da sie seinen Schwund und seine Erfahrung über Alles schätzten. So groß war seine Verehrung für Shakespeare, daß er eine Reise durch Warwickshire machte, um den Spuren des großen Dichters nachzugehen und Erinnerungen an ihn zu sammeln. Rowe verfaßte von vielen schätzbaren Mittheilungen, die er für seine Lebensbeschreibung des großen Dichters benutzte.

Baltische Provinzen.

Nachzügler der „Baltischen Monatschrift“.)

Unter Peter dem Großen und Alexander II.

Erst in der zweiten Hälfte des Juni ging uns wieder ein Heft der „Baltischen Monatschrift“ zu, welches die Lieferungen für Oktober und November v. J. darstellen soll. Das Blatt

welches es keineswegs an Lebenskraft fehlt, ringt schwer im Zerkampfe mit der russischen Censur. Auch das oben vorliegende Heft enthält noch recht tüchtige Aufsätze, so besonders die Abhandlung „Zur Geschichte der Geschichte“ von A. Brückner, und ein paar Rezensionen. Uns interessieren vorzugsweise die Artikel, welche baltische Stoffe behandeln; das ist diesmal ein Beitrag: „Zur litauischen Landtagsgeschichte des 18. Jahrhunderts“ und eine „Mitauer Correspondenz“. In der letzteren werden die Zustände des Stillebens in dieser Hauptstadt von Litauen, wie sie bisher in alterthümlichen und nicht eben sehr zivilischen Formen bestanden haben, gewissermaßen für das kommende Geschlecht geschildert, welches durch die jetzt hergestellte Eisenbahn-Verbindung mit Riga und Sonach mit der Welt ihrer raskeren, zeitgemäßen Fortentwicklung in materieller und epistolar Beziehung entgegengeht. Doch auch von dem bisher so abgelegenen Mitau aus wird folgende Versicherung gegeben: Es ist ein Irrthum, wenn man hier und da außerhalb unserer Provinzen noch immer meint, in übermäßigem Conservatismus mit Separatismus stemmen wir uns gegen jede Neuerung. Allgemein ist man bei uns von dem Gedanken durchdrungen, ob Verfassung, Justiz und Verwaltung bei uns anders werden müssen; wir wünschen, wie das unsere zahlreichen Vorschläge sticham erweisen, wir erstreben Weiterbildung und organischen Fortschritt in unserem provinziellen Gemeinwesen.“

Die Geschichtsschreibe „Zur lit. Landtagsgeschichte“ fordert uns zunächst die Anerkennung, daß in ihr trotz des empfohlenen Gedrucks immer noch ein edler Freimuth zum Ausdruck kommt, wie denn unter des wackeren Dr. Verholz's Revision niemals Unterwürfigkeit oder gar Schmeichelei gegen die russischen Gewaltthäter wahrgenommen ward. In dem Zerkampfe, in welchem sich das baltische Prebogat befinde, merkt es dennoch nicht, daran zu erinnern (Seite 259), daß die Religionsfreiheit, das angestammte Recht und die Verfassung dieser Provinzen, im Frieden von 1721 „völlerrechtlich hergestellt“ worden sei. Es ist bekannt, daß die Russen einmüthig die Berufung aus einer „völlerrechtlichen“ Vertragsverbindlichkeit des Zaren, den deutschen und protestantischen Charakter in dieser Provinzen zu achten, als Hochverrath brandmarkten, dem sie die Achtung dieser Sonderrechte höchstens als Gegenstand des inneren Staatsrechtes, allerseits aber nur als freie Verhandlungen des Staatsoberhauptes gelten lassen, welche von ihm jederzeit zurückgenommen werden können. Danach verfährt es denn auch. Nichtsdestoweniger sind die Kapitulationen zwischen dem Czar und Litauern und Peter d. Gr. vom Jahre 1704 thatsächlich in den Friedensschlüssen von Abo und Nistadt völlerrechtlich gewährleistet.

Aus dem vorliegenden Aufsätze ersieht man allerdings, daß schon Peter d. Gr. seine Verpfändungen nicht allzuweils halten hat. So namentlich gab er die Güter der baltischen Adelskulte nicht heraus, so daß dieselbe damals und auch weiter so lange nicht wiederhergestellt wurde; auch der Stadt Riga ist er nicht alle ihre Grundbesitzungen zurück, und dergl. mehr. Dennoch aber würden sich in Bezug auf Vertragsstreue und schickliche Behandlung die Kaiser- und Provinzialen glücklich zeigen, wenn das Zepter noch heute von jenem grohen Barren über sie geführt würde. Güter sind doch nur materielle Besitzthümer — aber Sprache, Recht, Kultur, Religion — das hängt denn doch noch ganz anders, und um das Alles handelt es sich jetzt.

In der That müßte es wunderbar zugegangen sein, wenn im 18. Jahrhundert, in welchem ganz Europa unter einer eiser-

nen Willkürherrschaft seufzte, gerade in einem Nebenlande Moskowitiens eine unbegleitete Rechtsachtung geübt worden wäre. Auch dem Kaiser Peter II. war „zu seinem Mißfallen“ berichtet worden, daß „Verschiedene vom litauischen Adel“ ihre Güter zu verkaufen und sich unter dem Vorwande nach Schweden zu begeben gedächten, daß „ihre uralten Freiheiten“ geschädigt würden; der Kaiser ließ aus dieser Veranlassung erklären, daß es ihm mit der Erhaltung der Bestimmungen des Nistadter Friedens durchaus Ernst sei und daß er wohl anerkenne, „daß einige adlige Höfe durch öftere Märzche der Truppen einigermaßen beschwert wären; doch würden Anstalten getroffen werden, Abhilfe zu schaffen.“

Also im Jahre 1729 Demüthigen der Regierung, die Deutschen im Lande zu behalten — 1869 sie zu russificiren; 1729 Berufung des Regenten auf den Nistadter Frieden — 1869 Verpöndung der Erinnerung daran; 1729 größte Bewunderung des Adels: Einquartierungslast, und jetzt — ? E. A.

R u s s l a n d.

I. Turgönjew und der Nihilismus.

Iwan Turgönjew hat sein Urtheil über die russische Nihilisten-Bewegung in einer Erzählung: „Väter und Söhne“ niedergelegt. Wenn man weiß, daß die russische Sprache des Verfassers nur die Ausdrucksform eines deutsch erzeugten Geistes ist, so wird man von vornherein ermessen können, daß sein Urtheil eine Verurtheilung ist.

Turgönjew schildert in „Väter und Söhne“ den Nihilismus in dem Verhältnisse zu der bisherigen Denk- und Gefühlsmenge der russischen Durchschnittsgesellschaft. Seine Erzählung ist ein Bild des russischen Jetzt und Jetzt, das Sonst in einer wahrhaft guten alten Zeit, das Jetzt im Sinne der nihilistisch gesunkenen russischen Jugend.

Als Helden figuriren zwei befreundete Jünglinge aus deren Väter. Die Letzteren, die Repräsentanten der alten Zeit, mögen sie ihre bedauerlichen oder lächerlichen Seiten haben, befinden sich jedenfalls in dem Vorzuge unerschöpflicher Gemüthstiefe. Die Söhne im Gegentheil brüsten sich mit der gewaltsamen Unterdrückung alles dessen, was Gefühl heißt. Sie bekennen sich zum Nihilismus und bringen die Anschauungsweise von der Unvermeidlichkeit in die Welt in der Provinz gelegenen stillen Wohnsitze ihrer Väter. Zwar der Eine von ihnen, Arkad Kirjanow, ein schwacher Charakter, hat sich, man kann darüber nicht lange im Zweifel sein, eben nur in das moderne nihilistische Gewand gekleidet. Der Nihilismus ist ihm nicht bis in die Seele gedrungen. Sein Freund dagegen, Eugen Bazarow, ist Nihilist par excellence, aus Ueberzeugung. Er versucht, die nihilistische Richtung mit strengster Consequenz zu verfolgen. Wir sehen einen starken und begabten Geist allen Errungenheiten der Humanität mit Spott und Trotz entgegenzutreten. Bazarow ist Mediciner, Naturforscher. Daß er von der medicinischen Wissenschaft nicht viel hält, wäre im Kreise seiner Collegen — auch der nichtrussischen — nichts Neues. Die Beugung

alles dessen, was das menschliche Gemüth mit dem Glauben zu erfassen strebt, theilt er ebenfalls mit einem erschütternden Bruchtheile der civilisirten Erdenbewohner. Aber der echte Nihilist geht weiter. Er verachtet jede garte Regierung des Herzens, und wie er sie bei Anderen mit allen Mitteln zu unterdrücken sucht, so löst er sie in sich selbst natürlich gar nicht aufkommen. Kaum daß es für ihn noch ein Band giebt, das ihn mit der Familie zusammenhält. Die weiche Liebe der Mutter ist ihm eine unerträgliche Plage. Die Alten sind reif für die Lumpenkammer. Ein Mann wie Arkad's Vater, der in der Veste von Puschkin's Gedächtnis seinen Genuß findet, ist demüthigend; man giebt ihm Büchern, „Kraft und Stoff“ in die Hand. Seine Neigung, Violoncell zu spielen, ist nun gar lächerlich. Seinen eigenen Vater bezeichnet Eugen Bazarov als „Dummkopf“ — wegen der Färllichkeit, die er nicht müde wird, ihm, dem Sohne, entgegenzutragen. Die Liebe, das tödtliche Verrecht der Jugend, mag er nicht kennen. Grundzüge sind ihm und dem nihilistischen Systeme fremd. Die Tugend ist ihm nichts als eine Sensation. Es giebt im Seelenleben überhaupt nur Sensationen. Jede Autorität ist abgeschafft, und jedes Ding hat nur eine Bedeutung auf Erden; soweit es nützlich ist. Selbstredend erkennt der Nihilist seine jener geistigen Aufstiege an, durch deren Beobachtung der Mensch sich dem Menschen werth zu machen sucht. Um natürlich zu sein, glaubt er in dem Zustande thierischer Zwangloser Reibtheit dahin gehen zu müssen. Der einzig berechtigte Gesichtspunkt im Dasein ist derjenige schrankenloser Kritik.

Es fällt dem Verfasser nicht schwer, das Unhaltbare eines solchen Systems darzulegen. Er zeigt es an dem weiteren Lebenslaufe seiner jungen Helden. Arkad Kirjaner entledigt sich des nihilistischen Gewandes, sobald er sich von dem dominirenden Einflusse seines Freundes befreit sieht. In Eugen Bazarov dagegen erhebt sich der unvermeidliche Konflikt zwischen seiner nihilistischen Ueberzeugung und den in ihm schlummernden menschlichen Gefühlen. Nichts Geringeres als die Liebe ist's, was diesen Konflikt herausbeschwört. Vergebens kämpft er gegen sie an, und wie hartnäckig er sie auch zu verleugnen sucht, er vermag sie nicht aus seinem Herzen zu verbannen. Natürlich kann aber bei einem Charakter wie Bazarov nicht daran die Rede sein, daß die Liebe freudig empfangen, Gefühl und Ueberzeugung, Gemüth und Verstand halten sich gegenseitig gefangen. Die ganze Seelenthätigkeit Bazarov's macht gewissermaßen Pause. Eine entsetzliche Langeweile überfällt ihn. Das Leben vor ihm zeigt sich in erschreckender Leerheit. Es ist ein Nichts. In solchem Zustande kann ein Bazarov nicht verbleiben. Er muß dies Leben, dies Nichts zu dem einzig möglichen Ende bringen. So sucht und findet er denn den Tod, indem er sich bei einem Typhuskranken eine Blutvergiftung zuzieht. Der Nihilismus ist nicht lebensfähig, das ist des Verfassers Tendenz.

Kristliche Szenen aus dem russischen provinziellen Leben sind in die Erzählung verflochten. Wer kann dem Zauber der Schilderungen eines Turgenejew widerstehen?

Noch ein Wort von der in Karlsruher geschriebenen Vorrede. Der Verfasser sagt darin, daß er die Treue der Uebersetzung seiner Erzählung auf's Nachdrücklichste garantire, was eine Genußnahme in sich schließt, die ihm noch selten, oder auch wohl gar nicht zu Theil geworden sei. — „So wird man wenigstens nach dem gerichtet, gelobt oder verdammt, was man eben gethan hat, nach seinen eigenen, nicht nach fremden Worten.“ . . . Ich verbanke Deutschland zu viel, um es nicht als mein zweites Vaterland zu lieben und zu ehren. — Vor dem aber, was man liebt und verehrt, ist der Wunsch: in seiner eigenen

Gestalt auftreten zu dürfen, wohl natürlich.“ Eine solche Verantwortung der bisherigen Uebersetzer ist überraschend. Schmeichelt sich unter ihnen nicht auch ein Bodenkopf? O. S.

Italien.

Joseph von Hoffinger's Uebersetzungen italienischer Poesien.

Die leider nicht mehr unter den Lebenden weilende Dichterin Josephine von Hoffinger in Wien hat uns in den vorliegenden Bändchen: „Aronen aus Italiens Dichterkraut“ einige der schönsten Blüthen ihres poetischen Talent und zugleich neue Zeugnisse für ihre gründliche Kenntniß der italienischen Literatur hinterlassen. Darf man bei einer Dame, welche sich den Sängern des Himmels und der Hölle zu ihrem Schutzpatron erkoren, eine ernste religiöse Richtung mit Sicherheit voraussetzen, so findet sich dies bestätigt durch die Auswahl zu dieser kleinen Sammlung: Dichter wie Gedichte gehören durchaus dem Heben des Lebens an. Hierin allein liegt das Gemeinnütze, sonst bieten sich in Zielen, Gedanken und Zeiten die erschütternden Verdrüsslichkeiten. Darin, daß die Uebersetzerin mit Gedichten von Giacomo Leopardi beginnt, betundet sie auf das Unzweideutigste, daß ihre Religiosität nicht ausschließlich in dogmatischen Schranken sich bewegt, sondern daß sie auch über diese Schranken hinweg den nach dem Wahren und Guten strebenden Menschengestalt, auch da, wo sein Ringen durch eine trübe, ungewisse Auffassung sich selbst Gemeinnütze bereitet, zu verstehen und zu würdigen vermag. Leopardi's Gedichte, leider in altem hohem Maße der Verkümmern der Tüchtigsten und Tiefsten unter der heutigen italienischen Jugend, sind in Deutschland von jeher mehr gepriesen als gelesen worden. Mögen sich die Uebersetzungen, welche hier von einer nicht unbedeutenden Zahl seiner besten und kernigsten Lieder geboten werden, mit der neuerdings von Robert Hamerling veröffentlichten Verdeutschung schwerlich an Tiefe und genialer Kraft messen können, so sind sie doch sehr wohl geeignet, das Verständniß des unglücklichen Dichters zu fördern und einen ungefähren Maßstab für seine Würdigung zu gewähren. Wenn dieser Poet dem Menschenbergen ausreißt

. . . Nicht ich, was verdrüßte
Dich zu bewegen. Nicht ist werth der Seufzer
Die Erde. Bist' er Ueberdruß
In Leben, weiter nichts, und Schlamm die Welt . . .

so reicht das hin, um die Sympathie des jungen Italiens für ihn zu begreifen, aber auch, um zu begreifen, weshalb wir das Uebermaß dieser Sympathie beklagen. — Neben diesen Dichtern, der sein schönes Wort, daß Italiens Sang vom Schmerz abzuleiten sei, durch seine eigenen Poesien bestätigt hat, steht hier ein Mann, in Allem das gerabeste Gegenstück des Vorigen, ein Mann, dessen titanische Willenskraft in einer beispiellos schürferischen Thätigkeit sich zu unergänzlichen Werken in sich jedem Zweige der Kunst verkörpert hat. Michel Angelo's hartnäckiger Geist fand in den Sonaten und geistlichen Liedern die er beim Beginn des Greisenalters, angetrieben durch die Freundschaft mit Vittoria Colonna, dichtete, einen durchaus eigenthümlichen, nicht selten erhabenen Ausdruck. Seine Kraft ist in der Uebersetzerin nicht ganz erreicht worden. Besser ist ihr dies bei

den bekannten Sonetten an Italien des Toskaners Bitticaja (zweite Hälfte des 17. Jahrh.) gelungen. Von Petrarca sind ebenfalls einige Sonette, darunter die geharnischten an den Kaiserhof des Papstes zu Avignon, wiedergegeben. Am reichsten vertreten ist Dante's lyrische Poesie durch Canzonen, Sonette und die poetische Nachbildung der sieben Bußpsalmen. Einige Lieder seiner Zeitgenossen und vortreffliche Uebersetzungen mehrerer geistlicher Hymnen von Jacopone da Todi, sowie des berühmten Lobgesanges des heiligen Franz von Assisi, machen den Schluß.

Als Anhang sind wenige eigene Dichtungen der Uebersetzerin beigelegt, die sich in der Stimmung an ihre Vorbilder anlehnen, und unter denen das Lied auf Dante's Gattin, die Keiner besingt, während Beatrice's Namen von allen Zungen tönt, sich durch tiefe Empfindung und schöne Form auszeichnet. J.

Nord-Amerika.

Die Westküste Nord-Amerikas.

Alaska, Vancouver, British-Columbia und Kalifornien.

Die gegenwärtige Spannung der politischen Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit in beiden Ländern mit besonderem Interesse auf die Küsten des Stillen Meeres, wo ein feindseliger Zusammenhang zwischen beiden Mächten von den weittragendsten Folgen sein würde. Wir haben schon neulich an dieser Stelle die Ansichten eines englischen Reisenden mitgetheilt, der gegenwärtig Mitglied des britischen Parlaments und inzwischen Erbe eines Adelsitzes geworden ist, über die Zukunft des nördlichen Theiles des nordamerikanischen Continents. Sir G. B. Wentworth Dilke*) hält die Annexion von British-Columbia und der wichtigen Vancouver-Insel, sowie aller britischen Besitzungen durch die Amerikaner nur noch für eine Frage der Zeit. Ein anderer Engländer, der von 1862–66 im Dienste der russisch-amerikanischen Telegraphen-Expedition die nördlich von Kalifornien gelegenen Lande, sowie dieses selbst bereist und durchforscht hat, spricht sich in seinem Reisewerk (Travel and Adventure in the Territory of Alaska by Frederick Whymper, London, Murray 1868), das er dem Präsidenten der Royal Geographical Society, Sir Morton Durston, gewidmet hat, merkwürdigerweise in ganz gleicher Art aus. Obwohl unsere Ueberzeugung dahin geht, daß eine solche Annexion nicht wahrscheinlich ist — hat ja doch auch das kanadische Parlament seither deutliche Ausrückungen dagegen erlassen — führen wir doch Whymper's nicht zu unterschätzende Worte an:

„Es giebt jedoch Viele“, sagt er, „sowohl in England, wie in Amerika, die diesen Kauf Alaskas“) nur als einen ersten Schritt zu einer amerikanischen Okkupation des ganzen Continents ansehen, und die voraussetzen, daß Kanada und British Amerika überhaupt früher oder später Theile der Union werden. Sieht man die Sache ohne Vorurtheil an, so glaube ich, daß es besser für jene Länder und für uns selbst ist, wenn dies geschieht. Wir werden von einer Last befreit, einer Quelle von

Kosten und möglicher Schwäche; sie (die Amerikaner nämlich) von den Hefen periodischer Invasionen, Alarmierungen. Im Gefühl der Stärke, die ihnen ihre Unabhängigkeit giebt, werden sie sich ausbreiten und wachsen, und gerade herausgelaßt, unsere kommerziellen Beziehungen mit ihnen werden sich dem Werth nach verdoppeln und vervierfachen. Niemand glaubt, daß die Vereinigten Staaten, wären sie nichts als unsere Kolonien geblieben, solche Fortschritte gemacht hätten, wie sie es thaten, und natürlich wäre auch unser Handel in gleichem Maße zurüch geblieben. Daß die Bestimmung der Vereinigten Staaten dahin geht, den ganzen nördlichen Continent zu besetzen, ist meine völlige Ueberzeugung.“

Diese Aeußerung des Engländer's ist um so bemerkenswerther, als Whymper's Buch erschien nachdem das Privilegium der Hudsons-Bay Company erloschen und die Verwaltung ihrer ausgedehnten Länder an die Krone übergegangen, auch das Projekt einer britisch-amerikanischen Pacific-Bahn in Gang gekommen war. Daß er das letztere für ausführbar und bedeutsam hält, gesteht er dabei selbst ein: „Zieht man in Betracht, daß die proponirte Linie Kanada mit British-Columbia und dem nördlichen Pacific verbinden würde und durch die blühenden und schnell wachsenden Niederlassungen am Red River und Saskatchewan paßirt, so hat ein solcher Plan viel für sich, ja mehr als manche ähnliche Linie in den Vereinigten Staaten. . . . Die Erbauung der Eisenbahnen ist in Amerika der Vorläufer der Bevölkerung. . . . Die Meisten von uns werden es erleben, daß mehrere solche Linien innerhalb der Union zwischen dem Atlantischen und Stillen Meer existiren. . . . Kanada, unterstützt von England (backed by England), sollte sich sofort aufmachen und in gleicher Richtung vorwärts gehn.“ Wenn es, wie zu hoffen und zu wünschen ist, nicht zum Kriege zwischen England und der Union kommt, so wird die gegenwärtige Krise jedenfalls viel dazu beitragen, um diese nördliche Pacific-Bahn zu fördern, und in zwei bis drei Jahren werden British Columbia, Vancouver und Kalifornien, für einander mit der glücklichsten Länder der Erde, von Deutschland aus in zwanzig Tagen zu erreichen sein!

Das Projekt einer Telegraphenlinie beider Welten, von Amerika durch Sibirien nach St. Petersburg, das die Western Union Telegraph Company of America im Jahre 1865 aufnahm, ist zwar zur Zeit, nachdem drei Mill. Dollars für Vorarbeiten, Untersuchungen-Expeditionen und Vermessungen ausgegeben sind, verlassen, da die Atlantischen Kabellinien keine Aussicht auf Konkurrenz gewähren, dürfte jedoch bei vorrückender Kolonisation der amerikanischen Westküste bald wieder aufgenommen werden.

Demnachst erzählt der englische Berichtshatter die Erwerbung des russischen Amerika durch die Union auch in kommerzieller Beziehung für eine gute Spekulation. Der äußerste Norden ist allerdings fast wüsth, die mittleren Territorien sind jedoch die Quelle reicher Zufuhren an Pelzwerk, und in den südlichen Landstrichen der 400,000 engl. Quadratkilometer (also fast 20,000 deutsche) großen Peltung giebt es viel Bauholz, allerdings von geringerer Qualität, und reiche Mineralische. Die Gischereien gestatten eine glänzende Ausbeute; bei den alcutischen Inseln, die sämtlich mitverkauft sind, da in dem Vertrage Atiou ausdrücklich als die westlichste der abgetretenen Inseln genannt ist, giebt es ausgedehnte Edelsteinbänke und der Vachs ist in allen Strömen des nördlichen Pacific der gewöhnlichste Fisch, der als die schlechteste Nahrung betrachtet wird. Unter der russischen Herrschaft wurden jährlich 100–150,000 Fische von Sitka oder Newarchangel nach

*) Vgl. Nr. 24 und 25 des „Magazin“.

“) Das amerikanisch-englische Wort Alaska ist von Alasiak, der russischen Bezeichnung für die Halbinsel zwischen dem Golf von Bissol und dem von Kenai, entnommen.

den Sandwichinseln exportirt. Eingeborene Weiber werden für die Arbeit des Reinigens und Einpöselns der Fische verwandt. Die amerikanischen Walfischjäger, welche schon vor der Abtretung den größten Theil des Handels in den Vändern der Lebringsstraße zu sich gebracht hatten — weeehalb, wie B. meint, der Ankauf eine gegen Rußland geübte Gerechtigkeit ist — haben auch in der männlichen Bevölkerung der aleutischen Inseln ein sehr brauchbares Material für Schiffsmannschaften gefunden; früher mußte jeder erwachsene männliche Bewohner dieser Inselgruppe drei Jahre für die russisch-amerikanische Pelzcompagnie Dienste thun. Die Entdeckung von Schwefelaggen auf den vulkanischen Eilanden hält B. für sehr wahrscheinlich. Die Aleuten hält B. für einen Volkstamm mit den mongolischen Tschuktschen und, wie Alapoth und Markham, für dieselbe Race wie die Estimos von Grönland. Ein verglichenes Vocabularium (p. 253) zwischen Worten des Aleutenstammes im nördlichen Alaska und der grönländischen Estimos wird von ihm als Beweis angeführt, ebenso der Umstand, daß Gütergemeinschaft sowohl bei den Eingeborenen Grönlands, als denen des Yukonflusses und am Nortonfund in hohem Grade existirt, so daß die besten Jäger und Fischer oft selbst schlechter daran sind, als die von ihnen versorgten anderen Mitglieder des Stammes. „Geuerosität ist unter ihnen die Regel, nicht die Ausnahme. Kein Mann, Weib oder Kind geht unter ihnen ohne Nahrung, Obdach, Feuerung, so lange verglichen in der Niederlassung vorhanden ist.“ Der Schomann, der Medizinmann der Tschuktschen, entspricht völlig dem Ankeg der Eingeborenen Grönlands. Als Agriculturnutland ist Alaska absolut wertlos. Außer dem Anbau einiger Kartoffeln und Gemüse wächst selbst in der Umgebung Sitkas keine Kulturpflanze; nirgends gedeiht Getraide.

Anders in Vancouver. Es giebt, mit Ausnahme von Kalifornien, nach B.'s Meinung, ein schöneres Klima, als das dieser Insel. Wäre nicht Britisch-Columbia mit seinen Goldminen in der Nähe, so würde die Colonisation derselben bereits weiter vorgeschritten sein; reich gewordene Goldgräber bleiben jedoch nicht hier, wie sie es in Kalifornien und Australien thun, wo sie zufriedene und wohlhabende Landbesitzer werden. Victoria, die Hauptstadt Vancouver's, am innern seeländischen Eingange der Straße von Juan de Juca gelegen, ist eine Stadt von „ungefundenem und forciertem Lebenslauf“; es hat kein Hinterland, da das Innere der Insel zu bergig und waldig ist, eine Landschaft von Felsen und Radelhöhlen, grobsartig, aber monoton. Die Stadt ist übrigens freundlich, reinlich, gut gebaut; hat bischöfliche, Dissenter- und katholische Kirchen, ein Theater, Gaswerke und einen Handwerker-Verein. Die in der Nähe, bei Esquimaux, befindliche britische Flottenstation trägt dazu bei, ihr einen civilisierten Charakter zu geben. Die Stadt Nanaimo, 70 engl. Meilen nördlich von Victoria, ist dem Umfange nach die zweite auf der Insel, eine dritte giebt es noch nicht. Nanaimo hat jedoch eine größere Zukunft als Victoria; es liegt in einer schönen, durch Inseln geschützten Bucht, innerhalb welcher selbst große Schiffe bis dicht an's Ufer gehen können. Ihre Existenz verdankt die Stadt den großen Steinkohlengämen, die von der englischen Vancouver Coal Company ausgebeutet werden. Die Schiffsahrt nach Alaska wird dem Kohlenhandel noch größeren Aufschwung geben. Das Hauptkohlenfeld liegt etwa eine viertel englische Meile von der Stadt und seine Produkte werden durch Eisenbahn die zu Wert geschafft. Im Jahre 1867 wurden 150 bis 300 Tonnem (40 engl. Centner) täglich zu Tage gefördert, welche bei Uebergabe am Schiff mit 6 Dollars, in San Francisco mit 12 Dollars oder durchschnittlich 2 Pfd. 10 Schill.

Sterling bezahlt wurden. An mehreren anderen Stellen hat B. ergiebige Lager zu Tage reichen, so eines am Puntje River bei der Ansetzung von Comox, fünf engl. Meilen von schiffbarem Wasser, dessen Kohle ausgezeichnet brannte.

Britisch Columbia verspricht dagegen, neben seinen an Reichtum unübertroffenen Goldfeldern (B. sah 3 B. innerhalb acht Stunden in einer Goldwäscherei 300 Unzen sammeln; v. „Eridon-Compagnie“ ärmte innerhalb einer Woche, von 2.—7. Juli 1865, 1400 Unzen, in der darauf folgenden Woche sogar 1926 Unzen Gold, ein großes Ackerbau-Territorium zu werden. Seine Wälder liefern, wie bekannt, ausgezeichnetes Bauholz, von dem im Jahre 1866 für 10,000 Pfd. St. exportirt wurden. Der Ertrag in den Goldminen war in demselben 600,000 Pfd. St., so daß bei einer Anzahl von nicht mehr als etwa 3000 Gräbern, auf jeden 200 Pfd. Gold kamen. Die Cariboo mines, 500 engl. Meilen von Victoria (Vancouver) sind die reichsten, unter ihnen das ergiebige Thal Williams Creek, dessen erste Entdecker einem tragischen Schicksal erlagen; Kolo, ein Schotte, wurde im Walde verbrannt gefunden, Wilhelm Ditz, ein Deutscher, durch Wüthelikeiten und Entbehrung ruhmlos, lebte als Menschenopfer in Victoria, als B. ihn dort sah.

Kalifornien, zu dem die New-Yorker bereits Sommerausflüge projektiren, wie man in Europa eine Schwärme reiche macht, war ein fast unbekanntes Land, als 1848 das Goldfieber ausbrach. „Es giebt Wenige“, sagt Whymmer, „welche Kalifornien kennen und es nicht lieb gewinnen; im Ganzen selbst weiß man es und hört es oft bemerken, daß die, welche es nach längerem Aufenthalt verlassen, um in ihre alte Heimat nach anderen Theilen der Welt zurückzugeben, bald zu Hause ersten Viehe“ zurückkehren, neben der sie keine gleiche Heimat. Obwohl Gold, Silber, Quecksilber- und Koblenminen reichliche Ausbeute geben, liegt doch der Hauptfortschritt des Landes im Ackerbau. Es exportirt nicht bloß Getreide nach Europa, sondern selbst nach den südlichen Staaten Amerikas, sogar selbst über den Panama-System! Im Jahre 1866 baute es 14 Millionen Bushel (1 B. = c. 1 Berliner Scheffel) Weizen; die jährliche Weinproduktion beträgt bereits 3 Mill. Gallonen (4 4 Quart) und diese Quantitäten sind in beständiger, schneller Zunahme.

San Francisco zählte im Jahr 1867 bereits 100,000 Seelen und, wie Sir Charles Dilke (in dem früher besprochenen Werke Greater Britain) sagt, hat es die best. Polizei von allen amerikanischen Städten. Wie es dazu durch Vigilance Committees und das „Pondgejek“ gekommen ist, muß man im 21. Kapitel des 1. Bandes bei diesem Schriftsteller nachsehen. Der Eingang zur „Goldenen Stadt“ durch die San Francisco-Bucht ist eng, Nebel hängen beständig über dieser Wasserstraße, bei der Cabrillo, Drake und Pizarro verhofft segelten, ohne zu bemerken, daß hier eine Bucht in's Meer einschneidet. Durch den engen Felsenkanal, die Golden Gate oder das „Schlüsselloch“, wie die Kalifornier ihn nennen, fließen jeden Nachmittag eine kalte Sebrise während der Sommermonate; im Winter herrscht Windstille. Es ist daher niemals zu heiß oder zu kalt in San Francisco, ein klimatischer Umstand, der, wie Dilke sagt, der Stadt an sich eine große Zukunft sichert. „Der Einfluß auf den nationalen Typus ist ein merklicher. Auf einem Völke in San Francisco sieht man englische Gesichter, nicht amerikanische. Selbst der magere „westliche Mann“ und die hungrigen Panfrees werden in diesem Tempel der Natur die und rofa.

Abwemper, der ein gleich rühmliches Bild von den Bewohnern und dem Reichthum Kaliforniens liefert, bezaubert

dass man nirgend eine solche Masse von „selbstbewussten, hoffnungslosen, gutherzigen und eckelnden Männern findet, als an dieser Küste“. Fast alle sind sie durch die „Mühle“ gegangen und stürzen aus diesem Väterungsprozess hervorgegangen. Das gegenwärtige Schulsystem schildert B. als ausgezeichnet. Die Einzel-Schule in San Francisco ist ein Gebäude, „das überall die Aufmerksamkeit auf sich lenken würde“; es hält 1000 Schüler mit 9000 Schülern befüllen überhaupt die hundertjährigen Schulen! 150 Lehrer und Lehrerinnen, meist in Boston gebildet, unterrichten sie. Dies geschieht in einem Lande, das so knappe Maschinenarbeit hat, dass ein gewöhnlicher Arbeiter 2 Dollars, handwerker 3 bis 4 Dollars täglich, weibliche Dienstboten 15 bis 25 Dollars und ländliche Arbeiter 30 Dollars monatlich inklusive Kost und Wohnung erhalten. Der Preis des Weizenweins ist dabei halb so hoch wie in New-York oder Liverpool, Zucker und Kaffee nicht theurer als in England oder New-York, wogegen Kleidungsstücke und Hausmiete doppelt so viel als in England kosten (die Wohnungsmieten in den englischen Städten sind im Allgemeinen bedeutend niedriger als in den deutschen). Was Kalifornien braucht, ist die Einwanderung von geschickten Arbeitern; denn die Staaten Oregon, Nevada und Kalifornien haben zusammen kaum eine Million Einwohner. Reine Arbeitskräfte, Mexikaner und Chinesen, sind in genügender Zahl vorhanden, aber technische fehlen. Die Einwohnerzahl San Francisco's ist die gemischteste unter der Sonne. New-Engländer und Briten prädominieren in ihrer Energie, die Chinesen in der Zahl. Franzosen und Italiener sind zahlreicher hier als in irgend einer anderen Stadt der Union. Die rathhaltigen Mexikaner versorgen mit ihren Landbau-Produkten die Küste. Australier, Polynesier und Chinesen sind zahlreich; die Deutschen und Skandinavier (beide durchgängig als Dethronen bezeichnet) spärlich, sie gieben es vor, wie Dillie angiebt, nach Philadelphia oder Milwaukee zu gehen, wo sie bereits Freunde haben. Das irische Element ist in Kalifornien nicht zur Geltung gekommen, wie mächtig es auch in den Atlantischen Staaten geworden ist. New-York, sagt D., ist irisch, Philadelphia deutsch, Milwaukee norwegisch, Chicago kanadisch, Saint-Peter Marie französisch, aber in San Francisco, wo alle fremden Völker stark vertreten sind, ist keine übermächtig, wobei es bemerkt, dass dieser kalifornische Staat, wie gemischt auch seine Bevölkerung ist, der am meisten englische von allen ist.“ Damit beizukommen lesen wir bei Whymper: „Obwohl Kalifornien während des letzten Bürgerkrieges ein loyaler Staat war, so trübt doch viel Liberalismus der Anschauung, und die Politik trägt keine so hohen Wogen wie in den Atlantischen Staaten. Der Engländer findet hier viele Vandalen, und es ist kein Wunder, warum er nicht die Niederlassung wagen sollte.“

Dr. F. E.

Kleine literarische Revue.

— **Der Geschichte der Literatur in Belgien.** Die von Herrn J. Potvin, in den Jahren 1863—1868, im Rathhause von Brüssel in französischer Sprache gehaltenen Vorlesungen über die geistige Leben Belgiens vom zwölften Jahrhundert bis zur Zeit Karls des Kühnen erscheinen jetzt, gesammelt in 2 Bänden (p. 10 Bros.), im Verlage der Ligue de l'Enseignement (Onderwijsraad). Besonders der Romanen-Einfluss von Reinart de Vos (vande Gucht), die Dichter der Kreuzzüge, van Marlant, und

die französische und die römische Poesie von Brabant im 14. Jahrhundert sind darin sehr eingehend behandelt; es verdient die Arbeit daher die Beachtung aller Literaturgeschichtsfreunde auch in Deutschland.

— **Italiens architektonische Kunstschätze.** (Ein Buch von höchst getriebenem Werthe! Der jetzt vorliegende erste Band der zweiten Auflage von Jakob Burckhardt's Cicerone führt durch die Architektur Italiens, worunter nicht nur die Bauwerke an sich, sondern auch die dekorativen Erzeugnisse und selbst die Geräthschaften, soweit sie die Architektur zu unterstützen bestimmt sind, verstanden werden. Die Verfasser zeigen sich als seine Kenner des Baustils aller Zeiten und besitzen die Gabe, ihre Kennererschaft in eine für das Verständniß des Lesers sehr günstige, bündige und doch detaillierte Darstellung zusammenzufassen. Diese Darstellung ist kein bloßes Beschreiben und Klassificiren der Bauwerke, sondern ein kritisches Eingehen in die historische und ästhetische Bedeutung jedes einzelnen hervorragenden Bauwerks. Der Leser wird in den Stand gesetzt, mit eigenem Bewußtsein dem Baumeister, seiner Absicht und seinem Schaffen nachzugehen. Besonders wichtig ist für den Laien gleich anfangs das Einführen in die antike Architektur, wobei die Verfasser die Grundzüge der griechischen Baukunst wiedergeben. Vieleselbstständig die Herausgeber ihren hohen Maßstab an die einzelnen Werke oder an das Schaffen ganzer Epochen legen, zeigt sich fast auf jeder Seite. Wir verweisen, nur auf das, was sie über den Dogenpalast in Venedig sagen, und auf die tiefgründige Kritik, die den florentinischen Baumeistern zu Theil wird. „Wer aber auf dem Gebiete der Baukunst“, so heißt es mit Hinweis auf den Hauptmangel der ganzen florentinischen Stils, auf das Unorganische, „nur in dem streng Organischen die Schönheit anerkennen vermag, hat auf dem italienischen Zeitalter mit Ausnahme der Tempel vom Pöstum überhaupt nichts zu erwarten; er wird lauter abgeleitet und deshalb nur wenig organische Stile vorfinden.“ Indes wird auch eine bauliche Schönheit ohne streng organische Bildung der Einzelformen anerkannt, und so wird namentlich der Renaissance der Ruhm gelassen, neue Elemente der Schönheit in die Architektur eingeführt zu haben. Es ist dies gewiß der für einen Cicerone angemessenste Standpunkt.

— **Der Farbenlehre.** Es giebt einige Lehrlinge der Physik, welche von allen Anfangen mit Widerstreben aufgenommen werden und selbst sonst unterrichteten Köpfen nicht in den Kopf wollen. Dahin gehört die Mechanik unseres Weltensystems, woran Dr. Schöpper seine geistige Schöpferkraft leider noch immer nicht erschöpft hat; die Lehre vom Luftdruck, welche Herrn v. Drieberg so drückt, daß er sich in einer ganzen Reihe Broschüren das Lust machen müssen, und besonders der allzu ungläubliche Satz, daß das einfache weiße Licht zusammengesetzt sein solle, zusammengesetzt aus verschiedenfarbigem Lichte. Seit der deutsche Dichterkunst an dem Lichttempel Newton's sein Herofstrat-Stück zu verüben gedachte, und dafür aus lauter alten Gliden seine sogenannte „Farbenlehre“ aufgebaut, hat er seine

*) Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunsterwerke Italiens, von Jakob Burckhardt. Zweite Auflage, unter Mitwirkung von mehreren Fachgelehrten bearbeitet von Dr. A. v. Zahn. I. Architektur. Leipzig, G. A. Schwann, 1869.

**) Dr. Schöpper, Betrachtungen über die physikalischen Lehren vom farbigen Lichte und dessen wahrheitsgemäßer Ursprung. Kiel, Schwes.

Bekannter bis auf den heutigen Tag gefunden, wie die in den letzten 20 Jahren erschienenen Bücher von Gräblich, Schopenhauer und besonders drei Schriften von Gräblich beweisen. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung verfolgt einen andern, eigenen Weg, auf welchem aber leider das Meiste „vermuthlich“, „wahrscheinlich“, freilich Einzelnes auch „evident“ ist. Wenn der Verfasser die Interferenz- und Beugungsfarben aus addirierenden Gasfächern zu erklären gedenkt, so hätte er doch einfach sich überzeugen sollen, ob dieselben ausbleiben, wenn er mit heißen, luftfreien Spiegelgläsern und Gittern arbeitete. Gewiß bietet die Farbenlehre, trotz der geistreichen Arbeiten von Dove auf physikalischem und von Helmholtz auf physiologischem Gebiete, noch manche Dunkelheiten, aber mit Vermuthungen, Hypothesen werden wir alten verstorbenen Newtonianer nicht beglückt. Rechnungen, Experimente beweisen, nicht Vermuthungen. (E. R.)

— **Zur Faust-Literatur.** Einen kleinen Beitrag zur hochangesehenen Faust-Literatur bringt ein kurzer Vortrag*) von P. Tübe, „auf Wunsch dem Druck übergeben“. Dieser Wunsch rührt wohl von etwas zu nachlässigen Freunden des Verf. her, denn etwas wesentlich Neues bietet die kleine Schrift uns nicht. Zwar von den Fehlern hält sich der Verf. fern, in welche die meisten Faust-Interpreten verfallen, mehr einzulegen in das Gedächtnis, als dasselbe auszuliegen und vor übergroßer Bemühen, die in den seltensten Fällen wahr und tief empfunden ist, aller Kritik zu vergessen. Er bringt ein warmes Herz und eine für einen Theologen anerkennenswerthe Weite der Anschauungsweise an die Sache heran, hält sich fern von der gewöhnlichen Phrasologie und hat gewiß beim mündlichen Vortrag Interesse und Beifall erweckt; denn bei einem Vortrage genügt es ja unter Umständen vollkommen, wenn dem Hörer Bekanntes und schon von ihm selbst Durchdachtes in geschmackvoller, neuer Form gebracht wird. Aber um als anspruchsvolle Broschüre in die Öffentlichkeit zu treten, fehlt es dem Vortrag, dessen Titel einen vollständigen Commentar zum Faust geizigen könnte, an Originellem, Treffendem und tief Gedachtem. Auch ist es wohl sehr zweifelhaft, ob denn wirklich die Probleme Faust's „die von uns Allen sind“, wie der Verf. meint. Ich wenigstens kenne sehr viele brave Menschen, welche von den Gefühlen Faust's nie eine Ahnung gehabt haben. — Vielleicht giebt und der Herr Verf. Gelegenheit, noch einmal später auf ihn zurückzukommen; denn die kleine, mit Liebe und Wärme geschriebene Broschüre läßt schließen, daß er seine Studien auf diesem Gebiete, und gewiß mit Erfolg, fortsetzen wird.

P. B. 8.

Litterarischer Sprechsaal.

Die Grimmsiftung zur Gratistvertheilung der Volksausgabe von Grimm's Märchen hat kürzlich Gelegenheit gehabt, mehrere entfernter, in der Diaspora befindliche deutsche Volksschulen zu bedenken. Die eine Sendung ist nach Ausland, und zwar an die vom deutschen Lehrerseminar zu Hoffnungsthal

in Bessarabien geleitete Elementarschule gegangen, und die andere an die deutschen Schulen in Wälschtal, wo bekanntlich der Gefahr der Italisirung sehr ausgelegt sind. Die letztgedachten Schulen haben in Folge der Theilnahme, die seit dem Jahre 1866 in Süd- wie in Norddeutschland für erwacht ist, einen neuen Aufschwung genommen, und es verdient in der That ihr rühmlicher Kampf für deutsche Sprache und Sitten unsere warmste Unterstützung. Einige deutsche Gemeinden, wie die von Traillongo und Kereba, die man bereits als der deutschen Nationalität verloren angesehen hatte, haben in jüngerer Zeit deutsche Schulen verlangt und erhalten. Ein Kultur- u. Beiträger für die Unterstützung solcher Schulen, von das deutsche Comité in Innsbruck erlassen, sagt unter Anderem: „In der Kampf für deutsche Nationalität in Schleswig-Holstein gekämpft wurde, nahmen wir im Süden daran innigsten Antheil und gaben unserer Gesinnung wiederholten, thatfächlichen Ausdruck. Möchte unser Eintreten für die deutsche Sache im Süden ähnliche Theilnahme und Unterstützung finden, wie das Eintreten für deutsche Sprache und Sitten im Norden sie gefunden!“ — Gelbbeiträge zu diesem schönen Zwecke wolle man der Bessarabischen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck zuwenden.

Unter der Ueberschrift „Internationale Bestrebungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft“ erscheint in Nr. 27 dieses Blattes Herr K. R. das „Landwirtschaftliche Centralblatt für Deutschland“ das, der Hauptsache nach, seinen Inhalt aus anderen Zeitschriften entnimmt, insbesondere aus es eine vergleichende Beschreibung einheimischer und ausländischer landwirtschaftlicher Verhältnisse bringt. Der Artikel schließt mit den Worten: „Mehr und mehr treten uns zwar derartige Erscheinungen auch auf allen anderen Wissenschafts- und Naturwissenschaften entgegen, allein das Ackerische, war einst das erste, welches in dieser Weise eine internationale Ausbreitung der neueren Erscheinungen in seiner einschlägigen Literatur erstrebte.“ — Der Verf. dieses Artikels scheint die übrigen landwirtschaftlichen Journale Deutschlands nicht zu kennen; sonst würde er diesen Anspruch sicherlich nicht gethan haben. Bei z. B. die „Annalen der Landwirtschaft in den preussischen Staaten“, Monatsblatt und Wochenblatt, anseht, würde kaum Einem unter den neunzehn Bänden — die früheren stehen den Einfänden augenblicklich nicht zur Verfügung — gefunden haben, in welchem dieses Feld nicht im ausgiebigsten Maße gekämpft ist, und zwar sowohl was die technischem als was die geistig-gelehrten Fragen betrifft. Besonders reich an derartigen Arbeiten ist der jüngste, 53. Band des Monatsblattes. Um aber auch ein ausländisches Journal zu erwähnen, verweisen wir auf „Le vie des champs“, herausgegeben von Jacquemin, und auf das Journal d'agriculture pratique, herausgegeben von E. Leconteur von denen das erstere besonders das deutsche landwirtschaftliche Unterrichts-, Versuchs- und Vereinswesen stets als Haupt der Nachahmung empfohlen hat. (E. R.)

Dieser Nummer liegt bei: **Steiger's Catalog Amerikanischer Zeitschriften.** (E. Steiger in New-York.)

Verantw. Redacteur: Joseph Schumann in Berlin, Stadttheaterstr. 14.
Verlegt von Ferd. Schömler's Verlagsbuchhandlung (Grunow und Wolpert) in Berlin, Unter den Eichenstr. 84.
Druck von Georg Reuter in Berlin, Brandenburgische Str. 11.

*) Die Kaufsache und der religiös-stiftliche Standpunkt in Götze's Faust; ein Vortrag, gehalten und auf Wunsch in Druck gegeben von Dr. phil. P. Tübe. Dresden, 1869. (30 S.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 24. Juli 1869.

[N° 30.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen. II. 429. — G. Reimann: Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges. 430. — Zur Statistik großer Städte. Die Berliner Volkszählung 1867. 431.
England. Die englischen Dämlich-Darsteller von der Zeit Shakspeare's bis zur Zeit Victoria's. II. David Garrick und John Philip Kemble. 433.
Frankreich. Roboulaire's Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes. 435.
Schweden. Eutermeister's Schwedische Sprachwörter-Sammlung. 437.
Katholische und jüdische Literatur. Zur Geschichte der Juden in Österreich. 438.
Kleine literarische Revue. Die Papageien, von Otto Hinck. 439. — „Parasita“ von G. Ruffini. 439. — Kathlen, ein Konflikt der Dankbarkeit und der Liebe. 439.
Litterarischer Sprechsaal. Das Lied vom General Sir John Moore. 440. — Ergebnisse der ersten deutschen Nordfahrt. 440. — D. H. Eydenhelm's vermischte Schriften. 440.

Deutschland und das Ausland.

Ungedruckte Briefe Friedrich's des Großen.*)

II.

Der zweite Theil der von P. v. Ranke aufgefundenen und in akademischer Form publicirten Correspondenz Friedrich's des Großen mit seinem Jugendfreunde, dem Prinzen von Oranien, Wilhelm IV., und dessen Gemahlin ist weniger gemüthlich, als der erste, der noch aus der Muße- und Studienzeit des Kronprinzen von 1735 bis 1740, datirt, aber er liefert einige sehr interessante Züge zu dem Charakterbilde des seltenen Königs. Nach der Thronbesteigung Friedrich's wird seine Zeit von Staatsgeschäften und bald darauf auch von dem mit aller Energie begonnenen Kriege so sehr in Anspruch genommen, daß er für den Jugendfreund in Holland nur Minuten übrig hat, wiewohl er ihm auch ferner mit der alten Theilnahme treu bleibt und ihm dies auch beweist, indem der junge König von Preußen für das Recht des Prinzen von Oranien, sowohl in den Angelegenheiten der Republik, als in der flassau Dillenburghischen Erbschaftsache, auf das Erfolgreichste wirksam ist.

Nachträglich ist hier noch auf einige bemerkenswerthe, briefliche Äußerungen des Kronprinzen Friedrich, kurz vor seiner Thronbesteigung, hinzuweisen. „Man sagt,“ so heißt es in einem seiner letzten Briefe aus dieser Zeit, „der Kaiser habe bei der Nachricht von den in Ungarn eintretenden Unglücksfällen gefragt, ob denn die Tapferkeit seiner Truppen mit dem Prinzen Eugen in Bruck getragen sei? Die Ereignisse beweisen nur, daß der Kaiser nicht Alles mit eigenen Augen sieht, noch selber eingreift. Wenn der Geist, der seinen Waffen bei Hochthat und vor Turin den Sieg verschaffte, in seinem Rathe noch verwaltete, so würde man dieselbe Weisheit bei den Entwürfen, denselben Nachdruck bei ihrer Ausführung wahrnehmen; die inneren Zwiste seiner Generale und Minister würden keinen Einfluß haben. Aber der Tod des Prinzen Eugen hat in Wien Alles verändert. Veruntreuungen sind viel häufiger geworden,

und die Unordnung in den Finanzen zieht tausend andere Uebel nach sich; daher der Ruin der Armee, der Verlust von Schlachten, der Einfall der Feinde in die unverbürgten Provinzen und das Scheitern der eigenen Unternehmungen.“

Das Urtheil des Kronprinzen über die Politik der „hochmögenden Herren“, welche die vereinigten Niederländischen Provinzen regierten, war ebenso treffend und bitter, als das über die kaiserliche Regierung in Wien Am 13. Nov. 1739, also ein halbes Jahr vor seiner Thronbesteigung, schreibt er dem Prinzen von Oranien:

... „Was sagen Sie zu dem Manifest des Kaisers, worin er sich vor dem Publikum wegen des Friedens, den er abgeschlossen, zu rechtfertigen sucht? Es ist das, meines Bedünkens, das Abgeschmackteste und Vächerlichste von der Welt. Die Franzosen spielen jetzt allerdings eine große Rolle; sie haben es freilich nur mit Schwächlingen zu thun, und wenn sich eine gute Feder und ein tapferes Schwert fänden, die ihnen Drosseln machten, so würde dies die Lage der Dinge gänzlich verändern. Ihr Holland spielt dabei die armseligste Rolle von der Welt. Wenn Sie nicht einst den König Wilhelm (III. von England) wieder aufleben lassen, werden alle Thaten jener glorreichen Vertheidiger der Freiheit der Niederlande vergebens gethan sein, und die Holländer, welche sich weigerten, die Sklaven der Spanier zu sein, werden vor den Franzosen kriechen.“

Nach Friedrich's Thronbesteigung trat in Holland der Umschwung ein, den er in seinen Briefen an den Prinzen von Oranien als durchaus nothwendig dargestellt hatte. Durch eine unerwartete Volksbewegung wurde Wilhelm IV., zum Erbstatthalter der Niederlande erhoben, was er dem königlichen Freunde sofort anzeigt. Dieser antwortet ihm freudig bewegt, und zwar wieder eigenhändig, was, seitdem er den Thron bestiegen, nicht geschehen war. Er ertheilt dem Prinzen von Oranien das Versprechen, seinerseits mitzuwirken zur Befestigung der Republik, an deren Allianz mit seinem Vorfahren (dem großen Kurfürsten) er erinnert, welche Allianz der Sache der religiösen Freiheit in Europa sehr nützlich gewesen sei.

Im Jahre 1751 starb Wilhelm IV., aber so groß war bereits wieder das Ansehen des Hauses Oranien-Nassau, daß die Wittve Wilhelm's, Prinzessin Anna von Großbritannien, zur Guratorin ihres Sohnes (des nachmaligen Wilhelm V.) ernannt wurde und unter dem Titel „Gouvernante“ einen, wenngleich beschränkten Antheil an den Regierungsgeschäften erhielt.

Es war während des siebenjährigen Krieges, im Jahre 1757, als eben die größte Krisis sich entwickelte, welche Friedrich in seinem Riesenkampfe mit dem gegen ihn verbündeten Europa befehdet hat. Gerade so, wie in neuester Zeit, hatten auch damals die nur um ihre Handels- und Geld-Unternehmungen besorgten Holländer Partei genommen für Oesterreich und gegen Preußen. Prinzessin Anna, die geborene Engländerin, suchte vergebens das protestantische Interesse geltend zu machen; Mynheer Schlug die sechsprocentigen Interessen, die ihm Oesterreich für seine Anleihen zahlte, bedeutend höher an. Die Prinzessin erblidte in der gegen Friedrich gerichteten Verbindung Oesterreichs, Frankreichs und der katholischen Fürsten Deutschlands, mit Einschluß des sächsischen Hofes, eine Gefahr für die protestan-

*) Nach P. v. Ranke's Publication in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

tische Sache und die religiöse Freiheit Europas. Ja, es war damals das allgemeine Gefühl (sagt Ranke), daß das Interesse des Protestantismus in der Welt und die reichthümliche Freiheit in Deutschland mit der Sache Friedrich's identisch seien.

Prinzessin Anna schreibt am 14. Februar 1757 an den König, dem sie Alles mittheilt, was sie über das Vorhaben der Franzosen und der Russen wußte:

„Ich würde zittern wegen der kritischen Lage, in welcher sich ganz Europa befindet, wenn ich nicht einen Mann kennen möchte, der allein im Stande scheint, die Religion und die Freiheit des Reiches zu schützen; mögen Ew. Majestät errathen, wer dieser Mann ist.“

„Ja wohl,“ antwortet darauf der König, „die gegenwärtige Krisis ist schrecklich: der größte Theil Europas hat sich gegen mich erklärt, aber die Vast, die ich tragen muß, macht mich nicht verzweifeln; ich bin glücklich, wenn ich mir die Theilnahme edler Menschen bewahre, die das Ziel ist, wo mein Ehrgeiz aufhört.“

Wie den Holländern gegenüber die Prinzessin von Branten, so klagt der König den Hannoveranern gegenüber wegen deren unkluger, den Oesterreichern zugeneigter Politik. Es ist überraschend, aus der Correspondenz zu entnehmen, daß in dieser Beziehung schon im vorigen Jahrhundert Holländer und Hannoveraner Sympathist haben. „Die Krisis“, schreibt Friedrich am 12. März 1757 an die Prinzessin, „wird von Tag zu Tag härter, und der Antheil, den Sie an Allem nehmen, was mich betrifft, veranlaßt mich, Ihnen vertraulich mitzutheilen, daß die Minister von Hannover die Absicht haben, mit den Franzosen einen Neutralitäts-Vertrag abzuschließen, und um für einen so auffallenden Schritt einen Vorwand zu haben, denken sie alle ihre militärischen Anordnungen in die Länge zu ziehen, so daß es dann den Anschein bekommt, als ob die Nothwendigkeit sie zwänge, ein so schwachvolles Verfahren zu beobachten. Ich habe darüber dem König von England geschrieben, und ich bin überzeugt, daß dieser Fürst über eine Handlung, die sowohl seinem Ruhm, als den gegen mich eingegangenen feierlichen Verpflichtungen widersprechen würde, seinen Abscheu zu erkennen geben wird. Ich messe die Kräfte der Schwäche des Ministeriums von Hannover bei, welches vor Allem sich fürchtet, wodurch es irgendetwas aus seiner gewohnten Routine heraus gebracht werden könnte.“

In ihrer Erwiderung beklagt es die Prinzessin auf das Bitterste, daß die Minister von Hannover so blind seien, ihren fleischlichen, beschränkten Ansichten das Heil der protestantischen Sache unterzuwerfen und durch ihre Irdebeilen die Thaten des Königs zu paralytisiren.

Der König vertraut in diesem Briefwechsel seiner Freundin in Holland alle Pläne an, die er für den Feldzug von 1757 entworfen und deren Ausführung mit der Schlacht von Prag so glänzend begonnen hatte, aber durch die Schlacht von Cölln so unglücklich vereitelt wurde. Erst als diese Krisis vorüber war, wendet er sich wieder an die Freundin: am 11. Jan. 1758 giebt er ihr Nachricht von der unumkehrbar wieder glücklichen Wendung der Dinge und von den neuen günstigen Erwartungen, die er jetzt hegen könne. Er unterrichtet die Prinzessin von den Verbindungen, die er im Einverständnis mit ihrem Vater, dem Könige von England, für den nächsten Feldzug getroffen. „Es wäre zu wünschen,“ schreibt er ihr, „Holland möchte unter diesen Umständen nach seinem Interesse handeln, um den Entwürfen, die gegen seine Unabhängigkeit geschmeidet werden, entgegenzutreten. Wollten die Generalsstaaten sich nur entschließen, ihre Landtruppen in diesem Augenblicke zu vermehren, so

würde dies dazu dienen, die Höfe von Versailles und Wien zum Frieden geneigt zu machen; sie selbst würden dadurch ihren alten Glanz wiederherstellen und das Heil der protestantischen Religion fördern.“

Die Prinzessin versichert ihm in ihrer Antwort vom 11. Febr. 1758 ihre außerordentliche Freude über seine jüngsten Erfolge und ihr Einverständnis in Bezug auf seine Wünsche; aber, fugt sie hinzu: „ich besage die Verleumdung der Generalsstaaten bis zu diesem Augenblicke härter, als mein Einfluß, wieviel ich immer noch hoffe, daß der dicke Nebel endlich weichen und dem Lichte Platz machen wird.“

Es ist dies einer der letzten Briefe der Prinzessin an Friedrich: sie erkrankte in demselben Jahre, und im Januar 1759 starb sie man dem Könige ihr Aelchen. Ranke bemerkt: „Auf die großen militärischen Handlungen des siebenjährigen Krieges wirkt durch diese Briefe ein Schimmer von Poesie: ihre Herbe mischt sich durch eine persönliche Beziehung voll von Zartheit und gegenseitigem inneren Vertrauen, die wohl nicht in Vergessenheit begraben bleiben durfte.“

J. E.

E. Neimann: Geschichte des bairischen Erbfolgekrieges.*

Die vorliegende Arbeit verbreitet über einen noch ziemlich dunklen Theil der Geschichte des vorigen Jahrhunderts ein helles Licht. Was den Verfasser veranlaßt und in den Stand setzt, die Geschichte dieses hieher von den Historikern flüchtigst behandelten und im Munde des Volkes noch heute verpönten „Erbfolgekrieges“ zu schreiben, erfahren wir aus dem kurzen Vorwort. Im Jahre 1854 gab R. W. v. Schöningh den ersten Band der militärischen Correspondenz Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Heinrich von Preußen heraus. Die Darstellung des bairischen Erbfolgekrieges, welche veranlaßt, ist beinahe vollständig; aber der Briefwechsel, 276 Seiten umfassend, enthält nur Fragmente von Aufschlüssen, welche den Verfasser veranlaßten, für seiner Arbeit zu benutzen. Dazu ordnete sich ihm, während er beschäftigt war, aus dieser ergiebigen Quelle mit wachsender Freudigkeit zu schöpfen, plötzlich eine neue, die nicht minder reichlich floß. Der Ritter Alfred von Arneß gab den ersten dieser Blätter bereits mehrfach erwähnten Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Joseph II. in drei Bänden heraus. „In diesen beiden Hilfsmitteln verschwandene Dämmerungen und Dunkelheiten in großer Zahl, und nur über wenigen Stellen lagert noch die Finsterniß. Man konnte so zu sagen jetzt in hellen Tagen leben, die Abflüßigen und Beweggründe der Hauptpersonen genau erkennen, Leben in die Darstellung bringen, unterrichten und rühmen.“ An der Hand dieser beiden neuesten Hilfsmittel und unterstützt von den früheren Forschungen über die bairische Geschichte, ist der Verfasser bemüht gewesen, ein treues Bild von dem bairischen Erbfolgekriege zu liefern.

Freilich ist man heute geneigt, jenen Streit kaum einen Krieg zu nennen, und die Vergessenheit, worin er gerathen scheint, er auch in vollem Maße zu verdienen; denn nicht ein einziges Mal haben die wohlgerüsteten Gegner in offener Fehlschlacht ihre Kräfte gemessen, und kaum nennenswerth ist ihr Gewinn, welchen Oesterreich am Ende davon getragen. Anders war freilich die Wirkung, die der Streit der Höfe von Versailles und Wien auf die Mitlebenden ausübte; sie empfanden die Wichtigkeit der Entscheidung, welche die Waffen treffen sollten

* Leipzig, Dunder u. Humblot, 1869, gr. 8. (337 S.)

weit früher als die Nachwelt. Während diese nur bemerkt, wie wenig der Trieb von Teshen die Karte von Deutschland verändert hat, dachten die Zeitgenossen mit leidenschaftlicher Erregtheit an die Folgen, die eintreten mußten, wenn Kaiser Joseph's umfassende Pläne seinem Widerstand begegneten oder dem Könige von Preußen zum Trost durchgeführt wurden. Auch wir können erst dem Kriege gerecht werden und seine Bedeutung erfassen, wenn wir ihn unter einem solchen Gesichtspunkte betrachten. Es fragt sich heute, ob es dem jetzigen Preußen möglich geworden wäre, sich der österreichischen Uebermacht im bundestägigen Deutschland zu erwehren und es aus der großen Stellung hinauszutragen, die es in Deutschland Jahrzehnte lang mit Glück behauptet hat, wenn der ehrgeizige Kaiser damals in Bayern die Abwendung erlangt hätte, nach der ihn gelüste. Friedrich der Große wußte wohl, worum es sich handelte, und ihm gebührt nicht nur das Verdienst, eine große Gefahr von Deutschland abgewendet, sondern auch durch das Zurückweisen des Hauses Habsburg in seine Schranken schon damals ein Beispiel gegeben zu haben, wie Preußen in Zukunft auf der Hut sein müsse, um den Feind seiner Größe und den stets zu schaden bereiten Gegner in Schranken zu halten, deren Ueberschreiten dem jungaufstrebenden Königtum gefährlich werden mußte.

Es ist nicht unsere Absicht, in die Einzelheiten des uns vorliegenden Geschichtswerkes näher einzugehen; die Darstellung desselben ist eine so zusammenhängende, die Fäden sind so enggeschürzt und so vielfach verflochten, daß es unmöglich ist, auch nur einen derselben aus dem kniffligen Gewebe loszulösen. Diese Zeilen verfolgen lediglich den Zweck, auf die verdienstvolle Arbeit hinzuweisen, deren Gegenstand bisher eine so gründliche und abseitig erschöpfende Darstellung noch nicht gefunden hat und die ganz dazu geeignet ist, über einen uns nabeliegenden Abschnitt unserer vaterländischen Geschichte, den man mit Unrecht bisher zu wenig beachtet hat, ein helles Licht zu verbreiten.

— p.

Jur Statistik großer Städte.

Die Berliner Volkszählung von 1867.¹⁾

Die wichtigsten Resultate aus der Statistik der Berliner Bevölkerung, Berufs- und Wohnungsverhältnisse liegen uns in einer graphischen Darstellung vor, und zwar in einer so vorzüglichen Bearbeitung und mit so vortrefflichen Erläuterungen versehen, daß das betreffende Werk alles bisher auf diesem Gebiete Dagewesene übertrifft.

Volkszählungen sind allerdings schon früher wiederholt vorgenommen worden, und man ist mit den erzielten Resultaten zufrieden gewesen, sobald sie dem vorangegangenen Bedürfnisse entsprachen; bei der im Jahre 1867 veranstalteten statistischen Aufnahme handelte es sich aber um mehr, als einen bloßen überflüssigen Nachweis des Umfangs der staatlichen oder kommunalen Corporationen; es sollten ermittelt werden:

1) die detaillirten Angaben über Alter und Familienstand der Bevölkerung; 2) die Confectionen, sowie die Bevölkerung innerhalb der Confectionen, nach den Pfarreien; 3) die Berufs-Verhältnisse der Bevölkerung in Combination mit Alter, Geschlecht und Familienstand; 4) das in sozialer Beziehung sehr

wichtige Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Selbstthätigen und Angehörigen; 5) das Verhältnis der männlichen und weiblichen Selbstthätigen innerhalb der einzelnen Berufs-Klassen zur Darlegung des Umfangs, in welchem die weiblichen Individuen an der Gewertharbeit Theil nehmen; 6) die Staatsangehörigkeit der Berliner Bevölkerung; 7) die Art des Aufenthalts am Zählungsorte; 8) der vermuthliche Ort des Aufenthalts der zur Zeit der Zählung von Berlin Abwesenden; 9) die mit besonderen Mängeln behafteten einzelnen Individuen und zwar die Blinden, Taubstummen, Blödsinnigen und Irrenmühen. Von den beiden letzteren Kategorien waren, außer den in Berlin Gebährten, durch Verbindung mit der Berliner medicinisch-psychologischen Gesellschaft noch diejenigen Berliner Irren zu ermitteln, welche sich zur Zählungszeit in auswärtigen Irren Anstalten befanden.

Eine solche umfassende Arbeit ließ sich nur durch Anspannung aller disponiblen Kräfte der Berliner Communal- und Polizei-Beamten, sowie durch Hinzuziehung eines großen freiwilligen Hilfspersonales ermöglichen, und daß diese Arbeit in so überraschend kurzer Zeit gelungen und so befriedigende Resultate geliefert hat, gereicht unstreitig der Volkszählungs-Commission zu großer Ehre.

Herr Dr. Schwabe hat nun diese Resultate in dem vorliegenden statistischen Werke übersichtlich in graphischen Bildern zusammengestellt und so faßlich erläutert, daß selbst der Laie einen vollständigen und sicheren Ueberblick daraus gewinnt.

Aus diesem Werke ist zu ersehen, wie diese complicirte, schwierige Arbeit vorgenommen, welche Verbesserungen, durch die Erfahrungen bei früheren Volkszählungen belehrt, man eingeführt und in welcher Weise sich dieselben bewährt.

Hierbin ist zunächst die Einführung der Karten-Methode gegenüber der früher angewandten Strich-Methode zu rechnen, welche Erstere den Vortheil einer sicherem Controle und einer Vereinfachung der Arbeit gewährt.

Die Anlage I giebt genaue Schemata zu den drei zur Anwendung gekommenen Zählungsarten; Anlage II den specifirten Organisationsplan für die Volkszählung; III die Instruktionen für die Zählungs-Revisoren, nebst den dabei gebrauchten Tabellen; IV den polizeilichen Hauszettel für die betr. Grundstücke nebst Tabelle; V enthält die Bestimmungen, nach welchen bei Abzählung und Revision der aus Listen verfahren ist; VI giebt eine allgemeine Anleitung, nach welcher bei der Zählung nach einzelnen Haushaltungen zu verfahren ist, nebst den dazu gehörigen Tabellen; VII giebt genaue Schemata zu den Extra-Zählungs-Listen für Anstalten z. u. und für die zur Zeit aus ihrer gewöhnlichen Beschaffung abwesenden Personen; VIII vermittelt eine Uebersicht des Haus-, Haushalts- und Einwohnerstandes; IX eine Liste der Revisor-Deputirten und Polizei-Beauftragten; X eine Tabelle über die Thätigkeit der Distrikts-Commissarien und Zählungs-Revisoren; XI eine Tabelle über die Berufs-Verhältnisse der Distrikts-Commissarien; und XII endlich die Berechnung der aus der Volkszählung 1867 erwachsenen Kosten, welche sich in Summa auf 6513 Thlr. 9 Gr. 1 Pf. belaufen.

Nun folgt ein umfassender Bericht zu den Tabellen über die Resultate der Berliner Volkszählung von 1867, welche in Abschnitt I eine Uebersicht der Bevölkerung bringt. Darin zeigt § 1 in Tabelle I die Summe der Bevölkerung Berlins nach Alter und Geschlecht. Aus dieser geht beispielsweise hervor, daß in der Altersklasse von 0—5 Jahren die weibliche Bevölkerung überwiegt, es existiren nämlich in dieser Klasse 39,352 männliche und 40,343 weibliche Individuen; noch stärker tritt

¹⁾ Die Resultate der Berliner Volkszählung vom 3. December 1867, berichtet, erläutert und graphisch dargestellt von Dr. jur. h. Schwabe. Berlin, in Commission bei Kortkamp, 1869.

dieses Verhältniß in der Altersklasse von 90–95 Jahren hervor, in welcher die Tabelle 16 männliche und 58 weibliche Individuen nachweist. Im Stralauer Bezirke lebte eine Frau, welche 1764 geboren, also im letzten Zählungsjahre bereits 103 Jahre alt war. Die summarische Bevölkerung von Berlin giebt die Tabelle auf 351,253 männliche und 348,728 weibliche, zusammen auf 699,981 Individuen an, ercl. der zur Zeit abwesenden Berliner Einwohnere.

In Tabelle 2 wird die Bevölkerung, nach Verhältniß der verschiedenen Stadttheile, in der Altersklasse vom 20.–30. Jahre und nach dem Geschlechte, in genauen Procentsätzen nachgewiesen und ist daraus zu ersehen, daß die Vorstadt in beiden Geschlechtern die stärkste Bevölkerung besitzt.

Die Tabelle 3 zeigt durch Vergleichung, wie sich die Verteilung der Bevölkerung über die Altersklassen in der Großstadt eigenthümlich zu gestalten pflegt, und sind deshalb darin die Berliner Verhältnisse mit denen von Thüringen und Würtemberg zusammengestellt worden.

§ 2 bringt eine Statistik der Bevölkerung nach Alter und Familienstand und zwar zeigt Tabelle 4, wie viele von je 10,000 Personen männlichen, resp. weiblichen Geschlechts auf die verschiedenen Familienstands-kategorien in den verschiedenen Stadttheilen kommen. Beispielsweise ist daraus zu ersehen, daß von den weiblichen Bewohnern durchschnittlich eine verheiratete Person auf je 1000 Unverheiratete schon in dem Alter von 16 Jahren kommt, während dasselbe Verhältniß bei den Männern erst mit dem 19. Jahre eintritt. Ebenso interessant ist die Wahrnehmung der Verhältnisse der Vermittelten und Geschiedenen zu den Verheiratheten und Unverheiratheten beiderlei Geschlechts.

Tabelle 5 bringt eine genaue Uebersicht, in welchen Procentsätzen sich diese Verhältnisse in den verschiedenen Stadttheilen äußern. Der Durchschnitt der Stadt zeigt 46,5 % Unverheiratete, 45,1 % Verheiratete, 8,0 % Vermittelte, 0,7 % Geschiedene.

Tabelle 6 ergibt wieder in einer Vergleichung, wie weit diese Verhältnisse für die Großstadt charakteristisch sind.

Tabelle 7 berechnet, wieviel von 100 verheiratheten Männern resp. Frauen auf jede Altersklasse kommen; und

Tabelle 8 zeigt die Berechnung, wie sich dieses Verhältniß bei beiden Geschlechtern jeder Altersklasse in Procentsätzen gestaltet.

§ 3 giebt interessante Aufschlüsse über die Art des Zusammenlebens und Wohnens, und zwar giebt

Tabelle 9 das Verhältniß der domicilirten zur flottirenden Bevölkerung in den verschiedenen Stadttheilen, sowohl in Zahlen als in Procentsätzen an. Zu der flottirenden Bevölkerung sind gerechnet: Commis, Gesellen, Lehrlinge, Diensthoten, Chambregarnisten, Schlafleute, in öffentlichen Instituten befindliche und sonstige Personen. Man ersieht schließlich daraus, daß auf eine Familienhaushaltung in Berlin durchschnittlich 4,2 Personen kommen.

Tabelle 10 ordnet die Stadttheile nach der Zahl der Familienglieder, auf die ein Diensthote kommt, und zeigt dadurch die sozialen Verschiedenheiten der Stadttheile in sehr charakteristischer Weise.

Tabelle 11 zeigt überhichtlich, wie sich Chambregarnisten und sogenannte Schlafleute (die nur ein Nachtlager gemiethet), nach Geschlechtern getrennt, über die Stadt verbreiten; während Tabelle 12 die Altersverhältnisse derselben schnell überblicken läßt.

§ 4 handelt von den Religions-Verhältnissen der

Bevölkerung und ersieht man aus Tabelle 13, wie sich die einzelnen Confessionen über die Stadttheile vertheilen, sofern in welchem Verhältnisse jeder Stadttheil aus Angehörigen der verschiedenen Confessionen besteht.

§ 5 handelt von den Stand- und Berufs-, Arbeits- und Dienstverhältnissen, bringt eine Uebersicht der einzelnen Berufsstände, welche in jeder der gebildeten Klassen resp. Gruppen zusammengefaßt sind, bietet ferner eine Uebersicht der Berufsclassen mit Untercheidung der Selbstthätigen und Angehörigen, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und zeigt in Tabelle 14, wie die Selbstthätigen der einzelnen Berufsclassen in jedem Stadttheile zur Vertretung kommen, in Tabelle 15 aber den gewerblichen und bezüglich sozialen Charakter jeden Stadttheils.

Tabelle 16 veranschaulicht das Verhältniß der Bevölkerung in Alter, Geschlecht und Familienstand in Combination mit den Berufsverhältnissen derselben, und Tabelle 17 zeigt eine Uebersicht desselben Verhältnisses in Procentsätzen ausgedrückt.

Tabelle 18 vermittelt eine Anschauung des Verhältnisses der Selbstthätigen zu den Angehörigen aller Berufsclassen; in der Tabelle 19 ist berechnet worden, wieviel in den verschiedenen gewerblichen Berufsclassen auf einen Arbeitgeber Arbeitnehmer kommen, während die Tabelle 20 die Art des Wohnens der selbstthätigen Arbeitnehmer überichtlich darstellt.

Tabelle 21 ordnet die Berufsclassen nach der Zahl der Diensthoten, welche auf je 100 Personen jeder Berufsclassen kommen.

§ 6 charakterisirt sehr treffend das Verhältniß der Selbstthätigen zur Bevölkerung in den verschiedenen Berufsclassen, wobei als besonders interessant der Nachweis gerühmt werden muß, in welchem Grade sich das weibliche Geschlecht an der Selbstthätigkeit theilnimmt, und zwar stellt sich das Verhältniß in den Altersklassen von 15–30 Jahren durchschnittlich zu 20 % in denen über 30 Jahren durchschnittlich zu 26 %.

§ 6 handelt von den besonderen Mängeln einzelner Individuen, und es ergibt sich aus Tabelle 23, daß sich in Berlin 342 Taubstumme und 295 Blinde aus beiden Geschlechtern befinden.

§ 7 bezieht die Verhältnisse der Bevölkerung nach Gesichtspunkte der gesetzlichen Bestimmungen in der Verfassung des Norddeutschen Bundes und der Zollvereins-Verträge.

§ 8 handelt von der Staats-Angehörigkeit; § 9 von der Art des Aufenthalts am Zählungsorte; § 10 von dem verhältnißlichen Orte des Aufenthalts zur Zählungszeit; § 11 von der semännlichen Bevölkerung.

Alle bis bisher angeführten Tabellen und Daten sind durch Herrn Dr. Schwabe auf das Verhältniß erläuterte werden.

Der Verfasser kommt nun zu dem II. Abschnitte: Uebersicht der Wohngebäude, und bringt in § 1 eine Untercheidung der Grundstücke in Privatwohnbäuser und öffentliche Gebäude; in § 2 eine Classification der Privatwohnbäuser und öffentlichen Gebäude nach der Zahl der Haushaltungen, wozu Tabelle 24 eine vergleichende Uebersicht des Verhältnisses zu früheren Zählungsjahren bringt. § 3 spricht von den Zwecken, welchen öffentlichen Gebäude dienen, und zeigt in Tabelle 25, daß deren in Berlin 645 existiren.

§ 4 classifirt die Vorderhäuser und Hofgebäude nach der Zahl der darin enthaltenen Haushaltungen, was in den Tabellen 26 und 27 veranschaulicht wird.

§ 5 handelt von den Grundstücken mit Gas- und Wasserleitung und zeigt in den Tabellen 28 und 29, daß die Hof-

gebäude überall in Betreff dieser Vortheile gegen die Vorderhäuser zurückstehen.

§ 6 classifizirt die Gebäude nach der Höhe der Stockwerke und läßt aus den Tabellen 30 und 31 ersehen, daß die städtischen Häuser sowohl bei den Vorder- wie Hofgebäuden in der Stadt vorherrschend sind.

Der III. Abschnitt bezieht ausführlich die Berliner Pauskaltungen, charakterisirt dieselben nach allen Richtungen hin und giebt in den Tabellen 32 bis 38 die erläuterndsten Illustrationen.

Den interessantesten Theil des ganzen Werkes bildet der IV. Abschnitt, welcher in umfassender Weise die verschiedensten Verhältnisse der Berliner Wohnungen bepricht. Es sind, wie man daraus erieht, bei der Zählung von 1867: 152,641 Haushaltungswohnungen ermittelt worden, in welchen, Alles in Allem genommen, 702,437 Einwohner leben. Der Abschnitt bepricht die Höhenlage der Wohnungen, die Räumlichkeit derselben, die geschäftliche Benutzung und bringt auch eine genaue Uebersicht über die Wohnungs-Üeberfüllung, aus welcher zu sehen, daß im Ganzen 15,574 überfüllte Wohnungen in Berlin existiren, von welchen 8571 in den Vorderhäusern und 7003 in den Hofgebäuden liegen. Ferner spricht er sehr ausgebreitet über das Verhältniß der Gas- und Wasserleitungen in den Gebäuden und Wohnungen; über die Vertheilung der direkten und indirecten in den verschiedenen Stadttheilen und schließlich über die, gegen Feuergefahr etc. versicherten Wohnungen. Die Tabellen 39 bis 66 dienen zur Vermittelung einer genaueren Uebersicht und erleichtern das Verständnis ungemein.

Der V. Abschnitt endlich giebt eine Analyse der Bevölkerung in den Räumlichkeitsklassen der Wohnungen. Diese Klassen sind folgendermaßen angenommen worden: 1) Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer, 2) Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer, 3) Wohnungen mit zwei, 4) Wohnungen mit drei, 5) Wohnungen mit vier, 6) Wohnungen mit fünf bis sieben, 7) Wohnungen mit acht und mehr heizbaren Zimmern, und nun ist es interessant, wahrzunehmen, auf welche Art sich die verschiedenen Berufs- und Haushaltungs-Klassen in diese verschiedenen Wohnungsklassen vertheilen.

Nicht minder interessant ist der Nachweis über die Kinderbevölkerung von Berlin. Nach der statistischen Aufnahme von 1867 gab es in Berlin 35,401 Kinder von Wohlhabenden und Reichn, von denen 6744 über 15jährige bei ihren Angehörigen wohnten — dagegen 216,220 Kinder der minder begüterten Klassen, von denen 35,942 über 15jährige bei ihren Angehörigen wohnten.

Das Werk bringt nun noch 38 Tabellen, in welchen die Volkszählungen von 1861, 1864 und 1867 in übersichtlichen Vergleichungen dargestellt sind; außerdem eine graphische Darstellung des Verhältnisses der Bewohner zur Fläche in den Stadtbezirken (Tafel 1) und 23 weitere Tafeln, die in mathematisch konstruirten Grundrissen eine bildliche Darstellung aller in dem Buche erläuterten Bevölkerungs-, Berufs- und Wohnungs-Verhältnisse wiedergeben und a priori ein richtiges Verständnis ermöglichen.

Nach all diesem dürfte es wohl unnöthig sein, noch Weiteres zum Lobe dieses Werkes hinzuzufügen, welches sich nicht allein anderen großen Communen als nachahmenswerthes Muster, sondern jedem gebildeten Leser zur Erweiterung seiner statistischen Kenntnisse selbst empfiehlt.

— r —

England.

Die englischen Hamlet-Darsteller von der Zeit Shakespears bis zur Zeit Keffings.

II.

David Garrick und John Philip Kemble.

Nach Bettertons Tod entbehrte die englische Bühne lange einen großen Hamlet-Darsteller. Robert Wilks, der sich sehr viele Mühe gab und, wie wir bereits erwähnten, sich die Gunst Bettertons erwarb, war doch nur ein schwacher Nachahmer des Letzteren. Er war schließlich ein sehr geliebter Director des Haymarket-Theaters, und zwar gemeinschaftlich mit Colley Cibber. Neben Wilks trat Barton Booth als Hamlet auf, und obwohl er sich den Beifall Addison's, des Verfassers des steifen Trauerspiels „Cato“, erwarb, scheint er es doch nicht über eine mittelmäßige Leistung gebracht zu haben. Keiner dieser beiden Hamlets hat jemals die Herzen der Zuschauer gewinnen können. Jabelang vermochte kein Schauspieler das Andenken Bettertons zu verwischen, — bis der „kleine Davy“ kam, welcher 32 Jahre lang der Abgott des englischen Publikums blieb.

David Garrick hatte französisches Blut in seinen Adern, das Blut edler Guenotten. Sein Vater war Hauptmann in der britischen Armee, und David wurde in einem Gasthaus in Greiford geboren, wo der Hauptmann stationirt war, um Nekruten einzuschießen. Als er zwölf Jahr alt war, spielte der Knabe mit großem Beifall auf dem Liebhaber-Theater der Vidsfield-Schule. Selbst der ältere Samuel Johnson, der in einer höheren Klasse derselben Schule sich befand, war entzückt über des kleinen Ketzers Anmuth und Lebhaftigkeit, vielleicht weil er in ihm seinen eigenen Antipoden erblickte. Als Johnson selbst eine Schule für junge Gentlemen eröffnete, befand sich David, damals neunzehn Jahr alt, unter seinen Schülern, und ein Jahr später, da diese sogenannte Akademie sich als eine falsche Spekulation erwies, gingen die Beiden zusammen nach London mit Einem Empfehlungsbriefe, der das einzige Kapital der Beiden war. Das Paar bildete einen merkwürdigen Contrast, — der Eine ein langer, plumper Schulmeister mit pockennarbigem Gesicht, schlenkerndem Gang und ungeschickten Manieren, der Andere ein leichter, beweglicher Windbeutel mit der Grazie eines Franzosen und der Sicherheit eines Prinzen.

Bald nachdem sie in der Hauptstadt angekommen waren, hatte ein entfernter Bekannter Garrick's die Güte, zu sterben und ihm tausend Pfund zu hinterlassen. Zunächst versuchte er es nun, Jura zu studiren; bald darauf aber fassete er wieder um und ward Weinbändler. In dieser ganzen Zeit trug er auch das Verlangen, Schauspieler zu werden, aber seine Familie wollte es nicht zugeben; endlich aber trug seine Neigung den Sieg davon: er ging in die Provinz, und trat dort unter einem angenommenen Namen auf. In der Rolle des „Sarsaparill“ erwarb er sich den größten Beifall, und dies genügte ihm, sich nun seine Lebensaufgabe definitiv zu wählen. Er kehrte nach London zurück, um dort bei der Bühne eine Anstellung zu finden, aber Drury Lane und Covent-Garden verjähmten ihn, und nur in dem kleinen Theater in Goodman's-Fields fand er Aufnahme.

Der „herumziehende Schauspieler“, wie ihn die beiden Directoren der großen Theater genannt hatten, war freilich von einer ganz anderen Schule, als der majestätische Betterton, aber er eroberte London mit Sturm. Der kleine Mann wählte sich

Richard III. als sein erstes Debüt, „weil“, sagte er, „wenn ich in einer Helden- oder anderen Rolle fortkomme, die gewöhnlich von einem langen Kerkel gespielt wird, ich gewiß dann auch alles Andere geben kann. Man hatte bereits Manderlei über ihn gehört, und so war das Theater ziemlich voll, als er auftrat. Sein Richard wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und er wurde sofort ein Liebling des Publikums. Die großen Theater blieben leer und zu dem kleinen Goodman strömten selbst die vornehmsten Leute hin. Aus dem Pope, der alte, schwache und jankstüchtige Mann, war aus seinem Irwidman in die Stadt gekommen, um Garrick zu sehen, und pries ihn nun mit Enthusiasmus. Der Schauspieler Quin, der den eigenen Ruhm vor dem aufgehenden Gestirn erblicken sah, sagte spöttlich: „Garrick ist eine neue Religion; das Volk läuft zu ihm wie zu Weisthümeln, aber es wird bald wieder zurück in die Kirche kommen.“ Garrick antwortete darauf durch das Epigramm:

„When doctrines meet with general approbation,
It is not heresy, but reformation.“^{*)}

Garrick hatte sich Verbeeren als Richard III., als König Lear und auch in vielen beliebten Lustspielen erworben, als er in seinem stehentzwanzigsten Lebensjahre im Drury-Pane-Theater als Hamlet auftrat, und zwar in einem dunkeln Gewande und mit allen äußeren Zeichen der Trauer — also in ganz anderem Costüm, als alle seine Vorgänger. Von kleiner, zarter, aber wohlgeformter Gestalt, mit einer außerordentlich wohlklingenden, wenn auch nicht sehr mächtigen Stimme, mit Augen voll Feuer und Leidenschaft, mit großer Beweglichkeit in Stellungen und Gesten, bildete er einen entschiedenen Contrast zu dem hohen, graciatösen Bettetou. Und trotz der jähren Anhänglichkeit, mit welcher alte Theaterbesucher für ihre früheren Lieblinge eingenommen zu sein pflegen, gaben doch selbst Diejenigen zu, die sich Bettetou's noch sehr zu erinnern, daß Garrick's Hamlet der bedeutendere sei. Seine künstlerischen Stellungen, seine wunderbare Beweglichkeit der Gesichtszüge, die tiefe Melancholie, die ihn niederdrückte, sein heftiges, wiewohl kindliches Auftreten der Königin gegenüber, jeder Blick seiner sprechend funkelnden Augen — Alles wird von den Kritikern jener Zeit mit Begeisterung hervorgehoben. „Als er den Geist anblinzt“, sagt einer dieser Kritiker, „erschien seine Bestürzung so groß, daß die Bewegung der Zuschauer, die auf ihn blickten, ebenso stark war, als wenn sie wirklich einen Geist gesehen hätten. Er stand da, wie eine Statue, voll Schrecken, sein Gesicht todtbleich, mit unterdrückter, zitternder Stimme sprechend, und seine Fragen voll Zögerung und Furcht an den Geist seines Vaters richtend.“ — Es ist ein merkwürdiger Beweis von der Robheit früherer Zeiten, daß das bittere Weh Shylock's, obwohl es damals mit denselben Worten ausgesprochen wurde, die jetzt zu Thränen rühren, lange als Vahnen erregend gegolten haben. Der Komiker Deggett gab den Shylock mit einer rothen Perrücke und falschen Nase, während die treffliche Schauspielerin Kitty Glive, welche die Portia gab, allgemeine Heiterkeit dadurch erregte, daß sie die berühmtesten Juristen an der Nase herumführte.

Vielleicht war es diese prosaische Gesinnung der Zeit, was Garrick bewog, so manches Poetische des Shakespeare zu besseitigen. So hatte er in Hamlet nicht bloß die ganze Rolle des Schicksal, sondern auch die Scene mit den Leichengräbern gestrichen; ja für „Romeo und Julie“ hatte er, dem prosaischen

Publikum zu gefallen, einen neuen Schluß gedichtet, worin die beiden Liebenden, da Julie von ihrem Schlaftrunk erwachte, bevor es zu spät war, sich heirateten. Wiegehn Tage lang wurde dieses Trauerspiel gleichzeitig in Drury-Pane und Covent-Garden gegeben; dort spielte Garrick und hier Barry den Romeo. Doch mußte letzterer endlich seinem Rivalen das Feld überlassen.

Als Richard III., Lear und Hamlet feierte Garrick den größten Shakespeare-Triumph. Als Macbeth war ihm seine kleine Statur nachtheilig; auch sein Othello hat bei den Zeitgenossen keine Gnade gefunden; dagegen aber über den Haischen Einbruch, den sein Hamlet gemacht, Zeugnisse eigenthümlicher Art vorhanden; z. B. die merkwürdigen Neubezeugungen des Mr. Partridge in „Tom Jones“ von Fielding.

Garrick trug als Hamlet ein schwarzes Hofsleid aus der Zeit Georg's II., einen Haarbeutel, ein Halsstuch mit herabhängenden Schleifen, silberne Schuhschnallen und breite Spigenmanschetten — ein für seine Zeit sehr elegantes Costüm, das damals für sehr ernst und würdevoll galt.

Als Garrick auf der Höhe seines Ruhmes stand, wachte er eine Reise nach dem Continent, wo er sich anerkannt haben aufhielt. In Paris traf er in einer Gesellschaft mit Madame de Mairon zusammen, welche damals die Königin mit französischen Tragödie war. Auf Bitten der Gesellschaft gaben Beide einige Proben ihres Talentcs. Die Mairon deklamirte aus Phöbe und Zaire und Garrick ließ dann einige Verse aus Hamlet und Macbeth folgen. Da die meisten Anwesenden nicht Englisch verstanden, so konnte sich Garrick nur durch seine Mimik verständlich machen, aber sie theilten Alle seinen Schreien, als Hamlet den Geist seines Vaters erblickt, und sie schauerten, als Macbeth den Dolch zückte; aber einen Augenblick darauf schüttelten sie sich vor Lachen, als Garrick in der Rolle eines Pasterenbäderjungen vor ihnen stand, der sein Becken mit Wasser in den Rußstein hatte fallen lassen. Und als darauf er ganz gebeugt vor die todt Cordelia herintrat, da wurde jedes Herz bis in das Tiefste ergriffen, und die hingerissene Clairen umarmte und küßte Garrick voll Bewunderung.

Garrick hatte ein Vermögen von hunderttausend Pfund gesammelt, als er sich beim Ausbruche der amerikanischen Revolution von der Bühne zurückzog. In seiner glänzenden Villa zu Hampton brachte er seine letzten Lebensjahre mit seiner geliebten Gattin zu. Letztere war unter dem Namen Mrs. Maria Biddle eine der anmutigsten Längcrinnen ihrer Zeit gewesen. Sie war mit Empfehlungen der Kaiserin Maria Theresia von Wien nach London gekommen, soll jedoch eine natürliche Tochter des Grafen von Burlington gewesen sein, der ihr bei ihrer Vermählung eine Mitgift von 6000 Pfund schenkte.

Garrick starb 63 Jahr alt und wurde neben dem Monumente Shakespeare's in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Sieben Jahre waren verstrichen, seitdem Garrick die Bühne verlassen hatte; da ging ein neues Gestirn über Drury-Pane auf. Es war am 23. September 1783, als der Theatergeist Hamlet ankündigte, und das Volk der Schöpfung sich zur: Wie wird dieser Sohn Philip Kemble in den Fußstapfen Garrick's sich ausnehmen? Gleichwohl ging diesem Kemble ein großer Familienruf voraus: sein Vater, Roger Kemble, war lange ein berühmter Theater-Director in der Provinz gewesen; sein Schwefter Sarah, zwei Jahr älter als er, stand damals in der Blüthe ihrer Schönheit. Obwohl erst 28 Jahr alt, biß sie doch bereits seit 10 Jahren Mrs. Siddons; sie ist auch bereits die anerkannte erste Meisterin des britischen Theaters, ein Name, welchen sie während einer ganzen Generation behauptet hat.

*) „Wenn ganze Völker sich zu einer Lehre bekennen,
Ist's keine Heterexi, ist's Reformation zu nennen.“

John Philip Kemble war in einer katholischen Seminar-
schule in Staffordshire und auf dem English-College zu Douay
in Frankreich erzogen. Von frühester Jugend war er mit dem
Theater vertraut gewesen. Wird er den Hamlet so geben, wie
ihn Garrick gegeben hat? Dem Anscheine nach nicht, denn auf
dem Theatervettel stand mit großen Buchstaben: „Wie Scha-
peare das Stück geschrieben“. Auch er will den Text,
von welchem Vetterton, Garrick und Andere Manches weggela-
ssen, vollständig wiederherstellen. Ja, die Eingeweihten erzählten
sich, Kemble werde den Text nach verbesserten Lesarten auf die
Bühne bringen. Dergestalt waren die Gerüchte, die in den
Kegeln und im Parterre verbreitet waren, bevor der Vorhang
in die Höhe gezogen wurde.

Kemble tritt ein; jeder Joll ein Hamlet, mit der unvergleich-
lichen Gestalt, den dunkeln glänzenden Augen und den edlen
hässlichen Gesichtszügen seiner Familie. Gestalt und Gestalt
werden vorthellhaft gehoben durch das reiche Gefüge von
schwarzem Sammet, was eine Keuerung war, denn zuletzt war
Hamlet immer im Van Dyke-Gothum, im spanischen Mantel
den schwarzem Atlas, gegeben worden. Kemble trägt auf der
Brust den Stern und das Band eines Ordens, an der Seite
einen Trauerdegen, hohe Stiefel und gepuertes Haar, welches
in tragischen Momenten über der Stirn, sowie hinten über den
Schultern herabwällt. Seine Stimme ist weniger reich und
schwellend, als die des „kleinen Davy“, aber seine Aussprache
ist majestätisch und vollendet. Die Zuschauer können nicht an-
ders, sie müssen applandiren Gleichwohl wird Etwas vermisst;
man weiß nicht recht was, — aber man wird sich endlich be-
wusst, es fehlt das Gleichgeich der Wangen, der Schauer im Blut,
der Alle ergriff, welche auf Garrick blidten. Wenn er stielte,
war der Schauspieler vergeffen; jetzt vergeffen sie Hamlet und
denken nur an Kemble. Er ist so scrupulös anmüthig, so stu-
bide el gant in Sprache und Haltung, daß kein Wafel an ihm
ausdrück zu machen ist.

Die Neuerungen, welche Kemble in der Rolle einführt,
waren eben so originell, als künstlerisch wahr. Garrick und alle
seine Vorgänger waren, als sie dem Geiste folgten, mit dem
Schwerte gegen die Erscheinung ausgekreht, vorgeschritten, aber
Kemble streckte seinen linken Arm gegen des Vaters Geist aus,
während er sein Schwert mit der rechten, die Spitze am Boden,
hinter sich her schleifte. Solche Abweichungen waren hinrei-
chend, um die Theaterbesucher, welche sich jeder Bewegung Gar-
rick's erinnerten vor Staunen erschauern zu machen.

Einige von Kemble's Lesarten waren auf die Worte Scha-
peare's ein schönes Licht und wurden bereitwillig acceptirt.
Sein Benehmen gegen Ophelia war ein Muster von höflicher
Anmuth und gewann ihm manches weibliche Herz in London.
In der Kirchhof's-Scene war Kemble weniger eindrucksvoll; auch
gerath er selbst, daß er sich darin niemals recht gefallen könnte.
Die Scene mit der Mutter, obwohl sie der Darstellung Gar-
rick's nachstand, hatte sich doch der allgemeinen Gunst zu er-
freuen.

Am Tage nach der ersten Vorstellung wurde in London
sehr viel über den Nachfolger Garrick's in der Rolle des Hamlet
verhandelt. Man kam überein, daß zwei mehr von einander
verschiedene Hamlet's kaum gedacht werden könnten: der Eine
hüßlich Feuer und Ungeßüm, der Andere statlich, maßvoll und
kühn. Ohne Zweifel hat diese totale Verschiedenheit der bei-
den Künstler allen unangenehmen Vergleichen vorbeugt,
und dies trug dazu bei, Kemble's Erfolg zu sichern.
Und niemals, seitdem Burbage den Hamlet gespielt, erschien

die Darstellung irgend eines Schauspielers dem Publikum so
identificirt mit der Schöpfung Shakespeare's, als der Dänenprin-
z Kemble's. Zu keiner Zeit wurde in England der gedruckte
Hamlet so viel gelesen, so viel in allen Buchhandlungen gesucht
und gekauft, als zur Zeit Kemble's. Wie er das „Eein oder
Nichtsein“ und unzählige andere, geklängelte Worte Hamlet's be-
tonte und aussprach, so hörte man sie in allen Gesellschaften
betonen und aussprechen, und so blieben sie household-words des
großen Publickums.

Im 32. Jahre seines Alters wurde Kemble Director des
Druidlane Theaters, und fast dreißig Jahre lang stand er an
der Spitze seiner Kunst in England. Sein Andenken lebt noch
jetzt in der Erinnerung aller gebildeten Theaterfreunde. Der
Auf Kemble's und der seiner Schwester Siddons, als Darsteller
Shakespeare'scher Charaktere in ihrer vollen Natur- und Kunst-
Wahrheit, war auch nach Deutschland gebrungen, und hier
trugen sie nicht wenig dazu bei, Eßing in seiner Bekämpfung
der unnatürlichen Tragik der Franzosen zu unterstützen und
Schöder zu ermuntern, Hamlet zunächst auf die deutsche
Bühne zu bringen. A. M. — S. P.

Frankreich.

Labeoulaye's Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeits- Kampfes.

Der heben in deutscher Uebersetzung erschiene zweite Band
von Edouard Labeoulaye's „Geschichte der Vereinigten Staaten
von America“) enthält die Darstellung des Kampfes (der
englischen Colonien) um die Unabhängigkeit.

Ed. Labeoulaye hat die Blide der gebildeten Welt durch
seine satirischen Schriften, Prinz Pudel, Paris in Amerika,
auf sich gezogen. Diese Schriften, in dem und fur das Frank-
reich von heute geschrieben, sind als vollwichtige Thaten eines
unabhängigen Geistes mit Beifall begrüßt worden. Um diesen
Geist vollständig würdigen zu können, muß man ihn in seiner
strengsten Arbeit kennen lernen.

Dazu ist kein Werk geeigneter, als dieser zweite Band seiner
Geschichte der Vereinigten Staaten.

Dabei ist vor Allem zu berücksichtigen, daß der „amerikanische
Kampf um die Unabhängigkeit“ im Jahre 1863 geschrieben wurde,
zu einer Zeit, wo, wie der Verfasser mit Recht sagen darf,
bei den in Frankreich herrschenden Sympathien für die Sü-
staaten Nordamerikas eine gewisse Kühnheit dazu gehörte, sich
überhaupt diesen Gegenstand zu wöhlen.

Es ist ferner zu berücksichtigen, daß die „Geschichte der
Vereinigten Staaten“ in Vorlesungen, die der Verfasser in seiner
Eigenchaft als Professor am Collège de France in Paris hielt,
dem jungen Frankreich vorgetragen wurden; endlich, daß sich
bei dieser Gelegenheit der Verfasser mit einer unfer ganz
hochachtung erwerbenden Würde und Offenheit zu Gunsten der
Freiheit in den Grundrechten eines Volkes, zu Gunsten der
Gerechtigkeit auf beiden Seiten, der Regierer wie der Regierten,

*) Geschichte der Vereinigten Staaten von America von Edouard
Labeoulaye, Mitglied der franzöl. Akademie der Wissenschaften u. Mit
einem Vorwort von J. C. Guizot, Geh. Rath und Professor des
Staatsrechts an der Universität zu Heidelberg. Zweiter Band. Der
Kampf um die Unabhängigkeit. Heidelberg, Carl Winter, 1869.

unt zu Gunsten der einfachen republikanischen Institutionen in den Vereinigten Staaten ausdrückt.

Es ist der Drang der Ueberzeugung, der Muth des Bekannten, die reinste Vaterlandsliebe, was aus jeder Zeile dieser Geschichte spricht.

Das Werk ist vornehmlich für Frankreich bestimmt. Diejenigen würden sich jedoch täuschen, welche darin eine neue Satire suchen wollten. Daren keine Spur! Die ganze Arbeit ist von dem wissenschaftlichen Ernst beherrscht, was nicht ausschließt, daß die Darstellung in hohem Grade anziehend und spannend ist. Jedoch hat der Verfasser jede Gelegenheit benützt. Frankreich mit England und Amerika zu confrontiren. Hierzu hat er ein amtliches Recht, ja vielleicht folgt er dabei nur seiner Pflicht, insofern er den Verfall der vergleichenden Gelehrsamkeit am Collège de France einnimmt.

Vaublanc stellt sich als ein Republikaner von griechischer Reinheit dar. Er ist offenbar kein Doctrinaire. Keine aller Verbanter und aller Verdammten, mag sie sich zeigen wo sie will, macht er gegen Alles Aront, was mit diesen beiden Dingen Gemeinschaft hat.

Darin, sowie in der bescheidenen Zurückhaltung seiner eigenen Persönlichkeit, verleugnet der Verfasser seine Eigenschaft als Franzose in dem Maße, daß man sagen darf, nicht der Geist des Werkes, nur die Form ist französisch.

Einige herausgegriffene Ausprüche werden dazu beitragen, den Geist des Werkes erkennen zu lassen:

„Wir sind (ungleich den glücklicheren Amerikanern) immer noch gelehrt durch eine Art politischer Bewunderung der Erzhümer und Helden unserer Väter. Die fröhlichen Schwertkrieger des Mittelalters, der Ruhm und die Eroberungen Ludwigs XIV. und Napoleon's, die Zauberkünste während der Vereinigung von Kirche und Staat, die Einbeut der römischen Vermalung, das Erhabene des Müßigganges und die Gemeinheit mechanischer Arbeit, das sind die Vorurtheile, die uns noch in Banden halten. Das Ideal unserer Politiker, Schriftsteller und Dichter liegt in der Vergangenheit. Liebe zur Freiheit und Gleichheit, das Streben nach einer Staatsverwaltung, in welcher die Rechte der Arbeit obenanstehen, gilt als das Ergebnis eines kleinen oder gar schlechten Geistes. Alles was schön ist, das ist die Gewalt, und was man Ruhm und Eroberung zu nennen pflegt — das ist unsere Pagne....

„Vergleicht man die amerikanische Revolution mit der französischen (von 1789), betrachtet man, wie erhöhte Dank der Vaterlandsliebe und den Opfern ihrer Staatsmänner so glücklichen Erfolg hatte, wie plötzlich die zweite scheiterte durch die Veißenchaften, die Unwissenheit, die Ungerechtigkeit und die Verbrechen Jener, welche sie auf Abwege führten, so fühlt man, daß es noch thut, dem Götzenbild mit der Revolution ebenso ein Ende zu machen, wie der Anbetung der alten Regierung. Nicht eitle Erinnerungen bedarf das junge Frankreich, sondern der Einsicht und der Liebe zur Freiheit....

„Die Religion war bei den Amerikanern die Mutter der Freiheit. Fast alle Colonisten waren Protestanten, und aller Protestantismus, der nicht zu totem Buchstabenglauben ausgeartet ist, beruht mehr oder weniger stichtlich auf der Freiheit und eigenen Verantwortlichkeit des Christen....

„Bischöfe hatte man nicht und wünschte auch keine zu haben. Die Bischöfe kamen in Amerika erst auf, nach dessen völliger Ebreiung, als alle Gefahr einer Oberherrschafft vorüber war. In Amerika war also jenes System ganz unbekannt, welches der Religion ein Werkzeug der Regierung macht. Die

Politik, die den niedrigsten Kaplan an den Erzbischof knüpft und alle beide dem Staate in die Hand giebt, wurde in den Colonien nie anerkannt.

„Wenn man die Rechte des französischen Volkes angreift, so wird sich dasselbe bald wieder mit einigen Spottliedern auf seine Gewaltthaten aufziehen geben. In England kämpft man mit einer Hartnäckigkeit, welche endlich die öffentliche Meinung für sich gewinnt und die Gewalt ermatet. So war es auch den Colonisten; die Rechtsgelehrten nahmen dort die erste Stelle ein....

„Unsere Revolution ist eine Schlacht, die amerikanische ein Rechtsstreit.... Ein Sieg ist nur der Erfolg eines Tages. Die Gewalt, an einem Tage besieg, kann sich am nächsten wieder rächen. Aber ein Rechtspruch, den die öffentliche Meinung bekräftigt, wird zu einem Gesetze; er wird einheimisch in den Staatseinrichtungen und, was noch wichtiger ist, in den Sitten....

„Unsere Verfassungen Entwürfe haben ihre Einleitung. Amerika entlehnt, woraus sich vielleicht erklären läßt, warum in unseren Verfassungen die Freiheit nur auf dem Titelblatt steht....

„Es gab dort (in den Colonien) weder hohe Stellen, noch einträgliche Aemter, noch Ehrenbezeichnungen, diese Schwelgerei der Steltheit, auszuthun. Da gab es weder Heere noch Flotten, noch Garnisonen. Man konnte die Leute weder erlauben noch ihnen bange machen. Man nehme Furcht und Schrecken weg, was bleibt da einer Regierung noch übrig, das von dem wäre? Nichts, als die Liebe des Volks, und diese kann man allein die Gerechtigkeit erzeugen....

„Man fragt oft, was wirkliche Fürsten kosten; zuweilen nennt man auch Ludwig XV. einen geistreichen Mann; er hat die Größe Frankreichs, die Ausbreitung französischer Bildung, die ganze Zukunft einer öffentlichen Dine aufgeopfert. Das ist das Werk eines Mannes, dessen Regierung die Schmach unserer Vaterlandes ist....

„Die Engländer finden keinen Geschmach an der Centralisation und allgemeinen Gleichförmigkeit, welche die Veißenheit derjenigen europäischen Regierungen ist, deren Völkerthum noch römische Begriffe eingepägt sind....

„Die Colonisten niederzudrücken, hieß in der Sprache jener Zeit für das öffentliche Interesse sorgen. Und diese Sprache ist sich noch nicht geändert; noch immer wird unter dem Vorwand des öffentlichen Interesses Recht und Freiheit unterdrückt....

Gegen den Parlamentarismus: „George Grenville war ein Mann des Gefehes; er hielt sich für freisinnig, weil der Artikel seines politischen Glaubensbekenntnisses die Allmacht des Parlaments war. Als ob eine Versammlung, die ja einmal eine stitliche Verantwortlichkeit hat, nicht noch verantwortlicher sein könnte als ein einzelner Mensch, der doch noch immer durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung gezwungen wird und der wenigstens noch die unbestechliche Stimme der Zukunft fürchtet!“

Bei Gelegenheit der Betrachtung über die Masse gleichgültigen Einwendungen, Mißdriffen und Flugdriffen, mit welcher sich die Amerikaner gegen das Verfahren des Mutterlandes zu vertheiligen suchten: „Dieser mit Beweisgründen geführte Widerstand, diese unermeßliche Geduld, diese Spitzfindigkeiten der Rechtsgelehrten setzen uns in Erstaunen. Das erste Wort eines französischen ist: Schlagen wir uns; das erste Wort eines Schottischen ist: Gehen wir vor Gericht.“

„Wir verlassen uns ganz auf den Zufall, der Sachse vertheidigt sein Recht mit allen gesetzlichen Mitteln, ehe er sein

zeit in den Waffen sucht. Der Charakter beider Nationen rückt sich am bezeichnendsten in dem Wahlspruche aus, welchen die dem ihnen gewährt hat. „Gott schenkt Frankreich“ sagen sie; ein schöner Wahlpruch, doch ist er unvollständig; denn Gott hat uns ja überhaupt seinen Schutz gar nicht versprochen, denn wir uns nicht selbst helfen wollen; er hat sich nicht verpflichtet, uns vor den Folgen unserer Irrthümer und Thorheiten zu bewahren. „Gott und mein Recht“ heißt der englische Wahlpruch; dieser ist vollkommen, er giebt Jedem seinen Theil, Gott und den Menschen. . . .

„Es bildet der Eifer, mit welchen die amerikanischen Frauen die Sache der Freiheit erfassen, ebenfalls einen bedeutenden Unterschied zwischen der amerikanischen und der französischen Revolution.“ . . .

Hier ein feiner Zug von Spott: „Bernard, der englische Statthalter in Amerika, ward aus das Drängen der Colonisten von diesem Posten abberufen. Nach seiner Ankunft in England wurde er vom Könige empfangen und vom Baron ernannt. Seine Verwaltung war, hauptsächlich durch seine eigene Schuld, eine gänzlich verfehlte gewesen. Man belehrte ihn, um zu zeigen, daß man nicht nachgeben würde. Es ist eine der thörichtesten Annahmen einer Regierung, sich für unfehlbar zu halten. Wie viele Leute verdanken ihr Glück solchen Ursachen, wie vielen sie als gleich Vagabunde: . . .

Der immer weiter herunter kam,
Nah ihm die Matrone aufnahm.“ . . .

Bei Gelegenheit von Washington: „Die Diplomaten, die politischen Schöngelster nehmen an, daß man die Welt an ihren Interessen leitet, und dies ist eine Täuschung; man leitet die Welt vielmehr durch Ideen. Das Interesse ist persönlicher Art, vortheilhaft, getheilt; die Idee vereinigt die Menschen schaarweise.“ . . .

Vorrede schließt jede seiner Vorlesungen mit einer allgemeinen Betrachtung, in welcher er seinen Zuhörern zum Abschiede eine republikanische Idee, einen republikanischen Grundsatze gleichsam mit auf den Weg giebt. Sind diese Betrachtungen auch nicht immer originell und neu, nicht immer von großer Tiefe, so bekunden sie doch das aufrichtige Bestreben des Vortrags, seine Schüler mit edlen, erhebenden und stählenden Ideen zu durchdringen, sie zu Männern heranzubilden, auf deren durchläuterten Charakter, charakterlose Hingabe und reine glühende Vaterlandsliebe der Staat in entscheidenden Momenten rechnen kann. Eine Nation, in deren Jugend ein solcher Geist sich wirksam macht, wird nicht lange mehr dulden, daß man von ihrer Decadence spreche.

Schweiz.

Sutermeister's Schweizerische Sprichwörter-Sammlung. *)

Wir haben in Nr. 23 dieser Zeitschrift das Schweizerische Wörterbuch einer Besprechung unterzogen. Als schätzbarer Beitrag dazu und als Probe desselben ist die eben erschienene Sprich-

wörter-Sammlung des Professors Sutermeister zu betrachten — als Probe, sofern der Verfasser einen Theil seines Stoffes aus den Papieren des Dictionars ausgehoben hat; als Beitrag, sofern er eine Auswahl von ungefähr 5000 Sprichwörtern giebt, die, sämmtlich in ihrer mundartlichen Form mitgetheilt, für die Redactoren desselben von großer Bedeutung sind. Der Verfasser hat den reichlich fließenden Sprichwörterfluß der deutschen Schweiz von verschiedenen Gesichtspunkten aus kritisch geordnet. Sein Buch umfaßt zunächst nur das gegenwärtig lebende Sprichwort. Hierbei schied er einerseits die conventionele Redeweise streng aus von der volkstümlichen Redensart, andererseits nahm er nur wirklich mundartliche Sprichwörter auf mit Ausschließung also jeder etwaigen provincialistischen Umprägung allgemein deutscher Vorträge, welche andern Sammlungen wie derjenigen Kirchhefer's (Zürich 1824) oder Trübner's, preussischen Sprichwörter nicht überall nachzuräumen sind. Herr Sutermeister, der durch seine Sammlung „Schweizerische Hausprüche“ (Zürich 1860), durch seine „Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz“ (Maraun 1863, vgl. Nr. 5 dieses Blattes) und andere Schriften sich als fleißigen Forscher und gründlichen Kenner des schweizerdeutschen Geistes und Sprachschazes ausgiebigen hat, war durch seine berufliche Stellung sowie durch seinen vieljährigen Aufenthalt in mehreren Kantonen der Schweiz in der Lage, die „Philosophie auf der Gasse“ unmittelbar dem Volkstum selbst abgulauschen. Was er bietet, ist daher namentlich das aufmerksame Interesse derer, welche, wie Martin mit seiner vergleichenden Sprichwörter-Sammlung oder Wunder mit seinem allgemeinen deutschen Sprichwörter-Verzeichnis, für ihre weitverehenden Zwecke auf derartige Special-Sammlungen angewiesen sind. Abwiesende Vollständigkeit ist bei einer solchen Arbeit unmöglich zu erreichen; und so ließe sich auch zu dem hier beigebrachten Material noch mancherlei hinzufügen. Jedoch, was der Verfasser zuvörderst bezweckt hat: gegenwärtig Anstrebendes vor der Vergeßlichkeit zu bewahren, das ist ihm gelungen. Möge das Bewußtsein, der Wissenschaft und allen Freunden schweizerischer Sprache und Kultur diesen Dienst geleistet zu haben, seine Arbeit reichlich belohnen; dessen wir aber, daß auch die weitere Bestimmung derselben, „beizutragen zur fortwährenden Befruchtung und Bereicherung der Schrift- und Literatursprache aus der Mundart“, sich erweisen werde.

Schließlich bleibe nicht unerwähnt, daß der Verfasser dem psychologischen Interesse, welches das derartige Werke in hohem Maße darbieten, durch eine ebenso scharfsinnige als sorgfältige sachliche Anordnung des Stoffes entgegenzukommen gewußt hat, was sich bei alphabetischer Aufreihung niemals erzielen läßt. Besonders angenehm lesen sich die ergötzlichen „Portraits in schillernden Redensarten“ (S. 55–106), Portraits des Grekians, des Jungendreichers, des Pechregels u. s. f., ebenso die Nachsprechserge (S. 26–29) und die Reim- und Wortspiele, von denen wir als Probe einige anführen und es dem Scharfsinn des Lesers überlassen, ihren Sinn herauszuziehen.

Wenn das Wörtli wenn nid wär, wär' mi Vater au e Her.

Zufeli Zufeli') Haberstrau — git e gueti Bättelstrau.

Kun Panni (Schellende) — hat dem Zufel e' Wei uszoge.

Wenn Wasser Wi wär, wo wette Wüder Wüde wider wiß wäde?

Daß Gott erbarm — siebe Suppe und feini warm!

*) Die Schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart, in ausgewählter Sammlung von Otto Sutermeister. Maraun, 3. J. Christen, 1869. (152 S.)

*) Zu'il, Kosenname für Suzanne; Zufeli = Käpchen.

3' Mälie, 3' Mälie, 3' Barcelos')
 ständ drü liri leeri Kof;
 wer die drü liri leeri Kof rächt rede cha,
 steht a der rächte Reb' nid a.

(E. B.)

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur Geschichte der Juden in Oesterreich.

Von dem fleißigen und um die Spezialgeschichte der Juden in Oesterreich verdienstvollen Dr. G. Wolf in Wien, dem archivalischen Quellen zur Benutzung freistehenden, ist wieder eine kleine und werthvolle Schrift erschienen: „Die Vertreibung der Juden aus Böhmen im Jahre 1744 und deren Rückkehr im Jahre 1748.“^{*)}

Judenverfolgungen und Judenvertreibungen gehörten — bis in die neue Zeit (wir erinnern nur an Frankfurt a. M. und Lübeck in den ersten Decennn. unseres Jahrhunderts) man möchte sagen, zu den stehenden Leidartikeln in der Geschichte der europäischen Völker, und während auf der einen Seite das Geld der Juden, dessen die stets armen Fürsten in Deutschland und Frankreich bedurften, eine Hauptanfrage gegen die Juden bot, trugen auf der anderen Seite der Meid des Handelsstandes und noch weit mehr der Haß und die Intoleranz der Geistlichkeit bei, das Feuer gegen die Juden zu schüren, und mochten die Jesuiten und die Dominikaner noch so sehr rivalisirend sich befenden, darin waren sie immer eines Sinnes, gegen die Juden zu gehern. Wenn nun gar, wie bei Maria Theresia, Bigotterie und offener Judenhaß die Hand dazu boten, konnte man wohl denken, daß das traurige Schicksal der Gehähten bald entschieden war. Von Maria Theresia sagt Adam Wolf (Oesterreich unter Maria Theresia): „Sie sah das Christenthum in seiner Ursprünglichkeit und Wahrheit nur im Catholicismus; was darüber hinausging, verworf sie als Irthum, sie konnte ihn dulden, aber nicht theilen. Daraus entsprang ihr kirchlicher Eifer und jene Intoleranz, die sie gegenüber dem Katholicismus fundgab. Sie hatte immer eine Abneigung gegen die Juden; und sie machte daraus kein Hehl. Ihr Widerwille war so groß, daß sie ihn einst in Preßburg nicht verbergen konnte, als sie durch eine Judenpasse fuhr. In Prag verbot sie, daß Juden den Raum ihrer Paläste betreten. Im Jahre 1744 kam plötzlich der Befehl, daß alle Juden die Monarchie (soll heißen: in Böhmen und Mähren) verlassen sollten.“

Ueber diese Vertreibung der Juden und deren spätere Rückkehr berichtet nun Herr G. Wolf unter Mittheilung der darüber geflogenen Verhandlungen und belegt durch Zahlen, welche Oefter die Juden jedesmal zu bringen hatten, um ihren Aufenthalt gerichtet, oder man möchte sagen, gekündet zu erhalten. — Als Ursache der Ausweisung, da man durchaus eine solche haben wollte und wann hätte es der Willkür, die Unrecht üben wollte, je an Gründen gefehlt, wenn sie nur die Macht dazu besaß? — wird ein politischer Grund angegeben. Die Juden hatten Landesverrath geübt. „Nun bekennen wir aufrichtig (bemerkt Herr Wolf), daß es mit politischen Beschuldigungen in aufgeregten Zeiten, insbesondere während Kriegszeiten wie sie da-

malé waren, eine eigenthümliche Bewandniß hat. In solchen Zeiten müssen die Thatfachen genau vorliegen, wenn man ein unbefangenes Urtheil fällen will. Politische Anklagen können eben den Vortheil, daß man Alles beweisen kann, was man will. Es mag sich vielleicht in den Jahren 1742 u. d. d. eine oder der andere Jude als Spion haben verwenden lassen oder er machte dem Feinde Vorfierungen. Wenn sie es gethan hätten, so thaten sie nur, was ihre christlichen Mitbürger ebenfalls thaten.“ (Wer denkt nicht an den österreichischen General Eydhart während des letzten italienischen Krieges?) Ich jedoch keinesfalls viele Juden dabei betheiligt waren, geht aus einer Eingabe der Statthalter hervor, welche sie bei der Kaiserin machten (und die Hr. W. mittheilt), wo sie der Gesandte der Juden ein entschiedenes günstiges Zeugniß geben.

Am 26. November 1741 verließen die preussischen Truppen Prag und die Oesterreicher besetzten es; am 18. December 1741, nachdem Prag wieder österreichisch war, wurden die Juden ausgewiesen. — Wenn auch Niemand im Interesse der Juden das Wort nahm, so wurde dennoch die Ausweisung als eine für das Gemeinwohl schädliche sofort von maßgebender Seite betrachtet. Noch am 17. December, dem Tag, bevor das kaiserliche Patent erschien, richtete die Hofkanzlei an die Kaiserin eine Denkschrift, worin neben Anklagen auch aus Vermittelungs-Vorschläge gemacht wurden; aber die Kaiserin beharrte bei ihrer Ansicht der Ausweisung, welche aber nicht sogleich erfolgen konnte; der Termin wurde verlängert und erst am 31. März 1745 gegen die Juden aus Prag.

Nicht lange, so wurde von Seiten der Statthalterei bekommen, mit den Juden wegen der Bieterausnahme zu unterhandeln. Man verlangte nämlich von denselben zwei Millionen Gulden als Pföfge! Die Juden wiesen auf die Unmöglichkeit hin, diese Summe aufzubringen; — sie hatten noch richtsändige Steuern an das Aerar zu zahlen. — Zu welcher denen Zeiten verantragte die böhmische Statthalterchaft — selbst aus Mitleid für die Kranken und Elenden —, den Prager Juden zu gestatten, über den Winter in Prag zu wohnen, und die Hofkanzlei machte Vorstellungen bezüglich der Juden in Böhmen und Mähren. — Alles dies half bei der Intoleranz der Kaiserin lange nicht, bis endlich das pekuniäre Interesse durchschlug. Die Prager Statthalterei wies auf den Schaden für die Stadt durch die Ausweisung der Juden hin, und während die Kaiserin ausbeugung war, suchten die Behörden die Schärfe des Oefieres zu mildern. — Es dauerte freilich noch lange, bis die Bieterausnahme gestattet wurde, und selbst die Interventionen fremder Mächte zu Gunsten der Juden halfen bei der auf ihre Hebelrechte so eifersüchtigen Kaiserin nichts, bis der Ruß, welchen die Juden der Stadt und dem Lande gebörten, denn doch als bedeutendes Argument für die Rücknahme der Vertreibung geltend machte, und neue Judensteuern zu den früheren mußten die verschlossenen Pforten wieder öffnen. — Am 5. August 1745 gestattete die Kaiserin daß 40 bis 50 Juden ohne Familie in nach Prag ziehen durften, „um die Häuser vor völliger Verwahrung zu bewahren“; — und ein Erlass vom 24. September 1748 verfügte, daß die Prager Juden wieder auf zehn Jahre zu dulden seien; fünf Jahre nachher (1753) lebten in Böhmen 333 jüdische Familien (in Prag 114) und in Mähren 542, welche ungeheure Judensteuern zu zahlen hatten, die erst im Jahr 1846 abgelöst, und endlich durch den Reichstag am 5. October 1847, wie sämtliche Judensteuern in Oesterreich, aufgehoben wurden.

Jetzt sind die Juden in Oesterreich nicht mehr Ausgewiesene, nicht mehr Exeriten, sondern Staatsbürger.

*) Drei schwelgerische Dörfer.

*) Leipzig, Cotta'scher Verlag, 1859.

Wir empfehlen die Schrift des Herrn Dr. Wolf den Geschichtsforschern auch deshalb, weil auch aus ihr zu erkennen ist, wie Intoleranz und Willkür den Machthabern selbst Wunden schlägt während Humanität und Gerechtigkeit das Wohl eines Staates fördert.

A.

Kleine literarische Revue.

— *Die Papageien, von Otto Finsch.*¹⁾ Unter den in neuerer Zeit erschienenen ornithologischen Werken darf zweifellos das vorliegende einen hohen Werth beanspruchen. Es muß uns inebellendere als eine Riesenscharte deutschen Fleißes, deutscher Ausdauer, Forschung und Gelerbtheit erscheinen. Sämmtliche zoologische Sammlungen Europas, mit Ausnahme von nur zweien, hat der Verfasser besucht und in denselben jahrelange Studien gemacht, deren Ergebnis die Beschreibung von 350 Species der Papageien ist. Nur 20 von den beschriebenen hat er nicht selbst untersucht, dagegen mehr als 1200 eigenhändig gemessen und mehr als 1600 einzelne Individuen erwähnt. Von 95 bisher ungenügend bekannten Papageien hat er ausführliche Beschreibungen gegeben und durch Besuch und Studium auch in Unkenntnis großen zoologischen Gärten ward es ihm möglich, von 126 Species die Farbe der Iris und nackten Theile nach eigener Anschauung beschreiben zu können. Ueber vier Jahre hat die Bearbeitung des Werkes in Anspruch genommen und gegen zweieinhalb Jahre hat der Druck gedauert. Obwohl das Werk in der Universitäts-Buchhandlung von G. Z. Brill in Leiden erschienen, ist es doch deutsch gedruckt und zugleich den Kronprinzen von Preußen gewidmet. Wir dürfen das Werk also auch als ein schönes Zeichen internationalen geistigen Verkehrs begrüßen.

— *„Cavinia“ von G. Ruffini.*²⁾ Cavinia ist ein Roman, welcher die Ehre hat, von Adelf Stabr in das deutsche Publikum eingeführt zu werden, und der es wohl verdient, in unserer Literatur-Literatur das Vurgerecht zu erhalten. In der dem Stabr geschriebenen Einleitung erlangt: wir Auskunft über die Persönlichkeit des Verfassers. Giuseppe Ruffini ist einer jener Italiäner, welche vor 1815 ihre glühenden Wünsche und Sehnsüchte für die Freiheit ihres Vaterlandes aus Schwere zu büßen hatten. Ihm gelang es, durch die Flucht aus dem Vaterlande der Einkerkung, wenn nicht Schlimmerem, zu entgehen. Er ging nach London, wo er seine schriftstellerische Laufbahn begann. Durch den Roman „Doktor Antonio“ ward sein Name begründet, zu dessen Vermehrung seitdem manch anderes Werk seines emsig und künstlerisch schaffenden Geistes beigetragen hat. Ruffini schreibt in englischer Sprache, ein Umstand, dem er es zuschreiben darf, daß seine Arbeiten überall in der gebildeten Welt, nur in Italien seinem Vaterlande nicht, gelesen werden. Er ist der erste Italiäner, der den modernen Sittenroman zu kultiviren unternommen hat. Aber von abweichend von der Richtung sehr vieler seiner englischen, französischen und selbst deutschen Kollegen, giebt er allen seinen

Romanen das Fundament echter Sittlichkeit und edler, reiner Empfindung. Was den Roman „Cavinia“ betrifft, so ist er nicht die neueste Arbeit, wohl aber die beste unter den neueren Arbeiten Ruffini's. Es werden darin hauptsächlich die Wandlungen verfolgt, welche in den Gewohnheiten und Anschauungen, in dem Denken und Empfinden zweier in sehr verschiedenen Gesellschaftskreisen lebenden Personen vor sich gehen müssen, damit ihre Verbindung dauernd von innerem Glücke erfüllt werde. Der Roman ist voll von lebens- und wahrheitsgetreu gezeichneten Gestalten und glücklich ausgeführten Szenen. Köstlich ist die Schilderung des Familienglücks in dem Hause des englischen Dichters Arveling. Die Uebersetzung lieft sich sehr gut.

— *Kathleen, ein Konflikt der Dankbarkeit und der Liebe* Von Dürr's „Collection of Standard American and British Authors“ ist ein neuer Band, in der Reihenfolge der 75., erschienen, der eine Erzählung aus der englisch-aristokratischen Welt: „Kathleen“ enthält³⁾, als deren Summe man den Satz hinstellen kann, daß der wahre Werth des Menschen nicht durch eine augenblickliche großmüthige, edle Handlung bestimmt werden kann. Ein junger Kaufmann rettet auf einem Spaziergange am Ufer eines Flusses ein Fräulein von vornehmer Geburt und mit zeitlichen Gütern gesegnet, aus dem Abgrund, in welche sie, Blumen pflückend, hinabgefallen war. Ihr dankbares Gemüth faßt sogleich ein großes Interesse an dem Geschick ihres Lebensretters; sie erachtet von ihm, über dessen Geburt ein gewisses Dunkel schwebt, daß er höchst wahrscheinlich von adeliger Abkunft und der dereinstige Erbe eines glorreichen Namens und großer Güter sei, und ihren unausgesprochenen Vermuthungen gelingt es, ihm zu der Anerkennung seiner Ansprüche zu verhelfen, während er selbst ziemlich willenlos sich verhält und eigentümlich nichts thut, so viel Liebe und Hingebung zu verdienen, als was er einmal gethan hat, da er die in Gefahr gerathene Jungfrau rettete. Indem Kathleen — das ist der Name der jungen dankbaren Aristokratin — die dem Geliebten gebührenden Ansprüche zur Geltung bringt, verdrängt sie einen jungen Verwandten desselben aus dem schon für sicher gehaltenen Besitz, und es ist natürlich, daß dieser sie deshalb nicht mit freundlichen Augen ansieht, und daß auch sie ihn als ihren Widersacher anfangs haßt und bekämpft. Als aber ihrem Lebensretter der Besitz gestrichen und der Gegner bezeugt ist, daß regt sich das Mitleid mit dem Geschick des Verlorenen in ihrem Busen; sie empfindet sich in gewissem Sinne schuldig, weil sie ihm geraubt, was er schon besaß, und da er mit edler Resignation das Unvermeidliche trägt, während der Geliebte in immer weniger günstigem Lichte sich zeigt, so tritt an die Stelle der vorigen Abneigung bald lebhafter Theilnahme, aus welcher dann allmählich sich die Liebe entstelt, die jetzt eigentlich als die wahre sich erweist, indem die frühere nichts weiter als Dankbarkeit gewesen. So löst sich die Katastrophe durch eine Verbindung der anfänglichen Widersacher, und auch der Lebensretter weiß sich getrübt, indem er sich mit der Gefeährtin seiner Kindheit verbindet. Abgesehen von einer gewissen Breite, die wir nun einmal bei den meisten englischen Romanen mit in den Kauf nehmen müssen, interessiert der vorliegende durch die genaue, lebenswahre Motivirung, die uns tiefe Blicke in das verborgene Seelenleben des Menschen thun läßt.

-p.

¹⁾ Die „Papageien“, monographisch bearbeitet von Dr. Otto Finsch. Leiden, Brill.

²⁾ Cavinia, Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Herz. Mit einer Einleitung von Adelf Stabr. Berlin, 1869.

³⁾ Kathleen. By the author of „Raymond's Heroine“. 3 Vol., Leipzig, Alphonse Dürr.

Literarischer Sprechsaal.

Das Aprilheft von dem in Newyork erscheinenden Putnam's Monthly Magazine enthält unter der Ueberschrift A Curiosity of Literature einen Artikel, worin nachzuweisen versucht wird, daß Charles Wolfe's berühmtes Gedicht auf das „Hegräbniß des Sir John Moore“ (des zu Geranna im Jahre 1809 gefallenen englischen Generals):

„Not a drum was heard, not a funeral note,“

eine bloße Uebersetzung aus dem Deutschen oder Französischen sei. Es wird zum Beweise dessen die deutsche Version:

„Kein Grabgeläut, keine Trommel erschall“

und die französische Version:

„Ni le son du tambour, ni la marche funèbre“

mitgetheilt, wobei bemerkt wird, daß das deutsche Gedicht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Ehren des bei der Belagerung von Danzig gefallenen sächsischen Generals Torstensen geschrieben sei, während das französische, welches ganz denselben Inhalt habe, zu Ehren des im Jahre 1749 bei der Belagerung von Pondichern gefallenen Oberst de Beaumanoir gedichtet worden. Als Quellen für diese Behauptungen werden die Leipziger „Europa“ von 1861, Nr. 10, und die Memoiren von Vasky Tollenant angeführt, und da hiernach die deutsche Version die älteste, so unterliege es keinem Zweifel, daß dieser Text das Original sei und daß sowohl der Franzose, als Charles Wolfe, den unbekannten deutschen Dichter kopiren habe. Gegen diese Behauptung Wolfe's müssen wir im Namen der poetischen Gerechtigkeit auf das Entschiedenste protestiren. Zunächst spricht der Inhalt des Gedichtes dafür, daß dasselbe auf den tapfern General Moore verfaßt wurde, dessen Heldenthat zur Vertheidigung einer sich einschiffenden Mannschafft damals allgemein gefeiert ward und ebenso wie in diesem Gedichte auch in einem bekannten englischen Auspruch verherrlicht worden ist. Demnach muß aber Jedem, der den Genius der drei Sprachen und die Geschichte ihrer Poesie näher kennt, bei genauer Vergleichung der drei Versionen einleuchten, daß das englische Gedicht worin der rhytmische Tonsall der Sprache mit außerordentlicher Wirkung benutzt ist, das Original sei, während das deutsche und das französische Gedicht, um den Sinn und die Worte des englischen wiederzugeben, mehrfach dem Genius der eigenen Sprache Zwang anthun. Auch bedarf es für keinen Kenner der deutschen Literatur des Beweises, daß man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in der Zeit von Martin Opitz und Grubbius, in Danzig keine Verse dichten konnte, wie die des berühmten Viedes, das mit den Worten anfängt:

„Sein Grabgeläut, keine Trommel erschall.“

Z. P.

Der Vortrag, welchen der Direktor der Norddeutschen Seewarte, Herr B. von Freeden, im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg über die wissenschaftlichen Ergebnisse der ersten deutschen Nordfahrt von 1865 gehalten und der im Mai d. J. als Nr. 1 der Mittheilungen der Norddeutschen Seewarte (Hamburg, W. Mauke Söhne) publizirt wurde, erscheint jetzt auch in Nr. VI von Petermann's „Geogr. Mittheilungen“ abgedruckt. Obwohl der Hauptbericht der Unternehmung und der Führer der vorjährigen Expedition noch nicht fertig ist, hat doch

Herr von Freeden, nach den ihm zur Verfügung gestellten Notizen, sehr anziehende Mittheilungen, namentlich über die hydrographischen und meteorologischen Beobachtungen der Expedition, über die Föhrren des Nordmeeres, über die Ausdehnung des Golfstromes (bis jenseits 81° N. Br.), über die Tiefsee Temperaturen, über Wetter- und magnetische Beobachtungen zu machen gewußt. Der grönländische Tag enthält durchschnittlich acht Stunden Nebel, so dicht, daß man keine Schiffslänge vorwärts sehen konnte, vier Stunden Schneegestöber und außerdem etwas Regen, wiewohl nur wenig; der klare Himmel ist von den deutschen Nordpolarreisenden im Juni nicht ein einziges Mal gesehen worden. Vom 10. bis 13. September ist in den Schifftagebüchern fortwährendes Schneegestöber durch 12 Stunden hindurch angebracht, und zwar mit Schneefloeden, die so groß und dicht fielen, daß jede Stunde das Deck geschauelt werden mußte.

„Die Emancipation der Juden“ ist ein so oft und gründlich verhandeltes und behandeltes Thema, daß man es süglich als Acta legen könnte, zumal die bürgerliche Gleichstellung der Juden in den meisten Kulturstaaten Europas als ein fait accompli betrachtet wird. Daß sich trotz alledem noch deutsche Christliche und Gelehrte finden, die ihrem Judenhass öffentlich Ausdruck zu geben wagen, darüber äußert sich Dr. H. B. Oppenheim im zweiten Bande seiner „Vernünftigen Schriften“ *) mit sehr gerechter Entrüstung, und wir können nicht umhin, ihm in Allem vollständig beizustimmen. Nachdem bereits vor hundert Jahren der gescheiterte Kritiker und Polemiker Lessing die Verfolgung der Juden mit scharfem Witz und klarer Methode als eine der geimten Vernunft Hohnsprechendes gerandamarkt, und seinem „Nathan“ der vernunftbegabten Welt den Weg zur Emancipation weisen — tritt heute ein im Schwabenlande als Preußen wie als Judeusfeind sich auszeichnender Gelehrter, Herr Robert von Mohl, auf und verlangt, mit Richard Wagner — heiteren Angebens — auf Einen Standpunkt sich stellend, Ausschließung der Juden von den vernünftigen staatsbürgerlichen Rechten. In der That, man könnte, wenn man in unserer geistesgesunden Zeit solche läppische, verächtliche und läßt in den Rumpelkisten verschimmelten Mod'annes gemerzte Vorurtheile auftauchen sieht, an dem Begriffe „genuine Vernunft“ verzweifeln, wäre die Sache nicht gar so fomicid und lächerlich. Schreiber dieser Zeilen ist kein Jude, nicht einmal ein Getaufte; gleichwohl freut er sich herzlich über Dredheim's ebenso humoristische, als farschliche Abfertigung Mohl's.

Was die übrigen, in demselben Bande enthaltenen, christlichen Abhandlungen und Kritiken betrifft, so ist über die Gegenstände derselben schon in den Tages-Zeitungen so oft und viel polemisch worden, daß wir sie süglich übergehen können. Der Verfasser urtheilt über Alles mit klarem Verstande und mehrertheils scharfem Witz, aber immer lebensfräftig, und daß jeder gebildete Leser sich dadurch angelegen fühlen wird.

— r m —

*) Vor und nach dem Kriege. Stuttgart, M. Kröner, 1869.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 31. Juli 1869.

[N^o 31.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Unser heutiges Wissen von der Sonne. 441. — Zur Geschichte der französisch-deutschen Konflikte seit der Revolution von 1789. Der Massaker-Gelandenmord. 443. — Die Zeit der deutschen Dominanz. 445. Frankreich. Die Zukunft der Arab. 446. Italien. Dante und die Geschichte seiner Zeit. 449. England. Grogg's Kritik der Ritterschen Erbsünde. 450. Nord-Amerika. Die Völkerränne der ehemaligen Russisch-Amerika. 450. Mexiko. Die mexicanische Expedition. 452. Kleine literarische Neuheiten. Ueber die Leben von der Unsterblichkeit der Seele bei den verschiedenen Völkern. 453. — Asien aus Japan. China und Siam. 453. — Deutsche Gedichte des Händlers Carl Gumboldt. 453. — Schamer's illustrierte Kinder-Bibliothek. 454. Literarischer Sprechsaal. Für deutsche Vereinigungen in Oesterreich. 454. — Das Grogg-Festmal auf dem Semmering. 454. — Chemische Vorträge in Frankreich und Deutschland. 455. — Preisfrage auf jüdisch-religiösem Gebiete. 455. — Kür und wider das Zueren. 455. — Frauenrechte in der Schweiz. 455. — A. v. Humboldt über die Verhältnisse der Juden von der medizinische Wissenschaft. 455.

Deutschland und das Ausland.

Unser heutiges Wissen von der Sonne.

„Düsteres Dunkel ist mein Dunkel: zur Sonne blid' auf, ihr Hie, die allein Leben giebt strahlend!“ So lautete nach der Ansicht eines geistreichen Herrschers die Inschrift, welche sich auf der Statue der erhabenen Diana, dieser vielbrüstigen Personifikation der allnährenden Natur, befand. Erst die neuere Naturforschung weicht den tiefen Gehalt dieser Inschrift zu würdigen. Denn sie fand in der That, daß alle Thätigkeit, alles Leben auf der Erde das Werk der Sonnenstrahlen ist. Wind und Wetter, die Circulation des Wassers am Himmel und auf der Erde, das Leben von Pflanze und Thier, es ist Alles Arbeit der Sonne. Und wenn heut unsere Dampfmaschinen die Wagen durch die Länder jagen, die Schiffe durch das Weltmeer treiben, die Arbeit jählicher Hände verrichten, so ist auch das am Ende nur das Werk der Sonne, welche die unerfegliche Kaskade der Kohle in ungeheuren Vorräthen vor Zehntausenden aus der Kohlenflure der Erde, des Meeres und der Gesteine abgesehnet. Empfangt die Erde bloß Sternenlicht, so würden sich schwerlich höhere Lebensformen auf ihr entwickelt haben und entwickeln können.

Es erhebt, daß der Sonnendienst alter Völker tief in der Naturanschauung begründet gewesen sein mag, ebenso wie die Verehrung des wohlthätigen Feuers, dieses mysteriösesten aller sogenannten vier Elemente, das eben nichts weiter als umgewandelte, conservirte Sonnenlicht ist, welches bis zu seiner chemischen oder mechanischen Wiederinverleibung latent geblieben war. Es wird zugleich der ungemaine Eifer verständlich, welchen die Naturforschung der letzten Zeit der Grünung des Sonnenzustandes gewidmet. Denn unser Wissen von der Sonne war noch vor zehn Jahren ungemein dürftig. Man hatte Entfernung, Durchmesser, Gewicht, Dichtigkeit, Anziehungskraft zc. des Sonnenkörpers berechnet, aber über die eigentliche physikalische Beschaffenheit desselben besah man so gut wie keine Kenntnis. Hypothesen desto mehr. Aus einer Zeit, wo über die „Reinheit der bewohnten Welten“ zu schreiben, fast Modelache

des populären Schriftstellers war kamme die Vorstellung, daß die Sonne an sich ein nicht selbstleuchtender, aber kühler Weltkörper sei, möglicherweise bevölkert mit riesenhafte Bewohnern, doch umgeben von einer Licht und Wärme verbreitenden Gas-hülle. Herschel, der eigentliche Schöpfer dieser Hypothese, hielt die seit mehreren Jahrhunderten eifrig beobachteten sogenannten Sonnenflecke für Doffnungen in dieser Photosphäre, durch welche der dunkle Sonnenkörper hindurchscheine, aber er brauchte hierzu zwei Lichtkühlen, um weitere Eigenthümlichkeiten der Sonnenflecke und Poren zu erklären. Vitterow verbrauchte im Jahre 1866 bereits sechs solcher Hülsen, welche den Sonnenkörper wie die Schalen einer Zwiebel umgaben.

Durch die Spectral-Analyse, über deren Einfluß auf die Gestaltung der neueren Astronomie wir in diesen Blättern mehrfach berichtet haben, kamen alle diese Hypothesen zu Fall, und es bildete sich eine auf positiven Grundlagen beruhende Wissenschaft über die Beschaffenheit der Sonne, welche, durch die umfassende, obwohl vom Wetter nicht begünstigte Beobachtung der vor-jährigen totalen Finsternis, reichhaltiges Material und Bestätigung erhielt. Den gesammten Inhalt unseres heutigen Wissens über die Sonne hat Dr. Paul Reiss zum Gegenstand zweier Vorträge*) gemacht, welche nicht nur in klarer Weise die bisherigen Ergründungen darstellen, sondern auch schätzenswerthes Material für künftige Erwägung und Erforschung beibringen. Wir theilen das Wichtigste mit:

Vereits Kirchhoff, in seiner klassischen Arbeit über die Spectral-Analyse, hatte geschlossen, daß die Sonne aus einem Kerne fester oder flüssiger, in höchster Reizgalt begrenzter Materie bestehe, welcher eine große Menge der auf der Erde vertretenen elementaren Stoffe enthalte. Diese Licht und Wärme ausstrahlende Masse sei umgeben von einer Atmospäre, welche dieselben Körper in nicht selbstleuchtender Gas- und Dampf-form enthält, denn die hellen Linien, welche das Gemenge glühender Körper in dem Spectrum ihres Lichts erzeugt haben würde, waren durch das Absorptions-Vermögen der Dämpfe in dunkle Linien verwandelt. Diese Dampf-Atmospäre, welche bei totalen Sonnenfinsternissen alle ein leuchtender Hof (Corona) um die Mondscheibe erscheint, ist vermutlich gar nicht selbstleuchtend, denn ihr Licht erscheint wie alles zurückgeworfene und gespiegelte Licht polarisirt; dennoch mag ihre Temperatur 3000 Grad wohl übersteigen, denn sie enthält unter Andern reichliche Mengen Eisen Dampf, welchen man kaum in der größten Gluth der Porzellanöfen in kleinster Menge erzeugen kann. Es läßt sich daraus schließen, daß der Sonnenkörper selbst eine Temperatur von weit über 10,000 Grad besitzen werde. Gold, Silber, Blei, Zinn sind in der dampfförmigen Hülle nicht vertreten; sie bilden vermutlich mit anderen schwerflüchtigen Stoffen den Kern der Sonne. In ihrer Dampf-hülle sind ohne Zweifel die schwereren Dämpfe, wie z. B. die des Eisens, am tiefsten gelagert, darüber mögen die Dampf-hüllen der Leichtmetalle (Natrium, Magnesium zc.) folgen, höher hinauf beginnen die Gase, Sauerstoff,

*) Die Sonne. Zwei physikalische Vorträge, gehalten in der rheinischen naturforschenden Gesellschaft zu Mainz. Necht einer neuen Sonnenflecken-Theorie. Leipzig, 1869. (110 S.)

Stoffstock u., während gewiß der Wasserstoff, dieser leichteste aller Körper, die oberste Schicht einnehmen wird. Die sehr verschiedene Helligkeit der einzelnen Elementen entsprechenden Linien im Sonnenspectrum berechtigt ohne Weiteres zu diesem Schlusse. Es versteht sich von selbst, daß in den verschiedenen Höhen dieser Atmosphäre eine Stufenleiter aller Temperaturen, von der höchsten Gluth bis zu der Kälte des Weltraums in den oberen Schichten, die noch unter 100 Grad herabgehen mag, anzunehmen ist.

Sehr wahrscheinlich bleibt es, daß die meisten Bestandtheile der Sonne im unverbundenen elementaren Zustande sich befinden, da wenigstens die heutige Chemie nicht viele Verbindungen namhaft machen könnte, welche bei so hohen Temperaturen unzerlegt zu existiren vermöchten. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß nicht dennoch gewaltige chemische Prozesse, zumal in den kälteren Schichten der Dampfzelle, wo die chemischen Affinitäten wieder wirksam werden, vor sich gehen könnten. Vielmehr führt unmittelbar aus dieser Annahme die Beobachtung der schon längst bekannten, aber erst bei der letzten Sonnenfinsternis mit Erfolg studirten Protuberanzen, sowie der Sonnenflecke. Sobald der Mond bei totalen Finsternissen die Sonnenscheibe vollkommen bedeckt hat, treten an deren Rande hier und da rosenroth bis carminroth gefärbte Hervorragungen, zum Theil niedrig und in die Breite gestreckt, zum Theil schmal und hornartig in die Höhe ragend, hervor. Es hatte z. B. die große hornartige Protuberanz der vorjährigen Finsternis nach Spörer's Messung eine Höhe von 30,000 und einen Durchmesser von ca. 400 Meilen. Bei der spectralanalytischen Untersuchung derselben erkannten die Astronomen der verschiedenen Expeditionen gleichmäßig, daß diese Protuberanz aus einer Säule brennender Gase und zwar hauptsächlich aus Wasserstoffgas bestand. Weitere Studien, ermöglicht durch die wichtige Entdeckung des französischen Astronomen Janssen, die Protuberanzen jeder Zeit beobachtet zu können, zeigten, daß die Sonne auf ihrer ganzen Oberfläche mit unzähligen kleineren Protuberanzen, wie der Seigel mit Stacheln, besetzt sei, welche auch bei der Bedeckung der Sonnenscheibe durch den Mond, unmittelbar um dieselbe, einen hellleuchtenden Ring erzeugten, welchen alle Astronomen beobachteten. Genauere Studien und Vergleichen haben mit großer Wahrscheinlichkeit ergeben, daß diese sehr veränderlichen Hervorragungen, welche bei Verfinsternissen so wohl gesehen, die Protuberanzen bilden, bei der gewöhnlichen *en face*-Ansicht der Sonne die sogenannten Fackeln darstellen, hellere Stellen, welche namentlich in der Umgebung der Sonnenflecke auftreten.

Nachdem die Theorie des dunklen Sonnenkerns und der durchlöchernten Lichtzelle durch Kirchhoff gestützt war, erklärte dieser Forscher, daß er die Sonnenkerns gleichsam für Wolkens in der Sonnen-Atmosphäre halte, Wolkens, die sich pyramidal nach außen erweitern, und daher im Fernrohr, abgesehen von dem höchst wandelbaren äußeren Umrisz, stets mit einem dunklen Kerne und abschattirten hellern Rändern erscheinen müßten. Trotz der bestigen, obwohl unmotivirten Angriffe, welche der französische Akademiker Jaze gegen diese Theorie vorgebracht, trifft sie im Wesentlichen ganz das Richtige, und hat die Grundlage abgegeben zu einer sehr geistreichen Hypothese, welche Dr. Reis über die Sonnenflecken aufgestellt. Derselbe hält sie geradezu für Produkte der Fackeln oder Protuberanzen, für Rauchmassen, welche diese ungeheuren Verbrennungs-Prozesse absorbieren. Hierdurch erklärt sich mit Einem Male die beständige Gemischtheit der Fackeln und Flecke, wie auch ihr Vervorgen-

bleiben in der Corona, sofern man sie von der Glammer der Protuberanz umgürtelt denken muß. Der Verfasser meint, daß diese Gebilde neben Wasserstoff vorzüglich in Sauerstoff brennenden Gasesdampf enthalten mögen, die Flecken mitin ungeheure Wolkens von braunem Eisenroth seien, wirkliche Wolkens über dem glühenden Schilde der Sonne, welche nach und nach herabsinken und neuen Platz machen. Die seit lange festgestellte 11½-jährige Periode der Sonnenflecke und Fackeln bringt Letztes mit dem Jahr des Jupiters, des mächtigsten Planeten, in Verbindung, und erinnert, daß sie zugleich mit derjenigen unter Nordlichter und Compassstörungen zusammenfällt — magnetische Einflüsse, die wohl denkbar sind, durch Sonnenflecken, welche Eisenroth-Wolkens repräsentiren, die zuweilen die Oberfläche der ganzen Erde an Ausdehnung übertreffen. Verfasser zieht seine Hypothese nur als eine Phantasie, und sie ließe sich ja in der That nicht Punkt für Punkt beweisen; es ist aber eine Phantasie, die sich sehr vortheilhaft von den früheren Sonnenflecken-Theorien unterscheidet, z. B. von der neuen Janssen'schen, welcher die Flecken noch immer für Oeffnungen hält, durch welche man den Kern der Sonne sähe, welcher bei ihm aus einem dunklen Gase besteht.

Wir kommen zu den Schlusssätzen dieser interessanten Vorträge, welche von der Ernährung und dem endlichen Schicksal der Sonne handeln. Die Sonne giebt jährlich die unfendbare Menge von 3000 Quintillionen Calorien an den Weltraum ab, von welcher natürlich unser Erdenkugelsden das Wenigste auffängt. Sie würde, wenn sie ein einziger brennender Kieselblock wäre, nur 5000 Jahre hindurch diese Hitze spenden können, und dann verzehrt sein. Wollte man aber die ausgestrahlte Wärme nur von einer vorhandenen ungeheuren Gluthtemperatur abziehen, so ergiebt sich, daß sie sich schon in 2000 Jahren zu 4000 Grad abgekühlt haben müßte, welchem Schlusse entlich die Beständigkeit des Klimas und der Tageslänge in der gedachten Zeit widerspricht. Es wird für wahrscheinlich gehalten, daß die Gluth durch eine allmähliche Verdichtung der Sonnenmasse constant erhalten wird. Helmholtz hat eine Rechnung ausgeführt, nach welcher die Masse der Sonne, wenn sie durch plötzliche Verdichtung eines Urnebels von der Ausdehnung ihres Planetensystems (also nach der Kant-Laplace'schen Theorie) entstanden wäre, eine Temperatur von 28 Millionen Grad Celsius erhalten haben würde. Dieselbe Wärmemenge wird natürlich auch bei der allmählichen Verdichtung frei. Außerdem hat Dr. Mayer, der geniale Begründer der mechanischen Wärmetheorie, eine Muthmaßung über die Ernährung der Sonnenmasse, durch den Zusammenstoß der unzähligen, auf den Sonnenkörper beständig herabregnenden Welten und Weltchen aufgestellt. Er hält für und jedoch keine innere Wahrscheinlichkeit besitzt. Wir haben vielmehr bei der bereits vor mehreren Jahren (s. unser Herausgeber dieser Blätter) aufgestellten Hypothese, daß die Sonne, in gleicher Weise wie der Erde, die Kräfte, welche sie consumirt, von außen her, durch eine allschaffende, allbedeckende Urkraft, heiße diese nun Centralionne, oder wie sonst, erzeugt wird, und daß eine beständige Wechselwirkung und Ausgleichung der mit einander korrespondirenden Weltkörper im unendlichen Raume stattfindet.

Was wir vorstehend mitgetheilt, ist weniger ein Auszug der Reis'schen Vorträge, als eine Zusammenstellung der Hauptfolgerungen derselben zu einem allgemeinen Bilde, dessen reiches Detail der Leser daselbst in bestverständlicher Darstellung und Anordnung findet und mit Befriedigung lesen wird.

Die Geschichte der französisch-deutschen Konflikte seit der Revolution von 1789.

(Der Rastatter Gefandtenmord.)

Ueber den Gefandtenmord in Rastatt hat der Professor R. Wendelssohn-Bartholdy ein interessantes Schriftchen erscheinen lassen, worin er die bisherige Darstellung der namhaftesten Historiker, als sei diese beispiellose Verletzung des Völkerrechtes von Oesterreich ausgegangen, zu widerlegen sucht und die Schuld auf die französischen Emigranten wirft. Der Verfasser beginnt mit einer anziehenden Schilderung des Kongresses selbst, der seit dem December 1797 in Rastatt tagte, der Hoffnungen, die er anfänglich erweckte, und der Enttäuschung, die bald genug eintrat. Ursprünglich waren von französischer Seite die drei Bürger Treilhard, Bonaparte und Bonnier als Abgesandte nach Rastatt geschickt worden, später wurden der zum Mitglied des Directoriums gewählte Treilhard und Bonaparte, der am 20. Mai 1798 nach Neapeln segelte, durch die Republikaner Jean Debry und Robertot ersetzt. „Die Gefandten — bemerkt unser Verfasser — schienen nur in der Grobheit ein Zeichen echt republikanischer Bürgertugend und überdies ein probates Mittel zu sehen, die deutsche Blödsichtigkeit zu übermumpeln.“ Auf österreichischer Seite scheint man jedoch Manches für Grobheit und absichtliche Verletzung des Anstandes gehalten zu haben, was einfach ein Hinwegsehen über veraltete Formen der Gefeitete war.

So berichtet der Graf Metternich voll Entrüstung an den Kaiser: „Die französischen Gefandten zeichnen sich in der Kleidung fonderbar aus. Sie haben uns einen Besuch in Grad und langen Pantalons gemacht, was mit dem bisherigen Gebrauch im wahren Kontrast steht, und da ich zufolge Allerhöchster Instruktion angewiesen bin, die Würde des K. K. und des Reiches nach dem Herkommen zu behaupten, gleichwohl aber es unmöglich schien, sie in ein anderes Gesehm zu sehen, so entschloß ich mich, die Einleitung nicht in meiner Wohnung, sondern am dritten Orte vorzunehmen. Durch diesen Ausweg wird dem Gesandtschaftswünschenwerth genügt und die ungewöhnliche Hinführung der französischen Bevollmächtigten kann zu keiner Zeit als Herabsetzung des kaiserlichen und Reichs-Ansehens angesehen werden.“ In einem späteren Bericht führt der kaiserliche Gesandte bittere Klage darüber, daß keine Aussicht vorhanden sei, diese hartnäckigen Franzosen dahin zu bringen, daß sie lateinisch antworten.

Im Frühjahr 1799 war das Bündnis zwischen Oesterreich und Rußland gegen die französische Republik offenkundig. Schon nabte Suwarow mit seinen Russen. Der österreichische Gefandte hatte bereits Rastatt verlassen; die französischen Bevollmächtigten blieben, weil sie annahmen, daß der Friede mit dem deutschen Reiche noch bestünde. Seit Mitte April streiften österreichische Patrouillen bis an die Thore von Rastatt, hielten mehrere Gesandten bei ihren Spaziergängen an und schnitten die französische Korrespondenz ab. Auf die Beschwerden einiger Gefandten erfolgte von dem Kommandanten der österreichischen Vorposten, dem Obersten Barbacoz, der Bescheid: er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps nicht einstehen; seit Abberufung

des kaiserlichen Bevollmächtigten, Grafen von Metternich, habe er keine Verpflichtung mehr, Rastatt als Sitz des Kongresses zu schützen. In der That wurde ein französischer Courier von kaiserlichen Husaren gefangen und nach dem Hauptquartier des Obersten Barbacoz abgeführt. Auf Reklamation der gesamten Reichsdeputirten und des preussischen Gefandten gab Barbacoz den kurzen Bescheid: er finde sich augenblicklich außer Stande, den Wünschen der Gefandten Folge zu leisten. Die Absicht Oesterreichs war, die französischen Gefandten vom deutschen Boden zu vertreiben.

Diese waren endlich entschlossen, Rastatt zu verlassen. Auf die Anfrage des kurmainzischen Gefandten Albini an den Obersten Barbacoz, ob die Franzosen auf ihrer Reise irgend ein Hinderniß zu besorgen hätten, schrieb dieser an die französischen Gefandten: „Minister, Sie werden von selbst einsehen, daß in der von den k. k. Truppen besetzten Position keine französischen Bürger geblüdet werden können. Sie werden es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen, Minister, andeuten muß, Rastatt binnen 24 Stunden zu verlassen.“ Aus authentischen Quellen ergibt sich, daß der Bescheid, die französischen Minister sofort auszureißen, von dem Erzherzog Karl ausgegangen war. Mündlich hatte Barbacoz dem Herrn von Albini zugelagt, daß die Franzosen innerhalb der nächsten 24 Stunden mit Sicherheit abreisen könnten. Am denselben Tage, am 28. April, langte eine Abtheilung von 60 Sektier Husaren unter Anführung des Rittmeisters Burkhard in Rastatt an und besetzte die Thore. Die Wagen der Gefandten, welche nach 9 Uhr Abends die Stadt verließen, wurden am Thore angehalten und erst auf Vernehmung Albini's freigelassen. Auf das wiederholte Gesuch um eine Eskorte traf nur eine unbefriedigende, ausweichende Antwort ein. Vor der Brücke bei der Rheinau, fünf Minuten von der Vorstadt entfernt, sprengte aus dem Dicksicht zur Rechten des Weges eine Abtheilung Husaren hervor. Jean Debry, der im ersten Wagen saß, wurde gezwungen auszufsteigen, erhielt einen Säbelhieb über den Kopf und einen über den Rücken und rettete sich nur dadurch, daß er sich in den am Wege befindlichen Graben rollte, wo er, nachdem man ihm noch einige Stöße und Stiche versetzt und ihn ausgeplündert hatte, für tot liegen blieb. Er schleppte sich später mit Mühe fort und fand endlich gegen Tagesanbruch eine Zuflucht in einem hoblen Baume. Hier wurde er aufgefunden und nach Rastatt in die Wohnung des preussischen Gefandten von Görtz gebracht. Die beiden anderen Gefandten, Bonnier und Robertot, wurden aus den Wagen gezogen und vor den Augen der übrigen ermordet. Kaum hatten die anderen Gefandten in Rastatt, die gerade in dem Kasino versammelt waren, die Kunde erhalten, als sie zu dem Rittmeister Burkhard eilten, um von ihm das Nähere zu erfragen. Sie wurden nur mit Mühe vorgelassen und sehr ungnädig empfangen. Erst nach den ersten Vorstellungen ließ sich Burkhard bewegen, dem bairischen Major von Sarrant eine Patrouille beizugeben und an den Schauplatz der That zu senden. Dieser kam gerade zur rechten Zeit, um der Plünderung Einhalt zu thun; er traf die Husaren, wie sie eben im Begriffe waren, die Wagen mit den darin befindlichen Personen um die Stadt herumzuführen, und brachte sie nur durch starke Drohungen dahin, daß sie dieselben in die Stadt zurückgeleiteten. Auf Vernehmung des preussischen Legations-Secrétaires v. Jordan gestattete Barbacoz am folgenden Tage die Abreise Jean Debrys und der Hinterlassenen der ermordeten Gefandten.

Wer war der Urheber der verdröckerischen That? Der Mittel-

*) Mit Benutzung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe, von Karl Wendelssohn-Bartholdy, Prof. der Geschichte an der Universität Freiburg. Heidelberg, Verlagsbuchhandlung von Dr. Baffermann, 1869.

landten Grafen von Vehrach, der nach Vang im Solde Pitt's und der englischen Regierung, nach Hermayr im Auftrage der österreichischen Regierung und unter Mitwissen Zbuzn's gehandelt habe. Unser Verfasser sucht Vehrach freizuspoken: der erfahrene Staatsmann mußte wissen, daß man große Bewegungen nicht durch künstliche Mittel hemmen, daß man die Revolution nicht tödten kann, wenn man einen oder zwei Republikaner ermordet. Was es ihm daran, sich der Papiere der französischen Gesandten zu bemächtigen, so bedurfte es nicht erst eines Mordes; denn, wie Vang berichtet, konnte man sich in Kaslaff von jedem Stiefelspußer um ein Geringes jedes offizielle Attestat verschaffen. Es kommt auch gar nicht darauf an, wer das Werkzeug, sondern wer der Urheber des Verbrechens gewesen. Wir stimmen Herrn Mendelssohn ganz bei, wenn er (England, das französische Directorium, das unter Anderen Napoleon beschuldigte, die That angezettelt zu haben, um den erstatteten Kriegseifer der Franzosen von Neuem anzuregen, und Oesterreich von der Schuld freizupoken. Die österreichische Regierung — sagt er — besaß Klingheit genug, um ein nutzloses, ja wahnsinniges Verbrechen zu unterlassen." Der Mord der Gesandten konnte nur den Emigranten einen wesentlichen Nutzen bringen, indem er die Versöhnung zwischen dem legitimen Europa und der französischen Republik unmöglich machte. Daß die Emigranten einer solchen That fähig waren, beweist unser Verfasser aus einem handschriftlichen Zeugniß des Dr. Hall in Freiburg. Dieser hatte im November 1795 mehrere Republikaner, die theils durch den Rerath von Dumouris, theils durch andere Kriegeereignisse in die Hände der Oesterreicher gerathen waren, ärglich zu behandeln. Sein Zeugniß geht dahin, daß er in der Apotheke bei der Vereitung der Mixturen selbst stets zugegen sein mußte, damit denselben nicht Gift beigegeben würde. Denn es hielten sich zu gleicher Zeit zahlreiche Emigranten in Freiburg auf, denen jene Republikaner tödtlich verhaßt waren und die nun Alles daran setzten, die ehrsüchtige Annäherung zwischen Oesterreich und der Republik zu hintertreiben. Während des Kongresses suchten sich Emigranten unaufrichtig in Kaslaff einzubringen; die badiische Polizeikommission stand in fortwährendem Kampfe mit denselben. Besonders nahm im Frühjahr 1799 das unheimliche Treiben der Emigranten in und um Kaslaff bedenklich zu. Die Wirthe, welche Emigranten beherbergten, wurden mit strengen Geldstrafen belegt. Unter den verdächtigen Privatleuten werden unter Anderen ein gewisser St. Germain, der später als österreichischer Oberst in Brünn gestorben ist, Dugravier, Baugé und ein Graf Toulouse, der sich der Mitstimmung von Heinrich IV. rühmte, namhaft gemacht. Von Vehrach findet sich in Vehrach's Papiere ein Schreiben vom 11. April 1799 an Dugravier, worin es heißt: „Binnen Kurzem, lieber Freund, wird sich etwas ereignen, worüber die Welt erstaunen wird." Um dieselbe Zeit erhielt der Graf die Summe von 6000 Pièces ausbezahlt. Beziehungen zwischen den Emigranten und den österreichischen Offizieren bestanden seit längerer Zeit. Der rohe und unwissende Mittmeister Burkhard, den der Graf Vehrach selbst als eine äußerst gewissenlose und verdächtige Persönlichkeit charakterisirt, war ganz der Mann dazu, sich von den Emigranten zu einem Verbrecher brauchen zu lassen; auch der Oberst Vardach kannte allem Anscheine nach die Absichten der Emigranten. Daher ließ auch der Erzherzog Karl Beide gefänglich einziehen und ordnete eine Untersuchung unter Vorbehalt des Feldmarschall-Lieutenants von Spord an. Was diese ergab, wissen wir nicht; daß aber der Erzherzog Karl die Urheberchaft der That den Emigranten zuschrieb, geht aus einer Erklärung hervor, welche

er dem badiischen Minister von Ethen machen ließ: es sei ihm glaublich, daß Emigrirte sich durch Corruption unter die Sphäre Husaren eingeschlichen und das Verbrechen begangen hätten, das sei ihm um so wahrscheinlicher geworden, weil einer der Mörder aus französisch zu dem noch lebenden Minister Jean Debry gesagt habe: Es-tu le ministre Jean Debry? Reiten der Gesser Husaren könne französisch, wenigstens sei es nicht wahrscheinlich, da dies ein Regiment sei, das keine Fremden habe.

Auch in Wien war man über die eigentlichen Anstifter des Mordes nicht in Zweifel; da aber das alte Frankreich, die Emigranten, die Bourbons dabei theilhaftig waren, so war das Grund genug, der Regierung aus legitimistischen Rücksichten Vorlicht und Discretion zu empfehlen. Der Kaiser Franz befiel in einem Handbillet an den Fürsten Colloredo, vom 28. Mai 1799, den bedauerlichen Verfall und erkannte die Nothwendigkeit einer strengen Untersuchung und einer exemplarischen Bestrafung der Schuldigen. „Damit aber — heißt es in dem Schreiben — die Weisheit der Franzosen aus der Harn der Untersuchung nicht neuen Stoff zu verleumderischen Anschuldigungen entnehme, und da das Verbrechen aus deutschem Reichboden geschehen, so ergehe an die versammelten Reichstheile mein Ansinnen, dies wichtige Ereigniß zum Gegenstande der Berathung zu nehmen und in einem Gutachten mir baldmöglichst und freimüthig an Sant zu geben, was bei der Untersuchung in jeder Rücksicht zu beobachten sein wolle, um der Sache vollkommen aus den Grund zu geben und sohin die unparteiische Welt zu überzeugen, daß wegen dieser auf dem Reichstheile verübten Missethat weder mir, noch dem gesammten Reich eine Konnexion vorgeworfen werden könne, sondern hierbei so zu verfahren worden sei, wie es die Größe des Verbrechens und die strenge Gerechtigkeit erfordern." In einem mit dem badiischen Placet versehenen Memoire vom 7. Juni gab jedoch der Fürst Colloredo den Reichstheilen zur Erwägung, daß man den willenlosen und schwachen Werkzeugen das, was Andere verbrochen, nicht entgelten lasse, und daß man die Gerechtigkeit, die von einem Trupp in kaiserliche Uniform gekleideter Personen begangen sei, nicht den kaiserlichen imputire. Er dem darauf hin, daß die Emigranten, in deren „wenigstens schonbarem Interesse" die That gelegen, sie auch begangen hätten. Colloredo's Erwägungen schlugen durch. Man begnügte sich mit der Absetzung Burkhard's und gab der Untersuchung weiter freie Selge.

Das Resultat der Forschungen unseres Verfassers ist allenthalben, daß die That eine Folge der Emigranten-Politik, Oesterreich mit der französischen Republik unheilbar zu compromittiren, daher ziemt es Deutschen nicht mehr, die Schuld jener fremden Gewaltthat den Deutschen aufzubürden." Kein Verständnis hat jedoch jemals den Deutschen die Schuld aufgebürdet; wo aber hat die allgemeine Stimme Oesterreich als den Schuldigen bezeichnet, das auch nach der Darstellung unseres Verfassers nicht von aller Schuld freizuspoken ist, wenigstens nicht in der, seine und seines Heeres Ehre zu Gunsten einer rachsüchtigen Partei, die ihren König feige verlassen und jetzt den Meuchelmord und fremde Waffen die Wiederkehr in ihr wackeres Vaterland erzwingen wollte, preisgegeben zu haben. Dem Kaiser, als dem Oberhaupt des österreichischen Staat und des deutschen Reiches, lag die Pflicht ob, das reichliche Völkerecht durch rücksichtlose Strafe der Schuldigen zu schützen, indem er es nicht that, machte er sich zum moralischen Mitschuldigen und gab so ein böses Beispiel, das später von Napoleon nur zu gut befolgt wurde, als er ebenso widerrechtlich den Deut-

von Unglück erschlagen ließ und die spanischen Bourbons in Baronne gefangen nahm. Seinem eigenen Heere war der Kaiser die Verurtheilung schuldig, es von dem Verdachte zu reinigen, als berge es mord- und blünderungsfüchtige Begelagerer in seinen Reichen. Auch dies hat er nicht gethan, und so hat sich denn auch nicht lange darauf ein solches Hinwegsetzen über die Fortsetzungen des Rechtes und der Ehre an Staat und Heer bittig gerächt. E. M.

Poesie der deutschen Domimondo.*)

Die Kameliendamen gehören nach der Ansicht mancher prüden Aesthetiker nicht in die Poesie hinein — hier kommt nun gar eine Kameliendame und bietet uns ihre eigenen Poesieen an. Wir wollen sie nicht zurückweisen; obige Meinung dünkte uns heiss in dem Kerle von Veuten entpflanzungen zu sein, die da wännen, der Poet müsse seine Werke als lesbar in den ersten Klassen höherer Mädchenschulen einrichten. Man hüte mit Recht die jungen Damen vor Verführung, worin auf sie keine Rücksicht genommen ist, und besonders die schönen, denn Schönheit — wie Genie beim Manne, ist gleichsam die erste Anlage zum leichtsinnigen Lebenswandel. Das scheint auch unsere Dichterin erfahren zu haben. So hüte man in einem romantischeren Zeitalter den Jüngling vor der Lectüre der Räuber, daß er nicht den Karl Moor nachahmen und sich in die böhmischen Wälder schlagen möge; so nahm in einem sentimentaleren Jahrhundert, wo, wie Ludwig Tieck irgendwo erzählt, die Jünglinge darüber meinten, es dem Werther nicht nachzujagen zu können und zum Selbstmord aus Liebe keine Ursache zu haben, der belehrte Vater seinem blaffen, schwärmenden Sohne die Erzählung von Werther's Leiden aus der Hand. Aber die Poesie bringt die Welt, wie sie ist. Sie idealisirt, aber ihr Idealisiren besteht nicht darin, daß sie gewisse Kategorien des Daseins ausstreicht; wenn Räuber, Mörder und Ehebrecher aus dem Parnas gebildet werden, wer dürfte die Magdalenen vertreiben, mögen sie sich vor der Bekehrung im lügenhaften Hölzerstaate oder nachher in Sad und Asche einstellen. Eine Entladung überreizter französischer Romane sollte jene Figur sein, die schon im ersten Buche Moles am Wege sitzt und den Juda verführt, jene Figur, zu der auf Erden Hunderttausende unseliger Seelen Modell stehen? Oder glaubt ihr, daß der haat göttl daher rührt, daß die moderne Poesie ein Verhältniß tragisch aufzufassen gelernt, welches man sonst nur juristisch vertratete? Die modernen Poeten mögen sich trösten: der Heiland selber stimmte mit ihnen überein.

So viel zur Legitimation vorliegender Poesieen. zur Verteidigung, daß unsere Dichterin gewagt, zu gestehen, was sie ist, nicht nur Thränen zu weinen, sondern auch Pieder. Auch ihr Beispiel rechtfertigt übrigens unsere obige Ansicht über die Lectüre der jungen Damen; sie hat Heinrich Heine offenbar zu früh gelesen; die Folgen zeigen Leben und Gedicht: Alles im rothirten epigrammatischen Tone des „Buchers der Pieder“ und der „neuen Gedichte“. Sogar wörtliche Reminiscenzen laufen mit unter. Wenn wir daher vom absoluten Standpunkt der Kritik aus urtheilen wollten, wären wir das Büchlein ad acta legen und nur bemerken, daß es einzelne gelungene Nachahmungen Heine's enthielte, und daß Jemand, der die Variationen einer

Dichtermanier ebenso liebe, wie mancher die einer Blumenspecies, daß ein Blumist der Heine'schen Originalität es sich kaufen möge. Inbessen hat die Kritik Zeitgenossen gegenüber nicht das Recht, so zu verfahren. Wie die Geschichte zwar nur die regierenden Herren vergeichnet, der Bürger aber vor ihrer ganzen Familie den Thut absieht, so hat die zeitgenössische Kritik die Pflicht, die ganze Familie eines Poeten anerkennen. Ada Christen gehört wirklich zu Heine's Familie. Zwar sind selbst in dieser kleinen Sammlung manche noch ungenießbar, einzelne dafür aber von hoher Schönheit, Erzeugnisse des tiefsten Gefühls, liebliche Seufzer des Schmerzes, krennende Ausrufe einer verzweifelten Seele.

Es giebt viel Glend in der Welt,
Viel taufend getrocknete Herzen;
An allen Ecken und Enden halt
Der Kussdrei großer Schmerzen.

Ein Glend aber kenne ich,
Es kann kein größtes geben;
Zwei kleine Worte schließen's ein,
Es heißt: verfluchtes Leben.

Es raucht und schweirt das Saitenspiel;
Sie saßen mich an zum Tanz.
He! wie der bachtantische Siel sich schwang
Im blendenden Lichterglanz!

Sie preßt mir in die Hand ein Glas,
Befrängt mit Rosen mein Kleid;
Ich ward in Bachus Namen getauft
Und der Frau Venus geweiht.

Und wie ich in dampfer Bekäubung
Im Wogen bin gelassen,
Da sagt man mir lächelnd:
So wirst du ihn vergessen.

Goet! es klingen die Pieder;
Goet! es treiben die Weiber,
Wilder, brünstiger kammern sich seit
Zum läuteren Tanz; die listernen Leiber.
Goet! die tranne Kust
Nimm und den Himmel nimmst geben,
Aber die Hölle vergessen laßt —
Goet! dieses wüßt Leben.

Sie hat ihn sehr geliebt, den oben erwähnten ihn, aber er war kalt und beralles, und nicht nur die Dichter, sondern auch die Dichterinnen haben seit Sappho's Zeit Unglück in der Liebe.

Sieh, in dies dein theures Bildniß
Wacht ich mich so ganz verlesen;
Kannst ich, ach! dem Bilde doch
Allem, Leben, Sprache schenken.

Kannst ich in die kalten Armen
Wirth und Blut und Liebe gießen,
Kannst ich die lieblichen Hände
Deß zum heißen Brude küssen.

Ach! ich kann es nicht; er bleibet
Kalt und stumm in stolzer Rab':
Aber du bist gut getroffen,
Denn es ist so ganz wie du.

*) Pieder einer Verlorenen, von Ada Christen. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1868.

Ach es ist ja nur allzu wahr,
Was nützt dir mein Leben und Leben,
Und würd' ich aus dem Leben
Mein rothes Blut dir geben.

Blut ist Blut und bleibt es,
Und wird ja nie zu Geld,
Und Geld gerbt zum Leben,
Das ist der Lauf der Welt.

Mein Leben nützt dir nichts;
Bezahlt man mich für's Sterben,
Ich fürchte ja gerne morgen,
Um Alfre dir zu vererben.

Sie kann ihn nicht vergessen. In fremden Armen glaubt sie bei ihm zu sein und merkt entsetzt am andern Morgen, mit wem sie geschlummert. Auch verheiratet war sie:

Wer mir mild der große Priester,
In mir keine Harmonie,
Auf den blonden, süßen Lippen
Grüne Methemorie.

Doch nicht lange hat das Glück einer ruhigen gesellschaftlichen Stellung gebauert:

Auch hier die Sünde und das Elend,
Das sich so leicht vergessen liß,
Auch hierher weht der gift'geodem? —
Ich glaubte an ein Paradies.

Und doch liebt sie von Neuem:

Du sprichst so ruhig mit den Männern,
Die frech mir Mund und Arme küssen;
Du stimmst mit ein in die Töche,
Womit sie jauchzend mich begrüßen.

Nun wird sie Mutter; doch bald stirbt ihr Kind:

Stich nicht! mit dir stirbt Alles, Alles,
Mein letzter Halt war' mit dir tot! —
Ist tot! — ein leiser kurzer Schrei,
Das Köpfchen sinkt, das bleiche,
Und an die schmerzgehtarte Brust
Drück' ich die kleine Leiche.

Und zum Geliebten sagt sie, unendlich tief und rührend:

Hab' mehr dich als mein Kind geliebt,
Denn ward es mir genommen.

So lebt sie, so leidet sie:

Und sie rüttelt an den Ketten,
Fürchtet nicht, daß sie sie bricht,
Denn sie beugt sich lächelnd, und
Und — sie jammert ein Gedicht.

Arme Ada! — —

D. D.

Frankreich.

Die Zukunft der Frau. *)

Wer den in den drei Kulturländern Deutschland, England und Frankreich während des letzten Jahrzehnts oder vielleicht

auch nur während der letzten fünf Jahre erschienenen literarischen Arbeiten über die soziale Stellung der Frau mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem dürfte eine Wahrnehmung nicht entgangen sein, die uns in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth und charakteristisch erscheint. In England und Deutschland ist man an die Frage mit warmem Herzen, aber doch mit recht ruhig erwägendem Verstand herangetreten, und während man die Schäden und Gebrechen, an denen die Stellung der Frauen krank, energisch und rücksichtslos aufgedeckt hat, den Verurtheilten und Mißbräuchen kühn entgegengetreten ist und laut und nachdrücklich Abhilfe verlangt hat, hielt man sich doch — einzelne Auskreutungen natürlich abgerechnet — frei von der Sprache der Leidenschaft und legte den Schwerpunkt seinen Arbeiten weniger in Anklagen des Bestehenden, als in Vorschlägen für die Besserung. Die Schilderung der vorhandenen Zustände diente hauptsächlich, um daran die motivirte Forderung einer Abhilfe zu knüpfen, für die man überall einen reformatorischen, selten oder niemals einen revolutionären Weg wünschte.

Andero ist dies in Frankreich. Die französischen Schriftsteller und noch weit mehr die französischen Schriftstellerinnen, welche die Sache der Frauen plaidiren, werden meistens in ihrer Empörung über die Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit, denen die Frau in ihrer schuß- und rechtlosen Stellung ausgesetzt ist, dergestalt fortgerissen, daß sie die Schilderung der Zustände zu ihrer Hauptaufgabe machen und darin Meistens leisten, wogegen sie auf die Frage, was denn nun zu einer durchgreifenden Besserung dieser unerträglichen Verhältnisse zu setzen soll, entweder die Antwort ganz schuldig bleiben oder unzulängliche und utopische Rathschläge ertheilen, daß man in Arbeit vorzugeweiße ein Wort des Herzens — wenn auch mit der Phantasie — nennen muß, und während man vom einen Theile fortgerissen wird, um desto schmerzlicher im zweiten in eigentliche gedankliche Prokrustesbetten, die logische Schlussfolgerung, vermißt. Spricht sich in dieser Art und Weise die Umgebung von der einen Seite die Verschiedenheit des französischen Wesens und Charakters gegen den Deutschen und Engländer aus, tritt hierbei wieder die Erscheinung zu Tage, daß der Franzose wohl die Initiative zu Reformen zu ergreifen versteht, die ruhige, stetige Ausführung der angeregten Idee aber stets anderen Völkern überlassen wird, so giebt doch auch viel diese leidenschaftliche Empörung, der es Bedürfnis und ja Genugthuung ist, sich Luft zu machen, zu der Vermuthung Raum, daß, wie viel auch die soziale Stellung der Frau in England und Deutschland zu wünschen lasse, das Elend und weiblichen Geschlechts in Frankreich doch einen noch höheren Grad erreicht haben müsse, und diese Vermuthung wird mit Gewißheit durch alle die Bilder, welche uns die verschiedensten Werke mit überraschender Uebereinstimmung zwar groß, aber mit dem Stempel unerkennbarer Wahrheit zeichnen.

Alle Vorzüge und alle Mängel der gesammten französischen Literatur über die Frauenfrage finden wir wieder in dem vorliegenden Buche der Madame Françoise de Lacoste, *Renovation de la Femme*. Die Verfasserin hat ein edles, großes Herz, einen kühnen Muth; es ist ihr so ernst mit ihrer Arbeit, daß sie es verschmäht, für den barten, bitteren Kern in der Sache eine gefällige Schale zu geben.

„Dieses Buch“, so beginnt sie, „wendet sich nur an diejenigen welche leiden, und würden sie Alle es lesen, so wäre ich vielleicht populärer unter allen Schriftstellern. Die glücklichen werden es tadeln, es wird ihre Ruhe stören; denn wenn ich nach unsern Wünschen geht, glauben wir, daß Alle, welche Frauen

*) *Renovation de la Femme*, par Mme. Françoise de Lacoste, Paris, Librairie internationale, A. Lacroix, Verboeckhoven & Comp. Bruxelles, Leipzig et Livorno, 1863.

und Aenderungen verlangen, nur verbitterte Gemüther und unruhige Köpfe sind."

Es will uns dünken, als spräche sich in diesen Eingangsworten schon der extreme Standpunkt aus, den Madame de Kauché, die, wir können dies nicht genug betonen, mit ihrem Herrgute geschrieben und ihre ganze reiche Seele in das Buch gelegt hat, in ihrem edlen Feuereifer einnimmt und festhält. Es giebt viele Velden, deren dieses Buch nicht denkt und nicht gedenken kann, und nicht alle glücklichen Leute fertigen ernste Fragen, die an sie herantreten, mit Geringschätzung ab. Und giebt es überhaupt Leute, die nicht leiden, die unbedingt mit dem Ausruf "glücklich" zu bezeichnen sind?

Ueber den Zweck, den sie mit ihrem Buche verfolgt, lassen wir die Verfasserin am Besten selbst sprechen. "Indem ich die Aufmerksamkeit der Frauen auf die ersten Fragen lenke", sagt sie in der Einleitung, "welche sie besonders interessieren möchte, wollte ich sie anregen, sich eine selbständige, durch Gründe unterstützte Meinung zu bilden über die Ursachen, welche, indem sie das Glück oder Unglück der Frau bewirken, zugleich ihren Einfluß auf die ganze Gesellschaft ausüben. Ich will ihnen den Wunsch und die Kraft einflößen, durch Festigkeit, Intelligenz mit Würde die gerechten Beweggründe, welche sie zum Zurücktreten ihrer Rechte bestimmen, zu verbreiten und zu verteidigen, will sie daran gewöhnen, künftig bei Allem, was sie thun, ihre Vernunft und gesunde Urtheilskraft zu Rathe zu ziehen. Das Unterscheidungsvermögen scheint aus Mangel an Gebrauch bei ihnen eingeschränkt zu sein, und da sie es nicht immer zur Bekämpfung ihrer Handlungen machen, so benutzt man diesen Mangel, um daran ganz kategorisch die Untergeordnetheit ihrer Organisation zu beweisen. Und nachdem sie sich diesen Urtheilsnachgedankenslos zugezogen haben, nehmen sie ihn als ihnen während hin."

Und wie in der That sollte es auch wohl möglich sein, daß die Urtheilskraft der Frau nicht gelähmt würde? Man steht ihr, zu glauben, ohne zu begreifen, zu gehorchen, ohne zu fragen, zu leiden, ohne dagegen Abhilfe zu suchen, so daß dazu gebracht wird, Alles zu thun, ohne sich dabei in Betracht zu ziehen, es geschehen zu lassen, daß man sie nicht um das Recht, was sie angeht. Mit Vertrauen nimmt sie an, was ihr aus Gewohnheit überliefert wird, ohne sich darum zu kümmern. Die Zeit, die Umstände, die fortschreitende Bewegung nicht ohne Bedingungen, andere Tugenden, eine andere Entwicklung bleiben. Ihre Urtheilskraft verzieht sich, da sie, jeder Initiative bahr, nie etwas selbst entscheidet.

"Diese Frauen glauben in ihrer ehrlichen Beschränktheit, daß sie als tugendhafte Gattinnen handeln, wenn sie sich gänzlich den Schatten stellen, sich als eine völlige Null betrachten und sich über keine der Fragen unterrichten, welche die Männer ihrer Familie beschäftigen; ja es giebt solche, die es laut verkünden, daß sie sich begnügen, der Ansicht zu sein, welche ihren Urtheilsverhältnissen am günstigsten ist, und sich gar nicht über vertiefen wollen. Auf diese Weise verengen sie ihren Horizont, verdammen sich zu einer erbärmlichen Kleinlichkeit in Gefühle und Ansichten, welche das Leben unserer Zeit leiten. Sie nehmen alle jene kleinen Velden auf sich, begeben alle jene ewigen Fehler, ohne daß sie ein großer Gedanke in ihnen ruht. Für die Frau ist Alles Widerspruch, Ungewißheit, Schwermere. Ihre Vernunft befaßt ihre veralteten Glaubenssätze, ihre gegenwärtige Anschauung streitet gegen ihre Religiösität, ihr Herz empört sich gegen die Gebräuche, die Sitte, das Herkommen, dem man sie unterwirft."

"Es fehlt den Frauen eine Kraft, welche in ihnen entwickelt und unterstügt, was die Natur Erhabenes in die Frau gelegt hat."

"Es fehlt ihnen das patriotische, das religiös aufgeregte Gefühl, das sie zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Arbeit, zur Schwereitlichkeit führen würde, während verbummende Einrichtungen und bausendwärtige Spaltungen sie jetzt davon entfernen."

"Diese Kraft können sie nur finden in einem Staate, wo die Gebräuche die Frau erheben und beschützen und ihr so den ihr gebührenden Platz anweisen."

"Die Mission der Frauen ist ihnen vorgezeichnet: Inmitten des Atheismus von der einen, der religiösen Verblendung von der anderen Seite, zwischen dem Despotismus und der faulst kämpfenden Demokratie sollen sie sich einigen zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels. Mögen die Männer in getrennten Parteien sich streiten und schlagen, die Frauen sollen sich vereinigen, um die wahre, auf Vernunft begründete Religion zu verbreiten, die Irrthümer zu zerstreuen, indem sie als Grundrath den Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer und Erhalter aufstellen, der uns während dieses Lebens leitet, das er uns gegeben hat als eine Prüfungszeit, ehe er uns zu sich in der Gerechtigkeit und Wahrheit versammelt. Diese Religion kann nur sympathischen mit gerechten und liberalen Institutionen, die mit ihr zusammenwirkend die großen Prinzipien der Brüderlichkeit, der Freiheit, der Solidarität aufrichten."

"Den Frauen liegt es ob, die Menschheit dahin zu führen, ohne heftige Umwälzungen durch Ueberredung, Beispiel und Erziehung ihre Geseßgebung, ihre Sitten, ihren Kultus umzugestalten, bis sie jenen Fortschritt erlangt hat, welcher der höchste Grad der Zivilisation ist. Um aber dahin zu gelangen, muß man sich darüber klar werden, daß die gegenwärtig die Frau einengenden Gebräuche und Vorurtheile nicht aufgestellt sind, um sie moralischer zu machen oder zu führen; sie dienen im Gegentheil der Aufrechterhaltung der alten Mächte, welche sie unterdrücken. Die Frauen müssen sie deshalb vernichten, indem sie als einzige Richtschnur ihres Betragens und Handelns nur Sittlichkeit und Wahrheit gelten lassen."

"Damit nun diese Lehrsätze sich verbreiten und allgemein werden, ist es notwendig, daß keine Frau, welche ein christliches, freies Streben hat, nachdem sie erkannt, auf welcher Seite die Gerechtigkeit liegt, mehr bezorgen darf, mit ihren Empfindungen und Anschauungen isolirt zu bleiben. Fortan muß man einander verstehen, sich stützen, Bündnisse schließen und handeln! Jedes von Frauen unternommene Werk kann sich nur aufbauen auf durch Vernunft geleitete Wahrheit, auf durch Vereinigung erlangte Kraft."

"Die Frau muß also in Zukunft die furchtsame Schwäche ablegen, die sie lieber auf ihr Recht verzichtet, als es öffentlich fordern läßt. Die Moral der Welt rüth ihr, jedesmal, wo sie das Opfer ist, schweigend zu dulden. Durch Annahme dieser indolenten Unterwerfung ermutigt sie die Ungerechtigkeit, bewilligt sie dem Bösen Straflosigkeit und läßt in ihrer Person die Schwäche unterdrücken. Die Frau, welche ihr Recht verteidigt, soll künftighin ebenso wenig die Bescheidenheit fürchten, wie diejenige, welche dem Augenschein durch ihre Excentricität und Individualität trotzt."

"Dem Manne steht, sobald er sich beeinträchtigt glaubt, jedes Mittel der Vertheidigung zu Gebote. Warum ist denn die Frau, da es doch heutzutage keine Ritterlichkeit mehr giebt, verurtheilt, im Stillen Alles zu dulden? Die Frauen brauchen nur anders zu werden, und die heftigsten Widersacher der neuen

Ideen werden sich bald gezwungen sehen, anzuerkennen, daß zwischen dem hinfälligen, unzurechnungsfähigen, lächerlichen Geschöpf, das ihre soziale Organisation geschaffen, und der sich ihres Wertes, ihres Rechtes, ihrer Würde bewußten Frau, wie wir sie wollen, ein Unterschied ist, bei dem aller Vorteil auf Seiten der das Weib erhebenden Demokratie liegt.

„Die Mutigsten und Erfindendsten müssen deshalb ohne die Prätexten, Schriftstellerinnen sein zu wollen, beginnen, indem sie zum Werke der sozialen Wiedergeburt nichts mitbringen, als ihre Hingebung daran und die Nechtheit ihrer Absicht.

Alle, welche ihre Ueberzeugung theilen, müssen sich aber mit die scharen, welche sie auszusprechen wissen. Indem sie sich dem großen demokratischen Bündnis anschließen, werden ihnen der Impuls geben zum Werke der Solidarität, der Arbeit und der Ver-nunft.“

Madame de Lacoste will also eine völlige Umgestaltung der sozialen Stellung der Frau in Frankreich, denn nur mit diesem Zwecke beschäftigt sie sich, und daß sie dabei in ihrem vollen Rechte ist, beweist sie von Seite zu Seite, indem sie uns ein Bild der gesellschaftlichen Zustände entrollt. Das erste Kapitel: „Die Frau von ehemals und von jetzt“, ist eine weitere Ausführung des in der Einleitung Gesagten, indem die Verfasserin in einem kurzen Überblick der Vergangenheit erläutert, wie die Frau zu allen Zeiten in einem ihrer unwürdigen, ungerechten Verhältnisse der Abhängigkeit erhalten worden ist, das sich in unserer, alle Zustände auf das Schärffte zuspitzenden Epoche zur Unertaglichkeit gesteigert hat.

„Die Stellung der Frauen in Frankreich ist eine so anormale“, sagt sie, „daß jeder Denker davon betroffen ist und sich damit beschäftigt. Jede Partei will daraus Kapital machen; da man es aber nur zum Mittel und nicht zum Zweck benutzen will, so läßt man die Frauen in ihrer Abhängigkeit.“

Madame de Lacoste glaubt, ein Mittel gefunden zu haben, allen Frauen von Herz und Intelligenz einen weiten Horizont, ein geeignetes Wirken zu eröffnen, indem sie vorschlägt, denjenigen Frauen, welche das vierzigste Jahr erreicht und ihre Aufgaben als Mütter erfüllt haben, die Erziehung der gesamten Jugend des Landes anzuvertrauen. Sie kommt auf diesen Plan im Verlaufe ihrer Arbeit mehrmals zurück und sieht in ihm den einzigen Weg, die Erziehung, welche durch den Zustand, zu welchem die Familie herabgesunken, eine einseitige und verummertete werden muß, zu einer naturgemäßen, kräftigen, allgemeinen zu machen. Auf diese Weise glaubt sie, den Unterschied der Stände und der Bildung ausgleichen, einen weniger geschräubten und dadurch sittlicheren Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern herbeiführen zu können. Auch das Stimmrecht nimmt sie für die Frauen in Anspruch, wunderbarerweise und im Gegentheil zu dem, was man in England betont hat, nur für die Mütter. Eine Frau, die nicht Mutter ist, soll weder stimmberechtigt noch wählbar sein; das hiesse, nach unserer Ansicht, doch an Stelle eines Mißbrauchs einen anderen und so möglich einen noch größeren setzen, da es doch wahrlich nicht im Willen der Frau, nicht in den Fähigkeiten ihres Geistes und Herzens liegt, Mutter zu werden oder nicht. Ueberhaupt spricht uns dieses Kapitel, seiner stark sozial-demokratischen Färbung halber, weniger an.

Mit großem Interesse lesen wir dagegen die folgenden Kapitel: die Mütterlichkeit, das Kind, der junge Mann und der Hageholz und das junge Mädchen, erzogen nach den Gebräuchen von 1808, und die Watten. Wir erhalten hier ein

wahrhaft meisterhaftes Bild französischer Zustände und einen Spiegel, wohin zu gerathen wir auf dem besten Wege sind, wenn nicht von allen Seiten und mit allem Ernste es erkannt und danach gestrebt wird, der Genußsucht Einhalt zu thun und der Menschheit in unserer zum Entsetzen real gewordenen Welt noch jenen Idealismus zu mahnen, ohne den sie verfinstert muß.

Da sich Madame de Lacoste in diesen Kapiteln weniger mit Vorschlägen zur Abhilfe, als mit Schilderung des Bestehenden befaßt, so finden wir uns mit ihr fast immer in Uebereinstimmung und weichen nur darin von ihr ab, daß sie in der Heirat die einzige Bestimmung des Weibes sieht und nur in der Ehe das Glück der Frau sucht. Sie spricht zwar in einem anderen Kapitel auch von den unverheirateten Mädchen, macht auch Vorschläge der Erziehung, wonach es auch solchen, die kein Heiratsgut haben, möglich werden soll, eine Ehe zu schließen, im Ganzen liegt ihr aber das Schicksal der Unverheirateten doch viel weniger am Herzen, als das der Verheirateten und sich Verheiratenden. Sie scheint die alten Mädchen für taube Blüten anzusehen, die einmal dem Gehehen der Natur nach abfallen und zu Grunde gehen müssen, um die man sich also weiter nicht viel kümmern kann. Den Frauen, den Müttern ist die ganze Fürsorge gewidmet, dies spricht sich wieder in dem von „Trennung und Scheidung“ handelnden Kapitel recht deutlich aus. Hier erreicht die Schilderung eine Gluth und Wärme, welche das Buch zu einer bemerkenswerthen Erscheinung unserer Zeit macht. Madame de Lacoste empört sich gegen das Gesetz, welches die Scheidung verbietet und die Trennung zuläßt und dadurch die Frau brandmarkt, ohne ihr die Möglichkeit der Rehabilitation zu gewähren, sie isolirt und doch in beständiger Abhängigkeit von dem verlassenen Gatten hält, wodurch sie schuld- und rechtlos jeder Verfolgung, jeder Ausbeutung und Unterdrückung ausgehset ist; sie thut dar, daß, weit entfernt, wie man vorgiebt, die Heiligkeit der Familie und die Moralität zu schützen, ein Gesetz, das Ehen trennt, aber nicht scheidet, die Sittenlosigkeit, den Ehebruch, das Concubinat befördert. Weshalb, sagt die Verfasserin, ist eine Aenderung des Gesetzes beantragt gewesen, immer ist es, meist durch den Einfluß hoher von der Heiligkeit beehrundeter Damen, abgelehnt worden. „Um einer Frau willen, welche durch die Scheidung zu verlieren fürchtet“, ruft sie, „müssen Alle leiden“, und indem sie hinzufügt: „Unter der Regierung der Frau Herzogin von Cleves würde die Scheidung zum Gesetz erhoben sein“, giebt sie deutlich zu erkennen, daß mit dieser Einsicht Niemand als die Kaiserin Eugénie gemeint ist, der auch an anderen Stellen verblümt und unverblümt vorgeworfen wird, daß sie, während es in ihrer Hand gelegen, die Frauen Frankreichs zu erbeben, dieselbe durch ihr Beispiel des Luxus und der Trivialität nur mehr empörend würdigte.

Den Mittelpunkt des ganzen Buches bildet das folgende Kapitel: „der Salon“. Wir müssen es uns verlagern, das eine Auszug zu geben, denn diese Schilderung ist so prächtig so wahr, so aus dem Genuß, daß es unmöglich ist, etwas daran zureißen oder etwas anderes darüber zu sagen, als daß sie vor-trefflich ist. Nur wegen einer Aeußerung möchten wir mit der Verfasserin rechten: sie kommt im Laufe ihrer Darstellung auf die Vereine zu wohlthätigen und humanen Zwecken zu beklagt es, daß die Südbinnen durch ihren Reichtum, wie durch ihr festes Zusammenhalten — nicht vielleicht auch durch ihre Intelligenz? — sich beständig an die Spitze solcher Institutionen zu bringen wissen. Da kein aus diesem Umstände erwachsende Nachtheil nachgewiesen wird, so haben wir es hier mit einem

Vorurtheil zu thun, und wer gegen Vorurtheile zu Felde zieht, wer an anderen Stellen die Frauen aller Confectionen zur Erläuterung ihrer Rechte auffordert, der darf auch im Salen keine Vorurtheile zeigen.

Die Schlußkapitel, welche nicht die Höhe der vorhergehenden erreichen, beschäftigen sich, wie schon erwähnt, mit den Unverheiratheten, den Wittwen, Erzieherinnen, den Luxusgeschäften, den Diensthofen, dem Bauer und Arbeiter, um endlich die Erziehung der Frau unter dem Einfluß der Demokratie zu besprechen, deren wir schon im Eingange erwähnt haben. Eine gemeinsame, eine öffentliche Erziehung für alle Kinder des Landes durch alle Mütter, welche dazu befähigt sind, wird nochmals empfohlen, während der höhere Unterricht, ebenfalls für Knaben und Mädchen gemeinsam, durch männliche Lehrer erteilt werden soll. In dieser Weise hofft die Verfasserin ein neues Geschlecht zu erziehen zur Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die Gleichberechtigung der Frau, eine bessere soziale Ordnung zu gründen, und sie ruft, wie im Anfang, so zum Schluß, alle Frauen ihres Landes auf, sich zu ermannen und an dem Werke der Befreiung mitzuwirken.

Was uns betrifft, so enthalten wir uns jedes weiteren Commentars und glauben durch das ausgiebige Mitgetheilte hingewiesen zu haben auf die Schwächen, wie auf die starke Seite der Arbeit, wollen aber nicht unterlassen, das Buch und seine Lectüre Allen, die sich nicht nur mit der Frauenfrage, sondern mit der brennenden sozialen Frage, von der jene nur ein Theil ist, beschäftigen, angelegentlich zu empfehlen.

S. H.

Italien.

Dante und die Geschichte seiner Zeit.

Die Göttliche Komödie, nach Begele's treffendem Wort das Repertorium aller zur Zeit ihrer Abfassung vorhandenen und erreichbaren Kenntnisse, ist bekanntlich insbesondere eine reichhaltige und wichtige Quelle für die gleichzeitige Geschichte von Florenz und von Italien überhaupt. Geben auch ihre Ziele und der Reichthum ihrer Ideen weit hinaus über eine momentane Bedeutung, so hat der Dichter doch nicht verschmäht, auch in diesem seinem größten Werke den Parteihandpunkt, den er im Leben und in seinen sonstigen Schriften so unerschütterlich zu vertreten suchte, mit Energie zu behaupten; er hat die blüthelose Kühnheit gehabt, seine überfinnlichen Helden, Himmel und Hölle, Fegfeuer und Paradies mit Vorgängen und Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit, für die unmittelbaren Gegenwart zu bevölkern. Und er ist hierbei, wie die eingehende Betrachtung seiner ewigen Dichtung immer deutlicher herausstellt, nicht von einem blinden und fanatischen Eifer geleitet worden, sondern von einer tiefen, auf den letzten Grundten der mittelalterlichen Weltanschauung beruhenden sittlichen Idee. So verleiht er sich in dem Todtengericht, welches Er, der Lebende, über seine Mit- und Vervelt zu halten wagen durfte, die geschichtliche Auffassung seiner Zeitgenossen.

Der Dante-Literatur ist es nicht entgangen, daß der Dichter in seinen zeitgeschichtlichen Mittheilungen vielfach mit dem Geschichtswerken seiner Florentinischen Vandleute, des etwas jüngern Giov. Villani, neben welchem er auch einmal von Machiavelli als Quelle der florentinischen Geschichte genannt

worden ist, und des etwas ältern Ricordano Malaspina, sich bezeugt oder geradezu übereinstimmt. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß sich für manche Stellen der Göttlichen Komödie, darunter die berühmte Schilderung der einfachen Sitten des alten Florenz, im 15. Gesange des Paradieses, offensbare Parallelen mit Villani und bei Malaspina finden; wie denn der vorzügliche deutsche Commentar von Philaethes diese beiden Geschichtsschreiber bei der eben erwähnten Stelle des Dante'schen Gedichts citirt. So viel uns bekannt, war indeß bisher nicht behauptet worden, daß diese Analogie auf einer Benützung des Dichters durch die genannten Historiker oder umgekehrt beruhten; man pflegte in ihnen vielmehr lediglich Beweise für die Zuverlässigkeit von Dante's zeitgeschichtlichen Angaben, für die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu erblicken.

Gegenwärtig veröffentlicht ein jüngerer Gelehrter, der Privatdocent an der Universität zu Jeneboud, Dr. Arnold Buffon, eine kleine Schrift*), die den überzeugenden Nachweis liefert, daß jener mehrfach bemerkten Uebereinstimmung der Göttlichen Komödie mit den Geschichtswerken des Malaspina und des Villani ein ganz bestimmtes Verhältniß zu Grunde liegt. Die Istoria Fiorentina des Malaspina nämlich (oder des Malepini, wie Buffon schreibt) ist nicht bloß, was schon von ihren ersten Herausgebern bemerkt worden, von Villani bei der Abfassung seines großen Werks auf das eingehendste benützt, oder vielmehr demselben fast vollständig einverleibt worden, sondern sie hat auch dem Dichter der Göttlichen Komödie als Quelle gedient.

Während auf die sorgfältigen Untersuchungen, durch welche Buffon die Entstehungszeit der Istoria Fiorentina auf die beiden letzten, wahrscheinlicher noch auf das letzte Decennium des 13. Jahrhunderts fixirt, und durch die er das Verhältniß, in welchem Villani zu derselben steht, auf das unzweideutigste klargestellt hat, hier nicht näher eingegangen ist, möchte der Nachweis ihrer Benützung durch Dante wohl ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Dieser Nachweis gründet sich zunächst auf mehrere Stellen, wo der Dichter in seinen Angaben mit denen der Istoria dergestalt wörtlich übereinstimmt, daß hierfür keine andere Erklärung als die übrig bleibt, daß ihm — was auch an sich in hohem Grade wahrscheinlich ist — das Werk Malaspina's bekannt und bei Abfassung seiner Dichtung vor Augen gewesen sein muß. Außer der bereits erwähnten Sittenschilderung, für welche Cap. 161 der Istoria die Parallele ist, kommt in dieser Hinsicht namentlich die Erzählung von dem Tode König Manfred's (Purg. III, 121 und Istoria c. 180) in Betracht. Sodann find mehrere Stellen von Bedeutung, in denen Dante mit historisch unrichtigen Angaben der Istoria übereinstimmt, z. B. darin, daß Constance, die Mutter Kaiser Friedrich's II. vor ihrer Vermählung mit Heinrich VI. eine Nonne gewesen sei (Purg. III, 109 und Istoria c. 86). Wenn Dante ferner in der Weitergabe einer ganzen Reihe von Daten aus der Geschichte seiner Vaterstadt mit Malaspina's Erzählung zusammenfällt, so könnte man dies Moment durch den Hinweis auf die beiden gemeinsame Tradition abschwächen; intessen ist das Zusammentreffen doch auch in der Wahl der Ausdrücke mehrfach ein solches, daß es mit Sicherheit auf eine directe Benützung — und diese kann nur durch Dante festgestellt

*) Die Florentinische Geschichte der Malepini und deren Benutzung durch Dante. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1869. (89 S. gr. 8.)

haben — schließen läßt. Mit Recht findet es Buffon endlich bemerkenswerth, daß der gebildete Dichter überall in Bezug auf die Ansätze von Florenz mit den Fabeln der Istorica übereinstimmt. Diese giebt nämlich in aller Naivität die mittelalterliche Auffassung, wonach die trojanischen Flüchtlinge erst Giesele, dann Rom begründet haben, und wenig davon der Abstammung der Florentiner aus Giesele mancherlei zu erzählen. Dante kennt diese Fabeln und er gedenkt ihrer da, wo er die Sittenreinheit der Frauen des alten Florenz lobt, welche, in der Mitte der Ibrigen am Spinnrocken sitzend, die Märchen „von den Trojanern, Giesele und Roma“ (Par. XV, 126) erzählen.

Der Raum dieser Anzeige gestattet es nicht, die zahlreichen Beläge, welche Buffon für seine Behauptung beibringt, einzeln aufzuführen und zu prüfen. Gegen Manches werden sich Bedenken geltend machen lassen. So braucht es wohl nicht der Istorica entlehnt zu sein, wenn Dante den großen Obeliskennaiser Friedrich als Episkurder unter die Verdammten verweisen hat; vielmehr wird man in diesem an sich äußerst bemerkenswerthen Zuge eher einen Beweis der, trotz seiner entschieden Parteilichkeit doch unabhängigen, tief moralischen Denkweise des Dichters finden müssen. Aber im Ganzen darf man es mit Buffon als nachgewiesen betrachten, daß Malaspina's Werk ein vielgebrauchtes historisches Hilfsmittel der Göttlichen Komödie gewesen ist. Und mit Recht knüpft der Verfasser unserer kleinen Schrift hieran die Bemerkung, daß sich der Historiker, bei aller Achtung und Werthhaltung solcher Angaben, in denen Dante als Zeitgenosse spricht, doch namentlich bei Erzählungen aus der Vorzeit zu hüten hat vor der liebenswürdigen Schwäche, in und aus Dante Alles beweisen zu wollen. §.

R u s s l a n d.

Erigerjev's Kritik der Ritter'schen Erdkunde.

Der wirkliche Staatsrath und Professor Erigerjev in St. Petersburg, dessen Leistungen auf den Gebieten nubiamedaischer und russischer Alterthümer in verschiedenen Jahrgängen des (1866 eingegangenen) Erman'schen „Archiv“ rühmend besprochen worden sind, hat im Laufe dieses Jahres einen das östliche Turkestan behandelnden Abschnitt von Ritter's „Erdkunde“ in russischer Uebersetzung und mit vielen kritischen „Anmerkungen“ (denen noch „Ergänzungen“ folgen werden) herausgegeben.^{*)} Der Ausgang war 1867 der ebenso behandelte Abschnitt über Arabulistan. Unternehmen und Ausführung haben viel Verdienstliches und würden sich noch besser empfehlen, wenn der Verfasser, bei der Wahl seiner Ausdrücke schonender zu Werke gehend, auf den ersten Begründer einer wissenschaftlichen Erdkunde weniger vornehm herabsähe.

Die leider ungemein zahlreichen Fehler und Versehen, welche das Ritter'sche Reiseværk verunreinigen, muß man einestheils eben der Ungeheuerlichkeit des zu bewältigenden Stoffes, der

dem unermüdeten aber stets vom „trabenden Kronos“ getriebenen Arbeiter allzuoft nur flüchtige Ausbeutung schaffte, andertheils dem beschränkten Umfange beimeßen, daß Ritter keine asiatische Sprache und selbst von denen Europas nur die allernachtheilichsten verstand. Zimmer aus (westeuropäisches) Uebersetzer oder Erklärer angewiesen. Wie er, wie die einen widersprachen, rathlos, oder versuchte unmögliche Vermittlung. Dazu kam noch, daß der würdige Mann bei der Eile, welche die fast alljährliche Beschaffung eines über 1000 eingetragte Seiten zählenden Bandes nöthig machte, offenbar (wie G. auf S. 342 richtig bemerkt) in sehr vielen Fällen auf sein Gedächtniß sich verlassen mußte; dieses täuschte ihn aber, wie es Jeter täuscht, der ihm allzuviel zumuthet. Endlich ist wohl unläugbar, daß in Ritter's weiter vorgerücktem Alter diejenige umfassende Kraft und Schärfe seines Geistes, wie das Volkthum seiner Darstellungsweise, vermindert werden, daß er Klobische zusammenzutrag, deren Verarbeitung er nicht mehr gewachsen war.

Nicht mit jeder kritischen Bemerkung des Uebersetzers (der in einigen Hauptfragen Miens selbst kein günstiges Urtheil abgeben können wir übereinstimmen; wir wollen aber die Gründe dafür anderswo darlegen. Hier sei vorläufig nur einer Behauptung dieses Herrn gedacht, die wir kaum für ernsthaft gemeint halten können. Auf S. 322 behauptet er nämlich, derjenigen deutschen Uebersetzung eines, das Reich Chota betreffend, den künftigen Textes, die ein zufällig noch lebender Sprachkennner bereits vor einem sogenannten „Menschenalter“ dem vereinigten Rith handhchriftlich zur Benützung übergab, habe Alaproth's französische Uebersetzung desselben Textes als Original vorgelegen. Wir wissen aus bester Quelle, daß jene Alaproth'sche Arbeit der Verfasser der deutschen Uebersetzung nie auch nur zu Gesicht gekommen ist; ingleichend sah unter Karl Ritter bei aller seiner, nicht selten fast maßlosen Bescheidenheit, sich wenigstens der reichende Kenntniß des Französischen austraut, um seinen französisch schreibenden Landsmann, von dessen Schriften ihm keine fremd geblieben, ohne Beihilfe eines Dolmetschers zu stehen zu können!

Nord-Amerika.

Die Völkerrämme des ehemaligen Russisch-Amerika.

In dem mit chronolithographischen Gruppenbildern und einer Kiepert'schen ethnographischen Karte ausgestatteten Prachtwerke: *Description Ethnographique des Peuples de la Russie* par T. de Pauzy, membre effective de la Société géographique Impériale de Russie, welches 1867 zur Feier des 100jährigen Bestandes des russischen Reiches und zur Erläuterung der russischen Volkstrachten in der zehnten Gruppe der Pariser Ausstellung publizirt wurde (Groß-Folio, St. Petersburg), findet sich der Stamm der Aleuten als ein von den Tschuktschen (im nördlichen Sibirien), von den Koriaken (im nördlichen und mittleren Kamtschatka) und von den Kamtschadalen (im südlichen Kamtschatka) verschiedener aufgeführt. Die Bewohner der Küsten der Behringstraße, die Jukonmündungen und die Halbinsel Alaska mit eingeschlossen, werden als Eskimos bezeichnet; die Einwohner des Innern der früher russischen, jetzt amerikanischen Territorien am Jukonfluß sind unter dem Namen Kenien dargestellt, und die Eingeborenen des südlichen Küstenlandes zwischen dem Stillen Meer und der nördlichen Kette des Felsengebietes, in

^{*)} Der ganze Titel lautet übereinst. also: „Erdkunde Karl Ritter's. Geographie der mit Russland in unmittelbaren Beziehungen stehenden Gegenden Asiens. Festliches oder Ghinesisches Turkestan. Uebersetzt mit kritischen Anmerkungen und mit Ergänzungen aus Quellen, die im Verlaufe der letzten dreißig Jahre herausgegeben worden, von B. W. Erigerjev, ordentl. Prof. u. c. u.“

der Umgebung von Sitka, sind als die ziemlich bekannten Tribus der Koliaken, einer den Indianern Nordamerikas und der Sankowwer-Insel verwandten Völkerschaft, auch hier unter demselben Namen beschrieben.

Die Aleuten bewohnen den Archipel der vulkanischen Inseln und einen Theil der benachbarten Halbinsel Alaska des amerikanischen Continents. Wahrscheinlich sind sie wie die „eigentlichen Eskimos“ aus Asien gekommen, haben jedoch nicht bei der allgemeinen Wanderung dieser Völker nach Osten die nördlichen Gegenden verfolgt, so daß sie mit den andern Zweigen des Stammes weniger Aehnlichkeit haben. Eine lebhaftere Intelligenz und eine mit „höheren Qualitäten begabte Seele“ hat die Aleuten, die beiläufig nicht mehr als 2000 Seelen betragen, der Civilisation zugänglicher als die Kadiaks (Bewohner der großen Insel im Süden Alaskas) gemacht, die mit ihnen von gleichem Stamme sind.

Die hervorpringendsten Züge im Charakter der Aleuten sind ungläubliche Geduld und fast bis zur Stupidität reichende Apathie. Der Aleute erträgt mit derselben Indifferenz physische Schmerzen und moralische Beringung; er kann drei bis vier Tage hungern, ohne daß man es ihm anders als an seiner Schwäche anmerkt. Die wüthendsten Schmerzen entreißen ihm keinen Schrei, keinen Seufzer, noch thut es die Arbeit, Mißfall oder die schlechteste Nahrung. Seine Ausdauer, besonders auch im Arbeiten, ist wahrhaft übermenschlich; sie zeigt sich besonders bei seinen Gangesfahrten, wo er sich während 14 bis 20 Stunden auf einer Reise nur eine einzige kurze Erholung zu gönnen pflegt. Der Stoicismus des Aleuten, seine Weisheitsgegenwart in Gefahren, besonders auf der See, seine bis zur Verwegenheit gehende Kühnheit gegen wilde Thiere — er geht allein auf die Jagd gauger Waldfischheerden — bilden einen unerklärlichen Kontrast mit seiner Schläfrigkeit und Kleinmüthigkeit in Gegenwart von Menschen. „Man kann bezweigen“, sagt der russische Reisende Beniaminow, „daß die Aleuten weder entseffte, die Bögen, noch wilde Bestien fürchten; sie fürchten — und das mit Recht — allein den Menschen.“ Sie zeigen viel Geschmac für Kesen und Schreiben und begreifen selbst die Anfänge der Mathematik; trotz dieser Anlagen, die durch ein gutes Gedächtniß und lebhafte Vorstellungskraft unterstützt werden, können sie jedoch nicht mit andern Völkern auf eine Stufe gestellt werden, die schon mehrere Generationen hindurch eine intellectuelle Ausbildung genossen haben. Sie stehen insofern bedeutend höher als die Koliaken, namentlich die aus der Vermischung von russischen Vätern und aleutischen Frauen entsprungenen.

Im Allgemeinen hat die Vererbung mit den Europäern (soll wohl heißen europäischen Race, da die amerikanischen Waldfischlänger ihre häufigsten Gäste sind) viel dazu beigetragen, die natürlichen Tugenden der Aleuten zu vermehren, viele Schwächen und Vaster sind dadurch jedoch auch gemildert oder ganz erloschen, so die Rachsucht und die Unerblichkeit in ihren Wohnungen und bei Bereitung der Nahrungsmittel. Die Aleuten sind sehr dankbar für Wohlthaten, versprechen sehr schwer, sind aber unerschütterlich im Verbalten. Die Aenak-Anfänger nähern sich in Zitten und Hautfarbe, welche bei ihnen fast kupferig ist, schon sehr den Indianern, sie tätowiren sich auch; junge Waare thun dies selbst an den Händen und am Körper, als Zeichen großer Liebe (*don amour extreme*). Vor der Ankunft der Russen bereiteten die Kadiaks aus dem gezeigten Saft von Heidel- und Brombeeren ein narretisches Getränk, das sie aber jetzt durch Brantwein ersetzt haben. Schnupftabak, Zucker und Thee sind bei ihnen sehr geschätzte Luxusartikel geworden, Mer-

würdig ist dabei, wie der Engländer Whymper erzählt, daß in ganz Kamtschatka und an den Küsten der Behringstraße nur die allerbesten Theesorten einen Absatz im Handel mit den Eingeborenen finden. Sonst sind die Kadiaken nicht sehr wackerlich in ihrer Diät; sie essen Alles, was da freucht und flucht und was ihr Magen verdauen kann; das ist aber nicht wenig. In Einer Nacht haben einmal sechs dieser Menschen einen ganzen Hais aufgefressen.

Sämmtliche Gesimostämme werden nach der russischen Statistik auf 17,000 Seelen veranschlagt. Die Ichogugardien, Kalgamuten, Kusokfugamuten (etwa 6000 Seelen), Agulmuten, Waggamuten, Awiskluamuten, Pochfoligamuten, Awiskpaktmuten, Ichagamuten, Maleiamuten (an der Horkenbucht wohnend, zwischen Sibirien und Nordamerika Expeditionshandel treibende Gesimostämme), Sililangamuten, Asligamuten u. s. w., die ihre Benennungen von den Namen der Ströme oder Stromtheile, an denen sie hausen, herleiten, sind als besondere Tribus in dem offiziellen russischen Werke aufgeführt. Jagd, meist allein mit Bogen, Lanzen und Pfeilen geübt, und Fischfang sind die einzigen Beschäftigungen. Unter den Kusokfugamuten, dem härtesten Tribus, der am untern Kusokfluß bis zu einem Posten der früheren russisch-amerikanischen Pelzcompagnie unter 61° 34' nördl. Br. wohnt, herrscht Eiskette, Neigung zum Luxus und zur Verschwendung, sie lieben zahlreiche Festlichkeiten und hegen eine leidenschaftliche Neigung für das russische Dampfbad. Der Sammelname für die landeinwärts wohnenden Stämme ist Kenalen, Iknaina, Trinal oder Ynnai; sie wohnen sich noch mehr den Koliaken und übrigen Indianerstämmen des englischen Amerikas.

Betreffe ihrer sagt die russische Quelle aber selbst: „L'indigène de l'Amérique russe est, à vrai dire, encore un pays mystérieux pour nous, terra incognita.“ Die ganze Gruppe wird der Zahl nach fernerhin auf 25,000 Seelen angegeben. Die frühere Sitte, daß jeder Mann sich eine Frau aus einem andern Stamm wählte und die Kinder dem Stamme der Mutter folgten, wodurch also eine fortwährende Kreuzung und Blutvermischung stattfand, ist neuerdings in Verfall gerathen. Die Weiber unter ihnen schreiben diesem Umstande die große Sterblichkeit unter ihnen zu — tandis que l'explication très naturelle et très simple de ce fait est dans les ravages causés par la petite vérole que les Russes ont importée dans ces contrées. Brantwein und Vaster sind also auch im hohen Norden die Verrüger der Eingeborenen. Jäht einmal die Renthierjagd unergiebig aus, so gefest sich der Hunger dazu. Auffallend ist die Angabe, daß bei den eigentlichen Iknaina oder Kenalen unter Vasten keine Untergemeinschaft herrscht. Obwohl sich ein reicher Mann drei bis vier Frauen nehmen darf, so hat doch jede das Recht, sich wieder von ihm zu trennen und ihr Eigenthum wieder mitzunehmen. Die indianischen Koliaken endlich erlöschten ihre Wohnsitz von 60° nördl. Br. bis 40° in die britischen Besitzungen. Die Gränze der ehemals russischen Territorien liegt jedoch schon bei 55° am Naechfluß. Die Gesamtheit der Koliakenstämme wird in dem russischen Werke auf 25,000, die der jetzt an Amerika verkauften Stämme auf 3000 Seelen angegeben. Trotz der Räte Sitkas, gesteht der ethnographische Bericht, sind die letzteren der Civilisation noch ganz fremd geblieben; sie bemalen sich, bedecken Nasen, Ehren und Mund ganz wie die Indianer. Die Vielweiberei herrscht auch bei ihnen, doch ist bisher die Sitte der Heirat zwischen den Angehörigen verschiedener Stämme streng festgehalten. Daß sie unter der amerikanischen Herrschaft bald aussterben werden, ist nach den letzten Nachrichten über Kon-

Mexiko.

Die mexikanische Expedition.

Diese mit einem so tragischen Ausgange gekrönte Affaire hat nochmals eine Brochüre*) (von einem ungenannten Verfasser) in's literarische Leben geworfen, welche veränderte verschiedene darin enthaltener Enthüllungen, zumal jener hieher noch unbekannten, dem Traktate von Miramar angehängten „Articles secrets“, für den Leser eine spannende und höchst interessante Lektüre bietet.

Diese Brochüre, in französischer Sprache, aber jedenfalls von einem Nichtfranzosen geschrieben, ist noch vor jener unglückseligen Katastrophe verfaßt, welche, gleich der Ermordung des unglücklichen Konradin (am 3. October 1268) auf dem Schafote zu Neapel, noch nach Jahrhunderten bei jedem echten Enkel Thuisen's in einem Schrei des Schmerzens und Entsetzens ertönen wird.

Der Verfasser, der, wie er selbst bekennt, in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers Maximilian gelebt und seine Berichte aus authentischen Quellen geschöpft hat, liefert in diesem Buche den Beweis, daß Maximilian und das mexikanische Kaiserthum lediglich der Inconsequenz Napoleon's III. zum Opfer gefallen.

Die Artikel des Traktates von Miramar sind fast der ganzen politischen Welt bekannt geworden; nicht so die Articles additionels secrets, sie lauten:

1. S. M. der Kaiser von Mexiko, die Prinzipien und Zusagen in der Proklamation des General Forey vom 12. Juni 1863, ebenso die Uebereinstimmung der Maßregeln der Regentſchaft und des französischen Generals en chef mit dieser Proklamation, anerkennend, besteht, seinem Volke seine eigenen Bestimmungen, nach denselben Intentionen, in einem Manifeste bekannt zu machen.

2. Der Kaiser der Franzosen erklärt seinerseits, daß die Effectivstärke des aktiven französischen Armeekorps von 38,000 Mann sich nur allmählich von Jahr zu Jahr und zwar in der Weise reduciren soll, daß, einbezogen die Fremdenlegion, die französischen Truppen, welche in Mexiko verbleiben, betragen sollen:

28,000 Mann im Jahre 1863,
25,000 „ „ „ 1866,
20,000 „ „ „ 1867.

3. Wenn die Fremdenlegion an dem, im Artikel 3 des Traktates von Miramar bestimmten Termine (6 Jahre nach dem letzten aktiven Armeekorps, den Dienst und den Sold Mexikos verlassen wird, sollen diejenigen Offiziere und Generale, welche noch ferner dort bleiben wollen, ihre Eigenschaft als Franzosen und ihr Francomeats-Recht in der französischen Armee behalten, wie hieher.

Diese geheimen Artikel wurden am 11. April 1864 von den contrahierenden Parteien ratifizirt.

Man sieht allerdings hieraus, daß die Rückverorderung der gesammelten französischen Truppen im Jahre 1866 eine offenbare Verletzung dieser Articles secrets gewesen und daß die Consequenzen dieses Verstoßes für das neue Kaiserreich von Mexiko erschütternd sein mußten.

In der vorliegenden Brochüre ist aber auch nachgewiesen, daß das Gebahren der französischen Befehlshaber, welche die Rechte und das Eigenthum der Einwohner mit Füßen traten, dem Bestehen des Kaiserreichs sehr hinderlich war und daß die Regierung des Kaisers von Mexiko, gebunden an den Traktat von Miramar, in welchem den französischen Corps-Hebe die weitestgehenden Befugnisse eingeräumt waren, diese Ueberschreitung nicht zu hindern vermochte.

Es geht ferner zweifellos daraus hervor, daß alle die gegen die Dissidenten verübten Grausamkeiten nur vom französischen Kommando verübt, keinesfalls aber dem Kaiser Maximilian oder dessen Regierung zur Last gelegt werden können.

Bekannt ist durch alle Zeitungen worden, wie mühs die persönlichen Reklamationen der unglücklichen Kaiserin Charlotte am Hofe zu Paris gewesen, und wie die Vernichtung aller ihrer Hoffnungen sie dem Wahnsinne zugeführt.

Wie edel dagegen erscheint der Charakter Maximilian's, der Angesichts des vom Cabinet von Paris an ihm verübten Treubruchs, seiner Armee und seinen Ministern die gemeinsamen Befehle ertheilte, sich des Schuges und Beistandes der zumuthig geliebten und durch den Krieg geschädigten französischen Familien anlegen sein zu lassen.

Wenn diese offiziellen Dokumente schon angedehn sind, da hieher den deutschen Charakter Maximilian's wirksam zu illustriren so ist es noch mehr das von ihm selbst entworfene Programm, alle die heterogenen Elemente des Landes zu vereinigen unter der gemeinsamen Fahne der Ordnung, der Gerechtigkeit und des Fortschrittes, an dessen Verwirklichung ihn der Wortbruch eines der ersten Monarchen Europas und der gemeinste politische Meord gehindert.

Der anonyme Verfasser faßt gegen Ende seiner Brochüre: „Die französischen Particlen werden über diese Expedition sagen: Ihr seid gegangen, um die Interessen Europas in der neuen Welt zu sichern, und Ihr habt sie unthätiger gelassen als zuvor. Ihr seid gegangen, um die Interessen Frankreichs zu verteidigen, und Ihr habt sie in einer traurigeren Lage zurückgelassen als sie jemals waren; Ihr seid gegangen, um in Mexiko den Einfluß Frankreichs aufzurichten und zu befestigen, und Ihr laßt ihn vernichtet und den französischen Namen mißachtet. Was habt Ihr denn gewonnen für Frankreich in diesem fünfjährigen Feldzuge? An was habt Ihr verschwendet so viel Millionen Francs und warum habt Ihr vergessen alles das an unserer Ehre? Die Resultate dieser Expedition sind: Die vereinigten Staaten kräftiger und größer, die Mexikaner gedemüthigt als zuvor, die französischen Interessen compromittirt wie nie durch den Einfluß Frankreichs vernichtet in der neuen Welt für immer seine Schulden größer und seine Armeen weniger geachtet. Nun kehrt Ihr zurück ohne Geld und ohne Ruhm — Traurige Expedition! Aber werfset nicht die Schuld auf die Armee; denkt an ihren Kaiser und seine Stellvertreter!“

In der That, es ist ein gewichtiges, inhaltsreiches Buch dies „denken an ihren Kaiser“, ein Memo tekel, mit Plänen an den düstern Prospekt der Zukunft geschrieben. Dieses Hazard mit Leben und Eigenthum Tausender von Menschen ist ein verwerfliches Spiel. Was ist der mögliche Gewinn gegen den horrenden Einsatz? Ein vergänglichler Ruhm!

Wir können diese Brochüre den Lesern, welchen es an neuen Aufschlüssen über diese historische Begebenheit gelegen nicht war, genug empfehlen.

*) Le Mexique, l'Empire et l'Intervention. Leipzig, Brockhaus,

Kleine literarische Revue.

— „**Alethea der Lehren von der Unsterblichkeit der Seele bei den verschiedenen Völkern**“ hat Dr. H. E. Girschfeld sechs populär-wissenschaftliche Vorträge gehalten, die derselbe in neun Abtheilungen veröffentlicht hat.^{*)} Sagt uns der Verfasser auch nicht Besonderes und Neues über das zu allen Zeiten und von verschiedensten Seiten behandelte Thema, so haben uns diese Vorträge dennoch Befriedigung gewährt durch die klare, angemessene Sprache, die sich weder in den so billigen trivialen, noch in hochphilosophischen Redensarten ergeht, da diese am Ende uns auch nicht mehr sagen können, als was der Verfasser zum Schluß selber eingesteht: „Unser Wissen über diesen Gegenstand besteht also darin, Nichts zu wissen, oder zu wissen, daß es nicht so sei. Aber damit haben wir viel gelernt. Wir wissen, daß für die Seele nirgends ein Sitz und ein Organ sich zeigt, und was sie bedingt, scheint der Vergänglichkeit verfallen; aber wir wissen, daß sie doch ist, und das allein genügt und verschafft uns die Würdigung der Wahrheit. Die Wissenschaft hat es jetzt aufgegeben, in Abstractionen sich zu bewegen; grau ist ihr die Theorie; sie wendet sich der Natur und den Erfahrungen zu und läßt den Thatfachen ihr Recht, daß sie sie anerkennen und nicht bestreiten.“ Der Verfasser bemerkt sich hier auf den consensus omnium, der zwar in der Philosophie als kein rechtsgültiger Beweis anzunehmen ist, aber hier doch viel für sich in Anspruch nimmt. Nachdem daher der Verfasser in der ersten Vorlesung den Glauben an die Fortdauer als eine Voraussetzung des natürlichen Bewußtseins dargestellt, sucht er die Beweis für die Fortdauer in der Lehre und dem Glauben aller Völker, zuerst derjenigen, bei denen es noch mehr ein dunkles Ahnen als ein klares Forschen war, bei den Völkern des Nordens und Sinterindiens, sodann bei der Glaube nach Weisen fragte, wie bei den Aegyptern, Griechen und Römern, bis in den Religionen der Offenbarung, dem Judenthum und Christenthum (und dem von beiden abhängigen Islam) die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als eine Grundwahrheit aufgestellt wurde, die sich dem ungetrübten und unvertümmelten Geiste von selbst erzieht. Wahr und treffend bemerkt der Verfasser, daß diese Wahrheit innerhalb des Offenbarungsglaubens eine Wahrheit blieb, die vorausgesetzt wird und sich von selbst versteht und die somit stillschweigend in fortgesetzten Uebersetzungen sich erhielt, aber als eine Glaubenslehre, als ein Dogma, als eine bestimmte Verkündigung und Verheißung direkt uns nie entgegentritt, weil die Religion gar nicht bestimmt ist, darüber weitere Auskunft zu erteilen, da diese ja doch nur in Bildern und individuellen Schilderungen sich verhalten, unsere Erkenntnis aber weder bereichern noch fördern würde. Ueber das Wie und Wo eines Himmelreiches oder einer Hölle, wie die Fantasie zu allen Zeiten dies ausmalte, schweigt der Verfasser daher mit Recht; genug, es giebt eine Unsterblichkeit der Seele; das sagt nicht bloß die Lehre der Völker, sondern auch die Philosophie der Denker, und auch der krasseste Materialismus kommt nicht aus dem Schlaf hinaus, daß ein völliges Vernichtseins, ein Nichts unmöglich sei, schon bei der Materie, wie erst im Reiche des Denkens!

A.

*) Gießen, 1868.

— „**Ansichten aus Japan, China und Siam.**“ Mit dem jetzt erschienenen fünften Heft ist der japanische Theil dieses Werkes zum Abschluß gebracht. Es sind dreißig Blätter, davon zwanzig photographische Facsimiles von Zeichnungen, zehn chromolithographische Nachbildungen von Aquarellen; die Gegenstände aus Jeddo, Yokohama, Nangasacki und deren Umgebungen, eine Reihe der mannigfaltigsten Darstellungen sind wohl geeignet, eine lebendige Anschauung von diesem schönen und merkwürdigen Lande zu geben. Noch vor wenig Jahren war uns Japan fast ein Reich der Fabel, nur von einzelnen Forschern etwas näher gekannt, der lebhaften Phantasie aber ein offenes Feld, wo sie, ungeeignet von Thatfachen und prosaischer Wirklichkeit, angeregt durch zerstreute Wunderberichte, zügel- und schrankenlos umherstreifen mochte. Das traumhafte Nebelbild hat nun Gestalt gewonnen; da aber Natur und Wirklichkeit immer die größten Wunder sind und jedes körperlose Phantasiegebilde weit hinter sich lassen, so ist auch hier die Realität ansiehender und merkwürdiger, als der Träumer sie träumte. Man ist angenehm überrascht, sowohl durch das Bekannte, Heimische der Erscheinungen, das sich überall finden muß, wo Menschen unter ähnlichen klimatischen Bedingungen wohnen, als durch das Fremdartige, Exotische, das an Eigenenthümlichkeit der häufigsten Erfindung spottet. — Die dreißig japanischen Ansichten des wahrhaft königlichen Expeditionswerkes, welchen eingehende Erklärungen in drei Sprachen beigelegt sind, behandeln den reichsten Stoff: man findet Straßen mit reichster Staffage aus den verschiedenen Stadtvierteln von Jeddo, die Handelsquartiere der inneren Stadt, vom Seestrand und Kanalufer, die ländlichen Vorstädte, Tempelgründe und Vergnügungsorte, malerische Friedhöfe mit ihrer wunderbaren Baumvegetation, dann rein Landschaftliches aus der Umgebung, den heiligen Berg Fusi-Yama, Bambusplantagen, Dörfer und ländliche Behausungen, ferner Yokohama-Sanagawa, weite Ausichten auf die Bai von Nangasacki und mehrere Darstellungen seiner herrlichen Begräbnisplätze. Für Treue bis in das kleinste Detail bürgt die Gewissenhaftigkeit des Künstlers, der sich die Charakteristik landschaftlicher Vegetationsformen zu einer Hauptaufgabe gemacht hat.

— „**Deutsche Gedichte des Elfsässers Carl Candinus.**“ Carl Candinus aus Bichweiler im Nieberelsaß, in früheren Jahren evangelisch-reformirter Pfarrer in Rancy, sich in gleicher Stellung in Delfa, ist nach den Mühlhauser Dichtern Anquet und Adolf Stöber wohl der in Deutschland bekannteste Vorläufer asiatischen Ursprungs. Er verband diesen Ruf neben seinem achtbaren Talent seiner regen Theilnehmung an den Arbeiten deutscher Wissenschaft, namentlich seinem Ausbau der Hegel'schen Religions-Philosophie, die er auch in seinem Congenien-Oränge „Der deutsche Christus“ (Leipzig, 1854) germanistisch zu popularisiren versucht hat; andererseits aber auch sind ihm seine nahen Beziehungen zu Jakob Grimm, der das eben erwähnte Gedicht mit einem Vorworte eingeleitet hat, praktisch förderlich gewesen. Die Muse des Pfarrers Candinus vereinnigt die Elemente der historisch-kritischen Germanistik und der Hegel'schen Dialektik; sie hat daher, ungeachtet der zuweilen sprudelnd

*) Im Auftrage der königl. Regierung herausgegeben von A. Berg, Hft. V. Preis 8 Thlr. Verlag der königl. Geh. Ober-Buchdruckerei (N. v. Zedler) in Berlin.

**) Vermischte Gedichte von Carl Candinus. Leipzig, S. Siegel, 1869. (VI und 242 S.)

hervorquellenden Herzensstöße des Autors, stets auch etwas Verbräutes an sich. Viele der in dem vorliegenden Bande gesammelten Dichtungen sind schon früher (1846 in den „*Gezeiten eines Schöpfers*“) veröffentlicht worden, einzelne der besten 1859 in Theodor Klein's „*Pfeffel-Album*“, einer Perlenkette elfasser Vortil.

I. v. B.

— **Spamer's illustrierte Kinder-Bibliothek.** Die Verlagsbandung von Otto Spamer in Leipzig entfaltet bekanntlich eine greße Thätigkeit in der Herausgabe von Serien-*Werken*, welche nach den verschiedensten Seiten hin unterhaltende Belehrung zu spenden bestimmt sind. Eine solche Serie ist das „*Illustrierte goldene Kinderbuch*“, welches bis jetzt in sechs nicht zusammenhängenden Bändchen erschienen ist. Der uns vorliegende fünfte Band: „*Die kleinen Thierfreunde*“, von Dr. Karl Pilz, ist für Kinder von sieben bis zehn Jahren bestimmt und mag seinem Zwecke immerhin entsprechen. Es erscheint allerdings stets bedenklich, das physische Thierleben nach dem Maßstabe des Menschenlebens aufzufassen und darzustellen. Immer tritt dabei die Gefahr außerordentlich nahe, daß man, sei es durch Uebertreibung, sei es durch unrichtige Auffassung, dem Leser einen unklaren, ja wohl gar durchaus falschen Begriff von dem Gegenstande beibringe. Deshalb haben bereits übereifrige, wohlmeinende Rezensenten geradezu vor aller popularwissenschaftlichen Literatur dringend gewarnt. Das vorliegende Büchlein birgt die erwähnte Gefahr um so weniger, da es ja für ganz kleine Kinder bestimmt ist, denen die lebhafteste und persönliche Schilderung der Thiere zweifellos noch nichts schaden kann, sie im Gegenteil für die Thiere erwidert und ihre Theilnahme in Anspruch nimmt. Da das kleine Buch den Erfolg einer zweiten Auflage bereits hinter sich hat, da es von einem anerkannt tüchtigen Schulmann verfaßt worden, welcher eine hochgeachtete und sehr empfehlenswerthe Zeitschrift für häusliche Erziehung, die „*Cornelia*“), seit Jahren mit Umsicht, Taft und Erfolg leitet, so brauchen wir das *Büchlein* nicht weiter empfehlend zu loben. Hervorheben wollen wir nur, daß einige, zum Theil neu hinzugekommene Darstellungen außerordentlich ansprechend und lehrreich erscheinen; vor Allem ist dies der Fall mit der Darstellung des Sperlings, der Schwalbe u. s. w. Doch müssen wir es auch ernstlich rügen, daß der Verfasser bei dieser zweiten Auflage nicht die längst aufgestellten Regeln, z. B. „*Von der Großmuth und Liebenswürdigkeit des Löwen*“, „*Vom Gras- und Krautfressen des Kalb*“ und dergl. ausgemergelt hat. Ganz entbehren nicht zu billigen sind ebenso Schilderungen, wie „*Die Dankbarkeit eines Goretzins*“, in welcher den kleinen Lesern einerseits denn doch übertriebene Begriffe von der Sprachfähigkeit des Staats beigebracht werden und in der sie andererseits nur dazu angereizt werden können, ebenfalls Nester aufzusuchen, junge Vögel zu erhaschen u. s. w. — für keinen anderen Zweck, als den, die jungen Thiere langsam zu Tode zu martern. Herrn Dr. Pilz wird es zweifellos nicht schwer werden, bei der nächsten neuen Auflage, mit Hilfe der von ihm angegebenen Quellen, diese wenigen störenden Geschichten herauszubringen und nur solche neue auszuwählen, welche der Tendenz des *Büchleins*: Liebe und Theilnahme für die Thierwelt bei den kleinsten Menschen zu erwecken, durchaus entsprechen.

A. H.

*) Leipzig, Winter'sche Verlagsbandung.

Literarischer Sprechsaal.

Kein bloßer Zufall ist es, daß im Verlaufe einer Woche dieses Monats, unmittelbar nach einander, in Wien zwei große deutsche Vereine tagten, deren Abgerundete aus Nord- und aus Süddeutschland, wie aus ganz Oesterreich, überall, wo die deutsche Zunge flingt und deutsche Sitte, deutscher Fleiß heimisch ist, gekommen waren. Die Ereignisse, die im 3. 1866 den „*Deutschen Bund*“ aufgelöst und damit eine, wenn auch politisch vielleicht notwendige, doch national die Gemüther tief verletzende That vollzogen hatten, — sie bedürfen einer sittlichen Ausgleichung, die, wenn auch langsam, doch sicher im Herzen des deutschen Volkes sich vollzieht. Als im 3. 1867 der Verein der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen an den Grenzen Frankreichs in Mainz und in Oberstein, verammelt war, wurde einmüthig beschlossen, das nächstemal in Wien zu tagen, um den österreichischen Brüdern durch eine Kundgebung von Abgeordneten aller deutschen Gauen zu bemessen, daß das deutsche Volk gar nicht geneigt sei, sich, wie die Diplomaten gethan, von ihnen zu trennen, und wie die Vertreter eines der hervorragendsten materiellen Interessen Deutschlands, so beschlossen die in *Wien* im 3. 1866 zum erstenmale nach der Auflösung des „*Deutschen Bundes*“ wieder versammelten Vertreter der deutschen periodischen Presse ihren nächsten Vereinstag nach Wien zu verlegen. Männer der verschiedensten religiösen, politischen und sozialen Richtungen waren dort zusammengetreten, und auf beiden Vereinstagen war Ein Gefühl vorherrschend: das der Zusammengehörigkeit und Untrennbarkeit der geistigen und sittlichen, wie — dem Auslande gegenüber — der politischen und materiellen Interessen aller Deutschen im Norden und im Süden, wie in Oesterreich. Schreiber dieser Zeilen hat die Freude gehabt, beiden Vereinstagen als Mitglied beizuwohnen; der Journallistentag ist zwar in dem Augenblicke, wo dies geschrieben wird, noch nicht vorüber, aber es darf bereits als sicher konstant werden, daß die Vertreter der deutschen Presse ebenso, wie die des mächtigen Eisenbahn-Interesses, gleichviel welcher Partei oder Doctrin sie in ihrer Auffassung der innern Politik kultigen, vor Allem hoch das auf den Ueberlieferungen der gemeinsamen Sprache, Wissenschaft, Literatur und Sitte ruhende Panier der nationalen, deutschen Solidarität dem Auslande gegenüber halten.

S. v.

Am 22. Juli wurde auf der Höhe des Semmering, an dem Punkte, wo zum erstenmal die Alpen von einer Eisenbahnlocomotive überfahren werden, in Gegenwart des deutschen Eisenbahnvereinstages, das Denkmal enthüllt, das dort dem Architekten und Ingenieur Carlo Hegel, dem Columbus der transalpinischen Eisenbahnen, errichtet ist. Wie unter das Denkmal Wien's in der von ihm erbauten St. Paulskirche in London, konnte man unter das des Semmering Ueberwinders die Inschrift Respekt setzen, um mit Einem Worte und zugleich mit Einem Blicke das was der Mann geleistet, dem Volkswort vor die Seele zu rufen. Hegel war es, der allen englischen Ingenieuren gegenüber, welche die Möglichkeit der Ausführung bestritten hatten, beschloß, die norischen Alpen durch mächtige, zu diesem Zwecke eigens zu konstruierende Locomotiven zu überschreiten. Es wurden auf seinen Antrieb von der österreichischen Regierung drei Preise von 20,000, 10,000 und 6000 Dukaten für die Erbauer der drei relativ besten Semmering-*Locomotiven*

ausgeschrieben, und obwohl durch die preisgekrönten Arbeiten das Problem noch nicht vollständig gelöst war, führten sie doch unmittelbar zu praktischen Ergebnissen, die mit Benutzung der Ideen, die diese Arbeiten an die Hand gaben, Wilhelm Cugertb seine Verdienste, gestiftet auf allen Weirgahnen angewandten Gelehrsamkeit mit großen Dimensionen der Heilkräften und mit einem außerordentlichen Adhärenz-Gewicht herstellten halten.

Wilhelm Cugertb hielt bei der Enthüllung des Denkmals seines Freundes und Arbeitsgenossen die Weiberreden. Seht schaut das Bild Obegags von der Höhe des Semmering hinab auf die fruchtbaren Gefilde Oesterreichs — ein Denkmal kühner Gedanken und Maschinen-Arbeit, eine erhabende Erinnerung für die Mistfiebenden und eine Aufmunterung für die Nachfolger.

S. P.

Der Dekan der medizinischen Fakultät von Paris, Professor Bürg, hat in Folge einer wissenschaftlichen Mission nach Deutschland ein in der Revue de l'Instruction publique vom 24. Juni abgetrübtes Schreiben an den Minister Dumas gerichtet, das als Fortläufer eines detaillierten Berichtes über die höheren praktischen Studien auf den deutschen Universitäten bezeichnet wird. In diesem Schreiben wendet sich Herr Bürg zu einer Vergleichen der großen chemischen Laboratorien, wie sie in Deutschland in neuerer Zeit eingerichtet worden und wie sie in Frankreich seit der Zeit der Curvier, Gay-Lussac, Thénard und Wogelie fast unverändert geblieben. Vorzugweise hat er bei dieser Vergleichen die unter Leitung des Professor Hofmann in Berlin stehende, musterhafte, wissenschaftliche Werstätte in der Georgenstraße im Auge, die jetzt von allen fremden Wissenschaftlern aufgesucht und bewundert wird. Herr Bürg sagt: „Wenn in den letzten Jahren die Wissenschaft bei uns weniger als bei unseren Nachbarn kultiviert worden, so lag dies nicht an den Männern, die unserm Lande fehlten, sondern an den mangelhaften, materiellen Mitteln und Arbeits-Instrumenten.... Eine solche Situation kann ohne Gefahr nicht fortauern.... Neue Anstrengungen müssen gemacht werden, um Frankreichs wissenschaftlichen Ruf für die Zukunft sicherzustellen. Und man darf sich darüber nicht täuschen: es handelt sich hierbei um eine Angelegenheit wichtigster Art, denn das intellektuelle Leben eines Volkes mehr die Quellen seiner materiellen Macht, und sein Rang unter den Nationen wird ebenso durch die Ueberlegenheit bestimmt, die es in Sachen des Geistes geniesst, als durch die Anzahl und die Tapferkeit seiner Vorkämpfer.“

Auf jüdisch-religiöse Gebiete ist in Bezug auf die literarische, antiquarische, religiöse, diätetische, volkswirtschaftliche und interkonfessionelle Bedeutung der mosaischen und talmudischen Speisegesetze eine Preisfrage ausgeschrieben worden, wozu der erste Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Wien, Herr Dr. Adolf Zellinek, in der Wochenschrift „die Neuzeit“ das Nähere mittheilt. Die Beantwortung der Preisfrage kann in deutscher, französischer oder hebräischer Sprache geschrieben sein und ist unter den üblichen Formalitäten bis zum 1. Juli 1871 an Herrn Dr. Zellinek einzuliefern. Es sind zwei Preise, der eine von 1000 und der andere von 500 Francs, ausgesetzt.

*) Herausgegeben von S. E. Janin in Wien. (Nr. 30 vom 23. Juli 1869.)

Es hat den Anschein, als wenn das Interesse für das Turnen schon seit einigen Jahren — irren wir nicht, seit dem letzten allgemeinen deutschen Turnfest in Leipzig — seinen Culminationspunkt erreicht hat und seitdem im Abnehmen begriffen ist. Es haben sich sogar in letzter Zeit einige gewichtige Stimmen gegen dasselbe erhoben und zu beweisen gesucht, daß das Turnen, namentlich das an den Geräthen, der Gesundheit geradezu schädlich sei. Deshalb muß jede Aufklärung über die Sache willkommen sein, und als solche begrüßen wir eine kleine Broschüre über das Turnen^{*)}, die von Deputirten eines Lehrervereins und einer ärztlichen Gesellschaft, also jedenfalls von kompetenten Männern, herausgegeben und hinlänglich vorurtheilsfrei abgefaßt ist, um neben den Vortheilen des Turnens in körperlicher und geistiger Hinsicht zugleich auch die Nachteile hervorzuheben, welche dasselbe unter Umständen und wenn es nicht sachgemäß gehandhabt wird, herbeiführen kann. Die kleine leserwerthe Schrift giebt außer einer Einleitung, welche hauptsächlich ein ärztliches Gutachten enthält und das Turnen aus dem Gesichtspunkte des „mens sana in corpore sano“ empfiehlt, Antwort auf folgende vier Fragen: 1) Wer soll turnen? 2) Wie soll geturnt werden? 3) Wo soll geturnt werden? und 4) Wann und wie lange soll geturnt werden? Kellern und namentlich Lehrern ist das kleine Schriftchen angelegentlich zu empfehlen.

In Bern sprach vor Kurzem Hr. Bundesrath Schenk bei Gelegenheit der Promotionsfeier einer hiesigen Höheren Schule den Wunsch aus, in Zukunft möchten die Frauen zur Mitberathung von Schulfragen, besonders bei Mädchenschulen, beigezogen und ihnen in den Schulbehörden Sitz und Stimme eingeräumt werden. Dieses Wort, aus solchem Munde gesprochen, verdient Beachtung in weiten Kreisen. Wie übrigens der Sieg der Bestrebungen für Förderung der Frauenrechte im Kanton Bern allmählich seinen stillen Umgang zu halten beginnt, zeigen die Thatfachen, daß nicht nur sämtliche Elementarschulen des Kantons in den Händen von Lehrerinnen liegen und zur Ueberwachung der weiblichen Arbeitsschulen, bis in die entlegensten Dörfer, Frauen-Comités aufgestellt sind, die sich trefflich bewähren, sondern auch in andern Dingen, wie in der Vermögensverwaltung, den Frauen vielfach größere Rechte gestattet sind als anderwärts.

G. B.

Ein Leser unserer Zeitschrift macht uns in Bezug auf die von Herrn Professor Virchow zur Erörterung gebrachte Frage, ob die Juden in früherer Zeit Einflüsse auf die öffentliche Krankenpflege und die medizinische Wissenschaft geübt, auf folgende Stelle in Alex. v. Humboldt's „Kosmos“ (Kleiner Ausg., Bd. II, S. 44) aufmerksam: „Spanische Juden aus Cordova brachten die Lehren des Avicenna nach Montpellier, und trugen am Meisten zur Stiftung dieser berühmten medizinischen Schule bei, die, nach arabischen Mustern gebildet, schon in das zwölfte Jahrhundert fällt. (Cuvier, list. des Sciences naturelles T. I, p. 387.)“

*) Das Turnen nach medizinischen und pädagogischen Grundsätzen, Herausgegeben von Deputirten der Berliner Lehrervereins und der Kaiserlich-königlichen chirurgischen Gesellschaft, Berlin, Otto Bornemann, 1869.

Meyers Konversations-Lexikon.

1868er Auflage, complet gebunden.
15 Bände, mit eingebundenem Atlas und Register, 37 1/2 Thlr. (143)
Auch in Umtausch gegen alte Auflagen von Brockhaus, Pierer und Meyer.

Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig. (144)
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Sermann und Dorothea

von
J. W. von Goethe.

Prachtausgabe mit 19 Abbildungen in Holzschnitt nach Zeichnungen von B. Bantier, Tertreissen
von Prof. Dr. G. Dünker, Imperial-Dian, kein Binde, geb. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Im Verlage von Ludwig Denicke in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register
enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Testament von
mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen
mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

von
Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques“, der „Bibliographie biographique universelle“ etc.
mueren el hombre, viva el nombre.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler. (145)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

Wichtig für alle Besitzer älterer Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein Exemplar jeder älteren Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon, ge-
bunden oder ungebunden, wird im Umtausch gegen die neueste erste Auflage des Werks
mit zehn Thaler in Zahlung angenommen. Letztere kostet dann also

gebunden, statt 25 Thlr., nur 15 Thlr.,

gebunden in Leinwand, statt 29 Thlr., nur 19 Thlr.,

gebunden in Kalbfalz, statt 30 Thlr., nur 20 Thlr. (146)

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagsbuchhandlung J. M. Brockhaus in Leipzig,
oder durch jede Buchhandlung gegen Barzahlung bewirkt werden; die Brauch hat der Befestiger
extra zu bezahlen.

Ein Prospect mit den näheren Bedingungen steht gratis zu Diensten.

Reisefschule für Conricken und Curgäfte von Arthur Michels

Leipzig, M. Gumprecht, 1869. 284 Octavseiten. Preis 20 Sgr.

Inhalt: Allgemeine und specielle Reise- und Bade-Anzeigerblätter, Vorschläge, Pläne, Er-
läuterungen, Warnungen, Kritik, Grenz und Scherz. — Aus dem Inhaltsverzeichnis (ausgeliest):
Gespä. Aeltern, Codex turisticus, Norddeutsche in Neblenverhältnissen, Verhältnisse
flücker, Ortstafeln, Tailleur Krause, Gistie Abreise, Kaiseranbahn, Spoken-
drische Studien, Sommerferien, Nervöse, Oberrhein, Bei knapper Zeit, Kunst, mit
guter Raune frank zu sein. Wie geht's Ihnen? Gurgelergoetzung, Pensionen, Winter-
curorte, Spazierenfahren, Geographie der Langeweile, Zeitvertreibe, Belustigungen,
Mentelieben, Hotel zum Gelanten Aufbruch, Reiseleiter für die Wäthe, Engländer,
Berliner, Kaffen, Im Coupé, Gipsariffe an Zeit, Welt, Müde und Verdruss, Wohlfeile
schwerer Reise, Comfort, Auf- und Abfahrten, Stedenferdebeucht Grubeleien und Gräme-
leien, Reichthümliche Briefschuldenmachen etc. (147)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schläger. (148)
Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Alle älteren Auflagen

von BROCKHAUS, PIERER oder MEYER nehmen wir für
zwölf Thaler

in Umtausch gegen Meyers Konversations-Lexikon, illustr. Register-Ausgabe
von 1868. Auch alle Buchhandlungen vermitteln den Umtausch. (149)

Das Bibliographische Institut in Hildburghausen.

Neueste Erscheinungen in der Welt-Bibliothek.

Giacomo Meyerbeer. Sein Leben und seine Werke.

Von A. Mendel. Mit Portrait. 10 Sgr.

Edvard Sildebrandt, der Kaiser des Kosmos.

Sein Leben und seine Werke.

Von F. Arndt. Mit Portrait. Preis 10 Sgr. (150)

So eben erschien in unserm Verlage:

Briefwechsel Friedrichs des Grossen
mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien
und mit dessen Gemahlin Anna, geb.
Princess Royal von England. Mitgetheilt
von Leopold von Ranke. (151)

Aus den Abhandlungen der Königl. Aka-
demie der Wissenschaften zu Berlin. 1868.
gr. 4. geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Die christliche Gemeinde des 19. Jahr-
hunderts. Ein Wort der Verhängung
für gebildete Christen aller Confessionen.
Verlag von Ferd. Seelhaar, Berlin.
Preis 25 Sgr.

Dieses Christenbuch zum niedrigen Preise von
3 Sgr. kann als ein wahres Christenbuch
für die Kirche und religiösen Leben nicht dringender
empfohlen werden. (152)

In dem unterzeichneten Verlage erschien soeben:

Bäder und Frauen.

Eine Studie
von A. Ehrlich. (153)

etw. geb. Preis 5 Sgr.

Das Christenbuch beibringt das gesellschaftliche
Leben im elegantesten Style und im anständig-
sten Tone; es kann daher vorzüglich den Damen
als interessante Lectüre empfohlen werden.

Konig's Verlagsbuchhandlung in
Berlin, Wilhelmstrasse 84.

Soeben erscheint in Ferd. Dümmler's Ver-
lagsbuchhandlung in Berlin:

Der Talmud

von
Emmanuel Deutsch, (154)

Bibliothekar am Britischen Museum in London.
Nach der siebenten englischen Auflage.

Autorisirte Ausgabe.

gr. 8. geb. 12 Sgr.

Diese kleine Schrift hat in England un-
geheures Aufsehen erregt und ist in fast
allen Sprachen Uebersetzt worden. Es
verleiht die Uebersetzung hat der Verfasser sehr
an vielen Stellen ergänzt und verbessert.

Besuchen von Seebädern empfohlen Ein dänisches Seebad.

Bier Wochen in Helsingör.

Von

Julius Rodenberg.

1867. Octavpapier. 16. etw. geb. Preis: 12 Sgr.

„Eine sehr interessante kleine Schrift; der
Verfasser hat einige Wochen in Dänemark
verbracht, und erzählt von der Schönheit der
Natur, von den herrlichen Waldbäumen, den
blauen Meeren, dem ganzen eigenthümlichen Leben
das er, was er erzählt, in seiner, vorzüglich
Schreibweise niedergelegt.“ Nordd. Allg. Anz.
Lous Verlag, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Post-
anstalten des In- und Auslandes an. In Berlin soll
bei der Zeitungs-Redaction.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post
an die Redaction (Wallstraße 16) zu richten
oder durch Buchhändler-Berlin an die Ver-
lagsbuchhandlung zu richten.
Anzeigen werden die wichtigste Stelle mit 2 Sgr. pro Zeile und
Gerantio. Jede Zeile 10 Sgr. In der ersten Zeile in der
Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmstr. 84.
In der ersten Zeile in der Verlag von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmstr. 84.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 7. August 1869.

[N° 32.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Wallenstein's letzte Lebensperiode, nach Leopold von Ranke. 457. — Zur Geschichte der Kriege: waffen. 461.
Austland. Ein Stück russischer Staats- und Kultur: Geschichte im neunten Jahrhundert. I. Der Desabstrakten-Auffstand. 462.
England. Neue englische Erfindungen und Entdeckungen. Alles von Paris. Kommen in der Folge. Neue mechanische Werkzeuge und Apparate. Telegraphische Glaviere. Metamorphose der Luft. Zur Meteorologie. 465.
Sachsisch. Dreyer: Die lateranische Kreuzspinn. 467.
Kath.-Amerika. Die Dauerhaftigkeit der Rassen: Charaktere bei verschiedenen Menschenrassen. 468.
Afrika. Zwei neue deutsche Werke über Ost-Afrika. 469.
Literarische Literatur. Holbein und seine Historie. 470. — Das Leben Edmund Keen's. 470. — Ein christlicher Roman. 471. — Ein neuer Verleihen der Geschichte. 471. — Die Philologen am Parag. 471.
Literarischer Sprechsaal. Der deutsche Journalistentag in Wien. 471. — Josua und die Sonne. 472. — Chinesisch-japanische Studien in Hongkong. 472. — Prof. Semard über die Genfer Conventions-Berichte. 472.

Deutschland und das Ausland.

Wallenstein's letzte Lebensperiode, nach Leopold von Ranke. *)

„Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. — Wie viel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit genöthigt ist, das nur da zu sein scheint, um zu beginnen, nicht, um zu vollenden. Die Entschlüsse der Menschen geben von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homologen Weltereignisse erzielt; ein Jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz.“

„Aber von der anderen Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentiren, greifen sie doch auch wieder durch eingeborenen, inneren Antrieb bestimmend in dieselbe ein.“

„Jedermann weiß, wie sehr dies bei dem Manne unvergänglichen, wiewohl noch zweifelhaften Andenkens, dem nachfolgenden Zeilen gewidmet sind, der Fall ist.“

Mit diesen Worten leitet Ranke seine Geschichte Wallenstein's ein.

Die letzte Zeit hat zur Aufklärung der Geschichte Wallenstein's erhebliche Dokumente zu Tage gefördert, meist Ausbeute aus Privatarchiven. Ranke hat in den Staatsarchiven zu Dresden und Brüssel Bedeutendes aufgefunden und Reuegefundenes und Bekanntes zu einem scharf umrissenen, im höchsten Grade fesselnden Lebensbilde gestaltet. Jedes Kapitel zeigt des Meisters Griffel!

Ein Werk solcher Art gestattet keine, das Ganze umfassende Anzeige: will man ein Bild vom Ganzen geben, so muß man einen Theil in seiner Totalität wählen. Der uns gewährte Raum gestattet auch dies nicht — aber wir können es uns nicht verlagern, aus den zwei Kapiteln, welche den Bruch Wallenstein's mit dem Kaiser und des Feldherrn Fall behandeln, mit den Worten des Verfassers die wesentlichsten Momente zu geben:

1. Bruch Wallenstein's mit dem Kaiser.

„Der Kaiser hielt es für rathsam, eine Veränderung in dem obersten Kommando vorzunehmen.“

Ein Patent wurde abgefaßt, in welchem der Kaiser alle hohen und niederen Befehlshaber von jeder Verpflichtung gegen den obersten Feldhauptmann, mit dem er eine Aenderung vorzunehmen beschloß, freispricht. Er hörte, daß einige von ihnen weiter gegangen seien, als ihnen von Rechtswegen gebühre: allein er sei bereit, das zu vergeben; nur den General selbst und zwei andere Personen, die man als Häufelsführer bezeichnete, schloß er von dem Pardon aus.

Das Patent trägt das Datum vom 24. Januar, doch ist es auffallend, daß Männer wie der spanische Gesandte noch einige Zeit später nichts davon wissen. Es scheint wohl, es sei absichtlich zurückgehalten; auf jeden Fall ist es auch nachher nur unter dem strengsten Geheimniß mitgetheilt worden. Ämtliche Mittheilungen gingen indeß in den gewohnten Formen fort, um weder in den Kankleien, noch beim General selbst Verdacht zu erwecken.

Wallenstein lebte und webte in dem Gedanken, seine alten Pläne durchzuführen, den Frieden mit Sachsen und Brandenburg zu Stande zu bringen, die Obersten zur Genehmigung desselben zu vermögen, vor Allem, sie in seinem Gehorsam zu beschäftigen.

Am 19. Februar, eines Sonntags, machte er ihnen dann, auf dem Bett liegend — denn er litt an einem Anfall seiner Krankheit — seine Propositionen.

Die Obersten waren alle einmüthig, ihre Verpflichtung dem General zu erfüllen: da er nichts gegen die Religion oder den Dienft des Kaisers vorhabe, so hätte es eigentlich einer Erneuerung derselben nicht bedurft. Im Gespräch bei Slow fiel von Seiten Tergast's die Andeutung, daß es bei dem kaiserlichen Dienft vielleicht sein Verbleiben auch nicht haben könne. Man hat darauf keine Antwort erwartet; Slow fiel ein: ein Schelm, wer dem Herzog eine Verachtung widerfahren laße.

Bei Prag auf dem weissen Berge dachte Wallenstein sein Lager aufzuschlagen. Dort erwartete er auch Arnim: unter der Bestimmung der Armee würden die mit den beiden Kurfürsten vereinbarten Friedensbedingungen proklamirt und alsdann zum Gehör für das Reich und die Erblande erhoben worden sein, wenn der Kaiser sie genehmigt hätte. Bei der sonstigen Wehrlosigkeit des Kaisers ließ sich erwarten, er werde sie unterschreiben, er selbst und sein Sohn.

„Wenn man die Intentionen eines bedeutenden Mannes, die nicht aufgeschrieen worden, und wenn sie es würden, vielleicht auch dann nicht unbedingt angenommen werden dürften, aus seinen Äußerungen, seinen Präcedenzen und seiner Lage

*) Geschichte Wallenstein's, von Leopold von Ranke. Leipzig, Ditzsch und Humblot, 1863. (532 S. gr. 8.)

abnehmen darf — denn etwas Hypothetisches bleibt in dem Dunkel menschlicher Antriebe und Ziele immer übrig — so wage ich dies als die vornehmste Pflicht Wallenstein's zu bezeichnen: Er dachte noch mit Hilfe der beiden norddeutschen Kurfürsten die Angelegenheiten des Reichs auf der Grundlage des Religionsfriedens zu ordnen, was denn nicht geschehen könnte, ohne auch in Wohlken des Emigranten und den österreichischen Erblanden überhaupt durch Erneuerung der ständischen Verfassung in weitestfer Ausdehnung gerecht zu werden. Zugleich wollte er die Armee in ihren Anprüfungen befriedigen und zugleich den Umfang seiner eigenen Gebiete und die Zukunft seines Hauses festlegen. Es scheint selbst, als würde er alledam das Kommando niedergelegt und an den König von Ungarn, den er noch zum römischen König zu krönen gedachte, abgetreten haben."

Aber mit Gewalt wollte er sich den Oberbefehl nicht entreißen lassen; um das nicht wieder zu erleben, hatte er sich mit der Armee verbunden, ihre Anforderungen zu den seinigen gemacht und sie zu der feierlichen Zulage vermocht, auch seine Heerführung aufrecht zu erhalten.

Wie aber, wenn man am kaiserlichen Hofe seinen Frieden verwarf und seine Enthebung zum Generalat aus sprach?

Aus den Briefen Quates" ergibt sich, daß Wallenstein seinen Frieden mit der spanischen Partei am Wiener Hofe hätte machen können, wenn er sich ihrer Politik angeschlossen hätte. Aber er meinte das Recht zu haben, die ihm entgegengesetzte Faktion, die das deutsche Haus Oesterreich in sein Unglück führen werde, zu bekämpfen. Für diesen Fall gerüstet zu sein, hat er mit der großen europäischen Gegenwart angeknüpft. Er war geneigt, nach dem Anbieten der Emigranten, das auch bei manchen Katholiken Eingang fand, die böhmische Krone anzunehmen, und mit Frankreich zu einer Umgestaltung der italienischen Verhältnisse zusammenzuwirken. Die Verbindung mit Sachsen war definitiv, die französische sehr eintell; sie sollte erst dann eintreten, wenn die erste nicht zum Ziele führte."

Indessen hatte man von Wien aus sich der Unabhängigkeit der meisten Generale und vieler Obersten versichert. Man trug kein Bedenken mehr, am 18. Februar ein zweites Patent und einen dazu gehörigen Armeebefehl zu erlassen, in welchem als bewiesen angenommen wird, daß Friedland in einer Conspiration begriffen sei, um den Kaiser seiner Erblande, seiner Krone und seines Scepters zu berauben und sie sich selbst zuzuwenden. Als Kaiser und oberster Feldherr bedeutet nun Ferdinand die hohen Offiziere, dem gewissen Feldhauptmann und dessen Anhängern, namentlich Slow und Terzfa, keinen weiteren Gehorsam zu leisten.

Sollte das Ansehen des Generals der kaiserlichen Autorität die Wege halten können?

Die erste Entscheidung hierüber erfolgte in Prag. Und auf die Hauptstadt des Landes kam, wie anderwärts, so auch hier das Meiste an. Wallenstein zweifelte nicht, daß die Garnison seinen Befehlen nachkommen würde. Inetz wurde der kaiserliche Armeebefehl den Soldaten angekündigt. Nicht allein regte sich Niemand dagegen, sondern unter der Theilnahme der bürgerlichen Behörden wurden sogleich Vorkehrungen getroffen, den Wallensteinischen Truppen die Annäherung an die Stadt zu verehren.

So weit war es bereits, als Terzfa sich aufmachte, um den Weg, den der Herzog nach Prag ziehen wollte, in Augenschein zu nehmen. Mit Erkennen vernahm er von einem ihm entgegenkommenden Offizier, was dort begegnet sei.

Terzfa gab eine ungebürge, wilde Angebe und fand; Slow

und Kinsky sah man gesenkten Hauptes stehen: sie wühlten mit ihren Stöcken in dem Boden. Sie ermahnen die Tragweite des Vorgefallenen.

Besonders behielt Wallenstein das Bewußtsein des sich rollenden Ereignisses. Er entließ den kaiserlichen Rath, der bei ihm war, um an den Friedensunterhandlungen Theil zu nehmen: denn davon konnte doch nicht weiter die Rede sein. „Ich hatte den Frieden in meiner Hand“, sagte er dem Obersten Beck von der Prager Garnison, den er vor dem Abfall aus Prag hatte zu sich kommen lassen; noch verzweifelte er nicht; nach einem Augenblick des Stillschweigens fügte er hinzu: „Gott ist gerecht“.

2. Wallenstein's Katastrophe.

Die Vereinigung der Truppen auf dem weichen Berge ad er nun auf; aber er ertönte eine andere an, die in Vau stattfinden sollte. Die Obersten sollten sich in Eger bei ihm versammeln. Aus dem für sie bestimmten Befehlsschreiben sieht man, wie ganz er seine Gesichtspunkte noch festhielt. Er führte ihnen zu Gemüth, daß er nichts gegen den Dienst des Kaisers zu unternehmen gedenke. Mit größtem Verdrusse vernahm er, daß einige Generalpersonen, um die er es nicht verdient habe, bemüht seien, die Truppen von dem Gehorsam gegen ihn abwendig zu machen. Er bestand darauf, daß ihm derselbe ausschließlich gebühre, wenn auch der Kaiser eine unverständige Ingnade auf ihn geworfen haben sollte. Und was könne aus der Entzweiung der Armee Anderes erfolgen, als ihr Untergang, der Vortheil der Feinde, der Verlust der kaiserlichen Lande? Er forderte sie auf, sich durch seinen Menschen in der Welt abhalten zu lassen, ihre Regimenter nach Vau zu führen und persönlich in Eger zu erscheinen; er erwarte, daß sie ihre Schuldigkeit thun würden.

Zugleich hatte es Wallenstein nun für rathsam gehalten, die andere Seite seiner Entwürfe zur Ausführung zu bringen.

Vor Allem suchte er Rückhalt an Schweden; abermals durch Bubna wurde dem Kanzler die Eröffnung gemacht, daß Wallenstein in der That im Begriff sei, vom Kaiser abzufallen. Doch Oreskierna blieb bei seiner alten Erklärung, daß er nicht mit Friedland verhandeln wolle, bevor dieser seinen Abfall offen und wirklich vollzogen habe. Auch der andere Führer der Protestanten, Herzog Bernhard, hatte auf Meldungen derselben Art geantwortet: Wallenstein möge erst das Wunder thun, d. h. seinen Abfall in's Werk setzen, dann wolle er daran pläuen; indeß Herzog Bernhard kam doch Wallenstein entgegen und setzte sich nach Eger hin in Bewegung.

Wallenstein hatte in diesen Regionen noch eine ganze Reihe starker Gränzposten in seinen Händen; er glaubte, sein reichthümlicher Bundesgenosse zu sein.

In Eger sollte auch Arnim eintreffen, der Abgesandte des Kurfürsten von Sachsen. In der Mitte seiner Obersten dachte ihn Wallenstein zu empfangen, die mit dem Kurfürsten abgeschlossene Vereinbarung zu Stande zu bringen, sie dem Kaiser vorzulegen, und wenn er sie verwerfe, in Verbindung mit Sachsen, mit welchem er sich zu verständigen hoffte, den Weg der Gewalt zu beitreten.

Dann aber schien noch Alles möglich.

Unter den Äußerungen Wallenstein's aus dieser Zeit, die von glaubwürdigen Zeugen berichtet werden, verdienen besonders zwei eine gewisse Beachtung: die eine, man müsse der Wall zeigen, daß es Kaiser auch noch aus einem andern Haupt geben könne, als dem österreichischen, welches sich von dem Ego

nien regieren lasse; die andere in Bezug auf seine persönliche Stellung: wolle der Kaiser ihn nicht mehr als seinen General erkennen, so wolle auch er ihn nicht mehr zu seinem Herrn haben; er würde leicht einen anderen Fürsten finden, dem er sich anschließen könnte, aber er wolle überhaupt keinen Herrn mehr über sich haben; er wolle selbst Herr sein und habe Mittel genug, um sich als solcher zu behaupten.

Er ist nicht von diesem Gedanken ausgegangen; aber er ward mit einer gewissen Folgerichtigkeit dahin geführt.

Nachdem er eink zugleich als Unterthan und als großer Herr unter kaiserlicher Autorität, aber doch durch eigenen Antrieb, auf seine Acker die Waffen ergriffen hatte, mit dem größten Erfolg nach beiden Seiten hin: welche Entwürfe hatte er dann lassen dürfen! König von Dänemark zu werden, oder das türkische Reich zu stürzen, oder nach hundert Jahren Rom noch einmal mit deutschen Truppen heimzuführen; in Deutschland die Macht der Kurfürsten und Kurfürsten, namentlich das biederische System überhaupt zu sprengen: Alles zum Dienste des Kaisers, aber zu seiner eigenen, immer steigenden Größe und Macht. Nach seinem Wiedereintritt in den Dienst dachte er diese und zugleich den Frieden im Reihe auf die Bedingungen der Gleichberechtigung der beiden Völkertheile noch im Einklang mit dem Kaiser zu begründen. Und nichts wäre für die Zukunft der deutschen Nation wichtiger gewesen, als eine Ausführung dieses Planes, unter Wahrung der kaiserlichen Freiheit und der Reichsordnung im Allgemeinen. Darauf warf sich nun sein ganzer, sehr persönlicher und doch auch nach dem Realen strebender Ehrgeiz, mit dem überpannten, gegen alles Andere abgesehenen, auf die vereinte Günst der Besten gegründeten Selbstgefühl, das ihm eigen war. Die Schwierigkeiten, die ihm am Hofe erwuchsen, meinte er durch eine feste Haltung an der Spitze der Armee zu überwinden. Es geschah ihm jedoch, daß er dabei auch mit dem dynastischen Interesse zusammenstieß. Wenn ihm nun der Oberbefehl über die Armee entzogen wurde, deren unbedingte Unterordnung unter seine Befehle die Grundlage seiner Entwürfe ausmachte, so gerieth er — denn zurückzuweichen war er nicht geneigt — so sehr durch den Drang der Umstände als nach vorgesehmem Plane auf den Gedanken, sich von der Gewalt des Hauses Österreich überhaupt loszureißen. Er hatte mit den Gegnern desselben, auch mit Frankreich, eine eventuelle Verbindung eingeleitet. Sollte er nun etwa im Namen dieser Macht auftreten, wie einige seiner Anhänger meinten? Dazu war nichts vorbereitet und es hätte ihm dem deutschen Reiche gegenüber eine falsche Position gegeben. Der Muth stand ihm hoch genug, um die Gründung einer selbstständigen Macht in's Auge zu fassen, welche die Gegner des Hauses Österreich um sich her vereinigen sollte, um es in Deutschland und in Italien zu stürzen.

Unleugbar gerieth er dadurch mit seiner eigenen Vergangenheit in Widerpruch. Denn eben durch das dynastische Interesse war er hauptsächlich gefördert worden. Er hatte sich dann als der Vertheidiger der höchsten Gewalt in den Erblanden aufgestellt und die ständischen Vorrechte niederkämpfung, die er jetzt wieder zu beleben gedachte. Auf der Autorität des Kaisers beruhte Alles, was er jemals gethan und ausgerichtet hatte. Nach dem der kaiserliche Name allgemeine Verehrung: noch waren alle die Geschickte, welche es unternommen, die eblischen Gewalten, auf denen die europäischen Reiche und sozialen Zustände beruhten, angestößt, und waren selbst zu Grunde gegangen. Sollte es ihm damit gelingen?

In Wien sah man das Unternehmen keineswegs als gefährliches

an. Der Kaiser beabsichtigte, sich selbst nach Budweis zu begeben, um durch seine persönliche Gegenwart die Gefühle der Loyalität und Treue, auf die er sich jetzt vor Allem stütze, zu beleben. Abdringer ward mit der allgemeinen Direction der Vorkehrungen betraut. Gallas sollte in Budweis die militärischen Anordnungen treffen. Piccolomini war in voller Thätigkeit. Von Schleien setzte sich Colloredo in Bewegung: er meinte, der Wallenstein'schen Bewegung in den Rücken zu kommen.

Wie unter den Anhängern Wallenstein's von den Confiscationen, die man über die Gegner verhängen wollte, so war unter den kaiserlichen von nichts mehr die Rede, als von den Erwerbungen, die sie durch die Confiscation der Güter ihrer Gegner machen würden.

Einer der Oberlieutenants Terzfas, der sich bei dem Kaiser einfandte und sein Regiment zu ihm überzuführen versprach, wurde nicht allein selbst zum Obersten desselben erklärt, sondern es wurden ihm auch Schreiben an die anderen Offiziere Terzfas'scher Regimenter mitgegeben, in denen man die Oberlieutenants, welche dem Kaiser treu bleiben und ihre Soldaten dazu vermögen würden, zu Obersten erklärte, sowie die Oberstleutnants zu Oberlieutenants.

Eins dieser Regimenter war es nun, in dessen Mitte sich Wallenstein begab, als er sich nach Eger wandte. Es stand unter der Führung von Butler.

Wallenstein übte um so weniger Besorgniß, weil die Bejagung von Eger unter schottischen Offizieren stand, Gordon und Leslie. Beide waren Protestanten, deren persönliche Sympathien sich verdoppeln zu müssen schienen, wenn er sein Schwert gegen die Spanier und die eifrige Faction der Katholiken zog.

Am 24. Februar (1634) zog Wallenstein in Eger ein: auf einer von zwei Pferden getragenen Sänfte, ohne den alten Glanz seiner Hofhaltung; mit seinen nächsten Berathen und einem nicht sehr zahlreichen militärischen Gefolge und zwar einem solchen, dem er selbst nicht einmal recht traute. Die Dragoner des Obersten Butler, die er mit sich brachte, muhten in den Orien, wo man übernachtete, außerhalb der Thore bleiben; nur der Oberst und die Rabnen wurden in dieselben aufgenommen. So geschah es auch in Eger.

Am Morgen des 25. Februar wurden die drei Offiziere, Butler, Gordon und Leslie, zu Now geladen, bei dem sich auch Terzfas einfand, und aufgefordert, im nächsten Gespräch mit dem kaiserlichen Patent (das ihnen mitgetheilt worden war) von keinem Anderen als von Wallenstein und den Seinen Befehle anzunehmen und sich unbedingt zu seinem Dienst zu verpflichten. Es war der für die Obersten entscheidende Moment. Gordon erwiderte: er habe dem Kaiser geschworen; wer spreche ihm von diesem Eide los? Erst wenn dies geschehen und er wieder ein der eingegangenen Verbindlichkeiten entbehrter, freier Cavalier sei, der sein Glück versuchen könne, dann werde er seinen Entschluß fassen. Now war betroffen und schwieg. Terzfas: Die Herren sind fremde im Reich, was fragen sie nach dem Kaiser? Der Herzog kann und wird sie reich belehnen.

Man schied ohne Vereinbarung, aber noch ohne Zwist von einander. Es waren die Tage der Hastnachschüme: ohne alles Bedenken luden sich Now und Terzfas bei Gordon, der in der Burg wohnte, auf den Abend zu Gast. Sie scheinen gemeint zu haben, ihn und die Anderen bei dem Gelage doch auf ihre Seite zu bringen.

Die drei Offiziere überlegten. Man kam darauf, den General

Herzog gefangen zu nehmen; aber das hatte doch mancherlei Bedenken. Wie leicht, daß zwischen den Compagnien des Obersten und den unerschütterlichen Anhängern Wallenstein's ein Tumult ausbräche, während dessen der Feind in die Stadt eindringen könnte. Vexley wird als ein langer, bagerer, schweigsamer Mann mit dem Ausdruck des Nachdenkens auf der Stirn geschildert; die Spanier hatten ihn nie geliebt; dagegen besaß er das volle Vertrauen Friedland's; eben in ihm aber verzog sich zuerst der Entschluß zu seinem Verderben. Indem man die dringenden Umstände, die Zweifellosgkeit und die Gefahr des Abfalls erwog, brach Vexley in dem heizenden Eifer der Ermahnungen in die Worte aus: Laßt uns sie tödten, die Verräther. Butler, der bis dahin an sich gehalten hatte, war glücklich, die Absicht, die er im Herzen trug, von fremder Lippe zu hören. Gordon sträubte sich eine Weile, endlich aber trat er bei.

Gordon verstand sich zu dem Gräßlichen, die Gäste, die sich bei ihm angemeldet hatten, an seiner Tafel ermorden zu lassen. Butler bot seine Irländer zu dem blutigen Werke an.

Am Abend stellten sich die Gäste ein: mit Terza und Blow kamen auch Kinsky und der Rittmeister Neumann, der in den Geschäften vornehmlich die Feder führte und als der Kanzler des Herzogs gelten konnte. Sie waren bereits gefangen, als sie sich in dem Erster eines großen Saales zum Gelag niederlegten. Doch hatten sie noch eine Stunde unbewundenen guten Wuthes. Sie tranken Hochs auf den General und seine Intentionen, namentlich auf seine Absicht, nicht mehr Diener, sondern Selbstherr zu sein. Man war beim Nachtsitz, alle Diener hatten sich entfernt; indem es über neue Hochs zum Wortwechsel kam, ließ Vexley die Zugbrücke der Burg, deren Schlüssel man ihm brachte, aufziehen und zugleich dem Butler'schen Vordrachtsmeister jagen, jetzt sei es Zeit. Der hielt sich bereits mit den sechs zur Exekution ausgewählten handfesten Jren in einem anstehenden Gemach; jetzt brach er mit den Worten: „Viva Kaiser Ferdinand!“ in das Speisezimmer herein. Gordon, Vexley und Butler antworteten mit entsprechendem Geschrei. Indem die Eingeladenen nach ihren Degen griffen, wurden sie bereits niedergemacht; nur von Blow weiß man mit einiger Zuverlässigkeit, daß er sich zur Wehre setzte, er soll Gordon in diesem Augenblick zum Zweikampf herausgefordert haben; aber sie fielen alle unter den kurzen Schwertern oder langen Dolchen der Irländer. Eine Wortdrat zugleich und eine Exekution; denn einen autorisierten Befehl hatten die drei Offiziere nicht; es war ihr eigenes, freiwilliges Werk. Aber es war die Meinung der Zeit, daß man in Angelegenheiten dieser Art, wo der Fürst sich selten deutlich erklärte, seinen Willen zugleich auslegen mußte. In ein paar gräßlichen Minuten war Alles geschieden. Der Führer der böhmischen Emigranten, Wilhelm Kinsky, der noch die Meinung begte, einen König von Böhmen aus ständischer Wahl hervorgehen zu sehen; der Mann der erfolgreichen Werbung, Adam Erdmann Terza, Sohn einer Mutter, die in ihrem Herzen nie mit dem Kaiser Frieden gemacht hatte; Feldmarschall Blow, der in dem Gedanken lebte und webte, daß in Kurzem noch ein dreimal so starkes friebländisches Heer im Felde stehen würde, als je ein früheres; und der Rittmeister, der eine geschulte militärisch-politische Geschäftsführung mit dem tiefsten Haß gegen das Haus Oesterreich verband; sie waren hin und schwammen in ihrem Blute.

Wallenstein hatte in dem ansehnlichsten Hause der Stadt Wohnung genommen; eine von außen gelegene Wendeltreppe führte zu seinen Zimmern. Diese liegen der irländische Kapitän Devereux und einige Soldaten hinauf, um das zweite

blutige Werk zu vollbringen. Wallenstein hatte so eben ein Bad genommen und war im Begriff, schlafen zu gehen. Sein Rundschenk, der ihm in goldener Schale den Schlafrumpf gebracht hatte, begegnete den Hereinstürmenden und wollte ihnen empfehlen, die Ruhe des Herrn nicht zu stören. Aber ihm selbst verfiel es eine Wunde und er hoben das Geschrei: Rebellen! Indem Wallenstein bei diesem Lärm wie er war und in blohem Hemd nach dem Fenster ging, wahrscheinlich um die Wache zu rufen, stieß der Kapitän mit seinen Leuten die Thür auf und schrie ihm die Worte zu: „Schelm und Verräther“. Ob Wallenstein einen Begriff hatte, was sich begab? Ob er fühlte, daß der letzte Schritt der Empörung, den er so eben gethan, die Wache der Kaiserlich-geheimen unmittelbar über sein Haupt zog? Wahrscheinlich doch, daß ihm der Zusammenhang der Dinge mit Einem Mal vor die Seele getreten ist. An einen Tisch ansetzt, die Lippen bewegend, aber ohne einen Laut von sich zu geben, spannte er die Arme weit aus und streute seine Brust der Hellebarde entgegen, mit der ihn, gerade in die Mitte derselben treffend, Devereux erschlug. Man wickelte die Leiche in ein reißes Tuch und fuhr sie in die Burg zu den übrigen Entleerten.

„Mannigfaltige Betrachtungen ließen sich an das Vorausgegangene knüpfen, jedoch ich halte ein: nur über ein ganz allgemeines Verhältniß, das hierbei in Aussicht tritt, sei mir noch eine Bemerkung gestattet.

„In der Reihe der großen Generale, die nach Selbstmord getrachtet haben, steht Wallenstein in der Mitte zwischen Cäsar in England, Byron in Frankreich auf der einen — Cromwell auf der anderen Seite, auf dessen Spuren sich später der gewaltige Corse bewegte, dessen noch weit umfassendere Erfolge ihn in den Stand setzten, ein neues Kaiserthum zu gründen. Was ist der Unterschied zwischen ihnen? Warum gelang es den Einen und ist es den Anderen mißlungen? Cäsar, welcher der Königin Elisabeth von England eine andere Politik aufzwingen wollte, als welche ihr Weheime Rath und sie selbst liebten; Byron, der sich in Verabredungen mit den Feinden seines Königs einließ; Wallenstein, der das Eine sehr entschieden und mit einer gewissen Berechtigung, und darauf das Andere wiederum nur schwach versuchte, — hatten mit geborenen Fürsten zu kämpfen, deren Autorität seit Jahrhunderten fest begründet und mit allen anderen nationalen Institutionen verbunden war. Sie erlagen ihr. Cromwell und Napoleon dagegen fanden die legitime Autorität, als sie es unternahmen, sich unabhängig zu machen, bereits gestürzt. Sie hatten mit republikanischen Gewalten zu kämpfen, welche noch keine Partei geschlagen hatten und nur eine bürgerliche Macht besaßen, die dann dem Führer der Truppen gegenüber, sobald sie sich entzweiten, keinen Widerstand leisten konnten. Weiter fortgesetzt, wird man fragen, warum nun doch das Protektorat mit dem Tode des Protektors verging, aus den Ruinen des gestürzten Kaiserthums aber in unseren Tagen ein neues, das als die Fortsetzung des ersten auftritt, sich erheben konnte. Der vornehmste Grund liegt darin, daß Cromwell die sozialen Verhältnisse, wie sie einmal gebildet waren, erhalten vorfand und eher in Schutz nahm, als umzustürzen suchte, so daß sie nach seinem Abgange eine ihnen analoge Regierung nothwendig machten. Dagegen fand Napoleon eine soziale Revolution in den größten Dimensionen durchgeführt vor; er brauchte sie nur zu konsolidiren und mit seiner militärischen Gewalt zu durchdringen, um ein neues Imperium aufzurichten.“

Zur Geschichte der Kriegswaffen.

Der Ausruf Napoleons III. von dem civilisatorischen Einfluß der (französischen) Kriege hat nicht an sich, sondern nur deshalb, weil er aus dem bekannten ersakischen Munde kam und in bedeutender Umgebung gethan wurde, Aufsehen und Beforgniß erregt. Anspruch auf Originalität wird er nicht geltend machen dürfen. Mit denselben Gedanken leitete, wenige Monate vor dem Besuche des Kaisers im Lager von Chalons, Herr A. Demmin, der Autor mehrerer trefflicher archäologischer Werke, seine „Geschichte der Kriegswaffen“ ein.^{*)} Die Waffe, sagt er, die ursprünglich bloßes Verteidigungsmittel des Menschen gegen sie mit natürlichen Waffen versehenen furchtbaren Mitbewohner der Erde war, wurde später einer der mächtigsten Hebel der Kultur und ihrer Sicherungsmittel, und in neuerer Zeit ist selbst ihre unerlässliche Eroberer unbewußt ein Pionier der Civilisation. Hat nicht das Schießpulver der Buchdruckerkunst und der Reformation den Weg bahnen und den Stillstand und Rückgang des Fortschritts verhindern müssen, indem es den civilisierten Minoritäten der Barbarei gegenüber zur Hilfe kam? Der menschliche Geist erfand in ihm ein Mittel, der Majorität der rohen Massen zu widerstehen und diese niederzubringen!...

Ueber dergleichen läßt sich streiten, aber der Streit wird dem Interesse an einer Geschichte der Waffen keinen Abbruch thun, kann diese Geschichte ist, wenn man die Entwicklung der Waffen auch nur vom industriellen Standpunkte oder von dem der Entdeckungen betrachtet, immerhin ein Stück Kultur-Geschichte.

Herr Demmin hat sich das Material zu seiner Geschichte theils durch sorgfältiges Vergleichen der Waffenstücke in fast allen europäischen Sammlungen, theils durch mühsames Studium alter Handschriften, Monumente, Münzen und sonstiger Reste zur Zeiten, die aus keine Waffenstücke im Originale hinterlassen haben, zusammengetragen. Die letzteren Quellen erscheinen, wer möchte das leugnen, ein wenig dunkel. Man weiß nie recht, ob man in wie weit man es, z. B. bei Reliefs von Monumenten, mit getreuen Abbildungen von Einrichtungen der betreffenden Zeit, oder mit Ergebnissen einer kühnen künstlerischen Phantasie zu thun hat. Selbst die Literatur ist in solchen Dingen nicht völlig zuverlässig. Die illustrierte Bibel Karls des Kalen nennt Herr Demmin selbst eine Quelle, die nur mit Vorbehalt aufzunehmen ist. Uebrigens giebt es auch unter den auf uns gekommenen Waffen früherer Zeiten einzelne Stücke, die nicht zu brauden waren, nie gebraucht worden sind und daher nicht als Muster ihrer Zeit gelten können. Die Geschichte der Waffen rechnet also, was entlegene Zeiten betrifft, nur immer mit Wahrscheinlichkeiten.

Bei Durchsichtigung aller europäischen Museen, Zeughäuser und sonstigen Sammlungen machte Herr Demmin manche keineswegs beachtliche Beobachtung. Welche Zertrümmer werden in solchen Sammlungen dem Publikum ausgetheilt! Wie zahlreich sind die Fälle, wo der archäologische Werth eines Waffenstücks nach der Idee der darauf lagernden Kostigkeit geschätzt wird! Wie kaum zeigt sich, wissenschaftlichen Forschungen gegenüber, nur zu ein noch die Eitelkeit der Sammlungs-Vorsteher, die gar zu gern ihren alterthümlichen Gegenständen ein Paar Jahrhunderte pfeifen! In dieser Beziehung weiß Herr Demmin insbesondere

von den schweizerischen Sammlungen wunderbare Dinge zu erzählen. Das Stärkste ist vielleicht, daß im Zeughaufe zu Solothurn ein Brustharnisch der französischen Kavallerie des ersten Kaiserreichs, an dem ein ungeheurer Waffenschmied in plumper Manier zwei Stellen als Frauenbrüste herangetrieben hat, als eine kostbare Reliquie des Mittelalters gezeigt wird. In der Rüstkammer des intelligenten Zürich gelten alle gewölbte Brustharnische halbgerippter Rüstungen als Frauenkürasse, als ob der Frauenbullen sich am unteren Theile der Brust befänden! In der Armeria zu Madrid sind die irrigen Angaben so beträchtlich, daß sich die Darstellungen sogar um 4–5 Jahrhunderte von dem Ursprunge der Stücke entfernen! Auch Deutschlands Sammlungen werden noch immer durch hartnäckige Beibehaltung gelehrter Irrthümer gemüthbraut. Man muß zugeben, daß diese Irrthümer für Kunst und Künstler aller Art sehr gefährlich sind, wie es denn Thatfache ist, daß die daraus folgenden Nachahmungen selbst in manch vielbewunderten und bewundernswerthen Kunstprodukte sich im höchsten Grade fälschend freit machen. Nichts ist geeigneter, solche Irrthümer auszureutern, als gründliche historische und archäologische Darstellungen, wie das Demmin'sche Werk sie in Bezug auf die Waffenskunde enthält. Hier sind es besonders zwei Einrichtungen, denen man einen günstigen Einfluß zuschreiben kann. Einmal diese Tausende getreuer Abbildungen von Waffenstücken aller Art, die wohlgeordnet dem Texte beigelegt sind, und sodann in besonderem Abschnitte ein Rückblick auf die alte Waffenschmiedekunst, worin deren Entwicklung verfolgt und eine Uebersicht der nachweisbaren Namen, Monogramme und Marken von Waffenschmieden aller Völker gegeben wird. Das Werk steht also in den Stand, den Ursprung eines Waffenstücks aus Zeit und Ort absehbare Vorbestimmung zu bestimmen.

Die Geschichte der Waffen geht mit der Archäologie Hand in Hand. Der Verf. schließt sich der archäologischen Einteilung in die Stein-, Bronze- und Eisen-Perioden an, aber sehr unwillig. Er hat ganz recht, zu sagen, daß eine solche Einteilung für die allgemeine Entwicklung der Waffen und Geräthekunst unhaltbar sei. In der That kann man nicht weiter gehen, als für jede einzelne Völkerschaft jene Perioden anzunehmen, weil sich dieselben nicht bei allen Völkerschaften zu gleicher Zeit entwickelt und abgeschlossen haben. Und selbst das ist bedenklich: bei vielen Nationen findet man den Stein, die Bronze und das Eisen in weiten Zeiträumen gleichmäßig nebeneinander in Anwendung. Dies ist z. B. der Fall bei den alten amerikanischen Kulturvölkern, deren Angriffswaffen bis zur Bekanntschaft mit den Europäern sämtlich aus Stein gefertigt wurden, während die Verteidigungswaffen nachweislich Jahrtausende lang aus Bronze z. B. bestanden. Die Nachgrabungen auf dem Grabsfelde zu Hallstadt bei Jßhl haben bewiesen, daß in Deutschland auch das Eisen schon in Gebrauch war, als noch der Stein und die Bronze größtentheils zur Anfertigung der schneidenden Waffen verwendet wurden. Die Skandinavier andererseits arbeiteten noch lange ihre Waffen aus Stein, während bei den Römern und selbst bei den Germanen die sogenannte Eisenperiode angebrochen war. Das schließt aber nicht die Annahme in sich, daß die Skandinavier bedeutend in der Kultur zurückgeblieben haben; ihre polirten Steinwaffen waren ebenso kunstvoll gearbeitet, wie die römischen Eisenwaffen. Die Römer überlebte hatten überhaupt keine Steinperiode; sie fertigten ihre Waffen von Anfang an aus Bronze und gingen frühzeitig zum Eisen über. Schon im sechsten Jahrhundert der Gründung Roms hatten sie eiserne Waffen. Diese Waffen trugen sicher mit zum Siege der Römer über die Karthager und die Gallier bei, deren Waffen noch von

^{*)} Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung von der Steinzeit bis zum 18. Jahrhundert. Ein Handbuch der Waffenskunde von H. Demmin. Verfasser des „Guide de l'amateur du faience et porcelaines“. Mit ca. 3000 Illustrationen. Leipzig, G. A. Seemann, 1869.

Kupfer waren. Dagegen wurden in den Kriegen mit den Germanen eiserne Waffen gegen eiserne gebraucht, und deshalb, so sagt der Verfasser, gelang es den Römern niemals, diese Gegner völlig zu bezwingen — ein Schluß, bei welchem wohl andern Umständen nicht genügend Rechnung getragen ist.

Während so die „Geschichte der Waffen“ dem Archäologen neue allgemeine Gesichtspunkte an die Hand gibt, erregt sie das Interesse des Spezialforschers im hohen Grade durch die Detailangaben, die sie ihm über die Waffen namentlich der Renaissance-Zeit liefert. Ueberraschend ist z. B. der Umstand, daß die Rüstung, welche die Ritter bei den Turnieren anlegten, weit schwerer war als die Kriegerrüstung; sie hatte ein so großes Gewicht, daß Niemand sie auch nur eine Stunde lang hätte tragen können. Trotz oder vielmehr gerade aus Anlaß dieser schwerfälligen Lebens-Veränderungs-Anhalten gestalteten sich, wie wir lesen, die Turniere so milderlich, daß bis an 60 Personen in einem einzigen Waffengange umkamen. Uebrigens können sich diejenigen beruhigen, welche eine physische Defizienz des Menschengeschlechts annehmen. Die Rüstungen des Mittelalters erreichen sich als zu eng für den heutigen Durchschnittsmann, und es ist insbesondere die Muskelatur der unteren Beine für die betreffenden Rüstungstheile viel zu stark geworden.

Die Archäologie beugt an der deutschen Waffenschmiedekunst ein Unrecht, indem sie die besten mittelalterlichen Waffensstücke als Ergüsse italienischer Kunst binschleift. Die deutschen Waffenschmiede waren den Italienern zu allen Zeiten, sowohl was die Gegenstände als auch was die elegante Form der Waffen anlangt, weit überlegen, und es heißt daher nicht allein die deutsche Kunst, sondern auch den Werth der einzelnen Waffensstücke in den Schatten stellen, wenn man, wie oft geschieht, den deutschen Ursprung derselben verläugnet. Unsere deutschen Meister im Mittelalter waren sich ihrer Künstlerkraft auch sehr gut bewußt; sie fügten den Werth ihrer Arbeiten keineswegs zu unterschätzen, wie denn der berühmte Meister Kellermann in Augsburg sich eine einzige Rüstung mit 14,000 Mkrh. bezahlen ließ. Es fehlt auch nicht an epochemachenden Reformen, die von deutschen Meistern im Handwaffen- und Rüstungsweisen eingeführt wurden. Mehr aber verdankt ihnen das Feuergeweh seine wesentlichen Verbesserungen; von ihnen rührt 1360 die Hinführung, 1447 der Büchsenlauf, 1515 die Radtschloßhüte, 1543 der Stecher, 1698 der eiserne Adelsstich und 1827 das Zündnadelgewehr erfunden. Wenn es nach Napoleon III. ein besonderes Verdienst der französischen Kriege ist, der Civilisation gedient zu haben, ein wie großer Theil dieses Verdienstes fällt dem deutschen Gründungsgeiste zu, der zu solchen Kriegen immer die besten Waffen lieferte!

G. H.

R u s s l a n d.

Ein Stück russischer Staats- und Kultur-Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.*)

I. Der Dekabristen-Aufstand.

Zu der Beschreibung von dem Leben der panslawistischen Partei in Rußland und dem Vorgehen der russischen Regierung

*) Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen. Beiträge zur Geschichte des St. Petersburger Militär-Aufstandes vom 14. (26.) December 1825 und seiner Theilnehmer. St. Petersburg, E. Kugel, 1868. (VIII und 313 Seiten.)

in den Baltischen Provinzen, wie wir sie in neuerer Zeit mehrfach in diesen Blättern gegeben, sind wir sehr im Stande, eine interessante Parallele zu liefern durch die Beschreibung eines Buches, das einen tiefen Einblick thun läßt in das Kulturleben und die socialen Bestrebungen der Russen im neunzehnten Jahrhundert, und welches deshalb sowohl, als aus wegen anderer eigenthümlicher Vorzüge, eine eingehende Behandlung in hohem Grade erheischt. Es ist dies die Beschreibung des Dekabristen-Aufstandes im J. 1825, der an und für sich weniger bekannt, als er es verdient, ein erhöhtes Interesse gewinnt durch die Art und Weise, wie er von einem der Theilnehmer, ebenfalls einem Deutsch-Russen, Baron H. (Baron Andreas von Rosen, wie aus dem Zusammenhang folgt, damals Lieutenant des finnländischen Garde-Regiments, beschrieben wird. Die Darstellung ist so schmaudlos, so ohne jedes künstlerische Beiwerk, und doch gerade durch ihre Wahrheit und Einfachheit so ergreifend, daß das Buch nicht nur eine lebendige Lectüre für den Historiker ist, sondern für Jeden spannend und interessant sein muß.

Für alle die, welche nicht Historiker von Fach sind, betont zunächst der Titel einer Erläuterung. Der Meist Decembrer heißt russisch Dekaber; Dekabrist bedeutet also „Decembrist“, und man versteht darunter die Theilnehmer des Aufstandes, welcher im December 1825 unter einer Anzahl Offiziere der russischen Armee zum Ausbruch kam und den vergeblichen Versuch machte, den damals erfolgten Thronwechsel zu einer einschneidenden Staatsveränderung zu benutzen.

Wie ferner der Titel anzeigt, läßt sich der Inhalt des Buches wesentlich in zwei Theile theilen, welche unser Interesse nach verschiedenen Seiten hin in Anspruch nehmen: erstens die Beschreibung des Aufstandes selbst nebst einem Vorbericht über die geheimen Gesellschaften in Rußland, und dann die Ergebnisse des Verfassers nach seiner Beurtheilung, erst im Rerke, dann auf dem Transport nach Sibirien, wie er zuerst im Gefängniß Zwangsarbeit leisten mußte, dann Exilirung erhielt, sich anzusehen. Der erste Theil hat einen vorwiegend historischen Werth; der andere Theil bietet mehr kulturgeschichtliches Interesse; giebt daneben eine Reihe wichtiger geographischer, ethnographischer und ökonomischer Bemerkungen, und nimmt endlich unsere persönliche Theilnahme für den schwergeprüften Verfasser und dessen Kameraden in hohem Grade in Anspruch.

Die französische Revolution von 1789 hat, wie bekannt, ihren Weg durch ganz Europa genommen. Die mit diesem geistigen und körperlichen großen Befreiungskampfe zusammenhängenden Bewegungen waren so allseitig, so durchgreifend, so universell, wie unseres Vordrängens keine andere Revolution und Reformen der neueren Geschichte, und noch nach Jahrhunderten muß man jene großen Jahre segnen — oder verfluchen. Während aber in allen westeuropäischen Staaten die Reformversuche, welche durchgeführt oder doch versucht werden, in allen Beziehungen greifbar, radikal umfassend sind, treten sie in Rußland nur vereinzelt auf und ohne im Boden des Volkes Wurzel zu fassen. Und zwar dringt der neue Aufbau nicht direkt in's Innerste, sondern viele Jahre nachher, als die russische Armee, welche damals noch mehr als heute den besten und gebildetsten Theil des russischen Staates anemachte, auf ihrem Zuge gegen Napoleon hunderttausend deutsche und französische Kust geworben hatte. Einzelne liberale Reformen Alexander's hatten allerdings schon vorgearbeitet, um den Boden empfänglich zu machen für ein neues Evangelium, und die allgemeine Erhebung der

Jahre 1812 gegen die französische Invasiön hatte das Jähre dazu gethan, um etwas Leben in die todte Masse zu bringen und die Blüthe nach Außen zu lenken. — Doch hören wir über die wichtigsten, an Interesse reichen Vorgänge lieber die Stimme des Verfassers selbst:

„Nach der zweiten Einnahme von Paris hatten russische und creussische Besatzungstruppen Jahre lang in Frankreich geherrscht. Während das preussische Offiziercorps von tiefgewurtem Franzosenhass, zum Theil auch von lebhafter Abneigung gegen die französischen Revolutions-Ideen durchdrungen war, und nur den Wunsch nährte, in die Heimat und die alten Verhältnisse zurückkehren zu können, hatten auf die Russen die Jahre des Aufenthaltes auf französischer Erde in durchaus anderer Weise gewirkt. Für den jungen russischen Adel, namentlich der Garde-Regimenter, war der französisch-deutsche Feldzug mit dem Eintritt in die Kulturwelt identisch gewesen, von der bis dahin nur Einzelne nähere Kunde gehabt hatten. Unter einem milderen Himmel, inmitten neuer Verhältnisse, welche das Gepräge einer höheren Kultur trugen, unter dem Einfluß sanfterer Sitten und humanerer Lebensanschauungen gewannen viele russische Offiziere neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Zustände des Heimatlandes. Den jungen Männern, welche den größten Theil ihres Lebens in der Eintönigkeit entfernter russischer Provinzialstädte, oder im beschäftigten Lauf der Petersburger Gasse verbracht hatten, hing am blauen blauen Strande der Seine und Garonne eine neue, kleinere Welt auf, deren Zauber sie sich mit Entzücken hingaben. Die Blüthe eines bloßen Besatzungsheeres, die großen Entfernungen, durch welche die einzelnen Truppenabtheilungen von einander getrennt waren, verstateteten eine Freiheit der Bewegung, wie man sie bisher kaum geahnt hatte. Die politischen Kämpfe, welche Frankreich erfüllten, fanden an den jungen Kriegerlingen aufmerksam und gelehrige Zuschauer. Gerade die thätigsten und strebsamsten Elemente der russischen Garde saßen in den Zügen von Bürgerthum, Freiheit und Verfassungsgerechtigkeit mit Begeisterung ein und verließen sich mit Leidenschaft und Bewunderung in das Leben des Volkes, zu dessen Befreiung sie aus dem fernem Osten herangezogen waren. In jeder wie Einer Brust lebte der Gedanke, ob es denn nicht möglich sein werde, die ferne Heimat der gleichen Wohlthat theilhaftig zu machen, und mit der warmen Begeisterung der Jugend setzte man über die tiefe Klüft hinweg, welche zwischen dem russischen und französischen Bildungs-Voraussetzungen lag. Als die Jahre des Aufenthaltes in Frankreich vorüber waren, zog die Blüthe des Offiziercorps der Garde mit der Absicht nach Hause, Frankreich nach Rußland zu importiren.“

Diese, wie uns scheinen will, äußerst scharfe und zutreffende Schilderung des Zustandes nach den sog. Freiheitskriegen erklärt die nun in Rußland folgenden Vorgänge vollkommen. Es schien sich auch in Rußland Frühling werden zu wollen nach dem langen, eiskalten Winterschlaf. Ueberall konnte das künftige Auge erkennen, daß ein neues Kulturmoment in dies arme Volk gekommen sei. Trug sich doch der Kaiser selbst, der durch eine herrscherliche Palast-Revolution zum Thron gelangt war, mit umstehenden Reformgedanken, welche eine Umgestaltung der russischen Staatsverhältnisse zum Zwecke hatten. Man glaubte also auch vollkommen loyal zu verfahren, wenn man sich etwas schneller und energischer auf dasselbe Ziel zuschritt und in Rußland ebenfalls eine konstitutionelle Staatsform zu schaffen versuchte. Alle diese Bestrebungen indessen

hatten ihren Rückhalt fast lediglich in den Offiziercorps der besseren Regimenter, welche zum großen Theil aus dem russischen Adel bestanden, so zwar, daß auch die Baltischen Provinzen ein beträchtliches Contingent Deutscher gestellt hatten.

Auf diese frisch aufkeimende, viel verheißende Saat fiel nun der Mehlthau der „belligen Allianz“. Diese Verhältnisse sind uns Deutschen ja leider nur zu wohl bekannt. Alexander senkte bald in die Bahnen der schroffsten Reaktion ein, und nun standen die liberalen Bewegungen des jungen Militäradels bald in geradem Gegensatz zu dem System der russischen Regierung. Es mußten die, denen das offene Vornwärtsdringen unmöglich gemacht wurde, auf heimlichem und dunkeln Wege ihr Ziel zu erreichen versuchen. Aus Reformatoren wurden Verschwörer, — eine schon oft dagewesene Metamorphose. Es bildeten sich Hetären, geheime Bünde, mit der ausgesprochenen Absicht einer Staatsumwälzung, welche in dem mislungenen Aufstand von 1825 ihren Ausdruck fand.

Dieser Aufstand selbst wird manchen gerechten Tadel auch von dem Unparteiischen erfahren müssen; er beabsichtigte etwas kaum Mögliches: eine Staatsumwälzung ohne alle Theilnahme des Volkes. Die Ausföhrung des Unternehmens selbst geschah mit vollständig unzureichenden Mitteln, ohne die nöthige Ueberlegung, in jeder Weise tollkühn. Nichtsdestoweniger fordern die Theilnehmer des Aufstandes unser rein menschliches Interesse in hohem Grade heraus; war es doch die Blüthe der Intelligenz gewesen, welche jenen Handreich unternahm. „Mit jugendlicher Begeisterung hing man an einer Anzahl begabter, aber gleichfalls dem wirklichen Leben fernstehender Führer; viele Offiziere hielten es für ein Gebot der Ehre: Gefah und Noth mit den Männern zu theilen, die sie als edle, begeisterte Kämpfer der modernen Ideen kannten. — Das Bewußtsein, den Besten anzugehören, wirkte stärker als die Furcht vor Tod und Eil — man war zum ersten Male mit dem Idealismus in Berührung gekommen und kannte der Dauerhaft eines Unternehmens nicht widerstehen, das Jekem, der an ihm Theil nahm, einen Platz unter den Besten seiner Zeit zugesichern schien.“

Dieser erste Versuch Rußlands, in die Bahnen des modernen westeuropäischen Liberalismus und Konstitutionalismus einzutreten, ist hart geübt worden von den Unternehmern: um so mehr ist es unserer Theilnahme gewis. Er liefert aber auch aufs Neue den Beweis, daß der Idealismus — von Manchen Schwärmerei genannt — und zwar nur er allein, Reformationen und Revolutionen in's Werk setzt; daß er aber dieselben durchzuführen nicht allein im Stande ist. Dazu gehören allerdings auch realere Mächte, und diese fehlten den Befristen. Darin liegt auch, wenn man es kurz bezeichnen mag, die Ursache ihres Unglücks.

Politische geheime Gesellschaften, welche nunmehr das Organ der Reformpläne wurden, existirten schon früher in Rußland, doch hatten sie bisher immer noch religiöse, literarische, gesellige Zwecke. Erst im J. 1816 gründeten zwei hohe Offiziere, Fürst Trubezkoy und der Oberst Murawjew, einen politischen Bund mit ausgesprochenen revolutionären Tendenzen. Nach verschiedenen Veränderungen und Wandlungen, welche er theils in Folge äußerer, theils innerer Einflüsse durchmachte, reorganisirte er sich im J. 1822 und nannte sich „Bund des Nordens“ unter der Führung des Fürsten Trubezkoy. Fast zu derselben Zeit hatte sich unter Einfluß und Leitung des feurigen und talentvollen Obersten Pestel eine andere Gesell-

schaft gebildet, welche zuerst Moskau, dann Tultschin zum Mittelpunkt hatte und sich „Bund des Südens“ nannte.

Außerdem aber gab es noch eine größere Anzahl politischer Geheimbünde, von denen nur noch zwei ihrer Erwähnung finden sollen, erstens der „Bund der vereinigten Slaven“, der alle slavischen Stämme umfaßte und bei den späteren Entthronungen mit ganz besonderer Strenge behandelt wurde; und dann „die Polnische Patriotische Gesellschaft“, mit dem Mittelpunkt und Directorium in Warschau. Auch die Bewegungen der Polen hatten anfänglich ihren Rückhalt an dem Kaiser Alexander selbst gefunden, welcher bekanntlich die Teilung Polens nie gebilligt hatte und noch auf dem Wiener Congreß auf der Gründung eines neuen Königreichs polnischer Nation bestand. Trotz aller Warnungen von Seiten Castlereagh's und Anderer hat er damals den Polen eine freie Constitution gegeben, unter deren Segen sich der Wohlstand des Landes sichtlich hob. Erst als die im vollen Gange befindliche Reaction ihn auch unwiderstehlich in ihr Fahrwasser zog, trat er auch den Polen gegenüber schroffer, rücksichtsloser, ungerechter auf, und sofort entbrannte der alte Haß des polnischen Volkes gegen die russischen Unterdrücker. Der schon oben genannte Oberst Pestel, wohl der unternehmendste, kühnste, genialste aller jener Verschwörer, verschloß sich den Polen zu nähern. Man beabsichtigte nicht die Einheit der beiden so verschiedenen Nationalitäten in einem Staate wieder zu erhalten; Polen sollte als besonderer Staat wiederhergestellt und mit allen übrigen slavischen Staaten einen Staatenbund bilden. Pestel hatte einen vollständigen Codez ausgearbeitet, welcher die Verfassung des projectirten neuen Staatskörpers enthielt. „Man dachte Verhältnisse zu begründen, wie sie in der Schweiz und in Nordamerika bestanden und damals von allen europäischen Liberalen laut gepriesen wurden.“

So vorbereitet oder besser nicht vorbereitet, traf diese verschiedenen Conspirationen und Geheimbünde der plötzliche Tod Alexander's zu Taganrog am Nowischen Meere. Es ist bekannt, daß der nächste berechnete Thronfolger, Großfürst Constantin, schon früher vergiftet hatte und auch durch das Testament Alexander's von der Succession ausgeschlossen wurde. Nichtsdestoweniger wurden die Regimenter auf ihn zur Treue verpflichtet, und selbst der Großfürst Nicolaus, der rechtmäßige Nachfolger, bejournete damals die Huldigung für seinen in Warschau weilenden Bruder, obwohl er um die Lage der Dinge wissen mußte. Diese Umstände, deren Zusammenhang noch nicht ganz aufgeklärt ist, gaben den Verbündeten den Muth, einen entscheidenden Schritt zu wagen. Es wurden schnell noch eine Anzahl besonders junger Officiere in das Geheimniß gezogen, und Viele fanden sich, welche sich trotz der Gefahren, trotz der Schwierigkeiten begeistern ließen, und mit einem der Jugend eigenen Thätigkeitsdurst zu dem Unternehmen die Hand boten.

Der Oberbefehl über die bewaffnete Macht war dem Fürsten Trubezkoy anvertraut, für den Fall, daß nicht von Moskau ein erfahrenerer Führer zur rechten Zeit ankäme. Es wurde festgelegt, die aufständischen Truppen aus dem Senats-Platz zu versammeln, soviel Mannschaff als möglich dahin zu führen und unter dem Vorwande, die Rechte Constantin's zu mahnen, den Gchorsiam und die Eideidenschaft für den Großfürsten Nicolaus zu verweigern; schließlich sollte der Thron für erledigt erklärt und eine aus fünf Mitgliedern bestehende provisorische Regierung eingesetzt werden. . . Diese Regierung sollte mit Hilfe des Reichsrathes und des Senates so lange das Ruder des Staates führen, bis erwähnte Männer aus dem

ganzen Reiche den Grund zu einer neuen Verfassung gelegt hätten. — Noch mußte man nicht Acker, über wie viele Bataillone oder Compagnien und aus welchen Regimenten vertheilt werden könnte. Aber die Vermirrung, welche die neue Huldigung bei dem gemeinen Manne hervorzurufen mußte, durfte unter keinen Umständen unbenutzt bleiben.“

Eine Ergründung des weiteren Verlaufes, den dieser äußerst merkwürdige Aufstand nahm, würde von so speziellem Interesse sein (ein guter Erfolg der Ereignisse vom 14. December 1825 würde nach der Meinung des Verf. sehr wohl möglich gewesen sein; — ob freilich ein guter Erfolg des Aufstandes auch im Ganzen segensreiche Resultate für die Kultur-Entwicklung des russischen Volkes gehabt hätte, ist eine andere, schwer zu beantwortende Frage. Der Hauptgrund des Mißlingens scheint in dem Ausbleiben des Hauptanführers gelegen zu haben. „Warum Fürst Trubezkoy zur bestimmten Stunde nicht auf seinem Platze war, hat Niemand erfahren, sagt der Verf. ich glaube, er weiß es selbst nicht, er hatte den Kopf verloren.“ Uebrigens vermißt man vor Allem die Fähigkeit zu bündeln; keiner der Theilnehmenden zeigt Geschick, sich in öffentlichen großen Aktionen richtig und mit Geistesgegenwart zu bewegen. Aber Muth und Tapferkeit haben alle jene Unternehmer in hohem Grade bemessen und mancherlei Proben einer wahrhaft römischen Gesinnungsweise abgelegt, von denen nur Eine, besonders interessante Anekdote ihrer Erwähnung finden mag. Der Oberst Bulatow, der im Feldzuge des 3. 1812 Wunder der kalblütigsten Tapferkeit vollbracht hatte, stand am 14. Dec. zwei Stunden lang auf zwanzig Schritt vom Kaiser entfernt, mit geladenen Pistolen und dem festen Entschluß, ihn zu erschießen, aber er brachte es nicht dahin. In Genabrisam gebracht, wies er alle Speisen zurück und starb nach trübseligen Qualen als seine Fingerringe bereits vor Hunger gerissen waren.

Auch über den Bund des Südens wurde durch den Ausfall des Petersburger Aufstandes entschieden, indem der Oberst Paul Pestel, die Seele der gesammten Verschwörung, im Zuge einer Denunciation verhaftet wurde. „Nach dem einstimmigen Urtheil Aller, die ihn kannten, war er ein Mann von großem Geist, eisernem Charakter und unerschütterlicher Ueberzeugungstreue.“ So gehörte er denn auch zu denen, gegen welche zu strengsten verfahren wurde; die Sentenz lautet gegen ihn und noch vier Andere auf „Vertheilen“; der Befehl des Kaisers „begnadigt“ sie zum Aufhängen. Unter diesen verdient vor Allem noch erwähnt zu werden der Oberst E. Murawjew-Apostol, nicht nur eine ideale poetische Natur, wie Viele seiner Zeitgenossen, sondern auch ein Mann von Thatskraft, Talent und einer reinen, Ehrfurcht gebietenden Denkungsart. „Zeit fröhester Jugend war sein Lieblingsgedanke das Wohl des Vaterlandes gewesen; dazu hatte er sich vorbereitet und unabhängig darauf gedacht, Rußland eine bessere Zukunft zu bereiten.“ — Seine letzte Arbeit war, einen seiner jüngeren Freunde zu trösten; indem er sich mit ihm über die Unheilbarkeit der Seele unterhielt. Als der Hefter die Execution ungeschickt ausführte, bemerkte er mit einem Seufzer: „Auch dies versteht man bei uns nicht zu machen.“

Die übrigen Verhafteten (im Ganzen 121 Personen) wurden nach Majaßak ihrer Theilnehmung in elf Kategorien getheilt und mit verschiedenen Strafen belegt. Diese waren im Allgemeinen sehr streng und auch die „Gnade“ des Kaisers wirkte nur wenig; ein großer Theil von ihnen, und man kann es wohl sagen, die Blüthe des russischen Adels, die Besten des Kaiserthums wanderten nach Sibirien.

England.

Neue englische Erfindungen und Entdeckungen.

Alles von Papier. — Kometen in der Tasche. — **Neue mechanische Werkzeuge und Apparate.** — **Telegraphische Glavier.** — **Metamorphose der Luft.** — **Zur Meteorologie.**

Es herrscht freudige Aufregung in unserem kühlen Hause von Papier. Einige Mitglieder der Familie wachen sich noch in Betten von Papier, während ein erwachsener Sohn sich schon in Glanz wirft, über das papierne Vorbemden eine papierne Weste anzieht und sich schneeweisse Manichappen von Velinpapier umknüpft. Die eine Tochter vollendet ihre Toilette im anderen Zimmer, wo die Sonne durch die Malereien von papiernen Moutaun gedämpft hindurchleuchtet. Sie sitzt an einem Tische, dessen weisse Tische die feinsten Plüschverzierungen mit ihrer papiernen Zusammenfügung beschmückt. Des Kulturzweckes wegen erlaube ich mir sogar die Indiskretion, nicht zu verschweigen, daß sie unter ihrem weissen Kleide das feinste Gewand von Papier trägt, dessen gereizte und ausgeschlagene Verzierungen am unteren Rande mit den feinsten Papierfäden von Blumenfrähen, Conditerstorten und stierlichen Damen-Briefpapieren weiterfein. Dieser kostbare Unterrock wurde vollständig im Detail mit fünf Silbergrößen bezahlt. Auch die papiernen Schuhe, die sie eben anzog und wie die feinsten Stid glänzen, kosten nicht mehr. Aber wir müssen eilen: Die Hausfrau rief eben durch ein papiernes Sprachrohr aus ihrem Zimmer, daß die papierne Gaitage vorfabre und es ohnehin höchste Zeit sei, wenn wir zur Besichtigung des Kometen beim Professor Tondal nicht zu spät kommen wollten. Sie sieht dieser Komet auch von Papier? Nun, wir werden ja sehen.

Erst wird man billiger Weise von uns verlangen, uns wegen **wurdes** papiernen Glanzes doch als laubwürdige, solide Leute vorzustellen und uns von vornherein gegen den nabeligen Bemwurf zu wehren, als wollten wir in dieser Zeit der Ueberproduktion von Makulatur diesen Artikel noch muthwillig verwerthen. Diese papiernen Herrlichkeiten, welche ich eben erwähnt habe, sind bei uns zwar noch imaginäre; aber wir wissen von den hier studirenden Japanesen sehr genau, daß ihre Pandelute viel häufiger in papiernen Häusern wohnen, als in gemauerten oder hölzernen, und zwar reinlicher, ruhiger und gesünder vor den Bauren des Wetters, als wir in unseren diegemauerten Palästen. Die papiernen Verbeudchen, Kragen, Manschetten u. s. w. sind auch bei uns schon ziemlich gewöhnlich, und die Trinkgefäße u. s. w. von Papier kommen verbessert und vervollkommen immer mehr in die Mode, nachdem sie als Bierseidel und Dosen schon eine alte Rolle gespielt. Schuhe und Unterröcke aus Papier, so wie Westen, Maßbänder, Wassertröge u. s. w. aus wieder zu Ehren gekommener Makulatur sind wenigstens vorläufig in Amerika ebenmäßig wenig fabel, wie die papiernen Häuser als Kartenzäuner höchlich geschätzt werden können. Ebenso fährt man schon thatächlich in solchen Gaitagen aus verdrickten Lumpen. Mr. Paver in New-York bezug sein Patent auf diese neue Art von Papierfabrikation bereits glänzend zu allen diesen erwähnten und noch anderen Gebrauchsgegenständen und Apparaten. Die Häuser aus seinem Papier, einer Mischung von Makulatur, thierischen Geimen und sonstigen Abfällen, erweisen sich in New-York, Chicago und anderen Orten zum Theil schon seit langer Zeit nicht nur als ebenso stark als steinerne Häuser, sondern im Winter auch als

weit wärmer, wie im Sommer kühler. Ebenso fahren schon einige Wiener des Fortschritts in den glänzenden Gaitagen von Papier. So durfte ich mir wohl erlauben, durch diese Einleitung hier im Geiste in mein Kapitel verschiedener englischer Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen zu fahren. Wir kommen zuerst in den berühmten Hörsaal des Professors Tondal.

Wie wir mit Tinnen und Kirchhoff im kleinsten Raume dicht vor uns den genauesten Inhalt von vielen Millionen weit entfernter Weltkörper in farbigen Linien offenbart finden, hat auch Tondal in kleinen Glasertrien die oft dreißig bis vierzig Millionen Meilen langen Schweife räthselhafter Kometen eingefangen und sie mitfamt ihren Köpfen als die leichtesten und luftigsten Truggebilde des Weltalls entlarvt. So ein Komet kann mit seinem Millionen oder Billionen Meilen langen Schweife ordentlich zusammengeleckt und verpackt, nöthigenfalls in die erste, beste Kiste als gesteckt und auf der Eisenbahn mit in das Goup genommen werden, ohne daß Ueberfracht entsteht. Das wissen wir wohl ziemlich Alle; aber noch war es bisher ein Räthsel, wie diese Schweife oft so rasch entstehen und in der fabelhaften Geschwindigkeit durch den Weltraum, sogar um die Sonne herum fliegen, ohne zu zerreißen, und überhaupt sichtbar bleiben. Dieses Räthsel hat Tondal gelöst, und zwar mit Hilfe einer neuen Anwenbung der Spectral-Analyse. Die Sonnenstrahlen bestehen bekanntlich aus leuchtenden, wärmenden und chemischen oder actinischen. Die jahrelang fortgesetzten Experimente Tondal's mit chemischen Dämpfen aller Art in verschlossenen Räumen führten bald zu der Entdeckung, daß hindurchgeleitetes Licht sich nach dessen Zusammenfügung dreifach geltend macht und namentlich diese Dämpfe durch Actinismus verdichtet und in verschiedenartigen Vollen sichtbar macht. Dies führt ihn zu der vielfach bekämpften Theorie, daß Kometen aus mehr oder weniger leichten Dunstwolken bestehen, welche in ihrer schnellen Bewegung durch das Sonnenlicht zum Theil actinisiert, d. h. zerfällt, und zugleich verdichtet und dadurch sichtbar werden. Die ungeheuren Schweife der Kometen sind demnach nichts Anderes, als actinisirter Dunst hinter den Kometen, deren Kerne die wärmenden und leuchtenden Lichtstrahlen zurückbehalten und nur die chemischen durchlassen. Dadurch entstehen die Schweife, welche im Grunde nichts Anderes sind, als Schatten der lustigen Kerne, in welchen die chemischen Sonnenstrahlen zerlegend und verdichtend wirken. Vielleicht versuche ich dies später mit Tondal's Worten bestimmter zu erklären. Jetzt gilt es einer raschen Ueberfahrt wegen felerntartig leichtsinnig durch eine ganze Reihe von hübschen Fortschritten in der Wissenschaft und Kultur hindurchzugehen.

Wir begeben uns vom Professor Tondal zunächst in den Hörsaal eines Generals, nicht an der Spitze von Truppen und Meckinstrumenten, sondern von Männern der Wissenschaft, nämlich der Royal Society, und allerhand Medellen und Wintern von Erfindungen und Fortschritten. Als Präsident dieser Gesellschaft, gab General Sabine in zwei Seiten eine Uebersicht und Erklärung von einer großen Menge praktischer Erfindungen und Verbesserungen mit vielen Experimenten. Wir wählen nur einige davon aus, inseriren sie auch für uns anzureichend erscheinen. Da ist zuerst eine Vorrichtung, ermunen von Price Williams, durch welche die verdrickte Weichenheiter auf Eisenbahnen, die Ursache so vieler Unglücksfälle, ganz weisentlich vereinfacht und geistert wird; namentlich bietet sie Voraltschaft, daß die jeweilig befahrenen Schienen ungebrochen zum Ziele führen. Eine andere Erfindung, der Ervator des Herrn Wilson, ist eine Gade-, Gade- und Ausbühlungsmaschine,

welche eben so gut auf dem Lande, als unter dem Wasser arbeitet.

Sie besteht aus einem mächtigen Metallringe mit beweglichen Spaten ringsum, welche an einer Kette und dazu gehörigen Maschinenjügen runde Fächer in die Tiefe arbeitet und selbst Steine aushebt. Die aufgetragenen Massen werden vermittelst anderer Ketten und mechanischer Vorrichtungen auf dasugehörige Karren und Kasten geladen und heraus- und weggeschafft. Für Brücken- und sonstigen aquarischen Bau ist dies gewiss eine große Erleichterung. Und da man auch ernstlich damit umgeht, eine Eisenbahnbrücke über den Kanal zur Verbindung Englands und Frankreichs zu bauen, wird dieser Excavator bald Gelegenheit haben, sich großartig zu bewähren. Außerdem arbeiten ganze Compagnien mit Hunderten von Menschen fast täglich unter Wasser, um die vom Meere verschlungenen Schiffe und Schiffe auszuplündern. Auch bei dieser lebensgefährlichen und unheimlichen Arbeit wird die Erfindung vielfache Erleichterung bieten.

Dah täglich auch Tausende von Menschen tief unter der Erde hauen und Schätze graben und dabei oft massenweise lebendig begraben oder von bösen Wetter zerfchmettert werden, ist bekannt genug. Die sonst vortheilhafte Dampf-Kampfe bietet nicht absolute Sicherheit gegen solche Explosionen, so daß eine Verbesserung derselben durch Mr. Storn Horn, also die neue Horn-Kampfe, allen Interessenten von Bergwerken eine willkommenes Gaben sein wird. Sie leuchtet besser, kann sich nicht durch Ansaugung von Luft verstopfen, und statt explosive Gase zu entzündet, wird sie durch dieselben selbst ausgelöscht. Dies ist zugleich ein sicheres Zeichen der bösen Wetter, welche dann ohne Gefahr unschädlich gemacht oder beseitigt werden können.

Englische Männer der Wissenschaft handeln besonders häufig nach dem Göthe'schen Verse:

„Wer etwas Großes will, muß sich zuammernaffen,
Denn nur in Bedürfnisung zeist sich erst der wahre Meister.“

Dadurch ist Mr. Giesberne als Signalist und Telegraphist, besonders auf Schiffen und dem Meere, berühmt geworden und hat si jetzt durch Vereinfachung aller seiner früheren Erfindungen selbst übertrifft. Er braucht keine Galvano-Electricität, keine pneumatischen Höhren, keine Luftverdichtungen mehr, wie bei früheren Apparaten, sondern telegraphirt auf Schiffen, in Bergwerken, Fabriken oder großen Privathäusern beispiellos sicher, einfach und billig durch ein bloßes Gewicht mit Hilfe einer Kette. Auf dem berühmten, düstern und massiven Eisenschiff der Welt, dem preussischen „König Wilhelm“, der selbst das größte Wunder Englands, den „Hercules“, vielfach übertrifft, werden wir die Erfindung in prächtiger Ausführung kennen lernen. Der Commandeur oder Capitain hat den Apparat vor sich und braucht bloß den sogenannten Indicator auf der sicher bezeichneten Stelle zu berühren, um nach jedem beliebigen Theile des Schiffes blickhellen einen Befehl zu senden und dabei ebenso schnell zu erriethen, ob er richtig verstanden ward. Zu kleinerem Maßstabe kann der Apparat auch in jedem Hause, jeder Werkstatt u. s. w. statt der icklichen Klingelzüge und der neueren, kostbaren Haus-telegraphen mit Vortheil eingeführt werden.

General Sabine machte auch Experimente mit der Erfindung des Franzosen Breguet, einer Art von magnetischer Zündnadel, durch welche jede Art von Geschossen in jeder beliebigen Entfernung abgefeuert werden kann. Ich habe freilich keinen Sinn

für dergleichen vervollkommnete, telegraphische Mordkunst und denke lieber an das sogenannte „Rad des Lebens“, Erfindung von Clerk Maxwell, welches durch seine Drehungen sogenannte dynamische Diagramme zeichnet, d. h. eigenthümliche Kurven und Durchschnitte, wodurch die krummen und Wellenlinien, welche Lebensgebilde und Schönheitsformen begangen, in ihren mathematischen und physikalischen Gesetzen zur Anschauung gebracht und in ihrem gleichmäßigen Walten gleichsam belauscht werden können. Dies sieht nach etwas aus, wie jeder Physiker zugeben wird, schon ohne es erst zeichnen zu haben. Wenigstens giebt es Hoffnung, daß es zur Enttöndung tieffter Geheimnisse der Gesetze von Gestaltungen, Bildungen und Umbildungen des Lebens beitragen werde.

Der berühmte Telegraphen-Gelehrte H. J. Holmes zeigt Proben seines neuen magneto-alphabetischen Telegraphen, der an Einfachheit und Billigkeit alle anderen bis jetzt gebrauchlichen Apparate übertrifft soll. Man sieht weiter nichts als zwei runde Reiden von Anspinnen, welche die verschiedenen Buchstaben bedeuten. Man kann die Buchstaben nach der Reize ebenso schnell ausstrühen, d. h. blickhellen in die Ferne schicken, wie man auf Tasten Noten spielt, so daß eine Schnelligkeit der Fernschreibensprache möglich ist, wie die des Abpielens von Schachbrett- und Zweimaldreihagel Noten. Die Regierung, welche das Telegraphenwesen mit der Postverwaltung verbinden will, soll sich entschließen haben, diesem magneto-alphabetischen Telegraphen den Vorzug vor allen bisherigen Arten zu geben. Wie es so weit kommt, wird es freilich noch oft warm und kalt werden.

Wir schützen wir uns am besten gegen die glühende Sonnenhitze und die später folgende Winterkälte. Das ist eine wichtigere Lebensfrage, als die meisten Menschen glauben. Aus der seit vielen Jahren geführten meteorologischen und Mortalitäts-Statistik des engl. Gesundheits-Amtes ergibt sich ganz unumwieglich, daß mit dem Falle des Thermometers, besonders plöthlichem Falle, die Sterblichkeit um so mehr steigt, je tiefer und wechselnder dieser Fall stattfindet. Schon aus diesem Grunde sind Mittel zur Ausgleichung dieser Wärmeunterschiede von höchster Wichtigkeit. Außerdem giebt es unzählige Fälle, in denen es unerlässlich oder wenigstens nützlich erscheint, die kühnliche Wärme möglichst zurück- oder Kälte abzuhalten. Zwar weiß jedes Kind, daß dies durch Nichtnähmemeiter bewerkstelligt werden kann, aber es ist ein großer Unterschied in der Art der Ausgleichung. Undurchdringlich verschließen und festhalten lassen die Wärme und Kälte nicht, aber der sogenannte herwegliche Apparat der Herren Silber u. Co., welcher ebenfalls ästhetisch ausgeführt und probirt ward, leistet für die Wirtschaft und sonstige kleinere Bedürfnisse alles Mögliche. In einem solchen Apparate wurde früh um 8 Uhr ein Hotel kochendes Wasser verschlossen gehalten und zwölf Stunden später wenigstens noch ganz warm gefunden. Umgekehrt kann man natürlich auch die möglichen Gegenstände darin gegen die Wärme schützen, besonders wenn man ein Stück Eis dazu legt. Derselbe Apparat, auf ganz Zimmer angemessen, schützt ebenso ecklich im Sommer gegen eindringende Wärme, wie im Winter gegen Kälte. So wird vielleicht dieser Apparat noch zu einem ziemlich allgemeinen beliebten Mittel, die Gesundheit und Lebensbequemlichkeit gegen die feindlichen Mächte der Natur zu fördern, und auch eine solche Ausdehnung ist es schon ganz hüthig, Speisen und Getränke durch denselben Apparat warm und kalt zu stellen und beim Kochen und Braten beträchtlich viel Feuer zu sparen.

Rum ein kurzer Besuch bei dem berühmten englischen Münzwisser und speziellen Forscher auf dem Gebiete der Gr- und Erdmünze, Mr. Graham. Er gab uns in seinem Laboratorium neulich das merkwürdigste Schauspiel, welches in der Geschichte der Naturwissenschaften Epoche machen wird.

Metalldrähte wurden vor unseren Augen lebendig, streckten und dehnten, krümmten und wandten sich wie Schlangen. Die Drähte, banartig durch's Wasser gezogen, bestanden aus dem Metall Palladium und standen mit den Polen einer elektrischen Batterie in Verbindung. So wie der Strom auf sie wirkte, wickelten sie sich schnell auf, dehnten sich aus und streckten sich wie lebendig. Jetzt wurde der elektrische Strom umgekehrt und die langgestreckten Schlangen frohen wieder zusammen, bis sie die ursprüngliche Gestalt und Größe wieder erreicht hatten. Dabei zeigte er durch geniale Apparate, daß diese Ausdehnung durch Verschlingung verhältnißmäßig ungeheurer Massen von Wasserstoffgas oder Hydrogen entstanden war und durch Umkehrung des elektrischen Stromes das verschlungene Hydrogen wieder frei ward. Dies ist zugleich der naturwissenschaftlich-unnachlässliche Beweis, daß diese leichteste aller Vulkarten ein Metall ist, wie es denn auch unter dem Namen Hydrogenium unter diese Gattung von elementaren Körpern bereits offiziell aufgenommen worden ist. Man kann nun auch schon ohne Furcht behaupten, daß alle anderen Arten unserer atmosphärischen Luft metallischen Charakters sind und unter Umständen noch als solche geistelt und dargestellt werden können. Die alten Alchemisten versuchten aus unedlen Metallen Gold zu machen; wer weiß, was künftige naturwissenschaftliche Zauberer noch aus der Luft schaffen und schöpfen werden! Mit etwas Phantasie kann man sich vorstellen, daß man Wasserstoffgas in Form von Biergroschenstücken in luftdichten Tischen bei sich trage, diese nach Bedarf entseffele, so die Tischen in einen Fußball verwandelt und durch die Risse fließen, was wenigstens eine bessere Keneruna sehr würde, als die jetzt zur Manie werdenden strapelbeinigen Habseltern oder Pelocipedes. Und selbst nicht unsere Nahrung wesentlich aus Luftarten? Diese müssen erst mühsam durch Pflanzen und Thiere in verdauliche Nahrung umgewandelt und verdichtet werden. Warum sollte es einem künftigen Genie von Chemiker nicht gelingen, ein Art Zauter-Rechapparat zu erfinden, welcher auf der einen Seite die atmosphärische Luft mit den reichen Bestandtheilen von Stickstoff, d. h. wesentlich fleischlichem Nahrungsstoff, einzieht, um sie auf der anderen Seite als Pfefferkorn oder gehobenes Gfrügel mit Sauce von sich zu geben und uns durch eine anderweitige mechanische Vorrichtung appetitlich aufzuwickeln?

Unter den verschiedenen Arten von Schutzmitteln gegen das Verderblich frischen Fleisches haben sich einige so praktisch bewährt, daß man jetzt ganze Schaf- und Rinderheerden Australiens und Südamerikas für die englischen Wagen zurecht macht und zu ziemlich billigen Preisen frisch in London u. s. w. feilbietet. Außerdem versorgt die von einem Deutschen zuerst begründete Fleischtract-Compagnie von Gray Bentes in Uruguan, in Genuenz mit sich einigen andern, so ziemlich ganz Europa mit ihren kostbaren Büchsen für einen beinahe auf die Hälfte gekürzten Preis. Der sich immer mehr vervollkommnende Weltmarkt wird anßerdem das Seinige thun, Mangel und Ueberfluß auf der Erde so auszugleichen, daß Niemand mehr in irgend einem Winkel der Erde ohne Selb- oder Staatsverschuldung zu hungern braucht. Doch wird dies nicht eher möglich sein, als bis der fast überall bis an die Zähne bemannete Friede, der

nach dem Bilde des „Kladderadatsch“ viel schlimmer ausseht, als der wüthendste Mars, zu wirklichem Frieden und Vertrauen unter den Nationen geworden sein wird.

Ich könnte meine Liste neuester, friedlicher Erfindungen im Dienste der Humanität, des Menschenwohls, der Herrschaft über die Natur und der Wissenschaft noch viel weiter ausdehnen, will mich aber begnügen, nur noch auf einige aufmerksam zu machen. Das berühmte meteorologische oder Wetter-Bureau des Handels-Ministers, welches sich schon so viele Verdienste um Sicherheit der Schifffahrt durch telegraphische Verkündung bevorstehender Stürme, durch Meeres-Statistik u. s. w. erworben hat, veröffentlicht unlängst eine Reihe von Diagrammen, d. h. von allen möglichen Kurven, um den Gang und die Kraft von Stürmen und Erfanen, deren Entstehung und Verlauf zu veranschaulichen. Neu für mich waren darunter die Seitenstücke zu den sogenannten Isothermen, nämlich die Isobaren, d. h. die Linien gleichen Luftdruckes auf den verschiedenen Theilen der Erde, durch welche der Wetter-Wissenschaft neue Mittel und Wege zur Lösung der alten Probleme für Wetter-Vorhersageung in die Hand gegeben werden. Diese Wetter-Vorhersageung, an welcher sich seit Jahrtausenden Menschen aller Art versucht haben, wird gewiß endlich ein Theil wirklicher Naturwissenschaft und eins der mächtigsten Mittel zur wohlthätigen Herrschaft über die Natur zu Wasser und zu Lande. Dann brauchen die Stürme nicht mehr um die Rüste und bilden wüthend eine Kette grimmiger Zerstörung ringsumher, sondern die Natur ordnet auch hier, bildend jegliche Gestalt, und selbst im Großen ist sie nicht Gewalt.

Von den reichen, neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Künste will ich nur erwähnen, daß der englische Maler White Warren nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Messer, eine ziemlich Menge von Selbstern gemalt hat und öffentlich ausstellte, und zwar mit der Behauptung, daß dies Wiederbelebung der alten, venetianischen Malerkunst sei. Er wies wirklich an einigen Bildern nach, daß die Farben mit Palette-messern von verschiedener Breite und niemals mit Pinseln aufgetragen worden seien. Dies würde mich in die zahlreichen, jetzt offenen Kunst- und Gemälde-Anstellungen führen, wenn ich mich verleiten ließe, hineinzugehen; aber ich thue es nicht, weil ich es für Menschenquälerei halten würde. Bilder zu schillern, die man sehen muß, um sie genießen zu können. Und die englischen Maler schiden ihre Werke höchstens ausnahmsweise bis nach Paris, da für sie die übrigen Stätten der Malerkunst Europas und die Ausstellungen gar nicht vorhanden zu sein scheinen.

Es w e i ß.

Huber: Die lateranische Kreuzspinnne. *)

Nur die in historischer Zeit und durch Stiftung entstandenen Religionen haben den Trieb nach universeller Verbreitung gefunden. Im Volkgefühl ihres höheren Wahrheitsgehaltes, durch

*) Die lateranische Kreuzspinnne oder das Papsttum als Hemmschub der Völkervereinigung. Eine völkerhistorische Studie von Dr. Franz Huber, Docent der Geschichte an der Hochschule in Bern. I. Die Papste als Menschenschlichter. Bern, Haller, 1863. (145 S.)

welches derselbe bedingt war, lag aber zugleich der verhängnisvolle Keim jener Unduldsamkeit eingeschlossen, die auch über das Christenthum all die blutigen Greuel der Keger- und Judenverfolgung, der Inquisition und der Hexenprozesse herbeiführen sollte. „Die Kegerbas in einem freilich schaudervollen Gesamtbild den Völkern zu schildern, ist die Hauptaufgabe der vorliegenden Schrift.“ Diese Aufgabe hat der Verfasser erfüllt, indem ihm zu einem solchen Gemälde seine schlafertige Kampflust den wichtigsten Pinsel und die größten Farben lieb. In den zwei Hauptabschnitten, betitelt „Die Päpste als Menschen-schächter“ und „die Päpste sind unverwundbar“ (S. 12–138), trägt er mit staunenswerther Veleinheit die chronische scandaleuse aller Jahrhunderte der römischen Kirche zusammen und verarbeitet sie zu einem düstern Nachtbild menschlicher Verworfenheit, vor welchem das sittliche Gefühl voll Entsetzen die Flügel ergreift. Die eigene Entrüstung über das Resultat seiner Untersuchungen drängt den beredten Anwalt der Humanität zu der Mahnung des Volkstribunen: *Caveant consules, ne quid republicae detrimenti capiat* (p. 136) und schließlich zu dem stürmischen Schlußruf an die Völker: *Verdampfung des Pfaffenthums, Vertreibung der Jesuiten, Vernichtung des Papstthums, Sturz der katholischen Kirche!*

Diese kaiserliche Erscheinung auf einem Feld, dessen Ehre die Friedensbotshaft ist, muß im Zusammenhang mit den allgemeinen Tendenzen der Zeit betrachtet werden. Viele streben seit der Reformation und der französischen Revolution immer bewußter nach Durchbrechung der mancherlei Fesseln, in welche die Vergangenheit die Geister gefesselt hatte, und vorwärts nach Begründung humanerer und freier Institutionen. Wie verheißungsvoll aber auch die menschenfreundlichen Mächte der Kultur den kommenden Geschlechtern eine schönere Zukunft verkünden, und wie vielseitig die Anstrengungen sind, eine solche herbeizuführen: immer und immer wieder und immer gleich fönt ihnen von der Vatican herunter jenes harre, steinerne *No possimus!* entgegen. Und soeben schied sich die katholische Hierarchie aus, durch die Massenwirkung eines ökonomischen Concils dem monotonen Prestige gegen Zeitgeist und Fortschritte kräftigen Nachdruck zu geben. Die Thatfache eines in dieser Weise beabsichtigten Rückschlages auf das Zeitbewußtsein wird die Träger desselben, wie sie mit Hute dem Glauben an die heilige Macht der weltgeschichtlichen Ideen hingegeben sind, diesem ohnmächtigen Regimen gegenüber vielleicht zu einem Vacheln über solchen Anachronismus vermögen, wo sie dagegen selbst mitten in der Bewegung stehen, zu erbittertem Kampf herausfordern. Im letzteren Fall befindet sich der Verfasser.

Auf die Streitigkeiten des Herrn Dr. Huber, eines in Bern niedergelassenen Deutschen, mit den Jesuiten ist in Nr. 14 dieser Zeitschrift hingewiesen. Den dort gegebenen Mittheilungen sei beigelegt, daß von seiner Hand ein beßeres Werk unter der Presse ist. Im Zusammenhang mit dieser Zeche ist auch „die lateinische Kreuzsinn“ entstanden, von welcher der erste Theil vorliegt.

Nun ist ja freilich jeder Kampf um die Wahrheit berechtigt, ja geboten. Wir fragen aber: was ist mit dieser Schrift für die Wahrheit, für das Gute gethan? Was da gesagt ist, kann nicht bestritten werden; dem Munde der Gegner selbst und den authentischen Dokumenten der Zeitschriftsteller sind die Beweise

mittel größtentheils entnommen. Der Geschichtsfundige mit Bekanntes ebenso freilich und treu ausgehoben als formgemäß zusammengefaßt, im Einzelnen wohl auch vermehrte Belege zu alten Thatfachen, im Allgemeinen aber neue Gesichtspunkte nicht finden. Auch atmen Sprache und Ton nicht jene Ruhe des Gedankens, die der streng wissenschaftlichen Arbeit den Stempel unerschütterlicher Wahrheitsliebe aufprägt. So wohl vielmehr die ganze Haltung der Schrift auf einen unmittelbaren praktischen Zweck hin, den sie auch unverhohlen auspricht.

Welche Wirkung aber eine so geharnischte Philippica auf Freund und Feind ausüben muß, ist unsicher abzusehen. Letzteren muß es im Innersten empören, auf die Weisheit seiner Glaubensgemeinschaft, die doch für Millionen und aber Millionen menschlicher Wesen die einzige Vorbereitung auf ein besseres Leben gewesen ist, all den Glanz und die Schande rother Sittenlosigkeit gehäuft, die Gegenstände seiner Achtung und Verehrung dergestalt an den Pranger gestellt zu sehen. An seinem erbitterten Gefühl prallt der Mahnruf, „die abergläubisch verblenden Augen zu öffnen“, völlig wirkungslos ab. In jenem aber muß die Verlehterung des Gegners Verachtung pflanzen, den Gegensatz noch mehr zuspitzen, verwundeten Groll auf's Neue entflammen und so alle Weisheiten der Verfolgungssucht aufstacheln — derselben unheilvollen Erfolgssucht, für die der Verfasser jene „konjurten Blutsauger des Menschengeschlechts“ mit Peitschenhieben zu züchtigen nicht müde wird. Im Namen der Toleranz sprechen wir daher unsere entschiedene Abneigung gegen eine solche Kampfweise aus. Das protestantische Bewußtsein, dessen Paladium die Wissenschaftsfreiheit ist — dieselbe Freiheit des Gedankens, für welche hier die Völker in die Schranken gerufen werden — giebt unserem Zeitalter bessere Waffen in die Hand. Die Feuchte der Wissenschaft möge die Keibel des Irrthums verschleichen, erhöhte sittliche Reinheit und Kraft, ruhend auf vertiefter religiöser Grundlage, die Ausartung überführen. Bleiben solche civilisatorische Mächte auf die Dauer fruchtlos, so wird das alternde, merke Gebilde in sich selbst zusammenbrechen, ohne unserer Keulenschläge zu bedürfen.

Scheint jedoch zeitweilig das Pamphlet am Platz: nun, es werde energisch gehandhabt, aber nicht mit der praeden Terzeit des Ezuranten, sondern mit jener Feinheit und erhabenen Tugend, die wir an Pascal bewundern. Seine *Leures à un provincial*, von den Jesuiten selbst anfangs für das Werk eines ihrer Oberen gehalten, haben zur Zeit die Vernehmlichkeit der Herren von der Gesellschaft Jesu dergestalt gerichtet und vernichtet, daß ihr Ansehen in Frankreich auf viele Jahrzehende hinaus erschüttert war. Aus der Kuchkammer des achten Pamphletars möge der Verfasser, dem es zu seinem Kampf weder an Witz und Geistesstärke, noch an gewonnener Zurückunft gebricht, sich die Waffen herporholen, wenn er der volkstümlichen Schreibweise vor der wissenschaftlichen den Vorzug giebt. Ernst Bus.

Nord-Amerika.

Die Dauerhaftigkeit der Racen-Charaktere bei verschiedenen Menschenarten.)

Agassiz hat in einer der Notizen, die er als Anhang seinem von seiner Frau auf der Reise in Brasilien (1865–66) geführten

*) Es wird betitelt sein: *Jesuitenmoral oder Beweis, daß die Jesuiten den Grundlag seiden: Der Zweck heiligt die Mittel*. Hingewiesen von Dr. Franz Huber.

*) A Journal in Brazil by Mr. and Mrs. Louis Agassiz, Boston and London, 1868.

Journal beigegeben hat, einige sehr werthvolle Bemerkungen über die Charaktere der Neger- und Indianerrace, sowie die Mischlinge beider gemacht, welche aus dem Studium der nackten lebenden Körper, die man im Thale des Amazon und in Brasilien überhaupt alltäglich sieht, und aus einer Reihe von Photographien abgeleitet sind. Die letzteren lief A. zum Theil in Rio de Janeiro von deutschen Künstlern (Stahl & Wahnshaffe) anfertigen, zum Theil wurden sie von seinem Begleiter Mr. Sonnenwiel auf der Reise selbst aufgenommen. Jedes Individuum wurde en face, en profil und von rückwärts dargestellt.

Der allgemeine Unterschied der Körperformen des Negers und des Indianers bestand vorzüglich in der Länge und Breite des Rumpfes und der Kürze der Extremitäten beim Indianer, im Verhältniß zu dem mageren, kurzen Rumpf, dem tiefgespaltenen Beinen und langen Armen des Negers. Tadel hat der Indianer einen kurzen Hals und breite Schultern, eine Eigenschaft, die ebenso sehr den Frauen zukommt, so daß eine Indianerin von rückwärts gesehen ein sehr männliches Aussehen hat. Auch das Gesicht der Indianerin zeigt selten die weichen Züge höherer Weiblichkeit. Bei den Negern ist die Schmalheit der Brust und der Schultern, die dem Weibe charakteristisch ist, fast ebenso markirt beim Manne. Der männliche Neger erscheint fast ebenso weiblich in seinem Bau, wie die Indianerin männlich. Doch ist der Unterschied der Gesichtszüge bei den Indianern weniger markirt wie bei den Negern. Die Negerin ist im Allgemeinen den härteren Formen gegenüber dem Manne ihrer Race. Die Breite der Brust zwischen den Brustbrüsten ist bei den Indianerinnen eine auffallend große, sie ist fast dem Durchmesser einer Trübe gleich; bei der Negerin stehen die Brüsten fast dicht zusammen. Auch die Form derselben ist eine verschiedene: die Indianerin hat eine kegelförmige Brust, die prall und gut angelegt ist, so daß die Warze seitwärts steht und die ganze Trübe aus der Achselhöhle hervorzukommen scheint. Bei der Negerin ist die Brust mehr cylindrisch, lofer und weicher, die Warze steht nach vorn und unten, so daß sie auf dem Bilde nicht über dem Arm, sondern über dem Brustkorbe liegt. Die Weiche ist bei dem Indianer breit, gegen den Unterleib scharf abgehebt, bei dem Neger ist sie ties eine Falte. Die Weiber sind nicht bloß beim Neger relativ viel länger, sondern Gestalt und Bewegung derselben ist auch eine verschiedene. Die Beine des Indianers sind bemerkenswerth gerade, die Kniee des Negers nach innen gelogen, sein Hüft- und Kniegelenk gewöhnlich steifert. Bei dem Indianer ist der Raum zwischen den an sich kurzen Schulterblättern größer als bei irgend einer andern Race. Bei indianischen Männern und Frauen erscheint, zumal auf Profilbildern, die Breite des Rückens, die Rundung der Schultern, ein wohlgeformter Arm und eine gewöhnlich ziemlich kleine Hand auffallend; der kleine Finger ist bemerkenswerth kurz. Der Neger hat lange Schulterblätter, die nahe zusammenstehen, die Schultern sind bei ihm schmal, eng, die Hand mager, die Finger haben breitere Hautbrüden am Grunde, als bei irgend einer andern Race. Männer und Frauen sind sich hierin gleich; der Mann ist muskulöser oder kaum korpusculär; die Profilbilder zeigen die Brust und den Rücken gewöhnlich nach vorn und hinten vom Arm vortragend. Das Verhältniß zwischen Länge und Breite des Rumpfes differirt kaum bei beiden Racen, die Differenz in der relativen Länge und Stärke der Extremitäten ist aber deshalb um so augenscheinlicher.

Die Unterschiede des Haars sind bekannt; ebenso die charakteristischen Merkmale beider Racen neben den Weichen. Bemerkenswerth sind aber die Charaktere der Mischlinge. Der Bastard

zwischen dem Weichen und Neger, der Mulatte, hat hübsche Gesichtszüge, hellen Teint, sein Charakter ist zutraulich aber indolent. Der Bastard aus Indianer und Neger, der Casajo genannt wird (in spanischen Ländern Zambos, ist ganz verschieden, seine Züge haben nichts von der Weichheit des Mulatten, sein Teint ist dunkel, sein Haar lang, hart, ledig, sein Charakter eine Combination des lustigen Negergemüths und der energischen, ausdauernden Indianernatur. Der Mischling der Weichen und Indianer, in Brasilien Mameluco (bei den Spaniern Weizige) genannt, ist klein, weißlich, faul und launisch, so daß es scheint, daß der Einfluß des Weichen nur durch den Indianer vermischt ist, ohne daß der letztere seine energischen Eigenschaften mitgetheilt hat. Merkwürdig ist es, daß bei beiden Combinationen der Indianer seine Charaktere härter ausgeprägt hat, als die andern beiden Racen, und daß bei weiteren Kreuzungen der indianische Vollbluttypus weit eher zurückkehrt, während der der andern Race — Neger oder Weicher — verschwindet. Der Nachkomme eines Casajo und eines Mameluco-Individuums, den A. sah zeigte fast vollständig die Charaktere eines Vollblut-indianers.

Afrika.

Zwei neue deutsche Werke über Ost-Afrika.

Vielefache Veranlassungen haben dazu beigetragen, daß der bis jetzt noch am wenigsten bekannte und doch so überaus interessante Welttheil in letzterer Zeit gerade für uns Deutsche ein vorzugsweise großes Interesse gewonnen hat. Unsere deutschen Forscher und Reisenden waren es ja, welche Gut und Blut daran gesetzt haben, das geheimnißvolle Innere dieses Landes zu erschließen, dem Verkehr und der Civilisation zugänglich zu machen.

Unter diesen Reisenden ist es vor Allem Finer, welcher das Interesse gebildeter Deutschen im höchsten Grade in Anspruch nehmen muß. Als blühender junger Mann, angezogen mit allen körperlichen Vorzügen und nicht minder mit so reichen Privatmitteln als sie nicht leicht ein anderer deutscher Reisender zur Verfügung gehabt, ging Baron Karl Klaus von der Dedem nach Afrika, um jene hohen Ziele zu erreichen. Und nach den schwersten Opfern, nach fünf Jahre langen fast vergeblichen Bemühungen büßte er selbst sein Leben für die Sache ein.

Seine werthvolle Hinterlassenschaft wurde von einem seiner Mitreisenden, dem kenntnißreichen, persönlich anspruchsvollen, für die Sache begeisterten Dr. Otto Kersten, zu einem umfangreichen Werke bearbeitet, welches, erweitert nach den eigenen Erfahrungen, sowie nach der werthvollsten bis jetzt über diesen Gegenstand existirenden Literatur unter dem Titel *Baron von der Dedem's Reisen in Ost-Afrika***) so eben erschienen ist. Da dies Werk hier bereits vor Kurzem eine Erwähnung gefunden hat, so begnügen wir uns, eine Seite desselben kurz hervorzuheben. Dies ist die kulturgeschichtliche, welche Dr. Kersten in der Weise in's Auge gefaßt hat, daß er jenen vorzugsweise für uns Deutsche gefunden und von der Natur im höchsten Maße gesegneten Erdstrich in allen seinen Organismen auf das Eingehendste schildert, so daß er damit eine so werthvolle Belehrungsquelle bietet, wie sie selbstverständlich noch gar nicht

*) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

erfirt und wie sie andererseits für alle diejenigen, welche, sei es aus irgend einem Grunde, ihr Augenmerk dorthin richten, von der höchsten Wichtigkeit erscheinen muß.

Ein anderer deutscher Reisender dürfte die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in kaum geringerem Maße in Anspruch nehmen. Dies ist M. Theodor von Heuglin, welcher nach mehrmaligen Reisen und nach zwölfjährigem Aufenthalt jetzt aus Afrika zurückgekehrt ist und soeben mit der Herausgabe eines ebenfalls sehr werthvollen Werkes begonnen hat. Dasselbe, „Ornithologie Nordost-Afrika's“), hat allerdings nur für ein gewisses Publikum ein besonderes Interesse. Hier wird es uns jedoch gestattet sein, dasselbe als eine Frucht deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit ins Auge zu fassen — ein Gesichtspunkt, den wir unseren deutschen Reisenden, Forschern und Gelehrten gegenüber billigerweise recht oft und warm berückichtigen sollten. Die beiden ersten und vorliegenden Doppelhefte dieses Werkes zeugen davon, daß der Verfasser einerseits mit der Liebe und Begeisterung eines deutschen Forschers die Vogelwelt der von ihm besuchten Gegenden studirt hat, daß er andererseits in der gesammelten einschlägigen Literatur durchaus zu Hause ist und daß er schließlich daher so befähigt ist, wie selten einer, die gereifte Frucht seiner ersten ethischen Studien und lange dauernder praktischer Arbeiten auf einem der anziehendsten Gebiete der Naturgeschichte in einer Weise zur Geltung zu bringen, welche einen doppelten Werth hat. Da nämlich gerade in der Kenntniß der Vögel Nordost-Afrika's nur noch zu große Lücken vorhanden waren, so darf dies Werk einen außerordentlich hohen Werth für die wissenschaftliche Ornithologie beanspruchen. Nicht minder aber erscheint dasselbe von Wichtigkeit für jeden gebildeten Freund der Vögel, denn sowohl die klare, durchaus faßliche Darstellung, als auch die eingehende Schilderung machen es zu einer Belehrungsquelle, die namentlich auch für bedeutendere Schulanstalten in Betracht zu ziehen sein dürfte. Nach eigenen Zeichnungen Heuglin's ist das Werk mit den besten Abbildungen in Chromolithographie ausgestattet, welche wir in Deutschland bis jetzt besitzen. Jede Doppelheftung enthält zwei Tafeln besonders interesserhaltend, bis jetzt noch wenig bekannter Vögel. Das ganze Werk wird etwa 15 Lieferungen in Versen Octav umfassen, mit dreißig Tafeln Abbildungen. Einen ganz besonderen Werth für das Studium der Ornithologie hat dies Werk auch noch durch die genaue Angabe der gesammelten über jeden einzelnen Gegenstand existirenden Literatur.

Karl Rus.

Kleine literarische Revue.

— *Goldwein und seine Hsioriker*, von Eug. Müng. **) Wenn die Resultate deutscher Forschung auf dem Gebiete der philologischen und historischen Wissenschaften ebenso sehr wie die streng kritische Methode dieser Forschung bei unseren überreichen Nachbarn immer mehr Anerkennung und Verbreitung finden und eine frieliche Begegnung der beuchabarten Nationalitäten auf dem gemeinsamen Felde geistiger Interessen wirksam gefördert wird, so ist diese Propaganda für die besten Thaten des deutschen Geistes wesentlich das Werk eines kleinen Kreises von Gelehrten und Schriftstellern, die in der auch im „Magazin“ schon wieder-

holt rühmend erwähnten *Revue critique* (Paris, A. Grand) ihren literarischen Mittelpunkt finden. Die unbefangene und unwundene Anerkennung, welche dort deutschem Wesen und Taten zu Theil wird, verdient unerseits um so freudiger bewillkommt zu werden, da sich drüben noch manchmal unverhätter Schaudinismus und besagenerwerthe Engherzigkeit auch in wissenschaftlichen Dingen laut macht. Zu dem erwänten Kreise gehört auch Herr Eugen Müng, (Häßer von Geburt und natur schon auf die nabeliegende und dankenswerthe Vermittlerrolle zwischen den Leistungen der deutschen Wissenschaft und Frankreich hingewiesen. Herr Müng hat die Kunstschichte zu seiner Specialität gemacht und außer umfangreichen Arbeiten über die zeitgenössischen Künstler seines engeren Vaterlandes neuerdings eine sehr interessante Studie über die neuesten Geschichtsschreiber Goldwein mit besonderer Berücksichtigung von Holtmann's vortrefflichem Werke: „Goldwein und seine Zeit“ zuerst in der *Gazette des beaux arts* und später in einer starken Broschüre in groß Quart mit wertvollen Holzschnitten veröffentlicht. In Arbeit hat außer ihrem sachlichen Werthe, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren deutschen Kunstgeschichte in einem höchst anziehenden und sorgfältigen Resumé unsern inkerbeimischen Nachbarn vorzuführen, das besondere Verdienst, die streng kritische Methode deutscher Forschung an einem glücklichen gewählten Beispiele zu veranschaulichen und überall von jener unbefangenen Anerkennung des spezifisch deutschen Wesens durchdrungen zu sein, wegen welcher wir jenem Kreise von Gelehrten und Schriftstellern zu besonderem Danke verpflichtet sind.

— *Das Leben Edmund Keen's*.) Daß die Nachwelt dem Mimen keine Ärdne Rechte, ist in unserer vielstreibenden Zeit kaum mehr eine Wahrheit zu nennen. Alle die Künstler, die sich jemals auf den Brettern ausgezeichnet, haben ihre Biographen gefunden, oft mehrere, und ihre Namen erfreuen sich eines ganz anhängigen Theils von Unsterblichkeit, mehr selbst als manche solche Männer, deren wohlthätige Einrichtungen oder Erfindungen täglich dem lebenden Geschlechte zu gute kommen und vielleicht gerade darum so ohne Dank hingegenommen werden, wie natürliche Lebensbedingungen. — Obgleich eben weil England dasjenige Land ist, in dem der Verfall der dramatischen Kunst nach jeder Richtung hin deutlich wahrnehmbar ist, als in irgend einem andern, schenkt man auch dort den einstigen Größen ein dauhaftes Andenken. So ist jetzt die unter erwähnte ausführliche Lebensbeschreibung Edmund Keen's, der letzten großen englischen Tragöden, erschienen, die in mancher Hinsicht interessant und lehrreich ist, wie jede Biographie. Zu diesen Namen verdient; allein der Verfasser ist, indem er sich auf ein Wort Göthe's beruft, in einen verhängnisvollen Irrthum gefallen. Er sagt in der Einleitung: „Daß dieses „Leben“ den deutlichen Beweis einer ungeübten Feder an der Stirn trägt, wird man hoffentlich zu entschuldigen wissen, da ich mich aber zu Göthe's Maxime bekenne, was habe ich zu fürchten? Wie ein Diener nicht zweien Herren dienen kann, so kann meine Feder nicht mein Buch verdammen und zugleich des großen deutschen Dichters Ansicht theilen; denn ich habe meine Arbeit am amore verrichtet, und hat nicht Göthe gesagt, daß Entbusiasmus das Eine sei, was der Geschichtsschreiber noth thut!“ — Es ist unnötig darauf hinzuweisen, daß

*) Cassel, Theodor Fischer.

**) Paris, Glave, 1869.

*) The Life of Edmund Keen, from published and original sources By F. W. Hawkins. 2 vols. London, Tinsley Brothers, 1869.

Wöhe damit keinesfalls hat sagen wollen, der Enthusiasmus allein genüge, „der Sünden Menge“ zuzubeden. Und diese Aufgabe müßte er haben, wollte er das vorliegende Buch zu einem guten Stempeln. „Auch fast offenbar Dr. Hamkins den Ausdruck so auf, als müsse nun der Geschichtschreiber an seinem heilen Alles gut und löblich finden, alle Schuld von ihm sort und auf Andere wälzen; bei einen notorischen Trunkenbold, wie Kean es war, wird man zugeben müssen, daß das keine leichte Aufgabe war.“

— **Ein christlicher Roman.** „Der Bachmüller und seine Schwiegertochter, von Lydia Janßen.“ Dieser kleine Volksroman in christlicher Sprache ist das Werk einer um die Zeit seines Erscheinens (1864) kaum zwanzigjährigen Verfasserin. Derselbe zeugt von scharfer Beobachtung des Treibens in niederen, besonders ländlichen Kreisen und wasser, alle Gefühlschwärmerei und phantastische Ueberschwänglichkeit abwehrender Selbstbeschränkung — zwei in so jugendlichem Alter sehr seltene Erscheinungen! Ein reicher und tugendhafter Müller hat einen einzigen Sohn Jakob, der die ihm seelenverwandte, aber sehr arme und außerdem verwaiste Anna, die Waise seiner Kinder, fast hoffnungslos liebt. Im sogenannten „Befreiungskriege“ freiwillig Soldat geworden, kehrt der Jüngling erst nach Jahren wieder heim. Seine Unterzöge von einer rehen Pflegemutter und einem schurkischen, stets im Trüben fischenden männlichen Raketum, dessen Hand sie annehmen soll, sehr hart geprüfte Anna wird jedoch die treue Pflegerin ihres Leibesfindes, des alten Müllers, den eine herrschende Seuche hoffnungslos auf sein Lager gestreckt hat und welcher, späte Reue fühlend, kurz vor seinem Versterben die Hände der treuen Kleinen segnend in einander legt. Die Sprache des Romans (d. h. der christliche Stil Fräulein Janßen's) wird von den angesehensten Gewährsmännern auf diesem Gebiete für musteraltig erklärt. Sch.

— **Einen neuen Felsfaden der Geschichte**“), von Dr. Carl Wolff, dürfen wir, als eine werthvolle Aquisition auf dem Gebiete der pädagogischen Schriftstellerei, willkommen heißen. Es gehört in ihr der That Selbstvertrauen dazu, in die dichten Reichen der einschlägigen Lehr- und Hilfsbücher gerade auf diesem Felde mit einem neuen Produkt zu treten, aber eine lange Praxis und Beherrschung des Stoffes giebt dem Verfasser ein volles Recht dazu. Er selbst hält es für außerordentlich schwer, bei einem Ueberblick der Geschichte „in der Auswahl des Stoffes nicht nur die richtige Mitte zu halten, indem für ihre Zwecke die Einen überhaupt zu wenig, die Andern überhaupt zu viel geben, sondern das einmal zur Darstellung Gelangende je nach dem Zwecke des Unterrichts oder in Folge seiner eigenen Bedeutung hier ausführlicher, dort kürzer zu behandeln. Wenn ich mich der Hoffnung hingabe, in dieser Beziehung bei vorliegendem Ueberblick, unter Berücksichtigung der auf dem Titel angegebenen Zwecke desselben, amüßend das Nützliche getroffen zu haben, so geschieht dies nicht weniger in Betreff auch der Zusammenstellung und Gruppierung

*) Ojanölder ja temma minnia, mit dem Zusatz: üks jut Eesti-
mõksa rannuks ja õppetusseks, d. h. „eine Erklärung zur Erleichterung
und Belehrung des Lesers“. Gedruckt ist das Buchlein in
Lants (Dorpat).

**) Ueberblick der allgemeinen Geschichte zum Gebrauch der höheren
Schulen und zum Selbststudium, von Dr. Carl Wolff. 1. Theil:
die Geschichte (X u. 206 S. 8.). Berlin, Carl Pöbel.

des historischen Materials. . . Gerade durch diese Zusammenstellung wird, so meine ich, nicht nur eine Uebersichtlichkeit erreicht, welche dem Schüler die Aneignung des geschichtlichen Stoffes wesentlich erleichtert, sondern auch dem Lehrer der Faden des Unterrichtes klar gelegt.“ — Wir glauben urtheilen zu können, daß der Verfasser seinen Zweck erreicht hat. Die Geschichte ist sachlich und präcis dargestellt. Die termini technici in der römischen und griechischen Geschichte sind theils in Parenthese, theils im Zusammenhange des Textes selbst in der Uebersetzung wiedergegeben, so daß das Buch allerdings seine Hauptverwerthung in den mittleren und oberen Klassen der Gymnasien finden wird, für welche es auch vorwiegend geschrieben zu sein scheint. Denn die zweite Bestimmung: „zum Selbststudium“, welche ihm der Verfasser giebt, ist es zwar sehr wohl im Stande zu erfüllen, doch glauben wir, daß der Autorität in den meisten Fällen gleich zu umfangreicheren Werken seine Zukunft nehmen wird. Die anerkannten Vorzüge des Uebersetzers haben ihm auch schon mit Schnelligkeit auf verschiedenen Verhältnissen Eingang verschafft, z. B. auf dem durch seine humane und wahrhaft liberale Haltung bekannten **Friedrichs-Werderschen Gymnasium** in Berlin. Selbst für den weiblichen Unterricht ist es von dem Referenten mit Erfolg benutzt worden, wobei nur in der Erklärung der griechischen und lateinischen termini einige Aufmerksamkeit nöthig ist. H. B. G.

— **Die Philologen am Parnas.***) Ernst von Willenbruch hat eine kleine Humoreske auf dem Buchstich gelegt, in welcher er die Streitigkeiten der Philologen in scherzhaft satirischer Weise zu geißeln sucht. Daß er dafür die dramatische Form gewählt, ist jedenfalls ein glücklicher Griff, denn diese bot ihm Gelegenheit, die nothwendigen Figuren nicht nur redend, sondern auch handelnd auftreten zu lassen. Die ganze Sache dreht sich hauptsächlich um die alte Streitfrage der Philologen, ob die Homerischen Gesänge von Einem oder Mehreren gedichtet, ob in einer bestimmten Zeitperiode oder in verschiedenen Jahrhunderten entstanden; deshalb sind die gelehrten Herren zum Parnas hinaufgestiegen, um dort an Ort und Stelle ihre Untersuchungen anzustellen. Der Streit wird hier durch Phöbus und die Mufen geendet. So klein das Buchlein auch ist, birgt es doch viele Schönheiten, deren vorzüglichste in der feilenweise meisterhaften Diction zu finden ist. — r. m.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben bereits in unserer vorigen Nummer des wahrhaft erbebenden Eindruckes der beiden deutschen Vereinstage in Wien gedacht. Bei diesen Versammlungen haben die Vertreter der materiellen (Eisenbahn), wie der geistigen (Presse-) Interessen Deutschlands in dem Handelsminister, Herrn von Plener, und in dem Minister des Innern, Herrn Dr. Hofra, Vorkämpfer kennen gelernt, welche die hohe Aufgabe, ein großes Land in einer des neunzehnten Jahrhunderts würdigen, deutsche Sitte und Kultur fördern Weise zu verwalten, vollkommen begreifen. In Oesterreich ist mit der parlamentarischen Regierung eine neue Ära eingetreten, die mit allen freisinnigen

*) Die Philologen am Parnas. Berlin, Stilke und van Rumpen.

fenkbarthlichen, freideutschnlichen und andeutschnlichen Ueberlieferungen der Vergangenheit vollständig gebrochen hat. Die Begünstigung der freien Entfaltung aller lebendigen Kräfte des Vandes und des Volkes ist, und zwar augenscheinlich bereits mit dem überraschendsten Erfolge, das konsequente Bestreben der Männer, die an der Spitze der inneren Verwaltung, der Inneren und der Rechtspflege des Vandes stehen. Die Rede, die der Minister Dr. Giskra bei dem Aftmable hielt, welches der ebenfalls von deutscher, patriotischer Gemüthung erfüllte Magistrat und Gemeinderath Wiens zu Ehren des Journalistentages veranstaltet hatte, lieferte einen glänzenden Beweis dafür, daß die alte Metternichsche Doctrin der Nichtbeachtung, ja, der Verachtung und Anechtung der Organe der öffentlichen Meinung in Oesterreich ein überwundener Standpunkt sei, dessen jeder rechtliche Mann jetzt sich schämt. Nicht etwa Schmeicheleien sagte der Minister des Innern den in Wien versammelten hundert Vertretern der periodischen Presse Nord- und Süddeutschlands und Oesterreichs. Er betonte zwar, daß die parlamentarische Regierung ihre Kraft und ihren Halt in der Macht der öffentlichen Meinung zu suchen habe, aber nur dann, so fügte er hinzu, gewähre diese Macht eine wahrhaft stiftliche, nachhaltige Kraft, wenn sie selbst in dem Boden der Eitlichkeit, des Rechtes und der Wahrheit wurzelt. Er sagte, daß die moralische Verantwortlichkeit der Presse noch höher stehe, als die der Minister, denn die Verantwortlichkeit der Regierung sei durch die Gesetze des Staates streng bestimmt, während für die Weiter der Presse in ihrer durch nichts begränzten, geistigen Thätigkeit, neben dem geschriebenen Rechte noch weit mehr die Verantwortlichkeit ihres Gewissens und des Bewußtseins ihrer Pflicht, nur für das Gute zu wirken, maßgebend sei. Heil dem Staate, heil dem Volke, dessen Regierungsvorsteher, wie Herr Dr. Giskra, mit solcher Macht der Ueberzeugung von der stiftlichen Kraft der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit sprechen! 3. 4.

Herr Dr. O. Banzilal in Triest, dessen italiänische Denkschrift: „*Errori di trenta secoli*“, über den Sonnenstillstand Josua's, welchen er als eine bloße Sonnenfinsternis er klärt, in diesen Blättern zuerst in Deutschland einwänd und dessen philologische, rhythmische und philosophische Argumente vielfach angegriffen werden, hat jener Denkschrift, die seitdem in mehrere Sprachen übersetzt wurde, noch einige Stud biblia folgen lassen, von denen uns Nummer III vorliegt. Herr Banzilal behandelt darin hauptsächlich die Bedeutung desjenigen Wortes, durch welches Josua angeblich der Sonne befohlen haben soll, stillzustehen. Es ist dies das Wort *Dom*, die imperativische Form des Verbums, welches, nach der Behauptung seiner Gegner, nichts Anderes als „stillstehen“ bedeutet. Herr Banzilal weist jedoch durch zahlreiche Citate aus den verschiedensten Büchern der hebräischen Bibel nach, daß das Wort „*dom*“ immer sowohl bedeutet, als „sich verbergen“, „verschwinden“, „sich eclipsiren“, und daß, wenn es auch in einigen seltenen Fällen figurlich angewandt werde, es doch niemals die Bedeutung von „sich oder stillstehen“ habe. Der Verfasser behauptet, daß die Bibel selbst an allen Stellen, wo das Wort „*dom*“ vorkomme, gegen das unsinnige Wunder eines Stillstandes der Sonne Protest einlege. In einer Fortsetzung seiner Stud biblia verspricht Herr Banzilal auch, das kürzlich „im protestantischen Preußen“ erschienene, ziemlich umfangreiche Buch: „Josua's Weib und dessen Größere, mit besonderer Berücksichtigung der Sonnenverfinsternungs-Mythologie des Dr. O. Banzilal“ zu widerlegen.

3. 4.

Durch die freundliche Vermittelung des deutschen Buchdruckerelbessers, Herrn Philo Jacoby in San Francisco, ist uns das in Hongkong erscheinende, auch Aufträge in deutscher Sprache enthaltende englische Literaturblatt über China und Japan zugegangen. Der Inhalt des Journals, soweit uns seine Uebersicht in dem Index von 1868 vorliegt, ist ungemein reichhaltig, indem es sowohl die historischen, geographischen und politischen, als die religiösen, sozialen und sprachlichen Verhältnisse der beiden Länder des Ostens sehr eingehend und ohne alle Beiwohnung missionarischer Vorurtheile und Tenenzen bespricht. Es befinden sich unter den Verfassern der Artikel auch chinesische und japanische Namen. Besonders interessant ist uns, daß die deutsche Sprache in diesem Journale neben der englischen ohne jeden Commentar auftritt, als ob es sich von selbst verstehe, daß alle Leser des Blattes auch mit der Kenntnis des deutschen Idioms vertraut seien. In der uns vorliegenden Januar-Nummer von 1869 befindet sich ein deutsch abgesetzter Artikel: „Das System der Pa-hua“, unterzeichnet Joseph Haas, welches System, von einem der ältesten Herrscher Chinas, dem mythologischen Yu-hsi, 2650 Jahre vor Chr. begründet, die Aufgabe hat, „den Sinn der Wörter zu entfalten und den Umfassung des Weltalls mit allen Begebenheiten zu erforschen“. Die Einheit des Weltalls wird darin als das Ursprüngliche gelebt und die Kreislinie als die geschlossene Gränze des Universums bezeichnet. Diese Einheit habe sich nochmals in zwei Principien getheilt: in das männliche (Yang) und das weibliche (Yin), welche beide vereinigt aber eine Dreieit bilden. Yang, als das höhere Princip, bedeutet auch den Himmel, während Yin das untergeordnete Princip ist, aus dem die Erde hervorgegangen. — Andere deutsche Artikel des Jahrganges 1868 sind G. F. Citel, G. Schlegel und „Ein Leser“ unterzeichnet. Sämtliche Artikel der Deutschen haben einen wissenschaftlichen, ethnologischen Inhalt.

3. 4.

Herr Professor Dr. Gernard in Kiel hat einen Vortrag, den er daselbst zum Zwecke der Gründung eines Schleswig-Holsteinischen Provinzial-Vereins für freiwillige Hilfe der im Felde verwundeten und kranken Krieger gehalten, dem Druck übergeben. Es verdient dieser Vortrag überall gelesen zu werden, wo man für die humanen, Genier Conventions-Vereine“ sich interessiert, denn er macht es durch eine überausliche Geschichte des Vazarentensens seit den Kriegen von 1813–18 recht anschaulich, wie dringend notwendig die allgemeine, jenseitigere Herstellung jener Vereine sei, bei welchen auch den Frauen eine so schöne Rolle angewiesen ist.

Notes and Queries on China and Japan. Edited by N. B. Dennyson. Hongkong, Charles A. Saint, 1868–1869. (Monatlich eine Nummer von 16 S. gr. 8.)

Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Mit 3 Illustrationen nach A. Wittmann. Mit. Scherz. (54 Seiten.)

Berlin: Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Rantischstraße Nr. 11.

Verlegt von Herr. Wimmer's Verlagshandlung (Garten- und Gehweg-) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 66.

Druck von Eduard Trause in Berlin, Rantischstraße Nr. 11.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 14. August 1869.

[N° 33.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Recht und Gericht in der Mark Brandenburg 473. — Albert von Chamisso 475. England. Die britischen Küstenbefestigungen 476. — Englische Militär-Geographie 477. Frankreich. Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa 477. Rußland. Ein Stück russischer Staats- und Kultur-Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. II. Der Aufenthalt in Sibirien 478. Südamerika. J. J. von Schubi und Dr. Gieseler über die süd-amerikanischen Republiken 480. Afrika. Kultur in Westafrika zur Zeit der Völkerwanderung 482. Kleine literarische Neuigkeiten 485. — Das Verstummen ist der Friede 485. — Kriegerleben des Mittelalters 485. — Das Mittelalt. von G. Krom 486. Literarische Ephemeriden. Die französische Wissenschaft und die deutsche Concurrenz 486. — Die Pöcpective, eine deutsche Erfindung 486. — Ein weiblicher National-Verein in England 487. — Das alte und das neue Rom 487.

Deutschland und das Ausland.

Recht und Gericht in der Mark Brandenburg.*)

Die Rechtsbücher des deutschen Mittelalters ließen es, sich als Spiegel des Volkstammes, dem sie entspringen sind, zu bezeichnen. Ist dies zunächst der Ausdruck eines literarischen Strebens, der sich nicht auf das Gebiet des Rechts beschränkte, so prägt sich in dem Namen Sachsenspiegel, Schwabenspiegel u. s. w. zugleich auf eigenthümlich mittelalterliche Art das Bewußtsein von dem Zusammenhang aus, der zwischen dem Recht eines Stammes und seinem Kulturleben besteht und der die Rechteinrichtungen zu einem Spiegelbilde des gesamten Volkstums erhebt. Nachdem dies Bewußtsein unter der formalen Eklektizität einer Jurisprudenz, welche sich vorzugsweise der Interpretation fremder Rechtsquellen zugewandt hatte, lange Zeit hindurch dem Volke wie den Rechtsgelehrten zum Schaden der Rechtspflege abhanden gekommen war, ist es durch den Aufschwung, den die rechtswissenschaftlichen Studien am Anfange dieses Jahrhunderts durch Savigny, Niebuhr, Eichhorn u. A. erfuhren, nicht nur den Juristen als Neue zu lebendiger Anschauung erweckt worden, sondern es darf die Ueberszeugung: daß das Rechtsleben eines Volkes der Ausdruck seines gesamten nationalen Daseins ist, und daß das Recht selber wiederum zu den Faktoren gehört, von welchen dies Dasein bedingt und gehalten wird, gegenwärtig als ein Gemeingut wenigstens der Gebildeten in Deutschland betrachtet werden.

Von diesem Standpunkte aus wird es einer Entschuldigung nicht bedürfen, wenn in diesen für einen Leserkreis von allgemeiner Bildung bestimmten Blättern auf ein Buch hingewiesen wird, das, an sich dem engen Kreise strengster rechtswissenschaftlicher Forschung angedrängt, doch gerade ein Gebiet behandelt, auf dem diese Wechselwirkung des Rechts und der geschichtlichen Entwicklung sich am klarsten verdeutlicht. Die Geschichte

der mittelalterlichen Gerichtsverfassung in der Mark Brandenburg, wie sie in dem Werke des leider inzwischen in der Blüthe seines Lebens verstorbenen Lehrers an der Berliner Universität, Herrn Dr. Kühne, auf Grund der sorgfältigsten urkundlichen Untersuchungen dargelegt ist, enthält aber nicht blos ein gutes Stück deutscher Rechtsgeschichte überhaupt, sondern sie verdient auch bei Nichtjuristen aufmerksame Beachtung, weil sie in die Zustände des Landes und des Stammes, aus denen die preussische Monarchie erwachsen ist, tiefe Einblicke gewährt. Die geschichtliche Betrachtung des märkischen Gerichtswesens darf heute, wo es keinem Zweifel unterliegt, daß der auf diesem Boden entsprungene Staat die Grundbedingungen eines das ganze Deutschland umfassenden Reiches in sich trägt, eine erhöhte Bedeutung für sich in Anspruch nehmen.

Und dies mit um so größerem Rechte, als die unabhängige Stellung, welche den brandenburgischen Markgrafen auch in ihrer Eigenschaft als Gerichtsherren von vornherein ausgehoben werden mußte, ein nicht unerhebliches Element in dem Entwicklungsgange gewesen ist, durch den sich die Gebieter dieses Grenzlandes von anderen, ebenfalls zur Souveränität gelangten deutschen Landesherren unterscheiden. Schon mehrfach ist es bemerkt worden, wie gerade die beiden Marken des deutschen Reiches, Brandenburg und Oesterreich, die Grundlagen der beiden deutschen Großstaaten geworden sind. Liegt der Grund dieser aufsteigenden Erscheinung zum guten Theil darin, daß der markgräflichen Gewalt eine größere, Triebkraft zu politischer Selbständigkeit innewohnte, als den übrigen Reichsämtern, so weisen die Ergebnisse der vorliegenden Forschung in der Rechtsgeschichte der brandenburgischen Markgrafen einen sehr wichtigen Bekandtheil der Landeshoheit nach, durch deren Besitz die Güter der deutschen Nordmarken sich von Anfang an auf den Weg zu voller Souveränität hingewiesen sahen.

Während nämlich in den übrigen Theilen des Reiches der Graf, als ordentlicher Richter, seiner rechtlichen Stellung nach nur ein Vertreter der obersten kaiserlichen Gerichtsgewalt war, und demnach in den von ihm gehaltenen Gerichten nach Kaiserrecht und auf Grund kaiserlicher Machtvollkommenheit gerichtet wurde, sprachen die Markgrafen von Brandenburg, zwar auch als solche der Idee nach Reichsbeamte, doch in den ihrer Geburt anvertrauten Landen Recht, wie es heißt: bei ihrer eigenen Guld, nicht im Namen des Kaisers. Mit anderen Worten: der Herzog oder Graf im Reiche war kraft seines Amtes kaiserlicher Richter; der Markgraf von Brandenburg war kraft seines Amtes Gerichtsbevollmächtigter in seinem Lande. Es liegt auf der Hand, daß bei der ununterbrochenen Ausübung eines so wichtigen und inhaltsreichen Rechts die Erinnerung daran, daß dasselbe dem Markgrafen vom Kaiser übertragen war, je länger je mehr in den Hintergrund treten und bald zu einem wesentlichen Schatten werden mußte, und daß der Fürst, der kraft eigenen Rechts zu richten gewohnt war, auch in seiner sonstigen Stellung dem Reiche gegenüber selbständig fühlen und handeln lernte.

Und auf die eigene Kraft verließ ihn mit eifriger Nothwendigkeit auch die Art seines Gebietes und seiner Untergebenen. Im beständigen Kampfe mit den Slaven, denen der von Ursprung deutsche, doch lange verloren gewesene Boden Schritt vor Schritt

*) Geschichte der Gerichtsverfassung und des Prozesses in der Mark Brandenburg vom X. bis zum Ablauf des XV. Jahrhunderts, von Dr. Friedrich Julius Kühne. Berlin, Stilke und van Meyden, I. Band 1865. II. Band 1867. 302 und 566 S.

abzurufen und mit Gewalt und List in steter Backstauke zu behaupten war, im Kampf nicht minder mit der Natur, die diesen Boden nur karglich mit Ackergrund und Fruchtgegenden, überreich aber an Sand und Sumpf, Moor und Bruchland ausgestattet hatte, war in der Mark Brandenburg ein jähes und staudhaftes, aber zugleich ein troziges und unbegleimtes Geschlecht deutlicher Anlieber großgezogen, das, wo es sich um die Behauptung von Rechten handelte, an gewaltthätige Entscheldung von Zugen ab gewohnt war und dem es schwer fiel, sich dieser Gewöhnung selbst dem Landesgebiete gegenüber zu entschlagen. Dem Deutschen lag es überhaupt nahe, wo er sich beschädigt oder in seinem Recht gekränkt meinte, der eigenen Kraft und dem eigenen Schwert trauen, sich selber zu helfen: das Kampfrecht und das Fehderecht sind Jahrhunderte hindurch als der sicherste Weg angesehen worden, wie eine streitige Frage erwiesen oder ausgetragen werden könne; selbst eine gewisse rechtliche Ordnung und Anerkennung hat ihnen zu Theil werden müssen. Wenn diese Rechtsvorschriften aber überall nur ein schwächer und unwirksamer Versuch waren, der Gewaltthätigkeit zu steuern, um wie viel mehr mußte das Fehderecht einem Geschlechte wie diese rauen Brandenburger den erwünschten Vorwand zu wilden Thaten bereiten? Jeder fiel Jedem an nach seinem Gutdünken; Ritter und Städte lagen in endlosen Bekriegungen; die größte Selbstsucht, ja gemeine Raublust fand in der Heide ein Hilfsmittel, sich auf nicht geradezu verbrecherische Weise Befriedigung zu verschaffen. Von den Vermittlungen, die dieser unglaublich wilde und gefesselte Zustand über das Land brachte, braucht hier nicht geredet zu werden. Nur ein Beispiel mag erläutern, wie sehr sich die Gemüther an die schlimmsten Dinge gewöhnt hatten. Wedege, seit 1460 Bischof von Havelberg, aus dem Hause der Edlen Gänse zu Putzig, wird von den Zeitgenossen gerühmt als ein ausgezeichnetster Verwalter seines Bisthums, als ein unerbittlicher Befolger aller Friedensförderung oder Gewaltthat; er war kurfürstlicher Rath und zählte zu den ersten und angesehensten Männern des Landes. Derselbe Mann war ein reißiger Ritter, der in Sachen seines Bisthums kalter zu Felde zu ziehen pflegte und bei einer dieser Gelegenheiten, da er bei Ausbrennung eines auffälligen Dorfes eine Frau niedertritt und zu Tode brachte, den Grundbesitzer des canonischen Rechts zufolge der Fälschheit, die sacra zu administriren, verlustig ging. In seinen vielfachen Fehden mit den meranburgischen Grenznachbarn war er durchaus gewohnt, Böses mit Bösem zu vergelten, und wenn es hierbei passierte, daß auch Kirchen und Kapellen durch seine Schaar verwüstet wurden, so wußte sich der tapfer Bischof mit dem Waplsprüche zu trösten: Ik kann se weder consecreren, wenn se violeret sin. So dachte und handelte einer von den Besten noch in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Hohenstern bereits fünfzig Jahre im Lande waren!

Daß bei solchen Anschauungen die Autorität der Gerichte schwach, die Möglichkeit, einen Rechtspruch zur Vollstreckung zu bringen, gering sein mußte, versteht sich von selbst. Auch der Umstand, daß die markgräflichen Bögte, denen es oblag, die Gerichte innerhalb ihrer Sprengel zu legen, zugleich die Verwaltungs- und Oeconomiebeamten waren, reichte nicht aus, den Entscheldungen ihrer Gerichte das nöthige Ansehen zu wahren. Dazu kam noch ein anderer Uebelstand, der das geordnete Walten der richterlichen Bedörden schwer beeinträchtigte. Wie überall in Deutschland, so machte sich auch in der Mark jener deutsche Senberg, der je und je in den deutschen Geschichte zu particularen Bildungen geführt hat, in Beziehung auf das Gerichte-

wesen geltend. Neben den landesherrlichen Gerichten entstanden, anfangs auf Grund besonderer Verleihungen, bald kraft eigenen Rechtsanspruches, Gerichte der Grundherren, der Städte, der Kirche und der ihr verwandten Körperschaften. Dazu kam, daß der Ritterbürtige sich bald weigerte, von den Schöffen, die im Vogteigerichte als Rechtsprecher saßen, Recht zu nehmen; nicht minder forderten die Mannen des Kurfürsten von ihren eigenen Genossen gerichtet zu werden. Bald durchkreuzte sich eine unübersichtliche Menge von Sondergerichtsbarkeiten und Exemptionen, so daß es auch unter dem Scheine Rechtens nicht schwer fiel, sich begründeten Ansprüchen durch endlose Competenzstreitigkeiten zu entziehen. Wenn man das geordnete Walten der Gerichte vergleichen darf mit einem rubig dahinströmenden Flusse, der Schiffe auf seinem Rücken trägt, den Verkehr der Menschen erleichtert, so gleicht die Mark Brandenburg mit ihrer unentzlichen Zahl von Patrimonial-Herrschaften einem Gewässer, dessen vielfache Inseln, Klippen und Sandbänke das Fahrwasser verengern und gefährliche Brandung hervorrufen.

Erdlen Gefahren gegenüber wurde die Rechtspflege in der Mark dennoch aufrecht erhalten durch die kräftige Hand der Fürsten. Trotz eines nicht seltenen Wechsels der regierenden Häuser ist es in der Mark niemals dahin gekommen, daß die eigenen Beamten des Landesherren ihm die schlimmsten Segner wurden. Eine stete und nachdrückliche Controle der Bögte ward namentlich in Betreff des Gerichtswesens ausübt; sie verbinde, was im Weiche so verderblich war, daß die Gerichtsbarkeit in der Hand dieser Beamten wiederum zu einem eigenen Rechte erstarrte und den Keim zu neuen Kleinherrenschäften hergab. Und vielfaches Umherreifen von einem Landestheil zum andern suchten die Markgrafen persönliche Anschauung von dem Zustande der Vogteien zu gewinnen; als der Umfang des Landes wuchs, wurden die angesehenen Männer als Landeshauptleute und Ausübung der Oberaufsicht betraut. Persönlich finden wir ferner die Landesherren bemüht, den Gewaltthaten des Fehderechts zu steuern, theils durch energisches Eingreifen, davon die Burgen der Luibow zu erzählen wissen, theils namentlich durch Beförderung gütlichen Ausgleichs. Das Vertrauen, welches den Landesherren die schieberrichterliche Entscheidung über Streitigkeiten der Landeseinwohner häufig übertrag, wußten die Gelehrten der Mark Brandenburg durch gewissenhafte Ausübung zu einem Rechte zu steigern. Insbesondere waren es die Hohenstern, die dieser schieberrichterlichen Thätigkeit eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zuwandten. Seit dem sie im Lande sind, wuchs die Zahl der Urkunden über Schiedsprüche, die der Landesherren gethan, ganz außerordentlich. Von 81 Sprüchen dieser Art, die uns urkundlich erhalten sind, fallen 65 in die Zeit nach dem Regierungsantritt dieses Hauses. Auch diese Thatfache läßt erkennen, mit welcher Umsicht das neue Herrscher Geschlecht seinen Beruf in der Mark zu erfüllen bemüht war.

Nach ein anderer Zug tritt auf den Fürsten dieses Hauses bei Handhabung der Rechtspflege klar zu Tage: sie übten die Rechtlichkeit ohne Unterschied der Person. Der flammende Zorn, der der großen König bei dem Wagniß ergreifen konnte, daß Einer seiner mächtigen und reichen Grundherren seine Stellung zu Betrüchung und Rechtekränkung der kleinen Leute mißbrauche, — man denke an sein Auftreten im Müller-Knochen Process — ist ein herrliches Erbtheil dieser brandenburgischen Regenten. Man besam in der Mark vor dem Kurfürsten Recht auch gegen des Kurfürsten Mannen. Wenn ein Hohenstern der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts seinen Erben öffentlich verkündet: Seine Gnade wolle die Strafe ausüben

die Mannen belieben und geschoben lassen, und sei seine sonderliche Meinung, daß solch Straßenräuber von Niemanden gehaßt oder gehet oder furchtgehorcht werde; denn welche des ehrenden würden, will Seine Gnade die Strafe lassen geschehen. — Es waren das nicht bloß klingende Worte. Joachim I. hat, noch ein halber Knabe, den abligen Freund, dem er am liebsten verzeihen unweigerlich hinrichten lassen, als er des Straßenraubes überführt war. Derselbe Joachim nahm ohne Rücksicht darauf, daß die Städte der beste Rückhalt des Landesherrn gegenüber dem aufstehenden Adel sein mußten, 1504 dem Rathe von Frankfurt a. D. die Halsgerichtsbarkeit, weil die Stadt sich derselben einmal in ziemlich tumultuarischer Weise bedient hatte, um sich eines gefährlichen Landfriedensbrechers zu entledigen. So erkrankt war die landesherrliche Macht und das Rechtsebewußtsein im Lande, daß auch der hauptsächliche formelle Greß, dessen die Stadt sich schuldig gemacht hatte, die strengste Wahrung zur Aufrechterhaltung eines geordneten Justizverfahrens nach sich ziehen konnte. Gegen diesen Joachim war es, der dem aus Mittern und Rechtsgelehrten zusammengefügten Gerichtshof des Kurfürsten, unter dem bereits früher mehrfach vorgekommenen Namen des Kammergerichts, in Berlin eine bleibende Stätte begründete. Ist derselbe Gerichtshof, auf welchen sich, dem großen König gegenüber, der geringe Mann furchtlos berufen konnte; derselbe Gerichtshof, dem das gekügelte Wort seine Entstehung verdankt:

Il y a des juges à Berlin!

P. D. Fischer.

Adalbert von Chamisso.

Wenn irgend ein Dichter der neueren Zeit auf diesen Namen einen Anspruch erlangt hat, so ist es Adalbert von Chamisso; man kann sagen, daß seine Popularität mit jedem Jahre wächst und noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Ein Beweis für die Selbstbeliebtheit ist eine neue Ausgabe seiner Werke, welche in ein Stück der deutschen Nationalalliteratur so eben im Verlag des Bibliographischen Instituts erschienen ist¹⁾. (Chamisso hat die Popularität nicht bloß seinen poetischen Talenten zu verdanken, sondern zum großen Theil auch dem trefflichen Sinn, in seine Dichtungen durchdringt. Überall tritt und die heiligste Liebe zur Wahrheit und zum Guten, überall der entschiedenste Haß gegen das Schlechte, namentlich gegen die Heuchelei entgegen. Die sein Sittlichkeitsgefühl in so hohem Grade empört, daß er ihr gegenüber oft der Milde vergißt, die ihn sonst besetzt. Bei ihm stehen hat in seinem gastlichen häuslichen Kreise, der dem jungen aufstrebenden Talente geöffnet war, wie er mit warmer Milde und edler wahrer Humanität ermunterte und tröstete, auf wen aus seinen großen klaren Augen ein Strahl der leuchtenden Liebe fiel, der fühlte sich wunderbar von der Menschheit und dem Adel seines Meines ergreifen, der war ihm immer ergeben und nahm von ihm und aus diesen Stunden ein Haube des Dichters eine Reihe für sein ganzes Leben mit. Oder war ihm auf den Straßen Berlins zu wandern sah, er fühlte fräufige, hebe, noch im Alter aufrecht einerschreitende behalt mit dem ausdauernden Haupte, von dem die langen Adern herabwallten, in der Hand den gewaltigen Knotenstock, der den Finken einbergeben sah, mitten in der Zahl der ge-

pigten Vorkämpfer des Tages, wie einen Weisen aus dem fernen Morgenlande, und wer dann dieselbe Geradsicht und Ursprünglichkeit in seinen Dichtungen wiederfand, der mußte bekennen, daß in diesem Menschen und in diesem Dichter die äußere Erscheinung mit dem innersten Wesen auf das Herlichste barmherzig, also daß in Chamisso von einer der edelsten Menschen und der wahrsten Dichtertypen aller Zeiten und Völker entgegentritt.

Dabei muß es als ein besonderer Umstand hervorgehoben werden, der ihn vor andern dichterischen Zeitgenossen auszeichnet und vielleicht nicht wenig dazu beitrug, das Interesse, welches seine Dichtungen der Nation einflößten, zu erhöhen, daß er ein geborner Franzose war und zugleich ein ganzer Deutscher geworden ist; er hatte das Wesen der beiden Nationen zur vollkändigsten Einheit in sich verschmolzen, von beiden aber nur die guten und schönen Seiten bewahrt, von der französischen den lebendigen Sinn für die formelle Schönheit, den sicheren Geschmack, den klaren Blick, von der deutschen die tiefe Gemüthlichkeit, die unermüdlige Auebauer, den philosophischen Tiefinn. Diese Doppelseitigkeit tritt auch in seinen Dichtungen hervor, nicht zwar in den früheren Versuchen, in denen er noch mit der Sprache zu kämpfen hatte — auch dichtete er damals noch mit Verliebe in französische Sprache, — noch in den nachfolgenden, in welchen er in der romantischen Richtung befangen war, dagegen aber entliehen in denen, welche er nach der Rückkehr von seiner Weltreise verfasste. Denn diese erschienen als eine eigenthümliche Mischung von Umland und Völkerver, zweien Dichtern, die ihm offenbar, bewußt oder unbewußt, Vorbilder waren. Seine lyrischen Gedichte sind von einer großen Tiefe und Zartheit der Empfindung; eine Gesinnung und gesunde Lebensansicht, sowie eine einfache, aber immer schöne Form verleihen ihnen einen stets frischen Reiz. Seine epischen Dichtungen zeichnen sich vorzüglich dadurch aus, daß er sich stets bestrichte, die Charaktere und Seelenzustände herbertreten zu lassen, ohne sich in physische Malerei zu verlieren. In der Wahl seiner Stoffe ist er stets glücklich; sie sind alle bedeutend und ergreifend. In der Entwicklung derselben bewahrt er mit wenigen Ausnahmen eine gemäßigte Haltung, welche durch die klare, ruhige und feste Form noch gehoben wird. Der „Peter Schlemihl“ kann mit Recht als das Muster eines tiefgedachten und bei aller Einfachheit und Klarheit der Darstellung auch formell durchaus gelungenen Märchens bezeichnet werden, dessen Interesse noch bedeutend durch die Beziehungen auf die Person des Dichters erhöht wird, denn Schlemihl ist Chamisso selber.

Auch haben wir schon auf die Verdienste hingewiesen, welche er sich um die Pflege der deutschen Literatur erworben hat. Es darf nicht vergessen werden, daß Chamisso acht Jahre lang Herausgeber des deutschen Wulenalmannachs gewesen ist, einer Sammlung des Wesen, was im Laufe des Jahres aus dem Gebiete der Poesie erhand. Unter dem Banner dieses Almanachs traten Jüngere und Ältere zusammen, und mancher Name, der jetzt hochgeachtet ist, trat erst bescheiden aus den Spalten dieses Almanachs in die Welt. Daneben war Chamisso allezeit ein treuer Rathgeber, der jungen Poesen als getreuer Rath zur Seite stand; er ward nicht müde, den jungen aufwachsenden Dichtern mit Rath und That zu helfen. Als solche junge Dichter, die von ihm in die Literatur eingeführt wurden, nennen wir hier nur H. Wadernagel, Simrock, Rugler, Prutz und vor allen Freiligrath, der sich seine literarischen Sporen ebenfalls in Chamisso's Wulenalmannach verdient hat.

Es kann nicht unsere Absicht sein, näher auf die einzelnen Dichtungen Chamisso's einzugehen, noch weniger einige unter

¹⁾ Chamisso's Werke. Herausgegeben von Heinrich Karp. — Bibliographisches Institut. 1860.

denselben besonders hervorheben zu wollen; sie sind zu bekannt und allgemein beliebt, und es bedarf wahrlich nicht erst unserer Empfehlung, um dem Dichter weitere Anerkennung zu verschaffen; dafür sorgt am besten die neue Ausgabe seiner Werke selber. Wir konnten dieselbe aber unmöglich ankündigen, ohne dem Gefühl der Verehrung, welches uns allezeit für den edlen Menschen und den genialen Dichter befehl hat, zugleich einen schwachen Ausdruck zu geben.

Dr. 3.

England.

Die britischen Küstenbefestigungen.

Als der Krieg von 1866 die schnellen Entscheidungen, welche moderne Schlachten und Feldzüge zu bringen im Stande sind, in panischer Weise auch den Briten illustriert hatte, begann eine Umwandlung der öffentlichen Meinung Englands in Bezug auf militärische Dinge, wie sie selbst der Krimkrieg nicht hervorbringen im Stande war und welche noch gegenwärtig in voller Wirksamkeit ist, so daß sie eine gründliche „Reorganisation“ auch dort schaffen wird. Schon der italienische Krieg von 1859 hatte eine „Panik“ erzeugt und eine Royal-Commission, d. h. eine, deren Mitglieder durch die Königin in einer besonderen Ordre für diesen Zweck ernannt waren, hatte den Auftrag erhalten, den Zustand der britischen Küstenbefestigungen zu untersuchen und darüber Vorschläge zu machen, wie sie zu ändern oder zu verstärken wären. Der Bericht dieser Commission erschien 1860 als „Blaubuch“ und empfahl die Ausführung von Werken, die zum Theil bereits angefangen waren, die zum Aufwande von 10,350,000 Pfd. St. Auf neu anzulegende Fortifikationen kamen davon 8,890,000 Pfd. St. Das Parlament bewilligte in demselben Jahre 4,960,000 Pfd. St. für neue und 1,220,000 Pfd. St. für die Fortsetzung begonnener Befestigungen. 1862 wurde diese Summe für neue Anlagen auf 6,190,000 und 1865 auf 6,325,000 Pfd. St. erhöht. 1867 und 1868 wurden von der Regierung noch weitere Forderungen gemacht, und die deshalb erfolgende Debatte bestimmte den damaligen Kriegsminister (vorher war er First Lord of the Admiralty) Sir John Pakington, eine neue Commission von Ingenieur-Offizieren zu ernennen, um die ganze Frage, welche durch die Erfindung des Capitän Moncrieff in eine neue Richtung gebrängt war, nochmals zu prüfen.

Moncrieff, Capitän in der großbritannischen Artillerie, war es Anfangs des vorigen Jahres, nachdem er sich jahrelang mit seiner glänzenden Erfindung beschäftigt hatte, endlich gelungen, die Regierung zu ausführlichen und entscheidenden Versuchen damit zu bewegen, welche 1867 und 1868 in Scholburnnes stattfanden. Bekanntlich besteht M's geniale Konstruktion darin, daß die Kanone auf der Kasse die Art beweglich ist, daß nur im Moment des Abfeuerns Rohr und Mündung über dem Festungswall (oder „über Bank“) erscheint, durch den Rückstoß des abgefeuerten Geschüßes aber eine Vorrichtung in Bewegung gesetzt wird, welche dasselbe sogleich wieder hinter seiner Schutzwehr versinken läßt. Die Wirkung des Geschüßes wird vor dem Abfeuern nicht durch direkte Richtung auf das Ziel, sondern mittelst eines Hohlspiegels bewirkt, so daß die eigentliche Einstellung des Rohres im Moment des Feuerns erfolgt. Dieser wichtige Vortheil gestattete Moncrieff, statt hinter

einer überirdischen Verschönerung oder Sagematte, sein Geschütz in einer einfachen, ausgemauerten Grube aufzustellen. Der Erdboden selbst dient ihm dabei als Brüstung, und bei der Kleinheit des Objektes, das eine einzelne Grube bildet, ist es namentlich für veranlagende Schiffe kaum möglich, Geschosse in die Grube und auf die Kanone wie die Belagerung durch Battersalfeuer zu werfen; auch würde die Wirkung solcher Strandgeschütze kaum den Schiffen gestatten, nahe genug zu kommen um mit Mörsern zu operieren. Eine Beschichtung Moncrieff'scher Geschützgruben und Kanonen durch Horizontalsalvatur ist aber wegen der unterirdischen Lage und ihres nur kurzen Erscheinens über der Erde während der Entladung so gut wie nutzlos. Da Moncrieff'sche Kassetten für die schwersten Geschütze konstruirt und einzelne Gruben in großer Anzahl und auf weiten Flächen von einander getrennt oder batterieweise auf fast jedem Boden angelegt werden können, so mußte sich dies System natürlich ganz besonders für Küstenbefestigungen eignen. Der vor drei Monaten erschienene Bericht der letzten Ingenieur-Commission an das Parlament spricht sich nicht direkt über die Zweckmäßigkeit der früheren Systeme, nach denen die meisten vollendeten oder noch in Konstruktion begriffenen Hafen- und Meerbefestigungen angelegt sind, aus, gesteht jedoch ein, daß es noch Lücken in der Verteidigungs- und Widerstandsfähigkeit derselben giebt, die sofort ausgefüllt werden müßten, und da, wie der Bericht meint, ein gelandeter oder die Landung verlockender Feind kein richtiges Augenmerk auf die Einnahme von Vorden setzen würde, so handelte es sich vorzugsweise um die Sicherstellung der Mündungen der Theme und des Medway.

In Bezug auf die Thematik ist denn auch Moncrieff offiziell von der Commission über seine Ansicht befragt worden. Seine vorsichtig gehaltenen Antworten können nicht verdecken, daß er mit der halben Art, in welcher man sein System bei diesen Befestigungen zur Anwendung gebracht hat, unzufrieden ist. Das Prinzip seines Systems, meint er, ist dabei aufgegeben. Die Bastartmischung verschiedener Systeme hält er aber für ungewöhnlich. Zugleich erzieht er sich, nach seiner Empfehlung Anlagen zu machen, die durchschnittlich für jedes Geschütz nicht mehr als 840 Pfd. St. kosten. Nach dem Commissionenbericht sind für die Ausführung der auf dem Prinzip der beschriebenen Thematik im Jahre 1860 festgestellten Pläne bereits 6 Mill. Pfd. St. verausgabt, und um dieselbe zu vollenden, bedarf es fast der ursprünglich geforderten Summen von 8 Mill. Außerdem die besten englischen Zeitschriften diesen unbefriedigten Stand der Angelegenheit markiren, heben sie andererseits die günstigen Seiten des Berichtes hervor. Die Pall Mall Gazette will darauf hin, daß der Zustand der unter Leitung der Plazingenieur stehen vollendeten oder im Bau begriffenen Werke als ein vorzüglicher befunden ist, und daß sich die durch Soldaten ausgeführten Arbeiten durch Billigkeit und Eifer von denen auszeichnen, die durch Civilunternehmer geliefert sind. Die Saturday Review meint, daß Portsmouth und Plymouth so gut wie völlig fertig gegen eine feindliche Flotte sind, was besser wäre, als wenn es nöthig sei, eine solche auf der See zu schlagen. Indem sie die schnelle und vollkommene Ausführung der übrigen von der Commission empfohlenen Arbeiten verlangt, weist sie darauf hin, daß eine gestärkte heimische Flotte ein Hinderniß für die britische Flotte frei und für weitere Operationen verwendbar mache. Sie verlangt außerdem eine weitere Schmach für Moncrieff, sein System an der Thematik zur Anwendung zu bringen.

Einen interessanten Vergleich zu den Moncrieff'schen

Werken werden jedenfalls die norddeutschen Küstenbefestigungen auf der Nordsee bilden, mit deren Armirung in nächster Zeit vorgegangen werden soll. Da sich die durch Hartguss erzeugten Gräulichen Eisenplatten bei den in diesem Frühjahr in Tezels stattgehabten Schießversuchen außerordentlich bewährt haben, so wird wahrscheinlich hier, statt des unterirdischen Montcrieff'schen, ein oberirdisches Plattenwerk, welches Stände für einzelne schwere Geschütze liefert, zur Anwendung kommen. Die Gräulichen gegossenen Panzer werden nicht durch Rieten oder Bolzen ineinander befestigt, sondern durch ineinandergreifende Vorsprünge und Einschnitte, welche als Theile der Platte gegossen sind, so daß eine Aufstellung in einfacher Weise durch Zusammensetzen geschieht. Die alten Forts in Plymouth und Portsmouth haben ihre Erd- und Mauerwerke an den exponirten Stellen durch Eisenpanzer aus gewalzten Platten in mehreren Lagen verstärkt, welche stellenweise 15–20 Zoll dick sind, jedoch durch Eisenriete verbunden und theilweise mit Holz untertütet sind. Die britische Kommission sagt darum, daß „man großes Geschick gezeigt hat, die ursprünglichen Pläne den veränderten Zeitumständen anzupassen; daß die Einrichtungen für den Geschützdienst gut sind und daß die Widerstandskraft mit dem Wachsthum der Angriffskraft der Geschütze Schritt gehalten hat“.

Die größte Sicherheit der britischen Küstenbefestigungen liegt, wie wir glauben, weniger in deren Unangreifbarkeit, als in der Inferiorität der französischen und amerikanischen schweren Artillerie; die Regierungen beider Staaten sind nach den letzten offiziellen Rundgebungen darüber (besonders ist der vor wenigen Wochen publicirte Bericht eines amerikanischen Comité von Artillerie-Offizieren wichtig) zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie dem englischen schweren Geschütz gegenüber weit zurückgeblieben sind. Die Briten sind ihnen in Bezug auf Construction der Läufe und Geschosse, wie der Wirkung des „erismatischen“ Pulvers weit überlegen.

Englische Militair-Topographie.

Die Leistungen der englischen Militair-Topographen haben sich auf der Pariser Ausstellung von 1867 einer solchen Anerkennung zu erfreuen gehabt, daß der Bericht der französischen Militair-Kommission an den Marschall Niel (p. 265 des Rapport) sagt: „Il est à peine nécessaire de faire ressortir l'importance de l'oeuvre poursuivie par l'Ordinance Survey, oeuvre sans précédent, et qui devrait servir de modèle à toutes les nations civilisées.“ Für Franzosen jedenfalls ein sehr selbstloses Urtheil. Der letzte offizielle Bericht: „On the Ordnance Survey and Topographical Depot“, an dessen Spitze sich der Ingenieur-Oberst Henry James befindet, — als Blaubuch füglich veröffentlicht — sagt mit britischem Stolz, daß die preussische Regierung den Rath der hanzösischen Kommission zu befolgen geneigt scheint, da der Oberst Zimmermann vom großen Generalstabe im September 1865 auf Befehl seines Königs nach Southampton gekommen sei (wo sich das Depot befindet), um sich mit der Organisation und den Methoden der englischen Landaufnahme bekannt zu machen, daß er sowohl alle Sammlungen als auch die im Freien arbeitenden Vermessungs-Kommandos besucht und Proben der Karten, Pläne und Publikation mitgenommen habe, um im Sommer 1869 nach diesen Mustern eine Aufnahme in der Umgegend von Berlin zu machen. Oberst J., heisst es, habe ver-

sprochen, seine Arbeit nach Southampton zu bringen, um sie dort mit den Arbeiten der englischen Ingenieure zu vergleichen.

Die Photozinkographie für Vervielfältigung der topographischen Aufnahmen, welche die Engländer in großem Maßstabe anwenden, wird von ihnen jetzt auch in Indien und andern außereuropäischen Ländern in reichlichem Gebrauch gezogen. So ist eine photozinkographirte Karte in fünf Blättern (à 1 Schilling das Blatt) von Abyssinien erschienen. Nicht blos Pläne, sondern auch Landschaften werden so von den Militair-Ingenieuren vervielfacht, und das Vermessungs-Departement hat durch den Verkauf solcher Photographien von Jerusalem, wie der erwähnte Bericht anzeigt, 462 Pfd. Sterl. 5 Schilling 7 Pence reinen Gewinn erzielt. Durch den Verkauf von Facsimiles des originalen Domesday Book hat dasselbe Departement bis jetzt bereits 627 Pfd. Sterling für die Staatskasse netto erhalten. Die Kosten für die großbritannische Landvermessung betragen im Budget für 1867–68 88,345 Pfd. St., für 1868–69 118,600 Pfd. St. Es sind dabei in England, Schottland und Irland je 4 Compagnien Ingenieure, im Ganzen 12, mit 358 Köpfen an Unteroffizieren und Mannschaften beschäftigt, außerdem ein Direktor (Oberst), 2 Obersten, 5 Hauptleute, 9 zweite Capitaine, 2 Lieutenants und 1 Quartiermeister. Nebenbei wird eine Hilfsmannschaft von 800 (1868–69) resp. 900 (1869–70) Civil-Assistenten und 450–490 Civil-Handarbeiter verwandt. Von den 58,000 Quadratmeilen von England sind bis zum 31. December 1868 17,103 Quadratmeilen aufgenommen, außerdem Specialpläne mehrerer großer Städte hergestellt, so z. B. eine Karte von London im Maßstab von 5 Fuß auf 1 Meile in 819 Blättern, die auch im Buchhandel zu haben ist. Von den 30,000 Miles, Schottlands sind 19,499 und von den 32,813 Quadrat-Meilen Irlands 8,168 (speziell, der Rest bereits in den Umrissen, bisher aufgenommen. Die Aufnahme geschieht im Maßstabe von $\frac{1}{250,000}$.

Frankreich.

Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa.*)

Die Namen Henri Martin**) und Gottfried Kinkel haben in der literarischen Welt einen solchen Klang, daß ein Buch, welches nicht etwa bloß die deutsche Uebersetzung eines französischen Originals, sondern als ein gemeinsames Werk beider Männer anzusehen ist, die ganze Lesermwelt in Deutschland wie in Frankreich interessiert.

Wenn ein Autor von der Notabilität Kinkel's sich zum Uebersetzen eines Werkes aus fremder Feder herbeiläßt, so spricht dies nicht allein für die Bedeutung des Inhalts, sondern es beweist, daß dieser Inhalt einen Gegenstand behandelt, der selbst des Uebersetzers eigenes Interesse in lebhaftester Weise erregt — und Weides ist hier der Fall. Gottfried Kinkel bietet uns eine Uebersetzung von Henri Martin's *La Russie et l'Europe*.

Wir wollen uns vorläufig nur mit der Vorrede des Ueber-

*) Rußland und Europa, von Henri Martin. Uebersetzt und eingeleitet von Gottfried Kinkel. Hannover, Hümpler, 1869.

**) Das Institut de France hat kürzlich, auf den Bericht des Herrn Mignet, dem Herrn Henri Martin, für seine *Histoire de France*, den zweijährigen großen Preis von 20,000 Francs zuerkannt. D. R.

fehlers zu dem Werke beschäftigen und eine Besprechung des Buches später folgen lassen.

Diese Vorrede ist für den deutschen Leser eben so interessant als das Buch selbst, denn es tritt uns in derselben der warme Verfechter alles politischen und moralischen Rechtes entgegen. Dabei ist eine Vermittelung des klaren Verständnisses der französischen Anschauungen versucht, welche uns für den Leser sehr werthvoll erscheint. Was aber besonders das Interesse der Gebildeten erwecken muß, ist die klare Beurtheilung der politischen Zeitströmung und die leidenschaftslose Kritik der obwaltenden sozialen Verhältnisse.

Gottfried Kinkel hält an der Idee der Wiedergeburt Polens fest und betrachtet diese als ein Heil für Europa. Er sagt: „Wenn gegen Preußen und seine norddeutschen Allirten man in Paris ein Bündniß mit Italien, Oesterreich, vielleicht auch mit den Scandinavien ausbrüten sollte, um die Resultate von 1863 und theilweis auch die von 1866 wieder umzusetzen, welchen Allirten hätten wir dann außer Rußland? Wehe uns aber erst recht, wenn wir diesen Allirten hätten! Rußland ist uns als Bundesgenosse viel gefährlicher, denn als Feind. Ihm ist ein hartes Deutschland noch viel unerträglicher, als den Franzosen. Statt also uns in der Kriegsführung kraftvoll zu unterstützen, wird es, während der Westen beschäftigt ist, seinen Stolz auf Stochobol oder wahrlichinlicher auf Konstantinopel richten, und dann seine Beute sich sichern, indem es uns beim Friedensschlusse aufzerrt. Aber wäre zwischen uns und ihm auch eine erbliche Allianz denkbar, sie garantirt uns den Sieg nicht. Denn Frankreich und Italien würden im Fortgang des Kriegs durch eine Vindicta im Schwarzen Meer den Zügel an die polnische Rinde legen, und ein mit fremden Waffen und fremdem Geld unterstützter Aufstand in Polen würde Rußland vollständig paralysiren. So steht seit 1863 die Sache: Polen ist bei einem europäischen Krieg nicht mehr aus der Rechnung zu lassen, und wir müssen entweder mit ihm gegen Rußland vor, oder Polen bricht gegen uns unter Frankreichs Schutze los.“

An einer andern Stelle bespricht Kinkel den russischen Krieg gegen den Germanismus und schließt mit einer Mahnung an die deutsche Nation. Wir werden auf das Buch zurückkommen.

—ru—

R u s s l a n d.

Ein Stück russischer Staats- und Kultur-Geschichte im neunzehnten Jahrhundert.

II.

Der Aufenthalt in Sibirien.

In Ketten wurden die „Verbrecher“ in einzelnen kleinen Abtheilungen auf einem 944 Meilen langen Wege ihren verschiedenen Bestimmungsorten in Sibirien näher gebracht. Die Beschreibung dieser Reise wird für Jeden, der etwas Ähnliches noch nicht gelesen hat, von dem größten Interesse sein. Der Verf. kam dann zunächst nach Tschita, um dort eine vierjährige Kerkerhaft abzuhängen und dann erst sich in dem rauhen Vande ansiedeln zu dürfen. Jenes kleine Dorf liegt an der großen Straße zwischen dem Baikalsee und Nerchinsk; von rauhem, aber gesundem Klima, hat es einen mongolischen Menschenschlag, die Burjaten, zu Bewohnern, welche sich unter Dschingis-Chans Eroberungszügen dort angesiedelt haben. Der Verf.

mußte zunächst, nebst einer größeren Anzahl anderer Semtheller, den Kerker, der sie dann aufnehmen sollte, bauen helfen — eine harte Aufgabe, welche insofern durch die Humanität einzelner Beamter vielfach gemildert worden ist. Ueberhaupt war die landläufige Meinung, welche bei uns über den grausamen Charakter russischer Gefängniß-Beamtet verbreitet ist, durch den Verf. nicht gerade bestätigt; eine rohe Behandlung von Seiten seiner Aufseher u. s. w. scheint mehr zu den Ausnahmen geben zu haben, und durch Vergleiche mit analogen Schicksalen, welche deutsche politische Verbrecher erfahren haben, würde man zu Resultaten kommen, die für uns nicht gerade schmeicheltich wären.

Noch weit mehr zur Erleichterung und zum Trost der unglücklichen trug es bei, daß die Frauen einer Anzahl unter ihnen in ehelicher Autorisation ihren Gatten in die Verbannung folgten, um ihnen ihr barmherziges Schicksal etwas zu erleichtern. Es ist dies ein fast beispielloser Akt der Selbstentäußerung; denn der bedenkliche Entschluß wurde ihnen in jeder Weise erschwert. „Zu Gouvernementschefs hatten den Befehl erhalten, alle Mittel anzuwenden, um die Frauen der Staatsverbrecher, welche ihren Männern nachzufolgen wünschten, von diesem Entschlusse abzuhalten.“ Die Fürstin Trukewskaja z. B. mußte zuerst ehe sie die Erlaubniß erhielt, nach Tschita reisen zu dürfen, allen ihren Adels- und Eigenthumsrechten entsagen, mußte sich bereit erklären, mit den wöchentlich abzufertigenden Zwangsarbeitern, mit Stricken gebunden, die Meile zu machen u. s. w. Als sie sich zu allem dem bereit erklärt hatte, wurden ihr dann, freilich durch die Humanität der Beamten, auf der Reise die möglichsten Bequemlichkeiten und Erleichterungen gestattet, aber in Tschita angekommen, war der Befehl der Fürstin mit ihrem Gemahl doch nur ein äußerlich beherrschter. Es folgten dann allmählich noch eine Anzahl anderer Frauen, darunter auch die Gemahlin des Verf.; aber ein vollständiger Verzicht auf alle Vorrechte des Adels und des Vermögens ward von ihnen Allen gefordert und zwar auf Lebenszeit. Neuester anregend und belebend ist nun die Schilderung des Lebens in dem neu erbauten Gefängnisse. Wissenschaften und Künste wurden in den Aufseherstuden getrieben; es war eine Vereinigung edler und strebsamer Menschen, welche das Gefängniß ebenso schmückte, als die Gesellschaft von Tausenden das Leben in der Freiheit verdundelt.

Im Jahre 1850 wurden diese Gefangenen nach dem eigens für sie gebauten Gefängniß von Petrowsk gebracht, wobei sie auf einem Wege von 100 Meilen in 48 Tagen gelangten. Grade auf diesem Transport hat der Verfasser sehr interessante Beobachtungen über die Burjaten gemacht; sie sind zum größten Theil Schamanen, führen ein Nomadenleben und erkennen sich einer Unreinlichkeit, die nach des Verfassers Meinung einer Steigerung nicht mehr fähig ist. Eine Beschreibung der Ufer des Baikalsees und der Selenga ist geographisch und kulturgeschichtlich äußerst merkwürdig. In dem Vande nämlich südlich vom Baikalsee leben in schöner Gegend, drei Tagesmärsche von der Hauptstraße entfernt, auf einer Strecke von 50 Werst, die sogenannten Semelstige. Heute deren Vorfahren unter der Regierung der Kaiserin Anna 1733 und unter Katharina II. im Jahre 1767 größtentheils wegen Sektirerei aus Dorogobol und Gornel nach Sibirien verbannt worden waren. Man hatte ihnen gestattet, ihr Hab und Gut zu verkaufen und mit ihren Weibern und Kindern in die Verbannung überzuführen. Als sie über den Baikalsee gegangen waren, — führte sie der Regierungskommissar in einen Urwald und erlaubte ihnen, sich einen beliebigen Wohnort auszuwählen. Von Zahlungen der Verban-

gaben waren sie vier Jahre lang befreit. Wie groß war die Verwunderung des Beamten, als er sie nach Jahresfrist aufsuchte und ein schon angebautes Dorf, Gemüsegärten und Gelder an einem Orte sah, wo noch vor Jahresfrist ein dicker Wald Alles bedeckt hatte! Dies Wunder war durch die Arbeitsamkeit der Leute und durch das Geld bewirkt worden, welches sie mitgebracht hatten. Da sie in der Heimat alle Habe verkauft hatten, waren sie mit reichlicher Baarschaft angekommen: sobald ihre Ankunft bekannt wurde, strömten aus den umliegenden Bergwerken geschickte Handwerker zu ihnen, und die Arbeit ging rasch von Statten. — Die weitere Schilderung der häuslichen Verhältnisse jener Gemeinthe welche einen äußerst behaglichen Eindruck machen, sei dem besonderen Interesse des Lesers empfohlen; für die Leserinnen sei auch noch das Curiosum erwähnt, daß schon damals der berühmte „Seelenwärmer“ (auch von ihnen so genannt) zu den unentbehrlichen Garderobenstücken der weiblichen Bewohner jener Gegend gehört und also aller Wahrscheinlichkeit nach eine transbaikalische Erfindung ist.

Sene äußerst merkwürdigen Thatfachen, verbunden mit den reichen Erfahrungen über Ansiedelungen, welche in der neuen Welt gemacht worden sind, sollen der russischen Regierung ein Fingerzeig sein, was sie anfangen hätte, um die sehr beträchtlichen Reichthümer, welche der Boden Sibiriens birgt, zu heben. Gelegentlich der drückenden Hungersnoth in den baltischen Provinzen im vorigen Jahre, war davon die Rede, daß man den Verwobnern derselben, und besonders auch den Finnen, Gelegenheit zur Ansiedelung am Ural verschaffen wolle; aber wir haben nicht gehört, daß dies so empfehlenswerthe Project zur Ausführung gekommen sei. — Ueber den Reichthum Sibiriens bemerkt der Verfasser noch an einer anderen Stelle: „Überall, wo das Klima in Sibirien es gestattet, werden Ackerbau und Viehzucht getrieben. . . Schon zur Regierungsgeschicht Katharina's II. nannte man Sibirien — mit Beziehung auf den Reichthum an edlen Metallen — den goldenen Boden. Obgleich Sibirien's Gebirge und Flußbetten im der That reichhaltige Goldlager bergen, so besteht der Hauptreichthum dieses Landes doch in der Fruchtbarkeit seines Bodens. Viele Orte in den Gouvernements Tomsk, Jenissei und Irkutsk geben Korn- und Getreide-Erträge bis zum vierzigsten Theile; der Düngung bedürfen sie ebenso wenig wie die Ebenen der Ukraine. Wichtige Ströme erleichtern die Handelsverbindung, u. s. w.“ Kurz es ist keine Frage, daß Süd-Sibirien, wie wenig Länder, eine Zukunft haben kann, wenn die russische Regierung die Mittel findet, jene noch ungehobenen Schätze zu verwerthen.

In den meisten Gegenden Sibiriens, namentlich in West-Sibirien, hat sich durch Vermischung verschiedener Stämme schon eine neue spezifisch sibirische Bevölkerung gebildet. Die Regierung giebt sich alle Mühe zur Ansiedelung der Vertriebenen und verwendet große Summen auf Errichtung von Kolonien. Die Unredlichkeit und Unfähigkeit der Beamten hat aber verschuldet, daß ein großer Theil der Kolonisten wieder eingegangen oder von den gequälten und mißhandelten Bewohnern verlassen worden ist. Die Namen der einzelnen reidlichen höheren Beamten und deren Einrichtungen stehen noch heute in geeignetem Andenken, ein Beweis, daß ihnen nicht allzu viele gewesen sind.“ Ueber die Raublust, Unredlichkeit und Corruption der höheren und niederen Beamten sieht überhaupt an den verschiedensten Stellen vom Verfasser seltene und einige interessante Thatfachen als Beleg angeführt.

Im Jahre 1832 erhielt der Verfasser die Erlaubniß, sich in Kurpan anzusiedeln, einem Ort von 2000 Einw. an Lohol,

bekannt durch Kogebue, der dort ebenfalls als russischer Verbannter ein Jahr zubringen mußte, einen Aufenthalt, den er in seinem bekannten Buche: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ beschreibt. Dort wurde der Verfasser Grundbesitzer und Landwirth und lebte im Ganzen zufrieden, nur durch Krankheit vielfach gequält, bis ein Besuch des Thronfolgers in Kurpan die Veranlassung zu seiner Begnadigung wurde. Aber „der Weg aus Sibirien nach Rußland führt über den Kaufkas“, d. h. der Verfasser sowohl, als auch noch Andere seiner Genossen, mußten erst eine Zeitlang als Gemeine in dem abgesonderten kaukasischen Corps dienen, bis ihnen die Rückkehr, in ihre Heimat gestattet wurde; dies geschah am 10. Januar 1839.

Bei seinem Scheiden aus Sibirien hatte er seine Gefühle und des Landes Zustand in folgenden treffenden Worten charakterisirt: „Aus dem Lande der Verbannten scheidend, gedachte ich meiner Kameraden, die zurückgeblieben waren; mein Segen ruht auf ihnen, wie auch auf diesem Lande, welches mit der Zeit aufzuheben wird, ein Mittel des Schreckens und der Strafe zu sein, weil es alle Aussicht hat, wenigstens zum großen Theil ein Land, des Wohlstandes zu werden. Vielleicht hat die Vorsehung viele meiner Unglücksgefährten und die vaterlandlosen Polen dazu ausersehen, die Begründer einer besseren Zukunft Sibiriens zu werden. Als Wanderer einer künftigen Zukunft dieses Himmelsstrichs dienen jetzt schon drei Umhände: Dieses Land hat keine privilegierten Stände, sehr wenig Beamte, und ein Volk das sich selbst zu regieren versteht.“ —

Schon diese letzten Worte charakterisiren genugsam die edle Erkenntnis und den scharfen Blick des Verfassers, der unsere Theilnahme in hohem Grade in Anspruch nimmt, so wie ohne Zweifel aller Derer, welche sein Buch durchlesen werden. Es wird mir gelungen sein zu beweisen, welch ein wichtiges Symptom für russische Zustände jener Fabrikantenaufricht ist.

Vielleicht verziehe ich mir den Dank einiger Leser, wenn ich sie zum Schluß noch auf zwei wenig beachtete Gedichte Chamisso's aufmerksam mache, welche sich auf die Fabrikanten beziehen. Sie sind beide betitelt: „Die Verbannten“, das eine ist eine Uebersetzung eines Gedichtes von Rilceff, einem der Anführer des Aufstandes, den der Verfasser unseres Buches „eine edle schwärmerisch-idealistische Poetennatur“ nennt, und ist von diesem seinem Mitverschworenen Besten je zugeeignet. Das andere „Besten“ überschrieben ist ein Erzeugnis von Chamisso's eigenem Genius. In dem ersten finden sich folgende schwerwiegende, im Sinne der Verschworenen auf Rußland gepropheten Verse:

„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen;

Reiz eine Zeit noch haben Schult auf Schult,

Sich dehnen und entkräften den Kesseln.

Umfassen eine halbe Welt — Geduld!

Im wird der Born des Himmels doch zertrümmern.

Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte,

Und löst die Saat der Sünde nicht vertheuern!“

Ohre sei dem Andenken der Tapferen!

P. B. F.

Südamerika.

J. J. von Eschudi und Fr. Gerhäuser über die südamerikanischen Republiken.

Von J. J. von Eschudi's großem Werke: „Reisen durch Südamerika“ ist jetzt der fünfte und letzte^{*)}, von Friedrich Gerhäuser's „Neuen Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien, und Venezuela“ der dritte und letzte Band^{**)} erschienen. Der erstgenannte Reisende führt uns darin durch die Argentinischen Republiken, durch Chile, Bolivien, Peru etc., wogegen uns Fr. Gerhäuser seine Ergebnisse und Erfahrungen in und über Venezuela mittheilt.

Beide Werke enthalten umfassende Materialien für die Beurtheilung der Zustände in den südamerikanischen Republiken. Beide Reisende, mit bewährtem, umsichtigem Blicke begabt, begreifen sich, obwohl sie sehr oft von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, fast immer in ihren Anschauungen, wenn es sich darum handelt, aus den Eindrücken, die sie dort empfangen, das Recht zu ziehen. Es ist wichtig, diese Uebereinstimmung von zwei Männern zu constatiren, von denen der Eine vorzugsweise im Interesse der Wissenschaft, der Andere dagegen mit rein praktischen Zielen vor Augen reiste.

Trauriges Bild, das sie vor uns aufrollen! Dieses ganze ungeheure Gebiet der südamerikanischen Republiken der Schauplatz endloser politischer Wirren, in denen die niedrigsten Leidenschaftlichkeiten gewirkt sind, den Sieg zu erlangen. Fast der ganze Continent, der Inbegriff aller natürlichen Reichthümer, im Zustande einer immer weiter freisenden Verarmung. Alle diese Länder, obwohl schon seit Jahrhunderten im Besitze der europäischen Mächte, in einer brodelnden Bewegung, welche von dem Wege der Civilisation — es ist betäubend, es sagen zu müssen — immer weiter abführt.

Eine rühmliche Ausnahme macht nur Chile. Dort herrscht ein durch politische Ruhe unterstütztes Bestreben, das materielle und geistige Wohl der Einwohner rasch zu heben. Der Handel blüht, der Ackerbau gedeiht und ist auf dem Wege, durch Einführung nordamerikanischer Ackergeräte einem rationellen Betriebe entgegengeführt zu werden. Einige wichtige Eisenbahnen sind hergestellt. Die beiden großen Städte des Landes, Santiago und Valparaiso, wetzeln in der Anlage geschmackvoller Gebäude. Das wissenschaftliche Leben, wenn auch auf ziemlich geringe Kreise beschränkt, ist doch rege genug, um fortschreitend wohlthätig wirken zu können. Die Regierung ist ernstlich bemüht, dem Lande die Vortheile eines geordneten Volkswesens zuzuwenden und überhaupt die Volksbildung zu pflegen. Die Universität von Santiago ist die vorzüglichste von ganz Südamerika, auch mit verhältnismäßig guten Hilfsmitteln ausgestattet. — An Herrn von Eschudi ist oft die Frage gerichtet worden, welches von allen südamerikanischen Völkern die größten intellektuellen Fortschritte gemacht habe. Er steht nicht an, Chile als dieses Land zu nennen, das mit geringen Mitteln, aber mit einer klugen und umsichtigen Benützung derselben Bedeutendes geleistet und selbst das mit seinen Kultur-Bestreben mehr affektirende als erfolgreiche Brasilien weit überholt hat.

Das politische Leben in Chile hat, wenngleich es sehr rege ist, doch einen ruhigen Verlauf. Die verunglückte Revolution

von 1859 ist die einzige der neueren Zeit. Eine bemerkenswerthe, für Staatsökonomien sehr interessante Thatsache ist die, daß in der 15jährigen Epoche von 1847—61 in jedem Jahre, auf das die Wahl der Deputirten zum Congresse fiel, sich die Ausfuhr Chiles verminderte. Der Grund davon liegt ohne Zweifel darin, daß bedeutende Summen, die sonst als Constanten und Silberbaren zum Export gekommen wären, zu Wohlgeuden im Lande verblieben.

Die Deutschen haben sich in Chile eine geachtete Stellung errungen. In Valparaiso bilden sie einen in wissenschaftlichen, geschäftlicher und geistlicher Beziehung sehr werthvollen Bestandtheil der Bevölkerung. Desto stiller ist die Thatsache, daß die Regierung davon zurückgekommen ist, die Einwanderung und Colonisation der Deutschen zu unterstützen. Man fürchtet dort, das deutsche Element möchte mit der Zeit die Oberhand gewinnen. Mit Recht tadelt Herr von Eschudi diese Ansicht. Die deutsche Einwanderung hat sich vorzüglich um Puerto Montt, nördlich der Insel Chiloe und im Departement Valdivia, an der Südgrenze des unabhängigen, frühlichen Indianerstaates Araucaria concentrirt. Je dichter dort eine starke, ackerbaureisende Bevölkerung lebt, desto höher wird es für die chilenische Regierung sein, die Araucarier durch die Civilisation zu erobern, was durch Waffengewalt die nicht möglich gewesen ist. Man schließt diesen unabhändigen Indianerstamm durch einen starken Civilisationsgürtel ein, man wird zu gelegener Zeit zu einer Mission übergehen können, die nicht mit Vertilgung und Ausrottung, sondern mit unbedingter Unterwerfung der Araucarier enden wird. Chile hat hier eine wichtige und große civilisatorische Mission zu erfüllen, die aber nur gelingen kann, wenn die Regierung sich dabei den Beistand stützt, der sich ihr in der germanischen Emigration und Colonisation darbietet.

Die übrigen Republiken gleichen sich in ihrem politischen und sozialen Zustande dergeßalt, daß man Mühe hat, sie voneinander zu unterscheiden. Die rücksichtslose Leidenschaftlichkeit gepaart mit dem schamlosesten Eigennutze, sucht und weiß die Herrschaft an sich zu reißen. Revolution heißt dort nicht, die ewigen Rechte des Volks vom Himmel herunterholen, sondern unversöhnlich und unerbittlich; Revolution heißt nur der Kampf, den Einzelne um den Präsidentensitz und den Geldkasten der Republik führen. Die Gesamtheit des Volks wird kaum noch von den Revolutionen innerlich bewegt und zur Parteinahme veranlaßt. Aber in der immer weitgreifenden Verarmung steht das Volk schmerzlich, wie auch dabei in Mitleidenschaft gezogen wird. Es ist in diesen Republiken etwas ganz Gewöhnliches, ja beinahe Selbstverständliches, daß das Privateigenthum willkürlich von den Parteien in Anspruch genommen, gewaltsam zu ihren Zwecken benützt, ausgebeutet wird. Von einer regelmäßigen Steuer-Erhebung freilich läßt nicht mehr die Rede; aber keine Frucht auf dem Felde, kein Maultbier im Stalle, keine Aue aus der Holz ist sicher vor einer plündernden, dem Raube zum Zweck ähnlichen „Requisition“ der republikanischen Truppen. Zahlen liegt nicht in den Grundsätzen und Gewohnheiten dieser Truppen; ja, man ist schon zufrieden, wenn sie das Eigenthum nicht muthwillig und ohnehaft zerstören, wovon ebenfalls nur wenige, die Parteilührer stark compromittirende Fälle vorkommen. Wer kann sich unter diesen Umständen noch ernstlich mit blühenden Gewerben befassen? Wer wird weiter als bis auf den nächsten Tag denken? Wer wird auf geistige Bildung und Nachkommen Bedacht nehmen?

*) Leipzig, B. W. Brockhaus, 1869.

**) Jena, G. Gosselowsky, 1869.

Während die Staats-Einkünfte lediglich zu Militärzwecken verwendet werden, sorgt ein stupider Klerus dafür, daß selbst in den Städten die Kraft der Aufklärung gelähmt werde. Der Zustand des öffentlichen Unterrichts ist ein erbärmlicher; der Gemmaßhalt-Unterricht in den größeren Städten ist äußerst mangelhaft und meistens durch Männer geleitet, die nicht über das Niveau ihres Specialfaches hinausgekommen sind. Die Universitäten sind im größten Verfall. Bei Gelegenheiten von Pa Paz in Bolivia meistelt Herr von Schuch nicht daran, daß nur wenige Procente der wenigstens 60,000 Seelen starken Bevölkerung dieser Stadt lesen können. Die Anarachie und Immoralität ist allgemein, freilich auch sehr begünstigt von dem ungemein thörichten Naturell der stark mit Indianerblut gemischten niederen Volksklassen.

Die Revolutionen charakterisiren sich durch die Persönlichkeiten, welche sich auf die Präsidentenkrone schwingen.

In Bolivia stand in den Jahren 1848–1855 General Belzu an der Spitze der Regierung. „Er ist fast unglücklich“, sagt Herr von Schuch, „welche Mißgeschicke die Entfaltung einer Nation während dieser sieben Jahre machte. Alle Bande des geregelten Staatslebens waren gelockert, Muthwillen an die Stelle des Gesetzes getreten. Brutalität, Unverstand und Arroganz herrschten in den höchsten Kreisen und begünstigten die Immoralität der unteren Schichten, um sie dadurch fester an die entfallende Regierung zu fesseln. . . . Belzu's Herrschaft hat Bolivia in seiner geistigen und materiellen Entwicklung um viele Jahrzehnte zurückgehalten. General Belzu war ein gänzlich ungebildeter, roher, grausamer Mensch. Seinen intimsten Freunden er erschießen, nur weil er zu viel um seine Geheimnisse gekümmert hatte. . . . Sein Bildungsgrad war kaum von dem des ihnen besten Cholo (Mischling), der sich besessen in den Straßen um Pa Paz herumtreibt, verschieden. Vielleicht hat Belzu in seinen jüngeren Jahren irgend ein Werk gelesen, oder in Geschichten von historischen Vorgängen der alten und neuen Geschichte ergründen gehört, oder es blieben ihm einzelne Thatfachen der Erinnerung, die er aber bei seinem gänzligen Mangel an Bildung auf die lächerlichste Weise zusammenwarf.“ Einige Beispiele hiervon: „Belzu war ein großer Verehrer Napoleons I., der äußerte eines Tages, Napoleon, ein Mann des Volkes, hat höhere Ehren erreicht, als Regenten aus königlicher Abkunft, denn der Papst hat ihn gekrönt, eine Auszeichnung, die sogar Alexander dem Großen versagt habe!“ Ein andermal, als er das Feldherrentalent Napoleons I. pries, meinte er, „daß ein General vor ihm Aehnliches geleistet habe, denn mit einer einzigen Truppenzahl habe er 2,000,000 Preußen unter seinen geschnittenen!“ u. s. w.

Es ist wahr, Belzu war ein Präsident tief unter dem Mittel seiner Collegen. Aber auch General Cordova (von 1855–57) war ein Vertreter des Sabel-Regiments, und im Jahre 1861 wurde der einsichtsvollste, wohlwollendste, gerechteste und patriotischste der neueren Präsidenten, Dr. Vinas, durch eine Militär-Revolution gestürzt, deren Leiter, General Aza, als nachfolgender Präsident natürlich andere Wege wählte, als die, welche sein Vorgänger mit ungeheurer Mühe gebahnt hatte. Es ist überhaupt ein nicht gerade günstig aussehender Umstand, daß unter den bisherigen neun Präsidenten der Republik Bolivia nur einer, Vinas, dem Civilstande angehört.

In Venezuela war zu der Zeit, als Herr Gerhäuser dort residierte, der Regier-General Falcon Präsident. „Im Anfang“, erzählt sich unser Reisender, „chien es, als ob Alles gut gehen sollte. General Falcon war aber so flug wie ein Mensch, und

da er recht gut fühlte, daß er nicht ewig regieren würde, begann er sich in Zeiten nach einem Zufluchtsorte umzusehen, auf den er sich mit dem, was er sich mittlerweile verdient, auch in Zeiten der Noth und ungefährt zurückziehen konnte. Er erstand sich von den Holländern eine kleine Insel unweit Curacao, auf welcher er sich einen Palast baute und eine brillante Einrichtung herstellte, und von da an schaffte er Alles, was er konnte, dort hinüber, und sog dabei das Land auf eine so systematische Weise aus, daß es zuletzt unersäglich wurde und den Widerstand aller Parteien hervorrief.“

„Der Reichthum dieses an Umfang so großen Reiches“, fährt Herr Gerhäuser fort, „liegt überall zu Tage; Landwirtschaft wie Viehzucht könnte es in einem Maße haben, wie kaum ein anderes in Südamerika, während die jetzt bearbeiteten Goldminen noch größere Schätze zu Tage fördern, als selbst Californien. Und was ist der ganze Staat, mit Ausnahme einiger, aber ebenfals von den Revolutionen arg heimgesuchter Städte? Kaum mehr als eine Wüste, mit Schulden beladen, ohne Credit, und trotzdem noch immer bis zu den letzten Blutstropfen von Menschen ausgezogen, die das, was wir Anderen als unsere Heimat heilig halten, nur als eine Wüsthube betrachten. Es sind das die Vampire jeder amerikanischen Republik, die Stellenjäger, die vier Jahre Zeit verlangen, um sich nachher, trotz eines unbedeutenden Gehalts, als Rentiers von allen Geschäften zurückziehen und die, von einer oder der anderen Partei, sobald die Gegner am Ruder sind und das Volk auf Abseß steht, den Kampf von Neuem ungesäumt beginnen. Venezuela, oder vielmehr die bisherige Regierung, hat aber in diesen Blutlaugern das Heuerste geleistet, was bis jetzt geleistet worden ist, denn Präsident Falcon schuf — um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen — bei einer Armee von kaum 4000 Soldaten allein 2000, sage zweitausend Generale, die, wenigstens auf dem Papier, einen gewissen Rang hatten und den ihnen zukommenden Rang in der Gesellschaft einnahmen, so ruppiges Volk es auch zum großen Theil sein mochte.“

Der Zweck dafür liegt auf der Hand: Falcon wollte sich eine ihm ergebene Partei schaffen, die ihn bei eintretenden Unfällen immer wieder emporbringen sollte. Aber er konnte unmöglich die ganze Bevölkerung zu Generalen machen, und endlich zerbrach sein Krug.

„Und aus was für Familien wählte er seine Leute. Als ich am Charfreitag nach Lagunayra mit der Diligence wieder einfuhr, zeigte mir einer meiner Reisegefährten eine alte Negerin, die, gerumpelt bis zum Kehreihen und ebenso schmutzig, mit einem Topfe unter dem Arme nach der nächsten Pulveria blickte.“

„Sehen Sie die alte Dame dort?“ sagte er, auf die Frau deutend.

„Das alte Regierweib?“

„Bitte“, lächelte der Herr, „das ist die Mutter eines unserer Generale, und wenn er einmal seinen Sold bekommt, wird sie sich ein leinendes Schleppekleid anschaffen.“

Und das nicht allein — auch einigen Damen hatte Falcon den Generals- oder Offiziersrang gegeben, natürlich mit dem entsprechenden Gehalte, der dem „schönen“ Geschlechte auch pünktlich ausgezahlt wurde. So war in Lagunayra eine Dame, die sich sehr viel mit Politik beschäftigte, zur Dreifach mit Orden, Rang und 300 Dollars monatlichem Gehalt befördert worden, und eine andere Dame in Caracas zum Generalin, mit der nämlichen oder noch größeren Auszeichnung.

Unter der früheren Regierung hatte man dabei immer noch wenigstens etwas bares Geld im Staatskassage gehabt, unter

der jegigen war er total leer, denn was Falcon nicht seinen Creaturen auszahlen mußte, wanderte in seine eigene Kasse und kam nicht wieder zum Vorschein. Der Druck im Lande wurde dabei so arg, Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen dermaßen darüber, daß das Volk es zuletzt nicht mehr ertragen konnte, und, was wohl Jeder, selbst der Präsident, vorausgesehen hatte, die Folge war: eine Revolution.

In Peru hatte, als Hr. von Tschudi dort reiste, so eben das ganz ähnliche Regime des Präsidenten Viranco sein Ende erreicht.

Man würde den Republikanern Südamerikas Unrecht thun, wenn man die Reaction gegen jene Zustände nicht erwähnen wollte. Wohl giebt es tüchtige, mit dem besten Willen besetzte Männer, welche den beschwerlichen und gefährlichen Kampf gegen die brutalen Sabel-Tyrannen ihres Vaterlandes mit Muth und hin und wieder mit zeitweisem Erfolge aufnehmen.

Von dem bolivianischen Präsidenten Vinasco haben wir schon gesprochen. Hr. v. Tschudi, der einige Male mit ihm verkehrte, fand in ihm einen angehenden Fünfziger von hoher Gestalt und scharf markirten Gesichtszügen, in denen ein tief-er Seelen Schmerz ausgeprägt lag; einen feinen, gebildeten, liebenswürdigen Mann, einen glühenden Patrioten, der mit dem vorzüglichsten Willen das Beste seines Vaterlandes aufstrebte. „Ich lerne den edlen Mann um so mehr bewundern, je klarer mir die Schwierigkeiten wurden, gegen die er ankämpfen mußte. Ich habe auch die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht Ehrgeiz, sondern die reinste Vaterlandsliebe ihn bewogen hatte, die Ägeln der Regierung zu ergreifen; denn seit er den bolivianischen Boden wieder betreten hatte, war ihm noch keine ruhige Stunde geworden, wohl aber Tag und Nacht erdrückende Sorgen. „Ich habe einen Cadaver übernehmen, den ich wieder beleben soll“, äußerte er eines Tages zu mir, „es ist eine Arbeit, die fast übermenschliche Kräfte erfordert; ich fürchte, ich werde ihr erliegen.“ Leider sind diese prophetischen Worte zur Wahrheit geworden. Zwei und ein halbes Jahr später wurde Vinasco, nachdem er sich bei seinen riesenhafte Anstrengungen fast aufgerieben hatte, durch General Alva gestürzt. Er zog sich nach Chile zurück, wo er noch in demselben Jahre, am 5. October 1861, starb.“

Zu Peru wurde Viranco durch Castilla abgelöst, der sich zwar keine wissenschaftlichen Bildung, wohl aber großer Menschenkenntnis erseute, redlichen Willen besaß und sich als glücklicher, persönlich tapferer, unermüdlicher Feldherr zeigte. Er hatte viele Archibschäden tief an der Wurzel angegriffen und zu heilen gesucht, aber nur selten mit glücklichem Erfolge. Nach Ablauf seiner vierjährigen Präsidentschaft, am 5. Mai 1862, zog er sich von seiner vielbewegten öffentlichen Laufbahn ins Privatleben zurück.

In Venezuela ist es nach Herrn Gerhäuser der Präsident des Staates Guayana, Della Costa, der vor Allen verdiente, an die Spitze der Gesamt-Republik gerufen zu werden. Della Costa ist ein hochgebildeter, weiser, energischer Mann, der alle Eigenschaften eines Regenten besitzt, namentlich auch die, seinen Mitbürgern Liebe und Hingebung zum Vaterlande einzufloßen. Er verwalte seinen Staat musterhaft, und die Besten in ganz Venezuela wünschen seine Wahl zum Präsidenten über die Gesamtstaaten. Er selbst hat aber wenig Lust zu diesem Amte; er beschränkt sich darauf, Guayana, das er aufrichtig liebt, von den Wirren im übrigen Venezuela fern zu halten, was ihm auch gelungen ist.

Achtung diesen Männern! Schade nur, daß sie als Aus-

nahmen dastehen und eine dauernde Herrschaft reinen Grund-sätze nicht aufzurichten vermögen.

Unfere Reisenden beschäftigen sich Beide mit dem Gedanken, ob es wohl möglich sein möchte, die traurigen Zustände in jenen Staaten zu beseitigen und die Republiken zu Dem zu machen, was sie sein könnten, zu reichen, blühenden Ländern mit glücklichen Bewohnern. Herr von Tschudi scheint noch auf eine Krise in dem tiefgesunkenen Charakter der amerikanischen romanischen Rasse zu hoffen. Herr Gerhäuser denkt an die Errichtung von erblichen Monarchien, hält dieselbe aber weiter für unumgänglich, noch für unbedenklich, und empfiehlt als nächstes Mittel energisch die Abänderung der Verfassungen dahin, daß die Beamten, statt wie jetzt von vier zu vier Jahren zu wechseln, unabhängig werden, damit die Stellenjagderei und das damit verbundene Rauw-System der Beamten aufhöre. Was ist! Aber ein rationales Mittel können wir darin auch nicht entdecken. An seinem richtigsten Gedanken ist Herr Gerhäuser gleichsam vorbegegangen: diese südamerikanischen Republiken müßten sich mit germanischen Elementen befruchten, wie denn Chile seinen betriebendsten intellektuellen und politischen Zustand dem Bestreben verdankt, Männer von tüchtiger wissenschaftlicher und technischer Ausbildung aus Nord Europa für seine Institute zu gewinnen. Treuen wir nicht, so ist die Zeit nicht fern, wo von Nord Amerika aus ein starker Strom germanischer Rasse sich in diese südamerikanischen Republiken ergießen und dort eine Umgestaltung hervorbringen wird. Schon haben die Nordamerikaner Anhalt getroffen, sich in größtem Maßstabe und mit allen thätigen Hilfsmitteln an der Ausbeutung der Goldader in Innern von Venezuela zu betheiligen. Das Weitere wird sich auf sich warten lassen. Ebenso ist in Venezuela der ganze Verfall in deutschen Händen, und mit ruhiger Sicherheit stellt der deutsche Einfluß an der Westküste Südamerikas den auf und über die Cordilleren hinweg. Je mehr aber das deutsche Element dort wächst, desto beherzigerswerther ist, was über Schutz und die Vertretung desselben von Herrn Gerhäuser gesagt wird. Der Norddeutsche Bund sende als Consul Mann hin, die unabhängig dastehen, das Herz auf dem rechten Fleck haben, und die an Auskünften reiche Widerwilligkeit der republikanischen Regierungen im Interesse der dortigen Deutschen nöthigenfalls durch ein vorläufiges Auftreten in freundschaftlicher (einigenkommen zu verwandeln verziehen: viel eher als einen mit goldenen Rücksichtlosigkeiten vertrauten Falschen-Richtern als einen „Geheimen Rath“ oder spießhändigen Abbeuten!

Afrika.

Ausflug in Nordafrika zur Zeit der Völkermigration.)

Die Zucküste des Mittelägyptischen Meeres, welche in den ganzen alten Geschichte eine so hervorragende Rolle spielt, sehen wir auffallender Weise mit dem Eintritt der neuen Geschichte besonders aber seit den Eroberungszügen der Araber von dem Staatentheater der alten Welt verdrängt und zur Rolle einer Statisten verurtheilt. Höchstens das großartige Unterne-

*) Entschlus von Greve, eine biographische Charakteristik aus den letzten Zeiten des untergehenden Paganismus, von Dr. Richard Schumann. (X. und 258 S.) Berlin, H. Gering und C. Plötz, 1861.

der Suezkanals, dessen Eröffnung uns nun in kürzester Zeit bevorsteht, hat ein direktes Interesse auch von unserer Seite herbeizuführen dürfen.

Bei der Erinnerung an den Norden Afrika's denkt man zwar immer an den großen Sandeeen der Sahara; aber es bedarf wohl kaum der Hinweisung, daß in Rücksicht des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der geographischen Lage die Verdüfte Afrika's nichts zu wünschen übrig läßt, daß es nur einer heftigen und energischen Bevölkerung bedarf, um das Land schnell und sicher zu politischer und ökonomischer Blüthe zu bringen.

Den besten Beweis aber, was jene Länder unter günstigen Umständen sein können, liefert die Darstellung dessen, was sie jetzt gewesen sind. Deshalb ist es von großem Interesse, an der Hand eines namhaften Gelehrten einen Blick auf jene Gegenden zu thun in einer Zeit, wo sie unsere Theilnahme im höchsten Grade in Anspruch nehmen. Herr Dr. Volkmann, hennau'scher Direktor in Jauer, als Philosoph und Philosoph, bezieht durch seine Arbeiten über Plutarch, auch in weiteren Kreisen bekannt, hat es unternommen, uns ein Lebensbild des Seneca von Cyrene zu entwerfen, des bekannten Neuplatonikers, der, erst ein heftiger Feind des Christenthums, im letzten Jahren für die neue Lehre gewonnen wurde und sich seinen zeitigen Weltbeträger derselben bewies. Als Philosoph nun war ist Seneca's unbedeutend und ohne Selbständigkeit; er bezieht sich meist auf eine Reproduktion des Neoplatonismus seinen allgemeinen Umrissen und bekannten Sätzen. „Trotz“ gehört S. zu den für uns wichtigsten und interessantesten römischen Schriftstellern des fünften Jahrhunderts; ja es hat ihm auf literarischem Gebiete eine gewisse Bedeutung auf welchem ihn seine Schriften nach Form und Inhalt als letzten namhaften Vertreter der Sophistik und ihres geistlichen Lebens erscheinen lassen, so wenig auch S. für seine Zeit veranlaßt und Willens war, sich mit den kerkensmäßigen Uebungen auf gleiche Stufe zu stellen. Gleichwohl sind diese Schriften eine sehr ausgiebige Quelle für die Geschichte seines äußeren, wie inneren Lebens, welches, sich schon reich an mannigfachen nicht unwichtigen Ereignissen, ein erhöhtes Interesse durch seinen Uebertritt zum Christenthum gewinnt.“

An die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes, der im römischen Leben eine hervorragende Rolle spielte, können wir uns gemäß eine Zuseh besonders kulturhistorisch interessanter wie, geographischer Bemerkungen, philosophischer, geschichtlicher, ästhetischer Notizen, welche das Werk zu einem interessanten Lektüre nicht nur für den Historiker, Philologen und Literaturhistoriker von Fach, sondern für jeden wissenschaftlich Gebildeten machen müssen.

Unerfreulich zwar und im Ganzen trostlos ist das Bild, das uns bei der Betrachtung jener Zeit austritt, aber historisch nach von dem allergrößten Interesse. Das große Conglomerat von Nationen und Provinzen, welches sich von der Strichen bis zum Nothen Meere in ununterbrochener Continuität reichte und fast Alles umfaßte, was sich damals kultiviert und zivilisierte, fing an, in seinen Zügen morisch zu werden, der Elit der Cäsaren neigte sich dem Untergang zu, und Kaiserlicher hatten das hausfällige Gebüde schon verlassen. Denn im Norden klopften die blinden Barbaren, welche nach römischer Taktik, Strategie und Hinterlist mehr als durch Tapferkeit der Südländer bis dahin zurückgewiesen worden waren, immer ungezügelter an die verschlossenen Pforten der

alten Welt und machten Anstalten, von ihrem Erbe Besitz zu ergreifen. Nur noch mit Mühe hielt die stolze Weltkönigin die Zügel in ihren schlaffen Händen.

Auf der anderen Seite nagte die von Palästina ausgegangene neue Religion an dem Gefüge des Staates. Zu Rom, der großen Hezzenfunde fremder Superstition und wüster Religionemengerei, war schon lange alle wahre Frömmigkeit, d. h. Sittlichkeit, abhanden gekommen und Schlafheit, Sittenfäulnis, absolute Herrupien machten eine Besserung der sittlichen Zustände allmählich zur Unmöglichkeit; nur ein Neubau schien helfen zu können. Selbst das Heilenthum vermochte seine weltumbildende Kraft bei dem entarteten Geschlecht nicht mehr geltend zu machen; denn wenn der Rest einmal die „sittliche Substanz“ eines Volkes ergriffen hat, erfolgt der Verfall mit Riesenschritten und der Staatskörper ist so unheilbar, wie ein vom Krebs ergriffener Organismus. Die Spekulation, welche ihre Selbständigkeit und Lebenskraft schon nach Aristoteles eingeht hatte, war damals einen unheilvollen Comorismus mit dem Glauben eingegangen und hatte zum ersten Male den „Genturen der Religions-Philosophie“ erzeugt, der eben im Neoplatonismus und Neopythagorismus seinen Ausdruck fand.

Für alle diese Verhältnisse ist Aegypten und das westlich daran stehende Cyrenaica besonders interessant und belehrend. Dort kämpften der Hellenismus, das Judenthum, das Christenthum, auf der Grundlage einer uralten Kultur einen langen und erfolgreichen Kampf; das Schwert der Römer beherrschte alle diese Elemente, ohne besondere Sympathien für den Einen oder Anderen zu begen.

Der Verf. giebt uns zuvörderst eine kurze Beschreibung jener Landschaft, die in neuester Zeit (1869) von dem deutschen Afrikareisenden Gerhard Rohlfs bis zur Oase des Jupiter Ammon wieder mit Glück exploriert worden ist: „Im Osten der großen Oerte, jenseits der tiefen Erdenfaltung, durch welche der Gihzand der Sahara bis dicht an das Mittelägyptische Meer herangeführt wird, erhebt sich ein kalksteingebirge von mäßiger Höhe als Westrand einer dahinter gelegenen fruchtbaren Hochebene von durchschnittlich 1500 Fuß über dem Meerespiegel, welche in Gestalt einer langgestreckten Halbinsel auf drei Seiten, im Westen, Norden, Osten vom Meere umspült, im Süden die Arabische Wüste zur Gränze hat. Diese Hochebene ist gegenwärtig unter dem Plateau von Barfa bekannt, so bekannt nach einer kleinen, auf ihrer Nordwestseite befindlichen Stadt. Bei den Alten führte die Landschaft nach ihrer Hauptstadt Cyrene gewöhnlich den Namen Cyrenaica, wurde jedoch seit der Ptolemäer Zeit nach ihren fünf großen Städten auch wohl die Arabische Pentapolis oder die Pentapolis schlechthin genannt.“

Nach den Berichten und Schilderungen französischer und englischer Reisenden, besonders aber auch unseres Pandemannes Barth, ist das Plateau von Barfa, namentlich in seinem westlichen Theile von außerordentlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. „Wenn auch nur von kleinen Küstenflüssen durchschnitten, ist es doch mit ergiebigen reichlich fließenden Quellen versehen, emfängt häufigen Regen und bietet daher einen für üppige Vegetation geeigneten Boden. Die Berge sind mit majestätischen Abujawäldern besetzt, Palmen- und Olivenbäume befinden sich in der Ebene, herrliche Triften und reiche Jagdreviere gehen mehr nach dem Meere zu in fruchtbares Ackerland über. Gegenwärtig ist dieses Land, wenn auch nicht schwach bevölkert, so doch wenig kultiviert. Nomadische Beduinen, dem

Namen nach dem Pasha von Triest unterthan, bewohnen das flache Land bis hinauf in's Gebirge und sind nur in wenigen, meist kleinen und unansehnlichen Städten sesshaft geworden, aber von der ehemaligen außerordentlichen Kultur der Pentapolis zeugen zahlreiche, zum Theil sehr prächtige Ruinen von Städten aus alter Zeit, Reste von Wasserleitungen, Caissons, Felsengräbern, Denkmälern und Baulichkeiten aller Art, meist mit Inschriften aus griechischer, alexandrinischer und römischer Zeit bedeckt, die dem künftigen Forscher eine reiche archäologische und epigraphische Ausbeute versprechen."

Die meisten der Leser werden sich jetzt auf bekanntem Terrain befinden; wir kennen ja diese Landschaft schon aus Ringelien's herrlichem Roman "Hypatia", welcher in derselben Zeit und an demselben Ort spielt.

Hypatia, die Tochter Theon's, war, als Synesius in's öffentliche Leben eintrat, Lehrerin der Philosophie zu Alexandria, — das einzige Beispiel, meines Wissens, in der ganzen Geschichte, daß eine Frau Philosophie gelehrt hat. Aus dem Alterthum selbst ist uns nur wenig über sie überliefert. Sie war hauptsächlich in den mathematischen Disciplinen beheimlicht, hatte jedoch auch den öffentlichen Verkehr für neoplatonische Philosophie in Alexandria inne. Wie weit sie dem System des Jamblismus huldigte, oder welche sonstige Modifikationen sie mit der Lehre Plotin's vorgenommen, ist nicht ersichtlich; selbst über ihr Verhältniß zum Christenthum fehlt es uns an Nachrichten; da jedoch viele Christen mit ihr jahrelang in freundschaftlichem Verkehr gestanden haben, so scheint kaum anzunehmen, daß sie sich in offene Opposition gegen dasselbe eingelassen habe, so fremd sie ihm auch innerlich, wie äußerlich gegenüberstehen mochte."

Dieser seiner Lehrerin nun, deren Schönheit nicht weniger gerühmt wurde, als ihre Weisheit, war Synesius mit schwärmerischer Verehrung zugehen, und sein späterer Uebertritt zum Christenthum änderte nichts an seiner Verehrung gegen sie. Auch eine Anzahl Briefe an die schöne Philosophin sind uns aus der reichlich und gut erhaltenen Briefsammlung des S. vom Verf. mitgetheilt, und sie beweisen durch den Respekt, der sich überall gegen Hypatia ausdrückt, daß dieselbe in der That dasjenige außerordentliche Weib gewesen sein muß, als welche Ringelien sie uns mit dem divinaterischen Bild des Dichters schilbert.

Trotzdem war der Neoplatonismus nichts mehr, als der letzte schöne Traum des in der Agonie befindlichen Heidenthums. Seit dem Uebertritt Konstantins und dem Verbot der heidnischen Gulte durch Theodosius war der griechisch-römische Polytheismus als Religion so gut wie vernichtet. Das Heidenthum konnte sich fortan nur in der Form behaupten, in der es sich zu allen Zeiten bis auf unsere Tage hinab mehr oder weniger behauptet hat, als Religionslosigkeit, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen. Bei der ungebildeten Masse ist Religionslosigkeit meist gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit gegen alle höheren sittlichen Aufgaben des menschlichen Lebens; sie führt zur Verschämtheit, die sich selbst vernichtet, oder zu kindischem Aberglauben. Bei den Gebildeten dagegen tritt in diesem Falle mehr oder weniger die Philosophie die Stelle der Religion. Die Philosophie aber, als das Streben nach eigenen Mitteln des vernünftigen Denkens die sich von allen Seiten aufdrängenden Rathsel der Welt zu lösen, muß bei diesem Versuche der bestehenden Religion gegenüber in ein theils feindliches, theils freundliches Verhältniß treten, je nachdem sie dabei von einer materialistischen oder spiritualistischen Grundanschauung

ausgeht. Denn im ersten Falle bekämpft sie die vorhandene Religion als Wahn und Aberglaube, im letzteren erkennt sie ihr eine gewisse Berechtigung an, das metaphysische Bedürfniß der ungebildeten Menge durch allegorische Mythen und Symbole zu befriedigen, zu deren richtigem Verhältniß freilich nicht von ihr der Schlüssel entlehnt werden muß. Dies war dann auch die Stellung, welche der auf dem Boden des Heidenthums erwachte Neuplatonismus diesem, als einer immittelbar noch bestehenden Religion gegenüber einnahm. — Hierdurch wird erklärlich, warum gerade dieses philosophische System, wenn man es so nennen darf, sich in weiteren Kreisen Eingang verschaffte, denn die Gebildeten unter den Anhängern der alten Religion gewannen mit ihm das, wonach sie verlangten, nämlich zugleich religiöse Erkenntniß und die Möglichkeit, ihren bisherigen Vorstellungen eine tiefere Bedeutung unterzulegen und sie dadurch vor sich selbst zu rechtfertigen.

Aber eben weil der Neu-Platonismus das Heidenthum zu seiner Voraussetzung hatte, konnte er sich in der That nicht lange halten, als dieses selbst bestand. Von dem Augenblicke an, als die heidnischen Tempel geschlossen, heidnische Opferkulte verboten wurden, war auch dieser Philosophie der Lebensboden entzogen. Sie mußte auf weitere Verbreitung und die Gewinnung neuer Anhänger verzichten; ja der Kreis derer, die sich für sie interessirten, mußte täglich kleiner werden und allmählich aussterben. Das Christenthum hatte die römisch-griechische Welt vollständig erobert, nur hatte mit seiner theologischen Wissenschaft, dem formellen Waffon zum Theil der neu-platonischen Philosophie selbst entlehnt waren, dieselbe bereits überholt; seinem steigenden Vorgehen konnte dieselbe schon längst keinen erfolgreichen Widerstand mehr entgegenstellen; sie mußte darauf bedacht sein, im Gegentheil ihre eigene Verdünnung nachzuweisen, und das dem vermehrte sie nicht. So konnten sich ihre Anhänger wohl noch eine Zeit lang über ihre eigene geistige Dummheit täuschen, aber allmählich mußten auch sie der besseren Erkenntniß zugänglich werden, und dann konnten es nur äußere Rücksichten sein, zu einem Uebertritt zum Christenthum verbindeten. Gerade diejenigen Neuplatoniker aber, denen es um religiöses Leben und praktische Frömmigkeit mehr zu thun war, als um rein speculative Erkenntniß, für die also im Grunde die Philosophie nur als Religion, gewissermaßen als Anleitung zum gottseligen Leben, von Interesse war, konnten am wenigsten dem Einfluß des Christenthums sich entziehen, weil dieses seinen glänzenden Glanz in reicher Fülle gerade das zu Theil werden ließ, was der Neuplatonismus seinen Anhängern nur als mögliche Erlösung einer ununterbrochenen Zugenübung in Aussicht stellte, nämlich die Gewissheit einer wirklichen Vereinigung mit der Gottheit. Und zur Zahl dieser Neuplatoniker gehört auch Synesius.

Man sieht, es ist ein klares Bild, das die geistige Entwicklung des Verfassers vor uns entfaltet. Es ist der Lebenskampf einer greifenden Cultur, und die Geburtswehen einer neu entstehenden Welt, welche wir erblicken, und dergleichen Zustände haben es an sich, weit mehr das wissenschaftliche Interesse zu erregen, denn das ästhetische. Aber des Synesius Charakter war ein edler; er hat, das müssen wir ihm zugestehen, auf der Höhe der Theilnahme lebend, inmitten Sturm- und Wetter, freudig erkannte, daß, wenn er nur den Trümmern und Ruinen der alten zerfallenden Welt, sich seine Richtung auf das Neue erbalte, stets große Offenheit und Wahrheitsliebe bewahren, und um nur ein Beispiel zu nennen, den Muth gehabt, in dem Audienz vor Kaiser Arkadius die Schönen des damaligen

Regierung rüchstandslos blosszulegen. — Er starb nach dem Jahr 413 und hat also wahrscheinlich die graunige Pöbel im Jahre 415 die damals schon greise Sympatia zu Alexandria ermordete, nicht mehr erhalten. — Ehre seinem Andenken und Dank dem Verfasser für das klare, echt wissenschaftlich und echt populäre Werk! Es ist jene Zeit der letzte Sonnenblick vor einbrechender Dämmerung, und deshalb erscheint eine Betrachtung derselben doppelt wichtig. „Von den Schicksalen der Pentapolis nach des Senecius Tode wissen wir sehr wenig.“ Unter Justinians Regierung sint nach Procop's Berichte die Mauern der von den Barbaren zerstörten fünf Städte neu aufgebaut worden.

Hundert Jahre später kamen dann die Muhamedaner ins Land. „Unter ihren verheerenden Triten sank das Kreuz vor dem Halbmond auch in der Pentapolis wehrlos in den Staub.“ Seit dieser Zeit harzt jene einst so blühende und an geschichtlichen Ereignissen reiche Gegend noch der Auferstehung zu neuem Leben, die ihr vielleicht in nicht zu langer Zeit von der Nordküste des Mittelmeeres aus zu Theil werden kann.

V. B. Z.

Kleine literarische Revue.

— **Wilhelmshaven.** *) Durch einen Staatsvertrag hatte Etenburg im J. 1854, zwei Jahre nachdem der Frankfurter Bundesact die deutsche Flotte unter den Hammer gebracht, an Preußen ein kleines Gebiet in der Gemeinde Heppens, am westlichen Ufer des Jadebusens, zur Anlage eines Kriegshafens und einer Stadt, sowie am östlichen Ufer einen Landstrich von einigen Morgen, zur Herstellung von Festungswerken, abgetreten. Mit unendlichen Schwierigkeiten ist an dieser Stelle den Strömungen des Meeres und dem Glanzende der Boden abgemonnen worden, der jetzt den besitzigen Kriegshafen Norddeutschlands bildet, von welchem aus die ganze Nordsee-Küste von der Ems bis zur Eider verteidigt werden kann. Die Männer, welche den Bau ausgeführt, der kürzlich verstorbene Admiralitätsrath Pieffer, der Geh. Oberbaurath Hagen und der Hafenbau-Director Göder, haben alle Hindernisse glänzend zu überwinden gewußt und im Laufe von zehn Jahren Unvergleichliches geleistet. Am 17. Juni wurde dieser erste deutsche Kriegshafen unter den Auspicien seines königlichen Erbauers eingeweiht, und der Stadt, die sich in der Jadebucht erhebt, der Name Wilhelmshaven gegeben. Die vorliegende kleine Schrift liefert von dieser Feier, sowie von der Anlage selbst und ihrer Geschichte, eine genaue Beschreibung und wird jedem Deutschen willkommen sein, der auf die neubegründete Schutzwehr des vaterländischen Bodens mit Befriedigung blickt. Als ein gutes Omen darf es angesehen werden, daß das meerbeherrschende Britannien den König seiner Kriegsflotte, den mächtigen „Minotaur“, gesandt hatte, um ein Zeuge bei der Taufe des ersten deutschen Kriegshafens zu sein.

S. P.

— „Das Vertrauen ist der Friede“, so heißt „ein deutscher Gedicht zur hundertjährigen Geburtsfeier Napoleon's I.“, den

Herr Wilhelm Rudolf Schulze in Altenburg, Verfasser der Schrift: „Graf Bismarck, ein Lebenbild“, geschrieben hat.“ Wir werden uns nicht wundern, in der Pariser Etenliste vom 15. August den Verfasser unter den neuen Römern der Ehrenlegion zu finden. Seine loyale Bewunderung singt beim Großonkel Napoleon I. an und reicht bis zum kleinen Großnichten, dem präsumptiven Napoleon IV. „Das Vertrauen ist der Friede“, ist nicht blos der Titel, sondern auch das Grundthema der ganzen Schrift. Die Welt soll nicht blos zu den Ereignissen in Deutschland seit dem J. 1866, sondern auch zu denen in Frankreich unter Napoleon III., welcher gesagt: L'empire c'est la paix! und der dies durch die Pariser Ausstellung von 1867 bewiesen, unbedingtes Vertrauen fassen.

Seid umschlungen, Millionen!

Diesen Kuß der ganzen Welt!

ruft Herr Wilhelm Rudolf Schulze den Deutschen, und Oesterreichern, den Franzosen und den Italiänern zu — ob auch den Russen und den Spaniern, das können wir nicht verbürgen.

— **Klosterkirchen des Mittelalters.** **) Das 12. und 13. Jahrhundert sind für die Klostergründungen die klassische Zeit. Es ist wunderbar, wie plötzlich Deutschland sich mit frommen Anstaltungen füllt, wie die verschiedensten Orden des Auslandes sich einbürgern und wie die Laienwelt den Eifer der Geistlichen entgegenkommt, die Stiftungen zu bereichern und zu füllen. Der Orden von Cîteaux bietet ein treffendes Beispiel dafür. Er wurde nicht durch so eigenthümliche Prinzipien getragen, wie die Translekaner- oder Dominikanerorden; seine Regeln werden vielmehr durch ein gewisses Juste-milieu gekennzeichnet, und seine der Lebenskultur zugewandte Thätigkeit ist vielleicht noch die hervorragendste Eigenheit seines Wesens. Es vergingen seit der Gründung des Stammklosters etwa hundertfünfzig Jahre, ehe er in Deutschland große Ausbreitung fand; dann aber plötzlich enthauden in allen Gauen Cistercienser-Klöster seiner Filiation. Diese Vorgänge bilden einen so hervorragenden und bedeutenden Charakterzug jener Zeit, daß eine Darstellung derselben von großem Werth für den Geschichtsfreund ist.

Es ist sehr zu rühmen, daß Herr Dr. Dohme, der die Vorgeschichte des Ordens vernehmlich ins Auge faßen wollte, auch der Entstehung und Verbreitung desselben gründlich nachgeforscht hat, und aus den älteren Werken über denselben eine zuverlässige und anschauliche Geschichte entwirft. Er giebt damit zugleich seinen sachwissenschaftlichen Forschungen eine sichere Grundlage. Es war nun ein sehr glücklicher Gedanke, die Stiftungen des Ordens für die Vorgeschichte zu untersuchen. Da nämlich die Cistercienser aus Frankreich stammten und in fester Verbindung mit jenem Lande standen, wo schon seit der Mitte des XII. Jahrhunderts die Gothik in Aufnahme kam, so führten sie die Vorzüge dieses Stils früh in Deutschland ein, modificirten gewissermaßen die eingebrachten Formen nach den in Deutschland noch herrschenden romanischen Mustern, und wurden so zu Vorkämpfern der Gothik. — Es ist ersichtlich, wie ergiebig auch das Werk des Verfassers also für die Vorgeschichte und die Anfänge dieses neuen Kunststils in Deutschland ist. In bestimmten Grenzen,

*) Altenburg, in Commission der Schauspieldruck-Buchhandlung.

*) Ein Gedenkblatt an die Einweihung des ersten deutschen Kriegshafens an der Jade durch Se. Maj. König Wilhelm I., am 17. Juni 1866. Altenburg, Schulze'sche Buchhandlung.

**) Dr. H. Dohme: Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters. Mit Holzschnitten. Leipzig, 1869. 150 S. und 4 Tabellen.

wie sie die Geschichte dieses Ordens zieht, erschöpft er um so gründlicher und belehrender dieses Thema. Er liest von jedem Kloster ein bis in die Einzelheiten der Construction und Ornamentik genaues Bild, überall mit vollkommener Herrschaft über sein Thema. Nicht allein, daß seine kurzen und maßvollen kritischen Bemerkungen überall das Wesentliche treffen und hervorheben, sondern es ist als ein noch größerer Vorzug zu rühmen, daß es dem Verfasser, aufstaut auf Begeisterung oder Abneigung, wie wir sie in kunstschriftlichen Werken lange zur Angebühr ertragen mußten, überall ausschließlich auf klares Verständniß der vorliegenden Formen aufkommt, und daß er ganz im Sinne eines echten Forschers, in besonnenen, verständlicher Weise auf die die Auswirkungen veranlassenden Gründe der Situation oder des Entzuges aufmerksam macht. Aus diesen Bemerkungen ergibt sich, wie gründlich und wie erfolgreich der Verfasser sein Thema erfaßt hat. Man fühlt heraus, wie die Liebe zum Gegenstande und Siderheit in der historischen Forschung in ihm sich einigten.

— Das Weltall, von E. Adami. *) Bereits mehrfach hatten wir in der letzten Zeit Gelegenheit, uns über die große Negligence auszusprechen, welche auf dem Gebiete der Popularisirung aller Wissenschaften, insbesondere aber der Naturwissenschaft, immer mehr sich geltend macht. Zur Aufklärung und wahren Bildung mittlerer Volksklassen muß, unseres Erachtens, die populäre Naturwissenschaft als einer der wichtigsten Hebel angesehen werden. Sie bietet vor allen übrigen zunächst den sehr großen Vortheil, daß sie stets mit dem bloß Angenehmen, Unterhaltenden und Angenehmen auch das praktisch Nützliche verbindet und daß sie daher jedenfalls ungleich leichter als andere Wissenschaften in weiten Volksschichten Eingang findet. Man hat in der Popularisirung der Naturwissenschaft eine große Gefahr finden wollen, die der Verachtung und der Ableitung von anderen höheren und idealeren Studien; man hat andererseits die Popularisirung der Naturwissenschaft beschuldigt, daß sie den Ernst des Wissens gefährde oder wohl gar falsche Vorstellungen und Begriffe hervorbringe. Es ist uns bei dieser Gelegenheit nicht vergangen, unsere Ansichten hierüber zur energischen Abwehr gegen solche leere Beschuldigungen zu entwickeln. Wir können nur mit aller Entschiedenheit die Behauptung aussprechen, daß einerseits die Naturwissenschaft der mächtige Faktor sei, welcher dem Streben unserer Gegenwart nach allen Seiten hin seinen Stempel aufgedrückt — und daß andererseits jedes populär-naturwissenschaftliche Werk, falls es den Thatfachen der Wissenschaft treu bleibt, mindestens als eine Anregung betrachtet werden darf, die wohlthätig wirkt und Nutzen stiftet. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachten wir auch das vorliegende Werk „Das Weltall“, populär beschrieben und bildlich dargestellt von E. Adami, dessen erste Uebersetzung „Die Erde, in mathematisch-geographischer und astronomischer Beziehung“ uns vorliegt. Dasselbe beginnt in gründlich deutscher Weise mit „einigen mathematischen Begriffen“, welche jedoch kurz gefaßt sind. Die übrige Darstellung und zwar: Horizont, Himmelsgebilde, Kosmos, Weltraum, Erdare, Erdpole, Weltare, Weltpole u. s. w., giebt ebenfalls ein äußerst knapp — vielleicht zu knapp — gefaßtes Bild unseres Erdballs. Das ganze Werk soll in vier Abtheilungen, jede zu 25 Gr. erscheinen, deren zweite die „Sonne und das Planetensystem, deren dritte den „Mond“ und deren vierte den „gestirnten Himmel“ umfassen werden. Jede derselben hat eine Karte in Gr. Solio als illustrierende Begleiterin des Textes. R.

*) Berlin, Karl Habel, 1869.

Literarischer Sprechsaal.

Unser Artikel in Nr. 24 des „Magazin“ über deutsche Arbeit und deutsche Wissenschaft in Frankreich, welche Vertreter von Hrn. G. Waldey in der Revue de l'Instruction publique den französischen Machthabern mit der Mahnung: Casus Consus! denuncirt worden waren, hat in derselben Revue zwei Erörterungen veranlaßt, von denen die eine, von Hrn. Ed. Goumy die Verteidigung des Herrn Waldey übernimmt, die andere aber, von Herrn Professor Bréal, dem französischen Vertreter von Depp's vergleichender Sprachlehre, sich entschieden auf unsere Seite stellt. Letzterer hat uns eigentlich der Mühe überhoben, das gegen uns auf einem sogenannten nationalen Standpunkt aufgeführte Geschick des Herrn Goumy zum Schwitzen zu bringen, doch verlieren einige von Herrn Bréal unberührt gelassene Punkte noch besonders widerlegt zu werden. Was, fragen wir, hat die Wissenschaft überhaupt mit der Nationalität zu thun? Wie ist es möglich, daß in einer Zeit, wo selbst die Hundschubmacher und die Schlafmüthenfabrikanten auf den „Schuh“ verzichten müssen, den ihnen der Staat bisher auf Kosten fremd-übigen Angehörigen verliehen, — wie ist es möglich, daß französische Gelehrte den Schuh ihrer Regierung gegen die Concurrenz deutscher Professoren auf französischen Lehrstühlen beanspruchen? Herr Goumy und Herr Waldey — Welches übrigens sehr geschätzte Jünger der Wissenschaft — sagen: „L'argent de la France aux Français d'abord; aux Allemands après nous — s'il en reste.“ Wie ist das zu verstehen? Soll etwa auch kein französisches Geld an deutsche Gelehrte, an deutsche Autoren gezahlt werden wie, wie Alexander von Humboldt oder Heinrich Heine, ihre Gedanken bei einem Verleger in Paris publiciren? Sollen diese erst dann etwas bekommen, wenn d'abord die Cassagnac, die Girardin und andere Français bezahlt sind? Die Herren Goumy und Waldey wollen das sicher nicht; aber was für einen Unterschied machen sie denn zwischen der Bezahlung der Cassagnac, die auf dem Lehrstuhl, und derjenigen, die in einem Buch publicirt werden? Ja, es müssen doch werthvolle Gedanken sein, welche die deutschen Professoren auf französischen Lehrstühlen vortragen, Gedanken, wie sie in gleicher Qualität von französischen Producenten nicht darzubieten werden — sonst würde dem Durst, der Herr und Meister der Herren Goumy und Waldey, die deutschen Professoren gewiß nicht angeeignet und bezahlt haben. Als ob deutsche Gelehrte, „qui viennent s'offrir“, nur sich anwerben brauchten, um den Landeskindern in Frankreich vorgetragen zu werden! Das ist sicher nicht der Fall. Aber die Herren Waldey und Goumy wollen, daß die Deutschen, auch wenn sie Besseres leisten als ihre französischen Concurrenzen, außerhalb Deutschlands nicht bezahlt werden. Sie verlangen, daß man die Schmettern der Deutschen, der Dübner, der Hage, der Egger, adoptirt, aber ihre Personen künftig abweist. Also dahin ist es in Frankreich mit den Ideen von 1789 gekommen! Nicht allein die republikanischen Institutionen haben die Imperialisten zerstört, sondern auch die Freiheit der „Republik der Wissenschaften“, wie sie Leibniz gelehrt und wie sie in Deutschland überall in Ehren gehalten wird — sie hat das Männen nicht zu, die dem heutigen System in Frankreich huldigien! 32

Es ist nicht uninteressant, aus einem in der „besonderen Beilage des Preussischen Staatsanzeigers“ vom 7. August enthaltenen Artikel zu entnehmen, daß bereits im J. 1816 der

Sachsen-Inspector der k. Eisenbahnen in Berlin, Obergamts-
Richter Krüger, einen Dampfwagen erbaut und in Bewegung
setzt hat, und daß auf eine am 27. Mai 1817 erlassene Ver-
fügung des Rheinischen Oberbergamtes in Bonn Versuche mit
diesem Dampfwagen auf aufgestellten Schienen im Saar-
brücker Steinkohlen-Revier gemacht worden sind, die zwar zu
keinem definitiven Ergebnis geführt haben, da die Versuche zu
schieflich waren, doch steht sehr fest, daß lange bevor in Eng-
land die ersten Locomotiven auf Schienen sich bewegen, in
Deutschland bereits die Idee vollständig zur Erscheinung ge-
kommen war. Nach einem Berichte des brandenburgischen
Obergamts vom 9. November 1818, war der von Krüger in
Berlin erbaute Wagen, bei einer Dampfspannung von 50 bis
60 Pfund auf den Quadratzoll, darauf berechnet, eine Last von
800 bis 1000 Centner zu ziehen. Es geht ferner daraus hervor,
daß in einem Laß, 1/4 Stunde nach Beginn der Feuerung, unter
Aufwand von 1 1/2 Scheffel Steinkohle, eine Dampfspannung von
15 Pfd. erreicht worden war, mit welcher der Wagen in 1 1/2 Mi-
nute den disponiblen Weg von annähernd 100 Fuß Länge
mit ziemlich gleichförmiger Bewegung zurücklegte. Bei 18 Pfd.
Spannung wurde eine raschere, gleichförmigere Bewegung
erzielt, und bei 20 Pfd. ging der Wagen so schnell, daß
er den Weg von 92 Fuß Länge in 1 1/2 Minute durchlief
(allerdings die nur geringe Geschwindigkeit von weniger
als 1 Meile pro Stunde). Bei dieser Leistung zog er eine Last
von 40 Ctr. in 1 1/2 Minute, eine von 72 Ctr. in 1 1/2 Minute,
und es war, sagte Krüger, von geringem Belange, ob man bei
einer nur schwachen Leistung 10 Ctr. mehr oder weniger auf den
Wagen lege.“

Wenn die Versuche in Saarbrücken zu keinem praktischeren
Resultate führten, so wird namentlich dem Umstande die Schuld
eigewiesen, daß nicht, nach einem Vorschlage Krügers, ein
Mechaniker — ein Schlosser oder ein Schmied — als Maschinen-
führer in Berlin angelandt und mit der Auseinanderlegung
und Weiterzusammenführung des Dampfagens vertraut gemacht
worden war. Jedenfalls geküßt dem deutschen Ingenieur die
Ihre, eine große Idee zuerst in ihrer praktisch ausführbaren
Gestalt erkannt zu haben, und der Name Krüger verdient
daher in der Geschichte der Erfindungen neben dem von Steu-
erhausen genannt zu werden.

Man weiß, daß England von jeher sehr reich war an so-
genannten Tract Societies, d. h. von Gesellschaften oder Vereinen,
die sich die Aufgabe gestellt haben, unter den niederen Klassen
einst ganz unentgeltlich kleine Traktätschen oder Abhandlungen
kostenlos zu verbreiten. In jenseitiger Form wird ge-
wöhnlich eine bestimmte biblische Wahrheit oder ein Lehrsatz durch
gelebte Gattungen illustriert, und religiöse Grundsätze sollen auf
einfache Weise dem Leser gewissermaßen eingeschmeichelt werden.
Es bleibe dahingestellt, wie viel oder wie wenig von den guten
Wirkungen der Verbreiter auf diese Weise erfüllt worden ist. Es
ist sich nun in ähnlicher Form eine Gesellschaft ganz anderer
Art gebildet, deren Namen allein schon ihren Zweck deutlich
kennzeichnen läßt. Sie nennt sich: Ladies National Association for
the Diffusion of Sanitary Knowledge, und die Tütel der kleinen
Schriften, die diese Gesellschaft besonders unter den arbeit-
enden Klassen zu verbreiten bemüht ist (etwa 20 derselben liegen
vor, jede zum Preise von zwei Pence), weisen, in welchem
Sinn und körperlich gesunden Sinne sie zu wirken bemüht ist.
Sie lauten z. B.: The Worth of Fresh Air (Werth der frischen

Luft); The Use of Pure Water (Gutes, reines Wasser); The
Value of Good Food (Nahrungsmittel); Gain of a Well-Trained
Mind (Wahre Bildung); The Starting in Life (Der Eintritt in's
Leben); My First Place (for young Servants); How to manage a
Baby (for Mothers); How to make the Most of Things; Young Men
in Great Cities (for young Men) etc. Keine dieser kleinen Abhand-
lungen enthält mehr als 30 Octavseiten; der in allen wehende Geist
ist der einer durchdachten und tüchtigen Lebensauffassung.
Der Arbeiter soll lernen, seine eigenen Kräfte zu brauchen und
ihnen zu vertrauen; dazu muß aber vor allen Dingen seine
Kenntnis der Dinge um ihn her erweitert werden; er soll aufhören,
ein blindes Werkzeug in der Hand Anderer zu sein. Statt ihn
auf eine jenseitige ungewisse Zukunft zu verweisen, wie es so
häufig in jenen ererbten Traktätschen geschieht, werden ihm
in diesen erreichbare Mittel und Wege angegeben, sich das
diesseitige Leben möglichst erträglich zu gestalten, ja in be-
scheidenem Maße sogar zu schmücken. Er empfängt in leichtfäßlicher
Weise Belehrung nicht nur über die Beschaffenheit und die
Functionen seines eignen Körpers, sondern über die physischen
und chemischen Gesetze, die den ihn umgebenden alltäglichen Er-
scheinungen zu Grunde liegen, und zugleich praktische Winke
mancher Art. So wird der Aberglaube zerstreut, und der Mensch darauf
hingewiesen, die Allmacht und Allweisheit zu verehren, die diese
so wunderbaren und bis in's kleinste Detail zweckmäßigen Vor-
gänge in's Leben rief, sie zu verehren nicht bloß auf Grund der
zweifelhafte biblischen Wunder, sondern indem die ihn täg-
lich umgebenden ihm nahe geführt werden und er zu ihrer Beob-
achtung angeregt wird.

Der Wunsch, eine ähnliche Literatur bei uns entstehen zu
sehen, ist schon wohl gerechtfertigt, damit auch unsere Arbeiter-
Klassen bald jenen zur Natur zurückführenden Hellsinn machen
mögen. M. St.

Ueber das alte Rom ward die Bekanntschaft angestellt: nie
und nimmermehr werde sich auf der Erde eine so herraus groß-
artige Macht- und Prachtfülle entsalten lassen, als Rom, im Besitz
fast aller damals bekannten Länder, in seiner höchsten
Blüthe sie entwickelt habe. Ein Widerspruch hiergegen sei er-
laubt und zwar im Hinweis auf ein ganz neues Ereignis —
auf die Macht- und Prachtfülle, welche zur Zeit der Weltaus-
stellung im Jahre 1867 Paris bot. Hier waren nicht bloß fast
alle bekannten Länder, hier war fast der ganze Erkreis ver-
treten. Wie einst in Rom, so waren auch hier die Fürsten der
größten Staaten vereint, doch nicht im Siegeszuge eines stolzen
Cäsars, und diesem unterwürfige Huldigungen darbringend als
die Unterjochten roher Gewalt, sondern geladen zu einem Welt-
kampf auf der Arena aller Friedens-Begegnungen, in edler Har-
monie ihrer selbst und ihrer Völker!.... Wer vermag bei
solcher Parallele dem alten Rom den Vererber unibertrefflicher
und unerreicher Macht- und Prachtfülle darzulegen? Wer
vermag nach solchem Vergleich nicht einzusehen, die Mensch-
heit habe nicht umsonst in den letzten Jahrtausend Zahl an Fort-
schritt und Vervollkommen erstrebt, und verdienen es wahrlich
nicht, wenn gerade jetzt das neue Rom mit schwerem
Vorwurf sie ermahne, auf dieser Bahn der Völker-
beglückung und Einigkeit einzuharren und umzu-
kehren! Hfr.

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register

enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

VON

Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques“, der „Bibliographie biographique universelle“ etc. *mueria el hombre, viva el nombre, Calderon.*

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler.

(156)

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Gohmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsstände.

Herausgegeben von Dr. **Wilhelm Kierner.**

(157)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatshefts 10 Sgr.

Das Jahrbuch (Nr. 23–26) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Astronomie. Eine neue Theorie der Kometen. — Die Sonne und die fixen Sterne. **Meteorologie.** Licht, Wärme und Schall bei Meteoriteneinfällen. — Das Klima des Jethums von Esch. — Die Polarländer. **Physik.** Zusammenfassung des Baufalles durch Wasser. — Die blaue Farbe des Himmels. — Elektrische Gebilde des lebendigen Thiers. **Chemie.** Das chemische Lichtgewicht und der Druck. — Gemischte Zusammenhänge, physikalischer Eigenschaften und physikalischer Wirkung. **Botanik.** Einfluss der Gravitation auf die Pflanzenentwicklung der Pflanzenwelt. **Mineralogie.** Ueber die Gesteinsarten in Australien. **Biologie.** Wirkung des aetherischen Oelzuges auf den Körperbau des Menschen. — Subjektive musikalische Töne. **Paläontologie.** Die vorweltliche Flora des hohen Nordens. **Agrikultur.** Die Verblüthe der Pflanzen. — Verwertung der städtischen Abfälle.

Soeben erschien bei **B. G. Teubner** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Molière. Shakspeare

und die deutsche Kritik.

Von

C. Humbert,

Gymnasiallehrer in Bielefeld.

(158)

gr. 8. gehftet. Preis 3 Thaler.

Molière's Werke fanden schon zu Lebzeiten des Dichters in Deutschland allgemeine Anerkennung, und haben selbst auf die Entwicklung der deutschen Schauspielkunst und des deutschen Theaters über ein Jahrhundert lang einen bedeutenden und heilsamen Einfluss ausgeübt.

Seit der ungerechten Kritik A. v. Schlegels und seitdem die abgöttische Verehrung Shakspeare's verhand genommen, ist der früheren Bewunderung eine unverdiente Vernachlässigung und Geringschätzung gefolgt.

Obiges Werk hat den Zweck, durch Hinweisung auf die Zeit der ersten, von keinem Tadel getriebenen Anerkennung und Bewunderung, durch Erinnerung an das Urtheil bedeutender Männer, die sich auch späterhin in ihrer Bewunderung des Dichters durch Schlegel und andere Kritiker nicht irren machen liessen (Goethe, Schöller, Ranke, Bouterwek, Julian Schmidt u. A.), und schliesslich durch eine Widerlegung jener Kritiker selbst, eine dritte Periode einer gerechten, auf festem Grunde beruhenden Würdigung des Dichters herbeiführen zu helfen.

Da wie Schiller und Göthe, so auch Molière von dem Shakspearecultus besonders zu leiden gehabt hat, so hat der Verfasser in einer ausführlichen Vergleichung dessen was beide Dichter auf dem Gebiete der Komik geleistet und in einer genauen Betrachtung einer Anzahl Shakspeare'scher Komödien nachzuweisen gesucht, dass letztere gerade diejenigen Eigenschaften, von deren Willen unsere Kritiker sie über die Molière'schen Lustspiele erheben, am wenigsten besitzen; dass sie den Anforderungen, welche man an echte Meisterwerke der Poesie im allgemeinen und der komischen Poesie insbesondere zu stellen hat, durchaus nicht, Molière's Lustspiele hingegen denselben Anforderungen im vollen Masse genügen.

Zur Unterstützung seiner eigenen Ansicht zeigt der Verfasser, dass selbst die bedeutendsten englischen Kritiker und englische Dichter (W. Scott, Lewis, Charles Reade u. A.) kein Bedenken tragen den Komiker Molière dem Tragiker Shakspeare an die Seite zu stellen, geschweige denn, dass sie ihren Landsmann als Komiker dem französischen Dichter vorziehen sollten.

Bei **C. A. Schwetschke u. Sohn** in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundriss

der

Römischen Literatur.

Von

(159)

G. Bernhardt.

Fünfte Bearbeitung.

1. Abtheilung pro compl. 4 Thlr 15 Sgr.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien: (160)

Christian Carl

Josias Freiherr von Busen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung gezeichnet von seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe,

durch neue Illustrationen vermehrt von

Friedrich Rippold.

Zweiter Band:

Schweiz und England.

8. Weh. 3 Thlr. Weh. 3 Thlr. 15 Sgr.

(Der erste Band: Jugendzeit und römische Weltreise, hat denselben Preis.)

Verlag von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris.

Partie et Revanche par Mme Emeline

Raymond. 1 Vol. in 189. geh. 1 Thlr.

Un Conte de Fées, histoire vraie. — La

voisine Rose. — Pourquoi les héritières de

Boisrenaud restent vieilles, filles par Mme

Etienne Marcel. 1 Vol. in 189. 1 Thlr.

L'Ecole de l'Accompagnement. Ouvrage

faisant suite à l'Étude sur le quatuor par

Eng. Sauzey, Professeur au Conservatoire

impérial de Musique 1 Vol. in 80. broché.

Preis 2 Thlr. 5 Sgr.

Histoire généalogique et chronologique

de la Maison Royale de France, des Princes

des Grands Officiers de la couronne et de

la maison du Roy et des anciens Princes

du royaume avec les qualités, l'origine et

des armes de leurs familles. Le tout dressé

sur titres originaux par le Père Anselme.

Tom. IV. 2 livr. in Fol. broché. Preis

3 Thlr. 6 Sgr.

Dictionnaire de Géographie ancienne et

moderne. Livr. 18 et 19. Preis 8 Sgr.

Decainio, le jardin fruitier du Masson

Livr. 99–100 in 1. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Le secret de la vieille demoiselle par

Mme E. Marillat. Traduit de l'allemand par

Mme E. Raymond. 2 Vols. in 18. broché.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Encyclopédie de famille. Répertoire

général des connaissances utiles. Tom.

11. (Père — Sarcophage.) 1 Thlr. 25 Sgr.

Dictionnaire de l'Académie des beaux-arts.

Tom. III. Livr. 1. Preis 1 Thlr.

10 Sgr.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt

betreffend Archiv für Litteratur-

schiichte. Verlag von **B. G. Teubner**

in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Abtheilungen nehmen alle Buchhandlungen zu

bestellen des 3ten und 4ten Bandes, in Berlin

bei der Lit.-Anstalt.

Zusammenhang des Briefes nach France durch die

an die Secretäre (Schreibstube) des Reichs

durch die Reichs-Verwaltung; in der

Verwaltung; in der Reichs-Verwaltung; in der

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 21. August 1869.

[N^o 34.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Neue Theorien über Vulkanismus und Erdbeben. 489. — Zur Geschichte der Mittelklassen im Orient und Occident. 490. — Ernst Kautzsch: Nora. 491. — Ralfische Provinzen. Die baltischen literarisch-historischen Gesellschaften. 492. — England. Ueber nationale Antipathien. 493. — Frankreich. Henri Martin und Gustav Kinkel über Ausland und Europa. 11. Die Slaven und das Moskowitertum. 494. — Italien. Eine philosophische Gesellschaft in Italien. 496. — Portugal. Die ersten Jahre des Hauses Goarg in Portugal. 497. — Kleine literarische Neuere. Runins's Memoiren in deutscher Sprache. 498. — Deutsche klassische Gedichte in englischem Gewande. 498. — Koster's Arbeit. 499. — Literarischer Eposchaal. Humboldt's Denkmäl. 499. — Die jüdische Synode in Leipzig. 499. — R. A. Huber und die Arbeiterfrage. 499. — Aus dem christlichen Kirchenleben. 500. — Ausland gegenüber den Theben und den Deutschen. 500.

Deutschland und das Ausland.

Neuere Theorien über Vulkanismus und Erdbeben.

Unter allen Erscheinungen des Erdbens ist keine dem Verstand der Forscher bisher unangenehmer geblieben, als die schredenverbreitenden Krämpfe, welchen der Erdball von Zeit zu Zeit unterliegt. Obwohl der Eindruck dieses Phänomens auf den Menschengeist ein noch mehr erschütternder genannt werden kann, als derjenige auf seinen Körper und Wohnort, ist es nicht etwa der Schreden, welcher vor näherer Prüfung abgehalten hat. Seit Plinius bei der Beobachtung des Vesuv-Ausbruchs, welcher Scarculanum und Pompei veräschete, seinen Tod fand, sind unzählige Untersuchungen und Messungen auch während der Katastrophen selbst ausgeführt, und lange vor ihm gab es Hypothesen in Menge. Abgesehen von der Mythologie, welche die Theorie des Aristoteles am längsten halten können, welche die Kraft des Wasserdampfes als unmittelbare Ursache ansieht. Einbringendes Meerwasser in vulkanischen Boden sollte den Anlaß geben zur Erzeugung mächtiger Dampfblasen, welche mit unübersehblicher Gewalt die Oberfläche der Erde zu heben und zu erschüttern vermöchten. Der Umstand, daß die meisten Vulkane in der Nähe der Meeresufer liegen, sowie auch der vereinzelt vorgekommene Fall ausgeworfener gefochter Fische bei Vulkanausbrüchen wurden zur Unterstützung angeführt. Der englische Chemiker Dary machte zugleich auf das vermuthliche Vorhandensein flüssiger Alkali-Metalle im Erdinnern aufmerksam, welche das berührte Wasser mit mächtiger Hitze und Gasentwicklung erhitzten. Allein diese ehrwürdige Theorie scheitert an der einzigen Frage, warum denn der Dampf nicht dort frei wieder ausgehe, wo das Wasser hineingekommen sei, wie überhaupt ein solcher Druck entstehen könne, da doch die erste Dampfbläsung das Eindringen weiterer Wassermassen verhindert? Diese und andere Erwägungen haben die erwähnte Theorie in neuerer Zeit gänzlich zu Fall gebracht, und andere an deren Stelle hervorgerufen.

Boussingault gab den Anstoß zu dem Studium der gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Niederfließen der Erdschichten einerseits und dem Emporstieigen derselben andererseits. Die

im erstarrten Zustande gehobenen Gesteinsmassen bergen, nach seiner Ansicht, eine Menge von Hohlräumen, deren Zusammenfügen die Erdschütterungen hervorrufen soll. Einfürken von Gyps, Steinlitz, Kalk- und Mergelschichten giebt nach der Ansicht Rieder's den Grund zu Erhebungen der Oberfläche, indem sie durch den Stoß gepreßter Luft sich rings einen Ausweg suchen.

Am ausgebildetsten ist diese Hypothese von D. Volger vorgetragen worden, wobei namentlich die Wirkung der ungeheuren Lasten ganzer sich niedersegender Gebirge hervorgehoben, und dem Vorgange viel von dem Abenteuerlichen und Gewaltthätigen genommen wird. G. Mohr hat nach einer Richtung die angenommenen Möglichkeiten genauer studirt und schreibt insbesondere der Auswaschung des Meerwassers und dem dadurch herbeigeführten Einfranz des Meerbodens die Ursache der meisten Erdbeben zu, weil nachweislich die erste Bewegung des Wassers bei einer solchen Naturbegebenheit das Zurückweichen desselben vom Ufer sei.

Zugegeben, daß die zuletzt erwähnten Theorien in einzelnen Fällen, namentlich von beschränkter Verbreitung, Geltung haben mögen, im Allgemeinen können und werden sie nicht genügen. Erdbeben verbreiten sich nicht selten über Entfernungen, in welche lokale Ershütterungen nicht hinwirken könnten, denn Niemand kann doch annehmen, daß wie auf ein gegebenes Wort ein ganzer Gebirgszug oder Erdstrich zusammenstinken werde. Es macht sich mit Gewalt die Ueberzeugung geltend, daß den Erdbeben wirksamere kosmische Ursachen zu Grunde liegen müssen. Es ist zu bewundern, daß diese Einsicht so spät gekommen, und dagegen nicht auffallend, daß jetzt gleichzeitig von mehreren Forschern eine kosmische Erdbeben-Theorie aufgestellt wird, welche alle Anzeichen innerer Wahrscheinlichkeit besitzt.

Alexis Perrey in Frankreich ist wohl der Erste gewesen, welcher den Gedanken, daß die Erdbeben einer Ebbe- und Fluth-Erscheinung des flüssigen Erdinnern ihren Ursprung verdanken, unumwunden ausgesprochen hat, wenn auch in weniger prägnanter Form schon früher dasselbe vermuthet worden ist. Seit Jahr und Tag hat Professor Ph. Spiller in Berlin dieselbe Ansicht in Vorträgen und Abhandlungen ausgesprochen. Eine unabhängige, ausführliche Darlegung findet dieselbe in einem Werke von Rudolph Zals, dem Herausgeber der populär-astronomischen Zeitung „Sirius“, von welchem Werke bisher zwei Lieferungen ausgegeben sind.)

Die Erscheinung der Ebbe und Fluth im Meere war ehemals ebenso unverstänlich wie die Erdbeben; Aristoteles soll, an ihrem Verständniß verzweifelnd, der Welt nachgegangen sein, und in der zurückgekehrten den Tod gefunden haben. Heute, nachdem die Astronomie das jahrausende alte Räthsel der Gezeiten aufgelöst, ist man im Stande, für alle Hafenstädte auf jeden Tag im Jahre, Zeit und Höhe der Fluth vorher zu berechnen.

Es ist unbestreitbar, daß Flutherscheinungen in dem Innern der Erde entstehen müssen, wenn dasselbe, wie die meisten Forscher annehmen, flüssig ist; dieselben müssen ferner ungleich bedeutender ausfallen, wenn diese Flüssigkeit sehr viel mehr

*) Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche. Graz, 1869, 8.

Masse besitzt, als das Meer. Die größte bisher aufgefundenen Meerestiefe betrug wenig über eine Meile, der Halbmesser des fluthenden Erdinnern würde aber, wenn dasselbe nicht um den Mittelpunkt (durch die Schwerkraft) einen leeren Raum bildet, nach den gewöhnlichen Annahmen der Geologen etwa 860 Meilen betragen. Die Fluthwelle entsteht bekanntlich dadurch, daß die dem anziehenden Weltkörper (Mond oder Sonne) zunächst liegenden Theile stärker angezogen werden, als die dem Mittelpunkt näheren. Dadurch erheben sich die in der Verbindungslinie des Weltkörpers mit dem Erdmittelpunkte gelegenen Flüssigkeitstheile am stärksten, während die diametral entgegenliegenden, schwächer angezogen als alle übrigen Theile, noch hinter der Bewegung des Centrums zurückbleiben. Hierbei nimmt also das flüssige Erdinnere genau wie das Wasser die Gestalt eines Ellipsoids an; es besitzt zwei gegenüberstehende größte Erhebungen (Fluth), die in die Richtung des anziehenden Weltkörpers fallen, und also mit demselben fortschreiten, und in der ganzen Zone zwischen diesen Fluthpolen Ebbe. Der Mond wirkt unvergleichlich stärker auf die Flüssigkeit als die Sonne, da bei seiner geringen Entfernung der Unterschied in dem Abstand der ungleich angezogenen Punkte der Fluth um so stärker in's Gewicht fällt. Mond wie Sonne wirken natürlich am stärksten ein, wenn sie sich in der größten Erdnähe befinden, am schwächsten im umgekehrten Falle, sonst aber bringt ihr gegenseitiges Stellungsverhältniß die mannigfachen Combinationen hervor. Mond- und Sonnenwelle kämpfen oder verbinden sich mit einander, stärken oder schwächen sich. Die Spring- oder Kaiserfluth des Meeres ist eine solche Combinationswelle durch Sonnen- und Mondeinfluß.

Eobald nun die Welle des flüssigen Erdinnern mit größerer Kraft gegen die innere Wandung der Erde geschleudert wird, entstehen Erschütterungen, Stöße, Spalten u., kurz die Erscheinungen, die wir als Erdbeben bezeichnen, welche aber sehr verschiedenartig ausfallen, theils nach der Zusammenfassung der anziehenden Kräfte, theils nach Tiefe und Bau der Erdkruste an den Stellen, gegen welche die Stöße erfolgen. Die Wellen werden am stärksten sein:

1. zur Zeit der größten Mondfluth;
2. bei Voll- oder Neumond, wo Mond und Sonne sich auf denselben oder entgegengesetzten Seiten von der Erde befinden;
3. wenn der Mond im Aequator steht;
4. wenn die Declination der Sonne gleich ist der des Mondes.

Am sichersten sind aber Erdbeben zu erwarten, wenn mehrere dieser Fälle combinirt auftreten, Sonne und Mond sich gleichzeitig im Stadium größter Wirksamkeit befinden. Dadurch werden besonders Sonnen- und Mondfinsternisse unheilverkündend, zumal wenn sie mit mehreren der genannten Umstände zusammenwirken, total und länger dauernd sind. Zahl hält hierbei eine größere Reihe von Finsternissen auf, welche mit Erdbeben zusammenfielen, unter denen besonders diejenige aus dem Jahre 31 unserer Zeitrechnung interessant, welche die Evangelisten auf den Sterbetag Christi verlegt. Nach Galb's Berechnung fällt auf diesen Tag nur eine Mondfinsterniß, während eine Sonnenfinsterniß mit vielen einem Erdbeben günstigen Umständen, auf den zweiten Freitag nach der Kreuzigung eintrat. Es ist um so wahrscheinlicher, daß die Sage diese ungleichartigen Ereignisse verschmolzen, da der Evangelist Johannes, welcher selbst „im Irren unter dem Kreuze stand,“ weder der Finsterniß noch des Erdbebens erwähnt.

Man könnte denken, daß nach dieser Theorie nichts einfacher

sein müßte, als jedes Erdbeben zu berechnen und vorherzusagen. In einem gewissen Grade müßte dies in der That möglich sein, und so wagt denn auch Galb, wie einst Thales gethan haben soll, uns auf den Zeitpunkt vom 30. September bis Anfang October dieses Jahres aufmerksam zu machen, in welcher Zeit in den Aequatorlinien (Peru, Sibirien) eine Katastrophe eintreten könnte. Allein wie schon die Meerfluthwelle an den verschiedenen Orten in durchaus ungleicher Weise auftritt, so mag mancher größere Stoß der Erdkrustewelle wirkungslos abgelenkt, mancher geringere bemerkbar werden. Die Erscheinung kann niemals die Regelmäßigkeit der ungestört und offen sichtbar fluthenden Meereswelle annehmen. Eine genaue Zeitbestimmung des Maximum der Stöße erschwert schon die Verästelung der Welle durch die Trägheit der Materie und Hindernisse des Wegs; wie die größte Mittagwärme nach 12 Uhr, die bestmögliche Sommertemperatur einen Monat nach dem 21. Juni eintritt, so kömmt die Wirkung der Stöße auch Stunden und Tage nach dem Punkte der intensiven Wirkung. Ueber die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Erdkrustewellen fortsetzen, haben wir eine wichtige diese Theorie bekräftigende Angabe des Hochstetter über das Erdbeben von Peru (14. August 1868). Die Erdkrustewellen hatten sich genau in derselben Zeit (19 Stunden) von Peru nach Neuseeland fortgeschlagen, wie die gewöhnlichen Fluthwellen. Es erscheint mithin zunächst wichtig, vor allen bekannten Erdschütterungen zunächst die astronomischen Verhältnisse, Gang der Welle, Retardation u., zu ermitteln, eine Arbeit, welche der Verfasser für die Erdbeben der letzten 20 Jahre im 2ten Hefte begonnen hat. Wir sehen mit Spannung der Fortsetzung des wichtigen und geistvollen Werkes entgegen. Ernst Krause.

Dur Geschichte der Mittelklassen im Orient und Occident.

Von der „Geschichte der Gesellschaft“ von Dr. J. K. Bach, deren ersten Theil, den Adel behandelnd, wir in Nr. 12 besprochen haben, liegt uns jetzt der zweite Theil vor, welcher die Mittelklassen im Orient und im Occident der letzten Jahrhunderte gegenständig. Wir können diesem Band uneingeschränkt, als wir bei Besprechung des ersten vermochten, unsere Anerkennung zu Theil werden lassen; er behandelt in sechs Abschnitten sehr wichtige sociale Fragen, und weiß denselben, außer dem reichhaltigen geschichtlichen Gehalts, noch auch eine allgemeine, eine für alle Zeiten gültige Seite abzugewinnen. Er behandelt die Einleitung zunächst das Verhältniß der politischen Verhältnisse zur socialen Bewegung, untersucht dann die Bedeutung des Priester- und Kriegerstandes im alten Orient, beantwortet ferner die Frage, was die bevorrechteten Stände selbst für die Hebung der Mittelklassen gethan haben und wendet sich dann dem Aufkommen der Industrie und der Entwicklung des Städtewesens und des Verkehrs zu. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Orient und seiner socialen Ordnung, der dritte mit dem Occident und dem Grundbesitz, als dem Fundament der gesellschaftlichen Ordnung; der vierte Abschnitt fußt uns zu den Griechen, der fünfte zu den Römern, bis wir im sechsten die christlichen Völker in ihrer gesellschaftlichen Entwicklung während des Mittelalters zu betrachten haben. Das ist tief genug

*) Geschichte der Gesellschaft von Dr. Johann Jakob Bach, II. Theil. Die Mittelklassen im Orient und im Occident der letzten Jahrhunderte. Würzburg, A. Stuber, 1869. (VII u. 287 S.)

und wenn wir dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er den-
selben mit gedanklicher Tiefe und umfassender Gründlichkeit
behandelt, so dürfte dies auch die Fortführung seines Werkes
unsern Social-Politikern zur eingehendsten Beachtung empfehlen.
Bei einer so streng geschlossenen Darstellung, wie sie der
Verfasser mit Recht seinem Buche gegeben, ist es freilich
schwer, außer der Angabe der Hauptpunkte, welche er behandelt,
Einzignes hervorzuheben; doch mag es gestattet sein, um auch
hier eine Probe von des Verfassers Behandlung des reichen
Stoffes zu geben, eine Stelle anzuführen aus dem ersten Ab-
schnitt, welche von dem Unterschied der politischen Geschichte
mit der socialen Bewegung handelt. „Wenn die politische Ge-
schichte“, heißt es auf Seite 2, „ihr Tagewerk in Worten und
Jahren vollbringt, braucht die sociale Geschichte für ihr Werk
Tennissen und Jahrhunderte. Die sociale Geschichte ist der
Gefährte der politischen; wenn jene den Bau angelegt, baut
sie diese aus seinen Trümmern ein neues Haus, das Material
zu Neubau aber steht nicht mehr, wo es im alten Gebäude
war. Da, wo die Geschichte den socialen Boden eines Standes
untergraben, da verliert er auch den politischen Glanz, da nimmt
er auch nicht mehr die alte politische Stellung ein, und darum
nehmen auch die Stände je nach der Zeit die Rolle der Erhal-
tung und die der Bewegung..... Der Grund dieses Wechsels
in politischen Rolle liegt in dem Verhältnis der socialen Wirt-
schaft des Standes und des Einzelnen in ihm zur politischen
Verfassung. Die sociale Macht will auch eine poli-
tische sein; wo sie dies nicht erreicht, tritt sie in die Reihe der
Verlorenen. Als das industrielle Vermögen sich gleich und eben-
bürtig mit der Macht des Grundbesitzes fühlte, da wollte es
auch die gleiche politische Berechtigung erhalten. Wo das städtische
Vermögen die Uebermacht in der Vertretung erlangt, da fühlt
es die Landpartei gekränkt und erhebt den Kampf. Wo der
herrschende Grundbesitz seine Macht in der ersten, die Kraft
der Industrie die übrige in der zweiten Kammer entfallen kann,
kämpft das Leben eher Ausflucht auf Verschönerung. Der Kampf
der Interessen führt am Ende doch zu einem Siege, der die
Macht, wie das allgemeine Beste in seinem Schooße trägt.
Der Interesse von allgemeiner Natur einer großen Volkspartei
ist seine Berechtigung, und wenn es diese erreicht, da wird der
Kampf der innere der Wahrheit, und die Wahrheit muß
siegen. Das Leben ist ein Kampf und nur im Kampfe ist das
Wesen. Wenn die staatliche Partei die nationale, oder die poli-
tische die sociale Parteilung niederhält, da kommt der Zusammen-
stoß der Gewalt, und aus dem Kampfe die Despotie, der Tod
der Freiheit, d. i. die gleiche Berechtigung. Der Staat, der
das Recht nicht anerkennt lebt in ewiger Gefahr der Gewalt,
der Umwälzung, er kommt nicht zum Frieden. Nur das Recht
des Friedens.“ Wir glauben, durch dieses Citat eine Probe
von der Art und Weise, wie der Verfasser seinen Stoff gedank-
lich durchdringt und verarbeitet, gegeben und zugleich unser
Urtheil über die Trefflichkeit des Buches begründet und dasselbe
um der weiteren Beachtung derjenigen empfohlen zu haben,
über die Lösung der unsere Zeit bewegenden socialen Frage
zu denken.

—p.

Ernst Raupacher: „Nora.“

Der durch seine „Gedichte“, „Legionen vom Wörther-
See“ bereits weiteren Kreisen bekannte Poet bietet und in rascher

Aufeinanderfolge hier einen neuen Blütenstrauch seiner Alpen-
musen.

Seine „Nora“ — eine lyrisch-epische Selbstbiographie in
kieselnden ottavine — ist ein liebliches Idyll aus dem schönen,
poesiereichen Kantonnerlande, ein warmes, liches Gemälde süd-
deutschen Dichterlebens, in das wir uns um so lieber versenken,
je kahler die Prosa, die uns umgibt.

Doch hören wir unseren Sänger selbst:

Erster Gesang.

IV.

„O schöne Zeit! — da durch die deutschen Gauen
Der Winstrel noch mit seiner Fier zog
Von Purg zu Purg, den Augen süßer Frauen
Erbendige Poesieung entzog
Zum Minne'sang, der Mitter selbe Frauen
Ein selbstbewußtes Köcheln überzog.
Wenn er die Mäher sang aus alten Tagen:
Vom edlen Siegfried und vom grimmen Hagen!“

XIV.

„Ein Ländchen liegt, vom Alpenkranz umschlossen,
In Deutschlands Süden, doch nicht allzuwarm,
Ein Land, wohnen sich nimmer noch ergeben
Der überlästige Touristenschwarm,
Eist kurze Zeit durchtraut vom Dampfstoßessen,
Obgleich an taubenblättr'gem Reiz nicht arm —
Dies Ländchen ist's, das mit dem engern Bande
Der Lieb' ihn eint dem großen Vaterlande.

XV.

„Wen süßt, o Heimatland! mit mächt'gem Leben
Nicht deiner Berge majestät'che Pracht —
Die Opfer zu den Weilen sich erheben,
Das Erz erglänzt im tiefen Hellenacht;
Wie schimmert deiner Seen Silberbeben,
Wie schäumt deiner Flüsse Donnermacht,
Wie wogen deiner Wälder dunkle Wellen,
Wie lustig springen deine Bäch' und Quellen!“

XVI.

„Es leuchten deiner Oestricher stolze Zinnen
Gleich Wäldern schmutz im Spiegelblanken Stahl,
Von Fingern schauen stattdie Ruinen
Mit ersten Blicken nieder, ohne Zahl;
An Trauen bist du reich mit holdem Minnen,
Mit resgen Wangen, gold'nem Augenstrahl,
Bist vieler Hühler froh, und reich zu preisen
An unergleichlich schönen Volkswesen!“ u. s. w.

Wie es um unseres Sängers irdisches Theil steht, erfahren
wir in der sechsundneunzigsten Strophe:

„Mit ir'chem Gute, zwar nicht überflüssig,
Doch reichlich, hat das Schicksal ihn bedacht,
Und wenn auch weit entfernt, daß je ihn müßig,
Ihn eingeblüht dies Bewußtsein macht —
Hiel' er's zum Mindesten ein überdrüssig
Unlängs denn: in des Erwerbes Schacht
Zu wühlen, seine Habe zu vermehren,
Statt Unvergänglichem sich zuzukehren!“

Nach einer in der herrlichen Alpennatur seiner Heimat glück-
lich verlebten Kinder- und Knabenzeit überlebet der Dichter im
zweiten Gesange nach der Kaiserstadt,

„Wo Hunderttausende sich freuen, hürnen,
Wo Kunst und Mode die Natur erstickt“ . . .

Manches Jahr verweilte er da —

„Im dumpfen Hórsaal sehen sich zu lassen
Niel selten ihm zur rechten Stunde ein“

„Theater und Concerte, Soirées
Und Bälle gab's in Hülle allzumal,
Antikensabinette und Museen,
Gemäldegalerien, Saal an Saal
Besucht er“

„In glänzenden Hôtels, in niedern Schänken,
Er mußte überall gewiesen sein —
Hier fürchte ich das zarte Dbr zu tranken
Derjenigen, die vornehmstolz: gemein
Sich: Treiben schelten; möchten sie bedenken:
Es muß der Dichter kennen Grob und Fein!
Damit er wie der Maler Licht und Schatten
Geschickt in seinem Bilde weis zu gatten.“

Bilder der Freundschaft und einer schönen, glücklichen Liebe und Heirat, Reisen durch die Schweiz und Italien, nach Venedig u. s. w. sind der reichhaltige und ansehnliche Stoff des zweiten, dritten und vierten Gesanges.

Dies glückliche, beneidenswerthe Dichterleben hat jedoch auch manches Weh an sich, wie an leidenden Freunden und Sangesgenossen, erfahren:

XLII.

„Der Särger, wie ein König allerorten
Empfangen einst, geehrt und angethehn,
Er findet überall verschlossene Pforten,
Man heist ihn ungehört von dannen gehn
Wie einen Lausgenicht, mit barischen Worten
Heißt man gedulbig ihn zur Seite stehn! —
„Wir haben keine Zeit für Deine Lieder!“ —
„Versuch' Dein Glück zu besser Stunde wieder.““

XLIII.

„Er freilich hat kein Recht zu solchen Klagen,
Der los'sche Blüthen nur bloßer Gepläst;,
Wohl aber Grund zu völligen Verzagen,
Wenn Deine Stirn' sogar noch ungeschmückt,
Der Du dramatische Schlachten schon geschlagen,
Den reichlicher der Genius beglückt —
O Du trotz alledem noch Unbekannter,
„Von Heimwand“ nach dem Heimatoffer Genannter!“

XLIII.

Doch endlich muß auch Dir nach langen Mühen
Ein Morgen dämmern groß und wunderbar!
O dann, wenn Deines Ruhmes Strahlen sprühen
Sich wird erheben leuchtend, sonnenklar —
O dann wird meine Seele auch durchglühen
Ein freud'ger Stolz, daß ich die Perle war,
Die jubelnd der erstauenden Welt entzündet
Den neuen Tag, der jedes Herz entzündet!“ u. s. w.

Zum Schluß möchten wir den noch jugendlichen Dichter, dem Worte und Reime so leicht und lieblich von der Lippe fließen, vor kleinen Nachlässigkeiten, Aufmerksamkeiten u. warnen, wie z. B.:

„. . . . doch ich vergesse schier

Auf meinen Egon!

Wir handeln, wenn wir lesen, schreiben, reisen,

(Ich schiel' es nicht, auch dies hat was für sich) . . .

Wir begrüßen in Ernst Hauscher ein Dichtertalent, das nach den gegebenen Proben noch eine schöne, reiche Zukunft verspricht.

Dr. E. E.

Baltische Provinzen.

Die baltischen literarisch-historischen Gesellschaften.*)

Durch nichts beweisen vielleicht die Vorkänder (mit Einschluss der Kur- und Ehstländer) ihre unterfächste deutsche Eigenart so entschieden, als durch die starken oder vielmehr erblichen Anforderungen, die sie an sich unter einander stellen, und durch den offenen Zabel, den sie über ihre Schwächen aussprechen, indem sie sich dadurch gegenseitig zur Milderung ihrer Kräfte anspornen und somit darauf binwirken, daß sie im Großen und Ganzen in so vielen Bäckern des geistigen Schaffens Tüchtige leisten. Und doch läge für die zweimalshunderttausend Deutsche im Westen des Peipus, verlassen und vergessen vom Mutterlande, wie sie es sind, staatlich verbunden mit einem geistlichen Volke von Halbbarbaren, welches ihnen durch sein Verhältniß keinerlei Anregung giebt, die Versuchung nahe genug, es zu mancherlei Stämmen und Stämmchen Mitteleuropas gleich zu thun, indem sie sich nach außen möglichst absperrten, alles zu und jede Anerkennung nur für sich unter einander behielten, jeden Versuch für ein Meisterwerk erklärten, jeden Fortschritt einen Virtuosen, jeden Coullisreifer einen Buben, künftler, jeden Feinwandpinstler einen großen Maler, jeden Reimschmied einen Dichterkürken, jeden Bücherfabrikanten einen gelehrten Forscher nannten und sich durch solche Gegenstände wenigstens in ihrer eignen Mitte zu unsterblichen Weihen emporzuschwindelten.

Zu diesen Gedanken regt uns eine Kritik der baltischen „literarisch-historischen Gesellschaften“ in dem neuesten Heft I. „Baltischen Monatschrift“ an, dem letzten, welches und Redaktion des Herrn Dr. Verholz erscheint. Zu unserer Freude hat es ein jüngerer Vorkänderischer Schriftsteller, Herr Ernst v. Brüggens in Riga, übernommen, dieses wertvolle Preßzeug im Kampfe mit der russischen Censur weiterzuführen. Am 1. October erscheint das erste Heft des neuen Jahrganges.

Aus der erwähnten Kritik entnehmen wir folgende charakteristische Stellen: „Alle unsere gelehrten Gesellschaften sind in deutschen Mustern gegründet und verbanden einzelnen geistlichen und wissenschaftlich hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Festsetzung. — — Sie haben noch heute unter dem Einfluß der geistigen Strömung in Deutschland. Ein frisches und mächtiges Streben erwachte bei uns in den zwanziger Jahren; Geschichte und das Alterthum unseres Landes, die Sprache und Cultur der Urbewohner desselben begannen in weiten Kreisen lebendiges Interesse zu erregen und allgemeine Theilnahme folgte den in diesen Richtungen unternommenen Arbeiten. U. wie es durch den eigenthümlichen Charakter unseres Landes bedingt wird, haben ebenso sehr praktische Interessen wie wissenschaftliche bei der Gründung unserer Vereine mitgewirkt. Die lettisch-literarische und die gelehrte ehstnische Gesellschaften gingen aus warmer Theilnahme für die Lage und die Zukunft des lettischen und ehstnischen Volkstammes hervor und allmählich nahmen sie gelehrten Charakter an, ohne doch ihr ursprünglichen Tendenzen zu entsagen. Die Gesellschaft der Geschichte der Ostseeprovinzen hat sich allerdings gleich von vornherein die Erforschung der vaterländischen Geschichte zur Aufgabe gestellt, aber sie fand es doch auch für nöthig, die

*) Baltische Monatschrift, December 1868. Riga, erscheint durch das Dienstmanns-Institut „Erper“.

Gewinn und den Genuß, welchen das Studium der vaterländischen Geschichte leitet", ausführlich darzulegen. Allein die holländische Gesellschaft steht auf einsamer Höhe ohne bestimmte Ziele und Aufgaben; nur die geistige Anregung der Mitglieder unter einander ist ihr Zweck. Der ehrenwerthe und liebenswürdigste Dilettantismus, der sie gegründet, hat in ihr bis heute keinen Platz behauptet. — — — Es läßt sich nicht verkennen, daß es gegenwärtig unseren Gesellschaften sehr an bestimmenden und arbeitsfreudigen Personen fehlt und daß in Folge dessen eine immer größere Vethargie sich über die meisten breitet, die nur selten geföhrt wird. Namentlich auf dem Gebiete der Landesgeschichte macht sich das Zurückbleiben immer bemerkbarer. — — — Selbst das in der neuesten Zeit lebendiger denn je in der jüngeren Generation erweckte Interesse für die Geschichte des Landes hat zu keiner selbständigen Produktion geführt. Jetzt allerdings, wo der Mittelpunkt aller geschichtlichen Studien unseres Landes verschwunden (Schirren?), ist weniger denn je die Hoffnung auf Heranbildung einer Schule junger holländischer Historiker. — — — Wie oft schon ist die Einführung der Reformation in Friesland verhandelt, aber ungeachtet und ungeprüft schleppen sich stets dieselben Nachrichten und Ansichten durch alle diese Schriften fort. Rigas Stellung in der Hanse oder Esthland unter der Dänenherrschaft — welche Aufgaben für historische Studien! Solche und ähnliche Untersuchungen und Forschungen wären recht eigentlich Sache der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen. — — — Was dagegen ein Verein auch bei uns zu leisten vermag, wenn er seine Aufgaben ernst umschrieben hat, das zeigt trotz einiger Mängel die lettisch-literarische Gesellschaft, die in der That erfreulich wirkt und in erfolgreicher und fruchtbringender Weise die Kenntniß der lettischen Sprache, Mythologie und Sittenkunde fördert."

In diesem Tone geht es weiter; man muß aber mit der literarischen und wissenschaftlichen Arbeit in den Ostseeprovinzen vertraut sein, um die Klagen auf ihren wahren Werth zurückzuführen; es handelt sich darin eigentlich nur um das Zurückbleiben hinter dem unerreichbaren Ideal. In der That dürfen die Völkler gerade ihre Leistungen auf geschichtlichem Gebiete kühdlich neben die gleichen Arbeiten jeder anderen deutschen Provinz stellen. Wir haben schon früher in diesen Blättern dafür Belege geliefert. G. R.

England.

Ueber nationale Antipathien.

Brau von Etööl ist es, die zuerst die treffende und noch heute richtige Bemerkung machte, daß kein Volk der Erde so stolz auf sein Land sei als die Engländer, und andererseits keines so geneigt, sich in anderer Herren Ländern aufzuhalten". Gewiß ist patriotisches Gefühl, ja selbst Stolz nicht nur erlaubt, sondern schön, so lange er nicht ein Herabsehen aller anderen Völkler in sich schlüßet; diese Schattenseite aber scheint von englischen Vaterlandsgefühl ungetrenntlich zu sein, obwohl das vielfache Reisen unter fremden Nationen, das Kennenlernen vielerlei der wirksamste Correctiv nationaler Voreingenommenheit zu sein pflegt. Der Grund, warum dies bei der großen Masse der Engländer nicht zutrifft, liegt unseres Erachtens darin, daß sie zwar viel reisen, jedoch nicht auf die rechte Weise; unbenutzen; sie sehen eben nur, was sie sehen wollen, und finden

daher in allen Erscheinungen nur die Bestätigung der vorgefaßten Meinung: England sei das bevorzugte, das „gelobte Land."

Ein bekanntes englisches Kindergebet beginnt mit den Worten: „I thank thee (God that I was born a happy english child" — und in diesem Sinne wird von früh auf die Erziehung geleitet, ist es da ein Wunder, wenn die Ueberzeugung von englischer Vortzüglichkeit in jeder Hinsicht zum Glaubensartikel wird? Daß aber unter dem intelligenteren Theile der Nation eine freiere Auffassung sich endlich Bahn zu brechen beginnt, daß man endlich einzusehen anfängt, wie nationale Vorurtheile überhaupt nur für einen untergeordneten Standpunkt der Civilisation ihre Berechtigung haben, dafür legt u. A. ein sehr gut geschriebener Artikel in einer der letzten Nummer der Saturday Review Zeugniß ab. *)

„Die neuesten Zermürfnisse zwischen Amerika und England, sagt der Verfasser, haben gewisse Betrachtungen in den Vordergrund gebracht, welche von mehr als vorübergehendem Interesse sind. Sie haben, und zwar keineswegs zum erstenmale, eine Thatsache an's Licht gebracht, welche nicht vergessen werden darf, die nämlich, daß eine beträchtliche Anzahl Menschen sich verpflichtet glauben, und mit Etwas wie consequentem Haß zu betrachten. Sie begnügen sich nicht nur, ein Uebelwollen (es sei gerechtfertigt oder nicht) gegen gewisse Maßregeln der Regierung zu empfinden, welche für unfreundlich ansehen, sondern sie folgern mit Sicherheit daraus, daß Engländer als Nation geeignete Gegenstände für den Haß seien. Ein Amerikaner ist im Stande, uns gelegentlich zu erzählen, als ob es ein sich von selbst verkehrender Umstand sei, daß, während er für Individuen jede mögliche Ausnahme mache, er uns en masse mit denselben Gefühle betrachte, das Kelson den Franzosen gegenüber hegte. Dieser Held sagte nämlich die Pflicht seiner Leute in die zwei Gebote zusammen: den Befehlen zu gehorchen und die Franzosen zu haßen wie den Teufel.

Allerdings giebt es auch Engländer, die, wenn Einige von uns thöricht genug sind, blinde Vorurtheile gegen Ausländer zu nahren sofort die entgegengesetzte Seite der Frage verteidigen, und zwar mit der nöthigen Energie, doch findet man oft genug noch Individuen, welche einzelne Klassen von Ausländern mit unverföhnlicher Feindschaft betrachten. Wenn in den Hauptstädten der alte Franzosenhaß bis zu einem gewissen Grade ausgestorben ist, so lebt er doch in manchen Landkreisen noch fort, und es giebt Leute, welche bereit sind, unseren amerikanischen Schmähern mit einem Haße zu vergelten, welcher prima facie wenigstens ebenso unvernünftig ist. Es lohnt wohl der Mühe, zu fragen, was für wirklicher Werth solchen Heußerungen des Nationalgefühls beizumessen ist?

Die erste Bemerkung, welche sich bei dieser Erwägung aufdrängt, ist die, daß es absurd ist, Leute zu haßen, weil sie Eigenthümlichkeiten haben, welche die natürliche Folge der Verhältnisse sind, in denen sie leben. Es würde von einem Amerikaner lächerlich sein, uns wegen mancher alten Vorurtheile zu verdammern, so thöricht einige davon auch sein mögen, wenn man bedenkt, wie der ganze Gang unserer geschichtlichen Entwicklung dahin gewirkt hat, sie in uns zu befestigen; und gleichermäßen lächerlich wären wir, wollten wir die Bewohner eines neuen Landes verurtheilen, weil ihnen manche Verfeinerung abgeht, die das langsame Product einer alten und fortdauernden

*) Vieles, was in dem folgenden Artikel gesagt ist, sollte man sich auch in Eid- und in Norddeutschland, in Oesterreich und in Preußen ad notam nehmen.

Civilisation ist. An sich ist allerdings die Bemerkung nicht zu treffend. Wir haben einen Dieb oder Mörder, wenn auch die Umstände, in denen er groß geworden, es fast außer Möglichkeit stellen, daß er irgend etwas Besseres werden konnte. Als Christen freilich sind wir verpflichtet, Niemanden zu hassen; in der That aber sind nur wenige Menschen so gute Christen, um zwischen einem Menschen und seinen Eigenschaften einen Unterschied zu machen; wir bringen uns nicht dahin, einen Verbrecher zu lieben und seine Verbrechen zu hassen. Wenn wir Grausamkeit und Vötherei verabscheuen, so verabscheuen wir in gleichem Maße die concrete Verfeinerung dieser Abstraktionen; und deshalb, wenn wir von einer Nation sagen könnten, daß sie wesentlich schlechter sei, als ihre Nachbarn in moralischer Hinsicht, wäre es zu entschuldigen, wenn auch nicht ganz zu rechtfertigen, daß wir sie mit Abneigung betrachten und zwar ohne die Ursachen in Betracht zu ziehen, die ihre Demoralisation veranlaßt haben. Hier aber treten uns die klaren Thatfachen entgegen. Niemand kann sagen, daß der Unterschied zwischen civilisirten Nationen so entschieden und so nach einer Richtung hin markirt sei, daß wir berechtigt seien, eine derselben mit Verachtung zu behandeln. Die Zeit liegt hinter uns, wo wir summarisch die Franzosen als frivoles und unmoralisches Volk abfertigten; wir geben zu, daß viele unserer Vorurtheile in der größten Unwissenheit wurzeln, und daß wahrscheinlich kein lebender Mensch einen unparteiischen Urtheilspruch abzugeben vermöchte über das Verhältniß der relativen Vorzüge von Engländern und Franzosen. In derselben Weise hören wir oft einen Amerikaner die Reize von Gemeinplätzen wiederholen, welche er von seiner Partei gelernt hat, und unsere Gleichgültigkeit dem gegenüber durch die eingeborene Dummheit und Schlechtigkeit unserer Nation erklären. Inzwischen wissen wir genau, daß derselbe Mann, in England geboren, mit gleicher Geläufigkeit eine andere Reihe von Phrasen wiederholt haben würde.

Es giebt allerdings gewisse deutliche Unterschiede im Nationalcharakter, aber sie sind nicht derart, um eine moralische Ueberlegenheit auf irgend einer Seite zu vindiciren. . . . Der britische Krämer ist nicht an sich besser oder schlechter, als der auf den Boulevards oder in Broadway (der Hauptstraße von Newyork). Wir können wohl viele große Unterschiede zwischen ihnen wahrnehmen, aber wir können sie nicht mit gutem Gewissen in irgend welche Rangordnung classificiren.

Wenn civilisirte Nationen im Ganzen annähernd auf gleicher Stufe stehen, so müssen wir zugeben, daß barbarische oder halbcivilisirte Völker zu hassen ebenso thöricht wäre, wie eine Abneigung gegen Kinder oder Thiere. Sie sind auf einer unvollkommenen Stufe der Entwicklung und können, wenige Fälle ausgenommen, keine wirkliche Antipathie erregen. Und dies führt darauf, welches der wahre Grund solcher nationaler Antipathien ist. Nicht, daß wir ernstlich glauben, eine andere Race sei weniger moralisch oder weniger intelligent als wir selber, denn in dem Falle müßten wir Chinesen und Neger mehr als Franzosen und Amerikaner hassen. Wir hassen die Nationen in der That nur, weil sie uns so sehr gleichen. Es scheint unerträglich, daß Leute, welche nicht die Segnungen der britischen Constitution genießen und nicht einmal uns verständlich sprechen können, in vielen Dingen ganz so gut sein sollen, als wir selbst. Ein unglückliches Wesen, welches mit unerklärlicher Beharrlichkeit „oui“ sagt, wenn es „yes“ meint, zeigt sich schlag, Städte und Eisenbahnen zu bauen, ja selbst Schlachten zu schlagen, ganz so gut wie wir. . . .

Nationale Antipathien also sind wahrscheinlich in demselben

Verhältniß stark, als sie unvernünftig sind, das heißt in demselben Maße, als sie auf keine wirklichen Vorzüge begründet sind.

Es giebt jedoch bei der Abneigung, die wir gegen andere Nationen empfinden, noch andere Motive, die sicher mit den gefeierten Verfeinerungsmitteln verschwinden werden. Ein gewöhnlicher, halbcivilisirter Mensch denkt sich die ganze Nation als Einheit, personifizirt in irgend einer Gestalt, wie z. B. John Bull oder Bruder Jonathan. Jede Eigenthümlichkeit, die von der Tradition einmal geheiligt ist, wird dieser imaginären Person angeeignet. John Bull stellt er sich vor als sich ewig vorragend einen Vordemüthigen, Bruder Jonathan als beständig einen Stolz schwingenden und Tabak saugenden. Diese Art von Anthropomorphismus, wobei der Topos für das Ganze gesetzt wird, ist ganz bequem. John Bull laut, wie man in Amerika meint, beständig an den Nägeln aus Reid auf seinen prosperirenden Fetter. Es fällt dem Amerikaner nicht ein, daß es viele Millionen von Engländern giebt, die jeden Morgen aufstehen, ihr Frühstück zu sich nehmen, ihre tägliche Arbeit vorbringen und zu Bette gehen, ohne auch nur an die Existenz des Atlantischen Oceans zu denken. Wir sind endlich dahin gelangt, einzusehen, daß in Frankreich und Deutschland eine große Menge Leute leben, die andere Dinge zu thun haben, als genau die Details englischer Politik zu verfolgen; aber dies ist eine verhältnißmäßig neue Entdeckung, die noch keineswegs allgemein eingelesen wird. . . .

Wenn diese gegenfeitige scharfe Beobachten und Unterlegen häßlicher Ansichten, das jetzt die Nationen trennt, als es ist so viele persönliche Gegner wären, einer gesunden Aufklärung Bahn gemacht haben wird (wogu das persönliche Kennenlernen eins der mächtigsten Hilfsmittel ist), dann wird die nationale Abneigung durch nationalen Wettstreit ersetzt werden. Dieser aber muß und wird in jedem Sinne fördernd wirken für die Vertiefung und Ausbreitung der Civilisation, der großen Aufgabe unserer Zeiten, an der Alle, bewußt oder unbewußt, mitarbeiten, jeder ein Theilchen an dem großen Weltbühnen der Zeit.

Frankreich.

Henri Martin und Gottfried Kinkel über Rußland und Europa.*

II.

Die Slaven und das Moskowitertum.

In der vorigen Nummer haben wir der Einleitung gedacht, welche Gottfried Kinkel seiner Uebersetzung des *Des Peuples et l'Europe*, von Henry Martin, vorausgeschickt; heute wollen wir uns mit dem Buche selber beschäftigen.

Wir haben es, wie Kinkel sagt, mit dem Werke eines der bedeutendsten und gründlichsten Schriftsteller des modernen Frankreichs zu thun, mit einem Buche, in welchem nicht reinlich Parteilebenshaft, sondern ein reifes und klares Selbst einer nationalen Politik veranschaulicht wird.

Der Verfasser bemüht sich (und das ist der Zweck des Buches) seinen Lesern die Ueberzeugung beizubringen, daß die Russen die größten und erbittertesten Feinde in Rußland zu suchen haben.

*) Rußland und Europa, von Henri Martin, Uebersetzt von Gottfried Kinkel. Hannover, Kämpfer, 1869.

Diesen Zweck verfolgt er systematisch. Er stellt zunächst Untersuchungen über die Rassen an, aus welchen sich die russische Nation gebildet und über diejenigen, aus welcher die Bevölkerung von Europa erwachsen ist und kommt darin zu dem Schlusse, daß die meisten europäischen Völker der arischen, die meisten asiatischen Völkerstämme aber der turanischen Rasse entstammen. Er sagt:

„Seit ältesten Tagen haben zwei große Völkerfamilien, beide aus der Urzeit im Centrum Asiens zum Vorschein erwacht, unter sich beständig Kampf geführt. Die eine hat im Orient die indische und baktrisch-persische, im Abendland die europäische Staatsgesellschaft gegründet. Es ist die Familie, welche die Bibel Söhne Saphet's nennt; die Familie der Arya's, deren Namen und Stammbaum die moderne Wissenschaft in Asien wiederentdeckt hat. Die andere nennen wir, nach der Uebersetzung der Morgenländer, die turanische Familie; der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt sie Tataren. Sie haben im Alterthum die kithonischen Eroberungszüge, im Mittelalter die des Attila, Dschingis-Khan und Tamerlan gemacht.

„Dauernd sind von ihren Ansehlungen die der Mongolen in Indien und der osmanischen Türken in West-Asien und Ost-Europa gewesen; ebenso die viel mächtigere, viel furchtbarere gegenwärtige Staatsgründung der Moskowiten oder Großrussen, die sich in das „Reichthum aller Reussen“ umgebildet hat.“

Nun bespricht der Verfasser die Entwicklungsphasen dieser Kassen in individueller, religiöser und metaphysischer Beziehung, wobei er den Ariern, die nur in Europa zur vollen Entfaltung gelangt sind, überall den Vorzug einräumt. Sodann kommt er über die slavischen Völker und namentlich auf Polen zu sprechen, dessen Wiederherstellung er in dem nachfolgenden Sage als eine Nothwendigkeit hinstellt:

„Die Geschichte Polens ist in dem ewigen Ringen von Iran gegen Turan nur eine Episode; aber diese Episode hat in der gegenwärtigen Zeitlage eine Bedeutung ersten Ranges angenommen. Das Bestehen Polens, der stillschweigend unter den europäischen Nationen, ist nichts als ein langer Streit gegen die Turanier und eine fortwährende Spannung für den Einen Zweck gewesen, das jene das Abendland, das Heiligthum arischer Bildung und den Heerd des Welt-Fortschrittes, nicht über-schweben sollten. Polen hat zweimal Erfolg gehabt: erst gegen die Mongolen, dann gegen die Osmanen; einem dritten Gegner, dem Moskowiten, ist es nach fünfhundert Jahren des Widerstandes erlegen — erlegen durch die Hülfskuld zweier europäischen Staaten und die blinde Pflichterfüllung der anderen. Und doch steigt diese gespenstische Felske von Zeit zu Zeit aus ihrer Gruft auf, um Europa zu mahnen, daß es sich selbst schütze, indem es sie wieder zum Leben ruf.“

Nun schildert der Autor eingehend die Kämpfe Polens gegen Moskowiten und veröffentlicht Peter's des Großen politisches Testament, von dem der vierte Paragraph besonders charakteristisch für uns ist. Er lautet:

„Polen entgegen, es in Uneinigkeit erhalten, indem man die Eiferucht der Parteien nährt und die dortigen Mächthaber mit Geld erkaufte; die Landtage sind zu beeinflussen, zu beschwächen, um die Wahl der Könige in der Hand zu haben und seine Anhänger wählen zu lassen und schützen zu dürfen, indem man moskowitische Truppen einrückt und so lange dort stehen läßt, bis sich die Gelegenheit bietet, ganz dort zu bleiben. Wenn die anderen Mächte Schwierigkeiten machen, sie vor der Hand durch Zerstückelung des Landes befriedigen, bis man das ihnen Ueberlassene wieder zurücknehmen kann.“

Man ersieht daraus wohl (wenn nämlich das Testament echt), daß die Politik dieses Herrschers ganz dazu angethan war, ihm das Prädicat „der Große“ zu verdienen. Nun, die Geschichte ist naiv genug gewesen, ihm diesen Titel zu lassen.

Nachdem nun noch der Polen-Eroberungen von 1793, 1830 und 1846 gedacht worden, geht der Verfasser ausführlicher auf die letzte Revolution von 1863 und deren graufame Consequenzen ein; er sagt unter Anderem:

„Die Verquickung tartarischer Grausamkeit mit moderner büreaufertiger Wissenschaft erzeugt Resultate, welche die Turanzen des Alterthums oder des Mittelalters nie hätten erreichen können. Der Tiger hat Augenblicke, wo er nachläßt; die zum Noth construierte Maschine hat sie nicht, sie haßt stets und trifft überall. Mit so weiterlicher Wissenschaft ist man noch nie bei Zerstörung einer Menschengesellschaft und eines Volkes vorgegangen. Wir stehen dem Schauspiel zu nahe, um den richtigen Maßstab anzulegen; die Nachwelt wird besser als wir die fatanische Größe des Dramas beurtheilen, dessen Augenzeugen wir sind.“

Es folgen einige Beispiele Murawiew'scher Henkerdramen, bei welchen sich vor Grauen das Herz zusammenkrampft, die wir aber hier übergehen wollen.

Die Kritik des Verhältnisses von Deutschland zu Rußland ist wohl etwas zu scharf um gut geheißen zu werden, wenn auch gegen ihre Logik Nichts eingewendet werden kann. Es heißt an dieser Stelle:

„Um den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland über die russische Frage zu würdigen, muß man sie nach den Klassen der Gesellschaft scheiden. — Die „Junker“, die Adels-pärl, sind bisher ganz russisch gewesen. Diese Teutonen sind die Niggothen, welche dem Attila als Vasallen dienten. Die deutschen „Barone“, als erbliche Feinde Polens wie der französischen Revolution, haben sich als die Allerunterthänigsten jener turanischen Autokratie bewährt, die vor ihren Augen im Nachbarlande nicht allein die alten Adelsgeschlechter, sondern auch jegliches bürgerliche Recht unter die Füße ihrer Wefstie tritt. Die Gleichmacher des moskowitischen Despotismus haben die letzten und unheilbaren Vorkämpfer der Geburts-Privilegien und der feudalen Injolenzen zur Avantgarde in Europa u. s. w.“

Dagegen läßt der Autor den anderen Schichten der deutschen Gesellschaft volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er behauptet, daß in diesen die Stimmung gegen Rußland durchaus feindlicher Natur sei.

Als das einzig wirklich wirksame Mittel, der Gefahr Europas in der wachsenden Autokratie des Moskowitenthums entgegen-zuarbeiten, findet der Verfasser die gemeinsame Arbeit aller Völker, sich selbst neuzulassen und mit den anderen zu verbünden; besonders aber empfiehlt er dies Frankreich und Preußen resp. Deutschland.

Die Einheit Deutschlands erkennt er als nothwendig zum Wohle Europas an, verbietet Frankreich und allen anderen Großmächten das Einigungswerk zu hindern, und wirft zuletzt folgende Frage auf:

„Welcher Nachbar paßt Deutschland besser, das russische Reich, das ohne Widerstand stetig anwächst, oder das wiederhergestellte Polen?“

Die angefügten Beilagen geben treffende Erläuterungen zu den von ihm besprochenen Theorien.

rm—

Italien.

Eine philosophische Gesellschaft in Italien.

In seiner Geschichte der Philosophie bemerkt Friedrich Ueberweg, in Italien befand sich in jüngster Zeit eine rege philosophische Thätigkeit. Diese Bemerkung darf aber nicht zu sehr premirt und jedenfalls nicht dahin mißverstanden werden, als ob man sich in Italien im Allgemeinen für die Arbeiten der Philosophie mehr interessiren würde, als etwa in Deutschland. Weit gefehlt! Erst jüngst bemerkte ein italienischer Schriftsteller: „In Italien sind die Verhältnisse jeder wissenschaftlichen Arbeit gewiß sehr wenig günstig, am allerwenigsten aber den philosophischen Arbeiten. Denn während die Meisten den ersten aus Trägheit abhold sind, sowie aus Gleichgültigkeit und wegen der tausendlei Zerstreuungen, denen sie nachgeben, tragen dagegen sogar auch nicht wenige Gelehrte dazu bei, die Philosophie in Mißcredit zu bringen, indem sie mit den Uebrigen sie zu verachten und sich nicht um sie zu bekümmern auffordern.“ Und in der That, während auf dem deutschen Büchermarkt die Philosophie in der jüngsten Zeit recht ordentlich vertreten erscheint, gehört in Italien ein neues nennenswerthes philosophisches Werk zu den Seltenheiten. Zur Bekräftigung dieser Behauptung mögen nur folgende zwei Beispiele dienen. Vor vier Jahren gab Terenzio Mamiani, einer der bedeutendsten unter den lebenden Philosophen Italiens, *Confessioni di un Metaphisico* (Bekenntnisse eines Metaphysikers) in zwei Groß-Quodrig-Bänden heraus. Nun bemerkte jüngst, — also bereits nach vier Jahren, — der vorhin erwähnte italienische Schriftsteller (Carlo Cantoni): „Ich muß wirklich den großen Muth Mamiani's bewundern, daß er es wagte, in unseren Tagen und in unserem Lande zwei solche Bände metaphysischen Inhalts herauszugeben.“ In Deutschland würde sich ein derartiges „Bemundern“ denn doch etwas sonderbar ausnehmen. Ein anderes Beispiel! In Deutschland leben wir mit Freude, wie Vosses *Mikrokosmos*, dieses nie genug zu bewundernde Denkmal der Gröndlichkeit, des Scharfsinns, der Gelehrsamkeit und Gemüthstiefe deutscher Philosophen, schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt. Von diesem Werke nun, meines Erachtens das weitaus bedeutendste seit Kant's in der Philosophie epochemachender Kritik, hat in Italien der Professor Bonatelli eine vollständige Uebersetzung geliefert. Wird diese italienische Uebersetzung wohl auch eine zweite Auflage erleben? Ja, wenn es nur auch zur ersten käme! Trotz aller Bemühungen, hat Bonatelli bis zur Stunde noch keinen Verleger gefunden, der die Herausgabe der Arbeit hätte übernehmen wollen. Sapienti sat.

Diese offen zu Tage liegenden Uebelstände haben wohl vorzüglich dazu beigetragen, daß sich neulich in Florenz ein philosophischer Verein constituirte hat. Derselbe nennt sich: *Società promotrice degli studi filosofici e letterari* (Verein zur Beförderung philosophischer und literarischer Studien), eine Benennung, welche bereits sagt, was die Gesellschaft zu ihrem Hauptziele sich setzt. Philosophische und literarische Studien will sie vorzüglich dadurch befördern, daß sie zur Ermöglichung der Herausgabe tüchtiger wissenschaftlicher, namentlich philosophischer Werke nach Kräften beizutragen sucht. Dies soll auf folgende Weise geschehen:

Es wird ein Vorstand gewählt, dessen Mitglieder fünf Jahre in diesem Amte bleiben. Wenn nun ein Schriftsteller (beziehungsweise Uebersetzer) zur Veröffentlichung einer Arbeit die

Mithilfe des Vereins begehrt, hat er sein bezügliches Manuscript dem Vorstand zur Prüfung einzusenden. Bei der Einsendung sind ungefähr die nämlichen Regeln zu beobachten, wie in Deutschland, und auch sonst bei Einsendung von Manuscripten. „Jedes Manuscript“, so lautet § 3 der bezüglichen Statuten, „muß mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, ausen das gleiche Motto, innenwärtig den Namen des Verfassers tragend.“ Bevor die Prüfung beendet ist, soll der Name des Verfassers durchaus unkenntlich bleiben und es ist diesem streng unterlagt, sich auf irgend welche Art zu erkennen zu geben. „Jedes handschriftliche Werk (ich übersehe die Statuten-Paragraphe) muß original sein, philosophischen, oder auch literarischen Inhalts, und soll an Umfang wenigstens dreihundertfünfzig Druckseiten gemöhnlichen Formats und Druck gleichkommen. Von dieser Regel wird nur da eine Ausnahme gemacht, wo es sich um eine Arbeit ganz neuen Inhalts und großen Verdienstes handelt. Andererseits kann das handschriftliche Werk den Umfang von drei gedruckten Bänden zu je ungefähr 400 Seiten, die in Einem Jahre veröffentlicht werden sollen, nicht übersteigen. Was übrig bleibt, sollte, kann im darauffolgenden Jahre angenommen werden. Romane und dramatische Compositionen sind von der Gegenwart ausgeschlossen.“

Sowohl halbjährlich wird die Prüfung der vor dieser Zeit eingesandten Manuscripte zum Abschluß gebracht. „Wenn der Vorstand ein Werk gut heißt, wird der Zettel geöffnet, der den Namen des Verfassers offenbart. Diesem zeigt der Secretär das Resultat an und sichert ihm den Verkauf von 500 Exemplaren des Bandes oder der Bände auf Rechnung der Gesellschaft zu, sobald das Werk auf Kosten des Verfassers auf gutes Papier und in geistigem Drucke herausgegeben sein wird. Im Vorstand kann übrigens noch eine größere Anzahl Exemplare verlangen, außer den 500. Der Preis eines jeden Bandes ist für den Verein auf nicht höher als 4 Lire (1 Thlr.) für das Exemplar festgesetzt. Kleinere, angenommene Schriften sollen zu 20 Centesimi (ca. 2 Gr.) pro Druckbogen berechnet werden.“

Ueber Format des zu druckenden Buches, sowie über die Art der Veröffentlichung, des Ankaufs und Absahes der dem Verfasser zugesicherten Exemplare behält sich der Vorstand mit dem Verfasser des approbirten Werkes sich zu verständigen. Nicht approbirt Manuscripte dagegen stehen zu des Verfassers Verfügung.

So viel aus den Statuten. Der jetzige Vorstand des Vereins besteht aus Männern, deren Namen in der gelebten Welt bereits einen sehr guten Klang haben. Präsident ist der bereits genannte Philosoph Terenzio Mamiani. Im Vorstande sitzen die Professoren Domenico Berti, Aug. Conti, Pasquale Villari, Michele Amari, Luigi Ferri, Alceste Aleari, Muggiero Bonghi, Sisdoro del Lungo, zu Marheffe Gino Capponi und Cavaliere Pietro Santani. Aug. Brancatti ist Secretair der Gesellschaft.

Diese Namen lassen allerdings tüchtige Leistungen hoffen und erwarten. Indes wird erst die Zeit zeigen, ob und wieviel solche Hoffnungen und Ermartungen begründet sind. Der dankte, der diesen Verein in's Leben gerufen, ist jedenfalls ein schöner, edler und vielversprechender. Möge die Bistämmer der Gesellschaft für die wissenschaftliche und literarische Fortbildung Italiens segensreich werden. Gewiß würde es aber auch der deutschen Schriftsteller und vielleicht noch mehr den deutschen Verlegern nicht schaden, wenn ähnliche Vereine auch in Deutschland sich bilden würden.

Portugal.

Die ersten Jahre des Hauses Coburg in Portugal.*)

Wenn die abstrakte Behandlung eines Stoffes eine Art von Vorzug historisch-politischer Darstellungen bilden soll, so würde das Buch des Generals Grafen Goblet d'Alviella über die Einsetzung des Hauses Coburg in Portugal, ein Buch, das der Sohn des wirklichen Autors, der gleichnamige „docteur en sciences politiques et administratives“ abstammt hat, ganz besonders diesen Vorzug verdienen. Während aus der Aufgabe unmittelbar hervorgeht, eine Verfassungsgeschichte Portugals in dem ersten Jahrzehend der Regierung Maria da Gloria's zu geben und der Autor auch sichtlich eine solche zu liefern wünschte, findet man in „L'Etablissement des Cobourg en Portugal“ lediglich eine Aufzählung der Ministerwechsel, Postkabeln und Straßenumbauten, die General Goblet als belgischer Gesandter und Vertrauensperson König Leopold's I. in Lissabon erlebt oder vorher von Brüssel und London aus beobachtet hat, nicht aber, was doch den Kern der Sache betrafte, die Schilderung der inneren Zustände des Landes und des Verhältnisses derselben zu seiner Verfassung und Regierung. Generalleutnant Goblet hat kein Werk fast wie eine diplomatische Depesche diktiert; er läßt nur die Personen des Hofes, der Diplomatie und des Ministeriums auftreten; das Ganze spinnt sich in dem Strom und Rückstrom dieser „bedrückenden“ Kreise ab, ohne den geringsten Hinblick auf das eigentliche Volksleben, von welchem Verhältnissen der häufige Gebrauch der Worte „démocratie“ und „démocratisme“ wunderbar genug absticht. Indessen diese Worte sollen auch nur metaphorisch gemeint sein, denn von der leibhaftigen Demokratie ist der General und belgische Diplomat ein unverwundeter Gegner, was wir ihm, insofern er die ersten Demagogie ertheilt, auch gar nicht verdenken wollen. Guizot's Meinungen sind offenbar sein Vorbild gewesen, das zeigt man an der destruktiven Haltung und an der vornehm glatten und kalten Form der Erzählung. Das Buch des Generals Goblet gleicht ihrem Geschehniss mit weiten Zwischenräumen, welche die Lücken des Farbenschilders auszufüllen verabsäumt hat! Hätte Goblet hinzugenommen, was hinter den diplomatischen Götzen, nicht etwa in den Palast-Gemächern, sondern am Herde des Landmanns, in den Kasernen der Soldateska, in den Zusammenkünften der Priester spielte, er hätte manchen inneren Grund der äußeren Vorgänge entdeckt, er würde trotz der beschränkten Schauplätze der portugiesischen Ereignisse beachtliche Momente der sozialen Bewegung des neueren Europas über beleuchtet haben.

Man beobachtet heutzutage in den konstitutionellen Staaten wenig katholischer Confession gar häufig ein gesittetes Verhalten der Politiker, über die kirchlichen Einflüsse so schweigen, selbst von allen unmittelbaren Einwirkungen der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen absehen, nur um nicht den wunden Nabel heftig widerstrebenden Mächte einer bestimmten, am strengsten abgeschlossenen Klasse irgendwo oder wie unsanft berühren müssen. Am Meisten ist dies in Belgien der Fall, dessen konstitutionalismus an seinem Klerikalismus den schärfsten

Schlagbatten empfängt. General Goblet zeigt hier sehr deutlich, daß er Belgier ist; von dem portugiesischen Arbeiter, von dem portugiesischen Priester und von den Beziehungen der Geistlichkeit zu den arbeitenden Klassen und so Kleinbürgertume wird nicht gesprochen; vergleichen könnte in Brüssel Anstoß erregen und in Lissabon vielleicht erst recht! Aber woher kommen denn die konstitutionellen Schwankungen der katholischen Länder? Etwa daher, daß dieselbst Alles so ganz aus Einem Gusse gegossen ist? etwa daher, daß alle Konflikte durch leichte Aktionen des parlamentarischen Mechanismus sich beilegen lassen? Nein gewiß nicht! Es sind Mächte in diesen Staaten vorhanden, die immer wieder und wieder Fragen aufwerfen, denen mit einer formalen Lösung gar nicht beizukommen ist! In Belgien hat die verbriefte Trennung der Kirche vom Staate der Geistlichkeit Eroberungen eingebracht, welche die künftige kirchliche Erwartung vor 40 Jahren kaum zu ahnen vermochte! Das erklärt die Proteste eines Laurent gegen das belgische Kirchenstaatsrecht von 1830, d. h. gegen die Schöpfung seines liberalen Gesinnungsgegners, des Diktators De Potter, der, nachdem er durch seine „liberale Union“ mit dem Klerus den heutigen Zustand hervorgerufen, eine sehr antikirchliche Geschichte des Christentums schrieb, um theoretisch niederzulegen, was er praktisch aufgebaut hatte!

Auch in Portugal hat der Klerus an den Erröthungen des konstitutionellen Systems einen bedeutenden Anteil gehabt. Die Reaction Don Miguel's, was war sie anders, als eine Coalition der Priesterschaft mit dem absolutistischen Theile des Adels und des Heres, und mit dem Viebzucht treibenden Bauernstande von Alentejo und Estremadura? Davon sieht bei Herrn Goblet natürlich nichts zu leien; da ist die miguelistische Partei eine „im Sinken schleichende Reaction“, obgleich sie mit Soldaten und Kanonen am hellen Tage lautstark marschierte, vielleicht selbst eine Ausgeburt der „Gamasilla“, alle irgend ein mystisches Wesen, das den Mägen der Heillosen seine Entstehung verdankt. Daß die gemüthlichen Eschsbirten Portugals in ihrem Gott vergnügt waren, mit allen Mühen der Selbstregierung und allem Fortschritt des konstitutionellen Lebens verschont zu bleiben, inntermalen sie froh waren, wenn sie überhaupt das nackte Leben hatten und nichts anderes zu denken brauchten, als was der Priester vorgeordnet hatte —: davon redet der diplomatische General König Leopold's kein Wort. Inzwischen waren die Miguelisten bis tief in die Regierungsperiode Maria da Gloria's hinein eine politische Partei von Bedeutung, und wenn sie auch später ihren alzu absolutistisch klingenden Namen ablegte, in That und Wahrheit behaupteten sie fort und fort einen Theil der politischen Arena und äußerten sich oft recht wirksam, sei es durch reactionäre Einflüsterungen bei den Gemäßigten, den sog. „Chartisten“ (Anhängern der monarchisch gefärbten „Charte“ Dom Pedro's), sei es durch revolutionäre Beeinflussungen der exaltirten Ultraliberalen, die der nach dem Muster der spanischen von 1812 entworfenen „Constitution“ von 1822 den Vorzug gaben. Selbst das Verhältniß der „Charte“ zur „Constitution“ wird von Goblet nur flüchtig angedeutet. Ebenso wenig erfährt man von den Zuständen in der Armee, ebenso wenig von denen des Handels, der bekanntlich fast ganz in den Händen der Engländer lag und dadurch das Schwergewicht der Stellung des englischen Gesandten bedingte! Nur mit ein paar Federstrichen wird summarisch erwähnt, daß Portugal nach 1813 noch mehrere Jahre lang geradezu englische Verwaltung gehabt hat (Marshall Beresford führte außerdem den unumschränkten Oberbefehl über das portu-

*) L'Etablissement des Cobourg en Portugal. Etude sur le début d'une monarchie constitutionnelle écrit sous les yeux du Lt. Général comte Goblet d'Alviella par E. Goblet d'Alviella. Paris, Librairie internationale, 1869. (401 pag.)

glesiſche Heer!), aber auch der Umſchwung von 1833 zu Gunſten der liberalen Politik Dom Pedro's iſt nicht ohne Zutun des engliſchen Kabinet's erfolgt, und es war gewiß nicht zufällig, daß Porto ſein Ausgangspunkt war, jenes berühmte *Wine comptoir* Alenglands, das die Ebdne Albion über die Angelegenheiten des Weinhandels ſehr glücklich hinaus zu erſteden wußten. Daß die engliſche Politik in Portugal lediglich ein Handelspolitik war (und eine monopolſüchtige!), die Frankreich dagegen, ſelbſt unter Ludwig Philipp, eine Machtpolitik, ſcheint von General Goblet nicht klar gewürdigt zu ſein, denn die Oppoſition des franzöſiſchen Geſandten Barons de Bois le Comte wider die des engliſchen, Lord Howart, wird ganz äußerlichen Beweggründen zuſchrieben. Nicht einmal die Schwäche der Diplomaten ſind von realiſtiſchen Standpunkte aufgefaßt. Einigmaßen iſt dies nur bei der Schilderung der Perſönlichkeiten Maria da Gloria's, des Prinzen-Gemahls Ferdinand von Coburg-Gotha und ſeines Erziehers und politiſchen Mentors, des ideologiſchen Profeſſors Diez der Fall.

Zugleich erfährt man aber in einem überaſchenden Grade, wie gut König Leopold I., ohne ſeinem Ruſe als konſtitutioneller Muſter-Monarch etwas zu vergeben, perſönliche und ſachſen-coburgiſche Hauspolitik zu machen verſtand. Sein Plan, durch ein belgiſches Armeecorps in Portugal Ordnung zu ſchaffen, weil der Sieg des Mariſalismus eine Miſteliſche Reaction herbeiführen könne, ein Plan, der an den verſchiedenen Zögerungen Lord Palmerſton's ſcheiterte (Herbſt 1836), ſchmeckt allerdings ſehr wenig nach konſtitutioneller Zurückhaltung. Die dynaſtiſchen Intereſſen des Hauſes Coburg, die der König keinesweges außer Acht ließ, verleiteten Leopold zu einem faſt direkten Eingreifen in die portugieſiſchen Verhältniſſe. Wir erſehen aus Goblet's Berichten, daß der belgiſche Monarch die Aufrechterhaltung ſeines Neffen Ferdinand von Sachſen-Coburg-Gotha wie eine perſönliche Sache anſah, ſeine Rathſchläge beſtrafen die geſammte Regierung des Landes, und ſo richtig die von ihm diktierten Maßregeln an ſich größtentheils waren, ſo überſchritten ſie doch öfters die Kompetenz einer befreundeten Macht und waren, wie der mitgetheilte Briefwechſel des Königs mit Goblet darthut, von einer concreten Anſchauung der Dinge nicht ſelten entfernt. Daß Leopold Portugal von Brüſſel aus lenken zu können glaubte, beruhte auf einem Irrthum, von welchem dieſer Verſuch ſelbſt die eigenſte Widerlegung war. Sollten die Coburger in Portugal nicht zu Schattenkönigen herabſinken (und dies war es ja, was Leopold um jeden Preis zu verhindern wünſchte!), ſollten die Prärogative des portugieſiſchen Thrones vermittelt der „Charte“ gewahrt bleiben, ſo durfte die Action der Krone nicht durch fremdes und einheimiſches Diktat gelähmt werden, ſo mußte die Rolle des Kronenträgers über die eines bloßen Parlamentspenſionärs erhaben ſein! Leider war Ferdinand von Coburg anfangs ſehr unpopulär in Portugal, und wir wüßten auch heute nicht, was er ſeinerſeits ſpäter ſelbſtändig hätte thun können, ſeine Lage und die Stimmung über ihn zu verbeſſern. Goblet räumt ein, daß Ferdinand mehr die Vorzüge eines reichen Privatmanns als die Charaktereigenſchaften eines Politikers entfaltete habe. Indefſen iſt er auch gründlich am Kaiſerthum gekniet worden, nicht bloß von Leopold, ſondern auch von ſeinem proteſtantiſchen Hauſelehrer Diez und ſeinem katholiſchen Reichrath, Vater Marcos. Unter ſo ſchwankender Staatsleitung wechſelten bis gegen Ende von Goblet's Sendung Staatsſtreiche und Umeuenten mit einander ab, und wenn dann das Gleichgewicht der Partei-

kräfte für eine Reihe von Jahren längere Waffenſtillstände bewirkt hat, ſo gehört doch ein ſtarker Idealismus dazu, nachdem ſie neue Verſchönerungen aufgetaucht ſind, in dieſem gemilderten Seitenblick Spaniens das Emporkommen eines „gouvernement libre“ zu erkennen! Trautwein von Belle.

Kleine literariſche Revue.

— *Bunſen's Memoiren in deutſcher Sprache.* Von den deutſchen Ausgabe der Memoiren des Freiherrn von Bunſen iſt kürzlich der zweite Band ausgegeben worden. Aus den Berichten, den wir zur Zeit über die engliſche Ausgabe des Werkes erſtatteten, welche die Gattin des Verewigten, eine hochgebildete Engländerin, veranlaßt hatte, werden ſich unſer Leſer erinnern, daß gerade der zweite Band, der die Beziehungen Bunſen's zum Könige Friedrich Wilhelm IV. umfaßt und die merkwürdigen Erſcheinungen auf den Gebieten des Staats und der Kirche in Preußen während des Jahrzehends von 1840 bis 1850 beſpricht, ſehr viel Intereſſantes enthält. Der deutſche Herausgeber, Herr Profeſſor Rippold, hat von demjenigen was die britiſche Verfaſſerin aus dem ihr vorgelegenen Material ausſchied, weil ſie es für ein nichtdeutſches Publikum nicht anziehend genug hielt, noch mancherlei mitgetheilt, was für das deutſche Publikum von Werth iſt. Bunſen war, wie man weiß, ein Mann von tief erſter, religiöſer Geſinnung, aber gerade darum theilte er nicht die ſcheinreligiöſe, frömmelnde Anſchauung der maßgebenden Männer, welche in Preußen das Kirchen- und Schulregiment zur Zeit Friedrich Wilhelm's IV. leiteten. Und die hier mitgetheilten Tagebuchblätter, Denkſchriften und Briefe wird übrigens nicht bloß auf die Zeit der Vierziger Jahre, ſondern auch auf die Gegenwart, deren Geiſt in gewiſſen maßgebenden Kreiſen ſeitdem leider eher Rück- als Fortſchritte gemacht hat, manches Schlaglicht geworfen.

— *Deutſche klaſſiſche Gedichte in engliſchem Gewande.* Der Director der „Modern School“ zu Muſſelburgh bei Edinburgh, Herr H. E. Goldſchmidt, hat in dem vorliegenden Bande eine Anthologie deutſcher Dichtungen zuſammengeſtellt, die ſich ſchon eine intereſſante Sammlung bildet, deren Werth jedoch durch die den Originalen beigeſetzten, an regard gedruckten, metriſchen Ueberſetzungen in engliſcher Sprache, ſowie durch Anmerkungen des Herausgebers, bedeutend erhöht wird. Mit Recht darf dieſer die Sammlung „a number of the fairest gems in the choicest settings“ nennen. Die beſten Gedichte von Simon Dach, Bürger, Götthe, Schiller, Uhland, Körner, Kerner, Müllers, Arndt, Heine, Platen, Freiligrath, Geibel, Anaſtaſius Grün &c. überſetzt von W. Taylor, Schellen, Ford Gower, Thomas Carlyle, Lord Bulwer Lytton, Bowring, Vongellow, Baſſerville, Maſſie, Atoun, Lady Wynn und vielen anderen geſchätzten engliſchen Freunden der deutſchen Poeſie, bilden eine internationale Anthologie.

*) Chriſtian Carl Joſias Kreibitz von Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. Zweite Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Rippold. Leipzig, H. W. Brockhaus.

*) Deutſche Poeſie mit den vorzüglichſten engliſchen Ueberſetzungen. Herausgegeben von H. E. Goldſchmidt. Venter: Williams & Norgate. Leipzig: J. B. Hartmann, 1869.

menthe, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Manche Gedichte sind so meisterhaft übersezt, so treu, nicht bloß dem Sinne, sondern auch der Form nach, wiedergegeben, daß man jureiten das Englische für das Original halten könnte. Namentlich gilt dies von W. Taylor's Uebersetzung der Bürger'schen "Fencer", die der englische Dichter im altenglischen Balladenton wiedergegeben, während die Zeit des siebenjährigen Krieges in die von Richard Edmonberg umgewandelt ist. Im Uebrigen nimmt jedoch Vers für Vers mit dem deutschen Original:

At break of day from frightfull dreams
Upstarted Ellenore:
My William, art thou slayn, she sayde,
Or dost thou love no more?
He went abroad with Richard's host
The paynim word to quell;
But he no word to her had writt
An he were sick or well.

Die klassische Sammlung verdient in Deutschland ebenso geschätzt zu werden, als in England. S. P.

— **Kloster Arkadi.** *) Ein deutsches Gedicht, datirt aus Athen und im Verlage einer deutschen Buchhandlung in Athen erschienen, ist jedenfalls etwas Interessantes. Das Kloster Arkadi hat in dem Zustande der Kretenser eine heldenmüthige Rolle gespielt, indem sich seine Kretenreiter, um nicht den Haaren Mustapha's in die Hände zu fallen, mit seinen Mauern die Luft sprengten. Es war dies die erste That, die der Welt den Beweis lieferte, daß es den Kretensern heiliger Ernst um ihre Sache sei und sie hat ihnen daher von Europa sowohl, als von Amerika, Sympathien, Gelder, Gewehre und Freigabe zugeführt. Das vorliegende Gedicht feiert die That von Arkadi, mit welcher der Dichter ein romantisches Liebesverhältnis zwischen einem Türken und einer Griechin verwebt hat. Möge es in Deutschland, um seines wohlthätigen Zweckes willen, zahlreiche Käufer finden!

Literarischer Sprechsaal.

Wir stimmen der Ansicht des „Wegweiser“ — „Organ für Volksbildung in Deutschland“ — bei, daß ein Standbild ein würdiges Volksdenkmal Humboldt's sein würde. Als ein solches wird vielmehr von der genannten Zeitschrift eine mögliche tüchtige und wohlfeile Volksausgabe des „Kosmos“ und der „Mächten der Natur“ in Voranschlag gebracht, von welcher Ausgabe jeder Volksschule am 14. September (vielleicht auch an dem folgenden Geburtstag Humboldt's) ein Exemplar als Geschenk zu überweisen sei. Gewiß wird die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung eine solche Volksausgabe des „Kosmos“ und der „Mächten der Natur“ für Gemeinden und Schulen sehr gern veranstalten. Doch immerhin würde auch dies noch kein so würdiges Humboldt-Denkmal sein, als das von Rudolph Virchow im Auftrag gebrachte Humboldt-Museum zur Verbreitung der Wissenschaft unter das Volk, eine Idee, die zunächst

in der Geburtsstadt Humboldt's, in Berlin, ausgeführt werden, später aber auch in allen anderen Kulturstädten Deutschlands Nachahmung finden soll.

Am Juli d. J. ist in Leipzig die erste jüdische Synode neuerer Zeit, besetzt von zahlreichen Gemeinden Nord- und Süd-Deutschlands und Oesterreichs, sowie von einigen Gemeinden des Auslandes, abgehalten worden. Es wird über die Verhandlungen, die von Herrn Professor Dr. Lazarus aus Berlin geleitet wurden, nächstens ein vollständiger Bericht erscheinen, und die kleine Schrift „Zur Charakteristik der ersten jüdischen Synode“, die uns jetzt zur Beurtheilung vorliegt, ist nur ein vorläufiges, die erste Resolution der Synode umfassendes Referat. Herr Rabbiner Dr. Ludw. Philippson, der Verfasser dieser Schrift, war zugleich der Antragsteller der gedachten ersten Resolution, durch welche die Versammlung von vornherein ihren Standpunkt klar machen und jedes Mißtrauen gegen geistliche oder kirchliche Anmaßungen von sich fern halten wollte. Die Hauptmomente dieser vom Verfasser ausführlich motivirten, durch Worte des Alten Testaments und anderer jüdischer Autoritäten beglaubigten und von der Versammlung einmüthig angenommenen Resolution lauten:

„Die jüdische Synode erkennt das Judenthum in Uebereinstimmung mit den Principien der neueren Gesellschaft und des Rechtsstaates, ... in Uebereinstimmung mit dem Principe der Einheit des Menschengeschlechts, der Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten dem Vaterlande und dem Staate gegenüber, sowie der völligen Freiheit des Individuums in seiner religiösen Uezeugung und dem Bekenntniß derselben; ... die Synode erkennt deshalb in dem Frieden aller Religionen und ConfeSSIONen unter einander, in der gegenseitigen Achtung und Gleichberechtigung derselben, sowie in dem nur mit geistigen Waffen und in streng sittlicher Weise geführten Kampf um die Wahrheit, Eines der großen Ziele der Menschheit.“

Die inhaltreichen, ebenfalls jeden Gedanken geistlicher Bevormundung der Gemeinden abweisenden „Begrüßungsworte“, mit welchen Herr Dr. M. M. Goldschmidt, Prediger der israelitischen Gemeinde in Leipzig, am 23. Juni die erste jüdische Synode eröffnete, sind gleichfalls bereits in besonderem Abdruck erschienen.“)

W. A. Huber, der alte Professor und berühmte Kenner spanischer und englischer Zustände, ist am 19. Juli im fleißigsten Lebensjahre, nach kurzem Krankenlager, zu Athenode im Harz mit Tode abgegangen. Bis zum letzten Tage seines Lebens hatte er sich mit der Lösung der socialen Probleme unserer Zeit, namentlich mit der Arbeiterfrage beschäftigt. Wir haben in diesen Blättern mehrfach seine Abhandlungen über Genossenschaftswesen, über die sogenannte „latente Association“, über die Pioniere von Roddaba u. A. besprochen. Eben war Huber damit beschäftigt, Nr. VII seiner „Socialen Fragen“, einen Bericht über die gegenwärtige Lage der Arbeiterfrage in England, den er bereits in der Cotta'schen „Wierteljahrschrift“ publizirt hatte, als Separatschrift herauszugeben und mit einem neuen Vorwort auszustatten, als ihn der Tod abrief. Die Schrift ist seitdem, wie die früheren sechs Abhandlungen über „social

*) Kloster Arkadi auf Kreta. Gedicht von G. Höpflin in Athen. (Der Verlag in Gmunden der Kretenrer Flüchtlinge.) Athen, Karl Witzberg, 1869.

*) Zur Charakteristik der ersten jüdischen Synode. Von Dr. Ludw. Philippson. Berlin, Louis Gerstel, 1869.
**) Leipzig, Decar Feiner.

Kragen*, im Verlage von Ferd. Höttemann in Nordhausen erschienen. Der Verf. wendet sich in diesem Werke, wie in der Schrift selbst, hauptsächlich der Betrachtung der cooperativen Genossenschaft und der Trades Society zu. Er warnt ebenso die Arbeiter, wie die Arbeitgeber, Erstere vor allen naturwidrigen, auszuweisenden Anforderungen und Letztere vor der leichtfertigen Nichtbeachtung einer Bewegung, die ihnen unversehens über den Kopf wachsen könnte. Die letzten Worte dieser Einleitung, welche Huber kurz vor seinem Ableben niedergeschrieben, lauten folgendermaßen:

... „Dann (wenn die Frage von beiden Seiten mit Ruhe erwogen wird) wird auch wahre Klugheit und berechtigter, individueller oder nationaler, Selbsterhaltungstrieb nicht fehlen, um die Gefahren zu erkennen, welche aus dem ungehörten Fortgange der sozialen Krankheit, aus dem Ueberwachen des blinden Unverständes, aus dem Aufwühlen der schlimmsten Leidenschaften erwachsen müssen. Echt staatsmännische Einsicht wird sich aber auch nicht der Illusion hingeben, als ob der Sieg der wohl oder übel bestehenden Ordnungen durch die materielle Gewalt, wenn er auch noch so sicher wäre, an sich schon eine Lösung der sozialen Frage, während er doch nur eine Erschwerung dieser Lösung sein würde. Möchte es — auch im deutschen Vaterlande — noch Zeit sein, möchte der rechte Geist der Liebe, der Weisheit und der Kraft in den Gebildeten des Volkes noch vorhanden oder zu erwerben sein, um — neben so manchen anderen Heilmitteln der wahren Staatswirtschaft, die wir hier nicht berühren — die arbeitenden Klassen auf die Wege der wahren Volkswirtschaft zu leiten, die wir in den folgenden Blättern an der Hand der vom stammverwandten Volke gemachten Erfahrungen und seiner Erfolge andeuten!“

Von den Aufzeichnungen des ehemaligen Benediktiner-Mönchs (späteren Buchhändlers in Berlin) Dr. M. G. Wagner: „Aus dem österreichischen Klosterleben“ ist soeben der zweite Band erschienen*), über welchen wir, wie dies im vorigen Jahre über den ersten Band geschah, eingehend referieren werden. Von diesem ersten Bande ist bereits eine zweite Auflage nötig geworden, und der zweite wird, bei dem allgemeinen Aufschwung der Klostergeschichte von Berlin erregten, sicherlich eine noch größere Theilnahme finden. Unseren Lesern ist wohl noch erinnerlich, welches Aufsehen vor einigen Jahren der Selbstmord des auch als Dichter bekannt gewesenen Benediktinermönchs Michael G. zu Kloster Melk an der Donau machte. Herr Wagner war mit Pater Michael persönlich befreundet und giebt über die unter den stiftlichen gebildeten Klostergeistlichen häufig vorkommende Neigung zum Selbstmord folgende Auskunft: In den Klöstern herrscht der robuste Athetismus; kein einziger Mönch glaubt an ein Jenseits nach dem Tode; kein einziger glaubt an Gott oder gar an das, was er sonst dem Volke täglich lehrt; die gewöhnlichen Naturen — und ihrer ist die Mehrzahl — sehen in dessen in dem Klosterleben nichts als ein Geschäft, bei dem man körperlich sich so viele Genüsse wie möglich verschaffen und tüchtig Geld verdienen müsse; die edleren Naturen hingegen empören sich bei dem Gedanken, es jenen gleich zu thun, sie versuchen sich selber, während sie dem gläubigen Volke das Allerheiligste

zeigen; die Stipendien und andere Einnahmen brennen ihnen in der Hand, und weil sie sich dies merken lassen und weil in den Klöstern überhaupt kein Friede herrscht, werden sie von den anderen „Brüdern“ gehäßt, mit Intriguen, Worten und Handlungen verfolgt, bis sie entweder glücklich entziehen, oder im Kampfe unterliegen, einen Selbstmord begehen, oder als sogenannte „Wahnfinnige“ in einer vermauerten Zelle und unter Anlegung der Zwangsjacke euden. Auch dem Verf. sind einige Beispiele der letzteren Art bekannt geworden und er erwähnt ihrer im ersten Bande seiner Rememoren. Auch einen nachmaligen Flüchtling gab es in seinem Stift, den bekannten Mönch Heinrich Berner, der als Pater Albin hieß, vom Stille aber „der Wilde“, d. h. „Wahnfinnige“ genannt wurde. Er entkam glücklich nach Sachsen, obwohl völlig mittellos, doch wollte er lieber draußen verhungern, als länger noch dem bühnen Mönchsrumbschlage leben: „Sedere post fornicem; cum omnibus habere pacem; semper bene loqui de patre Prioris; omnia sicut videri sicut vadunt; bibere bonum vinum et laudare nomen domini.“ (Hinter dem Den sitzen; mit Allen Frieden haben; den Vater Prior immer Gutes reden; alles gehen lassen, wie es geht; guten Wein trinken und den Namen Gottes preisen.)

Das Jung-Tschschenikum scheint selbst für das mit ihm verwandte Moskowitertum seine bedenklichen Seiten zu haben. Der „Golos“, ein Organ der fanatisch-nationalen Partei in Rußland, warnt gegen die Zulassung tschschischer Kolonisten im Kaukasus, wo sie leicht der Herrschaft der orthodoxen griechischen Kirche Eintrag thun könnten. Nur wenn die Tschschen die Minderzahl der Bevölkerung bildeten, so daß sie sich bald mit der Mehrzahl der Russen assimilirten, sollte man sie in den kaukasischen Kolonien sich ansiedeln lassen. „Wir hören aber leider“, sagt der „Golos“, „daß die Tschschen mit der Absicht umgehen, am Kaukasus ein neues Tschschenland zu bilden, daß sie darum, wenn ihnen dort vollständige Autonomie, als in Böhmen bewilligt wird, sich massenhaft am Kaukasus ansiedeln wollen und daß sie Hoffnung haben, diese Autonomie von der russischen Regierung zu erlangen“.

Die alte, deutsche St. Petersburger Zeitung ist kürzlich von der russischen Polizei verwarnt worden — weil sie die Russifizierung der deutschen Ostseeprovinzen als eine Kulturfrage bezeichnet und bemerkt hatte: „Die Kultur ist kein nationaler, sondern ein kosmopolitischer Begriff, und die Solidarität der Kultur-Interessen dehnt sich über alle Sprachen und Zeiten aus. Solange mithin die deutsche Kultur die russische noch übertrifft — und dies wird selbst von Herrn Katter gesagt — solange haben wir (die Deutschen) die Brücke zu bilden, die vom Westen nach dem Osten führt, und je größer die Verachtung des Letzteren gegen die Früchte moderner Civilisation, desto bedeutungsvoller ist die Brücke, die den Verkehr vermittelt. Nur in dieser Stellung bringen die Ostseeprovinzen dem russischen Reiche vollen Nutzen!“

Berlin. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Kirchhofstraße Nr. 34.

Verlegt von Ferd. Schömler's Verlagsbuchhandlung (Grunow und Gohr) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 96.

Druck von Eduard Kornig in Berlin, Französischstraße Nr. 34.

*) Berlin, Karl Heymann.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Tblr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 28. August 1869.

[N° 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Stolte's „Faust“, dritter und vierter Theil. 501. — Die Lösung der socialen Frage durch Gewervereine und Arbeiterkassen. 504. — A. Epir: Die Gerechtigkeit unserer Verfassung. 507. — Frankreich. Deutsche Studien in Frankreich. I. Bis zur Juli-Revolution von 1830. 508. — Nord-America. Deutsche Romane in America. Verthold Kuerbad's Vorband am Rhein. 507. — **Ausland.** Zur Charakteristik der Geistlichkeit Auslands. 508. — Spanien. Die Regierung und die Parteien. 510. — **Kleine literarische Revue.** „Die Democratisirung des Wahlrechts in England und ihr Einfluß auf die parlamentarische Regierung.“ 512. — „Vermager in neuer Uebersetzung.“ 513. — „Beichtüßel für Töchter.“ von Hermes. 513. — „Die Ziele der Lehrerbildung.“ 513. — **Literarischer Sprechsaal.** Humboldt-Stiftungen in Breslau und Hamburg. 514. — Humboldt's Biographie. 514. — Die Förderung weiblicher Industrie in Darmstadt und in Stuttgart. 514. — Z. von Sauer über Verthold Kuerbad. 514. — Die öffentliche Meinung und das Sittengesetz. 515. — Die periodische Presse in England seit Abschaffung des Zeitungsteuergesetzes. 515. — Zur Geschichte der Plakbauten. 515. — Die Dame vom Meer. 515.

Deutschland und das Ausland.

Stolte's „Faust“, dritter und vierter Theil. *)

Nachdem wir bereits im „Magazin“ die beiden ersten Theile des Stolte'schen „Faust“ zu würdigen Gelegenheit haben, bleibt uns nun nur in vier Händen vollendete Werk Gelegenheit, die ganze Idee und das Ziel dieser originellen, riesigen Dichtung zu begreifen und den Werth derselben für die Poesie, besonders aber für die höchsten Bestrebungen unserer Zeit und der ganzen Menschheit nach bestem Wissen und Gewissen darzulegen.

Was zunächst den Dichter selbst betrifft, so gab ihm sein eigenes, in den mannigfaltigsten Formen für geistige und körperliche Gesundheit, Wahrheit und Schönheit arbeitendes und Voller bringendes Leben eine Fülle von Stoff, Erfahrung und Studium, um sich über die höchsten Bestrebungen und tiefsten Leiden der Menschheit eigenste, begierige Urtheile zu bilden. Er suchte als Prediger und Seelenarzt, als Naturheilarzt, romantischer Sänger und Darsteller, Theater-Director, Lehrer vor dramatischen Darstellungskunst und Redacteur eines eigenen Organs dafür, durch öffentliche Vorträge seines ersten Faust-Theiles u. s. w., so wie durch seine kräftige, anregende, leicht in begeisterter Verehrsamkeit ausströmende Persönlichkeit in den verschiedensten Theilen Deutschlands für sein Faust-Ideal zu wirken. Obgleich schon ein Sechziger, erfreut er sich doch noch der rüstigsten Manneskraft und einer jugendlichen, ungetrübten Begeistertheit, um welche ihn seine glücklichen Freunde vereinen. Er arbeitete über zehn Jahre, ungehört durch die oft rührenden Einsätze der Zeit, aus eigenster Begeisterung, ungeschwächt an diesem Riesenwerke und übergab es neuerdings, mit vielleicht beispielloser Aufopferung materieller und geistiger Mittel und zugleich einer Bescheidenheit in Bezug auf den ge-

hofften Erfolg, der Öffentlichkeit, daß wir ihn schon deshalb als eine ganz eigene, solarisch stittliche Größe bewundern müssen. Wer nach allen solchen Erfahrungen, Aufopferungen, Opfern und Niederlagen im Kampfe mit den mächtigen Götzen und Götzenbildern unserer Zeit sich diese Manneskraft, diesen freudigen, frischen Glauben an die Menschheit und ihre glückliche Zukunft, an die Verwirklichung des Faust-Ideals bewahren konnte, der ist schon deshalb ein Held und Apostel ersten Ranges.

Nachdem wir nun auch, besonders im dritten Theile, erfahren haben, wie dieses Faust-Ideal sich nicht etwa in einem geträumten Skarion oder Arkadien, sondern in einem nüchternen, modernen Staate von oben herab durch alle Lebensformen und Gesellschaftsklassen hindurch verwirklichen soll, finden wir in Stolte's Faust für alle Bestrebungen unserer Zeit einen solchen Reichtum von Anregungen und praktischen Lehren, daß wir ihn gerade in dieser Richtung nicht energisch genug empfehlen können.

Was ist das Faust-Ideal? Ewig schön und groß sehen wir es im ersten Theile des Götthe'schen Faust streben und ringen. „Wie saß ich Dich, unendliche Natur!“ „Sehe nun ein, daß wir nichts wissen können; das will mir schier das Herz verbrennen“ u. s. w. Der Mensch, die Menschheit, mit den unendlich reichen Kräften des Willens, Wissens und Wirkens findet sich gegenüber und in eigener Brust immer eine Menge widerstrebender, sich widersprechender Kräfte und Gewalten. In uns ein nach Unbefriedenheit strebendes Wollen, in denselben Innern widerprüchvolle Regungen und uns gegenüber die harte, grausame Nothwendigkeit. Wie versöhnen wir sie mit unserm ewig lebendigen Wollen? Die Philosophen sagen wohl: „Durch das Wollen des Nothwendigen; dies ist allein die wahre Freiheit“; aber wie zwingen wir unsern künftigen, oft launischen Willen, auch diese unbeugsame Nothwendigkeit zu wollen, den Teufel, den Seher in sich selbst hat, auszutreiben oder wenigstens zum gehorhamen Diener zu machen und die Nothwendigkeit außer uns mit unserm Willen so zu versöhnen, daß Beide sich nie widersprechen? Die Beantwortung dieser Fragen und die Versöhnung dieser Widerprüche ist der ewige Kampf der Menschheit, die Weltgeschichte, d. h. nach Hegel „die Entwicklung im Bewußtsein der Freiheit“. Diese dehnt sich durch Jahrtausende hindurch über alle Theile der Erde aus und streckt sich noch weiter in unabsehbare Zukunft hinein. Deshalb ist die Veranschaulichung dieses Kampfes durch Verdichtung die höchste Aufgabe der vollkommensten Art von Poesie, nämlich der dramatischen. Die Menschheit will und muß sich dieses Kampfes bewußt werden, muß ihn anschauen, in bestimmten abgeschlossenen Formen und Persönlichkeiten begreifen, genießen und sich für ihre geschichtliche Arbeit dadurch bestimmen und begeistern lassen. Deshalb ist die Faust-Poesie eine ewig neue Aufgabe unserer besten Dichter, weil dieser Kampf in seinem historischen Fortschreiten sich immer aufs Neue offenbart, an höheren und tieferen Aufgaben arbeitet. Der, sozusagen, erste Theil desselben ist durch den ersten Theil des Götthe'schen Faust, wenn nicht für immer, doch auf lange Zeit in klassischer Kraft und Schönheit zu dichterischer Anschauung gekommen. Sein Faust beging aber dabei so viel Verbrechen, daß er sowohl nach den Gesetzen

*) Faust. Dramatisches Gedicht in vier Theilen, von Ferdinand Stolte. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1869.

aller Länder, als auch nach dem ewigen Gottesgebot, so und so lange eingestekt und endlich doch noch vom Teufel geholt werden müßte. Deshalb klingt es zum Schluß nie Hohn: „Er ist gerettet“.

Wir Alle sind darüber einig, daß im Göthe auch im zweiten Theile nicht zettelt. Er selbst giebt seine Dürchmacht zu, da er zuletzt sein sogenanntes Unsterbliches von Engeln in den Himmel tragen läßt; von selbst wäre er nie hineingekommen. Darauf kommt es aber gerade an. Die Menschheit muß den Teufel in sich selbst, und die widerstrebende Nothwendigkeit des Bestehenden soweit überwinden, sich so durchgelichten und vergöttlichen, daß sie selbst aus eigener Kraft in den Himmel kommt, einen Himmel auf Erden und über Zeit und Raum, Tod und Grab hinaus. Ein wahres Faust-Gedicht muß sagen und dichterlich veranschaulichen, wie dies angestiegen und durchgeführt wird. Der Stoltz'sche Faust ersticht sich und die Welt aus den Widerprüchen zwischen Wollen und Wirklichkeit in einer Weise, wie sie die Weltgeschichte im Großen seit Zaubertausenden anstrebt, und zeigt uns zugleich das Ideal dieses Strebens. Von Sünde und Schuld bewußtsein beladen und von Rache verfolgt, tritt der Göthe'sche Faust des ersten Theiles in den Stoltz'schen ein und läutert sich in sich selbst durch sein Leben und Wirken so gründlich, daß er zuletzt im Genusse irdischer Vollendung und Freiheit rein und nach Verdienst selig in ein Jenseits sich erhebt, wo Raum und Zeit keine Gewalt mehr haben, d. h. in die Ewigkeit des Ideals, der wahren Substanz des Absoluten, wie es Hegel nennen würde. Dabei beschränkt er sich nicht egoistisch auf die eigene Erlösung und Befreiung, welche ebendaher ohne eine geläuterte, vom Gottesgebot erfüllte Wirklichkeit unmöglich wäre, sondern er schafft aus seiner eigenen Freiheit eine ganze geläuterte Welt um sich in Form eines concreten Staatswesens. Dies ist das Ziel aller cultivirten Völker und Staaten. Insofern ist der Proceß, den Faust vor unseren Augen durchmacht, zugleich der historische Kampf der ganzen Menschheit. Sie will ebenfalls aus dem Widerpruch zwischen Willkür, stillosen Wollen des Bestehenden und des wahrhaft Nothwendigen und Vernünftigen sich herauslösen, Wollen und Wirklichkeit in Einklang bringen und so endlich die wahre Freiheit in sich und außer sich gestalten und genießen.

Die Form dieser Veranschaulichung durch den Stoltz'schen Faust wird ein dramatisches Gedicht genannt. Vielleicht wäre es besser gewesen, es ein philosophisches Lehrgedicht zu nennen. Wenigstens wurden bis jetzt die meisten Kritiker durch den Titel und vielleicht auch wegen der Anlehnung an den Göthe'schen Faust verleitet, Anforderungen an das Stoltz'sche Werk zu machen, welche weder in seiner Natur lagen, noch dem Zwecke genügt haben würden. Die dramatische Form ist hier eine nebensächliche, und würde sich wohl besser auf einzelne Theile mit wirklicher dramatischer Entwicklung beschränkt haben. Allerdings ist das Drama in seiner höchsten Bedeutung berechtigt, die wichtigsten, tiefsten und brennendsten Fragen unserer Kultur, die bis jetzt niemals befriedigend gelösten Räthsel unseres Lebensinhaltes, die göttlichen Aufgaben unserer Freiheitsbestrebungen in sein Reich und sein Pathos zu ziehen; aber die Zeit und deren Geschmack fordert auch ihre Rechte. Wir lieben für solche Belehrung und Anregung theils die Form des Romans, theils die der Abhandlung und in Bezug auf das Staatswesen die mächtige Waffe politischer, parlamentarischer Beredsamkeit. Gewaltig, ausführlich, hinreichend in z. B. die lange Reichstagsrede unseres Faust im dritten Theile; aber

ich bin überzeugt, daß die durchgehende Form des gereimten Verses mit seinen vielen Inventionen hier oft stören und nicht eine in Prosa gehaltene, nur durch den Inhalt und durch die Begeisterung dichterische Rede viel kräftiger und nachhaltiger gemischt haben würde. Andere ganz besonders dialektische Theile eigneten sich wohl gar viel eher zu einer Ausführung in Form von Predigten. Die Einwendung, welche man hier machen könnte, nämlich, daß dadurch die Einheit des Baus gelitten sein würde, kann ich nicht gelten lassen, da die Einheit nicht in äußerlicher Einerleiheit der Form, sondern in Durchführung und Veranschaulichung einer unendlichen Gedanken- und Gefühlswelt gesucht werden muß. Unsere Weltgeschichte, deren Prometheus, Märtyrer und Held dieser Faust ist, bezieht sich ja für Durchführung ihrer Zwecke und Verwirklichung ihrer Ideale ebenfalls der mannigfaltigsten Mittel und Formen. Sie kämpft in Kirche und Staat, in allen möglichen Erbhären der Wissenschaften und Künste, bald mit Pulver und Blei, Blut und Ehem (aber mit diesen nie mehr mit rechtem Erfolg), bald mit Stabilität und Pöbel, bald von der Rednerbühne der Parlamente und Kanzeln, bald in bescheidenen wissenschaftlichen oder Vortragsammlungen u. s. w., immer für den einen großen, unveränderlichen Zweck der Freiheit. Faust, der neueste Vertreter dieses ewigen Heldenkampfes und heiligen Krieges, hatte das Recht und das Zeug dazu, sich aller möglichen Formen des Baus für diesen Zweck zu bedienen.

Diese Anweisungen sollen nur den Zweck haben, den Dichter auf Vervollkommnungen der Form aufmerksam zu machen, die er wegen der Macht und des Reichthums von Gedanken als untergeordnet behandelt zu haben scheint, während nicht zu wissen ist, als daß die Wirkungskraft und Schönheit des Gedankens durch mangelhafte Form auch an ihrem Wesen leidet. In der Kunst müssen eben Form und Inhalt sich gegenseitig ergänzen, heben und tragen. Ueberwältigt und getrieben von den mächtigen Strömungen der Gedanken, hat sich der Dichter weniger darauf eingelassen, den Zauber der Form zu benutzen. Für eine etwaige Volksausgabe des umfangreichen und wegen zu hohen Preises weniger zugänglichen Originalwerkes, eine dramatische Bearbeitung für die Bühne, wird der Dichter gut thun, dieser Form mehr Sorgfalt zu widmen, was ihm recht bühnmäßig wohl auch leicht werden wird, da er nicht mehr mit dem überwältigenden Reichthum des Stoffes zu kämpfen hat. Es kommt dann wesentlich darauf an, die beiden Erlösungs- und Befreiungs-Proceße, die sich im Faust vollständig, recht dicht hinter- und ineinander zur Anschauung und Wirkung zu bringen. Das eigentlich Grobe, Originale und wahrhaft Geschehene im Stoltz'schen Faust besteht gerade in der sowohl dichterischen als dialektisch gedanklichen Durcharbeitung dieser doppelten Erlösungs- und Befreiungswerke. Der Göthe'sche Faust beschränkt sich auf eine, gewissermaßen egoistische und dabei mehr ästhetische Selbstvergötterung und fällt damit im ersten Theile durch, während er sich im zweiten durch allerdings Rebelei und Duelle hindurch darauf beschränkt, durch Erlösung des antiken und mittelalterlichen Ideals die neue Zeit in sich zu verwirklichen, ohne die objective Welt außer sich ebenfalls in diesem Geiste aufzulösen und neu zu gestalten. Der Stoltz'sche Faust arbeitet sich zunächst mit heroischer, stilloscher Kraft aus seinen eigenen Verirrungen und Sünden heraus und widersteht einem ganz anderen Teufel, als dem Göthe'schen, durch alle, und die leuchtendsten Verjudungen hindurch als wahrhafter Held stilloscher Selbstbefreiung. Wir bemerken hier nur beiläufig, daß dies ein Kritiker in den „Blättern für Literatur-

Unterhaltung" in schlechterdings unerklärlicher logischer und sittlicher Verirrung dem Haß zum Vorwurf macht und sogar verlangt, er hätte noch nach den glänzendsten, sittlichen Siegen und als gereifter Ehreemann sogar das liebevolle Weib seines Freundes Goutenberg erheben müssen. Ähnliche Forderungen stellt er sogar an das ideale, kindlich-jugendliche Liebespaar Gedeke Gretchen und Richard, welche erzogen und berufen sind, das Gottesreich auf Erden, die Ergebnisse des Haßkriegs und des Menschheits-Kampfes für unsere höchsten Güter auf Erden hässlich zu verwirklichen. Dies ist eine unerbittliche Verurtheilung und nicht blos eine kritische Schwach. Hätte etwa Stolle statt des Haßes einen modernen Eitelkeits Don Juan schreiben sollen?

Nein, es galt, selbst einem solchen musterhaften, drahtisch zügigen, verführerisch scharfsinnigen Trufel in allen seinen physisch angelegten, diplomatischen Künsten und den verlockenden Selbstverherrlichungen zu widerstehen und die sittliche Schönheit und Kraft erbt, vernünftiger Selbstbestimmung, des Gottmenschen, immer strenger zur Anschauung zu bringen und in seiner Person zu verdichten. Nur als ein solcher Gottmensch gewann er die Kraft, auch die wirkliche Welt außer sich zu erleben und ein Himmelreich auf Erden als Staat zu begründen. Haß ist der Regent und als Erzähler des künftigen Königs — das ist der wahre Messias und Heiland für unsere Zeit und ihre in gegenwärtigen Kriegserstirungen sich ausmergenden Staaten. Seine Reichstagsrede entwirft das, bis in alle Einzelheiten ausgeführte Musterbild eines wahren Gottesstaates, wobei er die sogenannte Verfassungsfrage, welche die politischen Helden unserer Parlamente gern für die Hauptsache halten, als formelle Neben- sache ganz offen läßt; König oder Präsident — das ist ganz ganz gleichgültig, wenn es nur ein wirkliches Haupt des gesund organisierten Staatkörpers ist — auf den lebendigen Organismus kommt es an. Dieser organische Musterstaat wird in der Reichstagsrede so ausführlich und eindringlich geschildert und zugleich mit sittlicher Kraft in Angriff genommen, daß wir diesen Theil als den eigentlichen praktischen Brennpunkt für unsere Zeit bezeichnen möchten. Aber die didaktischen Ausführungen nehmen als viel Raum ein und bängen so innig mit einander zusammen, daß wir uns nicht auf Auszüge einlassen wollen, sondern uns darauf beschränken, das greifbarere Bild, wie es der lustige Balthasar entwirft, in den Hauptzügen wiederzugeben. Auch Bischoff, der Anatom und Physiolog, benutzte es bereits in seinen besten politischen Reden.

Der Mensch ist der vollendetste Organismus, den wir kennen. Diesem muß deshalb jedes andere organische Gebilde, welches wir geistig zu schaffen suchen, möglichst entsprechen, also auch der Staat. Die Hauptsache ist also zunächst das Haupt, der Präsident oder König mit den verschiedenen Sinnesorganen oder Ministern. Erster Staatsminister ist das Auge; dem nach die Ohren, als stets offenem Thore für alle Klagen gegen Unrecht, fällt das Justiz-Ministerium zu, während die Zunge als Zinanz-Minister durch den Mund für den Magen sorgen soll. Polizei-Minister sei die Nase, welche dem Oberhaupt und seinen Organen stets von allen übelriechenden Anschoppungen u. s. w. Nachricht geben muß, um zugleich alle Kräfte in Bewegung zu setzen, die Quelle des Unheils zu verstopfen. Die Polizei hat also dem Staatenleben den Reiz der Sauberkeit und Ordnung zu geben, während das Gefühl als Cultus-Ministerium das innere Wohl zu überwachen und zu pflegen hat. Die Füße des Hauptes sind die Unterthanen, und Arme und Hände sorgen für das Wohl des ganzen Organismus als

fleißige und geschickte Arbeiter und werden gern zur Armee, wenn ein geliebtes Oberhaupt sie zur Vertheidigung des ganzen Staatkörpers ruft. Ueberhaupt läßt sich bei diesem Bilde sofort begreifen, wie das Einzelwohl stets dem Ganzen abhängt und Alles auf Gegenseitigkeit beruht, so daß schon damit alle außerordentlichen Staats- und dynastischen Interessen als unnützlich und verderblich abgewiesen werden. Der Magen giebt Gelegenheit, der Staatsökonomie ihren Werth zu verschaffen. Was im menschlichen Körper das Blut, ist im Staatenleibe das reiche Gold mit seinen silbernen und rapierten Stellvertretern. Das Gold ist Ernährungsmittel, also nicht Selbstzweck, weshalb es auch nicht herrschen, sich nicht selbstgütig anschoppen darf, sondern rastlos befruchtet durch alle Lebensadern streifen muß. Der Magen ist das Volk im Allgemeinen, welches das Lebensblut in unaufhörlicher Arbeit zubereitet und dem ganzen Körper übergießt. Man sieht daraus gleich, wie selbstmörderisch die Oberhäupter und ihre Minister handeln, wenn sie sich den Magen verderben und ihn mehr zu bestücken als mit Nahrungsmitteln zu versorgen suchen. Kurz, es wird uns ohne weitere Ausführung sehr leicht klar, daß, wie im menschlichen Organismus, jeder Theil zugleich für den andern verantwortlich ist, auch Kopf, Sinne und Gefühl im Staat nur durch das Wohl aller einzelnen Körpertheile bestehen können und für ihre Thätigkeit diesem ganzen Organismus verantwortlich sind. Gerade dagegen sträuben sich die Herren oben mit besonderer Hartnäckigkeit, obgleich schon Menenius Agrippa vor Jahrtausenden durch einen ähnlichen Vergleich dem Gemeinwesen einen größeren Dienst erwies, als alle physischen Paragaphen des neuen Schein-Constitutionalismus.

Das von Balthasar entworfene Bild wird in's Epithetische gezogen, aber der volle Ernst der Sache wird im Verlaufe der Revolution, welche Haß gegen den alten verbrecherischen Staat und die besonders heuchlerische Kirchenwirtschaft durchsetzt, vollkommen anschaulich. Wir möchten gern näher darauf eingehen, namentlich auf die flammende Beredsamkeit und das reformatorische Helbenthum, womit Haß und Goutenberg und der mit tiefem Sinn heraufbeschworne Ahasverus gegen die Verpöthung und Verweltlichung der Kirche zu Felde ziehen; aber wir glauben und mit dieser allgemeinen Charakteristik der von Stolle ausgeführten Haß-Idee begnügen zu müssen, da eine besondere Darlegung dieser in vier großen Bänden vertheilten und personifizierten Weltgeschichte und über alle Ordnungen einer Bespredung hinaustreiben würden. Solche Schöpfungen muß man nicht blos genau lesen, sondern namentlich in den Brennpunkten der geistigen Handlung genau studiren und in Fleisch und Blut aufnehmen.

Edele Staatsmänner, Volksvertreter und besonders Vertreter der Kirche, des geistlichen und geistigen Menschheitswohls, werden im Stoll'schen Haß die herrlichste Göttermahrung und die sittlichste Ermutigung für ihre Wirksamkeit finden. Die modernen Staaten, welche an die Stelle der Volksschelte Unterthanen-Pflichten mit Gewalt und List eingeschmuggelt haben und alle Kirchen und ConfeSSIONen, die auf Glaubenssätze pochen, statt in christlicher Liebe zu denken und zu handeln, sind durch den Stoll'schen Haß so gründlich gerichtet und verurtheilt worden, wie wohl kaum jemals vorher durch eine Reformation oder Revolution. Die Schwächen der Weltverbesserer bestanden immer darin, daß sie entweder blos gestirnt oder neue Lehren aufstellten, welche der Natur des menschlichen Geistes und der Gesellschaft widersprachen, so daß sie nur wieder mit neuer Gewalt und Unterdrückung auf kurze Zeit zu halten waren. Das

Stolte'sche Gottesgelehrte, in welches sich Faust und die Welt mit sich hineinsetzt, ist dagegen das Natur- und Sittengesetz der Welt, welches zugleich den eigentlichen Kern der christlichen Religion ausmacht, so daß die ganze Faust'sche Persönlichkeit und Reformation zugleich wie ein neuer Messias diese bestehende Welt nur deshalb verdammt, um sie geläutert und mit neuem christlichen Geiste durchwärmt, schöner und bestellungskräftiger neu zu gestalten. Der Held selbst geht dabei im erhabensten tragischen Sinne zu Grunde, d. h. seine Persönlichkeit löst sich thatsächlich in die ewige, raum- und zeitlose Seligkeit auf, während die Früchte seines Ringens und Erlebens als ein edles, junges Königs- oder Fürstentum auf den Thron eines vollkommenen Staates und eines befreiten Volkes steigen. Es ist an uns, zu lernen und dafür zu sorgen, daß dieser hier verdichtete Erlösungs- und Befreiungsproceß sich in unserem Staate, Kirchen- und Gemeinwesen mehr und mehr verwirklicht. Der Dichter selbst kann vielleicht noch persönlich zur Verwirklichung dieser Erkenntnis und Thatkraft beitragen, wenn er wie früher durch Vorträge in den verschiedenen Städten Deutschlands seine gewaltigen Faust-Ideen in Fleisch und Blut unseres Volks verwandeln hilft. In seiner Nützlichkeit und Kraft, mit seinem künstlerischen, warmen, lebendigen Worte ist er so recht geeignet und berufen, die Zahl unserer modernen, wissenschaftlichen und dichterischen Rhapsoden zu vermehren. Diese Rhapsoden werden hofentlich mit der Zeit wandernde Universitäten für alles Volk bilden und so zur Selbstbäumlichkeit unserer Wissenschaft und dichterischen Geisteskräfte wesentlich beitragen.

H. B.

Die Lösung der socialen Frage durch Gewerksvereine und Arbeiterkassen.^{*)}

Unter diesem Titel hat ein ungenannter Nationalökonom von tüchtigem Wissen und neutraler Ansicht eine Reihe von Grundgedanken über die Versöhnung von Capital und Arbeit veröffentlicht. Der Verfasser, obgleich theoretisch immer noch ein Befenner des Indutrie-systems von Adam Smith, geht mit seinen praktischen Vorschlägen offenbar über den Gesichtskreis des Meisters hinaus und steht, wenn schon unwillkürlich, hart an der Schwelle einer rein socialen und humanistischen im Gegenfatz zu der sonst geltenden individualistisch-materialen Auffassung dieser brennenden Frage. Jene industrielle Plasmacherei von Ricardo und Malthus, die in Wissenschaft und Leben so gränzenloses Unheil gestiftet, wird hier schnurstracks bekämpft, leider nur noch nicht in ihrem Zusammenhang mit den Smith'schen Lehren erkannt. Ebenso entschieden eifert der Autor gegen die von Fourier, Cabot, Louis Blanc bis auf Ferdinand Lassalle stets wieder auftauchenden Utopien der absoluten Staatshilfe und der leidlichen Zwangsbegehung, die nicht nur etwas Unmögliches, sondern auch etwas Unwürdiges verlangt, indem sie die freie Selbstbestimmung des Arbeiters aufhebt. Aber so wenig der Autor den geistreichen, demokratisch sein sollenden Wendungen Vassalle's folgen mag, so wenig ist er von der radikalen Wirklosigkeit des von Schulze-Delitzsch vorgeschlagenen Seilmittels überzeugt. Es ist bereits vor acht Jahren von unterrichteter Seite bewiesen worden, daß die reine Selbsthilfe beim Arbeiter zu viel voraussetzt und gleichermaßen zu viel von ihm fordert. Das Postulat, den Arbeiter

zum Capitalisten zu machen, ist zwar sehr einleuchtend und fast so schmeichelhaft, als der kürzlich vom brabantischen Provinzial-Gouverneur, Herrn Dubois-Thorn in Brüssel, höchst annehmbar und verberriichte Satz: der Arbeiter sei schon Capitalist, sowie dessen Seitenstück: alle Classen der Gesellschaft seien aus Arbeiter, zwei Gemeinplätze, die Jeder sich selbst sagen kann und die das reale Problem nicht einen Schritt weiter bringen. Leider jedoch fehlen eben bei der heutigen Sachlage dem Arbeit- und Arbeiter (und auf diesen kommt es besonders an) die praktischen Mittel, sich ganz auf sich selbst zu stellen und ein dem Unternehmcapital das Gleichgewicht haltendes Arbeitercapital zusammenzubauen. Daß er dasselbe expressen dürfte, sei es auch nur indirect im Wege der Arbeitseinstellung und methodisch trotziger Lohnerhöhung, scheint uns nicht blos ungerecht, sondern selbst anarisch. Immerhin freilich würde die äußerlich bare Lohnerhöhung den Arbeiter an und für sich noch keineswegs zum Capitalisten umstempeln. Seitdem Herr Eugen Dühring als deutscher Wapfenherald des amerikanischen Fabrikbändlers und Maschinenbauers Carey in die Schranken getreten ist, haben die nationalökonomischen Metaphysiker und Verfechter der Philosophie in dem einseitig herausgehobenen Punkte der Lohnerhöhung eine Wollnische, oder besser, Kalifornische Wollnische für den Arbeiterstand zu entdecken geglaubt und diesem theoretischen Andrängen auf Steigerung der Lohnhöhe ist denn auch in Deutschland das praktisch gewordene System der Strafen zu verdanken.

Aber daß auch hiermit kein Miraculum gewonnen wird, weiß unser Autor, obwohl er den vorläufigen Vorschlägen Carey's und dessen sonstigen Traktatprüden eine hohe Wichtigkeit zuschreibt, nach dem Einblicke unwiderprechlicher Erfahrungen einräumen, weshalb er zum Schluß auf eine wesentlich andere Lösung der socialen Frage zu reden kommt, als diejenige, welche auf der bloßen Abwägung der Momente von Production, Consumption und Unternehmerngewinn beruht. Nachdem er als Maßstab für die Lohnerhöhung einen bestimmten, genau festzulegen, den Arbeitgeber nicht schädigenden Muthmaßung des Unternehmerngewinn (die Lohnerhöhung soll nicht auf die Produktionskosten gewaltig, sondern vom Unternehmerngewinn abgezogen werden) bezeichnet hat, wendet er sich, den Lehren der Theorie den Rücken kehrend, einer lebendigeren Auffassung der Arbeiterfrage zu. Er empfiehlt nämlich die Bildung der seit dem Berliner Arbeitercongreß von 1868 in's Leben getretenen Arbeiter-Associationen, von welchen die durch die einmalige Wehrzeit gebildeten „Arbeiterkassen“ überwiegen, das centralistische, noch etwas Vassalle huldigende, die „Gewerksvereine“ der Minderheit dagegen, denen der Autor den Vorzug giebt, das demokratisch-föderalistische Prinzip verkörpern. Auch fordert er in richtigem Takte den Handelskammern analog Gewerkskammern, aus Arbeitgeber und Arbeitnehmern zusammengesetzt, um die relativ wohlthätigste Staatshilfe zu regeln, auf die notwendigen Zielpunkte hinzuweisen und sie in Schranken zu halten, übrigens dem Tragen der Umstände nach mit weiterer Competenz, als den Handelskammern zufließt. Hebung des corporativen Lebens im Gewerbestande, natürlich ohne Reproduction des ersterben Zunftwesens, scheint auch uns das beste Seilmittel und deshalb die Zweckmäßigkeit der Rathschläge des Autors sehr beachtenswert. Nur schade, daß derselbe, unausgeklärt über den nichtigen Kern der Behauptungen Carey's, sich auf einem Standpunkte befindet, der ihn diese gewichtige Erkenntnis wie eine harmlose Detraction des herrschenden ökonomischen Doctrinarismus betrachten läßt.

*) Berlin, Otto Löwenstein, 1869.

A. Spir: Die Gewissheit unserer Erkenntniß.

„Die Forderung nach der Gewissheit in der Erkenntniß der Wirklichkeit“ hat abermals einen Arbeiter gefunden, der es mit dem Aufgebote aller Geseze der Logik verstanden, ein neues philosophisches System darüber aufzustellen. Wenn auch die Erläuterungen des Werkes durchgängig in mathematisch-wissenschaftlicher, zuweilen etwas trockener Form gehalten sind, so scheint doch die originelle Art der Beweisführung, die Klarheit der angegebenen Vorsehänge und die oft sehr glückliche Anwendung in Gleichnissen das Interesse der Wissbegierigen.

Zur Bewahrheitung des Gesagten wollen wir hier eine Stelle aus dem Buche und zwar dem ersten Theile (Grundlegung) citiren; der Verfasser spricht Seite 94 wörtlich:

„Wir sehen, daß von einem und demselben Objecte dreierlei Auffassungen möglich sind: eine von bedingter Wahrheit, eine schlechthin wahre und eine schlechthin unwahre. — Um dieses Verhältniß durch ein einfaches Beispiel zu erläutern: Wenn wir eine blaue Brille aufsetzen, so sehen wir alle Dinge blau, und diese Färbung der Dinge hat dabei eine bedingte Wahrheit; wir sehen wirklich die Dinge blau, so lange wir nämlich die Brille behalten. Dies ist der Fall des gewöhnlichen immanenten Erkennens. Will aber Jemand mit der blauen Brille auf der Nase zugleich ausdrücklich behaupten, daß er die Dinge gerade so sieht, wie sie sich dem bloßen Auge darbieten, so ist offenbar diese Behauptung vollkommen widersprechend und ohne alle Wahrheit. Dies ist der Fall einer jeden philosophischen Doctrin, welche die gegebene Beschaffenheit der Wirklichkeit für die wahre hält. Wenn man dagegen den Grund der blauen Färbung der Dinge in der Brille einseht, gelangt man zu der wahren Auffassung dieses Falles. — Daß alles aposteriorische, empirische Erkennen eine nur bedingte Wahrheit hat, ist aus dem Vorhergehenden klar; denn das empirische Erkennen saßt die Wirklichkeit, wie sie erscheint und erscheinen muß, nicht aber wie sie in der That an sich ist. Allein auch alle apriorische Erkenntniß, welche eine Enthetis betrifft, also in synthetischen Sätzen ausgedrückt wird und nicht aus dem Begriffe der Realität abgeleitet ist, hat eine bloße bedingte Wahrheit, u. s. w.“

Wir glauben nun wohl, daß diese Form der Erläuterung nicht den unbefangenen Beifall der älteren Philosophen, welche sich mehr der objectiven Auffassung der Wissenschaft jünger, zwingen wird, sind aber der Meinung, daß dieselbe an nöthiger Klarheit und Ermöglichung eines praktischen Verständnisses nichts zu wünschen übrig läßt. Eine einfachere Erklärung: daß die Philosophie die Auffassung der Wirklichkeit, wie sie in Wahrheit ist, sei läßt sichfügig nicht geben, da offenbar von einer bedingten Philosophie nicht würde die Rede sein können, wenn das gewöhnliche, empirische Erkennen die Auffassung der Wirklichkeit, wie sie in Wahrheit ist, wäre.

Der Verfasser sagt ferner über die Erscheinungen der äußeren Welt Folgendes: „Was die eigentliche Realität und Wahrheit unserer Wirklichkeit ausmacht, das ist die Gesetzmäßigkeit, d. h. die ihr eigene allgemeine Identität mit sich. Daß unsere Wirklichkeit, bei allem Wechsel und Wandel, welcher in ihr vorgeht, sich selbst doch stets gleich bleibt, daß in ihr Alles in einem gewissen, nach unabänderlichen Gesezen bestimmten Zusammenhange steht, daß in ihr Nichts spurlos verschwinden kann, sondern Alles, im Kommen wie im Gehen, der Nothwendigkeit unterworfen ist, und an dem Zeitfaden derselben immer wieder

gefunden werden kann, — dieses und nur dieses allein unterscheidet unsere Wirklichkeit von den Träumen, den Hallucinationen und ähnlichen trügerischen Gesichten. — Wie kann ich mich z. B. überzeugen, ob ein Ding, welches ich sehe, ein wirkliches Ding ist und nicht bloß eine Täuschung der Sinne? (Ein wirkliches Ding scheint 1) bei der Annäherung immer größer zu werden. 2) Wenn ich in genügender Nähe desselben bin, kann ich es mit der Hand anfassen, d. h. in mir gewisse, mit dem Gesehenen im Zusammenhange stehende Tastempfindungen hervorgerufen. 3) Ein wirkliches Ding bleibt trotz meiner Bewegungen auf seiner Stelle liegen oder stehen; oder wenn es von derselben weicht, so kann ich die objective Ursache erfahren, welche dasselbe entfernt hat, und die Spur seines früheren Hierseins entdecken. Ist das Ding von dieser Stelle entfernt, so weiß ich auch, daß ich dasselbe an einem anderen Orte wieder antreffen kann, d. h. daß ich auf einem bestimmten Wege wieder zu denselben Empfindungen gelangen kann, die mir das Ding früher offenbarten, oder zu anderen (wenn das Ding sich inzwischen verändert haben sollte), welche aber mit jenen früheren in einem unabänderlichen, gesetzmäßigen Zusammenhange stehen. 4) Wie mir, so erscheint das Ding auch anderen Menschen. — Man sieht, alle die Merkmale, welche ein äußeres Ding von einer bloßen Täuschung der Sinne unterscheiden, sind Merkmale des Zusammenhanges und der Gesetzmäßigkeit.“

Weiter heißt es: „Die Geseze sind gleichsam das Knochengestüß unserer Wirklichkeit. Sie spielen in ihr ungefähre die selbe Rolle, wie die Knochen in einem Organismus; man sieht sie nicht, aber sie sind doch der eigentliche Träger des Ganzen. Ohne die Gesetzmäßigkeit wäre die Welt des Geschehens ein flüchtiger, verworrenen Traum.“

Es möchte wirklich schwer halten, die Forderung der Identität mit sich, welche jedes Einzelne in seiner Individualität constringirt, anschaulicher zu machen, als es eben durch den Verfasser geschehen. In gleich klarer und ausführlicher Weise sind alle übrigen Theile der Deduction wissenschaftlich beleuchtet und es erscheint uns keinesfalls als Ueberhebung, wenn der Verfasser am Schluß seines Buches sagt: „Wer die in dem vorliegenden Werke entwickelten Lehren widerlegen will, der muß: 1) entweder zeigen, daß die dem Ganzen untergelegten Prinzipien unwahr, oder wenn auch wahr, nicht unmittelbar gemiß sind, also selbst einer Begründung bedürfen; oder 2) er muß zeigen, daß die Folgerungen, welche ich aus diesen Prinzipien ziehe, aus denselben nicht wirklich hervorgehen. Wenn man aber weder das Eine noch das Andere nachzuweisen vermag, so wird das ein Zeichen sein, daß der hier eingeschlagene Weg der richtige ist, und somit das von der Philosophie angestrebte Ziel — eine schlechthin wahre, gewisse Erkenntniß der Wirklichkeit — der Hauptsache nach erreicht ist.“

Da die in diesem Buche entwickelten Lehren selbst unumstößliche Wahrheiten enthalten, so kann wohl von einer Widerlegung derselben schwerlich die Rede sein — und mit dem Rechte dürfen wir daher das Wort allen Denen empfehlen, welchen es um eine Erweiterung ihrer Kenntnisse überhaupt und um gründliche philosophische Forschungen im Besondern zu thun ist.

— em —

Frankreich.

Deutsche Studien in Frankreich.

I.

Die zur Juli-Revolution von 1830.

Es ist ein treffliches Zeichen für die moderne Gestaltung, daß, während die Kriegeswolke fortbauend über Frankreich und Deutschland schwebt, Frankreich sich mehr und mehr mit der deutschen Wissenschaft und Bildung beschäftigt und befreundet, daß somit der nationale Fanatismus an Boden verliert und aus der gegenseitigen Verständigung dem Fortschritt neue Bürgschaften erwachsen. Schon hat das französische Volk das Wort „Chauvinismus“ erfunken, um die blinde National-eitelkeit lächerlich zu machen, und der Tag kommt, wo das deutsche Volk das Wort „Erfreund“ zu den veralteten Ausdrücken rechnen wird. Ein neuer, ein letzter Zusammenstoß — ich will der Möglichkeit dieses traurigen Zugeständnisses machen — würde die Frucht der Geschichte nur zeitigen, das vergossene Blut würde den Ritt der Versöhnung bilden.

Dem gebildeten Volk der alten Welt, dem griechischen, war Feind und Feindbar ziemlich gleichbedeutend, Feindbar aber bedeutet „Anderesdenn“. Und in der That, verständigen d. h. erforschen kann man sich nur, wenn man die Sprache des Andern versteht und spricht. Das Studium der Sprache ist also die Grundlage alles Gedanken-Austausches und Verkehrs; dieses Studium muß aber ein gegenseitiges sein, wenn es eine Versöhnung d. h. Gleichstellung bereiten soll. Früher lernten wir Deutsche wohl die französische Sprache, aber nicht umgekehrt; es war dies ein Zeichen unserer Abhängigkeit von Frankreich, unserer Demüthigung vor denselben. Dieser Zustand datirt vom dreißigjährigen Kriege; die Reaction dagegen beginnt mit dem Aufschwunge unserer Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Die literarische Abhängigkeit heigt allerdings schon weiter binan. Im Anfang unserer Geschichte, zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Franken, hatte zwar unsere Sprache einen, obgleich geringen Einfluß auf die sich eben bildende französische; manche Wörter sind von daher noch bis heute im Vokabel der letzteren geblieben; die Ausdrücke für Kriegs- und Waffenkunst, worin damals die Deutschen Meister waren, entlehnte das französische Mittelalter unserer Sprache; heuere hieß der Helm, bevor er casque hieß.

Aber dieser Einfluß war von kurzer Dauer und nur leikalich. Der größte Held der germanischen Völkerwanderung, der dieselbe abschloß und das Mittelalter begründete, Karl der Große, ward zuerst in einem französischen Epos besungen; die Deutschen überlegten ihn aus dem Französischen zurück. Noch heute gilt er bei den Franzosen für einen Rationalhelden. Das deutsche Epos (die Nibelungen) ward von dem literarischen Publikum jener Zeit vernachlässigt und geringgeschätzt. Wie im 17. und 18. Jahrhundert, fand der deutsche Held damals nur an den französischen Epen Geschmack, die ihm seine Modedichter meist selbst alligen Standes, in deutscher Sprache mündgerecht machten (der bretonische Sagenkreis). Einige, wie der Laubfänger, dichteten sogar in einem Auserwähltem, wie es kaum im sebzehnten Jahrhundert schlimmer war, als der madere Laurenberg seine Satire „von allemödischer Sprache und Titeln“ schrieb. Zu allen Zeiten hat die einheimische Literatur unter der Uebersetzungsmuth und Nachäfferei gelitten; denn wohlverstanden, nur das Uebermaß ist zu tadeln, gegenseitige Durch-

dringung kann wohl mit nationaler Selbständigkeit bestehn, ja sogar zur Bereicherung und Berebung dienen.

Von der Renaissance an wurden die Franzosen abermals die Muster „der deutschen Poeterei“, von Homard bis Racine, von Opitz bis auf Gottsched herab. Im sebzehnten Jahrhundert sehen wir das Gegenstück zum Mittelalter; die Deutschen entlehnten die Ausdrücke der Kriegswissenschaft, die von Louis XIV. an u. s. w. umgeschaffen wurde, der französischen Sprache; unsere Armetitel sind noch immer französisch; schreibe ich doch eben selbst Arme, anstatt Heer.

Gerade mit Gottsched, dem Nachbeter der Muse Boileau's, beginnt der Umschlag. Dieser Pedant, von dem man immer nur die Reckseite hervorhebt, hatte eben auch seine gute Seite. Sein Verkehr mit französischen Gelehrten machte Frankreich auf unsere literarische Thätigkeit aufmerksam, und es war schon ein Zugeständniß, daß Boileau in seinen Briefen an Gottsched eine deutsche Schlussformel radtebte. „Die Grundlegung der deutschen Sprachkunst“ des letztern erschien zuerst 1748 in Leipzig, nach derselben wurden die ersten französischen Grammatiken der deutschen Sprache bearbeitet. Aus der Zeit vorher ist mir nur ein Buch bekannt, das mir in einer „neuen Auflage“ (Paris chez Gasse, 1744) vorliegt; es heißt: L'art de parler allemand, ouvrage très utile à tous les Français qui veulent apprendre l'Allemand, et à tous les Allemands qui veulent apprendre le Français. Par le Sieur Leopold, interprète du roi et professeur des langues allemande, française, italienne et espagnole. Seine Methode ist nichts Wissenschaftliches und die Orthographie ist sehr selbschitz, die deutschen Wörter sind lateinisch gedruckt. Es ist die erste Sprachlehre, die ich habe auffinden können.

Indessen gingen die Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Sprachstudium voran. Waren doch im selben Jahre 1748 zu ersten drei Uebersetzungen von Kleopha's Weissas erschienen. Wie wahrhaft überausendend dieser Uebersetzer war, damals selbst unbedeutende Sachen in's Französische; Gehler's Idyllen, Lessing's Fabeln, die kleineren Schriften des Philologen Heyne u. s. w. Damals sagte Florian: „Die deutsche Sprache ist zu schwer, ich kein Franzose lerne sie, und das ist schade; wir verlieren dabei an Vergnügen, die Deutschen an Ruhm. Könnten wir die guten Schriftsteller im Originale lesen, wir würden von der Einfachheit und Sanftmuth entzückt sein, die ihre Werke kennzeichnen. Sie kennen die Natur und namentlich die ländliche Natur besser als wir, sie lieben sie inniger und malen sie uns wahreren als wir. Die einfachen Uebersetzungen Gehler's übertrreffen all' unsere Schätzergehalte; man legt niemals den Les Abels, die Idyllen, Daphnis aus der Hand, ohne sich geduldet, zärtlicher, sanfter, feur, tugendhafter als vor dem Lesen zu finden. Wenn ich Dorfparrer wäre, so würde ich an Stelle der Predigt Gehler's Werke lesen, und ich bin gewiß, alle Bauern würden rechtschaffene Menschen werden und Niemand würde bei der Predigt schlafen.“

Lessing's Fabeln erschienen 1764 bei Panouffe in Paris überfetzt von d'Antelmy. Am Ende des Jahrhunderts erschien diese Uebersetzung aus Neu; der Herausgeber versprach, bei günstiger Aufnahme, Uebersetzungen aus dem Dänischen und Schwedischen mit Hilfe eines gelehrten Dänen, Thorlacius. Er sagte u. s. w. im Vorworte: „Das Studium der fremden Sprachen verdient mehr als bisher gepflegt zu werden“, und „damit die Leser eine Idee von der Analogie des Deutschen mit dem Englischen, Dänischen und Holländischen machen können, gebe ich am Schluß eine Stelle des Textes in diesen drei Idiomen.“ Könnte das nicht fast wie vergleichende Philologie? Aber die Entzückung

seht der Müssen auf den Tersen. Der Franzose konnte noch nicht einmal deutsch.

Ein paar Grammatiken waren zwar endlich erschienen. Von der „Nouvelle Grammaire allemande méthodique et raisonnée composée sur le modèle des meilleurs auteurs de nos jours et principalement d'après Mrs. Junker et Gottschod“ liegt mit einer Nouvelle édition augmentée (Lausanne 1798) vor. Sie ist ungefähr so viel werth, wie die Meisinger'sche, die ebenfalls schon erschienen war. Im Jahre 6 der Republik gab S. Boudard in Paris bei König u. Co. einen Essai d'un nouveau Cours de Langue allemande heraus; im Jahr 1799 druckte Collignon in Metz „La nouvelle grammaire allemande, ou Méthode pratique pour apprendre facilement et à fond cette langue“.

Indessen fehlte es vor Allem an guten Lehrern. Eine glänzende Ausnahme macht Michael Huber, der (geb. 1727) schon 1766 als Vector der französischen Sprache nach Leipzig übertriet. Unter seinen zahlreichen Uebersetzungen citire ich nur Bümmels „Witthelmine“, der Curiostät halber. Wieviel Franzosen kennen wohl dies launige Gedicht? und doch ist es schon fast hundert Jahren übersetzt. Der Wiederherausgeber von Kantelms Uebersetzung spricht mit Achtung von einem Lehrer Weis, der mit dem „Citoyen“ Tauffret mehrere Dramen von Regebue herausgegeben hatte.

Glänzend schloß das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich die deutschen Studien durch die Ernennung Klopstocks, Wielands und Schillers zu französischen Staatsbürgern ab; zwar war das französische Ohr noch so wenig an die deutschen Töne gewöhnt, daß der Minister Rouland den Namen Schiller in Silbe umwandelte; aber der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig!

Von jetzt an beginnt der Umschwung. Bisher hatte sich Deutschland vor Frankreichs Genius geneigt, ohne gleicher Ehre zuwärtig zu werden; noch Schiller und Goethe übertriet Racine und Voltaire, und Klopstock schrieb am Ende des Jahrhunderts eine Ode „Sie, nicht wir“, voll des patriotischen Schmerzes, daß nicht Deutschland den Sieg der politischen Freiheit erlängte. Aber wenige Jahre vergingen, und gerade zur Zeit der höchsten Erniedrigung Deutschlands brachte Frankreich unsern Genius die schönste Huldigung dar; es war das Buch der Frau von Staël: „De l'Allemagne“. Der politische Liberalismus sah darin ein Seitenstück zu Tacitus' Germania, Buch und Verfasser wurden denn auch verehrt und verfolgt, aber sein Einfluß ist uns nichts geschildert worden und ein ungemein geliebt. H. Heine's Spott darüber hat über das Ziel hinausgeschossen; es ist noch immer das beste Werk für die Franzosen, um sich mit dem deutschen Genius vertraut zu machen, und noch in der jüngsten Zeit habe ich erlebt, daß sich Leserinnen desselben zum Erlernen der deutschen Sprache angetrieben fühlten. Und sie stürzten sie.

Als nun nach den Kaiserkriegen die Künste des Friedens und die Arbeiten des Gedankens wieder aufgenommen wurden, überstieg man auf's Neue oder schuf um, wie B. Constant den Malenstein, P. Lebrun 1820 Maria Stuart und A. Seume 1825 die Jungfrau von Orleans. Was die letztere betrifft, so kann man sagen, daß Schiller's Drama, trotz seiner Mängel, mehr als irgend ein französisches Werk zur Popularisirung der Metterin Frankreichs beigetragen hat. Aber sonst, außerhalb Orleans, kümmerte sich um das reinste Opfer des französischen Patriotismus? Nur seit wenigen Jahren ist dies etwas anders geworden; Schiller aber hat der Wiedererweckung dieses Hymnus die Bahn gebrochen. Henri Blaze und A. Wurmser machten

Frankreich mit Goethe's Faust bekannt; Mephistopheles war der gebildeten Welt schon längst bekannt, ehe Gretchen durch Goethe's Oper populär wurde. Coufin endlich lehrte in der Ecole bonne deutsche Philosophie.

Es geschahen nun auch ernstere Versuche, die deutsche Sprache unter die Unterrichtsgegenstände aufzunehmen. Die Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts durch den Convent und das Kaiserreich, die den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung trug, kam dem Eifer für die lebenden Sprachen zu Hilfe. Schon unter Napoleon I. erschien eine gute Grammatik der deutschen Sprache von Pompei (zweite Auflage, Besancon 1814), einem um das Schulwesen hochverdienten Namen und noch jetzt in Paris ehrenvoll in diesem Fach getragen. Die deutschen Fürsten halfen jetzt auch dem Mangel an Lehrern ab. Frau von Staël, geblendet von der neuen reichen Gemüths- und Geisteswelt, die sich ihr in Deutschland erschloß, hatte unsere politische Mißere ganz übersehen; jetzt sollten die Franzosen auch die Kehrseite der Medaille Germania kennen lernen. Die Demagogen-Verfolgungen begannen, und mancher flüchtige Buchhändler fand in Frankreich seine Erstling als Vertreter der deutschen Sprache, doch mehr noch sollte die Juli-Revolution für die deutschen Studien in Frankreich werden.

S. Semmig.

Nord-Amerika.

Deutsche Romane in Amerika.

Berthold Auerbach's Landhaus am Rhein.¹⁾

Während das neueste Werk Berthold Auerbach's dem deutschen Publikum noch immer nicht als Buch vorliegt, sondern nur erst im Geuilleiten der „Neuen freien Presse“ mitgetheilt wurde, also dem größeren deutschen Publikum noch fast unbekannt ist, sind in Nordamerika bereits zwei Uebersetzungen davon erschienen, die von der dortigen Kritik als ein Ereigniß begrüßt und in eingehendster Weise besprochen werden. Ein Kritiker der sehr geschätzten Wochenchrift „The Nation“ sagt von dem neuen Werke:

„Mit seinem Vorgänger „Auf der Höhe“ verglichen, dem einzigen Werke des Verfassers, dem es überhaupt verglichen werden kann, scheint „Das Landhaus am Rhein“ nicht eine Erzählung von gleich packendem Interesse zu sein. Sie enthält jedoch viele mächtige Gedanken und wird selbst von Solchen, die sonst keine Romane lesen, eine anregende und interessante Lectüre genannt werden müssen.“

Auerbach besitzt einige bewundernswerthe Eigenschaften als Charaktermaler; in seinen früheren Werken zeigte er auch seine Kraft als Geschichtenerzähler und als denkender Beobachter von Menschen und Sitten, obgleich auch in ihnen schon der Keim der speculativen Moralbetrachtung, der die Werke der letzteren Jahre kennzeichnet, wahrzunehmen war. Der Künstler und der Moralist scheinen ziemlich gleichen Schritt in ihm gehalten zu

¹⁾ I. The Villa on the Rhine. By Berth. Auerbach. Authors Edition. With a portrait of the Author and a biographical sketch, by Bayard Taylor. New York, Leypoldt and Holt, 1869.

II. Villa Eden: the Country House on the Rhine. A Romance by B. Auerbach. Translated by Charles C. Shackford, Boston, Robert Brothers, 1869.

haben bis zu der Zeit, da er „Auf der Höhe“ verfasste, einen Roman, der, unseres Erachtens, die vorzüglichste und reizendste der neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete bildet. Das Thema, welches er behandelt — die Wiederherstellung einer gesunkenen Seele allein durch die Hilfsmittel, welche die Philosophie darbietet — mußte sich begrifflichsehrerlei eher einem Manne wie Auerbach darbieten, der auf dem Wege des Substanzums zu philosophischer Spekulation gelangt war, als einem Schriftsteller, der gewohnt gewesen, sein Thun und das der Welt an anderem Maßstabe zu messen. Sichtlich war der durchaus tolerante und so durchaus nicht polemische Ton des Buches mindestens ebenso bewundernswürdig als seine künstlerische Behandlung des Gegenstandes; und selbst solche Leser, die sich nothwendigerweise gegen die Theorie und die daraus gezogenen Folgerungen auflehnen mußten, werden durch die Kleinheit und durch die pathetische Schönheit vieler Stellen des Werkes entzückt worden sein. Ein Einwurf, den man gegen das Buch erheben hat: daß es als Schilderung wirklich menschlicher Zustände wenig Wahrheit enthalte, indem die Leute, die am Meisten sündigen, zugleich diejenigen sind, welche die geringste Kraft zur Entföhrung besäßen — dieser Einwurf scheint uns wenig begründet und, selbst wenn er es wäre, der Vortrefflichkeit des Werkes keinen Eintrag zu thun. Portrait-Malerie ist schließlich nicht die höchste Aufgabe der Kunst. Das Vorrecht des Sündigen ist durchaus nicht den geistig oder moralisch schwachen Naturen allein eigenthümlich; in Auerbach's Auffassung des Moralgesetzes ist das Nüchtern mit dem Schönen vereint.

In dem neuen Romane behandelt Auerbach ein noch viel anregenderes Thema, aber zugleich ein viel schwierigeres, als in dem ersten genannten. Kann ein freier Mensch ohne Hilfe der Religion zu voller Anerkennung und williger Befolgung der Gesetze gebracht werden, welche die bürgerliche Gesellschaft regieren? So gesteht scheint die Frage nicht übermäßig schwer zu sein, aber Auerbach, der in diesem Falle mehr Moralist als Belletrist ist, vermehrt die Schwierigkeit der Lösung in verschiedener Weise. Er stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, nicht nur wie ein junger Mann, dem alle mögliche Gelegenheit dazu geboten ist, seinen Willkürer zu fähen (wie die englische Redensart für jugendliche Unbesonnenheiten und Ausschweifungen aller Art lautet), diese benutzt, und sich den Folgen dann unterzieht, sondern wie der Wille zu solchen Thorheiten völlig in ihm erstarkt wird.

Roland ist in jeder Beziehung so frei dargestellt, wie ein menschliches Wesen nur überhaupt gedacht werden kann. Er weiß, daß er enorme Reichthümer erben wird, und so können weder Noth noch irgendwelche andere Melzmittel ihn zu irgend einer Anstrengung seiner Kräfte vermögen. Er ist zwar in Amerika geboren, aber sein Vater war ein Deutscher; und bis zu seinem funfzehnten Jahre, wo er und sein Lehrer zuerst dem Vester vorgeführt werden, hat er die meiste Zeit seines Lebens auf Reisen von einem Lande zum andern zugebracht; an keines derselben fühlt er sich durch Pflicht oder Neigung gebunden. Er soll jedoch so erzogen werden, daß Bürgerspflichten ihm wichtig erscheinen, während die Freiheit zu wählen, wo er sie ausüben will, ihm gewahrt bleiben soll. Durch seines Vaters Lehre und Beispiel hat er gelernt, daß Reichthum allein Macht gewähre, daß Heuchelei die unvermeidliche Eigenschaft aller Menschen sei, und daß schließlich Jeder einen Preis hat, für den er zu haben ist. Dennoch soll er nicht nur die Pflichten gegen seinesgleichen anerkennen, sondern auch lernen, sein Interesse mit dem ihren zu verschmelzen und seinen Reichthum weise und selbstlos anzu-

wenden. Er soll fähig gemacht werden, der Versuchung zu widerstehen, und bis zum Schluß des Romans wird er nie als ihr unterliegend dargestellt; allerdings kann man kaum sagen, daß er ernstlich versucht worden sei.

Man sieht, daß unser Autor sich eine sehr schwere Aufgabe gestellt hat, und seine ihm eigenthümliche Wahrheitsliebe hindert ihn daran, sich diese Schwierigkeiten geringer zu machen. Natürlich wird jeder Leser seine eigene Meinung haben über die Möglichkeit der Lösung dieses Problems, wie über die besondere Lösung, die Auerbach versucht hat. Nach unserer Ansicht hat er die Schwierigkeiten des Problems nutzlos vermehrt. Bekommene Tugend, die sich wohl von unwissender Unkunde unterscheidet, ist nicht etwa eine abgehärtete Pflanze und kann nur unter ganz besonderten Bedingungen gedeihen. Der Begriff der Pflicht muß durch die Erfüllung der Pflichten entstehen, oder, wie Auerbach es ausdrückt: „man kann wohl Branntwein aus Korn machen, aber kein Korn aus Branntwein“. — — — Auerbach aber zieht dem Roland jedes Pflichtgefühl unter den Füßen fort, und nimmt ihm sogar die leichtesten Fesseln, die durch sinnliche Bande auferlegt werden. Er läßt ihm zwar leidenschaftliche Liebe und hohes Vertrauen zu seinem Lehrer, aber wenn dies eine moralische Bedeutung haben soll, kann es mit dem Sinn haben, daß ohne Liebe und Vertrauen keine rechte Erziehung möglich ist. Wir müssen gute Staatsbürger haben, aber wir können doch nicht Jedem einen Herrn Erich als persönlichen Führer mitgeben.

Unsere deutschen Leser werden aus dem Vorstehenden mit Genugthuung erkennen, daß deutsche Geistesprodukte jenseits des Ozeans eine ebenso schnelle als gründliche Würdigung finden; wenn sie, wie der Roman Auerbach's, nicht bloß dem Geschmack des Augenblicks Rechnung tragen, sondern die ewigen großen Probleme der Menschheit, die ja allerorten dieselben bleiben, in jenem Geiste echter Menschlichkeit behandeln, der hoch über allen Parteifragen thronet.

Rußland.

Zur Charakteristik der Geistlichkeit Rußlands.

Seit einigen Jahren bereits wurde in den Hauptstädten Rußlands viel von einer durchgreifenden Reform der russischen Kirche geschrieben und gesprochen. Und obgleich die fast tausendjährige, in ihren Prinzipien und Tendenzen vollkommen versteinerte griechisch-orthodoxe Kirche, — die an Stabilität und incarnirter Starbeit mit den sterblichen chinesischen Verhältnissen dreist concurrirt kann, — seit Jahrhunderten schon nicht allein gehörig durchgreifender Reformen, sondern einer vollständigen Regeneration bedürftig wäre, so ist doch auch jetzt, nach allem Schreiben und Sprechen pro und contra, wieder nur blaues Gesehen. Mebrigens zeigen Regierung und die herrschende Moskauer Partei der Herren Raslow und Potjomkin auch deutlich genug, daß ihnen die religiöse, sittliche und werbende Thätigkeit der Kirche ganz Nebensache, — dagegen das Prinzip der religiösen Amalgamirung und Uniformirung aller ihrer Steller die Hauptsache, die Kirche in Rußland also nur ein politisches Werkzeug, eine Maschine in der Hand der fanatischen Moskauer Partei ist. In welchem verwahrlosten Zustande daher der größte Theil der russischen Nation sich befindet — nicht allein das nie-

der ungebildete, eben erst der Peiseigenschaft entrückte Bauernd, sondern auch die sogenannten gebildeten Stände, das Beamtenthum, der Kaufmannstand oder gar die Geistlichkeit selbst, — diese trösteten und rohen Zustände wird jeder Ausländer genugsam durchschaut haben, wenn er auch nur ganz kurze Zeit in Rußland gelebt haben sollte.

Was man haben nun, nach endlosem Schreiben und Sprechen, die vielversprechenden Reformen der griechisch-orthodoxen Kirche? — Nur die Erblichkeit des geistlichen Standes — wie der Erbsatz auf Kinder und Kindeskinde überging — endlich aufgehört. Auf diese rein äußerliche, kaum erwähnenswerthe Bagatelle hat sich die ganze Reform beschränkt. Die Heiligkeit, Unwissenheit und Habguth der Geistlichkeit, die heidnische Verehrung und Anbetung unzähliger Bilder und Götzen, der gänzliche Mangel an moralischer und veredelnder Erhebung der Bäuierung der Seele, dagegen ein Uebermaß von äußerem Pomp, Glanz und Formendienst sind dieselben geblieben, wie schon vor vielen Decennien sich und in ihrer trostlosesten Form gezeigt haben.

Der „heilige“ St. Petersburger Synod hat eben seine Stur, auf diesem großen Felde beendet und ist sehr ersteinet, in der Nähe, in dem Petersburger Alexander-Newsky'schen geistlichen Seminar, einen Unfug, Betrug und moralischen Verfall zu finden, der an's Unglaubliche gränzt. Wenn eine solche Verwahrheitung und Fäulnis der geistlichen Seminarien und Geistlichen schon in Petersburg, unter den Augen des hohen Synods geschah — was muß nicht Unerhörtes in den Provinzen und fernsten Gouvernements des Reiches auf diesem Felde vor gehen!

Die russische Zeitung „Die Stimme“ (Tonoc) bringt einen Auszug aus dem Berichte, welchen eine Commission des Synods, beauftragt war die Gebäude, Krankenhäuser, Bibliotheken, Kirchen, Kleider, Wäsche u. s. w. der geistlichen Seminarien zu revidiren, demselben eingereicht hat. Darin heißt es unter anderem vom Alexander-Newsky'schen Seminar:

„Auf dem Dache des Hauptgebäudes waren an zwei Stellen entstanden, welche auch durch die hindurchströmende Masse der Dächer zweier Zimmer beschädigt hatten. Ein Zimmer der ersten Etage war zum Bewohnen vollständig unbrauchbar geworden, da die Wände und die Decke desselben von Wasser ganz durchtränkt waren. In allen Zimmern war eine drückende, beklemmende Luft. In der Badstube war die Diele schief und trumm und in dem vorderen Ankleidezimmer, wo die Zöglinge sich zum An- und Auskleiden, hatte die Wand Ritzen und Spalten, man bequem die Finger durchsehen kann. Die Kammer Aufbewahrung von Kleidern und Wäsche der Zöglinge —, der Keller, wo die Speisevorräthe aufbewahrt werden, Wasser angefüllt; im Krankenhause die mit Hautkrankheiten wütheten, nicht getrennt von den andern Patienten. Die über der Commission bemerzten einen Knaben, an dessen Rücken sich große Wunden gebildet hatten und die deshalb Kappen umhunden waren. Auf die Frage: „warum er nicht ins Krankenhaus ging?“ antwortete der Knabe, daß der Doctor die Kranke, wie ihn, nicht in das Krankenhaus aufnehme und da keine Arznei gebe, weil er es für Stropheln erkläre, die der Luft von selbst vergehen. Die andern Knaben bestätigten diese Aussage. Im Laufe des ganzen Jahres ist laut der Aussage des Doctors nicht mehr als 9 Rubel Arznei verordnet. Der Doctor selbst kommt überhaupt nur sehr selten ins Krankenhaus und die ganze Verwaltung desselben besorgt ein der Feldscher. Ferner ist in dem Berichte gesagt: In

der Bibliothek befanden sich nicht die Bücher, die laut Vorschrift da sein sollten; die Schulbücher waren in der größten Unordnung auf einen Haufen zusammengeworfen. Ungeachtet des großen Ueberflusses an Matragen, erlaubt man den Zöglingen zu Zweien auf einer Matrage zu schlafen. Die Schlafstellen der kleinen Zöglinge, die nach am Bettnägen leiden, wurden nicht getrocknet und gelüftet, so daß überall ein penetranter, schlechter Geruch herrschte. Handtücher waren nur 90 für 357 Zöglinge vorhanden, weshalb viele derselben, um sich nach dem Waschen das Gesicht zu trocknen, die Rücken ihrer Betten, andere die Schöße ihres Kodes oder gar ihre Hüften zu diesem Zwecke benutzten. Die Wäsche wurde nicht nach der Nummer und Größe der Zöglinge vertheilt, sondern nach Zufall, so daß die Großen oft die Wäsche der Kleinen und umgekehrt erhielten; — auch lag die Wäsche der Hautkranken mit der Wäsche der Gesunden vermischt. In die Badstube wurden die Zöglinge zwar wöchentlich einmal geschickt, aber auf 357 Zöglinge, 6 Gouverneure und 20 Aufseher, d. i. 383 Menschen, wurden nur 4 Pfund grauer Seife verabfolgt. Als die Glieder des Synods begutachteten, daß eine so kleine Quantität für beinahe 400 Personen ausreichen könne, wies einer der Herren der Revisions-Commission mehrere Probestücke der Seife vor, — von ungefähr 1/2 Mensch Länge und einigen Linien Dicke. Im Synod betrachtete man diese Seifestücke wie eine Merkwürdigkeit, — u. s. w.“

Der Oberinspector des geistlichen Alexander-Newsky-Institutes ist der fromme Priester R. Mannewow, der die nöthigen Summen für das Institut stets vollständig empfangen hatte. Als dieser merkte, daß die Revision ihm doch nicht ganz nach Wunsch ausfallen könnte, reichte er dem Allerheiligsten Metropolit ein Gesuch ein mit der Bitte, ihn an eine andere Kirche in der Nähe Petersburgs überzuführen, auf welche Bitte der Metropolit dem Priester Mannewow die schriftliche Resolution ertheilte, sein Gesuch sei genehmigt.

Die russische Zeitung wundert sich selbst darüber, daß man den ehrenwerthen Herrn Mannewow nicht für seine Verdienste um die Erziehung und Bildung der jungen Geistlichen zu Auszeichnungen und höheren Ehrenstellen avancirt habe.

Das ist eine Musteranstalt der kaiserlichen Residenz! Zeigt man man daraus schließen, wie dergleichen Anstalten in Kasan, Saratow oder Kiew beschaffen sein mögen. Aus der ganzen Wirkthätigkeit dieses Petersburger geistlichen Seminars kann man auch folgern, wie weit die geistige Bildung der Zöglinge reichen muß, und was die Zukunft von diesen jungen Geistlichen einst zu erwarten haben wird.

Derselben vor Kurzem versammelten „heiligen Synod“ reichte, wie wir in der Russischen St. Petersburger Zeitung lesen, der Religionslehrer bei der Pawlow'schen Militärschule, der Geistliche Michailowsky, die von ihm verfaßten Bücher: „Abriß der Geschichte der christlichen Kirche“ und „Kurze Kirchengeschichte“ mit der Bitte ein, dieselben als Lehrbücher in die geistlichen Seminarien einzuführen. Nach näherer Prüfung derselben ergab sich jedoch, daß die Bücher nicht von Herrn Michailowsky verfaßt, sondern eine wörtliche Uebersetzung der Werke des Dorpater Professors Kurz waren; worauf sie, als mit der Aufzuchtungsweise der orthodoxen Kirche unverträglich, verboten und vernichtet werden sollten.

Vergleichen Fälle und charakteristische Ereignisse sind in der griechisch-orthodoxen Kirche nichts Seltenes. Was sollte aber auch eine tüchtig moralische Durchbildung des rohen Volkes in Rußland möglich sein — wenn die Geistlichkeit selbst an Rohheit und Unbildung ihres Gleichen sucht und gänzlichen Mangel

einer wahrhaft christlichen Moral offenbart. Wo der Cultus übrigens hauptsächlich in bloß äußerlichem Formenbienste und in Bilderanbetung besteht, ist an eine radikale Regeneration der Kirche natürlich auch nicht zu denken.

Spanien.

Die Regierung und die Parteien.*)

Die spanischen Zustände haben sich seit meinem letzten Berichte entschieden verschlimmert, wenn auch die Aussichten für die nächste Zukunft noch erträglich sind und nicht der Art, wie sie vielfach durch reactionäre Correspondenzen und Blätter in's Ausland kommen. Aber dennoch, wenn man weiterhinaus sieht, ist es schwer, auf eine friedliche Lösung zu hoffen und mannigfache Unruhen nicht zu befürchten. Die Störungen der Ordnung nehmen überhand mit der Unklarheit durch die Aufstände karlistischer Banden; die Parteien sehen einander mit Mißtrauen an und rüsten sich für einen Zusammenstoß; dabei nimmt der öffentliche Credit und Verkehr immer mehr ab; die Finanzen des Staates werden immer trostloser, und dies wird gewiß bald auch für die Politik von hoher Bedeutung werden. Daß die Regierung und die monarchische Majorität, welche dieselbe gebildet, zu den Gefahren der Situation das Ihrige gethan und vielen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat, ist unleugbar. Freilich konnte sie die Umtriebe der Reaction nicht unterdrücken und einen Theil des Volkes sammt der unverbesserlichen clerikalen Partei auf einmal zum Liberalismus bekehren; aber sie hat durch ihr Verhalten sogar zur Ermuthigung und materiellen Unterstützung der Reaction beigetragen. Andererseits war freilich nicht zu verlangen, daß dieselbe sich der Partei, welche allein die Grundzüge der Revolution consequent durchzuführen will, den Republikanern, anschließe, aber wiederum hat sie sich durch ihr unklares und untreue Verhalten, indem sie Versprechungen gemacht, welche sie nicht erfüllen kann, auch hier compromittirt. Allerdings, man muß mit jeder Regierung Rücksicht haben, besonders in so schwierigen Tagen, wie die jetzigen von Spanien, und besonders bei einem Volk, wie die Spanier, welches mehr als ein anderes in dem Staate eine feindliche Macht sieht, welcher man statt operativer Hingabe Widerstand statt Rücksicht mögliche Discretion, statt Gehul und einfacher Ueberlegung des Möglichen übertriebene Forderungen entgegenbringt; aber viele Acte der Regierung bleiben immer unentschuldigbar und tragen den Charakter der Corruption, des Egoismus und der Parteilichkeit, welcher immer das Unglück dieses Staatswesens war; andere zeugen von dem Mangel an Talent und Energie, um die richtigen Heilmittel für den kranken Staatskörper zu finden und anzuwenden; und diese Bedenklichkeit hat das Ansehen der Regierung außerordentlich gemindert und die Sicherheit des Landes gefährdet.

Was das Erstere anbetrifft, so ist es traurig zu sehen, wie diese Helden der Revolution, die die schönsten Worte immer im Munde führen, in Wirklichkeit an sich und die Andern immer zuerst denken, Reuter und Würden sich gegenseitig erteilen und den alten Brautemannsflug und die unbeachtliche, unsolide Staatswirtschaft weitertreiben, obgleich die Mittel bekändig

mangeln. Prim ist Marshall geworden durch eigene Ehre; Lopez hat jüngst eine Inspectionreise nach Barcelona zur Mittelmeer-Flotte benutzt, um sich von dem ihm untergeordneten Prim zum Admiral ernennen zu lassen, der frühere Brigadier. Jene Reise hatte übrigens den Hauptzweck, die Marine für Montpensier, Lopez's erklärten Candidaten, zu stimmen; das soll freilich nicht geclückt sein.

Was nun aber die politische Richtung der Regierung unter Serrano's Regenschaft anbetrifft, so hat sie, wie schon bemerkt, in dem Bestreben, es Allen Recht zu machen, welches wiederum in der Bildung der Majorität aus sehr heterogenen Bestandtheilen seinen Grund hat, Alles verdoeben und Ansehen und Macht in hohem Grade verloren. Wichtig bemerke einmal Castelar, daß es in revolutionären Epochen das Conterstrichtige sei, der Revolution unerschieden zu folgen; es giebt auch einen Conservatismus bei der Durchführung anerkannter Principien. Das Unglück ist nun, daß die Regierung zwar die Säge der Revolution auf dem Papier anerkannt hat, sie aber in Wirklichkeit nicht durchführen kann, wie sich mehr und mehr zeigt und voraussehen war. Der Mensch einer demokratischen Monarchie, welches gleichwohl die Formel für die Vereinigung der Unionisten, Progressisten und Demokraten zur Partei der Monarchisten geworden ist, wird schon jetzt klar und muß es mehr werden, sobald wirklich eine Monarchie zu Stande kommen sollte. Jene Freiheiten und Rechte des Programmes von Gatz haben in Wahrheit nur ihren Platz in der republikanischen Befassung; zu dieser erklärt man das Volk für unreif, ohne zu bedenken, daß man dann mit der Proclamation des revolutionären Programms einen unverbesserlichen Fehler gemacht hat; für ein solches Volk paßt dann auch allgemeines Stimmrecht. Brocken der Presse, Versammlung, Association u. s. w. nicht; oder, ob, erklärte man sich einmal für jene Rechte, die alle aus der Souveränität des Volkes abgeleitet werden, so war es ein chimärischer Gedanke, denselben innerhalb der Monarchie freie Bewegung zu verschaffen; dagegen stehen die hohen, der Krone zugetragenen Prerogative und die Macht der Verhältnisse. Diese Bedenklichkeit jener demokratisch-monarchischen Politik kann nur dahin führen, einer Regierung, welche ihr treu bleiben will, Nachdruck und Geltung zu nehmen; in andern Fällen muß sie sich einbeziehen zu den Principien der Demokratie stellen, ist oder wider; der Effecticismus aber verbietet sie. Im Anfang der Revolution sprachen eben die, welche dann durch Einträglichkeit einer erblichen Monarchie die Geschiede des Landes wiederum zum großen Theil dem glücklichen Zufalle überlieferten haben, vielfach von einer Wahlmonarchie; wie man dies Versprechen ausgegeben hat, wird man auch die anderen Punkte mißachten, höchstens auf Reformen im Einzelnen und eine anständiger Leitung des Staates hinwirken. Ist doch auch das Geschick „Nieder für immer mit den Bourbonen!“ reine Phrasen geworden, da die Alphonisten mit einer nicht unbedeutenden Partei rechnen um unter Serrano's Regenschaft den Sohn Isabella's zum König heranzuziehen.

Von den Mitgliedern der monarchischen Partei sind nicht sich gewiß von vornherein der Täuschung mit jener Proclamation der demokratischen Säge bewußt gewesen und nur darauf eingegangen, um unter dem Mantel des Liberalismus in der alte Stellung wieder zurückzuweichen und dann mit der Masse der Liberalen ihre conservative Politik weiterzuspinnen. Andere mögen die ganze Zeit hindurch von unklarer Arbeit befangen gewesen sein und haben so in optimistischem Vertrauen auf die Möglichkeit der von einigen intriganten

*) Erschienen in Gatz, 12. August 1869.

brachten und ausgeführten Verpuppung der traditionellen Monarchie und der modernen Demokratie zur Confusion und Gefährlichkeit der Situation beigetragen. Wie wenig die heterogenen Elemente der monarchischen Majorität auf die Dauer sich vertragen können, ist schon öfters angezeigt, noch neuerlich dadurch, daß bei dem Ministerwechsel zwei Demokraten in die Regierung traten, ein Zeichen des Argwohns, mit welchem diese Partei die Unionisten betrachtet.

Die extremen Parteien sind es natürlich, welche aus der Halblosigkeit der am Ruder stehenden ihren Vorteil ziehen. Auf der einen Seite nun geriren sich die Republikaner als Mähter der revolutionären Freiheiten, immer drohend, bei irgend einer Verletzung derselben mit gutem Rechte loszuschlagen zu wollen; dabei nutzen sie eben jenen Fehler der Liberalen, welche so unbedingt die demokratischen Principien proklamirt haben, treulich aus. Alles Zurückbleiben hinter diesen Sätzen, alle Restrictions der Freiheiten, als deren Bringer die Generale sich ausgaben und jubelnd empfangen wurden, ist eine Anklage von dieser Partei aus und erscheint ihnen als eine Verletzung, die Revolution durch einen neuen Impuls zu vollenden. Vieles wird von denselben, zumal den exaltirten Köpfen, übertrieben, vieles ist aber auch richtig. Die Einrichtung der erblichen Monarchie mit ihren sog. wesentlichen Attributen gilt ihnen als Verneinung der vor allem Anderen verkündeten Souveränität des Volkes; die Befestigung des Klerus als eine Unterlassungsfünde, denn die Cultusfreiheit ist damit nur halb durchgeführt; die Unterdrückung republikanischer Demonstrationen durch einzelne Gouverneure in Uebereinstimmung mit dem Ministerium als eine Einde gegen das Recht der freien Meinungsäußerung; die Wahlbeschränkungen verstoßen gegen den wahren Sinn des allgemeinen Stimmrechts; die Erklärung der Regierung für die monarchische Staatsform erscheint ihnen als Eingriff in die Souveränität der Cortes; die einstweilige Weibehaltung der Militärpflicht als Bruch des Versprechens der Aufhebung der Quinte; die Steuer als Lebensmittel, Salz und Tabak ist zwar heilig, daß aber eine äquivalente Kopfsteuer eingerichtet, die mehr drückt, als jene, wenn sie auch einen Fortschritt bezeichnet trotz der Unzulässigkeit des Principes. Dies ist eine Reihe solcher Beschwerden, andere: viele resultiren aus der neuen Constitution und der Unterlassung der Reformen, die dringend nötig wären, und jüngst besonders aus der Erneuerung des Gesetzes vom 17. April 1821 über Militärgerichte, nach welchem den gegenwärtigen Unruhen verfahren wird. Die Minister, welche durch ihre Lässigkeit gegen Werkzeuge der vorigen Regierung, besonders auch durch ihre Nachsicht, ja Begünstigung des Klerus, durch ihre Halbheit in der Ausführung des revolutionären Programms und ihr Zurückweichen vor entscheidenden ebotenen Reformen zur Erstarkung und Ermuthigung der Reaction geizig beigetragen haben, suchen nun plötzlich, wo der ungeführte Zustand der Karlisten sich auflöst, in terroristischen Mitteln ihre Zuflucht. Einmal fehlte die Regierung damit gegen den Artikel der neuen Constitution, welcher für ein Fall exceptioneller Maßregeln in einem Theile des Landes der im ganzen eine besondere Gesetzverfügung verlangt, sodann ist die Lage nicht im Mindesten danach besessen, sofort besondere, aus den mitbetheiligten Militärpersonen geklärte Gesichte mit erhöhten Strafen auszuweisen. Die gewöhnlichen Gesetze hätten vollkommen ausgereicht; es erscheint wie eine von persönlicher Unfehlbarkeit allzufern erstulte Politik, wenn eine Partei angehörige Regierung ihre Rettung sieht in der Verschärfung der Maßregeln gegen Alle, die mit bewaffneter

Hand ihr entgegentreten; gleich als ob sie nicht auch Schuld daran haben könnte, sie, die selbst an die Waffen appellirt hat gegen die Misregierung Isabella's. Dazu kommt, daß sie selbst in allen officiellen Bekanntmachungen beständig von der Gefährlichkeit der Lage spricht. Ist dies der Wahrheit gemäß, so ist kein Grund vorhanden zu jenem Terrorismus; ist das Gegentheil der Fall, so mag sie bedenken, ob sie der Lage gewachsen ist und nicht besser thäte, das Feld zu räumen.

Die officiellen Mittheilungen sind hier überhaupt ausgezeichnet durch eine lächerliche Gesuehrtheit in Worten und Nomenclatur mit dem Stande der Dinge. Jedermann weiß, daß in Cuba die Dinge schlecht gehen, man weiß, daß neue Verstärkungen nötig sein werden, um die unglückliche Insel zu behaupten, aber noch nie ist eine schlechtlautende Nachricht officiell mitgetheilt. Man kennt die Unsicherheit der Lage der Halbinsel, die Geistesheit und Kampferetheit der Parteien, aber die Gouverneure ergehen sich in Phrasen über ihre redliche Gesinnung, über die Aussichten auf die Zukunft, gleich als ob das goldne Zeitalter wiederkehren sollte, über die Eintracht der Liberalen, die Zuverlässigkeit der Truppen, den sicheren Stand der Dinge, gegen den höchstens schwache Versuche von einer reactionären Minorität gemacht werden können. So rüstet man sich hier in Cadix sehr offen gegen einen neuen Kampf mit den Republikanern; aber in Bekanntmachungen von Seiten der Gouverneure legen auch das in ganz andern, rein friedlichem Sinne aus, ohne doch von dem Publikum Abschied zu nehmen, ohne Hinweis auf Militär und ihre treue Macht gegen alle Reaction; darunter gehört aber in erster Linie die republikanische Reaction gegen den Stillstand der Revolution. Diese spanische Bureaucratie ist recht eigentlich erfüllt von der Verlogenheit der hohen Diplomatie, die in den kritischen Lagen an schönen Worten nicht Mangel hat, im Geheimen aber schon die Minen vollendet, um sie nächstens irgen zu lassen.

Doch um zu der Haltung der Regierung zurückzukehren: es wird dieselbe ziemlich allgemein von den unabhängigen Blättern verurtheilt; die Republikaner vor Allem sind entrüstet über das willkürliche, für sie mittelnde Verfahren. Durch's ganze Land aber geht ein Gefühl tiefen Unmuths über die Züflirungen verschiedener, durch die so gebildeten Militärgerichte verurtheilter Karlisten. Mögen dieselben noch so ehrlos und strafbar sein, so ist es doch sehr übel, diesen Weg zu ihrer Niederhaltung einzuschlagen, der beim Anwachsen der Bewegung leicht wieder zu den barbarischen Zuständen der Zeiten des karlistischen Bürgerkriegs führen kann; auch muß man bedenken, daß viele einfach Verführte unter den Aufständischen sein mögen, die nun aber aus Furcht und aus Rachegefühl weiter getrieben werden. Ein trübes Licht auf die Zustände wirft auch der Umstand, daß viele Militärs und besonders Geistliche bei den reactionären Conspirationen und Aufständen theilhaftig sind. Diese sind unzuverlässig und der Befehlskette überaus zugänglich; diese haben trotz des Budgets von 180 Millionen Realen (nahe an 13 Mill. Thalern), das ihnen von den Cortes bewilligt ist, mit der Revolution keinen Frieden gemacht; jene Summe dient vorzugsweise zur Unterhaltung der reactionären Umtriebe, besonders der karlistischen; denn Don Carlos oder el niño terso ist das eigentliche Ideal dieser Glaubenskämpfer, mit deren Bornirtheit man thöricht hofft, jemals transigiren zu können; Concessionen werden sie nie aus dem Kreise ihrer Anschauungen herausdrängen.

Die Republikaner nun, ungeachtet mannigfachen Grundes, den Kampf der Meinungen auf das Feld der Gewalt zu verlegen, haben klugerweise bis jetzt sich ruhig verhalten, sind aber immer

kampfbereit und organisiert zur Vertheidigung der demokratischen und revolutionären Principien. Wie es heißt, wollen sie warten bis zur Proklamirung des Königs, was allerdings noch lange dauern kann. Denn diese Frage ist nach wie vor nicht weiter zu bringen; kein Prätext hat irgendwelche Aussicht, so daß es nicht Wunder nimmt, wenn man jetzt den Regenten Serrano selbst mit auf die Liste der Candidaten setzt. Indes hat man Grund zu vermuthen, daß im Geheimen für den jungen Alfonso stark gearbeitet wird und erfolgreicher, als die Karlisten, die offen arbeiten.

Der erste Versuch derselben kann jedenfalls als völlig gescheitert betrachtet werden. Der Plan war gewesen, eine Ordnung, besonders Pamplona, in ihre Hände zu bekommen, um hier einen Rückhalt zu haben und durch Erregung des Guerillakrieges mit Heranziehung anderer unzufriedener Elemente sich allmählich festzusetzen. Aber es fehlte an Uebereinstimmung in den Operationen; im Norden, wo Navarra der Hauptsitz der Karlisten ist, geschah nichts; in Leon und der Mancha sind die Banden bald von den Truppen und der Miliz verjagt worden. Don Carlos soll in lächerlicher Weise den Befehl seines Erbreiches angetreten und dann wieder in das sichere Frankreich zurückgegangen sein. Don Carlos hat er durch ein besonderes Manifest für sich einzunehmen und seine Gelder seinem Unternehmen zugewenden gesucht, gewiß nicht ohne Erfolg. Zu der Anleihe, die er in Frankreich gemacht hat, sind aus Spanien die Hauptgelder gekommen. Cabrera, sein bedeutendster Anhänger, soll sich übrigens von ihm abgewendet haben, nicht gewillt, einem unser Jahrhundert schändenden Bürgerkriege seine Unterstützung zu gewähren; diese Gefinnung würde ihm alle Ehre machen. Der Justizminister (heißt Ruiz Zorrilla) hat ein Circular an die Bischöfe erlassen mit der Weisung, die Namen aller an Auffständen gegen die Regierung beteiligten Kleriker einzureichen, um gegen sie die nöthigen Schritte zu thun und ihre Untergetanen erst zum Gehorsam gegen die Geseze zu ermahnen. Das wäre doch ein Anfang zur nöthigen Ueberwachung der Geistlichen und zur Trennung von Rom.

Gegenüber der Reaction halten die besonnenen Republikaner zu den Liberalen. Ihre Taktik ist: abzuwarten, ob nicht die Zeit ihre Gegner spaltet, unterdeß sich weiter auszubreiten und zu organisiren, und nur im Nothfalle zu den Waffen zu greifen; besser können sie nicht handeln, besonders da sie mit ihrer gegenwärtigen Stellung zufrieden sein und von den Konserverativen leicht einen überleiteten Schritt zu Gunsten eines bestimmten Candidaten erwarten können, während ihr Aushand jetzt nur die Gegenpartei consolidiren müßte. Ihre Aussichten verbessern sich mit der Hinauschiebung des Präsidiums nur, und es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß die Reihe auch an sie einmal kommt. Jedenfalls wird die Rolle, welche die monarchische Partei spielt, immer lächerlicher; Viele, die es fühlen, wenden sich der republikanischen Partei wieder zu und möchten den jetzigen Zustand weiter hinauschieben, um dann gleich in den Hafen der Republik einzulaufen; Andere scheinen die Lösung der Frage von dem guten Geschick mehr als von ihrem Verstande abhängig zu machen und von der Souveränität der Cortes Wunderdinge zu erwarten; wieder Andere wirken offen und geheim für ihren Candidaten, ohne damit vorwärts zu kommen.

Welche Stärke die Republikaner in einem etwaigen Kampfe entgegenfallen und ob sie am Staatsruhr mehr Glück und Vernunft gegenwärtig würden, als ihre Vorgänger, muß abgewartet werden. Jedenfalls würden sie mehr Heindheit der Gefinnung und Aufrichtigkeit, gründlich Hand an die Besserung des faulen Staats-

wesens zu legen, aufweisen und weniger von Eitelkeit, wie sie die Konserverativen beunruhigen, erfüllt sein. Ob sich aber unter ihnen wirkliche Staatsmänner zeigen würden, wer weiß es! In Zeit, die Umstände, schaffen sich ihre Leute. Auch jetzt lassen sie, abgesehen von vielen heißhütigen und untergeordneten Leuten, Männer von scharfem Verstande und physischer Bildung auf, wie Pi y Margall, oder idealistisch, dabei aber gänzlich freigeistig, wie Castelar, der große Redner, ein Prophet einer neuen besseren Zeit, scharfe Juristen, wie Ziguera und Lopez, alle Rämien, wie Drense, der Marquis von Albaida, seine Satiriker und Beobachter, wie Sando Ruano, und manches gute jüngere Talent. Hoffen wir, daß wenn ihre Zeit kommt, sie vermögen, Ordnung in diese Verwirrung zu bringen und aus der Zerstörung des Alten ein neues kräftiges Sein herbeizurufen. Möchten sie dann nicht gleich übergehen, geehrt mit dem Namen Schwärmer, aber erfolgreich in ihren Ideen, niedergeworfen von der Barbarei der vergangenen Zeit.

Paul Joerker.

Keine literarische Revue.

— „Die Demokratisirung des Wahlrechts in England und die Einsicht auf die parlamentarische Regierung“ ist der Titel eines lehrreichen Abhandlung des Dr. jur. Adolf Koller, welcher als „theilweise Separat-Abdruck aus dem Archiv des Reichs deutschen Bundes und des Zollvereins“ erschienen ist. Die Schrift giebt wesentlich eine Zusammenfassung des Wahlrechts vor und nach der Reformbill von 1832 und nach der neuen Formbill vom 15. August 1867 (vom 13. Juli 1868 für Schottland und für Irland) nebst ergänzenden Bestimmungen. Der Zustand nach der Reform von 1832 hat Herr Dr. Koller sehr eingehend behandelt, den neuesten hingegen, auf welchem der Schwerpunkt des Interesses ruht, nur in seinen Grundzügen geschildert und während er die Vertheilung der Parlamentssitze nach der Reformbill des Jahres 1832 den besten Handbüchern folgend darlegt, hat er ein solches Vertheilungs-Tableau für die Epoche seit 1868 zu bieten verabsäumt. Seine Kritik über Neuerungen ist leider sehr kurz ausgefallen, aber, wofern sie nicht klassischen Ausführungen des Canadiers Alpheus Todd sich anschließt, aus unklarer richtigen Gesichtspunkten geflossen. Daß die fortschreitende Erweiterung der Wahlrechte den Fortschritt des englischen Parlamentarismus enthält, ist in Deutschland bereits von Rudolf Gneist und auch von Bismarck nachgewiesen worden, und daß andererseits die Eingiehung der nominative boroughs (oder rotten-boroughs, kleinen Wahlkreise) das staatsmännliche Contingent des Unterhauses vermindert, die Bildung fester Parteigruppen erschwert und die Möglichkeit einer starken Parlaments-Regierung ebenmäßig geschwächt hat, ist von den freisinnigen Politikern Englands (sogar auch von dem reformfreundlichen Erskine May) längst entschieden bejaht worden. Jedem, welche bei uns dies bezweifeln wollen, verweisen wir denn, daß das englische Parlament wirklich regiert, daß nicht bloß eine gesetzgebende Versammlung bildet, und es folglich bei den Parlamenten: Mitgliedern, oder mindestens den Parteiführern derselben, vor Allem auf Regierungsfähigkeit ankommt! Doppelt muß man es daher beja-

dass der Verfasser vorliegender Studie die Factoren des neuesten Umchwungs nicht im Hinblick hierauf näher geprüft und zerlegt hat. Aber indem er über die Stellung des continentalen zum englischen Parlamentarismus nicht völlig klar ist, geht ihm ein großer Theil des Kernes dieser Betrachtung verloren. Dem Unbefangenen ist das Künstliche des englischen Endiums der Partei-Regierung nachgerade evident; nichtbedenklicher wird die fehlerhafte Uebertragung derselben auf das Festland Europa's weder durch den Schein-Constitutionalismus noch durch die Schein-Demokratie, d. h. den Cäsarismus, verbessert, sondern allein durch die lebensvolle Entwicklung der Institutionen aus den gegebenen, historisch gewordenen Zuständen und aus den realen Bedürfnissen heraus: im Einklange mit allen rechtshaffenen Strebungen der Menschheit!

I. v. B.

— **Böranger in neuer Uebertragung.** Von Adolf Laun in Lennep ist soeben eine neue, sehr gelungene Uebertragung der *Chansons von Böranger* erschienen.¹⁾ Es ist allerdings nicht der ganze Böranger, der hier vor uns liegt; der deutsche Bearbeiter hat Alles ausgefallen, was nur der politischen Parteiliebe wegen des Augenblicks angehört und heutzutage selbst den Franzosen kaum mehr verständlich ist, sowie Alles, was ein sittiges weibliches Gemüth verletzen könnte, doch fehlt Nichts von dem, was die unvergleichliche Grazie und Liebenswürdigkeit des berühmten Chansonniers bildet. Wir haben bereits bei Gelegenheit der Anzeige von Adolf Laun's „Dichtercharakteren“ den vorzüglichen Verus desselben, fremde moderne Dichter in unser Idiom zu übertragen, anerkannt.

— **Zeitschrift für Töchter Schulen, von Hermes.** Die weibliche Bildung in ihrer Bedeutung für die Erziehung des nachfolgenden Geschlechtes wird in unserer Zeit mehr und mehr anerkannt und die Wichtigkeit der Mädchenschulen, die lange Zeit hinter den Knabenschulen zurückstanden, auch viel später eingerichtet wurden, als die Knabenschulen, tritt jetzt mehr und mehr in's Bewusstsein der gebildeten Welt. Wir finden es darum auch natürlich, wenn besondere literarische Organe für weibliche Bildung in's Leben treten; es liegen uns zwei Hefte einer solchen Zeitschrift vor, welche sich nach dem Vorworte auch einen weit der Deutschlands Grenzen gehenden Leserkreis verspricht hat.²⁾ Weiter vermögen wir aus den uns vorliegenden zwei ersten Heften des zweiten Jahrgangs keinen Blick in die spezifische Bedeutung dieser Zeitschrift für die weibliche Bildung zu thun, da die meisten Aufsätze allgemein pädagogischen Inhalts sind, z. B. die „Einfache Abhandlung über den großen Volkspädagogen, Eberhard v. Reichenow“, dann die über „Gothsches deutsche Sprachbuch“, über „die heutige Auffassung des französischen Accentes“, der „die deutschen Dichter im Unterrichte der Jugend“, die „Kulbanfrage“ u. a. Außer diesen und ähnlichen Aufsätzen enthalten die beiden Nummern noch Vorträge von den Prorektorinnen höherer Töchter Schulen und eine Beurtheilung eingelegener Bücher allgemeinen Inhalts. Nur den Auffass des Director Kühn in Altenburg über „Maria“ finden wir hier auf an seiner richtigen Stelle; er scheint mehr für ein römisches, als für ein deutsches Publikum geschrieben, mehr für Nonnenlektüre, als für höhere Töchter Schulen.

¹⁾ Bremen, J. Köhmann, 1869.

²⁾ Etwa. Zeitschrift für die Interessen der höheren Töchter Schulen.

³⁾ In Bremen mit theilnehmender Unterstützung von Dr. H. Hermes. 2ter Band. Berlin, Guttentag, 1869.

— **Die Ziele der Lehrerbildung.** Wir haben unlängst eine längere Anzeige einer Schrift über die Seminarien gebracht; heute liegt uns eine andere vor, die den wichtigen Gegenstand ebenfalls behandelt. Gewiss gehört die Frage über die Bildung der Volksschullehrer, die ja den größten Einfluss auf die heranwachsende Generation ausüben, nicht blos zu den wichtigsten pädagogischen Fragen, sie ist vielmehr im eminenten Sinne eine sozial-politische, von deren richtiger Lösung zum guten Theil das Gedeihen jedes modernen Gemeinwesens mit abhängt. Es ist deshalb erfreulich, wenn Männer von Verstand und Herz für die Sache ihre Ansichten darüber äußern und die Frage nach allen Seiten in's klare Licht setzen; nur sollten die Gebildeten eine größere Theilnahme an solchen Schriften beweisen, als es bisher geschehen ist. Die vorliegende Schrift tritt ebenfalls in principiellen Gegensatz zu den Regulationen und erbaute sich auf der Grundlage der naturgemäßen Erziehung. Nach einer kurzen Einleitung über die Nothwendigkeit einer erhöhten Forderung an die jetzige Lehrerbildung und einem kurzen geschichtlichen Ueberblicke behandelt sie im ersten Abschnitte die Grundlage der Elementarlehre-Bildung, im zweiten die Präparanden-Bildung nach ihrem Ziel und Umfange, worin der Verfasser die Vorbildung durch Gelehrten-Anstalten verwirft und besondere Präparanden-Anstalten fordert. Wir sind der Ansicht, dass die Lehrer so wenig als möglich dem Volkleben durch geschlossene, exklusive Anstalten entzogen werden dürfen und fordern darum auch zur Vorbildung derselben die ausgebildete Volksschule, die höhere Bürger Schule, die uns in Preußen aber leider noch ganz fehlt. — Der dritte Abschnitt befasst sich speziell mit der Fachbildung des Lehrers nach den einzelnen Disciplinen und den Schluss des Ganzen bilden fünfzig Theoreme über die Ziele der modernen Lehrerbildung.

Wenn wir auch bei näherem Eingehen gegen einzelne Forderungen uns erklären würden, so räumen wir dieser Schrift doch eine anregende Bedeutung ein und müssen wir der gefunden Anschauung und klaren Darlegung des Verfassers unseren Beifall zollen.

E. W. E.

— **Die halbb Deutsche Mundart der Echten.** Die Absicht des Herrn Verfassers mit dem vorliegenden Versuche ist, die halbb Deutsche Mundart der Echten als etwas Naturwüchsiges, einer ferneren Ausbildung fähiges¹⁾ hinzustellen, und wenn uns die oft herzlich drohenden Sprachverwundungen unwillkürlich an das niedliche Kauderwelsch unserer kleinen zwei- und dreijährigen Vorkinder erinnern, dürfen wir um so weniger an einem Herausreten des halbb Deutschen Dialektes aus den Kinderschuhen zweifeln, da uns ja die Sprachentwicklung des heranwachsenden Geschlechtes, als etwas Naturgemäßes, täglich vor Augen ist. Zum Schlusse noch für unsere Leser das Motto der „Hallerlei nurrigen Eichten“:

„Ein Vogel singt so laut es kann —
Worum kann sich ein altpreis²⁾ Mann.“

¹⁾ Die Ziele der modernen Lehrerbildung. Ein Beitrag zur Lehrerbildungsfrage mit besonderer Rücksicht auf Preußen, von Dr. H. Zwick, Lehrer der Naturwissenschaften an der K. Provinzial-Gewerbeschule zu Coblenz. Berlin, J. Guttentag, 1869.

²⁾ „Hallerlei nurrige Eichten“ ein soterisches. Erzählungen im halbb Deutschen und gebundener Rede von Dr. Vertmann. Dörmann, W. Götter's Verlag, 1869.

³⁾ halbb Deutsch.

Literarischer Sprechsaal.

In Anerkennung der Pflicht, die Bildung in immer weiteren Kreisen zu verbreiten, sind in Breslau eine Anzahl freisinniger Männer zu einem Vereine zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe machen will, „durch Veröffentlichung und Verbreitung von Schriften, durch Vorträge, durch Gewährung von Vehrsmitteln und in jeder sonst geeigneten Weise für Volksbildung zu wirken.“ Insbesondere wird sein Bestreben darauf gerichtet sein, „die Ideen der Humanität auszubreiten und zur Geltung zu bringen.“ Um das Andenken Alexander's von Humboldt zu ehren, nennt sich der Verein „Humboldt-Verein“. Jeder, der das 24. Lebensjahr erreicht hat und im Vollbesitz der bürgerlichen Rechte ist, kann als Mitglied aufgenommen werden. Das ausgenommene Mitglied hat einen jährlichen Beitrag von mindestens 20 Sgr. zu zahlen. Außerdem wird der Verein für seine Vereinsgewende Humboldt-Pfennige sammeln. Wer einen laufenden oder einmaligen Beitrag als Humboldt-Pfennig zur Vereinskasse zahlt, ohne Mitglied des Vereins zu sein, gilt als Gönner des Humboldt-Vereins. Der Vorstand und Ausschuss des Vereins sagt in seinem Aufrufe, der auch den Frauen gilt:

„Schon sind dem Verein auch von Auswärtigen Beitritts-Anmeldungen zugegangen. Der Verein hofft, daß die Zahl derselben sich stetig mehren wird. Erwünscht wird es dem Vereine sein, wenn sich die auswärtigen Mitglieder bemühen, ihm neue Mitglieder und Gönner zuzuführen, noch erwünschter, wenn sich auch an anderen Orten Vereine mit gleicher Tendenz zu gleichen Bestrebungen konstituieren. Es gilt dem Licht! Es gilt, den Bestrebungen jener finsternen Mächte entgegenzuarbeiten, die das Licht nicht kommen lassen wollen, die darauf ausgehen, uns in die Nacht mittelalterlicher Unwissenheit, mittelalterlichen Aberglaubens zurückzuführen. Es gilt der Humanität! Es gilt, einen mächtigen Schuhwall aufzurichten gegen die Wiederkehr der Hobeit, der Unsitte und des Fanatismus früherer Jahrhunderte und das Unseie zu thun zur fortschreitenden Veredelung und Vervollkommenung des menschlichen Geschlechts.“

In Hamburg ist eine namhafte Zahl angesehener Männer zur Gründung einer Humboldt-Stiftung zusammengetreten; man wünscht ein Kapital zu sammeln, aus dessen jährlichen Revenüen hervorragende Leistungen deutscher Seefahrer auf den Gebieten der Meteorologie und Hydrographie durch Verleihung von Prämien geehrt werden sollen, in ähnlicher Weise, wie solches schon länger in Holland und Frankreich geschieht.

Alexander von Humboldt's Biographie, von Otto Uie hat sich rasch so eingebürgert, daß sie jetzt bereits in dritter Auflage erschienen.) Der Verleger dieses Volksbuches hat demselben den Vorbericht veranlaßt, das das Humboldt-Denkmal-Comité in Newpor über seine Thätigkeit abgefaßt, mit welcher es als mustergebend den Humboldt-Freunden in Deutschland vorangegangen ist. Erst am 2. Juli d. J. sind die Vortere mit ihrem Aufruf an das deutsche Volk hervorgetreten, während Herr Georg Auermann in Newpor bereits im Januar d. J. die ersten Schritte zu jenem Zwecke gethan hat. Auch aus der Feder Ferdinand Schmidt's, des beliebten Jugendschriftstellers, ist soeben eine Biographie Humboldt's

„ein Lebensbild für Jüng und Alt“, wie sie der Verleger nennt erschienen. (Berlin, Hugo Reimer.) Es reiht sich viele Schrift in würdiger Weise an des Verfassers ähnliche Arbeiten über Herder, Göthe und Schiller an.

Das „Comité zur Förderung weiblicher Industrie“ in Darmstadt, an dessen Spitze die Prinzessin Alice von Hessen geborene Prinzessin von Großbritannien, steht, hat kürzlich den Schulvorstand der genannten Stadt ein Schreiben gerichtet, worin sie demselben eine Schrift der Frau Louise Büchner: „Weibliche Betrachtungen über ein weibliches Thema“ zur Beherzigung dringend empfiehlt. Es ist namentlich die Mangelhaftigkeit des Unterrichts in weiblichen Handarbeiten in den niederen und höheren Mädchenschulen des Großherzogthums Hessen und des südlichen Deutschlands überhaupt, auf welche die kleine Schrift aufmerksam macht, worin demnach beantragt wird, daß der Handarbeit-Unterricht in den Frei- und Gemeindefschulen überall nicht allein obligatorisch eingeführt, sondern auch da, wo er schon besteht, gründlich reorganisiert werde. Die Verfasserin weist dabei auf die viel besser organisierten Mädchenschulen in der Schweiz und in Norddeutschland (besonders in Sachsen-Weimar) hin. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß der Frauen-Verein in Offen-Darmstadt und der für das Großherzogthum Baden in der Anerkennung der außerhalb ihrer eigenen Staaten bestehenden besseren Einrichtungen auf den Gebieten weiblichen Unterrichts eine sehr rühmliche Ausnahme von dem noch im Allgemeinen in Süddeutschland vorherrschenden unheimlichen Gleichgültigen machen. Es wahrhaft abschreckendes Muster in dieser Beziehung bildet die in Stuttgart erscheinende „Allgemeine Frauenzeitung“ dieses sogenannte „Centralorgan für weibliche Nationalökonomie, Frauenarbeit und Frauenbildung“, die fast in jeder Nummer Angriffe auf norddeutsche und namentlich auf Berliner Einrichtungen enthält. Die Redaction dieses Blattes scheint von einigen Jüngern zu befehlen, daß sie die Vereine zur Förderung der Gewerkschaft und des höheren Unterrichts der Frauen kritisieren habe. In Nr. 130 (August 1869) behauptet dieses Blatt, daß es seine Gedanken seien, die man in Berlin „ohne Angst der Quelle“ anektiert habe, als dort der vorerwähnte Zeit in den Jahren 1865 und 1866 den „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gegründet und am 3. 1868 Miß Archer ihr „Victoria-Vocum“ in Berlin stiftete. Die Redaction der „Allgemeinen Frauenzeitung“ ist so bornirter Unwissenheit, daß sie keine Ahnung davon hat, was es eigentlich die Quelle sei, aus der sie selbst, wie ihre eigenen Concurrenten, geschöpft. Letztere war ausdrücklich nach England gereist, um dort die Einrichtungen zu studieren, nach welchen in seinen Verein und dessen Statuten geschaffen, und daß die geistvolle Engländerin, Miß Archer, sich nicht in Stuttgart das Muster zu ihrem Vocum geholt, versteht sich wohl von selbst.

S. 2.

Von unseren neueren Romanchriftstellern wird wohl kein anderer so häufig in fremde Sprachen übersetzt, wie Friedrich Auerbach, dessen Werke meist kurz nach dem Erscheinen in Deutschland in Uebersetzung, namentlich bei den germanischen Schwester-Nationen, erscheinen. Auch in Holland ist der Fall, wo Auerbach neben Fauny Fernald viel gelesen

*) Verlag von R. Pfeffer in Berlin. (150 S. H. 8. Fr. 10 Sgr.)

*) Darmstadt, Wittich'sche Hofbuchhandlung. (28 S.) Glogle

mit. Bei Gelegenheit einer solchen Uebersetzung hat sich der kühnlich verstorbene größte niederländische Romanchriftsteller J. van Lennep über dergleichen Bearbeitungen im Allgemeinen und über Auerbach's Schriften insbesondere ausgesprochen. Es geschah bei der holländischen Herausgabe des „Schachsfleins“, welches unter dem Titel „Juweelen“ (Schachsfleins läßt sich in unserem Sinne nicht wörtlich in holländischer Sprache wiedergeben) vor längerer Zeit von einer mit Lennep verwandten Dame übersezt wurde. Die Vorrede hierzu ist ein Brief von J. van Lennep, worin er sich gegen Uebersetzungen im Allgemeinen ausspricht, freilich aus Gründen, die etwas wenig stichhaltig sind. So z. B. sagt er: „So wenig als jemand die erquickende Lust von Wicht, Hieres oder Madeira durch das Besehen von Ansichten genießen kann, auf denen diese Inseln abgebildet sind, so wenig kann jemand mit dem Geiste und Gemüthe eines Schriftstellers vertraut werden, wenn er ihn nur aus einer Uebersetzung kennen lernt“. Das ist denn doch etwas hart übertrieben. — „Wenn Sie einmal“, so sagt Lennep weiter, „etwas aus der deutschen Literatur übertragen wollen, dann können Sie allerdings kaum Besseres wählen, als Auerbach's Schriften. Zwar ist in seinen Erzählungen Vieles, was durchaus deutsch ist, aber sie besitzen zwei Eigenschaften, welche noch den Werken deutscher Schriftsteller nicht eigen zu sein pflegen: sie sind vor allen Dingen nicht unklar, und nicht transthaft sentimental. Im Gegentheil: die Form ist klar wie Aepfeln, und der Geist, der daraus aufsteigt, ist der einer tiefen gesunden Weltanschauung, die selbst viel von frischem und gesundem Christenthum hat. Die Ansichten, obgleich in ihrer Eindeutigkeit, sind doch überall wahr, und wenn daher die Schale auch etwas Besonderes hat, so wird der Kern doch dem Halben anprechen und gefallen.“ — „Auerbach“, so heißt es weiter, „betrachtet seine Mitmenschen, trotz ihrer Schwächen, als Brüder: sein Urtheil ist nie lieblos oder hart, immer schonend und nachsichtig — er zieht gegen die Sünde zu Felde, nicht gegen den Sünder.“

Unter den Verirrungen unserer Zeit ist wohl nicht die kleinste als Versehen, die bekannten, das Sittengefehl vielfach verletzenden Grundzüge und Lebensregeln Machiavelli's nicht nur entschuldigend, sondern sie als Weisheit zu empfehlen. Es ist dies so weit, daß man sich nicht scheut, selbst in Volkserzählungen damit vorzugehen, obwohl man sich gefehen sollte, daß trübener in solchen, vielfach noch aus Halbgebildeten bestehenden Kreisen verbreitet, um so gefährlicher seien, als das eigene Nachdenken der Hörer außer Stande ist, den Irrthum selbst zu entdecken und für sich und Andere unschädlich zu machen. — Wann wird die Zeit kommen, wo unsere Bildung sich endlich weit ausschwingt, sogar das höchste Glück unreicht zu lassen, um es nicht auf streng sittlichen Wege erlangt oder erkämpft werden kann? Jener höchst betrübende Irrthum führt und wehrt nicht einer Zeit vollkommener Bildung entgegen, entfernt sie vielmehr von ihr wiederum sehr bedeutend. — Auch der moralische, mit Machiavelli das Sittengefehl unbedacht lassende Geist sollte sich hüten, durch Empfehlung jener Lebensregeln sich selbst schädlich darthun zu wollen. Nach der Auesicht richtet sich der Kern. Seine selten beachtete und doch nicht minder bedeutenswerthe Erfahrung erfüllt sich fast immer, und wäre es nicht in kommenden Geschlechtern, in der Weise, daß sogar raffinierte Schlechtigkeit sich am Ende als Kurzsichtigkeit, die planlose Redlichkeit dagegen als Klugheit ergibt. Selbst in der Politik ist — wie abweichend auch einzelne Fälle Anderes zu

ergeben scheinen — die höchste Redlichkeit die höchste Diplomatie. Allerdings bewahrt sich dies in allen Lebensverhältnissen nur dann, wenn Redlichkeit im privaten und öffentlichen Leben nicht nach Lohn und Erfolg trachtet, sondern allein und ausschließlich, selbst unter den höchsten Schwierigkeiten, nur der stillen Pflicht wegen, ihre Wege verfolgt, mit Einem Wort, wenn es sich um wahre Redlichkeit handelt. Fitz.

In Folge der Abschaffung des Zeitungstempels, dieser Tax on Knowledge, wie die Engländer mit Recht alle Steuern nennen, welche die Erzeugnisse der Literatur vertheuern, hat sich in Großbritannien und Irland der jährliche Abzug von Zeitungen und Wochenblatt-Nummern von etwa 39 Millionen im Jahre 1831 auf etwa 2500 Millionen im Jahre 1868 gehoben. Was aber noch erfreulicher, als diese enorme Steigerung, ist der Umstand, daß seit Abschaffung der Steuer, wodurch die großen, anhängigen Blätter viel billiger geworden, die unstillen, periodische Presse, diejenigen Blätter, die durch ihren Inhalt und ihre Väterausstattung auf die Sinnlichkeit, die Habgucht, den Aberglauben und andere Leidenschaften der Menge berechnet sind, an Absatz nicht bloß verhältnismäßig, sondern positiv, verloren haben. Es werden zwar noch immer dergleichen schmutzige Blätter herausgegeben und neu unternommen; sie können sich aber nicht lange halten. Die besseren, großen und zugleich billigen Blätter machen ihnen so erfolgreich Concurrenz, daß die Speculation auf die Gemeinheit der Menge sehr bald ihre Rechnung nicht mehr findet und, um nicht größeren Schaden zu erleiden, ihre Schmutzblätter lieber eingehen läßt.

Ueber „die Pfahlbauten und Völkerstämme Ost-europas“ hat Dr. C. Rücker eine kleine Schrift herausgegeben, die manche neue Gesichtspunkte eröffnet. Der „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ (Organ des Germanischen Museums) sagt darüber: „Ausgehend von den etwa vor einem Jahre entdeckten interessanten Pfahlbauten bei Daber in Pommern, sucht der Verfasser, indem er auf das Gebiet der Sprachforschung übertritt und zunächst den hier in Frage kommenden Ort als das alte Scurgium des Ptolemäus nachweist, in anderen Orten ansehnliche Nachklänge der Wasser- und Pfahlbauzeit. Er verbreitet sich dabei über das ganze, namentlich das östliche Europa, wo er noch viele Ueberreste des alten Seltenthums entdeckt. Es werden sodann diese Untersuchungen auf ethnographisches Gebiet überhaupt fortgesetzt und ziemlich sämtliche Völkerstämme, welche bis zur Gestaltung befestigter Verhältnisse auf europäischem Boden sich bewegten, nach ihren Namen und sonstigen sprachlichen Entwürfen einer Prüfung unterzogen. Neben mancher fahnen Combination, die mit unterläuft, finden sich auch die überraschendsten Aufschlüsse“.

Die „Miniaturbibliothek der klassischen Schriften des In- und Auslandes“ bringt eine neue Uebersetzung von Walter Scott's Lady of the Lake, in den Versmaßen des Originals und mit erklärenden Anmerkungen ausgestattet von F. Freytag“).

*) Würzburg, M. Stuber, 1869.

**) Bremen, A. Kühmann, 1869.

Zum Humboldt-Tage
empfehlen: (163)
Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender
für 1869.

Mit 24 Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

Außer einem Humboldt-Kalender enthält dieser Jahrgang einen schön und schwungvoll geschriebenen Artikel von Dr. Edmund Weillinger in Wien:

Hundert Jahre nach der Geburt Alexander's von Humboldt.

Von dem übrigen Inhalt des Kalenders erwähnen wir noch: Zufus von Liebig. Ueber den Ernährungswert der Speisen und Dr. Georg Prißel, Zur Geschichte der Kartoffel. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Gohmann) in Berlin.

Wichtig für alle Verehrer Humboldt's!

Im G. A. Salow's Kunst-Verlag in Göttingen erschien soeben eine Medaille zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag **Alex. von Humboldt's**, in jeder Richtung meisterhaft künstlerisch ausgeführt. Dieselbe hat 5 Centimeter Durchmesser und zeigt auf dem Avers das gesungene Portrait nebst betreffender Umschrift, sowie auf dem Revers eine passende Aufschrift in lat. Sprache. Vertheilte Medaille zu Prämien bei Preisvertheilungen, Münz- und Medailen-Sammlungen u. dergleichen, ist sowohl beim Herausgeber selbst, wie in allen Buch- und Kunsthandlungen zu folgenden Preisen zu haben:

1) In Bronze resp. Kupfer à 1 Thlr. 2) Rein verfertigt à 1½ Thlr. 3) In ächtem Silber (Silberwerth ca. 3 Thlr.) 4½ Thlr. 4) Gold verhältnißmäßig. — Erstklassige Stempel. Wiederverkaufserlöse wollen sich gef. an obige Firma wenden. (164)

Vor Kurzem erschien in Verb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Gohmann) in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (165)

Der Talmud

von **Emanuel Deutsch**, Bibliothekar am Britischen Museum in London. Aus der neuesten englischen Auflage ins Deutsche übertragen. Autorisirte Ausgabe. gr. 8. 12 Sgr.

„Diese kleine Schrift machte in England, wo sie zuerst erschien, das ungeschweifte Aufsehen. Gleich nach ihrem Erscheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerksam. Das Interesse für sie war allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 war sie in 7 Auflagen erschienen.“ Nationalzeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTECA D'AUTORI ITALIANI.

Jeder Band geb. 1 Thlr.; geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschienen: (166)

Tomo X. **Goldoni, Carlo**, *Commedie scelte. Precedute da un discorso critico delle opere dell' autore.*

Diese sorgfältig getroffene Auswahl aus dem reichen Schatz der Goldoni'schen dramatischen Masse wird den Freunden der italienischen Literatur willkommen sein. Es sind darin folgende Lustspiele aufgenommen: *Il Torquato Tasso*, — *Le Donno curioso*, — *Un curioso accidente*, — *Terenzio*, — *L'Avaro fastoso*, — *Il vero Amico*, — *Il Burbero benefico*.

Die früher erschienenen Bände der „Biblioteca d'autori italiani“ enthalten:

- Tomo 1. **Manzoni, Alessandro**. *I promessi sposi. Storia milanese del secolo XVII.*
- „ 2. **Leopardi, Giacomo**. *Opere.*
- „ 3. **Balbo, Cesare**. *Novelle.*
- „ 4. 5. **Boccaccio, Giovanni**. *Il Decamerone. 2 vol.*
- „ 6. **Canta, Cesare**. *Margherita Pasterla. Racconto.*
- „ 7. **Giusti, Giuseppe**. *Poesie. Precedute dalla vita dell' autore.*
- „ 8. **d'Azeglio, Massimo**. *Niccolò de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni.*
- „ 9. **Fellico, Silvio**. *Opere scelte.*

Im Verb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Gohmann) in Berlin erscheint:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr. (167)

Das VI. Heft (Nr. 27—31) des neuen Jahrganges enthält u. a. folgende Beiträge:

Astronomie. Die Spektren der Fixsterne und der zusammengelegten Gase. — Die November-Meteore von 1868. — Das Sonnen Centrum. — Die Transith der Kometen-Theorie. **Meteorologie.** Das Wogern der Sterne. — Lichtabsorption der Erdatmosphäre. **Physik.** Elektrische Widerstandskurven durch Induktion. — Eine neue elektrische Staubfigur. — Lichtbrechungsvermögen der Metalle. — Elektromotorische Wirkung des Strychnins. **Chemie.** Einige chemische Experimente. — Ueber die chemische Constitution der Silicate. — Erweiterte Kenntnis der Alkaloide. **Botanik.** Mechanismus der Pflanzenatmung. **Geologie.** Höhe des Weiss im April 1869. — Die vulkanischen Ereignisse des Jahres 1868. **Paläontologie.** Die nachgeschichtlichen Säugethiere Englands. **Biologie.** Der Wärme-Erdsinn. — Die Hitzbildung im Thierkörper. — Mikroskopische Thiereleben in den Polarregionen. — Die ausgestorbenen Vögel der Neuland-Nachwelt. **Agricoltura.** Das Auroren der Wälder. — Die Schwundlust der Seidentraupe. **Gesundheitslehre.** Die eiserne Defen.

Gegen Einsendung von 7½ Sgr. der Geh. Anweisung findet die Verlagsbuchhandlung von Hugo Kallner in Berlin, 61 Leipzigerstraße, franco zu: (168)
Herrd. Schmidt: Alexander von Humboldt. 10 Bdg. 169. (Illustr. eleg. broch. (Seiten erschienen.)

Im zweiten Auflage ist einleuchtend und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Bibel und Natur

in der Harmonie ihrer Darstellungen von **H. Hoffmann**.

Erklärte Preischrift.

280 S. Preis 1 Thlr. (169)

Die Agentur des Verlagshauses in Hamburg.

Bei E. H. Schroeder in Berlin, 41 Linden, erscheint soeben:

Portrait

Alexanders von Humboldt.

Nach der im Jahre 1857 von S. Friedländer nach dem Leben aufgenommenen Photographie lithographirt von P. Rohrbach.

Brustbild. Folio. Chines. Papier. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den vielen Portraits Humboldt's ist dieses künstlerisch ganz vortrefflich ausgeführte Blatt unstreitig eines der ähnlichsten und gerade dadurch von besonderem Interesse, dass es nach der letzten Photographie gearbeitet ist, zu welcher der verdienstvolle Gelehrte wirklich gesessen hat. In Form und Aussehen anschaulich schließt sich das Blatt genau der in demselben Verlage erschienenen weltverbreiteten Gallerie berühmter Dichter und Componisten an, von welcher bereits 20 Bände ausgegeben sind. (17)

Im Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen soeben:

Ungarische Revue 1869.

Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner redigirt von

Dr. **Mansvet Riedl**.

kgf. ungar. Universitätsprof. Mitgl. d. Ungar. Ak. der Wissenschaften a. n. v.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Den Verhältnissen Ungarns ist in der (genau) der allgemeinsten Aufmerksamkeit gewendet; es wird daher dieses von ersten Gelehrten Ungarns hervorgerufene und unterstützte Unternehmen die lebhafteste Theilnahme erregen. Die ernst wissenschaftliche Richtung der „Ungarischen Revue“ stellt aus nachstehender kurzer Inhaltsangabe dieses ersten Jahrgangs: Geologie Ugar in allgemeinen Umrissen, von M. v. Hantk — Ueberblick der Flora der unter der rischen Krone vereinigten Länder, von H. Halasznky. — Aus den charakteristischen Angaben zur Fauna Ungarns, nach E. F. Halasznky. — Ungarns politisch-ökonomische Verhältnisse, von L. Kubinyi. — Die neuesten archäologischen Entdeckungen in Ungarn von E. Henszmann. — Wissenschaftliches Institute in Ungarn, von L. Kubinyi. Galerie der neuern ungarischen Gelehrten L. Julius Schwarz. (1)

Magazin für die Literatur des Auslandes

Beiträgen neben alle Buchhandlungen und in 50 Nummern des Jah- und Auslandes an in Berlin in die Zeitung des Auslandes. Zulieferungen wie Briefe fast franco durch die in der Redaction (Kassendruckstraße 5). Die Buchhandlung des Verlagshauses in Hamburg, in der Buchhandlung zu richten. Abgenommen werden die monatliche Heft mit 1 Sgr. durch den Verleger. Bestände in: Leipzig, Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Gohmann) in Berlin. Schreyer, Druck von Ernst Reuse in Berlin. Preis 10 Sgr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

33. Jahrg.]

Berlin, den 4. September 1869.

[N° 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Selbstverwaltung der Volksschule. 517. — Der deutsche, realistische Roman. Wilh. Jenken. Adels Größe. Adels Macht. 520.
England. John Stuart Mill's Gesammelte Werke. Von der Denk- und Methode. 521.
Frankreich. Deutsche Studien in Frankreich. II. Die deutschen politischen Büchlinge. Der moderne Sprachen-Unterricht auf französischen Schulen. 523.
Schweiz. Zur Biographie Pettazzis. 526.
Sächsische Provinzen. Die älteste deutsche Schule in den baltischen Provinzen. 527.
Italien. Dichtungen transalpinischer Sänger. 529.
Kleine literarische Notizen. Aristoteles und Plato. 530. — Goethe's Juvencus. 530. — Dante in hebräischer Sprache. 530. — Estancia in Rome. 531.
Literarischer Sprachsal. Eine volkswirtschaftliche Facultät in Frankreich. 531. — Herr St. René Taillon: ein Kampf für die Volksrechte. 531. — Böhm. Bibliographie. 532. — Zur politischen Geschichte der Gegenwart. 532. — Tag-buch des Sultans. 532. — Der Verf. des Robinson und sein Charakter. 532. — Unterricht für Gewandene in Frankreich. 532. — Kiepert's Land-Atlas. 532.

Deutschland und das Ausland.

Die Selbstverwaltung der Volksschule.*)

Das längst angekündigte und mit Spannung erwartete und des berühmten Juristen in einem der wichtigsten, aber auch schwierigsten Probleme unseres sozialen Lebens liegt jetzt zur Beurteilung des Publikums vor. Wir bereiten uns, unseren Lesern den Inhalt der in der Anmerkung genannten Schrift zu veranschaulichen, ohne jedoch damit den Anspruch zu erheben, ein Schema, welches von dem Verf. mit einem seltenen Aufwand an historischem und juristischem Wissen und einer außerordentlichen Schärfe der Argumentation behandelt worden ist, hier in beschränktem Raum genügend ausführen zu können. Wir werden uns vielmehr begnügen müssen, das von Gneist gewonnene Resultat zu resumieren und nur hier und da mit den nöthigen Erläuterungen dem Leser zu Hilfe zu kommen, wollen aber nicht verhehlen, daß die Lectüre der an Belehrung und Anknüpfung äußerst reichen Schrift allen denen aufs Angelegenlichste empfehlen, welche sich für die brennendsten Fragen unseres sozialen Lebens, nämlich die Schulfrage, mit Allem was zu gehört, und die Selbstverwaltung der Communen, interessieren.

Erinnern wir uns zunächst noch einmal an die Ergebnisse vor drei Monaten erschienenen und in Nr. 23 dieser Zeitschrift ausführlich besprochenen Broschüre desselben Verfassers, war dort un widerleglich bewiesen worden, daß eine communale Schule nach preussischen Landesgesetzen vollständig zulässig ist, und nur eine sowohl ungesetzliche wie widersinnige Verwaltungspraxis seit ungefähr 1840 den Namen und die Sache — sog. confessionellen Schule eingeführt hat. Das, was Recht ist, konnte nach jener Schrift nicht mehr bezweifelt werden; was ist unsern Wissens der ernsthafte Versuch einer Wider-

legung selbst von gouvernementaler und reactionärer Seite nicht gemacht worden. Jährt also die betreffende Behörde, wie die neuesten Erlasse derselben zeigen, nichtsdestoweniger fort, den eingerissenen Mißbrauch festzuhalten, so ist damit der Beweis geliefert, daß eben bei uns ein gesetzlicher Schutz gegen die verkehrte und fehlerhafte Praxis der Verwaltungsbeamten nicht besteht, sobald es denselben beliebt, ihre eigenen, willkürlichen und abenteuerlichen Meinungen an Stelle des Landesgesetzes treten zu lassen.

Auffallend ist es uns erschienen, daß damals von gegnerischer Seite nicht der Versuch gemacht worden ist, das Gesetz selbst zu verhorresciren. Gneist schloß seine Apologie der betreffenden preussischen, zu Recht bestehenden Gesetze mit den Worten: „Nolumus legem terrae mutare!“ Keiner jener Anhänger des frommen Mühlenischen und Stiehl'schen Systems hat geantwortet: „Das Gesetz ist zu ändern!“ — wiewohl ihnen doch sonst in solchen Sachen eine reiche Auswahl geunungstüchtiger, einschlägiger Phrasen zu Gebote stehen, und sie bei der unersprechlichen Unklarheit, die über diese Angelegenheit in vielen Kreisen herrscht, immerhin auf einigen Erfolge rechnen durften.

Weit entfernt also, etwas Neues in die preussische Gesetzgebung bringen zu wollen, war Gneist in jener Schrift zu etwas Altem zurückgekehrt, indem er wollte, daß die Unterrichtsverwaltung sich wieder auf gesetzlichen Boden stelle und sich der Rechtscontrolle durch einen Verwaltungs-Gerichtshof füge. In dem heute vorliegenden Buche geht er aber allerdings einen Schritt vorwärts, und wie und schreiten will, ein: zuerst bedeutsamen und wichtigen; denn daß die vorliegende Frage keine der einfachsten und leichtesten ist, beweist der langsame, krebbsartige Gang, den ihre Lösung bisher genommen hat. „Am 27. Juni 1869 sind funfzig Jahre verflossen seit dem Tage, an dem die Ausarbeitung eines Gesetzes über die Verfassung des Schulwesens im preussischen Staate vollendet war, welches bis heute noch nicht zur Ausführung gelangt ist.“ Die Verhandlungen und Beratungen darüber haben in dem letzten verfloffenen halben Jahrhundert einen förmlichen Kreislauf durchgemacht. „Die in Deutschland so beliebten Secularisierungsplänen mit Genugthuung und einiger Rühmreißigkeit auf Resultate zurückzubilden. Wir thun wohl besser, bei dieser feststehenden Semisecularisirer uns möglichst nüchtern die Wahrheit zu sagen.“ ... Die Wahrheit aber ist nach Gneist, „daß Preußen seit 50 Jahren das Bedürfnis einer Schulgesetzgebung anerkennt, daß aber die gesetzgebenden Organe der Aufgabe nicht gewachsen waren, — ein Vorwurf, welcher sich auf 20 Jahre absoluter Regierung, auf 20 Jahre constitutioneller Regierung, also auf Beamtenbum und Kammern vertheilt.“

Folgt nun schon aus diesem summarischen Ueberblick, daß die Schwierigkeiten, welche sich diesem wichtigen Theile der Gesetzgebung entgegenstellen, tiefgehender Natur sind, so ergibt sich dies noch sicherer bei genauerer Betrachtung der Verhältnisse. Und zwar sind es besonders drei Grundmängel, an denen die bisherigen Versuche gescheitert sind: 1) Die Unklarheit der herrschenden Vorstellungen, 2) der mangelnde Sinn für Gesetzlichkeit, besonders in dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat; 3) die Beschaffung des Geldbe-

*) Die Selbstverwaltung der Volksschule. Vorschläge zur Lösung Schulfreies durch die preussische Kreisordnung von Dr. Rudolf Weist. Berlin, Julius Springer, 1869. (140 Seiten.)

dürfnisses der Volksschulen. Der letzte Punkt ist deshalb der bedenklichste, weil er auch den Mangel an gutem Willen, der auf diesem Gebiet geherrscht hat, zeigt. Denn „das Philosophiren über Trennung von Kirche und Schule, Staat und Schule, Staat und Kirche, confessionelle und confessionsthe Schulen ist dem wirklichen Bedürfnis gegenüber nur eine andere Form des Nichtstuns“. Um die entsetzlich geringen Gehälter der Elementarlehrer aufzubessern, würden zunächst mindestens 2 Millionen erforderlich sein, ebensoviel als Ersatz für die in Wegfall kommenden Schulgelder. Dennoch läßt sich die Forderung nichtern dahin bestimmen: „Das neue Schulgesetz muß unmittelbar für einen jährlichen Mehrbedarf von 4 bis 6 Millionen Thalern und dann für weitere Erhöhung sorgen.“ — „Philosophiren und resolviren ist seit zwei Jahrhunderten über die Reform des preussischen Schulwesens nur Genüge. Wer fortan Vorschläge zu machen hat, soll sagen, wie er jährlich 4 bis 6 Millionen Thaler aufzubringen gedenkt!“

Der Verf. beweist, daß die drei zunächst sich öffnenden Auswege zur Beschaffung dieser nothwendigen jährlichen Summe, nicht eingeschlagen werden dürfen: 1) Das Schulgeld darf nicht erhöht werden. 2) Die Summe darf auch nicht durch die bisherige Weise der Vertheilung der Societätslasten aufgebracht werden, — wenigstens nicht in den ländlichen Schulsocietäten. 3) Endlich können auch die Kosten nicht in den Ortsgemeinden innerhalb des Systems der bisherigen Communalsteuer bestritten werden.

Sollen wir wirklich noch Ein Wort der Vertheidigung dederen, welche die gänzliche Abweisung des Schulgeldes in den Volksschulen bejournen? Es müßte dies freilich überflüssig sein, ist es aber leider nicht, wie bekannt. „Im Hintergrund aller Verwirrung liegt hier heute, wie vor 100 Jahren, die Abstraktion der besitzenden Klassen, welche nach ihrem nächsten Interesse Schulgeld und Volksunterricht noch immer in dem wirtschaftlichen Verhältnis von Leistung und Gegenleistung betrachten, während Beides nach der Grundauffassung des Allgemeinen Volksrechts und nach dem feierlichen Anerkenntnis unserer Verfassungsurkunden öffentliche Pflicht, öffentliches Recht und allgemeines Interesse nach jeder Richtung hin geworden ist.“

In der That heißt die vom Verf. gerathene Auffassungsmasse auch nichts Anderes, als den Gesichtspunkt völlig verwechseln. Bei den Universitäten und höheren Lehranstalten ist die Nothwendigkeit eines Staatszuschusses nie bestritten worden, und die Collegien- und Schulgelder haben stets nur den kleinsten Theil der Kosten aufbringen können. Bei diesen Lehranstalten sowohl, als auch bei den sog. Mittelschulen, läßt sich gegen die Entrichtung eines Schulgeldes als Gegenleistung für den Unterricht principiell nichts einwenden. „Für den Elementarunterricht aber verändern sich diese Gesichtspunkte. Hier handelt es sich nicht um ein Mehr oder Weniger, um ein Maas der höheren Bildung, von welchem man Gebrauch machen, oder nicht Gebrauch machen kann: sondern um ein vom Standpunkt der Allgemeinheit notwendiges Minimum, welches dem aufwachsenden Menschen die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins eröffnet, welches zur Aufrechterhaltung des Kulturstandes und des Nahrungszustandes der Gesamtheit, ja selbst für die Militäreinrichtungen und andere Seiten des Staatsebens unentbehrlich erscheint. ... Für die Elementarschule tritt deshalb der Grundsatz des directen Staatszwanges ein. ... Mit dem rechtlichen Zwang erhält in der Elementarschule das Schulgeld den Charakter einer Zwangssteuer, bei welchem nun die Frage

dahin steht: läßt es sich rechtfertigen, die unter dem Namen des Schulgeldes erhobene Steuer von jeder Familie nach der Zahl ihrer unmündigen Kinder zu erheben? Alles, was im Steuerloftem gegen Kopfschmerzen zu sagen ist, häuft sich als ein schwerer Vorwurf gegen die Art der Schulbesteuerung.“

Es ist uns wohl erlassen, zu dieser treffenden Beweisführung, für deren weiteren Verlauf wir den Leser an den Text selbst verweisen, auch nur ein Wort des Beifalls hinzuzufügen.

Gibt es nun mit dem Schulgeld nicht, so bieten auch nicht die ländlichen Schulsocietäten, noch die ländlichen Communen einen geeigneten Modus dar, um die Kosten für die Volksschulen aufzubringen.

Nur die städtischen Schulverwaltungen haben sich bis jetzt im Allgemeinen als entwicklungsfähig erwiesen, während in den ländlichen im Ganzen wie im Einzelnen ein „Bild der Stillstandes und eine Ungleichheit der Verhältnisse“ erkennbar, welche in den kleinsten Bezirken noch immer das Bild der Verfallung darstellt. „Die unheilvolle Krankheit der ländlichen Schulgemeinden ist ihre lebensunfähige Kleinheit“; sie fühlen das lebendige Bedürfnis der Selbsthilfe nicht aus. „Es ist unmöglich, auf dem Boden der kleinen, arm Schulgemeinde bei dünner Bevölkerung und spärlichen Erwerbsquellen die Erhaltung der Schule nach dem jetzigen Maßstab zu sichern, geschweige denn zu beschaffen, was nöthig ist für die Zukunft. Ein weiter gesicherter Fortschritt des Volkslebens erscheint nicht mehr ausföhrbar auf dem streitigen, zu deutigen Boden der bisherigen Schulsocietäten des platten Landes, sondern nur auf dem Boden allseitig anerkannter politischer Communal Verfassungen und Communalsteuer-Versäntungen.“ Die ländlichen Communen nun wieder leiden an unheilbaren Mängeln, indem sie für alle heutzutage der Selbstverwaltung zu klein sind, indem sie zu ungleichartig Elemente für ein System von Reutern der Selbstverwaltung enthalten, und endlich, indem sie des durchgreifenden Steuerfuges entbehren.

Es muß demnach etwas Drittes gefunden werden, das konstruiren lassen, welches als Basis für die Selbstverwaltung der Volksschulen diene. Mit Recht muß man als das sachliche und erste Bedingung des wahrhaft constitutionellen Staates das *selfgovernment* hinstellen. Noch steht bei uns die junge Constitutionalismus in beständigem Kampf mit dem alternden Absolutismus, der jetzt die Form der Monarchie herrschend angenommen hat. Daß unser Constitutionalismus noch so unentwickelt und in so vielen Beziehungen nicht mehr als eine wohlklingende Phrase ist, beruht eben darauf: In letzten Grunde, daß wir die richtige Form des *selfgovernment* noch nicht gefunden haben. Mit Ausnahme der Democriten größten Städte haben sich unsere Bürger noch nicht von der „hohen Obrigkeit“ sich gern regieren zu lassen: die „beschränkte Unterthanenverfassung“ beugt sich fast überall nicht in stummen Gehorsam, und die Freude und der Stolz, die die Bürger frei constituirter Staaten empfinden, ihre eigenen Communal Angelegenheiten zu verwalten und sich den Landesverhältnissen gemäß selbst zu regieren, fehlt bei uns noch in den meisten Fällen. Es liegt dies aber lediglich daran, daß wir den sogenannten Kreis für das *selfgovernment* noch nicht gefunden haben. Das Kleingemeindeenthum hat eine ähnlich vererbte Entwicklung, wie sie das Kleinstaatenenthum lange Zeit in Deutschland ausgeübt hat und zum Theil noch ausübt. Aber während man die Dnmacht jener Bundesstaaten längst anerkannt und

weisen hat, wie unmöglich es ist, den vollen Begriff einer Staatserziehung auf jene „fouderänen Landrathsämter“ zu übertragen, so ist die Unfähigkeit des Kleingemeindebegriffs, als ständiger Verwaltungskörper zu existiren, noch lange nicht genügend anerkannt worden. Gneist führt den Beweis hierfür als nicht so sehr den Kreisverband, wie er als feste, gleichmäßig geordnete Bezirkseintheilung für alle Beziehungen der künftigen Verwaltung darstellt, als die gesuchte Einheit für das Selbstgovernment hin. „In dem Kreisverband sind im großen und ganzen die Vorbedingungen wirklich vorhanden, welche zu gesplitterten verfallenen Communalwesen des platten Landes geführt haben. ... In den verhältnismäßig seltenen Fällen, in welchen kleinere und arme Kreise der örtlichen Progen auch als solche die Schulleist nicht voll zu tragen vermögen, kann bei der Entwicklung der provinziellen Selbstverwaltung an dieser Stelle die Staatshilfe ergänzend eintreten.“

„Die Lösung des Problems nach so viel vergeblichen und erfolglosen fortsetzenden Versuchen wird also in dem neuen Umschlag zu finden sein: Die Erhaltung der Elementarschulen, die bestehenden ländlichen Schulgemeinden, Landgemeinden und Gutsbezirke, als allgemeine Kreislast auf den Kreisverband über.“

Können wir nun nach diesen gewonnenen Resultaten zu der wichtigsten und wichtigsten Frage, nämlich zu der Frage nach „Geldpunkt“ gelangen, so besteht, um es kurz zu sagen, vom Verf. vorgeschlagene neue Nebus der Steuererhebung, daß die Kosten der Unterhaltung der Elementarschulen die übrigen Bedürfnisse des Kreis- und Communalwesens) eine reale Hausstandssteuer aufzubringen sind, welche jedem nützlichen Inhaber eines Land- und sonstigen Realbesitzes, eines Gebäudes, einer Wohnung, eines Ladens, eines Hofes, eines innerhalb des Communalverbandes nach dem Miet- und Pachtwerth durch Gemeindebeamte einzuschlagen, zu erheben und zu verwalten ist, nach Maßgabe des besonderen municipaler Wesens.“

Bevor indeß dieses Gesetz durchgeführt sein wird, sollen Kosten der Volksschule durch gleichmäßige Zuschläge zu den Kreisverband zur Erhebung kommenden Grund-, Gebäude-, Einkommen- und classificirten Einkommensteuern aufzubringen sein. Es folgen nun die mit äußerster Sachkenntnis und seinem Urtheil ausgeformten Vorschläge über die Bildung der Kreisvertretung, die Kompetenz der Kreisversammlung, die Zusammensetzung und das Wahlrecht derselben, das Verhältniß der großen und kleinen Städte zum Kreisverband, die Verwaltung der Schulcommissionen, die Bildung der Curatorien, die Staatsaufsicht und das Verhältniß der Kirche. Das Resultat aller dieser Untersuchungen wird von Gneist kurz und scharf in folgenden Artikeln zusammengefaßt:

I. Die Erhaltung der Volksschule geht unter Aufsicht der bestehenden ländlichen Schulcomittees als gemeine Kreislast auf bestehenden Kreisverbände über, vorbehaltlich der Genehmigung der Städte.

II. Binnen Jahresfrist nach Publication dieses Gesetzes ist Erhebung von Schulgebern für den Elementar-Unterricht einzuführen.

III. Die Befoldung der Lehrer und die übrigen Kosten des Elementar-Unterrichts werden in Zukunft durch eine Hausstandssteuer aufgebracht, welche von jedem nützlichen Inhaber eines Gebäudes, Land- und sonstigen Realbesitzes innerhalb des Kreisverbandes nach dem Miet- und Pacht-

werth, durch Gemeindebeamte einzuschlagen, zu erheben und zu verwalten ist, nach Maßgabe eines besonderen Gesetzes.

IV. Bis zur Durchführung dieses Kreis- und Gemeinde-Steuerrechts (binnen 5 Jahren) werden die Erhaltungskosten der Volksschule durch gleichmäßige Zuschläge zur Grund-, Gebäude-, Klassen- und Einkommensteuer aufgebracht.

V. Die Feststellung des Verwaltungsetats der Kreis- und Gemeindeverwaltung, sowie aller ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, erfolgt durch die Beschlüsse einer gewählten Kreisversammlung, zu welcher 24 bis 48 Kreisverordnete des platten Landes von drei zu drei Jahren nach den bestehenden Gesetzen und Wählerlisten der Landesvertretung zu wählen sind.

VI. Für die Kreisverwaltung der Volksschule wird eine ständige Schulcommission gebildet, bestehend aus dem Kreislandrath, einem Kreisamtmann, einem städtischen Magistratsmitglied, einem Geistlichen der im Kreisverband vorherrschenden Confession, einem praktischen Schulmann, zwei Kreisverordneten und einem Kreisdeputirten, mit der Befugnis zur Anstellung und Entlassung der Lehrer, Handhabung des Züchtigungsrechts, Vermögensverwaltung und Oberleitung der Schulen des Kreisverbandes.

VII. Für die örtliche Verwaltung ist in jedem Amtsbezirk ein Curatorium, bestehend aus dem Kreisamtmann, aus dem in dem Amtsbezirk ansässigen Kreisverordneten, einem Geistlichen, einem Lehrer und einem Specialdeputirten, als ständiges Organ der Kreis- und Schulcommission zu bilden.

VIII. Die städtische Verwaltung des Schulwesens ist nach folgenden Maßgaben zu gestalten:

1. Die großen Städte bilden einen Kreisverband für sich, in welchem die städtische Schuldeputation die Rechte der Kreis- und Schulcommission, die Stadtverordneten-Versammlung die Rechte der Kreisverordneten-Versammlung ausübt.

2. Die übrigen Städte bilden in der Regel ein abgesondertes Schulsystem, unter ergänzender Oberleitung der Kreis- und Schulcommission. In der Kreisvertretung nehmen die Städte durch eine der Gesamtmenge ihrer direkten Steuern entsprechende Zahl von Kreisverordneten Theil.

3. Den Städten unter 2000 Einwohnern wird der Eintritt in das System der Kreis- und Bezirksverwaltung offen gehalten.

IX. Die Staatsaufsicht wird durch einen General-Schul-Inspector in jedem Regierungsbezirk geübt, mit den bisherigen Befugnissen des Provinzial-Schul-Collegiums und der Regierungs-Abtheilung, soweit solche nicht der Schulcommission übertragen sind.

X. Die Centralverwaltung verleiht dem Unterrichts-Minister, mit Nebenordnung eines Ober-Schul-Collegiums zum Erlaß der Regulative für die Lehrpläne der Volksschule, der Seminarien und für die Prüfungsordnung.

Eine gewaltige Gedankenarbeit liegt diesen inhaltreichen Sägen zu Grunde; hoffen wir, daß die fruchtbaren Reime, welche in ihnen enthalten sind, recht bald ihre Entwicklung finden, damit der traurige und gefährliche Zustand unseres Elementar-Schulwesens, wie er aus der engherzigen und kurz-sichtigen Praxis der betreffenden Verwaltungsbehörden seit zwei bis drei Decennien hervorgegangen ist, je eher je lieber ein Ende nimmt. Jedenfalls hat der Verf. vollkommen Recht, wenn er sagt, daß die Durchführung jener Sägen den Antheil des Staats, der Kirche und der Gemeinden an der Volksschule in der That verwirklichen werde.

„Für die Gesamtentwicklung der Nation wird es die

selbstthätige Verwaltung erst zum vollen Bewußtsein bringen, wie der Schulzwang das härteste Band bildet, welches Staat und Gesellschaft in ihren Bestrebungen vereint; wie die Unentgeltlichkeit des Unterrichts den Klaffen gegenüber von Arm und Reich von unten herauf aufsteht; wie er den arbeitenden Klaffen von dem Punkte aus Hilfe gewährt, wo unmittelbar zu helfen ist, wo die Hilfe nicht mehr als ein Almosen erscheint, welches den Empfänger herabdrückt, sondern als Ausdruck des Grundsatzes, daß die gemeinsame Erziehung der Tugend die nationale Aufgabe Deutschlands sein soll. Ist die Lösung der „socialen Frage“ nicht durch neue wirtschaftliche Einrichtungen, nicht durch das allgemeine Stimmrecht und immer neu ertheilte Wahlrechte herbeizuführen, so ist es doch gewiß, daß der Volkunterricht zugleich den nächstliegenden und zugleich den höchstliegenden Punkt trifft: die gemeinsame Erhebung der schwächeren Klaffen der Bevölkerung zu einem höheren wirtschaftlichen und sittlichen Dasein.“

Die Einrichtung unserer Elementarschulen und der Schulzwang gehören zu den eigenbümlichsten deutschen Einrichtungen; das ehrliebe Streben nach allgemeiner Gefertigkeit, das strenge Pflichtgefühl, welches man nicht mit Unrecht dem deutschen Volkarakter als spezielles Eigenthum nachrühmt, selbst wenn es zu einer gewissen Pedanterie ausartet, treffen sich in diesem Punkte. Deshalb ist es ein trefflicher Gedanke des Verfassers, daß eben in diesem Punkte der Hebel angefaßt werden muß, um zu dem Ziele des freien Staatslebens, des Constitutionalismus, des selbigerement zu gelangen; dessen weitere Ziele: den besitzenden Klaffen das Bewußtsein ihres Staatsberufs wiederzugeben, dem Staatsbeamtenstand ein ebenbürtiges Gegenstück zu verschaffen, die Allianz zwischen Verwaltung und Verfassung zu stiften, — in weiterer Durchführung des Systems noch erkennbarer hervortreten werden. „Die Harmonie zwischen Staat und Gesellschaft, auf welcher die politische Freiheit beruht, ist nicht zu erreichen, so lange nicht das Beamtenstand etwas von der Unabhängigkeit der besitzenden Klaffen, die besitzende Klasse etwas von der praktischen Kenntniß und Gewöhnung des Beamtenstandes zu geminnen weiß.“

„In England, so schließt der Verf., hat sich seit der Reformation der Schulbau des selbstgovernment von der Armenpflege aus formirt und fundamantirt. Wenn er sich in Deutschland von der Volksschule aus aufbaut, so wäre das entsprechend unserer eigenen Weise der Reformation. Es wäre unsere nationale Weise des Aufbaues einer Selbstverwaltung, darauf beruhend, daß wir Kirche und Schule, Religion und Erziehung doch noch enger und tiefer fassen, als unsere Nachbarn im Westen. Wir werden ihnen auf ihre gutgemeinten aber etwas beschränkten Einwendungen gegen Schulzwang und Militärpflicht erwidern: Es ist das die Selbstverwaltung nach deutscher Weise.“

Der deutsche, realistische Roman.

Wilh. Jensen. — Julius Große. — Adolf Clafer.

Die deutschen Romanschriftsteller der neuesten Zeit huldigen größtentheils einem entschiedenen Realismus, der bald mehr bald minder groß hervortritt, von zartbesaiteten Gemüthern gefürchtet und geschehen wird, aber doch in einzelnen Erscheinungen sich das Recht zu erkämpfen weiß, anerkannt und als charakteristischer Ausdruck der Strömung des gegenwärtigen Geistes-

lebens geachtet zu werden. Denn ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit ist der entschiedene Realismus; das beweisen die hervorragenden Vertreter der verschiedenen Kunstgattungen, wie Maackart in seiner sogenannten „Fest von Florenz“, Richard Wagner in seinen „Meisterliedern“, Robert Schumann in „Klavier in Rom“, das beweisen eben auch die letzten Romane von Gustav Freytag, Karl Gutzkow, und selbst den Berthold Auerbach, namentlich aber Friedrich Spielhagen; ebenso trägt eine große Zahl anderer Arbeiten dieses Genres den Stempel des Realismus.

Wie nun jede entschiedene Richtung in der Literatur in ihren Konsequenzen leitet an die Gränze der künstlerischen Berechtigung streift, so auch hier: der Realismus giebt zwar hervorragende, frappant überzeugende Einzelbilder, aber es wird ihm schwer, sie zu einem harmonischen Ganzen abzurunden und oft bleiben und die Dichter, welche ihm huldigen, die betrieblige Lösung schuldig, oder sie zwingen dieselbe mit Mitteln herbei, die ihren Grundfäden diametral entgegenstehen. Sie führen sie uns bis zu einem bestimmten Punkte, spannen unsere Erwartung hoch; denn gerade, weil Alles so natürlich, so ganz aus dem Leben gegriffen war, ist uns die Lösung nicht nur im Sinne des Romans wichtig, sie ist uns gleichsam zur persönlichen Angelegenheit geworden, und mit Einem Male greift der Dichter zu einem ganz entgegengelegenen Auswege, bringt Personen oder Zustände herein, die nichts weniger als real erscheinen, und versetzt mit einer souveränen poetischen Kühnheit, die oft geeignet ist, zu verstimmen und den Eindruck des Vorhergehenden zu schwächen.

Diese Betrachtungen lassen sich auf mehrere Romane anwenden, die uns aus dem Verlage von Georg Meiermann in Braunschweig vorliegen. Ein sehr talentvoller und in jeder Beziehung anerkannter Schriftsteller, Wilhelm Jensen, giebt in einem derselben, der „Unter heißer Sonne“ betitelt ist, ein außerordentlich wirksames Bild von Natur und Menschen in den äquatorialen Gegenden des südlichen Amerika. Die Schilderungen der trüben Tage und geselligen Abende, an denen die Caballeros und Senneros, nachdem sie gesauften und Zigarren gehalten haben, wie Nachschmetterlinge zu den Textilien eilen, wo unter prächtig schimmernder Kuchenseite ein mattes Sonnenleben sich entfaltet, welches nur zuweilen zu vorgerathener Gluth erwacht, wo alle Mittellose fehlen und nur eine lägerhafte Scheinwelt die Menschen zusammenhält — diese Schilderungen sind geradezu meisterhaft. Dagegen dürfte die Zeichnung der eingeborenen Wilden, die zu den prachtvollen Bildern der Wälder gehören, eben den oben erwähnten Fehler der realistischen Schule zeigen; denn diese Gestalten, die für die Entwicklung des Romans sehr wichtig sind, erscheinen so ideal in ihrer selbst opfernden Treue und Haiselheit, daß man sie eben nur der Phantasie des Dichters entzogen glauben kann. Namentlich ist die Indianerin denn doch zu rührend und kindlich geschildert. Der Gang von der Civilisation unberührte Mensch soll sich hier zeigen und gut darstellen, aber das Experiment mißglückt, da eben in dieser Richtung mit Experimenten nichts auszurichten ist und die Wirklichkeit gerade das Gegentheil zeigt. Es mag sein, daß das abschließende Beispiel der nordamerikanischen Savanne, welches Dixon so trefflich schildert, nicht auf die Wilden der indischen Stämme anzuwenden ist, aber mehr oder weniger überall die Stellung der Frauen unter den Wilden nicht geeignet, rührende und sanfte Empfindungen naturgemäß hervorzurufen zu lassen. Hier also ist Jensen, dem es gelungen ist, die tropische Natur mit hinreichender Farbenpracht zu schildern,

und die dortige Halbcivilisation vollendet wahr und mit glücklicher Ironie darzustellen, aus der Rolle gefallen und hat sich des schlimmsten Fehlers für einen Realisten schuldig gemacht, indem er die Unkultur, also die Robtheit, mit idealer Schminke belegte, unbefangene Natur und Herzengüter dort walten ließ, wo sie gar nicht bestehen können. Abgesehen hiervon ist die Scenerie vorzüglich, und die Hauptfiguren des eigentlichen Romans verdienen in der Anlage und Charakter-Entwicklung uneingeschränktes Lob.

Mit größerer Consequenz durchgeführt ist der zweibändige Roman „Luttreau aus Mitleid“, von Julius Grosse, der in der Wahl des Stoffes allerdings sehr große Bedenkenlichkeiten erweckt, indem der Leser durch sein ausgeführte, geistvoll zugespitzte psychologische Bindungen hindurch geführt wird, bis er, an der etwas retardirten Entwicklung angelangt, erfährt, daß der Held des Romans ein geistig gekränkter, dem Irrenhause entlassener Mensch ist, der die Hauptpersonen der Erzählung und den Leser also eigentlich an der Nase herumgeführt hat, da man ihm das volle Interesse für einen Gleichberechtigten mitgegentruht, während ihm doch die Behandlung eines Kranken gebührte. Uebrigens könnte es fraglich sein, ob nicht Eidenie, die Gattin des Helden, welche aus Mitleid für ihn eine Untreue an dem eigentlichen Geliebten begeht, der zuletzt die schöne Wittne doch noch heimführt, die erste Stelle in dem Romane konstatiren darf; freilich verliert dadurch die Sache nichts an der reinlichen und oft geradezu unnatürlich spannenden Eigenheimlichkeit, die eine eigentlich künstlerische Wirkung nicht aufkommen läßt. Es wird dem Leser nichts an der realistischen Kümmerung des krankhaften Seelenzustandes des Irrenhäftigen spart, was allerdings ein relativer Vorzug der Arbeit ist. Julius Grosse läßt es überhaupt, sich Stoffe zu wählen, die ständliche psychologische Probleme enthalten; auch die kleineren Erzählungen „Vox populi“ und „Abenteuer eines Falschschiffers“ zeigen dies, während daneben oft ein Zug gemüthvoller Nützlichkeit zur Geltung kommt, wie ramentlich in der Erzählung „Eine alte Liebe“, welche ebenfalls bei Westermann erschien.

Ein gewagteres Thema als die vorherigen findet sich in dem Roman „Was ist Wahrheit?“ von Adolf Glaser, denn der Autor nimmt viel leichter außerordentliche oder gar abnorme Figuren auf guten Glauben hin, als solche, die ihm selbst täglich begegnen und welche der Dichter nur zum Zwecke igeen eines allgemeinen Eindruckes aus der Masse herausgreift. Da legt jeder den Maßstab der eigenen Erfahrung an und kritisiert schwerg. Aus dem Leben gegriffen sind diese Figuren, von einer in Glend verkommenen Arbeiterfamilie an bis zu den auf der Höhe der socialen Leiter stehenden Personen. Viele Stufen sind getreten und fast alle consequent, man könnte sagen, theilweise barmherziglos durchgeführt. Die Wahrheit aber bleibt eben eine unbeantwortete Frage, die Sphinx, das Räthsel der menschlichen Natur, das Viele zu lösen sich berufen glauben, das aber keiner wirklich löst, denn das Höchste, was der Mensch in dieser Beziehung erreicht, ist der Glaube an eine verständende Liebe, welcher Glaube dann relativ als Wahrheit besiegelt. So ungeheuer laut die Reklamation der Grundriss des Glaser'schen Romans, in welchem die Welt der scheinbaren Nothwendigkeit, das ist, die Verschrobetheit unserer Lebensformen gezeigt wird, aber zum Schluß allerdings eine Ausgleichung herbeigeführt wird, die nicht völlig befriedigt. Szenen, wie diejenige, wo Arina, die forsjältig erzogene Tochter des reichen Fabrikherrn, in stittlichem Widerwillen von der verwahrlosten und am Ende des Abgrundes schwankenden Jugendfreundin abgewendet

und diese dadurch dem Selbstmord überliefert, sind grausam, aber sie bergen eine bittere Wahrheit in sich. Ein recht frisch hervortretendes Bild bietet der Gutbesitzer von Maulfries mit seiner nervösen Frau und den drei wilden Knaben. Der in der Einleitung geringe Fehler der realistischen Schmie ist auch bei Glaser sehr auffallend vorhanden. Der Held tritt aus dem Kreise der vornehmen Welt und entwickelt sich zu einem tüchtigen Industriellen; aber wir können dem Verfasser nimmermehr glauben, daß er in dieser neuen Sphäre nicht Vorurtheile, Kastengeist und erbarmungslosen Egoismus ebenso gut finden wird, als in anderen Kreisen. Der Hochmuth hat verschiedene Wurzeln und der Geldhölz führt nicht weniger zu Konflikten als der Adelshölz; wenn also hier der Sohn der adelstolzen Baronin Massenheim durch die Tochter des Fabrikbesizers Einenthal glücklich wird, so ist damit nichts bewiesen, als daß es der Dichter so gewollt. Wir können uns damit einverstanden erklären, aber in der Wirklichkeit kommt es oft ganz anders.

England.

John Stuart Mill's Gesammelte Werke.*)

Von der Denk- und Redefreiheit.

Während die „Grundzüge der politischen Oekonomie“, von J. Stuart Mill bereits seit dem J. 1851 in Deutschland durch die Uebersetzung von Adolf Soetbeer bekannt und in verdienster Weise allgemein gewürdigt sind, waren seine philosophischen Arbeiten über die Freiheit, über das politische Wahlrecht, über das Kugheitsitäts-Prinzip (Utilitarismus), über die inhematische Niederrhaltung des weiblichen Geschlechtes (The Subjection of Women) u. A. bis jetzt noch so gut wie unbekannt in unserem Vaterlande. Wie wir hören, hat der Verfasser einer geschickten, deutschen, weiblichen Feder die Autorisation ertheilt, das letztgenannte Werk besonders zu übertragen, und haben wir die Erscheinung die es Buches, dessen Gegenstand selbst von vielen seit unbedingten, deutschen Verehrern der philosophischen, socialen und politischen Ideen Mill's mit vorurtheilsvoller Verantwortlichkeit angegriffen wird, nächsten zu erwarten. Inzwischen hat Herr Professor Dr. Th. Gomperg in Wien die Redaction einer deutschen Gesamtausgabe der Werke Mill's übernommen, von welcher der erste Band, enthaltend: „Die Freiheit“, übersezt von Gomperg, „Das Kugheitsitäts-Prinzip“, übersezt von Ad. Wähmund und die „Rektoratsrede an der St. Andrew-Universität“ (1867), übersezt von Wähmund, sowie der fünfte Band, die nach der sechsten englischen Auflage von Soetbeer neu bearbeiteten „Grundzüge der politischen Oekonomie“ enthaltend, seeben erschienen sind.

Wir behalten uns vor, auf die letztgedachte Arbeit, die insbesondere in Bezug auf den Socialismus, das Associationwesen, die Theorie der internationalen Werthe, die Regulirung des englischen Geldwesens, die Einkommensteuer und die Lehre vom Zinsfuß manches Neue enthält, ausführlicher zurückzukommen, und wollen heute nur dasjenige Werk Mill's, welches in England die Grundlage einer neuen Theorie der politischen Oekonomie

*) Autorisirte Uebersetzung, unter Redaction von Professor Dr. Th. Gomperg. Band I und V. Leipzig, Buch (H. Reclam), 1869.

gleichung des Verstandes der Majoritäten geworden, unseren Lesern vorführen:

Die berühmte Schrift Mill's über die Freiheit (*On Liberty*) behandelt hauptsächlich die Denk- und Redefreiheit, die Freiheit des Individuums und die Gränzen der Autorität in Bezug auf dasselbe. Es sind dies allerdings Fragen, die bereits viel erörtert sind, besonders in England, wo bürgerliche und soziale Freiheit seit Jahrhunderten besteht, aber auf der Entwickelungsstufe, welche der gebildete Theil der Nationen und Staaten jetzt erreicht hat, treten sie unter veränderten Bedingungen auf, die eine neue und tiefer greifende Behandlung erfordern.

Mill sagt: „Der Satz, daß das Volk keinerlei Grund habe, die Gewalt, die es über sich selbst ausübt, einzuschränken, möchte für selbstverständlich gelten, so lange die Volksherrschaft nur eine Hypothese, ein Gegenstand unserer Träume, oder höchstens ein Zustand war, von dem man aus Büchern weiß, daß er in grauer Verzeit irgendwo bestanden. ... Im Laufe der Zeit entstand jedoch ein demokratischer Freistaat, der einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche bedeckt und sich in der Gemeinschaft der Nationen als eines der einflußreichsten Glieder geltend machte. Eine auf Wahlen und Verantwortlichkeit basirte Regierungsform wurde nunmehr der Gegenstand von Beurtheilungen und Ermüdungen, wie sie jeder großen Thatfache der Zeitgeschichte zu Theil werden. Man erkannte jetzt, daß Ausdrücke, wie Selbstregierung, oder die Gewalt des Volkes über sich selbst, den Begriff der Sache nicht ganz richtig wiedergeben. Das die Gewalt ausübende Volk ist nicht immer identisch mit dem Volk, über welches sie ausübt wird, und die Selbstregierung, von der man so oft reden hört, hat nicht die Voraussetzung, daß Jeder sich selbst regiere, sondern daß Jeder von allen Anderen regiert werde. Der Wille des Volkes heißt nicht Anderes, als der Wille des zahlreichsten oder rührigsten Theiles dieses Volkes, der Mehrheit, oder — derjenigen, die sich als die Mehrheit geltend zu machen wissen. Das Volk in diesem Sinne kann daher sehr wohl einen Theil seiner selbst zu bedrücken wünschen, und es sind Vorkehrungen gegen diesen, wie gegen jeden anderen Mißbrauch der Gewalt erforderlich.“ — Die „Tyrannei der Mehrheit, vor welcher die Gesellschaft auf ihrer Hut sein muß“, ist jetzt ein ebenio im republikanischen America, wie im monarchisch-demokratischen England, allgemein anerkanntes Axiom, und diese Tyrannei ist es, welcher Mill in seiner Theorie der Freiheit ebenso energisch entgegentritt, wie jeder anderen Freiheitsbeschränkung des sittlichen Individuums.

Es giebt eine Gränze für das berechtigte Eingreifen der Gesamteinmeinung in den Bereich der Unabhängigkeit des Einzelnen, und diese Gränze zu finden und gegen Uebergriffe zu wahren, ist ebenso unerlässlich zur Sicherung des menschlichen Wohlbefehens, als der Schutz vor politischer Verdrückung. Der Verfasser zeigt, daß diese Gränze häufig nur durch Sitte und Gewohnheit, nicht aber durch das Recht und die Sittlichkeit bestimmt werde. Was dort als Moral gilt, ist oft nur aus den Sonderinteressen und der Sonderstellung historisch bevorzugter Klassen hervorgegangen, wie z. B. das noch bis vor wenigen Jahren in den Vereinigten Staaten bestehende Institut der Sklaverei beweist, die dem freien Volke bis dahin nicht im Widerspruch mit der Theorie der Freiheit existierten.

In der vorliegenden Schrift über die Freiheit versucht der Verfasser einen sehr einfachen Grundsatz festzustellen, der das Zwangsverfahren der Gesellschaft dem Einzelnen gegenüber zu

regeln bestimmt ist. „Es ist dies“ der Grundsatz, daß der einzige Zweck, welcher Menschen berechtigen kann, einzeln oder vereint die Freiheit Anderer zu beschränken, der Selbstschutz ist; daß lediglich das Motiv, Unheil für Andere zu verhüten, die Berechtigung verleiht, gegen ein Mitglied der organisierten gesitteten Gemeinschaft Gewalt anzuwenden. Das eigene Wohl des Individuums, das physische wie das moralische, ist kein ausreichender Grund dafür. Man kann dasselbe nicht gerechtfertigt zwingen, etwas zu thun oder zu unterlassen, weil dies für das betreffende Individuum besser und dasselbe mehr beglücken würde, oder weil dies, nach der Meinung Anderer, verständiger oder auch recht ist. Um das Recht zu haben, Jemand zu zwingen, etwas zu thun oder zu unterlassen, muß die Handlung, die man hindern will, der Art sein, daß dadurch für einen Dritten Uebel erwächst. Der einzige Theil seiner Handlungen oder Unterlassungen, für den Jemand der Gesellschaft verantwortlich ist und von ihr zur Rechenschaft gezogen werden kann, ist der, welcher Dritte betrifft. In Allem, was ihn allein angeht, ist seine Unabhängigkeit rechtlich unbeschränkt; über sich selbst, über seine Körper und Geist ist der Einzelne souverän.“

Allesdies giebt es auch, wie der Veri. hinzusetzt, nicht positive Handlungen zum Besten Anderer, zu denen man den Einzelnen gerechtfertigt anhalten kann, wie z. B. Zeugnis vor einem Gerichtshofe abzulegen, seinen Antheil an den Kosten der gemeinsamen Vertheidigung oder jeder andern unerlässlichen Leistung zum Besten der Gesellschaft, die ihn schützt, zu tragen; ferner auch Einzelnen gewisse Wohlthaten zu erweisen, wie z. B. die Rettung von Menschenleben, Schutz der Bedröckten vor Mißhandlung. Man kann Anderen nicht bloß durch Handlungen sondern auch durch Unterlassungen Böses zufügen, und in diesem Falle ist man für den Schaden verantwortlich.

An diese Betrachtungen über die Freiheit des Individuums der staatlichen Autorität gegenüber knüpft der Verfasser unmittelbar das schöne Kapitel über die Denk- und Redefreiheit. Der Verf. spricht, ebenso wie den Regierungen, auch dem souveränen Volk, das sich selbst regiert, jedes Recht ab, dieselbe Freiheit zu beschränken. „Wenn“, sagt er, „die gesammte Menschheit einer Meinung wäre und nur ein Einziger wäre einer andern, so hätte die Menschheit kein besseres Recht, diesem Einen Schweigen aufzuerlegen, als der Eine, wenn er die erforderliche Macht besäße, der ganzen Menschheit. Wäre eine Meinung nur ein Privatbesitz ohne Werth für Andere, als den Eigenthümer, wäre Störung in ihrem Genuß nur eine persönliche Unbill, so würde es einen Unterschied machen, ob dieselbe Viele oder nur Wenige träge. Allein das Wesen jedes Meinungszwanges ist eben, daß er ein Maud ist, den man an der Menschheit verübt, an der Nachwelt, wie an den Mitlebenden, an denjenigen, die anderer Meinung sind, noch mehr als an den Zustimmungenden. Denn ist die Meinung richtig, so benimmt man ihnen die Gelegenheit, Irrthum gegen Wahrheit auszuweisen; ist sie unrichtig, so büßen sie Etwas ein, was fast ebenso werthvoll, das tiefere Verständnis und die lebendige Erfahrung der Wahrheit, die aus ihrem Zusammenstoß mit dem Irrthum entspringt.“

Wenn in dem Streite der Meinungen jede der beiden andern gegenüberstehenden Parteien einen Theil der Wahrheit besitzt, so ist nicht dieser Streit, und wäre er noch so heftig, sondern die Unterdrückung des einen Theiles ein wahrhaft bedrohliches Uebel. „So lange die Menschen geduldet hat, beide Theile anzuhören, ist immer noch Hoffnung vorhanden; erst dann, wenn nur die Eine Seite Beachtung findet, tritt die Ge-

jahr ein, daß der Irrthum zum Vorurtheil erstarrt und die Wahrheit selbst aufhört, als Wahrheit zu wirken, indem sie durch Uebertreibung zur Unwahrheit wird. Die Wahrheit hat nur in dem Maße Aussicht auf Anerkennung, als jede ihrer Seiten, jede Meinung, die einen Bruchtheil Wahrheit enthält, nicht nur Hörprediger findet, sondern so befürwortet wird, daß man ihr Gehör schenkt.*

Freiheit der Meinung und des Meinungs-Ausdrucks ist es demnach vor Allem, was unbedingt für das geistige Gedeihen der Menschheit, mit welchem das physische zusammenhängt, notwendig ist. Der Verfasser hebt dafür besonders folgende Beweismomente hervor: 1) Eine Meinung, die zum Stillstehen gezwungen wird, enthält, wenn nicht die ganze, doch einen Theil der Wahrheit. Dies in Abrede stellen, heißt die Unfehlbarkeit der Götter-Seite behaupten, während doch Jedermann weiß, daß Niemand unfehlbar sei. 2) Da die allgemeine, öffentliche oder vorherrschende Meinung über irgendwelche Fragen, besonders über religiöse und politische, selten oder nie die ganze Wahrheit enthält, so bietet der Kampf entgegengelegter Meinungen die einzige Aussicht auf Vervollständigung der Wahrheit durch die ihr noch fehlenden Momente. 3) Selbst wenn die anerkannte Meinung nicht bloß wahr, sondern die ganze Wahrheit ist, wird sie doch, wenn sie nicht eine kräftige und ernsthafte Ansehung erfahren darf und wirklich erfährt, von den Meisten ihrer Anhänger nur in der Weise eines Vorurtheils, mit wenig Verständnis und Gefühl für ihre vernünftigen Gründe, festgehalten werden. Hierzu kommt aber 4), daß sogar die Bedeutung dieser anerkannten Meinung Gefahr läuft, verloren zu gehen oder abgeschwächt zu werden und ihre lebendige Wirkung auf den Charakter und die Handlungsweise der Menschen einzubüßen, indem der Glaubenssatz zum bloß äußerlichen Bekenntniß herabsinkt, das seinen Nutzen mehr stiften kann, wohl aber auf dem Boden lästet und dadurch hindert, daß eine wahrhafte, das Herz durchdringende Ueberzeugung aus der Vernunft oder der persönlichen Erfahrung erwache.

Welche Gefahren für das Gemeinwohl, ja für die gesammte Menschheit daraus erwachsen können, daß ein Einzelner, oder ein Volk, sich für unfehlbar halte und die mit ihm in Widerspruch stehenden Meinungen unterdrückt, weist der Verfasser in einem besonders scharfsinnigen Abschnitte nach. Wie theilen daraus Nachstehendes mit:

„Möchte Jedermann wohl weiß, daß er nicht unfehlbar ist, halten es doch Wenige für notwendig, sich vor ihrer eigenen Fehlbareit zu schützen, oder die Voraussetzung gelten zu lassen, daß gerade die Meinung, in Betreff deren sie sich sehr sicher fühlen, eben ein Beispiel jener Schwäche sei, der sie sich im Allgemeinen unterworfen wissen. Unumschränkte Fürsten, oder Ämter, die an unbedingte Ergebenheit gewöhnt sind, haben in der Regel dieses unbegränzte Vertrauen in die Richtigkeit ihrer Ansichten fast in allen Ständen....

... Wenn jemals ein Machtaber berechtigt schien, sich für den Erleuchteten und Besten seiner Zeit zu halten, so war dies der Kaiser Marc Aurel. Als unumschränkter Herrscher der ganzen gestirnten Welt, hat er sein Leben hindurch nicht nur die fleckenlose Gerechtigkeit, sondern auch — was bei seiner zeitigen Erziehung am Wenigsten zu erwarten war — das zartfühlendste Herz sich bewahrt. Die kleinen Schwächen, die man ihm vorwirft, entspringen sämtlich seiner Gergensinnigkeit, während seine Schriften, das höchste sittliche Erzeugniß des Alterthums, von den erhabensten Lehren Christi kaum merklich, wenn überhaupt, abweichen. Dieser Fürst, der in jedem andern Sinne,

als dem bloß dogmatischen, ein besserer Christ war, als fast alle angeblich christlichen Fürsten, die seitdem gelebt, verfolgte das Christenthum. Er, der auf der Höhe aller früheren Errungenheiten der Menschheit sich befand, der mit einem klaren, scharfblickenden Geist und mit einem Gemüth ausgestattet war, welches, ihm unbewußt, in seinen ethischen Schriften das christliche Ideal verwirklichte, bald — er erkannte doch nicht, daß das Christenthum eine Wohlthat und kein Uebel für die Welt war, welcher gegenüber er so tiefe sittliche Pflichten empfand. Er fand die Gesellschaft seiner Zeit in beklagenswerthem Zustande; aber so schlecht sie auch war, glaubte er doch, daß sie nur durch die gläubige Verehrung der anerkannten Gottheiten zusammengehalten werde und vor weiterem Verfall zu bewahren sei. Er hielt es für seine Herrscherpflicht, die Gesellschaft nicht zerfallen zu lassen, was nach seiner Meinung geschehen mußte, wenn die vorhandenen Bande derselben, für welche er keinen Ersatz möglich hielt, gelöst würden. Der neue Glaube strebte offenbar danach, diese Bande zu lösen — und darum beschloß der mildeste und liebendwürdigste aller Denker und Herrscher, im Verborgenen strengster Pflichterfüllung, die Verfolgung des Christenthums! Dies ist, meines Erachtens, eines der tragischsten Ereignisse der Weltgeschichte. Da, der Gedanke ist schmerzhaft, daß es vielleicht ganz anders mit der Christlichkeit der Welt bestellt wäre, wenn das Christenthum unter dem Vorgange des edeln Marc Aurel und nicht durch Constantin zur Religion des Weltreiches erhoben worden sein würde. Aber es wäre ebenso ungerathen, als unwahr, in Abrede zu stellen, daß sich zu Gunsten der Verfolgung antichristlicher Lehren kein einziger Grund anführen läßt, der nicht auch für Marc Aurel bestünde, als er die Verbreitung des Christenthums hinderte. Marc Aurel, der von allen seinen Zeitgenossen vielleicht der Fähigste war, die Vorzüge des Christenthums zu würdigen, war doch ebenso gut, wie nur irgend ein frommer Christ unserer Zeit in Bezug auf den Atheismus, von der Ueberzeugung tief durchdrungen, daß der christliche Glaube ein Irrthum sei, der den Untergang der Gesellschaft herbeiführen würde. — Und so möge denn Jeder, der sich nicht besser und weiser dünkt, als Marc Aurel, tiefer bewundert in der Weisheit seiner Zeit, erbauern über dieselbe durch die Stärke seines Geistes, unermüdet in seinem Ringen nach Wahrheit und unerschütterlicher in der Ausübung dessen, was er als wahr erkannt hat — so möge denn Jeder dem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, wie an die seiner Umgebung, entzagen, dem Wahne, an welchem der große Antonine mit so unglücklichem Erfolge festhielt!“

J. R.

Frankreich.

Deutsche Studien in Frankreich.

II.

Die deutschen politischen Flüchtlinge.

Der moderne Sprachen-Unterricht auf französischen Schulen.

Die Nachwehen der Julirevolution in Deutschland waren besonders ergiebig für die Vermehrung der in Frankreich Zuflucht suchenden Deutschen. Mehrere Namen vom besten Klange habe ich hier zu nennen. Zwei stehen oben an: Schuster und Adler-Mesnard.

Der Erstere war Student in Göttingen, als ihn das Fieber der heißen Julitage von 1830 ergriff, eine Krankheit, die bekanntlich dem König von Hannover nicht gefiel. Ernst August, der sieben Professoren, die Zierden Deutschlands, auf einmal verjagte, mochte natürlich mit einem Studenten noch weniger Umstände, und Herr Schuster lebt und fungirt noch immer als Arzt in Paris (sahen Dr. jur. in Deutschland, ward er Dr. med. in Frankreich), ein lebendiges Dementi für die französische gute Meinung von der liberalen Regierung des ci-devant hannoverschen Regentenhauses. Man verdankt diesem Gelehrten das beste französische deutsche Wörterbuch, ausgearbeitet in Verbindung mit Herrn Regnier, dem Uebersetzer von Schiller's Werken; der naturwissenschaftliche Theil vorzüglich ist ebenso vollständig als gründlich darin behandelt.

Der Zweite, Herr Adler-Méonard, ein Berliner, hatte an dem Frankfurter Aufstande Theil genommen, jenen uns schon zur Legende gewordenen Geburtswehen des einzigen Deutschlands; von allen Deutschen ist er derjenige, der sich die meisten Verdienste um den deutschen Sprachunterricht in Frankreich als Lehrer (ein wahrer Musterlehrer) sowie als Schriftsteller erworben hat. Er kam gerade in der Epoche an, wo die lebenden Sprachen officiell unter die Unterrichtsgegenstände aufgenommen wurden, nachdem sie während der Restaurationszeit immer von Zufall und Willkür abgehangen hatten. Es wurde nämlich unter der Juliregierung an jedem Staats-Gymnasium (damals collége, seit dem Kaiserthum Lycée genannt) ein Vorkurs für die englische und ein zweiter für die deutsche Sprache errichtet. Für die erstere war die politisch-commerciale Wichtigkeit, für die letztere der literarisch-wissenschaftliche Charakter der Entscheidunggrund. Nur war das Lehrpersonal damals an Zahl und Fähigkeit sehr ungenügend; man hatte sich bisher mit dem beholfen, was der Zufall bot. Später wurden viele Polen-Flüchtlinge angestellt, viele derselben sind noch in Funktion. Einer derselben, Herr Kamienski in Göttingen-Grüne, hat auch eine deutsche Grammatik herausgegeben. Vorlesungen und Eßsah lieferten weniger Lehrer als man erwarten durfte; die Verbindung mit dem literarischen Leben Deutschlands ist dort zu locker geworden, als daß der wissenschaftliche Sprachgehalt bei dem Einwohnern immer auf freundliches Entgegenkommen rechnen dürfte; selbst die protestantischen Pfarrer, die eine Zeitlang in Deutschland studirt haben, sind nicht immer tief mit ihm vertraut. Doch giebt es jetzt unter den Lehrern aus dem Eßsah einige rühmliche Ausnahmen.

Unter solchen Verhältnissen angekommen, zog Adler-Méonard durch seine gründlichen philologischen Kenntnisse, belebt durch ein poetisches Schriftsteller-Talent, bald die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf sich, sowie er auch von seinen Kollegen als ein Vorbild geachtet wird. Er wurde daher an die Pariser Normal-Schule berufen, deren Aufgabe die Bildung von Gymnasiallehrern ist, und wieder hier bis an seinen am 30. April 1863 erfolgten Tod, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten. Seine Grammatik, sowie seine Exercitien (Thèmes et Version etc., Paris, Delagrave et Co.) sind unstreitig die besten Schulbücher dieses Fachs; durch die erstere wurde der sonst treffliche deutsche Grammatik von Vegas und Regnier verdrängt, nachdem dieselbe zahlreiche Auflagen erlebt hatte. Durch die Verdienste, die sich Adler-Méonard um den deutschen Sprachunterricht in Frankreich erworben, hat er sich um Deutschland selbst verdient gemacht, dem er aufrichtig zugestanden blieb. Er fühlte, wie er mir schrieb, daß er in der neuen Heimat, trotz der gastlichen Aufnahme, doch „ein Fremder“ sei, und brach schmerzlich gerührt in die Worte aus: „An's Vater-

land, an's theure Schloß' dich an.“ Er ist es werth, daß Deutschland seinen Namen in treuem Gedächtniß bewahrt.

Aus jener Epoche ist noch ein dritter Schiffbrüchiger zurückgeblieben, der anfangs als Schriftsteller in Paris und in den damaligen deutschen Vereinen mit Venedy u. A. politisch thätig, sich später in den Unterricht zurückzog, wo er seit langen Jahren, nicht von Allen nach Verdienst gewürdigt, wirksam ist; ich meine Herrn Herman Müller, aus den Rheinländern gebürtig, jetzt in Greux am Vercem angeseht.

Aber wie manche Andere, die mir nicht bekannt gemessen sind, sind unterdeß zu Grunde gegangen oder spinnen müßig die Tage des Alters ab, tagaus tagein beschäftigt, die Sprache zu lehren, in der sie einst für Deutschlands Wiedergeburt geschwärm haben. Selbst H. Heine wäre hier zu nennen, denn seine Schriften haben die Franzosen vielfach zum Studium des Deutschen angeregt; aus seinen Tagen datiren verschiedene Uebersetzungen ins Französische (der Faust von Gerard de Nerval, Adam von Armin's Novellen von Th. Gautier). So hat man glaubt gar nicht, wie viele Verlorenen existiren. Vor wenigen Jahren fundirte eine Buchhändlerangehe Hachette's an, daß man einen äußerst interessanten romantischen Schriftsteller „entdeckt“ habe, dessen Novellen übersetzt erscheinen würden, und was war's? der längst verstorbene Hauff. Gleich nach dieser „Entdeckung“ stoberte ich auf einer Reise in Trosnes einen Antiquarladen durch und siehe, da standen alle Ergänzungen Hauff's in einer Uebersetzung aus den Dreißiger Jahren!

Nun sollte man denken, daß die deutsche Literatur überdies bekannt sei, und daß sich die Mehrzahl der gebildeten Franzosen ein naturgetreues Bild von dem geistigen Leben Deutschlands zu machen wüßte. In Paris mag hier und da wohl noch so sein, aber im Allgemeinen herrscht noch immer unerbittliche Unklarheit, in die er sich wenigen Jahren das Licht bringen will. Bis noch vor Kurzem galten dem Franzosen E. A. Hoffmann für einen der ersten klassischen Schriftsteller und seine Phantasiegemälde für das Ideal deutscher Dichtung. Als vor zwei Jahren sagte ein Theaterzettel auf dem Jahrmarkt von Orleans:

Théâtre Lassaigne,

Apparitions de Spectres, Fantômes, Gnomes etc.

Tout ce que l'imagination fantastique des poètes allemands a pu rêver, passe à l'état de fait, grâce à cette nouvelle conquête de l'art. Auf demselben Jahrmarkt sah ich auch Schiller's „Räuber“ an einem Marionettentheater unter dem Titel Robert, chef de brigands, aufgeführt.

Wie die Julitage, so liefern auch die Nachwehen der Februar-Revolution ihr Contingent deutscher Lehrer. Der 1830 aus den Rastader Casematten entlassene Karl Schillerbrant, ein junger Student angekommen, machte nach und nach alle Gymnasien in Frankreich und ward später fakultäts-Professor in Douai. Ein Rheinländer, der Advokat Römer aus Zweibrücken, der bei Sanesrit mächtig, ebenfalls an einer Universität hatte lehren sollen, wurde als Professor der deutschen Sprache am Lycée zu Rennes auch noch mit dem Unterricht des Englischen betraut; seine reizbare Constitution erlag der Ueberarbeitung mit Arbeit, er starb kasselt im Jahr 1866. In seiner beschriebenen Zeit hatte er im Ausland Deutschland mehr Ehre gemacht, als noch von dessen hochbegabtesten offiziellen Vertretern. Wieder ist noch immer die politische Mißere Deutschlands parallel neben seiner geistigen Größe einbezogen.

Geben wir nun auf die innere Einrichtung des Unterrichts ein. Erhielt unter der Juliregierung wurde, wie gesagt, Deutsch-

unmäßig eingeführt und in der Regel die Grammatik der ersten Lesart und Negler zu Grunde gelegt, neben welcher auch die sehr unvollkommenen Schulbücher eines Herrn Schörsch aus Frankfurt am Main antrat. Den Letzteren kam der Umstand zu Hilfe, daß der Verfasser Examinator bei der Philosophen und der Militärschule von St. Cyr war. Zur Zeit des französischen Schulwesens will ich sofort bemerken, daß die meisten neuen Methoden hier keinen Eingang gefunden haben. Diese Auktionen der Trägheit und Beförderinnen des gelehrten Schlenkriens haben noch immer den wissenschaftlichen Grammatiken weichen müssen; zwar machte eine zeitlang der bekannte Mendorf viel Lärm, aber die Erfahrung hat das Stillsitzen bald belehrt, daß diese Methoden nur Markttheorie sind. Robertson war es, wenn ich nicht irre, der sie einführte. Er sprach von einer einfachen Sprache, wie die englische, mag sich allenfalls eignen, und namentlich in Mädchen-Pensionaten ist der Vorzug vielleicht zu entschuldigen, wenn er sich einer „Methode“ bedient, bekanntlich so benannt, weil sie nichts weniger als wirklich ist, wie *lucra a non lucrando*. Aber gekulte Köpfe, welche erogene Schüler werden sie stets verschmähen. In den Priester- oder von Privatpersonen geleiteten Schulen, wo man mehr zu blenden als zu belehren sucht, giebt es wohl auch, aber in den Staats-Gymnasien nicht. Die nach der Methode von Savoye, dem bekannten rheinbairischen Lehrling, in den Dreißiger Jahren bearbeitete Methode der französischen Sprache hat auch keinen Erfolg gehabt.

Was von dem Englischen gesagt wurde, scheint vielleicht immer auch für die neulateinischen Sprachen zu gelten. Ich erinnere aber auch hier. Eine junge geistreiche Französin, die Englisch so gelernt hatte, sagte mir einmal: „Wenn man es nicht ist, so kann man es wohl, aber man kennt es nicht.“ Ich setze ich nur darauf an, eine leichte Conversation zu lernen, so zu plappern, so möchte es noch gehen. Aber nun gebe einem so gebildeten Schüler einen ersten Schriftsteller in die Hand, und man wird sehen, was er herauszulaufen vermag. Herodotus' Den nun gar werden ihm ewig Hieroglyphen sein. Ich sehe dabei ab von der Sprach- und Begriffserkenntnis, die die Erfinder solcher Methoden durch die willkürlichen, aber klaffenden Bildungsbahnen sprechenden Kunstaussprüche herbeiführen.

Der fortwährend wachsende Weltverkehr zwingt und nun zu mehreren Sprachen zu erlernen und zwar schnell, denn die heutige wachsende Bildung verlangt immer mehr Kenntnisse von Land und Zeit ist Geld. Wie ist nun da zu helfen? Ich antworte je nach den Umständen. Dreierlei Bildung sucht die Gesellschaft: Geschäftsbildung, oberflächliche Tagesbildung, dritte gründliche belehrende Bildung. Der Geschäftsmann, namentlich der Kaufmann, ist gewöhnlich mit ein-m praktischen Sinn begabt, der ihn die Geschäftssprachen schnell erfassen lernt, selbst ohne Schulunterricht mangelhaft war. Die zweite Klasse, die nicht mehr verlangt, was sich mit den Methoden beheben; sie gewöhnlich vom Glück begünstigt und hat schon in der Arbeit gelernt. Bonnen und Gouvernantes aus fremden Ländern. Wer aber gründliche Kenntniß sucht, muß eine Sprache wissenschaftlich erlernen, wenn er schon der eigenen mächtig ist; nur durch bloßen Umgang erlernt man eine fremde Sprache nicht in der Reinheit gut.

Ich gehöre zu denen, die in dem Studium der altklassischen Sprachen die Grundlage aller Bildung sehen; wer dieselben als Fremde gelernt hat, wird später die lebenden Sprachen leicht erlernen als der Latein im Lateinischen. (Zur eine Französin erlebt,

meiner Erfahrung zufolge, das Deutsche die altklassischen Sprachen.) Nun hat jeder wohlhabende Franzose Griechisch und Lateinisch gelernt, denn die gesamte wohlhabende Gesellschaft hat die Hörsäle besucht, die man daher häufig Bürgerischulen nennen kann. Ich pflege aber allen Franzosen zu rathen, das Studium der lebenden Sprachen mit dem des Deutschen zu beginnen, denn erstens bedarf dasselbe des eigenthümlichen Werthschages, der mannigfaltigen Fiktionen und des Sagens wegen einer langen Zeit, zweitens ist es eine so treffliche Gymnastik des Geistes, daß man nachher jede andere Sprache um so leichter erlernt, von der Verwandtschaft zu schweigen, die zwischen dem Französischen und den neulateinischen Idiomen, sowie zwischen dem Deutschen und den germanischen Schwester Sprachen existirt.

Zindet mein Rath aber auch Gehör? Bisher noch selten. Es steht in den Händen der Schüler frei, zwischen dem Englischen und dem Deutschen zu wählen. Den Osten ausgenommen, entscheidet sich die Zucht der Mehrzahl noch für das Englische, aus Scheu vor den übertriebenen Schwierigkeiten des Deutschen. Indessen haben mir später mehrere jährige Jahre Recht gegeben und namentlich habe ich schon verschiedne jüngere Gymnasial-Professoren in die Klage ausbrechen hören: hätte ich doch das Deutsche gelernt! Welcher Philolog, welcher Historiker kann es auch noch entbehren! Jeder deutsche Gelehrte kann hinlänglich französisch, um die Schätze des französischen Wissens an der Quelle zu schöpfen. Aber umgekehrt? Die gelehrten Gesellschaften Deutschlands correspondiren mit denen Frankreichs und benutzen die wissenschaftlichen Grungenschaften der französischen Provinzial-Gelehrten (Paris ist in Allem eine Ausnahme); aber für die Letzteren, wenige Akademien abgerechnet — ich kenne u. a. Nantes, Toulouse, Nancy — sind die Annalen, Météorins, Magazine u. s. w. der deutschen Gesellschaften sibiyllische Bücher. Da schickt man dergleichen aus Gräß in Steiermark nach Pa-pus in den Serenen aus Götting nach Orleans. Da warum? Niemand kann Eure Bücher lesen; man kommt zu mir, dem deutschen Flüchtling, daß ich einen Auszug daraus mache.

Unter den Mitgliedern dieser gelehrten Gesellschaften giebt es viele Priester; um die auf deutsche Fortschritte gegründeten Schriften Renan's zu widerlegen, berufen sie sich in Gegenschriften auf andere deutsche Theologen und citiren z. B. Reimar nach Seite und Paragraph; haben sie ihn aber auch gelesen? Nein, sie verdanken das Citat einem deutschen Priester, der in einem nahen Kloster oder in einem geistlichen Seminare lebt. Ich zweifle, daß dieselben der im „Magazin“ zur Sprache gekommenen Beschwerden des Herrn Waldey bestimmen werden.

Indessen wird dem anders werden. Schon sehen die Erwachsenen die Nothwendigkeit ein, Deutsch zu lernen, und bald werden gebildete Eltern ihre Kinder zwingen, die übertriebene Scheu vor der „schweren“ Sprache abzulegen. Denn an den Schülern fehlt es, nicht an den Lehrern. Man muß es zu Frankreichs Ruhme, selbst Deutschland gegenüber, sagen, daß es jetzt an seinen höheren Staatschulen das bestorganisirte Lehrpersonal für die deutsche und die englische Sprache besitzt. Schon unter der Juliregierung waren zwei Examina zur Bildung von Lehrern angeordnet worden, die noch 1850 eine zeitlang vernachlässigt worden waren. Der Minister Rouland führte 1860 das erstere wieder ein, das nur die Kenntniß der Grammatik und die stilistische Fertigkeit zu bestätigen hat; die Candidaten brauchen nur mit dem Dipleme eines Baccalaureus (Maturitäts-Zeugniß) versehen zu sein und erhalten dann das sogenannte *certificat d'aptitude* mit dem Range eines *chargé de cours* (Ober-lehrer). Das zweite erstere Examen wurde im Jahre 1865 vom

Minister Duruy wieder eingeführt; es ist das der Agregation, und zwar, wie das vorige, ein Concours, ein Preiswettbewerb, und verleiht den Titel und Rang eines Professors. Für jede Specialität des Unterrichts besteht nämlich in Frankreich eine besondere Agregation; die Candidaten stellen sich erst zur schriftlichen Prüfung, die Fähigsten werden darauf zur mündlichen zugelassen und nach derselben wird die schließliche Auswahl getroffen. Die Candidaten zur Agregation müssen den Titel eines Essentiellen haben. Die schriftlichen Prüfungen für die Professur der lebenden Sprachen bestehen erstens in zwei Uebersetzungen, die in Frankreich in jeder Hinsicht strenger genommen werden als in Deutschland (meist werden philosophische Stoffe gewählt, z. B. Schiller „Ueber Würde und Anmuth“, Montaigne u. s. w.), sodann in zwei Dissertationen, natürlich Alles bei Clausur und ohne Hilfsbücher. Von den letzteren citire ich aus den bisher gegebenen zwei, in deutscher Sprache: *Caractériser sommairement les rapports de la littérature allemande avec la littérature française pendant les diverses périodes du 18^e siècle*; in französischer Sprache: *Exposer d'après les Provinciales et les Pensées, quels services Pascal a rendus à la langue et à l'esprit de la France*.

Für die mündlichen Prüfungen werden den Candidaten einige Monate vorher etwa acht deutsche und französische Schriftsteller angegeben, die sie möglichenfalls zu erläutern haben; zwei Stellen werden dann bei der Prüfung aus einer Urne nach dem Loose gezogen und müssen sofort überlegt und in ihrem Zusammenhang mit dem Ganzen commentirt werden. Eine dritte schwierige Prüfung ist die sogenannte *Leçon*, d. h. ein freier Vortrag von einer Stunde über eine nach dem Loose gezogene Aufgabe (ich erinnere mich der folgenden: „Développer les rapports de parenté entre les langues classiques et les langues germaniques“). Zu dieser Prüfung wurde anfangs ein Tag zur Vorbereitung gelassen, jetzt wird der Candidat vier Stunden zum Nachdenken eingeschlossen.

Die Examinatoren werden unter den Fakultäts-Professoren (z. B. Et. René Teillandier, Mézières) oder den schon berühmten Gymnasial-Professoren gewählt; unter den streichenden Candidaten giebt es nun zwar noch manche Deutsche und auch einige Polen, aber seit den letzten vier Jahren haben auch mehrere Franzosen (nicht aus Vorurtheil oder Eclat begütigt) die Prüfungen mit Glück bestanden.

Was aber den Erfolg des Unterrichts betrifft, so wird die Thätigkeit der Professoren durch den Umstand erschwert, daß die lebenden Sprachen bei den Staatsprüfungen noch nicht vollständig gleichen Rang mit den toten Sprachen haben; natürlich betreiben die Schüler mit wachem Eifer nur die Gegenstände, die für ihr Gelingen beim Examen entscheidend sind, und doch soll der Lehrer einer lebenden Sprache für seinen Erfolg verantwortlich sein. Welchen Anstoß zum Studiren aber ein Examen giebt, beweißt folgende Thatsache: Früher wurden die Candidaten zur Militärschule von Et. Ghr sehr streng im Deutschen examinirt; damals gab es auch an jedem Vucum in den deutschen Klassen einen Stamm aufmerksamer Schüler, die dem Lehrer seinen Beruf angenehm machten und erleichterten. Aber eine Maßregel des Ministers Duruy erschwerte die Aufgabe des Lehrers der lebenden Sprachen; zu denselben waren die Schüler nur in den unteren Klassen gehalten, von Tertio an stand es ihnen frei, den Cursum fortzusetzen oder zu lassen. Nun fanden sich zwar immer — zur Ehre der studirenden Jugend Frankreichs sei es gesagt — ernste und wißbegierige Köpfe, die das Studium gewissenhaft forttrieben, aber es blieben neben ihnen auch Träge zurück, die lieber gegangen wären, oft gehen wollten und doch

blieben — ein Hemmschuh alles ernstlichen Unterrichts. Einmal sind die lebenden Sprachen für die heutige Bildung unentbehrlich, dann muß das Kind, der Schüler, bedeutet werden, daß er sie zu lernen hat, oder sie sind werthlos, und dann müssen sie dem Zufall anheimgegeben sein.

H. Semmig.

Sehw e i z.

Zur Biographie Pestalozzi's.*)

Unter diesem Titel ist vor Kurzem ein Werk erschienen, das, auf die eingehendsten Nachforschungen in eidgenössischen Archiven, Familienpapieren, Tagebüchern und anderen ungedruckten Nachrichten gestützt, endlich einmal dem großen Social-Reformator gerecht wird und ein Bild entwirft, das nicht wohl ein theologisches oder politisches System getrübt ist. So anerkennenwerth auch die Bemühungen älterer Biographen Pestalozzi's sind, hat doch Keinem ein so reiches Material zu Gebote gestanden, wie Herrn Morf, und es konnte darum auch Keiner den großen Mann in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung erfassen; ja die eingehendsten Biographien, wie die von Lehmann, von A. v. Raumer (in seiner Geschichte der Pädagogik), von Morf'scher werden ihn gar nicht gerecht, indem sie ihn nur einem fischen Maßstabe messen. Die von uns in Nr. 20 angezeigte werthvolle Schrift des Herrn Schulrathes Alberti ist für das Volk bestimmt und fußt theils auf jenen Biographien, theils auf den eigenen Aufzeichnungen Pestalozzi's, während wir hier eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit vor uns haben, die sich nur auf Quellenforschungen erbaute und theils über viele Lebensumstände ein ganz neues Licht verbreitet, theils noch ganz dunkle Partien erhellt — ein Werk jahrelangen Suchens und Forschens, für die Pädagogik nicht nur, sondern auch für die Kulturgeschichte von eminenter Bedeutung.

In der Einleitung giebt das Werk zunächst einen Ueberblick über die politische Lage der Schweiz und über die Verhältnisse der schweizerischen Volksschule am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — letztere bietet nur ein Bild der tiefsten Verunkeltung dar — und dennoch war das Volk, in politischer und kirchlicher Hinsicht geistlos, aller Verbesserung abhold. Der damalige eidgenössische Minister der Künste und Wissenschaften, A. Stämpfli, gab sich alle erdenkliche Mühe, dieser traurigen Lage des Volks abzuwehren, fand aber die größten Schwierigkeiten nicht nur beim Directorium, sondern auch und noch mehr beim Volk. Erwähnenswerth auch für unsere Zeit sind die Worte dieses für das Wohl des Volkes sich aufopfernden Mannes aus einer Adresse an das Directorium: „So unentbehrlich und so dringend auch eine gesetzliche Verfügung über das gesammte Erziehungswesen sein mag, so ist doch die Bildung tüchtiger Vorkämpfer noch viel dringender. Die schönsten Pläne scheitern, die zweckmäßigsten Gesetze sind vergebens, die trefflichsten Lehrbücher bleiben nicht, wenn ihrer Ausführung, Erfüllung und Benützung unthätigen, ungebildeten Menschen überlassen bleibt. Darum ist vor allem die erste Sorge einer Regierung, die das Wohl des Volks

*) Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung von H. Morf, v. Semmardirector und Bibliothekar in Winterthur. Erster Theil. Pestalozzi's Wirkthätigkeit bis in die Mitte des hundertsten Lebensjahres. Zweite vermehrte Auflage. Winterthur, Neuler & Hauchard u. Co., 1868. XII u. 334 S.

will, die, für Heranbildung eines seiner Aufgabe gewachsenen Lehrenden zu sorgen.“ — Seine Pläne zur Errichtung eines Seminars scheiterten; auch die Gründung eines „Helvetischen Volkshalles“, dessen Redaction im Anfange Pestalozzi leitete, war ohne Erfolg. Er kranke und krank zog sich Pestalozzi 1800 zurück.

Aber was weder das dringende Bedürfnis, noch die Begeisterung und Hingabe Pestalozzi's, unterstüht von einer begabten wissenschaftlichen Bildung und von der Autorität seines hohen Amtes, noch die treue Thätigkeit der Erziehungsbetheiligten der Genane zu Stande gebracht, das vermochte der von finanziellen Mitteln völlig entblühte Pestalozzi. Ja mehr noch: mit ihm und durch ihn beginnt eine neue Epoche der Pädagogik. Er hat durch seine heisse, unter allen Stürmen sich gleichbleibende Menschenliebe, seinen Feuereifer und sein rastloses Wirken für Menschenerziehung und Volksebildung dem Schul- und Erziehungswesen neues Leben eingehaucht, mit seiner Begeisterung ausend und abertausend Herzen entzündet, gewonnen in allen Ecken der Gesellschaft, vom Königsthron bis zur Werkstätte und Hütte hinab. Er ist's, der der Welt das Bewußtsein von der Größe und Heiligkeit des Erziehungsbewerks wiedergegeben und in die Schule seinen idealen Schwung zu bringen vermocht ist, ohne den sie sich nicht über mechanische Dressur hinaus zu erheben vermag. Aber ihm gebührt auch das Verdienst, die Pädagogik zu einer Wissenschaft mit ewig bleibenden Principien, auf den göttlichen Gesetzen in der Menschennatur beruhend, erhoben und damit den Grund zur Lösung der „socialen Frage“ gelegt zu haben.

Der Verfasser führt und ein in jene heilige Stätte der Bekehrung, in der seine fromme Mutter — der Vater war schon früh gestorben — die ersten Keime der sittlich-religiösen Kräfte weckt und pflegt, hinweisend zugleich auf deren spätere Entfaltung im ganzen Denken und Sein Pestalozzi's. Da lernt man die Tiefe seiner Ideen kennen, die bei dieser Gelegenheit angeht. Unübertrefflich wird die Idee der sittlich-religiösen Elementarbildung, der psychologische Vorgang an der Liebe zur Mutter, die sie geweiht hat durch Friedfertigkeit der kindlichen Bedürfnisse, zu Vater und Geschwistern, zu den Menschen überhaupt und zu Gott dargelegt mit Pestalozzi's eigenen Worten.

Der Satz, den sich Pestalozzi bei den Aristokraten in Zürich gegenwärtig hatte, führte ihn zu der Wanderschaft und seinen vergeblichen Versuchen zur Erziehung. Der Verfasser bringt hier neue Enthüllungen, namentlich aus dem Tagebuche der von Pestalozzi, sowie aus eigenen Aufzeichnungen derselben, ein neues wohlthuendes Bild in sein Familienleben thun lassen das Kunde von Pestalozzi's ersten Erziehungsversuchen an ihrem Sohne Jacob geben, ein Passus, der die Uebereinstimmung der Froebel'schen Bestrebungen mit Pestalozzi klar darlegt und zugleich die großartigen Ideen des berühmten Reformators in ihren embryonischen Anfängen enthält. „Die Vergleichenungen mathematischer Figuren und Zeichen sind Stoff zu Spielen und ehren der Weisheit. Einen eigenen Garten besorgen und abentheuern der Pflanzen darin sammeln, Puppen und Käfer mit Nahrung, Genauigkeit und Fleiß sammeln und aufbewahren — solche Vorbereitung zum bürgerlichen Leben! Welche Bäume der Trägheit und Wildheit! Und wie fern Alles von aller Erkenntnis, die nicht für die Kinder ist, die fast allein im Buch der Natur leben sollen!“

Wir übergehen die schweren Erfahrungen, durch die das neue Leben Pestalozzi's sich mehr und mehr vertiefte und die seinem Sterblichen erspart gelieben sind, der sich auf die Höhe

beseeligender Ideen hinaufgeschwungen hat; wir erwähnen nur noch, daß der Verfasser aus urkundlichen Zeugnissen Pestalozzi glänzend rechtfertigt gegenüber „männlichen Angriffen“, die seine Wirksamkeit in Stanz und Burgdorf erfahren hat, und daß er in einer vorzüglichen Analyse der hervorragenden Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, Pestalozzi's Erziehungsgrundsätze systematisch ordnet und in ein helleres Licht stellt, als es je von einem Biographen des großen Propheten der naturgemäßen Erziehung geschehen ist.

Für den 2. Theil liegt dem Verfasser noch ein reiches handschriftliches Material vor. Möge das deutsche Volk die von tiefem Verhältniß und treuer Hingabe zeugende Darbringung mit Liebe aufnehmen! Es wird in dem tragischen Schicksal eines Pestalozzi eine mächtige Erhebung finden. — Noch besteht der Kampf, den der unerschrockene Mann gegen alles falsche, gemachte Wesen, das den Menschen sich selbst entfremdet und das seine Hauptstütze im Feudalismus und der Hierarchie findet, angefangen hat auf dem Gebiete der Erziehung. In dem Leben und den Schriften Pestalozzi's sind die Waffen gegeben, mit denen jene Feinde der Menschheit befeindet werden müssen.

4. 28. S.


Baltische Provinzen.

Die älteste deutsche Schule in den baltischen Provinzen.)

Wenn die Geschichte einer einzelnen Schule, die ein Alter von 550 Jahren aufzuweisen hat, für die Culturgeschichte, besonders aber für die Geschichte der Pädagogik von großem Interesse ist, so hebt sich dieses Interesse für uns Deutsche bei einer Anstalt in den jetzt so bedrängten russischen Ostsee-Provinzen, die ehemals ein Hort deutscher Cultur und Wissenschaft, jetzt mehr und mehr dem Russifications-System verfallen. Zwar tritt die Aufdeckung dieser letzteren Tendenz in der uns vorliegenden Schrift, welche von dem jetzigen Director der Anstalt in Anlehnung an eine Arbeit seines Vorgängers und in Gemeinschaft eines Collegen herausgegeben ist, weniger hervor, sonst wäre die Herausgabe jenesfalls nicht „von der Censur gestattet“, wie es jetzt das Titelblatt bezeugt; gleichwohl aber ist auch diese Schrift ein Zeugnis für das deutsche Leben in jenen Provinzen, sowie zugleich auch ein Beweis, daß die Russification dort immer weitere Fortschritte macht und daß ihr leider von dem Curatorium jener Anstalt nicht wenig Vorstoß geleistet ist.

Die Stadt Rerval ist von deutschen Kaufleuten gegründet, nachdem der König Waldemar II. von Dänemark (1219) hier ein neues Schloß gebaut und den Grund zu einem Bisthum gelegt, und zwar ist sie unter der Herrschaft der Schwedenträger, die später einen Theil des deutschen Ritterordens bildeten, angelegt und entwickelte ihr deutsches Wesen weiter, auch nachdem die Landchaft wieder in die Hände der Dänenkönige gekommen war.

Der dort errichteten Domkirche übergab Waldemar's Urenkel Erich am 3. Januar 1319 ein Document zur Errichtung einer Domschule mit dem Privilegium, daß kein Bürger der Stadt seine Kinder oder Pflegekinder eine andere, als die Domschule besuchen lassen dürfe. „Nos do consiliorum nostrorum concilio

*) Beiträge zur Geschichte der christlichen Ritter- und Domschule. Einleitungsschrift zu der 55-jährigen Jubelfeier der Domschule zu Rerval am 12. und 20. April 1869. Rerval, 1869. 

statuimus et pro constitutione perpetua irrevocabiler observari mandamus, quod nullus civium civitatis Revaliae, cuiuscunque conditionis existat, filios suos et nepotes et privigos vel etiam extraneos secum in expensis existentes, qui scolasticis imbui debent disciplinis, aliquas scolas in dicta civitate frequentare permittat praeter ad scolas dictae cathedralis ecclesiae ibidem, prout poenam decem marcarum argenti voluerit evitare."

Dieses Privilegium wurde in späterer Zeit vielfach angefaßt, eine Erleichterung, die sich in der Geschichte des deutschen Schulwesens ebenfalls vielfach findet. In Reval richtete die niedere Geistlichkeit (Dominikanermönche) ebenfalls Schulen ein. Ja ein nicht geistlicher Magister scheint sogar eine Schreib- und Vervielfältigung mit Unterstützung der weltlichen Behörden errichtet zu haben. Es entstanden mannigfache Streitigkeiten und sowohl Bischof als Stadt wandten sich an den Papst und dieser entschied (1421) zu Gunsten der letzteren. Die Verfolgungen der geistlichen Aristokratie fingen jedoch nun erst recht an, aber die Dominikaner fanden im Rathe, wie bei der Bürgerschaft eifrige Vertretung; die Stadt legte sogar mit Bewilligung eines späteren Papstes eine neue Kirchschule an. Trotz dieser Streitigkeiten mit der Stadt, wird von der Domschule der damaligen Zeit doch gerühmt, daß sie zur Consolidirung der damaligen in Folge der Colonisations fluchtenden Zustände viel beigetragen und „christliches Leben und germanische Gesinnung erhalten, gefördert und befestigt habe". Die Unterrichtsgegenstände waren wie in allen Schulen damaliger Zeit hauptsächlich Katechismus, Latein und Sitten.

1524 kam es in Reval zur Kirchen-Reformation, in Folge deren auch der Dom 1561 die lutherische Lehre annahm. Da sich Reval in schwedischen Schutz begeben hatte, so waren die Rectoren aus Dem in dieser Zeit meist schwedischer Nationalität. Gustav Adolf ordnete 1627 eine Kirchen-Visitation an, bei welcher Gelegenheit auch die Domschule eine durchgreifende Reorganisation erlitt. So trefflich die neuen Anordnungen im Allgemeinen sind, so sind leider diese Bestimmungen theilweise auch traurige Zeugnisse über die damalige Zeit, so z. B. wenn in den oberen Klassen Strafe darauf steht, wenn Jemand Deutsch und nicht Lateinisch spricht, oder wenn vor verbotenen Spielen gewarnt wird. („Pueri sint scholastici, non lutores; ideo ab alea, chartis lusoriis aliisque inhonestis et scholastico indignis ludis abstinere." — „Ludum finis recreatio erit, non lucrum, ideoque pro libris aut pecunia non ludent.")

Wie in Estland, so haben die Schulen der damaligen Zeit überhaupt mit ihrem unzulässigen Uebereintritt nicht wenig dazu beigetragen, die deutsche Nation sich selbst zu entfremden und das deutsche Nationalbewußtsein zu ersticken. Wuß doch auch der Verfasser unserer Schrift gefehen, daß damals, wie auch noch im folgenden Jahrhundert in viel geringeren Schulen Lateinsprechen und Lateinschreiben das ausschließliche Ziel und der Stolz des Rectors war. — Gegen den folgenden Satz, der auch durch Nichts begründet wird, möchten wir aber doch Verwahrung einlegen: „Aber jene Zeit verband mit dem Studium der Alten fromme christliche Religionsübung in der Art, welche die spätere Zeit in den Schulen immer mehr aufhebt, ja, nach vollständiger Emancipation der Schule von der Kirche, unsere Zeit gar nicht mehr zu begreifen vermag", wenn wir auch bei den russischen Staatsverhältnissen, welche alles Eigenleben zu vernichten suchen, ein solches Urtheil erklärlich finden, insofern eine kirchliche Gemeinschaft gegen dieses Beginnen noch einigen Schutz dort gewähren kann.

Im Jahre 1655 verlangte der estländische Synodus, es

solle ein Lehrer der deutschen Sprache, welche hieher als Unterrichtsgegenstand nicht gelehrt worden war, an der Domschule angestellt werden: jedenfalls ein Zeichen nationalen Selbstbewußtseins im Volke, welchem Verlangen aber nicht nachgegeben zu sein scheint. Man hatte jedoch schon damals eine merkwürdige Abneigung gegen die alten Sprachen, als ganz unangenehm für praktische Leben, und die Folge davon war, daß Viele ihre Kinder nicht in diese Schule schickten, „weil sie den Dingen lernen müßten, welche außer ihrem Zweck, also ihnen unnützlich seien", eine Klage, die wir in Preußen nach 200 Jahren über unsere Real- und höhere Bürgerschulen immer noch erleben müssen. Wann wird man doch endlich dem Volke geben, was das Volk selbst will?

Nachdem die Domschule in Folge verschiedener Kalamitäten ganz eingegangen war, wurde sie durch Midwig, Oberpfeifer im Dom, 1725, einem Schuler A. S. Franke's, wieder eingerichtet und erhielt auch eine ziemliche Anzahl Schüler. Fast aber wieder mit seinem Tode, bis sie durch die estländische Ritterschaft zu neuem erhöhten Leben gewinnt, indem sie die Stellen besetzte und ein Curatorium einsetzte, die Schule aber gänzlich von dem Connex mit der Kirche löste. Es werden Realien und die deutsche Sprache in den Lehrplan aufgenommen, auch neue Sprachen (die russische war schon 1750 eingeführt, jedoch nur facultativ). Die Schule war eine Pflanzstätte des Philanthropismus geworden und blieb es, bis mit Anfange des vorigen Jahrhunderts das humanistische Princip das Uebergewicht erhielt. Die Schule sollte aber außer zur Universitäts-, auch zu anderen gebildeten Ständen vorbereiten, „eine Combination, die zu jeder Zeit Schwierigkeit verursacht und Inconvenienzen beibringt".

Bemerkenswerth ist folgender Passus: „Nicht unerwähnt darf bleiben, daß am 30. October 1827 Seine Majestät, Kaiser Nicolai, die Ritter- und Domschule mit Ihrem Besuche zu beglücken geruhten. Seine Majestät gaben den Befehl, an Kosten der hohen Krone, gleichwie an den Gymnasien, auch an die Ritter- und Domschule einen Ueberleber der russischen Sprache und Literatur anzustellen und stifteten in dem ritterschaftlichen Pensionsanstalt vier neue Stellen für Schüler aus dem estländischen Adel."

Seit 1836 wird in der russischen Sprache schon in Domschule unterrichtet; der Landtag von 1839 beschließt, die Stundenzahl für das Russische zu vermehren. Während die vier Instructionen früher Deutsche waren, sollte von jetzt ab eine Stelle mit einem Russen besetzt werden, was aber nicht geschehen konnte, da kein gebildeter Russe hierzu fand. Man sagte also den Reichthümern auf ritterschaftliche Kosten einen Zögling der Domschule dazu auszubilden und ihn zu diesem Behufe zwei Jahre in Berlin und drei in Moskau studieren zu lassen, und „Seine Majestät beauftragten 1840 nicht nur die ganze Vorlage, sondern ließen auch außerdem der Ritterschaft des estländischen Gouvernements für stets bewiesenen Patriotismus in einem huldrreichen Schreiben den Allerhöchsten Dank ausdrücken".

Eine andere Kundgebung ihres Patriotismus legte die Ritterschaft dadurch ab, daß sie bei der Jubelfeier der Krönung des Kaisers 1851 beschloß, Parallelklassen für diejenigen Zöglinge einzurichten, die sich dem Militärdienste widmen wollten, welche deshalb von dem Unterrichte in den alten Sprachen befreit, dagegen in Arithmetik und Geometrie, sowie in der Geschichte und Geographie Rußlands, sämmtlich in russischer Sprache, unterrichtet wurden, welche Darbringung Seine Majestät „mit besonderem Wohlgefallen" aufnahm.

Bei dem mit den Westmächten ausgebrochenen Kriege bedauerte die Ritterschaft ihre patriotische Gesinnung dadurch, daß sie junge Leute aus dieser Anstalt auf ihre Kosten zum Militärdienste ausrißte.

Aus der späteren Geschichte ist nur hervorzuheben, daß die russischen und lateinischen Sectionen eine noch weitere Vermehrung erlitten haben.

Den Schluß des Ganzen bildet ein Verzeichniß der Domstallhalter seit Anfang des 17. Jahrhunderts nebst Personal-Beizien und der Personal-Verband der Anstalt im ersten December 1868.

V. B. S.

Kaukasien.

Dichtungen transkaukasischer Sänger.

So lautet der deutsche Titel einer Sammlung von Erzählungen aderbeldschanisch-türkischer Phantasie, welche der kundige Sammler und Herausgeber, Herr Vergé zu Tiflis, im vorigen Jahre in Leipzig hat erscheinen lassen.^{*)} Keine Uebersetzung ist beigegeben, nur eine Einleitung vorangeschickt, aus der wir erlernen, daß die Hauptmasse der Bevölkerung des östlichen Transkaukasien türkische Stämme bilden, die auch in Aderbeldschan wohnen und in kleinen Abzweigungen über andere Gegenden weit verstreut sind. Die unter ihnen herrschende Mundart lehnt sich stark dem Osmanischen, und ist besonders während der vorigen und laufenden Jahrhunderte das Organ einer volkreichen Literatur geworden, deren Bekanntwerden eine schädliche Lücke in unserer Kenntniß des Morgenlandes ausfüllen dürfte.^{**)} Herr Vergé lebt unter einem Reigen bezüglich habhafter Poeten kennen, der mit Wälik (1747–1796) beginnt, und mit der schönen wie schönbegabten Stegreifdichterin Wälik abschließt, die schon in ihrem zwanzigsten Jahre (1833) aus dem Leben schied.^{***)}

Von sieben der neun Dichter sind nur eine, höchstens zwei ihre Leistungen (S. 114–128) mitgetheilt, während Wälik's Dichte die ersten 46, und die eines gewissen Sakir (1789–1857) 67 Seiten einnehmen. Alle haben pers. Ueberschriften und überhaupt ist Persisches reichlich eingemengt; denn solche Vinnengung ist nun einmal zur vollendeten Gewohnheit des Ausdrucks. Neben höchstem Lobe, strengem Tadel und schwermüthiger Klage folgen uns auch Scherz und Spott, aber wahre Ursprünglichkeit und frisches nationales Selbstgefühl würde man vergeblich suchen. An dem ohnehin ziemlich schwachen Fittig hängen Gleichgewichte des Despotismus und gestalten dem Sänger nur, in Sinnenlust zu schwelgen, vornehme Gönner und Gelehrte zu preisen, oder, wenn irdisches Glend zu stark bedrängt, einem Pessimismus zu huldigen, der Alles auf äußerste Spitze treibt. Vortragend unter den Beispielen leht.

^{*)} Genannter Herr ist Präsident der archäographischen Commission der Kaiserlichen Akademie; Schrift und Druck sind von Berger und J. J. J. J.

^{**)} Zu den bescheidenen Büchlein dieser Art mag man auch die *Kyym'scher* Lataren zählen, von welchen Schott Kunde giebt im *Handbuche der Berliner Akademie* für 1868, S. 492 ff.

^{***)} Wir finden in der Sammlung die echten Prosopopoeien Wälik's, der in Tiflis von Friedrich Bodenstedt entdeckt oder — wenn ist.

D. M.

erwähnter Art ist eine lange Jeremiade des Wälik, die nach unserer Uebersetzung so anhebt:

Hab' auf diesem Erdenrunde etwas Grades nie gesehn:
Was ich sah, das sah ich trumm nur hab es anders nicht gesehn.
Hab' im Umgang mit Bekannten keine Nettigkeit gesehn,
Habe Glauben und Vertrauen, Gottesfurcht auch nie gesehn.

Diese Art Elegie, eine bitterfüße Nahrung für Melancholiker, besteht aus zwölf Strophen von je fünf Zeilen. Jede Zeile der ersten, aber nur die letzte jeder folgenden Strophe schließt mit „habe nicht gesehn“ (*görmedin*); die vier vorangehenden Zeilen haben einen anderen durchgehenden Reim, aber jede Strophe ihren eignen.

Hier noch einige charakteristische Stellen:

Gleich der Sonn' erweilt' dem Menschen
täglich Gutes taufendfach;
Nicht ein Sonnenkuckchen Dankes
hat er je dafür Dir nach.

Sah im Staube der Verachtung
Edle, sah den Schelm gehet;
Weiß und Gut hat nicht der Würd'ge,
und wer's hat ist ohne Werth.

Weiß geworden ist das Haupt mir,
schwarzer stehet wird mein Gesicht:
Was ich Uebles that, das war doch
nur auf schöne Wang' ein Bild!

Wörtlich „auf mondgleiche Wangen“, d. h. auf Weiber mit einem Antlitze, das gleich dem Monde glänzt. Hier giebt der Dichter mit zartester Schonung seiner selbst und der Leser zu verstehen, daß er dem weiblichen Geschlechte zu viel gebuldet; Gegen das Ende hin verwandelt sich die Klage in ein Gebet:

Wieb nicht zu, daß Trufels Ränke
un'ern Glauben schädlich werden:
Gest, mit Deiner Schönheit Flamme
schaffe wieder Licht auf Erden!

Die letzten Zeilen lauten:

Mache Wälik zum Asele
Deine Gult, o unser Herr!
Denn bei andern Wesen fand ich
Huld und Gnade nimmermehr.

Und derselbe Dichter erniedrigt sich zu poetischer Schilderung der Erforernisse einer schönen und guten — Frauen — jada, dann einer dergleichen Plunderhose! Er schildert eine Flinte, die er gern geschenkt haben möchte, einen Pelzrock, und ein kostbares Stüd Tuch, die ihm geschenkt worden sind. Zwei Fieber weicht er scherzhaftem Tadel des Bartes, mehrere dem Lobe verschiedener Orte und Personen. Einmal klagt er darüber, daß ein Freund ihm grobe, und zu verkleideten Malen stößen wir bei ihm auf grobe, hart an Schamlosigkeit gränzende Erzählung verkleibter Art. Ueberall kehrt der altgewohnte Bilder- und Phrasenstrom wieder: so schon in den ersten Zeilen des ältesten Gedichtes:

Du, deren frisches Wangenroth
die Ros' und Tulpe haumen macht:
Dem Neumond Deiner Brauen sei
als Oyster meine Seel' gebracht.

Zu den Dichtungen Sâfir's gehören viele poetische Epikeln, ein schwülfiger Panegyrikus auf den heutigen Zar von Rußland, verschiedene Satiren, und zahlreiche erotische Gedichte, von denen ein kürzeres hier folgen möge:

Du Bindehock aus Osten, sag' der Freundin:
Die Schönen sind ich zu wach, o kenn' ich dich!
O lärm nicht, die Zeit der Lust ist da!
Man trinkt, es freiet überall der Becher.
Das Weibchen senke seinen Kopf vernieder,
Narzisse sei der Liebsten Augumweide;
Die Rose soll zur Götze, Dein Antlitz schauend;
Sie bring' die Nachtigall mit ihrer Klage.¹⁾
Der Jäger blid' verheißt da und dorthin,
Vermäinend, eine Hirtin ihm gekrönend.
An Delcem sing' ein Aeling, Schär' um die Hüften,
Aus Perlen Ohrschnitz', aus Gold die Knöpflein.
Sei Du gekleidet ganz in Grün und Roth,
So komme Heblisch wandend bergeschritten. —
Wäch'! hundert Mal des Taus ihr Haupt umkreisen!
Wie Sâfir in der Liebe A'u'r zu brennen.
Kommt, Schmetterling, so Dir der Muth nicht fehlet!

Beim Umkreisen oder Umflattern des Hauptes ist schon an den Schmetterling oder die Motte gedacht, die in dem geliebten Lichte endlich ihr Grab findet. Das schöne, auch Calderon geläufige, aber im Orient stark mißbrauchte Bild stammt ursprünglich aus Indien. Sch....

Kleine literarische Revue.

— **Aristoteles und Plato.** Von Gustav Leichmüller's „Aristoteles' Forderungen“¹⁾ liegt uns die zweite Abtheilung: Aristoteles' Philosophie der Kunst, vor. Bekanntlich hat Vossing die Sicherheit der Aristotelischen Kunstgesetze mit der Unumstößlichkeit von Euclid's Elementen verglichen. Diese Kunstgesetze in ihrer Vollständigkeit vorzuführen, war die Aufgabe des Verfassers. „Die Aristotelische Lebensweisheit — sagt er — liegt in großen systematischen Werken vor uns; seine Philosophie der Kunst aber ist wie eine Statue in Bruchstücke zerfallen, und es gilt erst, die lebendige Form wieder richtig vor die Anschauung zu führen.“ Von der Schwierigkeit einer solchen Arbeit hat nur Derjenige einen Begriff, der aus dem Buche selbst erfahren hat, wie mühsam erst aus den verschiedenen Schriften des Philosophen diese Bruchstücke zusammengeführt und zu einem systematischen Ganzen zusammengestellt werden mußten. Außer der Poetik ist und nichts von des Aristoteles zahlreichen ästhetischen und kunsthistorischen Werken enthalten; allein da bei Aristoteles keine Disciplin für sich isolirt dasteht, so bieten seine logischen, ethischen, physischen und politischen Schriften genug Stoff, eine Theorie der Kunst nach seiner Auffassung und wo möglich mit seinen Worten zu entwerfen. Einer Vergleichung der Aristotelischen ästhetischen Lehren mit den Ansichten anderer alter und neuer Kunsttrichter und Kunstkenner hat sich der Verfasser enthalten, weil der Leser erst nach einer völligen Versenkung in den Gegenstand mit mehr Freiheit und Uebersicht ihm gegenüber treten kann. Wir empfehlen das Buch

¹⁾ Die Nachtigall soll bekanntlich der Rose mit ihren Liebesflagen hart zuhagen.

²⁾ Halle, G. Ernst Barthel, 1869.

als ein erwünschtes Hülfsmittel nicht bloß für Diejenigen, die sich für die Philosophie des Aristoteles interessieren, sondern auch für alle künftigen Kunsttheoretiker.

An die Anzeige des obigen Buches knüpfen wir die eines ähnlichen: „Platonische Studien“, von Joseph Egezer.¹⁾ Von diesem liegt uns die erste Abtheilung vor: Die Platonische Dialektik gegenüber der Sophistik. Der erste Theil handelt von der Sophistik und der sophistischen Metaphysik; der zweite Theil von der Platonischen Dialektik. Der Verfasser giebt Platon's Ansichten so möglich mit Platon's Worten wieder, um dadurch am sichersten der Gefahr zu entgehen, mit einer dem Philosophen fremden Terminologie ihm aus fremde Gedanken unterzuschleichen. Das Buch ist eine recht brauchbare Anleitung für Diejenigen, die in die Platonische Philosophie tiefer eindringen wollen. Möge der Verfasser bald in ähnlicher Weise die Platonische Ethik und Physik behandeln.

G. M.

— **Gladstone's Juventas Mundi.** Ein neues gelehrtes Werk des britischen Staatsministers. Mr. Gladstone, *) wird jetzt allen englischen Journalen besprochen und, wenn auch nicht auf gleicher Weise gepriesen, wie seine früheren „Studien über Homer und das Homerische Zeitalter“, doch jedenfalls, als ein merkwürdige Erscheinung, als die wissenschaftliche Proben eines gleichzeitig mit politischen Arbeiten überhäuften Staatsmannes, rühmend anerkannt. Heider's „Griechische Götterlehre“ ist es, auf welcher hauptsächlich dieses neue Werk Gladstone's basiert, worin derselbe die Religion, die Sitten und die Politik der alten Hellenen zum Gegenstande der Untersuchung und vornehmlich die griechische Umwandlung des ursprünglichen Götterbegriffes anschaulich macht. Homer, war, in Gladstone, nicht bloß der erste und größte Dichter der Hellenen, sondern auch ihr Prophet und Götterlehrer: der Stifter des neuen Religiöses, der Gründer der griechischen Sprache und der hellenischen Völker — eine These, die, bei ihrer Unvergleichlichkeit mit der sonstigen, wissenschaftlichen Erklärung der Homerischen Dichtungen, sehr vielen Widerspruch finden wird.

— **Dante in hebräischer Sprache.** Eine interessante literarische Erscheinung ist Dante's Divina Commedia in hebräischer Sprache, bearbeitet von Dr. S. Formigini in Triest, von welcher kürzlich der erste Theil: „Matthaphtha“,²⁾ die Hölle ausgegeben worden. Der Uebersetzer, ein gelehrter jüdischer Arzt in Triest, wo die israelitische Gemeinde einen ausschließlich italienischen Charakter hat und sich mit Vorliebe der Wissenschaft und Literatur Italiens zuwendet, erklärt in der hebräischen Vorrede, daß „unmittelbar nach den göttlichen Propheten durch welche der Geist Gottes sich offenbart, der große Dichter Dante Alighieri zu reihen“ und daß „nach ihm kein Gleich in irgend einem Volk und in irgend einer Sprache erhabener Recht und Gerechtigkeit seien die Stoffe seiner erhabenen Gesänge, die, nachdem sie bereits in alle Kultursprachen der Welt übertragen worden, hier zum ersten Male in der heiligen Sprache

¹⁾ Jandread, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, 1869.

²⁾ Juventas Mundi; the Gods and Men of the Heroic Age. F. the Right Hon. William Ewart Gladstone, London, Macmillan & Co. 1869.

ספר מראות אלהים לתנ"ך אליארי א. חפס.

³⁾ Triest, Suisa Dale, 1869 (VIII und 263. S.).

des Sinai erscheinen, welche gewiß ein würdiges und entsprechendes Gewand tiefer „göttlichen Gesichte“ (Maroeth Elohim) sei. Der Uebersetzer hat natürlich bei seiner Arbeit mit großen linguistischen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die er jedoch glücklich überwunden, indem Geist und Form seiner Dichtung einen durchaus erfreulichen Eindruck machen. Wir weisen z. B. auf den Eingang des dritten Gesanges der „Hölle“ hin: *Per no si va nella città dolente etc.* Wie poetisch-prägnant ist die erste Terzine durch die hebräischen Zeilen wiedergegeben:

בי תבוא כער הענין
בי תבוא כקמאב עולם
בי תבוא בן אוקררער

nicht minder das „Lasciate ogni speranza qui ch'entrare!“ durch:

הכלו מכל-תקוה כל הבאים בי:

Herr Formigini hofft, daß namentlich seinen Glaubensbrüdern in Rußland und Polen, die mit den Sprachen des Orients nicht vertraut seien, diese hebräische Uebersetzung, durch welche sie mit den erhabenen Gedanken des unsterblichen Dichters bekannt würden, willkommen sein werde.

S. 9.

— **Satanas in Newyork.** Das unter diesem Titel erschienene, amerikanische Skizzenbuch¹⁾ ist wahrscheinlich aus der Feder eines Engländer und nicht eines Amerikaners oder eines Deutschen gekossen. Es faßt die Schattenseiten und Schwächen der hiesigen Welt auf, wie es die Engländer zu thun pflegen und läßt dabei im Hintergrunde die Vorzüge Altenglunds und Europas durchblicken. Gleichwohl bildet das Buch eine angenehme Galerie von charakteristischen Zeichnungen und ausgeführten Bildern à la Hogarth und Vernet-ers. In zwanzig Kapiteln wird uns Newyork mit seinen Richtern und Rathsherren, mit seinen Melivern und Humbug, seinem Beau- und Demi-Monde, seinen Träländern, Indianern und Niggers vorgeführt. Für die Deutschen, die doch in Newyork einen so ansehnlichen Charakteristischen Theil der Bevölkerung bilden, kommen in diesem Skizzenbuch des Satanas gar nicht vor, was uns ebenfalls im Beweis zu sein scheint, daß es weder von einem Deutschen, noch von einem Amerikaner, ursprünglich verfaßt wurde. Das Skizzenbuch, eine Art „hinkender Zeisel“ à la Gilblas, ist überaus mit Gewandtheit bearbeitet, liest sich wie ein deutsches Original und wird gewiß, wenn auch nicht von den Deutschen in America, die darin Manches vernachlässigen werden, doch in Europa mit Vergnügen gelesen.

Litterarischer Sprechsaal.

Herr Duruy, der bisherige Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, hat kurz vor seinem Austritt aus dem Amt, noch eine sehr wichtige Anordnung getroffen in Bezug auf die Errichtung von zunächst mit der juristischen Facultät in Paris zu verbindenden, Staatswissenschaftlichen und Volkswirtschaftlichen Lehrstühlen, mit besondern Gra-

minationen für die künftigen Verwaltungsbeamten. Durch diese Prüfungen wird man die Grade eines bachelier und eines licencié des sciences économiques et administratives erlangen können. Die Studienzeit in dieser Abtheilung der Rechtsfacultät ist auf drei Jahre festgesetzt. Im ersten Jahrescursum werden der Code Napoleon (Titel über Personen, Güter und die verschiedenen Modificationen des Besitzrechtes), die allgemeinen Grundsätze der Volkswirtschaftslehre und der Gerichtsorganisation, sowie Civil- und Criminalrecht, vorgelesen. Im zweiten Jahrescursum folgen die Titel über Erbfolge und Obligationenrecht, über Handelsrecht, Banken und Kreditwesen, über Staatsverwaltungs- und Finanz-Principien und Rechte. Der dritte Cursum endlich umfaßt den Titel des Code über Kauf- und Verkauf, über Verträge und Hypotheken, woran sich Vorträge über das Völkerrecht, über See und Welthandel, über Eisenbahnen und andere Verkehrsmittel, z. reihen. — Durch diesen letzten Akt seiner Wirksamkeit als Unterrichts-Minister hat sich Herr Duruy in der That ein Denkmal gesetzt, indem er durch diese neue Einrichtung, die in der Folge auch mit allen anderen Rechtsfacultäten Frankreichs verbunden werden soll, den Regierungen aller Kulturländer ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben hat.

Herr St. René Taillandier, jedenfalls unter den heutigen Franzosen der gründlichste Kenner der deutschen Literatur und früher wegen seiner objectiven, von nationaler Befangenheit freien Beurtheilung deutscher Zustände und deutschen Geistes geschätzt, hat sich leider seit einigen Jahren dem Troß des französischen Journalismus angeschlossen, der in jeder Consolidirung Deutschlands, in jedem Anzeichen eines wachsenden Selbstbewußtseins der deutschen Nation, eine Gefahr für die Weltstellung Frankreichs und eine Bedrohung seiner Nationalehre erblickt. Ganz ebenso, wie er im J. 1864 für Dänemark gegen Schleswig, Holstein und im J. 1866 für Oesterreich und den alten Deutschen Bund gegen Preußen und Norddeutschland in die Schranken getreten, tritt Herr Taillandier jetzt für die heimlich mit den Moskowiten verbündeten Tschechen gegen die Deutschen in Oesterreich auf. In der Revue des deux Mondes vom 1. August sucht er den Franzosen klar zu machen, daß in dem von Deutschland fast gänzlich umschlossenen Böhmen die Deutschen Fremde seien, die sich dort, wie im Norden von Schleswig, eingebrängt und nunmehr die alten nationalen Bewohner in ihren Rechten und in ihrem Besitze antasten! Wir fragen, ob dies nicht — wenn es sich historisch so verhielte, was nicht der Fall ist — in dem, was die Franzosen im Elsaß, in Deutsch-Lothringen und im elamischen Theile des Norddepartement thun, sein Vorbild hätte und dadurch am Wenigsten geeignet erscheint, von französischen Literaten, die der deutschen Sprache, der deutschen Sitte in den alten germanischen Provinzen Frankreichs weder Luft noch Sonne gönnen, angegriffen zu werden? Wer tastet die Tschechen und die mit ihnen verwandten Slowaken in ihrem Besitze und in ihren Rechten an? Weder Oesterreich noch Ungarn, die in ihren Verfassungen ausdrücklich das Recht der verschiedenen Nationalitäten und Sprachen wahren, was die französischen Staatsverfassungen, von der Revolution von 1789 bis zur neuesten Napoleonischen Reform, niemals gethan. Oder sollen die Deutschen verantwortlich dafür sein, daß sie in ihrer Volksbildung und in ihren sittigen, kultivirenden Einflüssen den Slaven überlegen sind? Herr Taillandier berechnet, daß die Slaven die Majorität in Oesterreich-Ungarn bilden, indem sie 16 Millionen zählen, Deutsche und Magyaren zusammen aber nur 14 Millionen. Frei-

¹⁾ *Satanas in Newyork.* Nach dem amerikanischen Original. Herausgegeben von Adalbert von Wittenfels. Berlin, P. S. Langmann & Comp.

lich die Masse thut es eben nicht; mens agitat molem! Preußen und der Panlariemus sind die Schreckbilder, mit welchen der Professor von Montpellier der Weltstellung Frankreichs und seinem europäischen Einklusse droht, wenn es nicht bald der vom österreichisch-ungarischen Dualismus bedrängten Tischen sich annimmt!

Bei J. V. Kober in Prag erscheint seit Kurzem ein tschechisch-bibliographisches Journal: „Věstník Bibliografický“, das, nach der vorliegenden Nr. 1, mit Umsicht und Vollständigkeit redigiert ist. Die erste Abtheilung des Journals bildet eine Uebersicht der bibliographischen Erscheinungen der tschechischen Literatur, worauf eine solche (allerdings sehr kleine) der slovenischen folgt. Es schließt sich daran ein Verzeichniß der in anderen Sprachen (hauptsächlich in deutscher) erschienenen Schriften, die mehr oder weniger auf Böhmen, Mähren und Cechenland Schließen Bezug haben. Wir bemerken darunter folgendes Werk von Dr. Franz Pelacký: *Documenta Mag. Joannis Hus vitam, doctrinam, causam in Constantiensi concilio actam et controversias de religione in Bohemia annis 1409–1418 motas illustrantia, quae partim adhuc inedita, partim mendose vulgata, nunc ex ipsis fontibus hausta.* (Prag. Tempelst. XVI und 768 S.) — Es schließen sich endlich daran Uebersichten neuer Erscheinungen im böhmischen Kunst- und Musikhandel, sowie Hinweisungen auf Kritiken und Zeitschriften in ausländischen Journalen.

Von der „Politischen Geschichte der Gegenwart“, von Wilh. Müller, *) liegt uns das zweite Heft, das Jahr 1868 umfassend, vor. Das erste Heft, das Jahr 1867, hat sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen gehabt; dieses zweite Heft wird hoffentlich nicht minder beifällig aufgenommen werden. Die Ereignisse des vorigen Jahres werden uns vollständig, wohlgeordnet, in einer klaren und anziehenden Darstellung und mit einer anerkennenswerthen national-deutschen Gesinnung vorgeführt. Der Verfasser charakterisiert in der Vorrede das Jahr 1868 als minder hervorragend als glänzenden, in die Augen fallenden Ereignissen, doch reich an Bestrebungen und Versuchen, auf der Grundlage der neuesten Thatfachen die staatlichen Neugestaltungen weiter zu führen und sie — abgesehen von der eine traurige Ausnahme bildenden, inneren Verwaltung Preußens — mit den Anschauungen der Zeit in Einklang zu bringen. Mit Recht hat der Verfasser die deutschen Verhältnisse in den Vordergrund gestellt und die außerdeutschen hauptsächlich im Lichte des deutschen Interesses betrachtet; einen besonderen Raum hat er der süddeutschen Frage gegönnt, da von ihrer glücklichen Lösung die glückliche Gestaltung des neuen Deutschlands abhängt. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und eine kalendersförmige Chronik erleichtern den Gebrauch des Buches, dem wir recht viele Leser wünschen.

Unter der Maske des Beherrschers der Gläubigen, Sultan Abdul Asis, hat ein deutscher Huncräft neue *Lettres Persanes* herausgegeben. **) Der Sultan, der keine andere Sprache, als die türkische versteht und spricht und der in Paris, wie in London, in Kofenz, wie in Wien, in der Unterhaltung mit anderen gefürchteten Häuptern sich stets eines Dolmetschers bedienen mußte,

seß überall Beobachtungen über Personen und Zustände, über Sitten und Aeußerungen der „Glauren“ in sein Tagebuch getragen haben! Die Gedanken des kleinen Buches sind nicht ohne Geist, aber sie tragen durchgehends ein weitenpersisches oder vielmehr speziell deutsches Gepräge. In Paris läßt der Verfasser den Sultan unter Anderem Folgendes in sein Tagebuch einschreiben: „Wenn mir der Frankenkaiser wieder einmal mit dem Hunske kommt, die Ketten seiner freizulassen, nur wenn sie mich zum Herrscher nicht mögen, werde ich ihn freundlichst fragen: ob es denn nicht auch ein Grund für ihn wäre, aufzuhören, Kaiser der Franken zu sein, da die Franken ihn nicht mehr wollen?“

Die sämtlichen Werke Daniel Defoe's, des ersten Erzählers von Eelficks Leben auf einer wüsten Insel, das unter dem Namen Robinson Crusoe's bekannt ist, sind, mit einer Uebersichtsbildung des Autors von Chalmers, in einem starken Bante bei Nimmo in Edinburgh erschienen. Nächst dem Robinson sind Defoe's „Memoirs of a Cavalier“ und sein „Journal of the Plague in London“ in England populäre Schriften. In neuerer Zeit ist jedoch dem Rufe Defoe's dadurch großer Eintrag gethan, daß über die Zweideutigkeit seines Charakters und namentlich über seine politische Käuflichkeit sehr bedenkliche Ermittlungen gemacht worden sind. Möchten doch die talentvollen Schriftsteller der Gegenwart ein Beispiel an Defoe nehmen, dessen literarische Ruhm, nachdem er den Mann um ein Jahrhundert überlebt, zu schwinden droht, nachdem die Welt erfahren, daß für ein Lump der Verfasser des Robinson in der letzten Zeit seines Lebens war.

Die Unterrichts-Anstalten für Erwachsene, die in Frankreich seit Anfang des Jahres bestehen, entwickeln eine immer erfreulichere Wirksamkeit. Im abgelassenen Schuljahre, vom 1. October 1868 bis zum 1. August 1869, haben im Lande 33,333 solcher Unterrichtscurse stattgefunden, von welchen 30,076 durch weltliche Lehrer und 3562 durch geistliche Congregationen geleitet wurden. Dieser Unterricht für Erwachsene wurde von 678,733 Männern und 114,383 Frauen benutzt. Von diesen konnten bei ihrem Eintritt in den Unterricht 318,934 nur sehr mangelhaft — 91,487 gar nicht! — lesen und schreiben. Zu den Kosten dieses Volks-Unterrichts sind durch freiwillige Beiträge nahe an zwei Millionen Francs aufgebracht worden, was unüberprüfliches Zeugniß von der Macht der öffentlichen Meinung ist, die sich seit einigen Jahren in Frankreich entwickeln für Verbesserung des Volksunterrichts ausgesprochen hat.

Von Dr. Heinrich Kiepert's „Hand-Atlas über alle Theile der Erde“ sind die sechste und die achte Lieferung ausgegeben worden. *) Sie enthalten die Karten von Deutschland, Niederland und Belgien, Ostasien, Australien, Galizien, Ungarn und Kiewländer, Schmalenländer, Afien, Continent von Australien und Neuseeland. Wir haben früher bereits auf die großen Vorzüge dieses Werkes hingewiesen.

*) Berlin, Dietrich Reimer.

Berantw. Redacteur: Joseph Schmied in Berlin, Markthofstraße Nr. 16.

Beitrag von Herr. Dümmler's Erziehungsbildung (Barthel und Schmidt) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 87.

Verlag von Eduard Straube in Berlin, Friedrichstraße Nr. 11.

*) Berlin, Julius Springer, 1869.

**) Tagebuch des Sultans. Erinnerungen an Paris, London, Götting, Wien. Nach der türkischen Handschrift. Berlin, P. F. Langmann u. Co., 1869. (234 S. in 12.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

8. Jahrg.] Berlin, den 11. September 1869. [N^o 37.

Inhalt.

Italien und das Ausland. Deutschland und das römische Concil. 553. — Oesterreichs höheres Schulwesen. 555. — **England.** Geschichte Friedrich's des Großen, von Carlisle. Der letzte Tag des Herrschers. 557. — **Frankreich.** Deutsche Studien in Frankreich. III. Das Ministerium Lurur und die Herren Maizet und Soum. 558. — **Italien.** Giordano Bruno, nach neueren italienischen Forschungen. 541. — **America.** Jenseitige, dramatische Dialoge von Salis. 544. — **Seine literarische Revue.** Preßle's „Danz und Kothbücher“. 545. — **Das neue Gesetzbuch.** 545. — **Belien.** Hansen's Nebelbild der nordischen Literatur. 546. — **Grammatik.** 546. — **Neue englische Uebersetzungen deutscher Schriften in den Vereinigten Staaten.** 546. — **Englische Zeitschriften.** 546. — **Literarischer Brevier.** Die Christen und der weltweitherrliche Herrscher. 546. — **Keltische Revue von H. Waidez.** 546. — **Herr.** v. Humboldt's Gethürbau in Berlin. 547. — **Die Berliner Zeitschriften in einer französischen Revue.** 547. — **Die neuen Klostergeschichten.** 547. — **Griechisch-linguistisches.** 547. — **An alle deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen.** 547.

Deutschland und das Ausland.

Deutschland und das römische Concil.*)

Die Verlagsbuchhandlung von L. Heilmann in Berlin wendet sich durch eine Reihe zweckmäßiger Unternehmungen um das kulturelle Publikum in hohem Grade verdient. Außer der schon im vorigen Jahre erscheinenden Philosophischen Bibliothek, in welcher eine Sammlung von wichtigen philosophischen Werken alter und neuer Zeit unter H. v. Kirchmann's Auspicien kritisch revidirt und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen Zertzen herausgegeben werden, läßt dieselbe Handlung auch eine **historisch-politische Bibliothek** in ähnlicher Weise folgen. Dieselbe stellt sich die Aufgabe „eine Sammlung von klassischen Meisterwerken auf dem Gebiete der Geschichte und Politik aus alter und neuer Zeit, die uns in ihren Darstellungen in das innerste geistige Leben der Nationen hineinführen und die bisher, trotz ihrer Klassicität, nicht die ihnen gebührende allgemeine Verbreitung gefunden haben, theils weil t bisherige Ausgaben unzugänglich oder zu theuer waren, theils weil es geradezu an neuen Uebersetzungen fehlte, in den billigen Ausgaben zu bringen“. Zunächst haben gleichzeitig zu erscheinen begonnen: **Budle's Geschichte der Civilisation in England**, übersetzt von Dr. S. F. Ritter (in ca. 20 Hefungen) und **Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums**, nach der ersten Ausgabe von 1764 wieder abgedruckt mit einer Biographie Winkelmann's und einem Vorwort von Dr. S. Fessing versehen (in 6 Lieferungen). Andere wichtige Werke werden sich hieran anschließen. Zur heute beabsichtigen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die in der Anstalt genannte erste Lieferung der historisch-politischen Bibliothek zu lenken.

Es ist Zeit, daß man sich ernstlich zum Kampfe gegen das Concil rüstet und gegen das immer noch Gift und Galle

speiende Rom. Wir gehören nicht zu denen, welche die Ansprüche und Annahmen der Curie für so durchaus unangefährlich und harmlos halten. Gegenüber aber, wie die zwischen Rom und den nach Freiheit ringenden Völkern, lassen sich durch Compromisse nicht ausgleichen: es muß zum Kampfe kommen, und je offener und ehrlicher derselbe geführt wird, desto besser für uns, denn die Priester jenseits der Alpen kennen einen christlichen Krieg nicht; ist ihnen doch jedes Mittel recht, das zum Ziehe führt. Von Rom ganz und gründlich los zu kommen, ist eine der Hauptbedingungen des Volkswohlstandes und der Aufklärung in Deutschland. Der Schwur, den der Anabaptist Hannibal seinem Vater leistete, niemals ein Freund Roms sein zu wollen, gilt noch für uns, und die 350 Jahre seit Hutten haben in dieser Beziehung nicht allzuviel geändert. „Wenn man Hutten gebühre hätte (so schreibt D. F. Strauß in der klassischen Vorrede zum dritten Bande seines Hutten), daß die römische Hierarchie nach mehr als dreihundert Jahren noch fortbestehen, das auch dann noch halb Deutschland in religiösen Dingen sein Heil von jenen Bergen her erwarten würde, über die ihm seit Jahrhunderten so viel Unheil und Verderben gekommen war! So langsam geht es mit der Entwicklung der Völker und der Menschen, so gründlich treibt der Geist in der Geschichte sein Geschick. Das dürfen wir uns nicht verdrücken, noch weniger die Hoffnung sinken lassen. Aber ebensovienig und verbieten uns die Macht, die dem immer noch innerechtet, was wir für ein längel Ueberlebtes halten möchten. — Manches freilich würde Hutten, wenn er heute wiederkäme, um sich den Stand der Dinge bei uns anzusehen, an der römischen Kirche, seiner alten Feindin, verändert finden. Ueber den Geldabfluß nach Rom, die finanzielle Ausbeutung Deutschlands durch den päpstlichen Hof, worüber er und alle Patrioten seiner Zeit so laute Klage erhoben, würde er sich jetzt ziemlich beruhigen können. Was ein lustiger Grund von ihm damals den Deutschen zurief: Augen auf und Beutel zu, davon haben sich seitdem Rom gegenüber das Letztere aus diejenigen gesagt sein lassen, die sich zum Ersteren noch nicht entschließen mochten. Auch seine schmutzigen Bettelmönche, seine prassenen Oberherren, die üppigen Hofhaltungen der Bischöfe seiner Zeit würde Hutten im jetzigen Deutschland vergeblich suchen. Selbst in Rom würde er sich wundern, wie doch Alles jetzt so viel erhabener und anständiger zugehe. Aber täuschen würde er sich durch diese verschönernte Außenwelt gewiß nicht lassen. Bald würde er finden, es sei zwar Alles anders, nichts aber besser geworden. Ja vielleicht würde Hutten in der Sprache der Bibel sagen, der Teufel sei wohl ausgetrieben, aber durch der Teufel Obersten. Und wir könnten ihm mit einem einzigen Worte das Räthsel lösen, indem wir ihn darauf aufmerksam machten, wie Ignatius von Loyola zwar sein Zeitgenosse gewesen, aber nach seinem Tode erst Ordensstifter geworden sei.“

Es ist richtig, daß solche immense Geldsummen, wie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, heute nicht mehr über die Alpen wandern, aber schwachvoll finde ich es immer noch, daß doch auch heute ganz beträchtliche Hilfsmittel unserem Lande entzogen werden, um einem Prinzip und einer Arbeit zu dienen, deren ganzes Bestreben gegen unsere heiligsten Güter gerichtet ist und deren Grundsätze die personifizierte Unstiftlichkeit und

*) Zum römischen Concil. Die römische Dreifaltigkeit; ein Gedicht von W. von Hutten. Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. L. Stödel. Berlin, L. Heilmann. (XX u. 53 S.)

Bornirtheit sind. Man wende nicht ein: Laßt den Papst sein Non possumus sprechen; laßt sie in Rom das Dogma der Unfehlbarkeit aussprechen und noch tausend anderen Hocusvocus treiben, laßt jene Priester schmollen, schelten, uns verbannen und verfluchen — wir haben dadurch nur eine Pöffe mehr, dergleichen Aladderadatsch und Aliagende Blätter sie toller zu erfinnen nicht im Stande sind. — Leider ist es nicht so, es giebt noch zu Viele, deren Sinn von dem Einfluß jener alten Institutionen gebunden wird. Unter keinen Umständen darf man Vorgänge, wie die, welche zu Ende dieses Jahres in Rom geschehen werden, mit Stillkneifen übergehen, und wir dürfen in Deutschland nicht erwidern, unsere Feder zu frieren, um die Römlinge auch von unserem Lager aus zu bekämpfen.

Mit Recht sagt Strauß an der genannten Stelle ferner: „Wenn Hutten, statt der didaktischen rothbäugigen Schlemmer, die er unter der Geistlichkeit seiner Zeit in so großer Anzahl sah, und in den Dunkelmänner-Beiszen verworfen half, die bleichen hagen, von Herrschsucht zertrübigen Schleimer, den Januarius ausgebrannten Gehalten zu sehen bekäme, die jetzt unter uns umhergehen, ob er nicht statt dieser Föglinge Vovola's und Machiavelli's jene verhältnißmäßig harmlose Heerde Epistura zurückwünschen möchte? Immer hat er neben der materiellen Ausbeutung, als das noch viel Unertträglichere die politische Bevormundung, die geistige Anrechtung angesehen, die Deutschland von Rom erleide und sich gefallen lasse. Und damit ist es so wenig besser geworden, daß diese geistliche Herrschsucht, dieser Haß gegen die Geistesfreiheit und Bildung der Völker, gegen die Selbstständigkeit und Entwicklung der Staaten mit dem unaufhaltsamen Fortschritt auf diesem Gebiete nur grimmiger und giftiger geworden ist.“

Es entsteht nun die Frage: Ist es geeignet, die Geister der Reformationszeit zu beschwören gegen jene Nachfalter und Dunkelmänner in Rom?

Sind wir die Söhne des letzten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts nicht aus Mavus genug, von unserem Standpunkt aus das richtige, treffende Wort gegen die Pfaffen Roms zu sprechen? Und hier müssen wir uns leider von den freistinnigen Katholiken zurufen lassen: „Ziehet erst den Balken aus eurem Auge und dann beseitigt uns von unserem Splitter!“ Wohl giebt es eine kleine Partei auch in der protestantischen Kirche, die im Geiste der Reformatoren fortarbeitet und nicht dem Wortlaute der Lehren nachgibt; aber sie ist numerisch sehr gering; die überwiegende Majorität unterscheidet sich in der Gesinnung, Haltung, in ihren Absichten nur dadurch von Rom, daß sie nicht die Consequenz ihrer angeblichen Gegner hat. Es ist dieses Punktes schon in Nr. 19 des „Magazin“, bei Gelegenheit der Besprechung des Buches von Förster über den Papst Ganganelli, Erwähnung gethan worden. Auch Strauß flagt schon mit barem Munde über dasselbe Leiden, wenn er meint, daß Hutten's Unwille viel heftiger gegen unsere Kirche entbrennen würde, als gegen die katholische, da sie so ganz anders geworden ist, als er von ihr hoffen zu dürfen glaubte. „Daß sie vom Sinne Christi abgewichen sei, hat er der ersten erft genug vorgehalten; daß sie sich als römischer treu geblieben, hat er ihr nicht abprechen können: an der protestantischen würde er zu rügen haben, was allemal das Schlimmste ist, daß sie sich selbst untreu geworden sei, ihr eigenes Prinzip verleugnet habe.“

Und wahrlich in Herrschsucht, Zelotismus, Intoleranz u. s. w. geben viele protestantische Priester ihren katholischen Gegnern nichts nach; das eigentliche Pfaffenhumor macht sich auch bei uns in unergücklicher Weise breit; dafür geben die Ereignisse

der letzten Jahre unerfreuliche Beweise. Also ist es sehr wohl gerechtfertigt, wenn wir auf das sechzehnte Jahrhundert zurückgehen, um das römische Concil zu begrüßen, und aus jener Zeit scheint uns wiederum kein Mann geeigneter als der Ritter Ulrich von Hutten.

Auf die Bedeutung dieses „Ritters vom Geiste“ hier einzugehen, seine Stellung als Parteimann, Dichter, Schriftsteller, Publizist gehörig zu würdigen, würde uns zu weit führen, und wäre auch eine wenig lobende Arbeit; denn was die wenig großen deutschen Männern widerfahren ist, einen ebenbürtigen Biographen zu finden, das ist dem Ritter zu Theil geworden. Die Arbeit von D. Z. Strauß ist ein vollkommenes und klassisches Werk, und wir wüßten in der deutschen Geschichtsschreibung etwas Besseres, außer etwa Stabr's Arbeit über Vessing, nicht zu nennen. Strauß war dem Ritter congenial, hat ihn verstanden, darum konnte er ihn uns verführen.

Die kurze Einleitung des Dr. Städel, welche eine Skizze der damaligen Zeit und eine kurze biographische Skizze Hutten's enthält, macht natürlich Anspruch auf Selbstständigkeit und Originalität der Forschung nicht. Aber sie führt in geistvoller Darstellung das Wissenswerthe aus vor und weckt zur Begeisterung und Liebe zur Sache. Man merkt, daß der Verf. die besten einschlägigen Werke von Ranke, Frentag, Strauß gekannt und gelesen habe. Das bekannte Urtheil Ranke's von Hutten wird von ihm citirt: „Hutten ist kein großer Gelehrter, seine Gedanken greifen nicht sehr in die Tiefe, sein Talent liegt mehr in der Unerschöpflichkeit seiner Ader, die sich immer mit gleichem Feuer ergießt, lateinisch und deutsch in Prosa und in Versen, in reicherlicher Invenctive und in glücklicher dialogischer Satire. Hier und da erhebt er sich in die heiteren Regionen echter Poesie; seine Geistesleistungen sind nicht verstimmend, unbässiger Art, sie sind immer mit ebenso warmer Hingebung mit einer anderen Seite verbunden; er macht den Eindruck der Wahrheit, der rücksichtslosen Offenheit und Ehrlichkeit; zu Allem — er hat immer große, einfache, die allgemeine Denkmähe fortreichende Bestrebungen, eine ernste Gesinnung, liebt, wie er sich einmal selbst ausdrückt, die göttliche Wahrheit, die allgemeine Freiheit.“

Dieses Urtheil Ranke's unterschreiben wir gern; etwas sechsbärer scheint uns das Resumé des Herrn Dr. Städel. Es sagt zum Schluß: „Einer der letzten und besten Ritter für mit ihm in's Grab; aber daß er die Bewegungen seiner Zeit eben mit den Augen des Ritters ansah, daß er, entgegen der parikularistischen Bestrebungen der Fürsten, den deutschen Einheitsstaat nicht nur zu halten, sondern auch neu zu ordnen und zu befestigen hoffte und mit den Waffen des Ritterthums seine reformatorischen Pläne durchzuführen zu können meinte, war die verhängnißvolle Täuschung, welche ihm ein tragisches Ende bereite.“ — Es ist allerdings richtig, Hutten war vorwiegend Schriftsteller und Parteimann; eine politische Capacität war er nicht, und wollte es auch nicht sein. Er war ein tapferer Kämpfer, kein Feldherr. Aber wenn er die ganze Schlage seiner Zeit nicht übersehen konnte, sondern nur auf seinem Plage stand und von da aus schob, kann man, meine ich, doch wohl kaum von einer Selbsttäuschung sprechen. Es kam damals der Allem darauf an, allen antirömischen Parteien ihre Solidarität zum Bewußtsein zu bringen und sie unter Einem Feldzeichen zu vereinigen. Desehalb mußten ganz besonders auch die aufständischen Bauern gewonnen werden. Tiefe, die Huttenzeit und die Ritter vereinigt gegen die Fürsten, Pfaffen und Altmantanten und den Einem Herrschergeiz besetzt, haben Deutsch-

land regeneriren müssen. Aber so wurden zunächst die Bauern reingegeben; Luther selbst ließ sie fallen; dann unterlagen Eidgenossen und sein Anhang der überlegenen Macht der Fürsten; die Protestanten verfielen bald jener verführerischen Orthodoxie, und 30 Jahre nach des Mitters Tode sehen wir die Antireformation im vollsten Gange; — Restaurationen aber sind die schlimmsten oder Revolutionen! Einen Einzelnen trifft die Schuld nicht; Luther war eben nur Mönch und Theolog; Hütten nur Kämpfer und Schriftsteller! Dennoch bleibt der Letztere die impetuosendste und gewaltigste Gestalt jenes Zeitalters. Deshalb können wir ihn und für unsere jetzigen Verhältnisse wohl zum Vorbild nehmen; aber nicht nur im Kampf gegen Aem, sondern auch gegen unsere eigenen Schäden. So lange wir noch die große Lüge in unserer Mitte gräben, welche in dem Widerspruch liegt zwischen der freien Forderung und dem todten Buchstaben, so lange das eigene Passivthum auch noch in unserer Kirche in voller Blüthe steht, so lange eine ganze Anzahl sonst vernünftiger und braver Menschen sich für die Mission unter den Koffern und die christlichen Einzelkinder mehr interessiert und dafür größere Opfer bringt als für betimmende soziale Angelegenheiten u. s. f., — so lange sind wir nicht volle Protestanten, so lange haben wir nicht das erreicht, was die Reformatoren angestrebt haben. Daß wir dies erreichen, dazu möge die Erinnerung an Hütten dienen, welche die besterle kleine Schrift in uns anreißt, die wir nicht lesen soll, wofür dem Herrn Dr. Städel unser Dank gebührt.

Was schließlich den Dialog „Vadiscus“ selbst anlangt, so ist derselbe vielleicht nicht der originellste und vollständigste von Hütten, aber jedenfalls der, in welchem er seinen erbittertesten Feinden die Wahrheit am Ungeheimlichsten sagt: „er trägt in ihm alle Klagen, die ichen mehr als ein Jahrhundert lang durch ganz Deutschland erschallen waren, ohne Abhilfe zu finden, zusammen und giebt ihnen den schärfsten eindringlichsten Ausdruck. Es ist sein Manifest gegen Aem, wie wenige Monate darauf Luther in seiner Schrift an den deutschen Adel eines erlieh.“ — Welchen wir die schlagendsten Stellen, welche theilweise auch heute noch Geltung finden, ausziehen, so würden wir in Gefahr kommen, einer Schwächung gegen die katholische Kirche angeklagt zu werden. Deshalb schließen wir hiermit lieber, indem wir unseren Lesern nochmals die gut geschriebene kleine Schrift angedenklich empfehlen.¹⁾ P. B. R.

Oesterreichs höhere Schulwesen.

Nach der ernstlichen Lehre, welche das Jahr 1866 dem österreichischen Kaiserthum erteilt hat, kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Uebel, woran dasselbe seit Jahren krank, endlich einmal an der Wurzel angegriffen und daher besonders dem gesammten Unterrichtswesen eine verdoppelte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Nicht nur ist man bemüht, den Volkunterricht von den geistlichen Vätern, in denen er bisher gefesselt war, frei zu machen und ihm durch eine freiere Richtung und größere Vollständigkeit der zum Volkswohl erforderlichen Kenntnisse auszuweisen, sondern auch dem höheren Unterricht hat man mehr Interesse zugewendet.

Wie im übrigen Deutschland, und namentlich bei uns in Preußen, so ist auch die Unterrichtsfrage im Kaiserthum in den Vordergrund getreten, und diesem Umstande verdanken mehrere Schriften über diesen Gegenstand ihre Entstehung; unter ihnen auch eine kleine und vorliegende Broschüre: „Zur Reform der

Gymnasien und Realschulen“,¹⁾ die uns merkwürdige Blicke in das österreichische höhere Schulwesen thun läßt und schon deshalb die Beachtung unserer Schulmänner wohl verdient. Der Verf. klagt zunächst darüber, daß weder die Gymnasien noch die Realschulen ihrem Zweck entsprechen. Was die Realschulen betrifft, so findet er den Beweis darin, daß man es an der „Technik“ für nöthig erachtete, die fertigen Realschüler, die sich technischen Studien zuwenden wollen, einer Prüfung zu unterziehen, daß also das Maturitäts-Zeugniß der Realschule von der höheren Anhalt der Technik nicht als genügend respektirt wird. Derselbe Vorwurf der ungenügenden Vorbereitung wird auch den Gymnasien gemacht und dieser dadurch begründet, daß sämtliche Facultäten der Universität über unzureichende Vorbildung der Abiturienten klagen führen.

Von Seite der theologischen Facultäten wird herangezogen, daß die Abiturienten eine so mangelhafte Kenntniß des Lateins besitzen, daß sie nur mit Noth lateinischen Verträgen folgen können. Oben wird darauf hingewiesen, daß die Anechtung in ständlicher Hinsicht eine so geringe sei, daß man sich genöthigt sieht, die Theorie des Stiles durchzugeben, bevor man Themen zu einer Kauselrede oder Exhortation den Ideologen zur Vorbereitung geben kann. Die Professoren der Fundamental Theologie, Dogmatik und Moral klagen endlich darüber, daß die philosophische Vorbildung eine sehr geringe sei. Die juristische Facultät erhebt so ziemlich dieselbe Beschwerde, wie die theologische; speciell wird auf die mangelhafte philosophische Bildung hingewiesen, und ungenügende Kenntniß des Lateins herangezogen, indem die einfache Uebersetzung der Pandecten oder einzelner Stellen aus dem Corpus juris bei den meisten Studierenden viel Anstrengung kostet. Von Seiten der medicinischen Facultät werden zwar im Allgemeinen weniger Klagen laut; nichts desto weniger wird doch auch von dieser Seite auf die mangelhafte philosophische Vorbildung hingewiesen. Eines der unangenehmsten Zeugnisse wird den Gymnasien von Seiten der philosophischen Facultät ausgestellt; die Klage über mangelhafte Vorbildung der Abiturienten ist hier eine ziemlich allgemeine. In der Philosophie werden so geringe Resultate erzielt, daß sich die Professoren der Universität genöthigt sehen, für die Studierenden der Philosophie einen eigenen Vorbereitungs-Cursus zu eröffnen; dabei wird geklagt, daß hinsichtlich der Einnahme viel zu wünschen übrig bleibe; ein selbständiges lateinisches Aufsatz könne von einem Abiturienten heutzutage beinahe gar nicht mehr gefordert werden. Von Seiten der Professoren der Philosophie wird offen zugestanden, daß die philosophische Vorbildung, die Kenntniß der Logik und Psychologie sich, so zu sagen, unter dem Nullpunkt befinde. Die Professoren der Mathematik finden sich veranlaßt, selbst Elementarmathematik an der Universität vorzutragen, weil das Gymnasium in dieser Hinsicht nicht seine Schuldigkeit gethan hat.

Die Ursache dieser mangelhaften Leistungen sucht der Verf. vorzugsweise in dem Organisations-Systeme der Gymnasien und Realschulen selbst. Um das nachzuweisen, bezieht er zuerst das Gymnasium in seiner früheren Gestalt. Wir können ihm in dieser Auseinandersetzung nicht folgen, da das, was früher in dieser Beziehung in Oesterreich gegolten hat, für uns nicht von so großem Interesse ist. Auch aus dem folgenden Abschnitt der Schrift, der das Gymnasium in seiner gegenwärtigen Einrichtung

¹⁾ Von Dr. W. Kautsch, correspondirendes Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft d. Wissenschaften u. Privatdocent für Philosophie an der Universität zu Graz. Graz, Josef Pösch, 1869.

tung behandelt, können wir nur Einzelnes und namentlich solche Punkte hervorheben, worin die Einrichtungen im Kaiserthum von den unserigen abweichen. Das österreichische Gymnasium enthält gegenwärtig acht Klassen, statt der früheren sechs, indem nämlich die beiden Vorklassen, auf welchen besonders die philosophischen Vorstudien betrieben wurden, mit dem Gymnasium vereinigt sind. Es ist dies geschehen, wie der Verfasser klagt, nach dem preussischen Muster; wie er überhaupt sehr bitter darüber ist, daß man Preußen als den angeblichen Staat der Intelligenz sich zum Muster genommen habe: Das achtklassige Gymnasium zerfällt nun in zwei Abtheilungen, das Unter- und Ober-Gymnasium (eine jedenfalls nicht preussische Eintheilung). Im ganzen Gymnasium ist, wie auch bei uns, das Fachlehrer-System streng durchgeführt. Mit Ausnahme des Katecheten, trägt jeder Lehrer meist in allen Klassen des Gymnasiums, wenn nicht in einem Jahre, so doch in einigen Jahren vor; was zur naturgemäßen Folge hat, daß er sich eigentlich für keine Klasse einen richtigen pädagogischen Sinn aneignet, und der Schüler der höchsten Klasse meist ebenso als Knabe behandelt wird, wie der der untersten.

Auf dem Gymnasium sollen im Ganzen folgende Gegenstände vorgetragen werden: 1. Religion. 2. Sprachen: a) Latein, b) Griechisch, c) Muttersprache, d) Landessprache, e) die deutsche Sprache, f) andere lebende Sprachen (Reichsprache, Französisch, Englisch u. s. w.). 3. Geographie und Geschichte. 4. Mathematik. 5. Physik. 6. Philosophische Propädeutik. 7. Calligraphie. 8. Zeichnen. 9. Gesang. 10. Gymnastik. Mit Ausnahme der philosophischen Propädeutik kommen alle Gegenstände auch schon im Unter-Gymnasium vor; nur soll das Unter-Gymnasium die Gegenstände in minder umfassender und mehr populärer Weise und mit praktischen Anwendungen behandeln, das Ober-Gymnasium dagegen dieselben erweitern und strenger begründen.

Der Verf. bespricht nun den Unterricht in jedem einzelnen Gegenstande auf dem Unter-Gymnasium, und wir finden hier im Einzelnen nichts zu bemerken. Nur mag es auffallen, daß für das Lateinische — wenigstens im Vergleich zu den preussischen Gymnasien — in allen Klassen viel weniger Lehrstunden bestimmt sind, wenn wir den Verf. recht verstehen, nur sechs Stunden wöchentlich in jeder der sechs Klassen, während auf unseren Gymnasien in der untersten Klasse wöchentlich sieben bis acht, in den dann folgenden drei Klassen wöchentlich zehn und in den beiden Oberklassen je acht Stunden eingeräumt sind. Wenn also, wie im Vorigen angeführt ist, über mangelhafte Vorbildung in diesem Gegenstand bei den die Universität Besuchenden geklagt wird, so dürfte der Grund davon wesentlich in der geringen Anzahl der Lehrstunden gesucht werden, da doch bei der größeren Anzahl derselben auf den preussischen Schulen die Fertigkeit im Lateinischen keineswegs das für die Universitätsstudien erforderliche Maß überschreitet. Noch auffallender ist die Differenz zwischen den beiderseitigen Gymnasien in Bezug auf den Unterricht im Griechischen; auch können wir die Ansicht des Verf. über diesen Unterrichtsgegenstand nicht theilen. Dem Griechischen sind nämlich auf den österreichischen Gymnasien in der dritten 5, in der vierten Klasse 4 Stunden eingeräumt, und der Verf. bemerkt darüber: „Wir sind durchaus kein Feind des Griechischen, glauben aber, daß für dasselbe drei Stunden, ordentlich benutzt, vollkommen genügen, um in der dritten und vierten Klasse die griechische Grammatik vorzunehmen. Was überhaupt das Griechische anbelangt, so wird ihm wohl jetzt auf Kosten des Lateins zu viel Aufmerksamkeit geschenkt. Es läßt sich nicht leugnen, daß im praktischen Leben

das Bedürfnis einer genaueren Kenntniß des Griechischen nicht vorhanden ist, denn mit Ausnahme Derjenigen, die sich speciell der Philologie oder dem Lehrfache der Philosophie widmen wollen, geht das hauptsächlichste Bedürfnis doch nur dahin, ein Verständniß der verschiedenen technischen Ausdrücke zu ermöglichen (?). Diejenigen aber, die sich der Philologie oder Philosophie zuwenden, können das etwa Versäumte leicht an der Universität nachholen, weshalb drei Stunden in der Noth und im Ober-Gymnasium vollkommen genügen dürften.“ Das ist eine dürftige Ansicht, wenn man meint, der Unterricht im Griechischen habe nur einen Werth, um ein Verständniß der verschiedenen technischen Ausdrücke zu ermöglichen. Wir brauchen hier wohl nicht darauf hinzuweisen, daß unsere ganze moderne gelehrte Bildung wesentlich auf dem griechischen Alterthum ruht, daß namentlich die den Universitäts-Studien sich zuwendende Jugend mit dem Geiste des griechischen Alterthums genau vertraut sein muß; das kann aber durch einen so schwachen Unterricht nicht erreicht werden. Wir möchten vielmehr behaupten, daß der Unterricht im Lateinischen auch auf unseren Gymnasien vor dem im Griechischen und auf Kosten desselben bevorzugt ist, obwohl doch bei uns von Quarta an wöchentlich sechs Stunden für den griechischen Unterricht bestimmt sind.

Ein weiterer Unterschied zwischen den beiderseitigen Gymnasien wird ersichtlich durch die Stellung des philosophischen propädeutischen Unterrichts, welche man dort und hier denselben ertheilt hat. Wir in Preußen verweisen den philosophischen Unterricht und die genauere Bekanntschaft mit den einzelnen Disciplinen der Philosophie auf die Universität, und deshalb wird auch dem Gegenstande auf unseren Gymnasien nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Und wir glauben, mit Recht; denn eine Beschäftigung mit der Philosophie, wenn sie einlgermaßen gründlich und fruchtbringend sein soll, muß denjenigen Alter vorbehalten bleiben, in welchem der Geist für ein consequentes Denken und Schließen hinlänglich ausgebildet und herangereift ist. Wir können deshalb hier Dasjenige übergehen, was der Verf. über diesen Unterrichtsgegenstand sagt und welche seine Klagen über die mangelhafte philosophische Vorbildung der österreichischen Abiturienten.

Es folgen nun in der kleinen Schrift einige Vorschläge zur Reorganisation der Gymnasien, über welche wir doch auch noch einige wenige Bemerkungen zu machen haben. Der Verf. will, daß die acht Klassen des Gymnasiums in drei Gruppen geschieden werden, in Grammatikal-Klassen, Humanitäts-Klassen und den zweijährigen philosophischen Obligatorien. „Rechtlich aber“, fügt er hinzu, „wäre es besser, wenn die beiden obersten Klassen vom Gymnasium ganz abgetrennt und als Spezialklassen bezeichnet würden. Die ersten vier Klassen bilden das Unter-Gymnasium, die beiden weiteren zweijährigen Klassen zusammen bilden das Ober-Gymnasium, wenn die Abtrennung der obersten zwei Klassen als Vorklassen nicht stattfinden sollte.“ Ueber diese Eintheilung wollen wir mit dem Verf. weiter nicht rechten; wir halten sie für un wesentlich, und über den zweijährigen philosophischen Obligatorien haben wir uns schon ausgesprochen, und wollen denselben der Universität vorbehalten wissen. Ferner wird verlangt, daß der Eintritt in das Unter-Gymnasium Niemand gestattet werden soll, der nicht das zehnte Lebensjahr überschritten hat, weil ein zu junger Schüler gewöhnlich in den höheren Klassen dem Unterrichte nicht in entsprechender Weise folgen kann“. Auch wir erklären uns gegen einen zu frühen Eintritt in das Gymnasium, würden aber, nach unseren Erfahrungen und aus Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen könnte,

das achte Jahr als das früheste für den Eintritt in das Gymnasium fixiren. Auffallend und abweichend von der in Preußen bestohenden Norm ist ebenso die Festsetzung der wöchentlichen Unterrichtsstunden. Nach des Verf. Vorschlag hätte die Anzahl der Lehrstunden in den beiden ersten Jahrgängen 20, in der dritten und vierten Klasse 22, höchstens 24 zu betragen. Ein Tag in der Woche soll ganz frei sein.

Zwanzig wöchentliche Lehrstunden erachten wir offenbar für zu wenig, und wir glauben, daß es ohne Gefährdung der Gesundheit bei den in Preußen üblichen 30 bis 32 Lehrstunden verbleiben kann, vorausgesetzt, daß man die Schüler nicht mit zu vielen häuslichen Arbeiten überbürdet, worüber die Vorschläge, welche kürzlich Adolar Thiel in seiner Schrift „über das juristische Unterrichtswesen“ (vgl. Nr. 20 des „Magazin“) gemacht hat, Beherzigung verdienen. Auch gegen den einen freien Bechtag, der schon jetzt aus den österreichischen Gymnasien weicht, müssen wir uns erklären, weil ein solcher freier Tag die Schüler zu sehr gestreckt und die Stetigkeit des Unterrichts unwirksam stört. Auch dürfte derselbe in Oesterreich um so eher nicht eintreten können, als dort bei den meistens katholischen Gymnasien die vielen römisch-katholischen Festtage ohnehin genug freie Tage darbieten.

In den beiden Vorschlagsklassen sollen, nach dem Verfasser, die Schüler mit „Herr“ angeredet werden. Da diese beiden Klassen schon mehr der Universität angehörig zu betrachten sind, so wollen wir gegen diesen Vorschlag nichts einwenden. Mehr zu wünschen aber dürfte der folgende sein, daß nämlich die Maturitätsprüfung zu „entfallen“ habe, zumal auch in Preußen in letzter Zeit einige Stimmen dafür haben hören lassen. Der Verf. gründet diesen seinen Vorschlag dadurch, daß er sagt, diese Prüfung sei ohnehin fast wertlos, „da es geradezu ein Axiom genannt werden muß, wenn von einem Schüler verlangt ist, er soll aus etwa zehn verschiedenen Gegenständen in einem Tage sich einer Prüfung unterziehen“. Kennt man denn in Oesterreich nicht die schriftlichen, unter Aufsicht angestellter Maturanten-Arbeiten? Sie werden bei uns in Preußen beinahe als der wichtigste Theil der Prüfung betrachtet und es mit Recht; auch möchten wir nicht ganz von ihnen absehen. Nach dem Verf. soll anstatt der Maturitätsprüfung dem Schüler ein Zeugniß der Reife für den Uebertritt an eine Universität beiliegen werden, „wenn er wenigstens in drei Wertheilen der Gegenstände gut entsprochen (!) hat“. Mit dieser mäßigen Forderung wird man sich in Preußen schwerlich einverstanden eren. Es wiederholt sich hier der Vorschlag in Bezug auf die geringere Stundenzahl für die eigentlich philologischen Disciplinen, den Unterricht in den beiden alten Sprachen; für welche zusammen in jeder der beiden oberen Klassen je wöchentlich 6 Stunden verlangt werden. Das ist offenbar zu wenig, und es ist eine einigermaßen genügende Bekanntheit mit den griechischen Autoren der Griechen und Römer nicht zu verlangen. Wir halten wir die Ansicht des Verf., daß in den beiden Oberklassen ganz gut je 60 Schüler zugleich an dem Unterrichte Theil nehmen können, für nicht correct. 60 Schüler sind schon fast eine Dorfschule zu viel, geschweige denn für eine der oberen Klassen eines Gymnasiums.

Der letzte Abschnitt der Schrift handelt über „die Realen“, über welche der Verf. nur wenige Bemerkungen macht. Wir finden hier in Oesterreich eine Theilung in Unter- und Ober-Realen, doch ist diese nicht etwa analog der unsrigen Realhörschulen I. und II. Ordnung, vielmehr werden unter der ersten die drei ersten und unter der letzteren die drei letzten

Klassen einer jeden Realschule verstanden. Es werden auf der Realschule so ziemlich dieselben Gegenstände gelehrt, wie auf dem Gymnasium; nur treten Chemie, Baukunst und Zeichnen hinzu. Der Unterschied besteht nur darin, daß durch den Wegfall des Lateins und des Griechischen jedem der Gegenstände eine größere Stundenzahl eingeräumt ist, indem sogar dreißig, dreißig Stunden vorgezeichnet sind. Das scheint dem Verf. zu viel, und auch wir müssen uns dagegen erklären; wir meinen, daß auch hier dreißig Stunden genügen würden. Ferner muß es auffallen, daß die Unter-Realschule, welche Knaben von 10 bis 14 Jahren zu bilden hat, Gegenstände aufnimmt, die dort unmöglich mit einigem Erfolg gelehrt werden können. Was soll man dazu sagen, wenn Knaben in solchem Alter schon Baukunst gelehrt wird! Der Verf. erklärt überhaupt den Unter-Realschulen den Krieg und schlägt Folgendes vor: „Von den Unter-Realschulen in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind zwei Drittel ganz aufzulösen (!) und an ihre Stelle haben sogenannte Bürger- und Industrialschulen zu treten, die in den Abendstunden und an den Montagen auch von Lehrlingen der verschiedensten Handwerke und den Knaben und Mädchen, welche bereits in Fabriken arbeiten, besucht werden können.“ Wie das durchgeführt werden soll, ist schwer einzusehen; offenbar müßte die Einheit des Unterrichts leiden, wenn zu den regelmäßig die Schule besuchenden Schülern auch Abend- und Sonntagsschüler hinzutreten. Auch hier will der Verf. und zwar im dritten Jahrgang der Realschule die philosophische Propädeutik als Unterrichtsgegenstand eingeführt haben; wir glauben aber, daß von dieser Forderung abgesehen werden kann, weil wir von ihr noch weniger Resultate in einer des Griechischen und Lateinischen entbehrenden Realschule, als auf dem Gymnasium erwarten. Auch hier zeigt sich die Vorliebe des Privatdocenten für Philosophie an der Universität, der sein Fachstudium überall gelehrt wissen will.

Es mögen diese Andeutungen genügen, um die Schulmänner auf die Schrift aufmerksam zu machen, die dadurch besonders beachtenswerth wird, daß sie uns interessante Vergleiche zwischen dem österreichischen und dem bei uns bestehenden höheren Unterrichtswesen anstellen läßt.

3.

England.

Geschichte Friedrich's des Großen, von Carlhe. *)

Der letzte Band des Werkes.

Durch den kürzlich erschienenen sechsten Band ist nunmehr endlich die deutsche Uebersetzung von Thomas Carlhe's Geschichte Friedrich's des Großen zu ihrem Abschluß gediehen. Dieser Band umfaßt die Bücher XX und XXI, und zwar gehört Buch XX noch der Geschichte des siebenjährigen Krieges an, während nur das letzte Buch des Werkes, also etwa der zehnte Theil des Ganzen, der friedlichen, thaten- und segensreichen Regierungszeit Friedrich's des Großen, vom 3. 1763 bis zu seinem Ableben im 3. 1786, mitthin der Hälfte seiner königlichen Lauf-

*) Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große, von Thomas Carlhe. Deutsch von J. Neuberger, fortgesetzt von Friedr. Althaus. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Sechs Bände. Berlin, Gedr., 1869.

bahn, gewidmet ist. Die Tagesdämmerung, der Morgen und der Vormittag Friedrich's nehmen auf der historischen Uhr Carlisle's 24 Stunden ein, während der „Nachmittag und Abend“ (wörtliche Bezeichnung), sowie die hereinbrechende Nacht, auf dreiehalb Stunden ungefähr reducirt sind. Das Material, das der Verfasser zur Vor- und Zugericht Friedrich's massenhaft verarbeitet, ist ihm zulezt so über den Kopf gewachsen, daß er, der mit jedem neuen Bande die Gleichgültigkeit des englischen Publikums gegen seine unaufrührerliche Arbeit und den Unwillen des deutschen Publikums über seine Unkenntniß deutscher Geschichtsschreibung hatte zunehmen sehen, plötzlich der Erzählung ein Ende machte, und zwar gerade in dem Momente, wo ein philosophischer Historiker den Reim der sich vorbereitenden großen Revolution Europas gesucht und seine gründlichste Forschung erst begonnen hätte.

Sind es doch Friedrich's Friedenwerke: die Weisheit, mit welcher er die Euren klugiger Kriege zu verwischen und seinem armen Lande die Quellen des Wohlstandes zu eröffnen verstand, der philosophische Geist, mit welchem er, im Gegensatz zu den Regierungen Frankreichs, Oesterreichs und des übrigen Deutschlands, die uneingeschränkte Dem- und Religions-Freiheit, Volksunterricht und Volksbildung förderte, welche seinem Andenken eine größere Auktorität auf den Ruhm der Nachwelt verliehen haben, als alle seine Kriegsthaten! Auch davon findet sich in dem Werke Carlisle's keine Andeutung, daß mit dem Todestage Friedrich's in Preußen eine Reaction gegen seinen Geist begonnen, die, mit geringer Unterbrechung in den Jahren 1808 bis 1815, bis zum heutigen Tage noch fortwauert und welche ganz allein die Schuld trägt, daß der Mutherschau, den Friedrich in dem Urtheil und der Würdigung der Welt auf eine so bewundernswürdige Höhe gebracht hatte, selbst durch neuen Kriegsruch, durch größere Ausdehnung seines Macht- und Ländergebietes sich nicht die alte Stellung in und außer Europa, das Vertrauen der strebenden und ringenden Menschheit hat wieder-erwerben können.

Wir müssen indessen dem Herrn Thomas Carlisle die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, bevor er diesen letzten Theil seiner Erzählung schrieb, sich auch mit dem, was auf dem Felde der Geschichtsschreibung in Deutschland geleistet und bisher von ihm völlig ignorirt worden war, etwas näher bekannt gemacht hat. Er fabulirt nicht mehr von dem sogenannten „Draufdruck“, ja, er citirt mit Anerkennung einige deutsche Schriften, z. B. Gustav Freytag's „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes“, in welchen die Erwerbung von Polnisch-Preußen als eine von Friedrich gelöste Aufgabe der westeuropäischen Kulturmissionen dargestellt und der Zustand, in welchem Friedrich die polnischen Provinzen fand, mit dem verglichen wird, den seine Regierung herbeigeführt hat. Ueberhaupt ist das, was Carlisle von der Theilung Polens erzählt, frei von dem landläufigen Gerüde über die machiavellistische Politik Friedrich's und die dadurch bewirkte Unterdrückung des Lebens einer europäischen Nation. Polen hatte es in den Tagen Friedrich's glücklich dahin gebracht, daß es ganz und gar die Beute Rußlands geworden wäre, wenn nicht Friedrich in Uebereinstimmung mit Maria Theresia diejenigen Theile des Landes dem Zaarenreiche zu entziehen gesucht hätte, die den Einwirkungen der westeuropäischen Kultur am Zugänglichsten waren.

Das Buch Carlisle's ist anerkanntermaßen kein historisches Meisterwerk, aber es bietet gleichwohl, wie alle seine Schriften,

eine Fülle von anregenden Gedanken und von geistiger Unterhaltung dar. Mitten in dieser verwirrenden Ueberfüllungkeiten von phantastischen Abweichungen und kleinen Anecdotes stehen wir oft unversehens auf einem herrlichen Lichtglanz, der zu unferer Ueberraschung eine ganze, und bisher dunkel erdennene Partie des achtzehnten Jahrhunderts erhellte und verständig macht. Man ist oft ärgert über das Buch, aber man löst sich doch schwer davon trennen, sobald man sich erst einmal hineingelesen hat.

Z. T.

Frankreich.

Deutsche Studien in Frankreich.

III.

Das Ministerium Duruy und die Herren Gaidoz und Soum.

Die Thätigkeit des Ministers Duruy ist in neuerer Zeit von den entgegengesetzten Seiten angegriffen worden; ich habe sie immer, noch jüngst in diesem Blatte, rühmend anerkannt, und zwar ohne mein Lob zu unterzeichnen, als der Minister noch am Ruder war; jetzt wo er's nicht mehr ist, nehme ich nichts zurück und bleibe ebenso selbständig in meinem Urtheil. Ich bin überzeugt, Frankreich, das einst in Allem die Initiative ergriffen und das auch den Unterricht in den letzten den Sprachen zuerst wahrhaft organisiert hat, wird auch hier noch mit dem Beispiel vorangehen und die Kenntniß deutscher bei den Staatsprüfungen als maßgebend einführen.

Noch eine viel durchgreifendere Einfassung des Minister Duruy wollte allen lebenden Kulturverächtern gleiches Recht in den Ueeren einräumen, je nach ihrer praktischen Nützlichkeit; die Natur der Sache benannte die Ausführung. Die romanischen Sprachen sind für den Franzosen doch zu leicht worden auch an den Grenzen schon den Rebellenlehren gelte (in den südlischen Handelsstädten lernt man überall italiänisch) abweichende Sprachen interessiren die Augen mehr und — so wie es gerade heraus, was schon Göthe sich erlaubt hat, zu sagen — das Deutsche wird dem gebildeten Ausländer nach und nach entbehrlich. Seine Literatur ist zu reich, um ignorirt bleiben zu können, und wäre es nur der zahllosen Uebersetzungen wegen, wodurch das Deutsche für den Gelehrten zur Weltsprache war.

Wie anregend Herr Duruy, trotz der Concurrenz, die er den deutschen und englischen Sprachen eröffnen wollte, auch bewirkt hat, ersieht man aus den zahlreichen Schulbüchern, die das Studium des Deutschen, die sein Ministerium herbeigeholt hat. Grammatiken erschienen von Flewter und Desclair (Paris, Melin, 1864), von Descaulles (Paris, Hachette, 1864), von Franzosen, der mehrere deutsche Romane überlegt hat, sogenannte Kurse (Grammatiken, Uebersetzungen) von eben denselben, sowie das Pas (Paris, Degen, 1864), von Lévy und Courtin (ebenfalls Melin, 1864), von Es. Courant, 1864). Hierzu kommen annehmen Ausgaben von Autoren. Trefflich waren die von Gerbe's *Phoenicia* (Paris, Singrau, 1843) und die von Schiller's *Teil* (Paris, Singrau, 1853), beide von Lebas und Regnier. Möchten die deutschen Schulmänner diese und ähnliche zum Vorwurfe nehmen und Racine oder Corneille danach bearbeiten. Wir stehen daneben die Ausgabe des Wallenstein von Helbig in Dreizeilen! Zu leicht machen es dem Schüler die Ausgaben des Teil und der Maria Stuart von Bir, doch sind sie mit guten Noten versehen. (Paris, Hachette, 1863). Unter dem Ministerium

Darum erschienen ferner Vessing's Fabeln, sehr gut annotirt von Schöninger (Paris, Baudry), deutsche Fabeln, ausgewählt und annotirt von Kirich in Bordeaux (Paris, Belin), Bei Sachette in Paris erschienen 1864 Göthe's Hermann und Dorothea, 1866 Schiller's „Kette als Onkel“ und 1867 der Parast, alle drei nammtlich von Vonn, der 1861 in derselben Buchhandlung eine Sammlung herausgegeben hatte. Eine treffliche Idee Sachette's war es ferner, elegante Taschenausgaben zu liefern, so den holländischen Krieg annotirt von Schmitz und Clairat, Vessing's athen und Göthe's Iphigenia, beide besorgt von Vonn. Alle die genannten Herausgeber sind Professoren der deutschen Sprache, meist in Paris angestellt.

Von Vesebüchern waren im achtzehnten Jahrhundert schon mehrere erschienen. Mir liegt ein Recueil historique des (Choix) pièces etc. par Mr. Junker, de l'Académie des Belles-Lettres de Metz et professeur de la langue allemande à Paris, Strasbourg, &c., Sammlung von Erzählungen, die eine Fülle „früherer“ Gedichte ausfüllen will; sie ist durch die beigefügten Geschichten aus Langraus von Orleans interessant, die der Geschichte Frankreichs von Vonn entlehnt ist. Der französische Text ging neben dem deutschen her, wie in den Ausgaben des Herrn Jir. In diesem Abdruck, um das Studium des Deutschen zu erleichtern, den Professoren der Straßburger Akademie eine französische Beschreibung der Leçons allemandes de Littérature et de Morale de Jir und Stöber heraus (Hagenau, Köhler, 1828). Hierher tritt auch der Cours Complet de langue et de littérature allemandes de W. de Suckau (7. édition, Paris, Hachette, 1847), dem ein Abdruck der Geschichte der deutschen Literatur beigefügt ist. Außerdem ist auch in diesem Werke thätig gewesen; außer einer zweiten Ausgabe des 30-jährigen Krieges von Schiller besteht von ihm la Littérature allemande au XIX. Siècle, morceaux choisis etc. (2 Bände, Paris, Debogoy, 1851 und 1853). Es ist weniger ein Schulbuch, als ein Auszug der deutschen Prosa des 19. Jahrhunderts, des besten Werkes dieser Art würdig, die in der Heimat erschienen sind, reich an Notizen, historischen und anderen Abhandlungen. Wenn ich noch mal mehr über übergehe, so muß ich doch des eigenthümlichen Interesses noch nicht erwähnen, es ist die von den in diesen Lehrsatz hochverdienten Gelehrten Voss und Hegner herausgegebene Chronologia Polyglotta, ou Extraits des Poètes latins, grecs, hébreux, espagnols, portugais, anglais et français, traduits en allemand par Voss, Schiller, A. W. Schlegel, Wolf, Griess, Bothe etc. &c., Lingray, 1833, die an die Schüler in den Gymnasien als Prämie theilt wurde.

Auch das Contingent der Vesebücher wurde unter dem Mikroskop vermehrt. Von Voss erschien für die unteren Klassen eine Sammlung Morceaux choisis bei Fournat in Paris; für die oberen Klassen besorgte Herr Diez, aus dem nächsten gebürtig und jetzt Professor an der Militärschule zu L. Herr, eine zweibändige Auswahl der deutschen Dichter und Prosaisten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts (Morceaux choisis etc. 2 vol. Paris, Ch. Fournat, 1866). Es ist dies dem von Adler-Meene nach das beste Werk dieser Gattung, & Vesebuch für Schulen sogar noch praktischer. Wäre dieser nicht nicht schon so ausgedehnt, so ginge ich gern nach auf solche ein. Geringe Unvollkommenheiten oder Irrthümer treten bei der zweiten Auflage verschwinden. Ich habe hier nur die vortheilhaftesten Charakteristiken hervor, die jedem Auszug eines Schriftstellers vorangeben, die ästhetischen Würdigungen, im liberalen Sinn, der das Ganze durchweht, die muthvolle Gesinnung, die des Chauvinismus spottet (was mag Herr Gaidoz

dazu sagen?), aber den echten Patriotismus ehrt, den Gesinnung in der Auswahl, den Reichtum an Stoff bei geräumtem Raume (selbst von Romsen und Engel finden sich Auszüge). Kurz, das Werk bezeichnet einen glänzenden Fortschritt im deutschen Sprachunterricht Frankreichs. Herr Diez hat sich um den Fortschritt der Bildung selbst verdient gemacht.

Derselbe hat es auch für zeitgemäß gehalten, „die Campagne in Frankreich 1792“ von Göthe gut annotirt und mit einer Landkarte versehen herauszugeben (Paris, Ch. Fournat, 1868). Die Lecture ist für beide Nationen lehrreich. Denn was ist die Moral jenes Feldzugs? Doch der Grundsatz, daß jedes Volk das Recht hat, seine inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen. Preußen und Oesterreich begingen ein Verbrechen, als sie das französische Volk an seiner revolutionären Neugestaltung hindern wollten; sie büßten auch 1806 und 1809 dafür. Der ebenso kurzfristige als engherzige Thierisch möchte heute Frankreich zu derselben Verlegung des Völkerrechts aufwiegen und findet nur leider in zu vielen Herzen noch Anklang. Möge die Stimme des Rechtes und der Wahrheit lauter tönen, als sein Gekreisch! Möchte doch endlich Preußen über der Größe des Vaterlandes nicht auch die Freiheit vergessen und sich so die Sympathien nicht nur der anerkannten deutschen Stämme, sondern auch der fremden Nationen gewinnen! Nur zu einer liberalen Regierung fähig Alles Vertrauen.

Warum kommen so viel arme Teufel von Deutschen nach Paris und kehren den Franzosen die Gassen, eine Arbeit, deren sich der arme Franzose zu unterziehen schämt? Einerseits allerdings, weil sie in ihrem engen Vaterlandchen (Herr Gaidoz nennt nämlich in der Revue de l'Instruction publique die fürstlichen Domänen Hannover, Nassau, Hessen, „Vaterländer“, während der wahre deutsche Patriot nur Ein Vaterland kennt: Deutschland) nicht Arbeit finden. Wären die dreifig Schranken alle gestürzt, die die deutschen Dynastien um ihre dem Reich entzogenen Domänen errichtet haben, könnte der Deutsche aus den bairischen Alpen ebenso frei in die Marschen an der Nordsee und umgekehrt ziehen, wie der Provenzale nach der Côte-d'Azur und der Picarde nach den Pyrenäen, so brauchte Herr Gaidoz sicher nicht darüber zu klagen, daß die deutschen Straßensehrer ihren Pariser Kollegen das Brod wegessen. Aber leider treibt noch ein anderer Grund, der uns Deutschen nicht zur Ehre gereicht, die deutsche Armuth nach Paris; sie finden nur im Ausland einen häuslichen Heerd. Die bisherige Gesetzgebung, den natürlichsten Menschenrechten sohn sprechend, erwirkte Niederlassung und Heiraten dergestalt, daß Beides sehr vielen Deutschen unmöglich war. In jüngster Zeit haben sich manche Gemeinden geradezu barbarisch gezeigt, und mit welcher schmachthafte Beschränkung man noch in Würtemberg in dieser Hinsicht verfährt, davon habe ich in der Gegend um Orleans noch jüngst Belege gesehen.

Dagegen beruht die von 1789 datirende französische Gesetzgebung auf der Achtung von Freiheit und Menschenwürde, und da sie ebenso liberal in der Ertheilung des Niederlassungsrechtes an Fremde ist, so sind von diesen Wohlthäten eine Menge armer Deutschen, namentlich aus Nassau und Darmsteden, nach Frankreich gelockt worden, wo die Armuth für sie kein Hinderniß war, ihre deutsche Geliebte zu ehelichen. Möge Preußen durch eine freisinnige Gesetzgebung eben solche Anziehungskraft auf Fremde ausüben wie Frankreich thut, und das durch Preußen geeinigte Deutschland wird sich im Ausland dieselben Sympathien erwerben, die es bisher, oft auf seine Kosten, Frankreich genossen hat.

Denn anstatt, wie Herr Gaidoz die Lois sur le droit de do-

mielle et sur la naturalisation „trop douces“ zu finden, würde ich, wenn ich geborener Franzose wäre, stolz darauf sein und darin einen Grund des Einflusses erblicken, den Frankreich im fernem Ausland ausübt, der in Rumänien noch den Hofzögern die Wage hält. Wann wird man daheim einsehen, daß nur die Freiheit mit der Gerechtigkeit Hand in Hand geht, daß die Freiheit erobert?

Es war eine Zeit, da war es umgekehrt, wie auch Herr Goumy die Sache verkent. Als Frankreichs Gewissensfreiheit unter der Despotie Ludwigs des Vierzehnten erdrückt wurde, da war Brandenburg die Freistätte des verfolgten Gedankens und für die geknechteten Franzosen von gewaltiger Anziehungskraft. Denn nicht, um seine Bewohner abzuhobeln (dégainer), zogen die Unterthanen Ludwigs XIV. dorthin, sondern weil sie dort freiere mildere Verfassung fanden, als in dem Lande der Eleganz. Jene Barbaren, die die Dragonnaden geboten und vollzogen, die Mord, Schändung und alle Grauel in den heimischen Szenen wie in der Pfalz übten, sie hatten damals Verfassung in Brandenburg zu lernen, wo später noch Friedrich II. manchem Opfer des Fanatismus, der das schöne Frankreich verunstaltete, ein Asyl gewährte. Oder steht Herr Goumy das Ideal der Verfassung in jener bössischen Eleganz, die am Hofe von Versailles herrschte, während das Volk bis auf's Blut ausgegossen ward? In jener literarischen Bildung, die (es giebt ehrenvolle Ausnahmen: Corneille, Molière) mehr den Geist schmückt als den Charakter kräftigt und doch nur der Antheil einer bevorzugten Minorität war? Er werfe einen Blick auf die Pfalz und lerne Gerechtigkeit. In Deutschland entdeckte damals ein Franzose, Denis Papin aus Blois, das Geheimniß der Dampfkraft! Wäre das Frankreich Ludwigs XIV. civilisirt genug gewesen, ihn nicht zu verstoßen, ihn nicht in Deutschland ein Asyl des freien Gedankens suchen zu lassen, es hätte hundert Jahre früher die Welt umgestaltet.

Es steht bei diesen Bedenken Herrn Goumy vollends übel an, sich auf den spanier Castelar zu berufen. Eine Nation, die das abscheulichste Verbrechen gegen Gott und Menschheit, die Inquisition, begangen und den Jesuitismus erkundet hat, wodurch sie nicht nur sich selbst zu Grunde gerichtet, sondern der ganzen Menschheit die gräßlichste Wunde geschlagen hat, eine solche Nation hat gar kein Urtheil in Sachen europäischer Freiheit und Gerechtigkeit. So lange sie ihre Wiedergeburt nicht vollendet hat, Herr Castelar und Herr Goumy mögen sich erinnern, daß spanische Truppen die durch die deutsche Reformation begründete Gewissensfreiheit im Blute ersäufen wollten, daß spanische Politik und Selbsteifers Deutschland im dreißigjährigen Kriege zur Wüste gemacht haben.

In Allem, was sie sagen, vergessen die Herren Gaidoz und Goumy, daß sie die Ehre haben, der Nation anzugehören, die die Menschenrechte proklamirt hat; denn wie sich auch der Verräther dagegen sträubt, sein Patrioticismus ist eng und heimlich wie der spanische. Keiner der Franzosen, die ich darüber gesprochen, hat ihre Meinung gebilligt; Frankreich denkt größer als sie.

Was das Budget betrifft, so stehen sich die Sachen durchschnittlich in beiden Ländern gleich. Es ist also nicht der größere Gehalt, der die deutschen Gelehrten nach Frankreich zieht. Ja, wäre hier das deutsche Wissen so hoch, wie der deutsche Gehalt bezahlt, möchte Herr Gaidoz Recht haben. Der „Charivari“ berichtete am 16. Juli: „Die Hauptinterpreten von Alesia sind fast alle Deutsche: Blum, Helgen, Schröder, Wertheimer.“ Und von Wienennu machte darüber den Galembourg. Quel nu d'ya! Kein deutscher Hof zahlt diesen Sängern, was die Pariser

Oper zahlt. Wenn sie aber französische Geld in ihre deutschen Taschen stecken, beschwert sich das Publikum der Oper darüber! So wenig als es sich über den Gehalt beschwerte, den früher die deutsche Sängerin Gräzelli (Baronin Vigier) und Andere bezogen. Vor Allem hätte Herr Gaidoz diejenigen auszählen sollen, die den eingeborenen Kindern Frankreichs ihr Brod wegnehmen. Im Gymnasialunterricht kann von vornherein der Deutsche nicht mit den Franzosen concurren; um die französische Jugend dem einheimischen Studiengang gemäß zu bilden, muß man in Frankreich selbst erzogen sein; es bleiben hier dem Ausländer nur die lebenden Sprachen übrig und für diese wird man noch eine Zeitlang fremder Lehrer bedürfen. Was aber die Fakultäten u. s. w. betrifft, so muß Herr Gaidoz Geistesriber sein, um sich über die Concurrenz zu beschweren. Ich kenne unter der neueren Generation nur Einen Deutschen, den nicht das Exil nach Frankreich geführt hat, Herrn Alexander Büchner. Früher Privatdocent der Stenographie in Zürich, nahm derselbe eine Stelle als Lehrer des Deutschen an dem hässlichen College in Valenciennes an; der Zufall wollte, daß ihn der Minister an dem Vireum von Caen anstellte, wo eine Fakultät ist; die dasigen Professoren, mit denen er bekannt wurde, ermunterten ihn sich an denselben für fremde Literatur zu habilitiren, was er that. In Folge der ausgebreiteten Kenntniß der lebenden Sprachen, die den deutschen Gelehrten eigen ist, haben dieselben noch immer unbestritten für dieses Fach einen Vorzug voraus. Hat denn aber das französische Publikum nicht den Vortheil davon, wenn es einen solchen als Lehrer anstellt? Wieviel Aufklärung über fremde Dinge verdrank nicht Frankreich einem andern Deutschen, Karl Hillebrand in Douay? (Für Herrn Gaidoz wiederhole ich, daß es ein Verbannter ist.)

Allerdings lebt an der kaiserlichen Bibliothek über ahnliche Alterthümer noch ein Deutscher, J. Oppert, der kein Verbannter ist. Aber ich rufe Herrn Gaidoz, der so scheelsüchtig die Gehalte zählt, die Frankreich an deutsche Gelehrte zahlt, in's Gedächtniß zurück, daß er der Nation angehört, die die Menschenrechte proklamirt hat. Herr Oppert ist Israelit, und man weiß leider nur zu wohl, wie sehr die deutsche Gelehrsamkeit bis 1848 den deutschen Juden noch die Theilnahme am Staatsleben beschränkte. Kein Wunder, daß Herr Oppert auswanderte und anfangs als Lehrer der deutschen Sprache an einem französischen Vireum fungirte, bis ihn sein Stern an den Studien führte, durch die er jetzt Frankreich Ehre macht. (Wenn ich früher in diesem Blatte gegen ihn für Herrn Bréal Partei nahm, so fällt es mir doch nicht ein, seine Verdienste in seinem Maße zu leugnen.) An Herrn Gaidoz' Stelle wäre ich stolz darauf, daß mein Vaterland reich und großherzig genug ist, fremden Völkern zu lehren, wie man die Menschenrechte achten soll.

Kurz, die beiden Herren sind im schreiendsten Widerspruch mit der französischen Bildung. Da bauen nun die Franzosen in Paris eine Stadt hin, ein Centrum geistigen Weltverkehrs, glänzenden Genusses und gefälliger Sitten, wie es auf der ganzen Erde kein zweites giebt, und dann wundern sie sich, daß ihre Nachbarn hinstürmen und das französische Urtheil durch ihre Niederlassung befähigen!

Einen Punkt übersehen die genannten Herren gänzlich: den Handel. Die großen Commissionsgeschäfte in Hafenstädten und anderwärts, große Banken in Paris u. s. w. sind zu großen Theil in Händen von Deutschen. Warum? Weil dieselben mit den lebenden Sprachen vertraut sind als die Franzosen. Welcher Franzose kann eine deutsche Handelscorrespondenz führen? Keine französischen Briefe liest man überall in Deutschland, aber die

deutsche Antwort muß er sich von Deutschen übersehen lassen. Mitten im Herzen Frankreichs, in Orleans, ist in allen Branchen des Handels (Wolle, Eisenwaaren, Gärtnerei, Getraide) ein reger Verkehr mit Deutschland, aber lesen kann man die deutschen Briefe nicht; man läßt sie sich von Deutschen überlegen. Ich fragte einmal einen solchen Kaufmann, warum er denn nicht Deutsch lernte, die deutschen Kaufleute lernten ja alle Französisch. „Oben darum, antwortete er, alle fremden Völker lernen unsere Sprache, warum sollen wir uns die Mühe geben, die ihren zu lernen?“ Ich sagte kurzweg darauf: „Schämen Sie sich nicht ihrer Unwissenheit?“ Im Gegentheil, diese Leute sind noch klüger als genug, stolz darauf zu sein; sie bilden sich ein, hoch über den Fremden zu stehen, weil sich diese die Mühe geben, sie (die französische) Sprache zu lernen. Welcher Mangel an ego!

Herr Goumy treibt die Angst vor der Einwanderung so weit, daß er für das wissenschaftliche Frankreich das Schicksal Schlesiens fürchtet. Was würde er nun gar sagen, wenn er die deutsche Sprache wirklich kenne! Bekanntlich riefen die schlesischen Könige, wie auch die Könige Ungarns thaten, deutsche Einwanderer in ihr polnisches Land, um deutsche Kultur und Gewerbthätigkeit bei sich einzuführen, und diese Bildung war so stark, daß die Einwanderer zuletzt die einheimische Bevölkerung abdrückten und aus dem polnischen Schlesien eine deutsche Provinz machten. Ja, diese Rolle hat die deutsche Bildung im Osten gespielt. Aber Herr Goumy mag sich beruhigen; zu seinem Nutzen will ich, der Fremde, ihm sagen, daß die französische Nationalität von solcher Zähigkeit ist, daß der im Lande angelobete Fremde ihr nichts anhaben kann. Im Gegentheil, der Deutsche mischt sich in der Regel nur zu ihrem Nutzen.

Und es giebt ja ein leichtes Mittel, die deutschen Gelehrten heimlich zu machen, wenn man sie ja bisher gebraucht haben ließe; das ist: selbst Deutsch zu lernen und zwar gründlich. *Les états s'efforcent?* höre ich Herrn Goumy sagen. Parbleu! Ich's nicht wäre, würde ich die Sache nicht verüben. Daß ihre Gymnasial-Professoren die Nothwendigkeit davon eingesehen haben, sagte ich schon. Es war dies auch der Gedanke des Ministers Duran, indem er wünschte, daß Lehrer der lebenden Sprachen an der Normalschule gebildet würden. Und wenn unter diesen Lehrern den in Frankreich Geborenen den Vortritt vor den Fremden gab, so that er ganz Recht, falls jene viel genug waren.

Ich selbst bekenne, daß es anfangs meinen Stolz als Deutscher trankte, wenn ich deutsche Gelehrte, ohne verbannt zu sein, Frankreich eine Stellung suchen sah, die sie sich in der Heimat zu erwerben sollen. Das Etil hat mich nicht zum Coriolan macht und nach wie vor will ich Deutschlands Ehre gewahrt sein. Später aber sah ich die Sache von einem andern Standpunkt aus. War jene Auffassung des Patriotismus nicht barbarisch? Hat uns die Philologie nicht gelehrt, daß Europa eine Familie bildet? Ist die Menschheit nicht ein höherer Stamm als der engere Patriotismus? Und würde der Ausfluß von Personen, nicht nur Gelehrten, die gegenseitige Bildung nicht vermehren? Was die fremden Sprachen betrifft, so denken sie doch sicher von den Fremden als Muttersprache besser als wir werden.

Die Herren Gaidoz und Goumy wissen übrigens nicht, wie die Franzosen in Deutschland, an öffentlichen Schulen, wie an Universitäten, durch den Unterricht im Französischen ihren Vortheil finden.

Ich möchte aber einen Vorschlag machen. Könnte man nicht

gegenseitig Lehrer austauschen, die nach etwa zehnjährigem Unterricht im Ausland wieder in der Heimat angestellt würden? Ich habe sehr viel in Frankreich gelernt, und wenn deutsche Lehrer zehn Jahre lang an französischen Schulen wirkten und dann wieder heimkehrten, so würde sicher für die heimische Bildung ein erheblicher Gewinn ausfallen. Das preussische Ministerium schickt ja auch schon junge Philologen auf zwei Jahre nach Paris zur weiteren Ausbildung. Aber auch umgekehrt. Könnten französische Lehrer an deutschen Gelehrtenschulen im Umfang mit deutschen Philologen wirken, welchen Ertrag gäbe das später bei ihrer Rückkehr für die französische Gelehrsamkeit! Oder sollte auch dieser Vorschlag Herrn Gaidoz fränken?

Es giebt übrigens ein radikales Mittel, das die übermäßige Auswanderung der Deutschen hindern wird, aber dasselbe steht eben manchen Franzosen nicht an. Es ist die Gründung des deutschen Staates, d. h. die Vereinigung und Einheit Deutschlands, zu der, was auch kurzfristige Geister und feindselige Gemüther einwenden mögen, Graf v. Bismarck den Grund gelegt hat, und für welche der Hof von Hiesigen und Genossen mit ihrem kleinlichen und deutschen dynastischen Eigennutz nur ein Hemmschuh sind. Nur die politische Misere des in Illusionen und Diktaturen zerfallenen Deutschlands treibt so viele Deutsche in's Ausland. Ist Deutschland ein großer Staat, dann wird auch die Zahl der deutschen Sprachlehrer in Frankreich geringer werden, die bisher nur durch das Etil hierher geführt wurden; dann werden die Franzosen aus ihrer Mitte Lehrer des Deutschen bilden, und das wird zur gegenseitigen Veröhnung beitragen. Denn wenn man sich versteht, so versteht man sich auch.

Mit dieser frohen Aussicht will ich schließen. Später noch ein Wort über deutsche Wissenschaft. Unparteilichkeit werden wir die Herren Gaidoz und Goumy nicht absprechen. In diesen Blättern selbst habe ich immer mit Achtung und Liebe vom französischen Wissen und Volksthum gesprochen, so von den hellenischen Studien im Oktober 1864, so von der Aufgabe Frankreichs in Aegypten und im Mittelmeer gegenüber der eigenartigen Politik Englands u. s. w. Ja, lebhafter als irgend ein Franzose, habe ich bei meiner Schilderung des Schlosses Chambord im „deutschen Museum“ (Januar 1865) die Würde und die Schöpferkraft der einheimischen Kunst Frankreichs gegen die Fremden, die Italiäner, verteidigt, ich, der ich selbst ein Fremder im Lande bin. Nun, ich that im Grunde nur, was Frau von Staël meinem Vaterlande gethan: ich war gerecht. Orleans. D. Semmig.

Italien.

Giordano Bruno, nach neueren italienischen Forschungen.*

Einer der frühesten, entschiedensten und begeistertsten Anhänger, zugleich aber auch geistvollsten und scharfsinnigsten Vertreter des Copernicanischen Weltsystems war der italienische Philosoph Giordano Bruno oder Bruni aus Nola im Königreich Neapel. Dieser merkwürdige und unglückliche Mann ist aber auch — und darin besteht seine eigentliche Bedeutung — der in seiner Zeit fremdartig und einsam dastehende Prophet

*) Vita di Giordano Bruno da Nola, scritta da Domenico Bertì. Firenze, Torino e Milano, G. B. Paravia & Co. 1868 (Lex. 8, 415 S. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.)

und Vorläufer der neueren Philosophie. Daß die hervorragendsten Philosophen der Neuzeit, unter ihnen besonders Cartesius, Spinoza und Leibniz, dem Philosophen aus Nola viele Gedanken entlehnt und sie weiter ausgeführt, ist eine constatirte Thatsache. Allein wiewohl Bruno's Lehren auf die nachfolgende Entwicklung der Philosophie mächtig einwirkten, so ward er doch nach dem Auftreten eines Cartesius und Baro in den Hintergrund zurückgedrängt und wurde, wie sonst so manche große Männer der Uebergangszeit, nahezu gänzlich vergessen. Von seinem Leben wußte man gar wenig; von seinen sehr zahlreichen Schriften sagte anderthalb Jahrhundert nach seinem Tode ein umschlichter Geschichtschreiber der Philosophie, sie seien *alli corvi rariores*.

Erst die neueste Zeit hat diesem Märtyrer der Philosophie wieder ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Fast gleichzeitig wurden seine Schriften im Anfang der Fünfziger Jahre von zwei deutschen Gelehrten, Adolph Wagner und A. F. Gfrörer, wieder gesammelt und herausgegeben, nachdem schon zuvor besonders Schelling, dann aber auch Aebler auf seine Bedeutung hingewiesen. Später gab (im Jahre 1847) der Franzose Ehr. Bartholmiej ein gründliches biographisch-philosophisches Werk über Bruno heraus, und ungefähr zur nämlichen Zeit ward seine Philosophie von zwei Deutschen, F. J. Glemens und M. Garriere, eingehend behandelt. Endlich im Jahre 1866 hat S. V. Klein im vierten Bande seiner Geschichte des Dramas den Nolanischen Philosophen auch als Dramatiker, freilich in seiner Weise, gewürdigt.

Was das biographisch-literarische Material anlangt, konnte die jetzt das erwähnte Werk von Bartholmiej als das weitaus gründlichste, den Gegenstand erschöpfende gelten. Und doch wie viele unausgefüllte Lücken blieben noch übrig! Ueber der ganzen Jugendzeit Bruno's, sowie über vielen anderen Umständen seines Lebens, lag noch immer ein tiefes Dunkel. Manches Andere konnte nur durch Vermuthung wahrscheinlich gemacht werden. Ebenso unklar war auch die Chronologie seiner Schriften, ja, nicht einmal die Anzahl derselben war genau bekannt.

Da kommt jetzt, mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, aus dem Vaterlande des unglücklichen Philosophen ein biographisches Werk, welches sehr viel neues Licht über Bruno's Leben verbreitet. Schon vor Jahren traf Leopold Ranke, mit Actenstudien im *archivio del Frari* zu Venedig beschäftigt, auf einen Brief, der ihn auf die Spur einer wichtigen Entdeckung hätte führen können. Doch war das Ziel des großen deutschen Historikers ein anderes und er forschte über diesen Gegenstand nicht weiter nach.

Im Jahre 1858 begab sich dann der Professor Domenico Perri, mit der Abfassung einer ausführlichen Arbeit über die Geschichte der italienischen Philosophie beauftragt, ebenfalls nach Venedig, um von den daselbst befindlichen Actenstücken des Bruno'schen Processes näher Kenntniss zu nehmen. Unsonst; sein Wunsch blieb vorläufig noch unerfüllt. Da gelangte er aber Anfangs 1862 ganz unerwartet in den Besitz einer vollständigen Abschrift der bezüglichen Acten. Er ließ die Abschrift durch zwei gelehrte Italiäner mit den authentischen Original-Documenten genau collationiren; darauf unternahm er es, die Lebensgeschichte Giordano Bruno's neu zu bearbeiten. „Nach Bartholmiej's Arbeit“, sagt er selber (S. 321), „würde ich an die Ausarbeitung dieses Werkes nicht gegangen sein, hätten mich nicht die venetianischen Documente dazu verpflichtet. Denn Bartholmiej hat den Gegenstand als Philosoph behandelt und als ein Mann, der in der Geschichte der italienischen Philosophie und Literatur gründlich bewandert ist.“

Perri's Buch enthält demnach weit mehr, als der Titel verspricht. Obwohl der Titel einfach lautet: *Leben Giordano Bruno's*, ohne beizufügen: nach neuaufgefundenen Documenten, so erhalten wir hier doch eine durchaus neue Biographie des Nolanischen Philosophen, neben welcher Alles was bis dahin über Bruno's Leben geschrieben worden, als vollständig antiquirt zu betrachten ist.

Ich gebe nun zunächst eine kurze Uebersicht des Inhalts dieses für die Geschichte der Philosophie, sowie für die Kulturgeschichte überhaupt höchst wichtigen Werkes.

Die Einleitung berichtet zuerst über die bisher gedruckten Nachrichten von Bruno's Leben. Besonders eingehend wird den Kundigen bekannte, Brief des Caspar Schopp an C. Rittenhufius, bis dahin die einzige biographische Urkunde über Bruno behandelt. Mit den triftigsten und einleuchtendsten Gründen wird die Echtheit desselben nachgewiesen, zugleich aber auch gezeigt, wie die Angaben des Briefstellers nicht durchweg richtig und zuverlässig sind. Der zweite Abschnitt der Einleitung giebt über die neuaufgefundenen Actenstücke Bericht, welche dem Verfasser als erste Quelle dienten. Hierauf folgt die Bibliographie sämtlicher gedruckten und ungedruckten Werke Giordano Bruno's, nach deren chronologischen Reihenfolge. Es werden nicht weniger als fünfundvierzig Schriften und Abhandlungen aufgezählt, — eine riesenhafte Anzahl, vollends wenn man die verhältnismäßig kurze, dazu unklare, kampfs- und sorgenschwere Leben Bruno's ins Auge faßt. Intess bemerkt der Verfasser mit Recht — der Inhalt mehrerer der ungedruckt gebliebenen und verloren gegangenen Schriften sei ohne Zweifel in andere, die gedruckt wurden und erhalten sind, aufgenommen worden.

Es folgt nun der größte, biographisch-literarische Theil des Werkes. In sechzehn Kapiteln entrollt sich das Bild eines mühsamen, unsäthigen und doch wunderbar thätigen Lebens in unsern Augen. Wir werden zuerst nach der alten nolanischen Stadt Nola geführt, wo Bruno das Licht der Welt erblickte, erquiden uns an ihrer herrlichen Lage und Umgebung, lernen ihre Bürger kennen, die im sechzehnten Jahrhundert lebten und einen Namen hinterließen, folgen dann dem begabten Knaben nach Neapel, hören von seinen Lehrern und Studien und sehen den Jüngling in's Kloster treten. Doch ist das Klosterleben nicht für ihn, er nicht für das Klosterleben gemacht. Er hält zwar die Weihen, er liest die Messe, aber bald wird seiner freien Denkart wegen ein Proceß gegen ihn eingeleitet. Derselbe wird zwar unterdrückt, doch nur um bald darauf einen zweiten, ernstern einzuleiten. Um dem sich zu entziehen, entläßt er nach Rom, aber auch hier kann er lange nicht bleiben. Er flieht nach Genoa, von da nach Noli, wo er einige Knaben unterrichtet, von da nach Turin, Venedig und Padua bis er 1576 sein Vaterland verläßt. Er lenkt seine Schritte zuerst nach Genf, allein die Burg des Calvinismus bietet den freidenkenden Philosophen keine sichere Zufluchtsstätte. Von Genf wandert er über Lyon nach Toulouse, wo er die Doctorewürde sich erwirbt und zum Professor ernannt wird. Von da kommt er nach Paris, wo er mehrere Schriften drucken läßt, in der Sorbonne disputirt, Vorlesungen hält und in persönliche Berührung mit König Heinrich III. kommt, dessen Jünglingszeit er sich erwirbt. Von Paris wandert er nach London, wo er wieder viele Schriften veröffentlicht und im Hause des französischen Gesandten Mawrville die schönste Zeit seines Lebens verbringt. Durch seinen Freimuth zieht er sich den Zorn der Priester-Doctoren zu. Er verläßt die Stadt an der Themse und geht

zuher nach der Hauptstadt an der Seine, um bald darauf nach Frankreich zu wandern. Da er in Marburg seine Philosophie nicht lehren darf, geht er nach Bittenberg, wo ihm dies gestattet wird. Der Regierungswechsel veranlaßt ihn, abermals den Wanderstab zu ergreifen. In Prag, wohin er sich von Bittenberg aus begibt, rettet ihn ein Geschenk von 300 Thlern., das er von Rudolf II. erhält, von den drückendsten Nahrungssorgen. Er geht nach Helmstädt, aber nur — um eine Trauereise zu halten und von einem protestantischen Pöpslein empfohlen zu werden. Dann wandert er nach Frankfurt, um in seinem buchhändlerischen Leipzig des sechzehnten Jahrhunderts seine Werke herauszugeben. Von hier aus macht er einen Ausflug nach Zürich, hält sich daselbst einige Monate auf, seine Philosophie auch hier zu verbreiten suchend. Nach Frankfurt zurückgekehrt, erhält er die Einladung eines venetianischen Pöpslers, Giovanni Mocenigo, der ihn zu seinem Privatlehrer ernst. Er folgt dem Rufe und kehrt im Jahre 1591 nach Italien zurück. Von Venedig aus geht er zuweilen nach Padua, zu deutschen Schülern privatim in der Philosophie zu unterrichten. Nach wenigen Monaten wird er von seinem beschränkten Schüler und Oheifreund Mocenigo treulos verrathen und der Inquisition überliefert (23. Mai 1592). Ein langer Proceß wird ihm gemacht, aber ehe derselbe zu einem Schlussergebnisse geführt, ist er dem Inquisitions-Tribunal zu Rom übergeben, wohin (Januar 1593) geführt wird. Ueber sieben Jahre wohnt dort im Proceß und seine Gefangenschaft, welche am 17. Februar 1600 mit dem Scheiterhaufen auf dem Campo dei Fiori endigt, in Giordano Bruno muthig und ohne irgend einen Zweifel auszuhalten, befestigt.

Im letzten (17.) Kapitel giebt der Verfasser eine Revue der römischen und ausländischen Schriftsteller, welche über den Philosophen-Martyrer geschrieben. Die wenigen und kurzen Theile, die er über die verschiedenen Leistungen fällt, sind meistens besonnen und wohlgegründet. Mit der Literatur auf dem Gebiete zeigt er sich sehr wohl bekannt. Es gilt dies, — bei italienischen Schriftstellern selten ist, — auch von den römischen, obwohl ich in der Darstellung selber keine Spur einer Rücksichtigung derselben entdecken konnte.

Berti's Darstellung ist klar, anziehend, hin und wieder in dem Grade malerisch; seine Sprache ist einfach, edel, allgemein verständlich, allen gelehrten Brunt verständlich, und könnte jedem deutschen Philosophen als Muster empfohlen werden. Am liebsten ein ernstes, strengwissenschaftliches, philosophisches und man würde glauben, einen Roman zu lesen, wenn ich die ungläubigen Citate und Anmerkungen, die auf jeder Seite den Rand füllen, und beständig daran erinnern, daß wir das Resultat umfassender philosophischer Studien vor uns haben. So er auf Vermuthungen, Combinationen und Schlussfolgerungen angewiesen ist, zeigt sich der Verf. als scharfsinnig, besonnen und nüchtern. Ueber Einzelheiten mit ihm zu streiten, ist nicht dieses Ortes; ich hoffe es anderweitig eingehend thun.

Eine werthvolle, unschätzbare Zugabe ist der Anhang, den sich seinem bedeutenden Werke beifügt (S. 325–407). In diesem sind (nebst dem bereits früher gedruckten Brief des Coppius und Nachrichten über Giovanni Mocenigo) die neuerschundenen Actenstücke des venetianischen Proceßes vollständig und mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt. Es findet sich nicht weniger als siebenundzwanzig und sie lassen sich in drei Serien einteilen:

I. Serie: Angelegen Giovanni Mocenigo's gegen Bruno;

Verhöre von vier Zeugen; Actenstück über Giordano Bruno's Verhaftung.

II. Serie: Actenstücke über Bruno's Verhör vor dem Inquisitions-Tribunal.

III. Serie: Acten des Inquisitions-Tribunals. Ansuchen an den Senat von Venedig um Ueberrückung des Gefangenen nach Rom. Officielle Correspondenz hierüber.

Die weitaus wichtigsten sind die Documente der zweiten Serie. Dieselben enthalten den klaren und über Erwarten ausführlichen Bericht Bruno's selber über sein Leben von der ersten Kindheit bis zu seiner Verhaftung. Die Antworten Bruno's geben zusammengekommen eine hübsche und interessante Selbstbiographie, welche in der Geschichte der Philosophie ihresgleichen suchen dürfte. Daß dadurch das bisherige biographische Material wesentlich bereichert und viele bis dahin allgemein richtig geglaubte Angaben berichtigt werden, wurde schon bemerkt. So erfahren wir — um nur beispielsweise Einiges hervorzuheben — Bruno's Geburtsjahr (1548), die Namen seiner Eltern (Giovanni dei Bruni und Fraulissa Savolina), die Zeit da er nach Neapel kam, die Namen seiner Lehrer, das Jahr, da er in's Kloster ging (1563), interessante Aufschlüsse über sein Klosterleben, namentlich die zwei gegen ihn eingeleiteten Proceße, über das Jahr, in welchem er Italien verließ (1576), sowie zahlreiche wichtige neue Aufschlüsse über seine Ergebnisse im Ausland, welche hier aufzuzählen zu weit führen würde, weshalb ich vorläufig auf Berti's Werk selber verweisen muß. Ich bemerke hier nur noch, daß aus diesen Actenstücken klar erwies ist, wie Bruno nicht nach der bisherigen allgemeinen Annahme erst 1598, sondern bereits 1593 nach Rom kam und über sieben Jahre in den Kerker der römischen Inquisition schmachtete.

Für die Kenntniß von Bruno's philosophischem System sind diese Documente insofern wichtig, als Bruno in seinem Verhör seine ganze Lehre klar und bündig auseinanderlegt. Indes dürfte bei der Benützung dieses Theiles desselben große Vorsicht nöthig sein. Denn bei allem Freimuth, Offenheit und Schärfe, fühlt man es dem Philosophen doch an, daß er hier als Verklagter und Gefangener vor dem Inquisitions-Tribunal rehet. In Bezug auf die kirchlichen Dogmen äußert er sich hier denn doch etwas anders, als in seinen gedruckten Schriften.

Auch für die Geschichte des Rechtes und der Kultur überhaupt sind diese Actenstücke von nicht geringem Interesse. Durch sie werden wir in den Stand gesetzt, gleichsam Augen- und Ohrenzeugen eines wichtigen Proceßes vor dem Inquisitions-Gericht zu sein. Vergleicht man diesen Proceß mit dem etwas älteren gegen Servet in Genf, so wird auch der Protestant zu geben müssen, daß die genfer Inquisitoren unendlich tiefer unter den venetianischen stehen.

So ist denn Berti's Werk ein höchst werthvoller und interessanter Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Kultur des Reformations-Zeitalters. Was Bruno's zahlreiche Schriften betrifft, sind sie im vorliegenden Buche fast ausschließlich nur in bibliographischer und literarischer Beziehung untersucht und besprochen, indem der Verfasser einen zweiten Band auf diesen folgen zu lassen gedankt, welcher mit Bruno's Philosophie sich befassen soll. Das bis jetzt Geleistete berechtigt zu hohen Erwartungen von dem Verheißenen. Inzwischen empfehle ich das bedeutende, auch äußerlich elegant ausgestattete und doch verhältnismäßig billige Werk der Beachtung nicht allein der deutschen Philosophen (die dasselbe nicht werden ignoriren dürfen, indem von nun an Jeder, der über Bruno mit sprechen will, davon Kenntniz nehmen müssen), sondern überhaupt Allen.

die sich für die Kulturgeschichte interessieren. Vielleicht dürfte ein deutscher Verleger ein Verdienst sich erwerben, wenn er durch eine deutsche Bearbeitung des trefflichen Werkes es auch Denen zugänglich machte, welchen Italiens Sprache nicht verständlich ist.

S. A. Scartazzini.

S c h w e i z .

Jenatsch, dramatische Dilogie von Salis.

Die schweizerische Volksschule ist noch im Werden begriffen. Zwar hat in den deutschen Kantonen fast jeder irgend bedeutende Gleden sein Liebhabertheater; aber nicht nur ist der Kunstsinne des Volkes überhaupt noch unentwickelt, sondern es fehlt diesen Gesellschaften auch sowohl an der erforderlichen Darstellungsgabe und Beweglichkeit in Sprache und Art, was Beides ihren französischen Brüdern in hohem Maße eigen ist, als an der gebührenden Auswahl volkstümlicher dramatischer Dichtungen. Vorerst ist auffallend, da doch die Geschichte der Nation eine wirklich erquickliche Fülle von Stoffen darbietet, die eine dramatische Behandlung nicht allein gestatten, sondern zu einer solchen vielfach geradezu auffordern. Statt nach den Ursachen dieses Mangels zu forschen, der um so seltsamer erscheint, je weniger es der Schweiz an dichterischen Kräften gebricht, lassen wir lieber die Thatfache in's Auge, daß die letzten Jahre zur Ausfüllung dieser Lücke einen ansehnlichen Aufwands genommen haben. Kurz hinter einander sind die Schichten von Morgarten, Sempach, Murten, aber auch Gestalten aus Geschichte und Sage, wie Zwingli, Niklaus von der Flüe, Julia Alpiniola, Orgetorix u. A. dramatisch bearbeitet worden. Mehrere dieser Stücke dienen jedoch, weil zu wenig volkstümlich gehalten ihrem Zwecke nur unvollkommen. Je fühlbarer daher jene Entbehrung stets noch empfunden wird, desto mehr verdient die angezeigte Dilogie*) die Anerkennung Aller, denen der Aufschwung der Volksschule als sittliches Bildungsmittel am Herzen liegt.

Es ist die Erstlingsgabe eines jungen Mannes, welcher in den bei seinen theologischen Studien ihm vergönnten Mußestunden dem Ruf seiner Muse mit ebenso viel Lust als Geschick nachgibt und mit seinen jugendfrischen Viedern schon manches Freudenberg erquidant angeregt hat. Der Gegenstand, welchen Herr von Salis, ursprünglich aus Vauden, jetzt Basler, für seine Dichtung wählte, ist aus der durch confessionellen Haß gestifteten Zeit des 30jährigen Krieges genommen und behandelt den zu jener Zeit im Kanton Graubünden abwechselnd gegen Oesterreicher, Franzosen und Spanier geführten Volkskrieg, an dessen Spitze als geistiger und militärischer Führer der Held der Titellehre stand, ein Kampf, der mit dem Tode desselben den Thälern Abtätens ihre alte Freiheit wiedergab. So steht im Hintergrunde der Handlung ein ganzes Volk. Dieser Umstand sowie die Dauer des Krieges, der mit dem bekannten Weltkriege (1621) beginnt und, in engem Anschluß an die Geschichte, bis zur völligen Befreiung Vindens (1639) herabgeführt wird, giebt dem Stoff eine epische Breite, durch die sich der Dichter genöthigt sah, ihn auf zwei, übrigens in sich

ziemlich geschlossene Stücke zu vertheilen.*) (Wir meinen jedoch derselbe sollte sich in ein einziges zusammenschließen lassen; jedoch die Dichtung auf der Bühne einbürgern, so scheint dies unangewissenheit geboten.) Durch die Theilung ward die Composition sowohl erleichtert als erschwert. In rascher Abfolge der Scenen verwickelt und entwickelt sich Schlag auf Schlag das kunstvoll verschlungene Geschehnis der Handlung und zieht das gespannte Interesse des Lesers unwiderstehlich mit hinein in die überraschend lebendige Verkettung der Ereignisse, in das gemeinsame Geschick des verätherischen Adels, wie in den Untergang des siegreichen Volkshelden. Aber indem eben die Vereinerung eines ganzen Landes mit in das Schicksal des Helden verflochten ist, so erweitert und erhöht sich zugleich das Interesse und die Empfindung des Lesers, bingerissen von der stillen, begeisterten und patriotischen Wärme, die den Stoff durchmalen, wird auf die Schwingen eines begeisterten Nationalgefühls gehoben, von welchem aus die ganze Handlung unter der herrlichen Beleuchtung der durch Bruderliebe gestillten Menschennatur erscheint.

Von diesem vaterländischen Hauch fühlt man sich beim Lesen dieser Dichtung um so frischer ergriffen, wenn man die gleichzeitig anonym erschienene, französisch geschriebene und französisch empfundene Tragödie *Jenatsch***) vorher gelesen hat. Aus der Vergleichung der Art und Weise, wie hier und dort der Charakter des Trägers der Handlung gezeichnet ist, ergibt sich auch am besten der gewaltige Unterschied zwischen beiden Bearbeitungen. — Hier verlaßt ein verliebter Sanquinar den Ernst mit dem Haffenzrod, das Amt des Friedensrichters mit der Laufbahn des Kriegers im fremden Heere, um auf bürgerliches Haupt die militärischen Ehren zu sammeln, denn er zu bedürfen glaubt, um die Hand seiner adeligen Geliebten zu erringen; dort treibt das durch freche Gewalt beleidigte Freiheitsbewußtsein den ruhigen Bürger zum Krieger in die Schlacht, damit er das Vaterlandes theilweise Ehre rächend zu retten suche. Hier haßt gefühliger Flatterfisch nach Genuß und Liebe, wo sie sich bieten; dort fügt die durch herbe Schicksale verheulte gepörrte Treue zum rauhen Erz der männlichen Kraft das gediegene Gold zarter Gemüthsinnigkeit. Hier kämpft mit zweifelter Leidenschaft der ehrgeizige Franzose des neunzehnten Jahrhunderts, zwar in zeitweiligen Anwandlungen von patriotischer Hürdung, meist aber aus purer Kriegslust; dort rangt mit selbstbewußtem Mannesmuthe und nerviger Faust nach v. rechter Abwehr fremdberüthigen Drucks ein echter Schweizer des alten Helveten, unablässig das leuchtende Ziel der Freiheit im Auge behaltend. Hier stirbt unter dem Schwert der Wuturde ein aus halbloser Schwäche und dreister Prallheit durch das Schicksal emporgeschobener Geist; dort verewigt eine im Interesse seiner unverwandt erstrebten Idee begangene Schuld den sonst maßellosen Freiheitskämpfer in ein unheilvolles Verhängnis, dem er als Mann erliegt, nachdem er als Mann seine Aufgabe siegreich erfüllt.

Auch unter den übrigen, von Salis eingeführten Gestalten findet sich manch würdige und charaktervolle Figur, namentlich da und dort die Individualitäten noch stärker ausgeprägt sind die psychologischen Momente seiner angelegt sein dürften. Der ganze Tenor der genannten Dilogie athmet aber durchweg ein

*) Erster Theil: die Planta, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweiter Theil: Jenatsch's Tod, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

**) *Jenatsch ou les Grisons*, pendant la guerre de 30 ans, drame historique en 5 actes en vers. Genève, 1868.

*) Georg Jenatsch, eine dramatische Dilogie von Arnold von Salis. Basel, Hugo Richter, 1868. (286 S.)

reine und sittlich kräftige Gesinnung, wie sie nur einer edlen, fernabstehenden Natur entspringen kann. Im Allgemeinen entsprechen diesem Geiste Gedankenentwicklung und Diction. Es muß jedoch hinsichtlich der Form noch Mangel der Jugend des Verfassers zu gute gehalten werden: Wiederholung derselben Motive, lahme und unbedeutende Stellen, ungenügende Ausbeutung der in der Situation gelegenen dramatischen Momente, hinfällige Jamben. Doch findet alles dies in bescheidenem Maße statt, so daß der gesunde, markige Gehalt des Ganzen kein wesentlicher Eintrag geschieht. Unzweifelhaft hat der Verfasser durch diese Erstlingsblüthe seine dichterische Befähigung in einer Weise an den Tag gelegt, die zu größeren Hoffnungen berechtigt und uns den Wunsch einflößt, er möchte sich durch den Erfolg seiner Arbeit zu weiterem Schaffen anspornen lassen: namentlich im Hinblick auf die Bedürfnisse des schweizerischen Volkstheaters.

Zum Schluß theilen wir die Widmung des Werkes mit.

Rhätien gewidmet.

Du Rand, in dessen stillen Alpenthal
Das Licht zuerst zum Auge mir gedrungen,
Wo mir der Vater, seinem kleinen Jungen,
Das Vaterland zu lieben früh empfahl;

Wo mir von deiner Helden edler Zahl
So viel berichtet ward und vorgelesen,
Dah ich im Traum wohl oft wie sie geschwungen
Für deine Freiheit meinen blanken Stab;

Ich bin dir treu, und du mir werth geblieben;
Denn was mir einmal lieb und theuer war,
Ist mir unwandelbar in's Herz geschrieben.

Empfange dieser Verse junge Schaar,
Die ersten Blüten, die mein Lied getrieben!
Als Liebesgaben bring' ich dir sie dar!

Ernst Buß.

Kleine literarische Revue.

— **Prähle's „Harz und Kyffhäuser.“** Dr. Heinrich Prähle, der seine Sammlung von Harzjahren und durch andere, das Harzgebirge zum Gegenstande habende Schriften rühmlichst bekannt, beschenkt uns in dem vorliegenden, wohl ausgestatteten und preiswürdigen Taschenbuch mit einer Auswahl von Poesie in Prosa deutscher Dichter, von Bürger, Götting und Göthe & Heine, Geibel und Freiligrath, die den Harz, diesen im neuen Deutschland liegenden, romantischen Höhenzug, vom toten der Walpurgisnacht bis zum Kyffhäuser des kaiserlichen Abmarsches, besungen und geschildert haben. In einer historischen Einleitung macht und der Herausgeber mit der Literatur über das Harzgebirge bekannt, und weist er unter Anderem die Quellen nach, die Göthe für seine Auffassungen der Walpurgisnacht und der Brockenbildung im ersten Theile des „Faust“ nützte hat, und die überhaupt der ironischen Darstellung des „Hochberges“ in der gesamten neueren, deutschen Poesie zum

Grunde liegen. Von Göthe und von Heine theilt er sowohl in Prosa als in Versen Harz-Erinnerungen mit. Außerdem bringt das Buchlein einige ansehnliche Darstellungen in Prosa aus Schriften von J. G. Kohl, Gustav Heine, Berthold Auerbach und H. C. Andersen. Der Herausgeber selbst hat sowohl in Prosa (nächst der interessanten Einleitung ein Essay: „Bürger's Heimat“), als in Versen (mehrere Balladen, worunter die vom wilden Jäger des Harzes: „Der Hahelberger“) einige der werthvolleren Beiträge geliefert. Mit Vergnügen wird man durch die von literarhistorischen Erinnerungen begleiteten, dem Harz gewidmeten Verse von Klopstock, Bürger, Tieck, Götting, Hölty und Rückert hier finden. S. 2.

— **Das neue Gesangbuch.** Den so oft gegen die Ersehnungen der neuen und neuesten Romanliteratur erhobenen Vorwurf der Unnatürlichkeit und Unwahrscheinlichkeit wird man dieser harmlosen kleinen Erzählung nicht machen können, vielleicht eher den entgegengelegten einer allzugroßen Natürlichkeit; denn mit photographischer Genauigkeit finden wir Personen und Vorgänge geschildert von so ausgesprochener Alltäglichkeit, daß wir die Originale dazu massenhaft in unserer Erinnerung vorfinden. Allein:

„Was im Leben uns verdrießt,

Nach im Bilde gern genießt“,

vorausgesetzt, daß das Bild einige ideale Züge besitzt. Freilich Reuter, dessen Muse wohl auch bei diesem Dorfkind Pathe war, ist ein Meister im zarten Anbilden solcher idealen Motive bei ganz hausbackenen Menschen; aber auch der Verfasser des vorliegenden humoristischen Romans weiß wenigstens sein Liebespaar mit einigen poetischen Glänzen zu verzieren und dadurch von den stark prosaischen Figuren, dem Schulzen, dem Birthe, dem Weinreisenden, dem verdorbenen Kandidaten, jekt Inspektor, abzuheben.

Das „neue Gesangbuch“, das dem Verfasser seinen Namen geliehen, spielt übrigens in demselben nur eine sehr untergeordnete Rolle. Der neue Pastor in Hartmannswaldau wünscht es (natürlich mit Zustimmung des Consistoriums) in die Gemeinde einzuführen, da es „mehr Vieder von Paul Gerhard enthält, als das alte“. Dadurch unterscheidet es sich nun zwar sehr vorthellhaft von dem neuen Gesangbuche, dessen Einführung gegenwärtig über einigen preussischen Gemeinden schwebt, dennoch stößt die Art seiner Einführung in die Gemeinde auf ähnlichen Widerstand seitens derselben, und die kleinen und kleinlichen Intriguen, die sich nun in ihrem Schöße für und wider entwickeln, bilden den Gegenstand der Erzählung. Schließlich aber wird es doch mit allgemeiner Zustimmung eingeführt, da eine Heirat zwischen Schulzens Sohn und Pfarrers Tochter den Streit schlichtet. Selbst Humor und Satire, wenn sie befriedigend wirken wollen, müssen auf dem Grunde einer wahrhaft sittlichen Auffassung beruhen, und da dies hier der Fall ist, so läßt sich das kleine Buch allen Denen aufrichtig empfehlen, deren Sinn nicht nach Sensationslectüre steht, sondern eher am Gegentheil Geschmack findet. M. Et.

*) Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen und Aufzeichnungen von Bürger, Göthe, Hölty, Klopstock, Rückert, Ernst Schulze, Isberg und Anderen. Mit einer historischen Einleitung von Dr. Heinrich Prähle. Berlin, W. Meyer, 1870. (XII. und 168 S. 8. t. 15 Sgr.)

*) Humoristischer Roman von D. Buchwald. Hannover, L. Rümpker, 1869.

— **Sollten Hansen's Uebersicht der norwegischen Literatur.** *)

Trübner's Literary Record vom 15. Juli bringt eine Anzeige dieses für die Geschichte des norwegischen Zweiges der skandinavischen Literaturen jedenfalls sehr werthvollen raisonnirenden Katalogs aller im 19. Jahrhundert gedruckten Werke norwegischer Autoren, von denen freilich nur Wenige, wie Bergeland, Belsbaven, Andreas Munch, Rudolf Kjeser, Jbsen und Björnson, auch im Auslande bekannt geworden sind. Die Sprache, in welcher diese Autoren geschrieben, ist allerdings von der Bückersprache Dänemarks kaum zu unterscheiden, aber seit der Zeit der politischen Trennung ihres Landes vom dänischen Reich im J. 1814 finden die Norweger, die charaktervolleren, physisch und geistig kräftigeren Nachkommen der alten Normannen, auch in ihrer mündlichen und schriftlichen Ausdrucksweise, wie im wissenschaftlichen und literarischen Leben, ihre eigenthümliche nationale Färbung festzuhalten. Es ist sogar der Versuch gemacht worden, die unter dem Vorwurfe Norwegens in verschiedenen Dialecten noch fortlebende, altnorwegische Sprache der Edda und der skandinavischen Runen wieder als Schriftsprache einzuführen, um die Norweger dadurch noch entschiedener von den wenig beliebten Dänen zu trennen, aber die Mannigfaltigkeit dieser Bauern-Dialecte und der Mangel an einer einigenden Grammatik und Orthographie haben bisher noch die literarische Herrschaft der ohnedies von allen gebildeten Norwegern in den Städten gesprochenen dänischen Umgangssprache aufrecht erhalten. A. O. Vinje ist der einzige norwegische Schriftsteller, der bisher in dieser „Sprache der Zukunft“ einige Werke mit Erfolg hat drucken lassen. Rudolf Kjeser's, die Religion und die Sitten der alten Normannen zum Gegenstande habenden, beiden Werke: „Nordmændenes Religionsforfatning i Hedenomme“ und „Nordmændenes Private Liv i Oldtiden“ sind, wiewohl sie vielfach auf die Sprache der Runen und der uralten Sagas zurückgreifen, doch noch in dänisch-norwegischer Sprache abgefaßt.

— **Grammatisches.** Folgende Schriften sind bei der Redaction eingegangen:

Regeln für die deutsche Rechtschreibung, etymologisch-orthographisches Wörterverzeichnis, mit Berücksichtigung landschaftlicher Eigenthümlichkeiten und falscher Gewöhnungen, sowie kurze Interpunctionslehre, von Karl Straderjahn.

Schlüssel zur englischen Sprache, oder genaue Lehre der richtigen Aussprache des Englischen, nach Accent und Laut, nebst einem Anhange über die prosodische Aussprache der gebenedeten und der gebundenen Rede, aus Murray's English Grammar, als Vorsehung dienend. Von Wilhelm Hübotter. **)

— **Neue englische Uebersetzungen deutscher Schriften in den Vereinigten Staaten:**

J. G. Fichte: The Science of Rights. Translated by A. E. Kroeger. Philadelphia.

*) Le Norvège Littéraire. Catalogue systématique et raisonné de tous les ouvrages de quelque valeur, imprimés en Norvège ou composés par des auteurs Norvégiens au 19. siècle. Précédé d'une introduction historique par Paul Bolten-Hansen, Directeur de la Bibliothèque de l'Université Royale de Norvège. Christiania. (XII. und 272 S. in 8.)

**) Mitton, Händels und Schmußl, 1863.

Griedr. Spielhagen: Problematic Characters. A Novel. Translated by Professor Schebe de Vere, Author's edition. New York.

Griedr. Gerstäder: The Origin of the Christmas Tree. Translated from the German by E. E. H. — Boston.

Frantz Dingelstedt: The Amazon. Translated by J. W. Hart. New York.

H. Schmidt: The Habermaster; a Tale of the Bavarian Mountains. New York.

Melcy Bäfte: Madame de Staël. An historical Novel. New York.

Prof. Dr. Poliger: On the Tympanum. Translated by D. Newton and Malheson. With engravings and chromolithographs.

— **Englische Lectüre.** Von der „Sammlung geistiger und interessanter Werke der englischen Literatur“, herausgegeben von Dr. P. Weeg *) sind folgende Lieferungen bei uns eingegangen:

V. Child Harold's Pilgrimage. A Romance. By Lord Byron.

VI. The Pilgrims of the Rhine, by Sir Edward Bulwer.

VII. The State of England in 1685. By T. H. Macaulay.

VIII. The Chimes. A Goblin Story, by Charles Dickens.

Literarischer Sprechsaal.

Das durch die Pariser Weltausstellung von 1867 hervorgerufene geistvolle Werk des Professors Dr. Franz Eduard Neumann in Wien: „Die Civilisation und der wissenschaftliche Fortschritt“ **) das wir in Nr. 24 des „Magazin“ eine bedeutende kulturgeschichtliche Darstellung bezeichneten, auch im letzten Monatsheft (VII. 1869) von Petermann's „Wissenschaftlichen Mittheilungen“ eine der unserigen entsprechende, erkennende Würdigung gefunden. Des Verfassers Gedanke, „daß wir an die Errungenschaften des menschlichen Geistes einen Nachlaß anlegen müssen, der uns zeigt, inwiefern die Beherrschung der Natur vollständiger, die Gewähr der Zukunft sicherer würde“, erhebt seine Kritik der Pariser Weltausstellung von 1867 weit über Alles, was von so vielen Seiten über den Völkerverkehr geschrieben wurde. Sehr richtig bemerken die Geographischen Mittheilungen: „Nur ein kleiner Bruchtheil der Zeitgenossen ist sich bewußt, in welcher großen bedeutungsvollen Periode wir leben. Die Meisten badern mit der Gegenwart — aus Unkenntnis der Vergangenheit sowohl, als auch was sich unter ihren Augen vollzieht. Wenn das Verhängnis der Jetztzeit näher bringen, heißt ihre Freude am Leben wirklich erhöhen, und darum möchten wir das Neumann'sche Buch in der Hand jedes Gebildeten sehen. Es hat in dieser Hinsicht eine ähnliche Wirkung, wie Guizot Freytag's meisterhafte „Leben aus dem Leben des deutschen Volkes“, die uns durch die plastische Darstellung der Vergangenheit die Gegenwart erkennen zu lassen lehren.“

Herr H. Gaidoz, dessen Polemik gegen die Anwesenheit deutscher Professoren in Frankreich heute wieder der Gegenstand einer Replik in unserem „Magazin“, und zwar diesmal

*) Winter, M. G. Braun, 1869.

**) Wien, Witz, Braumiller, 1869. Digitized by Google

meinen geehrten Mitarbeiter, Herrn Professor Semmig in Jena, ist, wird nächstens das erste Heft einer von ihm geleiteten „Revue Celtique“, einer Vierteljahrschrift für keltische Philosophie, Literatur und Geschichte erscheinen lassen, die, der Ankündigung nach, die Aufmerksamkeit und die Unterstützung der wissenschaftlichen Welt in hohem Maße verdient. Die keltischen Studien, die bisher nur von einzelnen, über ganz Europa verstreuten Gelehrten, oder von Dilettanten-Vereinen in der englischen Bretagne, in Wales, in Irland und Schottland betrieben wurden, sollen in der neuen Revue einen wissenschaftlichen Centralpunkt finden. Zu diesem Zwecke sind alle diejenigen Vorträge, die bisher vereinzelte Zeitschriften über die keltischen Sprachen veröffentlicht haben, eingeladen worden, Beiträge zu der Zeitschrift zu liefern. Von Deutschland, das Herr Galtzow seiner Ankündigung das „Mutterland der Philologie“ nennt, den Hr. Adalbert Ruhn in Berlin, Dr. Adolf Bacmeister in Augsburg, Dr. J. Weder in Frankfurt a. M., Dr. Lorenz Lehnbach in Basel, Dr. J. G. Guno in Grauberg und H. Edel in Schneidemühl ihre Theilnahme ausgesprochen. Großbritannien und Irland, wie in Frankreich, haben sämtliche Gelehrte, die als keltische Forscher bekannt sind, Beiträge zugesagt. Die Artikel sollen in den Sprachen, in welchen sie verfaßt, in englischer, französischer, deutscher oder lateinischer Sprache abgedruckt werden, doch wird, falls eine größere Zahl von Lesern es wünscht, den deutschen Artikeln eine französische Uebersetzung beigegeben sein. Von Dr. Bacmeister sind „Grundzüge der keltischen Ethnologie“ und von Dr. J. G. Guno „keltische Studien“ angekündigt.

In einem Artikel von Herrn Julius Löwenberg in der Wiener „Vossischen Zeitung“ vom 3. September wird zur Bezeichnung der noch in neuerer Zeit wiederholten Angaben, Alexander von Humboldt auf einem der beiden, in seiner Familie sich befindenden Güter Zegel oder Rintzwalde geboren worden sei, nachgewiesen, daß der Bericht, wie auch während seines Lebens, ohne daß er jemals widersprochen, in seiner vielfach gedruckten Biographie stets zu sein war, in Berlin das Licht der Welt erblickte, und zwar, Herr Löwenberg ermittelte, in dem Hause Zägerstraße 22, welches seinen Eltern zur Zeit seiner Geburt gehörte, vor viele Jahre im Besitze des Herrn Banquier Alex. Menckens war, in neuerer Zeit aber von Herrn Dr. Stronach umgeben und in der Fassade des Luergebäudes im Hofe einem Medaillon-Portrait Humboldt's in gerantem Leben gesetzt wurde. Man könnte zwar annehmen, Alex. v. Humboldt habe der Angabe, daß er in Berlin geboren worden, nie niemals widersprochen, weil das Gut Zegel im nächsten Theile von Berlin liegt und darum gewissermaßen in dieser Stadt aufsteht, aber das Kirchenbuch der Berliner Doungemeinde, des Vol. III, S. 252 unter dem 9. October 1769 die Taufe Johann v. Humboldt's registriert, würde sicher, nach Vorschrift Brauch, wenn das Kind nicht in Berlin selbst, sondern auf dem nahen Dorfe, geboren worden wäre, dies ausdrücklich bezeugen haben.

Die Revue contemporaine vom 15. Juli enthält einen von Arthur Vernohun unterzeichneten Artikel über die literarische Presse in Deutschland, und zwar zunächst über den Berlin. Dieser Artikel, der für französische Leser, die den Verhältnissen des Auslandes selten, auch nicht einmal

fantasie bringt, ist mit aller der Routine abgefaßt, die den gelehrten Pariser Correspondenten der königlichen Zeitung ausgezeichnet. Ohne über die verschiedenen, in Berlin erscheinenden Zeitungen etwas mehr zu sagen, als was das allgemeine Urtheil längst ausgesprochen, ist doch die Zusammenstellung, in der kaum etwas von dem fehlt, was im Publikum bekannt ist, auch für uns nicht ohne Werth. Es ist eben eine Uebersicht, die man sich nicht selbst zu machen pflegt, wenn man sie auch zuweilen gern haben möchte. Wer jedoch in dieser Uebersicht etwas sucht, was er nicht schon weiß, z. B. in welcher Weise der für die Berliner Presse bestimmte Theil der „Geheimen Fonds“ unter eine gewisse Anzahl von Blättern vertheilt wird, der täuscht sich. Herr Arthur Vernohun pflegt sich auch in seinen Pariser Correspondenzen für die königliche Zeitung von allen „Indiscretions“ fern zu halten.

Die Leipziger „Musikische Zeitung“, die in Wort und Bild den Tagesereignissen im politischen und sozialen Leben mit großer Aufmerksamkeit folgt, hat jetzt auch eine besondere Rubrik mit der Ueberschrift „Klosternachrichten“ eröffnet, welche in der Nummer vom 28. August 1869 nicht weniger, als dreizehn verschiedene Klostergeschichten der neuesten Zeit aus dem cis- und transleithanischen Oesterreich und aus Deutschland bringt, wobei auch Preußen und Berlin eine hervorragende Rolle spielen. Der Verfasser der eingelesenen Klostergeschichte „Eigwart“, die vor beinahe einem Jahrhundert allen sentimentalen und gefühlvollen Lesern und Leserinnen der deutschen Volksbibliothek das war, was ihnen heutzutage das „Geheimniß der alten Mamsell“ ist, hätte sich gewiß nicht träumen lassen, daß im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zeitgenössische Klostergeschichten, mittelalterlicher als die jeinige, das deutsche Publikum in Spannung erhalten werden. Daß man gerade zu derselben Zeit, wo alle Mönchsstutten in Wien von den Straßen verschwunden und selbst in München eine Seltenheit geworden waren, Dominikanern und Franciscanern in ihren Gewändern in den Straßen Berlins begegnen konnte, war in der That eine Erscheinung in der sozialen Atmosphäre, die auf ganz anomale Windrichtungen in den politischen Lustregionen hinwies.

„Trübner's Record“ meldet, daß zwei deutsche Gelehrte, die Herren Professor Fritschel, von Jena, und Karl Knorz, von Wiesbaden, im Begriffe sind, zwei Werke über die amerikanischen Indianer in deutscher Sprache herauszugeben. Dem amerikanischen philologischen Kongreß zu New-York hat ein Herr Laurio ein verfertigtes Manuscript überreicht, welches, nach seiner Angabe, eine Methode enthält, die Grammatik aller indoeuropäischen Sprachen spielend zu erlernen. Der Verfasser verlangt für die Offenbarung seines Geheimnisses bloß eine halbe Million Dollars.

An alle deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen!

Der Unterzeichnete hat ein Centralorgan für die deutsche SchriftstellereWelt, betitelt „Feuilleton“, gegründet, das den Abdruck aller Arten literarischer Erzeugnisse in Zeitschriften des In- und Auslandes vermittelt, für raschen Entschleunigung und sofortige Honorarzahlung sorgt. Es wird dadurch jedem Schriftsteller die Mühe des Zeit und Geld kostenden Verlebens von Redaction zu Redaction erspart.

Altona.

Dr. Otto Spielberg

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (172)

Mohlfeste Ausgabe von Humboldt's Briefwechsel mit Feinr. Berghaus!

**Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit
Heinrich Berghaus**

aus den Jahren 1825 bis 1858.

Zweite mohlfeste Zinzel-Ausgabe.

Drei starke Bände. Groß-Octav. Nur 2½ Thaler.

Wichtig für alle Verehrer Humboldt's!

In G. R. Calow's Kunst-Verlag in Göttingen erschien eine Medaille zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag **Alex. von Humboldt's**, in jeder Beziehung meisterhaft künstlerisch ausgeführt. Dieselbe hat 5 Centimeter Durchmesser und zeigt auf dem Vordersatz das gelungene Portrait nebst betreffender Umschrift, sowie auf dem Revers eine passende Aufschrift in lat. Sprache. Vorstehende Medaille zu Prämiiren bei Preisvertheilungen, Münz- und Medaillen-Sammlungen etc. geeignet. Ist sowohl beim Herausgeber selbst, wie in allen Buch- und Kunsthandlungen zu folgenden Preisen zu haben:

1) In Bronze resp. Kupfer à 1 Thlr. 2) Klein verziert à 1½ Thlr. 3) In echtem Silber (Silberwerth ca. 3 Thlr.) 4½ Thlr. 4) Gold verziert à 10 Thlr. — Extra eine Unze extra. Weiterverkaufte wollen sich gel. an obige Firma wenden. (173)

Der Talmud

von **Emanuel Deutsch**, Bibliothekar am Britischen Museum in London. Aus der siebenten englischen Auflage übertragen. Autorisirte Ausgabe. 1869. gr. 8. geb. 12 Sgr. (174)

Im Verlage von **Ludwig Denicke** in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

MONITEUR DES DATES.

Biographisch-genealogisch-historisches Welt-Register
enthaltend die Personal-Akten der Menschheit

d. h. den Heimaths- und Geburts-Schein, den Heiraths-Akt und Todestag von mehr als 100,000 geschichtlichen Persönlichkeiten aller Zeiten und Nationen mit zahlreichen Noten aus allen Zweigen der Curiosität

von
Eduard Maria Oettinger,

Verfasser der „Archives historiques“, der „Bibliographie biographique universelle“ etc.
maera el hombre, viva el nombre.
Calderon.

6 Theile gr. 4. dreispaltig gedruckt. Preis 35 Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und direct vom Verleger zu beziehen. (175)

Wichtig für Literaturfreunde!

Im Verlag von **K. Kröner** in Stuttgart erscheint soeben: (176)

Bilderaal der Weltliteratur

von Prof. Dr. **Johannes Scherr.**

Zweite, umgearbeitete, ver vollständigte und bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Scherr's „Bilderaal der Weltliteratur“ ist anerkannt als die größte und umfassendste aller poetischen Anthologien; er bildet für sich allein eine ungemein reichhaltige Bibliothek, welche, wie kein zweites Sammelwerk, ein Gesamtbild der dichterischen Schöpfung sämtlicher Kulturvölker aller und neuer Zeit gibt.

Das Werk erscheint in 24 Lieferungen von je 3-4 Trudtogen gr. 8. Format zum Preise von 5 Sgr. — 18 fr. rhén. Jedes Heft werden zwei Lieferungen ausgegeben, so daß das Werk binnen Jahresfrist in den Händen der Subskribenten ist.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf das Werk an und können die erste Lieferung zur Einsicht vorlegen.

Zum Humboldt-Tage
empfehlen:

Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender für 1869.

Mit 24 Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

Außer einem Humboldt-Kalender enthält dieser Jahresgang einen schön und schwungvoll gehaltenen Brief von Dr. **Edmund Reisinger** in Wien:

Hundert Jahre nach der Geburt Alexander von Humboldt.

Von dem übrigen Inhalt des Kalenders erwähnen wir noch: Zukunfts von Liebig, Ueber den Ernährungswert der Speisen und Dr. Georg Prigel, Zur Geschichte der Kartoffel. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hortwig und Hofmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen:

Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 1866. 8. geb. 10 Sgr.

— **Rede auf Wilhelm Grimm und Bode über das Alter.** Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage 1865. Velinapap. 8. geb. 10 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstag gehalten. 1867. Velinapap. gr. 8. geb. 6 Sgr. (177)

Soeben erschien die 5. Lieferung von

Peñalozzi's Werken.

Herausgegeben von **Seignaritz.** (178)

Brandenburg. **Adolph Müller**

Ueber zur Eröffnung der britischen Naturforscher-Versammlung in Greter.

Diese jüngst von dem berühmten Herrsch. **Dr. Zeller** in einer eigenen Schrift als höchst interessante Rede enthält eine wertvolle Uebersicht über die in den letzten Jahren gemachten wichtigen Entdeckungen, namentlich über die Natur der Himmelskörper. Die Schrift findet sich in vollständiger Uebersetzung in den Nummern 37 und 38 der **Monatsschrift: Naturforscher**, (Preis vierteljährlich 1 Thlr. die auch einzeln zu erhalten sind. (180)

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (181)

Das Leben
des
Feldmarschalls Grafen
Reithardt von Neisendorf

von
G. O. Voss.

Dritter Band.
Preis. 3 Thlr. 10 Sgr.; geb. 3 Thlr. 20 Sgr. (182)

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (183)

Neue Essays
über Kunst und Literatur
von
Herman Grimm.

Velinapap. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Die Ausstellung der Cartons von **Cornelius** lebt und Veranlassung zum vorstehenden Werk und namentlich auf den Aufsatz: die Cartons von Peter von Cornelius bewirkt, in dem ein reichhaltiges Material bietet, welches besonders reichhaltige Abdruck besitzen ist seit geraumer Zeit vergriffen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hortwig und Hofmann) in Berlin.

Schlaglinien für die Literatur des Auslandes.

Wöchentlich nehmen alle Buchhandlungen an sich enthalten des In- und Auslandes an, in Bezug auf die Zeitungs-Literatur.

An die Redaction des **Magazin für die Literatur des Auslandes** in Berlin (Hortwig und Hofmann) zu senden.

Verantwortl. Redact: Dr. **Joseph Lehmann** in Berlin.
Verlegt von **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Hortwig und Hofmann) in Berlin. Preis 1 Thlr. 20 Sgr. (184)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 18. September 1869.

[N° 38.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Eduard Hildebrandt, der Maler der Kosmos. 549. — Hübner's Tasse, nach Wilmor. 551.
England. Englische Stimmen über Kisten und Klosterunterricht. 552.
Schweiz. Calvin und der Geist seiner Reformation. 553.
Nordamerika. Deutscher Nachdruck in Amerika. 553. — Wer und was ist das Volk, nach Karl Heinzen. 554.
Frankreich. Stoff's Geschichte der französischen Literatur. 555.
Italien. Neuere Bestrebungen der Völkervermittlung in Venedig. 555.
Ungarn. Die neue ungarische Revue. 556.
Schweden. Nilsa Dorn, der schwedische Abenteuerer. 557.
Kleine literarische Revue. Zur ästhetischen Erklärung unserer Dichterherren. 558. — Felling's Verdienste um das Jubelcentum. 558. — Die Freireisen von Neuenberg. 559.
Literarischer Sprechsaal. Um Humboldttag. 559. — Uebersichtliche Darstellung Humboldt's Reisen. 559. — Aus dem Salon. 560. — Das Humboldtfeindthum in Newber. 560. — Humboldt als Puncten. 560. — Freie Berührung in Vesterreich. 560. — Französischer Thronfolger. 560.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeigter Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos.*)

Wenn wir so lange Zeit nach dem Tode E. Hildebrandt's leben verstreichen lassen, bis wir über das Leben und Schaffen dieses genialen Künstlers, dieses edlen und reinen Menschen, dieser Zierde unseres Vaterlandes und speziell unserer Stadt Berlin, einige Mittheilungen brachten, so ist dies nur geschehen, um zugleich auf irgend eine Biographie verweisen zu können. Eine solche liegt jetzt vor. Die Verfasserin der in der Anmerkung genannten Lebensbeschreibung hat uns, und zwar zum Theil aus eigener Erfahrung und persönlichem Umgange mit dem Verewigten, einen recht übersichtlichen und klaren Bild der seinen Entwickelungsgang und seine Schicksale eröffnet. Am wenigsten auch das vorliegende Buch nicht allen Ansprüchen genügen können, die man an eine Biographie E. Hildebrandt's stellen darf, wenn auch ein spezielles Urtheil über seine Stellung in der Geschichte der modernen Malerei weder versucht, noch durchgeführt und auch nichts gethan ist, um die von Künstlern und Kritikern entgegengesetzter Richtungen vorbrachten Vorwürfe gegen Hildebrandt's Methode zu widerlegen oder zu rechtfertigen, wenn auch Mancherlei in dem Buchchen (z. B. die Ueberschriften der Kapitel) etwas zu sehr auf den Fleck berechnet ist; — so fühlen wir uns dennoch verpflichtet, den, welche sich für Hildebrandt's Genies begeistert haben, der sich doch für ihn interessieren und sich über seinen Lebensgang genauer belehren wollen, die vorliegende Biographie bestens zu empfehlen, so lange bis sie einmal durch eine umfassendere und gründlichere Arbeit ersetzt werden wird.

Begleiten wir also schnell noch einmal den genialen Landschaftsmaler, den großen Farbentechniker auf seiner erst so dornenvollen und dann an Erfolg und Freude so reichen Laufbahn. Es gewährt ein solcher Gang in diesen Tagen ein doppeltes Interesse, weil das Leben Hildebrandt's so eng durchkreuzt ist von dem Leben des großen Deutschen, dessen Secularfeier augenblicklich aller Herzen und Sinne beschäftigt.

In den vierziger und fünfziger Jahren sah man zuweilen an milden Sommertagen im schönen Park zu Tegel zwei Männer lustwandeln, in Alter und Stellung gar verschieden. Der eine, ein hochbetagter Greis, gebeugt von des Alters Last und des Studiums Mühen, ihm zur Seite ein schöner, kräftiger Mann in der Blüthe des Lebens. Das silberweiße, gebauvolle Haupt etwas vornüber gebeugt, die Hände auf dem Rücken ruhend, ging der würdige Greis mit festem, langsam bedächtigem Schritt einher; ein feiner, freier Geist sprach aus dem lebhaftesten Blick des Auges; Milde, Wohlthun, die reinsten Menschenliebe leuchteten auf dem edlen Antlitz. Die mittelgroße, gedrungene aber elastische Gestalt des jüngeren Mannes bewegte sich mit Leichtigkeit aber weltmännischem Anstand. Voll Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe sah er auf den väterlichen Freund an seiner Seite; ein schöner Stolz, einen solchen Mann seinen Freund zu nennen, prägte sich in den feingehackten Zügen. Der Ausdruck des freundlich, tiefblauen Auges verrieth Kühnheit, Energie und Entschlossenheit. Dunkelblondes, lockiges Haar in üppiger Fülle umrahmte die hohe, freie Stirn, ein sorgfältig gepflegter Baden- und Schnurrbart, ein einfacher, aber gewählter und eleganter Anzug verriethen, daß er die körperlichen Vorzüge, welche die Natur ihm verliehen, nicht unterschätzte. — „Die beiden Luftwandler waren Alexander von Humboldt, dessen Namen die alte und die neue Welt mit Bewunderung nennt, und Eduard Hildebrandt, der reich begabte, geniale Künstler.“

In dieser Weise schildert uns die Verf. das edle große Paar, den Naturforscher und den Künstler, Beide Kenner der Natur in allen ihren Geheimnissen, Beide große Reisende und Weltumsegler. Damals stand Hildebrandt auf der Höhe seines Ruhmes. Die Freundschaft der besten Männer seiner Zeit, der Bestall seiner Mitbürger, die Liebe seiner Umgebung ward ihm in einem Grade zu Theil, wie wenigen Anderen. Fortuna, das sonst so launische Weib, hatte über dem Scheitel dieses Einen ihr Güllhorn verschwenderisch geleert, — aber es fehlte viel, daß ihm dies Alles schon von Anfang an zu Theil geworden wäre. In der That, es ist eine dornenvolle Künstlerlaufbahn, die sich unseren Augen bei der Betrachtung von Hildebrandt's Lebensgang öffnet; aber, wenn irgend Einer, so hat er das Sprichwort wahr gemacht: „Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen!“

Geboren zu Danzig am 9. September 1817 als der Sohn eines armen Stubenmalers, war er von Jugend an dem Mangel ausgelegt; denn sein Vater konnte seine acht Kinder kaum ernähren, geschweige denn etwas Erhebliches für ihre Bildung thun. Mit fast beispielloser Elasticität hat Hildebrandt alle sich ihm entgegenstellende Hindernisse überwunden und sein Ziel, das er früh richtig und sicher erkannt hat, auch erreicht. Er lernte zunächst das Handwerk seines Vaters, aber bald trieb

*) Eduard Hildebrandt, der Maler des Kosmos. Sein Leben und seine Werke. Von F. Arndt. Berlin, Verlag von H. Reiser. (131 Seiten.)

es ihn hinaus in die Welt; er fühlte was er leisten konnte und wollte sich den geeigneten Boden für seine Wirkksamkeit selbst schaffen. Nach mannigfachen Kreuz- und Querzügen, sagte er zunächst in Berlin festen Fuß, mußte sich aber hier seinen Lebensunterhalt äußerst kümmerlich mit sehr untergeordneter künstlerischer Thätigkeit, Coloriren von Lithographien und dergl. erwerben. Philisterei und Beschränktheit stellten sich ihm außerdem bei seinem Vorwärtstreben entgegen, — es wiederholte sich das ja fast bei jeder Künstlerlaufbahn. Er batte sich an Prof. Schadow, den Director der Akademie der Künste, gewendet und unter Einreichung einiger Zeichnungen um freien Unterricht nachgesucht. Darauf ward ihm folgender hochweiser Beiseid: „Diese Zeichnungen haben Sie nicht gemacht, den freien Unterricht auf der Akademie können Sie nicht erhalten, und wenn Sie kein Geld haben, dann thäten Sie wirklich besser, den Gedanken, Künstler zu werden, ganz aufzugeben!“ Indessen dachten nicht Alle so klein; schon vorher hatte ihm Prof. Krause einen Platz in seinem Atelier eröffnet, wo dem begabten und eifrigen Schüler reichliche Gelegenheit wurde, sich weiterzubilden. Von großem Vortheil auch in materieller Hinsicht war dem jungen Künstler ferner die Freundschaft Rabe's und seiner Gattin, die auch späterhin nie getrübt worden ist.

Im Sommer 1841 gelang es endlich dem 24jährigen Jüngling eine Reise nach Paris anzutreten, wenn auch nur mit sehr geringen Mitteln. Es würde uns zu weit führen, den damaligen Zustand der französischen Malerei zu charakterisiren. In der Behandlung der Farben, in Landschafts-, Thier-, Schlacht- und Hofenmalerei hatten die Franzosen in jenen Jahren besonders Bedeutendes geleistet. Delacroix und Decamps sind hier wohl am ersten zu nennen, denen sich Bonington anschließt. Der Schüler des Letzteren war Isabey, zugleich der Lehrer Hilbrandt's. Wichtig ist es noch, daß unser Künstler bei jenem Maler mit einer Technik bekannt ward, die späterhin von größter Wirkung für sein künstlerisches Schaffen war, mit der Aquarellmalerei.

Er arbeitete nun mit glühendem Eifer trotz drückender materieller Noth, und der Erfolg ließ nicht länger auf sich warten: die Pariser Jury erkannte ihm für ein kleines Genrebild, das er im Salon von 1842 ausstellte, die goldene Medaille zu. Bald fand er auch Schüler, die Zahl seiner Freunde wuchs, und nun war für ihn der Morgen eines neuen Lebens, an Sorge armen, an Freude und Erfolg reichen Daseins angebrochen. Sein heißer Wunsch, seine arme Mutter unterstützen zu können, war nun in Erfüllung gegangen. Und das verdient wohl hier erwähnt zu werden: Hilbrandt, der Mensch, ist nicht weniger liebenswerth und preisenswerth als Hilbrandt, der Künstler. Er war eine reine, edle Natur, von festester Herzensgüte und tiefer, ungeschminkter Menschenliebe. Nach seinen liebe war Hilbrandt's Religion. Nicht in Kirchendienst und frommen Gebeten suchte er das Heil der Seele, nur im Gutesethun. Von einer Eintheilung der Menschen nach ihrem Glauben wollte er nichts wissen, er kannte nur zwei Arten von Menschen: gute und schlechte.“

Wem fällt es nicht ein, daß er hierin auf's Beste harmonirte mit A. v. Humboldt, seinem großen Freunde? Diese Gemeinheitslichkeit der sittlichen Weltanschauung war denn auch nicht das letzte Band, welches diese Beiden aneinander knüpfte. Ihre Bekanntschaft fällt in das Jahr 1843, nachdem Hilbrandt seinen Pariser Aufenthalt beendigt hatte und nach einer Reise durch den Süden Frankreichs nach Berlin zurückgekehrt war. Zahlreiche Entwürfe, welche nachher theils in Del,

theils als Aquarellen ausgeführt wurden, waren die Frucht dieser Reise, und gerade diese Leistungen erregten die Aufmerksamkeit des kunst sinnigen Königs und A. v. Humboldt's in so hohem Grade, daß Beide in kürzester Zeit in sehr nahen Umgang mit ihm traten und ihm für sein Schaffen wenigstens theilweise den Weg bahnen halfen.

So wurde ihm denn von Friedrich Wilhelm IV. der Auftrag, nach Brasilien zu gehen, und er trat sofort seine Reise an, die er übrigens, wie alle späteren, ganz auf seine eigenen Kosten gemacht hat. Das künstlerische Resultat dieser Fahrt sind die berühmten Aquarellen aus allen Theilen Amerikas, über die ein Wort zu verlieren uns nicht nöthig erscheint. „Wenn auch du und da ein Tadel laut wurde, indem man den Künstler der Extravaganz beschuldigte und die Vortrefflichkeit übertrieben fand, mußte er vor der allgemeinen Bewunderung bald aufstehen.“

Es folgt dann im Jahr 1847 sein Aufenthalt in England, wo er die Gastfreundschaft der Königin in hohem Grade genoss. Von da segelte er nach Madeira und Afrika und kehrte über Spanien und Portugal nach England zurück. „In London veranstaltete er eine Ausstellung der sämtlichen landschaftlichen und architektonischen Skizzen, die er auf der weiten Tour in bedeutender Anzahl entworfen hatte, und die sich alle durch scharfe Auffassung und seine Farbenbestimmung auszeichneten. Ungeachtet der hohen Meisterhaft, welche die Aquarellmalerei in England erreicht, fanden die Kunstschöpfer u. Hilbrandt's eine ungetheilte Anerkennung. Die Kunst war einstimmig in ihrem Vobe, und der Künstler genoß den Ruhm ab einem großen Ruf in England. Auch aus dem Munde der Königin Victoria hörte er die schmeichelhaftesten Worte erheben. Seit jener Zeit wurden seine Delgemälde viel von den Engländern gekauft, besonders die Winterlandschaften, die regten dort allgemeine Bewunderung.“

Im Herbst 1849, nachdem die Stürme der Revolution sich gelegt hatten, finden wir ihn wieder in Berlin und zwar hauptsächlich beschäftigt, die Einbrüche seiner Reise auf der Leinwand zu fixiren. Wir verdanken jener Zeit die prachtvollen Landschafts-Gemälde, die von Anfang an den Beifall sich erwarben, der ihnen noch jetzt fast allgemein zu Theil wird. Wir geben die Schilderung einzelner Sachen, so verlohnt eine solche auch wäre. Man hat Hilbrandt häufig einen Virtuosen genannt, um ihm damit die eigentliche künstlerische Thätigkeit abzuspochen und seine Hauptbedeutung in das Technische zu verweisen. Wir halten dies nicht für richtig und bemerken für unsere Meinung nur den Umstand, daß er bei seinen Stoffbildern mit dem sorgfältigsten Nachdenken, dem gründlichsten Studium zu Werke ging. Nur nach reiflicher Überlegung ging er an die Ausführung und war dann mit ganzer Seele thätig. Mit Recht wendet die Verf. das schöne Wort von Delacroix auf ihn an: „Le beau est le fruit d'une inspiration persévérante, qui n'est qu'une suite de labeurs opiniâtres; il sort des entrailles avec des douleurs et des déchirements, comme tout ce qui est destiné à vivre.“

An Wegnern fehlte es ihm nicht, trotzdem wuchs sein Einfluß auf die Ausbildung der Kunst von Jahr zu Jahr in Deutschland. „Jungen Talente, denen die conventionalisirte Ausübung, die sich in den meisten damaligen Bildern zeigte, nicht zusagte, erkannten sofort in den Bildern Hilbrandt's den Triumph, den hier die malerische Behandlung über den Zeichner errungen.“ Das coloristische Prinzip kam durch ihn erst zur Geltung.“

In jene Zeit fällt nun auch sein intimster Verkehr mit L. v. Humboldt. Die Verf. theilt eine große Anzahl von Briefen des Naturforschers an den Künstler mit, von denen wir ein dem Interesse, das sich gerade jetzt an den Namen „Humboldt“ knüpft, wohl einige charakteristische Proben mittheilen dürfen. So hat er am 17. April 1850 u. A. an ihn geschrieben: Nach dem Leide, das ich Ihrem herrlichen Werke gesendet, ist es mir lieber, theuerster Hildebrandt, Ihnen zu finden, um Ihnen den Eindruck zu schildern (Eindruck der Bewunderung), in mir Ihr Abendhimmel gelassen. Das ist das Eigenthümliche eines großen Künstlers, so die mächtige Natur aufzufassen, die Technik in ihrer Vollkommenheit zu bemerken, daß ohne die Spur der Härte sich die Gegenstände von Farbenglut umgeben darstellen können. Den schönsten Sieg, den Sie durch die Gesamtheit Ihrer Werke, welche die Geste wie das Meer, in Charakter edler Phantasieformen wie die scharf accentuirte, tene Architektur erlassen, in dieser gefühllosen Stadt erzeugen, ist der, daß der enthusiastische Ihrer Verehrer ein Bildhauer ist, — Rauch. Seine Anerkennung Ihres Werkes, durch die Ausübung selbst immer wachsenden Talents zeigt, wie der Sinn des Schönen und Großen in allen Kunstleistungen (plastischen Gebilden und Malerei) aus Einer Quelle fließt. Es war mir ein Drang, theurer Hildebrandt, Ihnen dies zu schreiben, damit nach dem Tode des uralten Mannes es Ihnen einst Freude mache, in sein Andenken in Ihnen fortzuleben.“

Die Worte sind ein rührendes Zeugniß für das innige künstlerische Verhältniß zwischen den beiden. Aber noch die Andere, und unter ihnen die besten Männer Berlins, zählte Hildebrandt zu seinen Freunden, und selten hat es Einer Menden, nicht nur durch das, was er ist, sondern auch durch das, was er hat und giebt, so viele verschiedene Naturen an sich gefesselt. Er war einer der liebenswürdigsten, bestechendsten Gesellschafter und in Folge dessen mehr gesucht, als im Stande war, Folge zu leisten. Später war es besonders allen Berlinern wohl bekannte Restauration von Schaubert hinter dem Schauspielhause, wo er häufig mit einem gewählten Kreis von Künstlern und Gelehrten verkehrte. Unter diesen ist kein vertrauterer Freund Hermann Göthe's; besonders zu wirken von den Uebrigen ist wohl vor Allem der Kupferstecher David Mandel, der congeniale Nachschöpfer Raphael'scher Hinterwälder.

Wir übergeben eine Schilderung seiner Reise nach Palästina, die er im Auftrage des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. im J. 1852 unternahm; die berühmten Aquarelle in Aegypten und Palästina, die Frucht jener beschwerlichen Reise, sind der beste Commentar dazu. Der Tod seines treuen Bruders, welcher, ebenfalls Maler, im J. 1855 zu Rom starb, drückte ihm tief danieder. Im folgenden Jahre betheiligte sich an einer Expedition nach dem Nordcap, welche ihm schon künstlerischen Gewinn brachte. Es folgt dann ein noch alljähriger Aufenthalt in England, der u. A. ihm ein Motiv lieferte, das, dessen Ausführung (ein Sonnenbild aus Jericho) auf der letzten großen Berliner Kunstausstellung allgemeine Bewunderung erregte. Seine größte Reise, die Fahrt um die Welt, fand ihm noch bevor; sie fällt, wie bekannt, in die Jahre 1862 bis 64. Das Hauptresultat derselben sind jene berühmten 60 Aquarelle, welche uns in der That „auf Flügeln der Kunst in den Ozean“ und wohin es gerade ist, versetzen. „Nur durch die Selbstverleugung und einen eisernen Fleiß hatte Hildebrandt es möglich gemacht, bei den Leiden, welche ihm das Klima

bereitete, der unerträglichsten Hitze, der fast noch unerträglicheren Insektenwelt seine Kunst in solcher Weise zu bereichern. Zur Verwirklichung eines solchen Gedankens: die bildliche Darstellung des Weltalls, hatte sich der Künstler unzähligen Gefahren und Strapazen ausgesetzt. Weil er seiner Kunst aus innerster Ueberzeugung ergeben war, darum konnte er ihr solche Opfer bringen. Sein Trieb, sein Eifer schätzte seine Kräfte, er wollte Außerordentliches leisten, nicht aus Ruhmeslust, — nur aus Liebe und Begeisterung für die Kunst. Wenn seine schmerzbedürftige Seele an dem Zauber des Sonnenlichts sich labte, dann war jedes Leid vergessen, und es lächelten ihm alle Freuden, alle Heiterkeit, alles Glück des Lebens.“

Und nun noch eine Frucht jener Weltumsegelung will ich nennen: „Unter dem Aequator“. Das blaue Meer ist die Lösung eines Problems, an dem wohl gekraucht ein Anderer sich nicht hätte versuchen dürfen. Aber gerade dieses Bild hat er mit solchem Aufwand von Nachdenken und Mühe gemalt, daß es ihm, nach dem Auspruch der Ärzte, das Leben gekostet hat. Anfang October des vorigen Jahres überfiel ihn nach einer Reise zu seinen Verwandten der schmerzliche Gelenkrheumatismus, der einen immer schlimmeren Charakter annahm. Sein letztes Bild beschäftigte ihn noch beständig in seinen Phantasien. Nach dreiwöchentlichem Krankenlager befreite ihn der Tod von seinen Leiden; der Vorbertrag des Ruhms und die Bürgerkrone reifester Hergengüte, die er schon bei Lebzeiten getragen hatte, bleiben ihm unverwehrt. Mögen auch diese wenigen Worte im Stande gewesen sein, sein Andenken zu ehren und zu befestigen!

U. B. G.

Göthe's Tasso, nach Wilmar.

„Ueber Göthe's Tasso“, ist der Titel einer kleinen Schrift des unlängst verstorbenen Marburger Professors Wilmar; Dr. Piberit, sein Freund und Schüler, hat die Herausgabe aus seinen Papieren veranlaßt. Das Büchlein wird manches Vorurtheil, und zwar müssen wir sagen, manches gerechtfertigte, zu überwinden haben, ehe es Eingang und Verbreitung findet. In Wilmar muß man in der That nun einmal zwei ganz verschiedene Menschen untercheiden, einmal den ultraorthodoxen, lutherischen Theologen, plätschig, engbergig, verschroben, wie nur je Einer jener Richtung; dann den begeisterten und geistreichen Aesthetiker und Literarhistoriker. Leider treten diese beiden Personen nicht immer getrennt von einander auf, sondern fallen einander diametral sogar ins Wort, so daß man stets gefast sein muß, zwischen geistvollen Ausführungen literarhistorischer Art auf politischen Irrereden und salbungsvollen pastoralen Excurse zu stoßen. Dies gilt z. B. wie bekannt, von seiner so verbreiteten Geschichte der Literatur.

Wenn ich nun sage, daß in vorliegender Schrift Wilmar der Theologie nicht mit zum Worte kommt, so soll darin eine entschiedene Empfehlung derselben liegen. Göthe's „Tasso“ kann allerdings eine kleine Apologie wohl vertragen; denn merkwürdiger Weise sind der Verehrer gerade dieses Meisterwerkes Göthe'scher Poesie nicht gar so Viele. Wir sehen keinen Augenblick an, dieses Drama als eine der glänzendsten Perlen in der Krone des Dichters zu bezeichnen und würden bereit sein, Widersprüchen gegenüber diese Ansicht zu vertheidigen und auszuführen,

theils an der Hand Bilmar's, theils aber auch aus eigenen Mitteln, falls ein solches Unternehmen nöthig wäre.

Bilmar giebt zunächst eine kurze Biographie des Dichters Torquato Tasso selbst, um die historische Grundlage des Drama's deutlich zu machen. Sodann legt er den Gang desselben in kurzer Uebersicht dar und deckt uns die innere dramatische Ökonomie auf. Er zeigt, und zwar sehr richtig, wie uns scheint, daß, „was man dramatische Armut's des Wöthe'schen Tasso zu nennen beliebt hat“, der gegienste, aber eben deshalb nicht prunkende, Reichthum ist. Unlich entwirft er ein Bild der einzelnen Charaktere des Drama's. Diese Charakteristiken können wir nicht umhin, ebenfalls als feinsinnig und schön zu erklären, und zwar scheinen uns am schärfsten und richtigsten aufgefaßt die Charaktere der Gräfin und des Dichters selbst. Letzteren nennt er z. B. „einen Dichtergenius, welcher nicht wie Göthe selbst aus der freien und heiteren Weltanschauung und dem regen Weltverkehr seine Dichterstoffe schöpft, sondern aus den geheimsten Tiefen seines Inneren sie hervorzauberte, welcher eben darum auch keine Dichtungen nicht frei und sicher außer sich hinaus in die Welt zu stellen vermochte, sondern sie als einen ihm ausschließlich angehörenden Schatz sorgsam, ja ängstlich hütete“.

Der „Tasso“ ist allerdings, unserer Meinung nach, eine Tragödie in der tiefsten Bedeutung des Wortes, und wenn dies zu viel gesagt scheint, für den mag Göthe selbst sprechen: „Das Grundmotiv aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zustande, veranlaßt durch mehr oder minderen Nothzwang, durch mehr oder minder verhehelter Gewalt, ist auch eine Variation desselben Thema's.“ — „Das Stück ist eine Tragödie,“ fährt Bilmar fort, „deren Schauplatz diesmal nur die innere Welt statt der äußeren ist, und die Prinzeßin und Tasso sind wahrhaft tragische Charaktere, die durch Nothzwang und Gewalt, äußere, wie innere, von einander abgeschieden werden.“ — Warum Göthe selbst den Ausdruck „Trauerspiel“ vermieden hat, ist eine recht interessante Frage, aber es würde uns hier zu weit führen. Wir kommen wohl gelegentlich einmal darauf zurück.

England.

Englische Stimmen über Klöster und Klosterunterricht.

Das Hauptorgan der Ultramontanen in England, das Wochenblatt „The Tablet“, nimmt die allgemeine, in Großbritannien, wie auf dem Kontinent, herrschende Aufregung über die Klöster und die Klostererziehung zum Wortan, und die Freiheitskrieger der Liberalen des inneren Widerspruchs zu zeichnen. „Nichts“, sagt die gedachte Zeitschrift, „kann klarer sein, als das Recht der großen christlichen Gemeinschaft, die wir Kirche nennen, Lehren zu verbreiten durch die von ihr angestellten Beamten, oder das Recht der Eltern jeder Familie, sich diejenigen zu wählen, denen sie die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen wollen. . . Und was den Staat betrifft, so haben die Menschen ebenso viel Recht, unter einer bestimmten, von ihnen angenommenen Regel zusammen zu leben, als getrennt von einander, ohne alle Regel.“

Das englische Blatt „Pall Mall Gazette“, ein jetzt in großem

Ansehen stehendes Journal, tritt diesen Beschuldigungen der liberalen öffentlichen Meinung Europa's mit großer Entschiedenheit entgegen. „Wenn Jemand“, sagt Pall Mall, „der sich ein Liberaler nennt, ein System der Menschenrechte a priori aufstellt, das er für unverbrüchlich und aller menschlichen Gesetzgebung voranehend erklärt, und wonach er allen Denkmätern, deren Ansichten ihm mißfallen, diese Rechte verweigert, so ist, allerdings inconsequent; aber in England sind es nur einige unklare Köpfe, die mit solchen Phrasen dieser Art noch um sich werfen und zuweilen eine Sprache führen, welche sie mit Recht der Beschuldigung der Inconsequenz aussetzt, während die Liberalen im Allgemeinen durchaus rationell und consequent denken. Wir selbst gehören der über ganz Europa verbreiteten großen liberalen Partei an, und unsere Ansicht ist folgendes: Soll Regierung beist zu viel, als Nothigung durch Gesetz; Recht sind Gesetze von Gesetzen; ein Recht ist eine einem Menne geistlich zugesicherte Macht, Andere zu nöthigen, nicht in der Ausübung einzugreifen. Die große Masse von Menschen des Verstandes sind unter normalen Verhältnissen, wenn die störenden Momente vorhanden, darin übereinstimmend, daß gewisse Dinge: Gesundheit, Reichthum, Wissenschaft, Vergnügen, Freiheit oder Abwesenheit des Zwanges, Macht zu viele andere Dinge, die man zusammen gewöhnlich, wenn etwas oberflächlich, als Glückseligkeit bezeichnet, über Alles liebende Regierung, oder „Nothigung durch Gesetz“, wenn welche diesem Zwecke geführt, ist im Stande, die menschliche Glückseligkeit durch Schaffung und Beschützung geeigneter Rechte in der Weise zu fördern, z. B. indem sie das Recht der persönlichen Sicherheit und der persönlichen Freiheit aus das Recht wahrnimmt und schützt, mit anderen Worten: indem sie hindert, daß Einer den Anderen schlägt, oder sonstwie verletzt, ihm Freiheit beraubt, oder auf andere Weise ihn in seiner geistlichen und physischen Bewegung hemmt. Auf diese Weise sichert Regierung Jedermanns Anspruch auf Lebensdauer und verleiht ihm sein physisches und moralisches Wohlfühlen. Welche Rechte tragen in der That zur menschlichen Glückseligkeit bei? Ob z. B. das Recht über Leben und Tod, welches das römische Gesetz den Eltern über ihre Kinder verlieh, oder das alte Recht der Einspernung und des Heiratsverbotes des französischen Gesetzes, oder endlich die sehr milde Autorität — deren charakteristisches Kennzeichen vielleicht die Enternungs-Befugnis ist — die das Gesetz von England den Eltern verleiht, mehr zur menschlichen Glückseligkeit beiträgt, — das ist eine Frage der That und der Erfahrung, von deren Lösung die Entscheidung der Frage abhängt, welche Rechte die Gesetzgebung eingegebenen Landes zu schaffen hat.

Ist dem aber so, dann ist der liberalgefinnte durch nicht inconsequent, wenn er die Frage in Erwägung zieht, einer besonderen Körperlichkeit verfaßt sein soll, Unterricht ertheilen, und ob es den Eltern frei gestellt sei, ihre Kinder überhaupt unterrichten, oder nicht so unterrichten zu lassen, sie es eigentlich wünschen. Wenn irgend ein Verein sich thäte, welcher Schulen gründete, um den Atheismus zu leh-

so würde es dem Tablet gewiß recht sein, wenn dieser Verein bestraft und seine Schulen unterdrückt würden. Und nun ist es eine Inconsequenz des Liberalismus hin, wenn er die prüft, ob es geistlichen Congregationen und Klöstern zu statuten sei, unter der Tugend ihre Lehren von den ewigen zeitlichen Strafen der Hölle und des Gefegners zu verbreiten.

Wir haben hier nur die Consequenz des Liberalismus dem Tablet gegenüber mahnen wollen. Was das Bekenntnis an

Vertheidigung religiöser Ueberzeugungen betrifft, so existirt natürlich kein Zweifel, daß in dieser Beziehung absolute Freiheit herrschen muß. Es kann erwachsenen Männern und Frauen durchaus nicht gekehrt werden, wenn sie freiwillig in ein Kloster eintreten und sich diejenigen Entbehrungen auferlegen wollen, die sie für etwas Frommes halten. In England wird daran Niemand, ebenso wenig als an der Errichtung und Eröffnung von Schulen, gehindert. Gleichwohl aber bleibt es auch im reinen England ein Gegenstand der Erwägung, dessen Bedeutung und Umfang täglich mehr anerkannt wird, ob nicht gerade um der Religionsfreiheit willen gewissen Religionslehrern gegenüber, welche das Recht und die Freiheit Anderer misguthaten, das Gesetz auf das Strengste darüber zu wachen habe, daß durch sie Niemand in seinem Rechte und seiner Freiheit beeinträchtigt werde.

S c h w e i z .

Calvin und der Geist seiner Reformation.*)

Dieses vortreffliche Werk ist auf drei Bände berechnet, deren der erste die Geschichte der Genfer Reformation und Calvin's, von dritter die Beseitigung des Calvinischen Geistes zum Gemeinde haben soll. Der vorliegende Band schildert im ersten Theile die Feststellung der Unabhängigkeit Genfs von den Grafen von Savoyen und dem Bisthofs, sowie die Verbindung mit Freiburg und Bern, im zweiten die Einführung der Reformation, die Thätigkeit Farel's und Frommets, im dritten Calvin's kühneres Leben, seine erste Wirksamkeit in Genf, seine Vertreibung, seine Rückkehr, im vierten endlich den nunmehr von ihm beherrschten Staat.

Der Verfasser hat seiner Arbeit das umfangreichste Quellenmaterial zu Grunde gelegt und an Ort und Stelle sich die inhärenten Forschungen unterzogen, doch ist es ihm gelungen, aus all eine gelehrte Arbeit zu liefern. Sein Styl ist musterhaft, seine Schilderung überall lebendig und ansprechend, seine Charakteristik tadellos, und haben wir sein Buch mit dem lebhaftesten Wunsche aus der Hand gelegt, daß die andern Bände sich bald erschließen möchten.

Klar und deutlich tritt aus seiner Erzählung der Unterschied zwischen germanischem und romanischem Geiste hervor. Jenem ist die Reformation Herzogsbedürfnis, diesem eine Forderung des Verstandes. Während in Deutschland der Gedanke sich immer freiere Bahnen brach und die stehengebliebenen Orthodoxie als liegen ließ, versiel diese romanische Reformation gleich Anfangs in eine Form, gegen die die schlimmste Ausartung des Atheismus erträglich erscheint, den Puritanismus. Während aber im Glauben an die Erlösung sein Heil suchte, setzte Calvin's Eitelkeit der Unfehlbarkeit der Kirche, die doch wenigstens etwas Gutes war, die des toten Bibelbuchhabens. Die Folge war natürlich ein grauenhafter Despotismus, und hätten wir nicht in Genf unter seinem Regimente wohnen können, wo die selbst selbst die Gebote reglementirte und jeden Schritt, jedes Wort von Epionen und Denuncianten überwacht wurde, wo Calvin von der Kanzel herab die Errichtung eines Galgens und die Aufknüpfung von 7-800 jungen Genesern für nöthig erklärte.

*) Johann Calvin. Seine Kirche und sein Staat in Genf. Von H. Konjunktur. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869.

Daß diese Fanatiker des Verstandes von jedem wahrhaft christlichen Gefühle weit entfernt waren, ist nur zu natürlich. So sehen wir denn die Prediger fortwährend um Gehaltzulage petitioniren, trotzdem der Staat in der größten Geldverlegenheit ist, sehen wir diese Diener des Evangeliums im Gegenfalle zu dem katholischen Klerus bei einer ausbrechenden Pest sich feige vor der werthigsten Liebe rücken, den Meister Calvin eine diplomatische Mission übernehmen, endlich sogar das Kollegium der Geistlichen in offener Katholikerversammlung das naive Geständnis ablegen: „Daß Keiner von ihnen den Muth habe, in das Pesthospital zu gehen, obgleich es ihr Amt erfordere, in guten wie in schlimmen Tagen Gott und seiner heiligen Kirche zu dienen.“ Der Rath beschloß „Gott zu bitten, daß er ihnen für die Zukunft einen bessern Muth verleihen möge“. Gott scheint diese Bitte indessen nicht erfüllt zu haben.

Auch die in Deutschland erst später auftretende Folge der Reformation, die Verfolgung von Hexen und Zauberern, welche unserm Vaterlande Tausende von Menschenleben gekostet, wurde in Genf gleich zur schönsten Blüthe gezeitigt. So wurden vom 17. Februar bis 15. Mai 1545 vierunddreißig jener Unglücklichen durch Schwert, Scheiterhaufen, Galgen und Bierheilung vom Leben zum Tode gebracht.

Was nun gar die errungene Geistesfreiheit betrifft, so sah es mit dieser am Alterthümlichsten aus. Da wird ein Bauer gefänglich eingezogen, weil er am Freitag kein Fleisch gegessen, eine Witwe, weil sie auf dem Grabe ihres Gatten diesem „Ruhe in Frieden!“ nachgerufen, vor das Konsistorium citirt, die Censur mit der äußersten Strenge gehandhabt, beim Tode eines kirchlichen Buches sogar der Prediger zu Rathe gezogen, die Todesstrafe gegen Ketzer sanctionirt, jede Negung der Unzufriedenheit auf's Strengste geahndet, die Genfer Freiheit unterdrückt und, wenn auch die Demokratie scheinbar bestand, das aristokratische Element auf's Eifrigste gepflegt und bevorzugt.

Eine sehr lehrnwerthe Epilog wollen wir noch am Schluß notizen. Es ist das fünfte Kapitel des zweiten Buches: „Die Schwestern von St. Clara.“ Dergleichen beweist, daß es historisch unmöglich war, daß die Reformation den Katholizismus vollständig überwinden konnte.

G. S.

Nord-Amerika.

Deutscher Buchdruck in Amerika.

Trübner's Record vom 16. August bringt einen Leitartikel: „Internationaler Verlagsrecht und deutscher Verlagsbuchhandel in den Vereinigten Staaten“, worin, unter Einwirkung auf die von dem deutschen Buchhändler, Herrn C. Steiger, in New-York, verfaßten, in den Jahren 1868 und 1869 publicirten beiden Schriften über den Buchdruck in Nordamerika, der ausgezeichneten, bibliopolischen Wirksamkeit des Herrn Steiger, die der Verbreitung und der Geltung der deutschen Literatur in transatlantischen Ländern ungemein förderlich sei, volle Gerechtigkeit zu Theil wird. Auch darin stimmt das Londoner Journal mit dem deutsch-amerikanischen Buchhändler überein, daß es unverkennbar sei, den Buchdruck deutscher Bücher in Amerika, wo er geleglich erlaubt ist und unter Umständen sogar von großem moralischen Nutzen sein kann, für eine unethische Handlung zu erklären. Aber wenn Herr Steiger so weit geht, jeden völk-

rechtlichen, amerikanisch-europäischen Vertrag, der den europäischen Schriftstellern gewisse, wenn auch sehr eingeschränkte Autorrechte in Amerika sichern würde, als einen Eingriff in die Freiheit und das Bestrecht des amerikanischen Volkes zu bezeichnen, so wird diese Behauptung von Tribune's Record nicht bloß bestritten, sondern auch aus der eigenen Handlungsweise und den eigenen, früheren Zugeständnissen des Herrn Steiger als unhaltbar nachgewiesen.

Herr Steiger hatte nämlich früher allen bedeutenden Verlegern in Deutschland einen Katalog der von ihm nachgedruckten deutschen Schriften mit einer Auseinandersetzung der Principien, nach welchen er zu Werke gehe, überliefert. Er erklärte darin, daß die Befriedigung des Bücherbedarfs des deutschen Publikums in Amerika bei den hohen Vadenpreisen des europäischen Buchhandels ganz unmöglich sei. Um dem abzuhelfen, sei er gern bereit zu jedem billigen Uebereinkommen mit deutschen Verlegern hinsichtlich der amerikanischen Einfuhr ihrer Verlagsartikel, wobei er gewisse Rechtsansprüche der Autoren ausdrücklich anerkannte, wenn er auch hinzusetzte, daß er fest entschlossen sei, das Interesse seiner deutschen Handelsleute in Amerika nicht durch Nachgiebigkeit gegen die übertriebenen Forderungen, die einige seiner europäischen Kollegen vom Werthe des Verlagsrechtes haben, zum Opfer zu bringen.

Dies war allerdings eine ganz ehrenwerthe, durch die amerikanischen Verhältnisse vollkommen gerechtfertigte Position des deutschen Buchhandels in den Vereinigten Staaten, der, außer den Grundstoffen für die in Europa gedruckten Bücher, darauf auch noch die unwürdige Tax on Knowledge, den Einfuhrzoll von 25 Procent, zu tragen hat, den die republikanische Regierung von allen Geisteserzeugnissen des Auslandes erhebt. Keinesweges aber wäre es aus dieser schlimmen Stellung des europäischen Buchhandels in Amerika, oder aus sonstigen volkswirtschaftlichen Gründen, zu rechtfertigen, wenn dem europäischen Schriftsteller dort jede materielle Entschädigung für seine Arbeit verweigert bliebe und auf Grund des allgemeinen Interesses der Nachdruck als ein unveräußerliches Landrecht erklärt würde.

Die anglo-amerikanischen Buchhändler sind auch durchaus nicht einer solchen Ansicht: vielmehr geben die vornehmsten Häuser in New-York, Boston u. durch die Thatfache, daß sie nur solche Werke englischer Autoren abdrucken, von denen sie dazu die Befugniß erhielten, und daß sie in den von ihnen verlegten Zeitschriften keinen Nachdruck ausnehmen, zu erkennen, daß ihnen ein auf billigen Grundfahen ruhender internationaler Vertrag ganz recht sein würde.

Auch die Buchhändler in Canada haben sich bereit erklärt, für das Recht, Bücher, die in England erschienen, nachzudrucken, den Autoren einen gewissen Procentfuß des Preises als Honorar zu bewilligen. Sie haben sich in dieser Beziehung mit einer Bittschrift an die englische Regierung gewandt, welche wahrscheinlich davon Veranlassung nehmen wird, dem Parlament über die mit den transatlantischen Völkern zu vereinbarenden literarischen Verträge eine Bill vorzulegen.

3. 2.

Wer und was ist das Volk, nach Karl Heine.

„Wer und was ist das Volk?“ so fragt der bekannte radikale Karl Heine in einer vom „Verein zur Verbreitung radikaler Principien“ in Amerika herausgegebenen Schrift).

Das „Volk“ ist, wie Heine in dieser Schrift ausführt, etwas wenig in Amerika, als in Europa, Etwas, während das, was er „Michtvolk“ nennt, Alles ist. Die Umkehr dieser Verhältnisse durch Abschaffung des bestehenden Repräsentativsystems herbeiführen zu helfen, ist der Zweck der radikalen Schrift.

Von der Art der Ausführung Heine's geben wir nachstehende Probe. Er spricht von der vorliegenden Gewalt in Amerika und sagt:

„Sie besteht aus der Person eines Präsidenten, den man am Beizeichnen als König im Grad titulirt. Er wird wenig vom Volke gewählt, wie der Senat, sondern jeder einzelne Staat wählt, wieder nicht nach absolutem aktivem Wahlrecht für jeden Wählenden, sondern nach seinen besondern Wahlgesehen, so viel Präsidentenwähler als er Repräsentanten nach Washington schickt, und diese wählen erst den Präsidenten. Wählen sie ihn aber nach eigenem freiem Urtheil? Gewahr! Sie sind moralisch verpflichtet, denjenigen Kandidaten zu wählen, den die Konvention der Partei-Drahtzieher und Humpen vorber akkompirt hat, so daß — wunderbares Schauspiel! — der Präsident schon gewählt ist, ehe die Wahl stattgefunden hat. Und welche Stellung hat nun dieser undemokratisch gewählte Träger der vorliegenden Gewalt? Ist er im Mindesten abhängig vom Volke? Er bildet in den Zeiten, wo der Kongreß nicht versammelt ist, also in der Regel neun Monate lang, die einzige Behörde der Nation, keiner direkten Kontrolle und keinem Befehle unterworfen; er kann die Beschlüsse der legislativen Gewalt mit einem veto wege, wie ein konstitutioneller König; er kann die wichtigsten Posten mit volksfeindlichen oder doch dem Volke nicht zugewandten Beamten besetzen nach Belieben; er kann als Befehlshaber der Armee und Marine das Land jedem Feinde bloßstellen, oder es in Krieg verwickeln; er kann als Geschäftsführer des Volkes in den auswärtigen Angelegenheiten aktiv und passiv die Interessen des Landes tausendmal verlegen und verrathen, ohne daß die Mittel der Konstitution ausreichen, ihn dafür zur Verantwortung zu ziehen. Begehrt er nicht offenen Verrath, so ist der König im Grad vier Jahre lang zu jeder Unterlassung, um Begehungen zu ernächtigen und das Volk hat eben so wenig ein konstitutionelles Mittel sich seiner zu entledigen, wie es sich der Herren Repräsentanten entledigen kann. Das Bewußtsein dieser Stellung ist es denn auch, was die Herren in Washington, sowohl im Kapitol als im Weißen Hause, jede Stimme des Volkes überhören läßt, so ihnen nicht konvenit, und sie nach und nach mit förmlich mit nachdrücklichen Vorstellungen erfüllen muß, während ihre Blätter auf den Kalender statt auf ihren Willen verwiesen, kein anderes Mittel der Abhilfe haben, als das geduldige Abwarten des Termins für neue Wahlen, nach denen sie sich eben so geduldsig sehen wie nach den früheren.“

Wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht Heine's, hat der diesjährige, in Basel abgehaltene, international-demokratische Arbeiterkongreß jede Präsidentenwahl für seine Verhandlungen als überflüssig und schädlich erklärt. Gleichwohl hat seine Debatten parlamentarisch geführt und geleitet worden. Es muß also doch wohl ein Präsidium gewesen sein, wenn es auch nicht diesen Namen geführt hat.

Frankreich.

Stauff's Geschichte der französischen Literatur.*)

Den Freunden der französischen Literatur wird es nicht unwillkommen sein, Nachricht von einem Werke zu erhalten, welches die Gesamtheit derselben in seltener Vollständigkeit umfaßt.

Vers. ist der königlich schwedische Oberst-Lieutenant und Militär-Bevollmächtigte bei der Gesandtschaft in Paris, Herr Stauff, welcher manchem Bewohner Berlins als eines der hervorragendsten Mitglieder des vor einigen Monaten hier tagenden internationalen Kongresses der Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, bei welchem er die Regierung von Schweden und Norwegen, sowie die dortigen Vereine vertrat, in angenehmer Erinnerung geblieben sein dürfte. Namentlich möchte nicht leicht Jemandem, der einige Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet, die große Gewandtheit entgehen sein, mit welcher Oberst-Lieutenant Stauff die französische Sprache beherrscht, deren Literatur er zum Gegenstande einer Reihe gewissenhaften und mühsamen, als mannigfachen Interesse nennenden Arbeit gemacht hat.

Bereits im Jahre 1859 hat derselbe in seinem damaligen Verhältnis, als Lehrer an der höchsten Militär-Bildungsanstalt seiner Heimat, die Zusammenstellung eines geeigneten Lehrbuchs in den Unterricht in der französischen Sprache als ein dringendes Bedürfnis erkannt; zugleich ist er aber bemüht gewesen, ihn ferneren Zweck ins Auge zu fassen.

Sein Plan war nämlich darauf gerichtet, einerseits über relative Bedeutung der hervorragendsten Schriftsteller Nachdenken abzugeben, zugleich aber von dem Charakter jedes einzelnen die möglichst klare und vollständige Idee zu geben, diese literarischen Portraits, welche die ausgewählten Stücke der betreffenden Autoren begleiten, chronologisch geordnet zu einer Darstellung der einzelnen Phasen der Entwicklung der französischen Literatur zu verbinden, um aus deren Vereinigung ein möglichst ständiges Bild derselben in ihrer Gesamtheit hervorgehen zu lassen.

Das Werk, dessen erste Auflage der Verfasser im Allgemeinen auf das lokale Bedürfnis seiner Heimat angelegt hatte, erhielt unter dem Titel: „La Littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours: Lectures choisies“ — in drei Theilen, von denen der erste die Zeit bis zur Revolution umfaßte. Die beiden folgenden Theile waren der neueren Literatur gewidmet, aber derartig getheilt, daß der zweite Theil verstorbenen, der dritte die noch lebenden Autoren umfaßte, jener im dritten Theil alphabetisch geordnet, während im ersten und zweiten Theil die Anordnung im Allgemeinen chronologisch ist.

Bei seiner Uebersiedelung nach Frankreich hatte Oberst-Lieutenant Stauff die Bemüthung, daß seine Arbeit dort unbedingte Beachtung fand. Namentlich war es der als Rittmeister eines so hohen Rufes genießende Sainte-Beuve, der den Verfasser aufs Dringendste aufforderte, diese ebenso nützliche als interessante Sammlung, welche auf einer so gewissenhaften, manchem Betracht eine überaus reiche Fülle bietenden Arbeit

beruht, in Frankreich zu vervollständigen und mit dem letzten Schluß versehen, erscheinen zu lassen.

Wir haben bereits die dritte Auflage des Werkes vor uns, welches im Jahre 1868 die Auszeichnung gewonnen hat, in Frankreich für die Preisvertheilung in den Schulen ausserlich zu werden, und welches neuerdings in dem für den kaiserlichen Prinzen ausgearbeiteten Studienplan eine Stelle gefunden hat.

Von der älteren Literatur, welche die Zeit von 843 bis 1600 in drei Perioden eingetheilt umfaßt, werden 54 Stücke auf etwa 40 Seiten gegeben. Dazwischen schließt sich die Literatur der vierten Periode von 1600 bis 1715, dem Entstehen der klassischen Literatur bis zum Tode Ludwig's XIV. Dieselbe wird in 40 Prosaiskern und 42 Poeten zur Anschauung gebracht und füllt 305 Seiten. Den Schluß des ersten Theils bildet die Literatur der fünften Periode bis zur Revolution, welche 54 Prosaisker und 49 Poeten auf 419 Seiten vorführt.

Den zweiten Theil füllen die bereits verstorbenen Schriftsteller, die seit der Revolution wirksam geworden. Das Jahr 1830 scheidet dieselben in zwei besondere Gruppen. Der früheren gehören 84 Prosaisker und 66 Dichter auf 450 Seiten an, während in der späteren 67 Prosaisker und 92 Dichter auf 432 Seiten zur Darstellung kommen.

Der dritte Theil der neuen Auflage ist noch nicht erschienen.

Jeder Abtheilung werden vortreffliche Einleitungen vorausgeschickt, die mit besonderer Sorgfalt den besten Schriftstellern entnommen sind. Am Ende des ersten und zweiten Theils folgt ein Anhang von 132 resp. 145 Seiten, worin über mehrere Hundert Schriftsteller Auskunft ertheilt wird, wobei indessen nur selten größere Proben ihrer Leistungen beigebracht werden.

Das Historische ist in dieser Arbeit mit großer Gründlichkeit behandelt. Die literarische Beurtheilung stützt sich größtentheils auf anerkannte Autoritäten. Die Zustimmung der Autoren und sonstigen Eigenthümer der benutzten Werke ist gewissenhaft eingeholt und mit dankenswerther Bereitwilligkeit ertheilt worden. Der bei der Auswahl der Stücke bewährte Geschmack rechtfertigt vollständig den Beifall, dessen sich das Werk erfreut.

Das schöne Motto:

„Die Literatur, welche der treue Ausdruck der Gesellschaft ist, muß ein Ganzes bilden, welches man in seiner Gesamtheit zu durchwandern darf, wenn man den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Epochen einer Sprache auffassen und sich eine richtige Idee von dem Geist, dem Beruf und dem Einfluß der Schriftsteller jedes Jahrhunderts machen will“,

hat der Verfasser der Vorrede der häufig von ihm benutzten *France littéraire* von Herrig und Burguy entnommen.

Italien.

currer Bestrebungen der Volksbildung in Venedig.

Eine uns vorliegende Schrift: „Annuario delle istituzioni popolari nel Veneto“, herausgegeben von Dr. Alb. Errera, giebt einen ausführlichen Bericht über das, was im ersten Jahr der Bestelung Venedigs dort für die Erhebung des Volksunterrichts und die Verbreitung des Genossenschaftswesens geschehen ist. Die Ergebnisse sind in der That nicht gering und die aufsernde

*) La Littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Lectures choisies par le lieutenant-colonel Stauff. Tome I, troisième édition. Tome II, deuxième édition. Paris, librairie académique de Didier & Co., 1869.

Thätigkeit der Männer, welche selbstlos und opfernd das Werk schon vor Jahren in die Hand genommen hatten, ist um so höher anzuschlagen, als jeder Schritt, den sie auf diesem Wege thaten, von dem damaligen österreichischen Gouvernement mit argwöhnlicher Neugierde bewacht oder durch brutales Dazwischentreten gehindert wurde.

Es ist von dem größten Interesse für den Volksfreund, aus dem reichen Inhalt des Buches zu entnehmen, wie der Verfasser und seine Freunde, gleichwie sie in dem guten Kampf des venezianischen Volkes gegen die drückende Fremdberrschaft vorangefahren und schwere persönliche Opfer an Vermögen und Freiheit gebracht haben, nunmehr nach der Befreiung vom österreichischen Joch einen anderen, fast nicht minder schweren Kampf aufnehmen gegen Unwissenheit und Trägheit und alle die unglückseligen Geister, welche als Ueberbleibsel einer langen politischen und kirchlichen Unterdrückung auch jetzt noch dem Aufwachen des Volks entgegenstehen. Schon in der Zeit der Fremdberrschaft hatten die venezianischen Volksfreunde ihre Blicke nach dem Norden gerichtet, um dort bewährte Grundlagen und die Vorbilder zu suchen für die Gründung von freien Handwerkervereinen und Volksbildungsanstalten, von Sonntag- und Abendschulen, von Unterrichtungsklassen, Consumvereinen und Volksbibliotheken. Insbesondere ist das System der cooperativen Arbeiter-Gesellschaften von dem unvergleichlichen Muster der Rochdoler Pioniere entlehnt und das Genossenschaftswesen nach den Principien unseres Schulze-Delitzsch in's Leben gerufen worden, nach dessen System auch bereits drei Volksbanken, worunter eine mit einem Aktienkapital von 100,000 Lire, gegründet worden sind und eine erfolgreiche Wirksamkeit entfalten. Bei einer Bevölkerung von 129000 Seelen zählt Venedig schon acht Handwerker-Vereine mit fast 3000 Mitgliedern, außer einer „allgemeinen associazione“ mit 1100 Mitgliedern. Eine Volksbibliothek von 2300 Bänden wird fleißig benutzt; ja ein gleiches Institut ist noch besonders für Frauen aus dem Volke errichtet worden und erfreut sich steigender Gunst.

Wie nun solchergestalt in Venedig selbst die regste Thätigkeit auf diesem früher gänzlich vernachlässigt gewesenen Gebiete des Volkswohls herrscht und die theils dem Gelehrten, theils dem Advokatenstande angehörigen Volksfreunde Gritti, Rutineto, Busoni, Ceresole, Cegani und Ruggiati, unterstützt von einer aufgeklärten Stadterverwaltung, mit Rath und That, in Wort und Schrift das gute Werk fördern, hat das Beispiel dieser Bestrebungen auch in den anderen Orten der venezianischen Provinz gewirkt, und wir sehen bereits in Padua, Vicenza, Belluno, Udine, Treviso cooperative Gesellschaften, Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, Volkschulen und Volksbibliotheken in regem Eifer und erfreulichster Wirksamkeit, die bei einem von der Natur mit so reichen Verfassendgaben ausgestatteten Volke wie die Italiener mit der Zeit die herrlichsten Früchte tragen muß.

U n g a r n .

Die neue Ungarische Revue.*)

Wenn ein Land politisch erstarkt, so ist ein neues Aufleben von Kunst und Wissenschaft damit unzertrennlich verbunden.

*) Ungarische Revue. 1869. Mitgirt von Dr. Wandorf Kiehl, Leipzig und Wien. (215 S. in 8.)

Daß die Poesie mit dem Erwachen des Volksbewußtseins in Laude der Magyaren neue und herrliche Blüten getrieben, haben uns Bördemart, Krany und vor Allen der gelehrte Petöfi bewiesen. Aber von der wissenschaftlichen Fortschritt der Ungarn, sowohl auf rein naturwissenschaftlichem als auf anthropologischem Gebiete, dachte man im Auslande ziemlich geringschätzend. Dießem Vorurtheile, namentlich beim deutschen Volke zu begegnen, erklärt die neue Ungarische Revue für ihr Hauptstreben.

Sn der That ist der vorliegende erste Band wohl geeignet, dieses Vorurtheil abzuwachen, wie für das Unternehmen selbst die besten Hoffnungen zu erwecken. Wir erhalten zunächst von ungarischen Gelehrten bearbeitet, die Grundzüge und Anfangs einer allgemeinen Naturgeschichte Ungarns. Die Geologie des Landes von den jüngeren Bildungen zu den älteren herunter steigend, schildert M. v. Hantken, während Hagelinszky die Jura desselben in ausführlicher Weise zu Grunde vertritt, und in diesem die außerst zahlreich vertretenen Diatomaceen nach ihren Fundorten behandelt. Zur Kenntniß der Fauna Ungarns liefert G. Trivaldety durch Aufzählung der charakteristischen Formen namentlich aus den Käser- und Schmetterlings-Familien, reichliche Beiträge.

Ludwig Kubinyi bietet eine Darstellung der politischen ökonomischen Verhältnisse, der Statistik, Rationalitäts-Verhältnisse Bodenkultur und Production, der geistigen Kultur und wissenschaftlichen Institute Ungarns. Das hier aufgerollte Bild ist freilich ein übermäßig trübes; man sieht, wie dem fruchtbaren Boden bei Weitem nicht das Abgewonnen wird, was er in einigermassen fortgeschrittener Bearbeitung zu tragen vermöcht; man vermüht überall den emßigen, handeltreibenden Bürgerstand, welcher in andern Ländern den Kern der Bevölkerung bildet. Der beinahe ein Siebentel der Bevölkerung ausmachende herrschende Adel lebt, obwohl meist akademisch gebildet, zu immer in Vorurtheilen, als ob ihm die Arbeit erniedrigte; bei Steuern bedrückt ihn, wie den Kleingrundbesitz. Vor Allen liegen Handel und Industrie danieder und fehlt die Volksbildung; reich ist beinahe nur die Geistlichkeit. Wie das sehen eines Indianerstammes sich immer in mancher Hinsicht vervollkommenet, sobald er von fremden Ankömmlingen zu Zwiegel erthanend hat, so werden derartige genaue statistische Nachweise gewiß auch beitragen, die Kräfte der ungarischen Nation anzuspornen.

Die Revue bietet ferner Berichte über die neuesten archäologischen Entdeckungen in Ungarn, namentlich über Ausgrabungen in den Fundamenten der Stuhlweinsburger Wallburg des heiligen Stephan, sowie über andere Kirchenbauten. Károly überreste und Römertrümmern von G. Henkelmann. Zuletzt eine Galerie neuerer ungarischer Gelehrten mit der ausführlichen Schilderung der Arbeiten des längst im Auslande anerkannten Geologen und Alterthumsforschers Julius Schönerer, welcher in Vielseitigkeit seines Wissens und in besonderer Richtung seiner Forschungen kaum seines Gleichen findet, und dessen kritische Zweifel an mehreren, bisher von der Wissenschaft anerkannten astronomischen und geologischen Theorien die höchste Beachtung verdienen.

Man sieht, der Inhalt der Ungarischen Revue ist so reich und versprechend und reich, daß wir nur rufen können: Weiter zu diesem Wege!

G. K.

Lappland.

Niklo Oern, der lappländische Abenteuerer.*)

Dieser erste und wahrscheinlich einzige cosmopolitische Sohn Lapplands war um 1688 geboren und entstammte angeblich einem alten Fürstengeschlechte seiner Heimat. Als Kind nach Stockholm entführt, sollte er Glaubensprediger unter seinen einheimischen Stammesgenossen werden. Er studirte anfänglich zu Upsala, wo besonders sein Sprachtalent Bewunderung erregte. Dann schickte ihn König Karl XI. mit einem guten Stipendium nach Wittenberg. Von dort zurückgekehrt, bestand er in Stockholm das theologische Examen mit vielem Ruhme und trat bald darauf in Lappland sein geistliches Amt an. Aber die Mißthätigkeiten und die gedörrten Fische wollten seinem verdienstlichen Glauben nicht ferner munden, und für den apostolischen Beruf fehlte ihm die rechte Begeisterung. Nach weniger als sechs Monaten erschien unser Niklo sehr unerwartet wieder, und zwar dieses Mal mit Rennthier-Post, in Schwedens Hauptstadt. Er kam jedoch ebenfalls bald vertrieben war. Jetzt lenkte er seinen mühsamen Schritten quer durch Schweden und ließ sich nach Luleå übersehen. Um 1704 in Kopenhagen angekommen, ward der seltsame Fremde (er hatte sein lappländisches Kostüm nicht gelassen) aller Augen auf sich und wurde überall gern gesehen. Eine geistreiche Unterhaltung in verschiedenen Sprachen und die malerische Tracht verschafften ihm sogar Zutritt am Hofe der damaligen Dänemarkkönige, dem er als lappländischer Fürst sich vorstellte. Zwar machte man sich über die dem Trunk sehr ergebene Anecdote der Durchlaucht etwas lustig; es kümmerte aber unseren Mann wenig, wenn man ihn zur Ergötlichkeit Anderer zu disponiren einlaubte, da solche Einladungen ihm selber große Vergnügen gewährten. Doch hielt er es überhaupt an einem Orte nicht lange aus und sah sich daher bald anderwärts nach Unterstufen um.

Die bis heute benutzten Urkunden gestatten uns nicht, dem Abenteuerer auf allen seinen Reisen an die größeren und kleineren Höfe Europas zu folgen. Von Dänemark begab er sich wohl nicht nach Hannover, wo er mit dem Kurfürsten Georg, nach welchem Könige von England, Bekanntschaft knüpfte. Dort aber er auch (1704) eine unbedeutende Beschreibung Lapplands Druck heraus. Ein Paar Jahre lang wanderte er im deutschen Lande herum, dann in Italien und Spanien, und kehrte endlich nach Schweden zurück, um bald wieder auf Reisen zu gehen. Nachdem er in Zeit eines Monats das französische Sprechen gelernt, wanderte er (1706) wahrscheinlich durch Holland nach Utrecht, wo Ludwig XIV. ihn sehr gut empfing. In einem Schreiben aus Versailles (vom 3. März 1706) an den schwedischen Premier-Minister, Grafen Wrède (zu dessen Gefolge er öfter hätte sollte), sagt Niklo, in Versailles sei ihm an einem Tage ein Merkwürdiges vor die Augen gekommen, als während des langen Aufenthaltes in Holland. Er bemerkt auch, König Ludwig habe ihn einmal ernst und tiefsinnig, niemals heiter, und nie über ihn lachen sehen.

Mit reichen Geschenken vom französischen Hofe abgehend, verließ Niklo nach Sadzhen, wo er in Alt-Manuskript ein Paar Stunden bei Karl XII. Audienz hatte. Diesem imponirte der die Höflichkeit des Abenteuerers so wenig, daß Letzterer

plötzlich die Flucht ergreifen mußte. Schon am nächsten Tage arreirte ihn ein Oberst Aldersén, aber Niklo entkam wieder, und späterhin entführte er auch einem schwedischen General, der ihn nach Polen zu führen im Begriff war. Er flüchtete durch Böhmen nach Ungarn, und reiste dann wieder durch Deutschland dem Baltischen Meere zu. In Bremen besorgte er 1707 eine neue Ausgabe seines Buches über Lappland, und im folgenden Jahre ließ er ein Sendschreiben an seine Landsleute drucken, welches er „aus dem Römischen Reiche, vom Strande der Eifer“ darste. Leider kennen wir den Inhalt dieses Sendschreibens nicht. Dann begab er sich wieder nach Kopenhagen, wo er öftere Einladungen vom König und einer deutschen Fürstin erhielt, und bei den hohen Personen „nichts gegessen, nur getrunken“ zu haben versichert. König Friedrich ließ ihm auf den Namen Nikolaus Oern de Birkar einen Reisepaß ausstellen.

Vom Dersund, wo er, durch ungünstigen Wind gezwungen, „in Gesellschaft schöner Damen“ einige Zeit verweilen mußten, reiste Niklo über Arendal, Christiania, Drontheim und Warjaka nach Kuola (dem heutigen russischen Lappland am Weißen Meere), wo ein russischer Grundbesitzer, Afanas Walkewitsch, der seinen lateinisch-deutschen Paß nicht verstand, ihn als schwedischen Spion arreirte. Da schrieb der Reisende am 1. December 1708 aus seinem Gefängniß einen langen Brief in deutscher Sprache an Kaiser Peter, in welchem er über seine Wanderungen zu Land und Meer und seine gegenwärtige Bedrängniß berichtete, und seiner kaiserlichen Majestät als Birkar von altem Stamme sich kund gab, dessen Vordrängen durch die Schweden ihres Landes verlustig geworden, der aber dem Könige von Schweden nie einen Eid geschworen habe. Er führt dem Zar zu Gemüthe, daß der gegenwärtige Krieg eine günstige Gelegenheit biete, ganz Lappland dem russischen Reiche einzuverleiben. Er selbst machte sich anheischig, an der Spitze einiger hundert Mann die Eroberung zu bewerkstelligen, und verbreitete sich umständlich über die Vortheile solcher Erwerbung für Rußland. In Lapplands Bergen seien Metalle, in den Flüssen Perlen u. s. w. Was er für das zu unterwerfende Land erbittet, ist nur — Glaubensfreiheit.

Die Correspondenz mit dem Zar scheint wenigstens unseres Touristen baldige Freilassung erwirkt zu haben; denn schon im Januar 1709 finden wir ihn in Moskau, wo er innerhalb sechs Wochen die russische Sprache dergestalt bemastert haben soll, daß er zu alldemselben Eritanien mit den höchsten weltlichen und geistlichen Personen in dieser Sprache conversiren konnte. Unterm 20. Januar schreibt er an Jar Peter: Wenn Majestät nicht gewillt sei, seinem Gesuche zu willfahren und Schreibers Heimat, das schwedische Lappland, hochhero Staaten einzuverleiben, so wolle er sich nicht mehr „louveränier Fürst“ sich nennen, sondern mit allerhöchstem Consens in Moskau sein Domicil wählen. Die Erlaubniß dazu blieb offenbar nicht aus, aber Niklo war ein arger Käufer und fing im Trunke auch wohl Handel an. So verkehrte er die Wurst Peter's, der ihn endlich sogar in festen Gewahren nehmen ließ. Niklo hat wiederholt um seine Freilassung, war es auch zu russischen Kriegsdiensten; aber der Zar, der nichts als sein ungemöhnliches Sprachtalent an ihm bewunderte, bot ihm ein Jahrgeloh von 250 Rubel, wozu er nach Astrachan gehen und daselbst das Tatarische erlernen wollte. Das war Niklo zufrieden und schrieb im April 1709 an die verwittwete Herzogin von Westenburg, Magdalena Sibilla, daß er dem Zar alle seine Rechte auf Lappland abgetreten habe und jetzt mit kleinem Ehrengeloh über Astrachan nach Persien reise.

*) Zum Theil aus ungedruckten Urkunden im Sibirischen Staatsarchiv.

„zu Unserer Erziehung“ sagt er, „da der Zar nicht will, daß Wir im Kriege Unser Leben lassen“.

In Astrachan wurde er mit einigen Kalmücken bekannt, die so großes Gefallen an ihm fanden, daß sie ihn gewaltsam nach ihren Weidplätzen und zu ihrem Chan Ajusa führten. Dort legte er kalmückische Kleidung an, schor nach ihrer Sitte sein Haupt und nahm zwei Weiber, die er Weide schwängerte. In vier Wochen lernte er die kalmückische Sprache reden. Mit Pfeilen und anderen werthvollen Dingen versorgt, betheiligte sich Niilo an den Jagden, Spielen und Festlichkeiten der Kalmücken. Einen Winter hielt er bei dieser Lebensweise aus; dann wurde er ihrer überdrüssig und fleh, als eine Gelegenheit sich bot, nach Astrachan zurück, wo er nun Persisch lernte.

Aber sein unrubiges Temperament und sein Hang zu Spirituosen brachten ihn endlich auch da in Haft. Ende August 1715 schrieb Niilo an Georg I. von England, daß er ihm durch seine Vermittlung zur Freiheit verhelfen möchte. Der König hatte ihm nämlich noch als Kurfürst von Hannover seinen eventuellen Schutz angeboten. In diesem Schreiben erzählt er, daß er nach Durchwanderung von ganz Europa im J. 1708 heimgekehrt, von seinen getreuen Vassen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden, aber nach einer Regierung von nur wenigen Monaten, der dortigen Lebensweise überdrüssig, wieder abgereist sei, um den Orient zu erschauen. So sei er durch Ausland nach Astrachan gekommen; obgleich er aber von vielen europäischen Potentaten mit Reichthümern versehen sei, hielten ihn die russischen Woiwoden daselbst schon fünf Jahre in Haft. Er berichtet, wie die Kalmücken ihn in Sklaverei gelehrt und wie er einen Winter unter ihnen gelebt, endlich aber zur Verminderung der Russen entkommen sei. Alle seine Erlebnisse in Astrachan und in den Steppen der Kalmücken, meint er, würden ein ganzes Buch anfüllen. Er verspricht, sobald er wieder auf freien Füßen stehe, eine deutsche Beschreibung aller der von ihm gesehenen und genau erforschten Länder drucken zu lassen.

König Georg schickte Niilo's Petition in Begleitung seiner gnädigen Fürsprache an den russischen Minister, erhielt aber, als dieser die nöthigen Erkundigungen eingejogen, zur Antwort, daß Niilo aus Astrachan entwichen sei und sein Mensch seinen Aufenthalt wisse.

Von den späteren Schicksalen des Abenteurers hat man nichts erfahren, als daß er noch als junger Mann in demselben Astrachan, aus welchem er einmal fortgeschleppt worden und einmal entflohen war, sein Leben beischloß. Ohne Zweifel hat maßlose Böhlerci des letzten Vassen-Fürsten wechselvollem Leben ein so frühes Ende gemacht. (Kunkaschlebi.)

Kleine literarische Revue.

— *Der ästhetischen Erklärung unserer Dichtersagen.* *) In ähnlicher Weise, wie früher über Shakspeare, hat Röttcher kürzlich über das Trümmerfeld unserer großen Dichter einen Commentar erscheinen lassen, der die Absicht verfolgt, eine Reihe der schwierigsten und wichtigsten Charaktere in den dramatischen

*) Entwicklung dramatischer Charaktere aus Lessings, Schillers und Goethes Werken, mit steter Beziehung auf ihre Darstellung, von Heinrich Theodor Röttcher, Doctor und Professor. (339 Seiten.) Hannover, Carl Rümpler, 1863.

Werken Schillers, Goethes, Lessings zu „entwickeln“ und zu motiviren. Die Figuren, welche von Röttcher behandelt werden, sind 1) aus Lessing: Marinelli, Gräfin Desina, der Prinz Reginald in „Emilia Galotti“; Minna von Barnhelm und Zandriko; Nathan; 2) aus Schiller: Franz Moor in den Räubern, der Mohr Mules Hassan in „Fiesko“; Sektetär Wurm, Lady Milford, der Kammerdiener in „Kabale und Liebe“; Philipp II. Königin Elisabeth in „Don Carlos“; Wallenstein, der schwedische Hauptmann, in „Wallensteins Tod“; Aurelich, Reichler in „Maria Stuart“; die Jungfrau, Talbot in der „Jungfrau von Orléans“; endlich Tell; 3) aus Goethe: Antonio Montecane in „Torquato Tasso“; der Bruder Martin in „Götz von Berlichingen“; Egmont, Alba, Klärchen, Bradenburg in „Egmont“; Elvigo, Marie Beaumarchais in „Elvigo“; endlich Gretchen und Wertheimpeles.

Diese Aufzählung beweist, daß der Verfasser sich keineswegs auf die sogenannten Hauptrollen beschränkt hat, sondern auch einzelnen Nebenrollen eine genauere Berücksichtigung gewidmet hat; — gewiß an und für sich ein dankenswerthes und nützliches Unternehmen. Ueberhaupt begehen wir in dem genannten Buche mancher geistvollen Auffassung, mancher feinen Bemerkung; die Darstellung der Charaktere ist im Allgemeinen sehr richtig; — meist zu richtig, möchten wir sagen, denn Vieles von dem, was uns dort berichtet wird, liegt allerdings sehr auf der Hand, und wir hoffen und wünschen dringend, daß unsere geeigneten Leser und Leserinnen schon sehr bald von dem, was Röttcher darstellt, selbst, bei wiederholter Lectüre unserer Dichter, gefunden haben mögen. Dennoch ist vielleicht gerade deshalb weil man schon Bekanntes in angemeßener Darstellung findet, weil man nicht in die tiefsten Tiefen der Forderung geführt wird, sondern sich spielend mehr auf der Oberfläche bewegt und vor zu grünlichen Aufschlüssen bewahrt bleibt, ist das Buch eine angenehme und auch lohnende Lectüre. Das letztere gilt besonders von dem ausdrücklich ausgesprochenen Zweck des Buches, dem Darsteller beim Verständnis der Rollen hilfreich zu sein. Es ist leider richtig, daß viele unserer Schauspieler gerade bei flüssigen Stücken durchaus nicht genug nachdenken und Mühe auf das Verstehen und Begreifen der Rollen selbst verwenden. Röttcher's Buch kann und wird hoffentlich nach dieser Richtung hin nützlich wirken.

E. B. J.

— *Lessing's Verdienste um das Indentum*, heißt eine kleine Schrift, die ein Jerselit in Frankfurt a. M., Herr Samuel Modlinger, herausgegeben, um seinen Glaubensgenossen recht klar zu machen, welche Dankbarkeit sie dem Andenken des großen Lessing schulden. *) Einer solchen Mahnung bedurfte es aber nicht, da es die Juden in Deutschland an Verehrung für die großen Männer der deutschen Wissenschaft und Literatur und besonders für Lessing nicht fehlen lassen. Auch ist wohl Herrn Modlinger nicht bekannt gewesen, daß lange vor ihm bereits ein Mann, dessen geistige Ueberlegenheit er gewiß anerkennt, daß Gabriel Kieffer zur Zeit, als es galt, die Kosten für das erste öffentliche, nachmals von Rietzsch hergestellte Denkmal Lessing's in Deutschland aufzubringen, eine zunächst an die Juden gerichtete Aufforderung voll großer und tiefer Gedanken enthielt, worin er Lessing's Verdienste um die Humanität und um die Rechtsgleichheit aller Glaubensbekenntnisse in glänzender, nicht leicht zu übertreffender Weise pries. Diese treffliche Schrift

*) Frankfurt a. M., in Commission von Aug. Scheratt, 1863.

Wissenschaft über Völkung ist jetzt von Neuem in der von Zeller in vier Bänden herausgegebenen Sammlung von A.'s Werken abgedruckt. Herr Modlinger giebt sich in seiner Schrift die überflüssige Mühe, das Drama „Nathan der Weise“, nach seiner Entstehungsgeschichte, nach seinen Quellen im Boccaccio und nach seinen Hauptcharakteren zu erklären. Auch das hat bereits vor ihm eine Reihe von gewiegten Männern in Deutschland viel besser als er gethan.

Z. V.

— „Die Freireichern von Regensburg“ — so heißt eine Reihe von Schriften des schweizerischen Fürsprech Dr. Friedrich Scher von Zürich, von welchen kürzlich der sechste Band erschienen und uns zugegangen ist. Jeder Band bezeichnet sich selbst als „Pamphlet“ und ist in der That nichts Anderes, als ein pamphletartiges Geschichtchen der aristokratischen Familien des antiken Zürich seit dem Jahre 1440. Die ersten Bände dieser Pamphlets haben zur Zeit sehr viel dazu beigetragen, das Volk in Zürich zu agitiren und die Bewegung herbeizuführen, aus welcher im vorigen Jahre die neue, echt demokratische Verfassung hervorgegangen. Der Agitator selbst hat sich jedoch das Bewußtsein des Volkes, das seinem Verfahren egoistische Motive unterlegt, keinesweges erworben und ist bei der Reorganisation der ganzen cantonalen Staatsverwaltung völlig bei Seite geblieben. Dies hat Herrn Dr. Scher so irritirt, daß er „die letzten Freireichern“ ausschließlich gegen diejenigen gerichtet, denen durch die früheren Bände seiner Pamphlets zur Macht verhilfen hatte und die ihn jetzt seine bitteren, giftigen Ausfälle als Prozesse und Geldstrafen büßen lassen. Die von ihm angethanen Persönlichkeiten sind aber auch nicht weniger, als populär, und haben sich bisher als praktische, tüchtige Regiemänner bewährt; deshalb fällt nun die ganze Geschäftigkeit Angriffs auf den Angegriffenen selbst zurück. Der übrige Einblick in das Gerede des schweizerischen Parteiwesens der Cantonalpolitik thun will, dem ist die Lektüre der „Freireichern von Regensburg“ zu empfehlen, doch muß der nicht-eigentliche Leser allerdings sehr bald auf Ermüdung gefaßt sein.

Z. V.

Litterarischer Sprechsaal.

„Da, wo ungetrübte die Quelle der Erkenntniß ist, werden auch die Regungen des Gefühls ein kühn geistiger Existenz“ — auf eine Besprechung der Worte, die Alexander von Humboldt am 5. August an die Freunde schrieb, die zur Feier seines fünfzigjährigen (akademischen) Jubiläums ihre Glückwünsche an ihn richteten, wollen wir heute, am Tage seiner hundertsten Jubelfeier, unsere Selbstbetrachtung beschränken.“) Der Affekt des Kosmos, der Lehre von der Einheit des Weltganzen, hat, als notwendiges letztes Ergebniß dieser

Lehre, die Erkenntniß der Quelle aller geistigen Existenz bezeichnet, wenn er auch in seinem großen Lehrbuche die Gränzlinie, welche die Wissenschaft von der Gefühlserregung trennt, — die ihm ein „Bedürfniß geistiger Existenz“ ist — nirgends überschritten hat. „Gefühle anderer, geheimnißvoller Art“, sagt Humboldt am Schluß einer seiner Betrachtungen über das Zusammenwirken der Naturkräfte, „walten in den höchsten Lebenskreisen der organischen Welt: in denen des vielfach gestalteten, mit schaffender Geisteskraft begabten, sprachherzeugenden Menschengeschlechts. Ein dyssisches Naturgemälde (wie der „Kosmos“) bezeichnet die Gränze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick sich senkt in eine andere Welt: es bezeichnet die Gränze und überschreitet sie nicht.“

In der Geschichte der menschlichen Erkenntniß des Zusammenwirkens der Naturkräfte in einem Weltganzen, die der Kosmos enthält, weist Humboldt nach, daß schon die ältesten Kulturvölker, Hellenen und Aegypter, wie Hebräer und erste Christen, in dem Walten der Natur eine einheitliche, höchste Kraft geseht und erkannt haben. Von der Naturpoesie der Hebräer, namentlich in den Psalmen, in welcher, wie Humboldt sagt, die Natur nicht als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes, sondern immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht geschildert wird, sagt der Verf. des Kosmos: „Dieser Kontrast, diese Allgemeinheit der Auffassung in der Wechselwirkung der Erscheinungen, dieser Rückblick auf die allgegenwärtige unsichtbare Macht, welche die Erde verzüngele oder in Staub zertrümmern kann, begründen das Fieberliche einer minder lebenswarmen und gemüthlichen, als erhaben poetischen Dichtung.“

Das Jahrhundert Humboldt's hat den Ausspruch Baco's von Verulam, daß die halbe Wissenschaft von Gott ab, die volle aber zu Gott hinführe, zur Wahrheit gemacht. Unangreifbarer, als irgend eine ältere Auffassung, ist die aus Humboldt's „Kosmos“ scheinbar hervorgehende Idee des Weltganzen und seiner einheitlichen Gesezgebung, die einen einheitlichen Gesezgeber zur notwendigen Voraussetzung hat.

Z. V.

Um ihre Theilnahme an der Humboldtfeier zu bekunden, bringen Petermann's „Geographische Mittheilungen“, Heft VIII, eine Uebersichtskarte von Humboldt's Reisen, 1798 bis 1829, welche, merkwürdig genug, im Gebiete der Kartographie bisher noch nicht vorhanden war. Während in unserer Zeit manche Entdeckungsfreisenden fast nichts Anderes von ihren Reisen zurückbringen, als eine mehr oder minder genaue Karte ihrer Routen, hat Alexander v. Humboldt niemals einen Werth darauf gelegt, die Spuren seiner Reise durch Eintragungen auf der Karte festhalten zu lassen. Es lag dies zum Theil, wie Petermann bemerkt, in dem selbstlosen Denken und Wirken des großen Mannes, der die eigenen persönlichen Dinge, die nicht direkt mit wissenschaftlichen Momenten in Zusammenhang sich befanden, unbeachtet ließ, weshalb ihm ein Itinerar seiner Reisen aufzunehmen als etwas Unwichtiges erschien, was freilich ein Irrthum war. Das vorliegende große Blatt, welches Alexander v. Humboldt's Reisen einerseits in Venezuela und am Orinoko umfaßt, von denen die Erstere bis zum 100. E. Br. und zum 800. W. L., während die Letztere vom 20 bis zum 110. N. Br. und vom 600 bis zum 680. W. L. von Greenwich reichte, und andererseits den Spuren Humboldt's in Sibirien bis zum 600. N. Br. und bis zum 800. E. v. Greenwich folgt, ist jeden-

*) Die Freireichern von Regensburg. Pamphlet eines schweizerischen Fürsprechers. Theil VI. Die neuesten Freireichern. Bern, Haller'sche Verlagsanstalt, 1869.

*) In ausgeführterer Weise haben wir diesen Gedanken bereits in der ersten diesjährigen Nummer unserer Zeitschrift dargelegt, in welcher wir das Jahr 1869 als das Jubeljahr Alexander von Humboldt's bezeichnen.

Z. V.

falls eine interessante Erinnerung an den Gefeierten, wodurch sich Herr Dr. Petermann den Dank aller Humboldt-Freunde erworben hat.

Der „Salon“ (Bd. IV. Heft XI.) liefert seinen Beitrag zur Humboldtfeier durch „Erinnerungen an Alex. v. Humboldt“ von Max Ring (mit einer Zeichnung des Schloßes Tegel, der Grabstätte und der Bildnisse Wilhelm's und Alexander's v. Humboldt), woran sich eine Skizze von Julius Könenberg: „Die Bibliothek Alexander's v. Humboldt“ reiht. Diese theilt eine Anzahl interessanter Dedicationen aus den Büchern mit, welche Humboldt von ihren Verfassern gewidmet waren, unter Anderen folgende von Ludw. Aug. Franck seiner epischen Dichtung „Columbus“:

„Ein König und kein Schlachtenheh —
Sein Ruhm wird ewig gelten!
Du aber batest in neuer Welt
Entdeckt erst neue Welten!

Der Spruch der Wit und Nachwelt heißt:
Er gab den Körper, Du den Geist.“

Professor Bläser's vortreffliche Kolossalbüste Humboldt's, die für das dem großen Deutschen in New-York zu errichtende Denkmal bestimmt ist, befindet sich in Nr. 1867 der „Illustrirten Zeitung“ vom 11. September, nach einer Zeichnung H. Scherensberg's, der das Ganze sehr geschmackvoll mit sinnigen Emblemen umgeben hat.

Beim Schluß unseres Blattes gehen uns noch zwei höchst interessante, festliche Mittheilungen über Alex. v. Humboldt zu: 1) „Briefe Humboldt's an Christian Carl Josias v. Bunsen“ (92 Briefe mit einem Nachwort, Leipzig, J. A. Brockhaus) und 2) die Ankündigung einer von dem Director der Leipziger Sternwarte, Dr. Carl Fuhns, im Verein mit H. W. v. Vallemant, C. du Bois-Reymond, J. H. Carus, H. B. Dove, S. B. Gwald, B. Förster, A. H. R. Grisebach, D. Peschel, G. H. Wiedemann u. A. bearbeiteten wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's.

Mit der Sprengung von Pforten und Riegel, hinter welchen bisher die freie Forschung in Oesterreich gehalten worden war, ist dort ein geistiges Leben hervorgebrochen, das allerdings in seinem ersten Stadium, welches mit begrenzten reifen Gedanken gleichzeitig dieses Rohe und Unreife zu Tage fördert, noch etwas chaotisch und verworren erscheint, aber unverkennbar alle Bedingungen einer sicheren Entwicklung des Geistes und der Wahrheit in sich trägt. Zu den besseren Erscheinungen dieser Art zählen wir Dr. Jürg Simanl's „Erkenntnißlehre der Schöpfung“, die, anknüpfend an Humboldt's „Kosmos“ und an dessen Ausspruch: „Die Natur ist das Reich der Freiheit“, in einer Reihenfolge wissenschaftlich gegliederter, von reichen Kenntnissen auf astronomischem, geologischem, physikalischem, chemischem, physiologischem und botanischem Gebiete zeugenden Forschungen, in der Freiheit der Natur die Einheit des schöpferischen Geistes nachweist und, als letztes Resultat dieser Wissenschaft der Freiheit und Einheit der Natur und des Weltalls, die Gottesidee aufzeigt. Es sind die Probleme der

äußern, der organischen und der geistigen Natur, sowie des menschlichen Denkens und Umfassens natürlicher Erscheinungen, die der Verfasser zu lösen und deren einheitlichen Centralpunkt, von welchem alle Naturkräfte als Radien ausgehen, wie sie auch wieder zu ihm zurückströmen, er zu finden sucht. Dem Materialismus gegenüber bezieht er seine Stellung durch den unumstößlichen Satz, daß dasjenige, wofür richtige logische Schlüsse sprechen, weit gewisser ist, als das, was wir betasten, während er der bloßen, apriorischen Anschauung der philosophischen Dialektik gegenüber die Betätigung für die organische Wesenwelt, für ihre Lebens-, Seelen- und Geistesthätigkeit in ihrer durch die empirische Wissenschaft bestätigten, mathematischen Nothwendigkeit aufstellt. S. 2.

Ein ungenannter, aber jedenfalls kein gewöhnlicher Göttinger hat im „Sonntagsblatt“ der Universitätsstadt, vom 15. August 1869, eine retrospective Betrachtung am hundertsten Geburtstag Napoleon's I., unter dem Titel „Französischer Thronfolger“ veröffentlicht. Es ist eine geistvolle Zusammenfassung historischer Data über die Thronfolger in Frankreich, von König Franz I. bis zum Kaiser Napoleon III., auf welcher hervorgeht, daß, wenn es dem kaiserlichen Prinzen nach der Constitution vom 25. December 1852, mit zurückgelegtem 18. Jahre, also am 16. März 1874, mündig wird, wirklich vorbehalten sein sollte, als volljähriger Regent seinem Vater auf den Thron zu folgen, hiermit ein Fall eintreten würde, der in der Geschichte Frankreichs seit länger als dreihundert Jahren nicht vorgekommen. Wie sich bei dem Wechsel der ständigen drei Königsdynastien eine gewisse Gleichförmigkeit erkennen läßt, indem sowohl die Capetinger (Ludwig X., Philipp IV. und Karl IV.) als die Valois (Franz II., Karl IX. und Heinrich III.) und die Bourbons (Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X.) mit drei auf einander als Könige folgenden Söhnen endigten, so ist auch während der letzten acht Jahrhunderte eine Gleichmäßigkeit der Abfolge des Thrones von einander folgenden minoren Thronerben wahrzunehmen, wie sie nicht zum zweitenmale in der Geschichte vorkam. Die Skizzen dieses Thronfolger-Albums sind sämtlich mit geistreich geschichtsfundiger Hand gezeichnet, geben allerlei zu denken und lassen mancherlei Schlüsse ziehen auf die Thronfolger-Zukunft in Frankreich. Interessant ist auch der darin abgedruckte Stammbaum, aus dem sich ergibt, daß sämtliche vier Thronfolger, die nicht auf den französischen Thron gekommen: Ludwig XVII. (der letzte Dauphin), Napoleon II. (Herzog von Reichstadt), Heinrich V. (Herzog von Bordeaux) und Ludwig Philipp IV. (Graf von Paris), Enkel, resp. Urenkel der Kaiserin Maria Theresia waren und daß die Werte, welche Branger den Thron des Reichthums an den neugeborenen Herzog von Bordeaux richteten lieh:

„Les rois m'adoraient au berceau,
Et cependant je suis à Vienne“

sich auch von jedem folgenden französischen Thronfolger an seinem Sequenz richten ließen. S. 2.

*) Auch als Separatdrift gedruckt. Göttingen, Gebhardt'sche. (16 Seiten.)

Berichte. Redacteur: Joseph Hermann in Berlin, Rathschülstraße Nr. 14.
Verlegt von Fred. Zimmer's Verlagsbuchhandlung (Carmin- und Schmalz-
in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 96.)
Druck von Eduard Kramm in Berlin, Französischestr. Nr. 9.

*) Die Erkenntnißlehre der Schöpfung, nach Grundrissen der freien Forschung, und die Vervollständigung dieser Lehre für die Ausbildung des Menschen. Von Jürg Simanl. (6 Hefte, im Selbstverlage des Verfassers. Wien, Schullerstraße 17.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 25. September 1869.

[N° 39.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Humboldtfeier in Berlin. 561. — Die Politik der deutschen Mächte im Kronenienkrieg. Höpfer contra Engel. 562. — Aus dem Österreichischen Klosterleben. 564. **Frankreich.** Neue biographische Mittheilungen über Voltaire 566. — England. Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in London. 568. **Italien.** Geistlich Semper: „Ueber Bauholz“. 569. **Nordamerika.** Eine verdrängte Placemöglichkeit Nord-Amerika's. Frankfurter aus den höchsten Ständen. 570. **Schlesien.** Preussische. Königslande Landvolk. 571. **Unsere literarische Scene.** Annalen der Biographie. 572. — Kleitche u. d. Herft: Deutsche Literaturgeschichte. 572. — Die russische Literaturreform. 573. — Der Tereza ein Kriminalroman. 573. **Literarischer Sprachsaal.** M. v. Humboldt an G. M. v. Kisten. 573. — Alex. v. Humboldt und Nechmölter. 573. — Aug. Weber contra Welfang Mangel. 573. — Deutsche Sprache im Elsass. 574. — Deutscher Schulunterricht in P. thringen. 574. — Deutsch-Amerikanische Conversationsblätter. 574. — Naturwissenschaftliches der Schulbesuch. 574. — Die Rumpumpen, eine der die Erziehung. 575. — Fortbildungsschule für junge Damen in Berlin. 575.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeignete Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die Humboldtfeier in Berlin.

Das Säcularfest Humboldt's in Berlin war ein Bürger- und Volksfest im wahren Sinne des Wortes. Die hohe Idee des Magistrats und der Stadtverordneten der Hauptstadt, dem großen Naturforscher, dem Größten ihrer Mitbürger, einen Tempel der Natur als Denkmal zu stiften, hat die Zustimmung der gesamten Einwohnerchaft gefunden, wie die ausnahmslose Theilnahme aller Bürgerbeziehe- und Gewerkschaften, sowie der gelehrten, namentlich der naturwissenschaftlichen Gesellschaften, an der Grundsteinlegung des wahrhaft profectierten Naturtempels bezeugte. Hoffentlich wird es auch bald an die Ausführung des von Prof. Virchow entworfenen Planes eines Humboldt-Museums gegangen werden, das die notwendige Vervollständigung der schönen, wichtigen Denkmalsidee bildet. Wir werden uns in der Heimat nicht von den Männern in Amerika bestaunen lassen, neben dem HumboldtDenkmal im Stadtpark von New York ein naturwissenschaftliche Facultät an der Harvard-University von Cambridge begründen. Unter den am Humboldttag in Berlin gehaltenen Reden zeichneten sich besonders die des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft, Herrn Dr. Bastian (gehalten vor den vereinigten naturwissenschaftlichen Gesellschaften von Berlin), durch eine Fülle der gediegensten wissenschaftlichen, von heterischem Schwunge getragenen Ansichten, und die des Stadtverordneten-Vorsehers, Herrn Kochmann (gehalten vor dem Grundsteine im „Humbolthain“) durch ihre schlichten, aber dem Kern des ganzen Humboldtcultus treffenden Worte aus. Der wissenschaftliche Vortrag Bastian's wird gewiss sehr bald im Druck erscheinen. Wir geben nachstehend die mit unseren eigenen,

in diesen Blättern vielfach, namentlich den Lehren des Materialismus gegenüber ausgesprochenen Ideen so harmonisirenden Worte des wackern Stadtverordneten-Vorsehers wieder:

„Der Grundstein ist gelegt, die symbolischen Hammer schläge sind verflungen, Werkmeister und Arbeiter sollen nun ausführen, was die Bauherren, die Bürger von Berlin, zum dauernden Andenken an einen großen Mitbürger, zu dessen Ehre und Preis, errichten wollen.

„Ein Bauwerk soll an dieser Stelle entstehen, wesentlich verschoben von den Bauten, welche als architektonische Zier unsere Stadt schmücken. Es soll ein Bau sein, welcher lebt und Leben ausstrahlt und dessen inneres und äußeres Wesen und stets das Gedächtnis an den Mann zurückruft, welcher, wie kaum ein Anderer, die Wahrheit suchte und fand, und welcher durch seine tiefen Forschungen und Auffassungen der Natur den menschlichen Geist durch die Natur der Gottesverehrung zuführte.

„Das Andenken an einen solchen Mann kann naturgemäß nur in Schöpfungen der Natur gefeiert werden. Wie im hellenischen Alterthume die Götterfeste in schattigen Hainen aufgeschlagen waren, wie bei unseren Stamm-Ältern, den Germanen, die schönsten und mächtigsten Bäume des Waldes der Gottheit Wohnung boten, wie selbst für unsere jetzigen Kirchen- und Gotteshäuser der Baustoff zum großen Theil dem natürlichen Gehölze der Bäume des Waldes entnommen ist, so wollen wir, unter Abstrahung von jedem Vergleich, eine Stätte gründen, wo die Menschen, fern von jedem Kirchengang, frei von jedem Dignität, angezogen durch die Eindrücke der Natur, sich dem allgütigen und allmächtigen Gott nahe fühlen, und aus dem innersten Drang des Herzens ihm danken und ihn preisen können.

„Der Tempel der Natur, welchen wir schaffen wollen, wird ein Beitrag sein zur Geschichte unserer Zeit, er soll sinnbildlich darstellen, daß die wahre Gottesverehrung die freie Forschung der Wissenschaft und die Erkenntnis der Natur und ihrer ewigen Gesetze nicht ausschließt, daß es vielmehr in der reinen und ungeschminkten Lehre des Stiffers unserer Religion liegt, aus der Erkenntnis der Natur die Liebe und Allmacht Gottes tiefer zu erfassen und zu begreifen. Eine Gottesverehrung, welche nicht aus der Ueberzeugung der Menschen entspringt, auf halloffen Satzungen beruht, durch Priesterherrschaft, päpstlichen Hochmuth und Zwang eingeführt ist, führt zum Unglauben und zur Heuchelei.

„Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, haben wir den hundertjährigen Geburtstag Alexander von Humboldt's begrüßt als die Morgenröthe einer besseren Zeit, als einen Ausdruck an die gebildete Welt, alle Vorurtheile zu bekämpfen und die Wahrheit zu suchen und zu verbreiten nach allen Richtungen und in alle Ecken der Völker. Das war das Große und Schöne des gefeierten Mannes, daß er die Früchte seiner Forschungen und Arbeiten nicht für sich oder einen engeren Kreis von Gelehrten bewahrte und daß er nicht bloß für die Wissenschaft wirkte. Er wollte Aufklärung schaffen für die ganze Welt, für Hohe und Niedrige.

„Wollen wir daher Alexander von Humboldt in Seiner würdigen Weise ehren, dann müssen wir fortwirken in seinem Sinn und Geist, dann müssen wir das Licht der Wahrheit an-

günden an allen Orten, wo es leuchten kann, und Finsterniß, Dummheit und Aberglauben niederwerfen, wo immer diese, offen oder versteckt, das Haupt zu erheben wagen.

„Möge der Humboldtsbain dem Volke von Berlin eine Stätte werden, wo durch die Freude an der göttlichen Natur der Sinn für alles Gute und Bunte erstarrt, und wo von Geschlecht zu Geschlecht der Name Humboldt eine Mahnung ist, nach Wahrheit zu streben und für diese einzutreten, soweit menschliche Kraft es vermag. Gottes Gnade walle über dieser Stiftung, jetzt und immerdar!“

Zu den mit allgemeiner großer Theilnahme vernommenen Worten, die bei der Humboldtfeier in Berlin ausgesprochen wurden, gehörten auch die des Abgeordneten der Geographischen Gesellschaft von Wien, Herrn Dr. von Rukthner^{*)}. In seiner Erwiderung auf den, beim Abendfestmahl der vereinigten wissenschaftlichen Gesellschaften, den anwesenden Ehrengästen ausgebrachten Trinkspruch sagte der ehrenwerthe österreichische Abgeordnete:

„So ist tief in der Natur des Menschen begründet, daß er vor Allem die Sprache liebt, welche zuerst die Wiege des Kindes umtönt, in welcher es zuerst seinen Wünschen Ausdruck zu geben gelernt hat, — daß er vor Allem seine Muttersprache liebt. Mit der Liebe zur Muttersprache ist ihm aber auch angeboren die Sympathie für diejenigen, welchen dieselbe Sprache eigen ist, die Sympathie für seine Stammesgenossen. Durch Zwischenfälle wird diese Sympathie zwar gestört, aber nicht zerstört: sobald aber sich die düsteren Wölfe zertheilt haben, tritt die alte Zuneigung wieder in ihr volles Recht. So geht es uns Deutschen in Oesterreich. Wir fühlen die Zusammengehörigkeit mit Norddeutschland, wie wir sie je gefühlt haben, und weitaus ziehen wir die innigste staatliche Alliance mit dem norddeutschen Bunde jeder Verbindung mit Staaten fremder Zunge vor. Meine Herren! Ich habe kein Mandat von 7 Millionen Deutschen in Oesterreich — und größer noch als 7 Millionen ist die Zahl der Deutschen auch nur in Gisleitbanen — ich spreche hier bloß meine eigene Anschauung aus; ich zweifle aber nicht, daß sie die Zustimmung zahlreicher deutscher Männer in meinem Vaterlande finden wird. Vollkommen innerhalb der Grenzen meines Mandats bin ich dagegen, wenn ich die hohe Achtung ausspreche, welche die Geographische Gesellschaft in Wien für die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin hegt, und die große Ehre, welche die Stadt Berlin heute der Geographischen Gesellschaft in Wien dadurch erwiesen hat, daß sie ihre Vertreter mitberufen, die Hammerstraße auf den Humboldtsbain zu führen, wird ein neues Bindemittel sein, welches die Gesellschaft im deutschen Süden mit der Schwester im Norden nur noch fester verbindet. Aus diesem doppelten Gesichtspunkte bringe ich ein Hoch unsern deutschen Brüdern im Norden des Main, ein Hoch der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin!“

*) Dr. Anton v. Rukthner ist der Verfasser des reichhaltigen Werkes: „Berg- und Gletscher-Kellen in den österreichischen Hochalpen (Tirol)“ — Wien, Gerold, 1869 — und Präsident des österreichischen Alpenvereins.

Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskrieg.^{*)}

Hüffer contra Eybel.

Adiutor et absum pass!

Als Prof. Heinrich von Eybel in Bonn im Spätherbst des vorigen Jahres als Ergänzungshöfner zu seiner „Geschichte der Revolutionszeit“ unter dem Titel „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege“ eine geharnischte Abhandlung wider seines Bonner Collegen, des Prof. Hermann Hüffer, Berl. „Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution“ (Bonn, Mr. Marcus 1868) in die Welt schickte, konnte sehr leicht erwartet werden, daß dieser, nach dem Urtheile mit schiedener Freunde Eybel's die Grenzen der Mäßigung hier und da überschreitende Angriff nicht ohne Erwiderung bleiben werde. Und so ist denn von Seiten Hüffer's eine solche erfolgt, zu Glück aber mit voller Bewahrung des wissenschaftlichen Ansehens und streng innerhalb der Schranken objektiver Kritik. Während man Herrn Hüffer, ob seines kaltsblütigen Temperaments in dieser Form schon verab recht geben darf, ist man, nach den jetzt gegebenen Erläuterungen und wichtigen Zusätzen, auch inkaltlich in der Lage, die Hüffer'sche Darstellung gegen die harte Anklage der Ungründlichkeit, ja des Dilettantismus, in Schutz nehmen zu dürfen, denn es sind nun zu Hüffer's Gunsten eine Menge von Entlastungsmomenten an's Licht getreten, welche freilich für Eybel's zum Theil etwas kühne Behauptungen ebenfalls Belastungen-Momente sind. Wir haben schon in No. 40 des vorjährigen „Magazin“ vom 3. October 1868 lebhaftestem Zuspruch darüber thun gegeben, wo denn Hüffer's angeblicher „Hohn auf Zugut, den Großdeutschen“ in dessen Buche steckt, wo denn in aller Welt Hüffer den österreichischen Premierminister zu einem „Ausbund von Reichspatriotismus“ schildert und wo denn überhaupt eine Verächtlichung Preußens im Gegensatz zu der Verherrlichung Oesterreichs von Hüffer geliefert wird? Unser Wissen gebot Prof. Hüffer, kaum um eine Schattierung zu scheitern, derselben politischen Richtung wie sein Gegner an: In Streit Weider ist im eigentlichen Sinne des Wortes eine rassistisch-mestische preussischer Schriftsteller, die, nachdem sie einmal den persönlichen Antriebe verblüfft wurde, allerdings in den Augen von Ausländern ein unliebsames Gerächte darbieten muß. Der Prof. v. Eybel ist es begegnet, daß die vornehmste und edelste italienische Revue, die Florentiner Nuova Antologia im September 1868 sofort unweigerlich gegen ihn Partei ergrieff, hat, was bei der Verwandtschaft der beiderseitigen Ansichten ein berechtigte Verwarnung ausdrückt. Sehr gewichtige historische Autoritäten Norddeutschlands haben noch unumwundener die Worte Hüffer's ihren Beifall geschenkt. Es verdient deshalb, weil es für die Beurtheilung der historisch-politischen Zustände der Jahre 1793–1796 ein unumfassendes Material herbeizuführen und die einschlägigen Streitpunkte mit Fleiß und Unparteilichkeit erörtert hat.

Snawischen, lassen wir alle Persönlichkeiten dieses Jahres bei Seite und werfen wir einen Blick auf die großen historischen Katastrophen, um deren rechte Würdigung es sich handelt.

Der Punkt, welcher zunächst das Interesse herausfordert, ist die angeblich freiwillige Räumung Belgiens durch Oesterreich.

*) Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege ist ein Abdruck des Friedens von Campo Formio, von Hermann Hüffer. Englich als Erwiderung auf Heinrich von Eybel's „Ergebnisse zur Geschichte der Revolutionszeit“. Münster, Neumann, 1868.

im Juli 1794, eine Mahregel, die Herr v. Eybel vor Allen dem Einflusse des Premierministers Thugut zuschreibt. Aber auch der Geschichtreiber ist wiederum einer Derjenigen, welche behaupten, daß der Gedanke an die Erwerbung Bayerns die österreichischen Staatsmänner noch drei Jahre später beschäftigt habe. Belgien war, wie Jedermann weiß, das von Joseph II. erwählte und stets im Auge behaltene Lauschojekt; wie wunderbar nun, wenn Oesterreich gerade diese Provinz freiwillig geopfert, also gerade das Lauschojekt leichtsinnig aus den Händen gegeben hätte! Die freiwillige Räumung Belgiens, nach dazu vom Standpunkte Thuguts, ist, politisch betrachtet, gewiß höchst unwahrscheinlich, aus diplomatischen Rücksichten läßt sich durchaus nichts Bestimmtes für sie angeben; was Herr v. Eybel vorgebracht hat, ist ein sehr geistreiches und überaus geschickt angelegtes Gewebe von Vermuthungen, die sich nur auf einzelne Aeußerungen englischer und preussischer Generale stützen, allenfalls höchstens auf die Privatmeinung des österreichischen Obersten Mada, der aber in einer Denkschrift an Kaiser Franz II. seine Ansicht über Belgiens Vertheidigung oder Preisgabe nur fragweise und in ängstlich hypothetischer Form ausgesprochen hat. Das gelegentliche, sehr allgemein gehaltene Urtheil von Friedrich Genß, der 1794 noch preussischer Subalternbeamter war und an eine Uebersiedelung nach Oesterreich erst zehn Jahre darauf gedacht hat, kommt überhaupt gar nicht in Betracht; es ist aus nachträglichen Erkundigungen sichergestellt worden und giebt eine reifungsbefähigende Zustimmung zu dem fremden Urtheile (dem des Abbe de Pradt). Daß volksthümlich österreichische General-Quartiermeister Prinz Baldec das Geheimniß der Räumung dem preussischen Bevollmächtigten Heinrich Dönhoff Monate vor der Ausführung wohl verrathen haben, beruht lediglich auf einer vagen Erklärung des nichts weniger als diplomatischen Dönhoff und hat, wie doch ganz klar ist, alle Fugit und alle Wahrscheinlichkeit gegen sich. Die wurden Preußen, England und Holland in die Trompete schreien haben, wenn der österreichische Statthalter diesen bedeutenden Plan so frühzeitig ausgeplaudert hätte! Wenn Mada ihn nicht, Baldec's Gegner, der so eben von diesem aus seinem Leibe verdrängt war, so hatte das einigen Sinn und Menschenverstand, doch wird von Hüffer auch das stark bezweifelt; bei Baldec jedoch verschwindet der Verdacht, weil unfähig festsitzt, daß gerade Baldec es war, der am 1. Juli 1794 nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus im Kriegsrathe zu Braine-la-Mul mit den einbringlichen Vorstellungen die kräftige Behauptung der belgischen Provinzen vorgetragen hat. Am Wenigsten läßt sich daran zu zweifeln, daß der Kaiser selbst (Franz II.), noch an erster Stelle von Thugut berathen wurde, der Räumung Belgiens auf das Entschiedenste abgelehnt war. Um die Vertheidigung dieses Kronlandes besser überwachen zu können, oder er persönlich nach Belgien gekommen; die Angabe Eybel's, daß er „aus Langerweile“ (so buchstäblich) gethan, ist ein eigenthümlicher Rathschuß angesichts der damaligen so drohenden Verwickelungen im Osten Europa's und zwar eben wegen der von Eybel hier so stark betonten polnischen Frage, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers in Wien sehr wünschenswerth machte. Von „Langerweile“ konnte nicht wohl die Rede sein. Mit großem Eifer nahm sich der Kaiser der Kriegsvorfälle an; Dönhoff, Eybel's militärische Autorität für diesen Feldzug, trug dies klar (in der Biographie des Feldmarschalls Prinzen von Coburg), der Kaiser war an die Sambre geeilt, den Muth der Truppen anzufeuern; er befand sich auf der schleunigen Rettung aus den Franzosen bedrohten Dieren, dessen Entsatz nur

dadurch unmöglich gemacht wurde, daß 60,000 Franzosen den Uebergang über die Sambre erzwingen konnten und folglich die österreichische Flanke links bloßgestellt fand; erst, als so der Zug nach Holland erreicht war, geht der Kaiser nach Brüssel, um von dort, am 13. Juni 1794, die Rückreise anzutreten. Nun erfolgte die Niederlage bei Fleurus und nach ihr der nothgedrungene Rückzug der Oesterreicher, aber schon am 15. Juli kam aus Wien ein kaiserliches Schreiben, das in scharfen Ausdrücken den Rückzug befahl und die Aufforderung enthielt, sobald es irgend thunlich, wieder zur Offensive überzugehen. Außerdem waren bei der Abreise des Kaisers bewährte Anhänger Oesterreichs an die Spitze der belgischen Verwaltung gestellt worden. Daß Thugut der Räumung durchaus entgegen war, geht schon aus seiner Stellung zu diesen Männern, aus seinem eifrigen Einschreiten gegen die capitalisirenden Festungscommandanten, aus seiner Sendung des belgischen Marquis d'Argenteau nach London wegen Abschluß eines neuen Subsidienvertrages und indirect sogar aus einem Gegenargumente des Herrn von Eybel hervor. Der in Wien ohne Commando lebende Marschall Laschy wird in einer Depesche des preussischen Gesandten Luchefini ein offener Bestürmer der Räumung genannt. Allein Laschy war das erklärte Oberhaupt der Thugut feindseligen Hofpartei; er hatte trotz Thugut den Oberbefehl in Belgien erlangen wollen und Thugut dies durch den energischen Hinweis auf Laschy's Alter und Langsamkeit und auf seine notorisch geringe Fähigkeit zu Operationsoperationen verhindert! Wo bleibt da die Anklage gegen den Minister?

Nicht besser steht es mit der Eybel'schen Behauptung, der ihm bitter verhaßte Thugut habe zur Zeit der preussischen Friedensverhandlungen in Moskau, seinerseits auch in Paris mit Frankreich Unterhandlungen gepflogen, dahin gerichtet, daß dieses gegen definitive Abtretung Belgiens und des linken Rheinufer Oesterreich zu dem Besitze Bayerns verheßen möge. Die Mittelperson bei diesem Geschäft soll der damalige toscanische Geschäftsträger in Paris, Ritter von Carletti, gewesen sein. Hüffer hat aus dem Briefwechsel der französischen Bevollmächtigten mit dem Wohlfahrtsausschusse den Nachweis geführt, daß eine dergleichen Unterhandlung gar nicht existirt hat und woher die Spuren des Gerüchtes davon entstanden sind; er hat aufgezeigt, daß das preuss. Staatsministerium, d. h. Graf Houwig selbst, die Wichtigkeit dieses Geschäftes officiell anerkannt habe und wie viel Friedrich Wilhelm II. darauf angekommen sei, daß dem Gerüchte kein Werth beigelegt werde. Da verhängt sich Herr v. Eybel hinter das Wort „Unterhandlung“; nicht von „Unterhandlung“, das sei eine bequeme „Erfindung“, ein „Hirngespinnst“ Hüffer's, sondern nur von „privaten Aufschlüssen“ und Andeutungen habe er gesprochen. Er kann nicht genug behaupten, daß eine „Carletti'sche Unterhandlung“ als „Unterhandlung“ sich natürlich leicht wegdemonstriren lasse. Leider hat Eybel hierbei völlig übersehen, daß Er selbst in der Geschichte der Revolutionszeit (3. Ausg. Bd. III, S. 404) diese jetzt „privaten Aufschlüsse“ eine österreichische Unterhandlung genannt hat. Und wie reimt es sich mit „privaten Aufschlüssen“, daß die Besprechungen mit Carletti nach Eybel's Darstellung den französischen Staatsmännern als „sichere Vorträge der österreichischen Regierung“ erschienen und sogar eine „Störung der Kriegsoperationen“ davon die Folge war? Der toscanische Minister des Auswärtigen, General Mansfredini, soll Thugut's Gedanken an Carletti befördert haben. Hier ist Herr v. Eybel das seltsamste Mißgeschick begegnet. Die Stelle einer Depesche Luchefini's, die Mansfredini als Unterhändler verrathend

soß, besagt nach richtiger Uebersetzung aus dem Französischen das stricke Gegentheil von Edel's Behauptung! Euchestini leugnet entschieden, daß Thugut einem so eiteln, zudringlichen Menschen wie Manfredini sich anvertrauen könne! Man staunt über das Mißverständnis, wenn man die von Edel selbst mitgetheilte Originalstelle nachliest. Wahrlieh, der gefeierte Historiker scheint seinem Bonner Kollegen eine offene, freimüthige Ehrenklärung schuldig zu sein! Trautwein von Belle.

Aus dem österreichischen Klosterleben.

Im vergangenen Jahre hatten wir Veranlassung, den ersten Theil der unter obigem Titel erschienenen Memoiren des ehemaligen Benedictinermönchs Pater Sidor, als Mensch Dr. Wagner genannt, zu besprechen; jetzt liegt der zweite Theil derselben vor¹⁾, während der erste, wie bei seinem Erscheinen zu erwarten war, schon in zweiter Auflage herausgekommen ist. Was wir damals hinsichtlich des letzteren besonders betonten, nämlich seinen historischen Werth als Beitrag zur Sittengeschichte unseres Jahrhunderts, das können wir in Betreff des zweiten und Schlussbandes nur in verstärktem Maße wiederholen und noch hinzufügen, daß dieser außerdem als Beitrag zur Kirchengeschichte unserer Zeit von unschätzbarem Werthe ist. Der in den Klöstern herrschende cynische Atheismus wird rücksichtslos aufgedeckt, und hierbei findet der Leser zugleich den Schlüssel zu den Katastrophen, mit denen so mancher edle Mensch seine Kaufbahn als Mönch endete — sei es, wie uns die Memoiren berichten, daß er sich wie der gute Pater Maurus systematisch in Brantwein erlaufte, oder wie der hochgebildete, philosophische Benedictiner Michael G.... in der Donau ertrankte, oder wie die Pater Friedrich und Joseph sich aus Lebensüberdruß in noch gewaltthamerer Weise den Tod gaben, wenn nicht gar, wie so mancher andere, als tobthätige Irrensinne in irgend einer wohlverwahrten Zelle unter Anwendung der Zwangsjacke den Tod erlitten, oder wie der Pater Albin (Heinrich Berner) und unser Pater Sidor sich durch die Gluth einem ähnlichen Schicksale entzogen. Der Kampf edler Seelen in solch einer Anstalt zur Verdummung und Knechtung der Geister muß in der That ein furchtbarer und ausreißender sein; gegen ihn schützen keine Studien, keine amtlichen Berufsgeschäfte, kein Wohlleben und noch weniger die reichen Einnahmen aus Messiependien und Officien, oder die Ehrenbezeichnungen, welche dem, den Menschen Unähnlichen und den Engeln Ähnlichen²⁾ außerhalb der Klostermauern dargebracht werden; im Gegentheile, besonders die letzteren treiben die Dinge auf die Spitze. Wir nahmen einst, im traulichen Gedankenaustausche mit Dr. Wagner, an den uns das Band lüngerer persönlicher Freundschaft fesselt, Veranlassung, ihm unumwunden zu fragen, ob es ihm angesichts der Kämpfe und bitteren Erfahrungen, die er seit 20 Jahren in der Welt und in der „Freiheit“ überstanden habe, niemals leid geworden sei, den Ueberfluß und die Ehren des Klosterlebens aufzugeben und auf alle die glänzenden Ausblicke verzichtet zu haben, welche ihm letzteres bei seiner eminenten Begabung und bei seinem kolossalen Wissen in sichere Aussicht stellten. Die Antwort war: „Nein, und abermals nein! denn kein dem Abstreifen des „Hochwürdigens“, seit der Flucht aus dem Kloster habe ich mich selber achten können, während ich mich bis dahin verachten mußte,

ja auch verachtet, wenn ich in meinen Händen das Allerheiligste erhob und es dem plüßigen, fressenden Volke zeigte! Man muß den edel denkenden und edel handelnden Mann persönlich kennen, um folgende Stellen seiner Memoiren aus der Zeit des Klosterlebens richtig verstehen zu können:

„Einst, wenn mich Traurigkeit überfiel, pflegte der Schlaf zu trösten; ich freute mich dann auf ihn und er ward mir so prägen ein Freund. Nach und nach wurde er unzuverlässig, endlich treulos. Wenn ich jetzt seiner am meisten bedarf, kommt er nicht. Seitdem Leidenschaft aller Art mich quälte und meine Nerven erregt sind, hat er mir seine Wohlthaten gekündigt. Wenn er sich erhitzen läßt und mich heim sucht, so bringt er nicht Ruhe, sondern erschöpfende Träume voll Gespenster in schwarzgrauer Ordensnacht. Da giebt es jede Nacht Zank und Aerger und Verdruß. Was einst ein Demer sagte: „Satz selbst magt nicht, was ein Mönch, der Zügel entbunden, unternimmt“ — gilt mir in meinen nächtlichen Träumen.

„Und das Wachen? Wenn ich so durch die Felder dahin reite, werden Hypothesen aufgestellt und unnütze Forderungen gemacht; Beleidigungen werden zugefügt und gerächt; jeder Zwiespalt der Ansichten artet in Zank aus und dieser wird bis in's Kleinlichste durchgeführt; Rache sucht ewig Nahrung und findet niemals Sättigung. So geht es in meinem armen Reich zu. Jeder kleine Groll, der sich in größerer Gesellschaft so leicht verliert, brennt hier in der Einsamkeit unausslöschlich. Der Haß soll am gräßlichsten sein, wenn er von einem Weibe ausgeht. Ich habe ihn nie kennen gelernt, aber mir ist, als ob er nicht größer sein könne wie der, den ich in mir selbst erkenne.

„Und alle meine Empfindungen kommen mir so verdorrt, so dürr und verformt vor. Ein einziges Mal — vor etwa acht Tagen — wurde mir, ich weiß nicht wie es kam, in Träumen leicht. Ich weinte den ganzen Tag und ein heißer Brief kam dann über mich. Aber am andern Tage war's wieder ganz vorbei. Was für ein Bild muß einst Goethe vor Augen gehabt haben, als er in seinem Hause die Worte niederschrieb:

Habt eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sklaven verweisen,
Euch in Häuser vermauert,
Euch in Sitten verzwert,
Kennst die goldenen Zeiten
Nur als Märchen vom Weiten.

„Hat Goethe an solch unglückliche Mönche gedacht, wie ich Einer bin? —

„Nicht was du hast, macht dich reich, sondern was du bist.“ Arm sind wirklich meine Brüder Mönche und ich bin es mit ihnen. Mich erfüllt jetzt nur ein einziger Gedanke, aber er beherrscht die ganze Seele; all mein Bewußtsein geht von ihm aus. Arm bin ich bei aller Leppigkeit des mich umgebenden Lebens, bei all dem Ueberfluße materieller Mittel. Ich bin ohne begiebene Kenntnisse, ohne eigentliche Bildung, ohne geübte Urtheilskraft; aber noch mehr, mir fehlen Glaube und Vertrauen, Liebe und Hoffnung, wie alles Gute, was diese göttlichen Gaben mit sich bringen. Ueber Alles drückt mich der Mangel an guten, christlichen Bewußtseins, eines reinen Gewissens. Und so fehlt mir Alles, was zum Lebensglück nöthig ist, nun auch noch Gesundheit, Gemüth, Muth und Kraft. Ich habe nicht Freunde, nicht Weib und Kind, nicht Eltern und Geschwister, nichts Liebes auf der Welt. Wie schwer fällt mir das Ueband's Lied auf die Seele, das ich so eben zufällig beim Abschlagen eines halb zerrissenen Almantas zu lesen bekam!

¹⁾ Berlin, Carl Heymann's Verlag (Johann Samml), 1870.

„Ich bin ein gar so armer Mann
Und gehe ganz allein;
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.“

Nun, das ehrliche Bewußtsein und reine Gewissen hat Wagner wieder erlangt und seine dreizehnjährige Leidenszeit als Mensch ist wenigstens nicht verloren, nicht nutzlos durchlebt, denn sie lieferte ihm das Material zu den Memoiren, welche seinem Namen ein ehrenvolles Gedächtniß sichern und eine höchst notwendige Belehrung geben über jene Rüststätten des Aberglaubens, durch welche es seine alte Welt Herrschaft in veränderte, aber noch schlimmerer Form zur Knechtung der Völker fortsetzt. Ein solches Buch wiegt wohl ein Menschenleben auf.

Die dem-monde des Vespéralismus wird auch bei dem vorliegenden zweiten Bande ebenso wenig ihre Rechnung finden als bei dem ersten, denn der Verfasser vermeidet geistlich das, was jene Leute hauptsächlich sucht, und wo er nicht umhin konnte, darüber Mittheilungen zu machen, da wählt er eine möglichst trockene Darstellungsweise, um der abscheulichen Sache des „Freiwilligen“ zu nehmen, um Mißgegnen gegen das zu erwecken, was Mißgegnen verdient. Es deutet er derartige Dinge auch nur verklärt an, so daß schon einige Kenntniß dazu gehört, ihn zu verstehen. Deshalb kann man das Buch auch antändlichen Frauen und Mädchen als Lecture empfehlen, ja das Lesen desselben Katholikinnen sogar dringend anrathen.

Ist der Verfasser wortkarg im Mittheilen natürlicher, menschlicher Geheimnisse, so ist er desto mittheilbarer in Sachen der religiösen Mythen, des eigentlichen geschäftlich betriebenen Gottes, denn diesen durch Enthüllung zu zerstören ist die Hauptaufgabe seines Werkes, wie jeder Denkfähige leicht herausfinden wird und wie wir außerdem noch gesprächsweise erfahren haben. Um dem mit der Religion getriebenen Mißbrauch, dem auf Kosten wirklicher Gläubigkeit gepflegten Aberglaubens entgegenzutreten, zeigt der Verfasser das Nützliche des Aberglaubens und legt seine Kampfweise bloß. Uns interessiert am meisten die Entstehungsgeschichte eines Wunders, die mit einer reizend geschilderten Scene im Weineller des Stifts in Verbindung dargestellt wird; ferner das Examen bei dem Dekan, welches der Verfasser vor der Zuweisung einer bestimmten Gemeinde zu bestehen hatte; auch die Mittheilungen über Beichten und Absolutions-Ertheilungen; nicht minder die Auslassungen über die Messen und Messenpenden und der Anfang von gedruckten Talismanen, die dem gläubigen Volke für wenige Kreuzer verkauft werden und von einer Beschaffenheit sind, für welche der schärfste Ausdruck zu milde ist. Die um ihren Rand gedruckten Charaktere erinnern lebhaft an das Abrafakabra mittelalterlicher Zauberer und Teufelsbeschwörer, während die Andeutung ihrer Wirksamkeit z. B. gegen Dieb, Schuß und Stich nicht bloß das Kerge überbleibt, was Charaktere unserer Zeit über ihre Wundertränke, Pillen u. auf dem Gebiete der Heilung leisten, sondern sich geradezu wie die Fabel eines Wahnsinnigen liest. Da heist es u. A.: „Wer vielleicht vorfindenden Worten keinen Glauben beimesen will, der darf sie nur auf einen Zettel schreiben und denselben einem Hund um den Hals hängen, sodann nach ihm schreien und er wird ihn gewiß nicht treffen.“ Oder: „Wenn Semandem die Nase blutet, oder wenn er sonst verwundet wird, der lege nur diesen Brief darauf, so wird sich das Blut sogleich stillen, oder wer es nicht glauben will, der schreibe vorfindende Buchstaben (nämlich Z + K + B + D + Z + W + K +) auf ein Messer und steche ein Thier damit, es wird gewiß nicht bluten. Bin (+) Restus (+) Bestus (+) Mor-

nen (+) Sibusch (+) Muanonement (+) Jesus (+) Maria (+) Joseph (+).“ Welche Schlüsse wohl ein späterer Geschichtschreiber aus derartigen Proben auf den Bildungsgrad unseres Zeitalters thun muß!

Einige der Auslassungen des Verfassers über die Messen, welche sich in dem Kapitel über die auswärtige Seelsorge finden, sind nicht bloß in religiöser, sondern auch volkswirtschaftlicher Beziehung so werthvoll, daß wir ihnen durch das „Magazin“ eine weitere Verbreitung geben wollen:

„Ich habe soeben mein Messenpenden-Register durchgesehen; in demselben sind folgende Rubriken verzeichnet: Datum des Empfanges; Name dessen, der das Stipendium bezahlt hat; die Intention, mit welcher die betreffende Messe zu lesen ist; der Gelobetrag; Datum, wann die Messe perfolviert worden. Wenn ich von heute an von seiner Seite her ein Stipendium mehr erhalte, so hätte ich an den schon erhaltenen etwa sechshundert Jahre lang alle Tage eine Messe zu perfolviern, so groß ist schon die Zahl der Bestellungen geworden. Von dem Pfarrer erhalte ich regelmäßig alle Montage vier; sie sollen ein etwaiges Gehalt oder Honorar für meine Audienz darstellen. Von einzelnen Gemeindegliedern kommen manchmal mehr, manchmal weniger, oft von Einem sechs auf einmal, je nachdem Feste, Todesfälle und ähnliche Veranlassungen eintreten. Demnach wird aller Berechnung gemäß die Größe des Vorraths, so lange ich hier bin, noch anwachsen.“

So nothwendig mir Geldeinnahmen sind, auf die ich auch neben der sogenannten vollständigen Versorgung aus Stipendien angewiesen bin, und so sehr gern ich überhaupt Geldmittel besitze, weil dieser Besitz mich wie jeden Andern gewissermaßen freier macht: so muß ich doch auch wieder ehrlich gestehen, daß es viel, viel erwerblicher wäre, wenn ich Geld auf andere Weise erwerben könnte als durch Messen, und daß dieser Erwerb — obwohl er nicht nur von Seite der kanonischen Gesetze vollständig erlaubt, sondern mir sogar zugewiesen ist — vor dem Richterstuhle meines Selbstgeföhls nicht leicht zu rechtfertigen sein möchte.

Von wem kommen die Messelgelde? Wofür werden sie gezahlt? — Wenn sie, wie so häufig, von ärmeren Leuten kommen, die selber den schwer und langsam ersparten Gulden nöthig hätten, so brennt dieser Gulden einem so zu sagen in der Hand und Lache. Kommen die Gelder von solchen Leuten, die wohlhabend sind, und die damit leicht eine äußerliche Art großbürrischer Frömmigkeit erkaufen, deren Vermittler dann der Priester ist, so steht eine Art Schmutz daran, mit dem man sich, man möge wollen oder nicht, Hand und Lache besudelt. So steht's, wenn man die Sache genau nimmt.

Was nun aber noch die Intention der Leute betrifft, die bezahlen, und die des Priesters, der das Geld annimmt, so liegt zwischen beiden ein Etwas, das man laut und öffentlich gar nicht bezeichnen darf. Die Leute bezahlen eigentlich nur eine Intention, nämlich ein kurzes, allgemein gehaltenes Gebetlein — das Memento — glauben aber die ganze Messe zu bezahlen, wie sie ist, vom Anfange bis zum Ende. Sie meinen, Alles, was der Priester da spricht und thut, gehöre ihnen, begiehe sich auf sie, auf ihre Sorgen und Angelegenheiten. Dem ist aber nicht so oder mindestens nicht genau so, wie die Leute glauben und meinen. Ja, ich bin der Ueberzeugung, daß bei einer vollständigen Einsicht in das Wesen einer bezahlten heiligen Messe das christliche Publikum sich weniger breilen würde, Messenpenden herbeizubringen. Verstände das Volk lateinisch, würden ferner die bei einer Messe vorkommenden Gebete, Sectionen und

Begnungen so langsam und deutlich gesprochen, daß sie Jedermann verstehen konnte, und wären die Leute überhaupt Decker, so wäre gewiß Alles, also auch diese Angelegenheit, anders. Man müßte dann, daß in einer heiligen Messe — genau genommen — immer für Alle, für Lebende und Verstorbene, und um Alles, was zu den Bedürfnissen der allgemeinen katholischen Kirche gehört, geteilt wird. Des Bezahlers, der sich sagt, eine Messe sei „die seine“, wird eigentlich gar nicht, seiner Meinung oder Intention aber nur oberflächlich einmal, kurz erwähnt. Das ist es, was mir nicht aus dem Kopfe geht und mir den ganzen Handel, so einträglich er sein mag, mindestens unnützlich erscheinen läßt, wenn ich ihn nicht einen Mißbrauch des sogenannten frommen Glaubens oder wohl gar noch ärger benennen soll!

Das Eigenthümliche in der Sache ist aber, daß ich mich ihr gar nicht entziehen kann. Würde ich die Annahme von Messipendien verweigern oder wohl gar noch ehrlich genug sein wollen, aus den Grund auszugeben, so könnte nur allgemeines Kernerniß entstehen, das schöne Geschäft für die Andern ruiniert und ich für verrückt erklärt werden. Im allermindesten Falle würde ich mich nach allen Seiten hin verdächtigen und um allen geistlichen Einfluß bringen.“

An einer anderen Stelle, die hauptsächlich von dem geistlichen und weltlichen Treiben an Wallfahrtsorten handelt, sagt der Verfasser über obige Ausbeutungsquelle des gläubigen Volkes: „Bei der Annahme von Messgeldern geht es auf einem so besuchten Wallfahrtsorte nicht ganz ohne Täuschung des opferthätigen Publikums ab; es kann auch wohl nicht gut anders sein. Viele Hunderte von Messen werden an einem Concurstage bezahlt und vom Pfarrer-Schullehrer oder seinem Gehilfen in das große Buch gewissenhaft eingeschrieben. Intention und Umstände werden genau angegeben. Eine Messe am Altar der Madonna kostet etwas mehr als eine am Seitenaltar; ein gesungenes Amt noch viel mehr. Der Geldgeber aber ist gewöhnlich der Meinung, daß seine bestellte Messe bald, wo möglich schon in den nächsten Tagen in der Wallfahrtskirche selbst gelesen werden würde. In diesem Sinne wird die Zahlung auch geleistet und angenommen. Aber die vielen gezahlten Messen, welche da das ganze Jahr zusammenkommen, können niemals alle am Wallfahrtsorte selbst gelesen, sie müssen weiter gegeben werden. Der Pfarrer und seine Cooperatoren, von denen jeder täglich nur eine Messe mit einer Intention lesen darf, bepalten die fettesten; danach bekommen nachbarliche Pfarrer und Kaplanen, als die gewöhnlichen Beichtgeschilfen, bessere Stipendien (die sie sich auch wohl mühsam genug verdient haben). Sie perfolvierten dieselben zu Hause. Der große Rest wandert in das Kloster und wird unter die Mitglieder zur gelegentlichen Perfolviung vertheilt. So kommt es, daß die meisten Intentionen des gläubigen und gut bezahlenden Volkes da und dort zerstreut und oft erst nach Jahren, jedenfalls also anders, als im Willen der Zahler lag, erfüllt werden. Wenn nur nicht etwa gar das Unglück vorkommt, daß ein gewissenloser Priester mehr Messgelder annimmt, als er je zu perfolviern im Stande ist, was dann auch nicht einmal gleich entdeckt und gut gemacht werden kann, wenn es überhaupt entdeckt wird. Fälle der Art sollen leider schon manchmal vorgekommen sein, darauf weist wohl auch die höheren Orts jedem Priester auferlegte Verpfändung hin, genaue schriftliche Controle über eingenommene und perfolvierte Stipendien zu führen und sie gelegentlich dem visitirenden Dekan vorzulegen. Mundus hic non vult decipi, attamen decipitur.“

Der Verfasser giebt noch mehr Belege über dieses „Betrogen der Welt gegen ihren Willen“ und wir müssen die Frage aufwerfen, ob denn solche Thatfachen erst durch Dr. Wagner's Kloster-Memoiren bekannt geworden sind oder ob die Regierungen nicht schon längst von ihnen Kunde hatten und, wenn dies der Fall, welche Gründe vorliegen mögen, daß hiergegen nicht eingegriffen wird. Wir sollten meinen, der Staat hätte die größte Verpflichtung, das Publikum gegen offenbare Prellerei, bezugnehmend „Einrichtungen des Staates“, zu schützen, und wenn er aus nicht das Messelernen verbieten darf, so müßte er doch das Geknebeln dafür verbieten oder, wie andere „Exporten“, selber zu Beschlag nehmen; zum Mindesten aber sollte er dafür sorgen, daß die bezahlenden Leute genau darüber unterrichtet würden, wann und wo ihre bestellte Messe wirklich gelesen worden ist, was durch täglichen Anschlag in der Landessprache an den Kirchenthüren und durch schriftliche Mittheilung an die Zahler geschehen könnte. Da würde sich, wie Wagner sehr richtig bemerkt, die Opferwilligkeit bald legen. Ueberhaupt muß zu, daß sich manches ändern wird, wenn gewisse Regierungen, denn wir diese Kloster-Memoiren ganz besonders empfehlen, von den Inhalten des Werkes recht eingehend Notiz nehmen.

Frang Maurer.

Frankreich.

Neue biographische Ermittlungen über Voltaire.*

Es ist immer eine interessante und der Untersuchung würdige Aufgabe, die innere Geschichte einer Zeit in dem Bilde eines ihrer hervorragendsten Männer zu studiren. Man wird zu einem solchen Studium kaum irgendwo einen Philosophen wählen, der, in der Ungeheuerlichkeit seines Arbeitscabinetes den endlichen Gründen des Seins nachforschend, chronologisch zwar in seiner Zeit, sachlich aber außer ihr lebt; das gewonnene Bild würde nothwendigweise einseitig sein. Es giebt aber Persönlichkeiten, die in dem Maße in ihrer Zeit und mit ihrer Zeit gelebt, daß man fast zweifelhaft werden möchte, ob sie das Werk ihres Jahrhunderts oder das Jahrhundert ihr Werk. Gewöhnlich ist zum Königen und Fürsten eine solche hervorragende Rolle, ein ausschließlicher Einfluß auf ihr Zeitalter beschieden. Wenn aber ausnahmsweise je ein gewöhnlicher Sterblicher in der Lage war, einer ganzen Epoche das Gepräge seines Geistes aufzudrücken, so war es Voltaire. Es gehörte dazu der Zufall, der ihn zu einer zukunftschwangeren Uebergangsperiode geboren werden ließ, es gehörte dazu seine außerordentlich lange Lebensdauer und Geistesfrische, es gehörte dazu die unermüdlige Regelmäßigkeit und die kolossale Arbeitskraft, die er besaß, es gehörte endlich dazu, und das ist nicht das geringste Erforderniß, die ihm eigene Verlässlichkeit des Geistes.

Daß das Bild eines Mannes, der in einem Grade zu Voltaire, Typus und Incarnation einer Epoche war, von Herd nicht frei sein kann, ist erklärlich. Da er außerdem, als der ausdauernde Kämpfer einer neuen Zeit gegen Antiklerikalismus und Geistesverfinstlung, fortwährend mit mächtigen Parteien

* Voltaire et la société française au XVIII^e siècle, par Gustave Desnoiresterres. I. Band: La jeunesse de Voltaire. II. Band: Voltaire au château de Cirey. III. Band: Voltaire à la cour. Paris: Didier et Co., 1868, 1869.

in kühnem Streite lag. So konnte es nicht fehlen, daß er Eigenschaften hatte, welche alles Licht da hätten tilgen mögen, wo ein Schein des Schattens schon genug war. Es fehlte ihm nichts nicht an begeisterten Anhängern, welche nach der ungeschriebenen Seite hin lüfteten. So wurde das Bild bald schwarz, bald zu hell, aber immer falsch. Die Arbeiten von Voltaire, Duverney und Condorcet ebensoviel wie die von L'epan, bildet de Marcy und Harel fallen einer dieser beiden Kategorien anheim. Andererseits hatte erst die neuere Forschung die hauptsächlichsten Materialien an's Licht gebracht, welche der Geschichtsschreiber jedes großen Mannes, vor Allem aber der Voltaire's zu Grunde gelegt werden müssen, nämlich seinen sehr umfangreichen Briefwechsel, der trotz der Masse des Vorhandenen nur zum Theil erhalten ist, da Voltaire einer der häufigsten Briefschreiber war, die jemals lebten, und wir aus seinen eigenen brieflichen Äußerungen wissen, daß er an manchen Tagen zwanzig bis dreißig Briefe schrieb.

Eine neue Biographie Voltaire's, die einerseits das wahre Bild an Stelle der nun verschobenen Seiten hin gestallte, andererseits die nun aufgeschlossenen und noch aufzulösenden Materialien zweckmäßig verwertete, war deshalb wie ein zeitgemäßes und höchst einladendes Unternehmen. Ich bot es Schwierigkeiten dar, welche nur eine enorme Ausdauer und eine unenliche Liebe zur Sache überwinden konnte.

Zunächst war nicht allein die voluminöse Correspondenz Voltaire's, die erst zum Theil veröffentlicht ist, in den verschiedenen Bibliotheken Frankreichs und des Auslandes durchzusuchen und auszuheften, es mußten auch die etwa vorhandenen Briefe und Papiere seiner Zeitgenossen, mit denen er in näherer oder weiterer Verbindung gestanden, sorgfältig durchsucht werden. Dem neuen Biographen Voltaire's lag dann ein zweites nicht ob, schwieriger als das erste, die genaue Vergleichung der Daten und Angaben Voltaire's (die mehr als alle anderen Mittel der Controle bedürfen) mit allen offiziellen Akten, irgendwie zu Rathe gezogen werden konnten. Dazu gehörten allen Dingen die Tauf-, Trau- und Todesregister der Stadt Paris, welche in den Stadtarchiven aufbewahrt werden, ferner die Register des Secretairs des königlichen Hauses, welche in den Archiven des Kaiserreichs befindlich sind, endlich die Gensdarmeregister der Polizeipräfektur, da Voltaire auch mit der Hölle Bekanntschaft gemacht.

Die Arbeit hat der Mühe genug, wie man sieht, und Herr Macésterres hat sie sich nicht leicht gemacht. Die vorliegenden Bände, welche bis zur ersten Zeit von Voltaire's Aufenthalt in Potsdam reichend, zeigen, wie ausgiebig er das reich, in großen Theile noch in Archiven und Bibliotheken schlummernde Material ausbeutet. Und alle diese tausend Einzelheiten, die mühsam herangezogenen Steinchen sind sehr gut einem Ganzen verarbeitet, zu einem kunstvollen, bunten Mosaik, dessen allmählichem Aufbauen und einzelnen Entdecken man mit Interesse bis zum Ende folgt. Wären nicht zahlreichen Anmerkungen, welche der Verfasser, ganz gegen die übliche Gewohnheit, fast auf jeder Seite bringt, wären die zahlreichen Auszüge aus Correspondenzen, seltenen Akten und handschriftlichen Quellen, die mit loblicher Gelehrsamkeit, ohne die sonst übliche entsetzliche Verjüngung der theographie, im Texte selbst mitgetheilt werden, so würde dem Leser kaum die erforderliche gewene Arbeit zum deutlichen Verständnis kommen.

Auf den reichen Inhalt der bis jetzt erschienenen drei starken Bände, von denen der erste Voltaire's Jugend, der zweite seinen

Aufenthalt auf dem Schlosse Cirey (bei der Marquise von Chatelet), der dritte seinen Aufenthalt am Hofe bis zu seiner Reise nach Potsdam umfaßt, hier näher einzugehen, müssen wir uns des beschränkten Raumes halber versagen und wegen des sachlichen Inhalts auf das Werk selbst verweisen, welches eine werthvolle Quelle für die Kenntniß der französischen Zustände, namentlich unter Ludwig dem Günstigen, zu werden bestimmt ist. Wir können uns aber nicht versagen, auf eine Reihe von Reflexionen des Verfassers aufmerksam zu machen, welche hervorgehoben bestimmt sind, wie folgenreich für Voltaire's Entwicklung seine, auf Einladung Friedrich's des Großen erfolgte Reise nach Preußen war und welche die interessante Thatsache an's Licht ziehen, daß die Entfernung des Dichters aus Frankreich fast wie ein Staatsereigniß angesehen wurde.

„Man verachtet mir“, schrieb Voltaire (einer der eifrigsten Bewunderer Voltaire's), „daß Voltaire sich für immer in Berlin niedergelassen hat; erklären Sie mir doch die Gründe einer solchen Auswanderung. Er ist Mitglied der Academie, Historiograph von Frankreich und gentilhomme ordinaire des Königs, außerdem reich; entläßt er Frankreich, um der Unnehmlichkeiten Deutschlands und des deutschen Artzgebüls zu genießen? Ich begreife es nicht; wenn es wahr ist, daß er in vollem Ernste Frankreich lebwohl gesagt hat, so wird er bald sehr gewagte Sachen in die Welt schicken. Die Bastille hat bis jetzt seine Prosa wie seine Verse sehr genirt.“

Diesen Bemerkungen Lord Chesterfield's an eine hochstehende Landsmännin Voltaire's fügt Herr Desnoirésterres hinzu:

„Daran hätte freilich ein stehendes Ministerium denken sollen. Voltaire konnte allerdings im Auslande, wo nichts ihn zurückhielt, sich weit größere Rühmlichkeiten erlauben, als in Paris, wo die Sorge für seine eigene Ruhe und Sicherheit ihn zu mehr Zurückhaltung und Klugheit verpflichtete. Man hätte ihn mit Ehren überhäufen und ihn gleichzeitig verhindern sollen, die Gränze zu überschreiten; man hätte ihn immer in der Hand haben und andauernd das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebend erhalten müssen. Voltaire wäre freilich Voltaire geblieben, und man hätte sich schon entschließen müssen, den Aufschwung dieses — wenn die Leidenschaft seine heitere Ruhe nicht trübte — stets unabhängigen und hochherzigen Geistes ruhig zu gestatten. Aber er hätte sich doch jedenfalls so eingerichtet, nicht alle vierzehn Tage in die Bastille gesteckt zu werden. Anstatt dessen verließ er Frankreich, um nicht wieder zurückzukehren; denn er lebte dahin nur zurück, um dort — am Tage nach einem Triumph, wie ihn nie ein Consul, niemals ein kaiserlicher Kaiser feiert — langsam zu verlöschen. Und während dieser achtundzwanzig Jahre Entfernung von Frankreich wird er, geküßt gegen die lotros des nach, jene Tausende von Brandbrotschüren ausschleudern, welche die öffentliche Meinung machen, die Gegenwart untergraben und für die Zukunft neue Horizonte einer neuen Generation, einem neuen Frankreich eröffnen werden. Könnte man aus seinem Leben den gewagungen Aufenthalt in England streichen, hätte man ihn in Paris und in Versailles festhalten können, so hätte er vielleicht den besten Theil seines unermüdlichen Geistes gegen die Desfontaines, die Brerons, die Beaumelle, die Clement und alle diese Mißgeburten verschwendet, welche man nicht bekämpfen kann, ohne sich selbst zu erniedrigen.“ — Wie dem auch sei und wie entfernt man auch noch von der Revolution war, welche Voltaire nicht mehr sehen sollte, die Politiker tadelten die Regierung hart, ihre Zustimmung zu seiner Abreise gegeben zu haben. Längst war seine Vertraulichkeit mit dem König von Preußen von Argwohnigen

wie eine Art Staatsverbrechen angesehen, und wenn man ihnen geglaubt hätte, so würde man schon von Anfang an sich seinen Reisen nach Rheinsberg und Berlin wie seinen Rückkehr nach Händlern widerlegt haben. „Frau von Chatelet“, so lesen wir in einem Polizeijournal von 1743, welches wir oft benutzt, „wird sofort Voltaire nach Brüssel nachreisen. Man hebt hervor, daß man diesen Dichter hätte gewinnen oder sich seiner verschern sollen; er ist sehr unzufrieden, sehr gereizt und steht sehr gut mit dem König von Preußen.“

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß manche von Voltaire's wirkungsvollsten Schriften in Paris oder Versailles wohl nicht geschrieben worden wären, und der große König hat gewiß durch seine dringenden und wiederholten Einladungen indirect dazu beigetragen, die schriftstellerische Richtung und Wirksamkeit Voltaire's weit intensiver zu machen, als sie ohne seine Entfernung aus Frankreich geworden wäre. Die weiteren von Herrn Desnoires'terres beigebrachten Zeugnisse sind höchst interessant, weil sie von einer Voltaire schon bei seinen Lebzeiten beigelegten Wichtigkeit zeugen, wie deren vielleicht nie ein Schriftsteller in gleichem Maße besaß.

Die Geschichte der Beziehungen Voltaire's zu Friedrich ist in dritten Bande erst eingeleitet. Der folgende Band wird jedenfalls dies in so vielen Hinsichten interessante Kapitel der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts weiter vertiefen; es sind da noch so manche Punkte aufzudecken, und wir zweifeln nicht, daß ein so fleißiger und gewissenhafter Forscher, wie Herr Desnoires'terres, darin gleiches Glück und Gedeih beweisen wird, wie er in den vorliegenden drei Bänden in der Aufklärung so vieler interessanter Details an den Tag gelegt.

Paris.

H. M.

England.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in London.

Die Society for the Employment of Women hat kürzlich ihren zehnten Jahresbericht veröffentlicht. Das Comité erkennt darin mit freudiger Genugthuung an, daß es ihm während der zehn Jahre seiner Wirksamkeit gelungen sei, den Verlegenheiten mancher Frau in geeigneter Weise abzuhelfen, manchen neuen Zweig der Erwerbsthätigkeit für Frauen des höhern Mittelstandes zu eröffnen und erklärt es als unerlässlich, um künftige Generationen vor ähnlichen Leiden zu bewahren, die Mädchen ebenso gut wie die Knaben systematisch und regelmäßig für verschiedene Felder der Industrie auszubilden.

Eine große Schwierigkeit, mit welcher der Verein zu kämpfen hat, ergibt sich daraus, daß die Frauen keine Hilfe gewöhnlich erst dann in Anspruch nehmen, wenn sie ohne jede andere Hilfsquelle und weber im Stande sind, für ihren Unterricht etwas aufzuwenden, noch sich während einer etwa zu absolvirenden Lehrzeit zu erhalten. Frauen in solcher Lage bleibt gewöhnlich nichts übrig, als die Stelle einer Gesellschafterin, Haushälterin

oder Bonne anzunehmen, wodurch naturgemäß das Ansehen für derartige Stellungen die Nachfrage sehr bedeutend überwiegen muß. Außerdem befißt nicht jede Frau, die für ihre Erziehung zu sorgen hat, das Temperament und die Fähigkeiten, welche für eine solche Stellung erforderlich sind, woraus sich ebenfalls eine große Summe des Uebels ergibt, die vermieden werden könnte, wenn die Mädchen rechtzeitig für Beschäftigungen, die mit ihren Neigungen und Fähigkeiten im Einklang stehen, ausgebildet würden. Eine solche Ausbildung müßte aber erlang werden, so lange die betreffenden Mädchen noch ein Unterwiesensbesitzer und ihre Eltern im Stande sind, die Kosten dafür zu zahlen. Das Comité könne Denjenigen, die kein spezielles Fach verstehen und unfähig sind, wenigstens Etwas für ihre Ausbildung zu thun, nur sehr wenig Hilfe angedeihen lassen. Die Ungenügsamkeit und mangelnde Accuratez der weiblichen Arbeiten, über die so oft geklagt würde, sei nur eine Folge des mangelnden Vorbildes. Eltern wie Töchter schreien zwar vor der Forderung, gleich den Knaben fünf bis sieben Jahr in ernstlichem, systematischem Studium auf einen Beruf vorzubereiten und wenn sie vermöge der oberflächlichen Ausbildung, die sie genossen, in der erwählten Beschäftigung keinen Erfolg haben, so würde als Grund dafür das im Publikum herrschende Vorurteil, zarte Gesundheit, nervöse Organisation, kurz alle Mögliche angeführt, nur nicht die wahre Ursache: Mangel an gründlichen Kenntnissen.

Die Gesellschaft bekräftigt das Studium der Medicin im Pharmacie, ferner Glasmalen, Modelliren, Vergolden, Stricken und Perückenmachen, Schriftsetzen, das Fassen von Edelsteinen die Photographie u. s. w. als geeignete und sich bewährende Beschäftigungen für Frauen.

Die Middle Class School für Mädchen, Great Ormond Street, fährt fort, Gutes zu leisten. Die dort am meisten kultivierten Lehrgenstände sind: Buchhalten, Lesen, Schreiben und Rechnen. Ebenso wird daselbst in englischer und biblischer Geschichte, Geographie, Zeichnen, Singen und weiblichen Handarbeiten unterrichtet. Die Durchschnittszahl der Besucherinnen betrug im verfloßenen Jahre wöchentlich 65. Das Schulgeld belief sich für Schülerinnen unter zehn Jahren wöchentlich auf 1 Schilling für ältere Schülerinnen 1 Schilling 6 Pence. Eine französische Klasse, welche sich wöchentlich zwei Mal nach den gewöhnlichen Schulstunden versammelt und für die noch ein besonderes Honorar gezahlt wird, war von 15 Teilnehmerinnen besucht. Während des verfloßenen Jahres haben durch Vermittlung des Vereins 48 Personen feste Stellen und 46 zeitweilige Beschäftigung erhalten.

Der Verein hat seit Kurzem die Protection der Königin und der Prinzessin Louise erhalten, wie auch der Frau Prinzessin von Preußen, welche dem gleichen Tendenzen folgen. Der Berliner Verein schon länger ihre huldvolle Unterstützung gewährt.

Anknüpfend an diese letztere Mittheilung können wir hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der erst im vierten Jahre bestehende Berliner Verein durch seinen demnächst zu veröffentlichenden dritten Rechenschaftsbericht verhältnißmäßig weit besseren Resultate zu melden haben wird und daß namentlich sein Arbeitsnachweisungsbüreau ganz andere Zahlen der von ihm vermittelten festen Stellen und zeitweiliger Beschäftigung aufzuweisen haben wird.

*) Zu ganz gleichen Klagen sieht sich der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in Berlin veranlaßt und es kommt nicht selten vor, daß die leidenden Persönlichkeiten von deraartigen Damen, denen zuweilen mit dem besten Willen nicht zu helfen ist, mit bitteren Vorwürfen überhäuft werden.

S c h w e i z .

Gottfried Semper: „Ueber Baustyle.“)

Der vorliegende Vortrag des durch sein geistvolles Werk: „Der Styl“ bekannten Architekten und Kunsttheoretikers bietet viel Anregendes und sein Gedachtes, wenn wir auch das Ganze was mehr von der flüchtigen Form des Vortrags entkleidet, merkt und abgerundeter zu haben wünschen. „Styl, sagt Semper, ist die Uebereinstimmung einer Kunsterscheinung mit ihrer Entstehungsgeschichte, mit allen Vorbedingungen und Umständen des Werdens. Vom stilistischen Standpunkt aus betrachtet, ist sie nicht als etwas Absolutes, sondern als ein Relativum hingen. Styl ist der Griffel, das Instrument, dessen sich die Kunst zum Schreiben und Zeichnen bedient, daher ein sehr prägnantes Wort für jenen Bezug zwischen der Form und der Ursache ihrer Entstehung.“ Denn sowohl die technischen und statischen Momente der Entstehung eines Kunstwerkes sind nicht angedeutet, als auch der zu behandelnde Stoff, d. h. die eigentliche physische Materie, theils die Aufgabe, welche man sich zu künstlerischer Verwerthung stellt.

Wie entstehen nun Stile? Welche von den unendlich den Stilen oder sogenannten Stilen haben historische und heilige Berechtigung, und welche nicht? Einige Andeutungen zur Beantwortung der hier gestellten Fragen zu geben, ist der Zweck der Semper'schen Schrift. „Man bezeichnet sehr richtig älteren Monumente als die fossilen Gebäude ausgearteter Gesellschafts-Organismen, aber diese sind lebend, sie leben, nicht wie Schneckenhäuser auf den Klippen. Auch, noch sind sie nach einem blinden (?) Naturprozeß wie naturkräfte aufgeschossen, sondern freie Gebilde des Menschen, dazu Verstand, Naturbeobachtung, Genie, Willen, Fleiß und Macht in Bewegung setzte.“

Wenn wir also die Frage nach der Entstehung der Baustile, so kommt in erster Linie in Betracht der schöpferische Willensakt des Einzelnen. Das freie Individuum, das schillernde Schöpferkraft und Welterlust ausgestattete Genie ist es auch hier, welches neue Bahnen eröffnet, neue Ziele, neue Formen aufstellt, denen dann die Massen willenslos mit Nothwendigkeit folgen. Auch ist diese Thatsache nicht bloß auf den Styl der Bauweise; vielmehr sind die Erfindungen der Kunstgeschichte identisch mit denen der allgemeinen Kunstgeschichte des Menschen, von der erstere nur einen geordneten aber integrierenden Theil bildet.“

Die Menschengeschichte würde nur von chaotischen Zuständen der Gesellschaft zu berichten haben, ohne das jeweilige Eingreifen irgend einer ordnenden Kräfte, mächtiger Einzelpersönlichkeiten oder Körperschaften, die mit dem gewaltigen Uebergewicht ihres Willens die dumpfen gährenden Massen lenken, sie zwingen, sich zeitgeschichtliche Ideenform zu verdichten und bestimmte geistige Bahnen anzutreten. Die Geschichte ist das successive Entstehen der Einzelner, die ihre Zeit begreifen und den gestaltenden Einfluß für die Fortdauer der letzteren fanden.“

„Wo aber immer ein neuer Kulturgedanke Boden fand, da als solcher in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienste, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger

civilisatorischer Einfluß wurde stets anerkannt und ihren Werken mit bewusstem Willen derjenige Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, sozialen und politischen Systeme erhob.“

Um den Beweis für diese Sätze zu geben, führt uns der Verf. durch die wichtigsten Epochen der bildenden Kunst aller Länder und Völker. Mit dem reichen ihm zu Gebote stehenden Schatz von Anschauungen und Kenntnissen auf diesem Gebiete weicht er uns eine Menge treffender Andeutungen zu geben.

Der Stoff und Gegenstand aller Kunstbetheiligung ist, nach Semper, in der allgemeinen Auffassung der Mensch in allen seinen Verhältnissen zur Außenwelt. Und zwar ist diese Bezeichnung eine dreifache: 1) der Mensch als Individuum (Familie); 2) der „kollektive Mensch“ (Staat); 3) das Menschthum (das Menschenideal als höchste Kunstaufgabe).

Jener ersten Beziehung ver dankt die Baukunst ihre Anfänge, die dekorativen Elemente; denn alle jene Kunstsymbole haben ihren Ursprung in dem Schmuck des Leibes und einigen damit in Zusammenhang stehenden Proceduren primitiver Familienindustrie. Sich zu schmücken, ist in der That ein Privilegium des Menschen und vielleicht das älteste, wovon er Gebrauch machte; es ist zugleich der erste und bedeutendste Schritt zur Kunst. —

Wir finden dann ferner die Baukunst im Dienste der Religion und des Staates; der Mensch als Gesellschaftsglied hat sich ihrer bemächtigt. Kolossales wird hier geleistet; die angestaunten Wunderwerke der asiatischen Despoten gehören hierher. Willenshärte, durchgreifende Herrschaft, schlaue berechnende Priester schaffen hier neue Stylformen; aber diese ganze Kunst ist unfrei. Ihre Emanzipation kann nur das Ergebnis einer glücklichen Rückwirkung des erwachten Selbstgefühls gegen das Gefühl des unterwürfigen Aufgehens in die Gesamtheit unter vorherrschender Verornung sein.“

In diesem Freiheitsgedanken nun hat sich die Architektur des Volkes der Freiheit eine neue Form für den Gottesbegriff im griechischen Tempel geschaffen.

Nicht mehr hatten ihn kluge Priester in verborgenem Käfig gefangen, nicht mehr dient er despotischem Uebermuthe hoch in den Wolken als Sinn- und Drohhild eigener Macht, — er dient Menschen, ist sich selbst Zweck, ein Vertreter der eigenen Vollkommenheit und des in ihm vergitterten griechischen Menschthums! So sehr die Geschichte der Entzweiung des hellenischen Peripteros aus seinem vorhellenischen untheilbaren Kerne (der auf Vergänglichem errichteten einjähigen Tempelcella) in Dunkel gehüllt ist, so wenig zweifle ich daran, daß er zwar nicht in seinen Grundformen und Elementen, aber sicher in seiner neuen kulturgeschichtlichen Bedeutung und ihr gemäßen Entfaltung die bewußte Conception derselben organisatorischen Geistes ist, welche auch berufen waren, die hellenischen Städteverfassungen zu ordnen und ihre Gesetze festzustellen.“

Doch ist nach Semper, im griechischen Tempel noch nicht das höchste Ziel der Baukunst erreicht, wenn er auch das in sich Vollkommenste darstellt. (1.) Neue Anregungen kommen aus Laoköen und finden Anerkennung. Schutz und Auebildung bei den Weitererben der folgenden Jahrhunderte, bei Alexander zuerst, und dann bei den Römern. Der neue Styl erzielt Ueberladung großer und weiter Räume durch Gewölbe und vor Allem durch die Kuppel, — zwei Constructioformen, welche nach außerordentlicher Ueberslieferung in Alexandria in ausgebreiteter Weise in Anwendung gekommen sind. Die Römer, welche dann bald die Erbschaft der Welt Herrschaft über Alexan-

) Ein Vortrag, gehalten auf dem Rathhaus in Zürich. Zürich, nach Schultze, 1869. (32 Seiten.)

ders antraten, entlebten auch von ihm jene gewaltige Baumeskunst, „die etwa zu der Architektur der Griechen sich verhalten würde, wie ein symphonisches Instrumentalconcert zum lyrischen Hymnus, wäre sie in gleichem Grade wie diese vollendet, und hätte sie sich wie diese aus dem dienenden Verhältnis zu Bedürfnis, Staat und Kult, zu freier, selbstgewollter Idealität emancipiren können. Hierin liegt ihre Zukunft und die Zukunft der Baukunst überhaupt.“

Was weiter von Semper über die Architektur der Kreuzzeit gesagt ist, genügt nicht, um uns zu veranlassen, diese bekanntlich noch streitige Frage hier zu ventiliren. Wir hoffen, bei Gelegenheit hierauf in einem besonderen Artikel zurückkommen zu können. Zum Schluß führen wir nur noch als von Semper's Schreib- und Auffassungsweise charakteristisch und unseres Dafürhaltens sehr treffend, einen Satz über die Theatiner- und Jesuiten-Architektur an.

„Dieselben Jesuiten sind es im Grad und in der Coutane, die heutzutage die ecclesia militans des XIX. Jahrhunderts wieder mit gotischem Constructionsgerüste pangen, daraus einen Monitor machen, um den alten, niemals endenden Kampf gegen den Fortschritt des Geistes und der Wissenschaft mit zeitgemäßer Ausrüstung von neuem aufzunehmen. Sie appelliren diesmal nicht mehr an die naive Sinnlichkeit, sondern an den überwiegend technischen Materialismus der Menge.“

Es wäre außerordentlich zu wünschen, wenn Semper die im Vortrag nur angedeuteten und skizzirten Gedanken gelegentlich genauer ausführen wolle.

E. B. G.

Nord-Amerika.

Eine berechtigte Eigenthümlichkeit Nordamerikas.

Trunkentolde aus den besseren Ständen.

Die guten wie die schlimmen Eigenschaften der angelsächsischen Race scheinen in dem Boden Amerika's sich üppiger zu entwickeln, erkennbarer hervorzutreten, als im Mutterlande, und in den gewaltigen Verhältnissen, die Alles „drüben“ anzunehmen scheint, erkennen wir bald mit Bewunderung, bald mit Beschränkung, die Entfaltung der auch in uns vorhandenen Anlagen.

Die urgermanische Neigung z. B., sich an starken Getränken zu berauschen, scheint unter Umständen in Nordamerika wie eine Art nationaler Eigenthümlichkeit betrachtet und behandelt zu werden. Ein höchst merkwürdiger Artikel in der Zeitschrift Atlantic Monthly, betitelt: „Our Inebriates Harbored and Helped“, der selbst von einem momentan gebesserten Trunkentolde verfaßt ist, giebt darüber wunderliche Aufschlüsse. Der Verf., der sich selbst als einen „periodischen Trunkentolde aus erblicher Anlage“ bezeichnet, behauptet trotzdem, aus einer Familie zu stammen, die mehrere Generationen hindurch in beiden Geschlechtern „gewissenhaft enthaltam“ war. „Dies ist ein scheinbarer Widerspruch“, sagt er, „der den gewöhnlichen Verstand irreleiten muß, weil er eine ernste Thatsache in unserem amerikanischen Leben übertrifft. Es giebt eine Krankheit des Nervensystems, welche fast unserem Volke eigenartig ist: sie entspringt der Saat des Sichelgeblatens (self-indulgence); sie in dem sozialen, physischen und moralischen Leben unserer Urgroßeltern gesät wurde, und die in jeder folgenden Generation eine furchtbare Vermehrung an Stärke und Ausbreitung gewonnen hat. Diese Krankheit

nimmt eine dem Arzt wie dem Moralisten nur zu bekannte Form an in jenem Durst und Verlangen nach moralischer oder physischer Aufregung (sensation), welche ohne Ruch oder Scham sich äußert in den öffentlichen Aufführungen, Schaulustungen, Vorträgen auf der Kanzel, wie im Theater, in der Literatur und Kunst, den Zeitungen wie den Gerichtsöfen, den Reden der Frauen wie in der Verschwendung und Ausschweifung bei Bewirthungen u. s. w. Dieser Durst nun hat seine Befriedigung zuweilen nur im Rum, zuweilen aber auf jagt er nach öffentlichen Weintern, agitirt im Gebeinen u. s. w. Schließlich dankt der Verf. Gott, daß er ihn nur habe zum Rum greifen und ihn nicht habe — zum Genier werden lassen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet muß denn in Amerika auch das Kaster des Trunkes mehr von seiner krankhaften Seite, schenkt den davon Betroffenen mehr Mitleiden und weniger Mitleid als bei uns. In diesem Sinne ist nun seit dem vorigen Jahre in der Nähe von New York eine Institution ins Leben gerufen, die sich New York State Asylum nennt und die Aufnahme und Heilung von Trunkentolben aus den besseren Ständen sich zur Aufgabe gestellt hat.

In einem großen, schönen und mit allem Comfort ausgestattet Hause, umgeben von Garten- und Parkanlagen, in freier weiter Aussicht, leben nun nahe an Hundert Männer die besten Gesellschaft. Einige unter ihnen sogar von gelehrter Bildung und bedeutendem Rufe, die durch Nichts mit einem verbunden sind, als durch den Wunsch, ihrem gemeinsamen Feinde, dem Vaster des Trunkes, zu entfliehen; sie leben hier wenn auch nicht unbeobachtet und unbewacht, doch scheint ohne jeden äußeren Zwang, denn „der Geist der Theorie, welche das Experiment basirt ist, heißt Vertrauen; die hohe Freiheit, die irgend mit der Sicherheit des Einzelnen verträglich ist, wird jedem gewährleistet.“

Es kommen denn diese 96 Männer dreimal täglich zu gemeinsamen Mahlzeiten zusammen, an denen sogar die Familie des Oberaufsehers Theil nimmt, an zwölf kleinen Tischen zu je acht Personen in einem großen freundlichen Saale; man ist heiter, mittheilung, höflich gegen einander, wie etwa Reisende in einem großen Hotel. Den übrigen Theil des Tages hat jeder nach Belieben in oder außer dem Hause zubringen; zwei Lesezimmer, Bibliotheken und alle möglichen andern Veranlassungen ist für jede Art von Unterhaltung gesorgt. Vorlesungen, Concerte, ja sogar theatralische Vorstellungen, von den Patienten veranstaltet, füllen die Abende aus; die Zuschauer sind Herren und Damen aus New York selbst oder Eingewandene, der nächsten Vorstadt. Außerdem haben die Herren eine Art literarischen Club gebildet, dem aber nur 60 ausgewählte Mitglieder angehören. Er heißt der Diapod-Club. „Auf der Viste desselben“ sagt der Verf., kann man die Namen von Männern finden welche aus ihren verschiedenen Lebenswegen manche ausgezeichnete Gemeinschaft belebt und geschmückt haben. Hier sind Geistliche, Aerzte, Juristen, Schriftsteller, Künstler, Lehrer, Kaufleute und Gelehrte. Hier möchte ich aber bemerken, daß die eigenen Berufsarbeiten einen viel kleineren Bruchtheil verschiedener Trunkentolben in das Asyl liefern, als man glauben sollte. Von den 310 Patienten, die vom 1. Januar bis zum 31. December 1868 (dem ersten Jahre seines Bestehens) dort Aufnahme fanden, waren 93 Schreiber (clerks), 82 Kaufleute, 16 Pächter, 15 Advokaten, 9 Bankiers und 28 „unabhängige Herren“ von seiner bestimmten Beschäftigung; dagegen belaufen sich darunter nur drei Geistliche, zwei Aerzte, zwei Lehrer, ein Künstler und zwei Musiker vom Professions-

Bemerkenswerth ist ferner, daß von den 310 nur fünf Buchdrucker waren und kein einziger ein Schauspieler."

Religiöse und politische Gegenstände sind von den Verhändlungen des Clubs verboten; sonst aber zeigen die Titel der zum Vortrag gekommenen Abhandlungen, daß die verschiedensten literarischen, wissenschaftlichen, ja auch viele humoristische Themen behandelt worden sind. Die monatlichen „Umfangsaufgaben“, zu denen ein theilnehmendes Publikum (doch wohl meist die Verwundeten der Patienten selbst) eingeladen wird, sind gebildete Gesellschaften der angenehmsten Art.

Ueber die eigentliche Heilung der Behandlung wird nichts mitgeteilt, doch erhebt der Geist intellektueller und moralischer Verantwortung, durch den diese eigenthümliche Vereinigung geleitet wird, am besten aus folgenden vier Resolutionen, die in der allgemein angenommenen „Verfassungsurkunde“ enthalten sind.

I. Beschlossen, daß bei dem ausgesprochenen Geist und Willen dieses Clubs von jedem Mitgliede desselben, so lange es Einwohner dieses Nykts ist, erwartet wird, es werde die allergrößte Sorgfalt tragen, dem Ganzen keine Schande zu machen, indem es sich zu keiner Zeit und an keinem Orte, als unter dem Einfluß geistiger Getränke sitzend, erbilden läßt.

II. Beschlossen, daß obige Resolution als Willensäußerung jedes Einzelnen unter uns und des ganzen Clubs aufgeführt werde ohne anderes Pfand oder Verpflichtungsmittel.

III. Beschlossen, daß wenn irgend ein Mitglied des Clubs sich jemals im vorerwähnten Zustande gezeigt haben sollte, von ihm erwartet wird, daß es dem Club schriftlich eine passende Entschuldigung zugehen lasse, welche vom Secretair auf Verlangen in der nächsten Sitzung vorgelesen werden muß.

IV. Beschlossen, daß in obigen Resolutionen Nichts enthalten sein soll, was gegen die Sympathie und brüderlichen Gefühle (fellowship) verstoße, mit der die Mitglieder einander zu betrachten haben, selbst die, welche unglücklich und schwach genug waren, zurückzufallen.

Angenommen durch Affirmation den 12. März 1869."

Diesem so äußerst milden Zwange entzieht sich verhältnißmäßig äußerst selten ein oder das andere Mitglied. Von den Mitgliedern des Hauses (auch die, welche nicht zum Club gehören, mitgerechnet) sind es nie mehr als fünfzehn, die den Verurtheilungen der nahen Stadt nicht zu widerstehen vermöchten, und deshalb für einige Zeit in einsame Zellen gesperrt werden müssen — ein wahrhaft überraschendes Resultat. Inwiefern die Befreiung jedoch eine bleibende zu nennen ist, darüber können bei der kurzen Dauer dieser Institution noch keine Erfahrungen vorliegen, und die Freude, daß dieser erste Versuch, Trunkelheute durch sympathische Behandlung und humanisirende Ideen zu moralischer Verantwortlichkeit zurückzuführen, so glänzend gelungen sei, dürfte am Ende doch als eine vorläufige zu bezeichnen sein.

Baltische Provinzen.

Estlands Landvolk.

Es ist in Deutschland allgemein bekannt, daß Fr. v. Jung-Stilling, wenn wir recht berichtet sind, ein Onkel des Zeitgenossen Göthe's gleichen Namens, wegen eines statistischen

Werkes über die livländischen Bauern-Verhältnisse*) von dem russischen Civil-Gouverneur in Riga, Pölander, aus seinem Amte als Secrétaire des livländischen statistischen Comité verdrängt worden ist. Ueberall dort, wo man von dieser russischen Bilderlegung von Zahlen gehört hat, wird man auch, wie wir, begierig sein zu erfahren, inwiefern durch das Buch ein so bürokratischer Ingrimm hervorgerufen sein kann.

Wenn wir auf eine Prüfung eingehen, so finden wir im Vorwort, daß der Verfasser mit der Arbeit den Zweck verfolgte, „allen Denjenigen, welche die Bauern-Verhältnisse Estlands nicht aus unmittelbarer Anschauung kennen, die Möglichkeit einer selbständigen und unparteiischen Beurtheilung derselben zu bieten“. Wir müssen hier fragen: Kann man denn mit solcher Absicht und deren Ausführung die Regierung und deren Vertreter verlegen? Muß es ihr nicht vielmehr in hohem Grade erwünscht sein, durch solche statistische Arbeiten über ein wichtiges Gebiet ihrer Thätigkeit zuverlässige Auskunft zu erhalten? Oder hat von Jung-Stilling etwas Anderes in dem Buche gethan, als er in der Vorrede verspricht, wodurch er sich den Zorn der Thronnische zugezogen hat? Um darüber zu entscheiden, sehen wir uns zunächst die Inhalts-Übersicht an.

Die Schrift zerfällt danach, außer dem Anfang, der Beilage enthält, in zwei Theile, deren erster den „Boden und die Bevölkerung“, deren zweiter „die Gesetzgebung“ behandelt. Die Zahlen, welche der erste liefert, betreffen meistens einen nach den Verhältnissen höchst günstigen Zustand des Bauernlandes. Von dem kultivirten Boden Estlands gehören 69,24 Prozent, also erheblich mehr als zwei Drittel, zum „Geborsdlande“, d. h. es ist in Bauernhände getheilt und darf, soweit es verpachtet ist, also nicht schon als freies Eigenthum befreit wird, gesehlich niemals zu herrschaftlichem Hofeslande eingezogen werden. Das ist ein Flächen-Verhältniß, welches wohl kaum irgendwo in Europa gleich günstig für den Bauernstand wieder zu finden sein wird, soweit dadurch überhaupt ein Rechtsunterschied zwischen großen Rittergutsbesitzern und kleineren ländlichen Gutsbesitzern vorhanden ist.

Nachdem seit einem Jahre die Frohe in Estland gesehlich abgeschafft ist, kommt nur noch der Betrag der Geldpacht, welche die Bauern an die Grundherren zu zahlen haben, in Betracht. Um die Höhe derselben im Verhältniß zum Werthe zu ermitteln, hat Verfasser einen Vergleich zwischen dieser und der Pacht, welche Bauerguts- oder Pächter von ihren Ackerpächtern ziehen, angestellt. Da hat er denn gefunden, daß Ritterguts-Besitzer für „einen Thaler Land“ d. h. etwa 5 Magd. Morgen, durchschnittlich 6 Rub. 62 Kop., der Bauerguts- oder Pächter dagegen 10 Rub. 42 Kop. Pacht erhält, „das heißt“, sagt J.-St., „die Höhe der von den Ritterguts-Besitzern verlangten Pachten erreicht nicht das Maß, welches den Erträgen des landwirthschaftlichen Betriebes entsprechend wäre, da nach den vorstehenden Zahlen sich verhielte: die durchschnittliche Pacht des Ritterguts-Besitzers zur durchschnittlichen des bäuerlichen Eigenthümers = 1:1,57, und da keine Veranlassung zur Annahme vorliegt, daß verschiedener Boden oder verschiedene Intelligenz der Pächter, der Ritterguts-Besitzer und der bäuerlichen Eigenthümer diese Differenzen erklären.“ Daraus erhellt, daß die wirtschaftliche Lage der bäuerlichen Pächter zweifellos günstig ist. J.-St. widerspricht der Annahme, daß dieselbe durch eine weitere, etwa von

*) Fr. von Jung-Stilling: Statistisches Material zur Beschreibung livländischer Bauern-Verhältnisse. St. Petersburg. Buchdruckerei der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften.

der Regierung durch ein Gesetz anbefohlene Herabsetzung der Pachten noch weiter verbessert werden könne, und beweist diese Behauptung durch die Erziehung auf den Krugutern. Die zu denselben gehörigen „Gesinde“ (Bauernhöfe) werden zu bei weitem niedrigeren Pachtzinsen ausgeben, meistens um damit den Uebertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche zu betreiben. Die Folge ist, daß die Pächter die Grundstücke in Aflerpaß geben, um ein Reineinkommen als Rentner zu verzehren oder es zu anderen Unternehmungen anzulegen. „Würde das auf den Krugutern übliche Pachtssystem verallgemeinert, so wäre die notwendige Folge, einmal, daß durch eine Prämiierung der Arbeitslust die landwirthschaftliche Production aus Mangel an Arbeitskräften gelähmt, und zum andern, daß die Pachtung und Verpachtung von „Gesinde“ nicht Selbstzweck, sondern Object schwindelhafter Speculation würde, worunter kein Land mehr leiden könnte, als der kleine Landwirth, zu dessen Gunsten diese Ordnung eingeführt worden.“

Die Erwerbung der Bauer-Grundstücke als Eigenthum ist in Livland bekanntlich nicht durch die Gesetzgebung geregelt, sondern der freien Uebereinkunft überlassen. Aus dem von uns gezeichneten Wohlstande der Gutsbesitzer ist mit Recht zu schließen, daß dieser Weg des Erwerbs, der bei keinem Theile das Gefühl des Unrechts erregen kann, auch sehr wohl ausführbar ist. Im vorigen Jahre waren denn auch 14,26 pCt. des „Gehorchlandes“ der Privatgüter verkauft. J. St. erweist, daß durch das Ereignis des Bodenwerthes, also auch des Verkaufspreises, der Verkauf selbst nicht gehemmt wird, sondern daß er noch rascher steigt, als der Preis. Bei einer Preissteigerung von 1:1.10 hat der Verkauf zugenommen wie 1:7.81. Die Frage, ob durch eine künstliche Herabdrückung des Preises nicht der Verkauf dennoch mehr gefährdet worden wäre, beantwortet J. St. durch den Nachweis, daß die Preissteigerung eine Folge höherer Bodenwerthe gewesen sei und daß eine Herabsetzung des Bodenwerthes allen Grundbesitzern, also auch den Bauern, sowie der gesammten Bevölkerung zum großen Schaden gereiche. Er vergleicht auch die livländischen Landpreise mit denen in Innerrussischen Gouvernements. Während dort der Preis einer Dessjätine durchschnittlich 61—66 Rubel betragt, verkaufte man eine solche im Gov. Petersburg für 1 Rub. 33 Kop., Perm 1 R. 36 R., Smolensk 1 R. 22 R., Kownopol 35 Kop., Twer 26 1/2 R., Kownopol 5 R. Verfasser fragt: „Wäre es für die Bauern-Bevölkerung Livlands wünschenswerth, wenn auch ihr Boden ähnlich im Preise stünde?“ Ähnlich find die Vergleiche, welche J. St. für die „Mortalität“, die Volksvermehrung, als Kennzeichen des Wohlstandes zwischen Livland und Innerrussland glebt; für jenes wird sie durch die Zahl 16,1, für mehrere Gouvernements von diesem durch 5,22, 2,86, 1,62 für Jaroslaw sogar durch 0,16 ausgedrückt. — In dem Abschnitt über die Pachtzinsen wird als wahrscheinlich erwiesen, „daß die gesammte livländische Kinder-Bevölkerung im schulpflichtigen Alter auch wirklich unterrichtet wird“, ein Ergebnis, welches wir selbst in Preußen nicht aufweisen können. — Durch Zahlen wird nachgewiesen, daß der ländliche durchschnittliche Jahreslohn ein sehr ausreichender ist, daß namentlich „das Einkommen eines verheiratheten, livländischen Knechtes durchschnittlich größer ist, als das Einkommen einer Familie von fünf Personen aus dem preussischen Bauarbeiterstande“. Doch wir müssen es uns verlagern, alle diese interessanten Ermittlungen und die lehrreichen Schlussfolgerungen für Verwaltung und Gesetzgebung der Provinz weiter zu verfolgen.

Somit ist jedenfalls zu ersehen, daß von Jung-Stilling den

ausgegebenen Zweck seiner Arbeit, Aufklärung über die Bauern-Verhältnisse Livlands zu geben, nicht nur verfolgt, sondern auch erreicht hat; es ist auch ersichtlich, daß die agrarische Gesetzgebung Livlands in der Hauptsache eine gute und segensreiche ist, und daß dieses Herzogthum, welches wir nicht eine Provinz Russlands nennen wollen, in der Krone des Kaiserthums ein Juwel ist. Dagegen wird nur ein, mit den Verhältnissen des Landes näher Vertrauter begreifen, wie es möglich ist, sich das eine verdienstliche, wissenschaftliche Arbeit den Jern des hohen Beamtenthums zuzueignen. Jedes Zeugniß nämlich, welches in den günstigen Zustand der deutschen Ostsee-Provinzen abgibt, wird, fällt immer zugleich in die Waagschale des deutschen Ruhms der deutschen Kultur, des Protestantismus, zu Ungunsten der russischen Gutefürsers, der russischen Rationalität und der griechisch-orthodoxen Kirche. Den Russen ist es nicht an Wahrheit, nicht um Erkenntniß zu thun, sondern um Besitzung in ihrem Wahne.

Auf dem letzten livländischen Landtag hat die Ritterschaft ein livländisches statistisches Bureau für Livland gegründet, in welchem sie Herrn Jung-Stilling als Secretair mit demselben Gehalte angestellt hat, welches er in der Provinz als Regierungs-Beamter bezog. Edward Rattner.

Kleine literarische Revue.

— **Annalen der Typographie.** Wir sind noch im Rückstand mit der Anzeige eines werthvollen, im Laufe des endigen Jahresjahres begonnenen, neuen Journals: der „Annalen der Typographie und der verwandten Künste und Gewerbe“; aber auf dem Gebiete der Buchdruckerkunst wohlvertraute und als typographischer Theoretiker bereits rühmlichst bekannte Buchhändler, Herr Carl W. Voß in Leipzig, als ein „Centralorgan für die technischen und materiellen Interessen der Presse“, herausgibt. Die Typographie, die im Lande ihrer Erfindung lange Zeit hinter den Leistungen der Engländer und Franzosen zurückgeblieben war, hat auf der Pariser Weltausstellung von 1867 zu internationalen Vergleichen Anlaß gegeben, und obwohl, was die Schönheit und Anmuth des eigentlichen Druckverfahrens betrifft, die Technik der Franzosen immer noch oben an steht, lautet doch das Verdict der Weltjury, „daß der deutsche Stamm allein die Eigenschaften in sich vereinige, die den wahren Buchdrucker bilden“. Es scheint demnach die Begründung eines Organs, welches die Fortschritte der deutschen Typographie registriert und dem Publikum zur Augen führt, das die technischen Interessen, wie die künstlerischen Gesichtspunkte der Presse wahrnimmt, völlig an der Zeit zu sein. Inhaltlich und typographisch schön ausgestattet, liegen die Probenummern der neuen „Annalen“ vor uns, denen wir geistig und materiell das beste Gedeihen wünschen. J. R.

— **Kleithe v. d. Hork: Deutsche Literaturgeschichte.** Zum Gebrauch für Schulen und für den Selbstunterricht hat Herr Kleithe v. d. Hork eine „Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit, mit Beispielen aus den besten Werken der Poesie und Prosa““) herausgegeben. Die mit

*) Verlag von Carl W. Voß in Leipzig.

**) G. Her. Zsch. Detmold, G. Helwing (Neuerliche Buchhandlung), 1869.

eingehender besprechen würden, wenn es uns nicht für diesen Zweig der Unterrichts-Literatur an Raum gebrähe. Wir können jedoch nicht umhin, auf die fleißige, überflüssige und sehr belebende Arbeit, welche sowohl Literaturgeschichte als Anthologie ist, aufmerksam zu machen und sie besonders Erziehungs-Instituten und Schulen zu empfehlen. Mit der Aufgabe freis vor Augen, den poetischen Sinn und Geschmac der Jugend zu wecken und auszubilden, hat die Verfasserin die Musterstücke ihrer zum Theil nach Vilmar's vortrefflicher Aufassung bearbeiteten historisch-biographischen Darstellung gewählt, deren vorliegender, erster Theil die drei Perioden von m ältesten Zeiten der deutschen Literatur bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts (400–1150), von da bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und endlich von da bis zum ersten Viertel des 1. Jahrhunderts umfaßt. Jede Periode ist in verschiedene Gruppen zusammengehörender Dichter und Prosaisir getheilt, ist eine ungemein beschreibende und für das Gedächtniß sehr leichte Uebersicht gewährt.

— Die russische Steuerreform. *) Herr Dr. Carl Walder, Dozent der Volkswirtschaftslehre an der Universität Dorpat, ist in dieser Schrift die Nothwendigkeit der Reform des russischen Steuerwesens nach, dessen Charakter er als einen „feudal-fürstlichen“ kennzeichnet. Die Reformen, welche er zunächst fängt, sind: Aufhebung der Zergemeinschaft, der Naturalabgaben, der Kopfsteuer, der Steuerprivilegien, Decentralisang aller Steuern, weitest Ausdehnung des Selbstregiments der Ehrenämter, gänzliche Beseitigung aller feudalen Privilegien und vor Allem Einführung eines fast kostenfreien Militärs unter Ergreifung der Initiative zur allgemeinen Krassung. Specie in Bezug auf die Steuerreform ist er als die volkswirtschaftlich, wie sittlich gesundeste und nützlichste die decentralisirte Einkommensteuer nach. Spricht es als wahrscheinlich aus, daß dieselbe zunächst in Rußland und Preußen durchgeführt werden würde. „Die übrigen Länder“, fügt er hinzu, „werden schon deshalb, dem Beispiele Rußlands und Preußens folgend, die decentralisirte Einkommensteuer einführen, weil diese Reform auch ein Gebot der europäischen Machtstellung jedes Staates ist, ähnlich wie auch 1866 Zünfte, Gewehre und das preussische Militärwesen in m Staaten adoptirt wurden. Auch auf dem Gebiete der Steuerreform gilt das unsterbliche Wort: „Und sie bewegt doch!“

— „Herr Lecocq, ein Kriminalroman.“ **) „Zehnfilbergroßes-Liefer“, nennt sich eine neue buchhändlerische Unternehmung Eisenbahn- und flüchtige Unterhaltungseclüre, zu welcher beiden vorliegenden, eine Pariser Sensationsnovelle umhnten Bänden gehören. Herr Lecocq ist ein junger französischer Polizeibeamter, der gleich im Anfange der Erzählung ebenfalls romantisch als furchtbaren Kriminalgeheimth auf Scene gekommen ist, aber im Eifer seiner Nachforschungen (kloß sich selbst, sondern auch den betreffenden Untersuchungs-ter in die Geschichte mit hineinzieht. Das Ganze, dessen

Scenerie in den Spelunken an der Barriere von Paris beginnt und in den aristokratischen Kreisen des Faubourg St. Germain endigt, ist anziehend genug erzählt, um einige Stunden auf der Reise zu unterhalten.

Literarischer Sprechsaal.

Am 10. Februar 1857 schrieb Alexander v. Humboldt an den Prof. G. A. v. Klöden in Berlin:

„— Wie unangenehm, sehr wohlgemeinte, aber in ihrer Verherrlichung rein unsinnige Artikel über mich gehen aus amerikanischen Zeitungen (nach Besuchen bei mir) in deutsche über! Nichts kann einem Gelehrten mehr schaden, als solche Uebertreibungen. Ein großer Theil des Ruhmes ist die Geduld, lange zu leben und ein Curiosum zu werden, desto berühmter, je mehr man an Imbecillität zunimmt. Ich liebe in den Urtheilen über mich mehr die Wiener und französische Kirchenzeitung: „On dit, que l'assassin des ames a du mérite littéraire.“ Cela ne sert pas d'excuse. Satan a bien plus d'esprit que Mr. de Humboldt.“ Solche Aussprüche sind nützlich, als alle sentimentalen Besuche hier in der Menagerie und alle Naturbeschreibungen der alten Bestie.

Freundlich

Ihr A. v. H.

Herr Theodor Deloner in Breslau erinnert im Augusthefte der von ihm herausgegebenen „Schlesischen Provinzialblätter“ (Nüzgahl) daran, daß der verstorbenen Kosmäsler bereits im Jahre 1839, bei einer von ihm veranstalteten Humboldtfeier auf dem Größberg in Schlesien, die Stiftung von Humboldtvereinen und Humboldt Museen angeregt habe, in welchen dem Volke die Ideen und die Lehren des „Kosmos“ vorgetragen werden sollten. In der That wurden damals auch bereits in mehreren schlesischen und sächsischen Städten (Bunzlau, Löwenberg, Eßbau u.) Anfänge gemacht, dergleichen Stiftungen hervorgerufen, und in Eßbau constituirte sich im Jahre 1861 sogar schon ein „deutscher Humboldtverein“, der das Centrum aller Vokalvereine bilden sollte, aber mit Kosmäsler's Erkrankung und Ableben ist die schöne Idee in den Hintergrund getreten und seitdem beinaß ganz in Vergessenheit gerathen.

Einen Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts verspricht uns Herr August Boden zu geben in einem Büchlein, welches den Spannung erweckenden Titel führt: Verbeidigung deutscher Klassiker gegen neuere Angriffe. *) Man fühlt sich einigermassen enttäuscht, wenn man findet, daß unter diesen „neueren Angriffen“ lediglich die Schriften und Pamphile des in Norddeutschland fast verschollenen Wolfgang Menzel gemeint sind! In der That, wir freuen uns innig, Wärme und Begeisterung für die Heroen unserer Literatur zu finden, aber den Seltsamkeiten und Herabwürdigungen des genannten Kritikers eine ernsthaft abgefaßte Schrift von 77 Seiten zu widmen, heißt denn doch, ihm zu viel Ehre erweisen. Wir Deutschen besitzen überhaupt in dieser Hinsicht eine wohlgemeinte, aber sehr pedantische Ernsthaftigkeit: wird irgendwo einmal eine recht gründliche Dummheit

*) Die Selbstverwaltung des Steuerwesens im Allgemeinen und russische Steuerreform. Von Dr. Carl Walder. Berlin, B. 1860.

**) Von Emil Gaboriau. Zwei Bände. Berlin. B. Briel.

*) Erlangen, Eduard Beloid, 1869.

gethan oder ausgesprochen, so groß, daß sie (wie z. B. Richard Wagner's Subethum) durch sich selbst zu Grunde gehen könnte, — gleich stürzen sich kampfbereite Helden über sie her und — verschaffen ihr durch das Märtyrertum Bekanntheit und Anhänger. Als ob es nicht auch eine Strafe der Betrachtung und des Spottes gäbe! Odysseus hat den Ikerkes nicht zum Zweikampf aufgefordert, sondern — mit einer Tracht Prügel beehrt und ihn dadurch allerdings unsterblich gemacht. „So werde Jeder unsterblich, der ähnliche Werke vollführt hat“, — auch jener Stuttgarter Ikerkes, der es wagte, unsere Halbgötter und Sönnle: Vessing, Othke, Schiller zu schmähen! Wir sind der Zuversicht, daß er seinem wohlverdienten Schicksale nicht entgehen wird. Uebrigens bietet das Bode'sche Büchlein des Treffens und Nüchternen Manier und darf der Aufmerksamkeit des Lesers wohl empfohlen werden. Bei soviel Reinheit des Strebens und Suchen nach Wahrheit, wie es der Verfasser zeigt, dürfen wir wohl auch bald noch weitere Resultate seiner Forschungen erwarten, und würden uns dann freuen, Gelegenheit zu haben, noch einmal auf ihn zurückkommen zu dürfen.

V. B. H.

Die Revue de l'instruction publique meldet, daß in den Schulen für Erwachsene im Elsaß kürzlich zwei Arbeiter die beiden ersten Prämien wegen ihrer Fortschritte in der Erlernung der französischen Sprache erhielten, und macht dazu folgende Bemerkung: „Es handelt sich hierbei um eine Frage, welche die ernsteste Aufmerksamkeit aller Behörden in den beiden Departements des Elsaß verdient: Es darf durchaus nicht geuldet werden, daß es einen einzigen Franzosen gebe, der nicht französisch kennt.“ Jener Zustand muß aufhören, und zwar je früher, desto besser. Wohlgekehrt — und wir wünschen, daß man unsere Gedanken nicht mißverstehe — davon ist keineswegs die Rede, den Gebrauch der deutschen Sprache zu untersagen, oder auch nur irgend Jemand zu befehlen, der sich fernerhin ihrer bedienen will. Worauf es allein ankommt, ist, daß nicht Einer von denen, die Deutsch sprechen wollen, des Französischen unfähig sei. Mögen die Elasser das Bzlom ihrer Provinz reden, soviel sie wollen — das ist ihr Recht; aber die Sprache ihres Landes zu kennen — das ist ihre Pflicht!“

Aus Vothringen schreibt man der Berl. Vossischen Ztg.: „Ein bedeutender Schritt zur Erhaltung des deutschen Unterrichts in der Schule ist geschehen. Dank den Bemühungen des Demheim Thomas in Wies, der Erzpriester Müller in Saargemünd, Thirion in Kattenhorn, Hoffmann in Mohrbach und überhaupt der sämmtlichen Pfarrer des deutschen Theiles der Diözese Metz, ist eine Petition von 27,000 Unterschriften zu Gunsten des deutschen Unterrichts zu Stande gekommen und dem Kaiser vor zwei Monaten überreicht worden. Eine bestimmte Antwort ist noch nicht bekannt. Aber die Befehle, welche seitdem die kaiserlichen Unterrichtsbehörden in Metz und Nancy erhalten haben, lassen schließen, daß den Wünschen der Bittsteller entsprochen werden dürfte. Der Dunsche Proscriptions-Mass gegen die deutsche Sprache ist vollständig abgeklungen. Es wird sich jetzt darum handeln, den deutschen Unterricht zu organisiren, demselben eine zuträglige Stelle im Unterrichtsplan anzuweisen,

der, wie Jedermann weiß, hier Staatsfache ist. Auch wird dann in dem Metz Lehrerseminar (école normale) ein vollständiger Cours für die deutschsprechenden Zöglinge eingeführt werden müssen. Bis jetzt beschränkte sich der deutsche Unterricht in dieselben auf einige Uebungen während des zweiten und dritten Seminarjahres. Hoffentlich dürfte diese Sprachenfrage nun doch zum endlichen Austrage kommen. Unsere deutschen Vothringer sind als ausbauende Startöpfe bekannt, die sich durch nicht abfordern lassen, wenn sie einmal etwas gefaßt haben. Die halben Maßregeln würden dieselben sich nicht abweisen lassen.“

Der alte deutsche Buchhändler Friedrich Gerhard in New York, der Verleger des vielverbreiteten Deutsch-amerikanischen Volkskalenders, der amerikanischen „Gartenlaube“ und der „Deutschen Farmer-Zeitung“, kündigt jetzt auch ein großartiges, neues „Deutsch-Amerikanisches Conversationalexikon“ an. Dasselbe wird, dem Prospectus zufolge, außer dem, was in allen deutschen Nachschlagewerken von Brodhaus und Fremberg, nicht bloß Alles ergänzen, was über Amerika dort fehlt, sondern auch mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der außerhalb Deutschlands lebenden Deutschen bearbeitet und zugleich ein treuer Spiegel des deutschen Lebens in Amerika und in anderen deutschen Colonien des Auslandes sein. Für die obere Leitung und Redaction des Werkes ist der Prof. Dr. Schumacher, Mitredacteur der „American Cyclopaedia“, geworben und da das Deutsch-Amerikanische Conversationalexikon durch ein Originalwerk sein und keinen Nachdruck enthalten soll, sind Verbindungen mit allen in den Vereinigten Staaten bekannten deutschen, literarischen Kräften angeknüpft, um sie als Mitarbeiter für das neue Unternehmen zu gewinnen. Die vielverprechende, großartige Werk wird in acht Bänden, jeder 800 Seiten stark, erscheinen und 20 Dollars kosten.

Herr Dr. Eduard Lichtenstein in Berlin, durch wissenschaftliche Arbeiten auf den Gebieten der Gesundheitspflege und der Epidemiologie rühmlichst bekannt, wird nächstens hier ein Cyklus von populären Vorträgen, unter dem Titel: „Naturwissenschaftliche Studien, mit Hinblick auf das Volksleben, als Grundlage einer öffentlichen, sowie der persönlichen Gesundheitspflege“, eröffnen. Wir haben in diesen Blättern schon oft auf die Wichtigkeit solcher naturwissenschaftlichen Belehrungen hingewiesen. In England hat sich in neuerer Zeit eine Tract-Society gebildet, die auf dem dort mehr üblichen Weg der Tractätlein das Volk über die physikalischen und atmosphärischen Bedingungen der Gesundheitspflege belehrt; in Frankreich giebt das Publikum dem mündlichen Vortrage den Vorzug vor der Belehrung durch gedruckte Tractätlein. Jedenfalls ist ein Cyklus von wissenschaftlichen Vorträgen, der eine bestimmte Aufgabe der Belehrung hat, von größerem Nutzen als jene Cudlibits von Vorlesungen über alle möglichen Gegenstände der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Literatur. Herr Dr. Lichtenstein wird zunächst in acht wöchentlichen Vorträgen folgende Gegenstände behandeln: 1) Einleitende über Gesundheitspflege, atmosphärische Bedingungen derselben und den Einfluß des Lichtes; 2) Elektrische Eigenschaften der Luft; 3) Lufttemperatur; 4) Luftdruck; 5) und 6) Bewegung der Luft; 7) Windströmungen; 7) und 8) Dunstgehalt und Niederschlag der Atmosphäre.

*) Weiter in Preußen noch in Oesterreich wird gegen die nicht deutsch redenden Bewohner slavischer Provinzen ein ähnlicher Zwang ausgeübt.

Im „Breslauer Gewerbeblatt“ vom 14. September vindiziert der Ingenieur Herr E. Kayser die bekannten, ingenieusen Kammumpumpen, die bald als eine amerikanische und bald als eine englische (Hortonsche) Erfindung bezeichnet werden und deren leichte praktische Anwendbarkeit sich zuerst im abessinischen Kriege bewährt hat, weshalb sie auch „abessinische Brunnen“ genannt werden, als eine deutsche Erfindung. Herr Kayser sagt: „Im Jahre 1831 erhielt Heinrich Mehm, damals Student des I. Gewerbe-Instituts zu Berlin, ein Patent auf eine von ihm erfundene „Kammumpumpe“, d. h. auf ein Verfahren, Brunnen ohne vorübergehende Anlage eines Brunnenschachtes, leichtlich durch Einrammen von Brunnennröhren herzustellen. Sein Verfahren war abseits nichts anderes, als das, das ich bekannt; nur gestattete ihm der damalige Standpunkt der Technik nicht, schmiedeeiserne Röhren zum Einrammen zu nehmen. Er mußte Holzröhren verwenden und hatte damit alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die das schwerfälligere Einreiben der starken Röhren, die luftdichte Verbindung der etwa auf einander zu setzenden Stücke und die Möglichkeit ihrer Zerstückelung unter den Schlägen des schweren Rammhämmers der Herstellung entgegenstehen; und doch gelang es ihm, den ersten Brunnen nach seiner Methode im Hofe der sogenannten Patent-Fabrik in der Mühlenstraße zu Berlin herzustellen. Immerhin war es sein, daß die erwähnten zahlreichen Schwierigkeiten und die größere Kostspieligkeit einer weiteren Verbreitung seiner Erfindung entgegenstanden, obgleich er, so viel bekannt geworden ist, auch an einigen anderen Orten Brunnen nach seiner Methode auszuführen unternommen hat.“

Mehm ging später nach Amerika, wo er für seine spekulativen Ideen einen fruchtbareren Boden suchte, als er in der deutschen Heimat gefunden. Leider ist darüber nichts Näheres bekannt, und wo er dort seine „Kammumpumpen“ in weitere Anwendung gebracht. Erst nach einer Reihe von Jahren ist seine Erfindung aus Amerika, und zwar über England, zu uns zurückgekommen. Selbstsam genug, wird sie jetzt in Deutschland für eine ursprünglich amerikanische Idee ausgegeben, und in Oesterreich hat sich sogar eine Gesellschaft ein Patent auf diese sogenannte amerikanische Erfindung geben lassen, die vor 38 Jahren in Berlin gemacht und deren Idee seitdem das freie Eigentum der ganzen Welt geworden ist.

Fortbildungsschule für junge Damen in Berlin.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gelehrte des allgemeinen geizigen Fortschritts die sociale Erziehung der Frau verlangt. Diese ist jedoch nur durch Bildung des Geistes, durch freieste Entfaltung ihrer Fähigkeiten erfolgen.

Wie anders sähe es mit der Frauenbildung und der Erziehung der Töchter aus, wenn nach vollendeter Schulzeit nicht jede folgerichtige Ausbildung scharf abgebrochen, sondern wie bei den Jünglingen fortgesetzt würde. Ein Mädchen von sechzehn Jahren, das von der höheren Schulerlei abgeht, ist fast durchschnittlich in ihren Ansichten gereifter, als ein Knabe gleichen Alters; aber zehn Jahre später — und die Unklarheit über Schulkenntnis fast vergessen, während der junge Mann, der mit klarem Bewußtsein vom Werthe der Wissenschaften sich durchsetzt mit ihnen beschäftigt, einen reichen Schatz für's Leben und einen Beruf gewonnen hat. Allein die Jungfrau bleibt nicht in der Bildung und den Kenntnissen zurück, sondern ihr Verstand verflacht, ein Geist und Gemüth nicht die anregende, dauernd fruchtbringende Nahrung erhalten; der Sinn für Kräfteleistungen erweicht und mit ihm sinkt die Tugend, sich durch Vergnügungen und Thorheiten zu zerstreuen.

Wenn trotz der mangelhaften Vorbildung von den Frauen im Ein-

zelnen Tüchtiges geleistet wird, so zeigt dies von der hohen Intelligenz und der geistigen Empfänglichkeit der Frauennatur. Das weibliche Geschlecht bedarf der gleichen Bildungsgänge wie das männliche, denn der Fortschritt der Menschheit ist von dem Zusammenwirken beider Geschlechter bedingt.“

Es heißt daher einem Zeitbedürfnis Rechnung tragen, wenn allgemeine Bildungsanstalten gegründet werden, welche nach vollendeter Schulzeit jungen Damen Gelegenheit bieten, die in der Schule gewonnenen Räden der Kenntnisse für das Leben, zunächst für den Frauenberuf im Hause und in der Familie, zusammen zu weben. Es lobenswerth auch die Vortreffungen sind, durch zeitliche Beiträge den geistigen Wohlstand und besonders den ästhetischen des weiblichen Geschlechtes zu erweitern, so genügen diese nicht. Nothwendig ist ein innerlich zusammenhängender Unterricht in Vorgegenständen, geeignet, die Anschauungen zu klären, zu erweitern, das Urtheil selbständig zu bilden, das Gemüth für den höheren Beruf des Weibes zu erwecken, den sittlichen Willen zu kräftigen.

Von diesen Ansichten ausgehend, hat die Unterzeichnete unter dem Beistand der bewährtesten Pädagogen und Fachgelehrten eine „Fortbildungsschule für junge Damen“ gegründet, die am 5. October d. J. eröffnet und einen jährlichen Curus haben wird.

Das Ziel derselben ist: 1) Gründliche Kenntniss der Nothwendigen und Wissenswürdigen in Gesundheitspflege, Erziehung, Hauswirtschaft; 2) Erweiterung der allgemeinen Kenntnisse in Naturwissenschaft und Volkswirtschaft.

Der Lehrplan umfaßt: Gesundheitslehre: Kenntniss vom Menschen, seinen Lebensbedingungen und seiner Lebenserhaltung u. Erziehungslehre: Umgang mit Kindern von der Geburt an, nach den Grundsätzen bewährtester Pädagogen, Anleitung zum ersten Unterricht. Literatur, mit besonderer Berücksichtigung unserer Nationalgeschichte. Staaten- und Kulturgeschichte: Entwicklung der Staaten, der Nationalitäten, Religionsgesellschaften, Volkswirtschaft u. Hauswirtschaftslehre: Chemie: Die Nahrungsmittel nach ihrer Beschaffenheit und ihrem Werthe für die Gesundheit und den Geschmack. Physik: Allgemeine Gesetze, wichtigste Erfindungen. Lehre von den Weltkörpern: (Math. Geographie) zur Klärung der Begriffe über das Weltthema. Volkswirtschaftslehre: Aufführung über Armenpflege, Gemeinwesen, Darlehenswesen, Arbeiter-Associationen u. Hauswirtschaftslehre: Sparwesen, Zeitrichtigkeit, Verhältnis zu den Dienenden, Einkauf, Sparsührung u. Zeichen: (Das Zeichen wird in Mädchen Schulen nur nebensächlich getrieben,) das wichtigste Element für Bildung des Auges, der Handgeüblichkeit und des Geschmacks soll hier nach Ornamenten, Körpern und Mustern gelehrt werden.

Es bleibt der Entwicklung der Kunst vorzuziehen, dieselbe späterhin durch Kunstgeschichte und Botanik zu erweitern, sowie neben diesem Curus einen in Handarbeiten, besonders in Aufnähen, Garniren und Bliden einzurichten. Ebenso wird bei hinreichender Theilnahme für Unterricht im Französischen und Englischen mit besonderer Berücksichtigung des Privatstils und der Unterhaltung gelehrt werden. Verläufige sind täglich nur zwei bis drei Stunden und zwar von 10 resp. 11–1 Uhr zum Unterricht festgelegt, um die Töchter nicht allzu sehr den häuslichen Beschäftigungen und der Familie zu entziehen.

Neben diesem Unterricht finden belebende Spaziergänge mit Fachmännern statt in öffentlichen Bildungsanstalten für Kunst, Industrie und Vortragslehre, z. B. Museen, Kunstgalerien, Sternwarte, botan. und zoolog. Gärten, Aquarium, Gas- und Wasserleitungs-Anstalten, Fabriken und Ateliers. Auch ist den Schülerinnen das Spazieren in Volksgärten, Pflanzgärten, Kindergärten und Schulen ermöglicht.

Auswärtigen Schülerinnen besorgt die Direction freie Pensionen. Das Honorar für circa 50 Lehrstunden monatlich beträgt 5 Thlr. Der Eintritt verpflichtet für ein Jahr Theilnahme am Curus. Die Theilnahme an einzelnen Vorgegenständen kann ausnahmsweise und unter besonderen Bedingungen gestattet werden. Am Schluß des Curus findet eine Prüfung derjenigen Schülerinnen statt, welche ein Zeugnis beanspruchen. Berlin, im September 1869.

Die Vorsteherin, Frau Fina Morgenstern,
Leipzigerstraße 73.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 2. Oktober 1869.

[N° 40.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. A. v. Humboldt's Briefe an Bunten. 577. — Jacob Wendt: Leben des Freiherren von Stein. Zwei Vorläufer Stein's und seines Geschichtsschreibers. 578. — Die internationale Gartenbau-Ausstellung in Hamburg. 580. — Schweiz. Die schweizerische Bundeshauswahl in ihrem heutigen Zustande. 581. — Gottfried Kinkel über den schweizerischen Dichter Keller. 582.

Frankreich. Victor Huc's Briefe über Juden, Protestanten und Muselmanen. 583. — L'Homme qui rit, von Victor Hugo. Die englische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts. 584.

England. Die Herrschaft der Frau, von John Stuart Mill. 585.

Schweden. Land und Leute in Schweden. 586.

Norwegen. Gustav Drøge: Der Krieg in Norwegen. England und die Norweger. 588.

Neue literarische Revue. Graf Georg Friedrich von Balthard. 589. — Für Schulen und Selbstunterricht. 590. — Vermo in Berlin. 590. — Die Idee einer rationalen Universal-Philosophie. 590. — Die Zimmer- und Hausgärtner. 590. — Helmer's Hof, von Alfred Tennyson. 591. — Ein Novellenbuch in Berlin. 591.

Literarischer Sprachsaal. Vernunft und Religion. 591. — Die Stadt des Caelusius. 592. — Zur Geschichte der Kleinliteratur. 592. — Unterlitteratur. 592. — Archäologische Ausstellung in Papp.

Land. 592.

Deutschland und das Ausland.

A. v. Humboldt's Briefe an Bunten.*)

Zum hundertsten Geburtstage Alexander von Humboldt's eine Sammlung seiner Briefe an Christ. Karl Josias Fehren. Bunten erschienen, welche die deutsche Nation als ein Erbin- gungsgeld an beide große Männer mit Dank aufgenommen ist für alle Zeiten in Ehren halten wird. Hier ist Geist vom eiste des Erden, wie er sich nur einem gleichgesinnten, den Geiste gegenüber zu erkennen giebt. Wie Alexander von Humboldt, so war auch Bunten „innerlich wahr, eifrig und anspruchslos, — allen Menschen, die ihm durch ande der Natur oder eines verwandten Strebens näher gebracht am, bis an's Ende zugehen, jeder edel geistigen Arbeit Freund, emüßlich im Erstreben der ihm persönlich gesteckten Ziele, aber Bunten im Glauben an eine hohe sittliche eiderordnung und in der hoffenden Treue gegen sein deutsches and und Volk“.

Ihre geistige Organisation war allerdings nicht dieselbe. Humboldt herrschte das Verstandesmoment über das der fühleregeung, was bei Bunten der umgekehrte Fall war; aber schöner Harmonie ergänzte bei dem Einen das Gefühl den herrschenden Verstand, und bei dem Andern die stets als Ziel gesuchte Vernunftfermentität das überwältigende Ge- l. Bunten ging von dem Glauben an eine hohe sittliche örderung aus und erkannte dieselbe in der ganzen Geschichte Menschen auf Erden — er hat dies in der trefflichen Ver- e zu seinem „Sippollus“, in seinem „Gott in der Geschichte“ : in seinen „Sprachen und Religionen“ glänzend nachgewie- : Humboldt dagegen errichtete auf der Beobachtung der erte, vom Sonnenhäubchen bis zu den Fixsternen und Rebel-

reden, auf der Erforschung aller Erdzonen, von der alpinischen Tropenlandschaft Südamerikas bis zu der öden Steppennatur Altiens, das großartige System der Einheit des Weltganzen, regiert durch ein einheitliches Gesetz von einem einheitlichen Gesetzgeber.

Wie Humboldt, beklagte es auch Bunten tief, daß der Staat Friedrich's des Großen seiner alten Mission, allen übrigen Staaten der Welt in Humanität, Verständniß des Zeitgeistes, Wahrheits-Erkennntnis und Rechtsvereinbarung als Muster voran- zugehen, untreu geworden. Leider, so schreibt Humboldt am 28. December 1851 an seinen gleichgesinnten Freund Bunten nach London, „kämpfen wir in der höhern Sphäre, die das Herz für Preußens Ruhm und das gesammte, nicht in knechtende deutsche Vaterland berührt, ohne allen Erfolg!“

„Zwei Begebenheiten“, schreibt Humboldt in demselben Briefe (Dechr. 1851), „der eidbrüchige Gewaltstreich in Frankreich und Palmerston's Rücktritt, haben beide, besonders die erstere, den unglücklichsten Einfluß in Deutschland auf die frechste Ermuthi- gung der Parteien, welche selbst die Morgenröthe der Allgemeinheit des Absolutismus anbieten, Einheit der Maßregeln zur Gedanken- und Press.-Unfreiheit von der Kiewa bis Keapel, von Keapel bis zur Seine träumen und den Augenblick nicht erwarten können, wo alle Kammern geschlossen werden können . . . Das Ent- zücken über Palmerston's Austritt, der in Berlin, Petersburg, Wien, Keapel, Athen zur Revolutionär und Demagoge genannt wird, beutet man nach denselben Hoffnungen aus; ja, man feiert das edle, treue Land, in welchem Sie leben, so wenig, daß man jetzt die unmöglichsten religiösen Anforderungen an das eng- lische Ministerium machen zu können wähnt.“

„Nähe der byzantinische Despotismus des Cäsar“, fügt Humboldt in einem Briefe vom 27. März 1852 hinzu, „bald wieder bezeugen, daß das, was die Weltgeschichte aller Jahr- hunderte lehrt: das Einklinken der Remeis, der Triumph des Rechtes und der Wahrheit, nicht ausbleibt. Leider muß ich, der 87jährige Jugendgreis, wie Benjamin Constant sagen: „Je n'ignore pas que les principes survivront, mais moi je ne suis pas le principe.“

Dreihundert Briefe von Humboldt an Bunten umfaßt diese Sammlung, die vom Mai 1816 bis zum Dec. 1856 reicht. Jeder einzelne Brief enthält einen Beweis von der edlen Den- kungsart des Schreibenden, der darin entweder für eine Persön- lichkeit von wissenschaftlicher Bedeutung sich verwendet, oder die allgemein menschlichen, scientifischen und sittlichen Interessen der Gesellschaft bepricht.

Auch über Humboldt's „Kosmos“, dessen Plan und geschicht- liche Entwidlung ein vieljähriger Berathungsgegenstand der beiden Freunde ist, finden sich hier überaus interessante Aufschlüsse.

Ueber Bunten's berühmtes Wort: „Die Zeichen der Zeit“ schreibt Humboldt: „Den Ausdruck: Sie haben nicht bloß ein gutes Buch geliefert, es ist eine gute Handlung — hat man in Frankreich durch zu häufige und gemißbrauchte Anwendung tel- vial gemacht. Nirgends aber wäre der Ausdruck anwendbarer, als da, wo ein hochgeachteter Mann, der, durch seine Geistesstär- ke und lange Erfahrung befähigt, den Kulturzustand der Menschheit und die Bedürfnisse der Gegenwart mit dem Muth,

*) Briefe von Alexander von Humboldt an Christian Carl Josias über v. Bunten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1869. (212 S.)

den die begeisterte Ueberzeugung einflößt, vor das Publikum und seinen phantastischen, geschäftlichen aber im schlechten Rathe befangenen Monarchen tritt.“

„Man hat“, sagt der ungenannte Herausgeber der Briefe (wahrscheinlich Herr Georg v. Bunsen), das Verhältnis des Gefeierten zu Bunsen, wie zu vielen anderen Ehrenmännern, ganz anders darzustellen getrachtet, als es hier erscheint — und dazu das gewichtige Zeugnis eigener Aeußerungen Humboldt's verwenden zu dürfen geglaubt. Schwerlich wird ein Leser des vorliegenden Bändchens einen Augenblick anstehen, die Wertbeilegung Humboldt's gegen Humboldt, oder richtiger: gegen seine etwaigen Zuträger und Hörer, zu übernehmen. Fühlt man sich denn nicht zu der Behauptung verleitet, daß auf Erden Jedermann sein eigener schlimmster Verblünder sei? Und doch giebt es gemeinlich einen noch schlimmeren: das ist derjenige, der unsere Augenblicke vergeßlicher Gerechtigkeit und Schwäche benützt, um uns Worte abzulassen, die den bleibenden Zügen unseres Charakters so wenig wie der Wahrheit entsprechen, und sie der Nachwelt als geschäftliches Denkmal überliefert.“

Es sind dies köstliche Worte, welche uns, die wir das Glück hatten, Alexander v. Humboldt aus persönlichem Umgange zu kennen, zu lieben und zu verehren, seit Jahren, seit der Publication gewisser Tagebücher und Klatschereien, auf dem Herzen gelegen, die aber bisher noch nirgends so durchschlagend wie hier ausgesprochen worden sind.

S. 2.

Jacob Venedy: Leben des Freiherrn von Stein.*)

Zwei Irrthümer Stein's und seines Geschichtschreibers.

Es giebt kaum einen zweiten Mann der neueren deutschen Geschichte, welcher bei den Vaterlandsfreunden fast aller Parteien so übereinstimmende Anerkennung und Verehrung gefunden hat und dessen Charakter immer wieder zu neuen Darstellungen anreizt, als Heinrich Friedrich Karl von und zum Stein. Dieser große deutsche Freiherr, dessen Seelenverwandtschaft mit den körperlichen Eigenschaften des materiellen Gegenstandes gleichen Namens man längst erkannt und hervorgehoben hat, wenn man besonders das Wort „Stein“ gleichbedeutend mit „Fels“ nimmt. Daß seine drei Vornamen zugleich diejenigen einer Reihe von großen Deutschen find, das ist unser Wissen bisher weniger beachtet, mindestens nicht hervorgehoben worden.

Kuering's hat sich wieder ein namhafter und geachteter Schriftsteller, Herr Jacob Venedy, an die Aufgabe gemacht, das Bild dieses großen Mannes seinem Volke vorzuführen, damit es dem Leser in guten und bösen Stunden zur Mahnung, zur Nachahmung im Dienste des Vaterlandes und Volkes lebendig vorstehet.“

Das Buch ist vor dem Kriege des Jahres 1866 geschrieben worden, in Folge dessen, als nicht mehr zeitgemäß“ bei Seite liegen geblieben und erst in diesem Jahre gedruckt worden, weil die Verhältnisse seinem Erscheinen wider weniger Schwierigkeiten entgegenzustehen schienen. Wir können schon voraus unser Urtheil dahin abgeben, daß dem Verfasser die Lösung seiner Aufgabe im Ganzen gelungen ist. Jacob Venedy hat das Zeug zum Volksschriftsteller, und zwar weil er mit der Liebe zum

Volk auch zugleich ein Absehtehen zu dessen Anschauungen verbindet; er ragt weder als Schriftsteller noch als Politiker durch ungewöhnliche Begabung hervor, nirgends ist er babubredend aufgetreten, er bewegt sich fast überall in ausgefahrenen Schienen. Wenn er der allgemeinen Achtung genießt und wohl zum Feinde beist, so verdankt er das der Milde, Uneigennützigkeit und Lauterkeit seines Charakters und noch mehr seiner unwandelbaren Treue, mit welcher er der Sache des deutschen Volkes, nämlich zugleich seiner Einheit und Freiheit, dienbar gewesen ist.

Wenn ich seine politische Einsicht nicht übermäßig hoch halte, so stehen mir als Beweise verschiedene Aufstellungen in der vorliegenden Schrift zur Seite. Ich führe davon das auffallendste Anzeichen von Befangenheit in einem Vorurtheile der Zeit oder vielmehr der Vergangenheit an. Daß Stein's politische Ansichten nicht unsehbar waren, wird Niemand behaupten; es thut es auch Herr Venedy nicht. Eine seiner größten staatsmännischen Verirrungen bestand aber in einem Vorschlage, den er 1808 den Könige Friedrich Wilhelm III. machte, der aber glücklicherweise an dessen Widerstand scheiterte. Durch den Kaiser Friedrich hatte Preußen nämlich von seinen polnischen Besitzungen nicht bloß Westpreußen und Südprenßen, sondern auch einen großen Theil der Erwerbungen Friedrich's des Großen verloren und von Westpreußen nur einen schmalen Streifen behalten, in welchem die Städte Deutsch Krone, Pempelburg, Aulin, Tönn-Löbau und das wichtige Danzig fehlten. Diesen geringen Rest vielmehr wollte Stein auch noch abgetreten wissen, und zwar an die Polen in dem Herzogthum Warschau, um durch dieses schon früher deren Vorkriegseinstellung gegen Frankreich zu erhalten. Stein war damals im Osten der Erde und besonders der Polen wenig bekannt; namentlich kannte er auch die Polen nicht, jaht wäre er auf einen solchen unheilvollen Einfall, über dessen Ausführung sich Friedrich der Große hätte im Grunde umbringen müssen, nimmer verfallen. Er wußte nicht, welches alte Ansehen das deutsche Volk auf Westpreußen besaß, in welchem Zustande der Zerstörung es von Friedrich übernommen worden war, was er und seine Nachfolger daraus bereits gemacht hatten, wie viel deutsches Element dann aus alter und neuer Zeit schon vertrieben war. Er wußte auch nicht, daß ein solches unschätzbare Geschenk, durch welches der Zusammenhang Ostpreußens mit der Welt wieder zertrüben worden wäre, nicht einmal den Zweck erreicht hätte, die Polen von Frankreich abzulenken und sie zu treuen Freunden Preußens zu machen. Sicher hätten sie das Land mit einer Hand genommen und mit der andern sofort nach Ostpreußen, vielleicht auch nach Schlesien gegriffen. Gleichwohl vermisst man in der Darstellung des Momentes jenes Beschlusses die Billigung von Seiten des Herrn Venedy, und wenn er noch gegenwärtig die Abtretung von Posen an ein von uns Deutschen mit unserem Blut und Gut herzuwerkendes unabhängiges Polenreich verlangt, so könnte man wohl daraus schließen, daß er für 60 Jahre früher auch die projectirt gewesene Abtretung von Westpreußen billigt.

Gleichenfalls ist Venedy von einer andern Idee befangen, welche zwar noch in den Köpfen der großen Masse in Süddeutschland spukt, bei hellereu Geistern aber schon längst durch die Geschichte und die Tagesereignisse ihr Ansehen verloren hat; ich meine die Idee, daß Deutschland aus ganz Oesterreich, mit Einschluss seiner Elanenvölker, durch ein einziges staatsliches Band umschlossen müsse. „Das Herz macht eine Nation — nicht die Größe“, sagt Heinrich Heine, dessen politische Ansichten wir im Venedy's keineswegs vertreten. Das Herz aber, das Gefühl und das Verlangen nach Vereinigung, steht der staatlichen Verbindung

*) J. Venedy: Helar. Friedr. Karl von Stein. Hirsch, J. B. Berlin, 1869.

Deutschlands und des gesammten Oesterreich nicht zur Seite. Von den großen äußeren Schwierigkeiten sehen wir dabei noch h. Von Stein nun, welcher noch Oesterreich und Preußen, sowie die kleinen Fürstenthümer und deren Bewohner, durch eine Art ein staatliches Bande umfassen hatte, war es nicht zu erlangen, daß er sich wenige Jahre nach dessen völliger Auflösung der Einsicht durcharbeiten sollte, daß dasselbe nicht überdauern solle. Zwar erkannte und fühlte er ganz richtig, daß das Herz des deutschen Volkes im Norden schlug, und er ertrug stets eifrig bemüht, Preußen zu Macht und Größe zu verhelfen. Nichtsdestoweniger war seine Thätigkeit der ganzen Zeit, in welcher die Neugestaltung Deutschlands tat und betrieben wurde, darauf gerichtet, sie auf der Grundlage des alten „römischen Reichs deutscher Nation“ zu bauen. Schon in dem „Aufruf“ Kutusov's von Kalisch, am 26. März 1813, ist seinem Einfluß das Verprechen der Vätergeburts eines ehrwürdigen Reiches“ zu lesen. Als am Oesterreich dem Bunde gegen Napoleon beitrug, forderte „Wiederherstellung des Kaiser, Reich mit Reichsgericht und reichstheiligen Verfassungen in allen deutschen Staaten“. Es ist in der Natur der Sache, daß „die preussischen Staatsmänner die Wiederherstellung von Kaiser und Reich wollten“. Da es der Welt durchaus keine Macht gab, um sie zur Einmischung zu zwingen, so kam selbstverständlich „nichts von dem, was Stein hatte zu Stande“.

Auf dem Wiener Kongreß „arbeitete Stein mit Wilhelm Humboldt einen Verfassungsplan aus: derselbe beruhte auf vollständiger Gleichberechtigung zwischen Oesterreich und Preußen, indem Oesterreich den Besitz in der Bundesversammlung, der gesetzgebenden Behörde, Preußen den Sitz im Directorium, der höchsten vollziehenden Behörde, zuerkannte; er stellte zweitens ein Minimum landständischer Steuernverwilligung und Abgabe wegen Malversation der Beamten und Minister in allen deutschen Staaten fest; er verleiht drittens Pressefreiheit und viertens Lehrfreiheit, freien Fuß aller deutschen Universitäten; er theilte fünftens das alte Reich in Kreise ab, und ordnete sechstens ein gemeinsames Kriegswesen für ganz Deutschland. Natürlich wurde auch diesem Plane nichts. „Stein findet endlich nur in einem Herzen, in dem Minister des Kaisers von Rußland, in G. A. Potjomkin, für die Herstellung eines festen deutschen Bundes, das einen Jurisdictor bei Metternich und Hardenberg, die die in ihrer Art die Entscheidung hinausdrücken, bis endlich 17. März die Nachricht in Wien anlangte, daß Napoleon: „Insel Elba verlassen habe“, u. s. f. Nun kam die „Bundesakte“, eine Scheinverfassung, die nach vierzig (soll es heißen: fünfzig) Jahren einer theillosen Schwachheit den Staat von Oesterreich selbst zwang, sie für „offene Anarchie“ erklären, wodurch Preußen die Macht mit erlangte, dieser „Anarchie“ des deutschen Bundes mit einem Stege ein Ende zu machen und dabei Oesterreich aus Deutschland hinauszujagen“.

Beitrag war der deutsche Bund ein Un Ding. Herr Benedek er sollte vollständig auf einem Irrwege, wenn er die Herstellung der so leisen, einer kleinen „Scheinverfassung“, welche den kleinen ständigen Zerkleinerung Deutschlands in sich trug, allein dem H. Willen der damaligen Staatsmänner zur Last legt, während er ihnen gegenüber einzig seinem Helten Weisheit und staatsdienliche beilegt. Im Gegentheil, sollte ganz Deutschland mit Einfluß von der Slavisch-Oesterreich durch ein gemeinsames Bund umfaßt werden, so mußte es so leise sein als möglich; je

enger und fester es war, desto eher und desto gewaltiger mußte es wieder zerrissen werden. Warum? — Weil sich die beiden mächtigsten Glieder dieser Gemeinschaft unter seiner Form des Verbandes als Eins, als Eine Nation fühlten, mochte die Regierungssprache auch die gleiche sein. Auf welche Weise sollen Wasser und Gel zu einem gleichartigen Stoff verbunden werden? Nicht anders als dadurch, daß eins von beiden oder beide zugleich in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet werden. Sonach bewiesen Metternich und Hardenberg auf dem Wiener Kongreß immer noch mehr politische Einsicht in Beziehung auf Deutschland, als Stein und Capotistrida.

Darin, daß er Unmögliches verlangte, lag der Grund, weshalb der wahre Freiheit seit dem ersten Pariser Frieden seinen mächtigen Einfluß auf die verbündeten Fürsten und ihre Minister immer mehr und mehr verlor; sonst würde er sich wohl nur noch mehr dadurch freigestellt haben, daß das große Herz des Sturzes Napoleons gelangen war, welches man so weitlich nach seinen energischen Rathschlägen ausgeführt hatte. Dieser Aufgabe war Stein eben gewachsen, derjenigen, Deutschland eine gute Verfassung zu geben, aber nicht; darum wurde er bei Seite geschoben. Vollständig gewachsen war ihr damals Niemand; die Geschichte mußte den Menschen erst ihre Lehren geben. Heute stehen dieselben mit mächtigen Zügen in ihre Tafeln eingetragen. Wer ihre Schrift zu lesen versteht, der hat nicht den mindesten Zweifel über die Verfassung des deutschen Volkes. Schon 1848, dann wieder 1859, bei Gründung des Deutschen Nationalvereins, haben deutsche Volksmänner den richtigen Weg zur Lösung der Frage eingeschlagen. Wen aber das Jahr 1866 darüber nicht völlig aufgeklärt hat, dem ist nicht zu helfen.

Indem wir in dem Vorhergehenden zwei Hauptirrtümer in der öffentlichen Wirklichkeit des Herrern von Stein hervorgehoben haben, wollten wir auf sie als solche nur besonders aufmerksam machen, weil sein Geschichtsbild so unausgeglichen läßt oder gar als Staatsweise rühmt. Keinemergs sind wir gemeint, damit sein staatliches Wirken und Schaffen kennzeichnen zu wollen; im Gegentheil haben wir schon beiläufig bemerkt, daß ein großer Theil des Verdienstes bei dem Sturze des großen französischen Gewalttätigers und Eroberers ihm gebührt. Bekannt ist auch sein unschätzbare Verdienst um Preußens Wiederaufbau aus den Trümmern des jähren Zusammensturzes im Jahre 1806.

Eine merkwürdige Zusage des Schicksals war es dabei, daß Napoleon selbst, indem er eine von Stein's untergeordneten Fähigkeiten erkannte und so seinem eigenen Vertheil anwenden wollte, seine größere Bedeutung aber verkannte, ihm zu derjenigen Stellung verhalf, in welcher er dem preussischen Volke wieder neues Leben einhauchen und seine Kräfte zu der Höhe entwickeln konnte, daß es das Joch des Fremdherrschers abzuwickeln und seine Macht zu vernichten vermochte. Stein hatte sich nämlich als tüchtiger Finanzminister erwiesen und war von dem Könige des Amtes entlassen worden, weil er erst auf Veranlassung der Kabinettsregierung neben den Ministern bestand, als der Kaiser Friede geschlossen wurde und Napoleon die Entlassung Hardenbergs, den er für die Seele der damaligen preussischen Politik hielt, forderte. Friedrich Wilhelm III. antwortete in Verweigerung, daß er ja sonst Niemanden habe, dem er die Leitung der Geschäfte übertragen könne. Der Kaiser antwortete: „Prenez donc Monsieur de Stein, c'est un homme d'esprit.“ Der Wille des Siegers war dem Könige befehl, und so kam Stein wieder an das Ruder. Napoleon hatte sich in ihm allerdings nicht getäuscht. Stein schaffte aus dem zusammengekrumpften und

ausgefegenen Lande die ungeheure Brandschabung von 120 Millionen Thalern zusammen, um dasselbe von den Executions-truppen zu befreien. Dann aber begann er seine wichtigere Thätigkeit mit den tief einschneidenden Reformen, von denen viele bis auf den heutigen Tag ihren Segen bringen, wie die Landwehr, die Städteordnung u., während andere nicht vollständig ausgeführt oder später wieder beseitigt worden sind, wie die Aufhebung der Kabinetsregierung, und die Kreis- und ländlichen Gemeindeordnungen, die ihrer neuen Durchführung harrten.

Uebrigens empfiehlt sich die Darstellung Venetep's durch einen gefälligen Stil und durch Reinheit der Sprache, noch mehr durch Wärme und Milde, die er hauptsächlich in dem Urtheil über unbeliebte Personen übt.

Ungerügt können wir schließlich eine Leichtfertigkeit von ihm nicht paßiren lassen. Er verlegt Ziltst, Gilau und Griebland auf „früher polnischen Boden“, um in den Ereignissen, an welche diese Städtenamen erinnern, Schicksalsfügungen zur Vergeltung des von Preußen an den Polen geübten Unrechts zu finden — ein Gedanke, der auch noch anderweitig in dem Buche ganz unzutreffend spukt. Edward Kattner.

Die internationale Gartenbau-Ausstellung in Hamburg.

Nicht Kriegsgeschrei, sondern Werke des Friedens, Ausstellungen aller Art bildeten die Lösung der jüngstverflochtenen Nothen. Gleichzeitig, oder unmittelbar auf einander folgend, öffneten die internationalen Ausstellungen für die Bedürfnisse der Arbeiter in Amsterdam, für die bildenden Künste in München, für den Gartenbau in Hamburg, für Gewerbe und Industrie in Altona, wie einige Monate zuvor in Vittenberg, ihre Schranken. Das Alterthum hatte seine Kampfspiele, das Mittelalter Turniere. Beides Wettkämpfe kriegerischer Tapferkeit, die Zeitzeit öffnet ihre Arena nur den Wettkämpfen des Friedens. So poetisch aber auch der Gedanke sein mag, die Blüten des Gewerbesleißes, der Kunst, in einem schönen Kranze zu vereinen — er hat auch seine prosaische Seite, in der industriellen Speculation, welche am Ende doch immer und immer nur ausstellt, um die dort gewonnenen Resultate zur Geschäfts-Reklame zu verwenden. Oder wären gewisse Speculations-Erzeugnisse wirklich Errungenschaften der Kunst oder Wissenschaft, um die goldenen Medaillen zu verdienen, mit denen sie nachher auf Angehen und in Schaufenstern prunken?

Daher mag uns in einem fast idealen Lichte eine Ausstellung erschienen sein, bei welcher von industriellen Bestrebungen beinahe nichts zu bemerken war, wo keine Maschinen an das Glend der Welt erinnern klapperten, wo nicht die Laune eines vergnügten Kunstgeistes ihre Wüthsthe hören lassen konnte, wo Alles Blüthe und grünes Reis, nur das Schönste um Anerkennung rang. Der Erdball selbst schien eine Ausstellung verankert zu haben, indem er seinen schönsten Schmuck, sein Geschmeide aus allen Zonen sendete, um durch solche Muster-sendung seine Producte in neue Erinnerung zu bringen, sie bewundern zu lassen, und zu neuen Bestrebungen, diese Schätze zu heben, herauszufordern. Denn noch auf Jahrhunderte mag diese Quelle erneuerten Naturgenusses unerschöpflich fließen. Hatte doch ein einziger Aussteller, Herr Director Linden aus Brüssel, über ein halbes Hundert noch nicht in den Gärten verbreitete Pflanzenarten (nicht Gärtner-Varietäten) ausgestellt. Er hat mit Recht dafür den Preis des Königs Wilhelm für die

bedeutendste gärtnerische Leistung auf der Ausstellung dazuge-tragen.

Ueberaus glücklich war die Wahl einer See- und Handelsstadt für eine solche Ausstellung. Bedeutungsvoll erhob, weil alle diese wohl von Jedermann geachteten Schätze, jenei sie aus fernem Welttheilen kamen, uns durch die Schifffahrt zugänglich gemacht wurden und ihre erste Pflege mehr als in wissenschaftlichen Instituten, in den Gärten der reichen Kaufleute fanden. Noch heute können diese die größten Summen für den anmuthigen Schmuck des Hauses aufwenden, und sind deshalb schon von selbst Kunstkenner. Daher leistete Hamburg von jeher Hervorragendes in den zahlreichen Gärtnereien seiner Umgebung, daher fand das Unternehmen gerade hier so günstigen Boden und rege Theilnahme; in den Händen so vieler Sach-verständigen konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Aber auch insofern erwies sich die Wahl glücklich, als die Gärtner von ganz Europa ihre besten Erzeugnisse ohne Befürsorg zum Transport geben durften, da die Wasserreise dem Gedeihen der jungen Kinder Flora's am Wenigsten bedenklich. Das bewahrheitete sich denn auch in der Frische und Schönheit manches Weitergereichten vollkommen. Man könnte glauben, daß ein höherer botanischer Garten für den Pflanzenreichtum dasselbe sein könne, wie eine solche Ausstellung. Allein man muß erwägen, daß auf solcher Ausstellung nur das Beste erscheint, die Quintessenz vieler Gärten, die gesündesten Exemplare, Neubeiten und Seltenheiten, die Auswahl des grade Blühenden u. s. w. Außerdem legen die botanischen Gärten keinen besondern Nachdruck auf das Schöne, auf die Ziergewächse, denn in ihnen wird mit gleicher Sorgfalt ein häßliches, aber vielleicht wissenschaftlich interessantes oder nützbares Gewächs gepflegt; auf der Gartenbau-Ausstellung aber durfte sich der Pflanzenreichthum des Schönen entfalten. Erdbeeren, welche der Botaniker von drei oder vier Arten allein, erschienen hier in Hunderten von Varietäten, jedem Geschmack jeder Anforderung genügend. Ebenso Aspidren, Georginen, Pelargonien und Andere. Man klagt oft über die lateinischen Pflanzennamen, welche so barbarisch klingen, so schwer auszusprechen seien, obwohl sie das einzige Mittel darbieten, eine heillosen Verwirrung vorzubeugen. Man sollte lieber über die französischen Gärtnernamen berzählen, welche auf diesen Reichen-Georginen u. s. w. Beeten und im Kataloge figuriren. Es versteht sich, daß in den Regionen von Varietäten, welche die Gärtnerkunst von einer Blume oder einer Obstsorte ergibt, ihr ihren Namen haben muß, aber wozu einen französischen? Sollen die lateinische, die Sprache aller Sprachen, vermeiden, so möge doch Jeder seine Sprache gebrauchen. Aber die Gärtner gleichen den Compositisten, welche glauben, ihr Tonstück wenn besser abgeben, wenn sie es Réveries statt Träumereien taufen.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, irgend eine Aufzählung des Ausgestellten, auch nur in der beschränkten Auswahl, bieten zu wollen; uns liegt nur am Herzen, auf die Bedeutung und auf das Gelingen der hervortretenden Leistungen hinzuweisen. Wie fräftig tritt nicht in dieser, wie in allen Ausstellungen das völkergemeinschaftliche Band der Kultur, die Ueberwindung des Zunft- und Kastenheißes, ja selbst des Nationalhaßes zu Tage! Ein Volk theilt seine Erfolge den andern mit, jedes kehrt bereichert in Wissen und Können zurück. Die landwirthschaftliche und die Industrie-Ausstellung zurück auf die Hebung der gewerblichen und unmittelbaren Boden-Production, so kann die Gartenbau-Ausstellung gerade auf den Geschmacks- und Schönheitsfinn zurückwirken. Ja über-überaus gelungenen Anlage war sie völlig dazu angethan, dass

Jüngens aus Ottemen als Landschaftsgärtner, Herr Meller auch seine Musterbauten können sich rühmen, keinen an die Mehrzweck erinnernden sogenannten Ausstellungspalast, sondern ein Ringelring zwischen Park und Blumengarten hergestellt zu haben, in welchem das Einzelne nicht als schlangerecht aufgebaut, sondern gleichsam organisch hineingebührend erschien. Der Name Paradiesgärtlein, welchen die Gelehrten früherer Jahrhunderte ihren botanischen Gärten beileigten, paßte vollkommen für dieses sanft bingehessene grüne Thal, mit seinem stillen Wasserlauf und den bewaldeten Höhen. Die zahlreichen Gruppen von Blatt- und Blütenzweigen in demselben, und vor Allem die vielfach vertretene Teppichgärtnerei, werden sicherlich durch das Musterhafte einzelner Ausführungen, selbst durch die Fehler anderer, von wirksamster Anregung sein. Ganz besonders hoffen wir solches an Lehrern, denn diese lebende Pflanzenmosaik bietet ein ungleichliches Mittel, ökonomische Pläne sowohl, wie kleine Vorärten, Terrassen u. s. w. auszuschnüden. Seit einem halben Jahr unter in Wirklichkeit, darf sie jetzt mit ungleich vollkommeneren literarischen Mitteln einem neuen Aufschwunge, unter der Aufsicht eines sorgfältigen Formen- und Zaubersinnes, entgegenstehen. Erwähnen wir noch nach dem Schönen das Nützliche in Grünraum und Gemüthe, die Verbindung Weiber mit dem Wissen im Obste, so kann auch hier nur die wärmste Anerkennung ausgedrückt werden.

Auch der klingende Erfolg ist trotz schließlich eingetretenen letzten Wetters ein solcher gewesen, wie er dem Unternehmen wünschenswert war. Der Hamburger wird, als schönes Andenken an das gelungene Werk, die ganze Parkanlage behalten, und das Ergebniss ein allseitig befriedigendes sein.

Ernst K. F.

Schweiz.

Die Schweizerische Bundeshauptstadt in ihrem heutigen Zustande.

Wer das alte Bern, wie es noch vor fünfzehn Jahren war, kannte, der wird, wie der Verfasser dieser Zeilen, wenn die Stadt jetzt wieder einmal besucht, im höchsten Grade erstaunt sein über die an's Wunderbare streifende Veränderung, die mit der alten Jähringerstadt vergangen ist. Vor fünfzehn Jahren noch besah diese ein ziemlich ländliches, fast bäuerliches Wesen, jetzt hat sie sich zu einer Capitale im modernen Sinne des Wortes umgestaltet. Dieses Wunder haben neben der Schweizerischen Bundesversammlung den 1848, welche Bern zur einzigen eidgenössischen Bundeshauptstadt erklärte, namentlich Eisenbahnen bewirkt. Der Kern der Stadt, seiner äußeren Begrenzung nach, ist noch immer jener architektonisch höchst charakteristische Stadttheil, welcher sich von der Nydeggbrücke an, über die weidraufende Aar sich in fernen, riesigen, felsigen Bögen schwingt, weit hinauf über jenen Sandstein zieht, welchen die braulende Aar auf drei Seiten halbformig umströmt. Die Ufer des Stroms sind überaus hell, wie sie viele andere Alpenströme eben „eingelichtet“, wie der weizerisch-alemannische Ausdruck lautet. Dieser hochgelegene Theil ist noch die alte wirkliche Stadt mit ihren merkwürdigen Gängen vor den Häusern, die in Bern „Rauben“, französisch „Arcaden“ genannt werden, und dem Innern der Stadt, das ihr eigenthümliches, höchst charakteristisches Gepräge ver-

leiht. Dazu kommen noch viele beerdete, rein mittelalterliche Häuser, so in der Nähe des Zeitlofenturms mit seinem berühmten Umriss, dann das im reinen mittelalterlichen Geschmack wiederhergestellte Rathhaus. Das ist noch ganz das alte Bern, nicht das Bern von 1848, sondern das „Bern per se“, jenes Bern, welches seit vier bis fünf Jahrhunderten seine Physiognomie nicht geändert hat. Hier tritt uns noch überall das Mittelalter, die echte Romantik in ihren reinsten Formen entgegen, so namentlich auch in den Denkmälern, welche fast alle die zahlreichen Brunnen zieren. Aber da, wo dieser alte Stadttheil in der Nähe des ehemaligen, auch jetzt noch sogenannten Bärenplatzes, sein Ende erreicht, beginnt die prächtige neue Stadt, wie sie seit etwa fünfzehn Jahren wie durch einen Zauberschlag entstanden ist. Ein wahres Prachtgebäude ist das Bundesrathhaus, ein Palast im besten florentinischen Styl, ein herrliches Denkmal, welches sich die Eidgenossenschaft, oder vielmehr die Stadt Bern dieser geleistet hat. Der Platz, wo es liegt, ist äußerst günstig gelegen, aus den Fenstern und vom Dach des Bundespalastes bietet sich die großartigste Aussicht auf die Alpenkette des Berner Oberlandes dar, eines der majestätischsten Panoramen der an solchen Naturwundern so überreichen Schweiz. Der Plan zum Bundesrathhaus wurde von dem Architekten Studer, einem gefühlvollen Künstler, entworfen, der Bau 1857 vollendet. Die inneren Räume entsprechen in jeder Hinsicht dem großartigen Aeußeren. Der Ständerathssaal, der Sitzungssaal des Bundesraths, das Empfangszimmer der fremden Gesandten lassen an geschmackvoller, ja prächtiger Einrichtung nichts zu wünschen übrig, und liefern den Beweis, daß im Punkte der Aesthetik die Republik der Monarchie nichts nachgeben will. Im Bundesrathssaal sind die beiden großen Bogenfenster mit wahrhaft prächtigen Glasmalereien geschmückt, welche in den glänzenden Farben die Wappen der 22 Cantone darstellen. Ueber den Fenstern prangt in riesigen goldenen Ziffern die Jahreszahl 1848, wohl die einzige und in der Schweiz sicher verdiente offizielle Anerkennung dieses Jahres, das man in Frankreich mit Recht das Jahr des Unheils genannt hat. Der Schweiz brachte es die Bundesverfassung, unter deren Schutz die eidgenössischen Völkern eine gezielte Entwicklung genommen haben, wie nie zuvor. Das Jahr 1848 bildet für die Schweiz den endlichen friedlichen Schluß so langjähriger und so heftiger Parteikämpfe und lieferte zugleich in der neuen Bundesverfassung die Grundlage der gegenwärtigen gesunden und kräftigen Zustände.

In den oberen Räumen des Bundespalastes findet sich in mehreren Sälen eine schon jetzt recht reichhaltige, in fortwährendem Wachsthum begriffene Sammlung von Gemälden und plastischen Werken Schweizerischer Künstler. Unter den letzteren ist besonders auch die landschaftliche Schule stark vertreten; unter den letzteren zeichnen sich namentlich die herrlichen Werke des im letzten Frühjahr in Rom verstorbenen Bildhauers Imhof aus. Untern des Bundesrathshauses hat die Gesellschaft des „neuen Museums“ sich ein herrliches Local erbaut, gleichfalls ein palastähnliches Gebäude. Diese Gesellschaft darf sich den besten derartigen Einrichtungen des Auslandes und namentlich Deutschlands, welches bis dahin in dieser Hinsicht, so z. B. in den akademischen Museums-Gesellschaften der meisten Universitätsstädte, so ausgezeichnetes leistete, entschieben an die Seite stellen. Man findet in dem prächtigen Local dieser Gesellschaft neben den reich ausgestatteten Kegel-, Spiel- und Conversations-Sälen einen Restaurant, dessen sich keine der ersten Hauptstädte Europas zu schämen brauchte. In der Gesellschaft sind, wie das in der

demokratischen Schweiz nicht anders sein könnte, alle Stände vertreten, neben hohen Bundesbeamten auch der geschäftstreibende, gewerbliche und Handwerkerstand; gleichwohl herrscht dort ein gesellschaftlicher Ton, der sowohl an Ausland, wie an frischer Lebendigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ein schöner Beweis, wie ein humanes Mäherbüden aller Stände nicht sowohl ein Sinken, als vielmehr eine Hebung der Bildung zur Folge haben muß. Der im „neuen Mülsum“ zu Bern herrschende Ton muß auch den entschiedensten Monarchisten und Aristokraten mit der schweizerischen Demokratie ausweichen. Den entschiedensten Einfluß auf diesen guten gesellschaftlichen Ton, der nicht nur in der genannten Gesellschaft, sondern überhaupt gegenwärtig in Bern an die Stelle der bürgerlichen Beschränktheit und patrischen Plumpheit von früher getreten ist, hat ohne Zweifel der Umstand gehabt, daß Bern, seitdem es zur Bundeshauptstadt erhoben wurde, Sitz der obersten Bundesbehörden und einer Menge eidgenössischer Beamten aus allen Cantonen geworden ist. Dies sind zum größten Theil jüngere Leute von akademischer Bildung, welche meistens ihre Studien auf deutschen Universitäten gemacht haben. So ist es gekommen, daß in Bern das deutsche Element einen entschiedenen Sieg über alle früheren französischen Beimischungen errungen hat, eine Thatsache, über welche sich die Eidgenossenschaft, welche zwei Drittheile Einwohner germanischen Stammes zählt, nur freuen kann. Das Germanen- und besonders das Allemannenthum erscheint hier, auf dem freien Boden der Schweiz entwickelt, in seiner idealen Potenz. Liebliche Erscheinungen in schöner, geistiger und gemüthlicher Beziehung als unter dem weiblichen Geschlecht in Bern, lassen sich wohl in Deutschland selbst nicht wiederfinden. Das glänzende Emporkommen der Bundeshauptstadt erregt in gewissen partikularistisch gekinnten Kreisen der französischen Schweiz, wo es derselben so gut giebt, als bei uns in Deutschland, ja in einigen Cantonen der deutschen Schweiz, eine gewisse Mißgunst; man fabelt dort von einer „eidgenössischen Bürokratie“, welche bekämpft werden müsse. Eine ganz charakteristische Aeußerung hörte ich in dieser Beziehung in Genf, als ich von Bern nach fast zweimonatlichem Aufenthalt zurückgekehrt, mit Begeisterung von der Bundeshauptstadt sprach. Einer der hervorragendsten Führer der jetzt herrschenden Independanten-Partei sagte mir da, als ich ihm mit lebhaften Worten die guten Eindrücke schilderte, welche ich in der schweizerischen Hauptstadt empfungen hatte, die wertige Umwandlung des gesellschaftlichen Tones seit zwanzig Jahren, welche Erscheinung ich geneigt sei, zum großen Theil dem Einfluß der jobkreischen, in Bern vereinigten Bundesbeamten zuzuschreiben: „Aha, Ihnen hat Bern so gefallen, weil es eine preussische Stadt geworden ist“; das sollte ich hier auf die „eidgenössische Bürokratie“ sein. Ich antwortete dem Herrn, daß Bern preussisch geworden sei, davon habe ich durchaus nichts bemerkt, wohl aber, daß allerdings dort das germanische Element entschieden gesiegt habe. Von der Kulturumwälzung, wie sie sich seit etwa 1848 in der Eidgenossenschaft vollzogen hat, giebt Bern ein vollkommenes und höchst erfreuliches Bild.

Genf.

H. Lampmann.

Gottfried Kinkel über den schweizerischen Dichter Keller.

Auf dem neulich zu Ehren des schweizerischen Romandichters Gottfried Keller in Zürich veranstalteten Substanz brachte der deutsche Dichter Gottfried Kinkel den Trinkspruch auf den Dichter des stammverwandten Schweizervolkes aus. Kinkel berührte in

seiner Rede gewisse nationale Beziehungen, welche gerade aus uns fälschlich bei einem längeren Aufenthalt in der Bundeshauptstadt in ihrer gegenwärtigen Gestaltung, die von der wie sie vor fünfzig, zwanzig und mehr Jahren war, sehr verschieden ist, sehr auffällig entgegenzutreten. Eine Stelle in Kinkel's Rede, welche eine Charakteristik des schweizerischen Dichters giebt, findet in der Schweiz sehr viele Beachtung. Diese Stelle lautet:

„In der Einrichtung Ihrer Staaten und Ihrer Meinungen sind Sie Ihren eigenen Weg gegangen, und ganz dadurch haben Sie in Ihrer Freiheit so viel Ursprüngliches aus dem Mittelalter gerettet, das bei uns im Siege des Rationalismus unterging. Aber für Ihre Literatur haben Sie nicht wie die Holländer und Flamingen, eine kleine, abgelehnte Sprache sich geschaffen. Im täglichen Leben, im gemüthlichen Gespräch des Schweizlers mit dem Schweizer reden Sie Ihr Dialekt; aber wenn Sie leben, forschen und dichten, so reist Sie hochdeutsch. Das hindert nicht, daß in Ihren Literaturen eine höchst bestimmte Schweizerart sich geltend macht. Was wir an edeln Reimen am meisten schätzen — jeder der Trinker kennt das — es ist der Erdgeschmack, der wunderlich von keiner Chemie ergründete Zaubereien des Bodens, in die Rede entspringt. Dieser frächtige Erdgeschmack trägt sich in allen Ihren Dichtern, vom alten Eckhart von St. Gallen bis zum Züricher Hoblaub durch Nikolaus Mannel hindurch bis zu Haller, Gröblich und Gottschalk hinunter, möchten sie auch die Männer des Fortschritts sein oder Reactionäre. Diesen Erdgeschmack tragen auch im hohen Grade Gottfried Keller's Gedichte an sich. So mannigfaltig auch über dem Rhein unser Stamm leben und unsere Provinz-Eigentümlichkeit sich gestaltet, so fühlt man als deutscher Vort: wir schwimmen doch mehr im allgemeinen Strom eines mächtigen Volkstums, und jedes eigen thümlich eigenfinnige und doch gemüthvolles Leben eines kleinen Städtchens flüchtet nur kaum schüchtern, wie es Keller gedungen ist in seinen „Leuten von Seidenwiler“. Harte Bauernknecht giebt es wohl überall, und weiche junge Herzen verbluten überall an diesen harten Hergen, wie dort „Romeo und Julie auf das Dorf“. Aber Frau Regula Kuntz bleibt dafür ganz französisch eine schweizerische Frau, eine schweizerische Mutter, und nur auf einem schweizerischen Schützenfest konnte das „Habschen stehen Aufrechten“ hattern. Allein getränkt hat sich die große Talent doch auch auf's härteste aus dem Born der allgemeinen deutschen Bildung; in deutschen Großstädten ist seine Erziehung vollendet worden.“

Den Roman „Der grüne Heinrich“ bezeichnet Kinkel wesentlich als ein deutsches Erzeugniß. Ueber den Gesamtcharakter des schweizerischen Dichters sagte der Deutsche: „Dem Wahn würde ich ihn vergleichen, der zwar seine Wurzeln treibt in heimathlicher Erde, aber seine Äspen ausbreitet in das freie Meer des Welters, der über allen Gränzen der Welt dahin fluthet; im Luftbauch des freien Ozeanens spielen, wüthen sich seine Zweige mit den starken Waldbäumen, welche dem deutschen Boden entwachsen sind. Der Dichter hat die Freiheit der Freiheit verknüpft, und als alter Freund die Morgenröthe vorgekauft, welche seinem Volke aufzudringen.“

Daß gerade diese Rede Kinkel's, worin er die nahe Verwandtschaft der schweizerischen Literatur und Kultur mit der deutschen besonders betont, so viel Anerkennung in der Schweiz findet, möchte ein Beweis sein, daß das germanische Nationalbewußtsein mehr und mehr in der Schweiz erwacht — eine Beobachtung, welche auch wir bei einem längeren Aufenthalt in Bern häufig zu machen Gelegenheit hatten.

Frankreich.

Pater Hyacinth über Juden, Protestanten und
Muhammedaner.

Pater Hyacinth in Paris, der berühmte Kangelredner von Notre-Dame, der kürzlich sein geistliches Amt an der Kathedrale abgelegt und in einem Schreiben an den Erzbischof von Paris General Lamouroux die Erklärung abgegeben, daß er auch aus diesem Amt scheide, weil er sich den ultramontanen Doctrinen und in Folge, die ihn hindere, seine Meinung frei auszusprechen, hat diese Schritte in Folge der geistlichen Anweisungen gethan, die ihm wegen seiner, während des am Abends gehaltenen sechs Predigten, sowie wegen seiner Rede bei der feierlichen Eröffnung der Ligue de la Paix (im St. S.) zugegangen sind. Als er die letztgedachte Rede hielt, der Pater zwischen einem evangelischen Pastor und einem Mönch, welchen Weibern er mit Feuer und unter barem Strich die Hände reichte, während er sprach und an die nie des Friedens erinnerte, die er in seinem Abends-Borger vom 6. December 1868 an die in Notre-Dame Versammelten hielt. Im Bezug auf die Juden sagte er damals:

„Sind Sie, meine Herren, jemals einem Juden begegnet, um ihn zu erkennen? Haben Sie nicht oft bei solcher Gelegenheit ein fremdartiges, schönes, aber zugleich düsteres und schändliches Antlitz mit einem Auge voll Verstand und Kecken bemerkt? Sie mußten, wenn auch vielleicht ungern, zum, daß hier ein reineres, stolzeres, aristokratisches Blut, ein Blut, das durch alle Menschenalter und alle Racen hindurch gekommen, ohne sich mit anderem Blute zu vermischen. Haben Sie, Männer des Gedankens und der Politik, der der Staats- und der Volkswirtschaft, wohl die eigenliche Organisation der jüdischen Familie studirt? Bis zum heutigen Tage und vor unseren Augen hat in Europa, wie in Asien, die Organisation der jüdischen Familie Widerstand geleistet, während ihre Stützen rings um sie her gestürzt sind. Als ein Königthum, sie bildete einen Staat; das Eine das Andere ist seit Jahrhunderten gefallen. Sie besaß ein Heiligtum, einen Tempel des Allerheiligsten; von beiden ist noch eine Spur vorhanden, aber ohne allen historischen Zusammenhang mit dem, was früher war. Ihr Tempeldienst verschollen; es giebt weder Opfer, noch jüdische Kirchen, Priester und Königthum mehr, aber die jüdische Familie existirt, sie erhält sich durch ihre eigene Kraft. Sie findet in sich selbst die Kraft, sich unverletzt zu bewahren, sowohl den Revolutionen der Neuzeit, als der Barbarei des Mittelalters wider, und diese Kraft besteht in ihrer Tradition des Blutes, ihrer Tradition von Gott!“

„Ich weiß, es wird gesagt, daß das Kainszeichen, welches das Volk auf seiner Stirn trägt, der Fluch vom Calvarienberge ist. Ich, ich bestreite nicht das Verbrechen vom Calvarienberge und die tausentjährige Strafe, die darauf gefolgt, aber ich weiß, daß, wenn dieses Volk gesagt hat: Sein Blut wie über uns und unsere Kinder! eine bessere und mächtigere Stimme dagegen sagte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen es, was sie thun! Und der Apostel Paulus hat ebenfalls gesagt: Sie sind schuldig, aber die Kinder bleiben von der Väter frei, dilecti propter patres... Nicht das Kainszeichen ist es, das ich sehe; nicht der Zorn ist unsterblich, wohl aber die Liebe, das Zeichen Abrahams ist, das große Abzeichen

der patriarchalischen Familie, welches Gott auf die Stirn dieses Volkes gedrückt und das dieses Volk, trotz seiner und trotz unserer, sich erhält. „Du wirst meinen Bund in deinem Fleische tragen, und du wirst immer, durch alle Jahrhunderte, der Sohn Zehorah's sein!“

Die Revue de l'Instruction publique (vom 22. Juli d. J.), welcher wir diese Predigtworte des Paters Hyacinth entlehnen, bemerkt dazu: „So spricht ein katholischer Mönch von den Juden; hören wir nun, was er von den Protestanten sagt. Der Prediger von Notre-Dame hatte eben den berühmten englischen Theologen Newman citirt, der in seinem Buche „Apologie meines Lebens“ sich rühmen durfte: „Ich habe niemals gegen das Licht gekämpft.“ und P. Hyacinth fügte hinzu:

„Wenn dieser hochbegabte Mann, wenn dieses edelmüthige Herz, dieser frühere Protestant, der, wenn nicht das Silberhaar des Alters, doch die Reife der Männlichkeit abwarrete, bevor er zur sichtbaren Einheit der Kirche zurückkehrte, wenn dieser Mann niemals gegen das Licht gekämpft — mit welchem Rechte könnt Ihr, ungerechte und ungeschulte Menschen, alle diejenigen, die im Protestantismus leben, mit dem Stigma der Lüge und des Uebels kennzeichnen? Nein, ich werde niemals zulassen, daß Ihr dergleichen thut! Ich selbst bin eben aus dem Lante des Protestantismus par excellence, aus England, zurückgekehrt. Und ich fühle mich verpflichtet, der Wahrheit das Zeugnis zu geben, daß ich dort nicht bloß große Bürger, sondern auch große Christen erkannte, so oft ich ihnen die Hand drückte, so oft ich meine Gedanken mit den Ihrigen austauschte, so oft ich ihre Seele mit der meinigen berührte, — und das muß man thun, wenn man Menschen kennen lernen will. Ich weiß es wohl: es giebt Gränzlinien, wie man sagt; es giebt sogar, wenn Sie wollen, eine Klut der Trennung; aber ist es nicht der Glaube, der Berge verschiebt? Ist es nicht die Liebe, welche Klüfte ansfüllt? Nicht ungeschulte Erörterungen, nicht bittre Controversen werden die Einheit wiederherstellen, sondern die Liebe, das Wohlthun, die edeln Tugenden der wahrhaft christlichen Herzen. So laßt mich denn Jenen die Hand reichen, die an meine Brust drücken, diese aufrichtigen, miewohl irdenden Christen, aufrichtig in ihrer Liebe zu Gott, zu Jesus Christus und zu den Menschen, und in dieser Umarmung will ich wieder meinen Lobgesang anstimmen: Wie gut ist es und wie herrlich, Brüder zu sein und zusammen zu wohnen, wenn nicht im selben Körper, doch in derselben Seele, in der unsichtbaren Einheit der Kirche und Jesu Christi!“

Aber das ist noch nicht Alles, fügt unsere französische Quelle, die Revue de l'Instruction publique, hinzu. Getreu dem großen Princip, nicht sowohl das, was die Menschen trennt, als das, was sie einander nähert, im Auge zu behalten geht der Pater Hyacinth so weit, auch der menschenverehelnden Aufgabe des Islams, ja des Islams, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und nimmt er keinen Anstand zu sagen:

„Ich kann nicht verschweigen, daß, trotz seiner Irrthümer und Gewaltthätigkeiten, der Muhammedanismus der heutigen Zeit die Gottesidee, ja mehr noch, das Gefühl des einzigen Gottes, unter Hundert Millionen meines Gleichen wach erhält. Von den Küsten Maroccos bis zum Fuße des Himalaya, von Centralasien bis Centraleuropa, erkennen viele Millionen Menschen im Gegenjahe zum Heidentum die Einheit Gottes. Und die Söhne Ismaels sind es, die dies bewirkt haben! Sie will den ungerechten Verächtern der moslemitischen Völker keine Vorwürfe machen. Sie tadeln diese Völker, und Sie haben Recht, aber man tadelt sie nicht über alles gerechte Maß hinaus! Man

beflage und tadle doch zuerst den Verfall der eigenen, der christlichen Civilisation. Ist, heile dich selbst!"

Am Schlusse seines Heferates über diese Aeußerungen eines Priesters der katholischen Kirche sagt Herr Ch. Goumy in der Revue de l'instruction publique: „Seit langer, sehr langer Zeit hat, wie wir glauben, kein von der christlichen Kangel vernommenes Wort die Herzen so ergriffen, wie diese Predigten des Paters Spacynth; aber vielleicht mehr noch, als alle Anderen, sind, wie sich leicht denken läßt, unsere modernen Pharisäer davon ergriffen, und dies — macht uns für den Vater Spacynth nicht wenig besorgt.“

L'Homme qui rit, von Victor Hugo.)

Die englische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts.

Die Zahl von Victor Hugo's Werken ist nachgerade eine erschrecklich hohe geworden und seine Erzeugnisse sind zu einem bedeutenden Volumen angeschwollen. Nichtsdestoweniger kann man den Verfasser von Notre Dame de Paris nicht eigentlich zu den produktivsten Romanchriftstellern der Gegenwart zählen. Die Pausen, welche je zwischen seinen Werken liegen, sind ziemlich langdauernd. Auch scheint es in der That der Natur seiner Muse angemessen, daß sie langsam und nicht ohne Schmerzen die Kinder gebäre, welche bestimmt sind, die Welt, wenn nicht stets zu erfreuen — so doch immer in Staunen zu setzen.

Man hat oft genug den Victor Hugo gesagt, daß „das Gesuchte“ den Grundzug seines Wesens bilde. Gerade dies „Gesuchte“ aber alles zu finden, dazu bedarf man viel Zeit und Sammeltrieb. — Es ist nicht das Werk kurzer Zeit, all die geistreichen Worte zu ersinnen, diese ganze Fülle von Paradoxen und weitverholten Bildern und Ideen zusammenzutragen, diese ganze Galerie greifbarer Schilderungen aneinander zu reihen, diesen ganzen Apparat von großen und kleinen Mitteln zu construiren, welche in ihrer Gesamtheit den Eindruck von dem hervorbringen sollen, was man in Frankreich „un puissant originalité“ nennt. Begnügen wir uns indessen mit dem Vorhandenen!

Das Original des kürzlich in einer deutschen Uebersetzung erschienenen Romanes von Victor Hugo: „L'homme qui rit“ ist in diesen Blättern bereits kurz angezeigt worden.

Viele, vielleicht von dem harmlosen Titel desselben verführt, gaben sich der Hoffnung hin, daß Victor Hugo sich von den düsternen Seiten des Lebens hinweg mehr einem heitereren Elemente und seiner Schilderung zugewandt habe. Diese aber gingen einer argen Enttäuschung entgegen. Hugo ist seiner Spezialität nicht untreu geworden. Ja, es scheint, als habe der Verfasser der „Misérables“ in der zeitgenössischen Welt kein Elend mehr finden können, groß genug, seinen Schmerzeshreischneidend genug, um der Schilderungen seiner Feder würdig zu sein. Er suchte daher in der Geschichte und wandte sich einer Epoche zu, welche daran allerdings um vieles reicher ist, als die Gegenwart: das siebzehnte Jahrhundert nämlich.

Eine jener Vorreden im Kapitolstyl, welche so sehr in seinem Geschmacke liegen, leitet auch sein neuestes Werk ein. Wie er in dem Präludium zu den „Misérables“ von den drei großen Aeyvax des Lebens spricht, so erklärt er, in dem neuesten gleichsam die drei großen Aeyvax des Staates sich zum Gegenstande genommen zu haben.

Er theilt mit, daß der wahre Name seines Werkes eigentlich laute: „die Aristokratie“, und daß er beabsichtige, ihm zwei Bücher nachfolgen zu lassen, welche die vielersehrten Titel tragen sollen: die „Monarchie“ und „das Jahr 83“.

„In England — so beginnt es — ist Alles groß, selbst das, was nicht gut ist, selbst die Oligarchie. Das englische Patriciat ist das Patriciat in dem absoluten Sinne des Wortes. Es giebt keine ruhmvollere Feudalität, keine lebendigere, keine schrecklichere.“ In der That, — für den, welchem es drängt, die Schattenseiten dieser Feudalität so malen und das menschliche Elend zu schildern, das durch sie und unter ihr bestand, wählte ein wahrer embarras du richesses ob.

Aus welcher Schichte der Unterdrückten und Elenden sollte er diesmal seinen Helden wählen? Eine gewisse Art von Wohlverwandtschaft schien dabei seinen Genius zu leiten.

Es gehörte zu den Verirrungen des Geschmacks fröhlichen Zeiten, sich mit Zwergen und verkrüppelten Menschen aller Art zu umgeben. Es bestand eine eigene Industrie, welche sich mit der Zubereitung dieser zur Belustigung bestimmten Unglücklicher beschäftigte. Die ersten Kapitel des *L'homme qui rit* enthalten ein Essay darüber. Es handelte sich darum, den Kindern die Gloriole zu brechen, ihnen die Form von Porzellangefäßen anzuweisen, ihnen ein ewiges Pochen in das Angeicht zu experimen u. s. w.

Victor Hugo, der Freund des Paradoxen, der Differenzirten des Stils, der riesengroßen und zwerghaft kleinen Phrasen mit davon frappt. Seine Wahl war getroffen! — Einer aus der unglücklichen Reihe der Verkrüppelten wurde der Held seines neuen Romanes: Gwynplaine, das Lachmännlein!

Die Comprachicos (Kinderkäufer) wurden lange vom Staube gebuldet. „Und zwar aus gutem Grunde: weil man ihrer bedurfte.“ Endlich erpönt sie ein Statut. Sie müssen von England flüchten. An der Küste von Portland legen sie ein Kind aus, das sie hätte kompromittiren können. Sie legen den Untergang entgegen, der mit einem großen Aufwande nautischer Ausrüüste geschildert wird. In den Schreden des Todes heilt sie Neue. Sie legen in einer Flasche, die sie in's Meer werfen, das Gekindnis ihres Verbrechens nieder.

Das ausgelegte Kind war inzwischen verlassen dem Lande zugeglichen. Auf seinem Wege begegnet es einem Galgen und findet ein jammerndes Kind an der Brust einer erstickten Mutter. Besonders bei dem ersten Vorkommniß vermißt der Dichter mit stichtlicher Vorliebe. Er schildert den Galgen und was daran hängt, den Kampf der Raben um den bedenklichen Leichnam mehr ausführlich als ästhetisch. — Wäre es ein Gemälde, der Kenner müßte es einen Höllenbreugel nennen; in der Literatur ist es ein: „Hugo“!

Endlich erreicht Gwynplaine die Stadt. Aber sie ist ihm und traurig. Alle Thüren sind verschlossen. Keine öffnet sich dem verlassenem Knaben mit dem gesunden Kinde auf den ermatteten Armen. Erst vor den Thoren, auf freiem Felde findet er ein Unterkommen bei Ursus, dem Marktschreier und mäkeltropischen Philosophen und bei Homo, seinem Waise.

Ursus heilt die Menschen aus Vöbeite von ihren Knechten, damit sie um so länger das höhere des Lebens nagen müssen. Er nimmt sich der Kinder an und giebt ihnen zu essen. Das ewige Pochen des Knaben mißfällt ihm. Er schlägt ihn darob; doch bald versetzt er auf den wahren Grund; er schlägt seinen „Consequenz“ auf und findet einen Paragrafen „denaturatus“, welcher ihm Aufschluß giebt. Ich glaubte, die Indusrie gehe nicht mehr, sagte er.

Der zweite Band des Romanes führt in die hohen Schichten

*) Victor Hugo: Der lachende Mann. Autorisirte Uebersetzung von Georg Büchmann. 4 Bände. Berlin, Franz Dunckel, 1869.

er Gesellschaft. Kulturhistorische Züge verbinden sich mit physiologischen Bemerkungen voll Feinheit und Tiefe. Manche neue, manch treffendes Wort findet sich hier. Die Thorheiten und englischen Krikkotrasie werden aufgedöhlt.

Die Vertreter der verschiedenen Richtungen treten auf. In *et* Glandarlie scheint sich der Dichter selbst ein Denkmal gesetzt zu haben. Glandarlie ist ein „Irreconciliable“ wie der Berannte von Guernsey. Unter Cromwell's Anfängen der Republik verläßt er England zur Zeit der Restauration. Er stirbt 1711. In seinem natürlichen Sohn Lord David Ditty ist das Zeugnis des Ehrenerbesen aufgestellt. Origineller aber und ungerner ist die Figur der Herzogin Jossana. Sie ist viel, die „wärfste Charakter“ des ganzen Romanes. Die opulente Schönheit im Renaissancestyl, die Jungfrau mit der zügelten Phantasie! Lord David ist ihr zum Gatten bestimmt, er sie ärgert so lange als möglich, auf diesem Wege in ihm ein Freund zu verlieren.

Unterdessen sieht sich die Gewitterwolke über ihrem Haupte sammeln. Der Intrigant tritt auf in Person eines ihrer mer. Barfildphedro haßt die Herzogin, weil sie ihm Wohlthun erwies. Durch ihre Vererbung erlangt er die Stelle des „Entfropfers der Gläser des Oceans“.

Und so spielen ihm eines Tages die Wellen die Gläser in die Hand, welche die untergehenden Compadres ihnen anvertraut hatten. Daraus erhebt, daß Gwynplaine der legitime Sohn von Lord Glandarlie sei, dessen Paarie unterdessen auf David und die Herzogin Jossana übergegangen war.

Gwynplaine war inzwischen berüchtigt geworden. Sein ewiges Gesicht hatte den Vortheil, bei Jedermann Geisterkraft zu erregen. Ganz London strömt in die Vorstellungen, welche zieht. Das aufgefundenen Mädchen ist zur Jungfrau herabgelassen. Dea nennt man sie. Sie liebt Gwynplaine. Seine Nichts kann sie nicht abbrechen — denn sie ist blind.

Aus diesen Verhältnissen wird Gwynplaine hervorgezogen, Paarie von England zu werden. Gleich am ersten Abend der Einführung läßt ihn Victor Hugo eine Rede voll humaner Anachronismen halten vor dem versammelten Hause der Reichen der erlauchten Versammlung. Er steht sich zurück, unverständlich, unmöglich.

Da ergreift ihn die Sehnsucht nach Dea und Ursus. Das ist, worin seine inneren Kämpfe geschildert sind, ist nicht das am besten geschriebene. Er findet die alten und wieder. Sie sind im Begriffe England zu verlassen, die die Intriguen Barfildphedro's vertrieben.

Zu tief wirkt auf Dea die Freude dieses Wiedersehens. Sie und Gwynplaine stürzt sich in's Meer.

Dies sind die Grundzüge des Romanes, die Formen gleich, in welche eine Fülle philosophischer, politischer und psychischer Ideen gegossen ist.

Die Kritik hat dies neueste Werk Victor Hugo's mit einer feinen „Kühnheit“ aufgenommen. Man würde sich übrigens, wenn man glaubte, daß es zu den unbedeutenden Erscheinungen der Roman-Literatur gehöre. Es ist in der That in der Beziehung bedeutend. Denn wenn auch die Schilde, den des Gernoniels, ja selbst sehr geistreiche politische Anekdoten, Versprechen nicht einlösen, das der Verfasser gab: die Krikkotrasie zu malen, wenn ihm auch überhaupt zum historischen und so ziemlich alle Erörternisse fehlen, so enthält er doch so sehr Bedeutendes vom allgemein menschlichen Stande aus: tiefe Blicke in das menschliche Herz!

Ja, man wird auch diesem neuen Roman wahrhafte Originalität nicht absprechen können und gestehen müssen, daß selbst der Stolz markig und sehr oft harmonisch ist.)

Gottfried Böhm.

England.

Die Hörigkeit der Frau, von John Stuart Mill.**)

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß Deutschland, das Land der Denker und Theoretiker, die Frauenfrage bis jetzt eigentlich nur nach ihrer praktischen Bedeutung behandelt hat, und es untern, sonst mehr der Parie als der Theorie geneigten Nachbarn, den Franzosen und Engländern überläßt, die Frage nach ihrer theoretischen Seite und mit allen Consequenzen, die aus dieser Behandlungsweise fließen, zu behandeln.

Hippel, der schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts die bürgerliche Stellung der Frau im Staate und der Gesellschaft verbessert haben wollte, und diese Frage mehr theoretisch als praktisch behandelte, fand unter den Denkern des vorigen Jahrhunderts in Deutschland kaum Einen Gesinnungsgenossen. Jetzt, wo die sogenannte Frauenfrage bei uns als sociale Frage mit auf die Tagesordnung gesetzt ist, will man sie, selbst von wohlmeinender Seite nur als Brod- oder Nothfrage auffassen. Diejenigen, die ihr eine höhere Bedeutung und eine stillere zu schreiben und in ihr eine Frage nach Erziehung sehen, glauben der Frau vollständig gerecht zu werden, wenn sie für sie eine bessere Bildung, erweiterte Kenntnisse beanspruchen; und zwar, wie sie gleich dabei bemerken: in Rücksicht auf ihre Stellung als Gattin und namentlich als Mutter. Dieser Standpunkt entfernt sich nicht von dem, der bis jetzt durch alle Zeiten gegangen und der nur verschiedene Formen nach den verschiedenen Kulturstufen der Zeiten einnahm: er betrachtet die Frau stets in Rücksicht auf die Familie und will ihre Erziehung auf ihre geistige und sittliche, nur in Rücksicht auf diese entwickelt und betätigt wissen. Bei Stuart Mill ist aber die Frau zunächst und vor Allem „eine Persönlichkeit, die den Zweck ihres Daseins in sich selbst hat“. Deshalb nennt er jedes Gesetz, das ihr verbietet, ihr Leben nach ihrer individuellen Befähigung zu gestalten, ein ungerechtes und barbarisches, und findet selbst in dem unfreiwillig freiwilligen Gelöbniß der Braut in Bezug auf „den Gehorsam“, der ihr für den zukünftigen Gatten abgefordert wird, ein Zeichen der Knechtschaft.

Aus dem Recht des Stärkeren, das von Anbeginn der Geschichte bis auf unsere Zeit geherrscht hat, erklärt St. M. das Verhältnis, in dem die Frau noch jetzt als Gattin, als Mutter, als Staatsangehörige sich befindet. „Ursprünglich nahmen sich die Männer die Frauen mit Gewalt, oder die Väter verkauften ihre Töchter den Gatten.“ Der Verf. behauptet, die Frau sei, trotz der so verbreiteten Meinung, Christenthum und Civilisation habe sie befreit, noch heute die Leibeigene des Mannes. Er sagt,

*) Der sprachgewandte Verfasser der „Geflügelten Worte“, Herr Georg Büchmann, hat den markigen, schwungvollen Styl Victor Hugo's in deutlicher Gewand vorrefflich reproduziert, ohne jedoch in die gespreizte Manier der Nachahmer, des imitatorum vorum pecus, zu verfallen.

**) Aus dem Englischen übersetzt von Jenny Hirsch. Berlin, B. Vergolt, 1869.

umt befunden. Und das kann, abgesehen von manchen andern Beschreibungen, schon aus Einem Grunde nicht anders sein: es reißt, wie bereits gesagt, lediglich zu meinem Vergnügen, nur Rasch in der Absicht, ein Buch zu schreiben; ich war ohne des Vorraths, aber auch ohne jede Voreingenommenheit, bei dem Rasch ist aber in diesen, wie in manchem andern seiner Werke, das Bestreben nicht zu verkennen, die Zustände des Landes im Vergleich zu denen anderer Länder recht trübe scheinen zu lassen. Wie man aus Büchern gar leicht herausriß, was man zu lesen wünscht, so steht man auch auf Reisen nicht fern das, was man sehen will. Ich bin weit entfernt, Herrn Rasch irgend einer Unwahrheit gethan zu wollen. Schweden ist in der That eine sehr freisinnige Verfassung, es wird insbesondere viel für den Schulunterricht gethan und man ist officinell nicht das Geringste von Polizei- und Pöbelereien (leben); ich habe die von Berlin mitgenommene Pöbelkarte auf der ganzen Reise durch Schweden und Dänemark nicht gebraucht, ich nur einmal — im Ost-Älssare zu Gothenburg — ist mir ein Fremdenbuch vorgelegt worden. Trotz alledem giebt es aber in einer Reihe der Medaille: so steht namentlich der Schulunterricht auf dem Lande in keinem Verhältniß zu dem in den Städten, und es kommt, wie mir von zuverlässiger Seite berichtet ward, nicht selten vor, daß Kinder verschiedener Landgemeinden im Laufe des ganzen Jahres nur höchstens zwei Monate lang Unterricht erhalten. Verschiedene achtungswerthe Schweden, die wahrlich keine zu geringe Meinung von ihrem Lande haben, schüttelten doch, wenn ich mit ihnen von Gustaf Rasch's Buch über Schweden sprach, lächelnd den Kopf und sagten: „Er hat durch die roth gefärbte Brille gesehen; es ist uns lieber, er hätte nicht so uneingeschränkt gelobt, sondern noch etwas mehr getadelt, als das Straßenpflaster; dies läßt ihn Lob für uns ehrenvoller, für Andere unbedenklicher geben.“

Was die Ehrlichkeit und Freundschaft des schwedischen Volkes betrifft, so bin ich in der glücklichsten Lage gewesen, die besten angenehmen Erfahrungen, wie Herr Rasch, zu machen. Ich muß indeß bemerken, daß die Freundschaft und Zuverlässigkeit in den kleineren Städten und auf dem Lande doch weit höher und wohlthätiger, als in Stockholm ist. Hinsichtlich der Freundschaft habe ich durchgängig gute Erfahrungen gemacht — es ward während meines Aufenthaltes in Schweden nur einmal Irrthum und muß zu meiner Beschämung gestehen, daß dies durch einen Deutschen geschah. Sprach ich mich indeß gegen Schweden ausnehmend über diese meine Erfahrungen aus, so waren sie mir sehr erfreut darüber, hatten mich aber, daraus doch nicht das den Schluß zu ziehen, daß bei ihnen Zuverlässigkeit und Freundschaft überflüssig wären; auch sie hätten im ganzen Lande, namentlich aber in Stockholm, keine ganz geringe Anzahl von verworrenen Dieben und Betrügnern. Schweden ist ferner in der That noch ein Land, wo man billig reisen kann, denn man ist auf die Ausbeutung der Touristen noch nicht eingerichtet; ich würde jedoch, in zehn, fünfzehn Jahren, wenn der Zug der Reiselust auch noch mehr dahin gewendet, wird dies anders geworden sein.

Mit einer großen Begeisterung spricht Herr Rasch in seinem Werke von „bästerna abog“, dem schwedischen Urwald wie er ihn nennt, und ich war nicht wenig gespannt auf den Anblick und werde mich ungüglich darüber, daß mich das Dampfrohr denselben Weg, auf dem er ihn erstarkt, von Malmö bis Sölmsjöping führen sollte. Die Fahrt beginnt, bewaldetes Fingelland, Fels- und Seen wechseln, nur selten tauchen menschliche Wohn-

nungen, taucht die Spitze eines Dorfschurms vor uns auf. Schweden ist ein dünnbesiedeltes Land — aber der Urwald erscheint nicht, und lachend erzählen mir meine schwedischen Reisegefährten, als ich sie danach frage, ich würde ihr auch schwermüthig so sehen bekommen, der schwedische Urwald existire — war in der Phantasie des Herrn Rasch. Ich will dies nicht als unbedingt richtig hinstellen, möglich, daß Herr Rasch bei seinen Streifereien im Lande wirklich Streden gefunden, die mit dem Namen Urwald zu bezeichnen sind, ich habe die gebührenden Eisen- und Wasserstraßen nicht viel verlassen und kann deshalb nur konstatieren, daß ich auf meinem Wege prächtige Seebilder, schöne Wald- und Felspartien, wie eine fast ununterbrochene staunenswerte und zum größten Theil bewaldete Fingelland, aber nicht gesehen habe, was für mich den Namen „Urwald“ rechtfertigen könnte.

Meine Eisenbahnfahrten durch Schweden waren in Jönköping beendet; ich habe die Fahrt nach Stockholm und wieder die Rückfahrt von Stockholm nach Gothenburg auf dem Ost-Älssare gemacht, und freue mich, dies gethan zu haben. Es ist wahr, man gebraucht mehr Zeit dazu, und wer in Geschäften verfaßt, thut gut, den Schienenweg zu wählen; wer aber eine Reise zu seinem Vergnügen und seiner Belehrung unternimmt, der sollte sich entweder ganz oder theilweise auf jeden Fall den Genuß einer solchen Fahrt verschaffen. Ich kann sie nicht langweilig finden, in dieser Beziehung weiche ich entschieden von Herrn Rasch ab, denn sind Scenerie und Staffage auch auf manchen Streden eintönig, so bieten andere, besonders die Fahrt von Treboha bis Gothenburg, überraschend schöne See- und Landschaftsbilder; außerdem gewährt aber die Fahrt auf dem Kanal dem Reisenden den Vortheil, daß er, während das Schiff durch die Schlenken geht, aussteigen und weite Spaziergänge in's Land hinein machen kann. Ich sah auf diese Weise Breckelö Kloster mit seinen alten Grabgewölben, die Stadt Wadstena mit ihrem Schlosse und die außerhalb der Stadt gelegenen Ruinen eines von Gustaf Wasa erbauten und vielfach in der schwedischen Geschichte genannten Schlosses, wohnte, da es gerade Sonntag war, eine Zeitlang dem Gottesdienste in einer schwedischen Dorfskirche bei und erzeute mich am meisten den Anblick der im Oranen liegenden dunkelrothen Dorfschäfer mit ihrem weißen oder schwarzen Genterkreuzen und Thüren.

Es ist hier ebenso wenig meine Absicht, eine detaillierte Beschreibung meiner Reise durch Schweden zu geben, wie Gustaf Rasch Schritt für Schritt auf der seinigen zu folgen. Ich erwähne deshalb nur, daß ich mit ihm entzückt war von der herrlichen, unvergleichlichen Lage Stockholms, daß ich gleich ihm die heiteren und düsteren historischen Erinnerungen in und um Stockholm aufgesucht habe, und daß sein Buch für alle diese Dinge ein sehr schätzbarer Wegweiser ist, denn die eigene Anschauung gefüllt sich hier zu den guten Quellen mit Gründlichkeit und richtiger Auswahl geschöpften Notizen. Aus vollem Herzen stimme ich ihm ferner in seiner Begeisterung für den Trollhättasfall bei. „Was ist der Karfall gegen diesen Wasserfall?“ fragt er. Ich kann leider durch eigene Anschauung keine Antwort auf diese Frage geben; wohl aber weiß ich, daß auch mein Herz geizt mit, als ich auf der schmalen Brücke stand und die gewaltige Naturscene anschaute, und daß ich die Ohnmacht fühlte, in Worten zu beschreiben, was ich hier sah und empfand. Ganz ebenso bin ich seiner Meinung in Betreff Gothenburgs, ja ich würde hier intelligenten, schiffgebaute Handelsstadt in mancher Beziehung den Vorzug vor Stockholm geben, wobei allerdings die wundervolle Lage Stockholm und

sein größeres Reichthum an Kunstschätzen nicht mit in die Berechnung gezogen werden darf. Herrn Rasch habe ich es auch zu danken, daß ich in Gothenburg die Wirtschafsschule für Frauen sah und dabei die Bekanntschaft eines um Gothenburg hochverdienenden Mannes machte. Ich nenne ihn nicht, da es ihn nicht sehr angenehm berührt hätte, daß dies durch Herrn Rasch geschehen war.

Ich folgte Herrn Rasch auf seiner Reise nicht weiter, habe weiter Oese, noch Falun besucht und auch Lund und Wexjö nicht gesehen, habe mithin keinen Maßstab für die Beurtheilung seiner Schilderungen; dagegen machte ich die Fahrt von Gothenburg nach Kopenhagen auf dieselbe Weise wie er, ich durchschiffte das Kattegat, obgleich seine Beschreibung von Sturm und Seekrankheit mich etwas ängstlich gemacht hatte. Sturm und Seekrankheit sollten insofern auf dieser Reise für mich unbekante Dinge bleiben. Ruhig, als läge ich in meinem Bett, schlief ich die ganze Nacht in der Cabine der „Dana“, und stieg am nächsten Morgen gegen elf Uhr wohlbehalten in Kopenhagen an's Land.

Trotz mancher Uebertreibungen, von denen ich das Buch nicht ganz freisprechen kann, glebt Gustav Rasch doch immer ein Bild schwedischer Zustände, das eine allseitige Beachtung verdient, und Jedem, der eine Reise nach Scandinavien beabsichtigt, sei es als ein schätzbarer Begleiter warm empfohlen.

S. S.

Neuseeland.

Gustav Bröge: Der Krieg in Neuseeland.)

England und die Maories.

Wenn es schon genügt, zu hören, daß ein Volk für den Besitz seines heimatlichen Landes kämpft, um unser innerstes Mitgefühl zu erwecken, so erfüllt uns die Kunde über einen Kampf um seine Existenz mit Schmerz und Scham vor uns selbst, daß eine solche Barbarei noch heute möglich ist. Wir können uns dieser Theilnahme kaum erwehren, wenn unsre Vernunft uns auch sagt, dieses Volk ist nicht für die Kultur zu gewinnen, nicht daseinswürdig. Allein ein solcher Vorwurf ist den Eingebornen Neuseelands nicht zu machen, gegen welche das mächtige England seit etwa zwölf Jahren einen Verdrängungskrieg geführt hat, welcher für jetzt auf unbestimmte Zeit ruht. Wenn die Maories, wie sich die Eingebornen nennen, in der letzten Zeit allerdings mit Wuth und neu hervorbrechender Wildheit für ihr Recht gestritten haben, so liegt der Vorwurf nahe, daß die Engländer selbst, durch ihre Verbrecher-Colonien, durch ihre unberechtigten Eingriffe in die heiligsten Rechte der Eingebornen, das ehemals sanfte Naturell der Maories verschlechtert und die Wüste entfesselt haben.

Ueber diesen Kampf eines mächtigen, kriegstüchtigen Staates gegen eine kleine Schaar halbcivilisirter Indianer sind uns meistens nur dürftige Nachrichten zugegangen, Nachrichten aus dem Munde der einen Partei, d. h. Engländer. Es ist daher unter allen Umständen erwünscht, eine Darstellung der Verhältnisse und Vorgänge von Jemand zu erhalten, der, wie der Verfasser vorliegender Schrift, lange im Lande gelebt und Land wie Leute genau studirt hat, ohne Parteinteresse.

Der Verfasser zeigt zunächst, auf welchen Grundlagen die Oberhoheit Englands über Neuseeland beruht. Die Insel ist bekanntlich am Ende des Jahres 1642 von den Holländern entdeckt, aber erst 1769 durch Capitän Cooks Forschungen genau bekannt geworden. Zweihundert Jahre nach ihrer Entdeckung versuchten die Franzosen, im October 1842, eine feierliche Besitznahme, worauf die Engländer einige Tage später etliche Dampfschiffe zusammentrömmelten, durch Brandwein und Geschenken gewonnen, und mit ihnen am 19. October 1842 den Vertrag von Waitangi (Thranenstrom) abschlossen. Auf diesen, natürlich ohne irgend welche Volksassentimmung geschlossen, beruht sich Englands Recht über die Insel.

Sofort erwachte nun die Speculation; man zog überall Einwanderer herbei und verkaufte an dieselben die Ländereien, welche man zuvor den Häuptlingen (scheinbar, d. h. für ein Entgelt) abgekauft hatte. Private und Gesellschaften weiteten an diesem Handel mit Anderer Eigenthum reich zu werden, allen zuvor that es die Neuseeland-Compagnie in Nelson. I bald brach mit dieser eine Heide aus, weil sie einen großen Anstrich von einem Häuptling gekauft, dessen Eigenthum er zu zwei anderen bestritten wurde. Statt richterliche Entscheidung abzuwarten, nahm die Gesellschaft ohne Weiteres Besitz an dem Lande, und ließ es verweisen; die benachtheiligten Dampfschiffe widersetzten sich, verbrannten das Zelt der Gezwungenen, aber die Instrumente denselben unbeschädigt zum Dies war der Anfang der Feindseligkeiten. Eine Schaar von 300 Weißen zog gegen die Häuptlinge, mußte sich aber den überlegenen Schaar derselben auf dem Rückzuge ergeben. Die Maories stellten sofort das Feuer ein und verlangten, daß Europäer ihre Waffen niederlegen sollten, als, man weiß nicht ob durch Zufall oder Hinterlist, ein Schuß derselben die drei Tage angetraute Frau eines der Häuptlinge zu Boden streckte. Diese Treulosigkeit entflammte die Maories zur höchsten Wuth und es entstand ein furchtbares Gemetzel, aus welchem nur etwa dreißig Europäer das Leben retteten.

Weshalb die Vorfälle in kleinerem Maßstabe wiederholten sich fortwährend, und die englische Regierung mußte endlich die Privatverkäufe künftig für ungültig erklären, und sich allein das Recht zu kaufen und verkaufen, vorbehalten. Allein die Regierung verfuhr so möglich noch schlimmer als die Privatkaufleute mit den Eigenthümern, welche bald einsehen mußten, daß sie vom Regen in die Traufe gesonnen seien. Sie verlangten endlich aus ihrer Mitte einen König, der unter englischer Oberherrschaft ihre Angelegenheiten verwalten sollte, wie dies in ähnlicher Weise durch die Mahdads in Ostindien geschah. Sie gab die englische Regierung diesem vernünftigen Vorschlage nicht Gehör, und die nunmehr als Rebellen betrachteten Partien wählten 1857 einen alten, friedliebenden Häuptling, Te Whero Whero, unter dem Namen Potatan I., zu ihrem Könige. Das eigentliche intellektuelle Oberhaupt der Maories war unter ihm ein anderer Häuptling, William Thompson, welcher aber die Wahl stets von sich abzulenkten wußte und auf Te Whero Wählte, eine auch den Weißen angenehme Persönlichkeit, welche ehemals ihre Hauptstadt Auckland gegen die Plünderung der Maories geschützt hatte. Beide Männer, von denen Thompson beständig mit der englischen Regierung und dem Gouverneur in Verhandlung stand, und von ihnen, wie ehemals der Earl Warwick, The Kingmaker genannt wurde, versicherten den Engländern ihre friedlichen Absichten, erklärten sich als ihre Vasallen, wußten aber leider zunächst vollkommen von derselben ignorirt. So eigentlichen Feindseligkeiten wurden jedoch erst durch die

tung eines Häuptlings-Bundes gegen allen Landesverkauf an die Regierung hervorgerufen, namentlich als letztere im Jahre 1857 fünf dessen eine große Landparcette von einem überredeten Häuptling erwarb und mit Gewalt in Besitz nehmen wollte. Der bisherige Inhaber dieses Striches, Kingi, widerstand sich und eröffnete auf eigene Faust den Kampf, während Thompson und der König zum Frieden mahnten. Die Terraintenriffe und Schnelligkeit der Insurgenten verschaffte denselben anfangs manche Vortheile über die Engländer, obwohl sie bald an Pulvermangel litten, dasselbe zuerst für enorm hohe Preise von einzelnen Colonisten kauften, zuletzt, sowie auch Zündhütchen (streilich nicht in der besten Qualität) selbst bereiten mußten. Bald darauf wichen sich auch die Stämme am Ballaton unter der Führung Thompson's und erklärten den Krieg. Derselbe wäre auch wohl wohl durch Einnahme Auslands zum Vortheil der Eingebornen entschieden worden, wenn nicht General Pratt mit 10,000 Mann heraufgekommen wäre. Aber die Insurgenten vermeiden um jedes größere Gefecht mit dieser Leberzahl. Sie beunruhigten die Truppen auf Schritt und Tritt, aber verschwanden in die Wälder, sobald man sie angriff. Jedes größere Gefecht wußte sie zu ihrem Nachtheile aus, und sie wurden aus ihren festen Stellungen oder Paais, trotz der tapfersten Gegenwehr, öftmal verdrängt.

Die englische Regierung, welche ihr Unrecht einsehend, ausschließlich den Frieden wünschte, hatte inzwischen den Gouverneur Lord Brown, welcher so leichtsinnig den unheilvollen Krieg aufgeschworen, durch den bei den Maories beliebten George hervorgehoben, und im Parlament der Colonie war an Stelle Alfred's der friedliebende Fox getreten. Aber alle Bemühungen Lord's scheiterten. Obwohl er selbst Thompson aufsuchte und wußte endlich auch fand und mit ihm unterhandelte, war in entstandene Aufruhr nicht mehr zu dämpfen. Der Einfluß des Kriege unentbehrlichen Häuptlings, Rewi, hinterließ Alles.

Auch die im Jahre 1862 unter den Maories das Christenthum verdrängende Hau-Hau-Religion, welche durch ihren unheimlichen Verkehr mit Jehovah, durch ihre Propheten und Abingung der Sinnlichkeit viele Anknüpfungspunkte mit dem Demonismus darbietet, erweiterte die Klüft. Der Fanatismus der neuen Gläubigen verleitete sie zu traurigen Grausamkeiten gegen die andersdenkenden Feinde, wenn solche zufällig in ihre Hände fielen. Pratt's Nachfolger, General Cameron, legte den Krieg gegen die empörten Stämme, welche sich stets vermehrten, und, diese Kämpfe mit einer Erbitterung, einer Todeswut, welche einzigemale, besonders bei dem Paab zu Orakau, den Kampf zu Thermopyla erinnert. Cameron's, Grey's und die Kräfte der englischen Regierung erlahmten an dieser jähen Leidenschaft, welche die kaum für die Civilisation gewonnenen Maories mehr verwilderte, als sie es vor Ankunft der Engländer gewesen sind. Die von ihnen begangenen Grausamkeiten und namentlich ein schrecklicher, von den Hau-Hau-Priestern an dem Hönöhar Volkner aus Rassel begangener Mord scheinen die Sache zu sein, daß endlich Thompson, Rewi und der inzwischen zum Vater gefolgte Potatani II. selbst um Frieden baten. Der wurde bis auf Weiteres denn auch, beiden Theilen ertheilt, vor drei Jahren abgeschlossen, wenn auch die Hoffnung ist, daß dieses Bestehen desselben nicht eben gesichert ist. In den letzten Cook's 500,000 Seelen betragende Bevölkerung dieses Volkes von ungewöhnlicher Körpergröße ist nicht auf 45,000 zusammengeschmolzen, und auch ohne Krieg werden die letzten Maories kaum ferne Jahrhunderte schauen.

Die Darstellung Dröge's macht den Eindruck vollkommener Parteilosigkeit und Objectivität; lediglich wahrheitsgetreu, liebt sie sich dennoch wie ein unterhaltender Roman oder wie eine Erzählung aus ferner Vorzeit.

Kleine literarische Revue.

— „Graf Georg Friedrich von Waldeck, ein preussischer Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert“, ist der Titel einer sehr fleißig gearbeiteten Monographie des Historikers Dr. Bernhard Erdmannsdörffer, dem bei der amtlichen Publication der „Urkunden und Actenstücke aus der Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg“ die Herausgabe der „Politischen Verhandlungen“ anvertraut ward. Der Verfasser, ein Schüler Johann Gustav Droysen's, ist mit der vorliegenden Studie auf diesem Felde der Forschung verblieben, hat aber, im Gegensatz zu seinem Meister, durch die starke Hervorhebung der Leistungen einer Nebenperson eine „decentralisirende Richtung“ einschlagen wollen. So wenig nun die Abweichung von Droysen's politisch eine principielle ist, sondern vielmehr dessen Grundanschauung in der Auffassung der Reichsverhältnisse noch überbietet, so wenig scheint uns der zwar kriegerisch tapfere und sein diplomatisches Waldeck eine wirksame „decentralisation“ darzustellen, einerseits, weil der Graf nicht unter den besten seines Jahrhunderts gegläntzt hat, indem er, wie der Autor offen enthüllt, über das Ziel einer wahrhaft patriotischen Politik mehrfach unklar gewesen, andererseits aus dem sehr einfachen Umstande, daß Waldeck dem brandenburgischen Staatsdienste überhaupt nur einen sehr kleinen Theil seiner politischen Laufbahn, nämlich blos die sieben Jahre vom Sommer 1651 bis Mai 1658 angehört hat. Wie er auf dieser schmalen Grundlage und in einer Zeit, binnen welcher Brandenburg's Herrschaft in Preußen eine noch ziemlich precäre war, die Bezeichnung „preussischer“ Staatsmann an uns für sich verdient, dürfte demgemäß zweifelhaft sein, während eine Reihe von antepatriotischen Voraussetzungen hinzukommen muß, um Waldeck's Verhandlungen mit Friedrich Wilhelm's Freunden und Feinden auf die Höhe der deutschen Politik Friedrich's des Großen zu heben. In Anbetracht der, zumal vor 1660, sehr geringen Nachmittels Brandenburg's scheint der Vergleich jener antipreussischen Anläufe des großen Kurfürsten mit Friedrich's Oheim und vollends mit seinem Fürstenbunde von 1785 kein ganz glücklicher. Bei dem Reichsgrafen von Waldeck waren außerdem die Oesterreich feindlichen Tendenzen schon durch seine Stellung als protestantischer Reichsfürst gegeben; brandenburgischer Unterthan war er ja nicht! Uns dünkt, daß diese Sachlagen streng im Spiegel ihrer eigenen Zeit zu würdigen sind. Auch fordert das Herausgreifen einer einzelnen Persönlichkeit aus dem pragmatischen Zusammenhange wohl sicher einen biographischen Standpunkt heraus und würden wir deshalb über Graf Waldeck's gebührenden Antheil an der Politik der deutschen Oese genauer belehrt worden sein, wenn der stülgewandte Autor die brandenburgischen Dienstjahre Waldeck's als eine Epizöe seiner staatsmännischen Entwicklung, also im Rahmen seiner Lebensbeschreibung vorgeführt hätte.

T. v. B.

— **Für Schulen und Selbstunterricht.** Von Ludwig Stöckel's „Erzählungen aus der alten Geschichte“, deren siebente Auflage bereits in diesen Blättern angezeigt worden, ist jetzt der zweite Theil der letzteren, die „Römischen Geschichten in biographischer Form“, von Arnos und Romulus bis zu Vespasian und Nero umfaßend, erschienen.)

Dr. M. Schödel hat eine Episode aus der von dem bekannten Wagner Napoleon's III., Oberlieutenant Charra's, bearbeiteten „Histoire de la guerre de 1815 en Allemagne“ zum Gegenstand eines Muster-Vestufes in seiner mit grammatischen Anmerkungen ausgestatteten „Sammlung französischer Vestufes für Gymnasien und Realschulen“ gemacht. („York, Stein et la Prusse au commencement de 1813“, ist diese Episode überschrieben, die der verstorbene Charra nach Beizle und anderen deutschen Autoritäten bearbeitet hatte und welcher man das Verdienst zuerkennen muß, nach Form und Inhalt musterhaft und belehrend zu sein.

— **Bormio im Veltlin.**“) „Im selbigen Band Veltlin ist in Ideen gehobenen Sinnwohnern, kein Doboga noch Colica, noch Contractura, noch „calculus“ nie erfunden noch erörtert worden, daß ich mich auch zum Theil groß wundern muß, und das den viel mehr Ursach halben, so ich die nicht beschreib- und so ein gekund's Vant, in dem das in ihm wächst, daß nicht viel gesunder Det, gefunden werden mögen, so weit wir das Wandern 'geben hat.“ Mit solchen Worten spricht der originelle Paracelsus von dem in der Nordspitze Italiens gelegenen Veltlinthale, in welchem das eilberühmte Gebirgsbad Bormio (Bormio) liegt. Schon die Römer kannten die aqua Bormia, und aus dem sechsten Jahrhundert hat uns Cassiodor einen interessanten Brief des Westgöthlings Theoderich aufbewahrt, in welchem er dem vom Wütherrreigen geplagten Grafen Einstrath rath, dieses heilsame Bad zu gebrauchen. — Wenn man aus dem Engadin oder über Meran von der Brenner-Bahn kommend, vom Stillersjoch herabsteigt, steht man, wie eine Felsung an der 200 Fuß hohen Felsenwand den Aufstieg der Rda bewachend, das alte Bad, und etwa 10 Minuten weiter das geschmackvoll angelegte neue Bad liegen, während der flüchtigen Bormio noch eine Viertelstunde tiefer am Eingange des Parca-Thales sich ausbreitet. Es sind über 4000' hoch gelegene Gebirgsbäder, mit zahlreichen heißen, unmittelbar dem Gebirgsfusse entspringenden Quellen, deren Temperatur meist zwischen 30–40° Celsius liegt. Ihr Gehalt an festen und flüchtigen Bestandtheilen ist nicht erheblich, nur die Menge des schwefelhaltigen Kalke einigermaßen hervortretend. Die Bäder werden innerlich und äußerlich angewendet, und haben alten Ruf gegen chronische Rheumatismen (Gliederbäder), gegen Hautkrankheiten, Bruchleiden und Frauenkrankheiten im Allgemeinen. Das uns vorliegende Buch begreift die Aufmerksamkeit auf das sich neuerdings wieder hebende Bad zu richten. Doch ist es keine Brunnenchrift im gewöhnlichen Sinne, sondern bietet außer den ausführlichen, rein botanologischen und klimatologischen Angaben, noch interessante historische Nachrichten, wie denn ein früher erschienenen ergänzender Band die landwirtschaftlichen Reize und naturwissenschaftlichen Schätze der Umgebung geschildert hat.

E. R.

*) Ditzburg, Gustav Stalling, 1869.

**) Münster, C. G. Brunn, 1869.

**) Die Thermen von Bormio in physikalisch-chemischer, therapeutischer, klimatologischer und geschichtlicher Beziehung, von Dr. Meyer-Kerns und Chr. Brügger. Zürich, 1869.

— **Die Idee einer rationalen Universal-Scientific-Sprache** hat in einem Innsbrucker Sprachlehrer einen neuen Vertreter gefunden und liegt dem geneigten Leser zur Begutachtung vor. Herr Augustin F. Staffler, appt. Lehrer der böhmerischen Sprache, meint im Stande zu sein, auf Grund einer bunten Zahlenmystik durch Combination eine Sprache zu schaffen, welche für alle Völker geeignet wäre und zunächst für die Dogmen dann für alle in Gebrauch kommen könnte. Obwohl man Herr Staffler ausdrücklich versichert, daß es sich bei den Rechnungen über die Resultate seiner universal-broschischen Anschauungen, nicht um eine überpaunte unpraktische Idee handelt die in's Reich der Hirngespinnste zu versetzen wäre, und in te Gabeln eines angesehenen öffentlichen Organs (nämlich in „Neuen Tiroler Stimmen!“) höchstens als ein sog. Fadenbühnen dienen könnte, sondern vielmehr um eine Idee, welche in Herrn selber, die mit der großen Menge unzufriedener, noch zu heutzutage im blinden Heidenthum versunkener Völker Mith tragen, Anklang finden wird u. s. f. — trotz dieser Versicherungen also sind wir so unhöflich, dem Herrn Verfasser nicht zu glauben und sein ganzes Unternehmen für ein Hirngespinnst zu erklären. Es war uns oft bei dem Lesen der Broschüre zu Muth, als hätten wir Hunderttausend Narren gesehen. Daß die Verschiedenheit der Sprachen eine Unbequemlichkeit ist, und ein und hat schon in dem Mythos vom babylonischen Thurm seinen Ausdruck gefunden; aber ändern läßt es sich nicht; um verzeiht diese Sprachverschiedenheit auch ungeheurer theil. Die Völker haben ebenso wohl ihre eigene Sprach ihren eigenen Charakter, wie die Individuen; diese nicht immer vermischt werden. Man wird aber auch schon aus oben angegebenen Stelle gemerkt haben, woher der Witz! dem Tiroler Gelehrten weht; vollends klar wird dies aus dem Anfang, wo er mit Hilfe derselben Zahlenmystik die Anzahl 666 zu entziffern versucht!

E. R. F.

— **Die Zimmer- und Hausgärtner.**“) Obwohl unsere Natur an Wäldern, welche die Pflege der schönsten Gärten mit Helms zu lehren versprochen, nicht eben arm ist, muß man doch eingestehen, daß ihre Verfasser selten oder nie das Nützliche troffen haben. Die Meisten geben lange Bergeläufe von Blum und Blattgeschäften, und nebenbei, als Entleitung oder Aufhe so kurz als knapp gekürzte Angaben über Bäume, Gumpfang Versuchen und Pflege im Allgemeinen, daß daraus kein etwas lernen kann. Besser hat Herr F. Zäger, der viel mehr Garten-Geschäftler, eingelesen, was wohl that, und wiewen er schrieb. Der weitaus größte Theil seines Buches ist Behandlung der Pflanzen, den gärtnerischen Manipulation beim Einpflanzen und Vermehren, dem Gerdumschneiden, l. Heilung und Begießung gewidmet. Von hoher Zweckmäßigkeit werden die schönen Gärtnerinnen des Hauses die gärtnerischen praktischen Winke über Anlage der Blumentische und Trepp Doppelreihen und Blumenstränke, Blüthenzarten, Terrassen, Beeren und Balkon führen, da ihnen hierin alle praktische Erfahrung abzugeben pflegt. Und da alles dieses mit der größt Arbeit und Wissenschaft dargestellt ist, so gewichte ich mir daß die beneidete, glückliche Hand, (welche das Herold durch die Geschichten, sich bei allen aufmerksamen Leserinnen und Lesern

*) Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1869. (102 Seiten.)

**) Von Hermann Jäger. Mit 44 Holzschnitten. Stuttgart, 1869. (304 S.)

nachen mich. Das beigegebene, kurz gehaltene Verzeichniß der empfindlichsten Zimmer, Fenster, Balken, Kachel-, Fenster- und Treppenhängen ist für die Auswahl sehr nützlich. Ich wünsche dem Buche von Herzen eine weite Verbreitung, damit auch in den Häusern, wo nicht der Gärtner fortwährend wachsend eintritt, die verkümmerten Pflanzen verschwinden, und die Zimmerblumen wirklich zu dem Schmuck werden mögen, welchen ihre Pflege begnügt.

(S. Nr.

— *Agamers Feld, von Alfred Genssow.*) „Tennyson ist“, wie Emanuel Geibel in den diesem Bändchen vorgedruckten Einleitungsworten sagt, „kein bahnbrechender Genius, wie er meist nur im Beginn aufsteigender Literatur-Epochen hervortritt; er trägt durchaus den Stempel einer elektrisch gewordenen Zeit. Aber er ist ein schönes, vielseitig durchgebildetes Talent, ein liebenswürdiger Charakter, ein gewissenhafter Künstler. Seine Dichtungen gleichen weniger einem in titanischer Leichtigkeit aufgeschossenen Urwald, als einem reizenden wohlgepflegten Garten. In Byron verhält er sich etwa, wie Wendelsjohn zu Schopenhauer.“ „Agamers Feld“ gehört zu jenen reinlosen Dichtungen, welchen Tennyson eine neue, seiner dichterischen Individualität durchaus entsprechende Wattung schuf. Eines der früheren Zeugnisse seiner Kunst, ist es doch bisher noch nicht in's Deutsche übertragen gewesen, während andere seiner minder werthvollen Leistungen zwei, drei und mehr deutsche Bearbeitungen fanden. Im ergreifenderen Protheß wider die Unnatur erkrankter Menschheit, als Agamers Feld, ist wohl kaum aus der Feder des Dichters geflossen.“

— *Ein Novellenbuch in Versen.* Unter dem Titel „Reise-Nächten“ ist die neueste poetische Leistung des Dichters in Paris von W. B. erschienen. Das Büchlein, welches mit der lebenswunderlichen Delicade an Form und Kulte Reiter jenseit, enthält in eleganten abwechselnden Versmaßen eine Reihe humoristischer Reise-Erlebnisse, welche indessen unter sich in Zusammenhang stehen und zum Hauptkauptplatz Paris zur Zeit Weltausstellung haben. Die Art und Weise der Verse und in ihnen spielenden Heiterkeit erinnert an die Novellen in den von Paul Heyse. Einzelne Stücke indessen, z. B. die Kritik Münsters und die Schilderung der Wiederkehr der Zeit streifen an Eleganz und epischer Tiefe noch die Gedichte der. Solche und ähnliche Epistolen, welche in Form von Erzählungen der Hauptpersonen geschmackvoll eingestrichen, lassen auch einzeln herausnehmen und für sich genießen. — Wir sind wohl hier darauf verzichtet, dem Leser einzelne Proben Verse zu geben und überlassen es ihm selbst, sich bei eigener Türe das ihm am meisten Zufallende auszuwählen.

— *Süddeutsche Schwindels.* Ein interessantes Sittengemälde aus Zeiten Georg's I. von England liefert uns Kingsworth's Roman, der unter dem Titel „Süddeutsche Schwindel“ jene seltsame Aufregung und die seltsame Umgestaltung aller Ver-

hältnisse schildert, welche durch John Blunt's Süddeutsche Compagnie und deren Aktienunternehmern in England hervorgerufen wurde. Auch unsere Zeit ist reich an Bank- und Börsenspeculationen, an Aktien-Gesellschaften und industriellen Unternehmungen, welche einzelne glückliche und geschickte Speculanten in kurzer Zeit zu fabelhaftem Reichtum gelangen ließen; was aber damals durch das in Frankreich und durch Blunt in England in's Werk gerichtet wurde, die französische Zettelbank und die englische Süddeutsche Compagnie, das hat in der Geschichte der finanziellen Speculationen und Schwindeln nicht seines Gleichen. Ganze Königreiche wurden durch die in dem Hirn einzelner Menschen ausgespannten Projecte zum schnellen Reichwerden in die bestigste Mittellosigkeit gezogen, und wie der Glücksweg, der Gewinn fast ein allgemeines war, ein Gefährde, an dem fast Alle Theil nahmen, so war nachher auch das Elend und der Ruin ein sich über alle Klassen der Gesellschaft, ja fast über jeden Einzelnen erstreckend, und es bedurfte der größten Anstrengung der Staatsmänner und Derer, die an der Spitze der Geschäfte standen, um den Staat vor Verderben zu retten. Diese Katastrophe schildert uns Kingsworth in den beiden Bänden seines neuen Romans in seiner bekannten drastischen, lebhaften Manier; eine bunte Fülle von Thatfachen und eine große Mannigfaltigkeit geschichtlicher und anderer Personen werden an uns vorüber geführt, und dabei fallen scharfe Blicke auf die Attischen Zustände jener Zeit, so daß auch in kulturhistorischer Beziehung diese Schrift als ein Sittengemälde einer bewegten Zeitepoche wohl Beachtung verdient. Sollen wir an der Manier des englischen Autors etwas tadeln, so ist es die Art und Weise seiner Erzählung, die vor lauter Thatfachen, Handlungen und Personen den Leser nicht zur Ruhe kommen läßt, so daß durch die große Fülle der Thatfachen die Schilderung der Zustände, kurz das, was wir den geschichtlichen und socialen Hintergrund der Erzählung nennen, nicht wenig beeinträchtigt wird. — p.

Literarischer Sprechsaal.

Bernstein ist das Vernunftsein des Menschen, das Geschöpf eines Schöpfers, somit abhängig zu sein, sich daher um Erkenntniß des Schöpfers und der Pflichten gegen ihn bemühen, sie weise und gewissenhaft erfüllen zu müssen. Diese Erkenntniß wird dem Menschen durch Beobachtung der Natur, seiner selbst, sowie seiner und Anderer Lebensschicksale geoffenbart, erleuchtet durch die bereits seinen Vorfahren in gleicher Weise nach und nach möglich gewordenen und in Schriften fortgesetzten Offenbarungen, d. h. Erkennungs- und Erleuchtungs-Wissenschaften über den Schöpfer und das Verhältniß des Menschen zu demselben. Anleitung zur Bethätigung der Vernunft giebt die Religion und von allen Religionen am Erbschöpfendsten das Christenthum, weil es mit dem Ausrufe „Prüf Alles“ zur freiesten Bethätigung des Geistes auffordert. Wer die Abhängigkeit von einem Schöpfer oder diesen selbst leugnet, denkt und handelt nicht vernünftig, mag er selbst der verständigste, gelehrteste, geistreichste Philosoph sein. Dagegen ist nicht jedes vernünftige Handeln ein religiöses, und nicht jedes religiöse ein vernünftiges. Es kann jemand aus Neigung oder Gewohnheit vernünftig handeln, ohne der religiösen Beziehungen seines Handelns eingedenk oder sich bewußt zu sein. Ebenso kann jemand äußerlich religiös sein, ohne vernünftig zu denken und

*) Aus dem Englischen übertragen von Dr. G. H. Erdmann. Leipzig, Hermann Gröning, 1870.

**) Müller, C. G. Braun's Verlag. (251 Seiten.)

**) Süddeutsche Schwindel. Roman von William Harrison Kingsworth. Aus dem Englischen von Otto Kasper. 2 Bände. Leipzig, Bernhardt Köhler, 1869.

zu handeln. Der Begriff „Vernunft“ ist überhaupt so manigfaltig, daß schon Euler vor seinem Mißbrauch warnte. Könnte unser schlächter Begriff derselben vielseitige Geltung und Anwendung gewinnen, so würde hiermit für Glück und Würde der Menschen ein mächtiger Fortschritt ermöglicht werden. Leider ist vorläufig dafür sehr wenig Aussicht vorhanden. *H. K.*

Unter den neuesten gedruckten, englischen Consularberichten aus China und Japan befindet sich auch der des durch seine geographischen Forschungen rühmlichst bekannten Consuls Markham über die Stadt des Confucius, Kiufu, welche ein Denkmal der Nationalanerkennung ist, wie es kein zweites in der Welt giebt. Diese Stadt, in welcher Confucius vor mehr als drei Jahrtausenden gelebt und gelebt hat, wo er gestorben und begraben ist, zählt etwa 25,000 Einwohner, die sämtlich Nachkommen des berühmten Weisen sind, oder es sein wollen, und von denen mehr als vier Fünftel seinen Familiennamen tragen. Kiufu ist die Residenz eines Kung-Wei, d. h. „Reichsbezugs“, der ebenfalls ein Nachkomme des Confucius und dessen Würde erblich ist. Er wohnt in einem Palast, dessen Bauten, verbunden mit dem, dem großen Ahnherren geweihten Tempel, die ganze östliche und westliche Seite der Stadt einnimmt. Der Tempel ist so großartig und prachtvoll, wie Markham seinen zweiten in China gesehen hat. Er enthält zahlreiche Reliquien des Weltweisen, an deren Echtheit nicht zu zweifeln ist, da sie die Spuren und Kennzeichen ihres mehrtausendjährigen Alters an sich tragen sollen. Ebenso, wie die Würde des Reichsbezugs von Kiufu, sind auch die des Bischofs, oder obersten Richters der Stadt und der übrigen Beamten dort erblich in der erlauchten Familie. Als die Rebellen diesen Teil des Reiches überzogen, schonten sie die Stadt Kiufu, indem sie erklärten, daß sie nur die ungerechten, nichtsnutzigen Beherrscher des Landes austreten wollten, nicht aber die Nachkommen des Confucius, die unendlich zu Zonen gehören könnten.

Einen Beitrag zur Kulturgeschichte der Kleinstaaten liefert eine kleine Schrift unter dem Titel: „Die Reichstagswahl in Oberbayern.“ Es handelt sich um die Wahl des partikularistischen Kandidaten Baff, dem als Candidat der Fortschrittspartei der Dr. F. B. Oppenheim, der bekannte publicistische Schriftsteller, gegenüber stand. Es wird behauptet und bezüglich der Beweis geführt, daß die Wahl Jenes durch unzulässige, nicht seine Wählerkreise und Unrechtmäßigkeiten aller Art, erreicht worden sei. Wir können uns natürlich auf das Einzelne jener Beweisführung hier nicht einlassen, wiewohl die ganze Geschichte nicht ohne kulturhistorisches Interesse ist. Eins geht zunächst klar aus jener unersäulichen Episode hervor, daß die Ereignisse des Jahres 1866 bis jetzt wenig von dem Segen uns gebracht haben, den die Anhänger des in Preußen herrschenden Systems zuerst mit so vollen Mäßen zu predigen wußten. Schlägt nicht unsere Verwaltung des Kultus und des Innern bald andere Lüne an, dann ist jede Bemühung umsonst, die materiellen Anforderungen nachträglich durch moralische vervollständigen zu wollen; die Feindschaft der annexirten und nicht-preussischen Deutschen gegen Preußen wird und kann nicht

ever schwinden. Also zeitgemäße deutsche Politik im Innern — dann kann die Einheit nach Außen nicht fehlen; anders geht es nimmermehr! *E. B. J.*

Die Literatur zum Zwecke des Unterrichts bietet das Bild einer nie vergehenden Quelle; namentlich ist die Zahl der „Leitfaden“, „Handbücher“ und dergl. für den Geschichtsunterricht auf höheren und niederen Lehranstalten Legion. Es ist eine nicht immer leichte Aufgabe, hier zu sichten zwischen dem Spreu und dem Weizen. Vor uns liegt in vierter Auflage „Die deutsche Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des Brandenburgisch-preussischen Staates, ein patriotisches Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus“ von Ludwig Bender. Dieses ziemlich umfangreiche und dabei sehr billige Lehrbuch kann sich mancher Vorzüge rühmen, welche seine guten Erfolge wohl erklären: die Oekonomie des Stoffes ist gut, die Darstellung faßlich und überflüssig. Inoffen das Bedenken, welches schon der Titel erregt, findet sich auch bei genauer Prüfung bestätigt. Es ist ein „patriotisches Lehrbuch“, welches alle die Geschichte nicht unbefangenen und objektiv, sondern nach einem bestimmten Plane zugeführt, dem sinnlichen Verstand einzuprägen sich bemüht. Selbst wenn uns die Tendenz dieser Darstellung sompatibler wäre, müßten wir uns mit aller Geschiedenheit gegen ein solches Verfahren erklären. Man kann ja jene pregeilen „Vaterlandskunden“, in denen der betreffende Dodekagist als der Mittelpunkt der Welt und jeder Regent desselben als ein Halbgott geschildert wird. Auch der preussischen Geschichte fehlt es an solchen falschen Freunden nicht. Ganz so schlimm, wie gewisse reactionäre Geschichtsdarstellungen, ist nun das vorliegende Buch von Bender nicht; es finden sich aber gleichwohl bedenkliche Stellen, namentlich in der Erzählung der neuesten Geschichte; oft glaubt man die Kreuzzeitung oder ein Organ ähnlicher Richtung zu lesen. Vergleichen möchte ich nicht in den Händen unserer Jugend wissen, welche hier gehalten werden soll von dem Streite der politischen Parteien.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir darauf aufmerksam machen, daß der Vorstand des Berliner Handwerker-Bildungs-Vereins für seine Mitglieder ein Lehrbuch in Vorbereitung genommen hat, in welchem auch ein Abriss der deutschen Geschichte, natürlich ohne neu-preussische Färbung, enthalten sein wird. Dies wird uns Gelegenheit verschaffen, auf den genannten Gegenstand noch einmal zurückzukommen.

Zu Tromsø im norwegischen Fapland soll in den Monaten August und September 1870 eine „Arctische Ausstellung“ für alle Rohstoffe und gewerbliche Erzeugnisse der Polarzonen und Tromsø stattfinden. König Karl XV. hat bereits eine ansehnliche Summe zur Verteilung von Preisen für diese Ausstellung bewilligt. Dampfboote werden zur Zeit die Reisenden von Bergen, mit welchem norwegischen Hafen beständige Verbindungen von Hamburg und Gull aus stattfinden, an der norwegischen Küste entlang, nach Tromsø und dem Arctic führen, so daß es auch deutschen Ausstellungs-Liebhabern leicht gemacht sein wird, die Polarregionen zu besuchen, wo die Sonne eine Zeitlang im Jahre gar nicht untergeht.

*) Offen, W. D. Becker, 1869, (333 S.)

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Wandlitzstraße Nr. 11
Besorgt von Fred. Dümmler, Verlagsbuchhandlung (vormals von Schmidt) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 40
Druck von Ernst Rabe in Berlin, Franzischestraße Nr. 31

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

8. Jahrg.]

Berlin, den 9. Oktober 1869.

[N° 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Material für die künftige Geschichtsschreibung. Das Buch über Graf Bismarck, von Hefsiel. 593. — Grenzspiegel ethnographische Studien über Nord- und Süddeutschland. 594. — Wustfälliger Eborasterbilder, von Otto Cumprecht. 595. — Scherbert Mendelssohn. Bilder. Meffini. Rader. Weierberg. 595. — Hochland. Der zweite Teil von Merclant's „Spiegelhistoriae“. 595. — England. Ein enzyklopädisches Original der Feder und des Bleistifts. 597. — Frankreich. Eine Feuilleton-Geschichte unter anderem Namen. 599. — Island. Vier Novellen von Jonn Turgejorn. 601. — Lord Currier. Die amerikanische Sonnenflut vom 7. August 1869. 601.

Eine literarische Neuze. Gustav Cervo: Die Gerechtigkeit. 602. — Deutsche Gedichte aus Ausland. 603. — Bibliographische Mittheilungen. 603.

Literarischer Sprechsaal. Classische Agitationen in Deutschland. 603. — Natürliche freie Aoristik in Wien. 603. — Deutsche Literatur in Italien. 603. — Mrs. Etienne über Verd und Paris. 604. — Alexina Linne. 604. — Dr. Stroussberg. 604.

Deutschland und das Ausland.

Material für die künftige Geschichtsschreibung.

Das Buch über Graf Bismarck, von Hefsiel.¹⁾

Die Ereignisse des Jahres 1866 haben nicht nur in der Geschichte eine Epoche bezeichnet, welche, so lange es Menschen ist und Geschichte geschrieben und gelebt wird, als ein weltberührendes Markzeichen eines bedeutsamen Wendepunktes im Alter- und Staatenleben dastehen wird; sie sind auch auf alle künftigen Verhältnisse, sie sind auch auf Kunst, Wissenschaft und Literatur von einem immensen Einfluß gewesen, von einem Einfluß, der sich uns jetzt nur erst dunkel fühlbar macht, der aber zu jedem Jahre, das wir uns weiter von diesem Zeitabschnitte trennen, klarer hervortreten und gewiß von den Kulturhistorikern der Zukunft nach seinem ganzen Umfange gewürdigt werden ist. In diesem Sinne sind auch die literarischen Erscheinungen, welche sich während, beschreibend, belebend, kritisierend oder herrschend in irgend einer Weise auf die Ereignisse, ihre Ursachen und Folgen, wie auf die darin eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielenden Männer beziehen, von großer Bedeutung. Sind sie auch zu einer solchen Fülle angewachsen, daß sie schon jetzt von einem Einzelnen kaum mehr bewältigt werden können, wird unter ihnen auch viel Spreu sein, die bald von dem Weizen getrennt und der Vergessenheit anheimgegeben wird, werden selbst bessere Arbeiten nicht mehr auf die nächste Generation, geschweige denn auf die Nachwelt kommen, liegt in ihnen doch ein unerschöpfbares Material für den künftigen Geschichtsschreiber und Kulturhistoriker. Weil dem nun aber so sollte die Gegenwart recht sorgfältig sein in der Prüfung dessen, was über diese Zeit, was über ihre hervorragenden Männer berichtet wird, sollte sie es der Geschichte nicht allzu sehr machen, das Weltgericht zu sein, namentlich bei Gestalten, die ihrer ganzen Erscheinung und Stellung nach, ohnehin der

Sage ein ergebliches Feld zu liefern scheinen, Gestalten, für welche eine frühere Periode eigens den Heroen-Kultus erfunden zu haben scheint.

Eine solche Gestalt ist unstreitig Graf Bismarck, über den in Poesie und Prosa, biographisch und novellistisch bereits eine ganze Literatur entstanden ist, wovon uns jetzt ein Erzeugniß vorliegt. Die Arbeit ist nicht mehr ganz neu, und wenn wir erst heute zur Besprechung derselben schreiten, so geschieht dies einestheils, weil wir noch auf das Erscheinen einer dritten Abtheilung hoffen, andernteils aber weil wir nach der Ankündigung ein Werk erwarteten, das seine jener schnell vorübergehenden Eintagsfliegen ist, welche die Gelegenheit beim Schopf ergreifen und von denen Nitzig zu nehmen man sich beeilen muß, ehe sie vom Strome der Zeit hinweggerissen werden, sondern eine Arbeit, bestimmt, nicht bloß der Gegenwart, sondern auch der Zukunft zu dienen. Die Lektüre des Buches hat uns diese Ansicht nicht ganz geräuh und wir müßten recht sehr bedauern, daß dem so ist, wenn wir nicht zugleich dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß das Bleibende an dem Buche nicht das Verdienst des Verfassers sein, sondern in dem fremden Material, das er uns mittheilt, gefunden wird.

Das Buch zerfällt, soweit es uns vorliegt, in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Jugend, die zweite die Lehr- und Wanderjahre Bismarck's schildert; eine dritte, sein Leben als Ministerpräsident und Bundeskanzler, ist in Aussicht genommen.

Wie man es bei einem in der Heraldik und Adelsgeschichte so erfahrenen Schriftsteller gar nicht anders erwarten kann, und wie es auch in gewisser Beziehung gerechtfertigt erscheint, führt uns Hefsiel bis in die graueste Vergangenheit; er leitet den Ursprung der Bismarcks von Nachkommen deutscher Kriegsmannes ab, die unter welfischen oder saskanischen Fürsten das slavische Land eroberten; mit einiger Gewißheit läßt er aber erst im vierzehnten Jahrhundert die Bismarcke als rittermäßige Leute in der Preignitz erscheinen. Der ganze Abschnitt lieft sich sehr hübsch und interessant; man glaubt es eben mit einer jener Chroniken und Geschichten zu thun zu haben, welche die Zustände, Sitten und Anschauungen längstvergangerer Jahrhunderte schildert, in welchem Genre Herr Hefsiel ja bekanntermaßen Auserkennenswerthes leistet; man vergißt dabei freilich beinahe, daß man es nicht mit einer vergällten Chronik, sondern mit der Einleitung zur Lebensgeschichte eines Mannes zu thun hat, der doch mit seinem ganzen Denken und Thun in der Jetztzeit wurzelt. Etwas komisch wirkt dabei freilich der Eifer, mit dem der Verfasser einer Behauptung Riesel's entgegentritt, wonach die Bismarcke ihren Ursprung von einer märkischen Bürgerfamilie herzuleiten hätten, die allerdings schon im vierzehnten Jahrhundert in die Reihe der Adelsgeschlechter getreten sei. Ein Zeitraum von fünfshundert Jahren scheint ihm noch nicht Aukt genug, den Ministerpräsidenten vom Bürgerstande zu trennen; er muß wenn irgend möglich, von Adam der märkische Ritter gewesen sein. Unter diesen Verhältnissen ist es dem Verfasser, gelind gesagt, unbequem, einschließen zu müssen, daß Bismarck's Mutter bürgerlicher Abkunft gewesen sei, und hiermit beginnt denn nun derjenige Abschnitt des Buches, wo wir es nicht mehr mit Heraldik

¹⁾ Das Buch vom Grafen Bismarck, von George Hefsiel, in drei Theilen, reich illustriert von namhaften Künstlern. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1869.

und Alterthum zu thun haben, wo uns die Andacht, mit der Hefesiel auf Bismarck'schem Grund und Boden Bismarck'sche Erdbeeren verzehrt, nicht mehr ein zwar ironisches, jedoch harmloses Lächeln entlockt, aber wo wir uns mit tiefem Ernste fragen: Ist dies wirklich die Art und Weise, wie man die Geschichte unserer großen Männer schreibt; soll ihr Name wirklich in dieser Weise auf die Nachwelt kommen?

Mit dem Bestreben, die Gemiinungen der geistig bedeutenden Mutter auf die Entwicklung des Sohnes abzuschwächen und einzuschränken, beginnt der Verfasser seine sich durch das ganze Buch hinziehenden, unausgesetzten Bemühungen, den Minister-Präsidenten hauptsächlich als Mann von altem Adel hinzustellen. Durch und durch kleinlich ist die ganze Schilderung, mag sie den Knaben, den Jüngling, den Mann, den Cavalier, den Landwirth, den Landtags-Abgeordneten oder Diplomaten betreffen, und daß aus dieser kleinlichen Schilderung dennoch die Größe des Mannes hervorleuchtet, dafür kann der Verf. wahrhaftig nichts, das ist lediglich der Beweis dafür, daß der Genius selbst aus der feingedendsten Umgebung strahlend hervorzugehen vermag, wie ein Napheal oder Lillan im schlechtesten Rahmen immer ein erhabenes Meisterwerk bleibt. Die Fülle trefflichen Materials in den Briefen des Grafen, die dem Verfasser zu Gebote standen, könnte uns beluabe ein Bedauern entlocken, daß diese Schätze keine bessere Verwerthung gefunden haben; sie sind jedoch vorhanden und veröffentlicht, dies ist immerhin ein Verdienst, das dem Buche nicht abzuspochen ist. Wir möchten unseren Lesern, denen es um ein richtiges Bild des Grafen zu thun ist, fast rathen, in der Hefesiel'schen Arbeit nur das zu lesen, was als eigene Aeußerung des Grafen bezeichnet wird. Es ist in den Briefen vieles Unbedeutende, Vieles, was wir Interesse hat, weil es sich eben auf diesen Mann bezieht; man wird in mündlichen und schriftlichen Aeußerungen Vieles finden, wobei man bedauernd den Kopf schütteln wird; aber man lernt doch einen Mann, einen ganzen Mann kennen — einen Mann, der, in den Anschauungen seines Standes erzogen, in ihnen wurzelt, doch das Wollen der Zeit begreift, dessen Genie, ja dessen Consequenz sich eben dadurch am Glänzendsten bewährt, daß er der Wandlungen fähig ist. Daß wir Bismarck zugleich als Sohn, Gatten, Vater und Bruder kennen und schätzen lernen, ist nicht bloß als angenehme, unterhaltende Zugabe zu betrachten, sondern gewährt in der That eine sichere Handhabe zur Beurtheilung dieses Charakters.

Geographisch-ethnographische Studien über Nord- und Süddeutschland.)

Geographisch-ethnographische Skizzen, wie das in der Anmerkung genannte Buch von Dr. Emil Schönmayer, welche der Verf. selbst als „Studien nach Natur und Original-Zeichnungen, auf mannigfachen Reisen in Süd und Nord entstanden“, bezeichnet, mögen wir immer willkommen heißen. Seitdem Richl in seinen trefflichen einschlägigen Schriften dies Gebiet der Literatur eröffnet und allgemeines Interesse dafür erweckt hat, hat man sich mit größerem

Gleiche dem Studium der geographischen Beschaffenheit Deutschlands in ihrem Zusammenhange mit dem Volkstheile, der Statistik, den Dialecten, dem socialen Zustand u. dergl. zugewandt. Und mit Recht, denn „was die Selbstkenntniß für den Einzelnen, das ist die Kenntniß des Vaterlandes und seiner Bewohner für das ganze Volk. Der Knabe ist in seinem Hause — der Mann soll in seinem Vaterlande, bei seiner Nation „zu Hause“ sein. Unser Vaterland, unsere Heimat, Deutschland und die deutsche Nation.“

Der Verf. charakterisirt zunächst das deutsche Land und Volk im Allgemeinen, indem er die geographische Gliederung, die Lage und die Grenzen des Landes schildert. Dann folgt eine spezielle Charakteristik Nord- und Süddeutschlands, wobei manches ganz Interessante über die Eigentümlichkeiten der verschiedenen deutschen „Stämme“, über ihre Verchiedenheiten in Sitte, Kleidung, Sprache, Wirtschaft, Familie u. s. w. zur Sprache kommt. Hierauf wird speziell über die deutschen Stämme gehandelt und namentlich die Hauptunterschiede der nord- und süddeutschen Dialecte und ihr Verhältniß zum Schriftdeutsche d. i. unserer Bücherprache, hervorgehoben. Nach einer Aufzählung und im Ganzen treffenden Charakteristik der einzelnen nord-, mittel- und süddeutschen Stämme, behandelt das II. Buch in einem letzten Kapitel „das geistige Wesen der Nord- und Süd-Deutschen“.

Das Buch versetzt ausgesprochenenmaßen die gewiß schon werthe Tendenz, die verschiedenen deutschen Stämme einzeln näher zu krängen und den Zwiespalt, der namentlich zwischen Nord- und Süddeutschland thatsächlich besteht, auszugleichen, indem es ihn als geringer hinstellt. „Im Wesentlichen sind sich alle deutschen Stämme, sehen sich der deutsche Norden als Süden näher, als es auf den ersten Anblick scheint — viel näher als unsere Stämme in Nord und Süd selbst es meinen zu vermuthen.“

Trotz dieser inneren Annäherung, dieser entschiedenen Verwandtschaft (?) unseres Nordens und Südens, beugen doch beiden Hälften unseres Vaterlandes doch noch immer — zu ihren eigenen Schaden! — die abentheuerlichsten Vorurtheile, die im gegründeten Antipathien gegen einander: Zustände und Ursachen, die, so beklagenswerth sie im Interesse unserer nationalen Einheit und Macht sind, zugleich eine so entschieden feindliche Seite haben, daß man im Norden wie im Süden unwillkürlich an jene famose Geschichte „von den zwei Gespensern“ erinnert wird:

„Um die Geisterkünde begegnen sich an einem Kreuzweg zwei Gespensker. Die Viehen erschrocken stehen regungslos einander an, bis — es Tag wird, wo die beiden Geister sich dann als Bauernweiber und Schwwestern gegenseitig erkennen und beschämt davonziehen.“ —

Wahlich, meint der Verf., verhalten sich die Nord- und Süddeutschen zu einander: sie fürchten sich wie Geister, aber zu merken, daß sie Brüder sind. Dieser Aberglaube kommt eben daher, „weil es bösen und trüben in mancher Hinsicht noch so dunkel und neblig ist“.

Die Ansicht also, hier durch Belehrung und durch eine richtige Darstellung der, oft nur vermeintlichen, Gegensätze vermittelt und veröhnen zu wirken, wäre schon recht gut; — aber nicht selten fällt einem bei der Darstellung des Verf. das Wort ein: „Qui tulerit Gracchos de seditione quærentes?“ Denn es ist nicht schwer, zu merken, daß Herr Schönmayer selbst eine ziemlich starke Voreingenommenheit gegen Norddeutschland, speziell gegen Berlin, hat. Nun hat gewiß Nord- und

*) Nord und Süd. Geographisch-ethnographische Studien und Bilder, als Beitrag zur Vertiefung, zugleich als Reisehandbuch; von Dr. Emil Schönmayer in Eberfeld. Braunschweig, Verlag von Harald Bruhn, 1869. (VI. u. 162 S.)

nichtland als Berlin seine eigenthümlichen Schattenseiten, von ein Referent, wiewohl selbst Berliner, durchaus nicht wünscht, sie sich der Kritik entziehen; aber es muß dies nicht in so sehr abschätzender Weise geschehen, wie in dem vorliegenden; der; wenigstens stimmt dies nicht zu der ausgesprochenen Meinung desselben.

E. B. H.

Musikalische Charakterbilder, von Otto Gumprecht.*)

Hubert, Mendelssohn, Weber, Rossini, Auber, Meyerbeer.

Der vorstehende Titel ist zu leicht und zu bescheiden im Verhältnis zu dem Inhalte eines Buches, das wohl verdiente einem Liebhaber aller denkenden Freunde der Kunst erhaben stehen, und von dem nur zu wünschen wäre, daß es den seines Ursprungs, Berlin, nicht verleugnet hätte. Dem ich nach zu urtheilen, würde man in dem Werkchen eine serie portraittirender Federzeichnungen über eine Anzahl von neuen Tonbildner-Größen zu suchen haben, wie etwa Elise Reiche, wesentlich als Unterhaltungsliteratur, ohne kritische Aufzusammengestellt hat. In Gumprecht's „musikalischen Charakterbildern“ ist das Resultat erster, tiefer musikalischer Studien niedergelegt. Indem der Verf., es unternahm, Schubert, Mendelssohn und Weber, Rossini, Auber und Meyerbeer zu zeichnen, ist es weniger der einzelne Komponist, als der Zusammenhang in der Reihe dieser die nachlässigste Production blühenden Tonbildner, den er zur Anschauung bringen will und gebracht hat. Trotz der verschiedenen, ja zuweilen widersprechlichen Richtungen, in denen sich die Genannten bei der productiven Wirken bewegen, bilden sie doch, als Vertreter einer begrenzten musikalischen Periode, ein Ganzes, in dem jeder von ihnen den nur ihm gebührenden Platz einnimmt und in welchem kein Raum mehr für irgend einen anderen Meister der Musiktaube verbleibt. Dies ist der Gehalt, der Charakterbildern, ihnen zum gemeinsamen Rahmen dienend, Grande liegt; und wie schwierig es auch erscheinen mag, so sehr es von einander dahligehe und zum Theil sich abhebt Sterne — man erinnere sich der Urtheile Mendelssohn's über Schubert'sche und Meyerbeer'sche Musik — unter Einen Hauptpunkt zu fassen — der Verfasser hat diesen Gesichtspunkt klar und auszubedenken verstanden. Mit Recht macht er geltend, daß der Standpunkt der Kritik den einzelnen Richtungen der Production gegenüber ein anderer ist, als der des reinen Producenten. Nur derjenige Tonbildner wird etwas eigenthümliches schaffen, welcher mit einer gewissen ausschließlichen Hartnäckigkeit festhält auf seinem eigenen Wege wandelt. Im Gegentheil wird nur derjenige Kritiker nützlich wirken, der, das ganze Feld der Production mit vorurtheilslosem Blick überblickend, die Berechtigung jeder eigenthümlichen Richtung und die Nothwendigkeit der Thätigkeit verschiedenartiger Werke im großen Tonreiche anerkennt und würdigt.

Der dem Zeichnen der einzelnen Komponisten kam es dem Verfasser hauptsächlich darauf an, die innige Verbin- dung zwischen dem Künstler und seinen Werken, zur Anschauung bringen, die Persönlichkeit durch die Werke, und die Werke durch die Persönlichkeit nicht allein zu illustriren, sondern zu charakterisiren. Eine bloße Biographie und eine rein technische Analyse der Werke wird man nicht finden, wohl aber ein liebe-

volles und berechtigt ausgedrücktes Eingehen auf die Wechselwirkung zwischen dem Leben und Schaffen, zwischen dem Erlebten und Erschaffenen des Künstlers. Der Verf., verfolgt denselben Zweck wie A. B. Marx in seinem Werke über Beethoven; aber er wendet sich an ein anderes Publikum, an das der Musik-sinnigen, welche nicht anatomisch zerlegte, sondern ganze Kunstwerke vor sich sehen wollen, um von ihnen einen vollen, vom Interesse an der Person des Künstlers gebotenen Eindruck empfangen zu können. Von diesem Standpunkte aus, den wir gern theilen, müssen wir das Charakterbild des liebeschaffenden Schubert als das gelungenste bezeichnen, auch abgesehen davon, daß der Verf., darin die schönsten Blüthen seiner oft hinreichenden Sprache verwendet hat, um im Leser die innigste Zuneigung für den unglücklichen und doch so glücklichen Schöpfer des deutschen Liedes wahrzunehmen.

Nächst dem dem Verf., das Gewicht nach, das er jedem der sechs Componisten gegeben hat, so wird man ihm im Ganzen das recto nicht voreuthalten dürfen. Vielleicht — doch eben nur vielleicht, denn unser Urtheil ist vom persönlichen Empfinden bedingt — hat Weber einen Gran zu wenig, Meyerbeer oder Auber einen Gran zu viel auf die Waagschale erhalten. Es ist, was Weber betrifft, gewagt, von dessen Ouvertüren zu sagen: „Echtes Theaterblut rollt in Weber's Ouvertüren; das Reich der Lampen und Coulisins ist ihre Heimat; hier leben und athmen sie in ewiger Jugend und Gesundheit. Ihr Glanz verbleicht im Concertsaale, dessen Thür ihnen die Freude unserer Orchester an virtuoson Aufgaben leider geöffnet.“ Neben den Schöpfungen unserer klassischen Tonkunst spielen sie etwa dieselbe Rolle wie Theater-Decorationen() in einer Bildergalerie.“ Der Auspruch mag von Selbstständigkeit der Kritik zeugen — das Publikum aber, das sich auch im Concertsaale — auch in dem gewöhnlichen der Symphonie-Orchestra des Berliner Opernhauses — an den Weber'schen Ouvertüren erheitert, theilt diese Ansicht nicht. Indes wollen wir die Berechtigung, so scharfe Grenzen zwischen den Räumen der musikalischen Production zu ziehen, einer Kritik nicht abprechen, welche sowohl der producirenden Kunst wie dem Publikum gegenüber die Rechte der strengen Wissenschaftlichkeit wahrzunehmen hat, und so wollen wir auch nicht mit dem Verfasser über einen Vergleich, über ein Wort rechten, sondern uns Dankbar an dem erfreuen, was er uns, übrigens als Beweis der glänzenden Weise, wie die Berliner musikalische Kritik ihren altbewährten Ruf immer von Neuem zu verjüngen weiß, mit offener Liebe zur Sache und mit dem feinsten Verständnisse dargeboten hat.

Niederlande.

Der zweite Theil von Marriant's „Spiegel historisch“.

Es ist das Eigenthümliche wissenschaftlicher Entdeckungen, von was immer für einer Tragweite, wenn sie vermöge ihrer Wirkungen nicht direct in das öffentliche Leben eingreifen, daß dieselben von der weitaus größten Menge der Menschen, dem sogenannten großen Publikum mit einem mitleidigen Lächeln,

*) Wie es ist möglich, dem sichtenen Vergnügen gegenüber, das die Ouvertüren zum „Freischütz“ und zum „Desnon“ jedesmal, auch im Concertsaal, über das Publikum vertheilen, — eine so paradoxe Behauptung aufzustellen?

*) Leipzig, H. Gumprecht, 1852.

einem gleichgiltigen Achselzucken aufgenommen werden. Dieses Pächeln, dieses Achselzucken gewinnt nicht unbedeutend an hässlicher Ironie, wenn die betreffende Entdeckung vollends auf einem Gebiete der sich gegangenen, welches an und für sich auf keine besondere Ausdehnung rechnen kann. Wir befinden uns in einer solchen Lage. Gleichwohl sind wir von der ganzen Tiefe des Eindrucks überzeugt, welchen in Zuchtweisen die Mittheilung hervorgerufen wird, daß der bisher für verloren angesehene zweite Theil des mittelniederländischen „Geschichtspiegels“, von Jacob van Maerlant unlängst in einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufgefunden wurde.

Darunter wollte man aber nicht verstehen, daß das diesen Schwere bergende Manuscript schon seit unendlichen Zeiten das Eigenthum der betreffenden Bibliothek gewesen, und erst jetzt etwa zufällig dessen Inhalt an's Tageslicht gefördert worden sei; dasselbe ging vielmehr erst vor einigen Monaten in den Besitz der kaiserl. Hofbibliothek über, nachdem es bis dahin sich im kaiserl. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien befunden hatte. Ueber die früheren Besitzer dieser interessanten Handschrift vermögen wir allerdings, wenigstens vorerhand, keine Aufschlüsse zu geben; so viel scheint jedoch gewiß, daß dieselbe zur Zeit der Herrschaft des Hauses Oesterreich in den Niederlanden, aus diesem Lande nach Wien überbracht worden und früher Eigenthum eines belgischen Klosters gewesen sei. Dies ist wenigstens der Gang, der sich an mehr denn hundert niederländischen Manuscripten verfolgen läßt, welche gleichzeitig mit unserer Maerlant-Handschrift vom Staats-Archiv in die Hof-Bibliothek übergingen. Eben bei Eintragung dieses ansehnlichen Zuwachses in die Cataloge des letztgenannten Institutes war es, wo der damalige Censur-Dr. Th. G. Ritter v. Karajan, vormaliger Präsident der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, den interessanten und hochwichtigen Fund machte.

So kolossal auch der Umfang des nunmehr entdeckten „Fragmentes“ sein mag — dasselbe zählt nahezu 35,000 Verse — so kann doch von einer absoluten Vollständigkeit nicht die Rede sein: abgesehen davon, daß an einer Stelle der Handschrift die Spuren gewaltsam herausgerissener Blätter deutlich sichtbar sind, verweist der Abschreiber häufig bezüglich der Fortsetzung der einzelnen Kapitel auf andere wohlbekannte Werke desselben Dichters und begnügt sich bloß die Anfangsworte hinzuschreiben; nicht selten sind auch ganze Kapitel abgichtlich übergangen. Bloß das Gite von den sieben Büchern dieses Theiles weist trotz seiner ansehnlichen Länge nicht die geringste Lücke auf; diesem zunächst können das 3te, 4te und 7te als die vollständigsten bezeichnet werden; hingegen sind das 1te, 2te und 5te ziemlich defekt.

Wie dem auch sei, hat der Philologe ebensosehr wie der Literaturhistoriker allen Grund sich über einen Fund zu freuen, der in so überraschender Weise und in so umfassendem Maße zur Ergänzung eines der ältesten Denkmäler der mittelniederländischen Literatur beiträgt; diese Freude ist eine um so gerechtfertigtere, als eine bis jetzt nur oberflächliche Durchsicht des Manuscriptes und gleichwohl die Uebersetzung verschaffte, daß mit Hilfe der wenigen bisher bekannten und in der prachtvollen, von den Herren de Vries und Verwijs bezogenen Ausgabe von Maerlant's „Spiegel historiaal“ (Leiden, 1863. 3 Bde. in Quarto) abgedruckten Fragmenten dieses Theiles, sich auch manche, mitunter nicht unbedeutende Lücke wird ergänzen lassen. Dies gilt insbesondere von dem sehr mangelhaften ersten Buche, wo die in der gegenwärtigen Maerlant-Handschrift gänzlich fehlenden Kapitel 42 bis 48 sich merkwürdigerweise in einem an oben-

erwähnter Stelle edirten, mehr denn 400 Verse langen Fragmenten vollständig wiederfinden.

In eine detaillierte Inhaltsangabe einzugehen, verbietet uns nicht nur vorerhand die allzu flüchtige Eindrucksnahme der Handschrift, sondern erachten wir auch um so mehr für überflüssig, als ja allgemein bekannt ist, daß Maerlant seiner Reimchronik die lateinische des Vincentius von Beauvais in ziemlich gewisserhafter Weise zu Grunde legte. Bezüglich des Umfangs wußte man übrigens schon früher, daß die nunmehr an's Tageslicht gezogenen sieben Bücher die Geschichte der Zeitperiode von Kaiser Nero bis auf Gratian enthalten müßten; das letzte — siebente — Buch ergeht sich jedoch beinahe ausschließlich in Heiligenlegenden. Ueber die Person des Dichters dürft leider auch dieses umfangreiche Fragment wenig Aufschluß bieten.

Hier scheint es uns der passende Ort, um auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der nicht übersehen sein will. Den sehr scheinigen Unternehmungen des gelehrten Leidener Professors de Vries verdanken wir die Kenntniß, daß die unter den Titel: „Spiegel historiaal“ bekannte Reimchronik Jacob van Maerlant's keineswegs als das alleinige Werk dieses ältesten niederländischen Dichters angesehen werden darf; wir haben hier vielmehr mit einem Ergräber — Philipp Uttenbroeck — zu thun, welcher, ein Stadtgenosse Maerlant's, nach dem Tode des Letzteren, dessen nicht nur unvollendet, sondern auch höchst geliebtes Werk zu ergänzen und zu vollenden begann, aber selber, wie es scheint, an der vollständigen Ausführung seine Vorbereitungen durch den Tod gehindert wurde. Anwerthungspunkte gestatten uns, mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen, daß dieser Philipp Uttenbroeck jedenfalls vor dem Jahre 1460 gestorben, die Abfassung des zweiten Theiles des „Spiegel hist.“ daher in den ersten Jahre des 14. Jahrhunderts zu setzen ist. Demnach enthielte die oben erwähnte, von der Leidener Literarischen Gesellschaft veranlaßte Ausgabe des Geschichtspiegels wohl die Dichtung Maerlant's in ihrer ganzen Vollständigkeit; als der Vollständigkeit der Chronik als solcher that es einen wesentlichen Eintrag, daß trotz der eifrigen Bemühungen und Ausforschungen der beiden gelehrten Herausgeber, die zweite von Uttenbroeck herrührende Abtheilung nur zum verschwinden kleinsten Theile (1734 Verse) aus einigen wenigen Bruchstücken ermittelt werden konnte, dieselbe in ihrer Ganzheit also mit Recht für verloren angesehen werden mußte; denn, was auch dagegen einzuwenden mag, die Dichtung Uttenbroeck's ist als ein Theil einer integrirenden Theil des Maerlant'schen Geschichtspiegels, in dessen Geist und Sinne, nach dessen Plan und Vorbild dieselbe abgefaßt wurde.

Zum Schluß einige Worte über das wichtige Manuscript selbst. Was die äußere Erscheinung betrifft, so stellt sich uns dasselbe als ein schöner großer Quartaat von beträchtlicher Dicke dar, welcher auf nahezu 250 Pergamentblättern eine Fülle des verschiedenartigsten und interessantesten Leses enthält; jener des „Spiegel hist.“ ist durchgehend in Doppelspalten zu ungefähr 48–50 Verse geschrieben, so zwar, daß auf jedes Blatt durchschnittlich 20 Verse zu stehen kommen. Die Alterthümlichkeit der Handschrift bietet ferner nicht die geringste Schwierigkeit; in ihrer Anlage stammt letztere zuverlässig aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; bloß der Hauptkörper des „Spiegel hist.“ ist um einige Jahre jünger, wie aus einer am Schluß beigefügten Notiz des Schreibers zu entnehmen, laut welcher dieser seine langwierige Arbeit am 17. Juni 1402 vollendete; darunter ist natürlich nur die Abschrift — nicht etwa die, wie er selbst

das erste Decennium des 14. Jahrhunderts zu gehende Abfassung zu verstehen.

Uebrigens macht die Maerlant'sche Reimchronik, obgleich das umfangreichste und wichtigste Stück, keineswegs den alleinigen Inhalt der in Vorstehendem geschilderten Handschrift aus: diese enthält nebstbei noch mehrere andere, durchaus nicht unwichtige Stücke und Fragmente, von denen wir bloß erwähnen: einen vollständigen „Wapene Martyn“ von demselben Jacob van Maerlant, ein ziemlich langes Bruchstück aus dem „Levenspiegel“ von Jan van Boendale, ein Fragment von Nicolaus de Wita, den Tractat vom Glauben des Mystikers Jan van Ruusbroeck, einen Predigten-Auszug des bekannten Kirchenschriftstellers Geeraert de Groot, u. a. m.

Wien.

Ferd. von Hellwald.

England.

Ein englisches Original der Feder und des Wortes.

Die Engländer haben die reichste Memoiren-Literatur. Da sie sich im Vergleich zu uns politisch längst aus dem Größten herausgehoben haben und alle mögliche Freiheiten, um welche wir noch, wie der Fuchs um zu hoch hängende Trauben, kämpfen müssen, sich dort schon seit vielen Menschenaltern ganz von selbst verstehen, konnten sie dem Kultus des Genies, die gleichsam vererbte Kultur- und Literaturgeschichte, um so sorgfältiger pflegen. Die Zahl der zweibändigen Memoiren, Biographien und Charakteristiken großer Helden des Staates, der socialen Reformen, der Industrie der Erfindungen, der wissenschaftlichen und schöpferischen Literatur geht in viele Hunderte und sie verstehen sich noch jedes Jahr aus einem sich nie erschöpfenden Reichthum.

Neuerdings ist zu diesen zweibändigen Apotheken berühmter Männer die eines der eigenthümlichsten sogenannten veredelten Genies gekommen, die Biographie des Dichters, politischen und socialen Haubegens, Walter Savage Landor, von John Forster. *) Der Mann war während seiner ganzen heftigsten Jahre eine Art von Savage, ein wilder, wüthender Kämpfer gegen allerhand Uebel und deren Persönlichkeiten und schriebabei mit einer Kraft, Eile und Fruchtbarkeit, daß neben den ausen von gedruckten Sachen sich ganze Gebirge hinterlassener Manuscripte und Werke voranden. In dieser Verlegenheit des Reichthums hat der Biograph sich oft wie in einem Labirinth verlor, so daß wir den Kriadne-Faden oft schmerzlich trüfften. Räst man sich aber dadurch nicht irre führen, so ordnen die beiden Bände für uns ein lebendiges, vollständiges Gemälde des literarischen Lebens Englands während dieses abrhundertst. Landor bildet die kräftige Mittelfigur darin, in welche sich durch persönliche oder literarische Beziehungen, wundernd oder feindlich, alle mögliche Größen dieser Zeit umspinnen. Der Biograph hat schon durch sein Leben Goldstüb's seine Meisterchaft bewiesen. Wir Deutsche werden nur ausnahmsweise seinen zweibändigen Landor lesen, so daß wir uns um die übrigen ein Verdienst zu erwerben glauben, wenn wir ihnen dieses kräftige, wilde Genie in kürzerem Prozeß vorellen.

*) Walter Savage Landor: a Biography. By John Forster. London: Chapman and Hall. 2 vols.

Landor, 1775 in Barwid geboren, ward von seinem Vater, einem Landadelmann und Arzt, im zehnten Jahre auf das Gymnasium Rugby gegeben. Hier machte er sich bald so fürchterlich gegen Mitschüler und Vorgesetzte, daß er relegirt ward. Mit dem Ausbruch der französischen Revolution trat er als Student in Oxford als verrückter Jakobiner auf, ward von Jedermann gemieden und, nachdem er einen Commilitonen wegen seiner todtstichigen Gesinnung durch's Fenster zu erschlagen versucht hatte, ebenfalls relegirt. Zu Hause, wieder wegen seines unbändigen Charakters untrüglich geworden, sollte er als Offizier in die Landmiliz eingekauft werden; aber da die Offiziere erklärten, sie würden dann alle ihren Abschied nehmen, wurde er in Swansea mit einem guten Taschengelde von seinem Vater angestellt.

Hier schrieb er im dreißigjährigen Alter sein erstes großes Gedicht Gwir. Southen schrieb eine lobende Kritik darüber. Zu Anfang des Jahrhunderts sah er in Paris Napoleon als wunderschönen, olivenfarbigen Consul mit dem ovalen, reizenden Rädchengesicht einziehen. Nach England zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Poetry by the Author of Gwir“ und lebte eine Zeitlang unter den merkwürdigsten Liebes- und Hasenabenteuern in Bath.

Mit dem Tode seines Vaters, 1805, wurde er Eigentümer eines durch ihn schon sehr verschuldeten, großen Grundbesitzes, und bald darauf beglückter Freund Southen's, dessen mythologische Gedichte er auf seine Kosten drucken ließ. Von dem wilden Heroismus seines Freundes wurde er vielleicht beeinflußt, so daß er in Wort und That noch feuriger und fanatischer ward. Mit zwei Irländern führte er nach Spanien, um die Franzosen daraus zu vertreiben. Dies war kurz vor der Convention von Cintra. Er schenkte der Stadt Venturada 10,000 Realen und rüstete eine Schaar Freiwilliger für die spanische Armee aus. Darüber geriet er mit dem englischen Gesandten in Streit, seine Freiwilligen ließen auseinander und er kehrte, brennend vor Wuth, nach England zurück, um über die Convention unter Anderem folgende Stelle drucken zu lassen: „O Jesus Christus! Dieses England, dieses edle Land, diese Hände so gewaltig und dieses Herz so gesund, muß ein Gesicht voller Ausfall haben und einen Kopf, nur geeignet, Angeziffer darin wählen zu lassen!“ — „Die Hand des Eris Dalrymple sollte in Liffabon, und die Wellington's in Madrid an den Drauger genagelt werden, und der Teufel der Zerstörung müsse das Land reinfeigen.“

Im Jahre 1809 kam Landor in Besiß einer alten Abteikirche mit Ländereien, auf denen alles Mögliche wuchs, nur nicht Butter, Getraide und Geld. Doch, hier wollte er leben, sich ein Haus bauen, die Abtei wieder herstellen und einen Wald von Cebren Libanon's pflanzen. Er zog auch wirklich hin. Damit beginnt eine so tragische Geschichte, wie sie wohl noch niemals irgend ein Grundbesitzer der Welt durchlebt und durchlitten haben mag. Zum Erstaunen seiner Freunde, heiratete er plötzlich ein hübsches, kleines Mädchen, von der er nichts weiter wußte, als daß sie kein Vermögen und mehr Veden auf dem Kopfe habe, als irgend eine Dame in Bath. Mit dieser jungen Frau bezog er die Abtei Planthony, wo der Thurm nur noch bewohnbar war, und lebte zwischen Ruinen, Bauschutt, Hufschachteln und zerbrochenen Stühlen. Doch wußte er für Southey und seine Frau noch einen bewohnbaren Winkel und ein Bett zu schaffen. Hier sollte er unter Anderem auch einmal als Geschworne der Gerechtigkeit dienen, aber er beschränkte sich in einem Briefe an den Richter als „einen Mann, der in Altem,

was den Charakter adelt oder den Geist schmückt, erdrehen würde, sich zu einem Vergleiche mit den Ersten und Weisesten herabzulassen."

Im Jahre 1812 schrieb Vaudor eine furchtbare politische Broschüre, welche aber Niemand drucken zu lassen mochte. Murray, der Verleger seines „Count Julian“, wollte sie selbst gegen Erlegung aller Kosten nicht nehmen. Seine politischen Briefe, Broschüren und Pläne (unter Anderem wollte er Wellington auf den portugiesischen Thron bringen) wurden verbrannt, zurückgeschickt oder durch Injurienlagen anerkannt. Dies machte ihn so wüthend auf England, daß er sich vernahm, französischer Bürger zu werden. Aber seine umfangreichen englischen Besitzungen ließen ihn nicht dazu kommen. Einer von seinen Pächtern, früher Marine-Offizier, bildete ein furchtbares Gegenstück zu ihm. Da es für deutsche Leser interessant ist, zu erfahren, in welchen Verhältnissen in England die Gutsbesitzer zu weilen zu ihren Pächtern stehen, so theilen wir Folgendes aus einem Briefe Vaudor's mit:

„Ich bin in nicht geringer Trübsal wegen dieses Betham. Da Sie mit Gutes von seinem Vater sagten und er den Wunsch begte, sich hier niederzulassen, bot ich dem alten Herrn zwei Stellen an, die jährlich etwa 270 Pfund einbringen. Um dem Sohne ein hübsches Haus und ein großes Landgut zu verschaffen, lieg ich einen vor trefflichen Pächter gegen eine Entschädigung von 50 Pfund jährlich zurücktreten. Diese sollte ich ihm zahlen, und Mr. Betham mir, da er meine Bürgschaft jedenfalls für sicher hielt. Aber der neue Gutsheer fing damit an, das reise Getraide nicht einzuarnten und mindestens Zweihundertpfundwerth umkommen zu lassen. Sein Heu stand in großen Schauern auf den Wiesen, wurde aber nicht für den Winter mit Stroh bedeckt, so daß für 200 Pfund Futter verloren ging. Durch solche Wirthschaft des in einen Landmann verwandelten Matrosen und einer Vebauweise, die jährlich etwa 1000 Pfund kostete, hatte er das Vermögen seiner Frau, 3000 Pfund, bald durchgebracht. Seit fünfzehn Monaten habe ich keine Pacht, 1100 Pfund, von ihm erhalten. Dabei kam er Monate lang jeden Abend uneingeladen in mein Haus und blieb ganze Nächte. Obgleich seine Schafe die Erträge meiner Gärten, Felder und Wälder verest hatten, war er doch so gemein, damit zu drohen, daß er meine Hüher, wenn sie auf sein Feld kämen, tödtet werden würde. Ich ermahnte dies, um zu zeigen, bis zu welcher maßlosen Gemeinheit er sich erniedrigt. Ich erbot mich, seine Gränzbeden in Stand zu setzen, wenn er es in Ordnung halten wollte, aber er lebte es ab, da er es jetermals beuamer fand, seine Schafe auf meinen Wiesen zu weiden und sie dann durch Hunger auf meine Felder zu zwingen. Seine drei Brüder bei ihm haben jeden Versuch, sich eilichdes Brod zu erwerben, aufgegeben, obgleich seine armen Arbeiter hungern und er thatächlich Geld von ihnen geborgt hat. Das Geld, welches ich ihm zur Herstellung des Hauses gab, hat er unterschlagen und zuguterlet mir und meinem Advokat verboten, innerhalb seiner Farm Wild zu schießen.“

Mitten in diesem Jammer und Kerger schrieb Vaudor doch außer vielen lateinischen und englischen Briefen sein Fußspiel: „The Charitable Dowager“. Der Gewinn daraus, was aus allen seinen übrigen Werken (er bekam oder nahm niemals einen Pennig Honorar) sollte für eine leidende Familie oder sonst für wohltätige, edle Zwecke verwendet werden; aber es kam nichts dabei heraus. Dabei war er selbst immer bis zum Uebermaß wohlthätig und edel. Seine Pächter verdöbten ihn und zahlten nicht. Gedichte und Zeitungsartikel führten zu Klagen

wegen Pasquills und sonstigen Proffen. So trafen ihn endlich sein eigner, ungestümer Geist und die Bosheit der Menschen, die er mit Wohlthaten überhäuft, 1814 aus dem Vaterlande nach Frankreich. Unterwegs sank er sich mit seiner Frau. Sie liefen auseinander, kamen in Tours wieder zusammen und gingen, nach einem furchtbaren Streite mit der Wirthin, nach Stalien, wo er wegen lateinischer Verse gegen die Behörden verfolgt ward und nach Florenz floh. Hier kam er sich 1821 an, um bis zu seinem Greisenalter dort zu bleiben.

Zwei Dramen „Inez di Castro“ und „Ippolito di Este“, die zuerst in Italien entstanden, sind vergessen! Dagegen werden ihm die Imaginary Conversations, die er damals begann und fast zeitlebens fortsetzte, wohl einen Platz in der Literatur sichern. Die 1824 zuerst erschienenen beiden Bände derselben eroberten das ganze englische noble Publikum mit Sturm, und während der ganzen übrigen vierzig Jahre seines Lebens bildeten in Fortsetzungen dieser wunderbaren Dialoge das höchste Muße von kräftiger, gebungener und schlagender englischer Poesie Juristische und literarische Streitigkeiten und die Manie, berühmte Originalgemälde zu kaufen, wobei er meist betrogen ward, Unfrieden mit seiner Frau, die stets offene Hand für Arth und Armut, brachten ihn endlich so weit herunter, daß er, obgleich im Alter des Mannes, sein Vermögen seinem ältesten Sohn übergab, nach einem letzten Streite mit seiner Frau wieder nach England floh, eine Zeitlang wieder in Barb lebte, denn im unbedachtigen Jahre alt ward, durch Verurtheilung wegen Verstoß seine letzte Habe verlor und endlich in Florenz als Elend garrnirt, für welchen seine Freunde bezahlten, am 1. Mai 1831 starb. Während der Nacht zu diesem 1. Mai wurde er sehr ruhig, klingelte die Wirthin heraus und verlangte Geld, Zinte und Papier, und frag, welcher Tag es sei? Als man ihm daß der 1. Mai dämmere, schrieb er einige Verse, lebte dann im Stuhle zurück und rief: „Ich werde nie wieder leben! Machen Sie die Lichter aus und ziehen Sie die Decken in die Höhe!“

Nachdem dies geschah, starb er ruhig und ohne eigentliche Krankheit und Altersschwäche verrathen zu haben, 83 Jahre alt in seinem Stuhle.

Dieser verbe, habgütliche, abornstolze, wüthende Held des Wortes, der Enorrige Eichenbaum im reichen Walde der klassischen Literatur, schrieb siebzig Jahre lang fast täglich lateinischen Versen, bald in englischen, aber am Meisten in seiner dialogischen Prosa, und zwar oft mit jedem Ma das er tausend Verse seines „Count Julian“ binnen vierzig Stunden dichtete. Das Meiste ist schon vergessen, aber unergesst wird das wahre Wesen des Mannes und diese dialogische Prosa bleiben. Von Kindheit an bis in's Greisenalter ein unbändiger Titan gegen alle mögliche Gewalt und Unterdrückung perkte Diplomatie und Hypocrisie, griff er Alles schonend an, was nach seinem stolzen, edlen Sinne der Wahrheit, Schöheit und Manneswürde, der Freiheit und dem Menschthum feindlich erschien. Der unbändige, persönliche Stolz, so lächerliche Eitelkeit, welche dabei oft zum Vorschein kam, von der grimmigen Verdammsurtheile gegen ausgezeichnete Zeitgenossen sind schon verklungen. Er hatte zeitlebens neben sich vornehmlichen Geistes, treue, wahre, verehrungswürdige Freunde, die erkannten in ihm die unendliche Großmuth, Aufrichtigkeit, Fähigkeit und rücksichtslose Hingabe seines Geldes und Geistes für die Freunde und die höchsten Ideale der Menschheit. Zu wüthender Grimm und die zahllosen Injurien in seinen Schriften waren bloß Ausbrüche des unaussprechlichen Zorns für die

heit, Freiheit und Tugend. Dabei kämpfte er meist für Ideen und Menschen, die mitten in dieser Politik seiner Zeit verlassen und schwach waren, ganz das Gegentheil von der jetzt sehr merkwürdigen Kaltblütigkeit, welche dem gescheiterten Percy noch ein Bein abbaute, wodurch sich namentlich die Times ebenso sehr auszeichnet, wie die Hatten welche das sinkende Schiff verlassen.

Er war, wie Sir William Napier von ihm sagte, „eine Glorie mit manchen knorrigen Ästen und seltsamen Auswüchsen, aber stets eine Eiche.“ Solche Männer verdienen in unserer Zeit, welche sich durch Muth gegen schwache und wehrlose Tugend und durch vornehm löschende Feigheit gegen gelbe oder machtstrotzende Fäulnis auszeichnet, unsterblich und als Muster zu glänzen. Für uns haben seine 150 „Imaginary Conversations“ noch den nicht hoch genug zu schätzenden Werth, daß sie das widerwärtigste Englisch und die stolzeften, reichsten, edelsten Gedanken enthalten. Mit einem wunderbaren Reichthum von Beobachtungen verbindet er, bei aller gedrängten Kürze, einen erstaunlichen Reichthum schlagender Worte und Bilder; die durch gedruckte und lebendige parlamentarische Maschinerie so fade und stumpf gewordene Anschauungs- und Ausdrucksweise unserer Zeit (nicht bloß in England) wird unter seiner Feder eine glänzende, schneidende, barte und doch biegsame Waffe in der Hand eines Meisters.

Garfous, selbst ein Meister der Sprache und des Gedankens, sagt von ihm: „Seine Kenntniß der englischen Zunge ist unübertroffen. Er ist Meister der Gedrängtheit und Ausdehnung der bloßen Phrase. Er kennt den großen Unterschied zwischen Kürze und dem dunklen elliptischen Stil. Gedrängt und kurz, wie er ist, hat er doch stets geblühenden Raum für gewandte Ausdrücke und oft sogar ein heiteres Spiel zwischen seinen kräftigen Worten; nirgends ungeeignete oder unangenehme Zusammenstellung oder Verzerrung in irgend einem seiner Sätze. Wie in dem menschlichen Gesicht, innerhalb eines Raumes von wenigen Quadratzoßen, Raum genug für jeden Wechsel des Ausdrucks ist, so auch in seinen Sätzen und Perioden.“

Lander's Dramen und sonstige englische oder lateinische Werke mögen vergessen sein und bleiben, aber seine Prosa und er von seinen individuellen Schwächen geklärte Feld und Kämpfer für die edelsten Güter der Menschheit, der stolze edle, reichmüthige, opferwillige Mann und Freund soll der Welt ein Muster bleiben.

Frankreich.

Eine Jesuiten-Gesellschaft unter anderem Namen.

Die Konge des Jesuitismus war bekanntlich Paris; hier sammelte Volpola zuerst seine Jünger. Auch eine andere Gesellschaft neueren Datums entstand hier, deren Aehnlichkeit mit der vielten Jesu so groß ist, daß man beide für Zwillingsschwwestern annehmen könnte. Was der Jesuiten General in Rom, das ist der General-Präsident von Saint Vincent de Paul mit dem einzigen Unterschiede, daß jener seinen Sitz in Rom, dieser in Paris hat.

Die Wohlthätigkeit ist unter einziger Zweck, sagt die Gesellschaft des heil. Vincenz. Wir besuchen die Kranken, unterstützen die Tugend und unterstützen arme Familien.

Unter dieser Firma ist es leicht, sich überall Eingang zu verschaffen und den eigentlichen Zweck zu erreichen, welcher heißt: Propagation des Ultramontanismus unter dem Vorwande der Wohlthätigkeit. Der Ultramontanismus ist der Zweck, die Wohl-

thätigkeit das Mittel. Und welche ungeheure Macht die also monopolisirte Wohlthätigkeit werden kann, davon sind bereits Beweise vorhanden.

In jener Zeit, als Nichelleu sich der Jesuiten, welche er durchaus nicht leiden konnte, aus politischen Gründen bezieht, weil er sagte: Wenn ich nicht für die Jesuiten bin, so sind sie gegen mich, und es ist schwer, mit unsichtbaren Feinden zu kämpfen — in jener Zeit lebte ein schlichter Priester in Paris, der Abbé Vincenz, derselbe, welcher heute unter dem Namen des heil. Vincenz von Paul bekannt ist. Er gab sich mit vielem Eifer den Werken der Wohlthätigkeit hin, gründete ein großes Hospital, organisierte das Findelhaus und stiftete eine Gesellschaft barmherziger Schwestern zur Pflege der armen Kranken. Er wurde von Clemens XII. canonisirt.

Die Gesellschaft Saint Vincent de Paul hat eine glückliche Wahl getroffen, indem sie diesen Heiligen zu ihrem Patron nahm. Indessen, wie die Sonne ihre Riesen hat, so war auch der heil. Vincenz nicht ohne Geheul. Jeder Person, welche eine Wohlthat empfing, wurde befohlen: Macht das Zeichen des Kreuzes und betet ein Credo und Ave. Das wurde besonders auch von den Protestanten und Juden verlangt, sonst konnten sie der Unterstützung nicht theilhaftig werden.

Als durch die päpstliche Bulle Clemens XIV. der Jesuiten-Orden aufgehoben war, zerstreuten sich die Patres überall und seit jener Zeit hauptsächlich verbreitete sich das sogenannte Congregationswesen. Da gab es „Congregationen“ vom heil. Herzen Jesu, vom Herzen Mariä, von der heil. Annehmlichkeit der Mutter Gottes, eine Gesellschaft der Opfer der Liebe Gottes, die Gesellschaft der Väter des Glaubens u. s. w. u. s. w. Am meisten aber mußte der Name der heil. Jungfrau zu allen ultramontanen Bacchanalien verhalten. Der Jungfrauen-Kultus muß einen ungeheuren Fortschritt bieten. Auch die Mörder der Sanct Bartholomäusnacht marschirten einst unter dem Banner der heil. Jungfrau.

Im Anfang unseres Jahrhunderts hatten jene Gesellschaften in Frankreich dergleichen überhand genommen, daß die Regierung ihre Toleranz gegen dieselben herzlich bedauerte und sich endlich genöthigt sah, eine Commission zu ernennen, welche das Treiben der betreffenden Compagnien untersuchen sollte. In dem Bericht hieß es, daß die Väter des Glaubens u. s. weiter nichts als maskirte Jesuiten wären und daß man eine durch sämtliche Souveraine und eine Bulle des Kirchenhauptes aufgelöste Corporation nicht wieder auflieben lassen dürfe. Einige Tage später erschien ein Decret: „Alle Congregationen und Associationen, welche sich unter dem Vorwande der Religion gebildet haben, sind aufgelöst.“

Betrachten wir speciell die Société Saint Vincent de Paul, so wurde dieselbe ebenfalls von einer Ministerial-Verfügung getroffen; aber dennoch gehörte sie nicht in die Kategorie der Besiegten, sondern der Sieger. Sie existirt und ihr Einfluß dauert fort. Ihr conseil central wurde aufgelöst, aber die Gesellschaft wählte einen General-Director und die Einheit blieb die alte. Außerhalb Frankreichs befinden sich bereits Hunderte von Filialen.

Nach den Tagen von 1830 entstand in Frankreich und hauptsächlich in Paris eine heftige Reaction gegen alles Klosterwesen. Man stürmte die Kirche St. Germain l'Auxerrois, und der Palast des Erzbischofs wurde demolirt. Jesuiten und Congregationisten verschwanden vollständig. Sie machten es wie die Nachbodel, welche, wenn der erste Lichtstrahl die Finsterniß vertreibt, in ihre Hölder kriechen und sich dort verborgen halten, bis die Finsterniß wiederkommt.

Um jene Zeit verbanden sich Camennais, Montalembert und Vacordaire, um den Ultramontanismus mit den liberalen Ideen zu vereinigen. Das heißt, wie es sich bald zeigte, das Unmögliche wollen. Camennais, nach langen Vorparlats mit Gregor XVI. wurde durch eine Enciclica verbannt. Er antwortete durch die Paroles d'un croyant, welche ein Bischof die Apokalypse des Teufels nannte. Montalembert und Vacordaire folgten ihm nicht. Ein Schüler des Abbé Vacordaire, Frédéric Dugan wurde 1833 der Gründer der Sociétés Saint Vincent de Paul. Im J. 1834 gründeten mehrere Studenten in Paris den Jesuiten-Orden und drei Jahrhunderte später etabliert sich, ebenfalls von Studenten gegründet, in demselben Paris, der Stadt Voltaire's, die Gesellschaft des heil. Vincenz von Paul. Und nach wenigen Jahren war die Gesellschaft bereits so mächtig, daß man häufig in Paris Gespräche, wie das folgende, hören konnte:

Sind Sie nicht Mitglied der Congregation Saint Vincent de Paul?

Bewahre! Ich hasse die Congregationen und die Congregationisten auch.

Sie haben Unrecht. Diese Gesellschaft ist schon sehr einflußreich. Ich bin Mitglied, und sobald ich meine Studien beendet, werde ich sogleich eine Anstellung erhalten.

Durch die Gesellschaft des heil. Vincenz von Paul?

Ja, mein Lieber, es giebt kein besseres Mittel, um Carrière zu machen.

Die Gesellschaft hatte ihr eigenes Organ, den „Univers“, und einer der eifrigsten Redacteure war Louis Veuillot. In den letzten zehn Jahren hatten die Herren vom heil. Vincenz ihre Congregation dermaßen geheimnißvoll wachsen sehen, daß sie sagen konnten wie die Jesuiten: Die Welt gehört uns; es giebt nur noch zwei Mächte in der Katholizität: diejenige des Papstes und die unsrige.

Die Revolution von 1848 bewies sich außerordentlich tolerant gegen den Clerus; ein großer Theil der Geistlichkeit votirte auch bei der Präsidentenwahl für Cavaignac, aber die allmächtige Sociétés Saint Vincent de Paul gab Order, die Candidatur des Prinzen Louis Napoleon durchzubringen. Das war die Dantbarkeit gegen die republikanische Regierung, welche die Ultramontanen gegen die Wuth des Volkes geschickt hatte.

Unter dem zweiten Kaiserreich hat sich die Zahl der religiösen Orden in Frankreich auffallend vermehrt; Klöster, Bettelmönche, Kapuziner, Dominikaner, Namen jeder Gattung sind wieder ausgeübt und triumphiren mitten im neunzehnten Jahrhundert, wie wenn wir noch im Mittelalter wären. Die Sociétés Saint Vincent de Paul war die Avantgarde dieses Treibens; die Wohlthätigkeit, die schönste Manifestation der menschlichen Brüderlichkeit, ist die gemeinsame Fahne, der Schrei des Jesuitismus geworden.

Die Functionen der Gesellschaft sind sehr ausgedehnt; sie ist eine Vereinigung von Philanthropen und zugleich eine Versammlung von Mönchen, ein Sammelplatz frommer Menschen, ein Bankhaus mit unzähligen Succursaten, ein Vermittlungsbüreau für Dienstboten u. s. w. Eine Abtheilung der Gesellschaft „Avocat des familles“ genannt, hat den Zweck, frommen und gottesfürchtigen Familien, wenn sie Prozesse zu führen haben, zur Erlangung ihres Rechts beistehend zu sein. Es wird versichert, daß durch die Vermittlung der Herren vom heil. Vincenz die Prozesse, für welche sie sich interessieren, schon im Vorhinein gewonnen sind. Die Herren sind aber nicht bloß Advokaten, sie sind auch Hotelbesitzer, Haus- und Zimmervermieter, sie halten Geschäftsbüreaus, Sparkassen &c.

Ein junger Mann erzählte einigen Freunden, daß er Mitglied der Sociétés geworden wäre. Das wundert Euch? lasse er lachend. Es ist wahr, ich bin nicht sehr fromm; aber man muß Carrière machen, und das werde ich durch eine gute Heirat.

Aber was hat damit der heil. Vincenz zu thun?

Ihr habt gut reden. Das Mädchen, welches ich heiraten möchte, ist ebenso fromm als reich; ihre Eltern sind Mitglieder der Sociétés, der Name ihrer Mutter figurirt auf allen Blättern, wo es sich um ein erlesenes Weib handelt. Darum wird ich Mitglied, um unser Präsident, welchem ich versprochen, ein sehr eifriger Propagator zu werden, versprochen mir, die Heirat zu vermitteln. Ich werde ein hübsches Mädchen mit 30,000 Frs. Rente beiraten.

In der That, zwei Monate später erließ der junge Mann die öffentliche Anzeige seiner Verheirathung. Ähnliches kommt täglich in Paris wie in den Departements vor. Die Herren vom heil. Vincenz haben sehr lange Arme.

Eine ganz besondere Sorgfalt verwendet die Sociétés darauf, die Kirchen zu füllen. Wenn man Sonntags durch die Straßen von Paris geht und an den Säulen die Worte liest: *sermo le dimanche et jours de fête*, so kann man allemal vermuten, daß der Eigenthümer zur Gesellschaft des heil. Vincenz gehört oder von ihr Protection genießt. Der Pfarrer empfiehlt dann seinen Beichtkindern, sie möchten ihren Bedarf nur in katholischen Geschäften kaufen. Diese Geschäfte, Kaffeehäuser, Restaurants, Weinbändler &c. machen brillante Geschäfte, müssen aber der Sociétés gewisse Procente abgeben.

Die Zahl der Familien, welche von den Geistlichen der Gesellschaft regelmäßig besucht werden, beträgt 20,000.

Die Klagen von Seiten der Jesuiten und Jesuitenfreunde nahmen allmählich solche Ausdehnung an, daß man ernstliche legislative Maßnahmen dagegen verlangte. Die religiösen Associationen waren in Frankreich auf 7802 angewachsen, und was thaten diese Gesellschaften? Sie ergozgen die Kirchen verübten Erbfeilschereien und erlangten in wenigen Jahren Millionen.

Die Sache kam endlich vor den Senat. Im selben Augenblicke berietten die Herren vom heil. Vincenz darüber, was der Hauptzweig der Gesellschaft zu verlegen und schlagen München und Wien, selbst Berlin vor. Indessen ging die Sache in den Senat, wo ja so viele Bischöfe mit ihren Freunden sitzen, glänzend vorüber und die Sociétés ist nach 1862 gerade so einflußreich wie früher. Die politisch-religiöse Conspiration der Ultramontanen hält ihr Banner höher denn je. Wenn Zahlen reden, so kann die Gesellschaft sagen: Unser Name ist Legion. Nach den letzten Statistik, giebt es in Frankreich 847 Vereine der Sociétés Saint Vincent de Paul, in Belgien 361, in Deutschland 102, in England 97, in Spanien 189, in Irland 52, in den Niederlanden 97, in Schottland 19, in Italien (Kirchenstaaten) 97, in Algerien, Colonien, Vereinigte Staaten &c. 61, sardische Staaten 97.

Das ist die Armee, die als ihren Feind jeden Katholiken hat, der sich gegen den Jesuitismus und Ultramontanismus auflehnt, und jeder dieser Soldaten handelt nach dem alten Schwertspruche: die Tugend werde ich des Verbrechens anflagen, der Frömmigkeit der Irreligion und die Treue der Revolte.

Dr. Alb. Wittke.

R u s s l a n d.

Vier Novellen von Iwan Turgénjew.*)

Unter den wenigen Schriftstellern russischer Nationalität, die in Westeuropa das literarische Bürgerrecht erhalten haben, steht Turgénjew zweifelsohne obenan. Das deutsche Publikum namentlich hat seiner erzählenden Prose schon seit Jahren eine äußerst lebhaftes Theilnahme zugewandt, und sicher nicht mit Unrecht. Denn sowohl die Auffassung von Welt und Leben im Allgemeinen, als besonders die scharfe und treffende Darstellung spezifisch russischer Zustände und Charaktere machten die Novellen und Erzählungen für uns zu mehr als zu bloß neugierigen Schriften.

Den Beifall, der Turgénjew's Sachen bisher gezollt ist, jenen und die vorliegenden vier neuen Novellen nicht ganz dem gleichen Grade zu verdienen. Die bedeutendste, originellste und ergreifendste ist ohne Zweifel die erste derselben, die den Titel führt: „Eine Unglückliche“. Ein großartiges, tiefgründiges Charakter- und Sittengemälde entrollt sich unseren Augen und erregt unsere tiefste Theilnahme für die Helden. Ein Mädchen von großartigem, fast heroischem Charakter geht durch die unsäglich niederdrückende Behandlung ihrer Umgebung Stückweise zu Grunde und wird schließlich zum Selbstmord getrieben. Die Erzählung ihres Schicksals, welche sie selbst, 30 bis 115 giebt, ist der wichtigste und effektivste Theil der Novelle. Mit dem Interesse für diese „Unglückliche“ ist aber auch die Theilnahme für die Novelle fast erschöpft. Die übrigen Personen sind uns theils im höchsten Grade gleichgültig, theils unsäglich widerwärtig. Dabei werden uns eine Menge Anhaltspunkte psychologischer Räthsel zugemutet; z. B. das Mädchen als außerordentlich originell und geistig bedeutend gewürdeter Mädchen sich für den „dümmsten aller dummen Jungen“ liebt. Derselbe heißt Davidowitsch Auktor und wird uns als ein breiweiches, mädchenhaftes, ideen- und begeisterungsfähiges Natur; ein genußsüchtiger Epikuräer — kurz ein rechter „Alles an ihm“ Mann war herzlich und annehmend, — so wird er von dem Berichterstatter geschildert, — eine reinerstionierte Gestalt, sein Gang, seine Stimme, ganz bezaubernd aber sein nicht großes, feines Gesicht mit den schwärzlichen blauen Augen, der schönen, gleichsam Isotet geförmten Nase, dem unveränderlich freundlichen Lächeln auf den roten Wangen, den leichtgeringelten Locken seines weichen Haars, das ihn, nach oben zu etwas schmaler werdende Stirn umgab. Sein Hauptmerkmal zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Gleichgültigkeit und eine gewisse angenehme, zurückhaltende Förmlichkeit aus. Niemals verlor er in Nachdenken, mit Allem war zufrieden; dafür konnte ihn aber auch Nichts zum Enthusiasmus hinreißen. Ein jedes Uebermaß, sogar in guten Gefühlen, störte ihn. . . . Die Natur hatte ihm mit mannigfachen Fähigkeiten ausgerüstet: er tanzte ausgezeichnet, verstand höchst elegant zu reiten und vortrefflich zu schwimmen, beschäftigte sich mit Tischarbeit, drechselte, pappte und verfertigte Büchereizubehör, schnitt Silberratten aus, malte in Aquarell Blumenbouquetts oder Napoleon im Profil und in himmelblauer Uniform, liehite mit Ausdruck auf der Zither, verstand — viele Taschenspieler-Kunststücke und besah ganz hübsche Kenntnisse in der

Mechanik, Physik und Chemie, — aber in Allem war er Disziplinant, u. s. f. —

Man sieht leicht, daß diese Schilderung lebendig und wahr ist; aber die Person, der sie gilt, vermag nicht unser Interesse zu erwecken; oder die Theilnahme ist doch nur futuristisch, nicht ästhetischer Art. Man würde auch bei uns solche Figuren finden und sie als Figurenanten im Roman gebrauchen können, aber nicht als Hauptakteure. Es beruht dies eben auf dem Unterschied der Nationalcharaktere, der uns Theile der Turgénjew'schen Schilderungen und Erzählungen nicht besonders genießbar erscheinen läßt, wenigstens nicht von poetischem Standpunkt aus. Dazu liegen sich aus der genannten Novelle noch mannigfache Beispiele anführen; aber das gegebene mag genügen.

Interessant sind in Turgénjew's Erzählungen vor Allem die Schilderungen russischer Zustände. Es wird z. B. in der genannten Novelle ein Gedächtnißmal beschrieben, welches ein Vater nach dem Begräbniß seiner Tochter hält, und das mit einer allgemeinen Prügelei endigt, an welcher die Priester herbsthaft Theil nehmen.

Die erwähnte erste Novelle dieses Bandes ist es auch entschieden dem Range nach, und wir können „die Unglückliche“ als lohnende Lektüre empfehlen. Die zweite: „das Abenteuer des Lieutenant Zergunow“ ist bei Weitem geringer; sie schildert wie ein russischer Offizier in Nikolajew von einer Avanturiere sehr zweideutiger, oder vielmehr eigentlich durchaus nicht zweideutiger Art betrogen wird; — das ist Alles! Die dritte Novelle: „Ein Briefwechsel“ — stellt uns wieder die schwierige Aufgabe, einen Charakter zu verstehen, der dem Leser wenigstens psychologisch durchaus räthselhaft geblieben ist. Die vierte Erzählung endlich ist ein recht anmuthiges kleines Genrebild, welches am Rheine bei Bonn spielt. Wir haben es nur mit drei Personen zu thun, ebenfalls echte Russen. Treppend wird der Eine von ihnen geschildert als „eine russische Seele“, wahrheitsliebend, treuhertzig einfach, doch leider etwas träge, ohne Halt und ohne innere Gluth. Die Jugend frustrierte nicht in ihm, sie glänzte gleich einem leichten Feuer. Er war höchst liebenswürdig und geistig, doch konnte ich mir nicht vorstellen, was wohl aus ihm im Mannesalter werden sollte. Künstler will er werden. . . . Ohne saure, bekümmerte Anstrengung wird Niemand Künstler. Du, Dich anstrengen, dachte ich beim Anblick des sanften Gesichtes und bei dem langsamen Tonfall seiner Stimme, — nein! anstrengen wirst Du Dich nicht, Dich zu beherrschen, wird Dir nicht gelingen!“

Das Weitere überlassen wir dem Urtheil des lesehunghen Publikums, welches sich dies neueste Produkt des beliebten Novellisten gewiß nicht entgehen lassen wird. E. B. S.

Nord-Amerika.

Die amerikanische Sonnenfinsterniß vom 7. August 1869.

Unsere Leser erinnern sich noch des Aufsehens, welches die vorjährige, in Süd-Amerika sichtbare, Sonnenfinsterniß am 18. August in der wissenschaftlichen Welt machte. Norddeutschland, Oesterreich, England, Frankreich, richteten Expeditionen aus, das Phänomen zu beobachten, photographisch aufzunehmen und spectral-analytisch zu untersuchen, und hatte bekanntlich die norddeutsche,

*) Witten, G. Behrm's Verlag. 1869. (357 Seiten.)

nach Aden gesandte Expedition das Glück, trotz des bedeckten Himmels, welcher das Phänomen nur theilweise für wenige Sekunden sichtbar werden ließ, vier Bilder der Totalität und acht Bilder der partiellen Finsterniß zu erhalten. Diese Resultate erzeugten bei zahlreichen amerikanischen Photographen und Gelehrten den Wunsch, die diesjährige, in Nordamerika sichtbare, totale Sonnenfinsterniß vom 7. August ebenfalls photographisch zu fixiren, und bereits vor Wochen hat der Telegraph den glücklichen Erfolg dieser Bemühungen gemeldet. Die Amerikaner hatten vor sämmtlichen vorjährigen Expeditionen den großen Vortheil voraus, daß sie das Phänomen in ihrem eigenen Lande mit den in allen civilisirten Regionen sich befindenden Hilfsmitteln beobachten konnten, obenein vom Wetter und Klima außerordentlich begünstigt waren, während die nach Indien und Arabien gesandten Beobachter mit ihren Instrumenten Tausende von Meilen weit über Land und Meer zu reisen und an unwirthlichen Küsten zum Theil unter einer halbweillen Bevölkerung ihre Beobachtungsstation aufschlugen und die einfachsten Hilfsmittel, selbst Filtrirpapier und destillirtes Wasser, ja selbst Mundvorrath aus weiter Ferne mit sich führen mußten.

Dennoch wird Jeder, der den gedruckten Wilson'schen Bericht liest, anerkennen, daß die Amerikaner das Unternehmen mit einer wahrhaft großartigen Entfaltung wissenschaftlicher Hilfsmittel in Angriff nahmen, wie sie europäische Verhältnisse gar nicht zulassen. Die prächtvollsten Geräthe wurden für die photographischen Aufnahmen hergestellt, mehr als 30 Beobachtungsstationen besetzt und Hunderte von Gelehrten und Photographen waren gleichzeitig in Thätigkeit, um mit aller Energie die Sache anzugreifen. Es liegen noch nicht die Berichte aller Beobachter vor, so viel aber sieht jetzt schon fest, daß die Resultate den Vorberichtigungen entsprechend waren. Man hat Hunderte vortrefflicher Negativplatten gewonnen und ebenso anerkennenswerth als die Resultate selbst ist die Schnelligkeit, mit welcher dieselben publizirt und dadurch eigentlich erst fruchtbar für die wissenschaftliche Welt gemacht wurden.

Schon acht bis vierzehn Tage nach dem Phänomen brachten die amerikanischen Zeitungen wissenschaftliche Specialberichte mit Abbildungen in Holzschnitt, letztere freilich von etwas zweifelhaftem Werth, und sechs Wochen nach dem Phänomen publizirte bereits Mr. Wilson in Philadelphia, einer der Beobachter, die wichtigsten in Mount Pleasant, Staat Iowa, aufgenommenen Photographien in mehreren Tausenden von Exemplaren.

Eine solche Photographie ist in unseren Händen, ebenso ein höchst interessanter Specialbericht des Genannten, und freuen wir uns, aus letzterem die Anerkennung zu ersehen, die er den Arbeiten der vorjährigen norddeutschen Expedition zollt.

Die vorliegende Photographie zeigt einerseits ein treues Bild der Protuberanzen, deren Gestalten freilich nicht so charakteristisch sind, als die von der Adener Expedition beobachteten, andererseits mehrere Abbildungen der theilweise verfinsterten Sonne in Sichelgestalt mit deutlichen Sonnenflecken.

Den denkwürdigsten Moment: die Totalität, beschreibt Mr. Wilson wie folgt:

„Die Totalität kam. Es war dunkel, aber nicht so dunkel wie in der Nacht. Lesen hätte man nicht können, doch war es hell genug, um unsere Arbeiten am Fernrohr zu verrichten — da hing Sonne und Mond *face en face* am Himmel, gleich dem Hieselbilde einer *laterna magica* — ein großer, schwarzer Fleck, umgeben von einem feurigen Rande, einem Lichtkreis von braunlich goldiger Farbe, hier und da unterbrochen durch die helleren Fleckförmigen Flecke der Protuberanzen und umkränzt

von der herrlichen Corona, deren Strahlen nach allen Richtungen schossen. — Alles war still, nur das Zählen der Sekunden unterbrach die friedliche Stille. Da erfüllte sich das Wort: es werde Licht, und es quoll eine mächtige glänzende Flut hervor, den schäumenden Wassern des Niagarafalles vergleichbar.“

Der Raum gestattet uns nicht, den wissenschaftlich sehr interessanten Bericht des Mr. Wilson, der sich ausführlich über die gewonnenen Resultate verbreitet, zu reproduciren. Wir weisen die sich dafür interessirenden Leser auf das Decetberheft der photographischen Mittheilungen, Zeitschrift des Vereins zur Förderung der Photographie, in welcher dieser Bericht nebst den gewonnenen photographischen Abbildungen publizirt wird.

Das Referat verbreitet sich auch über die Resultate der anderen Expeditionen, und können wir nicht umhin den Wunsch nur für materielle Interessen empfindlichen Dankes unsere dankbare Anerkennung zu zollen für die Energie und Opferbereitschaft mit welcher sie dieses wissenschaftliche Unternehmen auszuführen haben.

Einer solchen großartigen Entfaltung von Mitteln sind wir bei uns nur auf militärischem Gebiet zu bezeugen gewohnt.

Man hat viel über die 16,000 Thaler gesprochen, die der Norddeutsche Bund im vergangenen Jahre für Ausrüstung astronomischer Expeditionen bewilligte. Wie klein erscheint uns die Summe gegen amerikanische Verhältnisse! Und ist es nicht flagranter, daß die Resultate der nach Ober-Aegypten gesandten photographisch-archaeologischen Expedition, welche kanonisch der Adener Expedition folgten, heute, nach Jahrzehnt noch nicht publizirt sind, und daß die zahlreichen Schätze in wissenschaftlicher wie künstlerischer Hinsicht interessanter als den schwierigeren Verhältnissen mit großen materiellen Aufwendungen gewonnenen Platten unbenuzt liegen bleiben aus Mangel an Mitteln zur Publication?

Kleine literarische Revue.

— **Gustav Ebert: Die Gewerbegerichte.**“) Die in der industriellen Völkern und selbst im demokratisch regierten Amerika stets mehr um sich greifende Bewegung der Vertheidigung der Arbeitnehmer gegen die Arbeitgeber, die allem Auswuchs gefährlichen Forderungen und Erwerbsstörungen, welche dem Fortschreiten, haben überall die Herstellung einer geselligen, fast Theilen gerecht werdenden Vermittelung als notwendig erscheinen lassen. Schon Adam Smith, in seinem vor kaum hundert Jahren erschienenen berühmten Werke über den Nationalreichthum sagt, daß wenn man, wie es zur Zeit der Zunftherrschaft der Fall war, den Meistern oder Arbeitgebern allein die Schlichtung aus dem Conflitte der Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern hervorgehenden Streitigkeiten überlasse, die mächtigsten Arbeitnehmer nicht nach Recht und Billigkeit behandelt würden. Nach anderer Richtung hin haben die einseitig nur das Interesse der Arbeitnehmer im Auge habenden Vereine (Trades-unions) zu Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten aller Art geführt.

“) Die Gewerbegerichte und das gewerbliche Schlichtengericht in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Stande von Dr. Gustav Ebert, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Berlin B. Pöcher, 1900.

In England ist man daher Zeit bemüht, ein Kom-
promißverfahren aufzufinden, in Folge dessen haben sich die
Gewerbe-Kommissionen (Boards) der Sübne und des
Schiedsgerichts gebildet, — die zuerst ein gewisser Man-
nichte ins Leben gerufen und die sich seitdem als außerordentlich
genügend bewährt haben. Herr Dr. Gustav Ebertz, Stadt-
senatsrath in Berlin und Mitglied des preussischen Abgeordneten-
hauses, giebt in der vorliegenden Schrift nähere Nachrichten über
seine neuen englischen Gewerbe-Schiedsgerichte, wobei er zugleich,
in Anbetracht an einen vom verstorbenen Präsidenten Vette im
Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen* erstatteten
Bericht über diesen Gegenstand, eine geschichtliche Uebersicht der
älteren und neueren Gewerbegerichte in Deutschland (Preußen,
Norddeutscher Bund und Oesterreich), Frankreich und England lie-
fert. Die allgemeine Einführung der von Mundella empfohlenen
Art in England bereits mit großem Erfolg arbeitenden, gewerb-
lichen Sübne- und Schiedsgerichte würde in die leider jetzt sehr
niedrige und mit dem Verlust ihrer sittlichen Macht und
nicht freiwürdigen „goldenen Bedene“ bedrohte Handwerker-
Arbeitervelt den Frieden wieder einführen, dessen sie zu
ihrem eigenen, sowie zum Wohle der Gesellschaft so sehr bedarf.

S. 4.

— **Deutsche Gedichte aus Russland.** Elizabeth Guzkowski
v. St. Petersburg hat ein Bündchen Gedichte*) zum Besten
ein nehlendenden Echten herausgegeben. Gegenüber dem
ihnen Elend jener armen Menschen ist eine offene Hand die
ihre Kritik dieses Büchleins. Aber auch abgesehen von dem
streitlichen Zweck können wir den poetischen Leistungen
in genannten Dame unsere Anerkennung nicht verlagen. Na-
mentlich haben sich eine Anzahl frei übertragener englischer,
von Byron'scher Gedichte unsern Beifall verdient. Also die
Werte an den Leser, sich das Büchlein womöglich zu kaufen, theils
in sich einen Genuß zu schaffen, theils um ein gutes Werk zu
bekommen!

— **Bibliopolisch-Geschichtliches.** Zwei interessante Beiträge
zu Geschichte der deutschen Buchdruckerkunst und des deutschen
Buchhandels sind: „Die Buchdrucker-Familie Groschauer in
Leipzig“ (1521–1595) mit einem Verzeichnisse der aus ihrer Offizin
herausgegangenen Druckwerke, von E. Camillo Rudolph, und
„Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg“, eine
Geschichte des deutschen Buchhandels in der Zeit des Ueber-
ganges von der scholastischen Wissenschaft zur Reformation
(1470–1540; aus dem Jahre 1525 werden unter Anderm Briefe
Martin Luther's mitgetheilt, in welchen er der Thätigkeit der
Koburger gedenkt), von Oscar Hale.*)

Literarischer Sprechsaal.

Nur uns Deutsche in Deutschland, die wir die Grenzen dieses
mittteleuropäischen Reiches weder nach der Paragrafen
des Völkerrechts, noch nach den sächsisch-schlesischen Land-
tagen, sondern nach unserer jahrtausendalten Völk- und Kultur-

geschichte ziehen, ist das allerdings ein kuriose Völk, der da von
den Landtagen Böhmens, Mährens, Steiermarks, Krains und
anderer österreichischer Provinzen des alten deutschen Reichs zu
uns herüberhau! Ist es doch, wenn man diese drei Reichs-
sächsischen und slesischen Stimmführer hört, als ob Niemand
in der Welt von einer Geschichte Deutschlands etwas wüßte —
so völlig aus der Luft gegriffen sind ihre Ansprüche auf Veberr-
schung des Landes, das sie mit den Deutschen bewohnen, die sie
als Eindringlinge bezeichnen und wobei sie von deutlicher Unter-
drückung sprechen! Wie in der Bretagne und im baskischen
Bearn die Franzosen, wie in Wales und Irland die Engländer
so sind in den von Tschechen und Slowenen bewohnten öster-
reichischen Gebieten die Deutschen, seitdem es eine europäische
Kulturgeschichte giebt, das „Salz der Erde“ dieses Bodens,
physisch und moralisch die maßgebende Nationalität. Wahrschein-
lich, es thut noth, daß ganz Nord- und Süddeutschland seine Stimme
erhebe und seine Sympathien für deutsches Recht und deutsche
Kultur in jenen alten deutschen Landen ausspreche! Ja, wir
können und wollen nicht ruhig zusehen, wenn nur ein Fußtritt
deutscher Erde, ein Zett deutschen Volks- und Landesrechtes den
Annahmungen dieser Wiener des Moskowitertums geopfert wird!
Genug des Ausgleichs! rufen wir unseren deutschen Brüder
in Oesterreich zu. Wollt Ihr nicht einen schmachvollen Platz i
der Geschichte Deutschlands einnehmen, so duldet nicht, daß die
aufgehobenen Elaren Euer gutes altes Recht, Euer bürgerli
Freiheit antasten! Duldet es nicht, und zählt dabei auf die
moralischen und, wenn es nöthig ist, auch auf den physische
Beistand Eurer Brüder in Nord- und Süddeutschland!

S. 4.

In Nr. 35 des „Magazin“ vom 18. September („Literarischer
Sprechsaal“) haben wir, bei Gelegenheit der Besprechung einer
in Wien erschienenen Schrift, die jetzt in der österreichischen
Presse sich kundgebende Freiheit der Forschung gerühmt. Seitdem
haben wir aber die Erfahrung gemacht, daß es in Wien Leute
giebt, welche unter Freiheit der Forschung die Freiheit des Nach-
drucks verstehen. (Ein neues Wiener Blatt, „Kafettein“, das,
der äußern Gestalt, wie dem Inhalte nach, eine Nachahmung
des wenig nachahmungswürdigen Wiener Wöchentliches „Der Glob“
ist, bringt nämlich in seiner Probenummer, als Einleitungs-
worte seines „Literarischen Sprechsaal“, unsere vorgelegten Be-
merkungen über die Freiheit der Forschung in Oesterreich, und
obwohl das Blatt seine Quelle nicht angiebt, hat die Redaction
doch die Naivität, uns diese Probenummer mit dem Anbieten
des Tausches gegen unsere Zeitschrift einzulegen! Es kann uns
nur angenehm sein, wenn man in Wien unsere Urtheile über
österreichische Geisteserzeugnisse anerkennt und darauf hinweist,
aber man erkennt sie weder an, noch weist man darauf hin,
wenn man sie ohne Angabe der Quelle nachdruckt — wie dies
leider nicht blos von den „Kafettein“ geschieht.

S. 4.

In Florenz ist eine treffliche italienische Uebersetzung von
einem Theile der „Schwarzwalder Dorgeschichten“, von Euge-
nio de Benedetti, erschienen. „Io il Piovano“, „Il Tol-
paccio“ und „La Pipa di Guerra“, heißen die drei kleinen Cabinet-
stücke aus der Galerie des Meisters Auerbach, deren Ton und

*) Berlin, 1869. H. Ebeling und C. Plahn.

**) Leipzig, Drell, Gäßli u. Co.

*) Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1869.

*) Bertoldo Auerbach: Racconti Rusticani della Foresta Nera.
Tradotti dal Tedesco da Eugenio de Benedetti. Firenze, Le Monnier,
1869.

Coleridge, der italienische Copist meisterhaft zu treffen verstand. „Etwas!“ sagt Herr de Benedetti in seinem Vorworte, „vor beinahe dreißig Jahren und in einem Lande geschrieben, das Hunderte von Meilen von uns entfernt und durch sein Klima, wie durch seine Race und seine Sitten von uns verschieden ist, werden diese Erzählungen doch, wie ich nicht im Geringsten zweifle, auch beim Publikum Italiens die freundliche Aufnahme finden, die sie bisher noch überall in Deutschland, wie in anderen Kulturländern, gefunden haben. Sie werden, wie ich hoffe, den Bewohnern der hohen Alpen ebenso gefallen, wie denen der fruchtbaren lombardischen Ebene, den Lesern und Leserinnen auf den anmutigen toscanischen Hügeln ebenso, wie denen an der malerischen Seeliste von Neapel und Palermo. Dem italiänischen Leser wird es gewiß interessant sein, einen Blick zu thun in das deutsche Verleben, besonders im gegenwärtigen Augenblicke, wo man in Italien mit so allgemeiner, lebhafter Theilnahme die Werke der Wissenschaft und Literatur studirt, die das deutsche Volk, während der Zeit eines langen, fruchtbaren Arbeitens zur Reife gebracht.“

Wir fügen in Bezug auf die letzte Bemerkung hinzu, daß in der That jetzt aus Italien, von den verschiedensten Seiten, aus Turin wie aus Neapel, aus Mailand und Venedig, wie aus Florenz und Pisa, über die Fortschritte berichtet wird, die das Studium der deutschen Sprache, Wissenschaft und Literatur dort macht. Nachdem man mit der österreichischen Fremdherrschaft die Verurtheile gegen die Teutscherei abgeschüttelt, hat man sich seit dem Jahre 1866 um so sympathischer dem deutschen Gedanken, dem alten streitbaren Bekämpfer der römischen Weisklarerei, zugewandt.

S. 2.

Im September haben gleichzeitig zwei Monatschriften, Macmillans Magazine in England und Atlantic Monthly in Nordamerika, einen von Mrs. Beecher Stowe verfaßten Artikel unter dem Titel: „Die wahre Geschichte von Lady Byron's Leben“ publicirt, der in beiden Ländern, besonders aber in England, großes Aufsehen gemacht und ein Gegenstand der Controverse geworden ist. Es sind Enthüllungen, welche Mrs. Stowe hier über das Verhältnis Lord Byron's, des genialen, eccentricen Dichters, zu seiner Gattin und zu seiner Schwester macht, und zwar nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Lady Byron selbst. Es nämlich die amerikanische Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“ im J. 1856 in England war, wo sie, wegen der großen, berggewinnenden Wirkung ihrer berühmten phantastischen Erzählung wie eine Heilige verehrt wurde, sich in ihrem Tode sich nahe glaubende, während der kurzen Dauer ihres Zusammenlebens mit Byron schwer gekrüßt und auch nach des Dichters Tode durch ungerechte Beschuldigungen heimgegriffene Lady die ihr kranken Americanerin zu sich kommen. Sie vertraute der Freundin der Sklaven und der Unglücklichen ein Geheimniß an, das bisher noch kein Dritter von ihr erfahren hatte, das Geheimniß einer räthselhaften Leidenschaft, von welcher ihr Gott befreien und die die alleinige Ursache ihrer Trennung von Lord Byron gewesen war; während die Freunde des Letzteren alle Schuld an dem freiwilligen Erle des Dichters und an dem Weilschmerz seiner poetischen Erzeugnisse auf die Schultern der armen Frau gewälzt hatten. Späterhin ist auch eine Schrift der Gräfin Guiccioli, der italiänischen Geliebten Byron's, erschienen, worin die gebäffigten, verclumderischen Aeußerungen über Lady Byron und über ihr Verhältnis zu ihrem Gatten und ihrer Tochter sich befanden. Es ist eine erschütternd tragische Enthüllung, welche Lady Byron der ameri-

kanischen Freundin über das sträfliche Verhältnis Byron's zu seiner Schwester macht. Es haben sich zwar in englischen und auch in deutschen Journalen Stimmen erhoben, welche die Glaubwürdigkeit dieser Enthüllung anweifeln, aber die ganze Darstellung trägt so sehr das Gepräge der Wahrheit; sie wird einerseits durch die eigenen, poetisch maskirten Bekenntnisse Byron's (in „Gaius“ und „Manfred“) und andererseits durch alles das, was über den edeln Charakter der Lady Byron und ihre gelehrten Aeußerungen gegen Andere bekannt ist, so tie zur Evidenz hergeführt, daß man, nach reiflicher Erwägung der dafür und der davor stehenden Momente, sowohl das, was Mrs. Stowe berichtet, als das, was ihr Lady Byron mitgetheilt hat, für völlig wahr halten muß, wenn man auch bezagen mag, daß die Geschichte überhaupt jetzt zum frivolen Tagesgespräch gemacht worden ist.

S. 2.

Die „Auktrirte Zeitung“ vom 2. October bringt einen von dem geschätzten Afrikanier, Herrn Heinrich v. Malpas, beglaubigten Artikel über die tapfere, holländische Seefahrerin Almina Linne, die jüngst mit zwei ihrer europäischen Diener auf einem ihrer fernen Züge durch das Land der Neger von den raubthierigen Quareggas meuchlings ermordet wurde. Schon die Witwe Almina's, eine reiche Erbin der niederländischen Familie von der Capellen, hatte mit Glise wissenschaftlicher Männer, wie v. Heuglin, Steudner u. A., mehrere mit großen Kosten ausgestattete afrikanische Expeditionen unternommen. Almina selbst hatte sich dabei stets durch ihren Muth, ihre würdevolle Haltung und ihre Auerkennungen aus, so daß sie, die dem Reichthum in der Wüste oft vorantrat, von den Negern als die Tochter des weißen Publicus verehrt und von einigen Stämmen als Königin des Sudans proklamirt wurde. Nach dem Tode ihres Mithelgeleiteten der Reise und den Einküffen des afrikanischen Klimas erlegenen Mutter übernahm sie allein die Führung der stets von einem zahlreichen Gefolge begleiteten Expeditionen. Auf dem letzten, im April 1869 von Muskat nach Ostafrika unternommenen Zuge hatte sie jedoch, gestützt auf den Schutz des Häuptlings der Quareggas, Schmach, zu wenig eigene Bewachung mitgenommen, und dies benutzte die treulose, ihr von ihrem Häuptling mitgegebene Gefolge, um sie mit ihren beiden weiblichen Dienern niederzumauern und sich ihrer Habe zu bemächtigen. Herr v. Malpas sagt von ihr: „Ein durchaus edler, unerschütterlicher Charakter, ein makelloser Ruf, ein feiner gebildeter Geist, eine große persönliche Lebenswürdigkeit und dabei äußerliche Bescheidenheit waren die Vorzüge, die mir von Allen, welche sie kannten, gerühmt wurden.“

Die Berliner „Tribüne“ vom 2. October bringt eine ganz voll abgefaßte, jedenfalls nach zuverlässigen Quellen bearbeitete, biographische Skizze eines deutschen self-made man von anerkannter, großer Capacität, des Dr. G. W. Stronchberg. Nach dem Respekt vor diesem Journalisten, der, nachdem er noch vor etwa zehn Jahren ein Merchant's Magazine in England und einen „Dummkopf“ in Deutschland redigirt hatte, jetzt über Millionen in telegraphischen Eisenbahnbauten, in furchtlichen Gütercomplexen und in sehr reich arbeitenden, industriellen Etablissements verfügt.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Schumann in Berlin, Rathschloßstraße Nr. 11

Verlegt von Ferd. Schumacher's Verlagsbuchhandlung (Grußig) und Schmidt in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 41.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Brunsbüchelstraße Nr. 4.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 16. Oktober 1869.

[N° 42.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Israel im Christenthum, nach F. Diebel. 605. — Ein Centralorgan für deutsche Novellisten und Schriftsteller. 608.

Frankreich. Das Klosterwesen unserer Zeit. I. Die Restauration des Mönch- und Nonnenstandes. 610.

Italien. Guglielmo Gozzani, ein römischer Freirechtskämpfer. 611.

Island. Zur Kulturgeschichte der Westwögen. Die Polen in Schweden. 613.

Lehrerbildung und jüdische Literatur. Das Buch Afsari, überseht und commentirt von Dr. David Cassel. 616. — Berner's Kritik der Norddeutschen Erziehungsentwürfe. 616. — Karl Eisehens' Gedichtensammlung. 617. — Politische Gedichte aus Eisenbüchern. 617. — Gedichte von Gieseler. 617. — Weisheitsbänken. 617. — Literarischer Ephemera. 618. — Die deutsche Protestantenkirche. 618. — Die deutschen Universitäten. 618. — Das Drama der Schweden in Berlin. 618. — Deutschthum in Böhmen. 619. — Musikalische Manuscripte von Beeth. 619. — Der erste weibliche Doctor Berlins. 619. — Berichtigung. 619.

Deutschland und das Ausland.

Israel im Christenthum, nach F. Diebel. *)

Wie Aegypten auf die altgriechische Kunstanschauung, wie die, üppige Asien auf das alte Rom, wie die Kreuzzüge die Kultur der christlichen Welt des Mittelalters eingewirkt, so ist oft genug von den Geschichtsschreibern und Kunstforschern untersucht und dargelegt worden. Bis auf vereinzelte Fälle hat sich aber eine Erscheinung den Blicken der Forscher entzogen, welche die größte Aufmerksamkeit verdient, vielleicht am wenigsten am nächsten lag. Was wir „Bibel“ nennen, ist ja zum größten Theil aus Denkmälern des Volkes Israel in den verschiedensten Zeiten seiner Kulturentwicklung. Daß, daß sie in die Zahl der heiligen Bücher der Christen aufgenommen, ja als Norm für die Ausgestaltung der christlichen Lehre, d. h. der christlichen Lebensanschauung galten, mußte ein Stück echt israelitischer Geistes sich in der occidentalischen Kultur, soweit sie zum Christenthume bestimmt wird, einbürgern. In hundert Jahren diese Wirkung durchdringen. Man sollte denken, die deutsche Theologie, welche jährlich fast anderthalb hundert Schriften auf den Büchermarkt wirft, hätte sich längst mit so wichtigen und interessanten Forschungs-Objekten bemächtigt. Gleichwohl geschieht das in der Anmerkung genannte Werk Herrn Professor Dr. theol. Diebel in Jena, daß für eine Stellung, welche entwirft, wie das Alte Testament in der christlichen Kirche von Beginn an bis auf die Gegenwart wissenschaftlich behandelt, theologisch aufgeführt und praktisch verwertet werden, eine Lücke in der Literatur sich verfinde und daß es für diesen letzten Punkte: die theologische Auffassung und die kirchliche Verwerthung, bisher sogar an irgend belangreichen Arbeiten gänzlich fehle. Die Ursachen dieser eigenthümlichen Erscheinung sind mannigfach. Die Ueberlieferung stellte das Alte Testament lediglich als Offenbarungsbuch hin und seinen Inhalt dem des neutestamentlichen Schriftcodex fast ganz gleich;

und als Ende des vorigen Jahrhunderts eine Gegenströmung eintrat, überragte der poetische Trieb nicht nur den dogmatischen, sondern auch das geschichtliche Interesse, so daß man um diese Zeugnisse des „Morgenlandes“ sich wenig eingehend kümmerte. Es fehlte hier und dort jene ruhige Unbefangenheit und vorurtheilslose Objectivität, welche nur den geschichtlichen Bestand ermitteln will und die Benutzung der Ergebnisse von jener Forschung auf's Keutlichste scheidet. Je stärker aber deutungstüchtige die klare Einsicht erwacht, daß erst das geschichtliche Werden einer Wissenschaft die Bahn sicher vorgezeichnet für bleibende wirkliche Fortschritte, um so erwünschter ist ein derartiges Werk, das einen wichtigen Abschnitt der Geschichte — nicht nur der Theologie, sondern der christlichen Kultur überhaupt — zum Gegenstande nimmt.

Die Beurtheilung des vorliegenden Werkes, welches, neben sehr reichem Detail, doch auch klar genug den geschichtlichen Gang und Geist der Bewegung in deutlichen Linien vergegenwärtigt, überlassen wir den theologischen Fachzeitschriften, die sich allerdings bisher sehr günstig über dasselbe ausgesprochen haben. Eben deshalb stellen wir das rein Theologische zurück und hinter den kulturhistorischen Gesichtspunkt, und geben in Kürze einige Ergebnisse, welche jene Untersuchungen zur Evidenz bringen.

Die Urkunden der israel. Religion, zu Einem Ganzen verbunden mit denen des Christenthums, mußten nothwendig auf die Gesamtanschauung, die man von der „Bibel“ hatte, einen tiefgreifenden Einfluß ausüben. Eine gesunde Wirkankelt des Christenthums, als der hervorragenden Kulturmacht im Occident, ist, wie die Geschichte deutlich lehrt, dadurch sehr wesentlich bedingt, daß man die rein historische Gestaltung desselben von seiner prinzipiellen Idee zu unterscheiden sich gewöhnte. Die Hauptmasse der Fragen, welche heute den Protestantismus sowie die katholische Kirche in heftige Gährung versetzen, hängt damit auf's Innigste zusammen. Die Schriften des Neuen Testaments sind sämtlich 100 bis 120 Jahre nach dem Tode Jesu verfaßt, und somit innere Verbindungen dieselben auch aufzeigen — immer überwiegt die Gleichartigkeit des Inhaltes und der religiösen Gesamtanschauung. Sie für sich allein können die Meinung veranlassen, mindestens nicht widerlegen, daß es sich hier bloß um ein System von religiösen Lehren handle und daß ein solches das Wesen der wahren Religion ausmache. Bei jener innigen Verbindung mit dem Alten Testamente mußte aber nothwendig die Meinung, sobald sie sich fest einbürgern wollte, in Gefahr gerathen. Möchte man immerhin sagen, das A. T. enthalte Offenbarung des wahren Gottes, so lag es doch auf der Hand, daß dieselbe so ohne Weiteres sich nicht als identisch mit dem Christenthume auswies, trotz aller sehr umfangreichen Zusammenhänge. Man erforderte die künftliche Ausdeutung der Allegorese, um die Gleichheit mit einer Art von exegetischer Gewaltthätigkeit herzustellen. Aber so lange die selbst auch herrschen mochte, die Wahrheit brach doch immer wieder durch, daß im A. T. eine zum großen Theil sehr verschieden geartete Religionsform vorliege. Und hierzu kam ein zweites wichtiges Moment: Die Geschichtsbücher des A. T., nicht minder wie eine große Zahl von Gesetzen, hatten für ein Religions-system doch nur sehr untergeordnete Bedeutung; gleichwohl

*) Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche. Von Diebel, Doctor und ord. Professor der Theologie an der Universität zu Jena, Neuland-Verlag (Hermann Duff), 1869. (XVI u. 517 S.)

theilten sie den Anspruch auf Heiligkeit, den alle Bücher machten und den man dem Gange der Bibel bereitwillig einräumte. Mochten manche Psalmen auch prophetischen Charakter tragen, die Mehrzahl erwies sich doch immer als Ausdruck der Frömmigkeit, nicht aber als Geder einer Gottes-Erfenbarung, einer Frömmigkeit, deren Unterschiede von der christlichen Denkart sich immer auch Neue fühlbar machen mußten. Drittens enthält das A. T. Urkunden über eine verschiedene Stufen, durchlaufende Entwicklung der Religion Israels selbst, deren Unterschiede dem aufmerksameren Forscher auf die Länge nicht verborgen bleiben konnten. Umfaßt die Entstehungszeit dieser Schriften doch mindestens sechshundert Jahre, vom achten oder neunten bis zum zweiten Jahrhundert vor Christus! Alle diese Wahrnehmungen waren ebenso viele Proteste gegen die Auffassung der Religion als eines Lehrsystems. Sa, sie nöthigten dazu, die Entstehung des Christenthums unter einem historischen Gesichtspunkte aufzufassen. Und jeder Fortschritt in dieser Richtung durchbrach die harte Rinde der doctrinären Anschauung. Mochte auch eine Zeit lang diese Gleichseitigkeit nur in transcedenter Form gedacht werden, d. h. als ein Fortschreiten der göttlichen Offenbarung: bald mußte man in diesen Stufen, wollte man Gott nicht einer Veränderlichkeit seines Willens anklagen, nur verschiedene Phasen einer Religions-Entwicklung schauen. Wie Vielen erscheint nicht noch heute die Verbindung des Alten Testaments mit dem Neuen als eine Zusammenstellung ganz heterogener, fremdartiger Bestandtheile! Der Blick auf die Geschichte lehrt geradezu urtheilen: sie zeigt, daß gerade diese Verbindung dem Christenthume ungemein große Dienste geleistet hat, ja, sie hat in sehr harter Weise jene höhere, über dem Baume des kirchlichen Dogmas stehende Anschauung gefördert, welche, ganz abgesehen von den kirchlichen Verzerrungen, das Christenthum in einer geistlichen Gebundenheit, aber auch als Kulturpotenz betrachten lehrt — eine Anschauung, welche heute Gemeingut der tiefer denkenden Forscher wie der Gebildeten geworden ist.

Die Urkunden des Neuen Testaments bleiben unverständlich, ohne eine geübene und eindringende Kenntniss der verschiedenen religiösen Begriffe und Vorstellungen im A. T. — eine Wahrheit, welche die Ausleger des A. T. jögern, aber immer deutlicher einzusehen anfangen. Eine Fülle desselben ist, wenn auch mannigfaltig modifizirt, in's Christenthum herübergenommen. Von da aus sind sie Gemeingut geworden in der religiösen Grundanschauung des Abendlandes und haben das ursprüngliche den Indogermanen eigene Gottesbewußtsein sehr bedeutend umgebildet. Ist doch bereits die religiöse Idee in Altgriechenland kein reiner Abstrakt der alten Religion der Arier, sondern sie bildet eine Strömung, welche, durch Babylonien, Syrien, Phönizien hindurchstreichend, schon damals semitische Elemente angenommen hat. Neuerdings hat man Versuche machen wollen, das Semitische in's Apathetische umzuformen — wir fürchten, mit zweifelhaftem Erfolge. Freilich ist die neuere Philosophie seit Descartes und Spinoza, vollends seit Kant, — ist die aufstrebende Richtung, von dem Deismus in England ausgehend, wesentlich als eine innere Gährung in der religiösen Anschauung des Occidentals anzusehen, bei der die altarischen Triebe des indogermanischen Geistes gegen die durch das Christenthum hindurchgeleiteten oder occultirten semitischen Säfte reagiren. Die Bewegung ist noch nicht zu Ende und die krummende Tagesfrage über die Stellung, welche unsere heutige (also abendländische) Kultur mit dem Christenthume in Einklang zu bringen sei, gehört wesentlich mit in dieses Gebiet.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat diese ganze Frage nur selten berührt; wir glauben aber, daß seine überall durchblickenden, höchst umfangreichen Studien, die dem Werke sichtlich zu Grunde liegen, ihn zu einer derartigen Unternehmung befähigen würden. Jede tiefere Gährung im religiösen Bewußtsein (die von allem theologischen Schulgeiz ganz himmelweit verschieden ist) betrifft die große Frage, wie man Gott zu denken habe. Die Geschichte der Gottesidee in der christlichen Aera ist ein unaufhörlicher Kampf zwischen der streng monarchischen Fassung derselben im Judenthume zur Zeit Christi und zwischen der sehr flüssigen und weiten Form, welche dieselbe auf arischem Boden charakterisirt. Sofern aber auch im alten Israel die Gottesvorstellung (man denke nur an die sehr weite Bedeutung von Elohim im Unterschiede von Jahve oder Jehova) noch das flüssige Element zeigt, ist das letztere auch in die Zeiten des Neuen Testaments eingedrungen. Wenn Moses (2 Mose 7,1) von „Elohim“ spricht, warum nicht auch Jesus, der Christ! Aber überwiegend bleibt in der christlichen Kirche die streng monarchische Idee, die mit der des arischen Geistes ringt. Ein Versuch, beide Richtungen in eine Art Gleichgewicht zu setzen, ist die christliche Lehre von der Dreieinigkeit, die im vierten Jahrhundert nach Christus erkant. Aber noch der Kampf der Realisten und Nominalisten im Mittelalter bekundet, wie wenig jenes Gleichgewicht erreicht, wie wenig eine innere Harmonie erzielt war. Denn bei dieser Überwiegung insofern die semitisch-ierarchische Seite der Gottesidee, als sie die absolute Freiheit Gottes auf's Stärkste betonen. Jenen erscheint diese Freiheit als inhaltslose Willkür: Gott empfängt seinen concreten Inhalt aus der Ertnung der Welt, aber nicht in leidender Noth, sondern als feste Momente seines Willens. Dreht sich doch die Frage nach der Möglichkeit des Wunders recht eigentlich darum, ob man die Gottesidee in der Sphäre der absoluten Freiheit halten wolle, oder sie bestimme und erfüllt denken will durch das von ihm selbst gelebte Weltordnung! Jenes ist israelitisch, dieses ist entschieden arisch.

Auch die anthropologischen Fragen zeigen Spuren dieser fortwährenden Gährung zweier verschiedener Strömungen. Dem Frommen Israels ist Gott leicht der, welcher allein das Recht zu leben hat, weil er das absolute Leben selbst ist; der Mensch ist die absolute Vergänglichkeit, die nur durch Gott getragen ist, sonst ein verschwindender Hauch. Augustin übertrug diese Anschauung auf's irdische Gebiet: Der Mensch ist von seinem Gehurt an durchaus eine sündige Kreatur, dem Tode, d. h. der Sündenstrafe, von Gehurt an verfallen; jeder Lebenshauch, der ihm vergönnt wird, ist nur göttliche Gnade. Ganz anders bei Arier, welcher der Gottheit gegenüber ein starkes Selbstbewußtsein hat; und darum konnte Pelagius jene totale Verwerfung des sündigen Menschen nicht zugestehen. Die katholische Kirche lehrt hat sich auch hier in Compromissen versucht, die sich aber längst als unhaltbar erwiesen haben; im Mittelalter begannen wir sehr differenten Anschauungen, und ein Hauptstreitpunkt zwischen den Franziskanern und den Dominikanern betraf diese Frage. — So liege sich diese Seite in einer ganzen Reihe von Anschauungen durchführen. Nimmermehr wäre aber die Gährung so andauernd gewesen, wäre nicht stets von Neuem aufgetaucht, wenn nicht das Alte Testament als christliche Religionsurkunde ein festes Bürgerrecht in der Kirche erlangen konnte.

Eingedenk beschäftigt sich aber unser Verfasser mit der Frage, wie das Alte Testament auf die Verfassung der Kirche eingewirkt habe, sammt allen den Rechtsordnungen, welche damit in enger Beziehung stehen. Dabei kommt ein unabweisbares

Ergänzt zu Tage: Die positive, direkte Einwirkung erweist sich nämlich viel geringer, als man, von frampton's Behauptungen geleitet, denken sollte und vielfach auch gemeint hat. Die Autorität des A. T. ward gern benutzt, wo man einer Ansicht abhien beipflichtete, die aus dem Zeitgeiste geboren war, aber erzeugt hat sie kaum irgend eine Rechtsordnung. Um dieselben aber zu befestigen, dazu hat es in der That reichlich herhalten müssen.

Die theokratische Gestaltung der Kirchenverfassung ist ursprünglich keineswegs eine Nachahmung der Verfassung Israels, sondern entspringt aus den eigenthümlichen Verhältnissen der Jüdischheit in den ersten drei Jahrhunderten. Mühten die christliche jede Berührung mit den Gebräuchen der Heiden auf's strengste vermeiden, schon deshalb, um der Gefahr zu entgehen, in einem Schmutz, bei den Göttern^{*)} genöthigt zu werden, so ergab sich von selbst die Nothwendigkeit, alle ihre rechtlichen Verhältnisse durch scharfsichtiger Autorität ihrer eigenen Bekenner, der Priester und Bischöfe, zu schlichten und zu regeln. Je nun das Christenthum Staatsreligion wurde, war die Verfassung der Kirche bereits in fast staatlicher Form vorhanden; die Gefälligkeit der Kaiser gegen dieselbe wandelte sich in eine Nachbesserung nach dieser Seite hin. Das Christenthum ist nicht als Offenbarung oder als Lebensprinzip, sondern als neues Gesetz gegenüber dem alten Gesetze in Israel. Von diesem entlehnte das Christenthum die Form seiner Selbstorganisation. Damit war eine Theokratie gegründet, wie sie in Israel kaum der Idee nach, niemals in der Wirklichkeit existierte. Gleichwohl bot das Alte Testament die reichlichsten Stützen. Innocenz III. hat sich in seinen Bullen und Briefen auf dieselben berufen. Die Päpste stellten man den Kanonikern und Bogenmännern des Alten Bundes gleich; so war denn ihre völlige Ausübung nach 5 Mose 13, 6 ein Gott wohlgefalliges Werk. Auch wußten hat den Zwang in Glaubenssachen aus dem A. T. zu stützen gesucht. Die Speiseverbote, in der Kirche ursprünglich nicht als Frucht des asketischen Geistes, wie er im Orient jetzt heimisch war, mußten sich nun, trotz aller Verschärfungen, nach 3 Mose Kap. 11 beweisen lassen, wenngleich die italischen Pöbelgewohnheiten vielfach durchschimmern. Daß der Zehnte in aller Gabe den Priestern gebühre, lehrte schon Abraham's Beispiel bei seiner Begegnung mit Melchisedek, forderten die drücklichen Gebote Gottes — am Sinai. Mit dem Segen des hohenpriesters Aaron (4 Mose 6, 24) wurde in jedem christlichen Gottesdienste die Gemeinde entlassen. Fast alle Theile des Kultus empfangen Begründungen aus dem Alten Testamente. Das Ansehen der Kirchen stützt man auf das der Leviten. Der christlichen Sonntagfeier sucht man den Typus der sabbathlichen Arbeitseise aufzutragen und durch Strafen erzwingen. Selbst Zensur und Gehorsamkeit der Priester ist sich solche Zurückführung auf Stellen des A. T. gefallen sein; denn von wirklichem Verstandniß desselben war damals nicht die Rede.

Auch die Reformation bricht nicht mit den theokratischen Anschauungen; die freie geistige Macht des Religiösen über die weltliche vermochte man nicht zu trennen von der gesellschaftlichen Kraft kirchlicher Ordnungen. Was bisher der Kirche the gewesen war, geht jetzt, besonders in lutherischen Ländern, in die „christliche Obrigkeit“ über. Noch viel bedeutender zeigt sich die Einwirkung des Alten Testaments in den reformierten Reiten. Mit der Autorität der Bibel sollte gründlicher Ernst gemacht werden. Dazu gehörte aber wesentlich mit das A. T., einnehmend an dem Gesamtcharakter der bellen Schrift als

„Gottes Wort“. Kein Wunder, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Anschauung in diesen Kreisen eine halb israelitische Färbung erhielten. Zeigen doch die mächtigen Kämpfe in Schottland und England während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wie gründlich der Geist genährt war mit den alttestamentlichen Anschauungen! Dieselbe Rigorosität gegen Andersdenkende bei Jakob I., der sein Königsrecht aus dem Alten Testament beweist, wie bei den Presbyterianern! Die Christen für und gegen Karl I., besonders von Milton und Salmasius, behandeln zum größten Theile israelitische Geschichte. Erst bei den Independents bricht sich die Idee der Toleranz Bahn, deren ein Jahrhundert früher nur wenige, so klar blinde und nüchtern denkende Staatsmänner, wie Moritz von Sachsen^{*)}, fähig gewesen waren.

Auch in die Geschichte im Einzelnen drang Alttestamentliches ein. Man sieht ja nicht zwischen dem rein Bürgerlichen und dem Kirchlichen: wie sollte nicht die lex Dei, das Gesetz Gottes, durch Moses überliefert, leitende Norm sein! Vollends im kanonischen Rechte, vorzüglich seit Gratian, zeigt sich dieser Einfluß, viel weniger in dem volkstümlichen. Aber auch dort vollzieht es weit mehr werthvolle Anknüpfungen, als daß es Herrenrecht übte. Die Verbote, in bestimmten Verwandtschaftsgraden zu heiraten, legten keineswegs die mosaïschen Bestimmungen in 3 Mose Kap. 15 als Maß an, wohl aber als Fundament. Solche Beschränkungen waren als göttliche Ordnung durch jene Stelle erwiesen; das Nähere zu fixiren, Anderes zu gebieten, erlaubte dann die christliche Freiheit. Etwas Aehnliches ist der Fall bei der wirtschaftlich hochbedeutenden Frage über Zinswucher. Die ersten Verbote zeigt das fünfte Jahrhundert, immer scharfer wurden sie seit dem zwölften, d. h. je mehr die wirtschaftliche Entwicklung sie umgehen mußte. Aber der Verfasser zeigt, daß gewisse Grundanschauungen das Verbot Zinsen zu nehmen begründen. Ganz allgemein sprach man dem baaren Gelde den naturgemäßen Charakter eines zinstragenden Kapitals ab, während Reutensauf bei Grundstücken erlaubt war. Dabei begünstigte der höchst unentwickelte Geldverkehr des Mittelalters einen hohen Zinsfuß: man entlieh baares Geld nur im Falle der Noth, die der Wucherer weilsch ausbeutete. Ein Zug von Humanität ist in diesen Zinsverböten nicht zu verkennen: kein Wunder, wenn die Reformatoren denselben beipflichteten. Haben wir sie doch erst in unseren Zeiten fallen sehen! So kurz auch der Verfasser diese Frage behandelt, so beweist er doch (S. 155 f.) sehr eingehende Bekanntschaft mit der einschlägigen neuesten national-ökonomischen Literatur.

Von besonderem hohem Interesse ist die Stellung, welche dem A. T. als Kunstobjekt zugewiesen worden ist. Die Art, wie Christus, wie Gott in der Malerei dargestellt worden, ist oft beleuchtet worden, — ganz neu ist aber die Prüfung, wie der biblische Gehalt im Ganzen sich im Auge des Malers wieder gespiegelt habe. Wie lange hat es gedauert, ehe der christliche Vale sich entwöhnte, die in dem A. T. erzählten Vorgänge vollständig antik zu denken! In den berühmten Miniaturbildern zur Geschichte Josua's (in einem Geder des Vatikan) sind nicht nur Tracht und Waffen ganz antik, sondern die Gegend erscheint auch belebt von Fluß- und Berggöttern — und dies noch im sechsten oder achten Jahrhundert nach Christus! Die bekannte Thatsache, daß man Christus anfangs häßlich, später schön abbildete, basiert letztlich auf Anwendung gewisser messianischer

*) Vergl. Maurenbrecher, Zur Beurtheilung des Aristokraten Moritz von Sachsen, in Sedes's Hstör. Zeitschrift 1868, 4, S. 350 ff.

gedeuteter Stellen des Alten Testaments (S. 148). — Nun schwindet in der Tradition alles Geschichtliche als Prolog; nur die einzelnen Figuren des A. T. bleiben übrig als Typen Christi und andeutende Vorbilder des Größeren. Auch ihre malerische Darstellung wird steif und stereotyp. Da erhebt sich in den Gemüthern der Christenheit die dunkle Ahnung, daß das Göttliche doch menschlich geworden sei — es beleben sich die Züge, die Gestalten bekommen Bewegung; man sieht in den geschichtlichen Text und bildet Scenen, mindestens Gruppen. Man will die Ereignisse selbst vor sich sehen: Die parallele Zweireihe zwischen den einzelnen Figuren des Alten und Neuen Testaments löst sich auf; man folgt dem Gange der Geschichte selbst: es ist nun das didaktische Interesse, das die Hände der deutschen Kirchen mit langen Bilderreihen schmückt. Die Figuren verlieren immer mehr von ihrer traditionell-kirchlichen Starre; indem sie zu Individuen sich gestalten, werden sie menschlich natürliche Wesen. „Nicht nur christliche Vorgefährte schien das A. T. zu bieten, sondern auch vorchristliche Geschichte.“ (S. 222.) Während der Orient die Typik der Individuen selbst, neigt sich der Occident zur Typik der Facta. Man verschmilzt die Darstellung des Biblischen mit der Profangeschichte. Und am Schluß des Mittelalters ist es wie das Morgengrauen einer mächtigen Umwandlung der religiösen Anschauung, wenn da das Typische festsitzt und die starre Kirchlichkeit der Züge vergeht in den sanften Linien naturwahrer Schönheit und wenn die Transcendenz gleichsam Fleisch wird in religiöser Innigkeit und persönlicher Würde.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert gehören Darstellungen aus dem A. T. schon zur Historienmalerei (S. 553). Mit Vorliebe wählt man Stoffe, in denen das edel Menschliche hervortritt — in ruhender Gleichheit, trauriger Größe, leidenschaftlicher Reizung, kühner Wildheit. Wie oft ist Abraham's Opfer, sind Jureth, Simson, der junge David, Tobias dargestellt, die alle von dem Höhenzuge der alttestamentlichen Geschichte, vollends wenn man sie als Offenbarungs-Geschichte faßt, weit abliegen. Man sehe nur, wie viel Bilder allein die Dresdener Gemäldesammlung von Vor's Töchtern aufweist, ein Gegenstand, der selbst der phantasiereichsten Typik zu spröde erschienen ist, und der von geistlichem Deme keine Spur verräth. — Und eigenthümlich ist es, wie frei sich die Darsteller dem Wortlaute der Erzählung gegenüber verhalten, wie hier die oft wunderbar abweichende Phantasie der Uebersetzung dem Künstler den leitenden Faden lieferte. Darstellungen aber, welche dem Gange der neuen Wissenschaft und ihren streng historischen, ergetischen Ermittlungen folgen, sucht man vergebens. So wird die Malerei in sehr verschiedenen Wendungen ein bald vortreffliches, bald langsam nachziehendes Spiegelbild zu den leisen Wandlungen der religiösen Kultur; ja, nicht selten wird sie zur Verrätherin eines ungewollten und noch nicht gedachten Stimmungsbildes, welches die Kluft zwischen Göttlichem und Menschlichem in ganz anderen Verhältnissen zeigt, als die offizielle und herrschende Theologie eines Zeitalters.

Der Verfasser würde gewiß auf Dank rechnen können, wollte er diese Seite seines Werkes in einer ausführlicheren, weniger dürftig skizzirten Darstellung, als die unserige, dem Publikum darlegen, zumal daß sein Blick völlig frei zeigt von jener Befangenheit, die nicht selten selbst tüchtigen Sachgelehrten anhaftet.

Christianus.

Ein Centralorgan für deutsche Romellisten und Esajen.

Seit Langem ist das Bedürfniß fühlbar geworden, daß die Schriftsteller ein Organ an die Seite gegeben wird, welche ihre Interessen den Redactionen und dem Publikum gegenüber wahr.

Die kleinen Provinzial- und Lokalblätter z. B. üben je Zahlen die Praxis, aus den hervorragendsten Journalen u. Zeitungen Originalbeiträge abzurufen, ohne den Verfall derselben einen Heller Entschädigung zu geben. Sie glauben ehrlich zu handeln, wenn sie allenfalls eine Quellenangabe machen.

Wäre nun die Schriftstellerei eine Liebbaberei, ein Zeitvertreib in müßigen Stunden, also kein ernster Beruf, von dem Betriebe die Existenz des Schriftstellers abhänge, so läge im Etwas darin, wenn Redactionen die Kinder dieser Art für sich anemieten, sie beschädigten die Erzeuger nicht, sie stützten das Recht des Klagen, der Perle beachtet, die am wenigsten, und sie verworben. Aber das Schriftstellertum ist! zwei Decennien in die Reihe der Broderwerbszweige treten, die geistige Nahrung ist durch den Journalismus u. die Publicistik zu einem täglichen Bedürfniß herangewachsen und dieses von Jahr zu Jahr sich steigende Bedürfniß hat Nothwendigkeit herbeigeführt, daß Männer von Geist sich zu und gar der Vertriebigung dieses Bedürfnißes widmen; sie zu ihre Lebensaufgabe darin gefunden, ihren Beruf, oder fast realistisch benannt: ihren Broderwerb.

Was sie also schaffen, ist dem Zwecke entfernungen, real derungen der Zeit nach geistiger Nahrung zu genügen und selbst ihr Fortkommen dadurch zu begründen. Ihre Praxis haben die Gestalt der Waare angenommen, die für Geld haben ist. Sie wird aller Welt offerirt, sie ist Gemeingut gesammten Menschheit; der materielle Vortheil aber, den sie gewiß, gehört nur dem Einen, dem Erzeuger, dem Schriftsteller. So steht ihm frei, mit seiner Waare zu thun und zu lassen was er will, und ist es nicht deshalb ein Eingriff in seine Freiheit, ist es nicht geradezu ein Diebstahl, wenn ein Anderer sie und diese Waare an sich reißt und sie zum eignen Vortheil werthet? Ist nicht das Raubritterthum zur höchsten Bl gebracht, wenn ein redactioneller Wegelagerer kommt, der das, was er selbst verworben kann, vor Publikum's Augen st und es für eigene Rechnung zu Markte bringt?

In vielen Fällen ersieht nicht einmal der Schriftsteller an seinem Eigenthum begangenen Raub und in den meisten Fällen ist die Verfolgung des Diebstahls mit so vielen Umläufigkeiten verknüpft, daß der Beschädigte die Lust verliert, dem in der Frage des geistigen Eigenthums sehr dehnbar Strafgesuch den Langsamgänger an die Hände zu klopfen. In dies bietet der Rechtszustand nicht einmal die Sicherheit, daß Verklagte solvent ist. Es kommt oft vor, daß Persönlich an der Erge eines Blattes stehen, die in der ersten Umläufigkeit fahren, die feinsten Cigarren rauchen, die empfindlich die geringste Beleidigung sind, denen aber consequent nicht nehmen ist, weil sie eben nichts haben.

Nun progreßire ein in seinem Eigenthum beschädigter Schriftsteller mit einem solchen mauvais sujet; das Gericht spricht wohl sonnenklar sein Recht zu, was nützt ihm aber der Bescheid, wenn dem Verklagten nichts zu nehmen ist, wenn er Schriftsteller! vielleicht ebendrin noch die Kosten begabter zu

Der Schreiber dieser Zeilen spricht aus bitterer Erfahrung, besonders sind aus Desterreischen redactionellen Kreisen die seltsamen Berichte dieser Gattung zu bringen.

Das Uebel ist noch schlimmer geworden, seit es Mode ist, daß die Persönlichkeiten, die hinter einer Redaction stehen, sehr oft wechseln. Der Nachfolger glaubt nicht die Verpflichtungen seines Vorgängers halten zu dürfen; er weiß nichts von schuldig geliebten Honoraren, er weiß nichts von zurückgelegten Manuscripten — dem in der Ferne wohnenden Mitarbeiter gehen Heller und Arbeiten verloren und will er den entlassenen Redacteur zur Verantwortung ziehen, so weiß sein Nachfolger wiederum nicht, wo sein Herr Vorgänger weilt. Der Schriftsteller findet sich vielen Redactionen gegenüber in einer völligen Isolation und Schulpflicht, und ist auf Schriftförmigkeiten wie jetzt so viel wie gar nichts gethan worden, dem Verhältnis zwischen Mitarbeiter und Redaction eine geregelte Basis zu geben. Und noch sind es gerade die Redactionen, mit denen der Schriftsteller in Mitleiden in Berührung kommt; Intendanturen und Verleger kommen erst in zweiter Reihe.

Meine Herren Kollegen werden wissen, daß man an Redactionen Beitrag auf Beitrag sendet, daß man aber nicht die Anerkennung resp. Schadenersatz beanspruchen kann, wenn die Redaction nach monatelangem Schweigen endlich antwortet: es uns ist es nicht Mance, Manuscripte zurück zu senden. Wie unter Schriftsteller weiß von dieser Mance-Einrichtung nichts ab er wiegt vielleicht, weil er sieht, daß er seine Arbeiten nicht unterdrückt, seinen Geist mit den schönsten Hoffnungen ein; nicht kommt die Stunde, wo er glaubt, höflich um sein Honorar bitten zu dürfen, und da antwortet man ihm, daß seine Manuscripte nicht verwendbar gewesen und daß es nicht Mance k Unbrauchbares zu retourniren!

Man möge sich selbst die Illustration eines solchen entlehnen, um seine Zeit und Mühe gekrönten Schriftstellers haben; mich veranlassen diese Thatfachen, ein Organ zu gründen, das die Interessen der Schriftsteller einigermaßen sicher stellt. Die Interessen der Schriftsteller — ja wohl, es ist an der Zeit, um diesen Interessen zu sprechen, denn ihre Zahl ist bereits zu einer erstaunlichen Höhe herangewachsen, und diese Masse hat bereits in Aristokratie, in Bourgeoisie und in ein großes römisches Tageslohnernthum geschieden. Eine Ueberfüllung an Erfindungen, wie wir sie bei allen Industriezweigen finden, ist auch im Schriftstellernthum zum Vorschein gekommen — die soziale Frage, das sociale Uebel tritt auch hier in erschreckenden Gestalten auf und es soll und muß etwas dafür getan werden, daß die geistige Arbeit einer gesicherten Regelung unterliegt, daß Arbeitern und Arbeitgeber (Mitarbeiter und Redactionen) ihre Rechte und Pflichten genau begränzt sind.

Der kaufmännische Betrieb, das Expeditionen- und Speculationswesen ist in der literarischen Welt längst zur Geltung gekommen; auch das Firmenwesen ist da, denn man sagt bereits: Verlegerfreieren: die Firma Mühlbach bewährt sich, bei Temme kein Mist, etwas Exquisites liefern Spielhagen und Schöning, literarische Waare beziehen wir von Gerstäder &c. — wenn wir also mit der Literatur auf so geschäftlichen Füßen bereits stehen, warum sollte nicht auch das Verhältnis des Mitarbeiters zu der Redaction die Haltung eines Verkäufers zum Käufer, eines Produzenten zum Consumenten annehmen? Warum sollten wir nicht unsere Handelsbestimmungen, unsere Concurrenzordnungen, unsere Vertriebsmaximen auch auf das geistige Gebiet verpflanzen können?

So weiß es, die Idealisten werden über diese Behandlung der heiligen Güter der Menschheit Zeter und Mordio rufen; aber wer dem Gange der Ereignisse auf literarischem Felde nur einigermaßen folgt, muß, wenn auch im Innersten widerstrebend,

zugeben, daß wir notwendig und unabänderlich auf das Ziel einer trockenen, nüchternen Regulierung der literarischen Geschäfte zuikern. Die geistreichen Begleitbriefe der Manuscripte (die Epigonen der „Briefwechsel“) werden wegfallen und man wird nur von Acceptation und Nichtacceptation, von Beibehalten über schlechte Geschäfte, vom Neuesten der Saison und von gangbaren Artikeln sprechen.

Ja wohl, auch der Geist wird seine äußere Form finden, in der er sich fortzuarbeiten hat zwischen Comptoirböden und Handwerksstätten; unsere Zeit ist eine sehr materialistische und auch der Geist muß diese Gestalt annehmen, wenn er nicht als entbehrlicher Geßel von profanen Händen gekreuzigt werden soll. — Ich habe ein Central-Organ für Novellisten und Essayisten in der Absicht gegründet, jene materialistische Gestalt den geistigen Producten zu verleihen. Im „Feuilleton“, wie das Organ heißt, werden die für Zeitungen und Journale brauchbaren Literatur-Erzeugnisse abgedruckt, und als, durch den Druck vervielfältigtes, Manuscript den Redactionen verkauft.

Durch die Vervielfältigung wird ein Manuscript an dreißig bis vierzig verschiedenen Orten zugleich abgedruckt. Diejenigen, die es abdrucken, sind meine Abonnenten; von ihnen erhalte ich die Gebühren für das Abonnement und von mir erhält der Mitarbeiter sein Honorar. Ich bin in der Lage, für den Druckbogen Gartenlaubformat jetzt schon 25—35 Thaler Honorar zahlen zu können, und je höher die Abonnementzahl steigt, desto höher wird das Honorar. Auf daß der Mitarbeiter nicht in die Verlegenheit kommt, vermittelt das „Feuilleton“ für ein Blatt zu arbeiten, für das er bereits Beiträge liefert und also dadurch einen Verlust erleide, wird jedem Mitarbeiter auf Verlangen das genaue Verzeichniß aller Redactionen, die sich auf das „Feuilleton“ abonnirt, beigegeben.

Dadurch, daß dieses „Feuilleton“ den Redactionen kleinerer Blätter für einen billigen Abonnementpreis überlassen wird, haben sie nicht mehr nöthig — bisher hatten sie es nöthig, der beschränkten Mittel wegen — sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen; was ihr Blatt bedarf an Unterhaltungen und Belehrendem, findet es im „Feuilleton“, und zwar zu dem geringen Preise von 1 Thlr. für jede Wochennummer, die nahe an tausend Zeilen belehrerisches Material enthält.

Auf daß aber die Abonnenten nicht in die Lage kommen, zu sagen: wir wollen Kräfte wie Spielhagen, wie May Ring, wie Friedrich Friedrich &c. &c. in unsere Spalten haben, und diese Kräfte liefert uns das „Feuilleton“ nicht; auf daß sie nicht in Folge dessen zu den Gleichstichigen Abgipfens, zum Nachdruck zurückkehren, bitte ich alle hervorragenden Geister um ihre Unterstützung als Mitarbeiter. Da das Honorar, das ich zahle, kein so ganz geringes ist, als daß es den Großen unserer Literatur zu verächtlich wäre, dafür einen Abfall, einen Spahn ihres geistigen Schaffens zu liefern, da ferner in der Mitarbeiterchaft das „Feuilleton“ eine gewisse Selbsthilfe liegt, eine Sicherheit gegen den Nachruhm — denn findet man ihre Namen auch im „Feuilleton“, wird ihr Eigenthum in anderen Blättern am ehesten respektirt — so haben immerhin die hervorragenden Geister einen Augen von der Mitarbeiterchaft am „Feuilleton“. Die kleinen Provinzial- und Lokalblätter sind kraft ihres beschränkten Raumes so genügsam, daß sie von sämtlichen deutschen Schriftstellern von Auf jährlich nur einen Beitrag verwenden könnten. Gänden sie nun diesen einen Beitrag im „Feuilleton“, so wäre an einen Angriff auf das geistige Eigenthum der Schriftsteller, das außerhalb des „Feuilleton“-Bereiches läge, schwerlich zu denken.

Ich kann also geradezu behaupten, die einzige Möglichkeit, sich vor dem Nachdruck zu schützen, liegt in der Besteuerung von Beiträgen für ein Organ, das nur für die redactionellen Ausgaben bestimmt ist.

Der Augen, den das „*Feuilleton*“ für die unbekannten Schriftsteller hat, ist: daß sie als Mitarbeiter des „*Feuilleton*“ nicht mehr nöthig haben, mit ihren Manuscripten von Redaction zu Redaction haufen zu gehen. Sie haben nicht mehr abzuwarten, bis sie — seine Nachricht erhalten, oder bis sie erfahren, „daß es Mance ist“, Nichterwünschtes nicht retour zu schicken. — Alle diese Uebelstände sind beim „*Feuilleton*“ aufgehoben; er wird Mitarbeiter durch dasselbe von dreißig, vierzig verschiedenen Blättern und dabei sendet er sein Manuscript nur an eine Person und erhält seine Honorare auch nur aus einer Hand.

Jede Art von Kueffent ertheilt der Unterzeichneten und wird dem Mitarbeiter über besonders unzuverlässige Redactionen im Zahlen noch speciell Aufschluß gegeben. Der deutsche Schriftsteller soll fortan eine Quelle haben, an die er sich in Verlegenheiten wenden kann, und ich beanspruche vor Allen nur das Eine: Vertrauen.

Ich muß dasselbe zu meinen Abonnenten, denen ich creditire, haben, ich beanspruche es darum auch von den Mitarbeitern. — Herausgabe-Ort des „*Feuilleton*“: Altona.

Otto Spielberg.

Frankreich.

Das Klosterwesen unserer Zeit.

L.

Die Restauration des Mönchs- und Nonnenthums.

Die alte Gemüther beschäftigende Klosterfrage findet auch jenseits des Oceans ihren Wiederhall. Die neueste Nummer von Putnam's Monthly Magazine enthält einen sehr interessanten Aufsatz: „Mönche und Nonnen in Frankreich“, der, sich in seinen wesentlichen Angaben auf ein kürzlich erschienenen französischen Werk*) stützend, Thatfachen mittheilt, die mehr zur Aufklärung über diesen Punkt beitragen müssen, als alle noch so wohlgemeinten Reflexionen. Wir geben im Folgenden das Wesentliche wieder:

Diejenigen, welche an eine Umwandlung, eine allmähliche Veränderung des Mönchengebietes glauben, sind nur zu geneigt, das Mönchtum für eine Institution der Vergangenheit anzusehen. Sie bilden sich ein, daß seine Ueberbleibsel langsam austrocknen, und daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit der völlige Untergang dieser mächtigen Organisation bevorstehe, welche eine der Hauptkräfte des mittelalterlichen Christenthums bildete, und in welcher die hochliegenden Bestrebungen und die kleinlichen Feindschaften unserer Natur durch die geschickten Männer, welche sie leiteten, zu gleich großen Erfolgen angewandt wurden. Die Philosophen und Vorkemmer, die dieser Ansicht huldigen, sehen wenig von dem, was um sie herum vorgeht. Es ist wahr, daß die französische Revolution die immensen klösterlichen Besitzthümer säkularisirte und ihre einstigen Eigener zerstreut hat, wie Heinrich VIII. zweihundertfünfzig Jahre früher es unerbitlich in England gemacht hat, und wie einige hiezig Jahre später das

vereinigte Italien es erst jüngst zu thun gewagt hat; allein das Mönchtum ist eine Hydra, welche ruhig und energisch jeden abgeschlagenen Kopf durch zwei neue zu ersetzen sucht. So lange es fortbarrt, einem Bedürfnis der menschlichen Seele zu entsprechen, wird es auch fortbarrt zu gedeihen, und die Welt hat noch einen langen Erziehungskursus zu durchlaufen, ehe die Bedürfnis aufhören wird, sich fühlbar zu machen.

Es ist unmöglich, sich eine gründlichere Ausbreitung vorzustellen, als die war, welche die klösterlichen Congregationen durch die Schreckenszeit in Frankreich erlitten haben: ihre Schätze waren sequestrirt, ihre Niederlassungen zerstört, ihre Einrichtungen verworfen, ihre Personen jeder Beschimpfung ausgesetzt. — Ich denke es unmöglich, daß sie wieder Wurzel fassen konnten in einem Boden, den eine solche Sündfluth heimgesucht hatte. Doch sind sie heimlich zurückgekehrt und haben sich unermüdlich vermehrt, daß ihr altes Territorium völlig wieder von ihnen eingenommen ist. Nur aus Nachsicht wieder lassen und kaum vom Geiste geleitet, ist es ihnen doch gelungen, ein ungeheures Gefolge zu ihren Gunsten heranzuführen, und trotz der unerbittlich bürokratischen Tendenzen der französischen Regierungseinrichtungen, wagt es Niemand, die Gleichheit zur Fügung unter das geschriebene Gesetz zu nöthigen.

Da sie sehr wohl wissen, welche Vortheile in einem großen Theile der Gesellschaft gegen sie herrschen, so vermeintlich sie stetig fähig ihre Fortschritte; gleichwohl sind diese Fortschritte bereits zu gering, um sie, der That nach, zu Herren der Situation zu machen. In ihren Schulen wird mehr als die Hälfte der Kinder von ganz Frankreich erzogen; durch ihre Reichthümer wird ein großer Theil der Gläubigen beherrscht und geleitet; durch ihr Wohlthätigkeitsanhalten verdienen sie sich die Segnungen von Tausenden. Die jegliche wie die künftige Generation sind zu dieser Weise ihrer Leistung aufzugeben, und die ungenügenden Mittel der Beeinflussung, welche so in ihre Hand gelegt sind, werden mit der vollendeten Geschicklichkeit gehandhabt, die Märrern, deren Erziehung sie leitet, daß, welche Mittel sie auch immer brauchen mögen, diese durch den zu erlangenden hohen Zweck geheiligt würden. Es ist ein altes Sprichwort, daß der Arm der Kirche sehr weit reicht, und daß der, der es wagt, sich ihrer Macht zu widersetzen, sicher ist, früher oder später seine Rühmtheit schmerzlicher zu bereuen.

Der That nach, erlangen sie so eine Straflosigkeit, welche nur durch die entscheidende Aeußerung der öffentlichen Meinung überwunden werden könnte; die öffentliche Meinung aber kann nicht gebildet oder geäußert werden, wo die Presse, wie in Frankreich, entweder partiell oder mit einem Mauthloze versehen ist. Die gemündeten Wege, die Napoleon III. in dem Bestreben eine neue Dynastie zu beschaffen, eingeschlagen hat, seine Verbindung mit Rom, der Einfluß der Kaiserin und ihrer geistlichen Rathgeber, und die Furcht, die Opposition eines höchst mächtigen Reges von Organisationen zu erwecken, die stets auf der Hand liegen, alle diese Gründe führen die Regierung dazu, die geistlichen Congregationen zu begünstigen. Jeder Schritt, den sie vorwärts thun, gleicht ihnen Boden für weiteres Fortschreiten. Die Anziehungskraft wächst mit der Masse, und das Wachstum der menschlichen Körperkraft geht in mathematischer Progression vor sich. So ruhig ist all dies vollbracht worden, und es sorgfältig hat man die Resultate vermeintlich, daß nur wenige Personen die Ausdehnung kennen, die schon erreicht worden ist und ebenso wenig die Gefahr, der alle liberalen Institutionen ausgesetzt sind durch die reactionären Tendenzen einer so riesigen Körperschaft, im Besitz so vieler Beeinflussungsmittel, die nur

*) Les Congrégations religieuses. Enquête par Charles Sauvestre. Paris, 1867.

den Papste als höchstem Oberhaupt Gehorsam schuldet, und die durch Eid verpflichtet ist, die Grundfälle der Encefflica und des Syllabus durchzuführen.

Erst durch das oben erwähnte Werk von Charles Saurestre, der die Schuld gehabt hat, alle Dokumente zu durchforschen und sie könnlich, das zu veröffentlichen, was er gefunden, ist Licht auf diesen Gegenstand geworfen worden.

Nach statistischen Nachrichten, die Herr Saurestre für glaubwürdig hält, zählte im J. 1789 die geistlichen Orden unter dem neuen régime in Frankreich nur 52,000 Männer und Frauen. Aus dem Census des 1861 geht hervor, daß um diese Zeit in Frankreich offiziell anerkannt 108,119 Personen beider Geschlechter in einem klösterlichen Leben sich verpflichtet hatten; sie waren verteilt in 14,032 Häusern; außerdem existirte eine große unbestimmte Zahl solcher, die zu Congregationen gehörten, denen zur Zeit noch die staatliche Anerkennung fehlte. Es geht also aus hervor, daß der Boden, den sie bei der Revolution verloren hatten, nicht nur wiedergewonnen ist, sondern daß seine Grenzen sich um das Zweifache erweitert haben. Wie schnell dieses Wachsthum vor sich geht, erhellet aus dessen daraus, daß in den achtzehn Jahren der Regierung Ludwig Philipps nur wenigen Befugnisse zur Begründung neuer Brüder- oder Schwesternschaften ertheilt wurden, während in den ersten acht Jahren des neuen Kaiserreichs, von 1852 bis 1860, deren 982 wieder sind, also durchschnittlich jährlich 119 neue Ordenshäuser! Auf dem bevorstehenden kaiserlichen Concil der katholischen Christenheit wird es interessant sein, wahrzunehmen, welchen enormen Einfluß der päpstliche Hof durch die zahlreichen und energischen Anhänger ausüben vermag, die er sich allmählich und mühsam retrahirt und organisiert hat.

Diese wunderbare Thätigkeit des Klostergeistes in Frankreich ist so bedeutender, als nur wenige dieser Orden wie in früherer Zeit lediglich frommer Betrachtung und Andacht geweiht, ersecutischen Übungen ergeben sind. Die praktische Richtung der Zeitgeistes äußert sich auch in den weiten Beziehungen der, die als Arbeiter auf dem Felde der Wohlthätigkeit und höchsten wirken. So haben sich

der Erziehung gewidmet	71,128 Individuen.
der Krankenpflege und Wohlthätigkeit	20,681
Mit der Aufsicht in Rettungshäusern und	
Landbauhöfen betraut	3,569
Nur religiösen Pflichten ergeben sind	12,141

Es ist denn die römische Kirche mit ihrer gewohnten Weisheit sich den durch die moderne Civilisation geschaffenen Schwierigkeiten zu accommodiren, und erlangt neuen Glanz durch das Gute, dem sie sich zum Werkzeuge leiht. Sie erkennt an, wie wenig sich die menschliche Natur geändert hat und sie ruft über Unterstützung solche Motive zu Hilfe, welche fortgeschrittene Formen des Christenthums längst verbannt haben und als verträglich mit reinen und verfeinerten moralischen Wesen ansehen.

Die größere äußere Bildung verbietet heutzutage ein so umfasses Zurschauftragen der Habgier, wie es in der alten Zeit die Kirche nur zu oft zu Tage trat; die systematischen und energischen Mißbräuche, die der Kirche in der mittelalterlichen Zeit den Theil von fast jedes Menschen Besitz zuführten, sind ungeschick gemacht dadurch, daß die Jurisdiction der Geistlichkeit jetzt lediglich auf geistliche Angelegenheiten beschränkt; allein die Geist, der diese Mißbräuche veranlaßt, besteht noch, in der Folge wirksam mit mehr oder weniger Anstand. Im J. 1860 konnten sich die geistlichen Orden Frankreichs zu einem Grund-

besitz im Werthe von 105,370,000 Francs. Unberechenbar ist, wieviel sie außerdem besaßen, was nicht eingetragen war oder auf den Namen von Privatpersonen ging; auch kann kein Ueberschlag gemacht werden von dem Capital, das sie in persönlichem Besitz angelegt hatten, denn dieses ist nicht erwäht.

In Belgien, wo sie durch das Gesetz nicht incorporirt sind, und wo sie folglich keine Urkunden über Grundbesitz erlangen können, dürfen sie nicht mehr Grundbesitz erwerben, als zu ihrer persönlichen Unterstüßung dringend nöthig ist. Eine Folge davon ist, daß der enorme Reichthum, den sie in verhältnißmäßig geringer Zeit erworben haben, nahezu alle Staatsobligationen und alles Actienkapital des ganzen Königreichs absorbiert hat, und da sie nie verkaufen, so ist die Actienbörse in Brüssel fast ganz leblos, aus Mangel an Stücken, mit denen gehandelt werden könnte.

Wie geschieht die Mönchsorden alle Gelegenheiten zu benutzen wissen und wie groß der wachsende Reichthum nach dieser Richtung hin ist, erhellet aus der Thatfache, daß in den fünfzehn Jahren von 1830—1845 die Gaben und Vermächtnisse, die für sie in Frankreich eingetragen wurden, sich auf 6,304,000 Francs beliefen, während sie in wenig mehr als der Hälfte dieser Zeit: von 1852—1860, 9,119,435 Francs erhielten, also ein fast um das Dreifache vermehrtes jährliches Einkommen.

Während ein großer Theil dieser Summe zweifelsohne aus den freiwilligen Geschenken gläubigen Wohlwollens besteht, oder aus dem eifrig erkaufte Missethäter verwerfender Sünder, kommt doch auch die und da der die Gerichtshöfe igeig ein schandbarer Prozeß, welcher zeigt, wie eifrig die alten Einflüsse zu arbeiten wissen und wie wenig Gewissensbisse gerade den Männern, die die selbstlose Lehre Christi verbreiten sollen, empfunden werden, wenn es sich darum handelt, ihr Interesse oder das der von ihnen vertretenen Institutionen zu fördern.

Wir werden in unierem folgenden Artikel einige causes célèbres dieser Art mittheilen.

Italien.

Giugliemo Gajani, ein römischer Freiheitskämpfer.

Im vorigen Jahre starb in Florenz Giuglielmo Gajani, ein alter Kämpfer für die Freiheit Rom's. Er war ein reiches, edles Gemüth, voll der reinsten Absichten, in seiner Jugend ein Streiter, der, begeistert für die Freiheit und in seinen jugendlichen Wünschen für das Glück und den Anhm seines Vaterlandes, durch die ersten Regierungshandlungen Pius IX. bestärkt, all sein Streben und eine glänzende Begabung, die ihm eine glückliche Zukunft verhieß, daraufsetzte, um die Träume seiner Jugend zu verwirklichen, und der dafür aus seinem Vaterlande verbannt, ja von dem Veden des europäischen Continents verjagt, erst in der freien Luft Amerika's wieder athmen durfte und dort endlich eine würdevolle Existenz sich gewann.

Nachdem Gajani seine Studien in Bologna beendet, ließ er sich in seiner Vaterstadt Rom als Advokat nieder und gewann bald einen volkstümlichen Ruf, indem er ungerecht oder böswillig Verurtheilte vertheidigte, aber dadurch machte er sich selbst den Gewaltthätern verdächtig als ein Mensch von gefährlichen Sympathien. Es währte auch nicht lange, bis ein Vorwand zu seiner Festnahme gefunden wurde, welche damit endete, daß man ihn unter eine sogenannte „politische Ueberwachung“ stellte,

die ihn verpflichtete, niemals die Stadt zu verlassen und von Sonnenuntergang bis Aufgang sich zu Hause zu halten. Zweimal jede Nacht kam die Polizei, seine Wohnung zu inspizieren, sich zu vergewissern, daß er darin war und zu sehen, welche Gesellschaft er bei sich habe. Er wurde auch genötigt, alle vierzehn Tage auf dem Polizei-Amte zu erscheinen, um einen genauen Bericht über seine Art zu leben, abzugeben und um einen von einem Beichtvater unterzeichneten Schein vorzulegen, daß er gebeichtet habe. Seine Hochzeit nahte heran, als die Nachricht eintraf, daß seine Verlobte zu Bologna schwer erkrankt sei. Von Schmerz ergriffen, bat er bei der Polizei um Erlaubniß zu einer Reise, um sie zu besuchen, aber man wies ihn ab, indem man sich grausam über ihn lustig machte und ihn brutal aus dem Amte entfernte. „Seldem Demüthigungen“, fügt sein Biograph hinzu, „wurde ein Edelmann von untadelhaftem Charakter, von ehrenwerther Familie, von gebildeten Sitten, von freisinniger Erziehung, von ehrenvoller Stellung und geläutertem Gefühl ausgehelt, und um was? Kein Unrecht gegen die Gesellschaft, kein feindseliger Akt gegen die Regierung wurde als ein Vorwand für diese Verfolgungen geltend gemacht; sie wurden veranlaßt durch den Argwohn und die Furcht, welche despotische Grausamkeit dem Tyrannen einflößt, sei er Nero von Rom, Ludwig XIV. von Frankreich, Philipp II. von Spanien oder Theodor von Abessinien.“

Zu jener Zeit hatte die Regierung Gregor's XVI. die päpstlichen Staaten bis an die Grenzen der Verzweiflung gebracht. Alle Unternehmungen und Verbesserungen wurden vereitelt — Eisenbahnen, Gasanhalten und Telegraphen wurden als gefährliche Neuerungen verdächtigt; Fabrikunternehmungen von Fremden und Erfindungen wurden unmöglich gemacht, die Steuern wurden vervielfältigt um soziale und kommerzielle Unternehmen eingeschränkt. Raub, Mord und jede Gewaltthat herrschten im Uebermaß. Fremde Soldaten bedeckten die Straßen und öffentlichen Plätze Rom's, und eine inquisitorische Polizei erforste die innersten Geheimnisse des Familienlebens. Die geringste Vernachlässigung der Gebote der Kirche wurde als Beweis für verätherliche Absichten gegen die Regierung angesehen. Die Gefängnisse waren überfüllt mit Opfern der Spionage, welche auf Grund geheimer Denunciationen gefangen gesetzt waren und ohne Unterbrechung verurtheilt oder vor eine Militär-Commission oder eine Junta von Jesuiten geschleppt wurden, ohne gesetzliche Vertheidigung. Diese Gefangenen wurden in dunkle und schmutzige Kerker gesperrt, wo eine Anzahl von ihnen starb, ohne ihre Feinde kennen zu lernen; viele wurden den grausamen Folterqualen unterworfen, um von ihnen ein Bekenntniß politischer Verschwörung zu erpressen, und fast täglich wurden einige zum Tode verurtheilt, nur aus Furcht der kirchlichen Gewaltthäter. Das Volk, ohne Hoffnung auf Erldung von einer zugleich grausamen und schwachen Mißregierung, welche Bitten und Vorstellungen mit der Anklage von Verrath beantwortete, wurde zu geheimen Verbindungen getrieben. Es entstand die Gesellschaft des „Jungen Italiens“, welche als ihr Ideal die Befreiung Italiens von religiösem und politischem Despotismus und seine Einheit als die einer freien und unabhängigen Nation erstrebte, und welcher auch Gajani und seine Brüder sich angeschlossen. Auf den Verdacht hin, diesem Bunde anzugehören, wurde erst ein jüngerer Bruder und einige seiner Verwandten in's Gefängniß geworfen und den grausamsten Folterqualen ausgehelt, er selbst und zwei Andere kamen in einen unterirdischen finsternen Kerker von sechs Fuß im Quadrat mit einer schmalen oberen Oeffnung für das Licht und die Luft, welche

zur Nacht verschlossen wurde. Aus dieser seiner zweiten Gefangenschaft wurde er erst durch den Tod Gregor's XVI. und die Amnestie befreit, welche sein Nachfolger Pius IX. beim Antritt seiner Regierung erließ. Die freisinnigen Mahnungen, durch welche die ersten Zeiten des Pontificats Mastai Ferretti ausgezeichnet wurden, und die so große und gerechte Hoffnungen in den Herzen aller italienischen Patrioten entzündeten, nisten auch Gajani zu erneuerter politischer Thätigkeit. Ueberall war er an der Spitze, indem er zu dem Dienste der Freiheit die herrliche Gabe der Beredtsamkeit, einen mit geschichtlichen Erinnerungen ausgerüsteten und in gesellschaftlichen Formen gebildeten Geist, eine gesellschaftliche und gesellschaftliche Stellung und hohen Actbarkeit und eine edelmüthige Begeisterung für die Sache mitbrachte. Er trat selbst als Offizier in das Corps ein, welches die Römer im Jahre 1848 zur Unterstützung des Kampfes, den Karl Albert im Norden Italiens gegen die Oesterreicher unternahm, errichteten. Nach der Niederlage bei Novara folgte bald die Katastrophe in Rom, die Flucht des Papstes und in Folge dessen die Proclamation der Republik als der Regierungsort des Kirchenstaates.

In der Schaffung der Republik und als ein Mitglied der konstituierenden Versammlung spielte Gajani eine hervorragende Rolle, welche ihn für das Exil reif machte, sobald sich der Papst stark genug fühlte, die Verfolgung freisinniger Römer zu unternehmen. Zur Wiederlangung dieser Macht wurde ein Mann beihilft, dessen geheime Absichten keine gewöhnliche Weisheit jemals ergründet hat — der Mann des Geheimnisses das Kind des Schicksals, der, während in Rom eine strebsame Regierung für Ordnung und Ruhe im Innern und für Aussen nach Außen sorgte, bereits den ersten Akt in dem neuen Drama des französischen Kaiserreichs entwarf, welches in der Nacht des 2. Decembers aufgeführt wurde. Der Präsident der französischen Republik sah in einer Occupations-Armee zu Rom, welche Oesterreich als den Beschüzer des Papstthums verdrängte, die Stütze des Hebels, der ihn zur kaiserlichen Macht emporhob. Eine Armee von zehntausend Mann wurde abgemacht um die brüderlichen Grüße der französischen Republik der Republik von Rom zu überbringen! Die ganze Welt kennt die Geschichte — wie in jener verzweiflungsvollen Stunde Garibaldi der patriotische General, eine „Legion der Hoffnung“ organisierte wie zuletzt eine Armee von vierzigtausend Mann die ewige Stadt belagerte, wie die Franzosen nach dem Bombardement in die Nacht des 13. Juni ihren Einzug hielten mitten unter den Wünschen des Volkes, wie Garibaldi seinen Rückzug antrat, indem er seine Leute mit den Worten ordnete: „Soldaten! die Belagerung der Liebe, welche Ihr für das Vaterland hegt, wird Euch Hunger, Durst, Kälte, Krieg und Tod. Aber wir werden unser Vaterland lieben, der komme und folge mir.“ Schrecklich seinen Brüdern nach über Rom herein. Mit dem zurückgezogenen Papste lebten auch Spione, Cardinale, Inquisitionen und folgten schnell Verhaftungen, Einkerkelungen, Verbannungen, Bastonade, Tortur und Tod. Die Industrie wurde gekillt, die Steuern vermehrt; fremde Soldaten, Priester und Jesuiten schwärmten wieder in den Straßen Roms umher. Die Verhaftung des Schreckens begann; polizeiliche Hausdurchsuchungen wurden erneuert, die Weichte wurde gemißbraucht zur Entdeckung von Patrioten, indem man Weiber und Kinder mit den Strafen des Fegefeuers bedrohte; das heilige Amt (die Inquisition) wurde wieder eingeführt und seine Hallen wurden noch einmal in kühnen Gängen, welche die sündlichsten Schätze der Patrioten wiederhallen in das Ohr der priesterlichen Nacht

Gajani, welcher in dem letzten Kampfe gegen die Franzosen verwundet worden war, entkam nach Piemont, wurde aber nach von hier bald durch jesuitisch-reactionäre Einflüsse vertrieben und mußte von Land zu Land fliehen, bis sein Zustand für ihn auf dem Festlande von Europa blieb und er nach Amerika sich rettete. Als er hier nach Jahren der Drangsal und Entbehrung sich eine ehrenvolle Stellung errangen, rief ihn die schnell bewirkte Einigung Italiens unter Victor Emanuel zu seinem Heimatlande zurück, dem er durch seine reichliche Erziehung und sein vielseitiges Talent gewiß nützlich geworden wäre, wenn nicht eine Krankheit, zu welcher seine Flucht über die Alpen im Winter 1852 den Keim gelegt, ihn von jeder Theilnahme an den Staatsgeschäften fern gehalten hätte, bis im am 8. Juni 1858 ein sanfter Tod von seinen Leiden erlöste.

Doch der Protest eines solchen Lebens wie das Gajani's gegen den Despotismus ist nicht vergebens gewesen. Für Einen, welcher das Leben nach zeitlichem Erfolg und Gewinn mißt, mag es sein für ihn weggeworfen gelten. Aber ein heroisches Leben, unter derucht des Geistes, belehnt sich selbst, und kein Opfer ist die Sache der Freiheit und Humanität wird vergeblich gemacht. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die Verherbarung, welche Gajani ansprach, als er Rom verließ, um in sein trauriges Exil zu gehen, doch erfüllt werden wird: „Gott wird gnädig auf unser Elend und auf unsern Glauben an seine ewige Gerechtigkeit blicken. Die Zukunft ist nicht für das Papstthum, ist für Italien. Der Balsam der Freiheit ist fähig, alle heillosen Wunden zu heilen, welche der Despotismus der Völker geschlagen hat.“

Rußland.

Zur Kulturgeschichte der Moskowiten.

Die Polen in Sibirien.¹⁾

Ueber die Novitäten der russischen Literatur soll ich Ihnen richten? Ach, daß Gott erbarm! Die zu allen Zeiten armthümlich bestellte russische Literatur feiert ja während der Sommermonate fast gänzlich. Ruher Tagesblätter und den während dieser Zeit auch recht armthümlich dotirten Monatsrevuen erscheint zum irgend eine lehrwerthe russische Trudtschift im ganzen kaiserlichen Russenreiche — es sei denn die Uebersetzung irgend eines englischen, französischen oder deutschen Romans. Für Originalarbeiten hat der Russe dann weder Zeit, noch Sinn. Insbesondere war dies noch während der letzten sechs Monate zu merken, wo alle Federn der Literaten fast nur mit Schimpf- und Schmähartikeln gegen den Professor Schirren, oder auch gegen die Herren v. Bodt, Sul. Esdaert, Segor v. Sievers, den Professor Dr. Meyer, Redacteur der deutschen Zeitung in St. Petersburg, sowie gegen alle Deutschen in Rußland eifrigst eifrigst und jeglicher Sinn für andere und ernstere Geistesarbeit, als diese Polemik absorbiert war: — Schimpf- und Schmähartikel der allerbrutalsten, niedrigsten und erbärmlichsten Art, die zu erwidern Niemand für geeignet fand, und in welchen gerade die ersten Tagesblätter, die von Katorow und Leontjew beherrschten, „Moskauer Nachrichten“, die „Stimme“ (Golos) von

Krajewsky und die „Petersburger Nachrichten“ von Korsch vor Allen excellirten. Einen Begriff von dem Standpunkte dieser Journale können Sie ungefähr erhalten, wenn Sie sich die Mühe nehmen, die jetzt in Pöbmen erscheinenden, das Moskowitenthum bewundernden und auf die deutsche Kultur schimpfenden, tschechischen Blätter zu lesen, oder sich überlegen zu lassen. Es ist Ihnen vielleicht noch nicht bekannt, daß sich seit einiger Zeit sehr viele Moskowiten in Prag niedergelassen haben, wo sie mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebot stehen, gegen die Deutschen agitiren.

Den einzigen Artikel in ausländischer, vernünftiger Sprache der gegen den wahren Schirren in jenen russischen Journalen erschienen, schrieb der Historiker Professor Pogodin, jedoch in seiner bekannten großsprecherischen, abschreckenden Weise. Aber auch dieser konnte nicht beantwortet werden, — da Censur und geheime Polizei den ungefähr zwei Millionen Deutschen in Rußland jeden aufrichtigen, freien Einwurf und eine offene Wertheidigung gegen die hohlen, erbärmlichen Schmähschriften der von Katorow und Genossen ausgehenden, rohen Moskowiten streng verboten und ahnden. Nach Ansicht dieser sogenannten Patrioten sind die Deutschen nun einmal dazu da, den Russen zu dienen, die schwersten und härtesten Arbeiten in Rußland zu verrichten und sich dafür auch geistig knechten zu lassen.

Nachdem der Thronfolger — obgleich er eine deutsche Prinzessin zur Frau hat und fast sämtliche Frauen des russischen Kaiserhauses Deutsche sind — in seinem von der dänisch (Dagmarisch-) moskowitischen Camarilla seiner Umgebung genährten Deutchenhaß durchgesetzt hatte, daß der hochverdiente und allgemein geliebte Minister des Innern, W. A. Lufjew, der hochherzige Beschützer von Civilisation und Bildung, der unermüdlige Vermittler zwischen Russen, Polen und Deutschen, gestürzt wurde, hat der Nachfolger des Letzteren, General Timaschew, sein Möglichstes gethan, den Fanatismus der Moskowiten zu schüren und die Deutschen mit dreifach gestärkter Censur, mit Strafen und Verfolgungen zu drücken und zu knechten. Als früherer Chef der geheimen Polizei, hat dieser General das Ministerium des Innern jetzt fast zum Haupt-Departement der dritten Abtheilung der Kancelie des Kaisers — bekanntlich die geheime Polizei — erhoben. General Timaschew und Graf Peter Schuwalow, Chef jener dritten Abtheilung, sind unzertrennliche Freunde und geben Hand in Hand; Ersterer spricht aus Grundfals nie deutsch, sondern nur französisch neben dem Russischen. — So dominiert denn gegenwärtig in Rußland die geheime Polizei. Daß die Deutschen bei diesem Regime hier gerade nicht im goldenen Zeitalter leben, wird Jeder leicht begreifen.

Als eine bemerkenswerthe russische Originalschrift wäre allenfalls der noch unvollendete Roman „Krieg und Frieden“, vom Grafen Leo Tolstoi, in 6 Bänden, von welchem jedoch der sechste noch fehlt, zu nennen; — er spielt während des französischen Krieges von 1812 — und wollen wir ihn nach seiner Beendigung näher besprechen. Nach Ablauf der Sommermonate fangen denn auch die Monatsrevuen an, bessere und gehaltvollere Arbeiten zu bringen, von welchen wir heute aus den „Vaterländischen Memoiren“ für August dieses Jahres die erwähnenswerthe, historische Skizze des Herrn Maximow: „Ueber die Verbannten Sibiriens“ hervorheben wollen. Es werden hier zwar moskowitische Zustände geschildert, die jetzt nicht mehr in dieser Barbarei vorhanden sind, da der milde Alexander II. manche Spuren der dreißigjährigen, tyrannischen Regierung

¹⁾ Ueber die Verbannten Sibiriens, von Maximow. („Vaterländische Denkwürdigkeiten.“) August 1869. St. Petersburg.)

seines Vaters vertilgt hat, aber die Schilderung behält immer noch ihren Werth, da sie eine charakteristische Illustration des Verhältnisses der Moskowiten zu den slavischen Schwefternationen liefert.

Wenn man zu einer nicht allzu entfernten Vergangenheit zurückgeht, so begegnet man den ersten verbannten Polen in Sibirien zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Dies waren die herrschaftlichen Conföderirten. Laut amtlichen Berichten erschienen diese Unglücklichen daselbst, nachdem sie schon in der Heimath so verurtheilt worden waren, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Der damalige Gouverneur von Sibirien, Schenschin, begegnete ihnen sogleich mit acht russischer Beiseit und Rache, die Herr Maximow unbegreiflicher Weise verhehrt nennt, obgleich sich seine beschaffen Begrüßungen sogleich durch die That bekundeten. Schenschin pflegte die Polen an die Holzflöße fesseln zu lassen, mehrere Personen zusammen, und befahl dann, diese Unglücklichen von dem hohen Berge des Tobolsk'schen Krenk zu führen. Der Holzfloss zerstückte ihnen natürlich Knochen und Köpfe. Obgleich von dieser Barbarei des Gouverneurs nur Traditionen aus uns gekommen sind und offizielle Dokumente darüber nicht vorliegen, so hat man doch keinen Grund, meint Herr Maximow, dieselben zu bezweifeln, indem nicht allein zu jener Zeit, sondern sogar viel später noch die sibirischen Saitzen sich über alle Mäßen durch Barbarei und thierische Bosheit ausgezeichnet haben. Und nicht bloß die Gouverneure, auch sibirische Beamte zweiten Ranges erlaubten sich oft die sonderbaren und eigenmächtigen sogenannten „Epäse“. So erzählt z. B. Herr Maximow nebenbei aus folgenden Fall von dem Chef des sibirischen Bergwerks, Narischkin, einem Tauschne Katharina's II., welcher im Jahre 1775 nach den Bergwerken von Nerzhinsk geschickt ward. Als dieser Würdenträger sein Reisesort antrat, verabschiedete er sämtliche dort dienende Beamte und suchte an deren Stelle neue unter den Sträflingen aus, die er dann in den Offiziersrang erhob. Darauf sah dieser Sonderling elf Monate in seinem Hause verschlossen, selbst bei geschlossenen Fenstern, besuchte Niemand und empfing Niemand. Eines schönen Sonntags jedoch trat Narischkin aus seiner freiwilligen Gefangenschaft ganz unerwartet an's Tageslicht, besah in der Kirche, statt der Frühmesse, sogleich die große Messe zu lesen und kam selbst zum Gottesdienst, geführt von zwei dicken Weibern, die ihn tanzend begleiteten und dabei sein Vieblingsspiel sangen: „Brüderchen ich reich, hat und schöne Schuß gekauft“ u. Mit den Geldern der Kroneging dieser Berghauptmann wie mit seinen eigenen um, schickte weiter diese selbst nach Petersburg, noch irgendwelche Berechnung. War die Kasse der Krone gänzlich durch ihn erschöpft, so nahm er Geld von den reichen Kaufleuten, indem er Kanonen vor ihre Häuser aufzuzug und drohte, sie zusammenzuschleppen, wenn sie ihm nicht eine bestimmte Summe ausliefern würden. Außerdem verordnete Narischkin einen neuen, von ihm erfundenen Feiertag, „die Eröffnung des neuen Segens“, an welchem Alle beichten mußten; auch sammelte er selbst sich ein Heer, vereinigte mit demselben das von ihm aus den wilden Tungusen organisierte Husarenregiment, marschirte von Nerzhinsk auf Irkutsk los und plünderte unterwegs die Baarenzüge der Kaufleute. Ein anderer Chef der Bergwerke, Melitin, verbreitete durch seine grausame Härte überall solch eine Furcht, daß während seiner Spaziergänge in der Ansiedelung die Kinder vor ihm flohen und die Greise sich hinter den Geden der Häuser versteckten. Der bekannte Rüttschov, einer von den Nachfolgern Narischkin's, ließ, ungeachtet seiner Bildung, die Leute mit Stöcken zu Tode prügeln u. s. w. Da wird

man wohl zugeben, daß zur Zeit solcher despotischen Mächte auch Grausamkeiten, wie sie vom Gouverneur Schenschin mit den polnischen Verbannten verübt sein sollen, nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

Einen bedeutenden Zuwachs von polnischen Verbannten erhielt Sibirien im Jahre 1832. Die große Mehrheit der polnischen Verbannten gehörte den Eingeborenen des Königsreichs Polen, besonders dem Stamme der Schlächtigen, an und fast ohne Ausnahme römisch-katholischen Glaubens. Der damalige Oberbergshauptmann von Nerzhinsk bewillkommnete die verbannten Polen mit folgenden Worten: „Wenn ihr zu unterliegen solltet, auch hier noch gegen die Regierung zu conspiriren, so erwartet euch bei mir weder Strid, noch Kugel, sondern der Tod, mit dem ich euch zusammenbauen lassen werde.“ Nachdem er die Unglücklichen sogleich mit Worten gelächelt heruntergemacht, wurde der Nachthaber zwar etwas menschlicher und fragte sogar wohlwollend Jedem nach seinem Stande, seine Beschäftigung, seinen Jahren u. s. w., doch in der Folge zeigte sich dieser gestrenge Herr auch vollkommen so, wie bei der ersten Begrüßung der Verbannten. Bei der Revision der Bergwerke schalt er bald die Beamten, daß sie die Polen auf die Arbeit schickten, ohne Unterzeichnung der Gebildeten von den meinen Verbrechern; bald künnte er wieder, daß sie geständigen Leuten beifanden und sie nicht zu den Bergwerksarbeiten nutzten. Dieser Bergshauptmann war übrigens schon Einer in den letzten der Mobilkaner. Die ihm folgenden zeichneten sich nach dem Urtheile der Polen selbst, durch humanere Behandlung und anständigere Beziehungen zu den Verbannten aus.

Man zwang die Verbannten nicht mehr, in den Bergwerken selbst zu arbeiten, d. h. in den unterirdischen Schächten, sondern ließ sie bloß die Statten mit Erde oder den gewonnenen Metallen an den Ort ihrer Bestimmung führen. Nach dem Gesetze ist eigentlich keine Kategorie der Sträflinge von der Bergarbeit befreit, doch war kein Beispiel vorhanden, daß man einen politischen Verbrecher ohne vorhergehende Untersuchung strafe, wie es mit den Anderen geschieht. Bei dem Uebertritt von der Sträflingsarbeit zur Ansiedelung in Sibirien beschäftigten sich die meisten verbannten Polen mit Kleinhandel, Reinigungsarbeiten und der Landwirthschaft und erfreuten sich so den Seiten der Eingeborenen eines besondern Vertrauens. Nicht minder ist es, daß alle politische Verbrecher mit dem allgemeinen Namen Polen bezeichnet wurden, und als Hauptunterscheidungsmerkmal galt nicht die Sprache, sondern die Bildung. Auch der verbannten Polen beschäftigten sich mit ihrer weiteren Ausbildung und erlangten auch wirklich einen bemerkenswerthen Grad von Gelehrtheit. In der großen Ansiedelung von Nerzhinsk wurde durch freiwillige Beiträge aller verbannten Polen eine Bibliothek angeschafft, die durch Gelegenheit und Auswahl der Werke, wie durch Anzahl der Bände, ungefähr 3000, ziemlich bedeutend war, und die auch von den andern Arbeitslosen der Bergwerke benutzt werden konnte. Den Grund zu dieser Bibliothek legten vier Polen, die wegen der kanarischen Sache verbannt waren und unter einander einen Verein bildeten, genannt „Doi“. In der Folge bildete sich hieraus die „Societät der transsibirischen Verbannten“, welche die Bibliothek vermehrte Bücher und Zeitungen verschickte, die Zusammenkunft von Verbannten übernahm und auch die Kasse führte, die durch freiwillige Beiträge der Wohlhabenderen gegründet war. Diese Kasse stand unter der unmittelbaren Leitung eines besondern Ausschusses, den man alljährlich wählte, — und wurde zur Unterstützung der Greisen, Kranken und Arbeitslosen benutzt, sowie sie auch für

schiffe machte zum Etablissement einer Wirthschaft, oder zu kaufmännischen und industriellen Unternehmungen. Die Wohlthaten dieser Kaffe genossen alle Glieder der Societät und waren von denselben nur die nichtpolitischen Verbrecher unter den Polen und von den politischen bloß diejenigen ausgeschlossen, die sich mit eingeborenen Sibirierinnen verheiratet hatten und auf diese Weise in die hiesige Gemeinde eingetreten waren. Die Societät gewährte den unglücklichen, verbannten Polen einen wahren Trost. Die gegenseitige Unterstützung und Controle wirkte vortreflich auf die Verbannten selbst, erleichterte ihnen das Leben, wahrte ihre innere Würde und bewirkte, daß sie sowohl beim Volke als bei den Machthabern in gewissem Ansehen standen. Die innige Freundschaft und der gegenseitige Beistand der Polen unter einander erschienen den Eingeborenen musterhaft und waren es auch in der That. Jeder neue zu den Bergwerken Verurtheilte fand bei den Alten eine Zufluchtsstätte, sowie die nöthigen Rathschläge für das fernere Leben. Selten nur kannte die Societät nicht irgend Jemand von den Unglücklichen. Die allgemeine Versammlung zur Controle und Rechenschaftslegung über Einnahmen und Ausgaben der Societät fand gewöhnlich in der Hauptniederelung von Hertschinsk um Weihnachtsfest statt. Aus den entfernteren Orten strömten um diese Zeit alle Verbannten zusammen, theils zur Begründung der alten Kameraden, theils zur kirchlichen und festlichen Feier, sowie auch zum gegenseitigen Austausch von Bedürfnissen, Plänen und Mittheilungen und zu ferneren Anordnungen über Recreationen und Unterstützungen der Kaffe. Die Regierung wußte natürlich genau um die Versammlungen und um die Thätigkeit der Societät „Dol“ und störte dieselbe nicht in ihrem wohlthätigen Wirken.

Unter dem Einflusse dieser Societät und mit Hilfe der Unterstützungscaffe lebten die Polen von dem Ertrage verschiedener Gewerbszweige, beschäftigten sich mit Vieherzuchtarbeiten, mit Kleinhandel oder dienten Privaten und auch der Krone als Handlungs-, Commis-, Stationshalter, Gemeindefreiber u. s. w. Sibirien verdankt den Polen manche neue, bis dahin ganz unbekannte Erwerbsquellen, sowie die Einführung der rationellen Landwirtschaft. So richteten die Polen zuerst ihre Aufmerksamkeit auf den Reichthum und die Güte der sibirischen Cedern und bereiteten dort zuerst aus den Cedernäpfeln, — die bis dahin von den Eingeborenen nur als Aschwert genossen wurden, — das herrliche Cedernöl. An dem Salzsaße wurde von den Polen eine Fabrik angelegt, die sich nur mit der Bereitung des Cedernöls beschäftigte, welches durch seine vorzügliche Qualität sich allgemeinen Ruf erwarb und in großen Massen von Moskau aus verlangt wurde, wo es von den Kaufleuten wie ein kostbarer Schatz gehalten wurde. Außerdem verbesserten die verbannten Polen den Garten- und Gemüsebau Sibiriens bedeutend, welcher sich in einem erbärmlichen Zustande befand, bereiteten bessere Gattungen von Getraide und Gemüse, machten die Ackerbau von den verwohlgemachten Ackerbau-Gebräthen, wie insbesondere mit den sogenannten lithuanischen Säusen bekannt, gründeten Butter- und Käsewirthschaften und legten sich auch auf Pferdezug. Sogleich nach Entlassung der Polen aus Sibirien verfuhr auch die Cedernöl-Fabrikation, die Bereitung der vorzüglichen Käse, die Pferdezug, sowie der von ihnen betriebene Kleinhandel und die Gewerke. Auch beschäftigten sich die Polen mit dem Unterrichte der Kinder und theilten diese Sorge mit den verbannten „Decabristen“ (von dem Aufstande gegen Kaiser Nikolaus im December 1826 so benannt), wodurch sie sich ein gewisses Verdienst bei den Eingeborenen erwarben. In

Sibirien ist. Dank den Bemühungen dieser Unglücklichen, die Zahl der Lesenden unter den Kosaken sowohl, wie unter den Fabrikarbeitern und städtischen Gewerbetreibenden bedeutend größer als im europäischen Rußland; auch die Kaufmannschaft ist dort gebildeter und entwickelter.

Ungeachtet jedoch ihres verhältnismäßig erträglichen Lebens in Sibirien, war alles Sinnen und Trachten der polnischen Exilirten von jeder doch nur auf Erlösung aus ihrer unfreiwilligen Verbannung gerichtet. Die wiederholten Flucht- und Befreiungsverluste der Polen, sowohl ganzer Partien als auch einzelner Persönlichkeiten, setzen in Erstaunen durch Kühnheit der Unternehmungen und Energie der Ausführung, durch unglaubliche Ausdauer und die schrecklichen Folgen im Falle des Mißglückens. Ein Priester, Namens Siroginsk, welcher wegen Theilnahme an dem November-Aufstande nach Omsk verbannt war, organisirte dort eine geheime Verschwörung unter den polnischen Verbannten. Der Zweck der Verschwörung war: Trennung Sibiriens von Rußland, Befreiung aller Exilirten und Umwandlung der Sträflinge in Ansiedler. Im Falle des Mißglückens der Unternehmung des großen Bundes, sollten sich Alle mit den Waffen in der Hand durch die kirgisische Steppe nach Taschkent und der Bucharei durchschlagen, um von dort, wenn es nöthig sei, nach dem englischen Indien zu gelangen. In Omsk und seinen Umgebungen sammelten sich ungefähr 2000 Polen. Einen Tag vor dem zum Aufstande angelegten Termine machten drei Polen (nicht Russen!), Soldaten des Aufstandes von 1830, der Regierung eine genaue, ausführliche Denunciation über die Zwecke und Mittel der Verschwörung. Natürlich wurden sogleich die Führer der Verschwörung in Omsk und den Umgebungen verhaftet. Darauf schickte man die strengsten Befehle in entferntere Orte West-Sibiriens wegen Verhaftung verdächtiger Persönlichkeiten; ungefähr tausend Personen wurden arreirt. Zwei Untersuchungs-Commissionen, eine nach der andern, vermittelten die Sache wo möglich noch mehr, als sie es schon war, und gingen auseinander ohne irgendwelche Entscheidung. Eine dritte Commission wurde aus Petersburg geschickt: sie arbeitete drei Jahre lang und brachte den Prozeß endlich zum Abschluß. Die Untersuchung wurde auf breiter Grundlage begonnen und erfüllte ganz Sibirien mit Furcht und Zittern. Mit Benutzung dieser Furcht verdächtigte und verfolgte man die Polen auch noch nach Beendigung des Prozeßes. Das Urtheil des Omsker Prozeßes war ungefähr folgender Art: Sechs der Hauptverschwornen wurden zu 7000 Stockschlägen und darauf zu den schwersten Arbeiten in den Bergwerken von Hertschinsk verdammt; die Uebrigen zu drei, zwei und einem Tausend Stock- oder Ruthenstößen, sowie zu harter Sträflingsarbeit auf verschiedene Zeitdauer. Siroginsk, welcher während der Kerkerhaft im Thurne noch Verse schrieb und seine Leidensgefährten mit erneuerter Hoffnung und patriotischer Begeisterung stärkte und tröstete, unterlag der schwebenden Körperstrafe, ebenso wie die Uebrigen, — mit Ausnahme eines Arztes, Namens Tokalsky, der sich später selbst das Leben nahm.

Hiermit schließen wir diese interessanten Skizzen und verweisen unsere Leser wegen ausführlicher Nachrichten auf die Arbeit des Herrn Maximow selbst.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Das Buch Kusari, übersetzt und commentirt von Dr. David Cassel.

Juda ha-Levi, geboren um 1085 in Castilien, den Gelehrten auch bekannt unter dem Namen Abulhasan Juda ha-Levi, — und selbst in die romantische Dichtung durch Heine eingeführt, — leuchtete, wie sein großer landsmännlicher Vorgänger Salomo Gabirol (geboren 1020 in Cordova oder Malaga), am Himmel der Wissenschaft als Doppelgestirn, als Dichter und Philosoph; nach beiden Seiten hat er seinen Namen verherrlicht, und während er von Jugend an bis in die späten Jahre seines Alters Gott in Hymnen, seine Freunde und seine Zeit in schönen Dichtungen verherrlichte, hat er auch als Denker den Ruhm für sich, daß er, wenn auch frommgläubig, doch auch mit scharfem Gepräge den angekommenen Glauben dem Verstande und der Prüfung Anderer anheimstellte. Er weicht mit klarem Geiste sich vor den Verirrungen und Irrgängen des Mysticismus zu wahren, ebenso wie er den Sophismen, durch welche einzelne jüdische Denker den Aristotelismus, der in jener Zeit das höchste Ansehen genoß, mit dem geoffenbarten Glauben zu verquiden suchten, die Spitze abbrach. Juda ha-Levi that dies in seinem philosophischen Werke: Kusari, das sich als eine Widerlegung der von verschiedenen Seiten her gegen die jüdische Religion geltend gemachten Einwände ankündigt.* Das Werk, 1140 verfaßt, ist in Geprägsform zwischen einem jüdischen Gelehrten und einem heidnischen König (Kusari) eingeliebt. In arabischer Sprache abgefaßt, ist es von Jehuda Ibn-Tibbon in's Hebräische übersetzt und also in die gelehrte Welt eingeführt worden. Den historischen Hintergrund des Buches bildet die Erzählung von der Besetzung des Königs Aushar und seines Volkes, der Chazaren, durch einen jüdischen Gelehrten.

Der König der Chazaren, seinem Glauben sehr ergeben und in Beobachtung der gottesdienstlichen Gebräuche desselben sehr gewissenhaft, wird durch einen mehrmals wiederkehrenden Traum belehrt, daß zwar seine Befinnung, nicht aber sein Thun Gott wohlgefällig sei. Um sich hierüber Aufklärung und Beruhigung zu verschaffen, fragt der König einen Philosophen, dessen Ausführung, gegründet auf die Lehre von der Mächtigkeit der Welt, von der Vollendung des Menschen durch Vollständigkeit und von dem über spezifische Provinzen erhabenen Gotte dem, was der König eben durch seine Träume selbst erfahren, geradezu widerspricht. Die Unterredung, die der König hierauf mit einem Christen und einem Moslem hat, verschafft ihm die Ueberzeugung, daß keine dieser beiden Religionen die wahre sei, weist ihn aber auch zugleich auf die präsumtive Mächtigkeit dessen hin, worin sie beide übereinstimmen, nämlich die Beglaubigung ihrer Ansichten aus der Geschichte des israelitischen Volkes. Diese historische Grundlage ist es, auf welcher der nun befragte Jude sein Glaubenssystem auf- und fortbaut.

Das arabische Original, das den Titel: „Buch des Beweises und der Argumentation zur Verteidigung der geschmähten Religion“ führt, ist nie gedruckt worden; eine im Jahre 1463 geschriebene, des ersten Blattes ermangelnde, überhaupt fehlerhafte Handschrift befindet sich in Oxford, aus welcher E. Munk einige Mittheilungen gemacht hat. — Es wäre ein überaus verdienstliches Werk, wenn ein Gelehrter das arabische Original in das Publikum bringen möchte, wie Munk es mit dem berühmten Werke des Raimondes gethan hat.

Das von Tibbon in's Hebräische übersetzte Werk, welches

vielfach von jüdischen Gelehrten commentirt wurde, hat Johann Buxtorf der jüngere, 1660, in's Lateinische übertragen. In deutscher Uebersetzung gab es zuerst 1841 Dr. David Cassel (mit Dr. S. Solowicz*) in Berlin heraus, mit einem sorgfältigen deutschen Commentar und mit einer allgemeinen Einleitung versehen, aber erst im J. 1858 wurde diese Arbeit vollendet. — Jetzt (1869) ist die zweite, vielfach verbesserte Auflage von Dr. David Cassel erschienen.**) Herr Dr. Cassel, der selbst mit vieler Gewandtheit die hebräische Sprache handhabt und auch mit dem hebräisch-philosophischen Jargon des Mittelalters wohl vertraut ist, hat in einer guten und flüssigen Uebersetzung dem deutschen Leser das Verständnis des Werkes nahe geführt und so einen guten Baustein zum Verständnis des aus der Bibel sich entwickelnden Judenthums geliefert; von besonderem Verdienste ist vor den Text und die Uebersetzung begleitende, sprachlich und sachlich erläuternde Commentar.

Dem fleißigen und auf diesem Gebiete sehr sachkundigen Verfasser wird die Anerkennung für seine Arbeit nicht fehlen.

K.

Kleine literarische Neuver.

— **Das ökumenische Concil.** Eine überaus schätzbare Sammlung von Aktenstücken, die auf das bevorstehende, römische Concil Bezug haben, ist schon in der Verlagsanbahnung von E. L. van Nuden in Berlin erschienen***). Es sind zusammen 26 Nummern, von denen ein großer Theil, namentlich die Concilien vom 8. Dec. 1864, der Synodus und das denselben begleitende Schreiben des Cardinals Antonelli an die Bischöfe vom 8. Dec. 1864, das Rundschreiben des Cardinals Caterini an die gesammten Episcopate, das Verzeichniß der den Bischöfen vorgelegten Fragen, die Allocution des Papstes vom 26. Juni 1865, das apostolische Sendschreiben vom 29. Juni zur Anlage des Concils etc., zugleich im lateinischen Original und in deutscher Uebersetzung hier abgedruckt sind. Ferner befinden sich darunter Uebersichten der gesammten katholischen Hierarchie, der sieben Kommissionen zur Vorbereitung des Concils (worunter eine für die dogmatische Theologie, eine für die kirchliche Disciplin und eine für die Angelegenheiten der Presse), der orientalischen, mit Rom verbundenen Kirchen des armenischen, des griechischen, des syrischen und des koptischen Ritus etc., woran sich endlich und die bisher bekannt gewordenen amtlichen Äußerungen des Auslandes über das Concil, sowie die Adresse der Eoblenzer Katholiken an den Bischof von Trier und das darauf an der Professor Dr. Baunerband in Bonn vom Erzbischof von Köln erlassene Schreiben reihen. Als historisches Material zur einstigen Beurtheilung dieser im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts als ein unerklärlicher Anachronismus aufgetauchte Zeitercheinung sind verglichen Sammlungen jedenfalls sehr schätzbar und anerkennenswerth.

— **Berner's Kritik des Norddeutschen Strafgesetz-Buchs.** Der ord. Professor der Rechtswissenschaft an der Berliner Uni-

*) Solowicz arbeitete nur an den zwei ersten Seiten mit.

**) Leipzig, Verlag von Friedrich Voigt's Buchhandlung.

***) Offizielle Aktenstücke zu dem von Sr. Heiligkeit dem Papst Pius IX. nach Rom berufenen Concil.

enthalt, Herr Dr. Berner, dessen „Lehrbuch des deutschen Strafrechts“ bereits in vierter Auflage verbreitet ist, hat soeben eine mit dem Entwurf eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund herausgegeben,*) die nicht bloß von den Reichsgesetz-Abgeordneten mit Dank aufgenommen worden wird. Der letztere bezeichnet den neuen Entwurf als überaus lindenhaft und angemessen. Er tadelt namentlich, daß bei Entwerfung des Gesetzes mit solcher Eile verfahren worden sei. „Fürchtet man es“, sagt er, „den Zusammenstoß des mächtigen Nordbundes mit das baldige Aufheben der Befugnis, ein einheitliches Strafgesetz zu erlassen? Der Nordbund ist kein Untergeschöpf, und es hinter seiner legislativen Thätigkeit dürfen es auch nicht a. Nichts drängt uns. Selbst in politischer Hinsicht würden wir am Besten kommen, wenn wir das dauerhafteste Ergebnis in schneller erreichten vorzögen und etwas hinstellten, worin die ganze Masse des deutschen Geistes sich abspiegeln würde. Der letzten Verallgemeinerung der preussischen Strafgesetze, die weit her als das bürgerliche Strafgesetzbuch einer Reform bedurften, der Norddeutsche Reichstag seine moralischen Eroberungen Deutschland gemacht. Möge man sich vor einem zweiten Schritte hüten, und wo möglich bei dem jetzt zu thunenden, tüchtigen Schritte den ersten Schritt berücksichtigen. Auf keinen Fall kann die politischen Gründe, die allerdings für die letzte Verallgemeinerung der Militär-Strafgesetze sprechen, die sofortige Einführung eines unbefriedigenden bürgerlichen Strafgesetzbuches geltend machen.“

— **Karl Steffens' Volkskalender.** *) „Papa Steffens“ wird u. älter, aber nicht alt; mit jedem neuen Lebensjahre verjüngt sich vielmehr. Berthold Auerbach's Volkskalender hat aufgeführt erscheinen; der alte Onkel kündigt an, daß er zum letzten erscheinen sei; Papa Steffens dagegen macht neue Pläne Erweiterung seines Leserkreises. So bringt er diesmal einen Kind auf die Welt; der 3. 1868—69, welcher regelmäßig fortgesetzt werden soll, doch erwarten wir, daß der Vater dieses Kindbildes, Herr Dr. G. Lewinstein, künftig etwas Humor in die Sache bringen werde. Neben diesem politischen Speisezetteln hat Papa Steffens durch seinen Freund hinein auch einen gastronomischen auftragen lassen, woan Kiebig und andere wissenschaftliche Autoritäten hängen ist. Die „Chronik der neuesten Erfindungen“, von D. Lipp, bildet neben der Uebersicht der neuesten und bewährten Recepte auf dem Gebiete der Gewerbe, der Haus- und Wirtschaft, wieder einen bewährten Theil des Volkskalenders, der auch einige treffliche „Winks für die Pflege des Auges“, Dr. Herman Cohn in Breslau, enthält. Das nicht minder haltige, belletristische Angebinde des Almanachs bilden zwölf anmutige, wahrscheinlich von Julius Kobenberg verfasste Gedichte in den Monatsstafeln des Calendariums, jedes in einem deutschen Geistesheroen, der in dem betreffenden Jahre geboren oder gestorben, von Friedrich dem Großen im Jahr bis P. Seine im December, gewidmet; ferner acht poetische Erklärungen zu den Stabskiden, von Hermann, Erinnerungen an Goethe's Aufenthalt in Almenau, Julius Kobenberg, die Schilderungen eines traurigen blassen Emigrantenlebens in Amerika, von B. Windler,

und fünf Erzählungen und Skizzen von Adolf Mügelburg, Neumann-Strela, Georg Hiltl, Sacher-Masch und Max Ring.

S. v.

— **Politische Gedichte aus Siebenbürgen.** (Ein deutscher Arzt in Hermannstadt, Dr. Friedrich Kraffer, hat unter dem Titel „Offenes Visir“) ein Bündchen „Zeitgedichte“ an seine deutschen und magarischen Landsleute gerichtet, das voll Vaterlandsliebe und Vertrauen in die Macht des Geistes ist. Den Magyaren ruft er zu:

„Noch einmal, schreit es, will das Glück sich wenden,
Noch einmal will das Schicksal Euren Händen
Des Vaterlandes Wohl und Weh vertrauen:
Es gilt, der Freiheit ein Asyl zu bauen
Und, als des Reiches verzehobener Poeten.
Den Sturm zu bannen im entworfenen Thron.
Höll Euch, wenn Ihr den Geist der Zeit versteht,
Doch Sieg befreiend durch die Lande geht!

Und an den deutschen Geist sich wendend, ruft er:

Du aber, König unter den Propheten,
Gewalt'ger Geist der deutschen Wissenschaft,
Du Welterschütterungsgeist, zu dem wir beten,
D. brich hervor, mit aller Deiner Kraft,
Mit Sturmeswetter schlag' in tausend Schreden
Die heilige Pundelade alten Wahns
Und bring' der Welt, die nahe am Verbrühen,
Den Segen Deines neuen Aflorant!

— **Gedichte von Hieronymus Lorm.** *) Den Dichter, der früh durch körperliche Leiden hart geprüft wurde und dem der Sinn des Gehörs dabei verloren ging, zeichnet eine große Tiefe der Empfindung, Eigenthümlichkeit des Gedankens und Reinheit und Leichtigkeit der Versifikation, wie des Reimes, aus, und wenn auch der Weilschmerz etwas stark aufgetragen ist, so hat er doch bei diesem Poeten eine größere Berechtigung, als bei vielen andern Nachahmern Heine's und Renan's. Zu den gelungensten Gedichten der vorliegenden Sammlung rechnen wir gleich das erste mit der Ueberschrift: „Frühlingsabend“:

„Süßer, heiliger Frühlingsabend,
Da ich dich zuerst gefühl',
Ganz von Strahlen überglüht
Unter grünen Landbach streb'n!
Als die Sonne schied, dich küßend,
War's, als leuchte auf mein Glück,
Ob's so laut für alle Zeiten
Scheidend in die Nacht zurück.“

— **Weinphantasien.** **) Der Autor dieser Gedichtsammlung bezeichnet seinen Anakreonismus als einen Anachronismus. Die Poesie hat indeß gerade in unserer vielbewegten Zeit eine hohe Bedeutung. Zu weit die ganze Menge: Politisch, Dilettant, Religionshader, Kriegsorgeln, socialistische Gelsenster, Haufe und Bauffe z. z. und so hartnäckig verfolgt und uns zu ermatten droht, lehnen wir nach dem Genuße eines stillen Augenblicks,

*) Hamburg, Otto Meißner, 1869.

**) Hamburg und Leipzig, J. B. Richter, 1870. (110 S.)

***) Weinphantasien, von A. Leopold. Berlin, Lührig, 1869.

*) Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1869. (74 S. 8.)

**) 1870. Dreißigster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen und 4 Holz- Illustrationen. Berlin, Louis Gerschel.

in welchem wir zu ruhigem Bewußtsein gelangen können. Mit diesem Augenblicke tritt die Poesie in ihre Rechte und Pflichten ein. Wohl uns, wenn dann die Muse sich immer mit so frischen, harmlosen, vom Herzen dem Herzen gewidmeten Gaben bei uns einfindet, wie sie uns in den „Weinphantasen“ darbietet. Hier bringt sie uns ein ganzes Hüßchen anscheinend regellos durcheinander geworfener Blumen und Früchte; jene, je nachdem, süßdeutig und zum kräftigen Niesen zwingend, diese herb, zudernd und anregend bitter! Nicht im Treibhause sind diese Blüten und Früchte gezogen; sie entsprossen an der frischen Luft, hoch oben im Giebelzimmer, bei Sonnen- und Sternenschein, und im Angesichte unverfälschten Wassers, das von der Begeisterung des Autors in den erwindesten Nebenast verwandelt wurde. Und diese wundertreibende Begeisterung wirkt beharrlich weiter, wie Jeder wahrnehmen wird, der, wie sie sich gebührt beim Weine, die „Weinphantasen“ vergnüglich auf sich einwirken läßt!

Literarischer Sprechsaal.

Einen mächtigen, tiefen Eindruck auf die Gemüther haben die Verhandlungen des Deutschen Protestantentages gemacht, der in der vorigen Woche seine Jahresversammlung in Berlin hielt. Die Pforten der evangelischen Kirchen Berlins waren dem Protestantentage, zur Strafe für seine abweichenden Lehmeinungen, vom Evangelischen Bisthumskatholisch verschlossen worden; dagegen hatten ihm, wie der Vorsitzende, Hr. Muntschli, treffend bemerkt, die Bewohner Berlins ihre Herzen um so ungetheilte geöffnet, während die städtischen Behörden ihm die würdig und firdlich geschmückten Räume der schönen neuen Turnhalle aufgeschlossen hatten. Wir denken in unserem nächsten Blatte dieser edeln Kulturbewegung Deutschlands einen besondern Artikel zu widmen und bemerken für heute nur, daß es hauptsächlich die Selbstbestimmung der Gemeinde in Kirche und Schule, dieses alte deutsche und besonders protestantische Recht war, was den Gegenstand der Verhandlungen des Protestantentages in Berlin bildete und zu einer gegenseitigen Erörterung dieses Rechtes, dieser Freiheit, den Eingriffen der Hierarchie einerseits und der Bitturautokratie andererseits gegenüber, Anlaß gab. Große, freundliche Theilnahme erregte es, daß bei dieser Gelegenheit auch aus der Schweiz Worte der begeisterten Zustimmung zu den Beschlüssen des deutschen Protestantentages vernommen wurden. Wo Deutschland auf den Wegen der religiösen Freiheit, der wissenschaftlichen Erkenntnis und der reinen Humanität vorrückt, da fehlt ihm auch die Theilnahme der Nationen nicht, und da wird es zu allen Zeiten stark und unverwundlich sein!

Z. V.

Bei dem Verleger der seit dem 1. Juli 1868 erscheinenden „Akademischen Zeitschrift“, Herrn M. G. Pöcher in Leipzig, wird jetzt auch ein nach den vier Fakultäten und innerhalb derselben alphabetisch nach den Namen der Universitäten geordnetes „Verzeichnis der Vorlesungen deutscher Universitäten“ publiziert, welches uns für das Wintersemester 1869–1870 vorliegt. Abgesehen von dem unbenutzten Format in Großfolio, ist dieses Verzeichnis eine überaus nützliche und gewiß Vielen sehr willkommenes Erinnerung. Die schweizerischen und die österreichischen deutschen Universitäten sind, wie die baltische Universität Dorpat,

in das gewaltige Reich der Hochschulen des deutschen Reiches einverleibt. Wir haben also hier das größte Hochschulkatalog vor uns, das, obwohl nur von einer idealen Grenzlinie umgeben, doch in voller Realität herrscht und eine großmächtige Eindeutigkeit bildet. Zu interessanten Wahrnehmungen giebt eine Vergleichung der Vorlesungen und derjenigen, die sie halten, in den verschiedenen Fakultäten und Universitäten Gelegenheit. Österreich und die Schweiz sind augenscheinlich im Wachsen ihrer geistigen deutschen Macht, während ein anderer Staat, welchem senk zu Präbital des „Staates der Antiquitäten“ beigelegt wurde, in die jen vergleichenden Ueberflüssen wohl an Quantität der Namen, nicht aber an Qualität der Vorlesungen gewonnen hat.

Z. V.

Zum erstenmal ist uns vor einigen Tagen ein Exemplar und zwar in einer vom 4. October datirten Nummer, der in Berlin, in der Steinruderei von H. Sudemann autographierten, von J. C. Wesseln herausgegebenen, von Kuba (Eindeutigkeit Nr. 60) für den Preis von 5 Thalern vierteljährlich versandten und von J. W. Frie (vulgo Fritsch) redigierten, zweimal wöchentlich erscheinenden „Correspondance Tchèque, organe du parti national et bohème“ zugegangen. Wir hatten zwar im Laufe des verflossenen Semesters in auswärtigen, namentlich in Pariser Blättern hin und wieder gelesen, daß eine solche „Correspondance“ in Berlin verfaßt werde; wir wußten ferner, daß es in unserer Stadt, die eine alte französische Kolonie, eine böhmische Gemeinde, einen Englischen Klub, eine Italienische Gesellschaft, ein Dinardisches Kränzchen besitzt, auch eine tschechische „Beseda“ giebt, welche sich hauptsächlich an hier angesiedelten böhmischen Dichtern und Sängern rekrutiert, aber daß diese „Beseda“ auch dazu berufen wird, in der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes ein Wort zur Bekämpfung und Herabwürdigung der deutschen Nationalität im alten deutschen Lande der Böhmen herauszugeben und zu verbreiten — diese von uns bisher für ungläublich gehaltenen monströsen Erscheinung ist erst durch die vorgedachte Nummer der Correspondance Tchèque uns thatsächlich vor Augen geführt worden.

Diese Nummer enthält unter Anderm ein in tschechischer Sprache abgefaßtes, an den Redakteur der in schlechtem Deutsch geschriebenen Prager Zeitung „Die Politik“ gerichtetes Schreiben des Herrn J. W. Frie (vulgo Fritsch), rédacteur de la Correspondance Tchèque, worin dieser gegen die Nachricht der „Wiener „Debatte“ protestirt, daß man bei einer in seiner Redaktion vorgenommenen gerichtlichen Durchsuchung Papiere, die alle Welt compromittiren, gefunden habe; dies sei ihm darum unmöglich, als die an ihn von Vincenz Ketterer, Herausgeber des tschechischen Wochenblattes Klamik, gerichteten Briefe theils von ihm vernichtet worden und theils „in Folge der in der österreichisch-ungarischen Monarchie herrschenden Unsicherheit des Briefgeheimnisses“ ihm gar nicht zugekommen seien. Spontani! Wie in allen anderen, von Frie herausgegebenen Journalen, wird auch von der Correspondance Tchèque der Wahltag, den die Tschechen kürzlich über die Deutschen in Böhmen darangebracht, als ein Triumph der „Unterdrückten“ ihren Unterdrückten gegenüber gefeiert. Aber wir fragen, wo finden sich die Beweise dafür, daß die Tschechen im heutigen konstitutionellen Österreich von den Deutschen „unterdrückt“ werden? Mit der bloßen Phrase begnügt sich heute zutage Niemand mehr! Oder ist wirklich die geistige, die nationale, die gewerthätige und die vermögende Unterdrücktheit der Deutschen über die Tschechen eine „Unterdrückung“, welche die Menschheit nicht länger dulden darf?

Im sogenannten Wälschtirol finden jetzt heftige Kämpfe darüber statt, ob an einigen Orten mit italienischen Namen, wie Triasilengo (deutsch: Aichlitz), Noveda (deutsch: Nischels) u. deutsche Schulen, die von der Bevölkerung verlangt wurden, gegründet werden dürfen. Das lautele Organ der Italiassini in Triel ist der in Trient erscheinende „Trentino“. Diesem Blatte wird nun vom „Voten für Triel und Vorarlberg“ in einem längeren Artikel bewiesen, daß Trient selbst eine deutsche Stadt und daß die Italiäner dort ansehnliche Ansätze seien. Wir entlehnen diesem geharnischten Artikel den nachstehenden Paßus:

„Obgleich es wirklich Italianer in Wälschtirol, so sind sie die Eindringlinge, und zwar spätere Eindringlinge, als die Deutschen. Trient ist sicher weder von Römern, noch von Italiern überhaupt, sondern von keltischen Galliern oder von den Rätien gegründet worden. Die Römer kamen dorthin als harte Eroberer, so gut wie nach Gallien und Germanien, und Trient domogten, weil es unter römischer Herrschaft zuerst bestimmter hervortritt und die sehr zweideutige Ehre genoss, römischen Familien in derotelter Submissio die Schleppe tragen, und den herrlichen Kaisern Tiberius, Caligula, Nero u. s. w. Goldmünzen und Ergebenheits-Adressen senden zu dürfen – Trient beweisen eine italische Stadt zu nennen, hat gerade so viel Sinn, als wenn man alle Städte in Rom's weiten Provinzen, denen Kaiser Caracalla das Bürgerrecht zum Geld verkaufte, noch heute nicht als italisch nennen wollte. Aber die Römer gründeten vielleicht Colonien unter der rätischen Bevölkerung? Allerdings, und zwar durch ausgeübte Soldaten ihres Heeres, das nicht blos aus Italischen, sondern aus von allen möglichen Ländern des Reiches zusammengeworhenen Elementen bestand. Ein vertriebenes, angeleitetes und mit dem Schwerte aufgezogenenes Heer mag sich so so allmählich als herrschend festgesetzt haben, und Dialectismen und wunderlicher Benennungen, bis endlich die Deutschen kamen und das verlorrenete und verlungte Rätien zum ihrer frischen ursprünglichen Kraft zusammenbrach. Auch Trient scheint wieder gesunken und etwas ein Fleden mit vielleicht hundert Hundert Einwohnern geworden zu sein, bis es durch Ketten und Longobarden neu gegründet, bevölkert und befestigt wurde. So war Trient nicht weniger als eine italische Stadt, was in noch viel späterer Zeit zwei Thatsachen bis zur Evidenz beweisen. Die erste ist die, daß die ältesten Statuten der Stadt Trient deutsch abgefaßt waren. Noch 1858 schenkte Gar, Italiassimo börsischer Abkunft, es sei von dem ältesten Statuten, die nach seiner Ansicht jedenfalls lateinisch waren, nichts übrig geblieben, als eine zum Privatgebrauch erachtete armselige deutsche Uebersetzung; aber bald darauf fand H. S. A. Tomassiet das deutsche Original im Staatsarchiv in Wien und veröffentlichte dasselbe mit der Bemerkung, daß es Grundzüge desselben mit Sicherheit überall das longobardische Volkrecht bezeichnen lasse. Die zweite Thatsache ist noch viel schwerer wiegend, als die erste; sie ist allein schon schmeichelnd für die Verehrer der absoluten Italianität Wälschtirols. Danté nämlich, der große Danté, erklärte den Dialect von Trient als nicht „vere latinum“, als ein „vulgare turpissimum“, welchem er auch in dem Falle, daß es an sich pulcherrimum gewesen wäre, für das Latinum illustre, d. h. für das Schrift-Lateinische rein nichts finden konnte. Als Grund davon behauptet er ausdrücklich „die Vermischung mit andern“.

In den ersten Tagen des Monats November d. J. kommt in Magdalen in Berlin eine sehr interessante Sammlung (700

Nummern) mühseliger und homnologischer Bücher, Handschriften und Autographen zur Versteigerung. — Das eben angegebene Verzeichniß enthält auch viele Kostbarkeiten aus dem Nachlasse des verstorbenen Musikdirectors J. A. Bach, z. B. das eigenhändige Manuscript Friedrich's des Großen, ein Fächelholz von 14 Seiten – Originale von Hand'n, Kirnberger, Mendelssohn-Bartoldy, Reichardt, Spontini, Zelter, – Briefe von Griesmann, Salern, Hand'n, Himmel, Verking, Marschner, Meyerbeer, Paganini, Spohr u. A.

Im Herbst des Jahres 1867 stellte sich eine junge Witwe, von Geburt eine Heilheilerin, die Tochter eines lutherischen Geistlichen, Frau Henriette Hirschfeldt, geb. Pasagien, dem Vorsitzenden des Berliner „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“, dem vereinigten Präsidenten Vetter, vor und gab ihm ihre Absicht zu erkennen, nach America zu gehen, auf einem der dortigen Dentist-Colleges Zahnheilkunde zu studiren und nach Beendigung ihres Studiums nach Deutschland zurückzukehren, um sich daselbst, am liebsten in Berlin, als Zahnarzt niederzulassen. Von dem vorresidenden Manne, der ihr Vorhaben mit dem wärmsten Beifall aufnahm, mit Rath und That unterstützte, wandte sie sich an die Regierung mit der Anfrage, ob sie auch nach abgelegtem Examen in America in Preußen auf eine Kasseisen rechnen könne und erhielt nach einigen Schwierigkeiten die Zusicherung, daß, wenn sie alle Bedingungen, denen ein Zahnarzt sich zu unterwerfen habe, erfülle, die Kasseisen ihr nicht verweigert werden solle.

Frau Hirschfeldt glaubte nun alle Schwierigkeiten überwunden zu haben und reiste ab, mußte aber zu ihrem Erstaunen erfahren, daß man ihr auch im freien America, wo doch bereits erblühende Frauen als Aerzte practiciren, Hindernisse in den Weg legte. Mehrere der Professoren am Dentist-College in Philadelphia, wo sie Aufnahme suchte, widerstehen sich ihrem Eintritt auf das Entschiedenste, und nur mit großer Mühe setzte einer der ihr wohlwollenden Professoren, Mr. Truman, ihre Zulassung endlich durch.

Und nun begannen zwei ernste, schwere, arbeitsvolle Jahre für die junge Frau, Jahre, in welchen sie, die einzige Frau, inmitten von siebzig Studenten, die ihr Kommen mit sehr getheilten Empfindungen ansahen, mit rastlosem Fleiß ihren Studien oblag. Aber dieser Fleiß, der stets von ihr an den Tag gelegte Verneiner, wie ihr mufterhaftes, taktvolles Wesen verschafften ihr bald die allgemeine Hochachtung ihrer Mitstudirenden, ja noch mehr, ihre Anwesenheit übte stätlich den günstigsten Einfluß auf Sitte und Benehmen der jungen Leute aus.

Am 27. Februar d. J. machte Frau Hirschfeldt ihr Examen, das sie auf das Glänzendste bestand, und wurde in Gegenwart einer zahlreichen, jubelnden Versammlung zum Doktor promovirt. Bald darauf kehrte sie nach Deutschland zurück. Die preussische Regierung konnte ihr in Folge der gegebenen Zusicherung, auf Grund der mitgebrachten Zeugnisse, die Kasseisen nicht verlagern, und so hat sich denn seit Kurzem Dr. Henriette Hirschfeldt in Berlin niederzulassen und will die zahnärztliche Praxis unbedenklich nur für Frauen und Kinder betreiben. Es steht zu erwarten, daß sie Erfolg und damit auch Nachfolgerinnen haben werde; solchen die Bahn leichter und freier zu machen, ist das ausgesprochen Ziel, dem unser junger Doktor auftritt. J. H.

Verichtigung. In Nr. 40, S. 591, Sp. 1, 3, 14, statt „electrisch“ L. „elektisch“.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird im Umtausch gegen die neueste
elfte Auflage der Betrag von
10 Thaler
vergütet.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Vorzahlung bewirkt werden.

Die erste Auflage kostet dann:
gebunden statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 20 Thlr. nur 12 Thlr.
geb. in Hlbdr. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Gedächtnissrede

auf

Alexander von Humboldt

gehalten in der (193)

öffentlichen Sitzung
der Königl. Preussischen Akademie
der Wissenschaften zu Berlin
am 1. Juli, dem Leibniztage d. J. 1869

von
H. W. Dove.

2½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. 7½ Sgr.
Ford, Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig erschien soeben:

GESCHICHTE (194)

DER

ITALIENISCHEN MALEREI

VON

J. A. CROWE & G. B. CAVALASSELLE.

DEUTSCHE ORIGINAL-AUSGABE

BESORGT VON

Dr. MAX JORDAN.

ZWEITER BAND.

Mit 11 Tafeln, in Holz geschnitten v. H. Werdmüller.
Nebst Anhang enth. Francescos Albertini's
"Memoriale" v. J. 1510.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Commissionsverlag von **A. Lorentz** (H. Fritzsche's Buchhandl.) in Leipzig.

Wuttke, H., Städtebuch des Landes Posen. (Codex Diplomaticus, Allgemeine Geschichte der Städte im Lande Posen, Geschichtliche Nachrichten von 149 einzelnen Städten.) 1864. 1 Band in 4^o von 472 Seiten. Preis Thlr. 8.

Mit diesem Werke ist nicht nur der Grund zu einer Geschichte des Herzogthums Posen gelegt, sondern auch der Hergang der Germanisirung des Slaven-Landes erklärt. Ausserdem ist es ein Beitrag sowohl zur Geschichte Polens als zur deutschen Städte- und Rechtsgeschichte. Nur Weniges von dem, was es enthält, war bisher bekannt.

Wuttke, Accessiones ad codicem diplomaticum qui continetur libro. Städtebuch des Landes Posen. — Leipzig, 1865. Pag. 23. 4^o.

Wird, soweit der Vorrath reicht, dem Städtebuch beigegeben.

Wuttke, H., Die drei Kriegsjahre 1766, 1767, 1768 in Deutschland. Aus dem Nachlasse J. F. Huschborg's. 1 Band in 8^o von 723 Seiten. Herausgegeben von Preis Thlr. 1.

Alle bisherigen Darstellungen des siebenjährigen Krieges flossen aus preussischen Quellen. Dieses Werk ist das erste, in welchem die Ereignisse aus Nachrichten von den Gegnern Preussens berichtet werden. Vieles erscheint nun in anderem Zusammenhange. Vom Herangehen ist der dritte Theil des Inhalts abgefasst. (195)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

!Nur einmal angezeigt!

(Vollständigste u. neueste franz.-deutsches Wörterbuch.)

Sachs' encyclopädisches Wörterbuch

der

franz. u. deutschen Sprache.

I. Theil: Franz.-deutsch. — II. Theil: Deutsch.-franz.

Neu und eigenthümlich, namentlich in folgd. Punkten: Besondere Berücksichtigung der deutschen Leserwelt in beiden Theilen des Werks. — Durchgängige Angabe der Aussprache u. Wortverbindung nach dem phonet. System der **Methode Toussaint-Langenscheidt**. — Angabe d. Orthographie u. d. schwierigen Anwendung d. grossen Anfangsbuchstaben im Franz. — Besondere Berücksichtigung der gesproch. Sprache neben d. Schriftsprache. — Allgemeinverständlichkeit. — Grösste Vollständigkeit, auch in Bezug auf wissenschaftl. u. techn. Wörter, auf Synonymen, Antonymen, Homonymen, Etymologie, Eigennamen etc. — Angabe von Autoritäten in streitigen Punkten.

Theil I. ca. 17 Lieferungen von je 10 Bogen (hoch Quart) zum Subscriptions-Preis von 9 Sgr. pro Lfrg., der Bogen also nur 10 Pfennig. (Später erhebliche Preis-Erhöhung.) — Freunde d. franz. Sprache finden in jed. Buchh. Gelegenheit, durch Einsicht in die vorrätige l. Lfrg. Kenntniss zu nehmen von den bedeutenden, durch Fachautoritäten anerkannten Fortschritten, welche die internationale Lexikographie mit diesem Werke macht, das trotz seiner Gedrängtheit an Vollständigkeit u. Korrektheit von keinem seiner Vorgänger erreicht wird. (196)

Sorben erscheint in zweiter vom Verf. durchgeführter Voll- von **Emmanuel Druff** Bibliothekar am Britisch Museum in London. Nach der 7. engl. Auflage übertragen. Autorisirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.

Der Salzmud

"Die kleine Schrift machte in England, wo sie zuerst erschien, das ungünstigste Aufsehen. Gleich nach ihrem Erscheinen machten alle grossen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerksam. Das Interesse für sie war allgemein und vom October 1867 bis Januar 1868 war in 7 Auflagen erschienen." Nationalreitung.

Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Göttsche** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Volksbibliotheken zu haben:

Der Kampf um's Oasein

Roman

von

Robert Sgr.

5 starke Bände. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.

Gans Morville.

Ein Roman

von

Karl Gräfel.

2 Bände. 8. Elegant brochirt. 3 Thlr.

Soeben erschien:

Römische Ausgrabungen

letzten Decennium (Die Calistat-Katomben, Der Palatin, Die Unterstadt San Clemente), Vorstudien zu Meyers Handbuch für Italien, von Dr. Th. Gutschalk. Mit 3 Plänen und 2 Ansichten. 112 Seiten gr. 8. Preis 2½ Sgr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (200)

Völker des östlichen Asien

Fünfter Band:

Reisen im indischen Archipel. Singapore, Batavia, Manila und Japan

Von

Dr. Adolf Bastian,

Präsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Gross 8. Eleg. broch. 3 Thlr. 10 Sgr.

Neben des persönlichen Erlebnisse des Verfassers, macht das Werk besonders das Geistesleben der jene raube Insel bewohnenden Volksstämme zum Gegenstande der Betrachtung in der bunte Mannigfaltigkeit ihrer mythologischen Anschauungen, ihrer socialen und rechtlichen Institutionen, ihrer Sitten und Gebräuche.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt, **Alexander von Humboldt**. Biographie, herausgegeben von Carl Bruns Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes. Beilagen nehmen alle Buchhandlungen an. Zu erhalten bei J. u. W. Neumann in Berlin, die jetzige-Vertheilung. Aufnahmen wie Briefe aus franco sende ich an die Redaction (Hauptvertheilung) 4. Sgr. oder durch Buchhändler-Beitragungen an die Postgebühren in Städten. Anzeigen werden die Monatszeitung 1 Sgr. oder die Beilagenzeitung 1 Sgr. 10 Pfennig. Der Brief von Herrn Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hermann u. Neumann) in Berlin. Hildburghausen. Druck von Grosse & Straube in Berlin. Druck 1868.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

18. Jahrg.]

Berlin, den 23. Oktober 1869.

[N° 43.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Der Protestantentag in Berlin. 621. — Die Alliance Israélite in Berlin. 623. — Ein deutsches Lesebuch aus dem sechszehnten Jahrhundert. Das kaiserliche Schwedensbrunnen. 623. — Die deutschen Schriftstellerinnen und die „Revue des deux Mondes“. 624. — Das Klosterleben unserer Zeit. II. Bemerkungen in totter Hand und Proletenmoral. 626. — Italien. Ein Stab und Rannig Remold: Ein Winter in Rom. 627. — Amerika. Ein neuer Eulien der Hauswirtschaft. 628. — Afrikanische Provinzen. Das Nationalgefühl der holländischen Deutschen. 629. — England. Zur Zustreicherung in England. 633. — Hindischer Archipel. S. Pindore: Reisen im Archipel. Menschenfresser auf Sumatra. 631. — Literarische Revue. Die „Blindlichen Beiträge“ in neuer Auflagen. 632. — Ein Versuch über die Ursachen der Welt. 633. — Eine Weltgeschichte für das Haus. 633. — Katalog des landwirtschaftlichen Museums in Berlin. 633. — Klassische Theaterbibliothek aller Nationen. 634. — Drei Klaisse von Giebert Bräuer Binde. 634. — Literarischer Sprechsaal. Wölbe's Verhältnis zu religiösen Fragen. 634. — Karl v. Kottel und der Buchhändler Treumann. 635. — Weiterbeweisen für das weibliche Geschlecht. 635. — Ein Frauenclub in New York. 635. — Ein japanischer Roman. 635.

Deutschland und das Ausland.

Der Protestantentag in Berlin.

Der deutsche Protestantentag, im Jahre 1864 von Führern und Vertretern der freien Richtung innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands gegründet, ist eine Verbindung jener dieser Kirche angehörigen Männer, welche eine Errettung derselben im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Kulturentwicklung unserer Zeit treiben. Als seine wesentlichen Aufgaben erkennt der Verein Ausbau der Kirchenverfassung auf der Grundlage der Gemeinde, die Bekämpfung alles unprotestantischen hierarchischen innerhalb der Kirche, und die Erhaltung und Förderung kirchlicher Eulnung und Achtung zwischen den verschiedenen Konfessionen und ihren Anhängern. Er hat sich ferner zum Geiste, die Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus zu wahren, und das christliche Leben, sowie alle christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Wohlfahrt Kraft des Volkes beugen, anzulegen, zu fördern.

Wenn im Verein mit solchen Zielen, mit Aufgaben, die in reinem Sinne allgemein und tief empfundenen Schätzen der kirchlichen Zustände Abhilfe zu bringen streben, bei seiner Tätigkeit in gespannter Beziehung, ja sogar in ausgeprägtem Gegensatz zu manchen kirchlichen Behörden sich befindet, so leuchtet ein, daß ein sachlicher Grund hierzu nicht liegt. Denn nach dem reformatorischen Grundbegriff ist die Kirche nicht ein unabhängig abgeschlossener, fertiger Bau, sondern ein lebendiger Organismus, welcher des Wachstums, Erneuerung und des Fortschreitens im Zusammenhange mit den übrigen geistigen Bestrebungen der Menschheit gleich sehr bedürftig, wie bedürftig ist. Erst protestantisch ist ferner die Überzeugung, daß die Verfassung dieses Organismus sich aus und auf der Grundlage der Gemeinde zu entwickeln habe. Ferner, hat kräftiger als der größte Held des deutschen Protestantismus geeifert gegen hierarchische Gelüste innerhalb der Kirche, wer nachdrücklicher das allgemeine Priesterthum aller ihrer Mitglieder gelehrt und verfochten als Martin Luther? Und endlich, christliche Eulnung und Achtung zwischen den Anhängern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse zu fördern, sollte ja wohl Keinem mehr am Herzen liegen, als denen, die vermöge ihrer Stellung als Kirchenbehörden, wie die Verhältnisse bei uns einmal liegen, in der Regel zu Vertretern verschiedener Konfessionen von Amtswegen berufen sind.

Fallen also die Aufgaben des Protestantentages, wie wir uns überzeugen, im Wesentlichen geradezu mit denen der Kirchenbehörden zusammen, so kann ein Gegensatz zwischen beiden nur dadurch hervorgerufen werden, daß entweder der Verein sich bei seinen Bestrebungen unrichtiger oder bedenklicher Mittel bedient, oder aber daß die kirchlichen Behörden zu den gemeinsamen Aufgaben nicht die richtige Stellung einnehmen.

Die Mittel, mit denen der Protestantentag für seine Zwecke arbeitet, sind eben dieselben, wie sie von kirchlichen Vereinigungen der verschiedensten Richtung übereinstimmend angewendet werden, um auf die Meinung ihrer Glaubensgenossen einzuwirken und Boden für ihre Tendenzen zu gewinnen. Öffentliche Vorträge, die Herausgabe von Flugblättern und Schriften, Wanderversammlungen — alles das hat der Protestantentag mit anderen kirchlichen Vereinen, die sich unverkennbarer Eunst und Förderung bei den Kirchenbehörden erfreuen, lediglich gemein. Wenn er sich von ihnen in etwas unterscheidet, so ist es durch eine bestimmt ausgesprochene Abneigung gegen das tumultuarische Verfahren, das auf manchen Kirchentagen bei Abstimmungen, Beschlußfassungen u. s. w. beliebt wird. Das Statut des Protestantentages bietet gegen Ausbreitungen dieser Art ausreichenden Schutz, indem es durch eine geordnete Vertretung der Ortsvereine die Gefahr, die sich aus der einseitigen Geltendmachung der jeweilig am Versammlungsorte vorwiegenden Elemente für die Unbefangenheit und Freiheit der Beratungen ergibt, von vornherein beseitigt.

Auf diesen Grundlagen und unter der Leitung der hervorragendsten Vertreter der freien kirchlichen Richtung, hat denn der Protestantentag eine Thätigkeit entfaltet, deren Erfolge zunächst durch den von Jahr zu Jahr steigenden Umfang des Vereins selbst einleuchten. Daß die Aufgabe, der er vor Allem dient: die Erneuerung der Kirche im Einklange mit der Kulturentwicklung unserer Zeit, eine überaus schwierige und umfangreiche ist, wird von Jedem, der sich für kirchliche Interessen überhaupt Einn und Verständnis bewahrt hat, ohne Weiteres zugestanden werden. Einer unbefangenen Auffassung wird es nicht entgehen, daß der Verein durch sein Auftreten Viele, die sich den kirchlichen Fragen gegenüber auf kühlen Indifferentismus beschränken, zu neuer Theilnahme erweckt und dadurch mit dem kirchlichen Leben wieder in einige Beziehung gebracht hat. Diese Anregung ist besonders da stark und nachhaltig gewesen, wo das Wesen des Vereins sich am freiesten offenbaren konnte. Die Städte, in denen der Verein seine Jahresversammlungen bisher gehalten, Eisenach, Neustadt an der Hardt, Bremen, haben ihn in gutem Andenken.

Um so auffallender ist der Empfang, der dem Verein bei

seiner diesfälligen Versammlung, für welche Berlin ausgewählt worden war, von den preussischen Kirchenbehörden bereitet worden ist. Während dem Protestanten-Verein überall, wo er bisher zusammengetreten war, am Fuße der Wartburg, wie vor dem herrlichen Kathedraal zu Worms, in der von einem katholischen Fürsten regierten Pfalz und in der alten Freistadt Bremen, die Kirchen und die Kanzeln offen gestanden hatten — eine Gastfreundschaft die keinem kirchlichen Vereine verweigert zu werden pflegt — war der Hauptstadt des größten protestantischen Staates, der Stadt, in welcher Schlichtmacher gepredigt und gelehrt hat, der Anblick vorbehalten, einen Verein, der die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus auf sein Banner geschrieben hat, von den Kirchen Berlins ausgeschlossen zu sehen. Dasselbe Consistorium, das schon im Herbst des vorigen Jahres sich so eifrig zeigte, als es galt, dem Andenken des größten Berliner Theologen die kirchliche Feier zu schmälern, verweigerte die Erlaubnis, Berliner Kirchen zu Versammlungen, ja selbst auch nur zum Gottesdienste der Mitglieder des Protestanten-Vereins zu benutzen, und die oberste evangelische Kirchenbehörde des Landes, die damals jenem Eifer Schranken zu setzen für nöthig befunden hatte, fand ihn jetzt dem Protestanten-Verein gegenüber an der richtigen Stelle.

Das „Magazin“ hat sich schon oft, und nie öfter als in den letzten Jahren, in der Lage befunden, von seinem Standpunkte aus den Geist, der in der Verwaltung des preussischen Kirchen- und Unterrichtswezens mit geringen Unterbrechungen seit nun mehr als einem Menschenalter vorherrschend ist, als eine Verleugnung der großen preussischen Traditionen und als eine Schädigung der preussischen Interessen zu beklagen und zu bekämpfen. Es registrirt den neuesten Akt, in welchem sich der weite Abstand des gegenwärtigen preussischen Kirchenregiments von den weisen und freiständigen Principien der Duldsamkeit und der Befreiheit, jenem herrlichen Erbtheile der Monarchie des Großen Kurfürsten und des Großen Friedrich, so ungewöhnlich funktionsfähig, mit Trauer und Beschämung. Ein Blatt, das auf dem Gebiete der literarischen Kritik für die Achtung vor dem religiösen Leben und Gedanken jederzeit mit Nachdruck eingetreten ist, darf sich berechtigt halten, den Schritt, durch welchen die Kirchenbehörden Preussens ihrem offenen Gegensatz zu der gesammten Kulturentwicklung der Zeit einen so unumwundenen Ausdruck geben, als einen bedauerlichen und gefährlichen zu bezeichnen. Es wird so viel, und vornehmlich von der Seite, die sich ausschließlich die kirchliche zu nennen gewohnt ist, über die Unfruchtbarkeit unserer Zeit geklagt. Glaubt man in der That, das kirchliche Interesse durch solche Excommunicationen abweichender Michtungen bei unsern deutschen Völkern befähigen oder gar wieder erwecken zu können? Glaubt man die Kluft, die zwischen dem modernen Bewußtsein und dem kirchlichen Dogma unlegbar vorhanden ist, dadurch zu überbrücken, daß man den Kirchenbesitz immer enger und unduldsamer auf den Bekenntnißstand des 16. oder 17. Jahrhunderts anzuheften sucht?

Wir überlassen es den speciell kirchlichen Zeitschriften, die Kirchenrechtliche und die kirchenpolitische Bedeutung der Wagnahme des preussischen Consistoriums und Oberkirchenraths eingehender zu erörtern. Von unserem Standpunkte aus haben wir nur zu constatiren, daß dieselbe an sich allein ausreicht, um die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit eines Vereins, wie des deutschen Protestanten-Vereins, recht in's klare Licht zu setzen. Die Verhandlungen dieses Vereins, die am 6. und 7. Oktober in der großen Berliner Turnhalle unter der lebhaftesten Be-

theiligung aller Kreise der Berliner Bevölkerung stattfanden, haben die Ueberzeugung bei uns neu befestigt, daß unser Volk, wenn es sich gegenüber der geräuschvollen Kirchlichkeit einer so wissen Partei, theils in unwilligem Schweigen abwendet, theils in lauten Spötte ergeht, zwischen dem Kirchthum und den Religiösen zu unterscheiden versteht und gewillt ist. Von freier Geistes durchweht und gleichzeitig getragen von der Liebe zum Gottesdienste, werden die Verhandlungen des vierten deutschen Protestanten-Tages nicht verfehlen, den Wunsch nach einer Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklange mit der Kulturentwicklung unserer Zeit weithin zum Bewußtsein zu bringen. Die vielen insbesondere auch die geeignete Widerlegung des Vorwurfs, daß der Verein seine Stärke im Vereinen und Einreisen, nicht aber im Aufbauen und Befestigen suche. Sowohl die Vorträge, von der Professor Baumgarten aus Rostock und die Predigt Schellenberg aus Mannheim und Balle aus Bremen, den Abenden vor dem Beginne der Versammlungen, die Predigten, durch welche diese selbst von dem Dichter, Dr. Carl Schwarz aus Gotha und dem Prediger Hermann aus Stettin eingeleitet wurden, waren bei entschieden Freimüthigkeit durchweg befeelt von dem Streben, die religiösen Grundlagen und die evangelische Berechtigung der freieren kirchlichen Bewegung klar zu legen. Ebenso fand die sehr wichtige Aufgabe der Versöhnung der modernen Bildung mit dem kirchlichen Leben einen kräftigen und wirksamen Ausdruck in der Ansprache, mit welcher der Heidelberger Staatsrechtler, heimrath Dr. Bluntschli das Präsidium der Versammlung nahm. Die Debatte über die Schulfrage, welche sich an den gediegenen Vortrag des Professors Holtmann und an die ihm aufgestellten Thesen über das Verhältniß der Kirche zum Staat und Kirche, sowie über die Gestaltung des religiösen Unterrichts anknüpfte, bewegte sich in der ersten und höchsten Haltung. Und wenn in dem Vortrag des Kirchenraths Eder über die kirchliche Lage der Gegenwart das polemische Element in scharfer Abwehr der wider den Verein erhobenen Beschuldigungen überwog, so fand dasselbe seine Ergänzung in den Klärungen, die sich von Seiten des Delegirten der Schwabacher Reformvereine, Professor Gustav Vogt aus Bern, und Professor Baumgarten anschloßen.

Es ist zu wünschen, daß, wie in früheren Jahren, so diesmal die Verhandlungen des Protestanten-Tages veröffentlicht und dadurch den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. Inzwischen trennen wir uns, auf eine literarische Gedächtnisreise zu können, durch welche der Verein einem Bedürfnis der Gegenwart aufs Beste entgegenkommt. Das sechsundzwanzigste Jahrbuch des Deutschen Protestanten-Vereins^{*)}, herausgegeben von den Berliner Geistlichen Schell und Thomas, vertritt die echt protestantischen Grundzüge selbstständigen Forschung und der Wissenschaftlichkeit mit v. Gewissenhaftigkeit und freudiger Gemüthsheit. „Galt man uns eine angelich Alles in Erstarrung versenkende Regie die lebende Autorität einer festigen Theologie und Priesterthum entgegen: laß leben, wie der taugliche, vielfach zusammengeflochtenen Schild durch die Kraft des freien Bewusstseins und der extendierten Vernunft in lauten Reben sich ausbreitet. Kommt man uns dem lebenden Buchstaben, wir treten mit dem lebendig machenden Geiste dem Widersacher mutig gegenüber. Zusammen mit“

^{*)} Erster Jahrgang. Gießen, R. P. Friedländer, 1863. (I und 210 S. in Oct.) Preis 15 Sgr.

und auf mannigfachen Reizen des Einzelgewissens, auf mannigfachen Stren der Vernunft aufzuerstehen machen, immerhin mag das die menschliche Sündhaftigkeit irritiren. Wir sind davon überzeugt, wie nur unsere Gegner. Aber eben deshalb müssen wir unsere Heile allen Lichtstrahlen der Wahrheit, wie sie durch die Gesundheit des menschlichen Gewissens und durch seine schließliche Durchdringung, und geben gerne bei allen Trägern die Rechte, auf dem Gebiete der Kultur, der Wissenschaft und der Kunst in die Schule. . . . Uns ist Frömmigkeit das Heile und Heiligste, denn auch alle wahre tiefere Ethiklichkeit geht aus der Frömmigkeit ihr Herzblut, das Leben ihres Lebens. In gesunde, lebenswarme und lebensstarke Frömmigkeit kann es im himmlischen Vater voller Freiheit geblieben und sich erheben; ohne dieselbe sinkt sie gleich in schwächliche Frömmelerei bloßen Fanatismus, in Unwissenheit und Heuchelei. Dieses Heile soll sind die Aufgabe, welche das Tagebuch bringt. Wir sind nicht der vortheilhaften fischenpolitischen Punkt, von dem umgeben, dem Märtyrer des westenbargischen Kirchenheils, das schon gezeichnete Charakterbild des Apocryphus, von Prof. Euphros, und dem feinen, warm empfundenen, insoweit das vor zwei Jahren heimgesagten, erst kommen ist freimüthigen Meisters der deutschen Theologie, Richard Heide, von Prof. Heilmann in Heidelberg, hervor. Die Lage von Dr. Blumhagen, über die Einmischung der Religion auf die Religion und kirchliche Dinge, und des Bremer Mission Dr. Carl Mawds, über die Offenbarung St. Johannis, verdienen nicht minder Beachtung. In dem Jahresheft über die Wirksamkeit des deutschen Protestantens-Bereichs, Schriftführer, Pfarrer König in Heidelberg, wird das Heil der Vereinsarbeit veranschaulicht. Wir begrüßen das Buch als einen Geist, der beständig regelmäßig wiederkehrt, und dem, wenn er sich auf dem eingeschlagenen Pfad, die Herzen und Weiser des deutschen Volkes offen werden. Christianus.

Die Alliance Israélite in Berlin.

Die internationale Versammlung der „Alliance Israélite Universelle“, die in Berlin dem deutschen Protestantentage folgte, ebenfalls als eine Signatur unserer Zeit betrachtet werden. Es weiß er nach den verschiedensten Richtungen hin die Zeit und die Selbstbestimmung versteht und beknüpft, weiß Heil unserer Zeit, nach dem Princip, daß in Kämpfen um Menschheit höchste Güter Seidemann für die Erhaltung der Partei ergreifen müsse, den religiösen Indifferentismus zu überwinden, die politische, den die Priorität des Geistes und den Materialismus ebenso, wie den blinden Glauben an Autorität.

Die vor etwa neun Jahren in Frankreich gegründete Bewegung auch über Deutschland und andere Länder ausgebreitet, „Allgemeine Israelitische Allianz“, wie ihr nach in gesammelter, ehrwürdiger Präsident Grémieux in einer Rede, überreichen und von den deutschen Zuhörern mit eifriger aufgenommenen Rede in französischer Sprache dar, eine wahrhaft humanitäre Tendenz: Die Alliance Israélite, den in halbseitigen Fiktionen von ihres Glaubens willen geliebten Juden ihren weitreichenden moralischen Einfluß und Hand, und gründet da, wo die Israeliten durch langjährigen Verdruss das Bewußtsein ihrer Menschenwürde eingebüßt, in Schulen für die Erziehung zu einem würdigen Kultur-

leben. Den Segen der geistigen Erleuchtung, den der Orient einst dem Westen gebracht, führt jetzt der Occident dem unentwickelten Osten zu. In Jerusalem, in der asiatischen und europäischen Türkei, in Griechenland, Ägypten, Algerien und Marokko hat die Alliance Israélite zahlreiche Schulen gegründet, deren einheimische Lehrer größtentheils in Paris ihre Bildung erhielten. Die Männer, die an der Spitze dieses Vereins stehen und ihm mit Umsicht und Thatkraft die Wege zu weisen, von den Adeln aller Nationen anerkannten Zielen voranzuhelfen, haben wir in Berlin kennen gelernt: neben dem greisen, aber jugendfrischen Grémieux den rastlos wirkenden Albert Cohn, Präsidenten des israelitischen Konsistoriums in Frankreich, der einst mit dem Ersten, mit Sir Moses Montefiore und mit unserem bewährten deutschen Freunde, dem gelehrten Orientalisten Salomon Munk gefahrlos, aber erfolgreiche Reisen nach Asien (Damascus) und Afrika unternahm, um israelitische Gemeinden gegen blutige Verfolgungen zu schützen.

Diese Männer und noch einige andere französische Mitglieder des Vorstandes der Alliance Israélite versetzen in Berlin mit Vorstehenden und anderen Mitgliedern der deutschen Jüdischen Vereinigung, an deren Spitze Herr Professor Bazaras sich befand, die Mittel zur Abhilfe des moralischen und physischen Elends, in welchem ein großer Theil der an den östlichen Grenzen Frankreichs wohnenden russisch-polnischen Juden schmachtet — eines Elends, das bekanntlich durch die Hungersnöthe der letzten Jahre noch bedeutend vermehrt worden ist. Die Resolutionen, die in dieser Beziehung gefaßt wurden, betreffen sowohl die Förderung des Jugendunterrichts, als die technische Anleitung zum Landbau und zu Handwerken, sowie endlich die Organisation einer nach volkswirtschaftlichen Principien geleiteten Auswanderung jüdischer Familien jener Gegenden, wozu man die Genehmigung der russischen Regierung zu erlangen bestrebt, da es nur ein Segen für das große nordliche Reich sein kann, wenn es von einer Bevölkerung, die sich nicht selbst zu ernähren vermag, auf geregelter Weise befreit wird. J. E.

Ein deutsches Tagebuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.*

Das damalige Schweden.

Der Verfasser dieses interessanten Tagebuchs entstammt einer der ältesten schlesischen Wädelfamilien, machte seine Studien in Götting, Leipzig und Padua und nahm dann Theil an Philipp's II. von Spanien Kriegszüge gegen Portugal. Im Jahre 1585 ward er Hofbeamter Kaiser Rudolf's und scheint als solcher namentlich als politischer Agent beschäftigt gewesen zu sein. Später ward er Truchseß des Erzherzogs Maximilian und als solcher ward er 1590 nach Rußland geschickt, jedenfalls mit Aufträgen, die der Krone Schweden und Polen nicht günstig sein mochten. Passola fiel mit seinen Begleitern durch Unwissenheit des Schiffers in die Hände der schwedischen Heerführer, wurde als Gefangener nach Schweden geführt, dort von seiner Dienerschaft getrennt in Haft gehalten, von einem Schloß in's andere gebracht, vom Könige wie namentlich von dessen Bruder, Karl von Südermannland, persönlich befragt und bedroht, endlich aber nach dem Tode König Johann's auf Fürbitte Kaiser Rudolf's II.

*) Tagebuch des Erich Passola von Eitelau. Herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von Dr. A. Schottin. Halle, G. E. Barthel.

freigegeben. Das Mißlingen dieser Gesandtschaft scheint seinem Ansehen nicht geschadet zu haben, denn schon im Jahre 1594 ernannte ihn Kaiser Rudolf zu seinem Gesandten, um die Zaporogischen Kosaken in kaiserliche Dienste zu nehmen, und diesen Auftrag führte er den Verhältnissen nach so glücklich aus, daß der Kaiser sich sehr anerkennend über seine Dienste aussprach. Hier endete das Tagebuch. Aus dem vom Herausgeber desselben im Anhange mitgetheilten Urkunden erhellet jedoch, daß Cassola später Mustermeister von Oberurgarn war, daß er 1604, als Kaschau, die Hauptstadt von Oberurgarn, von den Rebellen unter Bokstai durch Verrath genommen wurde, all seine Habe einbüßte und 1611 kaiserlicher Rath wurde.

Der Werth des Tagebuchs ist nicht gering. Zunächst läßt es einen höchst interessanten Blick thun in die Art, wie man im sechzehnten Jahrhundert diplomatische Geschäfte trieb. In ausführlicher Weise aber werden wir bekannt gemacht mit den diplomatischen Beziehungen und Verbindungen, welche die damalige österreichische Regierung im östlichen Europa anzuknüpfen suchte. Die Historiker werden die hier gegebene Darstellung als Quelle zu Rathe ziehen müssen. Ebenso vermag der Historiker Nutzen zu schöpfen aus der ausführlichen Schilderung des spanischen Feldzuges zur Eroberung Portugals und der Expedition gegen die Maritimen Inseln. Namentlich sind hierbei die Schilderung des deutschen Regiments getreulich mitgetheilt und eine große Menge historischer und geographischer Data, Vergenden und Sagen u. s. w. bewiesen, mit wie lebhaftem Interesse der Verf. des Tagebuchs Alles aufsaßte, was ihm wissenschaftlichen Werth schien.

Von noch allgemeinerem Interesse ist die Gesandtschaftsreise über Venedig nach Anshand. Die genaue Darstellung der in der Gesandtschaft in Schweden erlittenen Drangsale geben ein treues Bild von dem damaligen traurigen Zustande Schwedens sowohl, als von den im Norden damals so mächtigen deutschen Einflüssen. Dieser Theil des Tagebuchs ist überhaupt der ausführlichste, und mit Recht bemerkt der Herausgeber in der Vorrede, daß kein deutscher Schriftsteller jener Zeit so ausführliche und treffende Schilderungen Schwedens gegeben habe. Cassola bethätigt ein reges Interesse an allem Wissenswerthen. Er besucht und beschreibt Kirchen, copirt Grabinschriften, beschreibt Denkmäler, erzählt Sagen, berichtet über Naturerzeugnisse, über Sitten und Lebensart der Bewohner, über das, was er von ihren alten Göttern („Thor, Odin und Frigge“) gehört hat u. s. w.

So sagt er z. B. von der Universität Upsala: „Es soll auch eine Universität alda sein, welche aber gar schlecht, und pro arbitrio des Königs zu und abnimmt, wie den zu meiner Zeit kein Professor daseibst gewesen.“ Von den Bewohnern Schwedens sagt er: „Das Land ist seiner Größe nach nicht sonderlich großreich und stehen die Dörfer nicht so gar dick, dan in gemein ein jeder Bauer auf seinen Grund und Boden absonderlich wohnet, und wen etwan vier oder fünf Pannenhoff beisammen stehen, würde für ein groß Dorf gehalten, Denselbe genennet. Diemeil aber die Bauerschaft auch ein Standt im Land, findet man unter ihnen seine politische Leuthe, so in ihnen heusen sauber und wohl leben. Wen man im Lande reisct, findet man keine Wirthshäuser unterwegs, sondern feyret bei den Bauern oder Priestern ein, die theilen essen und trindcken mit, soviel das Haus vermag, diemeilen umhensct, nachdem man reiche Leuthe antrifft, oder aber um ein zimliches billigen Pfenning. An der Tafel helet der Wirth und die Wirthin im Haus ihr Oberstelt (so sie högsst, d. i. der hohe sz nennen) und da einer ihnen die nehmen wolt, darff er sich keiner guten Bewirtung getrüben. Ihre heuser sein niedrig und geben die Stuben biß gar unter das

Tach, alda sie gemeinlich nur ein fenster, und einfallend sein haben, und wird selten ein fenster auff der seiten gefunden, die Tächer sein mit Brättern gedeckt, welche sie mit rinten von Birten belegen und erden darauf schütten. Sie gebrauchten sich keine Kachelöfen, sondern haben allein Camin und Kachden in ihren Stuben, Winter Zeit pflegen sie in den Stuben zu schlafen un gilt gleich es sey fremder oder einheimischer, Man oder Weib. Das Weibesvolk ist gutt geprüd und gar vertraulich, aus mit den Jugliendern, ihr arbeit ist fochen, brodbaden, bierbrenen schlachten, brandwein brennen, spinnen, den man dort keine in derliche Beder oder Bierbrenner Junst findet. Wenn sie haben gehet man und weib unter einander in eine Stuben, welche auch in den Teuffchen Seckstäden der gebrauch. Der Adel i land ist etwas schlecht, was aber von furnehmen heuten u alten geschicktern ist, nennen sich iho in gemein herren, dab vor zeiten keine Zunamen gehabt, sondern einiglicher hat an h desselben seines vatern Taufnahmen geführt, aber von egi Jahren her haben sie angefangen, ihnen zunamen zu schepf und nennen sich gemeinlich nach dem, was sie im War führen. Das Volk ist in commun spitzkündig, arglistig und unwöhnlich, trauet je einer dem andern nicht, liegen der vollen sehr ob. Und diemeil der wein alda theuer, behesten sie sich b brandwein und bier, welches sie aus gersten brenen. Und b weiß sie keinen sonderlichen Hopffenwachs, sondern derseil mehrtentheils über Meer hineingebracht wird, pflegen sie, w der Hopffen teuer, das bier mit wermuth oder mit einem theil so sie Perck nennen, und einen den Kopf gar voll macht, böpfen.“

Fügen wir schließlich hinzu, daß eine Menge genealogisch Notizen dieses Tagebuchs dem Freunde der Genealogie u Adelsgeschichte willkommen sein werden, sowie, daß der Herausgeber durch eine Einleitung, in welcher der Leser zumittelst die im Tagebuche beegenden geschichtlichen Ereignisse erzählt wird, und durch sprachliche und sachliche Anmerkungen für erleichtertes Verständniß Sorge getragen hat, so glauben wir das Buch genügend durch sich selbst empfohlen zu haben.

H. H.

Frankreich.

Die deutschen Schriftstellerinnen und die „Revue des deux Mondes“.

„In Deutschland sind die schreibenden Frauen nicht so zahlreich, wie in England, und nicht so bedeutend, wie in Frankreich; sie werden indessen viel gelesen und bewundert. Sie theilen einige allgemeine Richtungen ihrer Pöndelante dar und haben einen unbestreitbaren Einfluß gewonnen; sie verdienen es denach, daß man literarische Forschungen über sie anstellt. In Schriften geben autem erst ein richtiges Verständniß der deutschen Zeiten.

„Die deutschen Schriftstellerinnen bilden einen bedeutenden Kreis, der von allen Seiten beobachtet wird und schärft achtet gegen das farblose Frauenleben in Deutschland. Man beschäftigt sich fast ebenso viel mit ihrer Persönlichkeit, wie mit ihren Schriften; das ist eine Eigenthümlichkeit des deutschen Publikums. Diefelbe tritt noch entschiedener bei den Frauen hervor; die Neugierde paart sich dann mit der geheimen Sympathie für ihregleichen.

„Uebri gens ist dies nicht bloß Geschmackssache, sondern es ist in der Natur der Sache begründet: die Persönlichkeit der Schriftstellerinnen ist fast immer angenehmer, als ihr Erzeugniß. Ihr Leben ist interessanter, als ihre Romane, die oft nur ein spärlicher Abglang des ersten sind. Bei Vielen unter ihnen ist durch den Lauf ihres Geistes und Gemüthes, durch die Eile, durch ihre Erlebnisse und die Kreise, in denen sie lebten, erst ihre Meinung als Schriftstellerinnen hervorgerufen worden. Daher läßt sich der Erfolg von den Briefsammlungen, Memoiren und Selbstbiographien erklären, die in Deutschland so zahlreich sind. Die Autorinnen drängen sich zu diesen Schaustellungen auf noch mehr als das Publikum, das sie dabei bewundern soll, einige von ihnen, und gerade die berühmtesten, sind nur durch ihre Briefe und die Mittheilungen ihrer Freunde bekannt geworden; es sind naive Indiscretionen und selbsteckenhafte Aussagen, in denen sich die Seele ganz nach zeigt und ihrer Schönheit so sicher ist, daß sie alle Hüllen verläßt. Man nimmt ihre Bücher für bare Münze und verschlingt sie voll Glauben. Welche Erfindungen lassen sich dieser Wirklichkeit an die Seite stellen! wenn man ein wenig Einbildungskraft hinzufügt, hat man einen vollständigen Roman vor Augen. Es fehlt kein eigentliches Element darin, weder das Selbstliche, die Leidenschaft, noch das Tragische. So verwickelt sich in einigen Originalen das seltene Ideal der genialen Frau, wie es die Deutschen mit einem ihrer unbegreiflichen Ausdrücke bezeichnen.

„Es ist besonders Rahel Levin, die als schöner Geist auf eine Weise gezeichnet wird. Goethe war von ihr entzückt, Humboldt ihr Freund und Geyß schenkte ihr sein Vertrauen. Mit Bettina mit ihrer Selbstenart und ihrer Nüchternheit für welche gehört sther; ebenso müssen die Göttinnen zweiter Reihe, die Heroinen hier genannt werden, Charlotte Stieglitz, die sich tödtete, um den Dichtergeist ihres Mannes zu wecken, Johanna Kinkel, die einen jungen Theologen die Theologie von David Strauß in den Kopf steckte, ihn dann zum Schriftsteller macht und sich für ihn aufopfert, als er durch politische Vertriebe in's Gefängniß kommt, mit ihm nach England flieht, sie sich aus dem Fenster stürzte, als eben ihre Häuslichkeit der Sorgenfrei geworden war. Es giebt in Deutschland noch hundert Fälle, sogar die Gelehrten müssen sich in Liebesgeheimnisse: Herr Professor Kreuzer bringt eine Dichterin, eine wichtige Stillschauer, zur Verzeihung; die Gündertode, Minna's Freundin, drückte sich einen Dolch in die Brust und stieg sich dann in den Rhein, weil Kreuzer sich nicht von seiner Frau scheiden lassen wollte, die übrigens zwanzig Jahre älter als er.

„Solchergehalt ist die romantische Welt der deutschen Schriftstellerinnen, von denen hier einige die Nerven passiren sollen: zu ersten Beiden stehen einander diametral gegenüber: es sind Gräfin Hahn-Hahn, eine romantisch-mystische Aristokratin, Frau Fanny Lewald, eine jüdische, hartgeistige Demo-
stine.“

Mit diesen Worten, die wir hier auszugeweiht mittheilen, ist Herr Albert Corel in der Revue du deux Mondes eine handlung über die deutschen Schriftstellerinnen ein; dem Leser ist es nicht entgangen sein, welche Irrthümer schon in dem Namen enthalten sind. So beklagt sich die durch ihre Wahrheit und Natürlichkeit berühmte Rahel, in ihren Briefen mit Affection dem Publikum dargestellt zu haben, während kein einziger Brief von ihr gedruckt worden ist, als sie noch zu leben war, und die Publication erst stattfand, als sie sie nicht mehr hindern konnte; denn sie würde höchst wahrscheinlich

die Veröffentlichung ihrer Briefgeheimnisse ebenso wenig erlaubt haben, als so manche Andere, deren distrete Mittheilungen Barnhagen und späterhin seine Nichte publizirt haben.

Alsdann versteht Herr Corel doch allzu sehr gegen die chronologische Ordnung, indem er den Selbstmord der Gündertode später setzt, als den von Charlotte Stieglitz, während der erstere beinahe vierzig Jahre früher stattfand.

Im Verlauf seiner Abhandlung kommen jedoch noch mehr Irrthümer vor; es werden bei sämtlichen besprochenen Schriftstellerinnen die unbedeutendsten Werte erwähnt und die besten, charakteristischsten gänzlich übergangen. So konnte Fanny Lewald wohl verlangen, daß ihr großartiger Roman „Von Weisheit zu Weisheit“ dem französischen Kritiker bekannt sei, und die Gräfin Hahn-Hahn, daß er nicht ihre letzten Romane mit ihren ersten zusammenwerfe.

Noch mehr wird sich aber Elise Pelso wundern und beklagen können, daß er sie neben Friederike Bremer und Ottilie Wilbermuth stellt. Die vortreffliche Hausmannsofst der beiden Vögeln läßt sich doch wahrlich nicht mit der Eisenpeise der Erstern vergleichen!

Wie aber wird Louise Mühlbach darüber erstaunen, daß man sie nur ganz flüchtig und in einem Athem mit Theresia von Bacharach und Frau Paalzow nennt, mit denen sie nicht die geringsten Vergleichungspunkte darbietet.

Daß Herr Corel überhaupt die Schwaben Friederike Bremer ohne Weiteres unter die deutschen Schriftstellerinnen rechnet, ist eine literarische Keckheit sonder Gleichen, und ebenso müssen wir es bezeichnen, daß er denselben im Tone des Hofmeisters folgende gute Lehren giebt: „Man kann unterrichtet sein ohne pedantisch zu werden, gefühlvoll ohne lächerlich, rechtschaffen ohne ordinär zu sein. Es giebt eine Heiterkeit der Seele, welche der Einbildungskraft nicht schadet, eine Unbewußtheit, die nicht Allernheit, eine Begierhung, die nicht Bahnhofs zu sein braucht. Wir verlangen erste Grazie und holde Harmonie, statt der widerstrebenden Charakterbilder, die wir eben geschildert haben. Anstatt die Schwächen und Gebrechen der Menschen zu verherrlichen, anstatt Unnatur zu predigen, sollten die Schriftstellerinnen sich umsehen nach rührenden und anmuthigen Gegenständen, nach dem ewigen Quell der Poesie, der fühlenden Seele. Das wäre besser als die außerordentlichen Begebenheiten dieser Frauenromane und würde sich für weibliche Gelehrten mehr eignen. Es giebt ein Gedicht von Chamisso, in welchem die verschiedenen Stufen des Frauenlebens in einfachen Versen befehen werden: zuerst die jugendstolze Liebe, dann die Bewunderung des geliebten Gegenstandes, dann das rückhaltlose Vertrauen, die Ahnung des Besten und endlich die Mütterlichkeit, in der die Liebe sich verdoppelt und verjüngt; zuletzt der Schmerz am Sterbebett und die Hoffnung auf das Jenseits. Diese Poesie ist vielleicht zu zart, zu innig, aber sie bewegt das Herz, und wer sie nun gar singen hört zu den ergreifenden Melodien Schumann's, der wird die Natur der deutschen Frauen besser zu würdigen wissen, als wer ihre Romane gelehen hat.“

Vielleicht nicht mit viel mehr Veranlassung alles das den französischen Schriftstellerinnen nachsagen? Haben sie sich nicht in viel auffallenderer Weise von der Natur entfernt und Götterdienst mit den Leidenschaften getrieben? Ist es nicht ungerecht, wenn Herr Corel behauptet, die deutschen Schriftstellerinnen könnten noch keinen Anspruch machen auf eine Stellung in der Literatur und hätten, trotz einiger Berühmtheiten, ihrem Vaterlande noch keine Signale, keine Stolz und keine

Sand geliefert! Können wir nicht mit Recht behaupten, daß Rachel's Briefe mehr Geist und Gemüth enthalten, als die der plauderfüchtigen, wenn auch liebenswürdigen Selignd? Sind die Romane der Hahn nicht wahre Seelenverwandte von den Erzugnissen der Sand, und ist Janny Sewald nicht ebenso starkgeistig und universell gebildet, wie die Stahl?

Im Uebrigen müssen wir zum Schluß Herrn Sorel das Zeugnis geben, daß er in seinem Ausfluß über die deutschen Schriftstellerinnen eine so interessante, fein colorirte Darstellung geliefert hat, wie die *Rovno des deux Mondes* lange nicht aufzuweisen hatte. Auch hat es uns ganz besonderes Vergnügen gemacht, in Sorel's Erzählungen aus dem Leben der Gräfin Hahn unsere eigenen Auslassungen über dieselbe wörtlich überseht wieder zu finden. Es ist ein Beweis, daß die französischen Kritiker sich bemühen, ihr Quellenstudium bis in die flüchtige Literatur unserer Tagesblätter auszudehnen.

H. von Hohenhausen.

Das Klosterwesen unserer Zeit.

II.

Vermögen in todtler Hand und Proselytenmacheri.

Im August 1859 bestätigte der höchste Gerichtshof von Montpellier eine Entscheidung, durch welche der letzte Wille eines gewissen M. V. annullirt wurde, der unter den empfindlichsten Umständen erzwungen worden war. Aus den Verhandlungen des Proceßes ging hervor, daß er den größten Theil seines Vermögens schon einer wohlthätigen Stiftung in Villefranche vermachte und wenige Tage vor seinem Tode mündlich vor einem Notar diese Verfügung bestätigt hatte, welcher auch der übrige Theil seiner Familie zustimmte. Die letzten vierzehn Tage vor seinem Tode war sein Geist gänzlich geschwächt. Im letzten Augenblick kam sein Beichtvater, der Abbé A., in sein Haus mit einem Begeen Stempelpapier und sagte der Pfrerin, ihr Patient habe vergessen, Geld für das Vesen von Seelenmessen zu hinterlassen. Mit Hilfe des geistlichen Herrn richtete sie den Sterbenden im Bette auf und hielt ihm, während der Abbé das Papier vor ihm aufbreitete und anfing zu dictiren: „Ich setze als meinen Erben Monsieur M. ein.“ Hierbei entfuhr der Wärterin ein Auf der Ueberraschung, worauf der Abbé sie aus dem Zimmer wies und nun wirklich ein Testament ergielte, in welchem dieser M. als einziger Erbe genannt war. Nachdem das vorüber war, fragte der Sterbende wiederholt die, welche an sein Bett kamen, wer dieser M. sei, da er offenbar früher nie von ihm gehört hatte. M. selbst wußte nichts von seinem Glücksfall, bis er ihm vom Abbé mitgetheilt wurde mit dem Aufsatze, der Testator habe die Ansicht gehabt, das Geld solle zur Gründung eines Waisenhauses verwandt werden. Es wurde ferner ermittelt, daß, als die Wärterin über die von ihr bemerkten Umstände zu Andern gesprochen hatte, der Abbé sie mit Gefährdung bedrohte, und daß mehrere Umstände derselben Art vorgekommen waren, in denen er ähnliche Anklagen auf gleiche Weise zum Schweigen gebracht hatte. Wenn die, welche auf solche Weise nun ihr Erbe geerbt werden, Privatpersonen sind, so ziehen sie wohlweislich vor, das Unrecht im Stillen zu leiden, anstatt sich die gefährliche Feindschaft mächtiger Körperlichkeiten auszusuchen, da sie für sich nur die zweifelhafteste Hoffnung haben, unerlaubten Einfluß nachzuweisen mit Hilfe von Zeugen, die jedem moralischen Grunde durch Einschüchterungen angezogen sind. Trotz dessen kommen jedoch

Fälle dieser Art häufig genug vor die Gerichte, um zu beweisen, in wie vielen Fällen mehr oder weniger unanständigen Mittel gebraucht werden, um die Fluth des Reichthums auszuheulen zu machen, der in die Kassen der mündlichen Betrüger strömt.

Eine Gewaltthätigkeit anderer Art berührt uns noch näher, da eine preussische Familie davon betroffen worden. Im Juli 1860 wurde der betreffende Proceß, den wir im gedragenen Heft ange mittheilen, in Gent verhandelt.

Eine lutherische Familie, Namens Orthsch, bestehend aus Vater, Sohn und Tochter, zog von Pillau in Preußen fort um sich in Antwerpen anzusiedeln. Auf seinem Sterbetode verlangte der Vater von seinem Sohne Richard das freistehende Besprechen, die Schwester getreu im Glauben ihrer Religion zu erziehen und zu erhalten. Richard war ein junger Mann, in ein mäßiges Einkommen als Buchhalter bezogen. Da er in dem kleinen Wohnung lebte, von der seine Geschäfte ihm täglich entfernt hielten, so hatte er keine für ein reichesahriges Mädchen geeignete Häuslichkeit, und da seine verschwägerten Mütter ihm die größte Sparsamkeit zur Pflicht machten, brachte er endlich seine Schwester als Kostgängerin zu den barmherzigen Schwestern nach Mellese. Eingedenk jedoch des Versprechens, das er seinem sterbenden Vater gegeben, stellte er die Bedingung, daß sein Besuch zur Bekehrung gemacht werden dürfe und empfing im Juli 1857 von der Oberin des Klosters folgende schriftliche Erklärung:

En regard aux craintes que vous venez de m'exposer, je vous garantis que mademoiselle n'est obligée à aucun autre exercice religieux et jouit d'une entière liberté, quant aux prescriptions de propre croyance.

Einen Monat später war Annabella, so hieß das junge Mädchen, eine Convertitin, heimlich nach katholischem Ritus taufte, und vierzehn Tage später wurde sie zur Communie gelassen. So wenig Beziehung bestand in den Augen der eifrigen Proselytenmacherinnen zwischen Religion und Moralität, daß seine Hilfsmittel der Lüge und Falschheit gespart wurde um die Wahrheit geheim zu halten. Am Tage der Taufe erhielt Annabella den Besuch ihres Bruders, und die Annahme wurde angeleitet, ohne Erwähnung zu thun, um wieviel Verdacht abzulernen.

Endlich wurde Richard unruhig, und im Mai 1859 verließ seine Schwester aus dem Kloster fort. Ihr Beichtvater und auch P. G. Begaeert, Pfarrer an St. Augustin in Antwerpen, das Hauptwerkzeug ihrer Bekehrung, bißpönte sie von den Überzeugungen ihrer Religion, damit ihre Verheimlichung fest werden könne. Diese notwendige Verheimlichung wurde jedoch ihrem Seelenheil Gefahr, und in Gemeinschaft mit den Jesuiten, P. E. Schoofs, der auch bei der Sache sehr theilhaftig war, entwarfen sie den Plan, sie zu entführen. In Folge das ihrer Rückkehr in das Haus ihres Bruders, drei Tage scheinbar ununterbrochener Zärtlichkeit, verschwand Annabella einen höchst liebreichen Brief zurücklassend, in welchem sie die Nothwendigkeit der Trennung beklagte. Richard, der eine fromme Intrigue dahinter vermuthete, wandte sich an den preussischen Consul, der die Behörden thätig in Bewegung setzte, um die verschwundene Mädchen aufzufinden; aber ihre Versteckung wurde vergeblich und neun Monate lang war jede Spur von ihr verloren.

Nachdem sie ihres Bruders Wohnung um 11 Uhr Morgens verlassen hatte, ging Annabella zum Hause der Marie Franz Dauterbach, welche bei der Taufe als Patin fungirt hatte. Sie

wurde sie als Dienstmädchen verkleidet und von da zu Marie Baumerlen gebracht, einer Silberreihbänderin. Inzwischen hatte Bogarto und Schoof es arrangirt, daß sie in Begleitung einer Putzmacherin, Namens Rosalie de Duve, nach Brüssel ziehen mußte mit einem Briefe, in dem ihre Aufnahme in dem Kloster von Telle verlangt wurde. Auf Seilswegen erreichten sie beiden eine entfernte Station und gelangten von da an den Ort ihrer Bestimmung.

Im Sinne des Geheißes war dies Alles ein ernstes Verbrechen, denn Annabella war noch unmündig. Die Nonnen von Telle vermutheten augenscheinlich, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei und verweigerten die Aufnahme der Blüthigen. Solche erlangte nur mit vieler Schwierigkeit, daß sie in einem andern Kloster für einige Tage aufgenommen wurde. Nun befohlen Bogarto und Schoof, ihre gefährliche Bärde nach Paris zu schicken. Unter dem Namen Eugénie de Marie und mit einem solchen Passe versehen, wurde Annabella in das Haus St. Joseph zu Paris geführt, wo sie auf die Kosten von Bogarto bis im September blieb. Aus irgend einem unerklärten Grunde wurde sie dann durch Rosalie wieder abgeholt. In Mecheln seien die Beiden mit Schoofs zusammen, der sie in das Kloster *à Soeurs de l'Union au Sacré Coeur* zu Songoarde führte, wo ihr dort ihre Aufnahme getroffen waren. Nach drei Monaten der Ruhe sahen sich die ehrwürdigen Väter veranlaßt, Rosalie zu entsenden, um Annabella wieder nach Antwerpen zurückzubringen, wo sie in dem Carmeliter-Kloster untergebracht wurde. So wurde sie noch mehrmals von letzter zu Kloster geschleppt und wäre wahrscheinlich für immer verborgen geblieben, wenn nicht ihre natürlich menschlichen Gefühle stärker gewesen wären, als der geistliche Einfluß, der sie zu erdichten strebte. Die Erinnerung an ihren Bruder und ihren früheren Glauben hatte sie zweimal im Laufe dieser langen Wanderungen dazu gedrängt, ihm zu schreiben; beide Male waren ihre Briefe aufgefangen worden. Ein drittes Mal war sie glücklich. Am 16. Januar 1860 erhielt Richard einen Brief mit dem Poststempel Gent und einer unerklärlichen Unterzeichnung, welcher ihm mittheilte, daß seine verloren gebliebene Schwester sich unter dem Namen Marie Toinez im Kloster zu Geeloo aufhalte, und daß man sie dort während der Abwesenheit Sonntag sehen könne hinter dem Altar, das die Hängende des Klosters von der Gemeinde trennt.

Am folgenden Sonntag erkannte ein dorthin gesandter Zeuge auch in der That. Am Montag erschien Richard selbst im Kloster und forderte seine Schwester zurück. Die Oberin versagte jede Bekanntschaft, sei es mit Marie Toinez oder Annabella Kobrich, aber sobald Richard das Haus verlassen hatte, ließ das Mädchen schnell in einen andern Schlafwinkel gehen, und zwar in das Haus des Beichtvaters Peteghem. So verließ Richard in Begleitung von Polizei zurück. Natürlich war jede Nachforschung vergeblich, und um die Komödie aufrecht zu erhalten, theilte die Oberin tiefe Theilnahme für ihren Kummer, versprach ihm beim Nachforschen nach seiner Schwester behilflich zu sein und ließ sich seine Adresse geben, um ihm jede etwa zu ihr gelangende Nachricht über dieselbe sofort mittheilen zu können.

Die Sache hatte inzwischen schon bedeutendes Aergerniß erregt, und da die frommen Väter die Öffentlichkeit vor sich fürchteten, so wurde nun die arme Annabella bei Nacht und Nebel von einem Orte zum andern geschickt, bis sie schließlich in dem Hause eines Bauern von Westflandern Aufnahme fand. Die Hin- und-Herreisen hatten jedoch nicht so heimlich

bewerkstelligt werden können, um nicht die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen; diese verfolgte die Spur und so gelang es denn endlich dem Bruder, seiner Schwester eben in dem Hause jenes Bauern habhaft zu werden.

Wenn all dies nicht prosaisch und von Zeugen beglaubigt vor einem Gerichtshofe als Criminal-Prozess verhandelt worden wäre, so würde man ansetzen, zu glauben, daß solch ein Stück zwölftes Jahrhundert wirklich in das neunzehnte hinüberreichen könnte. So schuldig jedoch die Mitwirkenden in diesem seltsamen Drama auch vor dem Gesetze scheinen mögen, persönlich sind sie kaum zu tadeln, ebenso wenig als Hindus, die den Wagen Zuggerrath ziehen oder ihm Opfer vorwerfen, in dem Glauben, dadurch der Gottheit einen angenehmen Dienst zu erweisen. Es ist das Ephemere, das man anklagen muß. Mönche und Nonnen, die die Entführung des Knaben Mortara vom Statthalter Christi in solchem Tone verteidigen hörten, konnten es wohl für ihre Pflicht halten, die Seelenrettung einer jungen Lutheranerin eifrig zu betreiben, die Gott zu diesem Zwecke in ihre Hände gegeben zu haben schien. Wenn Täuschung, Lüge, Verheimlichung nöthig wurden, um ein so hohes Ziel zu erreichen, so war es nicht ihre Schuld, sondern die Schuld jener politischen Gesetze, die sie der früher besessenen Macht beraubt hatten, im Namen des Götterknechts alle menschlichen Bande zu zerreißen.

Immer seiner Quelle, dem Werke von Sauvestre, die Thatfachen entnehmend, theilt der amerikanische Autor noch mehrere Fälle gleich haarsträubender Art mit, die auch besonders dazuhin, wie die frommen Väter auf den Abglauben zu spekuliren verstanden; — in wie weit sie dabei betrogene Betrüger sind, das vermöchte oft gewiß der schärfste Vindictologe nicht zu unterscheiden.

Außerdem giebt er auch Beispiele von dem unglaublichen Opfermuth und der Selbstverleugung, ja Selbstentfugung, worin besonders die barmherzigen Schwestern so unübertroffen dastehen. Noch ist jedoch die Zeit einer unparteiischen Würdigung katholischer Bestrebungen nicht gekommen, die öffentliche Meinung steht nur die eine Seite, die schlechthin verwerfliche derselben, will nur diese sehen, und hat gewissermaßen ein Recht dazu. Der Soldat, der sich dem Feinde gegenüber steht, darf in diesem eben nur den hassenswerthen Feind sehen, wenn er die Kraft zum vernichtenden Schlage bewahren will. — Einer späteren Zeit muß es vorbehalten bleiben, das anzuerkennen und wo möglich zu retten, was Schönes und Großes im Katholicismus gelebt, vor Allem die Fähigkeit, einer Idee zu Liebe Alles zu opfern, zu tragen, zu thun, eine Fähigkeit, die unserer Zeit nicht abhanden kommen darf.

Italien.

Ad. Stahr und Fanny Lewald: Ein Winter in Rom.*

Was ist nicht schon Alles über Italien und speciell über Rom geschrieben und gedichtet, seit Goethe seine berühmte Reise in dieses Land der Wunder angetreten und so unergiebig beschrieben hat! Wahrlich, wenn es noch eines Beweises bedürfte für den wunderbaren Reiz, den die ewige Roma auf die Herzen

*) Ein Winter in Rom. Von Adolf Stahr und Fanny Lewald. Berlin. 3. Gutesatz, 1869. (433 S. gr. 8.)

der Menschen und namentlich auf uns Deutsche ausübt, mußte ihn in dieser nie gestillten Sehnsucht nach jenem Zauberlande und in der nie verklingenden Fluth von Melancholien, die jenes Land und jene Stadt abhäßlich hervorruft, finden. Daß unter der Menge derartiger Berichte, mit denen wir beimgejucht werden, ein Buch von Adolf Stahr und Rannu Ewald eine hervorstechende Stelle einnimmt, ist selbstverständlich, und so ist denn auch der „Winter in Rom“, den Beide dort zum zweitenmal nach einem Zeitraum von 21 Jahren, und zwar in den Jahren 1866 und 67 verlebten und gemeinschaftlich beschrieben haben, von der gesammten Presse freudig begrüßt und wohlwollend aufgenommen worden. Wenn auch wir uns diesem günstigen Urtheile über das Buch anschließen, so werden wir dazu durch zwei Gründe bewogen, von denen der eine mehr sympathischer, der andere ästhetisch-kritischer Art ist. Das Buch nämlich zeichnet sich aus durch jene Wärme und Theilnahme des Empfindens und Genießens der unergreiflichen Schätze des ewigen Roms, von der man sagen möchte, man fühle in jedem Worte den warmen Herzschlag der Begeisterung und der liebevollen Hingabe, wie sie nur dem eignen sein kann, der mit wahrhaft poetischem Gemüthe, mit abnungsvollem, heiligem Schauer jenen Ueberresten einer großen Vergangenheit und jenen Schätzen einer ewig jungen Kunst sich naht. Dazu kommt, daß diese warme, tiefinnerliche Theilnahme noch erhöht und so zu sagen personifizirt wird durch herzliche Beziehungen auf die Erlebnisse des Dichters und Schriftstellerpaares selber. Klingt doch überall die Erinnerung an das, was Beide bei ihrem ersten Aufenthalt in Rom erlebten, an das, was damals ihre Herzen zu einander führte und sie im Aufhauen der Wunderwerke der alten Welt zum Bunde für's Leben vereinte, wieder, und verklärt so mit dem Nachklang einer Herzensbeizung, einer Geistesbeizung und Seelenverwandtschaft zwischen zwei gleich tief empfindenden und edlen Naturen jenes Gemälde, welches sie uns von den Schätzen des alten Roms vor die Seele zaubert. Und nun dieses Gemälde selber! Wer wäre unter den jetzt lebenden Schriftstellern mehr geeignet, uns in diese Welt der Trümmer und doch der ewigen jungen Kunst und der reichsten Hinterlassenschaft einer grauen Vorzeit einzuführen, an dessen Hand könnten wir einen tieferen Blick thun in jene zauberhaften Kreise, die mit unwiderstehlicher Gewalt die Seele des Menschen gebannt halten, der ihnen einmal sich genahet hat! Daß gerade Adolf Stahr und Rannu Ewald einen Schatz von Kenntnissen, und zwar der mannigfaltigsten Art und aus den weitesten Gebieten des menschlichen Wissens, mit in die ewige Roma brachten, und daß sie Beide sich ergänzend ihr reiches Wissen in vollen, geistigten Farben verwenden, um aus ihnen nachempfunden, denken und schauen zu lassen, das ist der zweite Grund, weshalb dieses Buch eine so große Anziehung auf den Leser ausübt.

Die Mehrzahl der brieffartigen Aufzeichnungen rührt von Adolf Stahr her, während die Gattin zu dem Ganzen eine Anzahl von zehn an verschiedene Personen in Deutschland, einen an einen Freund in New-York und einen nach Vissla beigesteuert hat. Es ist schwer, den Unterschied zwischen den beiderseitigen Schriftstücken zu bezeichnen, doch wenn man durchaus einen solchen aufsuchen will, so dürfte derselbe darin zu finden sein, daß die Briefe des Gatten mehr die Schilderung und Beschreibung der verschiedenartigsten Kunstsätze, Gebäude, Tempel, Minnen, Paläste, Statuen und Gemälde betreffen, während die Gattin vorwiegend dem Leben in Rom, der Gesellschaft, dem Volke, seinem Genuß und seiner Vorkommenheit, seiner Eigenart und seinem nationalen Charakter zugewandt ist. Das giebt

den letzteren einen besonderen Reiz, und gerade diese mehr locale Seite der Briefe Rannu Ewald's ist es, die ihr Selbsteigenthümlichkeit bietet, ihre feine, geistreiche, tief in den Kern der Sache eindringende Beobachtungsgabe geltend zu machen, und die gerade diese Briefe in eigenthümlicher Weise beleben.

Noch schwieriger, als die Bezeichnung dieses Unterschiedes dürfte es sein, wenn man sich die Aufgabe stellen wollte, irgend etwas als besonders interessant oder wichtig, oder neu aus dem umfangreichen Schrift hervorzuheben. Sie bietet so viel des Geschehenen und Empfundnen, daß man nicht sagen kann, wovon davon das Angenehmste und das Merkwürdigste ist; auch wird hier mehr wie bei einem anderen Buche die Subjectivität der Urtheile entscheiden müssen. Das Ganze ist ein Stück Leben von zwei in innigster Seelen- und Geistesgemeinschaft verlebten Personen gelebt, und wie auf das Leben überaus, so kann man auch auf diesen „Winter in Rom“ des Dichters Ewald anwenden

„Preis! nur hinein in's volle Menschenleben,
Und wo ihr's laßt, da ist es interessant.“

So mag es uns erlaubt sein, statt aller einzelnen Citate mit den Schlussworten des letzten im December 1867 von der Stahr geschriebenen Briefes von dem Buche Abschied zu nehmen. Derselbe enthält eine Schilderung des Vaticanplatzes, die abschließt: „Dort kann man ungestört stundenlang träumen, binaus schauen auf das erste Todienfeld der Campagna, aus dem Schooße ein so großer Theil jener Marmortrümmen alter Kunst zu Tage gebracht sind, die wir soeben in den Räumen der Papstburg durchmustert haben, — träumen über das Einst und Jetzt und auch über das zukünftige Einst der ewigen Stadt. Denn von diesem Plage aus, über den jetzt nur ein Ziegen seine Herde treibt, zog Held Garibaldi, der Befreier der italienischen Freiheit von 1849, der Held der sterbenden Rom, hinaus mit seinen letzten Getreuen, weisend der Welt nach der neuen Gothen, aber fest bewahrend in der Seele Gedanken der Wiederkehr. Und wenn auch dieselbe ihm nicht gelungen ist, wenn auch in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, auf's Neue vergeblich das Blut der tapferen Söhne Italiens vergossen wird — dennoch wird der Tag kommen, wo Zion des geistlichen Imperatorenthums in den Staub sinkt auf seinen Trümmern sich ein neuer Staat der Menschheit und Geistesfreiheit triumphirend erhebt. Denn auch die 2 des Reichthums der weltlichen Herrschaft des Priesterthums Rom sind gezählt, und auch an ihm wird sich ereignen, was Dichter von „Epimenides Erwachen“ dem ersten Napoleon rief:

„Denn, was dem Abgrund kühn entstieg,
Kann, durch ein ehernes Geschick,
Den dalben Weltkreis überstiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Auch droht ein ungarthames Ranz,
Vergebens wird er widerstehen!
Und Alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn!“

Dr. Zapp.

Nord-America.

Ein neues System der Hauswirthschaft.

Harper's New Monthly Magazine bringt folgende Mittheilung: Vor wenigen Monaten sprachen wir über den Stolz, welcher amerikanischen Frauen abhilt, Domesticitäten anzustellen.

der Ungerechtigkeiten, welche sich Hausfrauen gegen ihre Dienstmädchen zu Schulden kommen lassen. Eine freundliche Correspondentin schreibt uns, daß wir die Diskussion leider nicht zu Ende geführt haben, da es neben jenem falschen Stolz sich auch einen andern, leicht begreiflichen, Grund giebt, aus dem sich armenländerinnen vor solcher Peinbestrengung scheuen. Sie ist nicht kräftig genug für einen solchen Dienst. Sie ist in Betreff ihrer physischen Stärke so degenerirt, daß sie unfähig sind, da, wo allein körperliche Kraft erforderlich ist, mit den irischen Mädchen in die Schranken zu treten, welche kräftigen und mächtigen Muskeln und einer Gesundheit hieher ausruhen, die keinen Schmerz kennt; dies um so mehr, wenn die armenländerinnen viel von der Bewohnerin der Küche zu verlangen haben, daß selbst kräftigere Naturen leicht ermatten und eine stete Beschäftigung suchen. Manches gutherzige amerikanische Mädchen würde gern ihren Stolz bekämpfen und freudig einen Last antreten; sie weiß aber, daß ihre Kraft nicht ausreicht, sie bald, bei ihrer nervösen Constitution, der Erschöpfung erliegen und dann dem Mißgelingen und der Sorge ihrer schwertragenden Verwandten anheimfallen würde. Das wäre ein Zweifel wahr. Eine Erklärung dieser Zustände ist aber komplexer Natur, daß es genügt, darauf hinzuweisen, wie sie beseitigt werden müssen.

Im Vortrag, den Mr. Charles P. Peirce in Cambridge, Mass., über „Coöperative house keeping“ gehalten hat,*) enthält den Plan dazu mit einer Begleit und Klarheit, welche dem Mann Geschlecht Ehre machen würden. Mr. Peirce betont, daß der Preis der Nahrungsmittel in zehn Jahren sich verdoppelt hat und noch steigt, daß die Dienstboten weniger leisten und mehr Lohn verlangen; daß ihre Arbeit von besserer Qualität und ihre Unlust, nach der Vorschrift ihrer Herrschaft zu arbeiten, größer geworden ist. Die Zeit für eine Frau ist also da; der Vorschlag geht dahin, Kochen und Waschen, die beiden wichtigsten und erspärnspendendsten Departements der Hausarbeit, fabrikmäßig zu betreiben und auf sie die gleichen Grundsätze des Fabrikbetriebes anzuwenden — Affektion des Kapitals und Theilung und Organisation der Arbeit. Beispiele von Rochdale in England und die continentalen Arbeitervereine Europas haben das Beispiel dazu gegeben. Wenn diese Resultate, wie die zu Rochdale, von englischen Handwerker erreicht wurden, warum sollten sie nicht von gut situierten (so-do) Banker-Haushaltungen ökonomirt werden? Mr. Peirce proponirt für Cambridge, wo die Nahrungsmittel enorm theuer sind, und gewiß wenig Haushaltungen sich anschließen werden, wenn das Einlagekapital nicht mehr als 25 Dollars im Antheil betrüge, die Errichtung einer Maschinenwerkstatt, „Bäcker- und Kochküche. Ihre ökonomischen und moralischen Ausbeutenerwartungen sind sehr gemessen und berechnend; sie kalkulirt, daß fast ein Drittel der Kosten des Mannes Unterhaltes gespart werden könne; freilich giebt sie auch die Männer wahrscheinlich zweifeln, ob überhaupt eine ökonomische Einrichtung gemacht werden wird. Sollte dieselbe aber auch nach zehn Jahre — der Schulzeit — geringer anfallen, so würden bei einer solchen Organisation mehr Comfort, Schicklichkeit und bessere Leistungen erzielt werden. Im November d. J. ist unter Leitung von Mr. P. die ersten Operationen für einen Verein von 100 Familien begonnen.

*) Die deutschen Leserinnen mögen über den Gegenstand noch auf Mrs. Sewall's „Briefe aus der Heimat“ in der Kölnischen Zeitung (Magaz. September d. J.) verweisen sein. Ref.

Den Vorstand einer solchen Küche können wir wie den ersten Ingenieur einer großen Fabrik ansehen — es ist eine Stellung, die des Ehrgeizes einer Frau würdig ist. Eine geschickte Leiterin wird in kurzer Zeit geschickte Gehilfinnen haben und rohe Handarbeit durch die Maschine ersetzt sein. Zu einer Zeit, wo die Agitation für die „Rechte der Frauen“ im Zunehmen begriffen ist, muß dieser mutige Akt der Selbsthilfe auf sozialem Gebiet, den eine Frau vornimmt, als eine hoffnungsvolle Reform des Postens der dienenden wie der haushaltenden Frauen begrüßt werden.

Baltische Provinzen.

Das Nationalgefühl der baltischen Deutschen.

Der unermüdete Feldemar von Bod hat außer einer zweiten Ausgabe des ältesten Hefes der „Litländischen Beiträge“ (vergl. unsern heutigen Artikel: „Kleine literarische Revue“) auch noch ein erstes Heft einer neuen Folge seiner „Litländischen Beiträge“ herausgegeben.**) Mancherlei Interessantes und für die Ostseeprovinzen Bedeutungsvolles findet sich wieder darin. Die „Umschau“ des Herausgebers beschäftigt sich vorwiegend mit einer Polemik gegen Samarin; zugleich wird ein Ausspruch des Generalgouverneurs Albedinsky aufgeführt, aus welchem erhellt, daß sich dieser höchste Beamte der Provinzen völlig die staatsrechtliche Ausdeutung jenes moskowsischen Nationalitätsgesetzes aneignet. Bei einer Berufung des litländischen Landraths-Collegiums auf die verfassungsgemäßen Landesrechte, welche „allerhöchsth. bestätigt“ seien, erklärte er: „es liege keineswegs kaiserliche Bestätigung vor, sondern nur kaiserliche — Billigung.“

Obwohl Herr v. Bod sich fortgesetzt einer tadellosen Loyalität gegen den Kaiser Alexander als „Herzog“ der baltischen Länder befleißigt, so widerspricht er doch in Uebereinstimmung mit allen seinen Vorgesetzten den von Samarin, Ratkov und Genossen erhobenen Ansprüchen des russischen Volkes auf diese Gebiete und liefert in seinen Werken wiederholt Beweise für die deutsche Gesinnung der Balten aus alter und neuer Zeit. Auch in dem vorliegenden Hefte führt er drei urkundliche Belege für „das deutsche Nationalgefühl der Ostseeprovinzen“ aus verschiedenen Perioden ihrer neueren Geschichte an.

1) In der Einnahme der Kapitulation der litländischen Ritterschaft mit Peter dem Großen vom Jahre 1710 spricht sich das deutsche Nationalgefühl folgendermaßen aus: „Es bleibt vor aller Welt ein offenes Monument und Aergnis, daß der Alles wissende und von Ewigkeit sich immer erbarmende Gott die christliche Intention der ersten, in diesen Bänden eingeflossenen Deutschen sich gnädigst gefallen lassen, und wirklich auch völlig diese Nation und ihren Nachkommen in denselben und selbst vor sie und ihre Posterität bis an der Welt Ende in Gnaden erhalten wolle.“

2) Als nach dem Tode Peters I., unter der Kaiserin Anna, die russische Partei bei Hofe die ersten Versuche machte, den deutschen Charakter der Provinzen, insbesondere die deutsche Gerichtssprache anzutasten, darzulegen, strich die estländische Ritterschaft in einer Denkschrift im Jahre 1730 dagegen. Der zweite Punkt

*) Litländische Beiträge. Herausgegeben von B. v. Bod. Neue Folge. Bd. I, Hft. 1. (Leipzig, Duncker und Humblot.)

derselben lautet: „Wenn selbige Rechte und Privilegien auch überseht (ins Russische, wie die Russen verlangten) werden sollten, würde die Translation selbst dem Lande gefährlich sein.“ u. s. w. Punkt 4 lautet: „Es ist auch eins von den Hauptprivilegien des Landes mit, daß denen Herzogthümern in Rechtsfachen alle Aussprüche und Resolutionen in ihrer (d. h. in deutscher) Sprache ertheilt werde.“

3) Als auf dem livländischen Landtage des Jahres 1827 der damalige Kreisdeputirte Samson von Himmelfierne eine Petition um Gerährung eines unabhängigen, baltischen Obergerichtsbundes betrieß, sprach er in seinem Antrage u. a. folgendes bedeutsame Wort: „Wenn es unser Stolz von jeher war, Teutsche zu sein, unser Wunsch und unsere Hoffnung, Teutsche zu bleiben, unsere anerkannte Pflicht, mit solchem Sinn treu und fest unserem obersten Schutz- und Landesherren, dem Kaiser aller Reichen, anzuhängen, — so lassen Sie uns das thun, was diese Rationalität, diesen eigenthümlichen Charakter unserer Staatsbürgerlichkeit erhalten und befestigen kann, lassen Sie uns, wie Privilegium und Freiheit mit sich bringen, den vorgeschlagenen Schritt thun, welcher vorzugeweiße nur dahin führen muß, uns untereinander nur fester zu verbinden, nach unsrer Verbindung noch kräftiger zu sichern, weil wir unverfälscht nach unseren Gesetzen lediglich von Richtern unserer Nation gerichtet werden würden.“

Ein weiteres Zeugnis für die deutsche Gesinnung in den Ostseeprovinzen liefert uns v. Bock aus dem Jahre 1861 in einem Vortrage des Predigers Eisler, jetzt in Hamaröben, welcher früher dort gelebt hat. Es heißt darin u. a.: „Es war i. J. 1861, da sah die ehemalige Hansestadt Riga in ihren alten Mauern ein seltenes Fest, ein Sängerefest aller Deutschen im russischen Reiche. Sie waren von Moskau und weiter gekommen, um miteinander deutsche Lieder zu singen, auch das Lied vom deutschen Vaterland. Als einige Verse dieses Nationalhymnus gesungen waren, fielen tausendstimmig die Versammelten ein. Das Lied war zu Ende; da erhob sich ein Jubeln und Jauchzen, Tücherschwenken und Hurrahrufen — ich habe nur selten in Deutschland solche deutsche Begeisterung verspürt, wie damals am Strande der Düna. Und neben mir saßen zwei Vetten, ein Ostspäther und ein Candidat der Theologie; die jungen und jauchzten mit, als wären sie deutschen Stammes. Und noch einmal wurde das ganze Lied gesungen vom ersten bis zum letzten Vers; am Schluß wiederholte sich der Jubel, und der Generalgouverneur Fürst Suworow, der Deutschenfreund, klatschte Beifall. Man kann sagen: das war ein einzelner Moment; aber es war ein Moment, der Einem die Liebe zu den Deutschen an der Ostsee wohl ins Herz schreiben konnte, auf Nimmervergessen.“

gewöhnlich von Leuten vertreten, welche Rußland und russische Wesen kaum genauer kennen als das unerforschte Inner Central Afrikas, und so fällt über das gedachte Thema jetzt ernste Diskussion mit jenen Politikern von selbst fort. Gewiß ist allerdings, daß in Rußland noch viele Dinge der Kultur bedürftig sind, und manche Institutionen nicht auf das Maß der Fortschrittlichkeit Anspruch machen können, aber wo gäbe einen Staat, der alle seine Organismen gleichmäßig ausbildet — und dieselben auf ein und dasselbe freibürgerliche Prinzip gestellt hätte?

Bekanntlich gehört ein geordnetes Justiz- und Finanzwesen zu den Grundpfeilern einer guten Regierung, wogegen im Justizfache sind in Rußland im Laufe der Neuzeit eine Reihe Reformen eingeführt worden, welche selbst die liberalsten Anforderungen Genüge leisten. Wir erinnern hier nur an die Einführung der Friedensrichter — eine Institution, welche dem Codo Napoleon entnommen, — sowie an die zur greifenden Aenderungen, die in dem Verfahren der Civil- und Kriminaljustiz angeordnet worden.“)

In manchen anderen Staaten. — beispielsweise in Deutschland — liegt die Justizreform noch sehr im Argen, wovon sich nicht mit dem zu messen, was in dieser Richtung in dem barbarisch geschützten Rußland geschehen. In Deutschland kann es noch immer passiren, daß Jemand seiner Ehre forderung — durch verschiedene Gesuche, Schreibereien in Formalitäten aufgehalten, — über ein Jahr nachsitzt, endlich, nach dem Aufwande nicht unbedeutender Stempel- und Gerichtskosten, der Schuldner auf und davon gegangen ist, dem Gläubiger in den meisten Fällen nur das leere Nichts übrig läßt. In Rußland aber wird durch das Institut der Friedensrichter wie in Preußen, Frankreich und Italien an Civilproceßsachen in kürzester Frist erledigt, ja auch die Kriminaljustiz ist einer analogen liberalen Reform unterworfen worden.

In neuester Zeit hat man im russischen Justizministerium sogar den Plan gefaßt, auch die Geschworenengerichte in Kaiserreiche — mit Ausnahme Polens — einzuführen. In vorbereitende Einleitung zu dieser Reform hat das Justizministerium an die Gerichtshöfe der verschiedenen Gouvernements die Anfrage gerichtet, ob in ihren Bezirken die hinlänglich Zahl intelligenter, vertrauenswürdiger Männer vorhanden sei, die eventuell zu Geschworenen sich eignen würden. Von der Beantwortung dieser Anfrage wird voraussichtlich die nahe oder fern gelegene Einführung der Geschworenengerichte abhängen, aber der Umstand, daß diese wichtige Reform thatsächlich in der Absicht der Regierung liegt, ist schon an und für sich sehr verzeichnet zu werden.

A. v. H.

Rußland.

Zur Justizreform in Rußland.

Es giebt eine gewisse Sorte Politiker — zumal unter den Deutschen — welche sich die heutigen russischen Zustände noch genau so vorstellen, wie sie es vor ungefähr fünfzig Jahren gewesen. Alle Reformen, welche Rußland in der jüngsten Zeit eingeführt, wären, nach der Versicherung jener Gegner des nordischen Reichs, nur auf dem Papiere vorhanden, und in Wahrheit regierten dort noch immer die Knute und die Nachsprüche Einzelner. Diese Meinung wird indeß in der Regel

*) Es stellt gewiß Niemand in Abrede, daß in Rußland seit dem Tode des Kaisers Nikolas sehr viel geschehen, was die guten menschlichen Intentionen der jetzigen kaiserlichen Regierung beweist. Aber alle diese Verbesserungen der Geseßgebung werden durch das Grundübel paralysirt: durch das jeden geistigen Fortschritt des Reichs hemmende System der russischen Kirche und durch den Mangel der allmächtigen, russischen Beamtenkastei an sittlichem Pflicht- und als Folge. Reformen müssen nicht bloß eingeführt, sondern auch wirklich ausgeführt werden, und daß Letzteres in Rußland gerade nachzuweisen, dürfte schwer fallen. Wir verweisen den Herrn Gegner der in dieser Beziehung z. B. auf den in Nr. 35 des „Magazin“ enthaltenen Artikel über die Reformen der russischen Verwaltung.

Ostindischer Archipel.

S. S. Sidmore: Reisen im Archipel.*)

Menschenfresser auf Sumatra.

Die im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erscheinende „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit“ enthält in ihrem vierten Bande die von dem amerikanischen Albert S. Sidmore in den Jahren 1865 und 1866 Ostindischen Archipel unternommenen Reisen.

Herr Sidmore ist Professor der Naturgeschichte an der Alton-Universität zu Hamilton im Staate New-York. Er ging nach dem Ostindischen Archipel lediglich zu dem Zwecke, Muscheln zu sammeln. Hauptsächlich hatte er sich Amboina, Hauptstadt der Gewürz-Inseln, als Reiseziel gewählt, I. Rumphius, ein ausgezeichnete holländischer Gelehrter, der Jahre dasebst gelebt und dort die erste Muschel-Sammlung dem Oriente gebildet hatte, jene Sammlung, von welcher in der „Karteit-Kamer“, dem 1705 veröffentlichten großen Werke Rumphius, höchst exact ausgeführte Abbildungen befinden, die Kapoleon I. für werthvoll genug erachtete, um sie 1811 Leiden nach Paris übersiedeln zu lassen.

Die Sammlung ist seitdem nach Leiden zurückgebracht worden, aber während der Überstellungen ist ein großer Theil Exemplare verschwunden, und der Rest ist im großen Museum zerstreut. Theils um Rumphius' Exemplare wieder herzuholen, theils um eine ähnliche Muschelsammlung für Nordamerika zu beschaffen, ging Sidmore hin, um selbst nach Muscheln zu suchen. Man weiß nicht recht, wie der Reisende dazu kam, zu hoffen, die holländische Regierung werde der Verwirklichung in Aussicht ein Hinderniß in den Weg legen und ihn namentlich am Besuche der Gewürz-Inseln hindern. Seine Besorgniß ließ sich auf's Glattantefte widerlegt. Die Regierung unterstüßte das Projekt in so weitem Umfange, und ihre Beamten kamen ohne Ausnahme so hülfreich entgegen, daß er nicht allein in bezug auf wissenschaftlichen Forschungen unter hoher obriger Regide nachgehen, sondern auch alle Lust am abendlichen Reisen unbeschränkt befriedigen konnte.

Die Empfehlung des Gouvernements verschaffte Herrn Sidmore alle Ehren, Aufmerksamkeiten und Bequemlichkeiten, welche man hohen Regierungs-Beamten auf Reisen zufließen. Zu jenen der Kultur nur sehr zaghaft berührten Himmelsstrichen hat der Reisende als ein unschätzbares Glück zu betrachten. Jahre zu Wasser und zu Lande standen ihm so oft als möglich Verfügung. An Pferden war kein Mangel, wenn er sich meist solcher Rosse bedienen mußte, welche noch nie einen Reiter gegen oder einen Reiter auf dem Rücken getragen; und wo die Thiere nicht ausreichten, da trug man kein Wagen, ein Dutzend Eingeborne vorn oder hinten — je nach — an den Wagen zu spannen. Eine Verfügung des Gouvernements sicherte ihm selbst bei dem entferntesten einzelnsten Gemeinde-Vorsteher, sofern dieser nur unter holländischer Beistandigkeit stand, eine freundschaftliche Aufnahme, die Naturalversorgung, ein solides Obdach, bereitwillige Aushilfe und im Nothfalle eine Sicherheitswache, deren Werth

freilich zuweilen zweifelhaft war. Trotz aller dieser Begünstigungen waren natürlich allerlei unerwünschte Abenteuer nicht zu vermeiden.

Dem unruhigen vulkanischen Boden jener Inselgruppen ist kein Respekt vor dem Bürger der großen amerikanischen Republik beizubringen: wer vermag sein Herz vor einigem Zittern zu bewahren, wenn ihn während der Nacht das Unheil in Form eines Erdbebens überrascht? Auch die Befestigung des stillen und kahlen „brennenden Berges“ auf Sumatra ist nur eine Art Spiel auf Tod und Leben; mehr als Einmal war unser Reisender bei dieser Gelegenheit auf dem Punkte, sein Leben dem Tode als Spielgewinn zu überlassen! Straßen, als wichtige Kulturmittel, lassen die Holländer mit Vorliebe bauen, und die eigens dazu angestellten Beamten sollen sehr tüchtige, liebenswürdige Leute sein. Ach! wie oft aber wäre Sidmore im Rechte gewesen, den deutschen Ruf: „Gibst Herr Landrath!“ nach Indien zu verpflanzen, wenn der Lauf der Straße ihn nöthigte, einen reisenden Strom bis zum Barte im Wasser zu durchwaten, beim Passiren einer Hängebrücke von schwankendem Retang über einer fürchterlichen Tiefe die Kunst der Seiltänzer zu üben, auf schmaler Felsenkante durch des eigenen Körpers Gegengewicht den Wagen, die Passagiere und das störrische Pferd vor dem jähen Sturz in einen gährenden Abgrund zu bewahren u. s. w. Selbst das, was mit bestem Willen als Annehmlichkeit dargeboten wird, verwandelt sich zuweilen in einen Gegenstand des Schreckens. Die malaisischen Längerrinnen mögen recht anmuthig sein, wenn sie in ihren Dörfern dem revidirenden Gouverneur und seiner Begleitung ein Tanz-Divertissement darbringen. Aber ihre Liebendwürdigkeit geht so weit, dem Gouverneur und jedem Weibchen in seiner Umgebung beim Festdiner, *malgré lui*, der Reide nach einen Kuß zu octroyiren, und ein Malaien-Mund ist doch nicht Jedermanns Geschmack! Herr Sidmore wenigstens behauptet, einen nicht geringen Schrecken empfunken zu haben, als er sich einer solchen Kuß-Attake ausgesetzt sah. Kaum größer war der Schrecken gewesen, der sich seiner bemächtigt hatte, da er bemerkte, daß eine ihm geschenkte, gewaltige Python-Schlange, die er wohlverwahrt mit an Bord eines Schiffes genommen, ihrem Kasten entküpft war. Glücklicherweise kehrte ihm hier die Geistesgegenwart rechtzeitig zurück: er gring der Schlange mit dem Bewußtsein zu weibe, daß entweder sie oder er selbst auf dem Plage bleiben müßte. Die Schlange unterlag; ein richtig geführter Artlieb trennte nach kritischem Kampfe ihren Kopf vom Rumpfe.

Soweit die Holländer Gewalt über die Eingebornen haben kann der Reisende sich wagen, ohne bei den Eingebornen eine Gefahr zu laufen. Die Holländer wissen im Bereiche ihrer Vormüßigkeit strenge Zucht zu halten, und die Eingebornen sind voll von Respekt vor dem unerbittlichen Strafgerichte des Gouverneurs. Diese Strenge ist in der That nur der Vorhabe einer Menschlichkeit, von deren Segen auch jene wilden Völkerrämme allmählich ergriffen werden. Sehr allmählich! Noch ist auf den größeren Inseln erst der geringere Theil der Eingebornen unterworfen. Die Völkerrämme im Innern harren noch des Zeitpunktes ihrer Bändigung.

Unter dergleichen Stämme begab sich Sidmore, als er die Insel Sumatra durchkreiste. Nachdem er vier Tage lang unter Menschen angetrachtet hatte, welche sich noch vor wenigen Jahren dem Genuß von Menschenfleisch hingegeben hatten, machte er einen Streifzug mitten in das Reich eines noch heute Menschen fressenden Stammes.

Es handelte sich darum, eine geognostisch interessante Klippe

*) Reisen im Ostindischen Archipel in den Jahren 1865 und 1866 von Albert S. Sidmore, M. A. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland, aus dem Englischen von J. C. M. Martin. Jena, Verlagsb. 1869.

zu untersuchen. Der Gouverneur gab dem Radshah (Gemeinde-Vorsteher) eines unterworfenen Dorfes den Befehl, den Reisenden zu führen. Der Rajah, ein junger Mann, fürchtete sich offenbar vor diesem Unternehmen. Erstens mußte man unter dem menschenfressenden Stamme der Batta reisen, und zweitens stand jene Klippe, die „Teufelswohnung“, in dem Gerüche, von bösen Geistern besetzt zu sein. Als der Radshah aber sah, daß sich der Amerikaner weder vor den Menschenfressern, noch vor den Dämonen fürchte, gab er seinen Widerstand auf; er ließ den größten Mann seines Bezirks kommen und bewachte ihn mit einem langen rostigen Schwerte. Auch Andere erhielten den Befehl, den Zug zu begleiten, obwohl sich der Radshah hauptsächlich auf den tapferen Mann mit der Waffe zu verlassen schien. Vidmere selbst trug als einzige Waffe ein Taschenmesser bei sich. Dimal genügte eine solche einfache Bewaffnung; aber Vidmere gefehlt jetzt selbst, die Gefahr unterschätzt zu haben; ohne einen Revolver sollte man einen solchen Ausflug nicht unternehmen. Bald kam der Zug in ein Batta-Dorf, wo sich ihm noch drei Männer anschlossen, um als Führer zu dienen und die Leibwache zu verstärken, die selbst dann noch weit entfernt gewesen. Anderen Juchst einzufallen und, wenn eine wirkliche Gefahr sich darbot, sei es eine günstige Gelegenheit gehabt hätte, davon zu laufen, es sicherlich gethan haben würde.

Weiterhin trat man wieder in ein Batta-Dorf ein. Neugierig, die inacere Einrichtung eines Batta-Hauses zu sehen, kletterte Vidmere zu einer tiefer auf Pfosten stehenden Stütze hinauf und nahm einen ihm angewiesenen Platz auf dem Fußboden derselben ein. Es gab weder Bank noch Stuhl, noch sonst etwas der Art; er lehnte daher, nach der Batta-Gewohnheit, seinen Rücken an die Wand des Hauses. Das ganze Gebäude bestand aus einem einzigen Räume, ohne jede Spur von Scheidewand. Vier Familien wohnten in dem einzigen Zimmer, und jede derselben hatte in einer Ecke des Raumes eine besondere Feuerstelle, die ganz roh, ohne Kamin war. Vidmere knüpfte eine Unterhaltung mit den Besuchern an. „Wie müßt Ihr denn“, fragte er unter Anderem, „welcher Theil der einen Familie und welcher der anderen gebührt wo ist Eure Scheidewand?“ Einer von ihnen erwiderte sich feierlich, kam an die Seite des Reisenden und beantwortete die Frage damit, daß er auf einen Nitz im Fußboden zeigte.

Der Anschlag lief glücklich ab. Der Reisende brachte seine Haut, die auf die von Steinen und Gräsern stark zerschnittenen Füße und Knöchel, völlig unverletzt zum Gouverneur zurück. Dafür konnte er sich in der That beglückwünschen. Denn die Batta sind keineswegs zurückhaltend, wenn es sich darum handelt, ihren Appetit auf Menschenfleisch zu befriedigen. Zu hören, daß in den benachbarten Bergen ein oder mehrere Eingeborne gegessen worden seien, ist für die in Siboga, an der Westküste Sumatras, wohnenden Fremden etwas so Gewöhnliches, daß Niemand daran denkt, es als etwas Auffallendes oder gar Unglaubliches zu betrachten. Oft werden dann Anträge an den Gouverneur gestellt, die Batta zu strafen. Das ist jedoch höchst schwierig; denn das ganze Land ist äußerst gebirgig und mit einem dichten Walde bedeckt; und die Batta ziehen sich in dem Augenblicke, wo sie ihren Angriff gemacht haben, sofort wieder in's Innere zurück, wo sie vor den Verfolgungen der Holländer sicher sind.

Die Batta essen das Menschenfleisch offenbar nicht aus Mangel an Nahrung, auch nicht bloß zur Befriedigung der Neugier, sondern hauptsächlich um ihren Appetit zu stillen. Dem Gouverneur wurde folgender wunderlicher Ursprung ihrer kanibalischen Sitte erzählt: Vor vielen Jahren beging einer

ihrer Radshah ein großes Verbrechen, und es leuchtete Allen ein, daß er, so hoch er auch steht, gestraft werden müsse, aber Niemand wollte die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, einen Fürsten zu bestrafen. Nach langer Berathung kamen sie auf den glücklichen Gedanken, daß er hingerichtet werden sollte; aber sie wollten Jeder ein Stück von seinem Leichnam essen und auf diese Weise Alle an seiner Bestrafung theilnehmen. Während des Schmaus fand Jeder zu seinem Erkaunen die ihm zugetheilte Portion höchst schmackhaft, und so wurde einstimmig beschlossen, wenn wieder einmal ein Verbrecher hingerichtet würde, ihren Appetit auf dieselbe Art zu befriedigen. Auf diese Weise entstand die Sitte, die von einer Generation auf die andere übergegangen ist und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Nicht ohne gewisse Gesetznormen besteht diese Sitte.

Jeder, der des Gehörts, mitternächtigen Raubes oder hinterlistigen Angriffs auf irgend ein Haus, Dorf oder einen Menschen überführt wird oder in Kriegsgefangenschaft geräth, muß lebendig zerschnitten werden.

Zu welcher Weise die Prozedur stattfindet, mag man aus folgendem, der Erzählung eines Missionärs entnommenen Beispiele erkennen: Ein Batta hatte eine ziemlich wertvolle Sache gestohlen. Er wurde ergriffen, seine Arme wurden in voller Länge ausgestreckt und an einen Baum befestigt. Darauf stellte man ihm unter das Kinn eine Stütze, so daß er den Kopf nicht bewegen konnte, und in diesem Zustande band man ihn an einen Baum. Dann wurde dem Eingebornen, der befohlen worden war, das Messer einhändig und befohlen, vorzutreten und den lebendigen Mann das Stück aus dem Leibe zu schneiden, wofür ihm, dem Befohlenen, das Leiste wurde. Dies that er sehr; der Radshah nahm das zweite Stück, und das Volk bezauberte dann die salbstbändige Meiselei; dabei starb das Opfer.

Auf die Gefahr hin, den Felsen den Appetit auf ihr europäischen Diner oder Souper zu verdienen, muß ich der Vollständigkeit wegen, Herrn Vidmere noch etwas von der Batta-Gourmandie nachzählen. Die Theile des menschlichen Körpers, welche diesen Peuten als die größten Delikatessen gelten, sind die flachen Hände und nach ihnen die Augen. Sobald ein Stück herausgeschnitten ist, wird es noch warm und darreicht in Sambal — eine gewöhnliche aus Chili-Pfeffer und Salz bestehende Würze — getaucht. Früher scheint es Sitte gewesen zu sein, das Menschenfleisch zu braten oder zu kochen. Jetzt dagegen liebt man es, ohne weitere zerkauende Zubereitungen es roh zu verpeisen — à la tartare, hätte man in der Restaurationssprache zu sagen. Das Fleisch der Malaien scheint ihrem Geschmacke am Meisten zu entsprechen; kein Malaie, wenn er wohnt in das Innere des Landes zu zwingen, würde mit dem Fleis davon kommen. Jedoch genieren sich die Batta auch nicht, sich aus Weisen ihren barbarischen Schmaus zu bereiten, und Herr Ida Weißer durfte bekanntlich nur deshalb von ihnen zureden, weil sie für eine Heze gehalten wurde!*) G. S.

Aleine literarische Revue.

— Die „Ausländischen Beiträge“ in neuer Auflage. Kann ist in den letzten Jahren ein anderes Werk von derselben Art

*) Wir erlauben die deutsch-amerikanischen und holländischen Plüvier, die diesen Artikel nachdrucken, die Quelle (nicht anzugeben)

beziehung für die baltischen Kämpfe erschienen, wie das erste Heft der „Lithauischen Beiträge“, das erste, was Hordemar von Bod, seitdem er sein Heimatland verlassen, in norddeutschem Reizen veröffentlicht hat. Allerdings besaß es hauptsächlich Wichtigkeit für die Schies-Provinzen selbst, während es im deutschen Mutterlande ziemlich unbeachtet blieb. In unseren Blättern wurde bereits im Jahr 1866 darauf hingewiesen. Jetzt ist die fünfte Auflage vergriffen und von Herrn v. Bod sechste die zweite, erweitert und durchgesehen, herausgegeben worden.) Die hauptsächlichsten Urkunden, die darin veröffentlicht sind und aus denen der Hauptwerth der Schrift besteht, sind noch immer wieder bekannt und doch würdig, daß auf sie die Aufmerksamkeit deutscher Gelehrten gelenkt wird. Die erste Stelle nimmt unter ihnen der Bericht des Flügeladjutanten des Kaisers Alexander, Grafen Grolinski, über die 100,000 lithauischen Bauern ein, welche eine griechischen Kirche besetzt, wieder zur Lutherischen zurückkehren wollten. Darin sprach dieser ehrliche Russe aus, daß die litauischen nur durch die Drohungen der Popen und die unangenehme des Reiches bei der „Rechtgläubigkeit“ festgehalten seien, und daß dieser Zwang „die Würde der Rechtgläubigkeit“ verletze. Freilich ist die Sachlage seitdem (1863) nicht anders worden. Es wurden dadurch ferner die barbarischen Gesetze, die welche die „rechtgläubige Kirche“ zusammengehalten und die den anmaßlichen Ruf ihrer Duldsamkeit eigenen, in Deutschland bekannt; ebenso zwei gerichtliche Protokolle über die Tödtung eines Kindes und die Lebensgefährdung zweier Mädcheninnen durch einen Popen, welcher gegen Verweigerung durch seine priesterlichen Vorgesetzten gehobelt wurde. Auch finden wir hier ein namhaftes Erkenntniß des baltischen Obergerichts in der Sache eines protestantischen Knecht, Gustav v. Bod, welcher kein Kind nicht der „Rechtgläubigkeit“ ausliefern wollte. Durch dasselbe wurde eben für uns erkannt, daß der russische Zwang und seine kirchlichen Gesetze auf dem baltischen Boden des deutschen Rechts nicht anwendbar sind. Es war kein Wunder, daß diese Verurtheilungen, welche neue Schatten auf den liberalen Schimmer der russischen Regierung und der russischen Nationalität warfen, beiden höchst unangelegen kamen und wie ein Dorn im Fleische schmerzten. Um ihrer Wirkung die Spitze abzuhaken, erhielt der General-Gouverneur von Albedinski in Riga Befehl, die vier Landmarken der baltischen Ritterschaft gegen Verlegung der von Herrn v. Bod gemeldeten Thaten zu bewegen. Albedinski erlangte bekanntlich, aber nach viel Mühe, nur die Verlegung der „Solidarität“ mit der Person von Bod's. Die Thatfachen bleiben aber auf den Platz stehen.

C. A.

„Ein Versuch über die Ursachen der Welt, ist der etwas kühne Titel einer kleinen Schrift“) von Dr. Josef Durck, der über die philosophische Stellung Newton's und Leibniz's. — In dieser kurzen, vorläufigen Skizze — so leitet der kühne Verf. seine Arbeit ein — beabsichtige ich nichts Größeres als aufzudecken, wohin die Ansichten über die Elemente der Welt zutreiben, so wie, daß dieses Endziel schon gegeben ist in dem Denkresultate der zwei ersten Heroen der Wissenschaft — Leibniz und Newton enthalten ist. Nicht der alte Streit zwischen Beiden, wie er uns in „dem schönsten Denkmale

eines wissenschaftlichen Kampfes“, in der Collection of papers, which passed between Leibnitz and Clarke vorliegt, soll hier erneuert, sondern Einiges davon, was dort einander gegenübersteht, zur Entscheidung und in Einslang gebracht werden.“ — Wir haben uns mit den Beweisführungen und Ansichten des Verf. nicht befremden können. Das ganze Buch macht in hohem Grade den Eindruck des Dilettantenmäßigen und Unreinen. So heißt es z. B. S. 29: „Alle philosophischen Systeme haben das Ziel gemeinsam, daß sie die realen Ursachen der Welt suchen (??) und unterscheiden sich hauptsächlich darin, daß die Einen als Ursprung das Eine, die Anderen die Vielen sehen. Hält man sich nämlich an den Begriff des wahren Seins (??), so muß man zu Spinoza, ja eigentlich zu den Eleaten zurückgreifen.“ — Für den Verfasser scheint also die ganze großartige, durch Kant in's Leben gerufene Sprache der Philosophie nicht vorhanden zu sein, sonst würde er wissen, daß es außer der von ihm beobachteten Betrachtungsweise der Dinge allerdings noch eine andere, allein sich demüthig bekennende giebt: die kritische Philosophie. Aber von dem Wesen und Werth derselben scheint er, wie gesagt, keine Ahnung zu haben; dies beweist das ganze Buch und besonders der Schluss, den wir als Grolinski anführen: „Hiermit hätte ich die Blide neuerdings auf Leibniz und Newton gelenkt. Wir sind noch nicht über sie hinaus, der ganze Zustand der Wissenschaft ist bekannt in ihren großen Kreisen (sic!); ein Fortschritt, selbst der gewaltigste, kann sie wohl modifiziren, aber nicht erschüttern, — und wenn einmal bei den leichten Philosophenkreisen weder Halt gemacht, noch vermehrt geschrieben werden kann, so muß auf Leibniz und Newton zurückgegangen werden, nicht um bei ihnen stehen zu bleiben, sondern um von ihnen aus vorwärts zu kommen; dies ist aber nicht anders möglich als durch die Verbindung der Grundgedanken Weiter zu einer neuen, höheren Ansicht über die Elemente der Welt.“

Viel gläubiger und aufmerksamer Leser wird dies Buch schwerlich finden, wiewohl es, abgesehen von der verfehlten Grundidee, nicht ohne manche treffende Bemerkung im Einzelnen ist.

L. B. R.

„Eine Weltgeschichte für das Haus. Der wackere Volkschriftsteller Ferdinand Schmidt in Berlin hat neuerdings eine „Weltgeschichte für Haus und Schule“) begonnen, von welcher die erste Lieferung nun vorliegt. Nach dieser Probe verspricht das Werk den besten Ergebnissen seiner, d. h. der populären Gattung sich beizugehören, es ist mit Wärme und in lebhaftem, blühendem Stile geschrieben; der Inhalt ist den anerkannten Autoren der neueren deutschen Historik entlehnt und befreit sich des besondern Eingehens auf die Kulturgeschichte der einzelnen Völker, wegen der pragmatischen Zusammenhang der politischen Entwicklung (wie dies auch bei der Betrachtung des alten Aegyptens und Chinas ganz naturgemäß ist) zurücktritt. Das Ganze wird in 25 bis 30 Hefen vollständig sein: Die beigegebenen Illustrationen von Georg Bleibtreu dienen eben so sehr zum Schmuck als zur Erläuterung und Empfehlung des Buches.

— „Katalog des landwirthschaftlichen Museums in Berlin.“ Vom landwirthschaftlichen Museum in Berlin, dieser seit 1868 dem Publikum eröffneten Anstalt, ist in letzter Zeit von Dr. E.

*) „Lithauische Beiträge“, herausgegeben von B. v. Bod. I. Bd., 6th. Zweite Auflage. (Leipzig, Dunder u. Humblot.)

*) Bod, G. E. M. Pfeffer, 1869.

*) Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.

**) Berlin 1869, Wiegandt und Hempel. (128 S. mit zwei Plänen.)

Wittmack, Custoden dieses Museums, ein allgemeiner, sehr genauer und zugleich übersichtlich geordneter Katalog erschienen, der für die reichen Schätze des jungen, noch viel zu wenig gekannten Instituts ein erhöhtes Interesse einflößt. Der Naturforscher, der Kulturhistoriker, der Techniker eben so wohl als der Landwirth und der Gartenkünstler empfangen durch den Anblick der zur Ansicht gestellten Kosthülle, Modelle, Maschinen und Fabrikate eine lebendige Anregung, während auch das größere Publikum die mannigfaltige belehrende Unterhaltung findet. Hr. Dr. Wittmack hat bei jeder Nummer oder Abtheilung die Provenienz angedeutet und im Uebrigen dem Kataloge einen durchaus wissenschaftlichen Charakter verliehen. T. v. B.

— **Klassische Theaterbibliothek aller Nationen**). Die in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheinende „Klassische Theaterbibliothek“ ist nunmehr bis zum 64. Bändchen gebunden, deren jedes ein mehr oder weniger berühmtes deutsches oder ausländisches Drama enthält und zu dem billigen Preise von 9 Kreuzern süddeutsche Währung zu haben ist. Wir haben die ersten Bändchen, welche unter Anderen Molière's „Der Geizige“, Shakspere's „Kaufmann von Venedig“, Calderon's „Leben ein Traum“ brachten, in diesen Plättchen empfehlend angezeigt, aber den Wünschen der Herren Verleger in Nord- und Süddeutschland, solchen wohlfeilen Ausgaben älterer literarischer Erzeugnisse eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen, können wir unmöglich nachkommen, da es uns hierzu sowohl an Raum, als an Beruf fehlt. Wir wiederholen jedoch gern, daß in der vorliegenden Stuttgarter Ausgabe der Theaterstücke aller Nationen jedes Drama mit einer gut geschriebenen, historisch-kritischen Einleitung ausgestattet ist, die den Leser über den betreffenden Dichter, über die Quellen, die Bedeutung und den literarischen Werth seines Werkes orientirt. So hat in Nr. 61 der Sammlung Herr D. M. Kraus Shakspere's „Richard III.“ den er nach Schlegel's Uebersetzung mit einigen Verbesserungen edirte, eine für das große Publikum recht belehrende und maßgebende Einleitung geschrieben, während Nr. 63 eine solche zu dem von Göthe übersehten Voltairischen „Mahomet“ bringt.

— **Drei Lustspiele von Gilbert Freiherrn Winkler***) liegen uns zur Beurtheilung vor, und zwar als „erster Band“, so daß also noch weitere in Aussicht stehen. Der Verf. beweist entschieden Talent für das feinere Conversationsstück, so daß diese kleinen anmuthigen Stücke gewiß bald ihren Weg nicht nur unter das lesende Publikum, sondern auch auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, finden werden. Die Charaktere sind scharf und klar gezeichnet, die Handlung spannend und übersichtlich, an komischen Situationen und Verwickelungen fehlt es nicht. — Die Titel dieser drei Lustspiele sind: Theorie und Praxis; Eine Ehe mit Bedingungen; Die Feuerprobe. — Wir werden uns freuen, bald weitere Bände zu Gesicht zu bekommen.

*) Stuttgart, Carl Hoffmann. 61—64. Bändchen.

**) Münster, Baum's Verlag, 1869.

Litterarischer Sprechsaal.

Ein zu Prag im deutschen Casino von Prof. Joseph Mayer 15. April d. J. gehaltenen Vortrag über „Göthe's Verhältnis zu religiösen Fragen“ liegt uns gedruckt vor. „Göthe erklärte sich“, heißt es in den einleitenden Worten dieser Schrift, „im tiefsten Sinne des Wortes für einen Protestanten, und als solcher wollte er sich die Freiheit erhalten sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.“ Und der Verf. fügt hinzu: „Sein bedeutende Denker oder Dichter ist auch ein Priester, der in seinem eigenen, selbsterrichteten Altare opfert und das Feuer der Andacht unmittelbar an der allgemeinen Volksquelle zu entzünden sucht.“ Die Gottesverehrung Göthe's hing mit seiner Verehrung und Bewunderung der Natur auf das Innigste zusammen, die Schlüsse, die der Materialismus aus der Naturbeobachtung zieht, waren ihm völlig unbegreiflich, und was er in dieser Beziehung über das zu seiner Zeit Epoche machende Buch: „Système de la nature“ sagte, ist noch heutzutage auf die Nachtreter Hobbes's vollkommen anwendbar. „Wir begreifen nicht“, schreibt Göthe, „wie ein solches Buch gefählich werden könnte; es ist uns so grau, so finsternißlich, so todtenhaft ver, daß wir davon wie vor einem Gespenste schauderten. Alles sollte notwendig und deshalb kein Gott sein! Könnte es aber nicht auch notwendig einen Gott geben? fragten wir. Ein „Sehen der Natur“ ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Aber nichts und leer ward uns in dieser tiefsten ästhetischen Halbwelt zu Muth, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand! Eine Natur, sollte kein Ewigkeit sein und von Ewigkeit her bewegt, sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne Weiteres die unendlichen Phänomene des Lebens hervorbringen. Dies Alles wären wir sogar aufrieden gewesen, wenn der Verf. wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unseren Augen aufgebaut hätte. Aber statt dessen, schenkt er einige allgemeine Begriffe, wie trodene Phäbe, bin, ich glaube er dadurch etwas gewonnen zu haben, wenn er dasjenige, was als das Höhere in der Natur erscheint, zu rein materiellen, schweren, richtungs- und gestaltlosen Natur ver wandelt hatte.“ Noch im letzten Alter hatte sich Göthe der Gottesverehrung seiner Jugend bewahrt, ein Gefühl, mit welchem allezeit eine aufrichtige Liebe zum Christenthum und zu seinem Stifter verbunden war. Der Dichter hatte erwartet, „daß sich Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes zum Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen“; aber an einer andern Stelle seiner „Gespräche mit Goßermann“ sagt er: „Die Welt soll nicht zu sehr zum Ziele kommen, als wir denken und wünschen. Summe sind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwischen- und entgegenstellen, so daß es zwar im Gange verwärts geht, aber sehr langsam. Es lebe nur Guter recht lange fort, und er wird sich finden, daß ich Recht habe.“

Wir haben diese Göthe'schen Citate dem Vertrage des Herrn Mayer entlehnt, einer wahrhaft geistvollen Studie, die wir sehr gern, denen das Verhältnis Göthe's zu religiösen Fragen ein interessantes Moment ist, auf das Warmste empfehlen können. Z. E.

„Trenandt's Volkskalender“ für 1870*) eröffnet sein poetisches Album mit einem Gedicht in schlesischer Mundart, das Karl Holtei dem heimgegangenen wadern Buchhändler Eduard Trenandt gewidmet, dessen intelligentes, jugendkräftiges Bild im Almanach als würdiger Schmuck beigegeben ist. Seit zwanzig Jahren ist Holtei diesem Volkskalender treu geblieben, und jedesmal hat er ihm, auch solange er in der fernsten Steiermark lebte, a einem der anmuthigen Genrebilder des Kalenders ein ebenso anmuthiges schlesisches Volksgebidet geliefert, das nicht bloß in dem betreffenden Kalenderjahre, sondern bis zum heutigen Tage ein beliebtes „Bärschel“ geblieben, nachdem es in die vielverzweigte Sammlung von Holtei's schlesischen Volksgebideten übergegangen ist.

Hinterlassen anne Joppel Jahre
 Da ich schund an dem Kalender Theil.
 Siehste drinne mit der Bärche-Maare.
 Halbe's Krödeln our der Schilling feel.
 Denn der Trenandt, fleißig, meler Güte!
 War bei Allen tüchte hingerdein;
 Tüchlich mit der lichten Appellblüte
 Schickt a mir de frischen Bildel ein:
 Klaus Der aus, schrieib a, was Der nu luste
 Doderoom recht zu Sinne sieht.
 Oder seeder Bildo nutwendig mußt De
 Well's gedrange mit em Trude gicht!

So ging's von Jahr zu Jahr, bis im Sommer 1868 ein glücklicher Tod dem Wirken des unermüdblichen, wadern Buchhändlers ein Ziel setzte. Der alte „Büchermacher“ hat seinen letzten Freund verloren, aber getrostet sich mit der Aussicht, dem Verleger bald zu folgen und die bisherigen gemeinsamen Hagen jenseits mit ihm fortsetzen zu können:

Wir derschneien sädber, durch a Wandel
 Durt zum zweetmalen abgelaß!
 Die Uhlraen, aus der sülen Presse,
 Draben de Engel legen buchgeleber,
 Reelen uß de Dummel-Dieremess:
 „Durchschlaß, verbesst und vermetht.“
 Das für annen Einband daß te tiegen —
 Wiß ma's? Mir ist dabs parnt eegel,
 Wenn der of hibich nähermannen liegen,
 Du und ich, im ewigen Bücherlaal.

Nun, die zahlreichen schlesischen Freunde Karl von Holtei's, denen der Schreiber dieser Zeilen ebenfalls gehört, hoffen, in der „Alte im Barte“, der im vorigen Sommer sein hundertjähriges Dichterjubiläum gefeiert, noch manchen Jahrgang „Trenandt's Volkskalender“ mit seinem „Liesel“ schmücken zu sehen, bevor er „sälsber durch a Wandel durt zum zweetmalen abgelaß“ wird. A. V.

Klein Louise Büchner in Darmstadt, die sich den Verdiensten zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes in hingebendster Weise gewidmet hat und in ihrem Wohnorte, wo dieselben an der Frau Prinzessin Ludwig von Hessen — Schwester der Frau Kronprinzessin von Preußen — in beherzige Beschützerin finden, die Seele aller dahin zielenden Unternehmungen ist, spricht sich in einigen in der Darm-

städter Zeitung veröffentlichten Aufsätzen sehr eingehend und in beherzigenswerther Weise über Gewerbeschulen aus. Sie stellt zu diesem Zwecke die écoles professionnelles und die Gewerbeschule in Hamburg nebeneinander. In Paris existiren jetzt vier solcher écoles professionnelles, in Hamburg eine Gewerbeschule. Auch ist der Unterricht in Paris ein vielseitigerer, da er die verschiedensten Arten des gewerblichen Zeichnens, Porzellanmalens, Holzschnitens, Lithographie neben Musterzeichnen, Buchhalten und Schneidern umfaßt und eine Schule kürzlich noch einen cursus in der Krankenpflege hinzugefügt hat. In Hamburg beschäftigt man sich dagegen nur mit Buchhalten und dem dazu gehörigen Unterricht im Rechnen und Deutschen, Musterzeichnen, Maschinennähen und Schneidern. Mag indeß der Kreis der Lehgegenstände enger gezogen sein, die Hauptsache ist, daß eine solche Gewerbeschule existirt und wir schließen uns dem Wunsche, mit welchem Frä. Büchner ihre Mittheilungen schließt, daß Paris und Hamburg uns nicht mehr lange Vorbilder bleiben, sondern bald in allen größten Städten Deutschlands Nachahmung finden mögen, aus vollem Herzen an.

Unter dem Namen „Sorosis“ existirt in New-York eine gesellige Vereinigung von Frauen, unter ihnen viele Schriftstellerinnen, zum Zwecke gegenseitiger geistiger Förderung, wie zur Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit, bei festlichen Gelegenheiten, können von den Mitgliedern Herren eingeführt werden, welche jedoch lediglich die Rolle der Gäste oder Zuhörer zu spielen haben. Kürzlich meldete sich ein Herr zur Aufnahme in den Club und erhielt darauf von der Vorstehenden folgenden Brief, der aus ein kleines Meisterstück zu sein scheint, indem er in köstlicher Weise die Art der Abfertigung, welche Frauen zu Theil wird, wenn sie es sich beikommen lassen, um Aufnahme in Männer-Gesellschaften sich zu erwerben, copirt und ironisirt:

„Geehrter Herr! Ihr Gesuch um Aufnahme ist zuvörderst dem Vorstande und alsdann der ganzen Gesellschaft vorgelegt worden, und ich bedaure, Ihnen anzeigen zu müssen, daß es nicht acceptirt worden ist. Die Gründe, welche diesen Beschluß herbeiführten, betreffen keineswegs Ihren Charakter, Ihre Lebensstellung oder Persönlichkeit, sondern lediglich Ihr Geschlecht, und wir geben gern zu, daß diese, Zufälligkeit für Sie ein Unglück, oder keineswegs Ihr Fehler ist. Wir bedauern Sie von ganzem Herzen und mit Ihnen die gesammte Männerwelt wegen ihrer jetzigen und zukünftigen traurigen und vereinsamten Lage, das ist jedoch Alles, was wir thun können. Sorosis ist zu jung für die Gesellschaft von Herren und muß erst heranwachsen. Später, wenn sie ein geeignetes Alter erreicht haben wird — sagen wir 21 Jahre — könnte sie sich vielleicht mit dem „Club der Presse“ oder einem anderen Männerverein von gutem Rufe und angesehener Stellung verbinden; bis dahin muß aber für alle männliche Bewerber die Eine Antwort bleiben: Grundsatz, keine Männer!

Sennie Jane Grolv, Vorsitzende der Sorosis.“

Dem Londoner Athenaeum zufolge, hat der japanesische Romanschreiber Kioke te Bakin einen Roman vollendet, den er vor vierzig Jahren begann; dieses Werk umfaßt hundert und sechs Bände. Seine Leser werden für mehrere Winter genügende Abentheure daran haben.

*) Mit Beiträgen von Hedwig Göde, Otto Glazou, Edmund Hoeler, Karl von Holtei, Philipp Krebs, S. Meyer, Gustav Nieritz, Karl Ruge, u. A. Mit neun Stahlstichen u. Breslau, Trenandt.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste
elfte Auflage der Betrag von
10 Thaler
vergütet.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung der In- und Ausländer gegen Vorzahlung bewirkt werden.

Die elfte Auflage kostet dann:
gebunden 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.
geb. in Hbfbr. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble
in Jena erschien u. s. w. ist in allen Buch-
handlungen zu haben: (203)

**Bibliothek
geographischer Reisen und Entdeckungen
älter und neuerer Zeit.**

Vierter Band:

Reisen

im

Ostindischen Archipel

von

Albert S. Grimmore, M. A.

Prof. der Naturgeschichte an der Königl. Universi-
tät in Hamilton im County New-York.
Autor. Vollst. Ausgabe f. Deutschland.
Aus dem Englischen

von

A. E. H. Martin.

Geführt der Universitäts-Bibliothek zu Jena.
Nicht 26 Illustrationen in Holzschnitt und
2 Karten in Farbenbr. Druck.
Groß-Octav. Eleg. brosch. 2 1/2 Thlr.

Bei Wilhelm Violet in Leipzig erschien
soeben:

**Barbault, Leçons pour les enfants de
5 à 10 ans. 8^{me} édition française,
revue et augmentée de contes moraux
et instructifs, de Leçons de mémoire
et d'un vocabulaire. br. 15 Ngr.**

Eignet sich vorzüglich für Pensionate und
Rückenschulen, sowie für Erziehinnen im
Auslande, indem es der reinen Sprache die
benutzbarsten Stoffe darbietet.

**The English Boho: a practical Guide to
the Conversation and Customs of
Every-day Life in Great-Britain. By
Samuel D. Waddy. A. u. b. T. Prakti-
sche Anleitung zum Englisch-Sprechen.
Mit einem vollständigen Wörterbuche.
Sechste Auflage. gr. 8. geh. 15 Ngr.**

Dieses, so wie die drei anderen Böhe's,
sind in den betreffenden Ländern selbst
verkauft und deshalb von den alten Gesprächs-
büchern dadurch unterschieden, daß sie ein ge-
treues Bild der fremden Sprache und Eigen-
thümlichkeit und dadurch eine gezielte Anlei-
tung darbieten, die wirkliche Umgangs-
sprache der verschiedenen Nationen sich an-
eignen. (204)

In der G. F. Winterfeld's Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen:
Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung. Dargelegt von
Maximilian Perly, Professor zu Bern. 51 Druckbogen. gr. 8. geh.
Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Das vorstehende Buch, eine Frucht langjähriger Arbeit, ist zunächst für Philosophen und
wissenschaftlich gebildete Laien geschrieben; für letztere wie für letztere ist es weder möglich,
die unpassenden Studien zu machen, noch die objectiven Anschauungen des Naturforschers zu
gewinnen, welche zum Theil nur durch künstliche Mittel und Experimente zu erhalten sind.
Aber auch für Naturforscher wird dieses Werk nicht ohne Nutzen sein, da sie in denselben
eine zusammenfassende, in sich harmonische, auf positive Erkenntnis gegründete Schilderung
des Naturganzen finden, wie sich nur ein einzelner geben kann. (207)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschien:

**Juri Samarin's
Anfrage gegen die Ostprovinzen Rußlands.
Niederlegt aus dem Russischen.
Eingeleitet und commentirt von
Julius Eduard.**

8. Gehftet. 2 Bdr.

Das Samarin'sche Pamphlet, welches Hört
Hortschow „un événement“ nannte und das
in Rußland eben so viel Zustimmung wie in
den Ostprovinzen des Ost- und Rußlands
Entrüstung hervorgerufen hat, ist durch die
„Kündliche Antwort“ von G. Schirren
glänzend abgelehnt worden. Eine gründliche
Würdigung der einzelnen unabweisbaren Behauptungen
und Darstellungen der Samarin'schen
Inanspruchnahme gibt der bekannte Redacteur
der „Vremiden“, Julius Eduard, als
Commentar zu der hier vorliegenden trefflichen
Uebersetzung dieser vielbesprochenen Schrift.
Namentlich werden deutsche Leser durch dieselbe
über die baltischen Verhältnisse nach allen
Seiten hin orientirt werden. (205)

Im Verlage von Hermann Costenoble in
Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen
und guten Bibliotheken zu haben:

**Das
Geheimniß der Frau von Riza.**

Eine Geschichte

aus den letzten Lebensjahren Ludwig XIV.

von

Emile Mario Bacano.

8. Elegant brosch. 1 1/2 Thlr.

In vorstehendem Buche entrollt der Verfasser
ein Bild von so tief ergreifender Wirkung als
Endworts letzten Tagen, das es jeden gebildeten
und tiefen Leser und besonders jeder Leserin
in immer steigender Spannung erhalten
wird.

Der Winkelschreiber.

Humoristischer Roman

von

A. von Winterfeld. (206)

3 Bände. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.

Von allen Winterfeld'schen Romanen ist
dieser ohne allen Zweifel der spannendste und
effektivste und namentlich gegen den Schluß
hin von schlagender Wirkung.

Soeben erscheint in zweiter vom Verf. durchgesehener Aufl.:
Der Talmud
von Emanuel Bressi,
Bibliothekar am Britischen
Museum in London. Aus
der 7. engl. Auflage über-
tragen. Autorisirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Bgr.

„Diese kleine Schrift machte in England, wo sie zuerst er-
schien, das ungemeinste Aufsehen. Gleich nach ihrem Er-
scheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen
auf ihre Wichtigkeit aufmerksam. Das Interesse für sie war
allgemein und vom October 1867 bis Januar 1868 war
in 7 Auflagen erschienen.“ Nationenzeitung. (207)

Verd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Das sehr ähnliche Portrait-Medallion
von

Alexander von Humboldt

nach dem Leben modellirt von Carl Böttcher
(1 Lebensgröße), 16^{te} im Durchmesser, ist
zum Preise von 4 Thlrn. incl. Verpackung
zu beziehen von (208)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin,
Wilhelmstrasse 86.

Bei Kumb. Abel in Leipzig erschien so-
eben und ist durch jede Buchhandlung zu
haben: (210)

Geschichte der Mormonen

nebst einer

Darstellung ihres Glaubens und ihrer
gegenwärtigen sozialen und politischen
Verhältnisse

von

Dr. Moritz Schick.

89. brosch. Preis 2 1/2 Thlr. = 4 fl. 30 Kr.

Die Mormonen, mit ihrer Priesterherrschaft
im demokratischen America, ihrer Vielweiberei
und Vögelichkeit wohl die seltsamste Secte, die
seit Jahrhunderten aus dem Abgrund des Un-
verstandenen in eine Welt der inneren Welt ge-
steigt, deren wissenschaftliche Grundsätze in
Buch dem gelehrten Theologen empfohlen ist,
während sie durch große Aufschüttelung, in
schöne Gruppierung des Stoffes, Erzählungen
und lebendigen Stil das Ganze zu einer sehr an-
ziehenden Lectüre für das ganze gebildete Publi-
cum macht.

Lucrezia Borgia.

Hergogin von Ferrara.

Nach seltenen und zum Theil unbekannten
Quellen bearbeitet von
William Gilbert.

Autorisirte deutsche Ausgabe
von Dr. Friedrich Steger.

Mit Portrait und Facsimile v. Lucrezia Borgia.
89. brosch. Preis 2 1/2 Thlr. = 4 fl. 30 Kr.

Eine Reihe vortheilhafter Bitter und der
Zeit der italienischen Renaissance, beleuchtet
aber eine neue biographische Darstellung der ge-
schickten Tochter des Papstes Alexander VI.,
die aus guten, zum großen Theile neuen Quellen
schöpft, und die aus die betreffende Periode im
Westen weniger schillern, als wir sie zu bilden
verfehlen, ja mit verschiedenen ihrer sehr an-
ziehenden Eigenschaften begabt, erkennen läßt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Schlagungen nehmen alle Buchhandlungen vor sich
enthalten des In- und Auslandes an, in denen und
die Zeitungs-Exemplare.
Zusammen mit Briefe sind franco durch die Post
an die Redaktion (Marktstraße 46, Berlin)
oder durch Buchhändler-Bermittlungen an die so-
genannten Agenten zu richten.
Anzeigen werden die billige Preise mit 25 Prozent
Verkaufstexte. Redakteur: Dr. Joseph Schumann in Berlin.
Beitrag von Herr. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. Druck: A. A.
Dud von Ernst Kuntze in Berlin. Druck: A. A.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Ersteint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Tblr.

8. Jahrg.]

Berlin, den 30. Oktober 1869.

[N° 44.]

Inhalt.

ausland und das Ausland. Zur Frauenarbeit in Deutschland. 637. — Der deutsche Frauenvereinstag in Gaffel. 638. — Zur Verbesserung des Lottilu von Berlin. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, so- wie Selbständige unter Männern und Frauen. 639. — England. Englische Schriften über Frauenarbeit und Frauenbildung. 640. — Polens gegen die Frauen als Ärzte. 643. — Amerika. Frauen-Universitäten und Gymnasien. 644. — Preußen. Das Geheimniß der Ehelei'schen Documente. 644. — Amerika. Die republikanische Erhebung in jüngster Zeit. 645. — Die Heil Babel, oder Holland aus Java. 648. — Die literarische Revue. Ein Buch für Bräute. 649. — Ergebnisse. 649. — Illustrierte Kalender für 1870. 649. — Die Stun- ten-Gewerbetheile. 650. — Österreich. Friedrich von Hammer. 650 — Vorträge von Friedrich Epistolog. 651. — Der d'Astria über die Frauen Europa's. 651. — Leben des Grafen v. Bismarck. 651. — Diffe- renz zwischen. 651.

Deutschland und das Ausland.

Die Frauenfrage in Deutschland.

Was wir mit dem Worte Reform oder Reformation bezeichnen, wenn man ganz auf den Grund geht, faßt auf allen Gebieten irdischen Lebens weniger das Auftreten ganz neuer Ideen, vielmehr ein Zurückgehen auf solche, die, obgleich tief in der menschlichen Natur begründet, in vollster Uebereinstimmung mit Anforderungen der gefunden Vernunft, doch durch jahrelange Gewohnheit getrübt und verdrängt worden sind; mit Einem Wort: Reformationen die Revolutionen erstreben weniger ein Neues als ein Abschaffen, weniger ein Herstellen als Wiederherstellen natürlicher und rechtmäßiger, menschenwürdiger Daseinsbedingungen. — Wie es zugehen mag, daß einseitigen Grundbedingungen so oft verkannt, die natürlichsten die so oft verkümmert werden, woher aller Orten die kaum zugangene gute Saat so schnell vom üppigsten Unkraut überdeckt wird, so gründlich, daß dessen gewaltsame Ausrottung teilschändigen Umwälzung gleich kommt? diese Fragen sind in das Gebiet der Moralphilosophie; — hier haben wir deshalb daran erinnert, um zu zeigen, daß auch die Frage, die soziale Stellung der Frauen betreffend, nicht etwa nur Neues in die Welt zu bringen beabsichtigt, sondern daß der Kämpfer den Frauen eigentlich nur schon bessere und der entrissene Rechte, allerdings den vorgeschrittenen Forderungen Zeit entsprechend, erringen helfen wollen.

Sehr überzeugend legt dies eine sehr beachtenswerthe kleine Mittheilung dar, die kürzlich bei Hoffmann und Campe erschienen ist. Der Verfasser weist nach, daß von jeher „Spinnen, Weben, Nähen, die Künste der Toilette, das Ordnen der Kleidung und des Haars, die Erziehung der Kinder, die Bereitung der Nahrungsmittel und Arzneien“, die Aus schmückung des Werts, sowie in späterer Zeit der Kleinhandel, als das eigentliche unbeschränkte Arbeitsgebiet der Frauen gegolten hätten, und seiner ganzen Ausdehnung bereits im Mittelalter von vorn bedrängt worden sei. Nun hat aber im Laufe der Jahre

männliche Thätigkeit so viel von diesen Beschäftigungen an sich gerissen, daß die Frauen aus vielen derselben ganz verdrängt sind und in andern schwer gegen männliche Konkurrenz ankämpfen haben. Diese Gebiete sind es zunächst, die der Verfasser zurückerobern möchte. Er erinnert z. B. an die Anfertigung eines Damenhutes. „Wer vermöchte die Fabrikationen von Stroh-, Kopfsaar- und Bastkischerei, die Blumen, Federn, Bangierstrahlen und all die Hunderte verschiedener Konfektionen anzuführen, die nur allein ein Damenhut erfordert! Nimmt man dazu die Ausfertigung der Stidereien, der Spitzen, die Posamentier- und Perlketten, die Anfertigung der Kleider, Wäsche, Handschuhe, Fächer, Schirme etc., so ergiebt sich ein Feld der Thätigkeit, das unübersehbar wird!“

Wie kommt es nun aber, daß die Frauenarbeit sich von diesem ihr naturgemäß zukommenden Felde großenteils hat verdrängen lassen? Ist es wirklich nur Vorurteil, wenn man meint, daß auf all diesen Gebieten bis auf das des Kochens und Badens herab männliche Leistungen den Vorzug vor weiblichen verdienen?

Das wird, vielen redenden Thatsachen gegenüber, Niemand behaupten wollen. Das Vorurtheil für männliche Arbeit hat allerdings seine Begründung. So müßte denn also die Frauenarbeit nothwendig und immer untergeordneter Art sein? —
Keineswegs.

Will man auch so weit gehen, den Frauen jede Produktivität auf geistigen Gebieten abzuspüren, so wird man doch zugeben müssen, daß sie, vielleicht gerade deshalb für die Reproduktion im Großen und Ganzen befähigter sind als die Männer, und da die mangelnde körperliche Kraft jetzt so vielfach durch Maschinen aller Art ersetzt werden kann, so stände wohl der Persönlichkeit der Frauen auf den erwähnten Gebieten kein positives Hindernis entgegen.

Worin liegt denn nun aber der Grund der bisher so mangelhaften Leistungen? Einzig in der mangelnden Fach-Vorbildung der Frauen.

„Talente und Fähigkeiten“, sagt der Verfasser, „werden freilich durch Bildung und Erziehung nicht hervorgerufen; das sie aber auch geweckt und angeregt werden müssen, um ihr Dasein zu manifestieren, und das sich auf dem Wege der Ausbildung ganz ungeahnte Anlagen bei Völkern und Individuen entwickeln, beweisen die zahlreichen Erscheinungen deutscher Töchterinnen, Sängerinnen u. s. w. Wenn Friedrich der Große sie noch weiter, für Ausbildung einer deutschen Sängerin eine Weisheit zu geben, weil er lieber ein Pferd wecheln als eine Deutsche singen hören wollte, so bezeichnete er damit vollständig die Grobe jenes Vorurtheils, welches Jahrhunderte lang der Ausbildung deutscher Künstler im Wege stand.“

Wenn nun schon hierbei „die Schule“ so viel zu leisten vermag, um wie viel mehr da, wo es sich um Erwerbstätigkeit unserer Fähigkeiten und Fertigkeiten handelt! Muß doch jeder Schneiderbursche seine gehörige Lehrgzeit durchmachen, seine Prüfungen bestehen — um die Schneiderin verdamt fast immer nur dem Zufall und eigenem „Aufsehen“, was sie sich von den Regeln ihres Kunsthandwerks zu eigen gemacht hat. Da wundert man sich denn, wenn durchschnittlich Schneider besser arbeiten, als Schneiderinnen.

¹⁾ „Die soziale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen“, von
H. August.

bestimmen, während es doch unter diesen Umständen mehr zu verwundern ist, daß überhaupt eine Konkurrenz zwischen ihnen möglich ist.

Der Verf. dringt daher nicht nur auf genügende Fachbildung, sondern wünscht eine gänzliche Umgestaltung weiblicher Erziehung überhaupt, vor Allem soll mehr die „geistige Disziplin“ gepflegt werden. Und gerade weil von Natur das Weib einer solchen widersteht, müßte die Erziehung das größte Gewicht darauf legen. Sehr beherzigenswerth sind des Verfassers Bemerkungen in dieser Hinsicht, ebenso wie seine Vorschläge und Auffindung neuer, Verfaßwege durchweg dem Beken einer wahrhaft gebunden und vernunftgemäßen Auffassung entstammen. Es sei hiermit das Schriftchen allen sich für diese Frage Interessirenden warm empfohlen.

In ähnlichem Sinne spricht sich ein andres Schriftchen aus, ein Vortrag, den Herr Sam. Kosefky am 5. October 1868 im Königsberger Handwerkerverein gehalten¹⁾. Der Verfasser hat hier mehr das Voss der eigentlichen Handwerkerfrauen und Töchter im Auge, obwohl seine Bemerkungen auch höhere Kreise treffen. Der von Müller in Pörsheim angelegene Gedanke, „daß die Frau zu jeder Arbeit berechtigt sein müsse, zu der sie befähigt ist“, dient ihm als Leitfaden, ein Gedanke, der in seiner Selbstverständlichkeit ein lebender Beleg dafür ist, daß (wie wir Eingangs sagten) auch auf dem Gebiete der Frauenfrage die Reform eigentlich nur ein Zurückgehen auf naturgemäße, unbegreiflich lange mißkannte und mißachtete Wahrheiten ist.

Auch Herr Kosefky verlangt dringend eine bessere Vorbildung der Frau, doch nicht auf Staatshilfe, sondern auf Selbsthilfe gegründet. Er glebt den Handwerkern den Rath, sich in den heranwachsenden Töchtern wirkliche Geschäfte zu erziehen, und ohne eigentlich eine Erweiterung der weiblichen Erwerbsfähigkeit vorzuschlagen, bekümmert er deren Vertiefung, d. h. die schon von Frauen ausgeübten Berufsarten sollen tüchtiger und besser als bisher ausgefüllt werden, damit auch in den weitesten Kreisen die Wahrheit des Wortes erkannt werde: Arbeit giebt Ehre!

Der deutsche Frauenverein in Cassel.

Die dritte General-Versammlung des „Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins“ fand in diesem Jahre in Cassel statt. Dieselbe wurde am 3. October durch einen Vortrag des Fräulein Auguste Schmidt aus Leipzig eingeleitet, welcher Zweck und Ziel des Vereins einem Publikum darlegte, das sein Interesse in der Frauenfrage bis dahin nur durch die Gründung eines Bazar, einer Verkaufsstelle für weibliche Arbeiten, besundet hatte. Am folgenden Tage fand die erste Sitzung unter dem Präsidium der Frau Louise Otto-Peters statt. Begrüßt wurde die Versammlung von Hrn. Galm aus Cassel im Namen des dortigen Comités und von Herrn Habendorf, Stadtrath und Vorstand des Arbeiter-Bildungs-Vereins, im Namen der Stadt. Es folgten die Referate der Lokalvereine, die Hrn. Galm mit einem Bericht über die Gründung des Lehrerinnen-Vereins in Berlin eröffnete. Bekanntlich fandte der Allg. d. Frauenverein Hrn. Schmidt und Hrn. Galm bei Gelegenheit der Lehrer-Versammlung in Berlin nach dort, wo sie die Gründung des Lehrerinnen-Vereins anregten. Ein besonderes Interesse bot ein Bericht von Frau Hermine v. Peres über die Errichtung

eines Frauenbildungs-Vereins in Pest. Hr. Dr. Goldschmidt begrüßte die Pester Damen Seitens des Vereins und ertheilte Bericht über den Frauenbildungs-Verein in Leipzig, da in diesem Jahre neben seiner bereits vier Jahre bestehenden Sonntagsschule, die Gründung eines Volksskindergartens beabsichtigt. Der vom Allg. deutschen Frauen-Verein bei Gelegenheit der zweiten General-Versammlung in Braunschweig gegründete Verein hatte seine Vertreterinnen geschickt; Hrn. Brück, Vertreterin der von dem dortigen Verein gegründeten Industriehilfs-erkennende Bericht über seine Thätigkeit.

Am nächsten Tage fand ein Vortrag des Hrn. Galm über die Stellung der deutschen Lehrerinnen statt. An diesen Vortrag knüpfte sich eine Discussion, nach welcher beschlossen wurde, von Frau Dr. Goldschmidt bereits vor zwei Jahren kommittirten Bege der Petition zu beschreiben, um Gemeinde und Staat zu Erleichterung und Verbesserung von Lehrerinnen-Zuständen zu veranlassen. Frau Schönwälder aus Düsseldorf behandelte das Thema: „Arbeit oder Almosen“ in einem eingehenden mit dem reichen, statistischen Material versehenen Vortrag. Die passierenden Hörer aus Heilberg und Meiberg v. Leenhardt aus Prag sprachen sich über die Berechtigung und Befähigung der Frauen in ihrer, wissenschaftlicher Weise aus. Der Vortrag vom juristischen, der Letztere vom ethischen Standpunkte. Beiden die Herren die Rechte der Frauen, so wie ein Vortrag der Frau Dr. Goldschmidt auf die Pflichten hin, die die Frauen nach den verändernden Anschauungen und Verhältnissen unserer Zeit, sowohl in der Familie als in der Gemeinde, zu leisten hätten. „Die Verwertung der weiblichen Arbeitskraft nach individueller Befähigung im Dienste der Familie und Gemeinde“ war das Thema, welches die Vortragende behandelte.

Damit war das Programm der Versammlung erschöpft, so nicht das Interesse der Casseler Bevölkerung, namentlich die Frauen. Fünf- bis sechshundert Personen füllte der Saal, der er war immer und bis zuletzt gedrängt voll. Es kann dies schon schon als ein Resultat des Vereins betrachtet werden, daß es ihm gelingt, in unseren größeren deutschen Städten Theilnahme, ja Begeisterung bei einer Bevölkerung zu erregen, die sich gleichgiltig, ja feindselig Bestrebungen gegenüber verhalten, die sich ihre Neuheit mißkannte und mißachtete werden. Es gelang den Vereinen, wie im vorigen Jahre in Braunschweig, auch in Cassel die begierigste Theilnahme der Frauen zu einer That zu führen, indem sich nach einer Ansprache mehrerer Vorstands-Frauen fünfzig Casseler Frauen zur Gründung eines Volkvereins bereit erklärten, der es sich zur Aufgabe macht, im Sinne der Frauenbildung und Frauenarbeit thätig zu sein.

So darf denn der Allg. deutsche Frauen-Verein auf den einmal betretenen Wege ruhig fortzuschreiten: die Reinkräfte seines Wirkens, die so oft bezweifelt wurden, zeigen sich bereits in der auf seine Anregung gestifteten Vereinen, von denen auch Berlin angehört. Auch der Arbeiterinnen-Verein, dessen ich durch die Anregung der Frau Louise Otto, bei Gelegenheit eines Vortrags im Casselerstädtischen Handwerker-Verein, erwähnte.

Am 4. und 5. November wird auf Veranlassung des Berliner Vereins zur Förderung der Frauenarbeit und der Frauenbildung, der zu Ehren seines verewigten Gründers den Namen „Lette-Verein“ fortan führen wird, ein Kongreß von Abgeordneten aller Vereine in Deutschland, welche gleiche Zwecke haben, stattfinden. Auch aus England und Nordamerika sind Theilnehmer zu diesem Kongresse angemeldet.

¹⁾ Die Erwerbsfähigkeit der Frauen und ihr Einfluß auf die soziale Stellung derselben. Königsberg, Braun und Weber.

Jur Bevölkerungs-Statistik von Berlin.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sowie Selbstthätige unter Männern und Frauen.

Herr Dr. Hermann Schwabe, Vertheiler des statistischen Mittheilung der Stadt Berlin, giebt in einer Abhandlung über die Verhältnisse der Berliner Bevölkerung (Zweite Auflage der „Vest. Bl.“, 1869, Nr. 39 und 42) folgende Uebersicht, die nach der musterhaft organisierten Berliner Statistik vom 3. December 1867 gewonnen werden sind: „Berlin hat sich nach Ausweis der Volkszählungen von 1861 (1867 um 243,800, also nahezu um so viel Menschen vermehrt, das gesammte Großherzogthum Oldenburg Einwohner hat gerade hat nach der letzten Zählung 243,935 Einw.). Was ist nun für die Masse Menschen den Anziehungspunkt? die Frage hängt eng mit der Zusammenfassung der Berliner Bevölkerung nach Standes- und Berufsverhältnissen zusammen, wir näher in's Auge fassen wollen. Dabei werden jedoch verschiedene Unterschiede nöthig, die vorher erörtert werden müssen. Zuerst kommen dabei in Betracht, so weit wir es mit statistischen (Erwerbsverhältnissen) zu thun haben, die Arbeiter und Arbeitnehmer, eine Untertheilung, die an sich ist: bekannt sind bei den einzelnen Berufsständen, die Selbstthätigen von den Angehörigen zu unterscheiden. Als Selbstthätige gelten alle diejenigen Personen, welche irgend einen Beruf ausüben, alle Angehörige aller diejenigen Haushaltungsmitglieder, die keinen Beruf haben. Als beizurechnende ist die Frau eines Arbeiters, Handwerker oder der Tochter Nähterin, so werden auch zu den Angehörigen gerechnet, ferner zu den Selbstthätigen die Selbstthätigen kann man auch die erwachsende, Angehörigen die ernährt werdende Bevölkerung nennen. In Zahlen sind als statistische Bevölkerung von Berlin 702,437 Personen gezählt; lassen wir dabei die Fremden-Bevölkerung 2900 Personen und das diplomatische Corps mit 396 Personen außer Betracht, so bleiben 699,041 Einwohner. Darunter sind sich 344,216 also 49,2 pCt. Selbstthätige und zwar 20,2 pCt. 70,2 pCt. männliche und 102,398 oder 29,9 pCt. weiblich. Zieht man nur die wichtigsten Berufsgruppen in's Auge, so vertheilt sich die Bevölkerung in nachstehender Weise folgende Gruppen:

	Seelenzahl	
Handwerk und Landwirtschaft, Viehzucht und Fischerei	4,272 oder	0,61 pCt.
Industrie, Bauwesen, Buch- u. Druckwesen, Bergbau	352,978	50,12
Handel (Baaren, Geld, Credit, Buch- und Kunsthandel, Versicherungs- u. dgl.)	79,770	11,40
Wasser- und Wasserverkehr, Frachtwagen- und Beförderung	42,474	6,07
Städtische Dienstleistungen aller Art (z. B. Lehrer, Künstler, Pflanzern, Beschäftigte, Advokaten, Beamte, etc.)	45,293	7,91
Marine	21,978	3,14
Personen ohne Berufs-Ausübung und im Berufs-Vorbereitung Begriffene (einschließlich ohne Berufsausgabe	66,408	9,50
	1,552	0,22
	699,041 oder 100,00 pCt.	

*) Man vgl. das in diesen Blättern bereits ausführlich angezeigte von Dr. Schwabe: „Die Berliner Volkszählung von 1867“, Berlin, Kämpf, 1869).

Oben an erste also die Industrie, welche etwas über die Hälfte der Berliner Bevölkerung in Anspruch nimmt; ihr folgt Johann der Handel mit 11,39 pCt.; persönliche Dienste leistende stehen mit 10,2 pCt. an dritter Stelle.

„Zählt man die Arbeitgeber und Arbeitnehmer in's Auge und zwar zunächst bloß soweit sie Selbstthätige sind, so existieren 128,011 Arbeitgeber und 216,205 Arbeitnehmer, es kommen also im Durchschnitt auf 1 Arbeitgeber 1,7 A. Arbeitnehmer. Aus dieser Untertheilung läßt sich zugleich ein Anhalt gewinnen für die Größe der sog. Arbeiterbevölkerung in Berlin. Rechnet man nämlich zu obigen 216,205 selbstthätigen Arbeitnehmern noch deren Angehörige mit 150,264 Seelen hinzu, so bezieht sich die gesammte Masse der arbeitenden Klassen auf 366,469 Seelen, also auf 52 pCt. der Gesamtbevölkerung.

Zählt man das Verhältniß der Arbeitgeber zu den Arbeitnehmern in den gewerblichen Berufsständen in's Auge, so läßt sich aus demselben die Frage beantworten, in welchen Industriezweigen der Großbetrieb vorherrschend ist und welche noch handwerksmäßig betrieben werden. Freilich muß man dabei bestimmte Berufsstände auscheiden, wo man die Arbeitgeber aus den Arbeitnehmern nicht in Beziehung setzen kann; dazu gehören namentlich die Bäckerei, Schneiderei und die persönlichen Dienstleistungen. Hier ist Arbeitgeber Jeder, der irgendwo wohnt, jede Frau, die im Hause näht, Jeder, der sich einen Taschentuch kauft. Da aber alle diese Arbeitgeber statistisch nicht fassbar sind, wohl aber die Arbeitnehmer, z. B. jede Nähterin, Bäckerin u. dgl. als solche in die Listen einträgt, so kann man selbstverständlich Arbeitnehmer und Arbeitgeber hier nicht vergleichen. Andererseits kommt noch ein Punkt in Betracht, der diese Verhältnisse zwar nicht in der Gesamtsumme der Industrie, wohl aber im Detail derselben etwas trübt, nämlich die Anzahl der Fabrikanten und Arbeiter, welche keine nähere Angabe gemacht haben, welchem Fabrikationszweige sie angehören. So erscheint beizurechnen in den Tabellen die Anzahl der weiblichen Arbeiter auf dem Gebiete der Druckerei, Weberei u. dgl. verhältnismäßig gering, weil alle Arbeiterinnen, die sich bloß als „Fabrikarbeiterin“ eingetragen hatten, eben nicht den einzelnen Unterabteilungen, sondern bloß der Rubrik „Arbeiter ohne nähere Angabe“ zugetheilt werden konnten.“

Das Arbeitsgebiet der Frauen in Berlin.

„Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß in Bevölkerungsgruppen, wo die Industrie entschieden überwiegend ist, die weibliche Arbeit mehr als hienwo zu einem gesuchten Artikel wird. Es wird deshalb jetzt, wo man die Frau rechtlich wieder in die nationale Arbeit einführen sucht, von Interesse sein, zu untersuchen, in welcher Weise, auf welchen Gebieten und in welchen Dimensionen in Berlin die Frauen an der Arbeit sich betheiligen.

Zieht man aus denjenigen Tabellen des Berichts über die Berliner Volkszählung, welche sich auf diese Frage beziehen, diejenigen Berufsgruppen heraus, in denen die Frau am meisten erkennbar hervortritt, d. h. wo mindestens auf 8500 weibliche Bewohner ein weiblicher Selbstthätiger kommt, und ordnet dieselben nach der Intensität, mit der die Frau als Arbeitsfaktor auftritt, so ergibt sich folgende Uebersicht, aus der zugleich ein Vergleich mit der männlichen Betheiligung an den betreffenden Arbeitsgebieten sich gewinnen läßt:

Berufsgebiete der Frauennarbeit	Ein männlicher weiblicher Selbstthätiger kommt auf	
	männliche	weibliche Beobachter

Persönliche Dienstleistung	23	8
Schneiderei	37	31
Wäscherei und Fleckenreinigung	7473	108
Handel mit Produkten und Industrieobjekten aller Art	12	115
Erziehung und Unterricht	148	206
Pugmacherei, Blumen- und Fieberfabr.	3548	210
Erkundung und Beherbergung incl. Zimmer- vermietung	62	319
Gesundheitspflege und Krankendienst	168	407
Tapissier- und Strickwaaren	2903	537
Bücher, Literatur, Presse, Theater	109	734
Barbiere, Friseur, Parfumeur	237	808
Cigarren- und Tabakfabrikation	161	1140
Polamentiergewerbe	472	1607
Arbeiten in edlen Metallen und Steinen	234	1798
Weberei	62	1768
Vanderverkehr	46	3321
Königl. Hausverwaltung und Hofstaat	451	4103
Buchbinderei, Papr. u. Galanterie-Arbeiten	162	5535
Schuhmacherei	37	5911
Transport- und Handelsvermittlung	298	6013
Künstler für Industriezweige	69	6013
Tischlerei und Holzleistenfabrikation	26	6458
Tuchbereitung, Wollen, Seidenen u.	598	7581
Handschuhfabrikation	793	8110
Schirmfabrikation	4877	8110
Buch-, Kunst- und Musikalien-Handel	517	8506

Man erkennt sofort die Arbeitsgebiete, wo die Frauen am stärksten und wo sie sogar härter auftreten, als die Männer: auf 8 Frauen kommt eine Diensthauende, auf 31 Frauen eine Schneiderin, auf 108 Frauen eine Wäscherin, auf 210 Frauen eine Pugmacherin, während auf diesen Gebieten die selbstthätigen Männer zurücktreten. Wie stark die Beteiligung der Frau an der Arbeit in Berlin auftritt, erhebt man am klarsten aus der Thatfache, daß überhaupt kommt:

- 1 männlicher Selbstthätiger auf 1,45 Bewohner und
- 1 weiblicher Selbstthätiger auf 3,40 Bewohner.

Unter den Ernährerwerbenden in den nachstehend bezeichneten Berufsclassen existiren Frauen im Alter von

	15—30	über 30 Jahren.
Erziehung und Unterricht	16,3 pCt.	22,3 pCt.
Handel	19,7	23,5
Industrie	17,2	23,4
Verkehr incl. Post- u. Telegraphen-Beamte	16,7	25,1
Künste, Literatur, Presse	20,2	26,1
Gesundheitspflege und Krankendienst	23,0	27,2
Kirche und Gottesdienst	22,3	28,7
Staatsverwaltung	19,0	29,0
Gemeinde- und Corporations-Verwaltung	17,0	30,1
Königl. Hausverwaltung und Hofstaat	19,0	30,7
Zustiz	20,0	32,1

Diese kleine Tafel ist sehr lehrreich und erzählt wahrheitsgetreu die Abneigung und die Vorurtheile, welche unter den Frauen bestimmter Stände gegen die Arbeit existiren. Am

thätigsten sind die Frauen in den vier erstgenannten Berufsgebieten; namentlich steht Erziehung und Unterricht voran, da dies Berufsgebiet einestheils für die Frauen einen harten Anziehungspunkt bildet und es andererseits nahe liegt, daß ganze Töchter von Lehrern dies Fach wieder wählen. Auch auf den Gebieten der Kunst, Literatur und Presse halten sich die berufenen Frauen noch auf der Höhe des Durchschnitts. Dagegen zeigen nun die übrigen Berufsclassen, wie wenig die Frauen entweder Gelegenheit haben, zu heiraten, oder Neigung zeigen, sich einen Beruf zu wählen.

Nachdem man in allen Berufsclassen die Zahl der Frauen in den beiden obigen Altersklassen zusammen, so betrachten wir dieselben 149,283. Nun existiren in Berlin 110,913 verheiratete Frauen; bringt man von diesen 5047 Ehefrauen in Abzug, welche als Selbstthätige fungiren, und zieht dann den Rest von obiger Summe ab, so bleiben

43,417 unverheiratete Frauen,

von denen man sagen kann, daß sie an der nationalen Arbeit nicht oder nur im geringen Grade, als meist überflüssige Beihilfe in der Wirtschaft u. d. d. d. theilnehmen, sondern es vorziehen mit Romantikerin und Glavierpielerin die Zeit zu verbringen. Berufstheoretisch, d. h. in den meisten Fällen Abhängigkeit von Andern, wird wohl immer als ein gesellschaftliches Uebel bezeichnet werden können — und so ist wohl mit diesen Zahlen statistisch der Beweis geliefert worden für die große wirtschaftliche und sociale Benachtheiligung der neuerdings auch bei uns bekanntlich auf Anregung und unter dem Protectorat Ihrer Kaiserin-Mutter der Frau Kronprinzessin lebhaft geförderten Bestrebungen, welche die Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts zum Ziel haben."

England.

Englische Schriften über Frauennarbeit und Frauenbildung

Während die philosophische Discussion über eine Reform der socialen und politischen Stellung der Frauen im modernen Staat aufgehört hat, ein abstraktes Interesse für practische Staatsmänner zu haben, und sowohl im Schooße wissenschaftlicher Körperschaften, wie ökonomischer Vereine und gesellschaftlicher Versammlungen, tiefgehende Wahrheiten für neue Organisation zur Debatte und zum Beschluß über die Zukunft des Weibes gestellt werden, hört die Presse nicht auf, von neuen Gesichtspunkten und mit neuen Argumenten in mehr oder weniger samer Weise dies wichtige Thema zu erörtern. (Ein vor Kurzem in England erschienenes, der Frauen-Arbeit und Bildung gewidmetes Buch bringt eine Sammlung von zehn sehr lehrreichen Abhandlungen aus der Feder kompetenter Verfasser.) Die Herausgeberin, selbst eine jener Frauen, die mit Weisheit die Forderungen der Neuzeit in der Frauenbildung aufgenommen haben, legt in der kurzen Einleitung den Standpunkt dar, von welchem aus bei der Auswahl und Anordnung der einzelnen Materialien gefahren ist, und giebt dabei zugleich einen Beweis von der Klarheit ihrer persönlichen Anschauung des Gegenstandes.

*) *Womans Work and Womans Culture. A Series of Essays* Edited by Josephine C. Butler. London: Mac Millan and Co. 1888. 367 pag.

„Eiderlich (sagt sie) müssen Alle, die auf diese Frage der weltlichen Interessen von einem ernsten und hohen Gesichtspunkt schauen, wahrnehmen, daß es in Wirklichkeit eine Frage ist, welche die Menschheit im Allgemeinen und zwar in sehr realer Weise berührt. Ich wünsche, daß man allgemein fühlen lernte, wie diejenigen Frauen, welche speciell für die Frauen thätig sind, deshalb nicht einseitig oder selbstlich sein müssen. Wir sind erst Menschen, dann Frauen, und wir bekümmern uns zuerst um die Uebel, welche auf den Frauen lasten, weil sie eine Reaction auf die ganze Gesellschaft üben und das Wohl des Allgemeinen beeinträchtigen. Frauen sind nicht Rivalen der Männer, sondern ihre Schwestern. Es kann zwischen ihnen kein Antagonismus bestehen, der nicht für beide schädlich würde. Wenn diejenigen Frauen, welche für das Weib gewisse Rechte beanspruchen, die ihm bisher verweigert waren, selbstständig und eigenmächtig gescholten werden, so scheint man zu vergessen, daß der Name „Weib“ ein sehr umfassender ist.“

„Wenn Männer von hoher Geburt und solche, die alle Vortheile des Reichthums und der Erziehung besitzen, die Kämpfe der armen Mänsche ausfinden und den parlamentarischen Körperlichkeiten eine Ausdehnung der Privilegien antragen, welche bisher nur Wenige besaßen, um auch ihre sich abmühenden und leidenden Mitbrüder daran Theil nehmen zu lassen, so habe ich niemals geglaubt, daß sie der Selbstsucht beschuldigt werden; im Gegentheil, die Rücksicht, welche solche Männer für das Recht des Mannes hatten, wurde geschwiegen, und verdientermaßen, als etwas Edles und Selbstloses. Und warum sollte man das Ding anders betrachten, wenn die Augen gebildeter und denkender Frauen der besseren Klassen sich der schrecklichen Wahrheit in Bezug auf Millionen ihrer weniger begünstigten Vöndemanninnen erschließen, und von ihnen aus eigenem Antrieb Abheilung von Unrecht und Uebel einerseits und Freiheit zur Arbeit und zu einem ehrlichen und unabhängigen Dasein andererseits verlangt wird?“

Frau Josephine Butler läßt sich von vornherein nicht als Planchtrumpf oder grämliche alte Jungfer ansehen. Sie kennt ihr Publikum. „Die Mehrheit der Engländer hat, wie ich glaube, noch heutzutage eine geheime Furcht, daß die Unterdrückung von Forderungen, welche gegenwärtig von den Frauen erhoben werden, die Gesellschaft revolutioniren würde. Ich wünsche ganz besonders diejenige Beforgnis anzuführen, über diejenige Vorurtheilung, welche mit einer ersten Betrachtung am Meisten werth erscheint — ich meine die Furcht, daß das Zugeständniß dessen, was die Frauen verlangen, unsere Häuslichkeit zerstören würde. Das ist allerdings eine ernste Sache; denn ich glaube, daß die Häuslichkeit die Pflegerin aller Tugenden ist, die Quelle aller wahren Reigung und der Grundpfeiler für unsere nationale Kraft. Man verzeihe mir, daß ich über diesen Gegenstand mit Wärme spreche, da ich selbst die volle Erfahrung der Heiligkeit und Glückseligkeit einer Häuslichkeit habe. Man setzt manchmal voraus, daß die eifrigsten Vertheidiger der Frauenrechte Personen sind, die in Bezug auf Reigungen des Herzens zu kurz gekommen sind, ein Leben voll Einkämlichkeit hinter sich haben, in der Isolierung bitter geworden und daher gern die Abgeschlossenheit des häuslichen Herdes gegen einen Communismus vertauschen möchten, in dem sie sich nicht überlagern, sondern und vereinzelt fühlen würden. Es ist kein Wunder, wenn die Eusey und selbst Schwärmungen solcher vereinzelter Personen klagend durch den allgemeinen Ruf nach einer neuen socialen Ordnung herauströten. Es sei mir aber gestattet, das Publikum daran zu erinnern — wenn solche Erinnerung nöthig ist — daß viele von jenen, die für diese Sache arbeiten,

beten und Anhänger zu gewinnen suchen, zu den glücklichsten Frauen des Landes gehören. Sie könnten, wenn Gott ihr Herz hätte hart werden lassen, aufreiden und mehr als aufreiden sein mit dem, was ihnen zu Theil geworden. Aber gerade dieser Reichthum an Glück, der ihnen bescheert ist, treibt sie dazu, für die weniger Glücklichen zu sorgen, dieser Reichthum ist für sie ein Gewicht, das sich kaum ertragen läßt in der Gegenwart der liebeleeren und zwecklosen Eristenzen anderer und der feierlich erwachenden Energie, mit der Tausende von häuslichkeitslosen Frauen heute nach einer Stelle in Gottes gesellschaftlicher Ordnung verlangen.“

Gerade vom conservativen Standpunkt aus verlangt die muthige Sprecherin eine zeitige Reform. „Der wahre conservative Geist zeigt sich in der Anwendung alter und erprobter Prinzipien auf neue und wechselnde Umstände; und es giebt alte und ehrwürdige Grundsätze, die ich ebenso theilhaftig, wie der strengste Conservative. Aber ich halte dafür, daß das Festhalten an der äußeren Form, in die jene Prinzipien gekleidet sein mögen, einfach weil die Form eine alte und oft das sicherste Mittel ist, um die Gesellschaft in dem schlimmsten Sinne des Wortes zu „revolutioniren“, welche wir zu kräftigen wünschen. „Er, der sein Leben retten will, soll es verlieren.“ Und diejenigen, die auf Kosten Anderer entlassen sind, inmitten eines Volkes, dessen Herzen sich bereits von ihnen in Besorgniß abwenden, in einer Zeit der Bekümmerniß und Verwirrung die oft selbstthätigen Annehmlichkeiten und ausschließlichen Genüsse des Familienlebens und der Häuslichkeit für sich allein zu erhalten, werden wahrscheinlich diese Segnungen, mit denen sie so geizen oder die sie sorglos genießen, während die Heimatlosen draußen stehen, verlieren.“

Jede Verbesserung in der gesellschaftlichen Stellung der Frau im Allgemeinen muß nach der Ansicht der Frau Herausgeberin auf folgende zwei Punkte gerichtet sein: 1) Herstellung unserer Frauenwürde durch Erziehung, Bildung und Arbeit, 2) Einführung der Wirkungen der Häuslichkeit in die Massen des Volkes dadurch, daß den Frauen gewisse Aemter und Beschäftigungen zugänglich gemacht werden, welche den Einfluß einer gebildeten Heiligkeit auf jene Massen ermöglichen.

„Frauen sind heutzutage billig; ihr Werth auf dem großen Weltmarkt ist auf ein sehr niedriges Maß gesunken.“ . . . „Es hat unter uns, — den Frauen — eine Scheidung zwischen Nutzbarkeit und Schönheit stattgefunden; das ist eine Trennung, welche einen Verlust an wahren Werth und wahrer Glückseligkeit bedingt; sie sollte nicht existiren, denn der höchste Grad der Schönheit beruht, wie ich glaube, überall auf der größten Nutzbarkeit. Wer hat nicht gefühlt, daß die Anziehungskraft unserer Frauen aus den besseren Klassen, die nur zu oft das Leben von Schmetterlingen führen, durch die Eitelkeit und den Egoismus beeinträchtigt wird, die sich so leicht jener Gemüther bemächtigen, welche großer Gedanken entbehren und nicht den kräftigen Einfluß der Arbeit empfinden? Der Egoismus ist ein Gift, das selbst die Schönheit tötet.“

„Andererseits ist in einer Zeit, wo Tausende von Frauen gezwungen sind, ihr Leben in unaufhörlicher Nüchternheit zu verbringen und bei so schlecht bezahlter Arbeit, daß Schönheit und Grazie Begriffe sind, die auf sie keinerlei Anwendung mehr finden, die Eitellichkeit der Gesellschaft täglich mehr bedroht. So finden wir denn, wenn wir zu den ärmsten Klassen unserer Städte herabsteigen, an Stelle der Ehe, geschlechts- und wilde Verhältnisse, Gewissen, die täglich schwärzer und regungsloser unter der Last sich häufenden Vaters- und Mütter-

werden, das sich als ererbtes Theil fortsetzt und auch den physischen Typus der kommenden Generationen erniedrigt, bis endlich Gefängnisse, Strafanstalten und Arbeitshäuser bis zur Ueberfüllung voll sind von wertlosem, krankem, weinlichen Unkraut, niedriggestirnten Affen, in denen die Intelligenz fast erloschen, Viele erkranken ist und die Infirmität des Hungers und die rohesten animalischen Triebe allein zurüchteleben."

In welcher Weise das elastische und mannigfaltige Prinzip der Häuslichkeit seinen Einfluß auf die Massen des Volkes üben kann und wie die Frauen der besser ersagten Klassen sich zum Mittel dieses Einflusses machen sollten, deutet Frau Butler in folgender Weise an: „Wir haben genügende Erfahrung über das, was wir die weibliche Form der Philantropie nennen können, die isolirte, vereinzelte Thätigkeit derselben, die von zu mittelalterlichem Typus ist, um der Gegenwart zu genügen. Sie hat Fiasco gemacht. Wir sind jetzt dabei, die männliche Form der Philantropie zu verstehen: großartige systematische Maßregeln, Organisationen und Institute, durchdracht von Männern und sanctionirt von Parlamenten. Auch diese wird sich schlagen, wenn es so weit geht, daß dadurch die Wahrheit dessen erlischt, was die andere Methode, trotz ihrer Auswüchse, als richtig bewiesen hat. Warum sollen wir nicht zuletzt eine Verbindung der Prinzipien versuchen, welche beiderseits richtig sind? — „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" — was eine sehr frühe Bestimmung in der Weltgeschichte; es ist auch nicht gut für den Menschen, allein zu arbeiten, was es sich um das Wohlverhalten der ganzen großen menschlichen Familie handelt, und je größer das Werk ist, das der Mann unternimmt ohne sie, die Welt ihm als Gehilfen gab, desto größer wird schließlich sein Mißlingen sein."

Die ausgewählten Citate haben die folgenden Titel:

I. „Der Gutzweck der Frauen", von Frances Power Gebber. Eine schwungvolle Verteidigung der socialen und geistigen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern. Milton's Auspruch, daß der Mann direkt für Gott, die Frau aber nur „für Gott in ihm" lebt, ist nach der Verfasserin dahin zu ändern, daß — wie die Gründer der Quäkerie lehrten — „Weib, Mann und Frau, in direkter und unmittelbarer Beziehung zum Vater der Geister stehen."

II. „Wie ist für die überflüssigen Frauen zu sorgen?" von Jessie Boucherett. Versucht zu beweisen, daß nicht bloß in England, sondern auch in allen civilisirten Staaten eine große Zahl unverheirateter Frauen übrig bleibt, und führt das bekannte Beispiel der New-England-Staaten der nordamerikanischen Union an. „Es kann in demselben Lande eine Ueberzahl an Männern, d. h. mehr Männer als Frauen, existiren und doch ein Ueberfluß an Frauen da sein, d. h. mehr Frauen, als versorgt werden können, sei es durch die Ehe, sei es als selbständige Arbeiter; dies gerade hat in den Vereinigten Staaten stattgefunden, denn in den östlichen Staaten giebt es mehr Frauen, als versorgt werden können, und in den westlichen Staaten sind so viele da, als gebraucht werden, obwohl ihre Zahl im Vergleich zu der der Männer so gering ist". . . . Die Hinterwälder, die Goldgräber und die anderen Pioniere der Civilisation müssen „leibige Männer" sein. Entgegen der Ansicht vieler Statistiker und Staatsmänner beweist die Verf. mit großem Geschick, daß nicht die zu starke Auswanderung der Männer aus Großbritannien die Ursache der billigen Lage vieler Frauen ist, sondern die zu schwache. „Die Ursache des Elends unter den Frauen ist die, daß die Männer nicht so viel auswanderten, als thun sollten. Die Folge hiervon war, daß die Löhne fast

in allen Arbeitszweigen, die nicht durch trades-unions gedrückt waren, und besonders bei der Aderarbeit durch Concurrenz leicht herabgedrückt sind, daß die Männer in mehreren Gewerben ihre Frauen und Familien nicht erhalten können und die Frauen gezwungen sind, selbst auszugehen, um durch ihren Verdienst den Lohn des Mannes zu unterstützen: viele Männer haben sich überdies in Arbeitszweigen engagirt und für in Bedrängnis genommen, die den Frauen ankommen, und so ist der weibliche Arbeitsmarkt von zwei Seiten bedrängt und eine große Anzahl Frauen ist überflüssig geworden." . . . „In Succesland ist die Nachfrage nach Männern so groß, daß die Farmer, wenn keine Männer bekommen können, Südsee-Insulaner importiren. Welch ein verwerfliches Schauspiel giebt das große britische Reich der Welt! Wilde thun die Arbeit der Briten auswärts; Männer thun dabei die Arbeit der Frauen, und die Frauen darben, betteln und hungern, weil sie keine ebliche Beschäftigung finden!"

III. „Die Erziehung der Jugend, eine Beschränkung für Frauen", von Rev. G. Butler. Eine geistliche Apologie für die Zulassung von Frauen als Lehrer an öffentlichen Schulen und Universitäten. Gerade die moralische Ausbildung von Knaben und Jünglingen empfiehlt diese Ausdehnung des weiblichen Wirkungsbereichs.

IV. „Die Medizin als eine Beschäftigung für Frauen", von Sophia Jex-Blake, enthält interessante historische Thatsachen über die Berechtigung und das Gelingen von Frauen zur ärztlichen Praxis. Die Geschichte der Alchemie Sungtsan Agnecie wird berührt, welche, als Mann verkleidet, einen so ausgezeichneten ärztlichen Ruf erwarb, daß, als er Weiblichkeit entdeckte und sie nach dem Verlaute des Geistes zum Tode verurtheilt werden sollte, die Frauen Athens auf ihm Atropas erriethen und ihren männlichen Angehörigen zu den Richtern drehten. Sie setzten als ihre grausamsten Strafen betrachten, wenn Agnecie nicht frei ausgehe. Die Folge war eine Aenderung der Gesetzgebung, durch welche allen freigelegten Frauen des Staates das Studium und die Praxis der Heilkunde gestattet wurde. Die jährlich sich mehrende Zahl von weiblichen Studierenden der Medizin auf europäischen und amerikanischen Universitäten beweist, daß die Hoffnungen der Verfasserin nicht interessanten Aufwuchs im Laufe der nächsten Jahre weiter Wirklichkeit finden werden.

V. „Der Unterricht in den Wissenschaften", von John Stuart Mill. Der Verfasser, welcher im Herbst 1857 in Liverpool, Leeds, Manchester und Sheffield vor vier Klassen von Damen von je 80, 100, 160 und 200 Zuhörern Vorträge über ebensolche Astronomie hielt, spricht aus seiner praktischen Erfahrung über die Beschäftigung der Frauen, streng wissenschaftlich wie wissenschaftlich populären Vorlesungen mit Augen zu folgen. Den Frauen den Unterricht in den reinen Wissenschaften verweigern wollen, weil ihnen angeblich „der wissenschaftliche Sinn" fehle, erklärt er für eine verkehrte Idee, ähnlich der, daß ein Kind deshalb strafen zu wollen, weil dasselbe „böht", was schließlich später diese Strafe verdienen werde. Am wahr wissenschaftlichen Sinne handeln heißt es, die Frauen in die Wissenschaft einführen und dann zusehen, was sie darin leisten werden. Wie die Vorbereitungen dazu getroffen werden können, deutet eine Stelle in einem Briefe der berühmten Mrs. Colville, der Verfasserin der Physical Geography, an, dessen Inhalt wir allen Leserinnen empfehlen. Es heißt darin (S. 139): „Ich behaupte, daß die förderliche Constitution der Mädchen die klassische und wissenschaftliche Erziehung neben dem ungeschulten

den Zweigen des Vernens geschwächt werden würde; dies ist jedoch keineswegs der Fall, wenn man progressiv verfährt. Kinder lernen schon sehr früh mehrere Sprachen gleichzeitig mit großer Beidseitigkeit; sie konfundiren sie niemals, und sobald sie lesen lernen und mit amianten Vokabeln versehen werden können, ist ein sehr wichtiger Schritt gemacht und viel gewonnen, bevor die eigentliche Erziehung beginnt. Wenn das Kind unterrichtet wird, wird der Geist nicht ermüdet. Die wesentlichen Zweige der Geographie und Geschichte können bis zu einem gewissen Grade vereinigt werden; denn bei der Beschreibung der Grenzen eines Landes und seiner geographischen Natur würde man das Land unterhaltend ein, etwas von den Einwohnern, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Geschichte und den animalischen und vegetabilischen Leben des Landes zu hören. Es liegt so in der Macht einer hochgebildeten Mutter oder Gouvernante, zu Vernen angenehm zu machen und den Geist für höhere Kräfte zurechtzubereiten, wenn das Mädchen im vergehenden Alter fähig sein wird, dieselben zu verstehen.

VL. „Neben einige historische Ansichten die das Familienleben bieten“, von Charles S. Pearson, M. A., gibt eine Verteidigung der Verleumdung des Adolphi und Trennung der Ehe.

VII. „Die Beschränkung des Eigenthumsrechtes ver-
heirateter Frauen und andere juridische Folgen der
Ehe“, von Herbert R. Mozley, macht auf die Wider-
sprüche und Mängel der bestehenden englischen Gesetzgebung
hinsichtlich und revisirt die juridische Gleichberechtigung.

VIII. „Das Frauenstimmrecht, besonders in Bezug
seiner indirekten Folgen betrachtet“, von Julius
Gedewede. Die Ansicht, das gleiche politische Stimmrecht
den Männern, erlangen zu können, muß nach der Verf. dem
entsprechenden Mädchen ein Recht zur Erlangung des Stim-
mens sein, und die Gleichheit, eine verantwortliche Stellung in
staatlichen Gesellschaft einzunehmen, wird auf die Frauen im
gemeinen als ein Mittel zur Erhöhung ihrer Selbstachtung
in ersterer Weltanschauung wirken.

IX. „Die Erziehung der Mädchen, die Gegenwart
Zukunft derselben“, von Elisabeth G. Wolfenbühne.
Es hält das gegenwärtige System der weiblichen Erziehung,
die Mittel dazu für durchaus ungenügend, sowohl in den
öffentlicher, als in Privat- und Pensionsschulen. Sie verlangt
Erweiterung der Lehrmittel durch Staatsbeihilfe, Eröffnung der
alten Verbräuche für die Mädchen und, da getrennte Schulen
gleich unpassenden Lehrmitteln zu sehr fein wurden, nicht
in den Elementarschulen, sondern auch in den Mittel- und
Hochschulen simultanen Unterricht für Knaben und Mädchen.
X. „Die gesellschaftliche Stellung der Frauen in
der Gegenwart“, von John Wood-Sinclair. Daß die
politische Freiheit des Weibes gleichmäßig mit der
Entwicklung der Kultur fortschreitet, ist der Kernpunkt dieses
Aufsatzes.

Im Gegensatz zu der nationalistischen Schärfe und Trodenheit, der J. Stuart Mill seine „Subjection of Women“ gewidmet ist, erzählt das vorliegende Buch in der Mannigfaltigkeit Ständebildhaftigkeit seiner Darstellung die verschiedenen Seiten des Problems in mehr unmittelbar lebendiger, gemüthlicher Darstellung, bei der hier und da ein Zug reiner religiöser Begeisterung hervortritt, in welchem die alte puritanische Sittenstrenge in der Liebe der moralischen und politischen Freiheit zu Einem verschmilzt erscheint. Die Spätterren mancher politischen und literarischen Journale gegenüber einem so ausdauernden

und siegesgewissen Enthusiasmus, wie ihn die weiblichen Vorkämpfer für die Sache der Frauen zu entwickeln beginnen, werden niemals im Stande sein, einen nachhaltigen Eindruck zu machen.

Polemik gegen die Frauen als Ärzte.

In der nächsten Jahresversammlung der Female Medical Society zu London, am 20. September d. J., theilte Dr. Edmunds, der Vorsitzende, mit, daß durch die Theilnahme der Gesellschaft bereits 87 Damen ohne medicinische Ausbildung genoßen hätten und bisher jede den Erwartungen entsprachen. Im Verlauf seiner Gründungsrede betonte Dr. E. die Befähigung der Frauen nicht bloß für Medicin, sondern auch für Literatur und Kunst. — Die Edinburgher Universität wie die Apothekers Hall zu London hat beschlossen, weiblichen Candidaten Diplome zu erteilen. Mehrere der Professoren an den Londoner Hospitälern haben bei Gelegenheit ihrer Einleitungsreden in das Wintersemester die Studenten daran erinnert, daß sie ihren weiblichen Commilitonen gegenüber ohne Zweifel niemals die dem Geschlechte derselben gebührenden Rücksichten aus den Augen lassen würden, während sie dieselben als gleichberechtigte Studien-genossen betrachteten. Ueberall wurden diese Andeutungen Seitens der Zuhörer mit lauten Beifallsbezeugungen begrüßt.

Zugleich bringt die „Lancet“, die angesehenste medicinische Zeitschrift Englands, in der Nummer vom 9. October einen Artikel „On the Subjection of Women“ (der Titel des Wilsch'schen Werkes, das von Fräulein Jennu Hirsch unter dem Titel: „Die Subjektivität der Frau“ ins Deutsche überetzt worden) indem sie nachzuweisen sich bemüht, daß Frauen auf Grund ihrer physischen Constitution und geringeren intellektuellen Kraft nicht im Stande seien, auf äqualem Gebiet mit den Männern zu concurren. Einzelne Ausnahmen beweisen Nichts gegen die Regel. Auf medicinischem Gebiete, meint die alljährliche Zungenir Asculaps, könnten ähnliche Abnormitäten vorkommen, wenn Frauen an die Stelle der Männer treten, wie auf militärischem. Dabei führt sie aus den Erlebnissen eines englischen Generals der indischen Armee an, daß derselbe einmal, als er an den Hof des Fürsten von Oude geschickt wurde, auf eine hochschwangere weibliche Schilddrüse stieß, die der ihm das Geheiß präenterte!

Diese Argumentation des „highly scientific Lancet“ erscheint uns ebenbürtig barbarisch, wie das erwähnte Vorkommniß selbst, und könnte leicht durch weit drastischer Erählungen von objektivistischen Freigäulen entkräftet werden, deren Wiedergabe jedoch der Privatmittheilung durch die Herren Militärärzte überlassen. Wie sehr in Großbritannien das Interesse gebildeter Frauen an dem Fortschritt der Naturwissenschaften und ihrer Verwertung für die Probleme des geistlich-katholischen Lebens zunimmt, beweißt unter Anderem der Umstand, daß bei der letzten Versammlung der British Association zu Exeter nicht weniger als 600 Naturforscherrinnen eingeschrieben wurden und die Zahl der weiblichen Teilnehmer am Social Science Congress, der soeben in Bristol abgehalten wurde, sich 200 erreichte! Eine gute und verdienstliche Sache nach ihren Uebertreibungen zu beurtheilen und zu verdammeln, ist gewöhnlich leicht, aber weder ehrlich, noch eine andere als oberflächliche Anschauung verrathend. Das Studium der Medicin und Hygiene durch Frauen, wenn es auch keine anderen Folgen hätte, als eine verünftigte physische Erziehung des weiblichen Geschlechts, muß für die modernen Völker

mindestens ebenso segensreich werden, als es die Wiederbelebung der klassischen Studien unter den Männern für die socialen und politischen Zustände des Mittelalters war. Dr. med. E.

Nord-Amerika.

Frauen-Universitäten und Gymnasien.

Während man in Europa sich noch darüber streitet, ob die Frauen ein Recht auf wissenschaftliche Ausbildung haben, ist in Amerika schon eine Anzahl von Universitäten errichtet worden, wo weibliche Studenten sogar in der Mehrzahl die männlichen übertreffen.

Schon im Jahr 1861 gründete Nathaniel Vassar in New-York eine Universität für Damen und verlangte als Preis für die reiche Dotation derselben, daß sie der großen städtischen Universität einverleibt werde, weil damit erst das Recht der Frauen auf Gleichstellung mit den Männern vor dem Forum der Wissenschaft proklamirt werde.

Nathien Vassar, ein einfacher Bierbrauer, aber besetzt von den hohen Ideen der Intelligenz und der Humanität, versammelte in einer kleinen Stadt einen Theil der amerikanischen Bürger und Geseßgeber, denen er die Aufsicht über das neue von ihm zu begründende Institut anvertrauen wollte, und erklärte ihnen mit bewegter Stimme seine großmüthigen und gemeinnützigen Absichten, indem er ihnen zwei und eine halbe Million Doll. in Gold und Papieren übergab.

Mit dieser Schenkung konnte allerdings ein Institut errichtet werden, wie es an Reichhaltigkeit und Pracht nicht seines Gleichen hat; weder in der alten noch in der neuen Welt. Alle Entdeckungen der Wissenschaft, alle Besitzthümer der Kunst sind darin aufgekämmt, um das Fernen angenehm und leicht zu machen.

Auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von der Stadt, wo man eine lachende Fernsicht genießt, ist ein kolossales Gebäude errichtet, das mit allem Comfort für das tägliche Leben versehen ist, denn vierhundert junge Mädchen finden hier Wohnung und Verpflegung. In dem zweiten Stock sind die Hörsäle, die Laboratorien für Chemie und Physik, die Sammlungen von Mineralien, naturgeschichtliche und geologische Cabineten, Gemäldegalerie u. s. w. Eine Sternwarte mit den kostbarsten Instrumenten zum Studium der Astronomie, eine Bibliothek, eine Lurnanstalt und eine Reithahn sind ebenfalls vorhanden.

Am aufgenommen zu werden, müssen die jungen Damen den Cäsar, Cicero und Virgil erklären können, Algebra, Rhetorik und Geschichte studirt haben und sich auf vier Jahre zum Studium anbeistehen.

Der Umfang des Studiums läßt sich nach diesen Anfangsgründen bemessen. Es ist keine noch so abstrakte Wissenschaft ausgelassen und die weiblichen Studenten sollen nach dem Zeugniß glaubhafter Personen durchaus nicht gegen die männlichen zurückstehen. Sogar zu Philologen haben sich einige von ihnen schon ausgebildet. Es giebt bereits in amerikanischen Gymnasien Damen, die den Unterricht im Griechischen erteilen, und über dreihundert weibliche Doctoren der Medizin praktizieren jetzt in Amerika.

Außer der Universitätsbildung, steht dem weiblichen Geschlecht auch die höhere Schule offen und zwar ebenfalls in Gemeinschaft mit dem männlichen. Es giebt fast keine Schule mehr in America,

in der nicht die Mädchen mit den Knaben zugleich unterrichtet werden; ja es sind sogar Pensionate vorhanden, wo die beiden Geschlechter unter einem Dache wohnen, wenn auch in verschiedenen, streng getrennten Stockwerken. Aber Pflichten und Mahlzeiten werden fast immer gemeinschaftlich gehalten. Die Lehrer versichern, daß keinerlei nachtheiliger Einfluß zu bemerken sei durch dies gemeinsame Studium; im Gegentheil würden die Knaben manierlicher und die Mädchen ensther, beide aber zeigten einen heilsamen Eifer im Lernen. Nach ärztlichen Beobachtungen, sind die Mädchen auch körperlich nicht hinter den Knaben zurückgeblieben, und ist mehrfach bewiesen, daß es den sogenannten schwachen Geschlecht nicht an Kraft fehlt, wenn es sich im Lernen hervorzuheben soll. Die Sterblichkeit ist unter den Mädchen, welche die gelehrten Schulen besuchen, durchaus nicht größer, als unter denen, welche nur oberflächliche Dinge lernen und frühzeitig in die Welt treten, als die weiblichen Studenten. Für das Familienleben soll es auch vorthellhaft sein, wenn Bruder und Schwester gemeinsam die Schule besuchen; Ersterer wird frühzeitig die Rolle des Vaters übernehmen und Dankbarkeit dafür ernten. Die Besorgung, daß fruhe Verdienste durch die gemischten Schulen veranlaßt werden könnten, lassen die Amerikaner nicht aufkommen; sie behaupten, gerade durch das tägliche Zusammensein bei ensther Geseßarbeit werde der Reiz zerstrört, der sonst die Jugend zusammenführt.

Frankreich.

Das Geheimniß der Chasles'schen Documente.

Schon seit beinahe zwei Jahren ist die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die Bruchstücke aus dem Briefwechsel bedeutendsten Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts gelenkt worden, welche der berühmte Mathematiker Chasles in den Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften und nachtheiligt. Ueber die Echtheit der fraglichen Documente konnte ein Zweifel nicht lange bestehen; die Fälschung war meistens so evident, um auch nur der flüchtigsten Prüfung Stich zu halten, zumal die Entlehnung ganzer Seiten aus Werken jener Zeit von Leverrier und Andern bald nachgewiesen wurde. Verschiedene Umstände mochten aber diese Fälschung geschichte sowohl für die zahlreichen Freunde des geachteten Gelehrten, der die Glaubwürdigkeit der betreffenden Documente vertreten zu müssen glaubte, wie auch für die gelehrte Wissenschaft, in deren Mitte diese dreifachen Fälschungen an's Licht traten, ganz besonders peinlich. Es war dies zunächst der Umstand, daß es sich bei der ganzen Fälschung um eine Inanspruchnahme der bedeutendsten Entdeckungen Newton's für einen französischen Gelehrten (Bacal) handelte, der einer derartigen Verleumdung nicht gerade bedurft. In zweiter Linie war es das beständige Schweigen des Herrn Chasles über den Ursprung seiner Documente.

Unverhohlen und pldlich hat endlich eine Erklärung Chasles in einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften (13. September) Licht in diese Sache gebracht — eine Erklärung, welche zwar über den guten Glauben und die Aufrichtigkeit berühmten Gelehrten, der die Authenticität seiner wahrheitsheuer genug bezahlten Briefe vertreten zu müssen glaubte, kein Zweifel läßt, die aber auf seine Leichtgläubigkeit und Unwissenheit in historischer Kritik ein desto ungünstigeres Licht wirft.

Es war das Eintreffen eines Berichtes vom Director der Nationalbibliothek in Florenz, welches den directen Anlaß zu dieser Erklärung gab. Die Akademie der Wissenschaften hatte bereits früher einen der pseudo-Gallilei'schen Briefe zur Prüfung dahin geschickt und Herr Chasles auf das unbedingt verwirklichte Urtheil der Bibliothekare zu Florenz, welche die Original-Manuskripte Gallilei's unter Händen hatten, die Möglichkeit zugesagt, daß der eingesandte Brief nur eine Copie gewesen, wie er in der That von diesem Briefe mehrere Copien besaß. Es wurde darauf dasjenige Schriftstück, das er nach genauer Prüfung als das Original des fraglichen Briefes zu erkennen glaubte, in photographischen Abbildungen an die Florentiner Archivisten und Bibliothekare geschickt. Der letztegegangene Brief erklärt nun, daß das Original dieser Photographie ebenso wenig authentisch sei, als der erst eingesandte Brief. Hieraus nahm Herr Chasles über den Ursprung seiner Autographen keine vollständige und überallhinreichende Mittheilungen.

Schon seit November 1861 sei ein Individuum, das sich für dann Archivisten ausgegeben, mit einer ersten Auswahl dieser Documente zu ihm gekommen und habe sie ihm zum Kauf angeboten, indem es selbst nur im Auftrage des wirklichen Besitzers zu handeln behauptete, der ihm mit dem Verkauf betraut sei. Er (Chasles) habe „den wissenschaftlichen Werth dieser Documente sofort erkannt“ und in den Unterhändler gedrungen, die ganze Sammlung zu verkaufen. Jener habe jedoch diesem Vorschlage entgegengesetzt, daß der eigentliche Besitzer dieser Documente, die er in Amerika (wohin sie 1791 geschafft worden) ankauft, selbst erst lesen und studiren wolle und dieselben nur so und nach, wie es ihm passe, zu versäuern beabsichtige. Er sei also, noch nicht im Besitze der ganzen Sammlung, den Herrn des Unterhändlers verschweigen zu müssen gezwungen, und nicht ein Anderer ihm beim Ankauf des übrigen Theils der wertvollen Schriftstücke zuverkommen. Die Documente seien unter sich in völliger Uebereinstimmung gestanden, doch sowohl einen Zweifel an ihrer Authenticität nicht ausmachen lassen, als auch für jeden gemachten Einwand gegen den bekannt gemachten Brief in einem andern das Material zur Widerlegung enthalten. Erst die Ausprüche der italienischen Gelehrten hätten ihn zweifelhaft gemacht und er habe deshalb eine vollständige Hausdurchsuchung bei dem Unterhändler sowie dessen Wohnung veranlaßt. Weitere Documente seien nicht vorgefunden, dagegen habe der Pseudo-Archivist erklärt, die etwa 10 (!) Documente, die er seit 1861 an Herrn Chasles verkauft gemacht zu haben, eine Behauptung, der Glauben ebenen Vetterer sich absolut weigert, da der betreffende Unterhändler weder die wissenschaftlichen noch die historischen Kenntnisse besaß, welche die Aufzählung dieser Fälschate verleihe.

Unter den übrigen Autographen, von welchen Herr Chasles die Akademie früher zu besitzen keine Veranlassung gehabt, finden sich übrigens noch Briefe von Ludwig dem Vierzehnten, da von Scipione, Copernicus Petrus, Raimus, Christoph Columbus, Luther, Calvin, Scaliger, Machiavel, Michelangelo, Raphael, Thomas Morus, Karl dem Fünften; die Mehr von den erst letztgenannten Persönlichkeiten seien sämmtlich als Fälschate gerichtet, von dem er außerdem noch zweitausend (!) Handschriften besaß. Ferner befanden sich unter den von ihm erhaltenen Documenten mehrere Hundert Briefe von Montaigne, zahlreiche Briefe und Gedichte von Maria Stuart, Briefe an Babelais an Parivier (bekanntlich Uebersetzer der Pico'schen des Straparola und Dichter der „esprit“, die Molière's

„avare“ als Vorbild gedient), Briefe von Ronsard, Cervantes, Tasso, Petrarca und seiner Laura, Boccaccio, Dante, Brantôme, Philipp August, Agnes Sorel und Jeanne d'Arc. Letztere (die allerdings wahrscheinlich nicht schreiben konnte) habe durch Agnes Sorel und ihre Betheiligte in Orleans schreiben lassen. Die Stücke von Petrarca und Laura seien nach beigefügten Notizen von Mostardamus, der sie in Argenton gefunden, an Babelais geschickt worden. Der Name des berühmten Fälschers der Literaturgeschichte der Troubadours hätte Herrn Chasles bei einiger Kenntniß der historischen Kritik gegen die Echtheit seiner Documente schon einnehmen sollen.

Doch nicht genug mit allen diesen Schätzen, sogar einige Briefe vom heiligen Hieronymus und von Gregor von Tours, dem berühmten Geschichtsschreiber, besaß Herr Chasles, außerdem eine große Zahl Briefe vom heiligen Augustin, von mehreren Merovingischen Königen, sehr viele Briefe von Karl dem Großen und endlich sogar — zahlreiche Notizen und Briefe von Julius Caesar!!

Aber welches günstige Geschick hat denn alle diese Schätze auf unsere Zeiten kommen lassen? Auch die Antwort darauf gaben Herrn Chasles seine Documente. Die Abtei von Tours war von jeher sehr reich an alten Urkunden und Briefen berühmter Männer. Aleuin, als Abt von Tours, vergrößerte die Sammlung noch und ließ in Italien und anderswo Alles ankaufen, was seine Klosterarchive bereichern konnte. — Babelais (welcher Sprung durch die Jahrhunderte!) konnte diese Sammlung und nahm mit Erlaubniß Franz des Ersten Copieen und Uebersetzungen. Später gingen die Sammlungen in die Hände des verachteten Finanz-Intendanten Foucault über.

Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, über die Dreistigkeit des Verkäufers oder die Leichtgläubigkeit des Käufers! Darin, daß nicht ein Individuum alle die Fälschate gemacht haben kann, mag Herr Chasles Recht haben. Seine beschämende Enthüllung hat vielleicht den Erfolg, daß irgendwo eine Fabrik solcher falschen Documente entdeckt wird, wie sie neuerdings öfter an's Tageslicht gekommen. Die Simonides sterben nicht so leicht aus. J. W.

Spanien.

Die republikanische Erhebung in jüngster Zeit.

Die Ereignisse der letzten Wochen werden die Blicke auch in Deutschland wieder den spanischen Angelegenheiten zugewendet haben; daher will ich versuchen, deren Veranlassung, Bedeutung und Wichtigkeit in Kürze zu schildern, um so mehr, da die Nachrichten, welche über Spanien in's Ausland kommen, häufig wenig zuverlässig sind und Manches von Wichtigkeit dabei verbergen bleibt.

Seitdem die Liberalen sich in die zwei Hauptparteien, die monarchische und die republikanische, gespalten haben und die Regierung sich offen mit ersterer verbunden, hat es naturgemäß an Vereinachtungen von der einen, an Mißtrauen von der andern, an Angriffen und Beschuldigungen von beiden Seiten nicht gefehlt; und da die Monarchisten das Heft in Händen haben, haben sie sich gegen die schwächeren und jüngeren, aber energischer, idealistischer und unbequemen Partei der extremen Demokraten mehr und mehr herausgenommen. Als Produkt dieser Spannung und Verfechtung, das Uebergewicht gegen die freie Thätigkeit und Aus-

breitung der neuentstandenen Richtung zu misbrauchen, muß der Auffstand der letzten Wochen erscheinen.

Wenn in den Cortes die Gegner der Monarchie für die ungehinderte gesetzliche Sanctionirung der demokratischen Grundgesetze freimüthig eintreten und alle Mißbräuche und Fehler der andern Partei rügen konnten, so mußte man sie da gewähren lassen, so unangenehm auch manchmal ihre trostigen Forderungen sein mochten. Andere draußen. Hier fing man bald an, der steigenden Unzufriedenheit der republikanischen Partei und ihren übertriebenen Ansprüchen Maßregeln, die auf Einschränkung der Freiheit hinzielten, entgegenzusetzen. Der Art war das Verfahren einzelner Gouverneure, republikanische Kundgebungen zu unterdrücken, nachdem einmal von der Majorität der Cortes die monarchische Staatsform angenommen war, und das damit übereinstimmende Circular des Ministers des Innern, Sotomayor, der sich dahin erklärte, daß nunmehr öffentliche Kundgebungen gegen die Constitution nicht mehr zulässig seien. Das war der erste Griff in's Weizenfeld; man hätte ohne Gefahr die *Amor viva la republica federal* und selbst die *abajo la monarquia* (nieder mit der Monarchie) erlauben können; das Verbot machte die Sache erst wichtig, zeigte aber auch zugleich die Intention der Regierung hinsichtlich der Freiheit der Aeußerungen. Indes vermißt man es doch, in diesem Geiste wirklich gegen Versammlungen und Demonstrationen der Republikaner vorzugehen; den entscheidenden Schritt wagte man nicht zu thun.

Sehr ungerecht und einsältig war jedoch der Zwang aller Behörden, den Eid auf die neue Constitution zu leisten, ein Zwang, der von eben den Männern ausgeübt wurde, welche durch ihr Beispiel gezeigt hatten, daß im Falle der Noth und zum Besten des unterdrückten Landes der Eid kein Hindernismittel für die Gewissen sein könne, nicht das zu thun, was die Klugheit und das Wohl des Volkes gebieten. Ein Eid wird abgelegt, wenn es sich darum handelt, ein Verbrechen oder sonstige Vergehen zu entdecken, indem ein Mensch mit reinem Bewußtsein von der Nichtigkeit des Augenblickes eine heilige Versicherung ablegt. Den Eid in anderen Fällen anzuwenden, als einer Versicherung von der treuen Gesinnung, ist nur gestattet in Fällen, wo es sich um ein unveränderliches Object handelt, etwa wie ein König, wenn er den Thron besteigt, schwört, das Wohl des Landes zum obersten Geheße sich zu machen und seine Geheße zu halten, oder wie die Altkatholiken Erbsen einen Schwur ablegen, das Wohl des Staates im Allgemeinen zum Inbhalte hatte. Dagegen ist es absurd, auf einzelne Geheße oder Constitutionen, welche doch veränderlich sind, einen Eid zu verlangen, noch dazu von einer Partei, welche jene Constitution nur zum Theil mit ihren Principien vereinigen kann und beim Zustandekommen derselben einfach überstimmt ist. Ein solcher Eid verbietet im Grunde jeden Meinungswechsel hinsichtlich der Verfassung, die man beschworen, ja er macht den Paragraphen, der von Aeußerungen der Verfassung handelt, unzulässig und verbietet auch friedliche Propaganda für andere Ideen von Seiten Aller, die ihn geleistet haben. Mit einem Worte: Obgleich man den bestehenden Geheßen zu leisten, ist die Pflicht jedes Bürgers und Staatsbeamten auch ohne Eid und sonstige unnütze Cerimonien; dagegen auf eine Verfassung, welche jederzeit durch eine bessere im Einzelnen oder Ganzen ersetzt werden kann, einen Eid zu leisten, ist einfach ein Unsinns oder mindestens Unkraut, der die Bedeutung der Form sehr verringert, außerdem aber eine grebe Ungerechtigkeit gegen Alle, die an dem Zustandekommen der Verfassung keinen Antheil haben und sich demgemäß bemühen, Veränderungen in ihrem Sinne zu Stande zu bringen. Daher haben sich

von den republikanischen Gemeindebehörden einige ganzes geweigert, den Eid zu leisten, andre haben es gethan, aber nur in dem Sinne, eine leere und nicht bindende Form zu erfüllen, um die ihnen wichtigsten Stellen zu behaupten, etwa wie ein Fidei in Staaten, in denen nur Christen Karriere möglich ist, die Formel des Uebertretens ohne weitere innere Verwandlung und Skrupel erfüllen will.) Jedenfalls war es von Seiten der Regierung kein Zeichen von Mäßigkeit fremder Ueberzeugung, wenn sie sich über die Parteien stellen, wenn sie auf jenen Eid drang, durch den sie wohl hoffte, was ihr an wahrer Autorität und an Verdiensten fehlte, durch einen Druck auf die Gewissen zu verlängern, obwohl dies nirgends weniger als in Spanien möglich ist, wo man die Jahre nach Pronunciamentos rechnen kann. Zu Nothwendigkeit, zu gehorchen beruht nicht in Versicherungen und Versprechungen, sondern allein in der Gerechtigkeit und Güte der Regierung.

Hierzu kamen ferner alle Klagen über Nichterfüllung des demokratischen Programms, über Unterlassung dringender Reformen, über die Deprivation der Regierung, und vor Allem über Einführung einer neuen Dynastie, die man im Auslande aus auf Kosten der Ehre Spaniens suchte und deren Wahl die Majorität der Cortes als ein ihnen aufzunehmendes Recht in Anspruch nimmt, so zweifelhaft dies auch ist. Es scheint nun sicher, daß der junge Herzog von Moskita der Erwählte ist, sofern nicht aus diese Candidatur sich wieder zerbricht; dann würde dem Lande wieder eine mehrjährige Regentschaft bevorstehen.

Die Spannung zwischen der Regierungspartei und den Republikanern brach endlich den Conflict in Folge der Ernennung des Sekretärs in Tarragona; die abschreckende, während der republikanischen Demonstration begangene That wurde der Partei zur Last gelegt, und danach wurden die republikanischen Clubs und Versammlungen in jener Stadt verboten, die Waffenentwaffnung, der Deputirte General Pizarro verhaftet. Die Entwaffnung der Miliz hatte einen Protest verschiedener Bataillone derselben in Barcelona zur Folge; und als auch dort dieselbe entwaffnet werden sollte, kam es zu einem fünfständigen Streik, der mit dem Unterliegen der Republikaner endete. Gleich erlich der Minister des Innern ein Circular, wozu die Gouverneure zur Strenge gegen alle anticonstitutionellen öffentlichen Aeußerungen ermahnte und Vereine ohne feste Statuten verbot, alle Polizei-Kommissionen die Aufsicht über Versammlungen und Vereine anwies. Darüber kam die Partei in begreiflichen Zorn; in verschiedenen Provinzen, besonders in Katalanien und Andalusien, bildeten sich bewaffnete Bands, zum Theil unter Führung von Cortes-Deputirten der Minorität. Jetzt ging auch die Regierung rücksichtslos vor, um so mehr, als jene Bänder durch Zerstörung von Eisenbahnen, Brücken und Telegraphen bedeutenden Schaden anrichteten, die Kommunikation hielten und das Land der Anarchie überließen. Freilich erscheint das Vorgehen der Regierung mehr leidenschaftlich, als gerecht und klug. Nicht zufrieden, die Majorität des Volkes auf ihrer Seite zu haben, wie sie so gern zu rathen pflegt, und der Truppen sicher zu sein, hatte sie sich bei Gelegenheit des Karlisten-Aufstandes das Gesetz vom 17. April 1821 erneuert, wonach alle mit den Waffen in der Hand ergreifenden Anführer von einem Kriegsgericht gerichtet werden sollten; ja Prim hatte durch besondere Weisung dasselbe noch verstärkt, ein Gesetz, würdige der Zeiten reber Militärtyrannie aus zu

*) Die Redaction des „Magazin“ verwehrt sich gegen die Behauptung, daß sie diese Ansichten ihres Mitarbeiters theilt.

höchsten Grade der heutigen Kultur und der Situation des Landes zuwider. Waren doch selbst verschiedene Unschulzbige in einem Dorfe Kataloniens demselben zum Opfer gefallen durch die Hand eines so plötzlich zum Richter bestellten, unverantwortlichen, ohne weitere Information verfahrenen Stützlers! Auch damit aber nicht zufrieden, verlangte die Regierung jetzt von den Cortes Suspension verschiedener Artikel der neuen Verfassung, welche Unverletzlichkeit des domicils, Sicherheit der Person, außer in Folge eines Vergehens, Freiheit des Aufenthalts, Freiheit der Presse, Versammlung, Association garantiren; und trotz des heftigen Widerpruchs gegen diese gefährlichen und unnützigen Maßregeln, welche das Schicksal des Landes einer Militär-Diktatur übergeben und unberechenbare und doch durch das Gesetz erlaubte Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten zur Folge haben konnten: trotz der Einrede, daß ich, von Seiten der Minorität in den Cortes, wurde das Gesetz angenommen, nach welchem auch in allen Theilen des Landes der Belagerungszustand erklärt werden durfte. Sofort begannen nun die Vertheiler republikanischer Blätter, die Entwafrung verdächtiger Katalane der Miliz, die Entsehung von widerwärtigen Apuntamientos und ihre Besetzung mit Leuten aus der eigenen Partei, obwohl dieselben zum Theil wenig achtbar sind, wie in Gatis, so für diese Zwischenzeit ein anerkannt erlehrter Mensch zum Mäler gemacht ist. In hoffen ist nur, daß dieser Zustand der Dinge mit der Suspension wichtiger Rechte bald ende; es scheint, daß die einzelnen Banden der Aufständler auf eine kleine Anzahl Mäler sind; auch die Straßenkämpfe in Valencia und Jaraiza sind von den Truppen genommen worden, so daß augensichtlich die Herstellung der Ruhe nahe bevorzustehen scheint. Die republikanische Minorität in den Cortes hat sich für die Vor der Suspension der erwähnten Grundrechte von den Verhandlungen zurückgezogen; 17 Deputirte, welche an dem Beschlusse sich betheiligt haben, sind deshalb von der Regierung in Cortes angezeigt; diese werden nun jene entweder anweisen zu ihrer Mitte, als unwürdig des hohen Postens, womit sie sich eine geschlecht nicht erlaubte Gerichthbarkeit an sich rissen, oder, was wahrscheinlicher ist, sie werden jene den gewöhnlichen Verurtheilungen überweisen.

Daß ich in Kürze die Veranlassung und der Verlauf dieser unglücklichen Revolte. Werfen wir nun noch einen Blick auf ihre Begründung und Bedeutung. Die Begründung zu einer Revolution möchte sich etwa in folgenden vier Punkten zusammenfassen lassen: 1) Der Staat leidet an großen Mängeln und die Ursache desselben werden nicht gewissenhaft erfüllt von der Regierung. 2) Die revolutionäre Partei stellt dem überlieferten Stande der Dinge einen neuen, besseren und gerechteren gegenüber. 3) Gesetzliche Mittel, die Reformen einzuführen oder doch in voller Freiheit zu empfehlen und zu vertheidigen, sind nicht vorhanden. 4) Gegenüber den Gefahren eines Krieges im Innern des Landes selbst muß die Partei, welche die Aemterungen erntet oder sich Gerechtigkeit verschaffen will, ihr Werk mit begründeter Aussicht auf Erfolg beginnen, gut vorbereitet und mit einer starken öffentlichen Meinung getragen, um die unabwendbare Noth möglichst rasch und schmerzlos zu überwinden zu können. Ich glaube, daß, wenn man das revolutionäre Treiben in diese Schranken einträgt, eine richtige Mitte zwischen Egotismen bei Verhältnissen und verbrecherischen Aemterungsversuchen gewahrt ist und daß man trotz dieser Beschränkungen doch ein tüchtiger Vertreter des Fortschritts sein kann, da die einfache Abgrenzung jene Regeln vorschreibt. Prüfen wir danach die bisherigen Verhältnisse und die jüngste republikanische Erhebung.

Unsere Meinung ist allerdings — und wir hoffen sie in diesem wie in früheren Briefen unseren gelehrten Lesern einleuchtend gemacht zu haben —, daß die Partei der spanischen Republikaner mit Recht der Regierung viele Fehler von Anfang an verweist und vielfach ungerecht von derselben zurückgesetzt und beeinträchtigt ist, wie ganz besonders in der letzten Zeit, so daß die Regierung von Schuld an dem Aufstande nicht frei ist. Auch hat es den Anschein, als hätte man den angestrichelten Ausnahmezustand nur geschaffen, um die unbequeme Partei einmal zum Schweigen zu bringen und sie die schwere Hand fühlen zu lassen, welche die Regierung heischt. Denn bei den mäßigen Dimensionen des Aufstandes und der Zuverlässigkeit der Truppen und eines Theiles der Miliz erscheint die Maßregelung der Presse, der politischen Vereine, der Gemeindebehörden, außerdem die harten Artikel des Gesetzes von 1821, das wir schon oben kritisiert haben, einer Regierung, die sich bemühen soll, allen Parteien gerecht zu werden und zur Aufrechterhaltung der Ruhe nicht über das notwendige Maß von Gewalt hinausgehen, höchst unwürdig. Und wenn der Gouverneur von Katalanien schon vor der Sanctionirung des Ausnahme-Gesetzes durch die Cortes in jener Weise Presse und Ayuntamiento von Barcelona maßregelte und dies von der Regierung gebilligt wurde, so ist das ein Zeichen von offenbarer Gesetzwidrigkeit der Behörden. Daß die republikanische Partei gegenseitig gereizt worden ist, läßt sich demnach nicht leugnen. Ebenso wenig kann man dem besseren Theile derselben vorwerfen, rein negativ der bestehenden Ordnung der Dinge entgegenzutreten und kein bestimmtes, klargedachtes Ziel zu haben. Aber gleichwohl ist der Aufstand unbedingt zu verurtheilen; erklärlich und auch zu entschuldigen mag er sein, aber keinesfalls zu rechtfertigen. Denn der Grad von Freiheit und Rechten, den das spanische Volk hat, genügt vollkommen, um über die Stärke der Parteien und die Gesinnung des Volkes in's Klare zu kommen. In der Freiheit der Presse, der Vertretung in den Cortes, dem Rechte der Versammlung und Association, der Freiheit der Erziehung sind genug Mittel gegeben, womit jede Partei Projecten maden und zum Siege ihrer Ideen wirken kann. Statt dessen zur Gewalt zu schreiten und das kaum einigermaßen constituirte Land in neue Gefahren zu stürzen, sowie die eigene Partei in Mitleid zu bringen, zeugt weder von Besonnenheit und Mäßigkeit, noch von Liebe zum Lande, noch von festem Vertrauen auf die eigenen Prinzipien, die derartige gewaltthätige Mittel verlangen.

Wenn von diesem Standpunkte aus der Versuch der republikanischen Banden, die bestehende Ordnung der Dinge umzuwerfen, keine Rechtfertigung verdient, so muß man ihnen andererseits Recht geben darin, daß es nicht gewiß ist, ob die Cortes wirklich der getreue Ausdruck der Meinung des Landes sind, da das Stimmrecht von 24 Jahren an eine große Menge urtheilsfähiger Leute ausgeschlossen hat, und ob ihre Constitution hinsichtlich der definitiven Berufung einer neuen Dynastie wirklich dem Wunsche des Landes entspricht. Da sie, wie es scheint, darin das allgemeine Stimmrecht nicht anwenden wollen, also lieber eigenmächtig als streng gerecht verfahren wollen, so könnte dieser wichtige Punkt am leichtesten als ein guter Grund zur Empörung von den Republikanern angesehen werden.

Sollte es sich aber auch zeigen, daß man von Seite der herrschenden Partei Versuche machte, die garantirten demokratischen Rechte einzuschränken oder gar aufzuheben und ein scheinconstitutionselles Staatswesen einzurichten, so würde auch in diesem Falle den Republikanern eine Appellation an die Waffen erst dann erlaubt sein, wenn sie sich Kraft genug zutrauen könnten, den

Sieg zu erringen; dies haben sie bei dem gegenwärtigen Ver-
suche völlig außer Acht gelassen. Ohne Einheit und Plan, ohne
gehörige Vorbereitung und Kampftüchtigkeit haben sie das Land
in die Wirren gestürzt. Dabei hat man zu beachten, daß der
Aufstand wohl ein republikanischer, aber nicht einer der ganzen
Partei war, entweder weil die Verständigen überhaupt dem-
selben abgeneigt waren, oder ihn für noch unzeitig wäh dachten;
bei einer Königswahl durch die Cortes allein wäre derselbe eher
am Plage gewesen. So ließ das ganze Unternehmen auf einzelne
Banden hinaus, welche, geführt von untergeordneten Leuten der
Partei, sich eine Weile in den Gebirgen halten konnten; die
aufständigen Leute können nicht anders, als sich fern halten von
dem pestifernen Beginnen. So hat man zwar über die eigentliche
Stärke der Partei keine klare Anschauung erhalten, aber so viel
sicher ist sich zu ergeben, daß in der That die republikanische
Partei an Kraft es nicht annehmen kann mit einer durch die
Majorität der Cortes gestützten Regierung. Daraus weisen auch
einige Ereignisse hin, welche sich solche Banden haben zu Schulden
kommen lassen, offenbar weil sie sich wegen ihrer Schwäche mit
unsauberen Elementen verbunden haben. Wie die früheren Revo-
luten in Cadix, Malaga, Seviz, Barcelona, so ist diese größere
mißglückt; ob eine allgemeine besseren Erfolg haben wird, muß
die Zukunft zeigen. Hoffen wir, daß die republikanische Partei
durch Verletzung der demokratischen Freiheiten nicht dazu ge-
zwungen wird, daß sie aber im Uebrigen es über sich bringt,
augenblicklich mit Ruhe sich zu unterwerfen, hoffend auf die Ver-
breitung ihrer Ideen über einen größeren Theil des Volkes.

Cadix.

Paul Joerffter.

J a v a .

Felix Batel, oder Holland auf Java.*)

„Die Schriftsteller, welche entfernte Länder beschrieben haben,
zerfallen in zwei Kategorien, in die, welche nur in der Ein-
bildung reisten, und niemals weder ihren Großvaterstuhl, noch
ihre Postoffen verlassen haben, und in die, welche, von der Ver-
eindenschaft des Reisens erfüllt, den Gefahren und Entbehrungen
auf denselben getroget haben.“

Mit diesen Worten beginnt der Verfasser die Einleitung
zu seinem Buch, in welchem er uns in das reiche, blühende Java
führt, um vor unseren Augen einen fesselnden, auf histo-
rischem Hintergrund gemalten Roman zu entrollen. Der Inhalt
desselben ist mit kurzen Worten folgender:

Felix Batel, ein Schweizer, liebt ein junges Mädchen aus
adeliger, jedoch verarmter Familie. Um ihre Hand zu erwerben,
arbeitet er als Ingenieur in den Bergwerken des Kantons Valais,
welchen Posten er verliert, als die Ausbeute den gebotenen Er-
wartungen durchaus nicht entspricht. Dem Verzweifeln nah,
hört er auf die Vorschläge eines alten Freundes, der auf Java
als Offizier gebietet hat, und läßt sich gleichfalls als holländischer
Soldat anwerben, übergeht, in Java in kurzer Zeit sein Glück
zu machen. Auf dem Schiff, welches ihn nach seinem neuen
Bestimmungsort bringen soll, bricht Feuer aus, das er durch
seine Geistesgegenwart löst, und macht er, in Folge dessen,
die Bekanntschaft des Commandanten, sowie einiger einfluß-

reicher Passagiere. Da dieselben die Verhältnisse in Java genau
kennen, so verschaffen sie ihm einen Urlaub, weil sie wissen, daß
er in dieser Weise als unabhängiger Mann, sein Glück mit
eher, wie als Soldat, erreichen kann.

Trotz der Liebe, die er zu seiner Braut empfindet, läßt er
sich von dem Reizen einer coquetten Kreolin verbitten, in die
Hoffnung, daß ihm dieselbe durch ihren Einfluß zur Erlangung
seines Zweckes dienen könne. Doch auch er soll der Liebe
die, wie sie vorher schon die Königin von Java in Folge ihrer
Schönheit war, nunmehr die wirkliche Königin des Landes
werden will, beistehen, dadurch, daß er in ein Complot mit ihr
und einem reichen Nestigen tritt, um die holländische Regierung
zu stürzen.

Felix verweigert seinen Beitritt und ist zufrieden, als ihm
von dem Director der öffentlichen Arbeiten im Innern der Sold
eine Beschäftigung als Ingenieur, zur Aufnahme des Denkers
übertragen wird. Da er sich dort die Zuneigung einiger hohen
Beamten anjunkt, so wird er, als er nach einigen Jahren mit
den Verrichtungen fertig ist, von der Regierung als gemeiner
Soldat eingesetzt, und erfährt zu gleicher Zeit, daß sich seine
Braut, die von seinem Verhältnis zur Kreolin gebürt, mit
einem Andern verheiratet hat.

Mit dem Muth der Verzweiflung kämpft er, auf der Insel
Bornoe, gegen die aufständischen Danaks, befreit den Mann
seiner früheren Braut, der dort als Controleur angeheilt, von
aber von denselben gefangen genommen war, und kehrt nach
Suralaba zurück, von seinem Oberst zum Avancement emp-
fohlen. Wieder muß er sich zurückgezogen sehen, und nachd-
em so sein Streben abermals unbeachtet geblieben und er er-
nunnt sich selbst von dem Gluck der Eingebornen überzeugt zu
seyn — geht er auf die Vorschläge der schönen Kreolin ein
und weih einen Theil des Heeres für die Verdrängung zu gewin-
nen.

In der Nacht vor dem projectirten Aufstand wird der Plan
entdeckt — Felix wird gefangen genommen, entflieht, wird
gefangen und erschossen, während die Hauptverführer, die
Kreolin und der Nestige glücklich entkommen.

Ist nun schon der Roman spannend genug, so werden uns
die Veler, die nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Er-
leuchtung lesen, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen,
denn der Verfasser gehört zu der (von ihm aufgestellten) zweiten
Kategorie von Schriftstellern, nämlich zu denen, die wirklich aus
ihren vier Pfählen hinausgekommen und sich etwas in der Welt
verdient haben.

Die schon am Anfange des Buches die Schilderungen aus
der Schweiz interessant sind, so führt uns der Verfasser mit
Java von der ungeeigneten gelegenen Handelsstadt Batavia in das
eines entfernten Wohnort der Kaufleute, wobei dieselben jeden
Nachmittag nach gethener Arbeit zurückschicken. Mit allem möglichen Comfort sind die Häuser, von reichlichen Gärten um-
geben, ausgeschattet, und läßt er uns einen Blick in die feinsten
erleuchteten Räume, während des Zeupers, das in seiner Zu-
sammensetzung den höchsten Aufstellungen eines europäischen
Zuschauers genügen würde, thun.

Dann führt er uns in die Kasernen, in die Wägen des
der Eingebornen, schildert uns die Sitten und Gebräuche der-
selben, läßt uns an einer Hochzeit, an der Feier des Neujahrs-
tages, an Tigerjagen und Ruffschlüssen Theil nehmen, und
weiß alle diese interessanten Einzelheiten so geschickt mit dem
Roman zu verbinden, daß die Aufmerksamkeit stets in derselben
Weise gespannt bleibt.

Aber, wie uns der Verfasser, als er mit uns auf der Insel

*) Felix Batel, ou la Hollande à Java, par Jules Babut. 2 vol.
Bruxelles, C. Muquardt, 1869.

damit Strafe von Bataria nach Buitenzorg dahinreist, kaum aufmerksamer macht, daß neben diesem Wege, hinter Aloe- und Gattuebeden verläuft, der schlechtunterhaltene, vom Regen zerfahrene Weg, auf dem die Eingebornen ihre Waaren einzeln und allein fahren dürfen, läuft, so macht er uns überall ebenbürtig auf die Schatten- wie auf die Lichtseiten aufmerksam.

So geräthig auch immer der Ball, den der Gouverneur in eigener Person eröffnet, sein mag, so trauglich ist auf der andern Seite die Lage der Eingebornen, die von ihren Oberen vernachlässigt und beraubt werden, ohne daß die holländische Regierung dadurch einen bedeutenden Vortheil hätte. Die Colonial-Verwaltung hat sich nämlich von den Nationen die Aemter strecken lassen und zählt denselben hohe Pensionen, indem sie denselben zugleich die Verwaltung der Polizei überläßt. In Folge dessen haben die Eingebornen zwei Herren, für die sie wirken müssen, und da sie keinen Nutzen von ihrer Arbeit sehen, so geschieht dieselbe natürlich mit Widerstreben. Deshalb macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß das beste Mittel zur Emanzipation der Eingebornen in der Anlage von Eisenbahnen, die ohne die Vermittlung der Oberen anzulegen wären, stünde, und schlägt er eine Vereinigung der Schwefelstaaten, Holland und Belgien, zur Befreiung der Kolonien vor.

Wie die geographischen und geschichtlichen Details, wie schon erwähnt, vollkommen mit im Roman verflochten sind, so theilt uns auch der Verfasser die von ihm gemachten Bemerkungen über die Colonial-Verwaltung in demselben, unbeschadet für die Lektüre, mit.

Der Styl ist einfach und klar, und übt der Roman nicht allein auf den Reiz der Neuheit bei Schilderung der Zustände auf aus, sondern auch durch die spannenden Episoden von Anfang bis Ende eine gleiche Anziehungskraft auf den Leser.

Kleine literarische Revue.

— *Ein Buch für Bräute.* Ein Schriftchen, das man allen Jüngern und Mädchen mit gutem Gewissen empfehlen kann, ist vorliegende, von Frau Deser, gewiß. Lebenserfahrungen der Frau von gesunkenem Verstand, grauem Charakter und hellem Verstand werden sicherlich mancher Jungfrau und mancher Gattin nur eine interessante, sondern auch eine äußerst belehrende Lektüre sein; und zwar gerade für unsere Zeit. Denn daß wir, in vielen Hinsichten künstlichen und sehr complicirten Verhältnissen in Bezug auf die Erziehung der Frauen und Stellung im späteren Leben mancherlei Schwierigkeiten im Wege haben, die nicht Jede, der sie sich in den Weg legen, überwinden im Stande, ist leider wahr. Wir greifen aus dem vielen folgende treffende Bemerkung heraus, die sich unter unzähligen andern findet: „Der Mann geht nun einmal nicht unangeführt durch die Welt; er kennt meist das Leben mit seinen dunkelsten Seiten, wenn er daran denken kann, sich einen eigenen Heerd gründen; und tritt er mit der Gesinnung eines Rechtschaffenen die Ehe, so hat er Alles aufzubieten, die Erkenntnis des Mannes, das er erlebt und erfahren, seinen Lieben fern zu halten und selbst fortan tadellos zu wandeln. Sehe man doch

gegenseitige Neigung voraus, so hat man die Bedingungen einer guten Ehe. Doch daß sie eine glückliche sei, ist damit noch nicht verbürgt. Denn was bedingt das Glück der Ehe? die Liebe.“

Mit dem im Vorbergebenden freudigen Herzen ausgesprochenen Verheißung soll natürlich nicht die Verantwortlichkeit für alles in dem Buchlein Gesagte übernommen werden. Bei einer Schrift solcher Art kann es nie fehlen, daß hier und da einmal etwas Alltägliche, ja Triviale unterläuft, oder auch daß der Autor zu individualistisch wird, als daß seine Anschauungen und Urtheile allgemeine Verbindlichkeit haben sollten. Indessen ist dies in dem Buche der Frau Deser so vereinzelt der Fall, daß es dem entschiedenem Werthe desselben nur geringen Eintrag zu thun im Stande ist.

— *Erziehungsfragen**) ist der Titel einer kleinen, allen Eltern und Erziehern sehr empfehlenswerthen Schrift, welche drei wichtige pädagogische Fragen auf eine erschöpfende Weise behandelt: über die Einflüsse, unter denen die Kinder aufwachsen; über die erzieherischen Thätigkeiten; über die Ziele und Zwecke der Gemüths-, Verstandes- und Willensbildung der Jugend. Der Verfasser ist sich wohl bewußt, daß selbst die beste pädagogische Theorie noch keinen sichern praktischen Erfolg verbürgt; dennoch, meint er, ist eine genaue Feststellung der Zwecke der Jugendbildung und die Erwägung, durch welche Mittel sie erreicht werden können, nicht überflüssig, und noch weniger darf man sich deshalb von den Erziehungspflichten lossagen. „Es giebt nirgends eine Forderung der sittlichen Beschaffenheit, die in der Welt der Dinge und Erbkinder in gänzlicher Vollkommenheit ausgefüllt werden könnte. Die Erziehung der Kinder aber ist eine ständige Forderung, ja, noch mehr, sie ist eine religiöse Pflicht und bleibt Weibes, ob ihre Erfüllung in allen Fällen gelingt oder nicht. Statt also irgend welche Forderungen aus der Idealität der angestrebten Bildungszwecke gegen ihre Ausführbarkeit zu ziehen, ist es richtiger, wenn sie gerade deshalb, weil sie in gewissem Sinne ideal sind und bleiben, von denjenigen Personen, deren Aufgabe es ist, Kinder zu erziehen, als die härtesten Motive festgehalten werden, ihre Thätigkeit, ihren Ernst und Fleiß, ihre Gewissenhaftigkeit und Treue, ihr Bestreben, der Aufgabe nach allen Seiten gerecht zu werden, möglichst auszunutzen. In diesen persönlichen Eigenschaften, die der Vater, die Mutter, der Lehrer, der Erzieher besitzen oder sich zu erwerben bemüht sein soll, liegt selbst eine Hauptbedingung, die Erziehungsaufgabe zu lösen.“

— *Illustrirter Kalender für 1870*†). Dieses wahrhaft encyclopädische Jahrbuch erscheint jetzt zum fünfundsingzigsten Male, und zwar, wie fast jeder seiner Vorgänger, mit neuer Bereicherung seines wissenschaftlichen wie seines künstlerischen Inhalts. Sein Calendarium verdient in der That einen akademischen Almanach des Longitudes zu zieren, so belehrend ist die Fülle der astronomischen Nachrichten und so anschaulich sind die zwölf Sternarten zur Illustration der Erscheinungen der verschiedenen Certer, Bahnen und Konjunktionen der Sonne, der Planeten und des Mondes im Laufe des Jahres 1870 in ihren sichtbaren Verhältnissen

*) Erziehungsfragen, gemeinverständlich erzählt von Ludwig Strümpell, Prof. der Philosophie und Pädagogik an der Universität zu Dorpat. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht (W. R. Grotzer). 1869.

†) Jahrbuch der Ereignisse, Begebenheiten und Fortschritte im Völkerverkehr und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, J. J. Weber.

*) Im Brautfranz. Briefe an eine junge Verlobte mit einem Brief über die Ehe, als Morgengabe für Bräute; von Frau Dorele. Leipzig, J. J. Richter, 1870. (149 Seiten.)

zu unserer Erde und zu einander. Nicht dem astronomischen, sind der geschichtliche und der statistische Kalender wahrer Fundgruben des Wissens in diesem Jahrbuche. Nicht bloß eine Chronik des abgelaufenen Jahres wird uns jedesmal darin geliefert, sondern auch eine Weltgeschichtstafel, die im vorliegenden Bande vom J. 1449 bis zum J. 1479 reicht und welche in dieser höchst übersichtlichen Weise in jedem Bande fortgesetzt wird. Die Geschichtsschönheit der Gegenwart umfaßt die Bewegungen sowohl auf politischem, als auf religiös-socialen Gebiete, während der Wissenschaft und der Kunst, der Literatur, des Theaters und der Musik, den Gewerben, dem Handel, der Land- und der Hauswirtschaft besondere Abschnitte sowohl im historischen, als im statistischen Theile gewidmet sind. Gleichwohl ist keine charakteristische Erscheinung der Zeit in diesem encyclopädischen Jahrbuche ganz übergangen. Er enthält zwar auch einen „Frauen-Kalender“ mit einer Modernübersicht und einer „Bücherchau der neuen Erscheinungen in der (meist necellistischen) Frauenliteratur“, aber der in allen Kulturländern sich mehrenden Bestrebungen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit und der humanitären Stellung des weiblichen Geschlechts ist dabei mit keiner Ehre gedacht. Die den geistigen Bewegungen der Zeit mit solcher Aufmerksamkeit folgende Redaction wird wohl thun, diesem Mangel in künftigen Jahrgängen abzuheben.

— **Die Stuttgarter Gewerbehalle**.^{*)} Wenn Eine uns zum Bewußtsein zu bringen die große Pariser Industrie-Ausstellung des Jahres 1867 angethan war, so ist es die Ueberzeugung, daß wir Deutschen, das kunsttunliche Volk par excellence, auf dem Gebiete der Kunstindustrie hinter allen Anderen haben zurückbleiben müssen. Mit Bezug hierauf sagte sehr richtig Jacob Zalte: „Der Allem fassen wir unsere eigene Bedeutung, den Werth der deutschen Kunstindustrie, ins Auge, denn ohne Aennth des Punktes, auf dem wir stehen, können wir die Richtung nicht wissen, in der wir zu wandern haben. Wir müssen das offen stehen, daß wir auf diesem Gebiete eine vollständige Niederlage erlitten haben, daß in der ganzen weiten Ausstellung keine Abtheilung (vielleicht, um gerecht zu sein, die nordamerikanische ausgenommen) zu finden war, welche in dieser Beziehung einen größeren Mangel an Interesse, an Reiz dargeboten hätte. Die gähnende Mine der Besucher, die hier allezeit angetroffen, war Beweils und Strafe zugleich dafür. Wahrlich, wir hätten die deutsche Kunstindustrie lieber auf Gerate verfahren, aber originellen Regen ertappt, als in dieser Zeit.“

Nicht ohne Erröthen mußten wir diese Wahrnehmung machen, und das Gefühl der Scham überkam uns, da wir uns einzeln haben mußten, daß wir nicht aus Unkenntniß oder Unvernunft diese Niederlage erlitten, sondern trotz besseren Wissens und Könnens nur unserer Muthlosigkeit und unserem nationalen Plegma dieselbe zu verdanken haben.

Schon seit Jahren sind Männer von Fach und Bedeutung mit regem Eifer bemüht gewesen, uns von diesem Krebschaden zu befreien, und wenn irgend ein Organ es sich hat aneignen sein lassen, durch Wort und Bild mahnend und helfend zum Besseren zu wirken, so ist in erster Reihe die von uns oben erwähnte „Gewerbehalle“ zu nennen. Im schließlichen Jahrgange liegt dieselbe bereits vor, und ist auf's Eifrigste bemüht, den modernen Geschmack in die rechten Bahnen zu leiten, und ihn aus

seiner kindischen Zerkahrenheit zu selbstständigem, freiem Schosse zu erheben. Wer immer auf dem Gebiete des Kunstgewerbes thätig, wirkt, will er nicht dem alten gewohnten und deshalb bequemeren Schwindelraus fortbaldigen, sondern die Erfahrungen und Lehramungen der jüngsten Vergangenheit beherzigen, dieses Organes für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie nicht entbehren können. Außer einer Fülle kleiner Aufsätze und Notizen, in denen viele praktische Winke gegeben werden, sind vorzüglich ausgeführten Abbildungen, enthält der letzte Jahrgang der „Gewerbehalle“ in größeren Abhandlungen als Einleitung einen Aufsatz von Jacob Zalte: „Eine Auswanderung der Pariser Ausstellung“; ihm folgen, namentlich das Interesse der Praktiker in Anspruch nehmend: Ueber Gabelarbeit; die Flach-Ornamentik, Buchbinderei und Federgalanterie; die Kunst in der Kirche etc. Grece zu Florenz; der Handel bei den antiken Hochzeiten; die Hauptgedanken der italienischen Renaissance in Architektur, Decoration und Kunstgewerbe, sowie in Archaischelei und Goldschmiedekunst.

Literarischer Sprechsaal.

Mit Ehrfurcht und Rührung begrüßen wir eine „literarische Oase, die uns soeben zugegangen: die beiden Bände, die der gelehrte Friedrich von Raumer unter dem Titel „Literarischer Nachlaß“^{*)} zusammengestellt und an seinem neunzigjährigen Geburtsfeste, am 14. Mai d. J., vollendet hat. Der Inhalt dieser *Mémoires d'outre-tombe* hat der Gründer der „Börsen- und Universitätsbibliothek“ diesen Anstalten zur Vertheilung, allgemeiner Hebung, Bildung und Hebung der intelligenten Arbeiterkraft gewidmet. Der alte treue Arbeiter auf dem Gebiete der geschichtlichen Lehre, der Akademiker voll Heradsinn und furchtloser Vaterlandsliebe bietet uns hier eine Fülle nicht eitellich von Früchten, sondern von Auserwählten, die auf seinem Lebensfeste angekreuzt sind und deren Frucht das deutsche Volk noch lange nachdem der wissenschaftliche Altersmann heimgegangen ist, fröhnen wird. In allen Kulturländern, in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Nordamerika besaß und besitzt Friedrich von Raumer Freunde, die an der Spitze der geistigen Bewegung standen und stehen, und in dem kriechenden und mühseligen Treuenaustausch mit diesen Männern und Frauen hat Raumer bald historisches, bald philosophisches und nicht selten auch natur- und sozialwissenschaftliches Material gefunden. Er zu belebenden Essays verarbeitete, die in diesen beiden Bänden gesammelt uns vorliegen und auf die näher zurückkommen wir uns vorbehalten. Nur eines sei noch in der deutschen Nummer, die hauptsächlich dem in Berlin zusammengetretenen Kongresse der weiblichen Bildungs- und Erwerbs-Vereine gewidmet ist, hervorgehoben: „Sechzehn Jahre lang“, sagt der Geschichtsschreiber der Hohenhausen, „von 1849 bis 1865, habe ich die weiblichen Verlesungen für Damen gehalten. Die Zahl derer, welche sich binnen dieser Zeit in meine Visten eintrug, betrug 3375. Diese Verlesungen machten mir die größte, wahrhaft verjüngende Freude, und die fleißigen Damen bezeugten mir ihre Zufriedenheit durch mehrere Andenken: ein Buch, ein Bildniß von Personen aus der Zeit der französischen Revolution, eine prachtvolle Aufsteck- und ein schönes Album z.“

^{*)} Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunst-Industrie, unter Mitwirkung berühmter Fachmänner redigirt von Wilhelm Häumer, Professor der Architektur am Polytechnikum in Stuttgart, und Julius Schnorr, Zeichner. Verlag der Gewerbehalle (J. Engelhorn) in Stuttgart.

^{*)} Berlin, G. E. Mittler u. Sohn, 1869.

ihren Bildnissen.“ Und an der Spitze der edeln Frauen Berlin, die dem großen Lehrer ihre Dankbarkeit für seine allezeit der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Menschenwürde neuen gebliebenen Grundsätze bezeugen, stand die Königin Augusta, die dem Gesehe am 22. Mai 1866, als fünfundsiebzig Jahre verfloßen waren nach Eröffnung der Vorlesungen des „wissenschaftlichen Vereins“, deren Vortrag den Berliner Volkshochschulen gewidmet ist, Folgendes schrieb:

„Berlin, 22. März 1866.

Ich füge dem Danke des Königs meinen besonderen Dank als Frau hinzu, weil Sie stets danach getrachtet haben, Bildung in weiblichen Kreisen Eingang zu verschaffen. Dann aber füge ich den Glückwunsch zum Fortbestehen des wissenschaftlichen Vereins jenem Danke bei, weil dieser Verein sich fortzupflanzen soll von einer Generation in die andere, der Aufgabe unseres Vaterlandes entsprechend.

Augusta.“

Mit den Vorlesungen, welche Herr Friedrich Spielhagen aus seinen Werken gegenwärtig in Berlin begonnen hat, ist eine Kunst wieder in ihr Recht gesetzt, deren Ausübung das geistig ungenutzte Publikum lange genug entbehrt. Seit den Tagen Ludwig Tied's und Karl von Holtei's, welcher letztere übrigens im jüngeren Kreise seine Gabe des Vortrags noch mit dem alten Kiesel bewahrt, hat bei uns fast nie ein Dichter mit seinem literarische persönlichen Verkehr gepflegt, und war mehr unter den jüngeren Kräften dazu berufen, als Spielhagen, der nicht nur ein schwungvoller phantastischer Poet ist, sondern die vollkommene Stimme, eine wohlklingende männlich schöne Kräftigkeit in der Wagschale wirft, die das Publikum emporküßt. Schiller sagt in der Einleitung zu den Horen, daß die Politik Mäulen und Grogien aus fast allen Jirkeln verschwindet und daß seine Zeitschrift einen Ruhm darin suchen werde, durch was Anderes, als das Vieblingsthemata des Tages, zu gefallen; koste, die politisch getheilte Welt unter den Rahmen der Wahrheit und Schönheit zu vereinigen. Das that die Wagschale mit den schönen Künsten zu jeder Zeit, allein deutzutage ist nicht möglich, daß der Dichter nicht Farbe bekenne. Spielhagen ist ein Bannerträger auf dem Wege zur Freiheit, und sich seine erste Vorlesung erfüllte die überaus gewählte und über zahlreiche Hörerschaft mit diesen Gefühlen. Nach einer neuen Einleitung, in der er bescheidenlich an seine Vorgänger, an neuen, Dickens, und die älteren, die Homeriden, erzieht, unter denen der Letzte zu sein, Göthe noch schon nennt, ergießt er Stellen aus den „problematischen Naturen“ vor. Freilich war alle Freiheit und Schönheit auf dem Wege des freihelben Helten Demold Stein zu finden, und alle Töne des ironischen Humors gehörten dem geistlichen und dem adeligen Herrn, aber der Vortrag war von Natur und Wahrheit so durchdrungen, daß man das Gehörte erlebt zu haben glaubte, und zu Beweis, daß politisches Leben nicht die Grogien aus geliebten Kreisen verschwindet, scheint nicht besser geführt werden können, als durch diese Vorlesungen.

Die Verfasserin des trefflichen Werkes über die Frauen im Orient (*Les femmes en Orient*), Madame Dora d'Ästria, hat auch, und zwar ebenfalls in französischer Sprache, ein die Frauen in romanischen und der germanischen Welt darstellendes Buch, unter dem Titel: „*Des Femmes par une femme*“ in zwei

Bänden erscheinen lassen*) dessen Inhalt sie im Vorre des letzten Jahres bereits in englischer Sprache im *Victoria Magazine* veröffentlicht hatte. Die pelagische Verfasserin, die in allen Sprachen und außerdem auch in ihren beiden Mutter Sprachen, dem Rumänischen und Griechischen, zu schreiben versteht, besitzt, wie keine andere Frau, die Mittel, die Eigentümlichkeiten fremder Nationalitäten zu verstehen und darzustellen, und meistens — d. h. mit einigen Ausnahmen — ist ihr auch die Charakterisierung der Frauen im Occident ebenso gelungen, wie früher die der Frauen des Orients. Der den romanischen Frauen gewidmete erste Band des Werkes wirft zunächst einen historischen Rückblick auf die Frauenzustände des Mittelalters, der Reformationszeit in Deutschland und der Zeit der Renaissance in Italien und Frankreich, worauf die Französinnen des ancien régime, der Revolution, der Restauration, der Zeit Ludwig Philipps und des zweiten Kaiserreichs geschildert werden. Die folgenden, die kirchlichen und die Arbeiter-Zustände der Frauen in Frankreich werden mit besonderer Ausführlichkeit und mit Scharfsinn dargestellt. Es schließen sich daran Charakteristiken der Italiännerinnen, der Spanierinnen und der Portugiesinnen. Der ebenfalls umfassende zweite Band des Werkes behandelt: 1. *la société germanique*, und zwar im ersten Kapitel die deutschen Frauen von der Reformationszeit bis zum 19. Jahrhundert. Die folgenden drei Abschnitte sind überliefert: „Mitteldeutschland, die Sachsen;“, „Norddeutschland, die Preussinnen;“, „Süddeutschland, die Oesterreicherinnen.“ Daran schließen sich die Skandinavinnen, die Anglosachsen in England und Amerika, die Schweizerinnen, die Niederländerinnen, die Jüdinnen in den germanischen und romanischen Kulturländern und endlich die Jägerinnen in Europa. Man ersieht schon aus dieser Inhaltsangabe, wie umfassend die Aufgabe ist, die sich die Verfasserin gestellt und zu deren Lösung sie in der That außerordentliche Studien gemacht hat.

Von den politischen „Reden des Grafen von Bismarck-Schönhausen“ ist seither eine zweite Sammlung im Druck erschienen.**) Sie umfaßt die Zeit vom 26. Oct. 1867 bis zum 21. Juni 1869, an welchem letztgedachten Tage der Reichskanzler-Ministerpräsident, und zwar im Deutschen Reichsparlament, öffentlich sprach, um seitdem die Wahrheit des Horazischen „*Beatus ille qui procul negotiis*“ auf seinem pomeranischen Tusculum zu erproben. Die Sammlungen der parlamentarischen Reden des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten werden dem künftigen Historikergraphen der preussisch-deutschen Verfassungsgeschichte ein sehr schätzbares Material sein.

Sir Charles Dilke, welcher gegenwärtig Rußland bereist, um die Materialien zu einem Werk über die dortigen Zustände, namentlich über die Folgen der Aufhebung der Leibeigenschaft zu sammeln, wird nach der *Pall Mall Gazette* auch im nächsten Herbst dorthin zurückkehren und sein Buch, das ein Seitenstück zu dem auch in *Magazin* f. d. Lit. d. Ausl. besprochenen zweibändigen *Greater Britain* werden soll, wird deshalb nicht vor 1871 erscheinen.

*) Paris, Bruxelles et Leipzig, Lacroix Verboeckhoven.

**) Berlin Br. Kertsdamp 1869. (260 S. gr. 8.)

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste
einfache Auflage der Betrag von
10 Thaler
vergütet.

Der Umtausch kann jederzeit direct bei der Verlagsbuchhandlung A. Charisius in Berlin
oder durch jede Buchhandlung der Zu- und Auslands gegen Einsendung besorgt werden.

Der erste Auflage kostet demnach:
gebunden statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lw'd. statt 29 Thlr. nur 19 Thlr.
geb. in Hbfz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

C. G. Kückriß'sche Verlagsbuchhandlung A. Charisius in Berlin.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von
Hud. Virchow und Fr. v. Holtenhoff.

Im Abonnement = jedes Heft nur 5 Sgr. ==

Folgende werthvolle Abhandlungen sind bereits erschienen:

- | | |
|--|--|
| 78. Haeckel: Arbeitstheilung in Natur- und Menschenleben. Mit 18 Holzschnitten und 1 Kupferstich. 1 Thlr. | 84. Gunninghaus: Hauswirthschaft der Jäger. 1 Thlr. |
| 79. Alberti: Psychologie. 1 Thlr. | 85. Kammers: Entwidlung des Krebs. 8 Sgr. |
| 80. Gibbs: Diet u. Leben. 1 Thlr. | 86. Jabba: Die ältere Testaments. Ein Bild aus der Entwicklungsgeschichte der Erde. 1 Thlr. |
| 81. Senke: Johann Fug u. die Sonate von Gounod. 1 Thlr. | 87. u. 88. de Vary: Schimmel u. Hefe. Mit 7 Holzschnitten. 1 Thlr. |
| 82. Rippold: Hauptort Stellung in der Religion und Culturgeschichte. 1 Thlr. | 89. A. Bernheim: Alex. v. Humboldt. 1 Thlr. |
| 83. Ribbeck: Cepheides. 1 Thlr. | |

In neuen Auflagen erschienen aus der I. Serie:

- | | |
|---|--|
| 5. Boerhaave: Ueber die Wärme und ihre Vertheilung durch die Atmosphe. 1 Thlr. | 14. Bona Meyer: Volkshygiene u. Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 1 Thlr. |
| 10. Kuhn: Bedeutung des Wechsels für den Wirtschaftswert. 1 Thlr. | 15. Daeger: Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. 1 Thlr. |
| 12. Woffe: Geographische Karte. 1 Thlr. | 17. Solger: Richard Cobden. 1 Thlr. |
| 13. W. Müller: Die erste Entstehung des organ. Lebens. 1 Thlr. | |

Der Subscriptionspreis für eine Serie von 24 Heften ist 4 Thlr.

Die Theilnahme aller Schichten des Publicums hat sich immer steigend diesen Vorträgen zugewandt und wir empfehlen dieselben jeder Hausbibliothek, besonders aber den Lehrern aller Bildungsvereine, den Vereinen, sowie den Lehrern und Schülerbibliotheken. Wie bisher wird auch je nach der Relation bemüht sein, namentlich den in der Zeit besonders bevorstehenden wissenschaftlichen Interessen die gebührende Berücksichtigung zu leisten. Die hervorragenden Männer der Wissenschaft haben sich den Redactoren Virchow und Holtenhoff angeschlossen und alle diese Namen bürgen für die Wissenschaftlichkeit in der Methode wie auch für die Verständlichkeit in der Darstellung.

Die Zuverl. der „Internationalen Ausstellung in Amsterdam“ hat diesen Vorträgen schon die goldene Preismedaille zuerkannt.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek

geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit.

Räucher Band:

Die Schwedische Expedition

nach

Spitzbergen und Läneneiland

in den Jahren 1861, 1864 und 1865

ausgeführt unter Leitung von

M. Torrell und M. C. Nordenskjöld.

Vollständige Ausgabe für Deutschland.

Aus dem Schwedischen von L. Passarge.

Nebst 8 großen Ansichten in Fardruck, 23 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte von Spitzbergen in Fardruck.

Groß Octavo. Elegant geb. Preis 2 Thlr.

Für alle, welche sich für die deutsche Nordpolfahrt interessieren, ist vorstehendes Werk von hervorragender Bedeutung, da es die bedeutenden wissenschaftlichen Ergebnisse der drei schwedischen Nordpol-Expeditionen enthält.

Gedächtnissreden.

Dove (H.F.W.), Gedächtnissrede auf Alexander von Humboldt gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Velinpap. 18-39. gr. 8. 74 Sgr.

Du Bois-Reymond (Emil), Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. 1867. Velinpapier. 5 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. gr. 8. geb. 6 Sgr. (14)

In unserem Verlage erschien schon und ist in allen Buchhandlungen zu vorrätig:

Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne.

Eine Reihe akademischer Vorträge von

Dr. Karl Robert Pabst,

Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Jena.

15 Bogen, eleg. geb. Preis 1 Thlr 5 Sgr.

Einrich Lamba hat die Bildung dieser Reihe: „Die wahren Bestimmung der Forderung und Bereitung der deutschen Bühne“ von dem Herrn Verfasser wissenschaftlich angeschlossen.

Gaßler'sche Verlagsbuchhandlung in Jena.

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philosophische Vorträge

von

Dr. C. Forstlag,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Kantische Philosophie. II. Ueber Jena's philosophischen Schulen. III. Ueber Moralität und die Kantianer. IV. Ueber die Wissenschaftstheorie der Kantianer. V. Ueber das Wesen des Platon. VI. Ueber die Anfänge der Musik.

Acht psychologische Vorträge

von

Dr. C. Forstlag,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber das Gedächtnis. III. Ueber die Emotionen. IV. Ueber den Charakter. V. Ueber die Temperamente. VI. Ueber den Willen. VII. Ueber die Phantasie. VIII. Ueber Materialismus und Idealismus. Jena 1869.

Verlag von Hermann Costenoble.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen. In Berlin ist die Zeitungs-Vertheilung. Abonnenten wie Verleger sind franco durch die an die Verleger. (Herausgeber: Dr. C. Forstlag in Berlin. Druck von Ernst Brandt in Berlin. Verleger: Dr. C. Forstlag in Berlin.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

3. Jahrg.

Berlin, den 6. November 1869.

[N^o 45.]

Inhalt.

russland und das Ausland. Zur Geschichte unserer Publicistik. I. Der Chronist und der Journalist. 653. — Neue volkswirtschaftliche Prinzipien. Die Natur des Nationalreichtums. Das geistige Eigentum, der Nützlichkeits- und der letzte Wille. 654. — Zwei neue Erfindungen im Gebiete der Photographie. 656. — **Italien.** Höller contra Palazzo: Ueber die Verschmelzung Böhmens mit dem deutschen Reiche. 657. — **Frankreich.** Sainte-Beuve, ein französischer Feindling. 658. — **Spanien.** Alexander v. Humboldt in Spanien. 660. — **Österreich.** Eine poetische Geographie der Republik Venedig. 661. — **China.** Eine Entdeckungsgeschichte in der Türkei. 661. — **Die literarische Revue.** Die zweite Ausgabe der Deckschen encyclopädischen Uebersichtstafel. 663. — G. A. v. Kisten's Handbuch der Geschichte. 664. — Grundbegriffe der Arbeit, Moral und Erziehung, vom empirischen Standpunkte. 664. — Musikalisches Internationalisten. 664. — Handlexikon der Technik. 664. — Neue, weisse Ausgaben wertvoller Schriften. 665. — **Österreichischer Sprachsaal.** Ein Notizbuch aus Eichenbürgen. 665. — **Idyllische Stimmen der Vermittelung.** 665. — Ein gedankliches Jodel. 665. — **Philosophische Poesie.** 666. — **Verleihen über Kleinheitspflege.** 666. — Zwei literarische Refutationen. 666.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte unserer Publicistik.

I.

Der Chronist und der Journalist.

Es ist ohne Frage ein alter Satz, daß die Vergangenheit die Wiege der Zukunft sei. Aus seiner Annahme geht die Geschichtsforschung hervor, sowie der Zweck, den alle Völker von je mit dieser verbunden haben. Der Rückblick auf das Entstandene, nicht mehr Bestehende, befaßt überhaupt keinerlei Mühe, wenn die Erfahrung nicht gelehrt hätte, daß aus ihm nur der minder glückliche Folgerungen für das Kommende, in der Bildung Begriffe zu ziehen erlaubt ist. Durch die vorurtheillichen Entdeckungen unserer Zeit ließe der Vergleich sich leicht verwerflich machen, wenn man die Geschichte als die Hallpforte hinter der Camera obscura bezeichnet, auf der die überlebenden Bilder sich nach immer gleichen Normen fixiren. In Ausdruck der Dinge, die Zufälligkeiten der Haltung sind auf dem einzelnen Blatte verschoben, aber einander gereiht ergeben überall dieselben Grundlinien des Ganzen, und oftmals finden wir sogar die „stillestehenden Züge des Abherters“ überauschend denen des Enkels wieder.

Wie die Sonne treulich das Antlitz der einzelnen Persönlichkeit auf die Tafel des Lichtbild-Generators malt, zeichnet ausbreitend und getreulich die Zeit dasjenige der Völker, der ganzen Menschheit in ihren Tabellen ein. Durch die Jahrtausende läßt sie keinen Moment aus ihrer beobachtenden Stellung. Sie zählt die Jahre, wie der Photograph die Sekunden; wie sie vermag sie weder zu verschönern noch zu verächtlichen und zeigt das Zufällige neben dem Bedeutungsvollen zur Darstellung.

Es ist bekannt, daß die Photographie niemals oder doch nur äußerst selten ein wirkliches Kunstwerk hervorbringen im Stande ist. Um dies zu können, müßten eine Reihe äußerlicher Umstände zusammenwirken, welche ein Augenblick des

Lebens fast nie vereinigt. Sie giebt den Menschen, wie er unter den Zufälligkeiten des Aufnahme-Moments sich darstellte, nicht wie er in der Totalität seines Wesens ist. Nicht nach einem einzelnen Lichtbilde, erst nach einer Reihe verschiedener artiger vermag der Maler ein Portrait einer ihm unbekannten Persönlichkeit herzustellen, das dieser in Wirklichkeit ähnlicher ist, als jede einzelne Photographie, welche die unbereitbare Sonne selbst verfertigt hat. Ebenso die Geschichte. Wir vermögen nichts den modernen Photographien Ähnlicheres aufzufinden, als die Abenteurer des Lebens in den alten Chroniken sie darstellt. In ihnen mischt sich das Menschliche auf gleicher Stufe mit dem Geringfügigen. Das Eine hat nicht mehr Recht, als das Andere. Es sind Annalen der Weltgeschichte mit Kirchthurms-Annalen durcheinander gemischt. Mißwachs und Gedeihen auf dem Meeresreis, von der Schwärze des Schreckens bewirthschaltet, befaßt für diesen dieselbe Wichtigkeit, wie das des deutschen Reichs. Er ist geneigt, eins aus dem anderen zu erklären, von diesem auf jenes zu schließen. Er vergeht die im Spätschiff erlosenen Obstbäume neben den in einer Schlacht Gefallenen. Und es ist nicht einmal mit Sicherheit zu behaupten, daß er für die Aufzählung der bedeutenden Ereignisse mehr Dank erobert werde, als für die Aufzeichnung derer, die wir als geringfügig zu bezeichnen geneigt sind. Eine große Zahl von Lesern bringt weit mehr Interesse für die kleinen täglichen Freuden und Leiden des Chronisten mit, als für die schwer verständlichen Haupt- und Staatsactionen. Wie der Bektere, läßt sie den combinirten Bestand zukaufen und lieft mit dem Gemüth, und es ist eine Frage, für deren Verneinung sich nicht wenig vertragen ließe, ob diese Majorität gerade im Unrecht ist, so zu handeln, wie sie thut.

Ich habe von den Chroniken gesprochen, als ob sie noch heute beständen und fortgeführt würden, und in gewissem Sinne ist dies unverkennbar der Fall. Die Züge und Namen sind etwas verändert, aber die Grundlage ihrer Existenz, der Wissensdrang über die Reugier der Menschen, ist dieselbe geblieben und die ähnliche Nachfrage erzeugt ein ähnliches Produkt. Wir nennen es nicht mehr Chronik, sondern Zeitung; es erscheint nicht mehr als gesuchte Seltenheit, sondern es ist in Hunderttausenden von Exemplaren allermännlich zugänglich. Der bedeutungslose Unterschied ist, daß es seinen Ursprung nicht mehr aus der Abgeschlossenheit einer Klosterzelle nimmt, sondern aus dem Getümmel der Menge. Wenn der Chronist die langgehehnten Töne eines mächtigen Vogels aufzuzeichnen schien, die aus der Ferne langsam und in Pausen zu ihm herüberklangen, so steht der Journalist, vor Allem der Diurnist, inmitten eines unablässigen, tausendstimmigen Concertes, in welchem ein Ton den andern zu überbieten und zu erlösen sucht. Aber dennoch sind der Ähnlichkeiten viele für den Geschichtsforscher, d. h. für den Maler, der aus diesen Photographien das Bild des wirklichen Lebens herstellen will. Es ist vorzüglich die Täuschung, welche ihm hier wie dort bedroht. Und diese wird dadurch um nichts weniger gefährlich, daß er es im letzteren Falle ebenso oft mit Betrügnern als im ersteren mit Betrogenen zu thun hat.

Die absichtliche Fälschung findet sich bei den mittelalterlichen Chroniken nur als Seltenheit. Sie beschränkte sich

meistens auf die engen Verhältnisse des Privatlebens, in denen der Schreiber Partei ergreifen: für den Abt des Klosters gegen den Bischof, oder umgekehrt, für das Patriciat seiner Vaterstadt oder für ihre Fünfte. Doch selten reicht der Blick noch zur Erkenntniß der Eitelkeit der Bestrebungen aus. Er betrachtet den Vorgang in dieser Diöcese mit andern Augen als den in jener; in dem Verfassungskampf zu Ulm stellt er sich auf die Seite der Innungen, in dem zu Nürnberg auf die der Geschlechter. Er kann hier so gut betrogen sein wie dort. Der Chronist sieht und hört die Weltbegebenheiten und nimmt Antheil an ihnen, wie noch heutiges Tages die Frauen. Sie verabscheuen die Gewaltthätigkeit, das Häßliche, ohne es sich zu erklären. Dem momentan in erschreckender Weise unterliegenden wird Unrecht angefügt. Sie treiben Politik des Gefühls, der Wirkungen, deren Ursachen ihnen bedeutungslos sind. Ebenso wie ihnen, fehlt den Chronisten, wie wir es in neuer Zeit nennen, die Tendenz. Eine unglaubliche Naivität herrscht in ihren Büchern. Der schriftstellende Klosterbruder, von der Wahrheit der christlichen Religion unerschütterlich durchdrungen, hält die Mythen der griechischen Kosmogonie für ebenso ungewisse Facta. Er giebt das Jahr an, in welchem Sarah Isaac gebar, doch dauben, wann Apollo die Heilkunst erlarn. Der Historiker wird immer genöthigt sein, dieselben Zweifel in die Mittheilungen derselben zu setzen, die er aus unmittlbarer Nachricht zu schöpfen behauptet, wie in die Daten, wann Amphion sich als Musiker auszeichnete oder Hercules sich in die Flammen stürzte. Der Chronist ist kein Betrüger, aber er ist, nach einem ähnlichen Wort, im Durchschnitt der Selbsttöge seiner Zeit.

Es beweist einen Fortschritt der Menschheit, daß derartige Dinge bei uns ein ungläubiges Lächeln erregen, aber es muß den Freund der Neuzeit bekümmern, wenn er unser Jahrhundert in ein entgegengesetztes System verstrickt sieht. Derjenige, dem die Wahrheit am Herzen liegt, befindet sich zum Zweck der Erforschung der Zeit in nicht besserer Lage, als zu jener der Vergangenheit. Er geräth aus der Charapdis in die Scylla. Aus der Fluth der modernen Zeitungsberichte wird er sich an das ruhige Flußbett der Chroniken zurückziehen. Die Strömung der letzteren ist gleichmäßig und man vermag sich eine Methode auszubilden, nach der sich die Untiefen und verborgenen Risse erkennen lassen. Aber tausend Winde wirbeln die Meeresfläche empor. Sie kreuzen sich und wühlen die Wassermassen auf. Die kaum erzeugten Wellen bekämpfen sich und glätten sich wieder aus. Es ist ein steter Wechsel, jezt Brandung, jezt Ruhe und überall, wo man den Bist auf die Ursachen heften will, spricht ein feiner Giftstich aus, der die Prüfung beirrt.

Geiz wird selten ausgesprochen, daß in unserer Zeit die absolute Fälschung der Weltereignisse und der Begebenheiten des täglichen Lebens eins der bestverkäuflichen Handwerke geworden; aber Jedermann weiß es. Wenig Dinge dürften intensiver und im Durchschnitt verderblicher auf die Moralität unseres Jahrhunderts wirken, als die Tagesblätter. Sie haben einen Kraftverlust in die Welt gebracht, der uns Alle gleichmäßig inficirt hat. Es giebt achtbare Ausnahmen, aber der Eindrud, welchen diese erregen, dient nur zur Befestigung der allgemeinen Regel. Mit Emphase fündet der Berichtsfalter eines jeden Winkelblattes sich als den chernen Mund der öffentlichen Meinung an, doch wir wissen Alle, welche Vage sich dahinter verbirgt. Wir sind neugierterkrank vom Scheitel bis zum Fuß und verschlingen begierig eine Spalte um die andere, von der wir wissen, daß der Schreiber während ihrer Abfassung über unsere Leidigkeitsigkeit in's Häßliche gelacht.

Es giebt Männer, die eine hohe und ernste Meinung von ihrem Beruf hegen, für die Grundzüge, die sie als rechtlich und gemeinnützig erkannt, öffentlich aufzutreten. Es giebt auch solche, welche dieser Ehrfurcht in hervorragender Weise Ausdruck verleihen und ihre Mitwelt dadurch zum Danke verpflichten. Deutschland bietet vielleicht die größte Anzahl trefflicher Publicisten der Art. Wir besitzen Zeitungen und Journale, deren Ernst und Unerschlichkeit über jeden Zweifel erhaben ist und in denen jezt Wohlbedenkende einen Irrthum nur der fallillen Natur des Menschen überaupt bemängeln; welche ohne Nebenabsichten ihre Bestrebungen den Interessen der Kunst, der Wissenschaft, des Gewerbes, der Tagesfragen widmen, für die ihr Zweck sie bestimmt. Aber nicht minder wahr ist es, daß unter zehn Tausend nur einmal die Nebenabsichten nicht nur überwiegen, sondern den eigentlichen Grund des Bestehens der publicistischen Erzeugnisse abgeben.

Diese Thatfache berührt den Gedanken, der mehr oder weniger fast das ganze moderne Schriftstellermund durchzieht, die Tendenz. Man vermag sehr verschiedene Prädicate dafür aufzustellen. Vergeisterte Zanallier entgegengelegelter Richtungen streifen für die Parteinahme für die heilige Sache. Ich habe ihn öfters die stichtliche Fälschung genannt. Die Bezeichnung erscheint nicht genau, denn es ist vielleicht das Traurigste daran, daß auch die unabsichtliche sich unter ihr verbirgt und in ihrer Wirkung mit jener zusammenfällt. Das Wort Tendenz spricht die Sache selbst aus. Es ist schwer übersehbar und läßt sich dem Zweck gemäß am besten durch Beleggenommenheit wiedergeben. Die Waghaale der Beurtheilung ist in ihrer horizontalen Lage zu fesseln, bevor die Gewichte hineinfallen.

Unsere Zeit hat die Nothwendigkeit empfunden, für die stichtliche Fälschung auf diesem Gebiete einen eigenen Namen, den der Tendenzläge anzuschließen. Doch diese bestigt viele Arten und schülert in den mannigfaltigsten Farben. Der Meinung bestimmt die letzteren und es ist nicht ohne Interesse, die Haupttaten derselben zu classificiren. Wilhelm Zenker.

Neue volkswirtschaftliche Principien. *)

Die Natur des Rationalreichthums, das geistige Eigentum, der Nützlichkeit, und der latenten Reiz.

Es ist nicht sowohl die Aufstellung neuer, als vielmehr die Zurückführung wichtiger, volkswirtschaftlicher Principien auf eine solide Grundlage, die sich der Verfasser der unten genannten Schrift zur Aufgabe gemacht hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich gerade in die Wissenschaft der National-Ökonomie, welche die heilste und praktischste unter ihren Schwächern ist, viele, manche Unklarheit eingeschlichen hat, welche die Geister verwirrt und zu der Zersplitterung geführt hat, die in den letzten Schuldoctrin verschiedenen Meinungen der Volkswirthe aus bei Gröndertung der einfachsten Fragen wahrzunehmen ist. *)

*) Neue Principien der politischen Oeconomie, von Moritz Kautz, Besser. Berlin, Stille & van Nuyden, 1868.

**) Wir weisen J. B. auf die Verwirrung hin, die im doctrinären Lager über die Natur der sogenannten Prämienanleihen herrscht: die Einen erklären solche Anleihen für unnützlich und stellen sie auf einer Linie mit den Spielschöllen in Baden-Baden und Homburg, während die Anderen, und wie es scheint mit Recht, behaupten, daß eine Gamination, bei der Niemand verliert und nur Einigen eine Geldprämie zufällt, nicht einmal den Charakter einer Lotterie, geschweige

Hier kommt nun eine Kritik, die sich auf juristischen Boden stellt und die brennendsten Fragen der Wissenschaft mit dem Apparate juristischer Untersuchung gründlich sondirt. Auf diesem Wege, der ihn zuweilen sehr weit ab von den Doctrinen unserer „völkewirtschaftlichen Kongresse“ führt, kommt der Verfasser auch zu nicht gewöhnlichen Resultaten.

Gleich in der Vorrede wendet sich der Verfasser gegen die Schriftsteller, welche von dem populären Satze ausgehen, die Wissenschaft der politischen Oekonomie sei nichts weiter, als der gesunde Menschenverstand, und der Volkswirth habe nichts zu thun, als das zu fixiren, was alle Welt wisse und glaube. Was ich zuletzt, fragt der Verfasser mit Recht, aus der Wissenschaft kommen, wenn die Meinung der Majorität des Publicums ebenso beschwätzt wird, wie das Urtheil der Sachverständigen?

Seine Prinzipien stellt der Verfasser in sechzehn Kapiteln zusammen. Eins der interessantesten dieser Kapitel ist gleich das erste, das als Grundlage der ganzen Deduction gelten kann. Es handelt von der Natur des Nationalreichthums. Die politische Oekonomie hat bisher, der Ansicht Adam Smith's folgend, im Nationalreichthum nichts Anderes gesehen, als eine Summe von Gütern oder nützlichen Dingen, die entweder ein unentgeltliches Geschenk der Natur sind, oder als Erzeugnisse menschlicher Arbeit einen sogenannten Tauschwerth haben. Der Verfasser, für welchen Nutzen und Tauschwerth nur untergeordnete Begriffe sind, die erst in ihrer Verbindung mit dem Begriffe des Eigenthums ihre angemessene Erklärung finden, schließt seine Definition des Begriffs Nationalreichthum tiefer aus dem Leben. Er zeigt, daß dieser einerseits aus dem Reichthum der Privatleute und andererseits aus dem des Staats und der übrigen Körperschaften zusammengekehrt ist. Diese beiden Bestandtheile des Nationalreichthums sind nicht wesentlich von einander verschieden, sondern nur als besondere Arten des Eigenthums zu betrachten. Wenn nun die verschiedenen Theile des Nationalreichthums nichts sind als Eigenthum, so muß auch das Ganze diesen Charakter tragen. Der Reichthum einer Nation besteht also in dem Eigenthum der physischen und moralischen Personen, welche die Nation in sich schließt.

Durch diesen Satz wird im zweiten Kapitel die gewöhnliche Ansicht über die sogenannten herrenlosen oder natürlichen Güter berichtigt. Zu dergleichen Gütern, d. h. zu solchen, welche nach der bisherigen Annahme nicht geeignet sind, Gegenstand des Besizes zu werden, pflegt man namentlich das Wasser der Ströme, die Luft, das Klima, das Licht und das offene Weltmeer zu rechnen. Aber diese Güter haben ebenso gut ihren Eigenthümer, wie die übrigen Bestandtheile des Nationalreichthums. Das Wasser der Ströme ist Eigenthum des Staats; die Luft, nach römischem Rechte ein Bestandtheil des Grundstücks, über welchem sie sich befindet, gehört dem Grundstückbesitzer. Das Klima eines Ortes ist nichts als die Temperatur seiner Luft und besonders seiner unteren Luftschichten, und befindet sich also wie diese im Besitze der Boden-Eigenthümer. Weithin verhält es sich mit dem Licht und dem Niederschlag der Atmosphäre. Nur das Meer ist, da seine Ausbeutung allen Menschen frei gegeben ist, als das natürliche und gemeinsame

Eigenthum der Bewohner unseres Planeten anzusehen. „So verschwindet bei genauerer Prüfung die praktische Bedeutung der sogenannten herrenlosen Güter vollkommen, und die einfache Wahrheit tritt hervor, daß der Mensch, soweit es seine Kräfte erlauben, überall die Güter oder nützlichen Gegenstände, die in seinem Bereiche liegen, in Besiz nimmt. Die gesammte Natur wird dadurch in die Sphäre des Rechts erhoben, und der Gedanke, daß der Reichthum einer Nation in dem Eigenthum derselben bestehe, erscheint so gegen den vorzüglichsten Einwurf geschützt, welcher sich von Seiten der politischen Oekonomie dagegen erheben läßt.“

Im dritten Kapitel beweist der Verfasser mit dem alten juristischen Grundsatz, daß das Eigenthum nur auf körperliche, materielle Sachen Bezug habe, die Unhaltbarkeit der Lehre von den immateriellen Gütern, insofern diese darin zum Nationalreichthum gerechnet werden. Immaterielle Güter und Reichthümer giebt es überhaupt nicht, und wenn daher viele Volkswirthe die Eigenschaften der Menschen, ihre Zustände und Fähigkeiten, und besonders ihre Dienstleistungen, ferner die Fruchtbarkeit des Bodens, die nährenden Kräfte des Getraides, die Kundschaft, die an gewisse Localitäten geknüpft ist, selbst die allgemeinen Naturkräfte, die Electricität u. als Bestandtheile des Nationalreichthums betrachten, so stellen sie sich in Widerspruch mit dem Wesen des letzteren.

Ein sehr lehrreiches und zeitgemäßes Kapitel ist das vierte: „Von geistigen Eigenthum“. Der Verf. tritt natürlich für die Rechte dieses sogen. Eigenthums in die Schranken. Es ist zweifellos, daß z. B. der Verfasser einer Schrift, als solcher, der ursprüngliche, wahre Eigenthümer derselben ist und das ausschließliche Recht hat, darüber willkürlich zu verfügen. Er besitzt die Befugniß, sein Manuscript drucken zu lassen, und die gedruckten Exemplare dem Publicum zu verkaufen. Auch ist ihm unbenommen, die Schrift an einen Dritten zu verkaufen und demselben alle mit dem Verlage verbundenen Vortheile zu überlassen. In diesem Falle muß man, um über die Frage hinsichtlich des inneren Grundes der Autorenrechte zu entscheiden, das Verhältniß in's Auge fassen, welches einerseits zwischen dem Autor und seinem Verleger, und andererseits zwischen dem Verleger und dem Publicum stattfindet. Dieses Rechtsverhältniß beruht auf einem zwischen Verleger und Autor. Denn einmal verkauft der Autor sein Manuscript an den Verleger, und dann verkauft dieser seinerseits die gedruckten Exemplare an das Publicum. In beiden Fällen handelt es sich also um einen Kaufvertrag oder um einen Vertrag. Hierbei ist der Wille der Contractanten und der Sinn, in welchem sie den Vertrag verhandeln haben, maßgebend, wenn man die Tragweite des Vertrags beurtheilen will. Bei dem Vertrage des Verlegers mit dem Käufer eines Exemplars ist es klar, daß der Erstere bei dem Verkauf des Buches zwar das Eigenthum und das Recht der gewöhnlichen Benutzungsweise desselben erbt, nicht aber zugleich das Recht zu der besonderen Benutzungsart der Vervielfältigung. Dieses Recht behält er sich vor, was sich schon aus der Verschiedenheit der Preise ergibt, die für das Manuscript und für die Copien oder gedruckten Exemplare bezahlt werden. Auch der Käufer des Buchs kann unmöglich der Meinung sein, mit dessen Kauf zugleich das Recht der Vervielfältigung erworben zu haben. Er weiß, daß der geringe Preis, den er zahlt, nur für die gewöhnliche Benutzungsart des Buches berechnet ist und zu dem Werthe des wirklichen Verlagsrechts außer allem Verhältniß steht. Der Nachdruck enthält also eine laesio enormis und muß schon aus diesem Grunde als eine offen-

bann den eines Hazardspiels habe. Nicht anders ist es mit der Ansicht über die völkewirtschaftliche Zulässigkeit einiger Consumtionen, wenn z. B. einer höheren Besteuerung des Tabaks und einer milderen des Petroleums, denen nur der Doctrinarismus gewisser Kongreßredner den Vorzug vor der directen Steuerherrschaft ohne Ende abzusprechen mag.

bare Rechtsverletzung angesehen werden. Wenn daher auch beim Verlaufe des Buches keine ausdrücklichen Stipulationen über die Benutzung desselben getroffen werden, so wäre es doch ein großer Irrthum, zu glauben, daß dergleichen Stipulationen gar nicht vorhanden seien. Dieselben existiren stillschweigend. Der Verleger verkauft das Buch unter der Voraussetzung, daß der Käufer dasselbe einfach benutzen will, und dieselbe Meinung hegt das Publikum, indem es kauft. Auf Treu und Glauben beruht der Vertrag, den der Verleger mit ihm abschließt, indem er ihm ein gedrucktes Buch verkauft. Das allgemeine Rechtsgedühl ist von jeher über diesen Punkt im Klaren gewesen und hat den Nachdruck als eine offensbare Rechtsverletzung angesehen. Nur die Volkswirtschaftslehre des Herrn Carey in Nordamerika bestrittet oder verkennt die Natur des literarischen Besitzrechtes. Im Uebrigen besteht das sogenannte „geistige“ Eigenthum in dem Rechte, eine Sache als Modell zur Anfertigung von Copien zu benutzen, ist also nur eine eigenthümliche Benutzungsweise gewisser Gegenstände. Daß diese Benutzungsweise, streng genommen, nicht als Eigenthum betrachtet werden kann, leuchtet ein; noch weniger kann sie als eine besondere Art des Eigenthums, als „geistiges Eigenthum“ gelten. Nur das Manuscript ist, als körperliche Sache, Eigenthum. Das sogenannte geistige Eigenthum läßt sich also zum Nationalreichtum nicht rechnen.

Von den übrigen Kapiteln wollen wir nur diejenigen vom „Nutzen“ und von den „latenten Werthen“ erwähnen.

In der Geschichte der Volkswirtschaftslehre begegnet man in der Regel nur der abstrakten Auffassung des Nutzens. Nach der gewöhnlichen Definition und nach dem Sprachgebrauch, ist der Nutzen weiter an Zeit und Ort, noch an wirkliche Dinge und Personen gebunden; er hängt mit den Gattungen, mit den Eigenschaften der Dinge zusammen. Man nennt demnach die Steinfoble überhaupt nützlich, ohne zu fragen, ob sie in den Tiefen der Erde ruht, oder ob sie sich schon in unserem Besitze befindet. Der Verf. des vorliegenden Buches urtheilt anders. Was nützt uns die Steinfoble, so lange sie unerreicht vom Eisen des Bergmanns noch im Schooße der Erde ruht? Was nützen die Perlen auf dem Boden des Meeres, so lange die Hand des Tauchers sie nicht erfaßt? Was nützt der fruchtbarste Boden Brasiliens, so lange sich zu seiner Kultur kein fleißiger Arm findet? Demnach können nur solche Dinge als nützlich gelten, welche wirklich vom Menschen benutzt werden. Die Benutzung setzt aber den Besitz voraus, ist an Zeit und Ort gebunden und bezieht sich auf wirkliche Personen und Dinge. Der Nutzen, in diesem Sinne verstanden, ist kein Abstractum, sondern ein concretes Verhältniß, eine Thatfache. Und nur soweit aus der Nutzen der Dinge reicht, gehören die Dinge zum Nationalreichtum.

Mit Hilfe des Tausches oder des Kaufes kommt der Werth der Dinge zum Vorschein. Aber nur vorübergehend; denn er zeigt im Uebrigen eine Neigung, sich zu verbergen und den Charakter eines latenten Werthes anzunehmen. Ein Centner Wolle hat an einem gewissen Markte einen gewissen Preis, aber sobald er in die Hände des Fabrikanten gelangt, verbirgt sich dieser Werth und kommt nie mehr völlig rein zum Vorschein. Jechnlich verhält es sich mit den meisten Dingen, sobald sie der Consumption anheimzufallen und dem Verkehr entzogen werden. Ihr Kaufwerth verschwindet nicht, er verbirgt sich nur und wird latent, kann aber jeden Augenblick wieder zum Vorschein kommen. Daher sind Dinge, die einen latenten Werth haben, nicht minder zu den Gegenständen des Eigenthums oder des Besizes, d. h.

zum Nationalreichtum zu rechnen, als Dinge, deren Zweckwerth jeden Augenblick bestimmbar ist.

Das interessanteste Beispiel latenter Werthe bietet die Bevölkerung dar. Wenn der Mensch auch als moralisches Wesen über die natürlichen Geschöpfe weit erhaben ist, so erscheint er doch auf dem wirtschaftlichen Gebiete, mit der Natur und dem Kapital vereint, nur als ein einfacher Faktor der Production und nimmt als solcher, seiner moralischen Würde ungeachtet, einen wirtschaftlichen Werth in Anspruch. Dieser Werth kann aber natürlich nur ein latenter sein, da zwar Sklaven gekauft oder verkauft werden, freie Menschen aber nimmermehr ein Gegenstand des Kaufs werden können. Um zu beweisen, daß in den einzelnen Menschen, wie in der Bevölkerung eines Landes überhaupt, wirklich ein latenter Werth steckt, geht der Verf. von der Institution der Sklaverei aus. Angenommen, daß ein Pflanz in den spanischen Colonien einem Sklaven unentgeltlich die Freiheit schenkt, so geht damit der Werth des Sklaven für den Herrn verloren, aber dieser Werth verschwindet keineswegs ganz, sondern bleibt in der Arbeitskraft und Persönlichkeit des freigelassenen ungepöbt fortbestehen. Der Sklave ist sein eigener Herr geworden und sein Werth ist aus den Händen seines Herrn in seine eigenen Hände übergegangen. Wenn demnach der freigelassene in der ungehinderten Verfügung über seine geistlichen Kräfte und Fähigkeiten ein reelles Kapital, also einen Werth, einen latenten Werth besitzt, so wäre es ungerecht, die freien Arbeiter einen solchen Werth abzuspreden. Man muß also annehmen, daß Jeder, der von seiner Arbeit lebt, also gewissen Geldwerth hat. Wie von dem gewöhnlichen Arbeiter, so wird dies auch, und noch mehr, von den geschickten Handwerkern, von den kenntnißreichen Geschäftsleuten, von den Beamten des Staats, und überhaupt von den gebildeten und einer nützlichen Arbeit beschäftigten Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gelten müssen. Alle haben einen latenten Werth, und die arbeitsfähige, die arbeitende Bevölkerung eines Landes muß also ebenso gut wie die gewöhnlichen Güter zu den Bestandtheilen des Nationalreichtums gerechnet werden. Es mag freilich seltsam erscheinen, wenn der Mensch als Eigenthum seiner selbst betrachtet werden soll; doch steht dieser Gedanke mit der Erfahrung nicht im Widerspruch; denn, so fragt der Verf., wie könnte Jemand einen Dienstvertrag eingehen mit sich selbst an Andere vermieten, wenn der Mensch nicht überhaupt ein doppeltes Wesen wäre und in Folge seines Selbstbewußtseins über sich und seine Fähigkeiten als Herr und Eigenthümer zu verfügen die Macht hätte?

Gleichwohl giebt der Verfasser seine Meinung über diesen Gegenstand nur als das, was sie ist, als eine Hypothese, von deren Wahrheit er aus den angegebenen Gründen überzugehen erklärt, und über welche, wie er glaubt, das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.

Zwei neue Erfindungen im Gebiete der Photographie.

In der photographischen Welt sind jetzt zwei neue wesentliche Veränderungen aufgetaucht, welche bald allgemeine Wichtigkeit für Kunst, Wissenschaft und Literatur erlangen dürften.

Die Herstellung photographischer Bilder war bisher immer eine langsame und kostspielige Operation; langsam, weil das Kopiren der in der Camera aufgenommenen Negative auf Papier mit Hilfe des Lichtes geschah und insofern vom Wetter abhängig war, kostspielig, weil das theure mit Silberbelagene Glas

Papier dabei in Anwendung kam. Insofern konnte der moderne Buch- und Kunstdruck nur in bedingtem Maße von der Photographie Vortheil ziehen, und die Herstellung photographischer Bilder durch den gewöhnlichen Pressendruck oder Walzendruck war ein seit lange schwebendes Problem, das die bisher üblichen Methoden der Photolithographie und wie ähnliche Erfindungen heissen, nur theilweise zu lösen im Stande waren.

Jetzt haben zwei Männer, Woodbury in London und Albert in München, das Problem anscheinend gelöst, oder doch der Lösung nahe geführt. Die Photographischen Mittheilungen, Zeitschrift des Vereins zur Förderung der Photographie in Berlin*), herausgegeben von Dr. S. Vogel, ein in Deutschland wie im Auslande weit verbreitetes und mit Recht geschätztes Organ der photographischen Kunst, das schon seit Jahren regelmäßig billige Proben neuer photographischer Erfindungen gebracht, enthalten in den uns vorliegenden August- und September-Nummern zwei artistische Beilagen. Die eine ist die Hintergründe eines Oelgemäldes von Görone, „der Kleiderbändler“, gefertigt nach dem Woodbury'schen Reliefdruck-Verfahren, das Goupil in Paris, die andere ist ein Portrait nach der Natur von Albert in München. Auf den ersten Anblick der beiden Blätter, glaubt man gewöhnliche Silberphotographien vor sich zu haben, so täuschend sind sie diesen ähnlich, und doch besteht sie nicht aus Silber, sondern aus Zinkblech, resp. Zinkerschwärze, und noch interessanter werden diese Bilder für uns durch die wunderbare Art der Herstellung.

Auch sie verlangen als Ausgangspunkt ein gewöhnliches auf Glas aufgenommenes Camerabild, ein Negativ; von diesem wird mit Hilfe des Lichts eine Copie genommen auf eine Mischung von Leim und chromsaurem Kali.

Eine Glasfläche mit dieser Mischung überzogen und unter dem negativen Bild dem Licht ausgesetzt, verändert sich in der bemerklichsten Weise; sie zeigt bald eine glasähnliche Copie des negativen Bildes, indem die Leimtheilchen an den vom Licht getroffenen Stellen unauflöslich werden. Dieses so erzeugte Bild dient nun bei Woodbury sowohl als bei Albert als Basis zur Herstellung der Druckplatte. Die Leimfläche hat nach Waschen mit Wasser die Eigenthümlichkeit, nur an den vom Licht getroffenen Stellen die Schwärze anzuziehen und festzuhalten, wenn man mit einer lithographischen Schwärzwalze darübergeht, und beim Zusammenpressen mit Papier diese feste Schwärze an letzteres abzugeben und dadurch einen Abdruck zu liefern. In dieser Weise verfährt Albert. Natürlich kann das Einschwärzen auch Abdrucken beliebig oft wiederholt werden, und so kann man von einer Platte Hunderte von Abzügen herstellen.

Freilich kommen die uns vorliegenden Portraitbilder, bei zunehmender Ausrufung, nach diesem Verfahren einer gewöhnlichen Photographie in Bezug auf Feinheit und gebaute Halbton, vielleicht auch in Kraft der Schwärzen, noch nicht ganz gleich; insofern werden sie für das Portraitfach noch nicht allgemeine Aufnahme finden, aber sie erscheinen doch unendlich viel schöner, als gewöhnliche Lithographien des Marzies und namentlich lassen sie nach diesem Verfahren erzeugten Reproduktionen nach Kupfern und Cartons der Schiller- und Goethe-Galerie nichts mehr zu wünschen übrig, und es wäre erfreulich, wenn durch dieses Verfahren die Kunstschätze aller Nationen für einen billigen Preis zugänglich gemacht werden könnten.

Ganz anders ist das Verfahren von Woodbury. Auch er nimmt das Bild auf die Leimfläche, welches wir oben beschrieben

haben; er wäscht es aber mit heissem Wasser; dadurch lösen sich alle Theile der Schicht, die nicht zum Bilde gehören, auf, und das Bild bleibt als Relief stehen, die Schwärzen am höchsten, die Lichter am tiefsten. Man höre! ein durch das Licht erzeugtes Relief: eine wahre Photocultur! Es ist leicht, von solchem Relief einen Abdruck in Metall zu machen, und es braucht nur mit einer Bleiplatte unter die hydraulische Presse gelegt zu werden und man bekommt ein vertieftes Bild in Metall, die Schatten am tiefsten, die Lichter am höchsten. Auf dies vertiefte Bild giebt nun Woodbury schwarz gefärbte Gelatinalösung; diese dringt in alle Vertiefungen, und beim Anpressen eines Stück Papiers haftet sie an diesem und liefert ein anfangs reliefartiges Bild mit doch heraustretendem Schatten, weniger hohen Halbtonen und ganz klaren Lichtern. Die zartesten Uebergänge drücken sich hier durch die dicken und dünnen Gelatinalagen aus, und in Bezug auf Kraft der Schatten und Schönheit der Halbtonen dürfte dieses Verfahren wohl nichts zu wünschen übrig lassen, eher noch im Glanz der Lichter. Im Uebrigen ist das Ansehen dieser Bilder keineswegs reliefartig; die Gelatinschicht, aus welcher das Bild besteht, trocknet rasch zusammen und durch den Druck einer starken Walze wird das Bild völlig eben. Die Kunsthandlung von Goupil in Paris gibt dieses Woodbury'sche Verfahren bereits praktisch aus; schon sind mehrere Bilder, Reproduktionen nach Oelgemälden, Handelsartikel, und nur die Schwierigkeit des Druckens mit der Gelatinschwärze setzt diesem Verfahren bei größeren Platten noch Hindernisse in den Weg.)

Böhmern.

Höfler contra Palazky: Ueber die Verschmelzung Böhmens mit dem deutschen Reiche.

Im neuesten (am 15. October ausgegebenen) Hefte der „Mittheilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“ befindet sich eine von G. Höfler verfasste kritische Abfertigung dessen, was Palazky in seiner Geschichte Böhmens beibringt über die Erhebung Karls IV., Markgrafen von Mähren, aus dem Hause Luxemburg, zum König- und Kaiserthum, im J. 1346. Karl hatte, um die Wittelsbacher in Rom auszusuchen, dem Papste Clemens VI. die merkwürdigen Zugeständnisse gemacht — Zugeständnisse von wahrhaft schmachvoller, herabwürdigender Art für das römisch-deutsche Kaiser- und Königthum. Palazky beschönigt diese Zugeständnisse, indem er sie weder als neu, noch als außerordentlich bezeichnet; Höfler, der schon so viele Unrichtigkeiten des „ständischen Historiographen“ nachgewiesen, beleuchtet auch diese Beschönigung Karls IV. mit der Fadel der Kritik und weist nach, wieviel auch in Bezug auf dessen Königs- und Kaiserwahl dem Geschichtsschreiber Palazky gänzlich unbekannt war. Der sächsische Historiograph theilt ebenso über die Bedeutung der Goldenen Bulle Karls IV. nur dasjenige mit, was in seinen slavischen Stam passt, während er Alles verschweigt, worin eine Anerkennung des vollständigen Aufgehens von Böhmen in das römisch-deutsche Reich liegt. Bei dieser Gelegenheit sagt Höfler:

„Unwillkürlich wird man, wenn man sieht, daß dergestalt

*) Berlin Robert Oppenheim (1869, Heft V und VI).

*) Proben dieser neuen Druckverfahren sind in der „Hanslinger'schen Kunstausstellung, unter den Linden, 76, ausgestellt.

Böhmen durch seinen König und Kaiser auch staatsrechtlich, durch einen feierlichen Akt der Reichsgefeßgebung, mit dem deutschen Reiche verbunden ward, zu der Frage gedrängt, welcher Theil größeren Vortheil aus der Verbindung Böhmens mit dem deutschen Reiche gezogen habe, ob ersterer, ob letzterer? Und in der That, wenn man die vielen Heereszüge bedenkt, welche unsere Könige und Kaiser vom neunten und achten Jahrhunderte bis in das sechzehnte und achtzehnte führen mußten, um Böhmen bei dem deutschen Reiche zu erhalten; die verheerenden Züge durch einzelne Theile Deutschlands, wenn die Böhmen, sei es in den Tagen Heinrich's IV., Otto's IV. oder Sigmund's, nach Thüringen, Sachsen oder Franken herausbrachen, und wie Böhmen regelmäßig der Wetterwinkel war, aus welchem die Gewitter und Stürme sich über Mitteleuropa entluden, so erkennt man leicht, daß die Frage keine müßige ist. Klein es handelte sich anfänglich einfach darum: Sollte sich an den Gränzen von Baiern, Franken und Sachsen nicht eine große slavische Gesamtmasse bilden, die wie ein Keil in das Herz des Reiches einzudringen vermocht hätte, dann mußte das einmal gewonnene Grenzland behauptet und in eine feste Burg des Reiches umgewandelt werden, um Polen noch weiter zurückzudrängen und Mähren zu behaupten, Brandenburg zu schützen, Pommern zu gewinnen. Der Deutsche hat in Böhmen das Gefühl, daß ihm die Jahrhunderte hindurch mit aller Consequenz fortgesetzten Bestrebungen seiner größten Könige und Kaiser zur Seite stehen; sein Anrecht beruht auf der Thatfache, daß das alte Markomanland, alte deutsche Erde, mit ungeheureren Aufwendungen in den Reich Deutschlands wieder hineingezogen wurde, bis sich das wohlgegründete Sprichwort bildete, die römische Krone gehöre auf die böhmische.

„Wenn die Könige von Böhmen nicht das mindeste Bedenken trugen, sich Kiez und Vorkiehl, Eger und andere Orte, endlich ganze Herzogthümer von den deutschen Kaisern schenken, verpfänden oder sich damit belohnen zu lassen, und so Böhmen, wenn es ging, in's Endlose zu verneuern, mußte es sich auch die slavische Nationalität gefallen lassen, Deutsche nicht etwa bloß zu dulden, sondern sie im Vollgenuß ihrer Rechte zu sichern. Man konnte nicht nach der einen Seite ausgreifen und nach der anderen sich national beschränken. Entweder das Eine oder das Andere, aber nicht das Eine und das Andere. War aber einmal der König von Böhmen auch deutscher König geworden, so verstand es sich von selbst, daß sein Stammland sich der universalhistorischen Idee unterwerfen, diese adeptiren mußte. Wollte man das nicht thun, so mußte man auch auf die Vortheile verzichten, welche man durch das römische Königthum erlangt hatte, auf die europäische Stellung. Deutscher Kurfürst zu sein und, wie Wenig, eine den Deutschen feindliche Politik im Innern annehmen, ist nur nach künstlicher Logik zu entschuldigen; diese aber hat auf dem wissenschaftlichen Gebiete noch kein Bürgerrecht gewonnen, ziemt sich am wenigsten für Leute, welche auf Errichtung Anspruch machen. Vollends zu Schwärmen seine Zukunft zu nehmen, wo es sich um Beweise handelt, liefert höchstens die Gemüthsheit, daß es in Böhmen keine Freiheit wissenschaftlicher Erörterungen giebt, daß jene Zeiten noch bereintragen, die, statt der Argumente, sich der Drosselregel bedienen.“

Schäfer läßt es übrigens nicht bei seiner Untersuchung der böhmischen Geschichte im vierzehnten Jahrhundert bewenden, und das alte Recht der Deutschen auf die Hegemonie in Böhmen nachzuweisen, sondern in seinen weiteren Forschungen über die Slaven und Germanen der ältesten Zeit zeigt er, daß Jahrhunderte bevor die Slaven überhaupt in der Weltgeschichte auf-

getreten waren und sich in Europa constituirten hatten, die Deutschen den Boden, den jene nachmals in Pannonien und im Lande der Markomannen einnahmen, vom Joch der Römer befreit hatten, daß das mittelalterliche europäische Staatsrecht sich ganz unabhängig vom und unbekümmert um das Slaven thum ausgebildet und daß Böhmen bereits mit seiner früheren Annahme des Christenthums „ein edles Glied des deutschen Reiches“ wurde.

Frankreich.

Sainte-Beuve, ein französischer Kessling.

Es ist wieder einer der Veteranen der Jugend von 1830 dahingefahren, die in ihren Kreisen so zahlreiche, in der Literatur berühmte Namen zählte; Sainte-Beuve ist nicht mehr unter den Lebenden. Das schmerzliche Weiden, das seit Jahren sein Dasein verbitterte, hat den unvermeidlichen und laßst vorausgehenden Ausgang gehabt; am dreizehnten October, eineinhalb Uhr Nachmittags, bauchte er, umgeben von trauernden Freunden, in jenem bescheidenen Hause der rue Montparnasse sein Leben aus, das er seit nahezu vierzig Jahren bewohnte, trotz der Wandlungen der Zeit, die aus dem Feuilletonten des „Globe“ einen Akademiker und Senator gemacht hatte. Das bescheidene Häuschen war ihm trotz seines Mangels an Geld, Comfort lieb geworden; auch fand er in jenem abgelegenen Viertel die Ruhe, die er in einer fashionableren Stadtgasse vergebens gesucht hätte.

Die Geschichte seines Lebens ist einfach, wie die Stätten, die den größten Theil desselben sah, obwohl er mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit zum Theil in sehr nahe Berührung gekommen. Die großen Affekte und Passionen fehlen in ihm; in stets gleichmäßiger Ruhe dahinfließendes Gelingen; die Fiktionen, welchen bei den zahlreichen politischen und literarischen Wandlungen seiner Epoche kaum ein anderes Naturell mit gleicher Leichtigkeit entgegen wäre, vermied er mit jener Vorsamkeit des Charakters, welche ihm weit öfter zum Vorwurfe gemacht ist, als sie ihm zum Lobe gereicht hat. Auch unsere leichtleibigeren weltlichen Nachbarn fanden in einzelnen Fällen, daß Sainte-Beuve seine Ansichten und Meinungen mit zu großer Festigkeit metamorphosirte; namentlich als er im Jahre 1869 sein Buch über Chateaubriand und seine Umgebung schrieb und sich in diesem Abdruck der Gesinnungen, die er (1848) in Frankreich gehalten hatte, „von den gesellschaftlichen Rückfällen und Verblindlichkeiten frei glaubte, welche ihn bis dahin veranlaßt hatten unter einer äußerlich auferlegten Schmelzelei (adulation) seine eigentliche Meinung über den Verfasser des René zu verbergen“. Das war den Franzosen zum Theil denn doch zu hart, daß Sainte-Beuve sich mit einer solchen Phrasie über die Unzulänglichkeiten hinwegsetzen wollte, die er hatte, ein Idol mit eigenen Händen zu zerbrechen, das er selbst aufrichten gehoffen. Diese Wandelbarkeit war auch die Ursache einer der trübsten Stunden seines Lebens, des Charivari, das ihm die studierende Jugend 1852 im Collège de France brachte. Doch greifen wir dem Gange seines Lebens nicht vor.

Charles Augustin Sainte-Beuve wurde am 23. December 1804 in Boulogne-sur-mer geboren, zwei Monate nach dem Tode seines Vaters, eines Obercontroleurs der indirecten Steuern. Er erhielt von seiner Mutter, die aus einer englischen Familie stammte,

ine vorzügliche Erziehung, wurde aber sehr bald nach Paris schick, um seine vorbereitenden Studien im Collège Charlemagne zu vollenden. Er widmete sich nach Abschluß derselben der Medicin, da er für diese Wissenschaft, namentlich für ihren anatomischen Theil, ein großes Interesse empfand. Doch ließ dieser sehr sehr bald nach, nachdem er das vorläufige Ziel seiner Bestrebungen erreicht hatte und eine der sehr begehrten Externatordellen mit Wohnung im Hospital St. Louis erhalten hatte. Als mal ein alter Lehrer von ihm, Dubois, die Direction des „Globe“ übernahm, ließ er sich durchaus nicht lange bitten, als Mitarbeiter für den literarischen Theil des Blattes einzutreten, und hing bald darauf (1827) seine medicinische Berufstätigkeit ins in den Nagel.

Am 3. 1826 erschien der dritte Band der „Odes et Ballades“ von Victor Hugo, und Ste. Beuve wurde beauftragt, denselben in der „Globe“ zu besprechen. Die romantische Schule befand sich damals noch in ihrer Bildungsperiode und war durchaus nicht frei von politischen Abhängen und solchen Tendenzen, zu denen der „Globe“ stets eine abweichende Stellung eingenommen war. Ste. Beuve beurtheilte das Werk Hugo's in diesem Sinne; er leuchtete durch seine Kritiken die Verwunderung deutlich aus hindurch, so daß Hugo, davon nicht unangenehm berührt und dem jungen Kritiker einen Besuch machte, um ihm zu danken. Dieses Zusammentreffen hatte den günstigsten Erfolg, beide Theile wurden auf's Vortheilhafteste von einander kennen. Er fand sich, daß der junge Kritiker auch Verstand hatte, Victor Hugo bestand darauf sie zu sehen, bewunderte sie und Ste. Beuve ward Romantiker und Mitglied des kleinen, jenes literarischen Kreises der Romantiker, dem außer Victor Hugo noch de Vigny, Alfred Musset, die beiden Deschamps und Andere angehörten.

In dieser Zeit fällt eins der bedeutendsten Werke Ste. Beuve's, „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au XVI. siècle“. Daraus, sein Landsmann, hatte ihm ein Stoff vorgeschlagen, der gleichzeitig Gegenstand einer von der Akademie gestellten Preisfrage wurde. Der Stoff nahm der den Händen Ste. Beuve's eine unverhoffte Ausdehnung an und übertrifft sehr bald den Cadre der Akademie, wie er zu jener festgesetzten Zeit nicht abgeschlossen wurde. Die literarischen Kämpfe jener Zeit bewirkten, daß Ste. Beuve seinen Aufenthalt in ganz anderem Lichte darstellte, als das Programm der Akademie es mit sich brachte. Ste. Beuve verzichtete auf Preis und arbeitete das Werk in seinem Sinne aus. So stand die beste Arbeit, die Frankreich über die Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts befiel, vielleicht das beste Werk zur Literatur-Geschichtsforschung überhaupt.

Das nächste Werk Ste. Beuve's war ein Band Gedichte, er, nach einer Mode jener Zeit (der auch Merimee in seinem Vater der Clara Bazin huldigte) einem kürzlich an der Lungenwindsticht gestorbenen Studenten zufricht (Poésies de Joseph Lormo, 1829). Wir stehen hier mitten im Romanticismus, Ste. Beuve geht über die Kühnheiten Victor Hugo's, die er gestrichelt und getadelt heute schon hinan. Die Consolations (1830) stehen auf neuen Standpunkte, der Romanticismus ist nur etwas seiner d'zarter, mit einer Dosis von Nihilismus vermischt. Die literarischen Versuche Ste. Beuve's, wie enthusiastisch sie auch an den Romantikern, seinen Gesinnungsangehörigen, aufgenommen und, mit heute fast vergessen; hier ist es nicht, wo Ste. Beuve's erarische Bedeutung liegt.

Nach der Juli-Revolution übernahm Pierre Verour, der aus Simonist, die Redaction des „Globe“. Ste. Beuve wurde

einer seiner wärmsten Anhänger und, unter der neuen Redaction, wieder eifriger Mitarbeiter des „Globe“. Gleichzeitig trat er in die Zahl der Mitarbeiter der Revue des deux mondes ein, wo er seine in der Revue de Paris begonnenen literarischen Porträts fortsetzte. Er wurde in dieser Specialität bald der erste und geschickteste Feuilletonist von Paris, namentlich nachdem ihn das tägliche Bedürfnis der Zeitungen gewonnen hatte, bei schneller Production auch einen eigenthümlich geschraubten und verknüpferten Stil aufzugeben, der manche seiner früheren Arbeiten, nicht gerade zu ihrem Vortheile, charakterisirt. Die Vollkommenheit, zu der er es in seinem literarischen Genre gebracht, verschaffte ihm im J. 1845 den Hauteuil Galmir Delavigne's in der Akademie.

Ogleich er die Orleans nicht liebte, war doch die achtundvierziger Katastrophe für ihn ein harter Schlag; er trat auf die Seite der Reaction, flüchtete zuerst nach der Schweiz, später nach Vützig und kam erst 1850 zurück, um mit einem Jahresgehalt von 20,000 Franken beim Constitutionnel einzutreten. Der Staatsstreich fand seine Billigung; er war einer der eifrigsten Freunde der neuen Napoleonischen Dynastie und ein regelmäßiger Besucher der Salons der Prinzessin Mathilde. Nach dem Staatsstreich trat er mit einem enormen Gehalt beim Moniteur officiel ein und wurde gleichzeitig zum Professor der lateinischen Poesie am Collège de France ernannt. Seine allbekannte politische Richtung, die ihm zu dieser Stelle verbehalten hatte, verschaffte ihm unter der stürmischen Jugend des Quartier latin nicht die beste Aufnahme; er wurde gleich bei seiner ersten Vorlesung mit ungeheurer Einkimmigkeit ausgepfiffen und mußte den Saal verlassen. Noch am Ende seines Lebens ist ihm seine Napoleonische Metamorphose am Wenigsten vergeben worden.

Eine Stellung als Professor an der École normale, deren Eleven als Interne sich solche politische Demonstrationen nicht zu erlauben pflegen, entschädigte ihn und 1866 erreichte er eins der großen Ziele seines Lebens; er wurde Senator. Er hatte seine Hingebung an die Napoleonische Dynastie so oft betont und bewiesen, als daß ihm der Kaiser diese Genugthuung hätte verweigern können. Kaum Senator geworden, wurde er Mitglied der Opposition in dieser Körperschaft, nicht ohne einiges Erstaunen derjenigen, welche ihm zu der neuen Würde verbehalten. Die frühere Geschichte des neuen Senators hätte sie auf eine solche Umkehr vorbereiten sollen.

Ueber die politischen Meinungen und Handlungen Sainte-Beuve's ist hier nicht der Ort, eingehender zu reden; man kann nur bedauern, daß ein solches Talent nicht in höherem Maße ein Charakter war. Sein eigentliches Feld und das bleibende in seiner Thätigkeit war ja doch die literarische Kritik. Man kann sagen, daß er diesem Theile der Literatur seinen Stempel aufgedrückt hat. Ste. Beuve's „Port Royal“, die „Portraits littéraires“ und vor allen die Luidis, wo sein eigenthümliches Talent sich am freiesten entfaltete, nehmen in der Meinung und in der Handbibliothek französischer Kritiker dieselbe Stelle ein, die Lessing's kritische Schriften bei ihren deutschen Collegen noch immer behaupten.)

Diese lange Reihe von Bänden, dieses große Kaleidoscop von Monographien, in denen es Ste. Beuve verstanden hat, sich zu vervielfältigen, ohne sich zu wiederholen, bildet, nach der Ansicht der großen Mehrzahl der Franzosen, das Höchste, was in

*) Ich will dabei nicht im Entzweifeln Ste. Beuve mit Lessing vergleichen; der Erstere würde dabei zu sehr verlieren.

der literarischen Kritik überhaupt geleistet worden ist oder geleistet werden kann. Selbstverständlich bezieht sich diese Ansicht nur auf die Form; keiner denkt daran, daß das sachliche Urtheil Ste. Beuve's in den vielen literarischen Fechtkriegen anzunehmen, in denen er vielleicht oft zu große Leidenschaft und zu wenig Gerechtigkeit bewiesen. Die Leidenschaft Ste. Beuve's war eigener Art; sie äußerte sich durch Adelstiche, die aber hinreichten, einen Menschen oder wenigstens einen Schriftsteller todt zu machen. Bei Allen ist ihm dies freilich nicht gelungen; Balzac namentlich hat diesen Adelstichen widerstanden.

Der Tod Ste. Beuve's läßt eine große Lücke zurück, die auszufüllen nicht leicht. Den Kritiker zu ersetzen, der zugleich ein fleißiger Gelehrter zu sein verstand, der mit dichterischem Empfinden in das Werk eines Andern einzudringen verstand, ist keiner unter der jüngeren Generation berufen. R. W.

R u s s l a n d .

Alexander v. Humboldt in Rußland.*)

Während sich die Welt vereinigte, um in der hundertjährigen Feier des deutschen Namens Humboldt ein allgemeines Dankfest zu begehen, wird bekanntlich gegen den Geist Humboldt's noch in unglücklicher Weise allerorten getrübt. Auch der halbeilendste Gränzstaat des europäischen Ostens weiß kein den Humboldt'schen Ideen von Humanität und Toleranz schnurstracks entgegenlaufendes Verbot zu den nicht großrussischen Nationalitäten und zu den nicht „rechtgläubigen“ Confectionen seines Gebiets mit officiellen und halb-officiellen Entzünungen gegen Humboldt's Ruhm zu vereinigen.

Zu diesen vor Humboldt's Genius von den Russen gemachten oder erlaubten Complimenten gehört die soeben erfolgte Herausgabe des Briefwechsels zwischen unserm großen Forscher und dem Schöpfer der russischen Gränzsperr, zwischen Humboldt und jenem russischen Finanzminister, Cancrin, der durch seine Thaten den — auch in dieser Correspondenz — auf enge Verknüpfung aller Völker gerichteten Gedanken Humboldt's in's Gesicht schlug.

Das heutige Finanzministerium in Petersburg, von dem ein Beamter bei der vorliegenden Publication als Herausgeber theilhaft ist, hat seine Akten zur Abschrift der betreffenden Briefe und zur Anfertigung von erläuternden Auszügen gegenwärtig „in liberalster Weise“ geöffnet, abgesehen vieles in diesem Briefwechsel Enthaltene und aus ihm Hervorgehende gegen die Grundsätze und gegen die Maßregeln der russischen Staatsverwaltung spricht.

Allerdings war Alexander v. Humboldt, wie wir Alle wissen, der Form nach ein sehr höflicher Mann, der niemals „Rein“, sondern immer nur „Parben“ gesagt hat, und er verleugnet sich als solcher auch in diesem Briefwechsel nicht. Keinswegs aber verhindert ihn seine Politesse, sich energisch gegen Pläne des russischen Finanzministeriums zu erklären, deren spätere, zum Theil noch gleichzeitig mit dem Briefwechsel erfolgende Verwirklichung Humboldt's Einspruch nur völlig gerechtfertigt hat. So müssen wir in der That Humboldt's staatswirtschaftliche Voraussetzungen

bewundern, wenn er, von Cancrin wegen der 1827 schon abgelehnten Einführung von Platinnamungen um Rath gefragt, sich diesem Entwurf widersetzt, nicht nur aus vielen praktischen Gründen, die sich bald darauf als durchschlagend erweisen haben, sondern hauptsächlich auch von der Anschauung ausgehend, daß ein Versuch, die Staaten volkswirtschaftlich von einander zu isoliren, sich selbst in einem so unermesslichen Reich wie Rußland nicht ungestraft vollziehen lasse. „Der Verkehr der Völker ist gegenwärtig in beiden Welttheilen so lebhaft, daß es im strengsten Sinne des Worts nicht mehr eine Provinzialmonarchie geben kann.“ Dieser nur mit Rücksicht auf die Platina-Dulaten geschriebene Passus schließt eine Verurtheilung des ganzen auf die Herrschaft Rußlands gerichteten Cancrin'schen Systems in sich. Aber es ist dem Grafen Cancrin, wie aus diesem Briefwechsel deutlich hervorgeht, gar nicht darum zu thun gewesen, den Humboldt die Wahrheit über Grundzüge der Finanzverwaltung zu hören, sondern man bezweckte mit der Befragung und mit der späteren „Reisenaussage“ des großen Gelehrten nur die Aufstellung seiner Kenntnisse für Rußlands materiellen Theil. Eine Art Reiseroute wurde Humboldt vorgeschrieben, gleich einem *commis voyageur*, und der mehrfach ausgesprochene Wunsch des schon damals so hochberittenen Forschers, den Karat zu sehen, wurde ihm aus dem Grunde nicht gewährt, weil seine Reise zwar interessant, aber weniger nützlich sein würde.“ Davon Humboldt selbst in seiner überdüssigen und mehr als belästigenden Reise so gerühmte Munition; des russischen Staatsnemens befränkte sich auf Anweisung einer Summe von 20,000 Rubeln für die persönlichen Ausgaben Humboldt's auf seiner Begleiter. Und von diesem Betrage hat Humboldt auf einer sechsmonatlichen Reise, 8. Mai bis 1. November, nur die Hälfte an die Regierung wieder zurückerstattet, obwohl er auch Schatzkammern zu ernähren hatte, die ihm aus einem Gabenumarmen in's andere, durch Neugierde veranlaßt, das Geleite gaben. „Gegen die Mühen sind wir durch erkundende Massen geschützt“, schreibt Humboldt aus Tobolsk an Cancrin unter dem 11/23. Juli 1829.

Im Allgemeinen ruht der Werth der vorliegenden Correspondenz nur in einer Aufhellung von persönlichen Verhältnissen Humboldt's. Größere naturwissenschaftliche Auseinandersetzungen verboten sich für Humboldt durch die Perlen seines Aetherfahrs aber auch staatswissenschaftliches finden wir wenig in dem Buch eingestreut, da Humboldt freiere Wahrnehmungen über den Gang einer so complicirten Maschine, als die Verhältnisse mit einmal erworbenen Rechten der höheren Stände und die Privilegien der untern darbieten, zurückhält, weil sie „aufreizend“ sein würden, „ohne auf irgend eine Weise zu nützen“. Nur den Bergmann und Hüttenarbeiter bietet der Briefwechsel allerdings interessant Materialien, da Humboldt ja von den Russen wesentlich als eine Art Inspector und Revisor für die bergmännische Ausnutzung des Landes betrachtet wurde. In jedem Fall finden wir Verehrer, welche der große Alexander unseres Jahrhunderts so zahlreich in allen Welttheilen bezeugt, eine Verwunderung des Humboldt'schen Charakterbildes in diesen Beiträgen. — Interessant ist, daß, während der ganze Briefwechsel deutlich geschrieben ist, Humboldt den auf Heimtückung der übrig belassenen Geldsumme bezüglichen Brief in französischer Sprache abgefaßt hat.

*) Im Ural und Altai. Briefwechsel zwischen Alexander v. Humboldt und Graf Georg v. Cancrin, aus dem Jahre 1827—32. Leipzig, Brockhaus, 1869.

P o l e n.

Eine poetische Geographie der Republik Polen.*)

Wer die Schwierigkeiten einer Uebersetzung aus dem Polnischen in's Deutsche kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß so wenige der berühmten polnischen Dichter Uebersetzungen versucht haben; noch minder darüber, daß diese Uebersetzungen wenig gelesen werden; denn sind dieselben tren, so sind sie wegen ihrer gänzlich fremden Sinnes- und Denkweise zur Schätzung und Ausbreitung für die Deutschen ungenüßbar; sind sie zu, so haben sie häufig die poetische Kraft verloren. Um so mehr muß es Freude machen, wenn einmal ein wirklich poetisches Gemüth sich an das namenlos schwere Werk der Uebersetzung in dem Polnischen begiebt; was von den einzelnen Schöpfungen des polnischen Originals als fremdartig aufgegeben werden muß, wird in diesem Falle durch eine über das Ganze angelegte dichterische Harmonie ersetzt. Nun ist freilich Polen von denjenigen Dichtern der Polen, welche am ehesten zur Uebersetzung in's Deutsche fähig sind. In seiner völligen Isolation hat er nur wenige Geistesverwandte unter den polnischen Dichtern. Seine vielen, meist Stoffe aus der polnischen Vergangenheit episch behandelnden, größeren und kleineren Werke zeigen ihn beinahe als germanischen Dichter; nur viele andere Jünger des Parnass läßt das Uebersprechen nationalen Irtischen Dranges nicht zu wahrem historischen Gloriet gelangen, wenn sie ähnliche Stoffe behandeln. In dem „Lied von unserm Lande“, welches jetzt in gelungener Uebersetzung vor uns liegt, geht Vincenc Pol mit seinen Versen über die Grenzen durch, welche den Bestand der ehemaligen Republik bildeten und charakteristischer dieelden auf das Schicksal mit einem geringen Aufwande von Mitteln. Wir würden Uebersetzer sowohl als dem Dichter Eintrag thun, wollten einzelne Stellen der vortheilhaften Kurkmann'schen Uebersetzung, losgelöst aus dem Zusammenhang, dem deutschen Publikum vorsetzen; das „Lied von unserm Lande“ ist vielmehr eine einzelne Rhapsodie, die in ihrem Zusammenhange genossen werden muß, den Gesetzen episch-lyrischer Dichtung gemäß. Wir werden die Kurkmann'sche Ausgabe angeschlossen allen Lesern, welche die nationale Aufbaumann'sche der Polen kennen wollen. Nach derselben wird ja auch heute noch der ehemalige Bestand der Republik Polen als geographische Einheit aufgefaßt und Vincenc Pol versteht es, dieser Geographie für die Grenzen von 1772 einen edel poetischen Ausdruck zu geben, ohne dabei irgend eine der benachbarten Nationen zu verletzen. Ohne auf der andern Seite unwar zu werden, ist er es doch, selbst die östlichen, ärmlichen Gegenden des alten Polen mit poetischem Dufte zu verklären, sogar das verschickene

Kloster, eines, träumerischen
Sand's, 6 Band, mit Weiss bewachen,
Dunkle Wälder, large Felder etc.

Indem der Verfasser den Pittbauen und Samogiten anbeißt, ist dann zu Weichstreußen und Rothstreußen über; knüpft eine sehr prächtige Schilderung Pololiens, Wolhyniens und der Gegend an und findet den Mittelpunkt seiner Reise in einer

Kraft- und gluthathmenden Skizze der Tatra, der auch von dem deutschen Altmeister der Geographie, dem verewigten Karl Ritter, ob ihrer Schönheit gepriesenen polnischen Centralcarpathen. Der Rest des Werkes ist dem Lebenswarme, höchst lieblichen, mitunter auch humoristischen Abriß von den Gebräuden Kleinpolens und Großpolens gewidmet. Freilich ist ohne einen gewissen Optimismus eine poetische Betrachtung dieser Verhältnisse nicht denkbar.

B o s n i e n.

Eine Entdeckungstour in der Türkei.)

Wenn heute von neuen Länderentdeckungen die Rede ist, so denkt man zunächst an das Innere Afrikas oder an eine neue entdeckte Insel in der Südsee, oder an eine Reise in die Regionen der unwirklichen, räucherarten Nord- und Südpole der Erde; Niemand aber läßt es sich einfallen, daß man gar nicht den europäischen Continent zu verlassen braucht, um auch hier neue Länder zu finden, die, obwohl von beträchtlicher Ausdehnung und keineswegs von den Hauptstücken der Civilisation entfernt, doch den meisten Gebildeten noch so gut wie unbekannt sind, und daß also Derjenige, welcher nach ihnen hin eine Reise unternimmt, zumal wenn dieselbe einzig und allein den Zweck einer wissenschaftlichen Erforschung und Beschreibung verfolgt, in der That ein Entdecker genannt werden muß und den Ruhm beanspruchen darf, mit manchem anderen berühmten Entdeckungsreisenden rangig zu werden.

Eine solche Reise hat im Frühjahr des vorigen Jahres Herr Franz Maurer von hier aus unternommen, und wenn wir als das Ziel derselben Bosnien bezeichnen, so wird man uns bestimmen, daß dies ein Land ist, welches noch heute der Mehrzahl von und fast vollkommen unbekannt ist, und daß also eine Reise dorthin zum Zweck der Erforschung und Beschreibung des Landes wohl eine Entdeckungstour genannt werden kann. Auch sonst hat dieselbe in vielfacher Beziehung ganz den Charakter jener Reisen; sie ist nicht ohne Gefahr, und wer sich entschließt, noch einmal ohne Dienerschaft, und nur auf sich selbst und seine beschränkten Mittel angewiesen, in dieser Probing zu durchleben und sie von einem Ende bis zum andern zu durchziehen, der muß, ähnlich wie die in ferne Welttheile Reisenden, auf viele und zwar auf die allereinfachsten Bequemlichkeiten des Lebens verzichten und eine Menge von Drangsalen und Mühseligkeiten auf sich nehmen, von denen unsere Schweizer- und Alpentouristen natürlich keine Vorstellung haben.

Das Alles hat Herr Franz Maurer gethan, und schon sein Voratz, ein so unwirkliches und für den Fremden nicht ganz gefahrloses Land im Dienste der Wissenschaft zu bereisen, verdient alle Anerkennung. Es gehört aber zu der Ausführung einer solchen Reise wirklich ein hoher Grad von Charakterfestigkeit, von Muth, von Ruhe und Entschlossenheit, abgesehen von manchen anderen Eigenschaften, als da sind: eine robuste Gesundheit, eine seltene Anspruchlosigkeit, eine Vorbereitung und Bekanntheit mit tausenderlei Kleinigkeiten und mit Dingen, auf welche wir bequemen, mitten in civilisirten Großstädten

*) Vincenc Pol's „Lied von unserm Lande“. Aus dem Polnischen Uebersetzt von Eduard Kurkmann. Posen, 1869.

*) Eine Reise durch Bosnien, die Savoländer und Ungarn. Von Franz Maurer. Berlin, Carl Hermann's Verlag (Julius Zimm), 1870. (gr. 8., 431 S.)

lebenden Menschen gar nicht einmal achten, kurz: man muß ein ganzer Mann und außerdem noch mit mannigfachen Kenntnissen und einer scharfen Beobachtungsgabe ausgerüstet sein, wenn man sich nach Bosnien hineinwagen und nicht bloß seiner Touristen-Reisgeräthe, sondern auch der Wissenschaft einen Dienst erweisen will.

Als Beides hat sich Herr Franz Maurer erwiesen; er hat seine Reise in einem ausführlichen Werke beschrieben, welches unter dem Titel: „Eine Reise durch Bosnien, die Savoländer und Ungarn“, vor Kurzem bei Carl Heymann hier erschienen ist. Die Lecture des interessanten Buches wird Leben überzeugen, daß wir von den Eigenschaften des Verfassers nicht zu viel gesagt haben.

Demselben kommt es — und wir führen dies ausdrücklich an, um die Art und Weise seiner Reisebeschreibung gleich von vorne herein näher zu bezeichnen — in seinem Bude darauf an, seine Reise so zu schildern, wie er dieselbe gemacht hat; er verschmäht es, auszumalen, um pikant zu werden, Nichterlebtes zu erleben, Vertrauen zu brechen u., bloß um seinen Stoff interessanter zu machen; dafür giebt er aber die Bürgschaft, daß der Leser das, was er erzählt, unbedingt glauben und in begiegender Gesellschaft auch nachzählen darf. Und diesen Eindruck der Treue und Wahrhaftigkeit macht das Buch von einem Ende bis zum andern; wir fühlen es aus jeder Zeile heraus, daß wir hier es mit wirklich Selbsterlebtem zu thun haben, und daß der Verf. zunächst und vor Allem wahr sein und eigen Gesehenes und Erlebtes berichten will, ohne viel Kunst und Aus schmückung. Zugleich ist es sein Hauptzweck, neben der wissenschaftlichen Ausbeute in seinem Bude auch ein wirkliches Reisehandbuch zu geben, welches in den Stand setzen soll, mit demselben in der Hand die Reise ihm nachzumachen und in demselben über Preise der Lebensmittel, Art des billigen und einspachigen Reisens, Stationen, Berge, und was einem Touristen sonst noch zu wissen Noth thut, ausführlich belehrt zu werden.

Wir wissen nicht, ob Herr Franz Maurer schon ähnliche größere Reisen gemacht und beschrieben hat, möchten dies aber aus mehr als Einem Grunde vermuthen. Namentlich ist es der schon erwähnte sichere und scharfe Blick, mit welchem er zu beobachten und auch das anscheinend Unbedeutende und Kleine in seinen Gesichtskreis zu ziehen weiß, der auf eine schon gezeigte Erfahrung und auf eine durch Übung erlangte Gewohnheit schließen läßt und welche wir für einen wissenschaftlichen Reisenden für unentbehrlich halten. Von dieser Beobachtungsgabe liefert fast jede Seite des Buches einen Beweis. Dabin rechnen wir z. B. gleich die im Anfang gemachten Bemerkungen über Dresden und seinen Charakter im Verhältnis zu Berlin, und wir können es uns hier nicht verlagern, die betreffende Stelle hervorzuhoben, weil wir glauben, an ihr gleich am Besten die Wahrheit unserer Behauptung beweisen zu können, da hier noch eine terra cognita vor uns liegt und ein Jeder aus seinen eigenen Beobachtungen sich ein Urtheil über die Bemerkungen unseres Reisenden zu bilden vermag.

„Dresden“ — so lauten seine Reflexionen — „macht den Eindruck einer Residenz im ausschließlichen Sinne des Wortes, doch ist es schwer, diese Stadt mit einer anderen von derselben Bestimmung zu vergleichen. Sie ist ein Unicum, gewissermaßen ein verfeinerter Hofrath oder Kammerherr. Wollte man sie Klein-Berlin nennen, dann würde man unserer Stadt ein schweres Unrecht zufügen, denn diese ist eine wirkliche Hauptstadt, der Brennpunkt des Lebens der thätigsten nation prussienne,

und hat sehr wenig von einer Residenz an sich; im Gegentheil, in ihr scheint das (absolut gemessen) nicht Geringe, was ihr von einer solchen anhaftet, nur als werthvolle Decoration anzugehen, die durch Anderes ebenso gut ersetzt werden, aber auch ganz fehlen könnte, ohne ihr den Charakter einer Hauptstadt zu rauben. Wollte man hingegen Dresden als Groß-Posdam bezeichnen, dann würde man wieder die lässliche Königsstadt beileiden, denn Potsdam ist nur in seinen Schlössern und Parks eine Residenz, an sich selbst betrachtet indeß nicht weiter, als eine dürftige Kasernenstadt, deren Pledicanten-Physiognomie durch den Corporal einen Anstrich von würdiger Stetigkeit erhält; schade, daß mit ihrem Namen so großartige historische Erinnerungen verknüpft werden, die Berlin vielleicht besser gekannt hätten, obwohl es mit ihnen wahrscheinlich einen mehr partikulär-dynastischen, als national-hauptstädtischen Charakter erhalten haben würde, der nur Paris nichts schadet. Dresden ist reich an der Thurmrispe bis zum Kellerfester, von ihr äußersten Vorstadt bis zum Mittelpunkt; es ist vornehm in einer angeborenen Weise, die nicht beleidigt, nicht lächerlich erscheint, sondern anjelt und über gewisse Attribute der Bescheidenheit hinweggehen läßt. Mit dem hässlichen Zersplitter, übertrieben großartiger Renaissance und karikirtirter Antike vermischt und die solide Pracht der bürgerlichen Bauten, denen man ansieht, daß sie nicht prunken, aber doch schön aussehn sollen, und daß ihre Eigener nicht beobachtigen, dem Hofe oder bürgerlichen Magnaten einer glänzend überflandenen Zeit Genugthuung zu machen, sondern sich mit der Rolle des wohlthätigen Unterthanen bescheiden, sehr im Gegensatz zu den Staatsbürgern Preussens, die sich mehr fühlen, selbst wenn die Mittel zur Stud und Zinf anwachsen.“

Von Dresden ging die Reise über Prag nach Wien, wo welche beiden Städte ebenfalls manches Zutreffende und Einzelne bemerkt wird, es es dürfte namentlich für uns Bosnier Manches, was dort über den Vergleich unserer Stadt mit ihr Rivalin an der Donau und über den Charakter der beiderseitigen Bewohner gesagt wird, volle Beherzigung verdienen. Von Wien geht es über den Semmering nach Maribor und Steinbrunn, von da nach Kroatien und in die westliche Militärgrenze über Agram bis Tassenowatz, hart an der Gränze Bosniens. Dann betreten wir diese türkische Provinz selbst, in welcher wir dem Führer bis zu seiner südlichen Station, der Hauptstadt Sarajewo, folgen, von wo aus dann die Rückreise über Dolnja-Zustla, Persiska, durch die östliche Militärgrenze Slavoniens und Ungarn erfolgt.

Es ist schwer, aus der Menge des interessanten Stoffes, der sich zu einem Theil aus einer bis in's Einzelne gehenden Beschreibung des Landes nach seiner orographischen Beschaffenheit, seinen tellurischen Verhältnissen und seinen landschaftlichen Reizen und Vorzügen, zum Andern aber aus einem Bericht über die wechselvollen Ergebnisse des Reisenden, seinen Verkehr mit den türkischen Behörden und den Bewohnern des Landes sowie seinen mannigfachen Reizen und größeren Reizen und Strapazen, Zufällen und Geschehnissen zusammensetzt, eine Auswahl zu treffen, da Alles im engsten Zusammenhange mit einander steht. Wir durchreisen ein reiches, gescheitertes, d. h. von der Natur reich ausgeschaltetes Land, das aber überall noch in den ersten Anfängen der Kultur steht und dessen Vervollkommen noch in der Kindheit ihrer Entwicklung begriffen sind. Alle ihre Einrichtungen, ihre Wohnungen, ihre Geräthschaften, ihre Kleidung, ihre Mablzeiten, ihre Vergnügungen, ihre geselligen Zusammenkünfte, ihre Reisen, ihre kaufmännischen Geschäfte,

ihre öffentlichen Wege, ihre Tempel, Kirchen und Moscheen: Alles trägt noch so sehr den Stempel des Primitiven, des Unvollkommenen und des Reizlosen, daß wir glauben, tief in Asien oder Afrika hinein verschlagen zu sein, und kaum es für möglich halten, mitten in Europa, oder doch nicht fern von seiner Mitte noch solche Zustände und solche Vorkommenheit anzutreffen. Darin ist namentlich der träge und indolente Charakter der Herren des Landes, der Türken, Schuldi; denn die Christen und Juden leben unter solchem Druck und in solcher — theilweise nicht unterschuldeten — Verachtung, daß von ihnen ein Aufschwung des Landes nicht erwartet werden kann, so lange die Zustände bleiben, wie sie sind. Erst mit dem Aufhören der türkischen Herrschaft und wenn dann durch Einwanderung einer christlichen, intelligenten und arbeitsamen Bevölkerung allmählich Industrie, Bildung und Gerechtigkeit in dies schöne, bisher so schönlich vernachlässigte Land gebracht ist, dann wird es schnell einer blühenden Kultur entgegengeführt werden und bald seine Stellung neben den übrigen Kulturstaaten Europas einnehmen. Diese Bemerkungen drängen sich unwillkürlich bei der Lectüre des interessanten Buches auf, durch welches wir ein Land in Europa kennen gelernt haben, von welchem wir bisher kaum etwas mehr wie den Namen wußten. Es von Neuem entdekt zu haben, ist ein Verdienst des Herrn Franz Maurer, und wir werden wünschen, daß im Interesse dieses bisher so gänzlich vernachlässigten Landes und seiner Nachbarn sich recht viele Kenntnisse durch das Beispiel unseres Reisenden mögen bewegen lassen, seinen Fußstapfen zu folgen, um so immer mehr die Aufmerksamkeit des übrigen Europas und namentlich Deutschlands auf Gegenden in Europa zu lenken, die — wenn sie gehörig angebaut und benutzt werden — noch vielen Tausenden Wohn- und reichlichen Unterhalt gewähren und so Viele von der mühsamen Auswanderungssucht nach fernen Welttheilen abhalten können.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft vom 10. April d. J. Professor Riepert zwei nicht zum Druck bestimmte Blätter Karten vorgelegt hat, welche die in unserem Reisebuche in Bosnien zurückgelegten Routen darstellten, und welche nach den an Ort und Stelle von Franz Maurer angefertigten Skizzen, sowie unter Benutzung seiner mündlich erläuterten Tagebuch-Notizen von Prof. Riepert im Maßstabe von 1:200,000 gezeichnet worden sind. Prof. Riepert knüpfte folgende Mittheilungen an die Vorträge der Blätter: Die im J. 1865 vom österreichischen General-Com. nach den vom Major Roskijewitsch 1863 zurückgelegten Routen und gesammelten Skizzen, herausgegebene große Karte Bosniens sei bei ihrem Erscheinen als das Vollkommenste betrachtet worden, was auf diesem kartographisch sehr vernachlässigten Gebiete bisher geleistet worden; es sei ihm indessen sehr bald gefallen, daß dieselbe Vieles entbehre, was unmöglich mit der Aufmerksamkeit übereinstimmen konnte, und habe er auch seinen Nachbarn bestätigende Nachrichten aus Wien und anderen Orten erhalten, so daß er zu dem Urtheile gelangte, die betreffende Karte habe vor ähnlichen älteren und ganz alten, die bei ihrer Fertigung hauptsächlich benutzt worden, sehr wenig voraus. Er habe im Sommer des vergangenen Jahres Maurer ihn in Belgrad hinsichtlich Bosniens, Serbiens und Bulgariens besucht und sich zur Ausführung von Aufträgen erbot, habe er die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, um sich u. A. über die Reise Belgrade nach Kreutze einige Controle zu verschaffen, und den genannten darauf aufmerksam gemacht, daß sich durch fleißige Benutzung so einfacher Mittel, wie Uhr und Compas, neben

gewissenhaften Tagebuch-Notizen und, wenn auch ganz rohen, aber an Ort und Stelle angefertigten Skizzen Vieles erreichen lasse. Maurer habe seinen Rath eifrig befolgt, ein reichhaltiges Material zurückgebracht und ihm zur Benutzung übergeben, so daß sich mit Recht sagen lasse, seine Reise habe nicht bloß auf dem ethnographischen Gebiete der Saveländer, worüber er der geographischen Gesellschaft schon Mittheilung gemacht, sondern ganz besonders auch auf dem kartographischen schätzenswerthe Ergebnisse zu Tage gefördert, welche indessen leider mit Roskijewitsch's Karte zum Theil gar nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind, besonders auf den vor Maurer noch nicht bereisten Strecken zwischen Sarajewo über Slowo und Kladanj nach Doluja-Tuzla und der kurzen von Dubiza nach Pribror, sowie der längeren, erst einmal vor langer Zeit bereisten Strecke zwischen Banjaluka über Stender-Baluf nach Travnik. Aber selbst solche Strecken, die Roskijewitsch selber berührt habe, seien auf seiner großen Karte auffallend fehlerhaft dargestellt worden. Sei dieser Umstand im Interesse der Wissenschaft sehr zu beklagen, so sei es andererseits um so wünschenswerther, daß sich recht häufig Reisende herbeilassen möchten, schon vorhandene Karten zu kontrolliren, da sich, wie schon gesagt, mit geringen Mitteln Vieles erreichen lasse, wenn man dieselben gewissenhaft und eifrig benutze. Der Vortragende wies auch als nachahmenswerth darauf hin, daß Maurer eine Anzahl Gehirgsprofile, sowie hervorragende Gruppen abgezeichnet und von mehreren Städten Grundrisszeichnungen angefertigt habe. — Nach der oben erwähnten ausführlicheren Karte ist eine solche im verkleinerten Maßstabe gezeichnet und dem Bude beigegeben, wodurch der Inhalt sehr an Anschaulichkeit gewinnt.

Dr. Zapp.

Kleine literarische Neuze.

— Die zweite Ausgabe der *Dechen'schen geographischen Uebersichtskarte*. Die im Jahre 1839 von dem Oberberghauptmann H. v. Dechen herausgegebene geographische Karte von Mitteleuropa war damals die erste derartige Zusammenstellung des auf diesem Gebiete vorhandenen Materials; sie wurde bald nach ihrem Erscheinen in England nachgedruckt. Wie ausgedehnt aber diese Karte auch zur Zeit ihrem Zweck erfüllt hat, ist sie, die überdies im Buchhandel nicht mehr zu haben war, doch in Folge der in dem Zeitraume von dreißig Jahren in allen Kulturländern fortgesetzten geographischen Forschungen sehr unvollständig geworden und veraltet. Der Herr Herausgeber hat daher in der vorliegenden Bearbeitung seiner „Geographischen Uebersichtskarte von Deutschland, Frankreich, England und den angrenzenden Ländern.“) ein fast durchgehendes neues Werk herzustellen, das gewiß ebenso, wie jene erste Ausgabe, von der gesammelten wissenschaftlichen Welt mit Beifall aufgenommen werden wird. Die in Chronolithographie vom Berliner Lithographischen Institut gelieferte Karte in zwei umfangreichen Blättern macht auch durch ihre äußere Erscheinung einen sehr günstigen Eindruck. Bei der Herbeischaffung des sehr umfassenden Materials ist dem Herausgeber, der darüber in den begleitenden „Erläuterungen.“) die

*) Nach den größeren Arbeiten von L. v. Buch, Eile de Beaumont, Dufrenoy u. G. B. Greenough zusammengestellt von H. v. Dechen. Berlin, Simon Schropp, 1869.

**) 60 S. 8.

genaueste Auskunft ertheilt, die Deutsche Geologische Gesellschaft hilfreich und förderlich gewesen. Herr v. Dechen sagt bei dieser Gelegenheit unter Anderem: „Bei dem ansehnlichen Verhältnisse, in welchem die österreichische Monarchie zum Gesamtareal der Karte steht, war die Darstellung ihrer geognostischen Beschaffenheit von der größten Bedeutung für das Werk. Die Schwierigkeiten bei der Bearbeitung einer geognostischen Karte von Central-Europa lagen wesentlich darin, daß die Kenntniß der betreffenden Verhältnisse für diesen großen Ländercomplez während einer längeren Reihe von Jahren ziemlich auf dem gleichen Standpunkte geblieben war. Seitdem aber die „geologische Reichsanstalt“ in Wien, lange Zeit unter der Leitung von W. v. Haidinger, schließlich unter der von Fr. v. Hauser, die Untersuchung der österreichischen Monarchie begannen, hat sich dieses Verhältniß in überraschender Weise geändert. Diese Länder gehören gegenwärtig zu denen, welche in Europa in geologischer Beziehung am Besten bekannt und am besten bekannt sind.“

— **G. A. v. Kläden's Handbuch der Erdkunde.** Mit der kürzlich erschienenen neunten Fleschung des dritten Bandes ist nunmehr die zweite durchgesehene und bedeutend vermehrte Auflage dieses anerkannt besten Handbuches der Länder- und Staatenkunde aller fünf Welttheile, sowie der physischen Geographie unserer Erde, vollendet. Keine geringere Autorität, als der Verfasser des „*Reemos*“, gab die Veranlassung zu diesem Werke, in welchem sich, nach dem Ausdruck Humboldt's, „das Hauptmaterial des jetzigen geographischen Wissens reflectirt“. Im Laufe von zehn Jahren hat die „Länder- und Staatenkunde“ eine vollständige Umgestaltung erfahren, wegen die weltlichen Ereignisse und Kriege in Italien, Deutschland und Amerika, nacheinander aber auch neue wissenschaftliche Ermittlungen und geographische Entdeckungsergebnisse, den Anstoss gegeben. Der Verfasser hat mit demselben Fleiß und derselben Gründlichkeit, die er auf die Anlage seines Werkes verwandt, dasselbe unangearbeitet und erreicht. Wenn irgend Jemand, so hat der Redacteur eines Journals, das die Aufgabe hat, die geistige Production und den Charakter der Länder und Völker der Erde seinen Lesern vorzuführen, Gelegenheit, wahrzunehmen, ob ein Werk zum Nachschlagen, wie das Kläden'sche, seinen Zweck erfüllt. Und wir können dem Verfasser nur Dank sagen für die vielen Dienste, die uns dieses Werk im Laufe des letzten Jahrzehends geleistet hat. Eine Vergleichung der älteren mit der neuen Auflage ergibt leicht, wie sehr der Verfasser bestrebt war, sein Werk zu vervollständigen und von unvermeidlich gewordenen Irrthümern oder Mängeln frei zu machen. Im zweiten Bande hat die Darstellung einiger Länder Europas, wie namentlich Italiens, eine völlige Umgestaltung erfahren. Den einzelnen Ländern ist eine Literatur-Nachweis der selbstständig erschienenen Werke vorausgeschickt, die zugleich als die Quellen zu betrachten sind, aus denen der Verfasser geschöpft hat. Der dritte Band, der die außereuropäischen Erdtheile umfaßt, ist um die Hälfte (31 Bogen) stärker geworden, und die Zahl der Namen im Register dieses Bandes ist um etwa 2000 gewachsen. Wesentliche Verbesserungen sind besonders in der Geographie Afrikas und Amerikas wahrzunehmen. Wir erwarten, daß diese zweite Auflage des vortheilhaften Werkes noch rascher, als die erste, im Buchhandel vergriffen sein werde.

Z. P.

*) Drei Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

— „**Grundlegung der Aesthetik, Moral und Erziehung vom empirischen Standpunkte**“, so heisst eine Schrift“), die im System der allgemeinen Aesthetik der Seele nach ihrer Anwendung auf die Erziehungskunde umfaßt. An die Spitze stellt der Verfasser den Begriff des Schönen. Schön ist ihm dasjenige, was den Menschen der Zukunft Veranlassung einflößt. In Aufgabe der Wissenschaft des Schönen oder der Aesthetik ist zu lehren, welche Dinge schön sind und welche nicht, und wie schön Dinge zu verwirklichen und die höchsten zu vermeiden sind. Sie zerfällt also in die Wissenschaft des Schönen und in die Wissenschaft der Moral definiert der Verfasser als die Aesthetik der Gesinnung als diejenige Wissenschaft, welche sich mit dem beschäftigt, was für die Mehrzahl der künftigen Menschen als Tugend gilt. Derjenige Theil der Moral, welcher die schön Gefassten erkennen lehrt, ist die Tugendlehre, und derjenige, welcher zeigt, wie sie verwirklicht wird, ist die Erziehungskunde, die auch die Pädagogik und Therapie der Gesinnung genannt werden kann. Der Verfasser begnügt sich nicht mit der einfachen Darlegung seines Systems, sondern seine Schrift hat zugleich eine polemische Tendenz, die Ansichten Herbart's und anderer Philosophen bekämpfen. Wir fühlen uns nicht veranlaßt, uns der Sache des Verfassers oder der von ihm Angegriffenen anzunehmen. G. S.

— **Musikalisches Conversationslexikon.** Von einem gelehrten Verfassern liegen uns die ersten Lieferungen vor.“) Es wird uns Mitwirkung der literarischen Commission des Berliner Musikvereins und einer Reihe namhafter Männer — nennen wir A. David, Dorn, H. Meyer, A. Reissmann, C. F. Richter, Miel, Wandelt — herausgegeben von Hermann Mendel. — Der „Prospektus“ spricht sich über Zweck und Plan des Unternehmens aus: „Merkwürdigerweise giebt es jetzt in der Musik kein kritisches Werk, das, wie ähnliche Werke anderer Zweige des Wissens und der Kunst, ein umfassendes Nachschlagewerk für alle Vortommnisse auf diesem Spezialgebiete und ältere Werke dieser Art auf dem heutigen Standpunkte länglich rückt, und die kleineren können ihrer ganzen Anlage nach kritischen Vertiefungen, die Gegenstände nicht so erschöpfend behandeln, als es vorliegenden Verfassern seinem Umfange nach zum Vorbild gestellt hat. Es sollen in demselben Theorie und Praxis der Tonkunst in allen ihren Begriffen eine umfassende und eingehende, durch zahlreiche Notenbeispiele und, wo nötig, durch Illustrationen unterstützte Erklärung hat die Technik und Geschichte der Musik werden in allen Entwicklungsstadien bis auf ihren heutigen Standpunkt dargestellt werden, und ebenso werden die Biographien der Komponisten und eine Beschreibung der Wirksamkeit derer Musiker, Musikschaffsteller und aller der Männer bringen, sich um Förderung und Entwicklung der Musik verdient gemacht haben.“

— **Handlexikon der Tonkunst.** Ein Werk ähnlicher Art, das vertheilt angeordnet ist, das „Handlexikon der Tonkunst“ herausgegeben von Dr. Oscar Paul, das in 6 Lieferungen erscheint, von denen uns die erste (160 S.) vorliegt.“) Nicht

*) Mit Rücksicht auf Herbart, M. Zimmermann, Lobe, Ziemer, W. Dehner, Widmer und Tenzel u. a. m. Von Dr. G. A. v. Kläden. In einem neuen Buch. Philosophie und Religion zu verstehen. G. G. W. Pfeffer, 1870.

**) Berlin, Verlag von L. Heilmann.

*) Leipzig, Hermann Böhme, 1870.

Digitized by Google

tief in die Materie eingehend, wie sein *Mirral*, bringt das „Hand-lexikon“ in knapper Form, aber dafür in reicherer Zahl, die Artikel über Theorie und Praxis der musikalischen Kunst, sowie über ihre Geschichte und ihre Meister. Auf den vorliegenden 100 Seiten, die von „A“ bis „Bivrio“ reichen, sind nicht weniger als ungefähr 2500 Erklärungen gegeben.

— Neue, wohlfeile Ausgaben werthvoller Schriften.

Im Bibliographischen Institut zu Hildburghausen erschienen: *Achilles*. Deutsch von A. Dlenberg. (11 Sgr.)

Chalcepear, Der Kaufmann von Venedig. Deutsch von Karl Simrod. (5 Sgr.)

Chalcepear, Julius Cäsar. Deutsch von Heint. Viehoff. (6 Sgr.)

Horaz, *Tristram Shandy*. Deutsch von F. A. Welbde. (15 Sgr.)

Camæus, Die Kussluden. Deutsch von Citner. (13 Sgr.)

Racine, Ausgewählte Tragödien. Deutsch von Ad. Raun. (15 Sgr.)

Pushkin's Dichtungen. Deutsch von F. Löwe. (7 Sgr.)

Schiller's sämtliche Werke. Kritische Ausgabe in neun Bänden, von Heinrich Kurz. (Vierlegung 13—18 à 5 Sgr.)

Deutsche Nationalliteratur, Heft 73—80. (Enthalten: Schiller's vermischte prosaische Schriften, Uebersetzungen und dramatische Dramen, herausgegeben von Heint. Kurz. (Gesamtpreis der 8 Vierlegungen 14 Thlr.)

Bei G. J. Hartel in Halle:
Kervlae, Gedichte. Herausgegeben von Willibald Denschlag. (10 Sgr.)

Bei Carl Habel in Berlin:
Racine's Werke, vollständig übersetzt von Heint. Viehoff. (In 12 Vierlegungen à 4 Sgr.)

Bei Philipp Reclam jun. in Leipzig:
Milton's poetische Werke. Deutsch von Adolf Böttger. Dritte durchgesehene Auflage. (15 Sgr.)

Leurence Sterne, Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Deutsch von Friedrich Hofst. (2 Sgr.)

Shan's Ringel. Deutsch von H. Zachmann. (2 Sgr.)

Bei J. Kuhnmann in Bremen:
Walter Scott, Die Dame vom See. In den Verhältnissen des Originals übersetzt von F. Frenzel. (20 Sgr.)

Literarischer Sprechsaal.

Das Organ des volkswirtschaftlichen Vereins in Wien, der *Oesterreichische Oekonomist* vom 23. October, bringt mit der Ueberschrift: „Ein Nothschrei aus Liebenwörten“ die kaum laubhaft klingende Nachricht, daß die gegenwärtige magyarische Regierung im liebenwörtlichen Sachsenlande die alten Handelsstraßen, welche das Land mit der benachbarten Walachei verbinden, namentlich den sogenannten „Nothenthum-Weg“, der sehr einem sehr bedeutenden Ein- und Ausfuhrhandel von Lebensprodukten, Vieh, Handwerker- und Fabrik-Erzeugnissen als Vermittelung gedient, systematisch verkommen lasse, um die deutschen Bürger von Hermannstadt und die sächsischenauern von Liebenwörten zu ruinieren. Wir müssen in der That hier ein Mißverständnis voraussetzen, denn wir können uns nicht denken, daß in unserer Zeit, welche die Vererbung der Communicationen als die Grundbedingung jeder Vererbung des Nationalreichtums betrachtet, irgend eine Regie-

rung so kurzschäftig sein könne, aus nationaler Mißgunst gegen einen Theil der eigenen Staatsangehörigen, diesen und somit auch den ganzen Staat in den wichtigsten materiellen Interessen zu benachtheiligen. Es mag immerhin finanziell unausführbar sein, kostspielige Eisenbahnen zur Herstellung einer lebhafteren Handelsverbindung zwischen Liebenwörten und der Walachei jetzt schon zu erbauen, aber den bestehenden „Nothenthum-Weg“ die nöthige Staatenunterstützung zu entziehen, damit nicht zwei den magyarischen Herren etwas unkenne Nationalitäten, wie die sächsische und die rumänische, nugenbringend mit einander communiciren, wäre doch mehr, als halbbarbarisch!

Einige neue politische Kundgebungen der Tschechen sind als erste Schritte auf dem Wege der Selbstkenntnis und des Zeitbewusstseins zu betrachten. Aus der *Correspondance Tchèque* entnehmen wir, daß die „Národní Listy“, dieses Hauptorgan der tschechischen Partei, nicht mehr die Hegemonie des Slaventhums in Böhmen, sondern nach dem Vorgang eines Tschechen, der lange in der Schweiz gelebt, die dortige Gleichberechtigung der Nationalitäten, die Autonomie derselben in allen die Vandesprachen und den Volkunterricht betreffenden Angelegenheiten, ihre Gemeinsamkeit aber in allen nicht lediglich die Familie und die Gemeinde, sondern den ganzen Staat angehenden Dingen empfiehlt. In der Schweiz stehen sich freilich drei völlig ebentüchtige Kultur-Nationen einander gegenüber, und wenn ein Baseler in Genf, ein Vauanner in Zürich, ein Berner im italienischen Theile von Graubünden oder in Tessin lebt, wird er dort der auf sprachlichem und kulturellichem Gebiete herrschenden Autonomie immerhin seine Sympathie schenken können. Vöht sich aber dieses gegenseitige Mitgefühl der Nationalitäten auch auf das heutige Böhmen übertragen? Selbst die Herren Palaghy und Rieger werden nicht behaupten wollen, daß das tschechische Volk, das erst seit etwa dreißig Jahren eine Büchersprache überhaupt besitzt und das, wenn es mit der übrigen Welt auf den Handels- und Industrie-Gebieten der Kultur in Verbindung treten will, der deutschen Vermittelung gar nicht entbehren kann, *pari passu* mit dem deutschen Volke in Böhmen zu gehen vermag. S. V.

Was man in Süddeutschland doch Alles fabelt und reimt! Da ist in Stuttgart bei Emil Müller ein sogenanntes *Idyll*, ein „gebarntestes Idyll“ gedruckt und in schwarzrothgedruckten Umschlag gebettet erschienen*), worin es unter Anderem heißt:

„Der Rechten von der Reits Beden,
Bis wo der Rhein verfließt in Sand,
Soll Preußen seinen Scepter strecken —
Links Rußland bis ins Morgenland.

Der Kaiser nahm dann zweifelnd
Den Sitz am Vesperus dort ein;
Der Zar des Westens aber thronte
Sa aller Kaiserpalz am Rhein.

Zum Glück ward schlecht der Plan verhehen;
Der Antwort löst von Ort zu Ort
Der Ruf: „Ein freies, großes Polen!“
Als Oesterreich's Ungarns Lösungswort.

*) Von M. G. Schirner. Zürich, Verlag der Edelweiß'schen Buch-
andlung, 1869.

Es sammeln schon des Bundes Flotten
 In Nord- und Ostsee wuchtige Macht,
 Hüthbar, nicht mühsig zu vertheilen,
 Auf solchen Angriff Niemand bedacht.

Dort hat zum Jar- und 3. Herkande
 Sich Dänmark — ungern wohl — gestellt,
 Nachdem man hier in eilter Stunde
 Ganz Schleswig ihm zurückgestellt."

Der Dichter in Stuttgart muß doch ganz besonderen Scharfsinn besitzen, der ihn den „schlechterverholenen Plan“ von der innigen Bundesfreundschaft des danemosewitschen Ruffenthums und des deutschen Preuthenthums da durchschauen lassen!

Was kein Verstand der Verständigen ficht,
 Das schauet in Einsicht ein schwäbisch Gemüth.

Ueber die Gedichte von Hieronymus Vorn^{*)}, deren bereits in Nr. 42 gedacht wurde, geht noch folgende Notiz zu: „Vorn ist ein philosophischer Dichter, reich an großen und tiefen Ideen, — das ist ein unschätzbarer Vorzug, durch den er hoch über die Masse der Versproducers des Tages hervortragt; aber Vorn macht auch philosophische Gedichte, und das erscheint vom rein ästhetischen Standpunkt aus zunächst höchst bedenklich, da der Dichter im Allgemeinen die Idee nur aus dem concreten Stoff der Dichtung hervorleuchten lassen soll, ohne sie ausdrücklich als solche auszusprechen. Aber wo bleibt die abstracte Regel vor dem glücklichen Griff des Talents oder Genies! Vorn giebt gerade in seinen bedeutendsten Gedichten nicht einen Stoff, aus dem die Idee hervorleuchtet, sondern die Idee selbst, aber so anschaulich und poetisch ausgedrückt, daß jede Spur des abstracten Charakters, der ihr in der prosaischen Einleitung des Gedankens ungeböriger Weise anhaftet, zu verschwinden scheint, und man sie als das erfährt, was sie ist, als lebendige Intuition. So wird der Zweck der Poesie gleichsam auf dem umgekehrten Wege wie gewöhnlich erreicht, und schon deshalb sind diese Gedichte höchst interessant. Immerhin aber darf dieser gewagte Versuch, der auch Vorn nicht immer glückt, nicht zur Nachahmung empfohlen werden, und wollen wir hoffen, dem begabten Dichter bald auf einem größeren Schauplatz zu begegnen. Die Gedichte der erwähnten Gattung haben wir übrigens nur deshalb hervorgehoben, weil sie für die Begabung des Autors am Bezeichnendsten sind. Außerdem enthält die Sammlung auch erotische Poesieen von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe, sowie ganze Lieber und sinnige Gedichte nach orientalischen Mustern. Die Weltanschauung des Dichters erscheint wesentlich durch Schopenhauer beeinflusst, aber sie steht dessen contemplativem Quiescentismus ebenso fern, wie der sentimentalsten Individualität der Welterschmerz-Romantiker; das tief aber ernst empfundene Weh hat für ihn wesentlich nur den Erfolg, „den Mann auf neue Bahnen zu führen“ (S. 59).

Die erste der Vorlesungen über Gesundheitspflege, die Herr Dr. Lichtenstein in Berlin am 26. October im kleineren Saale der Gesellschaft der Freunde hielt, hatte sich der Theilnahme eines intelligenten Publikums zu erfreuen, das augenscheinlich die Wichtigkeit dieser Lehre erkannte, die zwar mit der Heilkunde nahe verwandt, aber gewissermaßen, indem sie sie unnöthig macht, ihr Gegenstand ist. Bis jetzt hat die Vortragung dieser Lehre in den deutschen Hochschulen, einige Aus-

nahmen abgerechnet, noch kein Plätzchen gefunden, doch wenn erst die „Gesellschaftswissenschaft“ überhaupt das Bürgerrecht auf unseren Universitäten erhalten hat, wird gewiß auch dieser wichtigste Theil derselben nicht fehlen. Der Vortragende hat in seiner Einleitung hervor, daß es kaum einen wichtigeren Gegenstand geben könne, als die Gesundheitspflege, da sie ja nichts Geringeres, als die bedächtige Erziehung jedes einzelnen Menschen im Auge habe. Hierzu habe die sociale Arbeit zunächst eine freie Masse zu schaffen. Ob der Staat als solcher die Leitung der Gesundheitspflege zu übernehmen habe, könne er bei voller Selbstverwaltung der Staatsangehörigen mit einem vollen Ja beantwortet werden; zunächst sei die Einsetzung einer obersten Gesundheitsbehörde, wie die des britischen General Board of Health, als wünschenswerth zu bezeichnen. „Veranlaßt und Erkenntniß der Natur ist der Vernunft, aus dem die körperliche und geistige Gesundheitspflege ihre Vebren zu schöpfen darf.“

Nach Vervollständigung dieser einleitenden Worte, ging der Redner zu den speciellen Gegenständen seines heutigen Vortrages zu Betrachtungen über die Erdatmosphäre und zu Sonnenlicht, als den beiden unentbehrlichsten Factoren zum Bestehen und Gedeihen des Menschen, wie der organischen Thier- und Pflanzenwelt überhaupt, über. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum in diesen, den mannigfaltigsten Erscheinungen der Weltliteratur gewidmeten Blättern, dem Vortragenden nicht weiter folgen zu können, bemerken jedoch, daß derselbe, mit den Forschungen der Naturwissenschaft unserer Zeit vertraut, treuer und klarer Dolmetscher der Ergebnisse dieser Forschungen ist. Mit wachsender Theilnahme wird ihm daher aus dem Publikum in seinen ferneren Vorträgen über die elektrische Beschaffenheit der Luft, über Lufttemperatur und Luftdruck, über die Bewegung der Luft (Wind und Sturm), sowie über die Dunstgehalt und die Niederschläge der Atmosphäre folgen.

Von zwei Seiten sind uns Reclamationen zugegangen, die wir nicht unbeachtet lassen können, da sie uns, nach unserer Prüfung, als wohlberechtigt erscheinen. Herr Aug. Peter in Erlangen, Verfasser der in Nr. 39 des „Magazin“ angezeigten Schrift: „Verteidigung deutscher Klassiker gegen neuer Angriffe“, ein uns allerdings schon seit einem Vierteljahrberühmtheit bekannter Kämpfe gegen die Verächter deutschen Geistes und deutscher, freier Forschung, reclamirt gegen unsere Recensenten, daß dieser übersehen habe, Wolfgang Menzel sei in der gedachten Schrift, wo in deren Vorrede ausdrücklich gesagt sei, „nur Ausgangspunkt und Nebensache und nur als Nebensache wichtig.“ „Hat doch auch Lessing.“ sagt der B. hinzu, „gegen Göthe zu einer Zeit geschrieben, wo Menzel längst aufgehört hatte, eine geachtete Persönlichkeit zu sein, warum sollte man sich also nicht gegen grundlose Angriffe auf Lessing's Beispiel berufen dürfen?“

Ein anderer Autor, der Verfasser von „Leibniz und Newton“ Herr Dr. Joseph Durck in Prag, reclamirt gegen die Behandlung seines Recens. in Nr. 43 des „Magazin“, daß in dem Verfasser die kritische Philosophie nicht da zu sein scheint.“ Wir haben durch die gedachte Schrift die Gelegenheit gewonnen, daß diese Behauptung unbegründet sei. Herr Durck selbst sich nicht bloß mit dem System Kant's vollständig einander, sondern neben den beiden Namen Leibniz und Newton nennt er gewöhnlich auch den des Philosophen von Königsberg, ja, auf S. 66 seiner Schrift sagt er ausdrücklich, daß die Ansicht von Newton und Leibniz erst durch Kant zum Ausdruck der neuen Anschauung der Weltursachen geworden hat. (S. 66)

^{*)} Hamburg, J. P. S. E. Richter, 1870.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gohmann) in Berlin sind folgende, auch zu Fest- geschenken geeignete Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grimm (Herman), Neue Essays über Kunst und Literatur.
Velinpapier. gr. 8. In elegantem Umschlag 2 Thlr.

Aus dem mannigfaltigen Inhalt dieses Bandes seien nur folgende Essays hier hervor- gehoben: Ralph Waldo Emerson; Berlin und Peter von Cornelius; Alexander von Dumboldt; Dante und die letzte Kämpfe in Italien; Raphael's Disputa und Schule von Athen, seine Sonnette und seine Schöpfung; Der Verfall der Kunst in Italien. Gario Corraoni; Ödipus in Italien.

Der tritt und eine vielseitige künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich haltungsvollen Interessen, selbstständig anjüngende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenwilligen, dem Leser persönlich leselernen Form aufweisen und von dem sicher erkannten und frisch durchdringenden Detail immer zu allgemeinem Betrachtungen, wenn auch dieselben nur leicht hervorzuheben Resultate fortsetzend. — Preuss. Jahrb.

Hermann Grimm: Aelter Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865/67. Mit 15 Photographieen. gr. 8. Velinpapier. 4 Thlr.
Diese beiden Bände enthalten ein sehr reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich der Raphael's, Michelangelos, Dürers, Holbeins, Leonardos Arbeiten. Anziehende Essays, mit zwei Ausnahmen aus der Feder des Herausgebers, behandeln Carstens', Raphael's, Goethe's. Die photographischen Blätter stellen zum Theil wiederum oder wenig bekannte Kunstwerke, theils nach den Originalen, theils nach seltenen Stichen dar. (217)

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen, der erste Theil der „Kleineren Schriften“ von Jacob Grimm, bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze. Herr Prof. Robert Prutz be- rührt in „Deutsches Museum“ das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

„... Auch aus diesen kleineren Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Geistes, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast lächelnde Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sehr deutlich und fassbar, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die geistigen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften“ eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten.“ (218)

Aus den 12 Nummern seien hier nur folgende aufgeführt: Selbstbiographie; Meine Auszüge; Italienische und skandinavische Reiseindrücke; Jubeljahrzeit an Savignys Doctor- jubelium; Rede auf Wilhelm Grimm; Rede über das Alter; Ueber den Ursprung der Sprache; Ueber das Pelantische in der deutschen Sprache; Rede auf Schiller.

Voigt (F.): Geschichte des brandenburg.-preussischen Staates.

Neu verarbeitete Aufl. 1867. Zwei Theile. 8. Weh. 2 Thlr. In Einem. geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

„Dass ein Handbuch wie das Voigt'sche bereits in zweiter Auflage vor uns liegt, ist ge- nüg ein Beweis für seine innere Gültigkeit sowohl, wie für das steigende Interesse an der- selben. Der Verleger hat, das Buche bisher zu Rathe zu ziehen, mag die Mühe der Verfassers auf dem Gebiete eigener Forschung und den Fleiss in der Ver- wendung der Untersuchungen ist durchgängig erproben. Die neue Auflage besitzt die Vorzüge der ersten in noch höherem Grade. Besonders der früheren Partien, die überhaupt für die Geschichtswissenschaft des Bundes gelten müssen, sind selbstständige Studien des Verfassers zu Grunde kommen. Der neu hinzugekommene 15. Abschnitt „Preussen seit 1840“ behandelt sogar noch Ereignisse des Jahres 1867, eine Erweiterung, die gewiss jeder gutheissen wird.“ (219)
Drittertheil. 1868. 2. Heft.

Runt (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858–1861. 8. geb. 3 Thlr.

Das literarische Centralblatt spricht sich über das Werk wie folgt, aus:
„Mit Recht ist dieses Werk seitdem den anerkannten Beurtheilungen an, welche das- selbe lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmässig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine wohlgeleitete Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine reiche Fülle, die der Leser die beigelegten Urtheile nicht nur zu bestätigen, sondern mit einiger Selbstständigkeit zu würdigen im Stande ist.“

Runt (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bogen.) 1863. 8. geb. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil worden, war für den Verfasser ein Antriebs, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurufen; und wird jetzt in den preussischen Studien meist die Vereinfachung des Originals weitergegeben. (220)

Neue Studien von Karl Frenzel.

1868. Velinpapier. 8. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Von dem geistvollen Facultätenoffizier der National- Zeitung liegt ein Band „Neuer Studien“ vor, welche wir auf das Anzueig- lichste Allen empfehlen, die für Kunst und Wissenschaft ein Bildungsinteresse haben. — Die lebensvolle Form der Darstellung aller Ansichten, welche hier in die volle Wirklichkeit hineingegriff, ist nicht der geringe Vorzug des Buches und wird ihre Anzueiglichkeit auf einen gebildeten Leserkreis bewirken.“ (221)
Literar. Centralblatt.

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder Maximilian Heine.

Velinpapier. 8. eleg. gr. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Mag. f. Lit. d. West. nennt das Buch: „Erinnerungen, die auf ein Pläschen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke auf- gestellt sind, Anspruch machen dürfen, da sie so manchen Zug zu dem Bilde des Dichters liefern, den eben nur ein ihm so nahestehender und von ihm selbst als der geeignetste Ber- euerer seiner Denkwürdigkeiten bezeichneter lieber Verwandter mit aller Mäßigkeit Wahrheit weiterzugeben vermochte.“ (222)

Die zahlreichen Verebter Heinrich Heine's werden in diesen Skizzen seines Bruders nicht Angenehm finden. — Von kelerender Wichtigkeit ist die zum ersten Male mitgetheilten Entwürfe u. a. Heine's; das deutsche von 1846 und das französische von 1848.

Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit

von

Prof. C. F. Kochhly.

Zwei Bände. 1867. 8. geb. Preis 3 Thlr.

Dieses Werk bringt über eine große Anzahl weit verbreiteter, nur oberflächlich Sitten und Gebräuche die methodischste Mittheilung und angedeuteten Aufschlüsse. Der Ver- fasser hat nicht bloss mit grossem Fleiss aus eigener Beobachtung und aus literarischen Quellen den Stoff zu seiner Arbeit gesammelt, sondern auch aus denselben geistreich und scharfsinnig dargestellt. (223)

Die Satiren und Episteln

des

Quintus Horatius Flaccus.

Deutsch

mit Einleitungen und Anmerkungen

von

Prof. Dr. Eduard Munk.

24 Bogen. 8. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Buch schließt sich der von dem Herrn Uebersetzer des österrischen Gesandten der gleich- sam und römischen Literatur in Romat, Schrift und Ausstattung an. (224)

Wichtig für jeden Schachspieler.

D. Harrwitz, (225)

Lehrbuch des Schachspiels enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partien. 21½ Bogen. 8. gebd. 1 Thlr.

Der Verfasser ist als einer der stärksten Spieler bekannt und viele Jahre Lehrer des Schachspiels in Paris und London gewesen.



1. Theil: Die Papste als Kreuzfahrtsführer.
16 Bde. 2. Aufl. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

8. Bde. erliegen im gleichen Verlag todtend:

Rob und Schimpf des Jesuitenordens

im Interesse der bürgerlichen Weltfahrt
historisch dargestellt

von (226)

Dr. Franz Huber,

Verfasser der „Gallischen Kreuzfahrte.“

19 Bogen 80 in eleg. schwarzem Umschlag.

Preis 12½ Ngr.

Gallische Verlags- und Buchhandlung in Bern.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung dargestellt von Hermann J. Klein.

Das Sonnensystem,

nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft. (227)

Mit drei Tafeln Abbildungen, gr. 8. Fein Velinpapier, geh. Preis 2 Thlr.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an:

Vernunft und Offenbarung.

Die Widersprüche zwischen Glauben und Wissen.

Naturwissenschaftlich dargestellt von

Karl Wilhelm Nais, (225)

1. Bde. 8. 1. Aufl. 1 Thlr. 75 Sgr.

Das Werk wird Allen, welche sich für die

jetzige Bewegung auf kirchlichem Ge-

biete interessieren, hoch willkommen sein.

Preis 12½ Ngr.

Moritz Schäfer.

Empfehlenswerthe Unterhaltungsliteratur!

Verlag von Eduard Erwerndt in Breslau.

Zwecks einer scheinend und Genuß gewährenden Lesart und wie das Interesse der
Verwelt auf solches verlagern erziehenden Romanen und Novellen, welche in allen Buch-
handlungen und Verlagsbuchhandlungen vorräthig sind: (270)

Valerie. Roman in vier Bänden von Gustav von See (G. v. Struensee).

8. 64 Bogen. Elegant broschirt. Preis 6 Thlr.

Zwei Familien. Eine Erzählung von Edmund Poefer. Zwei Bände.

8. 104 Bogen. Elegant broschirt. Preis 3 Thlr.

Eine alte Jungfer. Roman von Karl von Holtei. 8. 19½ Bogen.

Elegant broschirt. Preis 1½ Thlr.

Aus Kriegs- und Friedenszeiten. Neue Geschichten von Edmund Poefer.

2 Bände. 8. 47 Bogen. Preis 3½ Thlr.

Inhalt: 1. Band. Ein Bild im Grünen. — Zur goldenen Zeit. — Vierundzwanzig Stunden.

— Der tolle Wälder. — Breitenbach. — 2. Band: Die Herrin von Dornau.

— Der Pörrer von Schickfaden. — Trostliche Nummer 1.

Der Anthropophag oder Die Kinder des Doctors. Fortsetzung des

Romans „Der Sklavensammler“. Brasilianisches Lebensbild aus dem Papiere eines

Leutnants. Original-Roman in 3 Bänden von Ludwig Heintz. 8. 54 Bogen.

Elegant broschirt. Preis 4 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Steffens Volkskalender für 1870.

Enthält Beiträge von Dr. Gahn, G. Hill, Dr. Reinwein, A. Ruppelburg, Max
Kling, J. Rodenberg, Sager Rosch, Krummholz, A. A.

Mit 8 Stahlstichen und 4 Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In No. 42 dieses Blattes ausführlich besprochen und empfohlen.

Bei Andr. Abel in Leipzig erschien
eben und ist durch jede Buchhandlung zu
bezichen: (232)

Abriß der Urgeschichte des Orient bis zu den medischen Kriegen.

Nach den neuesten Forschungen und nach
Lenormant's Manuel d'histoire ancienne
de l'Orient

bearbeitet von

Dr. Moritz Busch.

3. Band: Araber. — Indier.

Die am Schluß des vorigen Jahres er-
schienenen von den hervorragenden Wissen-
schaftlern des Alterthums besprochenen häu-
figen Bände dieses interessanten Geschie-
chetes enthalten:

1. Band: Ägypter. — Israeliten. — Phöni-
zier. — Babylonier. — Araber u. Perser. —

Phrygier. — Karthager.

In Frankreich fand dies Werk eine
große Bezeichnung, daß von der Ägypte in
transatlantischer Sprache binnen Jahresfrist im
harten Auflagen nicht mehr zu haben.

Preis einer jeden Bandes 1 Thlr. 10 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Talmud von Emanuel Drach,
Publizist am Reichsgericht, 1. Aufl. 1867.

Seitdem esmal 1. Aufl. des Talmud im
Talmud. Auserlesene Ausgabe. Zweite Aus-
gabe. gr. 8. 12 Sgr. (23)

In wenigen Monaten die zweite Aufl.

Verb. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Neue populär-philosophische Werke.

Sechs philosophische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Geschichte der Philosophie. II. Ueber
den Begriff des physischen Nulms. III. Ueber
den Begriff des physischen Nulms. IV. Ueber die
Geschichte der Philosophie der Ethik. V. Ueber die
Geschichte der Philosophie der Ethik. VI. Ueber die
Geschichte der Philosophie der Ethik.

Acht psychologische Vorträge

von

Dr. C. Fortlage,

Professor an der Universität Jena.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

I. Ueber die Natur der Seele. II. Ueber
das Bewußtsein. III. Ueber die Einbildungskraft.
IV. Ueber den Charakter. V. Ueber die
Zeremonien. VI. Ueber den Jenseits.
VII. Ueber die Vermählung. VIII. Ueber
den Materialismus und Idealismus.

Jena 1869.

Verlag von Dr. C. Fortlage.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Ver-
lagshandlungen an. In- und Auslandes an, in Berlin
an die Verlagsbuchhandlung.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post
an die Verlagsbuchhandlung zu senden. 4. Briefe
sind durch die Verlagsbuchhandlung zu senden.

Verlag von Dr. C. Fortlage. Verlagsbuchhandlung
(Herausgeber und Verleger) in Berlin. Verlagsbuch-
handlung von Dr. C. Fortlage in Berlin. Verlagsbuch-

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 13. November 1869.

[N° 46.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Zur Geschichte unserer Publicistik. II. Die deutsche Presse. 669. — Die Censur der deutschen Frauenbildung- und Gewerbe-Vereine in Berlin. 671. — Hauswirtschaftliche Zeitschriften. 672. — Holland und der große Kurfluch. 673. — England. Der Graf von Paris als Arbeiterfreund. 676. — Holland. Juri Samarin's Anklage gegen die Ostsee-Provinzen. 677. — Polen. Politische Stimmen über slavische Wirtschaft und Kultur. 679. — Seine literarische Revue. Geopolitik und seine Tragödien. 680. — Memoiren einer Königin. 681. — Die Tauchnitz-Ausgabe von Charles Lamb's Essay's. 681. — Literarischer Sprachsaal. Die deutsche Presse in Russland. 681. — Zeitliche Monatschrift. 682. — Das Kunstjournal „Frauenarbeit“. 682. — Statistik der Hochschulen in den Vereinigten Staaten. 682. — Vorträge für Frauen im Kensington-Viseum. 682. — Ein Brief von Garibaldi. 682. — Verächtliche Liebespaar. 682.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte unserer Publicistik.

II.

Die deutsche Presse.

Deutschland unterscheidet sich auch in Bezug auf seine Publicistik wesentlich von seinen großen Nachbarländern. Seine wichtigste Entwicklung hat fast in seinen sämtlichen Theilen Centralisation, wie sie bei anderen Nationalitäten sich findet, hindert.

Erst durch die neueren politischen Umgestaltungen hat Berlin Frauen, berechtigten Anspruch darauf zu erheben, als das politische und geistige Centrum der zum Nordbund gehörigen Staaten betrachtet zu werden; aber keine deutsche Stadt bildet, wie Paris, London, selbst Petersburg, den Mittelpunkt des ganzen deutschen Elements, ja — wiederum mit Ausnahme Roms — kaum den des Staates, dem sie als Hauptstadt anhängt. Nur die Telegraphenfasern laufen zahlreicher in ihr hinein, nicht die der geistigen und industriellen Suprematie. Ihre kleinen Universitäten theilen sich in die erste, große, missliche in die letztere. Der Hauptstadt bleibt häufig nichts als die Residenz mit Hofchargen und titulierten Gewerben aller Art, der Sitz der Regierung und Obercollegien und ein Eklekticismus mit zweifelhaftem Einfluß auf eine zweifelhafte Politik, um den Volkswillen unbefummert, aus den Ministerien der Umgestaltung derselben, aus den Köpfen einiger Cabineträthe zu bestehen. In allem Uebrigen ist nicht selten die Hauptstadt Caput der Geister, der Sammelplatz mühsigen und veränderlichen Lebens, der am Wenigsten geeignet ist, die Bedeutung des Gesamtlandes zu repräsentieren. Nichtsdestoweniger ist das Selbstgefühl, mit dem solche Hauptstädte auf die Einzelbewohner herabzublicken, noch dem gleichzukommen, das Athen Athen als Attika und Sparta als Lacedämonen bezeichnen ließ.

Diesen Zuständen analog hat sich auch die deutsche Presse entwickelt. Sie zählt mehr Tagesblätter, als irgend ein anderes Land von gleicher Bevölkerung, aber den Umständen nach keines von allgemeiner Bedeutung für die ganze Nation. Der Staat besitzt eine amtliche Zeitung, doch keiner ein ton-

angebendes Organ. Wir haben eine großstädtische, keine hauptsächlich städtische Presse. Die Augsburger Allgemeine Zeitung nimmt unbestritten in Bayern den ersten Rang ein; die Königsberger Zeitung übertrifft an Bedeutung sämtliche Tagesblätter Berlins. Mehr oder minder besitzt jede große Stadt ihr Organ, das vorwiegend partikuläre Interessen verfolgt. So steht bei uns die Einwohnerzahl in quantitativem Verhältnis zu der Anzahl der Zeitungen, und da die deutsche Nation zwei Hauptstädte zählt, besitzen wir in ihnen zwei Sammelplätze der Publicistik, auf die hauptsächlich unsere Bemerkungen über den Tendenz-Journalismus unserer Tage sich beziehen. Zu ihnen gesellte die frühere Annahme eines imaginären Centrums der deutschen Staaten in Frankfurt a. M. noch einen dritten. Durch den Bundestag hatte dies scheinbar die Bedeutung einer Weltstadt erhalten und die Presse, unruhig umherstehend, freudig die Gelegenheit benützt, sich dort wenigstens um den Schatten eines politischen Centrums zu gruppieren.

Aus diesen drei Orten, Berlin, Wien und Frankfurt a. M., strahlen die Hauptquellen, welche den Neuheitsdurst, der unsere Zeit erfasst hat, zu löschen bemüht sind. Die Zahl der dort erscheinenden Tagesblätter und Journale ist vorzüglich in den beiden ersten außerordentlich. Die größten Hauptstädte Europas, deren Organe für das ganze Reich Geltung besitzen, vermögen kaum mit ihnen zu concurriren. Die vergleichende Statistik zeigt in Deutschland ein auffälliges und abnormes Verhältnis. Die Höhe des Lebensstils wird weitans von der Quantität des Dargebotenen übertroffen. Wir befinden uns in einem Zustande der Ueberfättigung, der keine günstige Wirkung auf die Gesundheit unserer Volkslebens ausübt.

Ich komme auf die Tendenz und ihre Erscheinungen in unserer modernen Journalistik zurück. Die letztere ist ein Kind der Neuzeit und hat kaum das Mannesalter angetreten. Unser Jahrhundert vermag auf ihre Erzeugung nicht stolz zu sein. Sie gleicht einem mittelalterlichen Truppcorps, das aus wenigen geschulten Soldaten, aus einem ungeheuren Troß verlauniger Marodeurs bestand. Die widersprechendsten Absichten und Schicksale führten sie im Lager zusammen. Durch sie verbreitete sich die Unruhe, die Rebheit, die Disziplinlosigkeit im Heere. Die Sache, der sie sich anschlossen, galt ihnen gleich. Sie wollten plündern, ein lustiges Leben führen, mit Beute beladen heimkehren, ohne zu kämpfen. Der gute Soldat betrachtete sie; um ihr zuweilen waren der Prosch und die Stedenknechte erforderlich. Ausgepeitscht liefen sie von einer Partei zur andern; sie hatten einzig den höheren Sold im Auge und entblödeten sich nicht, sich dessen zu rühmen.

Die Publicistik unserer Tage ist ein herrenloses Gebiet geworden. Kein Handwerk irgend welcher Art bietet einen so leichten Zugang. Der Wille allein genügt; keine Vorbereitung, kein Talent, keine Prüfung ist erforderlich. Der Vertriehener, dem die Befähigung, in die Secunda überzugehen, mangelt, verläßt die Schule und betheilt sich als mitberathender Atropagat an den Geschicken Europas. Studenten, zum drittenmale vom Gramen zurückgewiesen, kommen zur Einsicht, daß sie nicht zum Lebensfach im engen Kreise von Verblödeten, die an ihrem Genie zweifeln, sondern zur Bevormundung der Welt berufen sind. Der Copist,

dessen orthographische Kenntnisse nothdürftig zur Wiedergabe der Vorlage ausreichen, fühlt sich, zur Verbesserung seines Gehalts, gedrungen, der stannenden Menschheit seine langverhaltenen, autenthischen Gedanken zu verrathen. Der Zübelhefter legt den Rehrhod, mit dem er das Ate in die Rücken der Terzjugent einbügelt, aus der Hand und bearbeitet mit der Feder das noch verrostete Gemüth der irdischen Machtthaber. Speculative Schuster entwickeln in Mühselstunden theosophische Systeme, aus denen sie die Zukunftsgestaltung eines idealen Staates construiren. Wem die physische Möglichkeit eine Feder zwischen den Fingern zu halten erlaubt, der erlaubt sich, der einkiech-armen Welt sein Urtheil über das, was ihr vor Allem zu vollenbringen obliegt, nicht vorenthalten. Der Seher bestimmet sich weder um den Sinn noch um den Lufstun, welchen die Buchstaben, die er einzeln aneinanderreicht, in ihrem Zusammenhang ausmachen; der Corrector liegt höchstens mit einigen orthographischen Eigentümlichkeiten des Abzugs in Fehde, der Drucker macht sich nicht mehr Gedanken darüber, als die Maschine, welche ein Exemplar um das andere in die Welt schleudert, und diese Welt, d. h. das Publikum, sieht es, gleichgültiger gegen die Rechtschreibung als der Corrector, unbefümmert um die Sinnlosigkeit als der Seher und gedankenloser als die Maschine in der Drucker.

Es sind wahrlich nicht die Kinder allein, die noch heutzutage glauben, daß Alles, was gedruckt vor ihnen liegt, wahr sein müßte. Die Zahl der erwachsenen und verständigen Leute, die heimlich von derselben Ueberzeugung erfüllt sind, ist weit größer als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Ueberhaupt umschwebt, besonders für den Kleinstädter, noch immer ein gewisser Nimbus die Gesagten, welche mit der Verbreitung und Veröffentlichung des Geschriebenen zu thun haben. Er erdrückt, wenn er ein Wort, das er gelesen, in der Zeitung wiederfindet. Ja, er ist geneigt, eine offenbare Lüge, die er aus dem glanzwürdigsten Munde eines Freundes zurückweisen würde, dennoch für wahr zu halten, sobald er sie in einem obskuren Winkelblatt gedruckt vor Augen sieht. Die Privat Erfahrung seines Lebens hat ihn wohl Mißtrauen in die einzelne Persönlichkeit zu setzen gelehrt, aber in einem dunklen Gefühl hält er es für unmöglich, daß eine absolute Lüge aus dem Zirkum so vieler Hände, die zu ihrer Bestellung erforderlich sind, hervorgehen könne. Im Bewußtsein eigener Rechtlichkeit glaubt er, daß eine solche Lüge von einem jungen Hercules finden müßte, der die angekündete Schlange vor der Verleumdung ihres Zweckes zwischen den Fingern zerbräche.

Aus diesem Umstände, der dem Hyren vielleicht ebenso sehr zur Ehre wie dem Verhältniß zum Nachtheil gereicht, entspringt hauptsächlich die Mißwirkung und die Erkizung der Ueberfülle unserer Tagesliteratur. Diese Mißwirkung, in gleichmäßig fortschreitenden Zeiten eine minder bedeutungsvolle, vermag in folgen-schwerer Periode, wie unsere jetzige, eine verhängnißvolle zu werden. Die Feder der Correspondenten erhält eine Wichtigkeit, die weit über die Bedeutung des Kopfs dessen, der sie führt, hinausgeht. Eine vereinzelte Stimme erweckt tausendfaches Echo; die Prüfung, selbst der Verständigsten, wird durch leidenschaftliche Erregung beirrt. Was unter anderen Umständen als Leicht-sinn eines Mißgünstigers erscheint, wird zum Verbrechen, der Eigennutz des Charakterlosen zu folgen-schwerer, ruhmwürdiger That.

Es würde viel Unheil verhütet, wenn die Mehrzahl des zeitungslesenden Publikums eine Ahnung davon besäße, in welcher Art die Correspondenzartikel der Majorität unserer Tagesblätter, verzüglich dergleichen an den drei eben erwähnten Centren derselben

entstehen. Sie würden häufiger, anstatt Auctor und Anonymus, Spott und Gelächter erregen. Der Anfall in dem Budget der Correspondenten würde seine Ausfälle gegen dasjenige des Staates erklären. Man würde erfahren, daß seine gebühmten Werte ihren Ursprung dem Unwillen seines Magens verdanken; daß sein majestätisches „Wir“ die um ihn versammelten Zuschauern seiner Manfare bedeutet; daß sein „Stimmungsbereich“ eigentlich den Titel „Verdauungsbericht“ beantragte, aus dem sich eine Vertheilung der Zäbigkeit des von ihm außer der Haule genossenen Kopfheers ermäthet.

Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn man zwei Theile der Auctorität unserer Zeitungsberichte dem Evidenz und der Gleichgültigkeit zuschreibt. Daß diese in einer Zeit, zu die unsere, die verderblichsten Folgen nach sich zu ziehen vermögen, bedarf keines Beweises. Aber dieses Unheil erheben nur veräußerndender Bedeutung gegen das schlimmere, welches aus allen Richtungen durch die absichtliche Fälschung verbreitet wird.

Es ist kaum zu leugnen, daß hierzu eine größere Geduldlichkeit erforderlich ist. Während der Antriebe dazu derselbe Haß zeigt sich beim Verantwortlichen dadurch, daß er dem Auswärtigen klar zum Bewußtsein gelangt. Selten widmet sich ein durch ein beschränkter Kopf diesem Verufe, aber keineswegs selten ist, daß er sich durch Verleumdungen über die Unberechenbarkeit des Bösen hinwegsetzen vermag. Durch eine merkwürdige Illustrie selbst versteht er sich häufig die Selbstachtung zu erhalten. Zu vollendete Jesuitismus vermöchte aus seinem System Verneinung zu ziehen, und das Beispiel des Platons aus der biblischen Geschichte erscheint für dasselbe als Vorbild hingestellt.

Ich halte zunächst diejenige Metropole im Auge, wo man bereits öfter als das deutsche Capua der Geister bekannt hat. Ohne Frage hat in ihr die absichtliche Fälschung in der That die höchste Stufe erreicht. Sie hat es vorzüglich bewiesen, weil sie keine Hülle mehr abzuwerfen befiht und sich brennend in nackter Uebereinstimmung darstellt. Die Schamlosigkeit ist an ihr hier gesiegen und hat den Grundfals des Kaiserlichen dem, daß für Geld Alles feil sei, adoptirt.

Die Verunsicherung der Moralität spricht sich am Schlimmsten aus, wenn die Ehrenhaftigkeit für die tenangebende Marke einfach lächerlich zu werden beginnt. Es giebt kaum eine Richtung über diesen Zustand hinaus, wenn man nicht die Zurechnung des öffentlichen Raubes befürwortet. Der Heben, der stittlich Geziemende um dessen selbstwillen trifft, gleicht der Temperatur, die das Quecksilber bis an die verflüchtigen Stufen des Thermometers emporgerichtet. Eine weitere Gradmessung ist nicht ausführbar. Der Zustand ließe sich vielleicht noch tiefer mit der erreichten Siebzig des Wassers vergleichen, seine Erhöhung der Wärme mehr, sondern nur einer Umwälzung in feindtlich sich bekämpfende Dampfmassen zuläßt.

In dieser Phase beginnt die Tagesliteratur sich als Unabtheilung des großen merantillischen Schwindels zu zeigen. Sie ist einfache Verleumdung geworden und rednet, auch mit nicht existirenden Beweismitteln, mit Thatsachen und danken, die nicht vorhanden sind. Für die Bereicherung der jehner untergräbt sie den geistigen Credit von Millionen. In Gemeinden, der Schmach, die Fälschung werden ihr zusehnd und sie verfolgt dieselben mit den Argusaugen eines Gläubigen. Wie die Pariermühle Puppen in Parier, so wandelt sie andere glieze Figuren in Banknoten um. Es ist ein Handwerk, das so sehr Verdienst abwirft, je weniger dem Ausübenden dem gelogen ist, sich Verdienste um die Menschheit zu erwerben.

In diesem Bereiche erscheinen die Reiker und die Fälscher.

langer sich ebenbürtig; der Maßstab — en gros oder en détail — allein ist verschieden. Der Herausgeber eines einflussreichen Blattes, der in jeder Spalte desselben den Krieg befürwortet, weil derselbe einer von ihm unternommenen Börsenspekulation entspricht, ist nicht verächtlicher, als seine Redacturen und Gehilfen, die ihm zu diesem Zweck ihre Aedern verkaufen. Der mit fliegender Münze begabte Cobbolder der Reaction steht auf gleicher Stufe mit dem servilen Augendienere des Pöbels, der um Gunst buhlt, die sich in kürzerer oder längerer Metamorphose in dieselbe fliegende Münze umwandelt.

„Nicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume hegen sich die Dinge.“

In der That kann man in Bezug auf das vorliegende Thema den Vortrags zum Nachsatz machen. Denn während draußen in der Welt die Folgen der durch den Druck emanirten Prinzipien hart auf einander stoßen, äßen die Gedanken, d. h. die Kaiserliche jener Grundzüge, freilich am Restaurationstisch zusammen und der begeisterte Demagog der freien Presse lächelt den bestenfallsen Schriftstallern des Feudalismus verständnislos an.

Schwer wird es für den Fortschritt dereinst sein, den Proteus unserer Tagesgeschichte in seiner wahren Gestalt zu erfassen und seinen vielzughigen Fibern das unverfälschte Wort abzubringen. Viel ähnlicher als wichtiger Weltgeschick der Wende unserer Zeit hat die Uebersicht des Palimpsestes überdrängt, die er zu entziffern versuchen ist. Schwerer und verhängnisvoller ist es im Augenblick, aus den vielfach getrennten Stimmen den Ausdruck dessen zu vernehmen, was die Wohlmeynenden und Weiterdenkenden verlangen, was die Wohlthat nicht des Einzelnen, nicht einer Partei, sondern des ganzen Vaterlandes erreicht. Wilhelm Jensen.

Die Conferenz der deutschen Frauen-Bildungs- und Erwerbs-Vereine in Berlin.

Es hatte sich schon seit längerer Zeit der Wunsch und das Bedürfnis geltend gemacht, die verschiedenen Vereine, welche nicht nur in Deutschland, sondern auch in den civilisirten Nordamerikanen und vor Allem in Nordamerika die Special-Interessen des weiblichen Geschlechts vertreten und, wenn schon unter verschiedenen Formen und in ungleicher Organisation, doch alle das Eine Ziel verfolgen, die sociale und wirtschaftliche Stellung der Frauen zu heben, — zum Bewußtsein ihrer Gleichartigkeit zu führen, eine Verständigung zwischen ihnen über gewisse principielle und praktische Fragen zu Stande zu bringen und wo möglich auch eine äußere Einheit zu erzielen. Es war klar, daß dieser Zweck sich nur erreichen ließ durch eine Conferenz, an der sich möglichst zahlreiche Vertreter der verschiedenen Vereine betheiligten, wenn schon es von vornherein nicht ganz sicher erschien, ob eine solche Conferenz allen Erwartungen würdigen genügen können, und ob es nicht vielleicht zu diesem entscheidenden Schritt noch zu früh sei. So zweifelhafter und dergleichen Bedenken vorher machten, mit desto größerer Befriedigung können wir jetzt, am Tage nach den letzten Sitzungen derselben, auf das Erreichte zurücksehen.

Wir geben im folgenden einen kurzen Ueberblick über die Verhandlungen und Debatten, von denen ein Theil unserer Leser selbst Augen- und Ohrenzeuge gewesen ist.

Am vierten November, Abends 6 Uhr, fand eine der regel-

mäßigen Generalversammlungen des Berliner Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts statt, der jetzt die kürzere und treffendere Benennung „Vette-Verein“, zur Erinnerung an seinen hochverehrten, unvergesslichen Stifter, angenommen hat. Zu dieser Versammlung hatten sich auch zahlreiche, von außerhalb gekommene Freunde des Vereins eingefunden, wo sie vom Vorsitzenden, Prof. von Holzhendorf, begrüßt wurden.

Am folgenden Tage, am 5. November, sahen wir sämtliche Delegirte der auswärtigen mit den Mitgliedern hiesiger ähnlicher Vereine und anderen Freunden und Freundinnen der Frauensache zu gemeinschaftlicher Sitzung verbunden. Nicht bloß aus dem Norden und Süden Deutschlands, sondern selbst aus den Vereinigten Staaten waren mehrere Bürger des freien Amerika mit ihren Frauen gekommen, um für die Förderung der Sache zu wirken. Wir erwähnen von den hiesigen und auswärtigen Gästen, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit der Aufzählung zu machen, Herrn Professor Allan, Beamten des Unterrichtsdepartements aus Boston, Herrn und Frau Dogget aus Chicago, Herrn Dr. Kammer aus Bremen, Herrn Prediger Kradelker aus der Schweiz, (jezt ebenfalls in Bremen), Herrn Prof. Emminghaus aus Carlsruhe, Herrn Director Möggenrath aus Bries, die Herren Director Feijen und A. Meyer aus Hamburg, Frau Professor Janau Stahr-Ewald von hier, Frau Dr. Goldschmidt und Hrl. Schmidt aus Leipzig, Frau Johanna Goldschmidt aus Hamburg, Fräulein Calam aus Gassel, Fräulein Luise Buchner aus Darmstadt, Frau Professor von Vittrow aus Wien, Frau Appellationsgerichtsräthin Hendschke aus Glogau, die Frauen Kohnig, Simson und Delser aus Breslau und viele Andere.

Nachdem auf den motivirten Vorschlag des Redacteurs dieser Blätter das Bureau durch Prof. von Holzhendorf als Präsidenten, Hrl. Luise Buchner als Stellvertreterin desselben, der Frau Schepeler-Pette, Mrs. Dogget, Prof. Dr. Kammer als Ehrenmitglieder des Präsidiums, Frau Gräfin Brockenburg und Hrl. Jenuu Hirsch als Secretairinnen herbeigeholt worden, begannen die Verhandlungen, aus deren Verlauf man äusserst gespannt war; denn es mußte von großer Tragweite sein, in welcher Weise eine Delegirten-Versammlung von Männern und Frauen sich gehalten würde. Und hier mag gleich die Bemerkung Platz finden, die für uns das Resultat dieser Verhandlungen gemesen ist, daß nämlich die anwesenden Frauen gerade durch ihre Haltung, durch die Art ihrer Betheiligung an der Diskussion und an den Vorträgen in glänzender Weise gezeigt haben, wie zeitgemäß die zu ihren Gunsten erstrebten Ziele sind, wie sehr sie es verdienen, an der Kulturbewegung der Zeit und am Vereinsrecht den vollen, activen Antheil zu nehmen.

Von den anwesenden Damen betheiligte sich, und zwar meist mit großem Geschick, eine beträchtliche Anzahl an den Debatten; besonders die gehaltvollen, ebenso fern von jeder Selbsteigenschaft, wie von aller persönlichen Eitelkeit sich haltenden Vorträge einiger Damen erwarben sich ungetheilte Zustimmung.

Für den ersten Tag der Verhandlungen standen auf dem Programm drei Gegenstände, von denen indeß nur zwei zur Verhandlung kommen konnten, nämlich 1) die Anbahnung eines regelmäßigen Verkehrs und Meinungsaustausches unter den in Deutschland und im Ausland bestehenden Vereinen, vorgetragen vom Prof. Dr. v. Holzhendorf und 2) über die Arbeitsnachweisungs-Anstalten, über welche Hrl. Jenuu Hirsch referirte. Nachdem der Herr Referent über den ersten Punkt in längerer Rede seine Ansichten geäußert und

auf die Nothwendigkeit eines stetigen Meinungs- und Austausch und die Herstellung eines gemeinsamen Bandes zur regelmäßigen Ordnung der Bestrebungen, als unabweisbar, hingewiesen hatte, beauftragte er folgende Theilen: Die Veramtlung möge für nothwendig erachten: 1) Zweijährige Delegirten-Versammlungen. 2) Hinzuziehung verwandter wissenschaftlicher Vereine des Auslandes zu den in deutscher Sprache zu führenden Verhandlungen dieser Konferenzen. 3) Einlegung eines Vorortbes und eines geschäftsführenden Vereins. 4) Festsetzung einreisender Beschlüsse nur mit Zweidrittel-Majorität. 5) Zählung der Delegirtenstimmen nach je 50 Stimmen der Auftraggeber. 6) Gründung eines eigenen Correspondenzblattes für Frauen-Interessen und Einlegung eines diese Gründung vorberatenden Comite.

Es wurde für die nächsten zwei Jahre Berlin als Vorterr erwählt und dem Vorstande des „Vette-Vereins“, als geschäftsführender Direction, freigestellt, sich durch Zuziehung von Mitgliedern anderer Vereinsvorstände zu ergänzen. Der gebärdliche und äußerst instruktive Vortrag der Secrelärin des Vette-Vereins, Fräulein Jenny Hirsch, „Ueber Arbeitsnachweisungs-Büreaus“ führte interessante statistische Daten aus der Wirksamkeit des Vettervereins an, und befürwortete, nachdem über die passivste Organisation solcher Büreaus gesprochen worden war, einen lebhaften Austausch zwischen den verschiedenen Vereinsbüreaus.

Der dritte Punkt des Programms konnte erst am folgenden Tage zur Sprache kommen. Herr Director Dr. Röggerath und Herr Prof. Emminghaus sprachen in der Sonabend-Sitzung „über die Einrichtung der für Frauen bestimmten Fachschulen“. Sie betonten besonders die Bedeutung der Gemeindefschule und wiesen namentlich den Kommunen die Pflicht zu, für entsprechende Institute zu sorgen, — was jedenfalls sehr richtig ist, da von Seiten des Staates zunächst eine Unterstützung kaum zu hoffen sein wird.

Den zweiten Vortrag dieses Tages hatte der Abgeordnete Herr Schulze-Delitzsch: „Die Erwerbsgenossenschaften der Frauen“. Der geistvolle Vertreter des deutschen Genossenschaftswesens sprach eingehend mit juristischer Schärfe über das Wesen der Produktionsgenossenschaften und das Verhältniß der Frauen zu denselben. Er wies die Befähigung der Frauen zum Genossenschaftswesen nach, und rief schließliche, unter großem Beifall, den Frauen, in seiner Eigenschaft als Anwalt der deutschen Genossenschaften, ein bezügliches Willkommen bei ihrem Eintritt in das Genossenschaftswesen zu.

Die berufsmäßige Ausbildung der Frauen zur Krankenpflege war das Thema des letzten Vortrags, der in die kundigen Hände des Landtags-Abgeordneten, Herrn Professor Birchow gelegt war. Er betonte es, daß der Krankenpflege und die Krankenpflege vorzugsweise ein den Frauen zu überlassender Beruf sei, und daß Schulen zur Ausbildung in diesem Gegenstand ein dringendes Bedürfnis seien. Hr. Birchow gab einen Bericht über den in Darmstadt bestehenden „Alice-Verein zur Ausbildung der Krankenpflege“, der in vielen Beziehungen lehrreich und interessant war.

An diese Vorträge knüpfte sich eine längere Debatte, an der sich die Herren Professor Emminghaus und Prediger Müller, sowie Frau Lina Morgenstern beteiligten. Ganz besondere Erwähnung aber verdienen die Worte des Herrn Dr. Karoth, welcher auf die Krankenmarktschule an der Berliner Charité hinwies und ferner u. A. bemerkte, daß der Berliner Frauen-Vogaret-Verein im Begriff stehe, die Krankenpflege, unter

Benutzung des vom Verein erbauten Krankenhauses, als Lehranstalt zu einer socialen Wissenschaft zu erheben.

Hiermit waren die für die Sitzungen angeordneten Gegenstände zu Erledigung gekommen. Fräul. Schmidt aus Leipzig übernahm es, zum Schluß dem Präsidenten in würdigen, erbebenden und begeisterten Worten den Dank der Frauen anzusprechen.

Der hier in kürzlichen Umrissen geschilderte Congreß mit seinen großen Nutzen bald offenbaren. Noch immer haben die Bestrebungen der betreffenden Vereine mit den ungenügenden Vorurtheilen zu kämpfen und müssen wir gegenüber der Schlichterunterrichteten resp. Böswilligen immer auf's Neue wiederholen, daß ihr Ziel nicht ist die sogenannte Emancipation der Frauen, sondern nur ihre geistige und rechtliche Gleichstellung auf den Gebieten der Arbeit und der höheren, nützlichen Bildung. Wir setzen voraus, daß, wenn der Congreß auf's Neue zusammenkommt, die Anstalten geklärt und reifer, die Ziele seiner Wirksamkeit bestimmter geworden sind und die ganze Sache sich unterdessen zahlreiche Freunde gewonnen hat.

Dr. E. B. B.

Hauswirthschaftliche Zeitfragen.

Herr A. Emminghaus, einer der Referenten der vorgedachten Konferenz, und zwar über die Frage der Fachschulen für Frauen, beschäftigte sich im 84. Heft der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ mit den hauswirthschaftlichen Zeitfragen, indem er den Markt- und Magazin-Vortrag die Dienstboten-Noth und das Einfamilien-Haus in den Vordergrund seiner Betrachtungen zieht. Er entwickelt bei dieser Gelegenheit eine im Ganzen klare und annehmbare Anschauung der hauswirthschaftlichen Verhältnisse, giebt dabei manchen beachtenswerthen Hinweis auf Räter und Mütter, stellt aber hinwiederum Ansprüche und Behauptungen auf, die ihre Probe im praktischen Leben nicht zur Befriedigung bestehen können. Gleich zu Anfang nimmt er Anstoß an dem Ausdruck „Nationalökonomie“ der „Volkswirtschaft“, indem er der Ansicht ist, daß ein Volk als solches nicht wirtschaftet und daß es „höchstens ganz zufällig einmal“ in bewahrter Gemeinschaftlichkeit an die Lösung einer gemeinsamen wirtschaftlichen Aufgabe herantritt. „Nicht die Völker als solche“, sagt er, „aber allerdings andere natürliche und künstliche menschliche Verbindungen sehen wir neben den Einzelnen als Subjekte wirtschaftlicher Thätigkeiten auftreten.“

Das ist nicht stichhaltig und läuft auf eine Wertentwertung hinaus. Das Volk wirtschaftet als solches sehr wohl, indem es öffentliche Anstalten zur gemeinsamen Benützung und zum gemeinsamen Wohle einstellt. In jedem Steuerbezirk, den es zu Kunst- und Bildungswesen, zu Schulen, Bohnen, Straßen, Sicherheits- und Wertheidigungsmitteln bergiebt, legt es ein Sparmaß an, schafft einen Werth und sammelt ein Vermögen. Dies thut das Volk nicht „zufällig einmal“, sondern immerfort und jeden Tag, denn es vergeht kein Tag, an dem es nicht arbeitet, Steuern zahlt und das allgemeine Wohl fördert. Die Steuerzahlung besteht nicht etwa bloß in der klingenden Baarentrichtung in Thalern und Groschen an den Fiskus oder an die Commune, sondern jeder Mensch zahlt auch schon Steuern, wenn er eine Semmel kauft, eine Cigarette raucht, ja wenn er

magar nichts kauft, sondern nur angekleidet auf der Straße geht, da er so seinen Rock und seine Stiefel abnützt und dadurch genötigt wird, den Schuster und den Schneider zu unterstützen und die abgenützten Kleider durch neue zu ersetzen. Dabei zahlt man auch an Sonn- und Feiertagen Steuern, ja man kann — wie unsere Staats- und gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer unentwerrbaren Verschlingung nun einmal eingerichtet sind — ohne Uebertreibung sagen, daß man auch im Schlafe Steuern zahlt.

Mit der wirtschaftlichen Verwendung, Ausbeutung, Vertheilung und Erparung der Steuern und anderer Einkünfte betraut das Volk seine Vertreter: die Abgeordneten in der gesetzgebenden und die Regierung in der ausübenden Gewalt. Es ist eine Paraderie, wenn behauptet wird, daß nicht ein Volk „als solches“, sondern nur seine Abgeordneten und Stellvertreter wirtschaften. Wenn die Familie und der Staat „die natürlichen Verbindungen der Menschen“ sind, wie Herr Emminghaus selber zugesteht, so kann doch diese Familie, dieser Staat und diese „natürliche Verbindung“ nur aus dem Volke hervorgehen! Wie nun der Haushalt seinen Bedarf aus dem Geschäfte empfängt, so empfängt wieder der Staat seinen Bedarf aus den Geschäften und Gewerben der Bürger. Herr Emminghaus meint, daß der Bürger in seinem Hause als Haushalts-Vorstand dem Steuerzahler zu vergleichen sei: „er giebt stets, aber er gewinnt nie mehr zurück, im besten Falle empfängt er genau das Äquivalent seines Debers in der Gestalt des häuslichen Behagens, der annulirten Bedürfnis-Befriedigung, wie der Steuerzahler in der Gestalt der Sicherheit und des Genußes der Allen zu Gebote stehenden Anstalten“. . . . Ist das nicht genug? Und ist das häusliche Behagen, ist die Sicherheit und der Genuß der Staats-Anstalten nicht auch ein Rückgewinn? Was soll er denn noch? Kann denn der Bürger seinem Geschäfte obliegen, kann nicht arbeiten und seine Mittel verwerten, wenn er diese Sicherheit nicht hat, wenn ihm der Genuß der öffentlichen Anstalten verweigert ist? Er erhält also nicht „im besten Falle“, sondern er gewinnt auf alle Fälle das zurück, was er dem Haushalt zur Befriedigung oder zum Behagen, und dem Staate zur Herstellung der Sicherheit und der nützlichen Anstalten giebt. Denn hier ist auch das, was wir vom Steuerzahler gesagt haben: der Gewinn besteht nicht bloß im baaren Gelde und in Waaren, sondern er besteht auch aus einem großen Gewinn, wenn wir durch die gewährte Sicherheit, den Genuß und das Behagen neue Kräfte sammeln können, und man erhält auch schon einen Gewinn, wenn man nichts verliert, wie derjenige sicher gewinnt, der nicht in der Lotterie oder Karten spielt.

Nicht Trüffiges wird in den „hauswirtschaftlichen Zeitfragen“ erzählt über den Einkauf der Lebensmittel auf dem Wochenmarkte. Es ist wahr, daß mit der Meise der Producenten, mit der Verschärfung der Situation und mit dem Verfaule derden auf dem Wochenmarkte viel Zeit vergeudet wird, so wie andererseits die Käufer hier auch viel Zeit todtschlagen und sich bei in der Klatschsucht üben (der Vortragende berechnet für den Wochenmarkte den Verlust von viermal 5 Stunden = 20 Stunden in der Woche und 52,000 Arbeitstagen im Jahre, was wohl etwas übertrieben ist). Aber läßt sich überall Alles aus auf die Minute abmachen? Muß nicht Jeder, wer er immer sei, viel Zeit mit unnützen Gängen, Reden, Zeilschen zelebriren? Herr Emminghaus schlägt zur Abhilfe die Errichtung dazig offener Verkaufsmagazine für die speciellsten Lebensmittel-Artikel vor. Das ist ganz gut erdacht und wäre die Käufer insofern auch von Vortheil, als sie nicht mehr

auf gewisse Tage und Stunden zum Einkauf ihres Bedarfs angewiesen wären. Aber wir haben bereits solche Lagerstätten in den Markthallen, und wir sehen die Gründe nicht ein, weshalb diese Markthallen nur als „Zwischenkäufe“ betrachtet werden und warum wir uns „jedenfalls“ (?) der ihnen „hüten“ sollen. Die Magazine vermögen auch nicht „stets Alles frisch“ zum Verkauf zu bringen, und was die Uebervorteilung betrifft, so kann die Concurrenz — wie Herr C. meint — doch nicht davor schützen, daß die Producenten einen niedrigen und die Consumenten einen hohen Preis sich gefallen lassen müssen.

Die Bemerkungen des Verf. über die Uebelstände des Jahrmarkts sind zutreffend, die über die Dienstboten-Noth verdienen den besten Beifall, weswegen wir diese kleine Schrift jedenfalls der Lesewelt empfehlen.

Holland.

Holland und der große Kurfürst.*)

Ueber wenige Fürsten ist ein so allgemein günstiges Urtheil gefaßt worden, wie über den Gründer des preussischen Staates. Mag sein Ruhm immerhin ein wenig durch den seines Nachkommen Friedrich II. verdrängt worden sein, Zedermann, der sich nur einigermaßen mit der Geschichte der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beschäftigt, wird sich unwillkürlich von der ritterlichen Gestalt Friedrich Wilhelm's angezogen fühlen. Seitdem sein offizieller Historiograph, Samuel von Puffendorf, die Geschichte seiner Regierung geschrieben, wurde diese zu unzähligen Malen von Historikern behandelt, aber es würde schwer halten, auch nur Eine Bearbeitung ausfindig zu machen, welche sich ungünstig über den großen Kurfürsten ausliehe. Weit enger in der gegenwärtigen Zeit strenger historischer Kritik abzunehmen, hat sich diese Eingedenktheit zu Gunsten Friedrich Wilhelm's vielmehr noch gesteigert. Niemand hat denselben mit mehr Eingedenktheit — ja, man möchte beinahe sagen, Vereingedenktheit behandelt, als der geistreiche Verfasser der Geschichte der preussischen Politik, der Berliner Professor Drogien.

Es wäre sinnlos, wollte man diese auffallende Vorliebe bloßer Parteilichkeit zuschreiben. Jedermann, der das Leben Friedrich Wilhelm's genauer kennt, wird zugeben müssen, daß er der Erste war, der den im 17. Jahrhundert so tief gesunkenen deutschen Namen wieder zu Ehren brachte, der Erste, der einen selbständigen deutschen Staat zu gründen den Muth hatte. Dies Alles brachte er überdies mit so geringen Mitteln und unter so schwierigen Verhältnissen zu Stande, daß seine Schöpfung sich uns lediglich als ein Werk seines eigenen Geistes, seiner eigenen Kraft und Ausdauer darstellt. Wahrlich, Friedrich Wilhelm ist eine schöne Gestalt in der Geschichte, frei von vielen Gebrechen, welche den Fürsten seiner Zeit sonst eigen, ein Mensch von einer Alles belebenden Persönlichkeit, in jeder Beziehung ein großer Fürst, in vielen Dingen ein großer Mann.

*) Man wird uns keiner Ueberschätzung von der in diesen Blättern allezeit hochgehaltenen Verehrung des großen Kurfürsten beschuldigen, wenn wir hier der Kritik eines Niederländers Raum gewähren, welche die Politik Friedrich Wilhelm's im Jahre 1682 betrifft. Dem Verfass. der dem großen deutschen Fürsten bei dieser Gelegenheit nachgewiesen wird, daß er überdies durch die noch kurz vor seinem Tode mit Eifer eingeschlagene Politik zur Unterstützung Wilhelm's von Oranien in England vollständig wieder gut gemacht.

Dah man alle in Deutschland und namentlich in Preußen seine Regierung und seine Person mit Verliebe, ja mit Vereingemeinheit behandelt, — dah man sogar über die dunkeln Stellen, die sich etwa finden mögen, so rasch wie möglich dahingleitet, dies Alles finden wir natürlich, begreiflich. Dah man aber deshalb Alles, was um ihn ist, in das unangenehmste Licht zu stellen, ja in den Schatten zu drängen sucht, um nur alles Licht auf seine Person allein fallen zu lassen, das ist ein Kunstmittel, das wohl dem Maler gekannt sein mag, dem es lediglich auf Effekt ankommt, nicht aber dem Geschichtsschreiber. Dem es vor Allem um die Wahrheit zu thun sein muß. Und deshalb können wir nicht begreifen, wie ein crafter und wissenschaftlich hoch stehender Historiker sich solcher Mittel bedienen konnte, um den Kurfürsten zu verberlichen. Dies ist aber unstreitig mit der Darstellung der That, welche Preußen von der Haltung Friedrich Wilhelm's dem niederländischen Staate gegenüber giebt.

Ueber diesen interessanten Punkt der preussisch-niederländischen Geschichte ist Jacob in den „Nijhoff'schen Bijdragen“*) eine ziemlich umfangreiche Abhandlung aus der Feder eines tüchtigen jungen Historikers, Dr. P. V. Müller in Leiden, erschienen, der sich mit Verliebe um, was mehr sagen will, mit Glück und Gewandtheit in der Geschichte des 17. Jahrhunderts bewegt — eine Abhandlung, welche wohl verdient, auch über die Grenzen Hollands hinaus bekannt zu werden. Gestützt auf selbständige, im Laufe des vorigen Jahres im geh. königl. Staats-Archiv zu Berlin gemachte Forschungen, zieht der Verf. bloß den Zeitraum von 1672 bis 1688 in Betracht, um die Beziehungen des Kurfürsten zur damaligen Republik in wahrhaft scharfsinniger und geistreicher Weise zu beleuchten.

Es ist allgemein bekannt, mit welcher tiefen Indignation Friedrich Wilhelm die durch den Westfälischen Frieden sanctionirte Aneignung der schwedischen Macht auf deutschem Boden ansah und erwiderte; mit Mißmuth erfüllte es ihn daher, als durch die nüchternere Auffassung der holländischen Generalstaaten, der Friedensschluß von Oliva (1660) keineswegs die Erfüllung seiner süßnen Hoffnungen auf völliges Verdrängen der Schweden aus Deutschland brachte, — und sowohl seine Briefe, wie die seiner Vertreter im Haag aus jener Zeit, fließen über von den bittersten Klagen über den Egoismus der Generalstaaten. In wiefern es gerechtfertigt war, diesen darüber Verwüre zu machen, dah sie den Kurfürsten in seinen weitergehenden und überdes von Jedermann selbst wieder als gefährlich und kerkischfichtig angesehenen Plänen nicht gehörig unterstützt hatten, möge dahin gestellt sein; aus darf nicht vergessen werden, dah der Westfälische Friede dazumal noch zu jungen Datums war, um eine Abänderung in den durch ihn geschaffenen politischen Zuständen ohne Weiteres gebilligt zu sehen. Gleichwohl war es der Kurfürst von Brandenburg, der, als zwölf Jahre später (1672) Ludwig XIV. die niederländische Republik völlig unter sein Scepter zu beugen drohte, und alle Uebrigen die Vernichtung derselben theils mit kummern Entsetzen, theils mit stiller Schadenfreude ansahen, zuerst begriff, dah, sollte Europa vom französischen Despotismus errettet werden, jetzt oder nie dem verdrängten Holland bei-gekommen werden müsse.

Es war aber keineswegs Edelmuth gegen den in der äußersten Noth befindlichen Nachbar, es war noch viel weniger Glaubeneifer für den bedrohten Protestantismus, der ihn zu diesem Schritte trieb, — wohl aber kalte Ueberlegung, richtiger poli-

tischer Mith, wohlbezwecktes eigenes Interesse. Jedem andern Darstellung entfernt sich von der Wahrheit. Der Kaiser in Wien wurde aus seiner Apathie emporgerüttelt, und ein reichliches Heer unter Montecucculi marschirte an den Rhein, allein das traditionelle Angliß, das von jedem Zusammenstoß Österreichs mit Preußen ungetrennlich, blieb aus diesem nicht aus: Die Auflösung der Coalition war nahe berechnet, als durch den Einfall der Schweden in Brandenburg (Febr. 1678) der Krieg eine andere Wendung nahm. Jetzt ließen die Interessen Preußens und Hollands völlig auseinander, der Kurfürst verlangte die Entsendung einer holländischen Flotte in die Chin, — die Republik forderte das Gelingen eines preussischen Zugs am Rhein; keines von beiden geschah. Holland sah sich aus selbst angezogen um mit dem mächtigen Frankreich fertig zu werden; diesen verzweifeltsten Ansehnlich bediente die antiholländische Partei, u., unterstützt von dem allgemeinen Belangen nach Frieden, sich an's Ruden zu schwingen, und dem Abschluß des Nimwegger Vertrages (10. August 1678) ihre losgehegten Pläne zur Ausführung zu bringen. Nun allerdings klagte der Kurfürst laut über schändlichen Verrath, und dementals, den Angriffen Frankreichs ohne alle Hilfe beschgeht, sich zum Friedensschluß von St. Germain bequemen und so auf ein kleines Stüdchen Pommern, alle seine schönen Eroberungen wieder herausgeben mußte. Vergebens stellte ihm eigener Gesandter im Haag vor, dah Alles das Zeit und Partei sei, die sich weder durch Dankbarkeit noch durch Gefühl leiten ließe, dah das Vord der Krieg unmöglich hätte fortzuführen können, und dah diese schon seit Jahren vorausgesehen sei. Der Kurfürst kiennte diesen Vorstellungen wenig Gehör, wie beutzutage sein Historiograph anmerkt, dafür behauptet, Friedrich Wilhelm behauptete, und selbst spricht es ihm nach, dah die Generalstaaten den Krieg bloß um jeden Preis fortsetzen sollen, und bei geringerem Gelingen hätten fortsetzen können, dah, wenn sie noch ein Jahr im Stand gehalten hätten, er mit seiner ganzen Macht an den Rhein gerückt wäre und Frankreich zum Frieden gezwungen hätte. Wahrscheinlich, an dem Prinzen-Stathalter lag es nicht, in dieser Plan nicht zur Ausführung gelangte; allein im Kampf gegen den stürmisch sich aufdrängenden Volkswillen kann keine Regierung für die Einhaltung auswärtiger Verbindlichkeiten verantwortlich gemacht werden.

Bei dem übrigens wie ihm wolle, — wir begreifen den Muth des in seinen Erwartungen betrogenen Kurfürsten nicht; nichts aber kann die völlig verkehrte, um nicht zu sagen undenkliche Politik entscheidend, welche lediglich sein gehaltlos Stolz ihr einflachten, als im 3. 1681 Ludwig XIV. zu die verurtheilten, „Chambres de Réunion“ und die Besatzung Straßburgs ganz Europa in Aufbruch versetzte. Wohl beachte sich der Historiker Tropen und glauben zu lassen, Friedrich Wilhelm sei dazumal wirklich von der Fruchtlosigkeit einer französischen Coalition überzeugt gewesen — allein sehr rasch bemerkt der Verf. des eben erwähnten Artikels, der Kurfürst und eine zu hohe Meinung von seinem politischen Scharfverstand, als dah man glauben könnte, er habe sich von der freibehaltenen Politik, zumal Frankreich gegenüber, ernstlich als Erfolg versprochen. Jetzt war er es aber, der alleis vom Hof abmahnte und zur kaiserlichen Erhebung in den übermüthigen Willen Frankreichs rieth; durch sein ungeschicktes Drängen in Frieden arbeitete er dem Feind in die Hände, und wurde gewiß unabsichtlich, zum Verräther an den deutschen Interessen. Mit großem Scharfsinn bezeichnet Dr. Müller als

*) „Nijhoff's Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde.“ Bd. VI. Stück 2, S. 169—213.

politischen Beweggründe dieser, wenn nicht illenalen, doch innerlich sehr zweideutigen Politik, erhellt die Erbitterung gegen die niederländische Republik, ferner die Aussicht auf eine vortheilhafte Verwerthung seiner Bundesgenossenschaft im geeigneten Ausnahmefalle, dem zunächst die Furcht vor einem Anwachsen der Macht des Hauses Oesterreich, und endlich den Antagonismus gegen Schweden, welches sich diesmal unter den Allirten befand. Hauptsächlich, welches immer die Beweggründe sein mochten, die dem großen Kurfürsten diese Handlungsweise verschrieben, wenn man schenkt durch volle drei Jahre (1682–84) verfolgte Politik in's Auge faßt, so fällt es schwer, in ihm damals das Muster eines wirklich patriotischen, deutschen Fürsten zu erblicken.

Seine völlig veränderte Politik gegen Frankreich hatte selbstverständlich auch eine veränderte Haltung gegenüber der Republik, oder wenigstens gegenüber der dort herrschenden Partei zur Folge. Ebenso wie sein übertriebenes Bestreben den Frieden zu erhalten, ihn unteren gegen Deutschland gemacht, so ward während auch die Veranlassung zu des Kurfürsten unpatriotischer und unvernünftiger Verbindung mit der antiholländischen Partei in Holland, wodurch der neu sich bildende Coalition noch mehr Schaden, als durch Preussens temporisirende Politik in Deutschland, zugefügt, und Frankreich der Weg geebnet wurde zur Erreichung seiner unbilligsten Forderungen. Der berühmte, als Negationsgeschlossene, „zwanzigjährige Bestand“ (2. Aug. 1684) besiegelte die Schmach Europas, welches neuerdings, und diesmal ohne nur das Schwert gezogen zu haben, vor der übermächtigen Fülle des französischen Despoten sich beugte.

Die Art und Weise des Kurfürsten, den Kammern Kriegsmittel zu leihen — wie er meinte — treulosen Bundesgenossen zu lassen, war in der That eine höchst eigenthümliche, der wenig besonnene. Es scheint übrigens, als ob nach dem Abgange des Regensburgs Vertrages, er selbst über den Zustand erschrocken wäre, in welchen er Europa durch seine unglückliche Politik hatte bringen helfen. Ludwig XIV. war während jener Zeit in seinen Umständen begann selbst Friedrich Wilhelm in seiner isolirten Stellung sich unheimlich zu fühlen, und die eine Annäherung an eine fremde Macht: der Kaiser war er mit den Türkenkriegen beschäftigt, Spanien machtlos, das sich theilte; Schweden näherte sich langsam wieder Frankreich; es triebte da wohl andere, als die protestantische Republik der Gründung des Rheins? Was hätte aber wohl Preußen that, wenn Holland nunmehr eine ähnliche Rolle hätte spielen wollen, wie jenes aus Keger über den Himmweg Frieden? — er ist ein von den preussischen Historikern zu wenig berücksichtigter Umstand, und der in hohem Maße zu Gunsten der Neutralität und Austerlitz spricht, mit welcher der damalige Statthalter seinen großen Plan, die Vernichtung der des Frankreichs, immer wieder aufnahm, daß gleich bei der Ausfertigung von Seite des Kurfürsten er sich bereit hat, in diesem Sinne wieder gemeinschaftlich mit Preußen wirken. Nach der Abreise des Winters (1685) war der Grund seiner neuen Coalition gegen Frankreich gelegt, und zum Besonderen, wie alle Parteien in der Republik wieder einig waren, die Person, welche Alles vermittelte, derselbe Austerlitzer Minister Jakob Herz, der auch 1684 beantragt hatte, daß eine Verbindung mit dem Prinzen zu den Unmöglichkeit gehörte. Zudem gingen die beiden Väter der protestantischen Staaten bündnisse Hand in Hand, und als im Frühjahr 1688 der große Krieg das Zeitliche segnete, schritt sein Sohn in derselben Bahn vorwärts und blieb wacker stehend in den Reihen der Schweden, bis daß das große Ziel erreicht war und der

Unrechter Frieden das Ende des langjährigen Kampfes gegen die Uebermacht Frankreichs bezeugte.

Nach einem so raschen und so gewaltigen Umschwung in der bis dahin verfolgten Politik, ist man wohl berechtigt zu fragen: was brachte diese plötzliche Sinnesänderung des Kurfürsten hervor? Derselbe bemüht sich darzulegen, daß zwischen dem Zustand vor und jenem nach dem Abgange des „zwanzigjährigen Bestandes“ ein gewaltiger Unterschied bestanden habe, und sowohl der Tod Karls II. im Frühjahr 1685, als die Glaubensverfolgungen in Frankreich in Rechnung zu ziehen seien. Für uns jedoch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Veranlassung zu obigem Umschwunge lediglich in der von Friedrich Wilhelm gewonnenen Ueberzeugung zu suchen sei, daß er sich auf dem unrichtigen Wege befinde und ein Fortdauern auf der betretenen Bahn ihn und ganz Europa nothwendig in's Verderben stürzen müsse. — Der Kurfürst sah ein, daß er sich geirrt hatte, sowie daß seine einzige Rettung in einer schmerzlichen Umkehr bestand. Die Gewandtheit, mit der er diese anstrebte, und der Eifer, mit welchem er den niederländischen Statthalter weiter unterstützte, verdienen allerdings das größte Lob und reichen allein hin, um ihm den Ruf eines großen Staatsmannes zu sichern. Für die Holländer bleibt es aber doch immer eine eigenthümliche Befriedigung, wenn sie von dem damals wankelmüthigen und zaghaften Vordemmen des braunenburgischen Kurfürsten hinüberblicken auf ihren unvergleichlichen Wilhelm III., der, ohne je durch Stürme oder Gefahren sich irre führen zu lassen, stets gerade auf sein Ziel loschleunete, gleich dem großen Schweizer *saevis tranquillis in undis*.

Dies ist beiläufig der Sinn, in welchem die interessante Abhandlung Dr. Müller's den Gründer des preussischen Staates aus kennen lehrt: der ernste, leidenschaftliche Ton, in welchem der ganze Aufsatz gehalten ist, trägt ebenso sehr den Geist der Rührung ab, als er ihn zu Gunsten der Darstellung einnimmt. Wir brauchen nicht erst hinzuzufügen, daß Müller's Schrift keine Polemik gegen Droysen beabsichtigt; in der Hauptthat sind die beiden Historiker sogar völlig einig, und Müller selbst ist der aufrichtigste Bewunderer des großen Kurfürsten; nur konnte er es nicht vermeiden, daß in der Ueberwenglichkeit patriotischer Gefühle wahrhaft Großes und Edles nebenbei mit Stillschweigen übergangen, mitunter sogar in gegenheiligem Sinne ausgelegt wurde. Wenn uns nicht Alles täuscht, so ist es ihm gelungen, ohne an der Größe des Kurfürsten zu rütteln, darzutun, daß neben Friedrich Wilhelm es doch noch andere Gestalten gab, die einen Lichtstrahl verdienen wurden, ja die nicht zum geringsten Theil dazu beigetragen haben, ihn erst recht zu dem zu machen, was er jetzt in der Geschichte ist, ehe das man etwa sagen könnte, daß sie durch ihre Winzigkeit die Hölle zu seiner Größe abgeben hätten. Nein, des jungen holländischen Gelehrten Arbeit war nicht, den bewährten preussischen Geschichtschreiber zu widerlegen, sondern bloß dessen Darstellung in einzelnen Punkten zu berichtigen, und wir leben der Ueberzeugung, daß durch je mehr und eingehendere Ementationen die Historik nur gewinnen könne.

Zerd. von Hellwald.

England.

Der Graf von Paris als Arbeiterfreund.

Die vielen entthronten Fürsten Europas wurden und werden den durch sie angeblich mächtig gewordenen Potentaten noch vielfach unbequem, weil oft beide nicht recht wissen, wie sie die verlorenen oder gewonnene Macht zu ihrem und der Völker Heil benutzen sollen. Erstere suchen oft durch Privatermögen und Entschädigungsgelder Letzteren Verlegenheit und sich neue Wege auf die verlorenen Throne zu bereiten. Aber die Wege dieser ermittelten Landesherren sind nicht selten ebenso unermesslich als unpraktisch. Die edlen Söhne Louis Phillips' gehören nicht dazu. Sie haben sich in England, in der malerischen Vorstadt Londons, Twickenham, während der langen Jahre ihrer Verbannung viel einküßlicher und edler benommen, als einst der jetzige Kaiser als Chambragarnist in St. James-Street. Vor mehreren Jahren hatten wir ein Werk des Herzogs von Cumale über die französische Armee wegen der größten Sackentnaß und edelster Unparteilichkeit zu bewundern, und neuerdings haben sich zwei andere Orleans'isten königlichen Blutes durch verdienstvolle Werte ausgezeichnet. Die Gewerkevereine in England*) den Louis Philipp von Orleans Grafen von Paris liegen uns schon in guter Uebersetzung vor. Das andere, vom Herzog von Chartres, Robert von Orleans, über einige Schlachtfelder am Rhein, werden wir nächstens nach dem Original zu beurtheilen haben. Seht freuen wir uns, den Grafen von Paris als unparteiischen, kenntnißreichen Freund aller Arbeiter und Schiedsrichter zwischen Capital und Arbeit kennen zu lernen. Napoleon schrieb als Gefangener von Ham auch wie ein solcher Freund, aber mit unbaltbaren, socialistischen Schreulen, an die er wohl selbst nicht glaubte. Der Graf von Paris hat wirklich und wahrhaft studirt und die Früchte davon in edelster Weise benutzt. Ich den Arbeitern, besonders den französischen, nützlich zu machen und dadurch unwillkürlich den schönsten Anspruch auf den ihm entziffenen Thron zu begründen. Es kommt ihm im ganzen Buche darauf an, in der sogenannten socialen Frage ganz unparteiisch und aus Thatfachen praktische Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, die Entwicklung dieser mächtigen und nicht selten schon fürchterlich gewordenen englischen Trades Unions nachzuweisen, die Gefahren darin aufzudecken und auf die bereits eingeschlagenen Wege zur Vermittelung und zum Heile, wie auf noch nicht betretene Bahnen hinzuweisen.

Das fruchtbare Prinzip der Association, sagt er, ist noch einer neuen Anwendung fähig, die der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur materielle Vortheile, höheren Nationalreichtum, sondern auch geistige und stilles Dienste leisten wird. Daraus ergeben sich die Blinden und Verblendeten den Unsnn und das Verderben ihres vermeintlichen Gegenlagers zwischen Capital und Arbeit, wenn sie nur wollen, und es nicht vorziehen, das Wort der Einigkeit mit Häuften und Knitteln zu bearbeiten. Unser königlicher Graf schildert uns diese beiden Elemente alles persönlichen, wirtschaftlichen, stilles und staatlichen Gedehens in verschiedensten Phasen unnatürlicher Kämpfe und des daraus hervorgehenden Verderbens, um deren glückliche Vereinigung desto überzeugender

gleich als die Blüthe ihrer Macht und des Segens nachzuweisen. Damit beweist er zugleich unumstößlich die Solidität dieser Interessen und dies um so überzeugender, als er hier die Einzelheiten, welche zur Auffklärung beitragen, bräutlich und ebenso klar wie unparteiisch darlegt. So darf er mit Recht hoffen, daß es ihm gelingen sei, sowohl gegen die großen Arbeitgeber, welche durch Geld und Geist die Fortschritte der wahren Civilisation fördern, als auch gegen die rechtlichere und fleißige Arbeiterbevölkerung, die mit ihrer tüchtigen Kraft die wahre Zierde des Staates bildet, gleichmäßig Gerechtigkeit zu üben. Noch mehr, auch den socialistischen, communisken und neu aufgesetzten, schußlärerischen Haullengern, welche den Staat benutzen wollen, den Reich und die Freiheit für die Tischen zu besteuern, sowie den Arbeitgebern mit viel Geld und desto weniger Einigkeit und Menschlichkeit, wird damit das volle Recht zuerkannt, welches sie in's Herrenhaus und, nach praktischen Verhältnissen, in andere Anstalten verweist, die dazu dienen, gemeingefährliche Bestandtheile der Gesellschaft unschädlich zu machen.

Unser Verfasser beginnt sein Werk mit Schilderung der Schiedsrichter Vertheilen, die zu jeder Zeit auch in den deutschen Zeitungen viel Raum und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die gerichtliche Unterordnung derselben dauerte über zwei Jahre und mehr als zwanzigtausend an Angeklagte und Zeugen gerichtete Fragen und deren Antworten darauf sind in zehn Bänden veröffentlicht, in denen zugleich die Ergebnisse genauer Untersuchungen über die Organisation und Disziplin der Gewerke, Eisenarbeiter, Kohlenbergleute, Schiffbauer, Schornsteinarbeiter, Buchdrucker, Baumwollenspinner u. s. w. enthalten sind. Aus diesem entlich umfangreichen und so viele Details durch unendliche Wiederholung ermüdenden Material hat der ehemalige Kronprinz von Frankreich den Hauptinhalt des Buches geschöpft und uns damit zugleich eine Geschichte der mächtigsten und umfangreichsten Arbeiter-Associationen gegeben, wie wir sie bisher noch nicht besaßen. Damit verschafft er uns auch die gründlichste Gelegenheit zu der noch vielfach mangelnden Einsicht, daß diese Gewerkevereine, trotz der vollkommenen Organisation und Verschmelzung zur Einheit, trotz aller noch hinderten Freiheit, ihre Interessen nicht wahren und fördern können. Dies führt ihn zu einer Kritik der angewandten und vorgeschlagenen Mittel zur Verschmelzung des bisher im ewigen Einerlei wiederkehrenden Streites zwischen Capital und Arbeit. Er beleuchtet zunächst die Schiedsgerichte und weist nach, in vielen Fällen sei sich bereits nützlich erwiesen und wie sie die bessere Organisation, namentlich durch gleichmäßige Vertretung der betreffenden Parteien, durch unparteiische Vertrauensmänner jeder der beiden Seiten noch segensreicher zu entwickeln sei. Das beste Mittel gegen Arbeiter-Einstellungen und für die Lösung der sozialen Frage überhaupt (in Parenthese: der politischen u. sogar internationalen für fruglicher Entlohnung und unumwundene Friedeinstellung aller Nationen) ist die praktische Brüderung gemeinsamer Bestrebungen und Interessen, wie die Wissenschaft schon erfreuliche Beispiele lieferte. Auch die Industrie hat diesem Ideale bereits in allen kultivierten Staaten internationale Ausstellungstempel erbaut. Die Engländer geben damit um, wieder zwei neue, noch schönere Tempel zu errichten und zwar zunächst für die speziellen Interessen der Arbeiter, wie sie auch, besonders für die ländlichen, die neuen Arten von Familientempeln oder Häusern für je eine Familie, schon von fünfzig Pfund an für jedes, hundertweise erbaut haben und damit mit verstärkten Kräften fortarbeiten. ogle

*) Die Gewerkevereine in England (Trades Unions), vom Grafen von Paris. Aus dem Französischen überlegt von Dr. Emil Ledmann. Vom Verfasser autorisierte Uebersetzung. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1870.

Die engle praktische Verbrüderung der Arbeiter, des Capitals und der Arbeit ist die Kooperation in Form von Productivgenossenschaften. Viele der Art sind in England theils als Selbstburden untergegangen, theils als gesunde Früchte gesunder Vernunft und Wirtschaft zu überraschend geblühlicher Entwicklung gekommen. Der Graf von Paris schildert uns zwei der letzteren, erstens die Kohlengrube von Briggs u. Co. als ein Beispiel, daß diese Kooperation auch ohne große Capitalien und Arbeitgeber bei einer solchen Industrie möglich und erfolgreich sein könne. Es ist freilich nicht eigentlich Kooperation, sondern *Industrial Partnership*, das auch bereits in Berlin versuchte Mittel, die Arbeiter zu Mitarbeitern, zu *Compagnons* und Capitalisten zu machen. Wir können uns hier nicht auf eine Kritik dieser Heilmethode einlassen, in welcher der Statistiker Dr. Engel die Lösung der sozialen Frage überhaupt begründet, und John Prince Smith, den finanziellen und wirtschaftlichen Sturm der Zerstörung nachwies. Dagegen hat die reine Kooperation so mehr Aussicht, das Heil der Arbeiter zu begründen und die Lösung der sozialen Frage beizutragen. Es wird Viele überzeugen, daß die cooperative landwirtschaftliche Gesellschaft zu Anglen (Norfolk), 1830 mit funfzehn Tagelöhnern und schätzungsweise mittelmäßigen Bodens begonnen, so glänzende Ergebnisse liefert, wie sie uns im Bunde geschildert werden. Die Gesellschaft begann damit, daß jeder der funfzehn Tagelöhner zwanzig Thaler einzahlte und der Grundbesitzer vierhundert und Sterling Verfaß gab. Dieses Capital wurde angelegt, zunächst die sechzig Acker zu pachten und Wirtschaftszweigen und Vieh anzuschaffen. Damit arbeitete man so glücklich, nach hundertunddreißig Acker hinzugepackt und noch sechs Ackerthione, à zwanzig Thaler, aufgenommen werden konnten. Bereits den glänzenden Erfolg erwähnen wir nur, daß die Acker von zwanzig Thälern nach vierundzwanzig Jahren zum Cours von funfzig Thälern oder mehr als 330 Thaler erhöht hatten, also bis über den sechzehnfachen Betrag des Emittirten gestiegen waren.

Dies lockte natürlich zur Nachahmung, worüber aber noch genauere Berichte vorliegen. Auch in Amerika bestehen die Cooperativ-Gesellschaften für Ackerbau und verschiedene Gewerke. Besonders wichtig auch für uns ist diese Art von Verbrüderung kleiner Capitalien und Arbeitskräfte für die Landwirtschaft, und in England, wo es jetzt gilt, nicht nur in Bezug Irland, sondern auch auf den feuchtsüßigen gebundenen Boden des neuen, befreiende Marschwege zu finden, kann das unglaublich gewordene Pachtverhältnis vielleicht gerade durch solche Art friedlich und wirtschaftlich gelöst werden.

Unter Versaffer findet in diesen Productivgenossenschaften ihrer rechtlichen Anerkennung überhaupt das wahre Heil der Industrie, Kultur und Freiheit. Freilich verlangt er auch Recht, namentlich für Frankreich, gekündete politische und soziale Pressefreiheit. Zuletzt sagt er noch ganz eindringlich, die sozialen Fragen mit ihrem fast immerwährend wühlenden Fortritte zwischen Capital und Arbeit sich nur unter wirklicher rechtlicher Freiheit friedlich lösen lassen.

„Keine auf die Behauptung ihres Ranges in der Welt haltenden Nation darf heutzutage diese Freiheit, die höchste Ausprägung des civilisirten Menschen, ungestraft wie einen Luxus ansetzen, mit dem man sich einen Tag schmückt, um ihn am nächsten wieder von sich zu werfen.“

R u s s l a n d .

Juri Samarin's Anklage gegen die Ostsee-Provinzen.*)

So liegt sie denn vor uns, diese bedrückte und boshafte aller Schmähschriften gegen den deutschen Namen, übertragen in die Sprache der Fabrensbach, des Ritters von Moskowitzens von der Zarenherrschaft, der Patsul, Münich, Ostermann, Eivers, Euler, Pallas, Wiltgenstein, Diebstich, Brannow, Humboldt, Bär, Harthausen und der Tausend Anderer, welche Schweiß und Blut daran setzten, den slavischen Riesen an der asiatischen Gränze vom größten Schmutz der Barbarei zu reinigen und ihn in die Gesellschaft der europäischen Kulturvölker einzuführen. So trägt er seinen Erzieher den Dank ab; die Feder, die sie ihn haben führen gelehrt, gebraucht er dazu, um ein häßliches Pasquill auf sie zu Tage zu fördern, um darin all ihre Schwächen mit den größten Farben auszumalen, dem Spott und Haß der Genossen preiszugeben, doch nein — vielmehr allerhand Vaster und Verbrechen zu erfinden und sie ihnen anzuhängen.

„Wer die Stimmführer der Slaven befragt“, sagt Schirren in seiner „Biländlichen Antwort an Samarin“, „vernimmt, wo die Sprache der Uebermuths schweigt, nur Jammer und Klage. Wenn slavische Stämme ihren Geist nicht so entfallen, ihre Kultur nicht so entwickeln, ihre Kirche nicht so weit ausgebreitet haben, als ihnen erwünscht wäre, immer sind die Umstände daran schuld, oder fremde Stämme haben es zu verantworten: bald die Türken, bald die Deutschen, bald hat es der Papst auf seinem Gewissen. Vollends von allen Seiten angefallen und bedrückt, hat das riesige Volk der Russen sein kümmerliches Dasein gefristet; von Osten haben es die Mongolen geklagt, von Süden Tataren und Türken, von Westen die Polen, die Schweden, die Deutschen. So lang das her sein mag — der Instinkt!“ lehrt: es giebt keinen Weg zur Freiheit und zur Kultur, als mitten durch die Kerkere, und keinen würdigeren Gebrauch der wiedergewonnenen Eigenbewegung, als nur die Mongolen und die Türken zu plagen, die Polen, die Schweden und die Deutschen gründlich wieder zu drücken. Nur so kommt die Nation zum Bewußtsein ihrer selbst. — Auch in diesem Amte verlegt sich die unklarliche Passion nicht, sich leidend zu fühlen und sich angegriffen zu halten. Die Uebermacht darf noch so erdrückend sein, die Zerstörungswuth mag die letzten Schranken niederreißen: auch die wildeste Raube behält die bürgerliche Miene gekränkter Unschuld. Das ist der Instinkt der Rasse: ein großes Volk wüthet und weint dabei über sein verdientes Loos. Da ist mehr, als Libertas.“

Es giebt wohl kein anderes Volk, als das deutsche, das so schwere, boshafte Anklagen eines Fremden gegen sich oder doch einen seiner Zweige in die eigene Sprache übertrüge, tren und unverkürzt. Wir halten das für ein Zeichen geistiger Gesundheit. Der Deutsche läßt sich mit Seelenruhe die verabschiedeten Dinge sagen; er geräth darüber nicht außer sich, er prüft sie, er widerlegt sie, oder wenn er sie nicht zu widerlegen vermag, so geht er in sich und — sucht die als gerecht erkannten Vorwürfe durch

*) Juri Samarin's Anklage gegen die Ostsee-Provinzen Russlands. Uebersetzt aus dem Russischen. Eingeleitet und commentirt von Julius Gerdert. Leipzig, S. W. Brockhaus, 1869.

**) Der „Instinkt“ des russischen Volkes ist Petra Samarin die höchste Instanz, welcher Vernunft, Recht, Wahrheit untergeordnet wird und der sich auch die nichtrussischen Völker des Reiches blind unterwerfen sollen.

eigene Beförderung zu entkräften. Wir können wohl behaupten, daß kein Volk sich selbst so gut in allen seinen Fähigkeiten und Mängeln, in seinen Tugenden und Schwächen kennt, als das Deutsche. Nicht ganz zutreffend ist diese Behauptung in Betreff einzelner seiner Glieder; von diesen werden immer einzelne übermäßig erhoben, andere übermäßig herabgesetzt. Das letztere Loos hat bis vor Kurzem die Balten getroffen. Der noch vor drei Jahren, wie das Samarin vor einem Jahre gethan hat, mit der Anklage auftrat, daß der baltische Bauernstand das Opfer der Willkür und der Selbstsucht der dortigen deutschen Gutsbesitzer sei, daß die russische Regierung allein dessen Bestes wolle und betreibe, aber von diesen durch 50 Jahre hindurch systematisch hinter das Licht geführt und betrogen worden sei, daß die Letzten und Ehesten eine aufrichtige Hinnneigung zur griechischen Religion hegten, daß diese aber von den Deutschen gewaltsam unterdrückt werde, daß auch ihr Bildungstrieb von diesen niedergebunden, die Justizreform aus Glaubensselbstsucht hintertrieben werde, daß die Städte im Spießbürgerthum verknöchert seien und das Interesse für Recht, Glauben und Sprache der Väter von den Deutschen nur vorgespielt werde, um unter diesem Schilde für die Erhaltung ihrer mittelalterlichen Herrenrechte zu kämpfen — mer vor drei Jahren mit solcher Anklage der baltischen Deutschen vor das Publikum des deutschen Mutterlandes trat, der konnte einer beifälligen Aufnahme von ihm noch sicher sein, so schlimm war das Vorurtheil, welches damals noch allgemein gegen das Tochterland verbreitet war. Seitdem ist Deutschland durch eine Reihe von selbständigen Berken und zahllosen einzelnen Aufsätzen in Zeitschriften eines Besseren belehrt worden. Das „Magazin“ hat zu den ersten Journalen gehört, welches seine Spalten einer richtigeren Würdigung der Zustände an der Düna erschloß. Jetzt ist uns kein deutsches Blatt bekannt, welches die Partei der Russen gegen die Ostsee-Provinzen hält. Wir hoffen, daß sich auch die Kreuzzeitung nicht ferner durch Parteilangeweir der Russen aufzuführen lassen werde, wie das zuletzt vor Jahr und Tag durch den Korrespondenten geschah, den Moldemar von Vord öffentlich einen „fremden Lügner“ und „Geizling“ nannte.

Eine ganz andere Aufnahme wartete daher jetzt in jedem Falle der „Anklage Samarin's“, als früher, wenn sie in deutscher Sprache veröffentlicht wurde. Indes waren solche Erläuterungen, wie sie von Herrn J. Eckardt der Uebersetzung beigegeben sind, doch immer noch Bedürfnis, denn die baltischen Verhältnisse sind zu eigenartig, um sich so leicht durchschauen zu lassen, und die Schrift enthält zu viel Blendendes und absichtlich Irreführendes, um für sich so leicht richtig gewürdigt zu werden. Herr Eckardt hat es sich namentlich zur Aufgabe gemacht, „die thatsächlichen Unwahrheiten zu widerlegen, die ausgepregelt werden, um dem baltischen Kredit im In- und Auslande zu schaden, und uns (Herr Eckardt spricht als Balte) hier als Rebellen, dort als verfluchte und tyrannische Reaktionen erscheinen zu lassen“.

Im Ganzen kann man nur anerkennen, daß es dem Herausgeber wohl gelegen ist, diese seine Absicht zu erreichen; in dem „Kommentar“ wird der deutsche Leser sogar den werthvollsten Theil des Buches finden und vielfache Belehrung daraus mit fortnehmen. Wir wollen das an einem Beispiel erweisen. Seite 20 bringt Herr Samarin folgende Erzählung vor:

„Vor einigen Jahren war der Kaiser während seiner Durchreise durch Lettland auf der Jagd und übernachtete, wenn mir recht ist, im Walde. Der Adel der Umgegend hatte dem Kaiser einen Pavillon erbaut und sich die Erlaubniß ausgebeten, vor der Thür des Schlafgemachs mit der Hantel in der Hand ab-

wechselnd Wache zu halten. Was konnte wohlgefanter eintreffen, und wenn ist wohl eingefallen, daß das nichts weiter war, als eine besondere Art von politischer Manifestation gegen die Bauern? Tages darauf war eine Erzählung folgenden Inhalts unter dem Pavillon der Umgegend in Umlauf gesetzt: der russische Kaiser traut den Letten nicht und deshalb hat er für die Nacht die adlige Wache zu sich gerufen.“

Diese artige Erzählung, welche in ihrem Schlußsatze wohl die Dichtertalente des Herrn Samarin anzuschreiben ist und welche dazu dienen soll, das feindselige Verhältniß zwischen Letten und Deutschen zu erweisen, wird von Herrn Eckardt folgendermaßen erläutert:

„Wir wissen nicht, woher Herr Samarin seine Nachrichten über das hat, was Letten und Ehesten zu berichten pflegen, wenn man sie hinter dem Rücken der Ordnungsbefehlshaber über ihr Verhältniß zu Volk und Regierung Auslands examinirt. Die Beobachtung für Se. Majestät den Kaiser wird bei ihnen ganz gefunden, wie bei den Letzen, von denen sie dieselbe gelernt haben, d. h. bei jenen Predigern, Stellvertretern und Weibern, zu unser Verfall für geborenen Rebellen macht. Um Uebriem hat es ganz regelmäßig drei Punkte, welche der livländische Kaiser zur Sprache bringt, wenn er sich „auf der Jagd, im Krug oder in der Hütte“ über die Erfahrungen offen ausdrückt, welche er mit dem russischen Element gemacht, dem Herr Samarin das Wort spricht. Er erzählt einmal, daß die Versprechungen, welche seinen zur griechischen Kirche übergetretenen Vasallen ausgemacht worden, ebenso unerfüllt seien, wie die goldenen Berge, welche den zur Auswanderung nach Rußland beredeten liv- und estländischen Bauern in Aussicht gestellt gewesen. Zweitens erzählt er regelmäßig über die Malschuld; er erzählt ausführlich über die Krone in den vierziger Jahren dem hungernden Landvolk Getreidevorrischüsse angeboten habe, ohne zu erwähnen, daß dieselben niemals zurückgefordert werden konnten, und daß sich Vorrischüsse zum allgemeinen Schrecken sammt beträchtlichen Zinsen plötzlich und mit einem Mal zurückgefordert seien. Der dritte Punkt machen regelmäßig Klagen und Beschwerden darüber aus, daß zur griechischen Kirche übergetretenen Letten und Ehesten welche sich der Abendmahlsfeier oder der griechischen Laute des Landes entzogen, auf Requisition der russischen Geistlichen zwangsweise in die Kirche gesehleppt und in Fällen fortgesetzter Weigerung sogar häufig mit Ruthen geschrien werden sieht. Die „Jagdgeschichte“ des Herrn Samarin und beiseite gelassen, gewerbete Erzählung von der Bewachung des Kaiser wird hierauf auf ihren wahren Werth zurückgeführt, daß nämlich in einer ganz gewöhnlichen Fürsorge für die Sicherheit des Monarchen von Seiten der händlichen Beamten besteht.“

So weit wäre die Schrift des Herrn Eckardt sehr klar und werthvoll. Wir können jedoch nicht umhin, unser Erstaunen über die etwas byzantinische Form auszusprechen, mit der seine Venalität nicht bloß gegen den Selbstherrscher aller Reußen sondern auch gegen die russische Regierung an den Tag legt zu müssen glaubt. Herr Eckardt verzicht ganz, daß er sich seit Jahren der Ehugengossenschaft des norddeutschen Reiches erfreut, daß er Redakteur eines geachteten deutschen Blattes im Mittelpunkt des deutschen Buchhandels ist und daß er in der vorliegenden Schrift zum deutschen Volke spricht, welches nicht das russische Unterthanenverhältniß genießt. Das soll uns alle der „Beobachtung für Se. Majestät“ den jetzt regierenden oder gar des „höchstherrlichen Kaiser“ und dgl. mehr? Wenn wir Deutsche des Mutterlandes uns für unsere Stammerwandten im Ostsee-land erwärmen sollen, so können wir nicht anders, als ziemlich

Geachtet von Verehrung für den „Höchsteiligen“ empfinden, welcher seinen Namen unter ein Auenstück setzte, in welchem, als „abstufende Uebelstände“ in den Hseprovinzen, deutsche Sprache, deutsche Sitten und protestantische Religion genannt waren. Auch unsere Empfindung gegen den Zar Alexander II., welcher seine deutschen Unterthanen in russischer Sprache anredet und alle Anstaltungen - Maßregeln gegen dieselben gutheißt, konnte er sich vorstellen. Nein, Herr Julius Eduard ist nicht der richtige Vertreter der Hseherzogthümer in Deutschland. Ein Mann, der sich noch immer eine Pforte offen läßt zur Rückkehr in das russische Reich und vielleicht auch in ein russisches Ordenskapitel, kann nur gemischte Gefühle für die von ihm vertretene Sache erregen.

E. K.

Polen.

Polnische Stimmen über slawische Wirtschaft und Kultur.*)

I.

„Polens Unglück im achtzehnten Jahrhundert war seine Sitte, Polens Unglück im neunzehnten Jahrhundert ist seine Sprache“, so erklärte ein geistreicher Pole dem Verfasser dieser Zeilen. In der That ist es wahr, daß viele der entscheidenden Verirrungen, welche von polnischer Seite im Laufe dieses Jahrhunderts begangen worden, sich nur durch die Isolirtheit des polnischen Denkens und Schreibens erklären. Es ist ein trauriges Schicksal, wenn die Literatur eines gebildeten Volkes von keinem andern Volke beobachtet wird. Schon für die Schriftsteller selbst ist es nicht angenehm, nur von einem laubemännischen Kritik beachtet zu werden. Ein großer Theil von den Chancen des Berühmtwerdens, welche den englischen, französischen und deutschen Autoren durch die internationale Bedeutung ihrer Literatur offen stehen, ist dem verschlossen, welcher in einer Sprache schreibt, die, wie die polnische, nicht einmal von den Völkern verwandter Sprache gelernt zu werden pflegt.

Auf der andern Seite bringt eine derartige Abgeschlossenheit doch wieder auch gewisse Vorzüge mit sich. Weil der Schriftsteller nur wenige sind, kennen sie sich sämmtlich untereinander, und es bildet sich, bei den Polen wenigstens, ein Verhältnis der camaraderie im guten Sinne, von welchem alle Theilhabenden und das Publikum dazu nur Nutzen ziehen. Weil das lesende Publikum aber nur Wenige zählt, welche sich für eine polnische Hochliteratur interessieren, so sind alle Fachschriftsteller von Hause aus gezwungen, sich eine allgemeinverständliche praktische anziehende Schreibweise beizulegen, wenn sie überhaupt eine Art Leserkreis finden wollen. Wesentlichen Bezug nehmen aus dieser Rücksicht fast alle polnischen Schriftsteller auf das beständig alle Klassen ihrer Gesellschaft interessirende Unglück des ehemaligen Polenstaats.

Es ist auch an anderem Ort anerkannt, daß in letzter Zeit die Polen sich bemühen, die Gründe ihres nationalen Unglücks ohne Schonung der angeborenen Empfindlichkeit ihres Stammes herauszulegen. Ein Pole selbst, Dozent an der Lemberger Universität, hat mit beiderseitiger Kritik in Sybel's historischer Zeit-

schrift alle Schwächen der nationalen Kultur und Literatur bloßzulegen unternommen. Was er und Andere in dieser Beziehung auf historischem Gebiete thun, das suchen andere Schriftsteller, gleichfalls an die ganze Nation, aber leider, da sie polnisch schreiben, nur an die Nation gewendet, im Bereich der Socialwissenschaft zu ergänzen. Die beiden angezeigten Werke gehören dieser Richtung an.

Der Sturz der polnischen Nationalselfständigkeit findet seine Ursache in der Schwäche des polnischen Collectivlebens. Und eben diese im Vergleich zur Gesamtwirklichkeit anderer an Kopfabzahl gleich starker Nationen noch immer bedeutende Schwäche hat, weil sie fortdauert, aus bisherigen, auch nur theilweisen Wiederbelebungsversuche nicht gelingen lassen.

Diese Schwäche des polnischen Collectivlebens erscheint auf drei in reger Wechselbeziehung stehenden Gebieten um die Zeit der ersten Theilung Polens in greller Weise gleichzeitig in der Kultur, in der Kraft zu politisch-rechtlicher Vereinigung und in der Wirtschaft. Die Ueberwucherung des Individualismus in allen diesen Erbhären mußte den Sturz Polens herbeiführen.

Von 1772 an aber läßt sich allerdings eine Reaction der gesundensten Elemente, welche noch vorhanden waren, gegen das fernere Ueberhandnehmen des Individualismus wahrnehmen. Und nun gewährt es seit hundert Jahren ein tragisches Schauspiel, zu sehen, wie das Wirken dieser auf Reformen und Wiederkraftigung des Collectivlebens des Gemeingeistes und socialen Handelns gerichteten Elemente beständig durch gewaltsame Eruptionen des noch immer unbesiegt Individualismus gehemmt und unterbrochen wird. Die seit hundert Jahren periodisch wiederkehrenden polnischen Kämpfe sind der schlimmste Feind einer Kräftigung des polnischen Collectivlebens.

Zur Hebung des Gemeinfinns auf Grundlage der Errungenschaften neuerer nationalökonomischer Wissenschaft sind die beiden vorliegenden Arbeiten bestimmt. Dieselben gehören insofern zu einander, als der Verfasser des ersten Schriftchens „Etwas von unserem Lande“, Herr Solbraczynski, ein galizischer Gutbesitzer, der Alerseit der offenen Brücke ist, welche Herr Supinski, ein Lemberger Particulier und bekannter nationalökonomischer Schriftsteller, unter dem Titel „Einige Punkte von socialer Bedeutung“ verfaßt hat.

Da der erstere Schriftsteller ein Anhänger Carey's, des jetzt auch in Deutschland vielbesprochenen amerikanischen Volkswirths, ist, der zweite sich an Bastiat, den Verfasser der Harmonies économiques, nicht ohne Selbstständigkeit lehnt, so stehen die beiden Verfasser auf cosmopolitischer Grundlage. Deshalb wäre es einem deutschen Publikum gegenüber, welches Carey und Bastiat kennt oder leicht kennen lernen kann, überflüssig, die nationalökonomischen Thesen darzulegen, welcher durch die beiden Bücher läuft; wir wollen vielmehr im Folgenden zeigen, eine wie umfassende Anwendung auf Polens keineswegs musteraltgiltige sociale Verhältnisse die Verfasser aus ihren nationalökonomischen Thesen herleiten.

II.

Der Verfasser von „Etwas von unserem Lande“ stellt wesentlich diejenigen Sätze des Amerikaners Carey an die Spitze seiner auf ein polnisches Publikum ihren Eindruck gewiß nicht verschwendend Apostrophen, in welchen der gelehrte Buchhändler von Philadelphia die Nothwendigkeit einer Vervielfältigung der Arbeitsarten eines Volkes, das unabhängig bestehen und gedeihen soll, dargelegt hat. Fälschlich wird Carey nur für einen fanatischen Schutzgötter ausgegeben; er ist bei weitem mehr als das; nur in seinem letzten, allerdings verbreitetsten Buch ist

*) J. Solbraczynski, Rzecz o Ziemi Naszej. (Etwas über unser Land.) Krakau, 1869.

Kilko szczegółów Tróci Społecznej. (Einige Bemerkungen socialen Inhalts.) Krakau, 1867—1868.

er Schutzdöner geworden. Der Schutz Zoll aber paßt, genau genommen, gar nicht in sein großes, schon früher in drei besonderen Schriften entwideltes System der Wirtschaftslehre. Dieses eigentliche System Garen's kann vielmehr als einer der gelungensten Versuche betrachtet werden, die wahren Principien der Humanität und Kultur mit denen der Wirtschaft in Einklang zu bringen, und paßt darum vollkommen für ein Volk, welches sich auf allen diesen Gebieten gleichzeitig regenerieren will.

Soldragsnekt beschwört seine Völkchen, den bloß gewohnheitsmäßigen Ackerbau aufzugeben und sich der rationellen Landwirtschaft, zugleich auch der Industrie und dem Handel zuzuwenden, vor Allem aber mehr für Ausbildung des Geistes und Charakters zu thun. In dieser letzteren Beziehung stellt er seinen Völkchen das Beispiel der Deutschen mit folgenden Worten (Seite 13) vor Augen:

„Mag man von der deutschen Gelahrtheit sagen was man will: die Deutschen sind zugleich tiefe Denker und weit in der Praxis vorgeschritten. Bei und dagegen heißt es: ex omnibus aliquid ex toto nihil. Große Fähigkeiten haben wir, aber es fehlt uns an Lust und Ausdauer, gründliches Wissen zu erwerben.“

Gleichzeitig gegen den Wankelmuth und die eitle Mode sucht, welche den Polen so oft vorgeworfen werden, sind die Worte gerichtet: Unsere Jugend wechselt ihre Ansichten in der Rede und im Kopf ebenso leicht und oft als die Form der Kopfbedeckung.

Den Gang seiner Nation, sich einseitig dem Landbau zu ergeben, bekämpft er mit den Worten:

„Das Kapital wächst nicht, wo einseitige und theure Production Früchte anbaute, die keinen Abzug finden; sollten sie denselben auch erlangen, so reduciren die Transportkosten und das Kapitalmonopol des Käufers ihren wahren Preis auf sehr unbedeutende Maße.“ (S. 23).

Indem er seinen Völkchen, den galizischen Polen, die Nothwendigkeit klar macht, außer dem Ackerbau auch andere Erwerbszweige zu kultiviren, macht sich die allgemeine Bildung hebe und damit durch die gesteigerte lokale Nachfrage nach den Produkten der Landwirtschaft diese selbst zum Fortschreiten angelpont werde, nimmt er folgende, die ganzen polnischen Kulturzustände, wie sie gegenwärtig noch sind, bitter geißelnde deductio ad hominem zu Hilfe (S. 28):

„Und jetzt blickst auf ein Land, in welchem falsche einseitige Entwicklung der Production, trotz hinreichend dichter Bevölkerung und natürlicher Schätze, keine Industrie und keinen soliden Handel auskommen läßt; wo in einem Jahr das Volk Hungers stirbt und im folgenden schon das Getraide in den Speichern dumpft wird; wo man die Früchte der Civilisation genießen möchte, ohne deren geistige und physische Arbeit zu theilen, wo leichtsinniges Belassen des Grund und Bodens mit Schulden zum guten Ton gehört, wo stehender Glanz neben trübem Schatten, Luxus neben dem Elend herrscht, der Reiz ausländischen Comforts neben dem jämmerlichen Trödel des Volkes und neben den wandenden Edelhöfen der in ihrer Grifung untergrabenen Gutbesitzer; wo — — — welches wird die Zukunft dieses Landes sein?“

Das Buch „Könige Punkte socialen Inhalts“, in Briefen bestehend, die an den Verfasser der eben besprochenen Schrift gerichtet sind, kann hier gleichfalls nicht weitläufig kritisiert werden. Wir charakterisiren es nur als eine lebhaft und anregend geschriebene Diatribe, die, während die erstere Schrift eine Aenderung der polnischen Nationalgemohnheiten herbeiführen will (in customs and manners besteht ja aber nach den Engländern der

menschliche Charakter), vorzugsweise eine Veredelung der polnischen nationalen Denkweise in's Auge faßt. Das Hauptaugenmerk der niederen Polen steht er in dem eingewurzelten Nationalismus derselben und in ihrer Abgestumpftigkeit gegen die Schöne. An zahlreichen Belegen für diese beiden wenig beachteten Thatfachen läßt er es nicht fehlen. So erzählt er S. 16 folgende ihm auf den galizischen Dörfern begonnene Erlebnisse. Ein Kind starb an einer leichten Krankheit bloß durch den Mangel an Pflaster von Seiten seiner bauerlichen Eltern. Warum daht ihr das Kind nicht gerettet? „Es sollte sterben, das har'st du.“ Zur Gehilzeit suchte er die Landbevölkerung dem Genuß von Lich mit Gurken abwendig zu machen; wahrhaft orientalisches antworten: man ihm darnadig überall: „Wer sterben soll, der stirbt doch.“ „Run so seht Euch unter einen Jaun und wartet, ob man Euch nach Hause trage!“ „Run, wissen Sie, Herr, ich werde ich zu Hause sein, wenn es vorherbestimmt ist, daß ich zu Hause übernachten soll.“

Eine Bäuerin aus der Zolkiewer Gegend besucht ihren wegen Brandstiftung eingekerkerten Sohn. Wie geht es dir dort? Gut; ich habe kein schlechtes Essen, warme Wohnung und ich nichts zu thun. Sohn, betrage dich gut, damit man dich nicht hinausjagt. Daß in der That die Strafsache für das galizische Volk keine Strafe zu sein scheint, beweist der Verfasser auch so durch, daß, als einmal 200 Kerkergefangene zum Schweißarbeit commandirt waren, man am Abend 208 im Gefängniß nicht vorfand (S. 137). Die Schuld dieser Zustände steht der Verfasser in der bisherigen socialen Organisation der galizischen Polen.

Daß aber diese sociale Organisation, durch welche die Besitzende vielen Völkchen gegenübergestellt waren, auch die Ersten verderblich gewesen, beweist er durch noch edlere Thatfachen. Die polnischen Kautanten haben zu weit nichts, als zum Mangel an barem Gelde und zu größter Verschuldung der Güter geführt. Eine Hilfe für die polnische Landwirtschaft erblickt der Verfasser nur in einer durch die Hypothekenordnungen zu billigen Zerschlagung der großen Rittergüter durch parzellenweisen allmählichen Verkauf. Zu Gründung eines landbauenden Mittelstandes sei die einzige Rettung für die Polen; nur durch den Besitz mittelgroßer Güter würden sie zur Erneuerung ihrer nationalen Denkweise zu gleich und zur Sammlung ihrer Kräfte angelpont werden. Ein weiterer Verfall der polnischen Landwirtschaft ist unter obiger meiner Untergang, mit ihrem Tode sterben wir Alle.“ (S. 141)

Wenn der Verfasser aber auf S. 172 mit persönlichen Uebertreibungen schließt — er ist leider bereits erblindet — so ist zu wünschen, daß er seiner Nation noch lange möge erbalten bleiben. Supinski nimmt unter den polnischen Socialtheoretikern die erste Stelle ein; seine „Schule der polnischen Wirtschaft“ und „Versuch einer socialen Physiologie“ sind für die Kenntnis des Infandes der heutigen polnischen Kultur außerordentlich wichtig. Seine über „Arbeits“ ausgeprochenen Sätze sind das Leitwort einer großen Zahl strebender Polen geworden.

Kleine literarische Revue.

— „Sophokles und seine Tragödien“. Der große griechische Tragiker ist der Gegenstand eines von Dr. Otto Ribbeck, der bekannten Kieler Philologen, gehaltenen Vortrags, der als

der Hefte in der Birchom-Holthendorffschen Sammlung im Druck erschienen.“ Für den Zuhörer bringt der Vortrag etwas wesentlich Neues nicht; auch ist dies ja bekanntlich nicht der Zweck jenes Unternehmens. Dem Laien indeß giebt er eine gute Uebersicht über die Stellung des Sophocles in der Geschichte der griechischen Literatur, eine Charakteristik und Analyse seiner Tragödien und eine Beschreibung des Sophocleischen Dichtergeistes. Freilich wird dabei immer einige Kenntniß jener Meisterwerke der Poesie vorausgesetzt; indeß ist dieselbe ja auch für den, der den großen Tragiker nicht in der Ursprache zu lesen vermag, leicht zu erwerben, da gerade ihm das Glück guter und geschmackvoller Uebersetzungen vor Anderen seiner Genossen von dem griechischen Parnassos zu Theil geworden ist. Wir denken hierbei weniger an die in vielen Hinsichten bedeutliche Danner'sche Uebersetzung, als vielmehr an die Arbeiten von Oranzenhorst und Wilbrandt. — Die Darstellung in dem Ribbeck'schen Vortrag ist durchweg schön und treffend; es zeigt sich in ihr der feinen Gegenstand völlig beherrschende und doch für ihn begeisterte Meister.

1828 als „*Saasays of Ella and Eliana*“ (seiner Schwester) erschienen, verschafften ihm den Namen eines Meisters auf diesem Gebiete. Auch heututage noch lieft man seine Betrachtungen über den alten und den neuen englischen Schulmeister mit großem Vergnügen. „Während die alten Schulmeister“, heist es darin, „glaubten, daß alles Vernun in den Sprachen, welche sie lehrten, enthalten sei, muß der neue Schulmeister von Allem Etwas wissen, da sein Zögling nicht über irgend etwas gänzlich unwissend sein darf. Da aber derartige Belehrungen nicht in den Schulstunden, sondern in den Pausen, bei Spaziergängen, kurz bei jeder Gelegenheit angebracht werden, so ist ein solcher Schulmeister wenig für die Gesellschaft von Erwachsenen geeignet, indem er, der, gleich Gulliver, von seinen kleinen Leuten herkommt, die Größe seiner Kenntnisse denen des erwachsenen Hörers nicht anzupassen versteht.“

Literarischer Sprechsaal.

— *Memoiren einer Nadel.*“) Wir bringen die Uebersetzung dieses dem Französischen entnommenen Buches gern unsern Dank und unsere Anerkennung dafür dar, daß sie es unternehmen hat, diese ebenso liebliche wie nützliche literarische Schöpfung in Deutschland einzubürgern. Die „Memoiren einer Nadel“ erinnern ihrer Anlage nach an Anderjens „Was sich der Abend erzählt“; aber es tritt in ihnen eine bestimmte Absicht hervor, nämlich die, auf diejenigen, für die das Buch vorzugsweise bestimmt ist, auf junge Mädchen, anziehend einzuwirken. Dieser Zweck wird in einer sehr arten, fein durchdachten Weise erreicht. Mit Recht bezeichnet die Uebersetzerin die Memoiren als ein Buch voll sinniger, ernster Gedanken, voll tiefen Gefühls, wahr und treu in der Schilderung der verschiedensten Gedanken. Auch war es ein guter Griff der Verfasserin, in dem Vorworte, als eine Erzählung der Nadel, nach dem Vorgange von Adam Smith in seinem berühmten Werk über den Nationalreichtum, die englische Nadel fabrication zu schildern und auf diese Weise unseren jungen Damen einen Begriff davon zu geben, welche Schicksale ein Stückchen Stahl zu bestehen hat, bevor es als Nadel, nützlich und blank, den guten Händen in Anfertigung von allerhand bewundernswürdigen Arbeiten benützlich sein kann. Wir probenbeugen der Schrift einen bevorzugten Platz auf dem Büchertische unserer erwachsenen weiblichen Jugend.

— *Die Tauchnitz-Ausgabe von Charles Lamb's Essays.*“) (Ein utes Buch, über das die Kritik längst entschieden hat, liegt uns in einer neuen Ausgabe vor, und wir können es der Verlagsanstalt nur Dank wissen, daß sie dem Publikum Gelegenheit bieten, sich diese englischen Muster-Essays in einer wohlfeilen Ausgabe zu verschaffen. Charles Lamb, im Jahre 1775 zu Stratton geboren, gestorben im Jahre 1834, gab kurz vor seinem Tode seine „*Tales of Shakespeare*“ heraus. Seine Essays, die im Jahre

Die „*Riga'sche Zeitung*“, eines der ältesten, deutschen, politischen Blätter (sie wurde im J. 1770 gegründet) hat seit dem 1. d. M. in Herrn Rudw. Pezold, dem früheren, geschätzten Herausgeber der *Keral'schen Zeitung*, einen neuen Redacteur erhalten, der seine ebenso schwierige, als wichtige Mission vollständig zu erfüllen den Beruf hat. „Wir haben“, sagt der neue Redacteur in seinem Programme, „mit dem ersten Sinne eines politisch gebildeten Peterstreffes zu rechnen und werden uns deshalb bemühen, auch in der Polemik das innere Recht unserer Uebersetzungen durch die Würde der Kampfesart zu erweisen.“ Solchen Gegnern, wie den moskowitischen Feinden des Deutschthums, gegenüber ist es allerdings eine schwer zu lösende Aufgabe, stets die Würde der Kampfesart zu wahren, aber wir müssen unseren deutschen Kollegen an der Duna wie an der Rewa (und die „*St. Petersburger Zeitung*“ gehört ebenfalls zu den ältesten deutschen Blättern: sie ist beinahe so alt, wie die von Peter I. gegründete Stadt) das Zeugniß geben, daß sie die Würde der Sprache und der Nationalität, die sie im fremden, fernen Lande vertreten, selbst in den Kämpfen mit einem Kachow, Reontiew, Krajewsch u. nie aus den Augen verlieren. Nur Eines wäre ihnen zu wünschen: daß sie in ihren gefahr- und opfervollen Kämpfen auch von Deutschland aus kräftiger unterstützt werden, sei es durch Anschaffung dieser Blätter in Pforten und Museen, sei es durch Einschaltung von Beiträgen, welche der Sache der Deutschen in Rußland förderlich sein können.

Die russische „*Petersburger Zeitung*“ macht in ihrer Behandlung der deutschen Frage in Rußland eine rühmliche Ausnahme unter ihren nationalen Kollegen, namentlich den *Moskauer Zeitungen* und dem „*Golos*“ gegenüber. Im September d. J. brachte sie einmal einen Artikel zum Schutze des deutschen Bürger-, Sprachen- und Bildungsrechtes in den Ostsee-Provinzen, der noch heute, nach beinahe zwei Monaten, den Zorn und den Widerspruch der verschiedenen Organe der moskowitischen Partei erregt. Der „*Golos*“ denunziert jetzt mit Bezug auf jenen Artikel der russischen Peterst. Itz. die deutschen Schulen, Feuerwehr, Turner- und anderen Vereine in den baltischen Provinzen, die er um ihrer deutschen Väter und Mütter willen als staatsgefährlich bezeichnet. Allerdings mögen diese Vereine einem asiatisch organisierten, mit großemoskowitischen Religions- und Bildungs-

“) Berlin, 1869. Literarische Verlagsbuchhandlung.

“) Von Adèle Couriard. Uebersetzt von C. P. Mit einer Zeichnung von P. Pfeil. Berlin, Carl Zabel, 1867.

“) The Essays of Ella and Eliana, by Charles Lamb. Leipzig, Schönbach Edition.

Ideen beglückten Staate sehr gefährlich und unbequem sein, aber meine Herren Kojewoff, Koffow, Samarit u., warum bleiben Sie mit Ihren Ideen nicht in Moskau und Asien? In Europa müssen Sie es sich nun einmal gefallen lassen, daß diese Ideen als ungesund Elemente betrachtet werden, die ein kräftiger Körper, wenn er nicht unterliegen soll, auf natürlichem oder gewaltthamem Wege von sich ausschleiden muß. J. P.

Wir empfangen soeben die Anzeige von dem bevorstehenden Wiederausgehen der „Baltischen Monatschrift“ (in Riga.) Dieses vortheilhafte, kulturhistorisch-politische Organ der Deutschen in den baltischen Provinzen wird fortan von Herrn G. von der Brüggen, unter Mitwirkung des früheren Herausgebers, Herrn G. Bertholz, redigirt werden. Das erste Heft (ein Doppelheft pro Januar und Februar 1870) wird bereits im December d. J. ausgegeben.

Das von Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens, Dr. Hermann Kleff und Dr. J. D. Georgens herausgegebene Kunst-Journal „Die Frauenarbeit“, liegt uns jetzt in einer Reihe von Nummern vor, und wir müssen anerkennen, daß es sowohl durch seinen Inhalt, als durch seine Ausstattung, die Versprechungen erfüllt, die bei seiner Ankündigung gemacht worden waren. „Alles“, so stand im Programm, „was die socialen Interessen der Frau im Hause und in der Gesellschaft berührt: Stellung, Erziehung, Literatur, Musik, Theater, abbildende Kunst, Hausökonomie und Familien-Industrie werden wir mehr oder minder in den Bereich unserer Berathung ziehen, ohne dabei in den Ton der Abhandlung zu verfallen.“ Demgemäß ist in diesen Blättern die Frauenfrage nach ihrer theoretischen, wie nach ihrer praktischen Seite hin erörtert, vorzüglich durch die Frau Herausgeberin selbst, die mit scharfer Beobachtungsgabe eine außerordentliche Gewandtheit der stilistischen Form verbindet, obwohl wir in der allezeit polemischen Haltung, die sie in ihrer Kritik einnimmt, kein besonderes Förderungsmittel weiblicher Tendenzen erblicken. Die Kunst in der Frauenarbeit hat es in dieser Zeitschrift mit der Dramatik der Wohnräume und ihrer Ausstattung, sowie mit der Westheft der Stidereien und Gewänder zu thun, und die Illustrationen, die diesen Erörterungen beigegeben sind, unterscheiden sich durch ihren artistischen Werth sehr wesentlich von dem Bilderram unserer vielerbreiteten Damenmuster-Journale. Endlich ist durch reichhaltige, poetische, literarische, essayistische und musikalische Beiträge auch für würdige Unterhaltung und Gemüthsberuhigung gesorgt. Wir können nur wünschen, daß diese Zeitschrift, deren Herstellung mit großen Kosten verknüpft und deren Preis gleichwohl sehr niedrig ist, mehr als bisher vom Publikum berücksichtigt werde.

„The New York Tablet“, ein Organ der irisch-katholischen Bevölkerung New-Yorks, bringt unter dem Titel „What the Church is doing for Education“ folgende statistische Zahlen über die Schulen, welche von katholischen geistlichen Orden in der Union und Britisch-Nordamerika geleitet werden. Da in manchen

Orten derselbe Orden mehrere Schulen hat, so giebt die nachstehende Zahl der Orte kleinere Ziffern, als die Anzahl der Schulen beträgt: Die Jesuiten haben Collegien in 20 Städten, die christlichen Brüder in mehr als 30; die Frauen vom heiligen Herzen 18; die barmherzigen Schwestern 107; die Schwestern des Mildeids 39; die Schwestern von Notre-Dame 36; die Schwestern der Heimsuchung 21; die Karmeliterinnen 5; die Ursulinerinnen 21; die Schwestern der Borsehung (Negerinnen); die Congregation des kostbaren Blutes 7; die Töchter der Barmherzigkeit 7; die Congregation des heiligen Kreuzes 14; die Dominikanerinnen 17; die Schwestern von St. Joseph 35; die Schwestern von Sta. Clara 1; die Pfärschwestern 1; die Bräuer vom heil. Herzen 2; die Augustinerbrüder 1; die Schwestern vom heil. Namen Jesu und Maria 18; die Präseparation-Reueu II (350 Mädchen besuchen ihre Schulen in San Francisco); die Schwestern von Verette 21; die Schwestern der Congregation Unserer Herrin 18; die Schwestern von St. Agnes 7; die grossen Nonnen von Montreal 9; die Töchter der heiligen Anna 7; die Lazaristenbrüder 2; die Karmeliten Brüder 11 Schulen in Kentucky; die Schwestern Maria 2; die Schwestern der Borsehung 15; die Benedictiner 4; die Benedictinerinnen 11; die Schwestern vom heiligen Kind Jesu 2; die Frauen vom heiligen Herzen Maria 4; die Töchter des Kreuzes 5; die Schwestern von Kapreth 10; die Brüder des h. Vincenz von Paul 1; die dienenden Schwestern vom unbefleckten Herzen Maria 13; die weiblichen Diensthofen Jesu Christi 1; die Brüder der christlichen Arbeit; die Pfärschwestern 3; die Schwestern der Assumption 2; die Congregation des heiligen Kreuzes 1; die Congregation der Reformation 1; die Schwestern von St. Blaise 3; endlich die Brüder von St. Joseph eine Schule.

Naturwissenschaftliche Vorlesungen für Frauen zu South Kensington Museum zu London werden in diesem Jahr von den Professoren Huxley, Guthrie und Oliver gehalten werden. Das Honorar wird etwa 1 Schilling für jede Vorlesung betragen; Schülerinnen und Lehrerinnen zahlen noch viel weniger. Am Schluß finden freiwillige Prüfungen und auf Wunsch eine Ausstellung von Zeugnissen statt.

Es befindet sich ein populäres Werk Garibaldi's mit dem Titel „Rom im neunzehnten Jahrhundert“, in italienischer Sprache geschrieben, in England unter der Presse. Dasselbe soll ein Beitrag des berühmten Patrioten zu den Bestrebungen für Hebung des Volkunterrichts in Italien sein und viele bisher unbekannte Thatsachen enthalten.

Von unserer langjährigen Mitarbeiterin, Frau F. v. Hehnhausen, erscheint bei Westermann in Braunschweig: „Berühmte Liebespaare“, ein elegantes Büchlein mit trefflichen Portraits, das sich besonders zu Weihnachtsgeschenken eignet. Es enthält historische Studien, die aber für gebildete Leser beinahe der Reiz eines Romans haben werden durch die psychologische Vertiefung und die individuelle Darstellungsgabe, die wir an der Verfasserin kennen.

*) Verlag von Baenschke u. Wagner. (Jährlich 12 Hefte. Preis in Deutschland 5 Tblr.)

*) Preis für das Quartal von neun Nummern von 14 bis 2 Bogen. Letzt mit artistischen Vorlagen u. 25 Sgr. Berlin, Ulrich Brand.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Hartwig und Gohmann) in Berlin sind folgende elegant ausgestattete und ganz besonders zu Festgeschenken geeignete Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt (235)

Velin-Ausgabe. Mit colorirten Bildern. In englischem Einband 1 Thlr.

Vierzehnte Auflage. 1869. Druckpapier. In farb. Umschlag kartonirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Einblatt's Regisseur durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Undine.

Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Illustrirte Ausgabe. (Vierzehnte Auflage 1870.) Mit 60 Holzschnitten. Octav.

In geschmackvollem Kelleibband. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. 20 Sgr.



Miniat.-Ausgabe (15. Auflage 1869) mit Titelbild in Stahlstich, nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In Kelleibband mit Goldschnitt 20 Sgr.

Diese liebliche Erzählung, das reizendste und tiefste Märchen, reinsten Ausdruck romantischer Poesie, schildert die Natur der Niren, wie sie in der Egenwelt ruht, überaus anziehend und hat sich namentlich die Gunst der Frauen in hohem Grade erworben. (236)

Luise, Königin von Preußen.

Von Friedrich Adami. Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1868. Mit dem Bildniss der Königin nach einer Skizze von Gottfried Schadow. Miniat.-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau A. Berg, der Freundin und Vertrauten der Monarchin. Dem Werk war es vergönnt, kurze Briefe der Königin, unvollständige Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Püblerin mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (237)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Skizze von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Das Steinbild der Cornelia

von

Gisela Arnim. (238)

Im Sinne eines christlichen Drama's geschrieben

8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Worte des Heilandes

an Christkinder. Eine Festsage in siebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. Nach dem Englischen. Zweite mit einigen Bildern vermehrte Auflage. Mit einem Holzschnitt, gez. von Ludwig Richter, geschnitten von A. Haber. 32. eleg. geb. mit Goldschn. 8 Sgr.

„Das sind Worte, durchdringt von echter Religiosität und so passend für das zarte Gemüth, wie sie nur eine echte Frau sprechen kann. Möchte es manchen Kindern so gut werden, daß ihnen am Sonntage eine solche kleine Predigt vorgelesen würde.“ St. Galler Blätter. (239)

Krummacher (Ab.): Darsenlänge.

gr. 12. In engl. Einband mit Goldschn. 1 Thlr.

„Diese lieblichen Lieber und Gelänge, in denen tiefer Gehalt und gewählte, klangvolle Sprache sich harmonisch einen, werden sich selber genau am empfehlen.“ Deutsche Zeitschrift u. (240)

Worte des Herzens

von

J. C. Kauter. (241)

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von C. W. Haselund.

Zwanzigste Auflage.

Mit einer Biographie Kauter's von A. Krummacher, 2's Bildniss in Stahlstich, und Titel in Farbendruck; in engl. Einband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Jüdin, und nachdem von hier aus dem berühmten Arzt Haselund die Herausgabe in einem milden Jure gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Kauter's vermehrt enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

Wellich Evangelium.

Ein Blütenkranz deutscher Eryl.

Dritte Auflage. Mit Bildniss des Heilands.

16. in engl. Einband mit Goldschnitt 15 Sgr.

Die wahre Poesie fängt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äusseres Behagen, aus von den irdischen Lasten zu befreien weis, die auf und brüden. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge des Lebens in Gogelperspektive vor uns entwideln daliegen. Die monstrenen wie die ernstlichen Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistliche Darstellung so weit als Schmerz zu mäßigen.“ Eryl. (242)

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umlauf gegen die neuesten
älteste Auflagen der Betrag von
10 Thaler
vergütet.

Der Verkauf kann entweder direct bei der Verlagsbuchhandlung J. A. Brockhaus in Leipzig oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslands gegen Einzahlung bewirkt werden.

Die erste Auflage kostet dann:
gebunden statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lwd. statt 25 Thlr. nur 10 Thlr.,
geb. in Hbfz. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Im Verlage von **George Westermann** in
Braunschweig sind soeben erschienen:

Alaska.

Reisen und Erlebnisse im hohen Norden.
Von
Friedrich Schimper. (244)

Autorisirte deutsche Ausgabe

von
Dr. Friedrich Steger.
Mit 36 Illustrationen und 1 Karte. gr. 8.
Leipzig. geb. 24 Thlr.

Alaska, das frühere russische Amerika, ist sehr interessant, aber fast unbekanntes Land, entdeckt Dr. Schimper vor unsern Augen und zeigt es uns in seiner ganzen breiten Schönheit, mit seinem Niesen-Trome, dem Tofen, mit seinen Wäldern und Schneefeldern, seinen Indianern und Eskimos, seinen unerschöpflichen Hüten u. v. Seine Darstellungen, die den künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Mann verzaubern, athmen ein volles und warmes Leben und sind mit einem feinen Humor gewürzt.

Der Malagische Archipel.

Die Heimath des
Drang-Illang und des Paradiesvogels.
Ritterliche
und

Studien über Land und Leute

von
Alfred Ruffel Wallace.
2 Bände. Mit 51 Original-Illustrationen in
Holzschnitt und 9 Karten.

Autorisirte deutsche Ausgabe

von
Adolf Bernhard Meyer.
gr. 8. geb. Velinpapier. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Dieses bedeutende Werk des berühmten Reisenden, der der Erforschung des Malagischen Archipels den langen Zeitraum von acht Jahren widmete, enthält eine Schilderung seiner Reise-ergebnisse, untermischt mit Mittheilungen über die interessantesten naturwissenschaftlichen, ethnologischen, geologischen und anderen Fragen, und wird durch ein Capital über die Naturgeschichte jeder einzelnen Inselgruppe abgeschlossen. Das Ganze aber durchzieht jene Wärme der Empfindung, jene Unablässigkeit der Beobachtung und jene Liebe der Beobachtung, welche so viele Werke der Engländer als leuchtende Muster erscheinen lassen.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in
Leipzig erschien und ist in jeder Buch-
handlung zu haben: (245)

Populäre Aesthetik

von Prof. Dr. Carl Lemecke. Dritte,
stark verm. Aufl. Mit Illustr. 1870. br.
2 Thlr. 21 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. 3 Sgr.,
mit Goldschnitt 3 Thlr.

Geschichte der Malerei

von Dr. A. G. Göring. 2 Bde. Mit 192
Illustr. 1865—1866. br. 3 Thlr.; eleg.
geb. 3 Thlr., mit Goldschn. 3 Thlr.

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen:
Nebel (Dr. C.), Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkwelt. Ein Vortrag. 1869. 8. geh. 5 Sgr.
Birlinger (Anton), So sprechen die Schwaben. Schwäbische Redensarten, Reime gesammelt. 1868. 16. 12 Sgr.
Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 8. geh. 10 Sgr. (246)
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage

von **Wilhelm Herx (Gessler'sche Buchhandlung)** 7 Behrenstraße, Berlin
erschieden im Jahre 1869 u. A. folgende Werke: (247)

Jugenderinnerungen

eines
alten Mannes.
Wilhelm von Mügelings, herausgegeben
von Ph. v. Rathbustien.
Oct. (517 S.) eleg. geb. 2 Thlr.

Novellen in Versen

von
Paul Heyse.
Zweite, aufs Doppelte vermehrte Auflage.
Oct. 588 S. eleg. in Fein. cart. 2 Thlr.
Inhalt: Die Braut von Geyern, Marg-
herita Spolecina, Ulrica, Die Brüder,
Irrthum von Sorrent, Die Arie, König
und Majier, Die Hochzeiterin an den
Waldfenstern, Michelangelo Buonarroti,
Rafael, Ewigth, Frauenemancipation,
Das Hienkind, Der Salamander.

Unüberwindliche Mächte.

Roman
von
Herman Grimm.
Zweite (wohlfeilere) Auflage.
Zwei Bände. Oct. (384 u. 388 S.)
eleg. geb. 3 Thlr.

Eine Ferienreise

nach
Spanien und Portugal
von
H. Wattenbach,
Professor in Heidelberg.
Oct. (348 S.) eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

Nur einmal angezoigt!

(16 A.)

Methode

(16 A.)

Toussaint-Langenscheidt.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht
für das Selbststudium Erwachsener.

(Empfohlen v. d. Redakt. dieser Zeitschrift in Nr. 43, 1867.)

Englisch

Französisch

von Dr. van Dalen, Prof. H. Lloyd und G. Langenscheidt
in Berlin.

Wöchentlich 1 Lektion à 5 Sgr. Complete Course 5 2/3 Thlr.

(Kursus 1 u. 2 auf einmal statt 1 1/2 Thlr. nur 9 Thlr.)

Brief 1 jeder Sprache als Probe 5 Sgr. (Marken).

Urtheile: „Diese Unterrichtsbriefe verdienen die Empfehlung vollständig, welche ihnen v. Sem.-Dir. Dr. Diesterweg, Dr. Dr. Freund, Prof. Dr. Herrig, Prof. Dr. Scheler, Prof. Dr. Schmitz, Prof. Dr. Städler, Prof. Dr. Virchow u. anderen Autoritäten geworden ist.“ (Allgemeine Deutsche Lehrerzeitg.) — „Der wohlüberdachte Plan und die Sorgfalt der Ausarbeitung treten in der Toussaint-Langenscheidt'schen Methode auffällig hervor, wenn man die schlechten Nachahmungen damit vergleicht, welche von der literar. Industrie auf den Markt gebracht werden.“ (Schulbl. d. Prov. Sachsen.)

„Eine 12fache Nachahmung d. Meth. T.-L. in Deutschland und ihre Adoption von fast allen Kulturvölkern des Auslandes überbeut dieselbe jeder weiteren Empfehlung.“

(Franco gegen fr.)

G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung.
Berlin, Hallesche Strasse 17.

Dieser Nummer liegt bei 1) Ankündigung des Werkes: Von Gottschod bis Schiller. Verlag von Heinrich Meroy in Prag. 2) Verlagskatalog der G. A. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg (Kunst- und Staatswissenschaftl.; Politik und Geschichte). 3) Prospekt betr. die illustrierte Zeitschrift Globus. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig. (249. 50. 51)

Magazin für die Literatur des Auslandes

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und die Postämter des In- und Auslandes an. In Berlin an die Zeitungs-Ertheilung. Bestellungen mit Briefe sind freylich auch an die Verlagsbuchhandlung zu richten. Preis des Jahrganges 1 Thlr. 10 Sgr. (gegenw. und gegenw.) in Berlin. Druck von Eduard Reuss in Berlin. (250. 51)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Verausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 20. November 1869.

[N^o 47.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die deutsche Frage in Böhmen. 681. — Die erste israelitische Synagoge in Pilsen. 687. — Der Beginn deutscher Lehrerbinnen und Frauenbinnen in Berlin. 689. — **England.** Keitlgrath's Gedichte Englisch. 690. — Zur Kritik von Schuppers's „Macbeth“. 691. — **Frankreich.** Molière-Verächter und Schuppers's Anbeter. 692. — **Russland.** Pjotrowski's Tausend Seelen. 694. — **Orient.** Morgenländische Dichtungen. 695. — **Neue literarische Revue.** Dove und Vossian über Humboldt. 696. — H. v. Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte. 696. — Die illustrierte Ausgabe von Klenze's Humboldt. 696. — Klenze's poetische Werke. 696. — Illustrirte Gensler'sche-Berichte. 697. — **Literarischer Salon.** Neue Entdeckungen über die Natur der Sonne. 698. — Versammlungstisch und Reichthum in England und Nordamerika. 697. — H. Klenze's Sinngehalte auf deutsche Gedichte. 698. — Europäische Journalisten in Neapel. 698. — Kaiser's bewaffnete Expedition in Centralasien. 698. — Eine amerikanisch-deutsche Preis-Conferenz. 698.

Deutschland und das Ausland.

Die deutsche Frage in Böhmen.

Unter den Schwierigkeiten, mit welchen die Regenerierung Oesterreichs zu kämpfen hat, nimmt die Frage in Böhmen den ersten Rang ein. Noch vor nicht langer Zeit hat man sich damit begnügen können oder beging man vielmehr den Fehler, sich damit zu begnügen, eine „tschechische Frage“ zu erörtern. Heute ist sich das Blatt gewendet, und statt der „tschechischen Frage“ steht die „deutsche Frage in Böhmen“ auf der Tagesordnung. Schlimmer als es je irgendwo um eine deutsche Frage gegangen, steht es nun in Böhmen, um gleich das Aergste zu sagen, schlimmer als es je in Schleswig-Holstein um die deutsche Frage stand, steht es nun dieselbe in Böhmen, schon deshalb, weil es Schuld zum großen Theile diejenigen trifft, die unter ihr leiden. Unter den Verlegenheiten Oesterreichs spielt sie die vorragendste Rolle, d. h. heidem die ungarische Frage vor der Tagesordnung gestrichen. Die ungarische Frage war im Grunde niemals schwierig. Schwierig war nur der Entschluß, zu lösen, welchen allerdings harte Schicksalsfäden zeitigten, und doch hat man wohlgehan um die allerdings ein wenig complicirten Lösung zu streiten; man hat dadurch eine glückliche Lösung verhindert, wie sie z. B. die italienische Frage Oesterreich gefunden. Und zu einer solchen, einfachen Lösung“ fast hätten wir geschrieben, „Lösung“ — wäre es gekommen, an man nicht noch im rechten Augenblicke den Muth des Entschlusses gehabt hätte, zum Quatismus zu greifen, und mit einer rissen Verschämung mußten sich wohl damals die österreichischen Politiker eingestehen, daß das, was der aus Sachsen an die Spitze der österreichischen Staatsgeschäfte berufene Graf zu Ende gebracht, sie eigentlich, wenn sie denselben Muth des Entschlusses gehabt, auch hätten zu Stande bringen können. Nun nach oder Goloschowski, Schmerling oder Belcredi den ganz dieselben Zugeständnisse gemacht hätten, wie Brest, so wäre die ungarische Frage schon von ihnen gelöst worden, und wäre besser gewesen, wenn das schon damals geschehen wäre. Die tschechische Ausgleichsfrage war ursprünglich architektonisch

sehr gut angelegt, und nicht die Schuld des Architekten war es, wenn durch die innere Einrichtung, die andern Leuten überlassen war, manches verpfuscht wurde. In Betreff des transleithanischen Flügels des österreichischen Verfassungsgebäudes ging, trotz mancher inneren Kämpfe, schließlich Alles nach Wunsch. Die Voraussetzung, daß die Ungarn mit den andern Nationalitäten der jenseitigen Reichshälfte fertig werden würden, war eine richtige, und mit Ausnahme solcher inneren Fragen, an welchen selbst der fortgeschrittenste constitutionelle Staat — England — leidet, und wenn wir von den Hebelstücken absehen, welche sich an der Leitha fortgerieben haben und welche erst die, dem neuen Regime vorbehalten, Reformen zu beseitigen haben werden, kann man mit der Ordnung, ja sogar mit der Unordnung, die jenseits herrscht, wenn wir den im Wesen des Parlamentarismus begründeten Parteienkampf so nennen wollen, recht zufrieden sein.

Wie steht es aber diesseits aus? Der diesseitige Flügel des Verfassungsgebäudes könnte heute dieselbe Gestalt haben, wie der jenseitige, wenn man den Deutschen nur von vornherein dieselbe Rolle eingeräumt hätte wie den Ungarn. Jetzt erkennt man freilich den begangenen Fehler, aber es ist zu spät, und der Versuch jetzt, wo durch die innere Organisation des Hauses schon so manches verdorben, es wieder auf jenen Punkt zurückzuführen wollen, von welchem man bei der ursprünglichen Construction ausgegangen, würde die Gefahr eines Zusammensturzes des Ganzen heraufschwören. Heute haben wir diesseits eine polnische, slowenische, dalmatinische und tschechische Frage, mit welchen wir rechnen müssen.

Doch wir kommen von dem eigentlichen Thema unserer Betrachtung ab. Ferner bei der polnischen noch bei der dalmatinischen Frage steht das Interesse der Deutschen im Vordergrund. Die dalmatinische Frage ist mehr wieder eine äußere Frage, sofern man nicht sowohl mit dem Widerstande der Vochesen, den man mit einiger Machtentfaltung niedertreten konnte, als vielmehr mit der Unterstützung der Insurrektion von Augen zu rechnen hat. In Galizien ist das Deutschthum ohnehin ein verlorenener Posten, kann also bei unserer Erörterung, die doch nur der deutschen Frage gewidmet ist, nicht in Betracht kommen, und was die slowenische Karrikatur einer Nationalitätenfrage anbelangt, so wäre es, falls es sonst nur um die deutsche Sache in der diesseitigen Reichshälfte gnt stünde, wahrlich um das Deutschthum in Böhmen nicht bange, wenn es den Serben Slowenen auch beliebte, denselben manden Streich zu spielen. Es wäre des Bömen fast unwürdig, das Kärnten zu erwürgen, das seine Tagen beunruhigt.

In Böhmen sieht die Situation erstens aus, und an der Vertretung der deutschen Interessen in Böhmen hängt mehr als bloß diese Vertretung; es hängt von ihr das Ansehen des österreichischen Staates ab, der in dem Momente abdicirt haben würde, wo er diese Interessen nicht mehr zu schützen vermöchte. Böhmen ist der kostbarste Anwel in der österreichischen Krone, und wenn wir in diesem Sinn von dieser ehemaligen Provinz Deutschlands reden, so reden wir selbstverständlich von den Deutschen in Böhmen, einem allen deutschen Brudervölkern nach allen Richtungen hin ebenbürtigen Stamme, hervorragend in allen Leistungen der Kunst, Wissenschaft und Industrie, auf deren verschiedenen Ge-

bieten er dauernde Denkmale seines Wirkens geschaffen; wir reden von dem Stamme, der stets für die deutsche Sache wader gekämpft und treu zu dem Reiche gehalten, und wir reden nicht von den Großen, die nach Moskau hinmarschirten, um von dort Succurs gegen das Vordringen der deutschen — Kultur zu erhalten, von den Tschechen, deren Geschichte halb Mythos, halb Lüge, deren Staatsrecht eine Fiktion, deren Literaturschätze theils Humbug und deren ganze Kultur, wenn man von einer solchen reden darf, mit deutschem Jörnisch überdeckt Barbarei, ja deren Christen-Beziehung deutsche Bildung ist. Und von diesen Tschechen ist das Deutschthum in den gemischten Bezirken Böhmens von einer Unterdrückung bedroht, gegen welche das dänische Regiment in Schleswig-Holstein wahres Kinderpiel war.

Das Deutschthum in Böhmen läuft Gefahr, in den gemischten Bezirken das Opfer terroristischer Pöbelherrschaft zu werden. Beziehen die Deutschen auch einen Pöbel, wie die Tschechen, so wäre der Kampf vielleicht wenigstens ein ungleicher, allein einen deutschen Pöbel, der nur im Entferntesten dem tschechischen ähnlich wäre, giebt es nicht. Der Unfunkt, daß in diesem Augenblicke der legale Vertretungssörper Böhmens auch, trotz der Absonderung der Tschechen, beschlußfähig ist, ändert an den thatsächlichen Verhältnissen nichts, denn der Terrorismus dauert doch fort. In den Gemeinde- und Bezirksvertretungen geschieht doch Alles wie es die Tschechen wollen, und die Tschechiführung macht die beklagenswertheften Fortschritte. Die Kinder der Deutschen müssen doch in die tschechische Schule geschickt werden, die Aktenstücke der Behörden werden doch vertratzen, die Wählerlisten werden doch gefälscht, und die Wahrsprüche der Geschworenen lauten doch partiell, wenn auch die „Verfassung“ formell zu Recht besteht und die legalen Vertreter Böhmens im Reichsrathe sitzen und an einer Legislativtheil nehmen, die von den Tschechen vorherrescirt wird.

Es ist ein permanenter Kriegszustand, in welchem sich Deutsche und Tschechen in Böhmen befinden, und dieser muß beieitigt werden. Auf welche Weise? Man wird uns hoffentlich nach dem Gesagten nicht (un)deutscher Gesinnung zeihen, wenn wir sagen: durch den Ausgleich! Wir würden zu einem andern Mittel rathen, wenn ein solches vorhanden wäre, ja wir würden zu der schonungslossten Niederwerfung des Tschechentums rathen, wenn sie möglich wäre. Aber sie wäre nur dem absolutistischen Regimente möglich. Im Arienale des Konstitutionalismus finden sich keine Waffen, um eine Nationalität zu knebeln, ihre Forderungen mögen der zweiten Nationalität noch so haarsträubend erscheinen. Wir haben also nur die Wahl zwischen Absolutismus und Ausgleich, und da kann die Wahl nicht schwer sein! Es ist schlimm, daß es so weit gekommen, daß man in Böhmen vor diese Alternative gestellt ist, und es wäre nicht so weit gekommen, wenn die Deutschen in Böhmen nicht selbst so viel verschuldet und die früheren Ministerien nicht so arg geküßigt hätten; nun die Dinge aber so weit gekommen, muß man zwischen den beiden Uebeln das kleinere wählen, und das kleinere Uebel ist ein Ausgleich, bei dem die Deutschen in Böhmen vielleicht weniger zu opfern brauchen, als ihnen, wenn man ihn von der Hand weist, und der gegenwärtige Zustand fortbauert, entrisen würde.“

Oft schon hatten die Deutschen in Böhmen die Mittel in Händen, dauernd die Herrschaft zu erlangen, und niemals wurde von demselben der richtige Gebrauch gemacht. Ueberall, wo sie die Majorität hatten, ließen sie sich schließlich majorisiren, was bei einiger Energie hätte vermieden werden können. Niemand war auch nur zu dem geringsten Opfer bereit. Wenn wir von

dem wader für die deutsche Sache eintretenden „Lageboten aus Böhmen“ absehen, hat das Deutschthum in Böhmen nicht einmal eine anfängliche Vertretung durch die Presse, ja noch mehr, das in deutscher Sprache erscheinende Tschechenblatt „Die Politif“, verbannt sein Emporkommen lediglich der gemäßigten Unterstützung, die ihm von deutscher Seite zu Theil wurde. Es hier und da die Association doch zu Stande brachte, gerietzen die Eifersüchtelei und der krankhafte Ehrgeiz Einzelner, die um die Rolle willen, die sie selber nupirten mochten, Andere der Tschechen. In Prag hat bereits jeder dritte deutsche Mann einen Orden, einen Titel oder ein Amt, und das war auch das Ziel der Meisten; um die Sache ernst war es den Wenigsten. Sie wenn es um die Polizei rufen halt, da waren Alle einzig. Sich sich einer Gefahr aussetzen mochte nur in den seltensten Fällen jemand.

Auch bei den letzten Wahlen stellte man den „Deutschen“ die sich nur wählen ließen, um im Laubtage wieder zu erlösen, daß sie nicht kommen werden, keine Gegenkandidaten gegenüber, und die Folge davon war der Sieg der Tschechen auf der ganzen Linie.

Gerade die jüngste Geschichte Böhmens beweist, wie wenig ein „Ausgleich“ oder, um das missliebige Wort zu geben, eine Auseinandersetzung mit den Tschechen ist, und wie sie im beiderseitigen Interesse gelegen wäre. Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß bei einer solchen Auseinandersetzung nationale Gesellen von vornerein ausgeschlossen sein müßten. Wenn der Tscheche selbst da, wo es sein materieller Vortheil erheischt, seine Kinder nicht deutsch erziehen lassen will, so wenig noch viel weniger ein Deutscher aus purer Verachtung seine Kinder tschechischen lassen, und noch weniger darf man auf die utraquistischen Schwindelreien einlassen. Man hat einmal schon den Versuch gemacht, eine Partei aus reumüthigen, die weder Deutsche noch Tschechen, sondern nur „Böhmen“ hätten sein sollen, aber wie schmachlich hat dieser Versuch geendet! So giebt kein Mittelweg zwischen deutsch und tschechisch, auch kein *mixtum compositum* von tschechisch und deutsch in einer Person. Die dieses erfanden, arbeiteten nur im Interesse wissiger gemischter Charaktere, die aber auch bald Jarte zu kennen gezwungen waren. Wohl aber scheint es uns möglich eine solche Trennung der nationalen Parteien bereitzustellen durch welche jede Majorisirung ausgeschlossen würde, die nationalen Fragen immer unstatthaft ist, weil in nationaler gelegenheiten einer Majorität nie das Recht und die Macht geräumt werden kann, die Minorität zu unterdrücken. In der Gemeinde, in der es 3000 Tschechen und nur 500 Deutsche giebt, dürfen letztere darum, weil sie in der Minorität sind, doch zu Heilelen gemacht werden.

Um dem vorzubeugen, giebt es nur noch Ein Mittel: absolute Trennung. In den Distrikten, in welchen territoriale geographische Abgänzung möglich ist, besteht die Trennung fast von selbst; in den gemischten muß sie genommen werden, indem sich neben der tschechischen eine deutsche Gemeinde bildet, die eine wie die andere mit vollständiger Monomie ausgerüstet. Oben muß die Bezirksvertretung und endlich auch der Landtag getrennt werden; und was die allgemeinen Angelegenheiten anbelangt, so wird sich wohl Modus, ähnlich wie er für die gemeinsamen Reichsangelegenheiten getroffen worden, ausfindig machen lassen. Dieser Versuch muß gemacht werden, bevor man das Uebel, an welchem Böhmen krankt, für unheilbar erklärt, und in dieser Trennung liegt vielleicht das einzige Mittel, die beiden Nationalitäten

einigen. Mit Ausgleichsprachen ist freilich Niemand gebient. Nichts finden sich aber Leute, welche diese hier eben nur flüchtig hingeworfene Idee ausgreifen und ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie wenigstens den Keim zu einem praktischen Ausgleichsdenken enthalte.

Wien, im November.

—g.

Die erste israelitische Synode in Leipzig.

Im „Magazin“ Nr. 34 ist ein kurzer Bericht über die vom 2. Juni bis 4. Juli dieses Jahres abgehaltene israelitische Synode gegeben worden. Jetzt liegen uns die Protokolle und stenographischen Berichte gedruckt vor¹⁾, und es läßt sich aus dieser Quelle eine genauere Einsicht in die Verhandlungen gewinnen, die in unseren Blättern, welche sonst über Synoden nicht zu berichten pflegen, wegen ihres nicht sowohl theologischen, als humanitären Charakters, Erwähnung verdienen.

Referent, welchem es vergönnt war, der Synode selbst beizuwohnen, theilte mit Allen, welche Zeugen der Verhandlungen waren, den erhebenden Eindruck, den eine Versammlung von Männern der verschiedensten Berufsarten gemacht hat, die Alle, welcher religiösen Richtung sie auch angehören mochten, von gleich inniger Menschen- und Vaterlandsliebe besetzt waren. Das fühlten alle Anwesenden, daß es sich hier nicht darum handelte, einer abgeklärten Glaubensform nothdürftige Stützen zu geben, sondern daß die Idee des Judenthums, die in den Herzen seiner Bekenner festliehe, noch eine Entwicklungsfähigkeit habe, welche ihm eine schöne Zukunft verbürge. In dieser Erscheinung liegt das Hauptergebniß der Synode: der moralische Eindruck, den die Verhandlungen auf alle Mitglieder und Nicht-Mitglieder gemacht, ist das Große und Segenerreichende, nicht die einzelnen Bestimmungen, die die Synode getroffen hat, und diesen Eindruck wird gewiß auch Jeder, der unbefangenen die Protokolle und Berichte durchmustert, gewinnen.

Das Judenthum hat den Vortheil, daß es sich in ihm nicht um Glaubenssätze handelt. Ueber das einzige Dogma, das es aufstellt, den Glauben an den einen und einzigen Gott, herrscht unter seinen Bekennern kein Widerspruch. Wenn sich im Laufe der Zeiten noch andere Glaubenssätze gebildet haben, so waren diese doch nicht eigentliche Dogmen, sondern mehr Meinungen, die, aus gewissen Zeitaufschauungen entspringend, immer flüchtig geblieben und nie zu einem Glaubenssystem erstarrt sind, weil sie nie eine hierarchische Macht im Judenthum gegeben hat, die zwingt gewesen wäre, den Glauben zu fixiren. Ebenso wenig ist über das Glaubensprinzip herrscht über das höchste ethische Prinzip des Judenthums: Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben, ein Streit; die Synode und daher zunächst nur ihre Aufgabe darin, die Inconvenienzen, die sich mit der Zeit in dem Ritus und dem Kultus gegen die Tugenden und Anschauungen der Jetztzeit herausgestellt haben, auszugleichen, und das hat sie mit möglicher Schonung aller berechtigten Eigentümlichkeiten zu thun versucht.

Eine zweite Aufgabe war, den Religionsunterricht zu ordnen, und eine dritte, eine innigere Verbindung der einzelnen Gemeinden unter einander zur Förderung des Gemeindegutes

selbst und zu gemeinsamen Humanitäts-Zwecken herzustellen. Der Lösung der letzteren Aufgabe unterzog sich, unabhängig von der Synode, der mit ihr gleichzeitig nach Leipzig berufene Gemeindevorstand.

Die Versammlung impenirte nicht durch die Menge ihrer Teilnehmer — die Gesamtzahl der Mitglieder betrug 86, darunter etwa 30 Rabbiner — sondern durch die Fülle von Geist und Intelligenz in derselben und durch das Bewußtsein von der Heiligkeit und Wichtigkeit ihrer Sendung. Es waren Vertreter aus allen Gegenden Deutschlands erschienen: unter ihnen Männer, deren Namen in weiteren Kreisen bekannt sind: die Rabbiner Philippsen, Geiger, Adler, Aub, Landau, Joel u. A. Unter den Gemeindevorstellern war unstreitig die bedeutendste Persönlichkeit der Professor Lazarus aus Berlin, der, zum Präsidenten erwählt, durch seine gewandte und unparteiische Leitung der Verhandlungen am Meisten zu dem günstigen Verlaufe der Synode beigetragen hat. Oeffentlich war würdig vertreten durch den Vizepräsidenten von Berlin und einige andere Herren aus Wien, Prag und Krakau, Ungarn durch den Ober-Rabbiner Löw aus Siegen, Belgien durch den Ober-Rabbiner Aristide Astruc und den Präsidenten des belgischen Genossenschafts, Esser aus Brüssel, England durch den Rabbiner Gettsell aus Manchester, Amerika durch den Vice-Präsidenten Herman aus New-York und den Prediger Nathan aus St. Thomas.

Es ist hier nicht der Ort, einen vollständigen Bericht über die Synode zu geben; dazu eben sind die Verhandlungen durch den Druck veröffentlicht worden, damit Jeder, der sich für die Bewegung im Judenthum interessirt, eine genaue Kenntniß davon erhalte. Wir wollen uns den Verhandlungen und Reden nur Einiges hervorheben, was besonders geeignet ist, die Anschauungen des jüdischen Judenthums, wie sie sich übereinstimmend von Männern sowohl der konservativen, als der liberalen Richtung finden lassen, zu charakterisiren.

In der Rede, womit der Preiger Goldschmidt aus Leipzig die Synode eröffnete, gab er eine kurze Schilderung, wie der Gedanke einer Synode entstanden sei und sich entwickelt habe: „Selbstvertretung und Abweisung jeder geistlichen oder sonstigen Bevormundung, diese feststehende Grundsatz und Parole unserer Zeit, sie war der leitende Gedanke, der die in unserer Mitte zum ersten Male tagende Synode in's Leben gerufen. Selbstvertretung und Abweisung jedes Bevormundenden Gedankens, dieser einzig adequate Ausdruck echten und wahrhaften Fortschritts, in israelitischen Kreisen heißt solcher Fortschritt vielmehr Rückkehr zu sich selbst, in israelitischen Kreisen, wo jene in eitlem Hochmuth wurzelnde geistliche Bevormundung es nie wagen durfte, Gebete oder Verbote oder gar Glaubenslehren in eigener Machtvollkommenheit zu decretiren. Die Gemeinde war es ja, die von jeder Trägerin des religiösen Gedankens in Israel war, und freiwillig trug sie das Joch des Gesetzes und — was noch schwerer war — das Joch der staatlichen Ausnahmegesetze um dieses Gesetzes willen. Die Gemeinde war es und ist es, aus deren Händen die Lehrer in Israel ihr Mandat erhalten und dieses Mandat dauert, so lange das Vertrauen der Gemeinde zu dem von ihr selbst gewählten Lehrer dauert. Diesem, auf gegenseitiges Vertrauen sich gründenden Verhältnisse zwischen Gemeinde und Lehrern einen Ausdruck zu geben und es wo möglich zu kritisiren, zu beleben: das allein schien das eine der schönsten Aufgaben unserer Synode angesehen werden.“

Als eine andere, nicht minder schöne Aufgabe der Synode

¹⁾ Verhandlungen der ersten israelitischen Synode zu Leipzig, vom 2. Juni bis 4. Juli 1869. (Enthaltend: Protokolle, Stenographische Niederschriften u. s. w.) Berlin, Louis Wertheim's Verlagshandlung, 1869.

erkennt der Redner die Herstellung der Einheit unter den Israeliten aller Länder und aller Nationalitäten, gleichsam als Vorbild jener großen Vereinigung der Menschheit, die einst das Gottesreich auf Erden bilden soll: „Sie Alle, meine Herren, Söhne der verschiedensten Länder und der verschiedensten Zungen, Sie fühlen sich Eins mit Ihrem Vaterlande, wie wir, Söhne des deutschen Vaterlandes, uns Eins fühlen mit unserem Vaterlande, an dessen nationalen und Kulturaufgaben wir mit allen Kindern desselben gemeinsam arbeiten, gemeinsam kämpfen und ringen. Nehmt nun geben wir Zeugnis davon, daß das Erfüllsein von einer sittlichen Idee die nationalen Grenzen zu überwinden vermag. Diese sittliche Idee, bestimmt, Gemeingut der ganzen Menschheit zu werden, sammle in sich, wie in einen Brennpunkt, jede nationale Besonderheit; sie vereinige und umfasse sie und helfe jenes Gottesreich auf Erden fördern, in welchem nur Ein Vater im Himmel, Eine Bruderfamilie auf der ganzen Erde.“

Der Rabbiner Adler aus Cassel, der nach dem Prediger Goldschmidt das Wort ergriff als Mitglied des Comité für die Berufung der Synode, dankte Gott mit jenem Segensspruche, den der Israelit bei allen freudigen Gelegenheiten wiederholt, daß Gott ihn diese Zeit habe erreichen und erleben lassen und legte die Schwierigkeiten aneinander, mit welchen die Synode schon vor ihrem Zusammentritt zu kämpfen gehabt habe. Man habe schon der Rabbinerversammlung in Cassel, in welcher die Berufung der Synode beschlossen worden sei, den Vorwurf destruktiver Tendenzen gemacht: „Reinigen wir uns, dem entgegenzuwirken. Ich darf wohl mit Entschiedenheit sagen: Wir sind conservativ! Denn wären wir nicht conservativ, kein Einziger von Ihnen würde sich hier eingefunden haben. Aber wir müssen wohl unterscheiden: es giebt einen wahren und einen falschen Conservatismus. Der wahre Conservatismus ist der, welcher das lebendige Judenthum, das Leben des Judenthums erhalten will, das Leben, ich meine die geschichtlichen Erinnerungen der Vorseit, die erhabenen Lehren, die göttlichen Grundsätze der Gerechtigkeit und der Tugend und wohl auch jene religiösen Formen, durch welche dies Alles zum Ausdruck kommt. Aber der falsche Conservatismus denkt nur darauf, das zu erhalten, aus welchem das Leben entflohen; er sucht den Leichnam einzubalsamiren, daß er nicht verweset und nicht zu Grabe getragen werde. Der wahre Conservatismus ist es, der uns hier zusammenruft!“

Der feierlichste Akt der Synode, dessen Bedeutung von allen Anwesenden tief empfunden wurde, war die Annahme des Philippon'schen Antrages: die Grundsätze des Judenthums, wie er sie kurz zusammengefaßt und in einer längeren, vortrefflichen Rede entwickelt hatte, als die der Synode zu erklären. Vorangegangen war die Ausrufung des Präsidenten, das Andenken Joh. Meußlin's, dessen „Sabbatstag“ heute wiederlehrt, zu ehren als eines Mannes, der zuerst Kenntniß von dem Judenthum verbreitet und damit der Anerkennung desselben vorgearbeitet habe. „Denn — das waren des Präsidenten eigene Worte — mit Stolz dürfen wir es sagen: die Kenntniß des Judenthums ist mehr als der erste Schritt seiner Anerkennung.“ In ehrender Erinnerung an Meußlin erhoben sich die Anwesenden von ihren Sitzen. Der Antrag Philippon's lautete: „Die Versammlung wolle beschließen: die jüdische Synode erkennt das Judenthum in Uebereinstimmung mit den Prinzipien der neueren Gesellschaft und des Rechtsstaates, wie diese Prinzipien im Mosesismus verkündet und in der Lehre der Propheten entwickelt worden, nämlich in Uebereinstimmung mit dem

Prinzip der Einheit des Menschengeschlechtes, der Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten dem Vaterlande und dem Staate gegenüber, sowie der völligen Freiheit des Individuums in seiner religiösen Ueberzeugung und dem Bekenntniß derselben, die Synode erkennt in der Entwidlung und Vervollständigung dieser Prinzipien die höchsten Bürgschaften für das Fortdauern und seine Befestigung in der Gegenwart und Zukunft, die lebenskräftigsten Bedingungen für den uneingeschränkten Bestand und die höchste Entfaltung des Judenthums; die Synode erkennt deshalb in dem Frieden aller Religionen und Confessionen untereinander, in der gegenseitigen Achtung und in der Gleichberechtigung derselben, sowie in dem nur mit geistigen Mitteln und in streng sittlicher Weise geführten Kampf um die Wahrheit eines der großen Ziele der Menschheit; die Synode erkennt daher als eine der wesentlichen Aufgaben des Judenthums, diese Prinzipien zu bekennen, zu fördern, zu vertreten und dafür zu wirken und zu schaffen.“

Zur den Antrag sprach der Ober-Rabbiner A. Strack: Messieurs l'honorable Monsieur le Dr. Philippon a proposé à notre assemblée synodale, de commencer ses travaux par la déclaration solennelle que le Judaïsme est en intime conformité avec les principes sur lesquels reposent les sociétés modernes, et vous venez de l'adopter. Lui-même vous expose les raisons si profondément justes, pour lesquelles il croit qu'une semblable déclaration doit être placée au début de nos travaux. Le Judaïsme a pour base le principe de l'Unité divine qui signifie l'Unité humaine et l'égalité de tous devant la loi civile comme devant la loi morale: le Judaïsme a pour base la liberté de la conscience individuelle et de tous ses principes sont de toute son histoire; il résulte une énergique condamnation de la contrainte en matière religieuse, et l'affirmation que l'humanité est par la science et par l'amour, arrivée à la fraternité et à l'universalité. — Der Philippon'sche Antrag wurde hiermit, mit einigen redactionellen Aenderungen einstimmig durch die Versammlung angenommen.

Wir übergehen die interessanten Verhandlungen über den Religionsunterricht und heben aus den einstimmig angenommenen Resolutionen nur zwei hervor, aus besonders dem Geiste der Versammlung bezeichnend. Die eine lautet: „Die Versammlung begrüßt mit Freuden die Strömung unserer Zeit, welche aus der allgemeinen Herstellung confessionelloser Schulen resultirt; sie erklärt in dieser Strömung keine Gefährdung des Judenthums, hält es aber für um so wichtiger, daß neben diesen confessionellen Schulen Anstalten vorhanden seien, welche in dem Judenthum wachenden Geschlechtern die Erkenntniß der überkommenen Lehren und die Liebe zu ihr pflegen.“ Die andere: „Die Versammlung erklärt, daß sich der religiöse Unterricht in der Schule der biblischen Behandlungsweise zu enthalten habe; sie will nicht, daß der jugendliche Sinn in seiner idealen Entfaltung durch die Anregung von Zweifeln ermüdet werde. Gerade deshalb erwartet sie, daß unsere Schulmänner mit weiser Umsicht die Resultate der Wissenschaft nicht ignoriren, vielmehr einem in der Seele der heranreifenden Jugend etwas später auftauchenden Widerspruch zwischen der Religion und der zur Geltung gelangten wissenschaftlichen Betrachtungsweise vorbeugen.“

Den größten Theil der der Synode zugewandten Zeit nahmen die Debatten über den Cultus in Anspruch. Mit richtigen Takte ließ man alle theoretischen Erörterungen bei Seite und beschäftigte sich bloß mit den praktischen Anträgen. Hier ist jedoch der richtige Weg, den jüdischen Gottesdienst zu vereinfachen und zu bereinigen, nur erst angebahnt worden; auf demselben zum Ziele zu gelangen, müßte den künftigen Synoden

verlassen werden. Wir heben unter den Anträgen, die in Bezug auf die Gebetsformeln gemacht worden sind, den einen des würdigen Ober-Rabbiners Van-der-Weiden hervor, der mit allgemeiner Zustimmung in folgender Fassung angenommen wurde: „Den zu überarbeitenden und neuen Gebetsbüchern sollen alle Anmerkungen, die irgendwie als Ausdruck der Erbitterung oder der Missethatsgefühle gedeutet werden könnten, gemieden, in allen Büchern, die nicht confessioneller Natur sind, eine ganz allgemeine umfassende Form angewandt, der Dank für die gesegneten Wohlthaten Gottes an Israel als Erwählung Israels, Erhaltung u. dergl. positiv und in einer unsere Brüder anderer Confessionen nicht verletzenden Weise ausgedrückt werden. Dagegen sollen, wie dies bereits in manchen bisherigen Gebeten der Fall ist, ganz besonders zum Ausdruck gebracht werden: die messianische Mission Israels, die providentielle Führung in der Geschichte Israels, die großen Principien des Judenthums, nämlich der fortschreitenden Entwicklung, der gereinigten allgemeinen Herrschaft der Gotteserkenntnis, der Liebe des Rechts und des Friedens (messianische Zeit), der allgemeinen Nächstenliebe u. s. w.“

Wichtig und die Versammlung wahrhaft erhebend und begeisternd schloß der Präsident, Herr Lazarus, die Synode mit einer Rede, aus der wir einige Stellen hervorheben, weil sie ein Gesamtbild der Bestrebungen geben, welche die eckelsten Männer aus Israel als ihre Aufgabe erkannt haben: „Nach einer festen Ueberzeugung zielt alle Idealität in der Religion; die Ideen stehen in ihrem Dienste und sie verleiht allen die höchsten Preise. Unter Religion verstehe ich aber nicht bloß das Bekannte, nicht bloß das Dogma, nicht bloß die Sagen, sondern die Religiosität selbst, jene allgemein menschliche Erhebung und Vertiefung, jenes Aufsteigen auf die Höhen des Menschentums, jenes Hinaufsteigen vom Kleinen zum Großen, vom Alltäglichen zum Erhabenen, vom Endlichen zum Unendlichen, vom Irdischen zum Himmlischen. An dieser Erhebung haben wir hier in unsere Confession mitgearbeitet; dieser Geist der Religiosität ist hier gewaltet in den verschiedensten Meinungen, Jeder hat in diesem Sinne seine Meinung vorgebracht.“

„Draußen stehen die, welche fragen werden: Was haben wir wieder abgefasst, was wollen sie dafür herstellen?“ Meine Herren, abschaffen wollen wir freilich, abschaffen wollen wir vor Allem den Subtilitätsmus, abschaffen die Ignoranz. Damit Israel ist es nicht gethan; wir bedürfen auch der Reform. Wir werden das Alte! Die wahrhafte Ehre desselben aber ist, daß es es pflegen, nicht daß wir es verkommen lassen. — Ein Sänger weiß, daß, wenn sein Weinstock Früchte bringen soll, gute und viele Früchte, er die geilen Schöpfung des Weinstocks beneiden muß, damit er nicht in's Holz schreie. Aber er weiß auch, daß, wenn er alle Zweige verschneidet, der Stamm verrotten. . . Der Grundgedanke, der sich unter uns in verschiedenen Modificationen ausgesprochen, hat immer die Mitte festgehalten: wir wollen nicht zu denen gehören, welche die Zeiger an der Uhr anhalten oder zurückstellen und nun meinen, die Uhr ginge jetzt weiter; wir wollen aber auch nicht zu denen gehören, welche während die Uhr aufziehen. Bekanntlich geht die Uhr während des Aufziehens nicht; diejenigen also, welche fort und fort die Uhr aufziehen, wissen gar nicht, was an der Zeit ist. . .

„In allen Confessionen unserer Zeit wird Klage geführt über Mangel an religiösem Leben, an religiöser Begeisterung, an religiösem Gefühl. Wir klagen mit für unsere Confession. Darum, da erwächst der Synode eine neue Aufgabe, die sie bis jetzt noch nicht ergriffen hat, nämlich: überhaupt nicht bloß con-

fessionelle Untersuchungen zu treiben, immer an die eigenen Mängel und Schäden zu denken, sondern sich mit in die Reihen der Kämpfer zu stellen, welche überhaupt für Idealität und Religiosität gegen den Materialismus, gegen das Alltägliche, gegen jede Verflachung kämpfen. . . Wie die Einheit Gottes unter Gedanken ist, so auch die Einheit der Menschheit. Darum haben wir für die geistige Einheit und Reinheit derselben vor Allen mit einzustehen!“

Wir streben danach, daß wir auch die Einheit des Judenthums herstellen in allen Worten und Formen seiner Entwicklung, aber keinesweges auch in allen Uebungen und Satzungen. Wir mögen es wohl ertragen, daß eine Gemeinde etwas einführt von dem, was wir hier empfehlen, und eine andere sich dagegen sträubt, wenn das hier nur aus religiösem Sinne geschieht und dort es aus religiösem Sinne nicht geschieht. Auf das Innere müssen wir sehen und nicht bloß auf die äußere Form.

„Das Judenthum ist von je her der Träger des einen Gottesgedanken gewesen; ja, diesen Gottesgedanken hat es zu allen Zeiten, in allen Formen getragen, bald wie ein Joch, bald wie eine Krone. Darum sei diese Einheit des Judenthums seine Phrase für uns, sondern der Ausdruck für die lebendige Continuität. Suchen wir die Continuität aller Juden zunächst horizontal in der Gegenwart; die Juden aus allen Ländern, aus allen Welttheilen, sie sollen alle eine Einheit bilden, geschaart um den einen Gottesgedanken. Aber auch vertical, im Ablauf der Zeiten in der Geschichte, wollen wir ebenfalls eine Continuität der jüdischen Geistesentwicklung wahrnehmen, festhalten und pflegen. Dieser Geist der Einheit ist der Geist, der auch in dieser Versammlung sich zu erkennen gegeben hat.“

Herr Dr. Adler hat bei der Einleitung zu dieser Versammlung, als er die Reihe über dieselbe auszusprechen wollte, das Dankgebet gesprochen, daß Gott uns die Ausföhrung dieses Werkes hat erleben lassen; jetzt, am Ausgange, haben wir einen andern Segensspruch (den am Ausgange des Sabbaths) hinzuzufügen: „Danken wir dem, der die Völker erschaffen hat. Danken wir Gott, der das Feuer der Begeisterung, die Gluth der Gefühle, das Licht der Erkenntnis in die Menschenseele gelegt hat!“

Wahrlich, wo solche Worte gesprochen und geföhlt werden, da ist es nicht geworden, da wird sich auch die Hoffnung erfüllen, die der Redner am Schluß ausgesprochen: „Hart und herbe war das Gefühl trotz aller Grenzbezüge, daß wir so wenig zahlreich versammelt waren, aber, „ob auch dein Anfang gering war, deine Nachfolger werden wachsen, blühen und gedeihen (Hieb 8, 7) unfähig, edel, friedlich und freundlich, glänzend und fruchttragend.“

Eduard Munk.

Der Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen in Berlin.

In Rücksicht auf die Anwesenheit einiger auswärtiger Mitglieder, welche zur allgemeinen deutschen Frauenconferenz nach Berlin gekommen waren, fand am 5. November die Monatsversammlung des Vereins deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen statt. Es waren erschienen: Frä. Calm aus Kassel und Frä. A. Schmidt aus Leipzig, welche die erste Anregung zur Gründung des Vereins bei Gelegenheit der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung gegeben hatten; ferner Frau Appellations-Gerichtsräthin Henrichs aus Slogau und Frau Dr. Gold-

schmidt aus Leipzig. Frau Henschke lehte in einem längeren Vortrage die Mängel in Bezug auf weibliche Erziehung auf einander und lieferte durch zahlreiche statistische Belege ein werthvolles Material für die dringende Forderung unserer Zeit, durch vermehrte Veranlassungen für die weibliche Jugend lang versäumten Pflichten gegen dieselbe nachzukommen. Sie bewies durch Zahlen, wie reichlich den Seiten der Behörden für die Ausbildung des männlichen Geschlechtes gesorgt sei, während in der Versaffung kaum des Unterrichts für Mädchen gedacht sei. Sie forderte eine kräftigere Unterstützung der Communen zur Ausbildung derselben und einen ausgeheuteren Wirkungskreis für Lehrerinnen, sowie zahlreiche Bildungsestätten für dieselben, damit sie nicht aus Mangel an Kenntnissen an die unteren Klassen gebannt seien. Endlich wünschte sie, daß die Behörden mehr Lehrerinnen anstellen und denselben Pensionsberechtigung gewähren. Hr. Galm verlangt von der Schule das Streben nach allgemein menschlicher Bildung, als Aufschluß an die Schule gesonderte Ausbildungsklassen für einen Beruf, damit das selbstständige Denken geübt werde, denn dieses beginnt erst, wenn das Mädchen die Schule verläßt; wird es dann nicht geübt, so wird es lahm, wie ein nicht benutztes Glied. Hr. Schmidt pries den Beruf der Lehrerin, der die Zukunft gebt, und verlangte von ihr Idealität und Begeisterung wie vom Künstler, dem sie gleichzustellen sei, da sie auch einen Stoff zu bilden habe, und zwar den lebendigen, geistigen.

Endlich ist von dem Verein deutscher Lehrerinnen noch zu erwähnen, daß er die Vereinigung zwischen Eltern und Lehrern zur Verbindung über pädagogische Fragen erstrebt, und daß er zur Gleichrichtung der gegenseitigen Interessen ein unentgeltliches Stellungsvermittlungsbureau bereits in voller Thätigkeit hat. Als eine fernere Aufgabe betrachtet der Verein die Hebung der geistigen und materiellen Interessen seiner Mitglieder.

England.

Freiligraths Gedichte Englisch.

Zu den mehr als fünfhundert englischen Dichtern und Schriftstellern, welche uns Tauchnitz wohlfeil und handlich zugänglich gemacht hat, kommen nun auch deutsche Dichter für die Engländer und alle die Milionen in verschiedenen Ländern, welche Englisch verstehen. So macht sich Tauchnitz auf doppelte Weise um die bereits auf den verschiedensten Gebieten praktisch angestrebte Völkerverbrüderung und die Erlangung der martialischen Drachen zwischen den verschiedenen Nationen verdient. Jeder, der sich hier nützlich macht, ist ein doppelter Wohltäter der Menschheit.

Die deutschen Autoren in englischer Uebersetzung sind bis zum dreizehnten Bande erschienen. Wir finden Auerbach, Reuter, Göthe, Zola, Heine, Schöke, Leising, Fadländer, Hauff, Marie Nathaus und Freiligrath, freilich jeden, auch Göthe und Leising, bis jetzt nur in einem Bändchen und Schiller noch gar nicht, der allerdings schon vollständig, wenn auch in theurer Uebersetzung vorliegt.

Hier nur ein Wort über Freiligrath's Gedichte, gesammelt und zum Theil überliefert von seiner Tochter, der etwa fünfundsiebenzigjährigen Käthe Freiligrath Kröter, wie sie sich als verheirathete Frau, zu Jereff Hill bei London, unterschreibt. Sie

erweist sich in der Widmung an ihren Vater nicht nur als liebende, verehrende Tochter, sondern auch als geschickte Dichterin. Sie verehrt seine wunderbaren Gesänge und Schölsungen schon als Kind, wie der Vater als Knabe die Bibel und besingt seine Gedichte, wie ihn selber, mit dichterischer Schönheit. Wir wollen davon blos den letzten Vers citiren:

Now go my book! I shyly send you forth!
Speed on your way, straight from our sombre North,
To where doth gleam afar the Neckar's water,
Where Suabia's happy plains in plenty smile,
Where corn and vineyard stretch out many a mile,
Fly forth — and bring him greeting from his Daughter.

Freilich hätte sie nach unserem Gefühl den Vater mit deutschen Dichtern auch in diesem Buche für die Engländer besterksungen und grüßen sollen. Ihr Verdienst bei dieser Sammlung besteht zunächst wesentlich in guter Auswahl bereits vorhandener englischer Uebersetzungen durch Engländer. Manche Freiligrath'sche Gedichte waren bereits doppelt und dreifach, in bis sechsfach übertragen worden. Die Tochter selbst begnügt sich mit der Uebersetzung von etwa fünfzehn Gedichten, die am durchweg glücklich und gelungen finden. In einem Besonderen sind alle die einzelnen Uebersetzer angegeben. Es würde uns zu weit führen, genauer anzugeben und zu untersuchen, in welchen Graden von Genauigkeit und dichterischen Geiste die einzelnen Uebersetzungen angefallen sind; doch bemerken wir, daß wir in einigen die Feinheit des poetischen Sinnes und des deutschen mächtigen Tonfalles wenig oder gar nicht übertrugen finden. Dies ist freilich in jeder Uebersetzung vor, besonders bei der Freiligrath'schen, nur in sehr beschränktem Maße möglich. Wir vermessen keinen der bedeutendsten und vollstündigsten Gesänge; dagegen finden wir mehrere Ausbrüche der reinlichen Muse Freiligraths aus früherer Zeit mit Schmerz überlesen und aufzunehmen. „O lieb, so lang Du lieben lauch“ Begeisterte Freunde des Dichters haben angeregt, daß er durch dieses Gedicht allein seinen Platz im Herzen Deutschlands erobert habe. Seine politischen Gedichte waren Scherbrüche des blutroth-republikanischen Hasses, der, in That und Leben übergehend, vielleicht die größte Hälfte der jetztigen Völker, auch der Republik-Republikaner Amerikas mit Hundstauend-Pferdekraft-Dampf-Guillotine vertilgen möchte, an sein Marz, Freiligrath, Rothbedecktes Programm zu vertheilen. Unsere Zeit hat kaum noch ein Verständnis für diese blutrothen Dase, und den Engländern wird er, mit Ausnahme der Anhänger von Erst Zola und seiner noch lebenden Kollegen sogar widerlich sein. Freiligrath ist einer der gezeichneten sich längstestigste Deutlichkeit geworden, und ein solcher Empfinden, wie ihm bei der Rückkehr nach Deutschland zu Theil war, dem Gleichen, selbst in Bezug auf weltgeschichtliche Helden und Märtyrer. Wir können es ihm, denn er ist und bleibt wesentlich ein echter deutscher Dichter. Doch mit um so größerem Schmerz, aber der Wahrheit zu Ehren, müssen wir auch widersprechen, daß er in Bezug auf Politik ein arg miscalculirter Kopf war und blieb. Seine rothen Gedichte waren bereits ergriffen und vergehen. Warum sollen sich nun die Engländer in ihrer Liebe und Verehrung für unseren deutschen Dichter durch diese blutdürstige Sprache der rothen Republik führen lassen? Die liebende Tochter wird sie vielleicht für eine zweite Ausgabe ausmergen.

Zur Kritik von Shakspeare's „Macbeth“.

Das Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft liegt in seinem vierten Jahrgange vor uns¹⁾, und wie die früheren, so enthält auch dieser Jahrgang wieder einige recht schätzenswerthe, wissenschaftliche Arbeiten. Dabin rechnen wir den Beitrag von Delius über „Dryden und Shakspeare“, ferner eine sehr lebendig geschriebene Parallele: „Shakspeare und Euripides“ von Theodor Basse und einen kritischen Versuch über „Simon von Athen“ von Benno Tschischwitz.²⁾ Für uns hat aus phsioleogischen Gründen, die Arbeit des Freiherrn v. Zriesen „über Shakspeare's Macbeth“ das meiste Interesse, und sie mag daher auch ausersählt werden, um an ihr zu zeigen, in welcher Weise die deutsche Shakspeare-Gesellschaft betheilt ist, das Verständniß seiner Poesie zu vermitteln.

In dem Eingange zu seiner Abhandlung verbreitet sich der Verf. zunächst über die Quelle, aus welcher Shakspeare den Stoff zu seinem Drama „Macbeth“ geschöpft und wie der Dichter, trotz mancher aus der Chronik entlehnten Züge, doch in wesentlichen Stücken von der Geschichte abweiche, so daß auch sein „Macbeth“ nicht unbedingt ein historisches Drama zu nennen sei. Denn abgesehen von einigen stofflichen Abweichungen Shakspeare's von der Geschichte, ist vor Allem der Umstand beachtenswerth, daß Shakspeare's Macbeth nicht der von der Geschichte geschilderte, von Natur grausame und brutale Mann ist, und daß ferner Lady Macbeth, wiewohl sie, gleich der geschichtlichen Gemalin Macbeth's, durch ihr Zureden einen großen Antheil an der ausgeführten That selbst hat, von Jener wesentlich verschieden ist.

Dies nachzuweisen, ist der Zweck der Abhandlung, und zwar will der Verf. derselben dadurch die noch nicht entschiedene und schon lange diskutirte Frage, ob diese Hauptfiguren, und vorzugsweise ob das Bild der Lady in Shakspeare der Natur entsprechend sei, der Entscheidung näher bringen. Wir übergehen, was der Verf. über die bis zur gewaltigen Katastrophe im zweiten Akte fortschreitende, mit ihrer unaufhaltsam auf uns hereinbrausenden Fluth von Thaten und gleichsam überwältigende Exposition und auf die dann etwas ruhiger werdende Darstellung der Folgen sagt, um uns dem interessanteren Theil der Abhandlung, nämlich der Rechtfertigung des über die beiden Hauptcharaktere im Eingange Gesagten, zuzuwenden.

Zunächst verweist der Kritiker auf den bereits von Kriß oteles hervorgehobenen Unterschied zwischen dem von der Natur bedingten seelischen Wesen der tragischen Personen und dem, was auf dem Grunde ihres Naturells von der Verwirkelichung der Begebenheiten bebt und zum Theil geboten wird; für Beides die hergebrachten Bezeichnungen „Charakter“ und „Bestimmung“ acceptirend. Bei allen tragischen

Gestalten beruht der eigentliche Kern ihres Verhängnisses in dem Kampfe zwischen dem Charakter und ihrer Bestimmung. Der Charakter erliegt dem Drange der verbildeten Leidenschaft, und nur durch eine Verwechselung zwischen beiden, indem man Wirkungen für Ursachen nimmt und Eigenschaften mit ihren Ergebnissen verwechsel, kommt man dazu, das wesentlich Gute zu verkennen und nur das positiv böse Thun als den eigentlichen Charakter der tragischen Person zu betrachten.

So auch bei Macbeth und seiner Lady. Wir können mit scheinbarer Berechtigung behaupten, Macbeth sei nur bedingungsweise tapfer, im Grunde aber doch feige, mindestens fehlt es ihm an politischem Muth, oder er habe nichts Edles und werde nur von frevelhaftem Ehrgeiz, sowie von abstoßender Selbstsucht geleitet; wir können der Lady grausame Herzenshärtigkeit und abscheuliche Besonnenheit im Verbrechen vorwerfen. Aber wir werden dennoch bekennen müssen, daß dies Alles nicht sowohl Eigenschaften ihres innern Wesens, als vielmehr die Wirkungen ihrer, unter einem verhängnißvollen Drucke zum Entgegengesetzten verkehrten, ursprünglich edlen Eigenschaften sind.³⁾

Der Verfasser macht auf einen eigenthümlichen Zug im Wesen Macbeth's aufmerksam: auf seine große Empfänglichkeit für unmittelbare und fast instinctartige Eindrücke der Natur. Dies wird durch Anführungen aus seinen Reden näher nachgewiesen. Auch wohnt seiner Seele eine Richtung nach dem erhabensten Gottesbewußtsein inne, wie dies seine Reden vor dem Entschluß zum Morde beweisen. Daneben fehlt ihm freilich nicht ein hochstrebender Ehrgeiz, doch war dies Motiv nicht stark genug, ihn bis zum unerhörten Verbrechen zu treiben. Vielmehr bezuhte dasselbe der Trunkenheit der Vergauberung, welche die Prophezeiungen der Hexen auf ihn ausübten, zumal dieser Zauber wesentlich durch die so schnell eintretende Erfüllung der ersten Verheißung erhoben wird. Daß sein eigentliches Selbst vorher ein anderes gewesen sein müsse, und daß nicht der sich selbst vernichtende Ehrgeiz allein die Hauptrolle bei seinem Untergange im Verbrechen spielte, das beweist sein ganzes Wesen, nachdem dieser tiefe Eindruck auf sein wunderbar empfindliches Gemüth die gewaltsamste Herrschaft auszuüben begonnen hatte. In seinem Briefe an die Lady, den er nach der Bezeugung mit den Hexen schrieb, war sicherlich der Entschluß, den Ausspruch der Hexen wahr zu machen, schon niedergelegt. Sein späteres Schwanken aber war ebenso sehr in der Natur begründet, wie der plötzliche Abfall seines Gemüthes nach dem vollbrachten Morde. Auch der visionäre Zustand, in welchem er vor der Ermordung einen Dolch zu sehen glaubt, oder vielleicht sich diese Vision nur eincedet, ist eine natürliche Folge des Kampfes, in dem sich die ursprüngliche mit der leidenschaftlich vergauperten Gemüthsart befindet, die Wirkung einer mehr als fieberhaften Seelenpein unter dem Drucke des Dämonischen. Diese Angst ist nicht eine Ursache seiner von Hause aus feigen Natur, sondern nur darin zu suchen, daß das immerwährende Bewußtsein des Gefühls vom Fluche der Verdamniß auf ihn lastet. Aber zu der völligen Siderheit im Bösen, die von jeder der Erbfind des Menschen war, ist Macbeth auch mitten in seinen Gräueltthaten nicht gelangt. Selbst unter seiner fast trivialen und gemeinen Ausdrucksweise nach dem Morde klagt der mindestens noch in der Wäde glimmende Kampf zwischen dem Göttlichen und dem Dämonischen hindurch; wahrhaft erschütternd ist es aber, die Seele Macbeth's so tief gesunken zu sehen, daß er bei der Nachricht von dem Tode der Lady nur die Worte hat:

„Sie hätte später sterben sollen, — es hätte die Zeit sich für ein Liebesmord gefunden“;

¹⁾ Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Vierter Jahrgang. Berlin, Georg Reimer, 1869. (VI. u. 396 S. gr. v.)

²⁾ Die letzten „Nachträge germanistischer Nothe in den Werken Shakspeare's“, deren bereits früher in unserem „Magazin“ mit Anerkennung gedacht wurde, sind kürzlich in zweiter vermehrter Auflage (Halle, G. Emil Barthel) erschienen. Auch kündigt dieselbe Verlagsabhandlung von Benno Tschischwitz eine neue Uebersetzung der Shakspeare'schen Sonette an, die sich den neun anderen deutschen Uebersetzungen dieser Gedichte des großen Briten, die wir in Deutschland bereits haben, gewiß in würdiger Weise antzehen wird. D. R.

während das Gefühl der Liebe für seine Gattin früher die zärtlichsten Ausdrücke, wie: „my dearest love“, oder „my dearest chuck“ und „my sweet remembrance“ inmitten seines tiefsten Seelen Schmerzes noch zu finden wußte. So zeigt die Wandelung, daß er, wie die Lady, in trunkener Verblendung zu Freveln geschritten, die Weiber Seelen niederdrücken mußten, während größere Naturen das Bewußtsein derselben mit kaltem Troste getragen haben würden. Und so ist denn auch sein endlicher Fall, ungeachtet des Abseus, den wir für seine Frevel empfinden, von tiefer Erschütterung.

Ähnlich weist der Verf., daß auch der ursprüngliche Charakter der Lady keinesweges ein so verwerfener und im Bösen von vornherein prädestinierter ist, wie wir geneigt sind, auf den ersten Blick anzunehmen, und wie so manche Darstellerinnen derselben ihr Bild als das einer Furie zu zeichnen lieben. Man hält und hielt die Lady Shakespeares gemeinlich für ein menschliches Ungeheuer; daß sie dies nicht ist, wenigstens nicht nach der Anlage ihres Charakters, weist der Verf. näher und ausführlich nach. Es würde uns zu weit führen, wollten wir selten Auslassungen näher folgen; nur darauf wollen wir hinweisen, daß aus dem innersten Grunde der Erscheinung, die uns auf den ersten Anblick milde, grausam, furiösoartig bedünken will, ein Wesen anderer Art liegen müsse; also auch hier muß man zwischen der naturwüchsigen Eigentümlichkeit und dem unter dem Drucke des Neufers entstandenen Wollen und Handeln, oder zwischen Ursachen und Wirkungen unterscheiden. So neigt sich v. Grieken dem Urtheile v. Lieds zu: Macbeth und seine Gattin sind ursprünglich edle, selbst weiche Naturen, nur Beide bestieg sich in der Leidenschaft überspringend, wie so oft die schwachen Charaktere.“ Sabel ist besonders Gewicht darauf zu legen, daß, wie aus Macbeth's Brief an die Lady hervorgeht, der Entschluß zum Morde nicht von dieser, sondern von Macbeth selbst ausgegangen ist. Durch denselben wird sie in eine so gewaltige Spannung versetzt, wie sie nur vom Taumel der Leidenschaft erregt werden kann, und in diesem Taumel, nicht aber in kalter Besonnenheit, beschließt sie den Mord des Königs.

Als das Hauptmotiv, aus welchem die Handlungen der Lady hervorgehen, weist der Verf. auf die Liebe zu ihrem Gemahl hin. Nur um ihn zu befriedigen, treibt sie zu den Gräueltaten, und daher erklärt sich auch ihre Verzweiflung, als sie am Ende steht, daß mit Allem diese Befriedigung des geliebten Gatten nicht erreicht ist. „Es liegt bei nur einiger Aufmerksamkeit auf den Lauf der Welt und das gesammte menschliche Leben unglaublich nahe, daß Frauen von leidenschaftlicher Heißbarkeit in der Liebe zu ihren Gatten völlig ausgehen, daß sie in dieser jeden nur leise angedeuteten Wunsch derselben für Gesetz halten und auf diesem Wege mit einer, so zu sagen, instinctartigen Begeisterung unter günstigen Umständen das Erdabente und Gedüste leisten, aber auch unter verhängnisvollem Einflusse rückhaltlos in die tiefste Verworfenheit stürzen können. ... Und so konnte denn Lady Macbeth, trotz ihren inneren Qualen, sich noch einigermaßen aufrecht halten, so lange sie sich noch der Hoffnung schmeicheln durfte, für den Gegenstand ihrer verbündeten Leidenschaft von Werth und Bedeutung zu sein, ohne ihre Stellung in dieser Beziehung durch eigenmächtiges Eindringen in seine Pläne und Handlungsweisen erobern zu müssen. Wie aber wendet sich Macbeth Schritt vor Schritt immer mehr von ihr ab! Daß er ihr seine Gedanken über die beabsichtigte Ermordung Banquo's nur verschleiert mittheilt, aber ihre Theilnahme an demselben abweist, ist für die Gemüthsverfassung der Lady nicht als Wohlthat, sondern nur als schmerzliche Vernach-

lässigung anzusehen. In diesem letzten Gespräche — denn nun an sehen wir die beiden Gatten nicht wieder beisammen — mußte die Lady fühlen, daß nicht allein das Ziel ihrer verheerenden Handlungsweise völlig verfehlt, sondern auch der Besatz ihrer seelischen Einheit mit dem Gemahl entchieden war. Der sollte es nur zufällig sein, daß und der Dichter (Akt V. 1.) belehrt, der wunderbare Zustand ihres Nachschweifens habe von dem Zeitpunkt an begonnen, wo der König in den Krieg gezogen sei?“

Wir glauben, an diesem Einen Stüde aus dem vierten Jahrgange des Jahrbuches der deutschen Shakespeares-Gesellschaft zu zeigen zu können, mit welcher Gründlichkeit man in derselben Absicht zu behandeln pflegt, was auf die Schöpfungen des Dichters ein neues Licht zu werfen im Stande ist und uns das immer mehr Verständniß derselben vermitteln kann. Dr. J.

Frankreich.

Molière-Verräther und Shakespeare-Anbeter.¹⁾

Es ist etwas Schönes und Vorzuziehendes, eine verdankte viel geschmähte Persönlichkeit zu verteidigen und wieder zu Ehren zu bringen. Wir schenken gewiß einem Vertheidiger eher unser Sympathie, als einem Aufkläger, und wenn wir von dem Verräther eine rein objektive, leidenschaftslose Darlegung der That verlangen, so wird uns bei einem Vertheidiger eine gewisse Genommenheit für den Klienten, eine Wärme des Gefühls, die von der inneren Ueberzeugung der Unschuld seines Angeklagten Zeugniß giebt, ganz angemessen erscheinen, nur darf die Befähigung des Einen sich nicht auf die Herabsetzung der Verdienste eines Andern stützen; denn auch für den Verräther gilt der Grundsatz: Jedem das Seine.

Wir haben diese Bemerkung vorausgeschickt, um unser Urtheil über das unten genannte Buch zu begründen. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, Molière gegen die deutschen Kritiker, welche seine Lustspiele den Lustspielen Shakespeares weit nachsetzen, zu verteidigen. Die Geschichte der Molière-Kritik in Deutschland theilt er in zwei Perioden: die erste, von der Anerkennung, beginnt schon zu Zeiten des Dichters mit der Verbreitung seiner Werke in Deutschland und zählt unter den zahlreichen Verehrern als die hervorragendsten Lessing und Goethe; die zweite Periode, die der Vernachlässigung und der ringschätzung, nimmt ihren Anfang mit der hässlichen Kritik M. B. Schlegel's und reicht bis in die Gegenwart hinein, obwohl es auch in dieser Zeit an namhaften Vertheidigern nicht gefehlt hat. Schon eine oberflächliche Beobachtung zeigt, daß unter den Kritikern, welche Molière getadelt haben, die ernstesten Shakespeares-Anbeter sind. Gegen diese richtet der Verfasser seine, wie er selbst eingesteht, leidenschaftliche Polemik, die er damit entschuldigt, daß die Unwissenheit, Unfähigkeit und Unbescheidenheit jener Beurtheiler seinen gerechten Unwillen erregt habe. Er findet den Hauptgrund ihrer Parteilichkeit gegen Molière in der Eingekommenheit gegen alles Fremdsprachige und für alles Englische. „So lange wir uns“ — sagt er — „als eine politisch zerplitterte Nation unsicher und schwach

¹⁾ Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik. Von Dr. G. J. v. Pörsig, B. G. Teubner, 1869. Digitized by Google

fühlten, mochte der Gedanke an vergangene Kämpfe jene Unge-
rechtigkeit und Heringschätzung erklären und theilweise entschul-
digen; flug war dieselbe niemals, und was Göthe in Auerbach's
Keller zu Gunsten des französischen Weines geltend machen läßt:

„Ein edler deutscher Mann kann keinen Franzosen leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.“

das ließe sich auch für die Literatur dieses Volkes geltend
machen. Jetzt aber, wo wir mit Hilfe unseres Königs, Bis-
marck's und der Helden von 1866 uns eine Stellung errungen
haben, von der wir getroßt und ruhig um uns schauen können
und den Kampf mit keinem Gegner zu scheuen brauchen, wie
fiert und mächtig derselbe auch sein möge, jetzt fällt auch jene
Entschuldigung weg. Die beiden Völker stehen einander eben-
bürtig gegenüber und so thut es wohl Noth, daß auch wir wieder
den großen Schriftstellern der Franzosen dieselben Gefühle ent-
gegenbringen, mit welchen sie schon lange den unsrigen entgegen-
gekommen sind.“

Der Verfasser hat recht: politische Sympathien oder Anti-
pathien dürfen uns nicht bei der Beurtheilung fremder Kunst-
werke leiten; allein der Grund, warum die Deutschen sich zur
englischen Literatur mehr hingezogen fühlten, als zur franzö-
sischen, liegt tiefer, als bloß in den politischen Zeitverhältnissen.
Der Deutsche findet in der englischen Literatur einen ihm ver-
wandten Geist, indeß die französischen Dichtwerke, besonders
aus der Zeit der sogenannten klassischen Periode, für ihn immer
etwas Fremdartiges haben. Daß wir Shakespeare den Vorzug
vor Molière geben, ist eine Thatsache, die nicht aus der Ver-
schiedenheit der deutschen Kritik zu erklären ist, sondern umge-
kehrt: unsere Kritiker übertreiben oft das Lob Shakespeare's
und den Tadel Molière's, weil sie dem nationalen Geschmacks
einen vielen Einfluß auf ihre Beurtheilung einräumen. Ein
gerechter Kritiker muß sich aber auch von dem nationalen Vor-
urtheile frei machen und wir billigen es ganz, wenn der Ver-
fasser die Ungerechtigkeit rügt, mit der gewisse deutsche Kritiker
Molière herabgesetzt haben, um Shakespeare desto höher zu
heben. Wir sind jetzt hoffentlich, besonders seitdem Rümelin es ge-
wagt hat, zu zeigen, daß auch Shakespeare nur ein Mensch ge-
wesen, der, wie jeder andere, bei allen seinen Vorzügen doch
auch seine Mängel gehabt habe, über das Stadium der Shake-
peare-Manie hinaus; es wird fortan immer mehr eine besonnenere
Kritik des früher vergrößerten Dichters auch bei uns Platz greifen.
Aber daraus folgt noch nicht, daß nunmehr, wie der Verfasser
zu hoffen scheint, das allgemeine Urtheil in Deutschland Shake-
peare als den schlechteren, Molière als den besseren Dichter
anerkennen wird; vielmehr werden verständige Kunstkenner
Molière gerecht werden und eingestehen, daß Beide gute Dichter
seien, jeder in seiner Art. Eine Rangordnung zwischen Dich-
tern verschiedener Nationen, verschiedener Zeiten und verschie-
dener Tenenzen bestimmen zu wollen, hat immer etwas Miß-
liches. Dichtwerke unterliegen nicht, wie wissenschaftliche Werke,
bloß dem Urtheile des zergliedernden Verstandes; ihren Werth
bestimmt auch, und zwar ganz besonders, der individuelle Ge-
schmack des Einzelnen, wie des Volkes, und über den Geschmack
läßt sich bekanntlich nicht disputiren. Die Abentheuerlichkeiten
deutscher Fachkritiker, die unser Verfasser mit vieler Schärfe auf-
deckt, rühren größtentheils davon her, daß sie ihr Urtheile über
Shakespeare aus allgemeinen ästhetischen Grundsätzen herleiten.
Dasselbe hat auch unser Verfasser in Bezug auf Molière
gethan. Je nachdem der Kritiker das Wesen der Poesie so oder
so bestimmt, erscheint ihm dieser oder jener Dichter als der ver-

zühlidere. Verlangt man von dem Dichter vor Allem schöpfe-
rische Phantasie, so übertrifft Shakespeare offenbar hierin
Molière bei weitem; macht aber, wie unser Verfasser meint,
der erkundete Verstand und die kunstvolle Berechnung der zu
verwendenden Mittel den Dichter aus, so trägt wieder Molière
den Preis davon. Ein wahrer Dichter schafft aber sein Kunst-
werk nicht nach den Regeln einer besonderen Aesthetik, sondern
jedes Kunstwerk trägt seine eigene Aesthetik in sich. Einen
allgemeinen Maßstab, die Größe eines Dichters und seiner Lei-
stungen zu messen, giebt es nicht; daher werden die Meinungen
über die Dichter und ihre Werke immer schwanken. Ist doch
bei uns der Streit noch nicht entschieden und wird wohl nie
entschieden werden, wer der größere Dichter sei, Schiller oder
Göthe.

Um einen Dichter recht zu verstehen und zu würdigen, kommt
es darauf an, nicht ihn als concretes Beispiel zu einer abstracten
ästhetischen Theorie, sondern als historische Erscheinung zu fassen
und aus allen Factoren, die seine Entwicklung bestimmt haben,
zu erklären. Derjenige ist ein großer Dichter, welcher aus dem
Verstehenden ein Neues schafft und in dem Gewande des Zeit-
lichen und Weltkümlichen das ewig Menschliche zur Erscheinung
bringen kann. Das hat sowohl Molière, wie Shakespeare ver-
mocht und darum sind Beide große Dichter. Die Molière'schen
und Shakespeare'schen Lustspiele gehören Einer Gattung der
Poesie an, sind aber verschiedene Arten, die zu ihrer Entwik-
elung einen verschiedenen Boden und ein verschiedenes Klima
verlangten. Welche Art die bessere sei, das läßt sich wohl kaum
entscheiden: jede Art ist da gut, wo sie gedeiht.

Bekanntlich leitet man den Ursprung der Komödie von den
freien und kunstlosen Scherzspielen her, wie sie das Volk bei
festlichen Gelegenheiten liebt. Eine Kunstform gewonnen diese
Spiele da, wo geniale Dichter dem Volkshumor den poetischen
Ausdruck zu geben wußten. So ist in Athen die sogenannte
alte oder Aristophanische Komödie entstanden und in England
das Shakespeare'sche Lustspiel. Wie sehr auch beide von einander
verschieden sind, so haben sie doch ein so entschiedenes nationales
Gepräge, daß sie einer Verpflanzung unter fremde Nationali-
täten nicht fähig sind und nur da verstanden werden, wo sie
vermöge nationaler Verwandtschaft die Volkseigenen und Un-
schauungen begegnen. Daher kommt es, daß die Shakespeare-
schen Lustspiele sich in Deutschland einer so großen Gunst er-
freuen, während die Franzosen sie ungenießbar finden. Anders
verhält es sich mit dem Molière'schen Lustspiel. Dieses wurzelt
in der antiken Komödie der Römer, welche wiederum ein aus
Griechenland verpflanztes Gewächs war. Als Griechenland durch
Philipp und Alexander von Macebonien seine Selbständigkeit
eingebüßt hatte, entstand in Athen das sogenannte neuere oder
Menander'sche Lustspiel, welches Tragödie und Komödie zugleich
erfekte. Vosgetrennt von dem Religiösen und Politischen, war
es das Familienleben, in welchem sich diese Art von Komödie
bewegte, und an die Stelle der erhabenen Ideen einer höheren
Weltordnung oder einer freien Staatsordnung trat jetzt der Be-
griff des Kleinlichen, vom Zufall bewegten häuslichen Lebens.
Die Handlung war ihr Zutritte, der individuelle Charakter
zur allgemeinen komischen Masse, die eble Stimmung zur flugen
Berechnung; die niedere Leidenschaft der Geschlechtsliebe sucht
den gewünschten Gegenstand ohne Seelenkampf durch List und
Täuschung zu erlangen. Diese Komödie ist nicht mehr national,
sondern kosmopolitisch; die Charaktere, die sie vorführt, sind
allgemein menschliche, die ihre Gültigkeit für alle Zeiten haben.
Daher ist keine Dichtungsart so allgemein verständlich und sand

so leicht bei fremden Völkern Eingang, als diese Art des Lustspiels. Von den Griechen entnahmen es die Römer, von den Römern die Italiäner, von diesen die Franzosen. Molière hat das Verdienst, ihm den stiftlichen Ernst und die nationale Bedeutung wiedergegeben und dadurch ihm den höheren poetischen Werth verliehen zu haben.

J. V. Klein spricht sich hierüber in seiner „Geschichte des Drama“ in nachstehender Weise aus: „Die Menanderische Komödie ist ein Product der Zeit Alcanders und seiner Nachfolger, einer Epoche, die wie ein Trümmersfeld sich hinreckt, überhäut mit dem Zerfall des alten Griechenlands, seiner Selbstständigkeit und Freiheit, seiner großen Poesie und Plastik. Sie ist das Ergebnis der gleichzeitigen Philosophie des Theophrastus und Epikur. In den noch vorhandenen Charakterisierungen des Theophrast kann man die Vorstudien Menander's und die Umrisse zu den Figuren seiner Komödie erkennen, und Epikur's Lehren, Principien und Maximen trägt sein Leben, wie seine Komödie offen an der Stirn. Sie bezweckte das bloße Amusement, den Reiz und Kitzel des unterhaltlichen Combinationswises, der eine ursprünglich unästhetische, dem Familienleben und der gesellschaftlichen Ordnung feindliche, in der Regel geschlechtliche Verirrung, im Wege eines künstlichen, tischenpielerischen Apparats und Mechanismus von Situations-Attrapen, zu einer scheinbar wiederhergestellten und trüglichen Genugthuung der verletzten Sittlichkeit entwirren läßt. Das Menander-Lustspiel bringt in das Drama ein jesuitisches Element, die Casuistik, die sich bekanntlich zur Aufgabe stellt, der Sünde eine Pächlichkeitsschlinge verzubinden, dem Sittengesetze von der Opportunitäts-Moral eine wäckerne Nase drehen zu lehren und demgemäß, in letzter Absicht, die Familienbände zu lockern und aufzulösen, um sie zu Gängelbändern für die „Dören“ zu flechten. Die Komödie der ledernen Familienmoral hat auch nicht einmal den Schein eines solchen tieferen Zwecks. Diese Trivialität der vollkommenen Zwecklosigkeit mag ihr immerhin Brief und Siegel einer in demselben Maße vollkommenen Kunstlosigkeit von Seiten der Schulaesthetik eintragen: vom Gesichtspunkte des poetisch höchsten Kunstzwecks aus betrachtet, wie derselbe den größten Meistern verschwebte als der strengste, ernsthafteste aller Zwecke, als Zweck der Zwecke, unterscheidet sich die Menander-Komödie der ledernen Familienmoral von der casuistischen nur durch die größere Trivialität. Aber der Rächer bleibt nicht aus. Er kam, wie gewöhnlich, spät, aber er kam. Molière's Tartuffe ist der Nachfolger, ist der Raubgeist der Menander-Komödie, des frivolen Belustigungsspiels mit Familien-Intignen-Ständebähen, ist der Nachdämon der Lustspiels-Casuistik.“

Während Shafespeare's Komödien, seines weitern Fortschrittes fähig, höchstens die Romanantiker zu unglücklichen Nachahmungen leisteten, trug das Molière'sche Lustspiel die Keime einer ferneren Fortentwicklung in sich. Diderot gestaltete es zum sogenannten rührenden Lustspiel und dieses wandelte sich in das erste Drama und in das bürgerliche Trauerspiel der Engländer um: Gattungen, die auch in Deutschland Eingang fanden, wo Leistung sie zur klassischen Vollenbung brachte in seinen drei Meisterwerken: „Minna von Barnhelm“, dem ersten deutschen Lustspiel vor seiner Komik, Emilia Galotti, dem ershöütternden Trauerspiel, in welchem der Dichter seiner stiftlichen Empörung über die Mißachtung der Heiligkeit des Familienlebens einen Ausdruck gab, und „Rathen der Weis“, dem ersten Drama, das die Religion der reinsten Humanität verkörpert.

Wir erkennen demnach in Shafespeare und Molière zwei Dichter, die, gleich groß, doch auf verschiedenen Wegen zu ihrer

Größe gelangt sind. Ihren Werth bestimmt nicht blos der augenblickliche Eindruck, den ihre Dichtungen auf den Zuschauer der Leser machen, sondern mehr noch die nachhaltige Wirkung, die sie auf ihre und die folgenden Zeiten geübt haben, die aber freilich nicht aus ästhetischen Gebrüchern und Kritikern erkannt werden kann. Wir gestehen daher unserem Verfasser gern zu, daß es ein verdienstliches Werk ist, einmal den Uebersetzungsleistungen der Shafespeare-Kritiker entgegenzutreten zu sein, gleiches aber, daß er, auch ohne Shafespeare zu nahe zu treten und ohne eine so weitläufige, fast ermüdende Polemik gegen die Kritiker durch einfache Darlegung der Vorzüge Molière's seinem Lieblingsdichter hätte gerecht werden können.

G. H.

R u s s l a n d .

Difemski's Tausend Seelen.*)

„Tote Seelen“, ist der Titel einer in Rußland sehr berühmten Novelle von Nikolaus Gogol, den man, wie die obigen Namen erst dann verstehen kann, wenn man weiß, daß der Reichthum der russischen Grundbesitzer nach der Anzahl der lebigen Seelen geschätzt wird, die auf einem Gute haben. Es kommt nun häufiger vor, daß gewisser Vortheile wegen, die die Regierung gewährt, die volle Anzahl der Seelen, die einem Gute gehören, auch dann noch in den Listen fortgesetzt wird, wenn auch der größte Theil derselben bereits verstorben — daher der befremdlich klingende Titel der Erzählung *Seelen* — „tausend Seelen“ aber sollen nur einen recht bedeutenden bezeichnen.

Fassen wir den Zetaleindruck des Romans zusammen, so muß man sagen, daß es ein vorwiegend niederdrückender, mehr schmerzlicher als ein Eindruck, den fast alle Dinge, die aus Rußland zu uns dringen, hervorrufen, wie es nun eine jener tief herabmüthigen Volkswelten, wie sie besonders der Süden hervorbringt, sei es eine jener neuen Literaturzeugnisse, die die Kunststoffe des modernen Lebens mit so einschneidender Schärfe darstellen, ihm liegt ein Hauch der Traurigkeit über den Aeußerungen der russischen Geistes, immer scheinen sie der Ausdruck eines schmerzlichen Unbefriedigtseins. Die Quelle davon ist nicht in jenem Konflikt zwischen Willen und Gelüsten, jener Erkennen und Können zu suchen, den wohl jedes begabte Individuum einmal fühlt, den aber das russische Volk ganz besonders zu empfinden bestimmt scheint.

Der erwähnte Roman, der in Rußland großes Aufsehen gemacht, wirkt, als Ganzes betrachtet, so herabstimmend, daß man bei aller Kunst, die in der Ausführung der einzelnen Theile aufgewandt, doch geneigt ist, das Praktische eines wirklich Kunstwerks ihm zu verweigern, eines solchen wenigstens, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Hier haben wir es nur mit der Nachseite der menschlichen Natur zu thun; und was sie entmuthigend wirkt, ist, daß Jammer und Elend, Ausbleibigkeit des Lebens, Erbärmlichkeit der Trübsal nicht etwa als etwas Außergewöhnliches, sondern im Gegentheil als das schlechthin Alltägliche dargestellt wird.

*) Tausend Seelen. Roman in vier Theilen von Alexis Fiedorowitsch Gogol. Aus dem Russischen übertragen von Dr. E. Koppke. Berlin. G. H. Schönl'sche Verlagsbuchhandlung, 1870.

dem man sich eben unterwerfen muß. Es wird nichts gegeben, was auch nur entfernt an Idealismus streift und das ist es, was uns so unerquicklich berührt wie „der Nebelwind, der durch die dünnen Blätter fänfelt“.

„Der Verfasser“, sagt der deutsche Uebersetzer in seiner Vorrede, „gehört in der Kunst der Realistik, in der Politik der nationalen Schule an. Er machte zum Helden seines Romans einen Literaten, der die damals (nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander II.) unter der gebildeten Jugend herrschenden (nihilistischen) Ideen repräsentirt, und, später in die Verwaltung übergetreten, die Mißbräuche derselben als Despot abzuschaffen versucht, aber im Kampfe mit der aristokratisch-bureaucratischen Klique, deren Interessen er überall verletzt, unterliegt. Der Held des Romans ist, so sehr sich der Verfasser als Realist dagegen sträuben möchte, doch in gewisser Beziehung für ihn ein Ideal, freilich eins der sonderbarsten Ideale, welches sich je ein Dichter gemacht hat.“

Alldings ein sonderbares Ideal! Ein Mensch, der absolut keine andern Triebsfedern kennt, als den Wunsch, möglichst großen Komfort um sich zu haben, und Ehrgeiz, d. h. jenen erdärmlichen Ehrgeiz, dem es nicht um wirkliche Macht oder Einfluß zu thun ist, sondern um den Schein derselben, der also vor Allem nach Orden und Titeln strebt, und der zur Erreichung dieser beiden Ziele eine Reihe der verächtlichsten Handlungen begehrt, der Nichts zu seiner Entschuldigungsverfügen anführen kann, als daß die andern alle noch schlechter und verächtlicher sind, und dessen schließliche Verände Gerechtigkeit auszuüben stark den Anstrich persönlicher Rache an sich tragen — kann man einen solchen Menschen in irgend welchem Sinne ideal nennen? Die vollendete Meisterhaft in der Zeichnung einer solchen moralischen Häßlichkeit kann das Abstoßende des Eindrucks nicht mindern. „Während berühmte russische Sittenschilderer“, sagt der Uebersetzer, „bei ihren bittersten Angriffen aus ästhetischen und nationalen Gründen immer noch schön färben, ist Dismokli in seiner Realistik unerbittlich. Er zeigt seinen Personen das letzte Rüppchen ab, welches noch eine schwarze Stelle verdecken könnte und die Nacktheit wird manchmal abstoßend, aber sie ist immer wirkungsvoll.“

Kann ein solches Abstreifen aber Aufgabe der Kunst sein? Man höre, wie der Verfasser seinen Helden schildert. Er kommt zum erstenmal in das Haus einer reichen Dame und kehrt mit ganz neuen Empfindungen nach Hause zurück.

„Mehr als Alles hatte der Komfort, den er im Hause der Generalin gesehen hatte, Eindruck auf ihn gemacht. Ich muß gestehen, daß der Komfort im Geiste meines jungen Helden immer eine große Bedeutung hatte. Und für wen unter den soliden, verständigsten und gebildeten jungen Leuten unserer Zeit hätte er diese Bedeutung nicht? Der Autor ist zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß für uns Kinder des jetzigen Jahrhunderts, Ruhm, Liebe kosmopolitische Ideen, Unsterblichkeit — nichts sticht gegen den Komfort. Alles Jenes ist unserm Geiste zufällig, er allein steht vor unserm Auge in seiner unermesslich anziehenden Kraft. Auf ihn richten wir alle unsere Anstrengungen. Es ist unser Idol, und ihm bringen wir Alles, was uns theuer ist, zum Opfer. Für den Komfort führt man ein Leben voll heftigster Arbeit, für den Komfort kriecht man, demüthigt sich, handelt gegen das Gewissen u.“

Stünde diesem „Helden“ ein moralisches Gegenbild gegenüber, so wäre der Eindruck weniger niederdrückend, dies fehlt jedoch vollständig. — Die Schilderungen russischen Volks- und Familienlebens sind höchst gelungen, meisterhaft z. B. ist das

Fest beim Fürsten Iwan gezeichnet; überhaupt treten die Figuren lebhaft und dem Rahmen heraus, allein die Größe des Talents läßt um so mehr die Größe der Verirrung betreffs der sittlichen Grundlage des Ganzen beklagen.

Die Uebersetzung des Herrn Dr. Kayhler giebt das Original mit solcher Treue und Leichtigkeit wieder, daß man vollkommen vergißt, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Die enormen Schwierigkeiten sind mit künstlerischer Freiheit überwunden. Sehr begreiflich ist es daher, daß, wie wir hören, F. Turgenev die Uebersetzung seines neuesten Werkes ebenfalls den Händen des Herrn Dr. Kayhler anvertraut hat. M. St.

Orient.

Morgenländische Dichtungen.

Eine der lieblichsten und wertvollsten Erscheinungen unter den zahlreichen neuen und wohlfeilen Ausgaben der Dichtungen Deutschlands und des Auslandes, die uns der deutsche Büchermarkt jetzt bietet, bildet die „Morgenländische Anthologie“, übersetzt von Prof. Ernst Meier in Tübingen. *) Sinesen (Schiking), Inder (Saviti, Rigveda, Hitopadesa, Kalidasa), Perser (Sakhi), Araber (Koran, Liebeslieder und Sprüche), und Hebräer (Poesien des Pentateuch, Psalmen, Hohelied, Ruth, Propheten) werden uns hier in sinnigen Uebersetzungen, leicht verständlich und anmuthig, gleichwohl aber auch treu im Geiste des Originals, vorgeführt. Nicht etwa hat unser Dolmetscher Rüders, Joseph v. Hammer's, Daumers und Anderer Arbeiten benutzt und zusammengestellt; vielmehr sind die anerkannten Mängel, die sich selbst in des Sprachen- und Gedankenmeisters Rüders Uebersetzungen finden, vermieden und mit Hilfe einer mit glücklicher Kritik gepaarten poetischen Begabung ist in dieser Anthologie das ursprüngliche, morgenländische Colorit treu und ansprechend wiedergegeben.

Wir theilen folgende kleinere Proben aus den Einsprüchen des Hitopadesa mit.

Sorge nicht!

Bemüh' Dich nicht so um Dein täglich Brot!
Der Schöpfer schafft Jedem sein Futter:
So wie ein Kindlein geboren ist,
So strömen die Brüste der Mutter.

Der Zufriedene.

Jedwedes Glück hat der Zufriedne:
Man wessen Fuß ein Schuh nur steift,
Für den ist ja die ganze Erde
Mit Leder überdeckt.

Behaupte Deinen Platz.

Bäume, Haare, Nögel und Männer
Laugen zu nichts — von der Stelle gerissen:
Wenn der Verständige dies bedenkt,
Wird er seine Stelle zu halten wissen.

Der unbefolgte Rath.

Was hilft ein unbefolger Rath,
Den man dem König erteilt?
Durch bloße Kenntniß der Krone
Wird keine Krankheit geheilt.

*) Morgenländische Anthologie. Deutsch von Ernst Meier. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1869. (16 Bogen, Fr. 12 Sgr.)

Spruch des Bartolomäus.

Unser Dichter trauet sich unverkündig.
Daß sie stets von schwachen Frauen singen;
Die mit klüßlichem Blick aus Schelmenaugen
Hebe Götter lesen, sind sie schwächlich?

Vortrefflich sind auch die bekräftigten Poetiken wiedergegeben: so viele Übertragungen wir auch vom hohen Parnass, von der Iphigeneia, „Antik“ gelesen, so zwanglos, anmutig und guttastend ist uns noch keine erschienen, als die in Ernst Meier's „Morgenländischer Antologie“.

Kleine literarische Revue.

— **Dore und Aschmann über Humboldt.** Die beiden in Berlin, zur Feier des Humboldt-Jubiläums, in der Akademie der Wissenschaften am Feiertage von S. W. Dore und vor den naturwissenschaftlichen Vereinen Berlins am Säcularfeste von A. Aschmann gehaltenen Reden liegen uns in gedruckter Form vor.¹⁾ In beiden rhetorischen Meisterarbeiten ist wohl das Gedankentief und Angenehme enthalten, was die Humboldtfeier irgendwo an wissenschaftlichen Darstellungen producirt hat. Wenn in Dore's Rede der berühmte Kenner und Beobachter der Strömungen der Kunst und des Meeres sich nicht verweigert, so trägt in der Rede Aschmann's der geistvolle Ethnologe, der die Menschen mit der Erdgeschichte in enge Verbindung bringt, die Leuchte der Wissenschaft.

— **A. v. Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte.** Sehr zeitgemäß brachte kürzlich die Reichs-Vergeltungsbücherei Sammlung von Vorträgen auch zur Humboldtfeier einen Aufsatz aus der Feder von A. Bernheim über „Alexander von Humboldt und den Geist zweier Jahrhunderte.“ In demselben wird die dem Volke nicht unmittelbar verständliche Bedeutung des großen Naturforschers nahe gerückt, wie sich in ihm der Geist eines vergangenen Jahrhunderts spiegelt, wie er der Fortschritt für das folgende Jahrhundert neue Bahnen anweist. Er erscheint hier wahrhaft als Mittelpunkt aller großen Fortschritte auf die Naturerkenntnis seiner Zeit, Anreger, Förderer, Führer, wie niemals ein Anderer. Es hat zu allen Zeiten solche geistigen Mittelpunkte gegeben, im Alterthum Aristoteles, in späterer Zeit Leibniz u. A. Aber den Strömungen ihrer Zeit gemäß, vermittelten sich jene häufig in erfolglose philosophische Speculationen, während Humboldt's Geist nur auf das Reale gerichtet blieb. So konnte er eine Wissenschaft gründen, in der alle andern zusammengehen und sich verbinden, die Physik des Erdballs, wobei aber noch manche Lücke zu füllen blieb in bis dahin unbearbeiteten Fächern, wo er mit den Grund zu neuen Wissenschaften legte als z. B. der vergleichenden Meteorologie und Klimatologie, der Vulkankunde, Pflanzengeographie und Ethnographie. Zugleich strebte er danach, seine Forschungen in edler verständlicher Sprache dem Volke zugänglich zu machen, in dieser Weise ein Vorbild schaffend, welches stets als musterhaft dastehen wird. Rechnet man hinzu seine wissenschaftliche Beiseidenheit, welche aller Annäherung fern blieb, seinen po-

litischen Standpunkt unter dem nach Freiheit ringenden Volke, welches er zunächst geistig frei zu machen strebte, so geht daraus die Gestalt eines geistigen Helden hervor, dem sein Volk einen Kultus schuldet. Versteht sich jeder mit gewohnter Reife, schaft hat es verstanden, kurz und einträglich seine Wissenschaft zu schildern.

— **Die illustrierte Ausgabe von Alexander von Humboldt's „Kosmos.“** Eine wahre Festgabe ist dieses Buch, das am Jubiläumstage Humboldt's angekündigt wurde. Die erste Auflage des Kosmos, welches, die noch bei Humboldt's Leben erschienen war, kam bereits allgemeiner Anerkennung zu erfreuen, und der geachtete Mann selbst schrieb darüber an den Verfasser: „Ich bewundere die Sorgfalt und Treue, womit Sie das gesammte Material meines Lebens geordnet und dargestellt haben.“ Der folgende Ausgabe hatte sich der mannigfaltigsten inneren und äußeren Verbesserungen und Verschönerungen zu erfreuen, die seine Pracht in so reichem Schmucke umgraphischer, geographischer, geographischer, landwirtschaftlicher, verarbeiteter, geistlicher und historischer Scenen darstellender Abbildungen, wie gegenwärtige, sechste Ausgabe, die, trotz des umfangreichen Inhalts und der prächtigen Ausstattung, zu einem überaus billigen Preise geliefert wird. Wenn die von Carl Pruner u. Verein mit namhaften deutschen Gelehrten angekündigte wissenschaftliche Biographie Alex. v. Humboldt's ein Werk für Gymnasien und Universitäten zu werden verspricht, so ist das vorliegende Werk in seiner jetzigen Gestalt das würdigste Werk des Volkes und Silberbuch zu nennen, das in neuerer Zeit hergestellt worden. Es fehlt diesem Buche aber auch nicht die Reize der Wissenschaft. Die Reize, welche darin über „Anfichten der Natur“, über Humboldt's amerikanische, asiatische Reisen, und besonders über den „Kosmos“ gehandelt sind, lassen für den Laien kaum etwas zu wünschen übrig. Der Professor H. Th. Kühne hat sich um das Werk besonders dadurch verdient gemacht, daß er die Ergebnisse der in den letzten Bänden des „Kosmos“ gesammelten naturwissenschaftlichen Untersuchungen in übersichtlicher, leichtfaßlicher Weise zusammengestellt und durch Illustrationen erläutert hat. Es ist ein barmherziges Bild des Lebens, des Wissens und des Fortschritts des großen Reisenden und Naturforschers, das uns in diesem Buche gegeben ist.

— **Kühner's poetische Werke.** Von der neuen Gesamtausgabe der poetischen Werke Friedrich Kühner's¹⁾ hat die letzte Bände (zwei Feste) erschienen, so daß die angekündigten zwölf Bände nunmehr vollständig vorliegen. Wir fassen seine inhaltliche Gedichte in acht, seine dramatischen in zwei und seine epischen Dichtungen in zwei Bänden, denen sich richten über Kühner's Leben, von Dr. G. Bener, angeschlossen sind. Wir haben bereits wiederholt diese Ausgabe, sowohl in der Einleitung und Anordnung, als um der Pietät willen, mit der sie besorgt ist, als ein würdiges deutsches Nationalwerk bezeichnet und unterlassen auch heute nicht, die Aufschaffung desselben als zu empfehlen, die ihre Bibliothek deutscher Klassiker reichhaltig machen.

¹⁾ Alex. v. Humboldt's Leben und Wissen, Reisen und Werke. Ein biographisches Denkmal von Dr. Hermann Kühner. Gedruckt in der Ausgabe, erweitert und theilweise umgearbeitet von Prof. Dr. H. Kühner. 120 Text-Abbildungen, 2 Karten, 8 Tafeln in 2. Aufl. 1870. (426 S. 1/2 Bbl.)

²⁾ Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, gedruckt von Google

¹⁾ Erster in Ferd. Dümmler's Verlag und letztere bei Wiegand und Hempel erschienen.

— **Illustrirte Conversations-Lexicon.** Von Otto Spamer's Illustrirtem „Conversations-Lexicon für das Volk“ ist nun bereits das erste Vierteljahrsheft (6 Lieferungen à 5 Sgr.) fertig vorliegend, und wir können wohl sagen, daß sein anderes Nachschlagswerk eine so vollständig befriedigende Auskunft über Personen und sonstige anschaulich zu machende Gegenstände giebt, wie dicker. Im vorliegenden Vierteljahrshefte sind nicht weniger als 4 Textbilder und 2 Buntbilder, insgesamt aber 300 Abbildungen, darunter 17 Portraits, 22 Städteansichten, 2 Karten, 33 Darstellungen aus Mythologie und Geschichte, 61 aus den Naturwissenschaften, 79 aus Länder- und Völkertunde, 43 aus Kunst und Wissenschaft, 7 Trachtenbilder, 39 Abbildungen von Werkzeugen, Geräthen, Instrumenten u. s. w. enthalten. Man wird hiernach den großen Reiz des Wissens, den dieses Conversations-Lexicon umfaßt, beurtheilen können. Es ist, wie sein zweiter Titel sagt, zugleich ein Orbis pictus für die Jugend, und Niemand wird in einem solchen Auskunft über religiöse, pöbelhafte oder physikalische Materien suchen. Dagegen finden Künstler, Kunstarbeiter, Techniker, Mechaniker, sowie Alle, denen es um ästhetische Formen zu thun ist, hier ein reiches Feld der Belehrung und der Anleitung zu eigenen künstlerischen Ideen. Das klassische Alterthum liefert ebenso, wie die neuesten Africaen, Beiträge zu dieser malerischen Encyclopädie, deren Abkürzungen übrigens nicht minder, als die Illustrationen, mit Genuß und Befriedigung von den Lesern aufgenommen werden.

Literarischer Sprechsaal.

Wir nahmen bereits Gelegenheit, über die Erfolge der mit so großartigen Mitteln unternommenen Beobachtungen der amerikanischen Sonnenfinsternis vom 7. Juni zu berichten. Es hat hierbei nicht nur eine große Zahl der schönsten Photographien gewonnen werden, die die Gestalt, Größe und Lage der Protuberanzen und Sonnenflecke auf das Treueste wiedergeben und die hohe Bedeutsamkeit der Photographie für Chronologie auf das Glänzendste dokumentiren, sondern man hat auch umfassende Beobachtungen mit Spectral-Instrumenten gemacht, die merkwürdige Aufschlüsse über die Natur der Corona geliefert haben. Die Corona bildet einen eigenthümlichen Lichtkreis, der die total verfinsterte Sonne einem heiligenchein gleich umgibt; er erscheint lichtschwächer, als die Protuberanzen und schon an wiederholten Malen hat man in demselben eigenthümliche Bewegungen, schwebenden Strahlen des Lichts gleich, wahrgenommen. Die Natur der Corona endlich war aber bisher völlig unbekannt. Bei Gelegenheit der amerikanischen Finsternis beobachtete nun Prof. Hough in Burlington mit dem Spectral-Apparat helle Linien im Lichte der Corona, die merkwürdigstereine mit den hellen Linien des Lichts übereinstimmen und den Schluss rechtfertigen, daß die Corona ein vermanentes pelares Licht ist, welches dem gewaltigen Centralkörper unseres Planetensystems wahrscheinlich unmittelbar umgiebt. Hauptsächlich giebt die in Sicilien und Nordafrika sichtbar totale Sonnenfinsternis vom 22. Febr. 1870 unserer Astronomen Gelegenheit, diese interessanten Beobachtungen zu bestätigen resp. zu erweitern.

Vergänge der letzten Woche in Berlin, wo die von Sozialdemokraten und Ultramontanen systematisch organisirten Tumulte in einer von der Fortschrittspartei zusammenberufenen „Volkerverammlung“ in ihrer Consequenz das Versammlungsrecht und die Redefreiheit der Bürger bedrohen, haben mehrfach Hinweisungen auf ähnliche Vorgänge in Irland und Ungarn veranlaßt, wo dergleichen Eingriffe in das Recht und die Freiheit durch ganz ebenso organisirte, radikal-ultramontane Elemente nichts Seltenes sind. Gleiche Ursachen haben unter allen Himmelsstrichen gleiche Wirkungen. Wir wollen jedoch auf etwas aufmerksam machen, was selbst einem mit englischen und amerikanischen Zuständen so vertrauten Maune, wie dem Abgeordneten Dr. Löwe-Galbe, der im Namen der Fortschrittspartei jene vielbesprochene Volkerverammlung zusammenberief, entgangen zu sein scheint: In England sowohl, als in Nordamerika, beruft Niemand, der zu den intelligenten Klassen der Bevölkerung gehört, eine Volkerverammlung, ein Massen-Meeting, bei welchem, nach der Natur der Dinge, in England die Radikalen und Trübler, in Nordamerika die Niggers und Pöbels regelmäßig die ersten Plätze einnehmen und den Ton angeben — nicht weil sie die Mehrheit und die physische Stärkeren, was Beides zu bestreiten ist, sondern weil sie die Rücksichtslosen sind, welche nicht, wie jene, die brutalen Kräfte in Zann und Jügel halten. Man überläßt die Massen-Meetings, die Jenner-Aufzüge stets den Rücksichtslosen, die schon selber dafür sorgen, daß die Mäure nicht in den Himmel wachsen, daß der Unfluth den Sieg in der Gesellschaft nicht davontrage. In England, wie in Amerika, betrachten es die intelligenten Hüter der Verfassung und der Gesehe als eine ihrer wichtigsten und politischen Aufgaben, Alles zu vermeiden und Nichts zu thun, wodurch den Massen Gelegenheit gegeben wird, das Individuum zu schädigen, sowie andererseits das Individuum zu hindern, daß es das natürliche und sittliche Recht der Massen schädige. In einem verfassungstarken und wahrhaft freien Lande — was unser Preußen freilich noch nicht ist — werden Versammlungsrecht und Redefreiheit gerade dadurch am Besten gewahrt, daß alle Intelligenzen von Massen-Meetings und Demonstrations-Aufzügen consequent fern bleiben. J. V.

„Steffens Volkskalendarer“ für 1870 bringt in den Monats-tafeln seines Calendariums zwölf überaus ansprechende Sinn-gedichte auf deutsche Geistesheroen, die in den betreffenden Mo-naten geboren oder gestorben sind: namentlich im Januar auf Fried- rich den Großen, im Februar auf Joseph II., im März auf Göthe, im April auf Kant, im Mai auf Müder, im Juni auf Winkelmann, im Juli auf die Königin Luise von Preußen, im August auf Herder, im September auf Alex. v. Humboldt, im October auf den Jhrn. v. Stein, im November auf Uhland und im December auf G. Heine. Diese gedankenreichen, ihren Gegenstand in wenigen Zeilen charakterisirenden, von Hermann Klette gedichteten Poesieen verdienen, als Denkmale, eine weitere Verbreitung und Beach- tung, als sie an der leicht übersehenen Stelle des Calendariums finden. Wir theilen als Probe das December-Gedicht mit:

G. Heine.

O, dürrt ihm nicht, der jetzt mit Liebeslöwen
Das Herz Euch rührt,
Dann aber selbst — das Liebsche zu verdrängen —
Sein Lied verführt.

D, jährt ihm nicht, wenn rath der Wehmuth Schauer
Mit Spott sich lacht;
D, jährt ihm nicht, wenn unter'm Bior der Trauer
Ein Salter lacht.
D, jährt ihm nicht, der groß im Bett der Schmerzen
Sein Leid bezwang
Und der, ein Held, mit fast gebrochnem Herzen
Noch weiter sang.

Der „Salon“ (November) macht darauf aufmerksam, daß, während Vertreter fast sämtlicher großen politischen Blätter in Frankreich, England und Italien zur Suezkanal-Eröffnung eingeladen, die große deutsche Presse — vermutlich durch die Schuld der betreffenden Consuln — fast ebenso vollständig zu Hause gelassen worden. Nicht kann man es wohl als eine Aufmerksamkeit für die einflussreiche Presse Berlins gelten lassen, wenn die Herren Braß und Gölke dergleichen Einladungen erhalten haben. Die „Kölnische Zeitung“, die seit Jahren, aneignungsfähiger als irgend eines der eingeladenen Pariser Blätter, für das Unternehmen des Herrn Lesseps kämpfte, hat man für minder würdig erachtet, als den Zuschauer der Kreuzzeitung, und die Augsburger wie die Leipziger Allgemeine haben der Norddeutschen des Herrn Braß den Vortritt lassen müssen. Die Berliner „Vossische Zeitung“ hat auf eigene Kosten ihren künstlerischen Feuilletonisten E. Pielich nach Ägypten geschickt, und ein anderer Berliner Feuilletonist, Herr Hans S. Wachenhusen, ist im Auftrage der Wiener „Neuen freien Presse“ dorthin gereist. Letzterer wirft in einem Bericht aus Kairo vom 29. October (Nr. 1866 der „N. Fr. Pr.“) folgenden Blick auf das jetzt in Ägypten versammelte Corps der französischen, englischen und italienischen Journalisten:

„Und der Herr ließ Ungeziefer kommen über Pharao, seine Anrechte, sein Volk und sein Haus, und alle Häuser wurden voll. Und der Herr ließ Heuschrecken kommen mit dem Wind, die fraßen Alles. Also erinnere ich mich, im zweiten Buche Moses gelesen zu haben zu einer Zeit, da ich noch besser in der heiligen Schrift Bescheid wußte, als heute. Und also würde auch ein neuer Geschichtschreiber des Landes der Pharaonen schreiben, denn ohne Zweifel sind alle die europäischen Journalisten, die sich der Vice-Pharao ins Land geladen, die letzte Plage dieses unglücklichen Landes, von der die Kinder und Kindeskinder Ägyptens noch erzählen werden.“

Die „Berliner Wespen“ (Nr. 46) bringen bereits einen in altägyptischem Monumentalstil entworfenen Fries zur Verewigung des europäischen Journalisten-Zuges nach Suez.

Sir Sam. Baker wollte am 30. October mit seiner bewaffneten Expedition nach Centralafrika von Suez nach Suakin aufbrechen und giebt in einem Schreiben aus Kairo vom 22. October folgende Nachrichten über die Hauptzwecke derselben:

„Nach Vernichtung des Sklavenhandels sind folgendes die Hauptzwecke des Unternehmens: 1) Annäherung des äquatorialen Nilbenedens an Ägypten; 2) Herstellung einer mächtvollen Regierung in allen einander gegenwärtig bekriegenden Stämmen; 3) Einführung der Baumwollkultur in umfangreichem Maßstabe, so daß die Eingeborenen ein werthvolles Erzeugniß zum Austausch gegen Baumwollenwaaren u. s. w. haben; 4) Eröffnung

der beiden großen Seen des Nils für die Schifffahrt; 5) Herstellung einer Kette von Handelsstationen durch alle zu annectirenden Länder, so daß nach dem von der Hudson's Bay Company angenommenen Systeme der am weitesten südlich liegende Punkt mit der nördlichen Basis in Verbindung steht. Jeder Stamm soll gezwungen werden, einen gewissen im Verhältnis zur Bevölkerung stehenden Flächenraum mit Korn und Dausen zu bebauen. Kriege werden nicht erlaubt sein, und jeder Häuptling wird für die Handlungen seines Stammes verantwortlich gemacht werden. Nach dem Prinzip der Begrenzung in Ceylon, sollen Fehdenkriege zur Eröffnung von Landstraßen anferlet werden. Zur Ausführung dieser Pläne bedarf ich vom Vizekönig absolute Gewalt erhalten. Die Heeremacht umfaßt 1710 Mann, welche mit Vorräthen auf ein Jahr versehen, Ehartum bereits erreicht haben. Die vor zwei Monaten den Nil hinaufgeschickte Flottille umfaßt 65 Schiffe, deren 10 Dampfer, außer den von Samuda Brothers gebauten Dickschiffen (3 Dampfer und 2 Segelschiffe), welche in einzelnen Theilen bis 3. 32° nördlicher Br. befördert und dort zusammengelegt werden sollen, um den Albert-Nyanza See durch die schiffbaren Theile des Weißen Nil oberhalb des letzten Kalabats zu erreichen. Außerdem begleiten 25 arabische Schiffsbauer die Expedition, um am Albert-Nyanza hölzerne Fahrzeuge zu bauen. Die ganze Expedition wird ungefähr 2000 Köpfe zählen, darunter 15 Europäer, nämlich: der englische Marineleutnant John A. Baker, der französische Marine-Offizier Vicomte de Rigault Dier-Genieieur Edwin Sigmundthom, Dr. Joseph Geay, der Ober-Magazinverwalter Michael Marco Polo, sechs englische Ingenieure aus den Etablissemens von Samuda und Freeman Diener Louis Ped, das Mädchen meiner Frau, Maria Mullinaria, und wir Beide.“

Das „New-Yorker Belletristische Journal“, welches im Nachdruck der Werke deutscher Schriftsteller durchaus verfährt, ja sogar nicht einmal literarische Produktionen in seine Spalten aufnimmt, welche bereits vorher irgendwo abgedruckt waren, hat bekanntlich eine Roman-Konferenz für die Schriftsteller Deutschlands ausgeschrieben, in welcher Eintausend Thaler für den besten und hundert Thaler für den zweitbesten Roman ausgesetzt waren. Jetzt ist die Entscheidung der Preisrichter dahin getroffen, daß der erste Preis dem Schriftsteller August Ewald Rönig für seinen Roman „Durch Kampf zum Frieden“ zuerkannt sei, bereits ausgezahlt worden ist, während dagegen über den zweiten Preis keine Entscheidung getroffen werden konnte, weil einer von vielen im Werthe nächstfolgenden Romanen nach dem Grundsatz der Preisrichter keiner einen Vorrang vor dem andern verdiente. Das Preisrichter-Kollegium begnügte sich daher damit, das Herausgeber des „New-Yorker Belletristischen Journals“ Herrn Dr. Rudolph Berow, welcher den Winter über in Europa und zwar in Mentone bei Nizza verweilt, eine Anzahl der beiden nächstfolgenden Romane zu bezeichnen, unter welchen er selbst die Entscheidung treffen könne. Herr Berow hat sich entschieden, die Summe des zweiten Preises Zweien oder Dreien dieser bezeichneten Leistungen zukommen zu lassen. Damit dürfte diese Angelegenheit dann wohl in einem liberalen, den Herausgeber jenes Journals ehrenden, und für alle Betheiligten befriedigenden Abschluß gelangt sein.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste
alte Auflage der Betrag von
10 Thaler
vergütet.
Die Umtausch kann entweder direct bei der Verlagshandlung S. A. Brockhaus in Leipzig
oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslands gegen Einsendung bewirkt werden.

Seeben erschienen und durch alle Buch-
handlungen zu beziehen: (255)
Siedr und Salladen von Robert Burns.
Deutsch von A. Laue.
Preis geb. 20 Sgr., fein in Wollschl. geb. 1 Thlr.
Erfolgt nach Erscheinen fand diese Ueber-
setzung in der deutschen und englischen Presse
solche Anerkennung, so von Athenäum und
Public Opinion. Letzteres Blatt stellt die Rache-
Communion der von Heiligstadt veröffentlichten
Auswahl der Burns'schen Gedichte eben-
falls zur Seite.
Berlin. Verlag von Robert Oppenheim.
**Die christliche Gemeinde des 19. Jahr-
hunderts. Ein Wort der Verständigung
für gebildete Christen aller Confessionen.**
Verlag von Ferd. Weidhaar, Berlin.
Preis 25 Sgr.

Die Christen zum niedrigen Preise von
1 Sgr. kann als ein wahres Aiensteinwerk aus
fröhlicher und religiöser Gebiet nicht dringen
wenn empfohlen werden. (254)
Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Seeben erschien: (255)
Im Urat und Altat.
Briefwechsel zwischen
Alexander von Humboldt
und
Graf Georg von Cancrin
aus den Jahren 1827-1832.
8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit
russischen Fürstenthümern Graf Cancrin
und während seiner im Jahre 1829 auf
nach des Kaisers Nikolaus unternehmenden
Reise in den Urat und Altat wird hier zum
ersten mal aus dem russischen Staatsarchiv
herausgegeben.

In allen Buchhandlungen zu haben - schön gebunden: (255)

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textausgaben von Heinrich Kurz.
Goethe, 12 Bände. 9 Bde.
Schiller, 6 Bände. 4 Bde.
H. v. Kleist, 2 Bände. 1 Bde.
Chamisso, 2 Bände. 1 Bde.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.
Revidirte Ausgabe von 1869.
Complet in Mappe 12 1/2 Thlr. - Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland,
Zweite Auflage von 1869.
12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. - Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (259)

In dem unterzeichneten Verlage sind erschienen:
Buff (P. L.), Ueber das Studium der Chemie.
1868. 8. geh. 5 Sgr.
**Du Bois-Reymond (Emil), Voltare in seiner
Beziehung zur Naturwissenschaft.** Festschrift, 1868.
Velinpapier, gr. 8. geh. 5 Sgr. (260)
**Michelhaus (P.), Ueber die Lebensbedingun-
gen der Pflanze.** Vortrag, 1868. 8. 5 Sgr.
Ferd. Schömler's Verlagbuchhandlung in Berlin.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschienen soeben:
Aufsätze

zur
Englischen Geschichte
von
Reinhold Pauli
(Professor an der Universität Marburg).
(Inhalt: Eduard, der schwarze Prinz. -
König Richard III. - Heinrich VIII. als
Bundesgenosse Maximilian's I. und als Be-
ruher um die Kaiserkrone. - Charakter
Heinrich's VIII. und seiner Regierung. -
Sir Peter Carew. - Irland. - Cavaliere
und Randsköpfe. - George Caning. -
Prinz Albert.) (256)
gr. 8. Preis gebunden: 2 Thlr. 7 1/2 Sgr., ge-
bunden: 2 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlag von Carl Conradt in Stutt-
gart ist eben vollständig erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu beziehen: (257)

Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in 2 Bänden
umfassend die nationalliterarische Entwick-
lung sämtlicher Völker des Erdkreises
von
Prof. Dr. Joh. Scherr.
Dritte neu bearb. u. stark verm. Auflage.
broch. 3 Thlr. 6 Sgr., eleg. geb. 3 Thlr. 20 Sgr.
Kein staubtrockenes Compendium,
sondern ein lebbares Buch, in welchem und
die dünnste und anschaulichste Geschichte der
Entwicklung des Menschengeschlechts vor-
geführt wird, elementar eine Philosophie der Literatur-
geschichte, geistvoll verknüpfend, voll geistiger
Perspectiv und Sinnerfolge.
Vorzüglich auch zu Geschenken geeignet.

Louis Gerlach Verlagbuchhandlung Berlin.
Seeben erschien und ist in allen Buch-
handlungen vorrätig: (261)

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit.

Von
Julius Rodenberg.
5 Bände eleg. geb. Preis 6 Thlr.
Die Worte „Toleranz“ und „Grossmüthig-
keit“, welche Cromwell zuerst mit
Hochdruck ausgesprochen hat, werden durch
Rodenberg's neues Werk lebendig und
stellen ein unmitteibar in die geistige Be-
wegung des Augenblicks.

Große und kleine Welt.

Ausgewählte historische Romane und
moderne Lebensbilder.

Von
Friedrich Adami.
4 Bände, Preis 4 Thaler. 1
Inhalt: Kerker und Thron. - Der
tobte Passagier. - Das Nordlicht von
Dalecarlien. - Der Herzog von Mon-
mouth. - Napoleon als Heister. -
Ein Sonderling. - Der Verräther. -
Aus den Jugendjahren des Generals
von Seydlitz.

Es werden diese Gr. Abdrücke zu den
behen, welche die jetzt von dem beliebten
Verfasser erschienen sind. Die prägnante
Schriftart, die farbige Färbung und lebendige
Darstellung, welche den historischen Schrei-
ten von F. Adami - wir erinnern nur
an dessen Biographie der Königin Luise -
einen so hohen Reiz verleihen, verleiht, ge-
hen auch die oben genannten geschichtlichen
Erzählungen aus. (262)

Tausend Seelen.

Roman in vier Theilen

von
Alexis Bismochi.
Aus dem Russischen übertragen
von
Dr. R. Kappeler.

2 starke Bde. 8. eleg. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.
Karl Brenzel spricht sich über diesen
Roman in der „Nationalzeitung“ wie folgt
aus:

„Unwillkürlich wird unser Urtheil über
einen russischen Erzähler durch einen Hin-
blick auf Turgenev beeinflusst. Es bedeutet
schon viel, wenn ein anderer Autor des-
sen Volkes sich neben diesem unserm Be-
trachtung behaupten kann, wie viel mehr, wenn
er ihn noch einer Seite hin übertrifft.
Bismochi's Roman „Tausend Seelen“ ge-
hört zu diesen letzten Werken. - Die
scharfe Beobachtung des Einzelnen, die
Charakteristika, von einer gewissen bumor-
istischen bitterlich-ironischen Darstellung
tragen, in dieser Weise die ersten wie
die letzten Kapitel auf, das Ganze tritt
und wie unmittelbar Leben entgegen.“

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Brehms illustriertes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34 1/2 Thlr.

Volksausgabe von Schöbder in 7 Leinwandbänden, 6 1/2 Thlr.

(264)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In der C. F. Winter'schen Verlagsbandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen:

Heuglin, M. Th. v., Reise in das Gebiet des Weissen Nil und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862—1864. Mit einem Vorworte von Dr. Aug. Petermann. Nebst einer Karte sowie 9 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 Tafeln, nach Originalzeichnungen entworfen und auf Holz übertragen von C. Heyn gr. 8. Cartonirt. Preis 4 Thlr.

In diesem Buche beschriebene Reise nach den Quellarmen des Gazellenflusses bis zu den westlichen Grenzen des oberen Nilgebietes gehört zu den glänzendsten Leistungen von Heuglin's. Er hat durch dieselbe nicht nur die Karte der Nilsänder bedeutend vervollständigt, sondern das ganze Gebiet des Gazellenflusses, das wohl schon von mehreren Europäern bereist, aber nicht erforscht war, zum ersten Male wissenschaftlich beleuchtet.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite Aufl. Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52 Bände. (266)

15 Leinwandbände, mit Atlas und Register, 37 1/2 Thlr.

Auch in Umfassung gegen alle Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Weyer.

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Ausgabe in Lieferungen à 5 Bde.

Separat-Ausgabe à Band von etwa 18 Bogen: Geheftet 1 1/2 Thlr.

In engl. Einband 1 1/2 Thlr.

Absinthien, das Alpenland unter den Tropen und seine Grenzländer.

Schilderungen von Land und Volk, vornämlich unter König Theodoros (1865—1868) von Dr. Richard Andree. Mit 80 Text-Abbildungen, 6 Einblättern nach Originalzeichnungen von E. Zander, R. Kretschmer, H. Lentemann u. A., nebst einer Uebersichtskarte von Absinthien.

Die Nipponfahrer oder das wiedererschlossene Japan.

In Schilderungen der bekanntesten älteren und neueren Reisen, insbesondere der amerikanischen Expedition in den Jahren 1852 bis 1853, sowie der französischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1860 und 1861. Neu herausgegeben von Dr. Richard Andree. Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit 170 Text-Abbildungen, 8 Landkarten, sowie einer Karte von Japan. Geheftet 2 Thlr. Elegant gebunden 2 1/2 Thlr.

In gleicher Ausstattung erschienen in den letzten Jahren nachfolgende reich illustrierte Bände in denselben Preise: von 1 1/2 Thlr. pro Band geheftet und 1 1/2 Thlr. pro Band in elegantem engl. Einband:

Kane, der Nordpol-Fahrer. Vierte Auflage.

Die Franklin-Expeditionen und ihr Ausgang. Zweite Auflage.

Livingstone, der Missionär. Dritte Auflage.

David Livingstone's Neueste Erforschungsreisen. Zweite Auflage.

Dr. Eduard Vogel, der Afrikareisende. Zweite Auflage.

Die neuesten Entdeckungsexpeditionen auf der Westküste Afrikas.

Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung.

Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.

Die Ozeanische Inselwelt. I. II.

Cook, der Weltumsegler.

Das „Buch der Reisen und Entdeckungen“ ist in nahe an 100,000 Bänden verbreitet und hat sich durch reichen Inhalt, gepaart mit wissenschaftlicher Einsicht und vollstündiger Darstellung, sowie durch sorgfältigste typographische Ausstattung, endlich durch äusserst billigen Preis allgemeine Anerkennung und Beliebtheit erworben. (267)

Prospecte über das „Buch der Reisen und Entdeckungen“, sowie ein „Verzeichnis von Illustrirten Jugend-, Haus- und Volkschriften“ desselben Verlages sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis in Empfang zu nehmen.

Im Verlage von Hermann Cohen'sche u. Jena erdient und ist in allen Buchhandlungen und Bibliotheken vorräthig: (268)

Klatschereien.

Drei Geschichten

von
C. Köller.

Eleg. broch. Preis 1 1/2 Thlr.

Lebenswahre Schilderung leicht erzählbarer hervorragender, politischer Persönlichkeiten und Situationen aus grossen norddeutschen Staaten, in tödlich Grobe dazu ansetzend, das Buch interessant und signant zu machen. Es ist gewiss große Genialität zu erregen!

Unter dem letzten Welfenköpfe.

Roman aus der jüngsten Vergangenheit

von
F. Kline.

2 Bände. Eleg. broch. Preis 3 Thlr.

Die Jahre des Jahres 1866 für die malige Königlich bayerische Armee bilden den letzten Theil der „Welfenköpfe“. Es werden die letzten Jahre der Zeit im Welfenreich mit treuem Nachhaken in der Wahrheit in überaus lebendigen und spannenden Scenen geschildert. Das interessante Buch gewährt dem Leser Einblick in das dunkle und verwirrte Treiben der damaligen Hof- und Beamtenwelt, und ist dadurch die schmerzhafteste Phantasie zu finden kaum im Stande ist.

Neue Romane

für Bibliotheken und Lesesäle

im Verlage von Hermann Cohen'sche in Jena.

Spr. A., Der Kampf um's Meer.

Roman, 5 Bände, 8. Geh. 6 Thlr.

Griffhäuser, Fr., Die Blaue u. Weiße.

Wunderlicher Roman in 3 Bänden, 4 1/2 Thlr.

Griffhäuser, Friedrich, Eine Aute.

Roman im Anfang an die Götter, 3 Bände, 8. Geh. 4 1/2 Thlr.

Grül, C., Das Haus Kroll.

Roman, 2 Bände, 8. Geh. 3 Thlr.

Passau, C., Drei Gesellen.

Lebendige und ernste Erzählung, 4 Bde., 8. Geh. 4 1/2 Thlr.

Varano, E. M., Das Geheimnis.

Frau von Nizza, 8. Geh. 1 1/2 Thlr.

Von mirren Koenig Willem, Das v.

Wismar, 8. Geh. 1 1/2 Thlr. 3 Bde., 4 Bde.

Die erste Auflage fand unter der Zeit und Freunden literarischer Literatur großen Beifall und wurde in kurzer Zeit vergriffen.

Winterrfeld, A. v., Der Winkelhaken.

Humoristischer Roman, 2 Bände, 8. Geh. 4 Thlr.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospect

Sachs' Enzyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache

G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Verleger des In- und Auslandes an, in denen die Zeitung-Vertheilung.

Jahreszeiten die Preise sind franco durch die

oder durch Buchhändler-Berufsmänner an die

Anzeigen werden die nächste Zeit mit 25 Ctr.

Beantwortet. Redaction: Leipzig, 1866.

Verlegt von Herr. Sammlers Verlagsbuchhandlung

(Garsch und Hermann) in Berlin. Gedruckt

von Eduard Straube in Berlin. Preis 1 1/2

Magazin für die Literatur des Auslandes.

erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

8. Jahrg.)

Berlin, den 27. November 1869.

[N° 48.

Inhalt.

entstand und das Ausland. Das Sonnenlicht und das organische Leben. 701. — Emil Noumann: Die Tonkunst in der Kulturgeschichte. 702. — Der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreunde in Berlin. 703. — **Italien.** Deutsche Briefe aus Prag, Prag und die Deutschen in Böhmen. 703. — Räuberei und Ziehpunkte der Tscheden. 704. **Japan.** Der Metbiderai aus Siebenbürgen. 706. **Paris.** Die Prinzipien des deutschen Prellantenvereins in der Schweiz. 707. **österreich.** Ein orleanistischer Prinz über die Schlachtfelder am Rhein. 709. **egypten.** Johannes Dümmler: Archäologische und historische Forschungen in Aegypten. 711. — **Die literarische Krone.** Auerbach's und Bantier's „Vorfüße“. 712. — Die Zeitschrift für Ethnologie. 712. — Die berühmte Dramenliste Spineja's. 713. — Schweizer-Geschichte in Bildern. 713. — English Essays. 713. **caribischer Sprechsaal.** Ein amerikanisches Fest in Berlin. 713. — Anthropologische Gesellschaft in Berlin. 713. — Vermuth und Offenbarung. 714. — Eine fleischliche Erklärung gegen den Pantheismus. 714.

Deutschland und das Ausland.

Das Sonnenlicht und das organische Leben.*)

Die Abhängigkeit des Lebens vom Sonnenlicht hat in der Zeit eine besonders eingehende Beachtung erfahren, seitdem die Erkenntniß des Gesetzes der Kräfteerhaltung mächtig hat, auf den Ursprung der Kräfte des Lebens zurückzuführen. Man erkannte bald in den Sonnenstrahlen die von uns auf die Erde strömende Kraft, welche ihr Leben erhält, sich in denselben ansammelt. Am häufigsten fand hierbei langsameren Wärmestrahlen in Betracht gezogen werden, auch die geschwinderen Schwingungen des Lichtes üben eine Wirkung, als die der bloßen Erhellung, auf die Welt. Als Meissner in seiner Antrittsrede bei der Züricher Hochschule hatte dieses anregende Thema zum Gegenstande eines laien Vortrages gemacht; inzwischen sind aber zahlreiche Ergebnisse hinzugekommen. Insbesondere unentbehrlich ist das Licht dem Pflanzenleben, während das Thierleben demselben viel unabhängiger sich erweist, insofern nicht angenommen wird, daß die Lichtwirkung des Sonnenstrahls in der tierische beständig vorhanden, auch wenn unser Horizont nicht von der Sonne beschienen wird. Darum verfolgt Herr Prof. Gohn die Wirkung des Sonnenlichts auf die Pflanzenwelt zunächst in den äusseren Erscheinungen, Pflanzenclasse und Wachsen, dann in der rechenbaren Kraft, sogenannten Heliotropismus. Einige Pflanzen freilich werden die direkten Strahlen nicht, sondern gedeihen besser im leichten Schatten, suchen daher überall sich von der Sonne zu entfernen, welcher sonst alles Grün zutreibt. Am grün zu sein, ist aber das Licht unentbehrlich, die kleinen Körnchen, die im Zellensaft des Wulstglocken der Thiere entsprechen, eigen nur in den Sonnenstrahlen sich grün zu färben, und dieser Umwandlung zu alimen und die Stoffe der Luft zu

gerochen, zu ihrem Aufbau zu verwenden. So entzieht die Pflanze im Sonnenschein der Luft die von den Thieren ausgeathmete und ihnen schädliche Kohlensäure und behält zumal den Kohlenstoff daraus für ihren Aufbau, während sie den für die Thiere so unentbehrlichen Sauerstoff an die Luft zurückgibt. Fehlt das Licht, so wird der Stoffwechsel ein anderer: die Pflanze verbrennt, ähnlich dem Thiere, ihre Auswurfstoffe in der Nacht zu Kohlensäure und Wasser. Es giebt auch Pflanzen, welche ähnlich dem Thiere größtentheils nur von organischen Stoffen leben, sei es indem sie andern Pflanzen als Schwarzerden den fertigen Lebenssaft entziehen, oder indem sie gleich den Pilzen von organischen Stoffen leben, die in Fäulung befindlich sind. Solche Pflanzen bedürfen in geringerem Grade des Lichtes; sie brauchen ja die Stoffe der Luft nicht anzunehmen, bedürfen also auch nicht der grünen Chlorophyllkörner; sie bleiben weiß, grau, rüchlich, mit Einem Worte mehr oder weniger misfarbig. Der sogenannte Fichtenfärgel unserer Wälder kommt als wachseichenes schwarzes Gewächs aus der Erde, und in den Tropen kennt man solche Schwarzerdenpflanzen, welche Feinab nur aus einer unheimlichen, mühseligen roten reifen Blüte ohne grünes Blatt bestehen, wie die Kaffeepflanze. Auch die Pilze unserer Wälder und Wohnungen (Schimmel- und Schwamm-Pilze) vegetiren im dunkeln Innern des Holzes und der Erde; nur wenn sie bläuen wollen, treten sie aus dem finstern Aufenthalte hervor.

Ueber die Art und Weise, in welcher die verschiedenen Antheile des Lichtes hierbei wirken, hat die neuere Forschung unerwartete Aufschlüsse ergeben. Der Lebensvorschub der Pflanzen wurde am meisten durch die den Wärmestrahlen in ihrer Schwingungsdauer am nächsten stehenden rothen und gelben Strahlen angeregt. Die durch ihre energiereiche chemische Wirkung angezeichneten blauen, violetten und ultravioletten Strahlen hingegen vermochten kaum die Pflanze grün zu machen, üben dagegen einen lebhaften Reiz, indem sie die Pflanzen rücheten, und gemässen anregen, eine Wirkung, welche wiederum den rothen und gelben Strahlen abging. Also auch unter den Sonnenstrahlen findet eine Arbeitsteilung statt: der eine Theil hilft die Schwerkraft überwinden, der andere regt die chemischen Prozesse an; der eine ändert an der Form, der andere an der Farbe der Pflanzen. Der Ort, in welchem das Licht arbeitet, ist die Zelle, jene lebendige Membranhülle, aus welchen die organischen Körper größtentheils aufgebaut sind. Als das Sonnenlicht in die erste Zelle schien, war die Schöpfung der organischen Welt begonnen. Eine Zelle ist die einzige Voraussetzung, die der Naturforscher machen muß, um nach Darwin'schen Prinzipien die Erde zu schmücken mit Wäldern, Wiesen und Feldern, um sie zu beleben mit den Geschlechtern der Thiere und Menschen, ein Jegliches nach seiner Art. Freilich bleibt es immer noch unerwiesen, ob diese erste Zelle, trotz der Einfachheit ihres Baues, von selbst entstehen kann, ohne Samen und Keim. Aus Luft und Licht und Wärme gewobte Kinder der Sonne sind die Pflanzen, und darum ist die alte Sage von der Utopia so tief empfunden, die, in eine Blume verwandelt, ihrem ehemaligen Anbeter, dem Sonnengott, stets das Angesicht zuwendet, um ihn zu sehen so lange er am Firmamente strahlt, und um die Krone zu schließen, wenn er wegsieht. Verbrennt man dieses Pflanzengewebe aus Luft und Licht und

*) „Licht und Leben“, Vortrag von Prof. Dr. Ferd. Gohn. (In Bräuer-Heldendorff'schen Sammlung.)

Wärme, so löst es sich wiederum auf in Luft und Licht und Wärme; das geringe Häuflein Asche enthält beinahe Alles, was die Pflanze der Erde entnommen hatte, ihr ganzes irdisches Dasein. Man denke die ungeheure Menge von Arbeit, welche die Sonne in einem großen Baume, in einem Walde täglich verrichtet, welche Mengen von Wasser und Saft sie in die Höhe heben muß, was sie aufsaugt, verarbeitet und auscheidet. Ausgedehnte Lager ihrer ehemaligen Arbeit liegen in den Steintohlen und Braunkohlen gehäuft, deren Bestandtheile erst jetzt dem Kreislaufe des Universums wiedergegeben werden.

Und das Thier, wenn es auch nicht in so hohem Grade des Lichtes bedarf, auch im Dunkeln leben und gedeihen kann, obwohl dies nicht für alle Thiere gilt, bedarf doch zu seiner Nahrung der Pflanzentstoffe, welche das Licht in ihren Zellen angehäuft hat. Auch der Mensch lebt von den Pflanzentstoffen, sei es direct, oder nach ihrer Verwandelung in Fleisch. So ist die Sonne die Quelle alles irdischen Lebens, welcher es jeden Morgen neu entgegenbart und froh begrüßt. Darum begann Cohn seinen inhaltreichen Vortrag mit Schilderungen des Sonnen- und Licht-Dienstes alter Völker, welcher so tief in der Natur begründet erscheint.

G. K.-e.

Emil Naumann: Die Tonkunst in der Kulturgeschichte.)

Der Verfasser giebt in dem ersten Bande eines größeren Werkes, dessen spätere Folge, nach dem Prospect, eine Geschichte der Musik mit Berücksichtigung der Geschichte der gesammten Civilisation enthalten wird, eine Darlegung der Tonkunst in ihren Beziehungen zu den Formen und Entwicklungs-Graden alles Geisteslebens. Bei einer so umfassenden Betrachtung seiner Kunst müssen wir mit dem Verfasser unseren Blick erweitern, und unter der Tonkunst nicht das uns nahe liegende Entwicklungs-Stadium aus den letzten drei Jahrhunderten verstehen; wir müssen vielmehr mit ihm das Auge richten auf allen Rang und Klang, von dem wir Nachricht haben seit dem Tage, an dem die Bildung zu wirken anfing, seit dem Augenblick, an welchem die Menschheit die Arbeit begann, sich die Welt unterthan zu machen und sich von der Arbeit zu erholen. Denn seit diesem Augenblick wirken mit einander Arbeit, Wissenschaft und Kunst, organisch verbunden, jedes das Complement des andern, und fördern den Gedanken der Humanität.

Wir können nur mit Freude diese That eines Mannes begrüßen, der, wie Wenige, der gestelltsten hohen Aufgabe gewachsen ist. Hervorgegangen aus einer Familie der strengsten Wissenschaft, hat er schon im frühesten Lebensalter sich einen hervorragenden Platz in der Tonkunst erworben, wozu ein Brief Felix Mendelssohn's Zeugniß ablegt, der den talentvollen Jüngling unter andern freundlichen Lehren das hohe Lob erteilt, er solle so fortfahren, wie er begannen. Zahlreiche weltliche und geistliche Compositionen, die praktische Thätigkeit als Musikdirector und Lehrer, und eine langjährige Uebung der kritischen Talente bei einem großen Journal haben Emil Naumann zu einem Musiker gemacht, der mit der schriftstellerischen Feder so gut umzugehen versteht, als mit der Notenseder, und wir erfreuen uns im vorliegenden Buche an einer geschmackvollen, durch ästhetische Bildung geklärten Darstellung.

Die heutige Kunstgeschichte unterscheidet sich von den

früheren Versuchen in dieser Wissenschaft dadurch, daß sie die Kunst nicht als ein absolutes Ding, sondern in ihrer Einheit mit der gleichzeitigen Geschichte der Menschheit betrachtet. Diesen Weg betrat zuerst mit Erfolg in Deutschland Schnaase, in noch umfassender Weise hat Budde sich in dieser Richtung bewegt, indem er in dem lehrer zu fügen von ihm behandelten Theil der Geschichte der Civilisation die Fortschritte derselben in Einklang mit der großen geistigen Bewegung der Welt stellt bringt. Bei den Jüngeren ist hieraus eine förmliche Methode entstanden. Wir erinnern nur an H. Holtmann's treffliches Heftlein: Das noch einen Schritt weiter geht Naumann. Ihm blüht die Kunst eine Einheit in sich, und aus ihr heraus untersteht eine seine besondere Kunst einer eingehenden Betrachtung. Hierdurch ist er genöthigt, wie er auch gethan, eine von der gewöhnlichen Darstellungsweise abweichende Anordnung zu wählen; er knüpft uns zuerst, und zwar mit vollem Rechte, ganz subjectiv seine Meinung über die Gesetze und den Zusammenhang aller Künste, und der Tonkunst in ihnen, und behält sich für später die geschichtliche Entwicklung seiner Aufgabe vor.

Eine Analyse des gedankenreichen Werkes in diesen Blättern zu geben ist nicht thunlich, weil sie nur den eintendlichen Jubelmann anregt. Dem denkenden Leser aber, der sich mit Betrachtungen genügen läßt, und sich gern der selbstthätigen Arbeit hingeben wird, darf es genügen, aus einigen Beispielen zu erfahren, wie der Künstler seine philosophische Aufgabe löst. Zu benutzt er nach einer treffenden Darstellung des mittelalterlichen religiösen Stils überhaupt, die Kreuzblumen der gothischen Dome, die Stufenformen von gotischer Altarbilder, insbesondere des Genter Altars, die Sculpturen eines Peter Vischer, besonders das Sakramentshäuschen, um an ihnen nachzuweisen, wie allen das gleiche Element religiöser Ernst walte, daß es in Aequivalenz der alten katholischen Kirche. Wenn Robert Schumann, der einer der geistvollsten musikalischen Schriftsteller war, treffend sagt, daß ein Lied Mendelssohn's aus demselben Geiste genommen, aus dem Eichenort einige seiner Gedichte, der Welt Leistung seine Wissenschaft geschöpft, so geht dies aus der gleichen Anschauung hervor, die ihn auch zu dem Spruch führte: Die Welttheil der einen Kunst ist die der andern; nur das Material ist verschieden.')

Von der Annahme der sich bendenden Vergleichungsansatz geleitet, geht der Verfasser fast oft zu weit. Eine Aehnlichkeit, wie die, daß die Ringglieder zwischen einem Turm und der Turmbauende Medulation sind, gehört, wie geistreich sie auch immer ist, nicht in ein philosophisches Buch. Andererseits ist die Uebertragung der an Kreifen, Nadeln u. dergl. entlehnten Gesetze richtig auf die analogen Gesetze der Musik angewandt sein, allein wenn der Schriftsteller eine förmliche Vermuthung des Parthenon und des Kölner Domes zum Zweck der Unterscheidung der längeren und kürzeren Theile eines Satzes als Symphonisches vornimmt, oder gar die Lehre von dem goldenen Schnitt der Linie, deren größerer Theil die mittlere im portionale zwischen dem kleineren und dem Ganzen ist, annimmt, so wirkt er hierdurch profanisch und deshalb zweckwidrig. Man läßt sich nun einmal nicht mit Händen greifen und ihre Gesetze kaum mit Worten verrathen.

Der Verfaß von der Einheit der Künste geht durch das ganze Buch, nachdem der Verfasser einleitend die Stellung schildert, welche die verschiedenen Künste in ihren verschiedenen Wirkungs-Verhältnissen zu einander einnehmen. In ihnen so

*) Berlin, F. Behr's Buchhandlung, 1869.

*) Briefe. Band II. S. 466. (März 1845.)

*) Gesammelte Schriften. Bd. I. S. 43.

stänig zu Raum und Zeit werden die bildenden Künste das Element der Bewegung in der Ruhe, Musik und Poesie Ruhe in der Bewegung zu finden suchen, nie für die subjectivste aller Künste, die Tonkunst, die sich leicht in's Maßlose verliert, hochwichtiges Geheiß. In Bezug auf das Material bemerkt der Verf. als Haupt-Unterscheidung, daß das der Musik, der Ton, keinem Bedürfniß neben seiner Kunst zu genügen hat, und daß die Kunst die einzige Kunst ist, die ihr Material nicht im Leben erfindet, sondern ihr eigenes erzeugen muß. Hier ist zugleich der Punkt, wo er die Emancipation der Musik von den andern Künsten ankündigt. In der reinen Instrumentalmusik bedarf sie einer Kunst außer sich selber, und was sie ausdrückt, ist ihre eigene Welt. Wir stimmen der Behauptung bei, daß hier die Tonkunst ihr eigenes Feld hat, halten es aber für irrig, deshalb der reinen Instrumentalmusik den höchsten Platz innerhalb der Kunst anzuweisen. Beethoven, wenn er in der IX. Symphonie die menschliche Stimme verlangt, die schwerste die Poesie erbringt, wird von einem ästhetisch berechtigten Gefühl geleitet, und Marx sagt von der Oper: „Schaffen aus der Fülle, Ohehänger der Art, das weiteste Orchester, alle Gattungen vom Lied bis im reichgeordneten Finale! Lust, Tanz, Andacht, Liebe, Trauer, die Stimmungen und Leidenschaft, — die ganze Welt im Range neuer Schöpfung funkelt vor dem Glanze im Innern jenseits. Alles, was man nur in sich fühlt und innerlich geschaunt hat, grabst hat, soll Gestalt gewinnen, vor Tausende treten in ihr Gemüth werden, ihre Seele klären und erweitern und beleben!“)

Beobachtet ist aber der Ausdruck, daß die Musik die wichtigste und darum an sich die vorzüglichste aller Künste ist.

So in ihrer Sonderstellung dargestellt und dann als Einheit vorgestellt haben Künste und Kunst das Ziel, daß ihre Götter einander ergäßen. Die Sache bis hierhin gefördert zu sein ist der schöne Zweck des vorliegenden Bandes. Heutzutage, von Wagner's Seite die Anhäufung aller dienenden Künste in musikalischen Drama gerathen wird, ist schon der Anbruch, die Kunstgebiete einander ergäßen sollen, von hehem Werth, die sie und nicht die alte Erfahrung aufs Herz, daß, wo viel in Musik geredet wird, wenig Musik gemacht wird, daß überhaupt das Westbetistern nach der Blüthezeit der Kunst kommt, den wir nicht zuweilen mit Behmutz an das Götterische rufen: „Wilde Künstler, rede nicht!“, — so würden wir das treffliche Werk mit noch mehr Genuß studiren. Mit Spannung darf jeder der Fortsetzung entgegensehen, denn Niemand ist sich des Einwurfs mehr bewußt als der Verfasser selbst. Er selbst ist zu, daß solche Unternehmungen überflüssig war, so lange die Kunst in nativer Weise Großes und Unvergängliches schuf, er fügt er treffend hinzu, sondern an die Stelle einer unbegrenzten eine mehr reflectirende und von vorgefaßten Principien lebende schöpferische Thätigkeit getreten ist, sollte Niemand in schweigen, der ein Wort zur Verständigung reden zu können abt.“

R. P.

ganz fort, da nur die Arbeit, nicht die Person selbst (wie dies z. B. bei musikalischen Leistungen unvermeidlich ist), vor das Publikum tritt. Die tiefe hingebende Innerlichkeit des Weibes, seine sinnige Betrachtung der Aeußerlinge lassen es als besonders befähigt zur Reproduktion erscheinen, und seine Geduld und Ausdauer sollten doch wohl im Stande sein, die technischen Schwierigkeiten zu überwinden. Das ist ja das Schöne an den bildenden Künsten, daß jede erlernbare Stufe zugleich durch erfreuliche Denkmale bleibender Art bezeichnet wird. Die Frage, ob Frauen befähigt sind, die höchste Staffel der Kunst nach dieser Richtung hin zu erreichen, scheint uns eine recht überflüssige; sind doch schon in den Vorhallen des Tempels der edleren Genüsse so viele bereitet, daß sie hinreichen, so manches stille Leben zu schmücken, ja ganz zu erfüllen.

In diesem Sinne wurde hier vor etwa zwei Jahren unter den Auspicien des vereinigten Präsidenten-Vereins ein Verein von Künstlerinnen und Kunstfreundinnen gestiftet, dessen Ziele sowohl die geistige Förderung, als die materielle Unterstützung der Mitglieder untereinander sind; erstere wird erstrebt durch gesellige Zusammenkünfte, Vesperechen und belebende Vorträge, letztere hauptsächlich durch eine vom Verein gegründete Unterstützungsgesellschaft. Zum Besen dieser letzteren veranstaltet der Verein alle zwei Jahre eine Ausstellung von Arbeiten seiner Mitglieder, verbunden mit einer Verlosung. Für dieses Jahr hat Sr. Maj. der König die schönen Räume der früheren Cornelius'schen Ateliers dem Vereine zu diesem Zwecke bewilligt, und ein Gang durch dieselben wird dem Besucher vieles recht Erfreuliche zeigen, sei es auf dem Gebiete eigner Composition in Oel und Aquarell-Malerei, sei es in Copien berühmter Meisterwerke oder in jenen ästhetischen Arbeiten der Kunst-Industrie, denen eine echt künstlerische Auszeichnung einen höheren Reiz und Werth verleiht. Ganz besonders hervorzuhellen aber sind die Studien, die aus der vom Verein erst jetzt einem Jahre gegründeten Zeichenschule hervorgegangen sind, und die außerordentlich günstiges Zeugnis für die Tüchtigkeit der Lehrkräfte, wie für den Fleiß der Schülerinnen ablegen.

Kein ganz glücklicher Gedanke scheint es uns zu sein, daß neben den erwähnten Arbeiten, gewissermaßen als Schluß des Ganzen, Werke anerkannter lebender Künstler mit ausgestellt wurden, die weiter keine Beziehung zum Vereine haben. Es wird dadurch ein Vergleich provocirt, der den Arbeiten der Künstlerinnen, so achtungswerth sie auch an sich sein mögen, nicht vertheilhaft ist, es auch kaum sein kann, wenn man die immensen Vortheile bedenkt, deren sich bisher noch die Maler vor den Malerinnen erfreuten. — Dem ganzen Unternehmen kann man nur das allerbeste Gedeihen von Herzen wünschen. M. St.

Böhmern.

Deutsche Briefe aus Prag.

Prag und die Deutschen in Böhmen.

Seit meinem ersten Briefe haben sich für uns Prager Deutsche die Dinge nicht im Geringsten geändert. Es nimmt den Anschein, als ob die Deutschböhmen selbst nummehr nicht mehr auf Prag als den Mittelpunkt ihres Stammes in politischen Dingen sehen, sondern sie streben nach einem andern politischen Betret, gelangen aber bald zu mehreren und gerathen somit in die gefährlichste

Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin.

Unter allen, den Frauen jugendlichen Beschäftigungen nicht vielleicht keine, die so dem weiblichen Wesen entsprechend ist, Zeichnen und Malen. Das Herausstellen der eigenen Persönlichkeit, das den meisten Frauen so schwer wird, fällt hier

*) Neben Beethoven's, erster Band, 2. Buch, Nummer.

Bersplitterung. Und doch können und dürfen die Prager die Führerschaft nicht aufgeben, nicht bloß ihrer eigenen Existenz wegen, sondern auch im Interesse des Stammes selbst. Da gilt es aber bald, jenes Centralorgan zu schaffen, das die Gesamtleitung des Stammes energisch in die Hand nimmt und durch unermüdliche Thätigkeit noch rettet, was zu retten ist. Wie weit sind wir wieder seit einem halben Jahre zurückgeworfen worden! Während die Tschechen ihre nationale Agitation namentlich durch die „Tabors“ und den wahngewissen Hus-Gultus auf fortwährend gleicher Höhe erhalten, während die tschechischen Publicisten in lässlich sich steigenden Wuthausbrüchen die Masse zum Fanatismus gegen das Deutschthum aufblasen, haben die Prager Deutschen noch immer keine Anstalten zur kräftigen Gegenwehr getroffen. Im Gegentheil! In wahrhaft besaggenwerthem Leichtsinne opfern sie sogar Vortheile, deren Behauptung nicht die geringste Anstrengung gekostet hätte. Als vor einigen Monaten die Regierung die Schwurgerichte für Verbrechen gegen die Sicherheit einführte, bestand die Kommission, welche die Hauptlisten für die Schworenen anzufertigen hatte, zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Tschechen. Es wäre ganz natürlich gewesen, daß in demselben Verhältnisse auch die Hauptlisten ihre Abfassung gefunden hätten. Allein die kahlen, trostigen Tschechen wußten es durchzusehen, daß von ihrer Nationalität zwei Drittel, von den Deutschen aber nur ein Drittel angenommen wurden. Die schwachmüthigen tschechischen Kommissions-Mitglieder gaben in ihrer feigen Rathlosigkeit der Probing der Tschechen nach, die Schwurgerichte gar nicht zu Stande kommen zu lassen, wenn man ihnen nicht jenes Verhältniß gewähre. Und wozu ist die Folge? Schon hört man allseitig die Deutschen jammern: Völscher gar keine Schwurgerichte als solche! Der tschechische Journalist ist eben kugeln- und stichfest geworden. Gemein und frech war er schon früher. Jetzt aber kann er das Geleg mit Füßen treten, er kann das Heiligste mit Hohn überschütten, er kann verkleunden, proscibiren, ranzen, plündern, erabshängen, wenn es nur auf Kosten der Deutschen oder der Regierung geschieht. Das Schwurgericht, bestehend aus lauter nationalen Brüdern, denn die Paar etwa ausgelassenen Deutschen werden lächelnd zurückgewiesen — spricht den Mann, und wäre er fur den Galgen reis, einfach frei. Die deutsche Journalistik aber, an sich nicht gerade übermäßig böse, muß in nationalen Dingen immer sanftere Töne annehmen, sonst kommt das Schwurgericht und richtet.

Der nationale sakrosankte Publicist versteht es denn auch seine Unmündigkeit in der vollendeten Weise zu kennen. Das zeigte sich insbesondere bei Gelegenheit der Landtagswahlen im verfloßenen September. Die tschechischen Abgeordneten, welche in der letzten Session den Antrag nicht besucht hatten, waren ihres Mandats verlustig erklärt worden und die Regierung ordnete Neuwahlen an. Eine wüthige Agitation der Tschechen begann, der unerbörteste Terrorismus von Seite der nationalen Zeitungen wurde ausgeübt. Man war alleinig auf den Ausfall der Wahlen gespannt. Denn auch die Regierung strengte sich etwas an, und sogar das Prager „deutsche Wahlcomité“ entwickelte, freilich erst in der letzten Stunde, eine gewisse Muthigkeit. Was geschah? All' überall, auf der ganzen Linie fliegten die Tschechen; sie ließen sogar an solchen Punkten, wo die deutschen Wähler zweifellos die Majorität haben, wie auf der Altstadt in Prag, auf dem Smichow und in Schützenhofen. Allerdings herrschte nummehr große Verwirrung im deutschen Lager, aber das war ja Alles voranzusehen! So lange die Deutschen nicht an die Stelle des aus zufälligen Elementen zusammengesetzten Wahlcomité einen kräftigen Nationalauschuß, der auch

einflußreiche Persönlichkeiten vom Lande aufnimmt, legen, so lange sie nicht einen nationalen Fond gründen und eine strenge Partei-Disziplin mit dem Aufgebote aller Mittel bilden, so lange werden sie immer und immer wieder geschlagen werden. Dieser Tage ist von der Regierung ein „Verfassung-Verein der Deutschen in Böhmen“ bestätigt worden. Sehr lobt kommt dieser politische Verein in Prag, und es ist die Frage, ob er in Stande sein werde, das so lange Verstumme nachzuheben. Er wäre nur zu wünschen, daß dieser Verein mit aller Energie jene Aufgabe in die Hand nähme, welche wir oben einem „Nationalauschuß“ zugewiesen haben wollten.

Wenn gegenwärtig einige Wiener Blätter, inspirirt von gewissen hochheiligen Persönlichkeiten, die Indolenz der Deutschböhmen, namentlich aber der Prager Deutschen mit lahem Worten tadeln, so haben sie theilweise recht, doch vollständig thöricht ist das lapidäre Oerthe dieser Wiener Journalen vor einem sogenannten Ausgliche mit den Tschechen. In dem Punkt herrscht bei den Deutsch-Böhmen vollkommene Einheit. Die Verfassung, die in der That sehr freisinnig ist, darf nicht wieder gestürzt werden zu Gunsten der föderalistischen Pläne der Tschechen. Dagegen stemmen sich die Deutschböhmen mit aller Gewalt, die politischen Vereine des Landes fassen die bezügliche Resolutionen, und der Landtag (auf dem die Tschechen wiederum nicht erschienen waren) beschloß einstimmig eine Adresse an den Kaiser, in welcher das Festhalten an der Verfassung als die einzige Rettung des Staates hingestellt wurde. Da, der Richterhalter, einer der einflußreichsten deutschböhmisches Abgeordneten, ein höchst geschätzter und seine Worte wohl bedenkender Mann, machte mit bedenklichem Gesichte, allerdings auch mit einigen Verbalen auf den die Gefahr anstehen, in welche die Deutschböhmen bei föderalistischer Gehaltung zu Reiches gelangen würden, eine Gefahr, die hinreichend wäre, um in dem Stamm die Sehnsucht nach der Wiedererlangung mit Gesamtdeutschland immer mehr zu erwecken. Ueber unsere literarischen Verhältnisse nächstens.

Wünsche und Mißpunkte der Tschechen.

Durch die in Nr. 45 des „Magazin“ angelegene Mittelstrecke der Corresp. Teheque, wonach die „Narodny Listy“ nicht sowohl Hegemonie des Slaventhums in Böhmen, als die Autonomie und die Gleichberechtigung der Nationalitäten anstreben könnten die norddeutschen Leser an dem Glauben verleitet werden, daß die Tschechen eine Umkehr vollzogen, daß sie auf dem Wege der Selbstbestimmung wirklich eine Besserung in ihrem Verhältnisse gegen die Deutschen eintreten ließen. Die Folge eines solchen Arglambens, liegen wir die Leser dabei, wäre eben gerade die Wirkung, welche die Tschechen mit dieser ihrer neuen Taktik beabsichtigen, nämlich die deutschen Vandalen in Prag einzuladen und die Wachsamkeit der Stammesbrüder in Deutschland zu täuschen. Die Redaktion hat zwar gleich in der nächsten Nummer des „Magazin“ einige Zweifel gegen die Zuverlässigkeit der neuesten tschechischen Einfälle erhoben; die Sachheit gebietet uns aber, diese tschechischen Vorwände näher zu beleuchten und ihnen den gleichförmigen Prunt zu entziehen.

Was soll es zuvörderst heißen, daß die Tschechen ihre „Autonomie“ ihrer Nationalität wollen? Hat man die selbst je von deutscher Seite angefochten und bestritten? Ist nicht im Uebermaße und fast uneingeschränkt? Die Befreiung

am 21. December 1867 gewährt, ist jedem Kronlande die ihm gebührende Berechtigung in Bezug auf Landessprache und Volksunterricht, und sie gestattet jeder Nationalität den freiesten Spielraum zur Entfaltung ihrer Hilfsmittel. Die tschechischen Professoren dociren an der Prager, an der ältesten deutschen Universität in tschechischer Sprache; in Prag und auf dem Lande bestehen zahlreiche tschechische Schulen, in denen nur tschechische Lehrer ausschließlich tschechische Gegenstände vortragen; wieder in der Hauptstadt und auf dem Lande ist eine tschechische Presse in vielen Organen und in Tausenden von Exemplaren zur Bearbeitung und zur Verbreitung des eigenen und des „fremden“ Volkes thätig; im Landtage wird in beiden Landessprachen verhandelt und die Stellvertreter der Regierung sprechen, wie die Abgeordneten selbst, abwechselnd in deutscher und in tschechischer Sprache; die Justiz- und Verwaltungswesen müssen nach der ausländischen Verfassung beider Landessprachen mächtig sein und haben im Gerichtssaale, wie im Verwaltungsbureau nur in tschechischer Sprache zu amtiren, sobald die Partei nur diese Sprache kann oder sich ihrer an bedienen will; die Gesetze, amtlichen Protokolle und Erlasse der Regierung werden in beiden Sprachen kundgemacht und ausgetheilt; die städtischen Behörden, der Gemeinderath und der Magistrat verhandeln und debattiren tschechisch in Prag und wo die Mehrzahl für tschechisch gilt, oder sobald es ihnen so beliebt; ansehnlich herrscht im Verkehre die unbegrenzte Sprachfreiheit, und es kann Jeder in Prag und auf dem Lande seine Geschäftsbücher, Rechnungen, Briefe, Wechsel, Gesuche, Aufträge oder dergleichen ungetrigg in tschechischer oder deutscher Sprache führen.

Das sind die Freiheiten der Tschechen und das sind deren Verdienste nach dem ausdrücklichen Wortlaut der Verfassung und der Regierungs-Verordnungen.

Nun frage ich jeden christlichen Menschen: Ist das nicht genug Autonomie und Selbständigkeit? Ist irgendwo auf Gottes weiter Erde, wo gemischte Nationalitäten neben einander wohnen, ist in England, in Frankreich, in Preußen und in Rußland, ist selbst in Amerika eine größere Freiheit für eine uncivilisirte Nationalität vorhanden? Oder was hätte die jetzige österreichische Regierung für die Tschechen noch thun sollen, das sie nicht gethan hat? — Ah, sie hätte richtig noch etwas thun können, was sie allerdings nicht gethan hat: sie hätte die Deutschen unterdrückt und sie in die Gewalt der Tschechen geben können. Das da sind wir nun an dem Punkte angelangt, um den sich der ganze Sturm und das wüste Geheire der Tschechen dreht, an dem Punkte, der für uns eine Lebensfrage und für die Gegner eine Mordfrage geworden ist. Die Tschechen wollen herrschen, dictiren und nationalisiren: das ist das *Punctum saliens*.

Im Bewußtsein, daß sie nur ein Ueberbleibsel einer ehemaligen das Land repräsentirenden Nation sind, wohl einsehend, daß sie heute nur gering an Zahl und gegen die Deutschen im Kaiserstaate an Bildung, Intelligenz, Arbeitskraft und Betriebsamkeit weit zurückstehen, und weiter erwägend, daß sie, so wie sie sind, jetzt keinen Staat bilden und ihre etwa usurpirte Herrschaft auf die Dauer nicht behaupten könnten: tragen die böhmischen Engelskinder danach, ihre Sprache und ihre Nationalität auszubehnen, streben sie der Allem dahin, Leute anzuziehen und im Proselytenmachen sich zu vermehren, und legen sie es endlich darauf an, das großböhmische Reich herbeizuführen und die Deutschen in's candinische Joch zu zwingen. Zu dem Behufe werden alte Schatzkisten und vergilbte Pergamentrollen hervorgezucht, wird die Geschichte gefälscht und der Zeiger am

Zifferblatt der Zeit zurückgeschraubt, werden schließlich auch die rechtskräftig vollbrachten Thatfachen weggelugnet und die von den Tschechen selbst mitgetheilten und angenommenen Fassungen — wie sie dies durch ihre Theilnahme am Kreuzzug der Reichsräthe und durch ihr wiederholtes Erscheinen im Wiener Reichsrathe nach dem Februar-Patent von 1861 hinlänglich bewiesen und erhärtet haben — rundweg als ungiltig erklärt. Man citirt das Staatsrecht von 1627 und ignorirt das Staatsrecht von Heute, welches auch ein geschichtlich Gewordenes ist und eine zweihundertjährige Vergangenheit hinter sich hat, und man stellt sich blind gegen die naturgemäßen Umgestaltungen und Veränderungen, denen die Staaten ebenso auf, wie die anderen organischen Gebilde unterworfen sind.

Soldatengerecht ist der Kampf der Tschechen gegen die Deutschen ein Krieg um die Uebermacht, ein Krieg des Umsturzes gegen die bestehende und durch alles Recht geheiligte Ordnung, ein Krieg der rohen Gewalt gegen die humane Gestaltung, der Barbarei gegen die Civilisation, ein Vernichtungskampf, wie er nur von einer urwüthigen wilden Race gegen gebildete Mitbürger geführt werden kann. Man glaube ja nicht, daß wir hier zu stark ausfragen. Der anerkannteste Factum hat der tschechische Pöbel — und bei den Tschechen ist leider Alles Pöbel — die deutschen Abgeordneten des böhmischen Landtags auf öffentliche Strafe inultirt; er hat sie verhöhnt, ihre friedliche, civile und dem Lande wohlthunende Aufgabe im Landtage zu erfüllen, und er hat das Landtags-Gebäude selbst so umlagert und mit einem solchen Höllenlärm auf dem Platze umtebt, daß eine Verhandlung gar nicht möglich war und die Sitzungen unterbrechen werden mußten. Heuer, vor vier Monaten, haben dieselben tschechischen Helden auf allen Wegen und Stegen, in Wirthshäusern und auf öffentlichen Plätzen, in Vereinen und in ihren Zeitungen den schredlichsten Terrorismus entwidelt, um bei der Wahl in den Landtag die Männer ihrer Partei, die nachmaligen „Declaranten“ als Abgeordnete durchzubringen, und den Juden hat man in zugedruckten Briefen geradezu mit dem „Lebtschlag“ gedroht, sofern sie verfassungstreue stimmen und deutsche Abgeordnete wählen sollten. Im Frühjahr 1866 hat wieder dieser liebe tschechische Pöbel die jüdischen Häuser auf dem Lande geplündert, ausgeraubt und die Bewohner mißhandelt, weil man die Juden als deutschgefinnte Verräther verschie und sie wegen ihrer Sympathie mit den Deutschen strafen wollte.

Das sind nur einige Proben von den tschechischen Heldenthaten. Haben wir da zu viel gesagt, wenn wir von der rohen Gewalt der wilden Rassen gegen die gebildeten Mitbürger gesprochen haben? Und wenn die Tschechen nach Moskau pilgern, wenn sie dort Toaste auf die allgemeine Verbrüderung der Slaven, auf die Vernichtung ihrer deutschen Feinde ausbringen, wenn sie zu Hause offen den Panславismus predigen, die russische Sprache als diplomatische Schrift- und Verkehrssprache annehmen und die russische Welt Herrschaft als ihr berechtigtes Strebegiel proklamiren: ist das nicht ein Kampf der Barbarei gegen die Civilisation?

Wägen die Brüder in Deutschland in der Theilnahme und in der Unterstützung der Deutschköbmen nicht nachlassen! Die Deutschen haben in Oesterreich gegenüber den Annahmungen der Magyaren, der Polen, der Slowenen, der Italiener und anderer aufgeblähten Nationenstrolche überhaupt einen schweren Stand; aber die in Böhmen stehen in besondrer Bedrängniß, denn zu den Annahmungen der anderen Nationalitäten kommt hier noch die Rohheit und die Frechheit der Tschechen. Ihre

neueste Parole, daß sie nur die Autonomie in Landesangelegenheiten wollen, ist eitel Wind und Zuckersüß, denn sie besitzen, wie oben gezeigt, mehr als die Autonomie erfordert und das Staatswohl zugehen darf. Von einer Gleichberechtigung kann heute nicht die Rede sein, denn obwohl die Deutschen nominell am Ruder und ihren Ministern in der Oberhand sind, haben die Tschechen fastlich alle Gewalt in Böhmen in Händen, sind da die meisten Aemter bis hoch hinauf in die Stathalterei von den Tschechen besetzt, kulduigt die Alexiei vom Erzbischof (Schwarzburg) bis herab zum Dorfkaplan den nationalen Dalai-Lama's (Palaszo, Kieger ic.) und ihrer politischen Weisheit, und theilt der Unterricht vom Dorfschullehrer bis hinauf zum Universitäts-Professor, Kind und Mann mit dem tschechischen Lippen- und Zungenkrampf. Das geht so weit, daß der Pilsener Stadtrath jüngst eine deutsche Schule in der deutschen Stadt Pilsen eigenmächtig aufhob! daß ein Prager Telegraphen-Beamter am Tische der Gubernial-Regierung die für die deutschen Blätter in Wien bestimmten und bezahlten Depeschen heimlich den tschechischen Zeitungen zur gleichzeitigen Veröffentlichung zuordnete!!

Wo solche Dinge passiren, da kann man nicht mehr von gegenseitiger Achtung und von der friedlichen Verständigung der Nationalitäten sprechen. Ja, den Tschechen gar von Anerkennung ihrer Rechte und jammern sie über „Unterdrückung“, so ist das eine offenebare Verhöhnung ihrer fortwährend beunruhigten und mißhandelten deutschen Pansleute. An den Deutschen wäre es, die Gleichberechtigung von den Tschechen zu fordern, und so lange die Tschechen die erste Regel der Bildung — seinen Nebenmenschen in Ruhe zu lassen — nicht kennen oder nicht befolgen, so lange können die Deutschen mit ihnen kein Bündniß schließen, geschweige denn noch weitere Zugeständnisse machen, sondern müssen fort für ihre Existenz und für ihre Sicherheit kämpfen, und sie verdienen hiezu die Unterstützung der deutschen Brüder allesammt.

U n g a r n .

Der Nothfrier aus Siebenbürgen.

So unglücklich die Nachricht in Nr. 45 des „Magazin“ klingen mag, daß die magyarische Regierung durch systematisches Zugrundegehenlassen der „Reichsstraßen“ des südlichen Siebenbürgens den materiellen Ruin der siebenbürgischen Sachsen herbeiführe, so ist dies doch leider eine unumverlegbare Thatsache. Mit dem Erlaß des Ministeriums für Communicationen vom 14. September d. J. wurde verordnet, daß vom 1. Januar 1870 an die bisher geleistete Staatsunterstützung für den Straßenzug von Schachburg nach Kronstadt und den von Weßen (einem unweit Hermannstadt gelegenen Dorf) an den Rothenthurmweg aufzuhören habe.

Wer nun nur einigermaßen mit den sozialen und namentlich den gewerblichen Verhältnissen der siebenbürgischen Sachsen bekannt ist, weiß, daß mit der Verödung dieser Straßen der wirtschaftliche Ruin derselben Hand in Hand geht. Im Süden des Landes, da, wo an den Abhängen der südlichen Karpathenketten der größte Theil der deutschen Anwohner sich gelagert und wo die engen Gebirgsgräbe den Weg in die südlich und östlich gelegenen Nachbarländer, die Moldau und Wallachei, offen

lassen, hat der Handel von jeher seine Straße gehabt. Die ist, ehe noch die Portugiesen den neuen Handelsweg entdeckt hatten, der sächsische Kaufmann gezogen, um die Erzeugnisse des heimischen Gewerbfleißes und der westeuropäischen Märkte — namentlich waren es Weneid und die Weßen von Wien, Prag und Leipzig, die er regelmäßig besuchte — im fernsten Orient abzuleiten. Es war dies zur Zeit, wo er selbst bis nach Aegypten fuhr, wo in seinen Städten 24 Gewerbe blühten, mehr als gleichzeitig in Deutschland, wo Herzog aus Paris, geleitet aus Deutschland für theures Geld berufen wurden und der Reichthum der sächsischen Bürger sich mit dem ihrer elmschen Brüder in Gent und Brüssel messen konnte.

Heutzutage — die Zeiten sind längst vorüber: die Türkenherrschaft und die Abnahme des magyarischen Adels gossen in anderthalb Jahrhunderte langer Folge ein namenloses Elend über die sächsischen Gauen aus, dem selbst der Jammer des dreißigjährigen Krieges weit nachsteht. Namentlich das 17. Jahrhundert war für sie ein Meer von Blut und Thränen. Unter der Herrschaft Othos reichs fehlten zwar der äußere Friede und die staatliche Ordnung wieder zurück, aber inzwischen hatte der Handel nach Ostindien neue Bahnen eingeschlagen — an einen großen Aufschwung, an die Erreichung der früheren Blüthe des bairischen Lebe getroffenen Sachseuvelles war daher nicht mehr zu denken! Wohl haben Fleiß und Sparsamkeit seither einen wahren Wohlstand unter ihm geschaffen, aber auch dieser erfuhr in den letzten Jahrzehnten keinen Zuwachs, sondern wurde höchstens vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Ursache dieses Stillstandes lag in der Mangelhaftigkeit der Communicationen: Eisenbahnen; die Straßen waren kahles, ja bei anhaltend schlechtem Wetter absolut unfahrbar. Dagegen drängte die ausländische Industrie durch die großartigen Communicationen der Neuzeit, namentlich seit dem Beginn der Donauamperbahn, die sächsischen Waaren auf ein enger begrenztes Absatzgebiet zurück, und so kam es, daß man in Bukarest die Waaren aus Wien billiger und reicher bezog, als aus dem nahe Kronstadt.

Endlich wurde, einem lang erkannten allgemeinen Bedürfnisse entsprungen, aus vieljähriges Anstreben des Landes, des Straßenzugs von Schachburg nach Kronstadt von den Gemeinden und dem Staate gemeinsam in Angriff und vom letzteren ist seine ausschließliche Pflege genommen. Er war bestimmt, die Norden und das Herz des Landes, die mals- und weinreiche Kotel-Thäler mit einem sicheren und strebsamen Emporium zu verbinden und einen schwunghaften Handel von Rohprodukten und Kunstzeugnissen zu vermitteln. Durch den Puls zuckte nicht kaum in allen ihren Theilen verlebendeten Reichthumsströme erst wieder einiges Leben in die industriellen Verhältnisse der mittleren sächsischen Städte, namentlich Schachburg, der vierzigste Stadt im Lande. Kronstadt bildete die Abfahrt für die Produkte ihres Gewerbfleißes, von dem sie angefangen, den der Bauer producirt, bis zu den verschiedensten Erzeugnissen der Gewerbe, welche von dort aus ihren Weg in die Wallachei nehmen, aus welcher wieder eine namhafte Zahl der sächsischen Gewerbetreibenden (Nothgerber, Tuch- und Schuhmacher u. a. m.) ausschließlich ihre Rohprodukte bezieht.

Von gleicher Wichtigkeit ist die Straße von Weßen an den Rothenthurmweg. Diese seit unvorstelliger Zeit den Aufschwung befruchtete Straße ist, seitdem vor anderthalb Jahrhunderten (unter Kaiser Karl VI.) kaiserliche Genietruppen die in Carolina eröffnet haben, die allgemeine, wichtige und belebte Straße nach Konstantinopel gewesen. Sie hat allerdings für

Beginn der Donaudampfschiffahrt wesentlich gelitten, und seit dreißig Jahren nehmen die Couriere, die Reisenden und zahlreichen Caravanen von Handelsgütern theilweise eine andere Richtung: allein auch jetzt noch, zumal im Winter, wenn die Schifffahrt schläft, — ist sie die einzige directe, stets brauchbare Verbindung zu Land von Westeuropa nach Buxarest, Rußland, Varna, Constantinopel, für Siebenbürgen aber der einzige ohne Berggülden zu übersteigende, dem Lauf des Flusses in die Donau-Ebene folgende Weg, für den Süden des Landes endlich die einzige den noch aufrecht gebliebenen Handel mit der bevölkerten an Naturprodukten so reichen kleinen Wallachei vermittelnde Communication.

Man schneide nun die Adern des in erfreulichem Aufschwunge begriffenen Handels ab, und man wird sich das Bild von dem bereichernden Glend mit nicht allzu düsternen Farben malen können. So begiehe — um nur ein Beispiel anzuführen — die jächsischen Tuchmacher auf diese Straßen die rumänische Rolle und sehen die daraus gefertigten, stark gesuchten Erzeugnisse wieder in der Wallachei ab. Ganze Orte, namentlich das gewerbetreibende Heltan, bestehen aus solchen Tuchwebern, die ihren Unterhalt ausschließlich aus ihrem Gewerbe ziehen. Hunderte von Weibern würden durch die eintretende Verheerung, die von der Wallachei gebracht werden, und wer sich etwa von dem verfallenden Handwerk auf den Boden der Landwirthschaft retten wollte, fände dort in dem unausrottlichen Uebel der Plünderung des Grundbesitzes durch den Weidegang und der in seinem Gefolge einbreichenden Unfruchtbarkeit des Feldeigentums keinen um so sichern, wirtschaftlichen Ruin. Ähnlich würde es den Klemern, Seilern und anderen Handwerkern ergehen, die fast ausschließlich von der Ausfuhr leben, und das allgemeine Resultat wäre: das bürgerarme Ungarn hätte aus einem Bürgervolk einen Haufen Proletariat, aus Staat erhaltenen, Staaten gebildete Elemente geschaffen. Tragt man nach dem Grunde dieser Regierungsmahregel, so findet man keine Antwort; eine Erklärung ist so unglanblich, wie die andere.

Unmöglich können die magyarischen Staatsmänner je unverkündigte Nationalökonomien sein, als daß sie aus „Ersparungsküßlichkeiten“ die Quelle, aus welcher viele Tausende heiziger Unterthanen und guter Steuerzahler ihren Erwerb d. h. ihren Unterhalt und die Steuer schöpfen, zu schütten wollen! Weiß doch Jedermann, daß die Steuer-Ausfälle die Erhaltungskosten der Straßen weit übersteigen würden. Nein, unmöglich! ein solcher Unverstand machte sich des Regiments unwürdig, ja diese letztere fle zu Verbrechen am Lande. Noch weniger kann man die Erklärung gelten lassen, daß die magyarische Regierung aus nationaler Mißgunst die Sachen verderben wolle, denn diese Annahme würde einen Abgrund sittlicher Verworfenheit öffnen, die man bei einer Regierung im 19. Jahrhundert nimmermehr suchen darf. Wohl hat die Sachen unter das Joch eines harten Sprachengesetzes gebeugt worden, wohl führt der fanatische Racengeist, der es geschaffen, noch fort, seine ungelunden Blüten zu reizen, wohl haben einige im Hag gegen das Sachsenvolk erwaunte Männer vernichtend Schlag auf Schlag gegen seine Municipal-Verfassung, sein gutes altes Recht, geführt — aber einen Theil der eigenen Staatsangehörigen vernichten, dadurch, daß man ihn auf Hungerkost setzt — ein solcher Fanatismus würde die Bosheit eines Philipp II., die Grausamkeit eines Murawiew und die Verdrüssung aller Tschingis-Chane in den dunkeln Hintergrund stellen.

Vergebens sucht man nach einer anderen annehmbaren Erklärung des ministeriellen Actes. Allenfalls regt sich die schwer be-

drohte Bevölkerung, von allen Seiten laufen Petitionen bei der Regierung gegen ihre Verordnung ein, und es ist zu wünschen, daß diese bald mit der Zurücknahme derselben antworte, und durch den Beweis, daß ihr die jächsische Nation, dieses, die Staatsziele gerne fördernde Glied des neuen ungarischen constitutionellen und Rechtsstaats, nicht gleichgiltig sei, jedes weitere Fortschreiten nach einem Grunde jener unbilligen Mahregel, beziehungsweise die Entscheidung für eine der oben zurückgewiesenen Möglichkeiten abschneide.

Gewiß steht auch Deutschland nicht gleichgiltig diesem Vorgange zu; dafür bürgen nicht nur die Sympathien des Volkes, die zum Trost dieses treuen, vom Mutterlande lang als Stiefkind behandelten Stammes wieder lebendig geworden sind, sondern dafür bürgt auch das Interesse Norddeutschlands, welches einer Stappe für seinen künftigen Orieutismus nicht wohl entzathen kann. Und die kann es an dem abendländisch gebildeten Stamme im culturarmen Ost-Europa finden. Durch die Nothzettel leben die alten Handelswege wieder auf, und der Fleiß, die Ersparlichkeit und der erwachende Unternehmungsgeist der Sachsen lassen es als keine überströmungslige Hoffnung erscheinen, daß für sie die schönen Tage unter Ludwig, dem großen Ungarnkönig, die Blüthezeit des jächsischen Handels, wiederkehren werden. Gewiß! das Sachsenvolk ist kein welkes Reis, das, losgetrennt vom Mutterlande, im fremden Boden seine Kraft erschöpft hätte; noch immer ist es ein lebensfähiges, das eine blühende Zukunft in sich birgt.

S c h w e i z .

Die Prinzipien des deutschen Protektantenvereins in der Schweiz.

Zur Ergänzung der Darstellungen der religiösen und kirchlichen Bewegungen in der Schweiz in Nr. 11 und 14 dieser Blätter erlaube ich mir, Sie auf eine literarische Erscheinung aufmerksamer zu machen, welche zwar, im Gegensatz gegen den Nationalismus eines Buison und Genossen, vom positiv christlichen, nicht aber vom orthodoxen oder dogmatisch-rechtgläubigen Standpunkte ausgehend, eine Erneuerung des religiös-kirchlichen Bewußtseins und Lebens dadurch anstrebt, daß einerseits die Trennung von Kirche und Staat, andererseits aber eine echt liberale Annäherung der Christen an Uebergangung an die der Religion Entfremdeten gegenüber der bisherigen Abkühlung empfohlen wird. Sie werden darin manche Anknüpfungspunkte an die Lehren des heiligen Protestantens finden.

In seinem Cffice über das „liberale Christenthum“ des Prof. Buison*) erblickt nämlich Herr Tallichet, nebenbei gesagt ein Laie in der Theologie aber ein tüchtiger Kenner der Geschichte, die Hauptursache des Verfalls des christlichen Lebens und der verschiedenen Kirchen überhaupt in der schon von der Reformation her datirenden unvollständigen Durchführung des Princips der christlichen Freiheit in dem Verhältniß der Kirche zum Staate, in dem der theologischen an den andern Wissenschaften und in demjenigen der Geistlichkeit zu den übrigen Mitgliedern der Kirche.

Im Verlaufe der neueren und neuesten Zeit haben die aus diesen Verhältnissen sich ergebenden Uebelsände in Folge der

*)Revue Suisse 1869, Juillet, Août, „La Christianisme libéral“ par Ed. Tallichet.

fortschreitenden allgemeinen Bildung und des allgemeinen Strebens nach Freiheit in jeder Richtung sich gegenüber dem Stillstande des religiös-kirchlichen Bewußtseins immer deutlicher darstellte, und es ist schließlich so weit gekommen, daß gerade die liberalen Parteien des staatlichen und socialen Lebens in den verschiedenen Kirchen ihre principellen Gegner erblicken zu müssen glaubten — ein Verhältniß, das auf den ersten Blick als im greifsten Widerspruch mit den Grundanschauungen des Christenthums und somit als eine große Wäpfe derjenigen erscheinen muß, welche sich für die besondern Träger des christlichen Bewußtseins und Lebens halten und ausgeben.

Man erhebt schon hieraus, daß der Verfasser seine Gegenstand mit freiestem Geiste ergreift, indem seine Ansicht die beiden größten Gegensätze unserer Zeitbewußtseins, das positive Christenthum und die weitgehenden Bestrebungen der jogen. „Welt“ in der großen Synthese der Idee der Freiheit zusammenfaßt und zu versöhnen sucht. Es wird Jhre Leser interessieren, das Nähere zu erfahren, wie er seine Ansicht einerseits begründet, andererseits zu deren praktischer Verwirklichung Verlässe macht. In ersterer Beziehung giebt er zunächst einen historischen Ueberblick über die Folgen der seit der Reformation entstandenen Staatskirchen. Die geschichtliche Nothwendigkeit der letzteren zwar zugehend, da die Kirchen ohne Unterstützung der weltlichen Macht von der damals übermächtigen, mit dem Staate verbundenen katholischen Kirche sonst bald, wie in Spanien, Italien, Frankreich unterdrückt worden wären, weist der Verf. nach, daß doch durch diese Verbindung der Kirche mit dem Staate der Geist der Freiheit aus den Kirchen wich, daß an die Stelle der Autorität der Schrift diejenige der Geisteslichkeit, an die Stelle des Geistes immer mehr der Buchstabe trat, während die Principien der Reformation allmählich außerhalb der Kirche, ja selbst außerhalb der protestantischen Staaten Wurzel faßten, um endlich in der französischen Revolution wieder in's äußere Leben einzutreten und den Staat zu reformiren.

Die Revolution hat zwar ihren höchsten Zweck, die allgemeine Freiheit, wenn auch nicht erreicht, doch wenigstens in's Volksebewußtsein, gleichsam als Lauerteig, hineinzuworfen vermocht; aber von dieser allgemeinen Freiheit blieb doch die religiöse Freiheit ausgeschlossen, und die neuen staatlichen Gebäude hatten daher keine sichere Grundlage. Daher überall nur Fortschritte in den Wissenschaften, den materiellen Interessen und Genüssen und daneben tiefe Unzufriedenheit der Völkernassen, socialistische Tendenzen u. s. w.: es fehlte die Befriedigung des Seelenlebens.

Warum erfüllte die Religion, die Kirche ihre Aufgabe nicht? Die Kirchen waren, wie bereits angedeutet, seit dem 16. Jahrhundert eines der größten Hindernisse der Freiheit gewesen; sie waren allmählich vom allgemeinen Bewußtsein überholt worden; sie hatten das Princip der Freiheit verlernt und daher eine Menge von negativen Ansprüchen im pietistischen wie im rationalistischen Sinne aus ihrem Schoße geboren, welche deutlich genug eine innere Zerklebung, eine Krankhaftigkeit des religiös-kirchlichen Bewußtseins und Lebens bekundeten. Alle Kirchen ohne Ausnahme, orthodoxe wie pietistische und rationalistische, ließen sich von dem fortschreitenden Geiste der Zeitbildung überflügeln und hörten darum auf, den rechten Einfluß auf die Bevölkerungen auszuüben. Das Christenthum kam außerhalb des allgemeinen Fortschrittes zu stehen, statt diesen zu durchdringen und zu leiten. Dieser Fortschritt beruht aber auf dem ursprünglichen reformatorischen Principe der Freiheit.

Die Reform, auf welche Alles hinweist, besteht somit darin, daß die Religion wieder auf ihren ursprünglichen Boden, auf

den Boden der Freiheit zurückgeführt und zu einer individuellen freien That erhoben werde. So lange dies nicht geschieht, wird sich die Welt immer und immer wieder von der Religion abwenden, deren sie gerade jetzt, wo auf allen andern Gebieten so große Fortschritte gemacht werden, mehr als je bedarf.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe der Meinungen innerhalb der Kirchen selbst, wo die Gläubigen einseitig das göttliche, die Negativen einseitig das menschliche Moment der religiösen Wahrheit, zwei Dinge, welche keineswegs unvereinbar sind, vertheilen, können nun aber nur dann fruchtbare Ergebnisse erzielt werden, wenn für beide Richtungen die vollständige Freiheit und die Christenabdingung für beide das reine Streben nach Wahrheit gegenständig anerkannt wird und jede Partei auf ihre eigenen Hilfsmittel beschränkt bleibt. Auf beiden Seiten muß das irdische Bedürfnis sich ganz frei entwickeln und auch äußerlich sich gestalten können; die Kirchen müssen also nicht nur vom Staate, sondern auch untereinander frei und unabhängig sein. Das werden angesichts der praktischen Wirklichkeit die theoretischen Uebertreibungen auf beiden Seiten von selbst fallen; bei jedem Theile wird sich das Bedürfnis einstellen, beim andern dasjenige Gute, dessen er selbst entbehrt, anzuerkennen und sich selbst anzueignen, und der Kampf wird ein wahrhaft fördernd werden.

Es ist ein vergebliches und durchaus irthümliches Bestreben, die Seelen dem Christenthum ohne Freiheit und gleichsam durch künstliche Mittel zu führen zu wollen. Sie mögen unterrichtet, erleuchtet werden; aber nachdem sie das Rür und Redit selbst hört, lasse man ihnen die Freiheit der Entscheidung. Und aber diese eine heilsame sei, muß sich die Kirche ihre Aufgabe viel höher stellen, als bisher. Auch die besten, die treuesten, anfrichtigsten Kirchen haben bis jetzt nur den irdischen, weltlichen Bedürfnissen Rechnung getragen, während doch, je mehr das Leben fortschreitet, auch der Religion eine immer größer Aufgabe in der Durchdringung derselben in allen seinen Richtungen erwächst. Es giebt auch andere, als rein religiöse, und doch mit dem religiösen Leben aufs Innigste verknüpfte, höchst berechtigende Bedürfnisse, welche, wenn auf unrichtige Weise, so gar nicht befriedigt, die Ursachen großer Uebel werden können. Ignorirt oder verdammt man gar diese rein menschlichen Bedürfnisse im Namen eines falsch verstandenen Christenthums, stößt man damit eine große Zahl von Menschen zurück, der religiöses Bedürfnis den engen Gesichtspunkt der Kirche nur annehmen vermag. Das Christenthum begreift nicht, das sich einzuschranken und einzugehen, vielmehr es alles zu erwidern. Die „liberalen“ Theologen haben daher ganz Recht, wenn die von den Orthodoxen vernachlässigte menschliche Seite des Christenthums herbeiziehen; aber das Einblinde einander überheben beider Seiten, der göttlichen und menschlichen, gerade ein Beweis für die Nothwendigkeit der barmherzigen Durchdringung beider, ohne welche ein gesunder Einstich in Kirchen auf das Weltleben in unserer Zeit nicht mehr denkbar ist.

Wie? das Christenthum, einst der Träger der Kultur, ist mit dieser heutzutage nicht mehr vereinbar oder die Kultur? dem Christenthum unentraglich sein? Wirft man einen Blick auf das Leben unserer Völkernassen, auf exzellenzen, je mehr wir wirklich oft meinen, es wäre dem also! Aber dieses ist die Sperren gegen alles sogenannte Weltliche ist, in der Natur zu sehen, doch eine bloße Wäpfe, ein halb oder ganz verunglückter Versuch; denn in Wahrheit können sie auf der Welt überhaupt nicht leben, wenn sie nach Jerusalem auswandern.

se wenig herauskommen, als aus ihrer eigenen Haut. Das zeugt mehr von der bektrännten Verarmtheit jener Frommen, als daß sie sich die Geschichte der Nationen und ihrer Kultur gemissermaßen nicht in den göttlichen Erziehungsplan der Menschheit angeschlossen denken wollen oder können? Und wenn ein Quäker in seinem „liberalen Christenthum“ die Bibel aus der Völkischkeit verdrängen will, so hat dies nur einen vernünftigen Sinn gegenüber dem orthodoxen Bestehen, allen Inhalt der Religion nur auf die biblische und etwa noch auf eine einseitig aufgefaßte Geschichte der Kirche einzuschränken. Das spezifisch Christliche nur von jeder mit dem Nichtchristlichen oder Halbchristlichen, mit dem spezifisch Weltlichen im Kampfe; wenn es dasselbe aber überwand, so geschah es nicht dadurch, daß es einfach verneinte der sich von ihm abschloß, sondern daß es dem Guten, dem im Menschlichen in demselben, zum Siege verhalf über das Bösartige und es vererbte. Wenn die Kirche heuteutage diesen Einfluß auf die Welt nicht mehr ausübt, so beweist dies, daß sie leidet den wahren christlichen Geist der Freiheit nicht mehr, daß sie sich hinter der Kulturentwicklung der Nationen zurückzieht. Die Kirche soll nicht nur das Privat-, sondern auch das öffentliche Leben der Nationen mit ihrem Geiste durchdringen und ihm mit ihrer Wahrheit veranlassen. In diesem Sinne hat der zu wenig bekannte Verfasser der „Individualitätsphilosophie“, Ferdinand Röske von Lübeck, das scharfe, aber wahre Wort gesprochen: „Wo eine Kirche“, möge sie nun heißen wie sie wolle, „ihrem Princip nach“ sich der politischen Entwicklung der Nation entgegenstellen muß, da ist sie, trotz aller schönen Lebensarten und trotz aller äußeren Gepranges und Scheines, noch eine Kirche des Teufels und nicht eine Kirche Christi, nicht wenn sie hier und da gute Einwirkungen auf das Privatleben nachweisen könnte.“ (Philologie S. 148.)

Dies die Hauptzüge der theoretischen Seite der Frage. In Bezug auf die praktischen Mittel und Wege zur Erhebung des kirchlich-kirchlichen Lebens auf den ihm gebührenden Standpunkt läßt der Verfasser das letzte und höchste Ziel in der Trennung der Kirche vom Staate, verheißt sich aber nicht die Schwierigkeiten, welche einer sofortigen Erreichung derselben entgegenstehen. Der Uebergang schlägt er jedoch eine Reform in den Bildungsalten der Geistlichen vor, indem er in diesen eine Hauptursache des mangelnden Einflusses der Kirchen gefunden hat. „Es ihm sollte hier ein Princip aufgestellt werden, welches, als hierarchisch-katholischen direct entgegengesetzt, auch von den schättesten Kirchen bisher zu sehr außer Acht gelassen worden. Die Geistlichkeit, sagt er, wird in der Regel in einer künstlichen Atmosphäre erzogen. Der theologische Unterricht führt den jungen Geistlichen nicht genug geistige Bewegung, gibt sie nicht genug zum eigenen Nachdenken und zur Fortsetzung ihrer geistigen Ernährung, nachdem sie einmal im Amte sind. Die theologische Wissenschaft selbst muß sich künftig zu mit den andern Wissenschaften durchdringen, wenn sie selbst schreiten und zugleich Einfluß auf die andern gewinnen will. Wenn die Theologie ihren einstigen hohen Rang unter den Wissenschaften wieder einnehmen soll, so muß sie sich wieder, le ehemals, auf den Boden der freien Diskussion mit den andern stellen. Es sollten daher in den höheren Lehranstalten, Akademien und Universitäten, einerseits zwischen den Schülern der verschiedenen Fakultäten unter der Leitung der Lehrer, andererseits zwischen den Lehrern selbst Disputationen stattfinden. Es würde es sich dann zeigen, wo es der Theologie fehlt, um zu leben und den andern Wissenschaften gegenüber Stellung abnehmen. Die Schüler würden auf diese Weise gleich von

Anfang ihrer theologischen Studien an genöthigt werden, die Beziehungen ihrer Person und ihres künftigen Amtes zu der Welt, in welcher sie einst zu wirken hätten, nicht aus den Augen zu lassen; es würde ihnen ein weiter, vorurtheilsoffener Blick in die mannigfaltigen menschlichen Bestrebungen und Verhältnisse gleichsam angewöhnt. Bei den Lehrern aber würden diese Disputationen zu einem Probestein ihrer Lehren und ihres Unterrichtes und dieser letztere müßte notwendig immer gründlicher und nach allen Seiten hin sichhaltiger werden. Falsche Lehren, welche heuteutage gewöhnlich erst zu spät, erst in ihren schädlichen Resultaten als solche erkannt werden, würden weit schneller bemerkt und könnten früher und erfolgreicher verdrängt oder bekämpft werden. Lehrer von solcher Richtung dürfen aber nicht entfernt werden, sondern, als Uebergang zur gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate, wo jede kirchliche Richtung das gleiche Recht befaßt, müßte der Staat an seinen höheren Anstalten schon jetzt jeder Richtung eine Vertretung gestatten. Es läge dabei stets in dessen Macht, allfälligen schädlichen Richtungen durch Ernennung eigener Lehrer ein Gegengewicht entgegenzustellen, und der Staat würde so mit Freiheit den Zweck erreichen, um welchen allein es ihm zu thun sein soll: eine ebenso nationale als liberale, allseitige Erziehung der Geistlichen. Etwas Ähnliches besteht schon längst in Basel, wo mehrere Professoren der Universität durch eine Privatgesellschaft besoldet werden. — —

Die Trennung der Kirche vom Staate wird zwar auch in dieser Beziehung nicht Alles gewähren; aber sie ist, nach dem Verfasser, die Vorbedingung zu allem Uebrigen, ganz besonders in einer Demokratie. Wenn irgendwo die Selbstregierung am Orte ist, so ist sie es in der Demokratie, und wenn irgendwo in der Demokratie, so ist sie es in der Kirche eines demokratisch konstituirten Volkes. Hier müssen die Bürger unmittelbar und ohne Tagewortkunft des Staates auch an der Kirche interessiert werden, wenn die echte Freiheit auf den andern Gebieten des öffentlichen und des Privatlebens heimisch werden soll. Die wahre, stetig fortschreitende politische Freiheit kann, namentlich in unsern Demokratien, nur um den Preis der Freiheit des religiös-kirchlichen Lebens errungen werden. Die Religion muß aus ihrer Gebundenheit erlöst werden und, sich auf die Höhe der Bildung unserer Zeit stellend, ihren verlorenen Einfluß auf das Leben wieder zur Geltung bringen. Zunächst muß somit ihre eigene Befreiung, das Unterfangen aller übrigen Freiheiten, erkämpft werden. Also Trennung der Kirche vom Staate. Der Protestantismus befindet sich gegenwärtig in voller Krise, weil die Reformation einst auf halbem Wege stehen geblieben. Gleich dem Katholizismus hat auch er Menschenfesslungen zu seinen Grundlagern gemischt, welche ihn nun mit logischer Nothwendigkeit zu seinem Ausgangspunkte zurückdrängen. Hier liegt seine Schwäche. Er muß endlich auf das falsche System verzichten und frei die Bahn der Freiheit wandeln. Seine eigenen Wirren, das Bedürfnis der Zeit, das Interesse seiner Zukunft, Alles drängt ihn dahin.

G. S.

Frankreich.

Ein Orleansischer Prinz über die Schlachtfelder am Rhein.

Die drei orleansischen Prinzen haben auf eine würdige Weise ihre Karten aus dem Spiel bei dem französischen Volke abgegeben und zwar nicht p. p. c., sondern um sich für etwaige

Ereignisse in Erinnerung zu bringen. Letzteres soll bloß eine Vermuthung ohne Argwohn sein. Thatsache ist, daß die Bücher des Herzogs von Anjou über das Napoleonische Militär, des Grafen von Paris über die englischen Erwerbsgesellschaften und des Herzogs von Chartres über die Schlachtfelder am Rhein die werthvollsten wissenschaftlichen Thatsachen und gesunde Reformideen für das transalpinische Frankreich, für die Kultur und den Frieden Europas enthalten. Wir erwähnen nur beiläufig, daß auch der Erzherzog Albrecht von Oesterreich durch sein Buch über die Verantwortlichkeit im Kriege, als militärischer Schriftsteller, beachtungswürdigen Reformaten das Wort redet. Hier haben wir es nur mit den Schlachtfeldern am Rhein, von Robert von Orleans, zu thun.“ Unser Verfasser besuchte die Rheintäler in ihrer ganzen Länge von der Schweiz aus bis nach Holland, um die Großthaten militärischen Ruhmes der französischen Nation auf den verschiedenen Schlachtfeldern strategisch und taktisch und zugleich ermutigend für die kriegerischen Franzosen zu schildern. Obgleich er es zuletzt widerruft, macht er ihrer Kriegs- und Ruhmsucht doch den größten Appetit auf den Bestiß dieses unseres deutschen Rheins, der durch die ganze Geschichte hindurch immer eine Hauptlebensader politischer Macht gewesen sei, wie das Haus Habsburgern auch jetzt noch seine Ueberlegenheit über das Habsburgische weltlich diesem Rhein verdanke. Von Caesar an hätten die berühmtesten Kriegsherren und Vorkämpfer hier ihre größten Siege gefeiert und seine geschlagen.

„Der Kaiser Friedrich Barbarossa, der Kaiser Rudolph von Habsburg und der Pfalzgraf Friedrich I. waren hier groß, hegreich und furchtbar. Gustav Adolph commandirte hier seine Armeen. Ludwig XIV. hat den Rhein gesehen. Engländer und Gonds sind über ihn geschritten, und ebenso Türenne! Drauß hatte festen Fuß bei Mainz, wie Marceau bei Coblenz und Döche bei Andernach.“

Diese Stelle citirt er aus dem „Rhein“ von Victor Hugo und fügt hinzu: „Jeder Franzose begegnet hier auf diesem fremden Boden dem Bilde seines Vaterlandes und ruhmreichen Erinnerungen seiner Vorfahren, Spuren ihrer Heldentugenden und ihrer Siegeskraft.“ Auch verzicht er weder Karl den Großen, der hierher den Schwerpunkt des großen deutschen Reichs verlegt habe, noch andere deutsche Helden. Nur scheint er nicht daran gedacht zu haben, daß jenseits des Rheins noch herrliche deutsche Lande liegen, die uns durch tüchtige Diplomatie und nicht durch französische Heldenthaten abgenommen wurden und welche uns wenigstens dann, wenn Deutschland in Freiheit und Wohlstand einig geworden sein wird, wieder zufallen würden.

Die Schülterung der einzelnen Schlachtfelder, der strategischen Fehler, welche bei Siegen und Niederlagen begangen wurden, und der Vorteile, welche sie in neuen, nicht unmöglichen Kämpfen zwischen Deutschland und Frankreich bieten würden, wollen wir militärischen Federn und Blättern zur Beurtheilung überlassen und uns nur des friedlichen Schlußes freuen.

„Wo sich die Väter glorreich geschlagen, können auch die Kinder ohne Unterschied des Alters, des Ranges und der Partei von Enthusiasmus wieder hingetrieben werden.

Où le père a passé, passera bien l'enfant!

D ja, denn Frankreich ist stolz auf seine Soldaten, die sich in den rühmlichen Kriegsschulen Afrikas, Chinas und Meritos (!) gebildet und ihre Fahnen glorreich durch die Krim und durch

Italien getragen haben. Doch beileben wir uns, zu verstehen, daß diese Studie des Rheintales keineswegs eine Kriegsschule sein soll. Nichts läßt uns als etwas Unermessliches die Wahrheitsliebe eines europäischen Konflikts voraussetzen. Ein Krieg von Souveränen mit Souveränen, d. h. nach dem Willen dieser Souveräne allein, wird immer weniger wahrscheinlich: es ist nicht annehmbar, daß ein großes Land sich durch bloße Speculationen politischer Persönlichkeiten in einen Krieg hängen lassen werde. Es bleibt nur der nationale Krieg übrig, der einzige, den man begreifen könnte, ein solcher, welcher andauert, wenn zwei benachbarte Völker sich in ihren bestimmten Entwickelungen gegenseitig schaden und ihre Interessen gegenwärtig unversöhnlich werden (bei einiger Einsicht in die gegenwärtigen Vorteile und die Asiat'schen Völkerverharmonien so schnell, daß wir ihn ebenfalls für unmöglich halten wollen). Aber ist es notwendig, daß diese traurige Eventualität sich zwischen Preußen und Frankreich verwirklicht? Kann sich Etwas nicht mit den ungeheuren Fortschritten, die es seit zwei Jahren nicht begnügen? Und Frankreich? Muß es seinen übermächtigen Einfluß in europäischen Angelegenheiten nicht durch andere Mittel, als durch Waffen zu erreichen suchen, durch intellektuelle Ueberlegenheit, die Macht der Ideen, welche Europa schon so lange anerkannt hat? Nicht bloß durch Siege in Schlachten hat Frankreich seinen ersten Rang erworben; es war größer 1793, als es dem Continente neue Grundwahrheiten veränderte; als 1810 mit den Grängen Napoleons, die er nicht zu halten vermochte. Die Principien, die sich auf Frankreich 1789 gründeten, werden immer noch von allen Nationen anerkannt, aber Europa hat sein Bestes der Erneuerung noch nicht gefunden. Von der Wahrheit zur Wirklichkeit ist es noch sehr weit: nicht, daß wir diese Entfernung überbrücken und Europa eine sociale Wiedergeburt, gegründet auf die breitesten Grundlagen der Freiheit, zeigen, kann unser Vaterland ihm das größtmögliche Beispiel geben und die moralische Ueberlegenheit, welche ihm Genie gebührt, wiedergewinnen. Dies sollte heutzutage (seit 1871) zügeliger Ehrgeiz sein.“

Die letzten Schlusssätze tönen in eine Klage aus, daß ihm, dem Verfasser, verlagte war, seinen Begleitern auf dieser Reise zu französisch-glorreichen Rhein entlang, auf französischen Boden zu folgen. Wir wollen deshalb hoffen, daß er die Wohlthat, einen freien deutschen Rhein ohne Beherrschung durch Napoleon'sche Häcker studirt und genossen zu haben, zu würdigen wisse. Es mag gut sein, daß die Franzosen sich mit den Principien 1789 wieder Wohnung zu verschaffen suchen. Aber wir werden für diese ideale Fremdherrschaft danken und uns auf eigenen Boden, aus eigener germanischer Stamm- und Kulturgeschichte mit Freiheit eigenen Gewässern vorzuziehen lernen. Der Geist der Gelehrte von Montesquieu und die blühende Teilung der Gewalten, womit wir uns nun seit Menschengedenken als nicht französischer Theorien und romanischer Centralisationen nicht Schein-Constitutionalismus, Militär- und Bürokratismus-Tiatur abgucken haben, muß endlich einem aus wahren deutschen Boden gewonnenen Freiheits- und Einheits-Ideale weichen. Wo die Gewalt hingehört, solle Gewalt, — und in den großen Häusern, Gemeinden, Kreisen, Provinzen, Volks- und Stammgruppen überall die volle Freiheit innerhalb der verschiedenen Kreise. Dies war das Wesen Deutschlands schon in der Zeit des Tacitus, die Quelle seiner Größe und Kultur durch die Jahrhunderte hindurch und muß es wieder werden, wenn Deutschland endlich aus dieser französischen Fremdherrschaft wieder zu sich selbst, zur freien, nicht centralisirten Einheit kommen will.

*) Une visite à quelques Champs de Bataille de la Vallée du Rhin, par Robert d'Orléans, Duc de Chartres. Bruxelles: C. Muquardt, Berlin, Mittler, 1869.

Aegypten.

Johannes Dümichen: Archäologische und historische Forschungen in Aegypten*).

Es ist bekannt und den Vtern noch erinnerlich, daß der Norddeutsche Bund im vorigen Sommer das Geld zu einer Expedition anwies, welche die totale Sonnenfinsternis am 18. August in den tropischen Gegenden des südlichen Afriks beobachten sollte, und daß diese Summe, trotz der Einprüche eines hochachtbaren Medienburgischen Abgeordneten, der, wie man wenig bemerkt, in seiner eigenen Heimat reichlich Gelegenheit habe, die Wirkung von totalen Verfinstaltungen wahrzunehmen, dem Reichstage bewilligt wurde. Mit Hilfe eines Zuschusses von Preußen war es möglich, daß man diese Ausrüstung und die Beschaffung vielfacher Apparate zugleich noch einem anderen wichtigen wissenschaftlichen Zwecke dienlich machte, nämlich den, besonders interessante Monumente und Inschriften Aegyptens photographisch anzunehmen. Der Sonnenfinsternis-Expedition, welche aus den Herren DD. Vogel, Fritzsche und Thiele bestand, ward schon Herr Dr. J. Dümichen zugesetzt, welcher jetzt die außerordentlich reichen Resultate seiner und seiner Freunde Forschungen publizirt hat, so daß sie uns in dem oben genannten Werke zur Beurtheilung vorliegen.

Es ist bekannt, wie mit dem Aufschwung aller historischen Disziplinen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch die Aegyptologie eine ganz neue Gestalt angenommen hat. Den späteren Untersuchungen von Lepsius, dann ganz besonders auch von Brugsch, ist es zu verdanken, daß jetzt ein guter und sicherer geistlicher Boden gefunden ist. Auch Herr Dümichen hat durch jahrelange historische, archäologische, linguistische Arbeiten, welche zum großen Theil an Ort und Stelle selbst von ihm ausgeführt wurden, viel dazu beigetragen, gewisse landläufige, ungenaue und falsche Vorstellungen von den Sitten und dem Charakter der alten Aegypter, welche aus dem einseitigen Studium der griechischen Quellen entstanden waren, zu beseitigen und dafür richtigere, hauptsächlich auf dem Erforschen der Inschriften beruhende Anschauungen hinzustellen. Auf neuem Fundament arbeitet jetzt in Deutschland, Frankreich und England eine Reihe verdienstvoller Gelehrten weiter, um noch manches umgelagerte Räthsel zu entsiffern und immer mehr Klarheit in das Verhältniß jenes eigenthümlichen Volkes zu bringen.

Unter den jüngeren Aegyptologen nimmt Herr Dr. Dümichen eine hervorragende Stellung ein: Dies beweist, außer einem anderen früheren Artikel, vor Allem der vorliegende „Schäzkharen Manuscript“ reiche, ziemlich starke Groß-Folio-Band. Sein Inhalt ist folgender:

- 1) Vorwort und einige Erläuterungen zu den mitgetheilten Darstellungen und Inschriften.
- 2) „Ueber das Seewesen der alten Aegypter“, von Bernhard Graf.
- 3) Einige Bemerkungen zu den mitgetheilten Thierdarstellungen von Robert Hartmann.
- 4) 57 Tafeln bildliche Darstellungen und Inschriften, nach Kopien des Herausgebers.

Was zunächst den unter Nr. 2 genannten Aufsatz des in phi-

lologischen Kreisen räumlich bekannten Gelehrten betrifft, so ist derselbe interessanter, als es auf den ersten Augenblick erscheinen mag. „Die Kultur der alten Aegypter erscheint uns, je genauer wir dieselbe im Einzelnen kennen lernen, von immer größerer Bedeutung, von immer umfassenderem Einfluß auf die anderen Völker des Alterthums und namentlich auf die Kultur der Griechen. Diese Ueberzeugung, welche schon im Allgemeinen sich aufträgt, gewinnen wir noch ganz besonders auf einem Gebiete, über welches uns die jüngsten umfassenden Publikationen Dümichen's so überraschende Aufschlüsse gewähren, wir meinen das Gebiet des Seewesens der alten Aegypter. Das Seewesen war für die Völker des Alterthums ein Gebiet, dessen Wichtigkeit für die Kultur sich nicht hoch genug schätzen läßt: denn das Mittelmeer bildet räumlich, wie in übertragener Sinne, den Mittelpunkt der damaligen civilisirten Welt; die See bildete eine unbeschränkte Bahn für die verschiedensten umfassendsten Verbindungen zwischen den Hauptvölkern jener Zeiten u. s. w.“ —

Es ist deshalb allerdings von mehr als archäologischem Interesse, das Seewesen der Alten zum Gegenstand genauerer Studien zu machen, und Herr B. Graf, der bisher durch genaue archäologische und numismatische Studien viele neue Angaben über das griechische Seewesen gegeben hatte, hat nun seine Kenntnisse benützt, um noch weiter zurückzugehen und hat auch die ägyptischen Monumente auf diesen Gegenstand hin durchforscht. Auch in dieser Beziehung indeffen fand er schon eine von Dümichen angestellte Vorarbeit, welcher in seinem früheren Werke: „Die Flotte einer altägyptischen Königin“, äußere schätzbares Material über diesen Gegenstand gesammelt hatte.

Es liegt außerhalb des uns gesteckten Zweckes, hierauf näher einzugehen; von Interesse wird es dem Leser sein, auch hier das hohe Alter jener Kultur zu erkennen. Die älteste Periode, aus welcher in dem großen Dümichen'schen Werk sich Schiffsdarstellungen bieten, ist die Zeit der vierten Dynastie, also etwa die Mitte des 3. Jahrtausend vor Chr. —

Ein anderer wichtiger Gesichtspunkt ist der von Dr. Hartmann geltend gemachte; denn die historische Forschung dient hier dazu, einzelne sehr interessante Fragen der Geographie und Zoologie zu beantworten. Es handelt sich darum, zu erfahren, welche Verbreitung schon einige Jahrtausende vor und gewisse Thierpezes gehabt haben. Herr Hartmann bemerkt hierüber: „So lange man Aegyptologie treibt, ist unser Wissen noch von keinem der Herren Aegyptologen in so kurzer Zeit der Wissenschaft ein so reiches Material zugeführt worden, wie durch den Herausgeber dieses Werkes. Nicht weniger, als 9 umfangreiche Bände mit hieroglyphischen Inschriften und bildlichen Darstellungen aus verschiedenen Tempeln und Gräbern Aegyptens sind von Dümichen in den letzten drei Jahren veröffentlicht worden. Unter diesen Publikationen verdienen namentlich „Die Flotte einer altägyptischen Königin“, der 2. Theil der historischen Inschriften und das vorliegende Werk die Beachtung des Naturforschers, weil hier auf den, altägyptischen Naturleben darstellenden Tafeln eine nicht unbedeutende Anzahl von wilden und gezähmten Thieren, sowie von Hausthieren zur Mittheilung gebracht sind. Es ist bekannt, daß gerade in der Thierzeichnung die ägyptischen Künstler so Vortreffliches geleistet haben, und so sind denn auch die in den genannten Werken abgebildeten Thiere (den Monumenten des 3. Jahrtausends und 17. Jahrhunderts vor Chr. entnommen) zum großen Theil mit so außerordentlicher Schärfe charakterisirt, daß sich dieselben mit voller Sicherheit dem System einreihen, daß

*) Resultate der auf Befehl Sr. Majestät Wilhelm I. von Preußen im Sommer 1868 nach Aegypten entsandten archäologisch-photographischen Expedition, herausgegeben von Dr. Johannes Dümichen. Vol. I. Berlin, Alexander Dunder, 1869.

ne sich wissenschaftlich bestimmen lassen Jedenfalls liefert die zoologische Untersuchung dieses höchst werthvollen Materials einen nicht unerheblichen Beitrag zur Geschichte der Thierwelt Afrika's."

Von dem Herausgeber des Werkes selbst rühren die Tafeln mit genauen, sauber ausgeführten lithographischen Abbildungen von Bildwerken und Inschriften nebst erläuterndem Text her.

Wir begnügen uns mit dem Gefagten, glauben aber das Werk dem Wohlwollen des Publikums um so wärmer empfehlen zu dürfen, als die immensen Kosten der Herstellung lediglich von dem Herausgeber und dem Verleger getragen werden, und nicht, wie es üblich ist, eine Unterstützung von Seiten der Regierung stattgefunden hat. Es ist unbegreiflich, daß Geld bewilligt worden war nur zur Expedition selbst, nicht auch zur vollständigen Publikation aller gewonnenen Resultate. Indessen ist das ja in Preußen eine alte, oft gehörte Klage, daß es für wissenschaftliche Zwecke oft auch am Nothwendigsten fehlt. Da es einmal anders wird — was hoffentlich bald der Fall — müssen es die wissenschaftlichen Institute und die Bibliotheken Deutschlands und der im Auslande lebenden, intelligenten Deutschen als eine Ehrenfache betrachten, dergleichen literarische Unternehmungen, wie die des Herrn Dr. Dümichen, mit allen Kräften aus Privatmitteln zu unterstützen.

Kleine literarische Revue.

— **Auerbach's und Bantier's „Barfüßler“.** Eine Weihnachts-gabe, wie sie selten reiner und schöner aus der Hand der edelsten Künstler kam, ist Werthold Auerbach's unvergleichliche Erzählung: „Barfüßler“, illustirt von Bantier. *) Je mehr wir armen Erdenkinder Leid erleben, bevor eine Stunde ungetrübter Freude kommt, — je angestrengter unsere Arbeit ist, bevor eine Minute des ruhigen Genusses eintritt, um so willkommener ist uns eine Gabe, so lauter, wie diese! Das ist deutsches Leben, heimathliche Schönheit, die uns aus diesen Blättern anweht, und in der Stunde, die wir diesen Zeilen, diesen Bildern widmen, können wir alle Schwermuth, allen politischen oder socialen Hader vergessen und uns mit den glücklichen Gebliden der Dichtkunst laben, denen jetzt der humoristische lebenswüthige Maler so lebenswahre Erquickung geben. „Gott steht ein freudiges Herz lieber, als ein zerstücktes“, das ist der Wahlspruch, den beide Porten erwähnt haben, Auerbach, als er vor Jahren eine seiner lieblichsten Erzählungen schuf, und Bantier, da er jetzt Amrei und Dami, die schwarze Marann und das Magüner Auerbach zu neuem Leben erweckt.

Der Fehler aller Illustration nicht streng historischer Bücher pflegt darin zu liegen, daß illustriert wird. Für unsere Lieblings-helden haben wir eben schon unsere Gestalten erwähnt. Das ist ja die Aufgabe des Lesers, der ihnen im Lesen Gesicht und Figur giebt, ihnen das Haus baut und sie kleidet. Wie oft hört gerade diesen, unsern um lieb gewordenen Gedankengang die Illustration! Wenn es sich aber so trifft, daß die Gestalt, die Du im Traum des Lesens gesehen und gedacht, nun gerade so vor Dir steht, wie Du sie geträumt, und gerade so sich hält und bewegt, da ist es, wie wenn Dir ein lieber alter Freund begegnet, oder wie wenn Du nach langer Abwesenheit die Gesichte

der Kindheit wieder erblickst. Und das ist dem Maler gelungen: Er hat nicht bloß kleine Kunstwerke im technischen Sinne geschaffen, nein, so und nicht anders haben diese Leute, die wir längst kennen, aus, wie sie Bantier zeichnet; ja, es ist gewiß, daß dieses Buch bald ein Lieblingsbesitz der deutschen Familien sein wird. Dabei hat die Illustration ihren eigenen Weg genommen und hat Gedanken verewlicht, die das Buch nur andeutet: so den Gegensatz zwischen dem Schmutz der reiben Bauernochter und der bescheidenen Magd, ehe sie zur Hochzeit fahren, so die finstliche Angst Amrei's vor dem Gemitter und das Nachtbild, wie die alte Eigenbröcklerin mit der Fadel die Mauer besucht. Spinnstube, Kernte und Bauernhochzeit sind köstlich-kündige malerische Schöpfungen des Künstlers. Am intimsten aber und darum am wirksamsten berühren uns zwei Bilder, in denen Amrei im tiefsten Schmerz dargestellt, da eine, wo das verwaltete, der Elternlosigkeit bewußte Kind in die Welt liegt und fest nach der Hand der Pflegerin greift, da mehr noch das andere, in dem sie zusammensticht, sterben will und jauchet vor Liebeserschmerz, und das schöne Wort der alten hervorlockt: „Zei froh; so gut wird es wenigen Menschen, daß sie eine rechte Liebe in sich spüren.“

2. 2.

— **„Die Zeitschrift für Ethnologie“.** Von der bereits in „Magazin“ angezeigten „Zeitschrift für Ethnologie“, von A. Bastian und N. Hartmann**), liegen jetzt Heft 1–3 vor. Die neue Zeitschrift vertritt ein geliebtes Fundament zum Aufbau dieser jüngsten Wissenschaft zu werden, von welchem Nachdruck das Wort gilt: The last not least! Jung dürfen die Wissenschaft nennen, obwohl ihre Anfänge im Alterthum liegen, denn sie trägt oder trägt Jahrhunderte lang die Wissenschaft und kam über das erste Kalten nicht hinaus. Endlich auch von Sprach-, Geschichts- und naturforschenden Kreisen gethan, gesammelt und vermehrt ist auf dem Gebiet der Menschenwissenschaft — es fehlte doch an einem Organ, zur Verarbeitend des Materials. Sowie der Mensch als das letzte Animal in der Erdgeschichte, tritt sein Studium auch spät in die Wissenschaft und beginnt das „Erkenne Dich selbst“. Bedenkt man Humboldt auch hier als denjenigen bezeichnen, welcher dieser Wissenschaft eine Methode gegeben, der den Reiz der Geige zeigt, wie man den Menschen beobachtet und das Geschehen vermehren mußte.

Die Herausgeber, als Korporation der Ethnologie längst erkannt, zeigen bereits in den ersten Heften, wie Werthvolles der Leser zu erwarten hat. Nach einem einleitenden Artikel über das zu befolgende System, beginnt Hartmann mit einer Untersuchung über die Völkerschaften Nordost-Afrika's, welche endlich die zweitausendjährige Frage über den Stamm der alten Ägypter zu lösen vertritt. Bastian's Aufsatz über die Methodologie des Thieres zeugt von einer außerordentlichen mythologischen Gelehrsamkeit, welche sich über die Anschauungen aller Völker der Erde und Geschichte verbreitet, während wieder Hartmann, als Anfang einer Geschichte der Hausthiere, das Kamel zum Gegenstand einer ausführlichen Studie gemacht, welche als unentbehrlich bezeichnet werden darf. Nicht minder werthvoll sind weitere Beiträge der Herausgeber und Mitarbeiter, sowie die reichhaltige Bibliographie für Mittheilungen und Bücheranzeigen, so daß eine allseitige Ausrüstung des Gebotenen nirgend in Frage steht.

* Stuttgart, Cotta 1869.

**) Berlin, Wiegandt und Hempel.

— **Die hebräische Grammatik Spinoza's.** Auf dieses wenig bekannte, gleichwohl aber Beachtung verdienende, fragmentarische Werk des großen Denkers weist die vorliegende kleine Schrift hin. Daß ein Spinoza, auch wenn er das A B C lehrte, nicht in die Aufstapfen des Scholendramas tritt, versteht sich von selbst. In der That sticht er alle alten Theorien der hebräischen Grammatik seiner Zeit um. Er lehrt z. B., daß fast jedes hebräische Wort die Bedeutung und die Kraft eines Namens habe, und er erläutert dies auf geistvolle Weise. Wie es, nach seiner Uebersicht, nur Eine, Alles umfassende Substanz giebt, die ihre Attribute und Modi hat, so giebt es für Spinoza auch in der Grammatik nur Ein, Alles umfassendes Wort, das nomen, dessen Attribute zur Modi adjectivum und participium sind. „Omnes hebraeos linguae voces vi et proprietates nominis habent“, was soviel sagen will, als daß fast alle hebräischen Wörter sämmtliche das nomen kennzeichnende Eigenthümlichkeiten annehmen können, soweit es ihren eigenen Wesen nicht widerspricht.

— **Schweizer-Geschichte in Bildern.** Die sehr thätige Dalsp'sche Verlagsbuchhandlung (H. Schmid) in Bern hat neuerdings eine kleine Reihe schweizerisch-nationaler Werke verlegt. Dahin gehört die von ihr unternommene bildliche Darstellung der Hauptelemente der so reichen und merkwürdigen schweizerischen Geschichte, die schon vorhandenen, aber in den verschiedenen Museen der kantone gestreuten Bildern berühmter nationaler Historienmaler treu nach im Auftrag des Unternehmers neuerdings von den tüchtigen schweizerischen Künstlern gefertigten Bildern.

Das Werk, welches jetzt bis zur 9. Lieferung und 36 Bildern (z. B. 7. gegeben ist, führt den Titel „Schweizergeschichte in Bildern“ und erfüllt sowohl seinen belebend anregenden, als ihren künstlerischen Zweck. Die schweizerische Kunst erhält in diesen prächtigen Holzschnitt-Nachbildungen eine Nationalgalerie schweizerischer Malerei, welche sich mit der jeder andern Nation messen kann.

H. S.

— **English Essays.** Es ist ein guter Gebrauche, aus der höchstigen effayistischen Literatur der Engländer und Amerikaner eine Auswahl, als Lectüre für die deutschen Freunde der englischen Sprache, zusammenzustellen. Das vorliegende erste Buch bringt elf solcher Essays, worunter auch der vielbeachtene Sensationsartikel der Frau Beecher-Stowe über „das jenseitige Familien-Geheimniß“ sich befindet. Für deutsche Leser sind darin noch besonders anziehend: Miss Гарри Martineau, — nächst Mary Somerville die ausgezeichnetste, wissenschaftliche Dame Englands — Essay über Alexander von Humboldt und eine der North American Review. Entschende Würdigung des alten Rürnberg, welcher Longfellow's berühmte Gedicht auf diese Stadt — vielleicht die edelste poetische Ehre, die ihr jemals zu Theil geworden — angehängt ist:

„O, Nuremberg, a wanderer, from a region far away,
He paced thy streets and court-yards, sang in thought his careless lay,
Bearing from the pavements cressets, as a flower from the soil:
nobility of labour, thy long pedigree of toil.“

Litterarischer Sprechsaal.

Es ist eine schöne Tugend der in der Fremde weilenden Amerikaner, daß sie sich alljährlich zu einer Art Aemterfest, dem sogenannten Thanksgivingday, vereinigen, und es ist ein hervorragender Zug des nationalen Staats- und Volkslebens, daß die Bürger der nordamerikanischen Union in freundschaftlicher persönlicher Beziehung zu ihren auswärtigen Gesandten stehen und von deutscher Kausalität im Auslande nichts verschmähen. So hatten sich auch in diesem Jahre die in Berlin weilenden Amerikaner, Männer und Frauen, um ihren Gesandten Bancroft vereinigt.

In dem in diesen Tagen erschienenen Buche von Professor Rippel in Heidelberg: „Welche Wege führen nach Rom?“ (Heidelberg, Badermann), das Herr Bancroft gewidmet ist, — weist der Verfasser auf eine Depesche Bancroft's hin, die derselbe als Gesandter in England im Jahre 1867 an seine Regierung richtete und worin er den Deutschen schrieb: „Euer Unternehmen ist die größte That der neueren Geschichte, und das östliche Sternbanner des vereinigten Deutschlands wird den Welgen führen im Himmel der Menschheit.“ So ist Bancroft nicht nur bei den deutschen Regierungen, sondern auch dem Geiste und dem Herzen des deutschen Volkes beglückt als ein edler Mittler zwischen Deutschland und der nordamerikanischen Union. Er ist es durch seine Liebe zu Deutschland und durch seine Bedeutung in der Wissenschaft. Aus dieser heraus hatte er, nächst dem Vertreter des Ministeriums des Auswärtigen, dem Unterstaatssecretär von Thile, auch die Männer der Wissenschaft und Kunst, den Rector der Universität Dubois-Reymond, die Professoren Dove und Virchow und den Dichter Berthold Auerbach als Gäste eingeladen. Nachdem von den Staatsmännern die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika dargelegt waren, die, ein Beispiel ohne Gleichen, — noch nie eine Trübung erlitten haben, brachten auch die Männer der Wissenschaft und Kunst ihre freie Huldigung dar, und mit Inbegriff wurde eine Hinweisung Dubois-Reymond's ausgenommen, worin er eines Briefes Alexander von Humboldt's erwähnte, der schon im Jahre 1820 den Geist und die Bedeutung Bancroft's in erschöpfender Weise anerkannt hatte. Nicht minder mit Beifall aufgenommen wurden die Erwiderungen auf die ihnen ausgebrachten Hochs von Dove, von Berthold Auerbach und Virchow. Der Erste pries die Leistungen der Amerikaner in den physikalischen und meteorologischen Wissenschaften, der Zweite, auf dessen „Landhaus am Rhein“ Bancroft mit hohem Lobe hinwies, brachte sein Hoch der Sympathie der Geister über die ganze Erde, während der Dritte darauf hinwies, daß Amerika die politische Freiheit, Deutschland aber bis jetzt die Freiheit der Wissenschaft erobert und gefast habe.

Solche Feste der Amerikaner könnten uns Deutschen zur Nachahmung dienen; es herrschen darin solche Betmähigkeit und Ordnung, daß Alles in Frohsinn und Erhebung verläuft.

Am Anschlusse an das von der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Innsbruck beschlossene Programm zur Gründung einer deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, hat sich in der vorigen Woche in Berlin, unter der Leitung Virchow's und Bastian's, eine anthropologische Gesellschaft constituirt, deren Aufgaben und Ziele

*) Gen Dr. Adolph Haged. Breslau, 1869.

**) Aus dem Atelier von Curt und Jeter in Bern.

***) Hamburg, Otto Meissner, 1869. Vol. I.

in gegenwärtiger Zeit, welche uns täglich neues Material in Bezug auf den Zusammenhang der Menschen mit der Erdgeschichte zuführt, vielsprechend und in mehrfacher Weise lobnend erscheinen. Zunächst will die neue Gesellschaft in Berlin und den benachbarten norddeutschen Landschaften allen anthropologischen, ethnologischen und vorgeschichtlichen Studien und darauf bezüglichen Arbeiten und Untersuchungen, insofern dieselben die Kräfte Einzelner übersteigen, ihre Unterstützung zu Theil werden lassen; sie will das sich darbietende Material sammeln und registriren, die bereits vorhandenen Sammlungen für die allgemeine Belehrung nutzbarer machen und die lokalen Forschungen mit denen des übrigen Deutschlands und des Auslandes in wechselseitig förderliche Verbindung bringen. Durch ein Mitglied (Herrn Dr. Jäger) wurde auf den Nutzen aufmerksam gemacht, den es haben könne, wenn die in deutschen oder fremden Zeitungen enthaltenen Notizen und Berichte über Ausgrabungen, erdgeschichtliche Funde und dgl., die manchmal dem eigentlichen Forscher entgehen, von Seiten derjenigen, denen sie nicht entgangen sind, gesammelt und registriert werden. Herr Bastian theilte, als Beweis, wie sehr die Wissenschaft durch intelligente Beobachtung zufälliger Ereignisse gefördert werden könne, die interessante Thatsache mit, daß in den wenigen Jahren, in welchen die Regierung der Vereinigten Staaten am nördlichen und südlichen Endpunkte ihrer Westküste, in Alaska und in Californien, herrsche, Beobachtungen zur Erdgeschichtsfunde gemacht worden seien, wie sie unter russischer, resp. spanisch-amerikanischer Herrschaft nie vorgekommen. So habe man innerhalb dieser wenigen Jahre an der Küste Kaliforniens ein Dutzend Dschonen aufgebracht, die ohne Mannschaft, lediglich durch die Gewalt der Meeresströmung, von den gegenüberliegenden Küsten Japan's und China's herangetrieben worden seien, und hierdurch sei die Vermuthung, daß America und namentlich Mexiko mit seinen alten Bau- und Schriftdenkmälern in vorgeschichtlicher Verbindung mit Asien war, beinahe zur Gewissheit erhoben.

Die Stoff- und Kraft-Schule fängt an, Früchte zu tragen. Da verkündigt ein solcher Jünger der Welt das aus's Keuerthe getriebene materialistische Evangelium: „Der Stoff ist unveränderlich; er ist immer von denselben Eigenschaften, er wird immer dieselben Eigenschaften besitzen, er kann keine neuen Eigenschaften erhalten, es kann ihm keine Eigenschaften verloren gehen.“ Da aber dieser Stoff unveränderlich ist, so kann er auch nicht erschaffen sein, mithin giebt es keinen Schöpfer, denn wenn die Schöpferkraft als ein unmittelbarer, nicht zu trennender Theil der Gottheit betrachtet wird, so muß die Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Unveränderlichkeit des Stoffes die Gottheit verneinen.“ Aber, gebrüder Herr Kunis! Sie befinden sich auf einem Holzwege. Nichts ist so wenig ewig und unveränderlich, als gerade der Stoff, der heut Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff, in so und so viel Jahren Jelle oder Holzasche, in abermals so und so viel Jahren Lez oder Braunkohle, in neuen tausend Jahren Steinkohle und endlich wieder Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff ist, rer in das Unverderb, zu seinem göttlichen Urquell, zur Sonne zurückkehrt.

Das Thier hat, nach Herrn Kunis, Selbstbewußtsein, Gefühle, Affecte, Leidenschaften und — Sprache. Die Thiere

machen sich gegenseitig Mittheilungen; sie geben Laute von sich, und so haben sie eine Laut- und Geberdesprache. Da nun die Thiere auch Willen, Vorstellungen, Gedächtniß, Phantasie, Träume, Urtheile, Verstand und Convariation besitzen, so hat Herr Kunis keinen andern Unterschied zwischen Mensch und Thier, als den Bau der Extremitäten und die Schrift. Wüßte man geklaut, der Mensch zeichne sich durch seine Sprache aus, nun raubt ihm der Verfasser auch diesen Vorzug und beschneidet den menschlichen Stolz und Hochmuth auf das mechanische Axiom und Aufzeichnen des Gedachten und Gesprochenen. „Säßen die Thiere die Schrift, sie wären dasselbe, was die Menschen sind, denn Alles, was der Mensch ist, das ist er nur durch die Schrift.“ Vielleicht kommt nächstens noch ein materialistischer Apokalypse und macht die Entdeckung, daß die Thiere auch schreiben können und nimmt uns noch den letzten Rest unseres Dünkels und Größenwahnes.

Selbst mit der Moral des Verfassers sieht es sehr wenig aus. Man höre folgende Haupt- und Universal-Theorie: „Strebe nach angenehmen Empfindungen, ohne die Interessen der menschlichen Gesellschaft zu verletzen.“ Und diese Lehre ist aus dem Verfasser im Stande, „auf den sittlichen und Culturfortschritt der Menschheit Einfluß auszuüben.“ Allerdings, aber Gott behüte uns vor diesem „Einfluß“ und vor seinen „sittlichen“ Folgen!

Die Slowaken im nördlichen Ungarn, die, ebenso wie die Slaven in Mähren, zum slavischen Sprachstamme gehören, haben, wie ihr Hauptorgan, die „Slovenske Noviny“, besides den patriotischen Selbstgefühl, den Verlodungen ihrer Slaven- und Sprachgenossen in Böhmen und in Slaronien keine Zugelassen und vielmehr ihren magarischen Vandalen auszuweichen, zur Vertheidigung der gemeinsamen Vandalen gegen die der gemeinsamen Rechte und Freiheiten, ihre treue Unterstützung zu leisten — vorausgesetzt, daß die Magyaren auch überdies dem Prinzipie, die moralische und intellectuelle Entwicklung der verschiedenen in Ungarn wohnenden Nationalitäten nicht zu hindern, treu bleiben — was freilich die Herren Magyaren, wie aus dem siebenbürgischen Vorgange zu ersehen, nicht immer thun. „Die slowakische Nation“, sagt das genannte Blatt, „hat eine ganz andere Aufgabe, als die, den Traum eines unabhängigen Staates mit unaussprechbaren Grüßen zu erfüllen.“ Interesse dieser Nation ist vielmehr identisch mit der politischen Einheit und der Integrität des Gebietes der „Stepanowen“. (Corresp. Tebique Nr. 65.) Augenscheinlich ist diese Erklärung mehr noch gegen die panslawistischen Agitationen der Russen, als gegen die Verlodungen der Nord- und Südungarnen gerichtet. Beschämend ist es jedoch für die Töchter in Böhmen, daß ihre slowakischen Stammes- und Sprachgenossen denen sich Jene gern als überlegen erachten, früher als sie in der Einsicht kommen, welche Rücksichten sie den Mitbewohnern ihres Landes und dem historischen Kulturbien der derselben anstehen. Das Beispiel der ausländischen Bochen zeigt, welche traurige Folgen es hat, wenn eine leicht zu betörende, unvorsichtige Bevölkerung den fanatischen Aufregungen des Auslandes Gehör giebt. In Moskowien werden jetzt allgemeine Gesammungen zur Unterstützung der ausländischen Bochen veranstaltet.

*) Brennstoff und Offenbarung. Die Widersprüche zwischen Glauben und Wissen, naturwissenschaftlich-philosophisch bearbeitet von R. B. Kunis. Leipzig, M. Schäfer, 1870.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustrierte Auflage (verendet 1868), letzter Abdruck, 52 Tausend. (271)

15 Schwambände, mit Atlas und Register, 37 1/2 Thlr.

Kauf in Umtausch gegen alte Aufl. v. Brockhaus, Meyer u. Neper.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Andine. Eine Erzählung von Friedrich v. Fouquet.

1. Auflage, 1869, mit Holzschn. 5 Sgr.

Das reizendste und tiefste Märchen.

Hefte, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, (2:2)

Im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von C. S. Mittler u. Sohn, Kochstr. 63, erschien ferner:

Gedichte

von H. Haufried.

In 3 Abtheilungen. breich. 20 Sgr. in eleg. Schirmand 1 Thlr.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch (274)

die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern.

Berlin-Ausgabe. Mit color. Bild. geb. 1 Thlr.

Gew. Ausgabe. (14. Aufl. 1869.) kart. 15 Sgr.

„Unfreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Bernhardt's Zweiteiler durch die deutschen Volks- und Jugendliteratur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Neuer Verlagvon **Duncker & Humblot in Leipzig.**

Leopold von Ranke's

S ä m m t l i c h e W e r k e .

Bisher erschienen 15 Bände à 1 Thlr. 15 Sgr., enthaltend: Deutsche Geschichte (6 Bände 9 Thlr.); Zur deutschen Geschichte 1 Band 1 Thlr. 15 Sgr.); Französische Geschichte (6 Bände 9 Thlr.); Englische Geschichte (1. u. II. Band à 1 Thlr. 15 Sgr. (275) Subscriptions werden fortwährend angenommen.

Geschichte**Preussischen Staates und Volkes**

unter den

Hohenzollern'schen Fürsten.

Von C. v. Cosel.

1. u. II. Band. Geb. à Band 1 Thlr. 24 Sgr.

Paulus

der Apostel der Heiden.

Vorträge

von

Max Arnkel.

Gebefest. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bürgerthum

und

Bureaokratie.

er Kapitel aus der holländischen Geschichte

von

Julius Eckardt.

Gebefest. 1 Thlr. 15 Sgr.

Neue Probleme

der

vergleichenden Erdkunde.

Eine Morphologie der Erdoberfläche

von

Oscar Peschel.

Gebefest. 1 Thaler.

Geschichte**Wallenstein's.**

Von

Leopold von Ranke.

Zweite Auflage.

Gebefest. 3 Thlr. 20 Sgr.

Hegel

als deutscher Nationalphilosoph.

Von

Karl Rosenkranz.

Geb. 2 Thlr.

Aus

Baltischer Vorzeit.

Vorträge

von

Friedrich Hinemann.

Gebefest. 1 Thlr. 6 Sgr.

ENCYCLOPÄDIE

der

RECHTSWISSENSCHAFT.

Systematisch und alphabetisch.

Herausgegeben von

Frans von Holtzendorff.

I. Systematischer Theil.

Geb. 4 Thlr.

Jahrbücher des fränkischen Reichs.

1714 — 1741.

Die Zeit Karl Martell's.

Von Theodor Vrensig.

Gebefest. 24 Sgr.

Pascal.

sein Leben und seine Kämpfe.

Von

J. G. Dreydorst.

Gebefest. 2 Thlr. 24 Sgr.

Russlands

ländliche Zustände

seit Anhebung der Leibeigenschaft

von

Julius Eckardt.

Gebefest. 1 Thlr. 24 Sgr.

Römer

der

Römischen Kirche

in Haupt und Gliedern.

Aufgabe der bevorstehenden römisch. Conjur.

Gebefest. 27 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

nicht in Umtausch gegen die neueste

10 Thaler

Die erste Auflage kostet dann:

gebefest. statt 25 Thlr. nur 11 Thlr.

geb. in Lw. statt 25 Thlr. nur 19 Thlr.

geb. in Hbf. statt 25 Thlr. nur 20 Thlr.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagsbuchhandlung S. A. Brockhaus in Leipzig

oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Vorlegung bewirkt werden.

Sobald erscheint in zweiter vom Verl. durchgesehener Aufl.:

Der Talmud

von Emanuel Deutsch,

Bibliothekar am Britischen

Museum in London. Aus

der 7. engl. Auflage über

tragen. Autorisirte Ausgabe, 1869, gr. 8, 12 Sgr.

„Diese kleine Schrift machte in England, wo sie zuerst erschien, das unglaubliche Aufsehen. Gleich nach ihrem Erscheinen machten alle großen und maßgebenden Zeitungen auf ihre Wichtigkeit aufmerksam. Das Interesse für sie war allgemein und vom October 1867 bis Januar 1868 war sie in 7 Auflagen erschienen.“

Rationalisirung. (277)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Literarische Festgeschenke.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden: (275)

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Textreihen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.

H. v. Kleist, 2 Bände. 1½ Thlr.

Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr.

Chamisso, 2 Bände. 1½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Ausländische Klassiker

in neuen deutschen Uebersetzungen.

(England.)

Burns, Lieder und Balladen, von A. Barth. 18 Sgr.

Byron, Dichtungen, von W. Schöller. 10 Sgr. — Don Juan, von W. Schöller. 18 Sgr. — Harold's Pilgerfahrt, von A. G. Janert. 14 Sgr.

Chaucer, Canterbury-Geschichten, von W. Herzberg. 1 Thlr. 10 Sgr.

Defoe, Robinson Crusoe, von A. Müller. 20 Sgr.

Milton, Das verlorene Paradies, von F. Viehoff. 12 Sgr.

Shakespeare's sämtliche dramatische Werke. 9 Bände. 81 Thlr.

Shakespeare's Sonette, von F. A. Gelbke. 12 Sgr.

Shelley, Ausgewählte Dichtungen, von A. Stroblmann. 22 Sgr.

Sterne, Empfindsame Reise, von A. Götner. 14 Sgr. — Erikson's Schatz, von A. A. Gelbke. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Templing, Gedichte, von A. Stroblmann. 14 Sgr.

(Frankreich.)

Geunmarchais, Algaros Hochzeit, von Dr. Dingeldey. 10 Sgr.

Chateaubriand, Erzählungen, von W. v. Andechs. 14 Sgr.

Le Sage, Der hinkende Teufel, von F. Schindler. 20 Sgr.

Molière, Charakterkomödien, von Ad. Vau. 25 Sgr.

Molière, Dramen, von Ad. Vau. 20 Sgr.

Molière, Paul und Virginie, von A. Götner. 12 Sgr.

Sand, Fabel. Erzählungen, von Aug. Goretzins. 18 Sgr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Alexius illustriertes Theaterleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfranzbänden, 34 Thlr.

Volksausgabe von Schöbder in 2 Leinwandbänden, 6½ Thlr. (2-0)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidierte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe 12½ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Spezialkarte von Deutschland,

Zweite Auflage von 1869.

12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (251)

Festgeschenke

aus dem Verlage der Gunde u. Spamer'schen Buchhandlung (B. Weitzing) in Berlin.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

Andersen, H. C. Neue Märchen und Geschichten. Min. Ausg. eleg. geb. 24 Sgr.

rische Konferenz, welche am 1. und 2. Juli 1868 in Hannover getagt hat, 2) den Bremer und den Berliner Kirchenfreit und 3) die Gefangenschaft in Schlesien und Berlin.

Am der ersten Vereinigung von etwa 5000 Lutheranern aus hänischen verschiedenen Landesfreiten wird hervorgehoben und zugleich getadelt, daß dieselbe nur auf dem Grunde der Bekenntnisse der lutherischen Kirche zusammengetreten und daß in dem Statut von der Bibel gar nicht die Rede ist, während doch gerade Luther in seinem großen Bekenntnis zu Worms nur von der heiligen Schrift und dem Geiste weiß. Ferner wirft der Verf. dieser lutherischen Konferenz vor: daß ihr der Muth der Wahrheit gefehlt habe; er beweis dies dadurch, daß sie zwei Männer an ihre Spitze gestellt, welche Jahre lang in kirchlicher Feindschaft gelebt und nicht aufrichtig genug gewesen, ihre Meinungsverschiedenheiten offen zu bekennen und auszugleichen, nämlich den Erlanger Professor von Hoffmann und den medienburgischen Oberkirchenrath Dr. Kleifoth. „Und diese Gesellschaft, die nicht im Stande ist, ihren hässlichen Hader, mit dem sie sich vor den Augen der Welt prostituiert hat, christlich zu erledigen, will in wirrer Zeit den Kirchenregimenten und Gemeinden ein Licht anzünden! Sie, die selbst das Licht scheuen.“ Ein noch größerer Uebelstand, der auf dieser Konferenz zu Tage trat, war, daß man den Repräsentanten des medienburgischen Kirchenregimentes, welches näher als ein durchaus papistisches nachgewiesen wird, den Oberkirchenrath Kleifoth auf den Meisterstuhl setzte, anstatt der nothleidenden medienburgischen Landeskirche, in welcher ein hierarchisches System in modernem Styl angeheftet ist, zu Hilfe zu kommen. Und dieses System des medienburgischen, protestantischen Kirchenfürsten wird dann näher an der gegen Dr. Baumgarten selbst geübten Gewaltthat charakterisirt. Weil er sich zuerst auf einer Synode in Parchim der reformatorischen Geistes- und Glaubensfreiheit annahm, deshalb wurde Baumgarten, damals Professor in Rostock, zunächst aus der theologischen Prüfungscommission von dem Oberkirchenrath entlassen und dann durch ein hinter seinem Rücken abgeschicktes Gonfessional-Grachten, ohne daß er gehört oder vorgelesen worden, ja che er auch nur eine Ahnung von der Auflage hatte, seiner übrigen Aemter entsetzt.

Zur Charakteristik dieses Kleifoth'schen Kirchenregimentes, das nun seit zwanzig Jahren in Medienburg gewaltet, mag hier noch angeführt werden, daß in drei Präpositur-Bezirken, die etwa sechsunddreißig Gemeinden umfassen, der Gottesdienst in einem Jahr „282 Mal ausfallen mußte, weil kein Mensch zur Kirche kam.“

„Es ist ein trübes Bild“, so schließt Dr. Baumgarten diese Episode aus der neuesten Kirchengeschichte Medienburgs, „welches diese Lutheraner darstelle, aber auch die kirchlichen Kämpfe in Bremen und Berlin gewähren keinen erfreulichen Anblick.“

Bei diesen kirchlichen Kämpfen handelte es sich um die Entscheidung der Frage, ob eine zahlreiche Partei der deutschen Theologenschaft, welche mehr oder weniger mit dem Buchstaben, zum Theil auch mit dem Inhalt des dogmatischen Symbols zerfallen ist, übrigens aber an dem ethischen Gehalt des Christenthums mit allem Eifer festhält, in der evangelischen Kirche volle Berechtigung besitzt. Näher auf den Bremer Kirchenfreit übergehend, erzählt der Verf. den Ursprung desselben, der sich ankündigt an einen Vortrag des Pastors Schwalb an Sanct Martini in Bremen, welchen derselbe am 17. Januar 1868 im Bremer Protestanten-Verein „über den alten und den neuen Glauben an Christus“ gehalten und in welchem derselbe alles Uebernatürliche in der Geschichte Jesu gelugnet, indem er die einzelnen Elemente des apostolischen Glaubensbekenntnisses auf-

zählte, andererseits aber sich zu Jesu dem Herrn, „dem Könige der Menschheit“ bekennt. In Folge dessen erklärte fünfzwanzig Pastoren des Bremer Kirchengebietes, nachdem sie den Vortrag Schwalb's nur erst im Auszuge kannten, „auf den hohen Thatfachen, welche Dr. Schwalb leugnet, ruht der christliche Glaube“; sie constatiren ein öffentliches Wergerniß und einen unerträglichen Nothstand der Bremischen Kirche; feiner aber die Fünfzwanzig hat den Versuch gemacht, mit Pastor Schwalb über seine Lehre in persönliche Verhandlung zu treten.

Professor Baumgarten hat nach langen Beobachtungen und Unterredungen in Schwalb einen stillen, denkenden und in sich gefehrten Mann gefunden, „der auch dann gelassen und lebensschaffend blieb, wenn ich ihm meinen Tadel über seine Irrthümer und seinen Unglauben, wenn ich ihm meinen Unwillen über jene heterodoxen Ansichtsweisen aussprach. Offenen Herzens und freien Geistes hat er sich mit gezeigt, wenn ich, wie oft geschah, meine Fragen auf sein Innerstes richtete.“ Seitdem freilich er nicht viel in jenem Bremer Kirchenfreit gesehen, und es so winnt fast das Ansehen, als ob jene 25 Pastoren ihren Schwur als einen abgeleiteten mehr und mehr erkennen.

„Der Bremer Kirchenfreit ist ein warnendes Exempel für alle Verhinderung zum überkirchlichen Eifer. Aber etliche Pastoren der preussischen Meßung haben diese Warnung in der Wind geschlagen.“ Mit diesen Worten geht der Verfasser auf den Berliner Kirchenfreit über, der sich bekanntlich an einen Bericht Visco's über die stiltlichen und kirchlichen Zustände der Friedrichs-Verderbigen Synode auf einer Versammlung betheiligte im Jahre 1867 entzündete. Eine Aeußerung in diesem Bericht über die biblischen Wunder, die in unserer heutigen Botschaft aufschauung keinen Platz mehr hätten, gab der strenggläubigen Partei auf der Synode Veranlassung, die Anhänger der Schwermader'schen Lehre zu verlegen und auf ihre Entfernung; um ihren kirchlichen Beirathern zu dringen. Und damit nicht zufrieden, gingen die 21 Mitglieder der Synode, welche jene Erklärung erlassen hatten, noch einen Schritt weiter und erließen ein Manifest gegen den Protestantischen-Verein, in welchem sie erklärten, „daß die Mitglieder dieses Vereins sammt ihrem Ansehen mit der evangelischen Kirche und ihrem Bekenntnis theilhaftig gebrochen und den Glauben verlassen haben, auf den sie gestützt sind und den sie in ihrer Konfirmation vor der Gemeinde bekant haben.“ Die Gegenwirkung blieb nicht aus. Am 7. Jan. 1868 beschloffen 123 angefehene Männer der Berliner Gemeinde eine Resolution, in welcher sie öffentlich gegen die Erklärung der 21 Synodalen protestirten und eine Petition an den Berliner Magistrat, in welcher sie den verlegerten Geistlichen bezogen, „daß ihre Treue und Wahrhaftigkeit im Vernehmen der Gemeinde lebt“. Der Magistrat schloß sich dieser Erklärung an und außerdem haben neunhundert Gemeindeglieder ihren Protest gegen Synodum und Visco mit Rücksicht auf die ihnen widerfahrte Unbill ihre Bestimmung und Verehrung bezogen. An hier kennzeichnet und richtet sich der kirchliche Fanatismus des Buchstabenblindheit durch das Merkmal der Halbheit: die jene 21 Pastoren mußten, wenn sie consequent sein wollten Alles daran setzen, damit das Kirchenregiment ihr Urtheil in Ausführung bringe. Anreizt ist wohl so etwas versucht worden aber das brandenburgische Gonfessionalium hat es abgelehnt, die Seidung der Geistlichkeit durch Magistrate jener kaiserlichen Theilungen vorzunehmen. Dagegen haben die Männer der Berliner Anathema nicht gethan; sie haben weder ihren Namen zurückgenommen, noch sind sie aus einem solchen janzerritirten Kirchenwesen ausgeschieden.

Schließlich bespricht die „Rundschau“ auch die Gesangbuch-Angelegenheit, welche sich von den vorherigen Ereignissen dadurch unterscheidet, daß man es hier nicht mit einer einflussreichen kirchlichen Partei, sondern mit einer kirchenregimentlichen Aktion zu thun hat. Der Verf. beklagt es, daß die Konfistorialregierung, die gerade in diesen Tagen die dringendste Pflicht hätte, verhöhnend und gewinnend auf die Gemeinden zu wirken, in einer zwar wohlgemeinten, aber falschen Auffassung von einem vorhandenen kirchlichen Bedürfnis, durch ihre Initiative in der Gesangbucherneuerung einen unheilvollen Schritt wachgerufen hat“. Die Einführung eines Gesangbuches kann nur auf freier Wahl jeder Gemeinde beruhen. Wenn aber das Kirchenregiment den Grundsatz aufstellt, man müsse sich der Minderheit, welche sich zur Kirche hält, gegenüber der unfürhlichen Mehrheit, durch Aufnahme der Kerklieder gefällig und merkend erweisen, so treibt sie dadurch die Majorität in den Gemeinden in den offenkundigen Unglauben hinein.

Als auf der Friedrich-Werderischen Synode im Jahre 1868 die Gesangbuchfrage zur Sprache kam, trat Prediger Dr. Eybrow mit Nachdruck auf für das Recht der evangelischen Gemeinde gegenüber den Maßnahmen, die der Kerk in dieser Angelegenheit vorgeschlagen. Die Konfistorien, sowohl das brandenburgische, wie das schlesische, liebten es, in dieser Angelegenheit nicht offen, sondern im Geheimen zu gehen. Es werden die Vorgänge in Ohlau und in Zankerode besprochen, auch des Versuches der Gewalt von Seiten des Konfistoriums gegen die Gemeinden Reichenbach, Ohlau, Kamelau und Neumark gedacht, wobei das Konfistorium schließlich einen unfürhlichen Rückzug antreten mußte. Die vier kirchlichen Gemeinden Ohlau, Reichenbach, Kamelau und Zankerode erklärten am 3. Februar d. Z. einen öffentlichen Aufruf an die evangelische Christenheit, in welchem sie um Unterstützung in ihrem Kampfe gegen Gesangbuchzwang, wie gegen den Zwang in kirchlichen Dingen“. Das brandenburgische Konfistorium hat leider diese lehrreichen Zeichen der Zeit nicht erkannt; es hat vielmehr unter dem 9. Februar d. Z. den Entwurf eines neuen Gesangbuches herausgegeben, und der Kerk dieses Entwurfs, Herr Konfistorialrath Bachmann, hat in der allgemeinen Schrift die Gesichtspunkte und Gründe, welche denen er diesen Entwurf vorbereitet, veröffentlicht.

Dieser Entwurf und diese Denkschrift ist es, mit denen man sich noch gegenwärtig in den Berliner Gemeinden vielfach beschäftigt und welche in den verschiedenartigsten Verleiden der Kerk eine lebhafteste Opposition wachgerufen haben. Charakteristisch für die Bezeichnung des Geistes, in welchem diese beiden Aufschriften abgefaßt sind, ist, was der Verfasser am Schluß der letzten kirchlichen Kontroverse hervorhebt, nämlich „eine kleine Masse von Sprachbärten, von Geschwadschneidern, von romantischen Krabbeln, wie dieses neue Gesangbuch enthält, in Berliner Gemeinden zum Singen anzuweisen, das heißt die vorhandene Kluft zwischen Kirchenbum und Volksbum zu ein beträchtliches erweitern, das heißt die Kirche immer mehr zu einem Konventikel herabdrücken, der sich gegen Licht und Kust des Volkslebens absperrt, das heißt das deutsche Volksbewusstsein an seinem empfindlichsten Punkt beleidigen“.

Wir sind dem kirchlichen Rundschauer deshalb so ausführlich seinem ersten Jahresberichte gefolgt, weil auch wir seiner Kicht sind, daß in den großen Gefahren, die dem protestantischen Geiste drohen, es geboten ist, mit allen Waffen, die der Kerklichkeit zu Gebote stehen, in diesem Kampfe für das Licht, die Wahrheit und die Freiheit einzutreten.

Auch wir halten es mit dem Verfasser für ein Glück in der gegenwärtigen Verwirrung, „daß die kirchlichen Verhandlungen nicht mehr in dem engen Raum der Schulen internit sind, daß sie immer mehr genöthigt werden, an das Licht zu kommen“. Darum wollen auch wir unferneits dazu beitragen, daß sein Wunsch in Erfüllung gehe, nämlich, „daß wenn der Rundschauer des nächsten Jahres seine Augen emporhebt zu dem kirchlich-politischen Horizont, er der schlimmen Zeichen weniger und der guten mehr finden möge!“

Christianus.

Ungarn.

Der Geschichte der Staatskirche in Ungarn.

I.

Die Stephanskron, der Papp und der Protestantismus.

Das Kerkmensehe Concil mit seinen geheimnisvollen Zwecken hat in katholischen Ländern zu einer Bewegung Anlaß gegeben, die von Wirkungen der erfolgreichsten Art sein dürfen. Die Versammlung der deutschen Bischöfe in Fulda, das Auftreten der französischen Klerik im Interesse des Galikanismus, namentlich aber die männliche, kernige Sprache des Pater Syacynth sind als ein Protest gegen den weiteren Versuch der Kerktyrannie Rom anzusehen. — Hat doch der Kongress der Bischöfe in Fulda dadurch, daß er den Syacynth zu kritisieren wagte, den ekklesiastischen Beweis dessen gegeben, daß sich die Zeiten geändert, daß es nun nicht mehr ist, wie vormals.

Die Bewegung der Kerk am Ende des 18. Jahrhunderts endete mit dem Kerkgen alles Positiven, die Kerktheit gegen Rom und seinen Kerkus erreichte die höchste Gränze. Der Rückschlag war ebenso stark, als kurz vorher das Treiben der Kerktheit und der Anfeindung des Kerkus.

In der Gegenwart sind die Gemüther ruhiger, sie werfen nicht alles Bekendende über den Haufen. Der Gang der Natur wird beobachtet. Was entwicklungsfähig ist, soll entwickelt werden, soll seinen Entwicklungsprozeß durchmachen. Die Gegenwart ist bedächtiger, sie will keinen Umsturz: Ententwicklung! Das ist ihr Lösungswort.

Daß man in den katholischen Kerkren Ungarns also denkt, scheint den Befall Roms nicht erworben zu haben. Klage doch der Papp erst unlängst über die traurigen Zustände im Kerk der katholischen Kirche Ungarns. — Sieht es in Ungarn wirklich so trostlos aus? Was geht in Ungarn denn vor? Wollen die Ungarn sich des päpstlichen Joches entledigen? Ist eine neue Kerk Reformation im Zuge?

Das sind Fragen, die der Uneingeweihte sich selbst stellt, wenn er von der „Autonomie der Katholiken in Ungarn“ hört. — Es lohnt sich deshalb wohl der Mühe, die Freiheitbewegung der ungarischen Katholiken näher zu betrachten; sie datirt nicht aus den letzten Tagen, ist mehr als zwanzig Jahre alt. Die einzelnen Phasen der Entwicklung zu betrachten, sei Aufgabe dieser Zeilen.

Wie in Preußen die Religion des Herrscherhauses Staatsreligion ist, wie in religiös-konfessionellen Dingen in Preußen die Regierung die höchsten Kirchenwürden verleiht, Kirchenangelegenheiten durch die Provinzial-Beörden, Ober-Präsidenten, verwaltet, ordnen, registern und leiten läßt, wie in Sachen der Religion die preussische Regierung in den Jahren 1808, 1815,

1817, 1827 und 1845 die Verhältnisse der Staatskirche und der übrigen Confassionen regelte; wie endlich Friedrich Wilhelm IV. die Alles schaffende Kraft des ersten Christenthums in seiner Reinheit wieder herzustellen bestrbt war, aus eigener Machtvollkommenheit als Oberhaupt der Staatskirche, als erste Person auf der Stufenleiter der Staatskirche: so war es auch in Ungarn. — Das Herrscherhaus war katholisch, die katholische Religion war Staatsreligion, Staatskirche; der König ernannte die Kirchenwürdenträger; der König war Oberster und Herr der Kirche — im Auftrage des Papstes.

Damit hat es nun folgende Bewandniß:

Der erste König von Ungarn, Stephan der Heilige, sandte Boten an Papst Sylvester II., diesem sein Reich empfehlend und bittend, ihm, wie anderen Fürsten Europa's, eine Krone zu senden. Der Papst sandte nicht nur die erbetene Krone, sondern auch noch ein Doppelkreuz, zum Zeichen der Apostelwürde des Ungarkönigs, der das Recht erhielt, Bisthümer zu gründen, Bischöfe, Aebte und Pröbste zu ernennen und Apostel zu sein des christlichen Glaubens; dabei durfte er auch die äußeren Angelegenheiten der Kirche im Verordnungswege verwalten, er konnte Bestimmungen treffen. Sanct Stephan, ein eifriger Förderer des Christenthums, trat somit in die Reihe der vom Papste begünstigten Fürsten; sein Reich wurde ein sogenannter „päplicher Staat“. Daher kommt es auch, daß die Könige von Ungarn den Titel: „apostolischer König“ führen; sie üben das Patronatsrecht in kirchlich-katholischen Angelegenheiten; es durfte der Ungarkönig nebst Obigem neue Bisthümer errichten und dotiren, die bischöflichen Einkünfte theilen, die kirchlichen Würdenträger von einem Posten zum anderen versetzen, religiöse Orden einführen und des Landes verwelsen; über die Regelung der Seelsorge konnte nur allein der König Verfügungen erlassen und hatte er auch die Disziplinargewalt über alle kirchlichen Beamten. — Das kirchliche Vermögen fiel bis zur Wiederbesetzung der Pfarrfründen und Bischofsstühle dem Staate, der Krone zu.

Zu des Königs Koloman Zeiten haben sich die Domkapitel das Recht vindicirt, die Bischöfe zu wählen, das Bestätigungsrecht blieb aber trotzdem bei der Krone. Die Kapitel wurden erst zur Zeit des Kaiser-Königs Siegmund — wegen seiner Haltung am Concil zu Konstanz — ihres Wahlrechtes beraubt. Freilich übten die jeweiligen Könige Ungarns ihr apostolisches Recht stets nur unter Vereinfassung und Bevormundung der Priester und Bischöfe aus. Im königlichen Rath waren stets Bischöfe in großer Anzahl vertreten und im Anfange des ungarischen Staatslebens war fast immerdar der Primas-Erzbischof von Gran der erste Kanzler des Königs. Als später die Palatine- und Kanzlerwürde an weltliche Ungarn überging, da kandidirten auf die erledigten Bischofsstühle stets der Primas oder die von der Krone hierzu aufseherborten Bischöfe. Die Ernennung der Domherren war bis zur Zeit Maria Theresens ein ausschließliches Recht der betreffenden Diözesan-Bischöfe; dieses Recht fiel später auch der Krone zu. Die Verwaltung der kirchlichen Stiftungen und Fonds ist auch ein Recht der Krone gewesen.

Namentlich hat die Regierung Maria Theresens eigenenthümliche Verhältnisse heraufbeschworen. — Preußen fing an, der Staat der Intelligenz zu werden; Friedrich II. erklärte, die „Schulen seien Veranlassungen des Staates“. Dasselbe that Maria Theresia in Oesterreich und in Ungarn. Preußen machte die Schule zu einem Anerkennung der protestantisch-preussischen Staatskirche; in Ungarn wurde sie ein Stützpunkt der katholischen

Staatskirche, indem die Bischöfe Oberstudien-Direktoren wurden und die Pfarrer Localschul-Inspektoren. Während der Ungarnung bei seiner Krönung schwor, „die Entsehung und Verbreitung neuer Religionssekten“ zu hindern, waren die evangelisch-lutherische, die evangelisch-reformirte und die unitarische Confassien geübt (aber nicht) und die griechisch-orientalische Religion (die schismatische Kirche) privilegiert, bis Joseph II. Toleranz-Erkt das Gleichgewicht einigermaßen herstellte. — Der Hochmut der katholischen Würdenträger, deren Unabkämtheit, Herrlichkeit, Verfolgungssucht und fanatische Leidenschaftlichkeit hat aber die eblen Bestrebungen des seiner Zeit vorausgeritten Monarchen zu vereiteln genügt.

Die katholische Kirche stand ganz und gar im Dienste der Staatsregierung, welche die kirchlichen Würdenträger ernannte. Die Kirche im Großen und Ganzen hatte nichts davon, was das Volk, die Gläubigen, wurden bevorzugen von den Dienern am Worte, wie von den Dienern des Staates. Den Druck der „Oben“ ließen sich die Kirchenfürsten gefallen, damit sie nach „Unten“ herrschen könnten; sie waren nach „Oben“ demüthig, um nach „Unten“ über- und hochmüthig sein zu können. Welch ergebene Diener die Würdenträger auf kirchlichem Gebiete in Ungarn der Staatsregierung gegenüber waren, leuchtet aber daraus hervor, daß sie es sich gefallen ließen, wenn die Regierung sie ihrer bisherigen Rechte beraubte. So z. B. ließen sie ab von dem im Gehege begründeten Rechte, die Domherren der Kapitel zu ernennen; sie ließen das Berufungsrecht des Königs so sehr wuchern, daß sie gar keine Einsprache dagegen erheben, als der Stuhl des Primas in ansehnlich Jahrhunderten 52 Jahre lang unbesetzt blieb. Als Kaiser Joseph verbot, den jungen Clerus im „Collegium germanico-hungaricum“ zu Rom bilden zu lassen, was ebenfalls ein glücklicher Zug zu nennen ist, hatte der hohe Clerus nicht den Muth, directe Einsprache dagegen zu erheben, sondern er versteckte sich hinter die ungarische Nationalität und agitierte gegen das humanistische Streben eines Kaiser Joseph. — Dafür konnte aber der Episkopat nach „Unten“ herrschen in Kirchen-, Ehe- und Schulwesen; er stellte sich der Staatsregierung ganz und gar zur Verfügung. Die Beschlüsse des Provincial-Concils vom Jahre 1822 lagen und liegen unentzogen in den Acten der Regierung; das hämmerte aber keinen Bischof hatte er doch das Recht, unumschränkter Herr zu sein in seinem Diöcese.

Das Drückende dieses Verhältnisses blieb auch nicht ohne die nothwendigen Folgen; das kirchliche Leben wurde nicht geübt; die Priester genossen Aelorsrecht und im Volke herrschte Gleichgültigkeit gegen die heiligen Dinge der Menschheit. Da ja doch die Christenheit zufrieden, wenn das Volk fleißig in Kirche und zur Weichte ging und sie schreckte nicht zurück, solchen rituellen Handlungen die Hilfe der Polizei in Anzügen zu nehmen. Die Kirche wurde nicht als eine heilige, freie Association betrachtet, unabhängig von jeder bürgerlichen Gewalt nicht als ein Hehl, auf dem geistige Entwicklung blühen sollte.

Die Herrschaft hat die Priester blind gemacht für jedweden Vortheil des kirchlichen Lebens, das sich im Schoße der ungarischen protestantischen Kirche so erfreulich entfaltete. Hier werden Kirchenversammlungen abgehalten in großer Anzahl, und obgleich den Katholiken das Recht solcher Versammlungen im Gehege garantiert war, wurde doch von diesem Rechte fast gar kein Gebrauch macht.

Und warum geschah das bei den Katholiken nicht? Die Bischöfe lehrten, daß die kirchliche Macht in der Hand der Bischöfe concentrirt sein müsse, daß die göttliche

in fortlaufender Kette von einem auf den andern übergebe, daß darum die Katholiken in den Versammlungen den Protestanten nicht nachahmen dürfen, weil ihre die Priester durch Recitation des Vokses auf ihre Pösten kämen und unter denselben die Presbyterial-Gleichheit ein Grundprinzip sei. — Das brachten die Bischöfe stets vor, um die katholisch-hierarchische Einrichtung gegen die presbyteriale der Protestanten recht anschaulich zu machen.

Die Vertheilung des katholischen Volkes war so groß, daß selbst die Gebildeten der Nation die Sorge für Kirche und Schule den Geistlichen überließen. Doch konnte die Freiheit und Selbstständigkeit der protestantischen Kirche auf die Katholiken nicht ohne Einfluß bleiben. Die Besten der Männer katholisch-richtig strebten im Laufe der Zeit dahin, das Staatskirchentum zu stützen.

Um dies deutlicher zu erfassen, ist es nothwendig, die Stellung zu betrachten, welche die Protestanten auf kirchlichem Gebiete in Ungarn einnehmen.

Die Reformation begann in Deutschland sich sehr schnell zu verbreiten, als in Ungarn. Um das Jahr 1557 gab es in Ungarn nur noch drei Magnaten-Familien, die dem Katholicismus treu blieben; der größte Theil des Volkes huldigte der evangelischen Lehre. Da traten eifrige Katholiken auf, darunter Pázmány, und es trat die Verfolgung der Protestanten durch den katholischen Staat ein. Die Türkenherrschaft erwies sich als dem Protestantismus vorthellhaft, denn der Türke ließ, wie Friedrich der Große, „Jeden nach seiner Gasse hingelassen“, nur sollte er seine Abgaben zahlen; dazu kam noch, daß katholische Bischöfsprüfungen an Weltliche vertrieben wurden, die dann selbst sich dem Protestantismus zuwandten.

Das auch der Religionskrieg in Ungarn wüthete, lehrt die Geschichte. Endlich kam es durch den Oathmarer Frieden (1711, 29. April) zum Abhluß; denn der König versprach, „in Religionsangelegenheiten die Landesgesetze und Uebereinkommen unangetastet zu erhalten und „Schermann zu gestalten, etwaige Beschwerden“ dem Könige oder dem Reichstage zu unterbreiten.

Die Protestanten machten von ihrem Rechte freies Gebrauch, und in Folge des bewegungsstollen Lebens im Schöße des Protestantismus entstand auch das Toleranz-Edikt Kaiser Joseph's II. Da aber Ungarn die Regierung dieses Kaisers nicht anerkennt, ihn als ungarischen König nicht betrachtet, so war es eine Sorge der Protestanten, die Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten nach dem Tode Joseph's II. und nach Regierungsantritt Leopold's II. auf dem 1790/iger Reichstage zu urgiren. Es gelang dies. Der 26. Artikel der Gesetze dieses Reichstages ordnet auf gesetzlichem Wege die Stellung der protestantischen Kirche zum Staate. Das Gesetz anerkennt das kirchliche Selbstverwaltungsrecht der Protestanten in vollem Maße; es garantirt die Fernhaltung jedweder Einmischung der Regierung durch Verordnungen; es berechtigt die Protestanten zur Abhaltung von Concilien, Conventen oder Conventen; auch stellt das Gesetz fest, daß die Protestanten, ohne Regierungserlasse befürchten zu müssen, sich nach eigenen Regeln als Statuten als Gemeinden organisiren dürfen. In Sachen der Errichtung von Schulen und der Verwaltung sämtlicher protestantischen Kirchen- und Schulgelder und Vermögen wird vollständige Autonomie gewährt. (Im Sinne dieses Gesetzes, auf die Protestanten in Bezug auf ihre kirchlichen Angelegenheiten, auf die Wahl ihrer kirchlichen Würdenträger, auf Regelung ihrer Schulen vollkommen unabhängig, selbständig, und der Staat hält sich von jeder Einmischung fern. — Ein sel-

ches Gesetz ist das einzig mögliche Postulat der Gewissensfreiheit. Die Kirche ist frei im Staate, und es ist eben die protestantische Kirche in Ungarn diejenige, welche dem Geiste des Protestantismus entspricht. Ganz anders in den protestantischen Ländern (Preußen, Dänemark, England, Schweden u. s. w.), wo der Staat die Kirche bevormundet, regiert, wo die protestantische Confession die Staatsreligion ist, wo Constitutionen dem Volke die Zerkörperung, und die Regierung der Kirche die Superintendenzen auftrug und Namen der weltlichen Staatsbehörde.

Die protestantische Geistlichkeit Ungarn's steht im Dienste des Staates. Wer sich nun einen Begriff machen will von den Verhältnissen der katholischen Staatskirche in Ungarn zur Regierung, der betrachte das Verhältniß der protestantischen Kirche in Preußen — und er sieht ein Abbild der sich selbst in den Dienst des Staates stellenden Geistlichkeit, welcher es darum zu thun ist, den Clerus zur Herrschaft zu bringen und durch hierarchische Einrichtungen die Theilnahme des Volkes in religiösen Dingen im Keime zu erlösen. Das kann in der ungarischen protestantischen Kirche nicht geschehen.

Belgien.

Die Freiheit des Unterrichts und der Universitäten.*

In dem Augenblicke, wo die Unterrichtsfrage in Deutschland zu einer brennenden geworden, wo man in allen Schichten der Bevölkerung, bei allen Parteien darüber einig ist, daß eine Reform der Schulen, wie der Hochschulen, dringend geboten scheint, während man über die Art und Weise dieser Reform sehr verschiedenartig denkt — in dem Augenblicke, wo der Herr Minister von Wähler dem preussischen Abgeordnetenhause ein Unterrichts-gesetz vorlegt, das, wenn es in dieser Session überhaupt noch zur Berathung gelangt, sehr wenig Hoffnung auf Annahme hat — in diesem Augenblicke ist jedes Wort aus competentem Munde, zur Klärung in dieser Angelegenheit, von hoher Bedeutung. Schon aus diesem Grunde würden wir uns veranlaßt fühlen, über eine die Freiheit betreffende, an die Universität Brüssel gerichtete öffentliche Ansprache des Rectors derselben zu berichten; es sind jedoch noch besondere Umstände, welche die Worte des Herrn Professor Dr. Gluge sehr gewichtig in die Waagschale fallen lassen.

Herr Dr. Gluge ist nämlich Preuze von Geburt, der jetzt seit mehr als dreißig Jahren als Professor der Medizin mit großem Erfolg an der Universität Brüssel lehrt, die ihn aufgenommen, nachdem religiöse Intoleranz — Dr. Gluge ist Jude — ihm, wie so vielen Anderen im Vaterlande, nur die Wahl gelassen zwischen einem Wechsel des Bekenntnisses nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern aus äußeren Rücksichten, oder dem Verzichtleihen auf jede Bethätigkeit, auf jedes vom Staate abhängige Amt im Vaterlande. Dr. Gluge entschloß sich in Folge dessen zur Auswanderung, und seitdem lehrt er an der freien Universität Brüssel, die ihn in diesem Jahre wiederum, wie bereits früher einmal, zu ihrem Rector erwählt hat, als welcher er am

*) La liberté de l'enseignement et les universités. Par le Docteur Gluge, recteur de l'université libre etc. Bruxelles, Gustave Mayoles, 1869.

11. Oktober d. J. mit der vorliegenden Rede sein Amt antrat. Wir lassen hier den wesentlichen Inhalt derselben, soweit er ein nicht bloß belgisches, sondern ein europäisches Interesse darbietet, folgen:

Durch die ehrenvolle Abstimmung meiner gelehrten Herren Kollegen zum Rector erwählt, hätte ich vielleicht dem Beispiel meines geübten Herrn Vorgängers folgen sollen, welcher Ihnen im vergangenen Jahre in so breiter Weise ein Bild der Geschichte der Chemie gezeichnet hat; ich glaube jedoch mit Rücksicht auf mein vorgerücktes Alter noch eine letzte Pflicht gegen die Universität Brüssel erfüllen zu müssen. Sie nahm mich im Jahre 1839 auf, als die religiöse Intoleranz, welche heute, wenigstens was die Geistes betrifft, gewichen, damals mir wie so vielen Anderen in Preußen die Universitäts-Carriere verschloß. Ich möchte Ihnen nun freimüthig über den Einfluß, welchen die Freiheit des Unterrichtes auf unsere Universität geübt hat, meine Ansicht darlegen, wie ich sie mir durch eine dreißigjährige Erfahrung gebildet habe.

Belgien hat das, ich darf sagen wohlverworbene Glück gehabt, erst als das Mutter eines Landes aufgeführt zu werden, welches, bei vollständig geordneten öffentlichen Zuständen, unbeschränkte Freiheit der Presse und der Vereine, einen unabhängigen und unabhängbaren Richterstand und Könige besitz, die ihre constitutionellen Pflichten loyal erfüllen. Lange Jahre hat der Continent Europa's uns um diese kostbaren Güter zu beneiden gehabt, und er steht jetzt erst im Besitze, sie zu erlangen. Die bei uns herrschende, unbegrenzte Pressefreiheit hat z. B. erst wenige Nachfolger gefunden.

Preußen, das, trotz der nach 1815 eingetretenen unantworbaren Realitäten, seinem Vorkörper eine große Freiheit der Bewegung gelassen hat, dachte und denkt jetzt noch nicht daran, die Regierung ihres Rechtes der Einnischung in alle Zweige des Unterrichtes zu verhandeln. Nach der Meinung eines, von dem berühmten Siskriterl Sybel citirten preussischen Staatsmannes, hieße es, die Krisen des Staates gefährden, wenn derselbe sich die Controle der Erziehung der heranwachsenden Generation nehmen ließe.

Oesterreich sucht nach der Katastrophe von 1866 in der Freiheit und in einer neuen Organisation seines Unterrichtswesens die Heilung von den Wunden, welche ein hartes Regiment seinen Völkern seit Jahren geschlagen und durch welches die intellectuelle Entwicklung gewaltsam niedergebunden worden war. Italien, dem die Welt die Wiedergeburt der schönen Wissenschaften und Künste verdankt, erachtete nach seiner Wiederherstellung die Reorganisation des Unterrichtes als seine erste Pflicht und erbat sich von Deutschland Lehrer. Aber weder Oesterreich noch Italien verkündeten die Pressefreiheit in unserem Sinne.

In Frankreich erhoben sich, betroffen von dem Verfall des öffentlichen Unterrichtes, der immer unausweichlich da ist, wo der Staat Alles lenken will, einige schärfste Stimmen und verlangten die Freiheit des höheren Unterrichtes.

Spanien hat sie nach seiner letzten Revolution zu proklamiren gewagt. Möchte das edle Land durch sie erhoben werden von der niedrigen Stufe, die es jetzt auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst einnimmt — das traurige Resultat dreier Jahrhunderte des Verfalls, die von der Zeit des grausamen Regiments Karls V. datiren, welches in sich die beiden abschrecklichen und gefährlichsten Arten des Despotismus, den religiösen und den aristokratischen, vereinigte, was man heutzutage höchst mit dem Worte „persönliche Regierung“ bezeichnen.

Freie Universitäten sind nicht nur Städten, von denen das Licht

ausgeht; sie entwickeln auch die nationale Unabhängigkeit. Preußen schuf durch die Gründung seiner Universität zu Berlin das erste ernsthafte Hinderniß der Fremdherrschaft; keinen Zweifelte also Belofung für seinen heroischen Widerstand; die Richtung einer Universität.

Belgien ist mitbin das einzige Land des Continents von Europa, wo seit beinahe vierzig Jahren schon vollkommenste Pressefreiheit herrscht. Es ist bekannt, daß der Staat in Antwerpen seines Rechtes zwei Universitäten, zu Gent und Lüttich, gegründet hat; die Bischöfe haben die katholische Universität in Löwen ins Leben gerufen, wo Lebende und Tote derjenigen Religion angehören müssen, die den ganzen Unterricht beherrscht. Verwegen, der spätere Führer der liberalen Partei gründete in Gemeinschaft mit einigen Freunden im Jahre 1835 die freie Universität Brüssel. Trotz dieses Namens ist keine Universität niemals dem religiösen Gefühl entgegen getreten. Das religiöse Gefühl ist dem Menschengeschlecht angeboren, eben wie das Gefühl für das Schöne, Wahre und Rechte, und es kann nur mit der Menschheit aufhören. Nur seine Fesseln beugen sich der geistigen Ausbildung gemäß verändert, und in diesem Sinne wird bei uns die Wissenschaft gelehrt. Alle Religionen leben friedlich neben einander; der orthodoxe Lehrer und der Schüler kann sich gemeinschaftlich mit dem Predicanten über jüdische Feindseligkeit auf unserem neutralen Boden der Wissenschaft bewegen.

Die Anfänge der freien Universität Brüssel waren sehr bescheiden, sie mühevoll; es beruhte zu ihrer Erhaltung der ganzen Beharrlichkeit, des ganzen Talents ihres berühmten Stifeters, der in Herrn van Schoor einen so würdigen Nachfolger gefunden hat. ...

Wie viel hat sich seitdem verändert! Die Gemeinderath und Provinzialräthe, wie die Bürgermeister, haben eingesehen, daß ohne Universität eine Stadt in Wahrheit niemals die Hauptstadt des Landes sein kann, daß man den Bürgern Brüssel, indem man ihnen die Möglichkeit gewährt, ihre Kinder während ihrer Studienzeit bei sich zu behalten, beträchtliche Kosten erspare und daß von der andern Seite der Stadt aus der Fluß der fremden Studirenden ein erheblicher Werth entsteht. Von vielen Erwägungen und von der Liebe zu den Wissenschaften geleitet, hat der Gemeinderath einen wahren Palast an derselben Stelle erbauen lassen, wo früher die Intendanten der Person des scheidlichen Kardinals Granvelle, des wichtigsten Werkzeuges eines Philipp II., ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. ...

Es muß hier ausgesprochen werden, denn man vergesse bei uns nur zu sehr, daß, während die Lehrer für den Elementar- und den Gymnasial-Unterricht sich damit begnügen können, die Schüler diejenigen Kenntnisse, die seinen Geist bilden und zu weiden sollen, mitzutheilen und klar darzulegen, der Universitätslehrer, selbst wenn er seine Vorlesungen in vollständiger Weise hält, damit doch immer nur erst zur Hälfte seine Pflicht erfüllt. Er hat noch eine andere, höhere Mission: die, den Studirenden zu lehren, durch welche wissenschaftliche Methoden das Reich der Wissenschaft sich vergrößert. Sie durch eigene Forschungen die höchsten Fortschritte der Humanität vorbereiten.

Die wissenschaftlichen Entdeckungen, welche die Menschheit den Universitäten verdankt, ausfallen wollen, wäre demnach gleichbedeutend mit einer Abhandlung über die Fortschritte der modernen Wissenschaft. Deutschland, das einen guten Theil seiner gegenwärtigen Größe seinen Universitäten verdankt, weiß wohl, was es thut, wenn es auf seine Lehrkräfte immer mehr

raft, welche durch literarische Arbeiten schon einen Maßstab für die geistige Fähigkeit gegeben haben, denn produktive Geister sind immer am besten dazu geeignet, der Jugend den belebenden Impuls zu geben.

Die freie Universität Brüssel zählt jetzt beinahe eben so viele Studierende, wie die Staats-Universität Bütich, und läßt sie ihr durch ihre immensen Bibliotheken so weit überlegene Universität Gent weit hinter sich. Das ist das Resultat der freien Konkurrenz, und unsere Universität kann sich nur Glück wünschen. Dieses Resultat ist aber auch noch ferner sehr bezeichnend, weil unsere Universität, außer den bereits von mir angeführten, noch auf andere Hindernisse gestoßen ist. War das Ministerium katholisch, so begünstigte es natürlich die Universität seiner Partei; war es dagegen aus dem Schooße der Liberalen hervorgegangen, so versah es sehr schnell die immensen Dienste, welche die Universität Brüssel dem Liberalismus beizubringen geistert hat, denn ohne sie würde er viel später zur Macht gelangt sein . . .

Ja, unsere Regierung vergißt nur zu oft, daß jede verdienstvolle Arbeit, die von einer der vier belgischen Universitäten ausgeht, zur Bedeutung des Landes beiträgt und seinen Einfluß vermehrt. Der Einfluß eines Landes wird nicht mehr bloß nach der Zahl der Menschen, die es in Reich und Glied stellen kann, gemessen. Es giebt Länder, welche glänzende Heere besitzen und weniger Einfluß auf den Fortschritt der Menschheit gehabt haben, als die kleine Republik Genf mit ihren 50,000 Einwohnern.

Italien.

Religion und Kunst des Mittelalters.

Der zwischen Religion und Kunst bestehende Bund ist ein alter; sie verhalten sich in mancher Hinsicht zu einander wie Geist und Form. Nicht mit Unrecht meinte deshalb schon der alte Schelling, daß die Mythologie oder das Ganze der Götterlehre die notwendige Bedingung und der erste Stoff aller Kunst gewesen sei. Und in der That finden wir, daß die Gottesbeweise der meisten Völker durch die Kunst bildlich dargestellt worden sind; ist doch noch bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Kunstakademie zu Düsseldorf, am 22. Juni 1868, ein besonderer Lehrstuhl für christliche Kunst errichtet und vom Professor Ernst Deger anvertraut worden.

Da wir nun unlegbar in einer Zeit leben, wo nicht bloß religiöse und soziale Fragen die Welt bewegen, sondern wo die Probleme ebenfalls ihrer Lösung harren, wo es sich darum handelt, die Menschheit von verrotteten Institutionen in den Banden veralteter Glaubenslehren in Staat und Kirche zu befreien, so dürfte es den Lesern dieser Blätter vielleicht nicht uninteressant sein, wenn wir nach einzelnen Richtungen hin den Zusammenhang bezeichnen, der im Mittelalter zwischen der christlichen Religion oder der Kirche einerseits und den bildenden Künsten, Malerei und Bildhauerei, andererseits bestand.

Es ist bekannt, daß es eine Zeit gab, wo die christliche Kirche in ihrer weltverachtenden Richtung gegen alle Kunst und Entfaltung nicht nur gleichgültig, sondern sogar feindselig und verfolgungssüchtig auftrat. Bald aber gelangte die Kirche zu der Einsicht, daß bildliche Darstellungen, weil sie auf die Phantasie und das Gemüth von gewaltiger Wirkung sind,

gar nützlich, wenn nicht geradezu unerlässlich, für eine weitere Verbreitung der Geheimnisse der christlichen Kirchenlehren seien. Und so geschah es, daß sich unter dem Schutze und Beistande der Kirche Gottesdiener und Privatdiener mit heiligen Bildern aller Art füllten, um die dunkeln und dem Verstande unergründlichen Religionslehren den Gemüthern der Völker tief und nachhaltig einzuprägen. Allerdings trugen diese kirchlichen Kunstschöpfungen nicht immer einen besonders hervorstellend idealen Charakter; sie waren sogar, trotzdem sie sich in oder an Kirchen befanden, sehr häufig rein weltlich, derv, ja, unchristlich und heidnisch. Enden wir dies durch einige Beispiele zu beweisen.

Eine harte Zumuthung für den ungetriebenen natürlichen Verstand bildete z. B. allemal die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, der Trinität. Um dem ungebildeten Volke, welches durchaus nicht begreifen wollte, daß Drei gleich Eins sein könne, diese schwierige Lehre plausibler zu machen, bildete man die heilige Dreieinigkeit als drei gleich alte Männer ab, mit Kronen neben einander auf einem Throne sitzend, oder auch als zwei Gebrüder, einen jungen und einen alten, und über ihnen eine Taube, oder als einen Mann mit drei Köpfen, oder endlich als einen Kopf mit zwei Nasen und drei Augen, umfänglich von einer Dornenkrone. Es that nichts, daß die kirchlichen christlichen Abbildungen gar sehr an den indischen Trimurtis oder an den wendischen Triglaw, oder an die sinnlichen, lapptischen und andere heidnische Dreieinheitslehren erinnerten, — die Hauptsache war, die gläubige oder ungläubige Menge sollte recht anschaulich und eindringlich für das Dogma von dem dreieinigen Gotte gewonnen werden, ob dabei heidnische Elemente mit unterliefen, darauf kam es der Kirche so viel nicht an, wenn nur der Zweck erreicht wurde.

Ein anderer Glaubenssatz, die Gottheit Christi, machte der Kirche ebenfalls viel Schwierigkeiten; denn es wollte dem gemeinen Manne nicht immer recht einleuchten, daß Christus, der in Menschengestalt auf der Erde erschienen war, doch wirklicher und wahrhafter Gott sein sollte. Die Kirche ersand daher die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau; und wir sehen bald eine unermüdlende, um nicht zu sagen fieberhafte Thätigkeit der kirchlichen Kunst darauf gerichtet, dieses wunderbare Religionsgeheimniß durch bildliche Darstellungen den Völkern annehmbarer und glaubwürdiger zu machen. Die Art und Weise, wie dies aber geschah, war oft geradezu roh; denn es giebt eine ganze Reihe von kirchlichen Bildern der immaculata virgo, deren der Erwähnung zu thun, unendlich ist, und zwar nur aus Rücksichten der Delikatesse und des guten Geschmacks. Bögelin sagt in einem Vortrage, den er am 2. März 1868 in der akademischen Aula zu Basel hielt und der in den „Zeitschriften aus der reformirten Kirche in der Schweiz“ unter dem Titel „Die Religion im Spiegel der Kunst“ abgedruckt ist (Jahrgang X, S. 297 ff.), „Wer aus der Kunstarchäologie, diese Vorstellungen kennt, der weiß, daß hier die Sinnlichkeit des Volkes in der allerbesten Weise angeregt wurde, um das Geheimniß der Uebernatürlichkeit plausibel zu machen.“

Neben diesen Verzerrungen, die wir mit Bögelin von aller wirklichen Kunst und aller wahren Religion gleichweit ablegend verurtheilen müssen, gab es aber auch feinere Darstellungen. Zarter und edler, wenn auch einem gebildeten Geschmacke noch immer nicht ganz entsprechend, erscheint uns z. B. eine Auffassung, die sich bald hart verbreitete, wonach Maria durch die himmlische Botschaft des Engels selbst das Wunder an sich erfährt. Die Verkündigung und die heilige Empfängnis fallen also gleichsam in Eins zusammen und die Jungfrau empfängt

durch ihr Ohr, durch den Schall der göttlichen Botschaft selbst das göttliche Kind — eine Vorstellung, die schon Walthers von der Vogelweide zweifelsohne nach Gemälden kennt, wenn er sagt: „dur ir oro emphose si den vil süezen“ (Ed. Sachmann 36, 36).

Ein drittes Dogma, an dem der Kirche vielleicht am allermeisten gelegen, weil es ein äußerst praktisches war, ist die Lehre vom Abendmahl oder der Transsubstantiation, d. h. von der Verwandlung von Brod und Wein in Christi Fleisch und Blut. Auch diese für den gesunden Verstand gar schwierige Vorstellung wurde durch die kirchliche Kunst klarer und augenscheinlicher gemacht, wie z. B. eine der großen Glasmalerien im Chöre des Münsters zu Bern zeigt. In der oberen Abtheilung eines Fensters sieht man dasselbst unter einem Spitzbogen die Gestalt Gott-Vaters, schwebend aus einer Wolke, aus der in dichten Flocken das Manna herabfällt, das von den Kindern Israels eifrig eingesammelt wird. Unter einem folgenden Bogen steht Moses und schlägt aus dem Felsen den Quell hervor, aus welchem das auserwählte Volk mit Begier seinen Durst zu stillen sucht. Dieser wunderbare Felsenquell wird nun zum Born des Lebens und tritt, weiter herabsteigend und sich ausbreitend, durch einen gotischen Bogen aus blauem, blumigem Grunde in das untere Feld, wo der Papst in der Tiara steht und an einer Kette eine Schleife aufzieht, um den Born des göttlichen Lebens dem alten Bunde zu entziehen und allein auf seine Mühle zu lenken. Diese Mühle ist als ein ziemlich plumper, runder Kasten dargestellt, oben mit einem trichterförmigen Aufsatz abgeschlossen, in den die vier Evangelisten das durch In-schriftbänder veranschaulichte Wort Gottes als Korn hineinschütten. Unten sieht man dasselbe in Gestalt kleiner Hostien durch eine offene Rinne hervorkommen, wobei ein Christuskind auf die muthige Beschaffenheit dieses christlichen Mannas hinweist. Im vollen Ornate stehen die vier höchsten Würdenträger der Kirche, Papst, Kardinal, Erzbischof und Bischof dabei und fangen die Hostien in einem Gefäße auf, aus welchem sie das Abendmahl austheilen. Diese Malerei, im Jahre 1517 verfertigt, giebt uns einen Maßstab von dem, was man unmittelbar vor der Reformation dem christgläubigen Volke von Bern zumuthen durfte. Vergl. Vögelin, a. a. D. S. 310.

Diese Beispiele von grobkörnlicher Veranschaulichung der heiligsten Lehren des katholischen Christenthums durch die kirchliche Kunst bewirken schlagend, zu welchen verben Mitteln die Kirche griff oder greifen ließ, um ihren miraculösen Dogmen beim Volke Eingang zu verschaffen. Wir könnten diese Beispiele um das Hundertsfache vervielfältigen, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete und wenn wir nicht glaubten, daß die bereits gegebenen genügen, um die spezifisch kirchliche Kunst des Mittelalters in etwas zu charakterisiren. Vom Jahre 1000 an verfertigte die Kirche in wahrhaft unübersehbarer Menge z. B. jene Passionsbilder, die das Leiden Christi in allen seinen Einzelheiten, oft mit haarsträubender Naturalität darstellten. Diese Bilder riefen wahrscheinlich auch jene lebenden Bilder hervor, welche in natürlichen plastischen Gruppen in den sogenannten Passionspielen dem Volke vor Augen geführt wurden und in gewissen Gegenden noch jetzt vor Augen geführt werden. Was die Zustände nach diesem Leben anbetrifft, so stellen unzählige Kirchenbilder den Himmel mit seinen Heiligen, Glorien, Pausen, Ringelgängen und Engeln dar; auf der andern Seite scheint natürlich nicht der Hölle nach mit seinen Teufeln und ihrem Heulen und Zähneklappen. Der Teufel und die Hölle gingen aber auch den Menschen des Mittelalters so sehr in Fleisch und Blut über, daß wir in der Jetztzeit, im 19. Jahr-

hundert n. Chr., in dem sogenannten aufgeklärten Jahrhundert, dieselben noch nicht ganz entfernen können. Der Glaube an den persönlichen kirchlichen Gott schließt den Glauben an die Existenz des Teufels in sich. „Die Türken“, sagt Ludwig Feuerbach, „vertilgen die Ungläubigen mit Feuer und Schwert, die Christen mit den Flammen der Hölle. Aber die Flammen des Jenseits schlagen auch schon in das Diesseits herein, um der Nacht der ungläubigen Welt zu erleuchten. Wie der Gläubige schon hienieden die Freuden des Himmels anticipirt, so mühen auch hier schon zum Vorgeschnack der Hölle die Feur des Hölleerzürns lobern.“ Daß Feuerbach Recht hat, beweisen die unzähligen Hinrichtungen sogenannter Ketzer durch den qualvollen Feuerstod. Wie man den kirchlichen Gott nicht wohl ohne den Himmel denken kann, wie dem kirchlichen Gottesglauben der Teufelsglaube zur Seite geht, so giebt es keinen Teufel ohne die Hölle, so ist für den orthodoxen kirchengläubigen, gleichgültig ob er protestantisch oder katholisch ist, der Glaube an Gott und Himmel, an Teufel und Hölle identisch. Die kirchliche Kunst des Mittelalters bewirkt dies hundert, ja tausendfach.

Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß sich diesen zusehrenden Schreckensscenen nicht selten Bilder oder Skulpturen und Schnitzwerke hinzugesellen, welche den schärfften Humor, den beidenden Spott und die bitterste Ironie ausdrücken. So sieht man z. B. in der Kirche zu Königslutter die verkleidete Jagd, d. h. ein schlafender Jäger wird von Haken überfallen und gefesselt; sehr häufig findet man in mittelalterlichen Kirchen die Haken von dem Jücker, der den Haken preßelt, dargelegt, ebenso Scenen aus der Wolfshaken, der Bärenjagd u. s. w. Nicht selten liefern Romane und Ritterlagen der kirchlichen Kunst reichlichen Stoff, z. B. der Sagenkreis Karls des Großen, die Geschichte von Tristan und Isolde u. s. w. Selbst Bilder, welche Scenen aus der alten griechischen und römischen Mythologie enthalten, fehlen in christlichen Kirchen des Mittelalters nicht, so finden wir z. B. in der St. Michael-Kirche zu Paris in Frankreich Apollo mit der Geier, Venus und Amor mit Hahn und Bogen, Jupiter und Iphigeneia u. s. w. Auf dem Säulencapitel im Münster zu Basel ist die Geschichte von Prometheus mit Iphigeneia dargestellt. Es muß indessen bemerkt werden, daß die Bildwerke, welche Spott und Ironie, oft in der allerderbsten Weise, ausdrücken, sich zumeist in Kirchen getheilt haben.

Bei den verschiedenen Völkern wurde Gott-Vater auch ganz verschieden dargestellt, indem man ihm die Gestalt des jetzigen mächtigsten Mannes gab; so bei den Deutschen als Kaiser, bei den Franzosen als König, bei den Italienern als Papst, bei den Spaniern halb als Kaiser, halb als Papst. Und um den Katholizismus auf die Spitze zu treiben, ließen sich die Kunstwerke als Junfsgott abbilden. In dem Gesellschaftsbau des Schneiders zu Basel war Gott-Vater mit Schere und Faden abgebildet. Vergl. Vögelin a. a. D. S. 308 ff.

Selbstverständlich war Christus in der verschiedensten Weise von seiner Geburt an bis zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt, durch die Malerei und die Skulptur in den Kirchen dargestellt. Wo aber Gott der Vater und Gott der Sohn verehrt wurden, da durfte auch die Mutter Gottes nicht fehlen. Mit Recht sagt daher Ludwig Feuerbach im „Wesen des Christenthums“ S. 80: „Ganz in der Ordnung war es, daß um die göttliche Familie, den Liebesbund zwischen Vater und Sohn, sich ergänzten, noch eine dritte und zwar weibliche Person in den Himmel aufgenommen wurde; denn die Persönlichkeit des heiligen Geistes ist eine zu vage und prädicirt, eine zu abstrakte

Woh poetische Personifikation der gegenseitigen Liebe des Vaters und Sohnes, als daß sie dieses dritte ergänzende Wesen hätte sein können.“ Und es ist in der That auch nicht abzusehen, warum das Muttererlebnis nicht in dem kirchlichen Dogma verortet sein sollte. Oder sollte die Mutterliebe unheiliger, ungöttlicher sein, als die Vaterliebe oder die Sohneliebe? Dasselbe Herz, welches eines Sohnes Gottes bedarf, bedarf auch einer Mutter Gottes. „Die höchste und tiefste Liebe ist die Mutterliebe. Der Vater tröstet sich über den Verlust des Sohnes; er hat ein kirchliches Princip in sich. Die Mutter dagegen ist untröstlich; die Mutter ist die Schmerzensreihe, aber die Trostlosigkeit die Wahrheit der Liebe.“

So geschah es denn aber auch, daß der Kultus der Maria lange Zeit den Hauptgottesdienst bildete, daß er nahezu die Verehrung Gottes des Vaters und Gottes des Sohnes verdrängte. Dieser Zustand spiegelte sich inneren sofort in der kirchlichen Kunst ab. Die rührendsten und schönsten Bilder hat der Marienkultus in's Leben gerufen. Allerdings zeigt sich auch hier gar häufig und zwar bei den verschiedensten Bildern ein verber Realismus. —

Die germanischen Volkstämme, welche in ihrer zwar rohen, aber unverdorbenen Naturkraft im Mittelalter an der Spitze der Weltbewegung standen und eine angeborene Verehrung für die Frauen hegten, gaben dem Kultus der jüngfräulichen Gottesmutter sehr bald einen gewaltigen Aufschwung. Deshalb gab es auch eine Zeit, wo die Auffassung des Madonnen-Ideals nicht in Italien, sondern in germanischen Europa am tiefsten und innigsten war. Hunderte von Mönchsjüngern ließen in jedem frühlichen Völkchen in mancherlei Weisen süß und verlockend, mit Sabel und mit Lust ihre Stimmen und Lieder ertönen. Die Feier der Liebe, das Lob der minniglichen Frauen war der Kern dieses vielfältigen Gesanges, dessen Thema sich mit den Schilderungen ritterlicher Heldenthaten, wie sie namentlich die Kreuzzüge in Menge anwiesen, unausslößlich verflocht. Und wie immer im Mittelalter, so prägte die Religion auch diesem Aufschwung der Empfindung überdies den geweihten kirchlichen Stempel auf. „Der Marienkultus“, sagt deshalb treffend der geniale Wilhelm Wäbe, „ist die kirchliche Form des Minnedienstes“. Und gewiß, ein gutes Theil göttlicher Gefühle sucht und findet seinen Gegenstand in der Madonna; ihr zum Preise erschallen hineinliche Hymnen; Eitanen, angefüllt mit den schwärmerischen Ausdrücken und orientalischen Phantasien des hohen Viebes, wechseln damit; himmelanstrebende Kathedralen, in dem neugehoffenen gotischen Stile, geschmückt mit Werken der Skulptur und der Malerei, erheben sich allortorts zu Ehren der Gottesmutter, und große und kleine Städte, Bischofsstühle und Abteien, Palen und Geistliche wettern mit einander in solchen Prachtbauten.

Zwar finden wir bei den Madonnenbildern bis in's zwölfte Jahrhundert hinein kaum einen Hauch anmuthiger Empfindung; allein dies beweist nur, daß, als der Dichter schon mit führender Hand in die volle, frische Wahrheit des Lebens griff, die Phantasie der Maler und Bildhauer noch im Halbchlummer lag. Entweder im starren Hofprunk byzantinischer Mosaiken und Miniaturen, oder in dem vergrößerten und entarteten Nachklang antiker Auffassung tritt uns die Gestalt der Maria entgegen; es fehlt ihr noch gar sehr der gewinnende Zauber seelenvoller Weiblichkeit. So lieh z. B. der große Nicola Pisano noch im 13. Jahrhundert die Madonna auf den Reliefs der Marmorlängeln zu Pisa und Siena als antike Göttin aufzutreten, eingehüllt in römische Prachtgewänder, mit dem Diadem der Juno geschmückt, an deren Thron die Könige der Erde, die Weisen

aus dem Morgenlande anbetend niedersinken. Unser großer Meister Albrecht Dürer legte die aristokratischen Formen italischer Künstler bei Seite und faßte die Madonna als schlichte Nürnberger Hausfrau auf, die er bald in ihrem Wohnzimmer, bald auf ihrem Hofraume, am liebsten in der freien Natur sich aufhaltend darstellte. Einmal aber läßt er uns, wo er die Geburt Christi schildert, das Innere einer Nürnberger Wochenstube seiner Zeit in allen Details erblicken. Im Hintergrunde sieht man durch die zurückgeschlagenen Vorhänge des Bettes die Mutter. Eine Frau bringt ihr eine störende Suppe, während ein Mädchen einen erschöpfenden Tranf bereitet. Die Wchmutter, von Müdigkeit übermannt, ist in ihrem Sessel eingeschlafen und lehnt den Kopf auf das Bett der Wächlerin. Vorn sind einige Nachbarinnen und Freundinnen beschäftigt das Kind zu baden; eine von ihnen thut einen hergeruckenden Schluß aus einem zinnernen Krüge, und das Ganze gliedert am meisten einem Genrebilde, wenn nicht in der Lust auf Wolken ein Engel mit dem Wehrtauschfahle herbeischwebte. Die holländischen Maler schildern die Gottesmutter meistens als eine modernere niederländische oder flamische Bürgerfrau; nur der alte Hubert van Eyck hat auf dem berühmten Altarbilde zu Gent schon eine milde hebräiische Madonna dargestellt. In den spanischen Madonnen zeigt sich die lebensschaffliche Gluth des Südens; das dunkle Haar und die großen schwarzen Augen verathen religiöse Schwärmerci und tiefe Inbrunst. Murillo steht hier als unerreichter Meister da.

In Italien malte Domenico Ghirlandajo, der erste Lehrer Michelangelo's, die Gottesmutter als vornehme Wächnerin, der die edlen und schönen Damen von Florenz ihren Besuch abthatten. Die florentinische Malerschule trug überhaupt kein Bedenken, aus der Gottesmutter eine irdische Mutter zu machen. Aber indem sie das wahrhaft Menschliche betonte, gab sie, wie W. Wäbe mit vollem Rechte hervorhebt, nur scheinbar etwas Höheres auf, das in dem abstrakten Gelbblinde der mittelalterlichen Kunst doch allmählich weichen und leer geworden war. Sie gewann vielmehr die ganze Kraft und Fülle der Wirklichkeit, sie gewann den warmen Pulschlag des wahrhaftigen Mutterherzens und enthielt uns die innere Schönheit eines solchen in all seiner Sorgfalt, seiner rührenden Treue und Zärtlichkeit als einen edlen Aeglanz höchster Liebe. So erkannte sie in dem rein Menschlichen das wahrhaft Göttliche, nicht einen täulichen, weichenlichen Schein, sondern die schönste Offenbarung desselben in der Tiefe des mütterlichen Herzens; so übte sie den Anthropomorphismus in der edelsten Gestalt in die Kunst ein und zerbrach die Schale einer ischaal gewordenen Tradition.

Als die größten Meister der goldenen Renaissance stehen aber ohne alle Widerrede Leonardo da Vinci, Michelangelo Buonarroti und Rafael von Urbino da. Während uns aus Leonardo's Werken ein tiefer Seelenforschend und Menschenkenner, wie der Allem sein weltberühmtes „Abendmahl“ beweist, entgegenblickt, ist Michel Angelo der gewaltigste und erhabenste Darsteller echter Männlichkeit und Rafael der vollendetste Meister zarter, edler Weiblichkeit. Die Gestalt Gott-Vaters, wie Michelangelo sie in seinen „Geschichten der Genese“ uns vor Augen geführt, ist ein vorher nie geahntes (später stets nachgeahmtes, doch niemals wieder erreichtes Urbild göttlicher Majestät in Menschengestalt; und Rafael's Madonnen, im höchsten Sinne die Sirtinische, sind nicht für eine bestimmte Epoche oder für eine besondere kirchlich-religiöse Anschauung geschaffen, nein, sie leben für alle Zeiten und alle Völker, weil sie

eine ewige, rein menschliche Wahrheit in ewig gültiger Form offenbaren. (Vergl. B. Pöbke, Grundriss der Kunstgeschichte, 4. Aufl. S. 590.)

Hermann Settmann und Moritz Carrière haben kürzlich mit großem Scharfsinn und geistvoller Klarheit nachgewiesen, daß gewisse Anfänge der reformatorischen Bewegungen, die Luther von Wittenberg aus begann, in den besten Kunstschöpfungen von Michelangelo und Rafael nicht zu verkennen sind. Und in der That haben sich beide große Meister vor dem beugenden Zwange einer veraltenden Dogmatik frei gemacht und einem erlösenden Humanismus hingegeben; sie bedurften des Mittelalters der Priester nicht. Michelangelo las im Alter wie in der Jugend die Predigten von Girolamo Savonarola, der am 23. Mai 1498 den Scheiterhaufen starb, und sagte noch als Greis zu seiner gleichgesinnten Freundin Vittoria Colonna: „Diese Predigten sind meines Jünges Leuchte geworden.“ Wie sehr aber ein reformatorischer Sinn damals in der Herzen der edelsten Geister Italiens eingegeben war, das beweist u. A. schlagend ein Sonett der edel-frommen Vittoria, welches M. Carrière in der „Zeitschrift für Bildende Kunst“, Bd. IV, S. 333 mittheilt und — womit wir diesen Aufsatz schließen wollen. Es lautet also:

„Mit keiner Fadel steigt der Geist hernieder,
Der heilige, lachend, wo sie Nahrung findet;
Der alte Vater weicht; er überwindet
Die wahre Kirche, sie erneut sich wieder.

Die weißen Streiter, ihre echten Märier,
Erloschen schon den Sieg, streich'n sie verbrüdet,
Sieh'n kampfbereit, zu klä'ger Gluth entzündet,
Und singen schon den kühnen Führenden Lieder.

Vollanrenus erdröhnt zum Gerichte,
Und die im Erdenpunkte sich gerührtet,
Dem Rauch gekrönt, dem Abgottentum ergeben,
Verborgen nimmer sich dem großen Richte,
Das in das Herz dringt, wo die Sünde wohnt:
Es fordert neues Wissen, neues Leben.“

Rudolph Böhm.

Griechenland.

Zur Literatur der griechischen Dramatiker.

Von den Droyen'schen Uebersetzungen des Aeschylus und des Aristophanes*) sind in der neuesten Zeit neue Auflagen erschienen. Daß trotz der vielen anderen, theilweise gelungenen Uebersetzungen der beiden Dramatiker, welche seit den ersten Ausgaben der Droyen'schen Uebersetzungen veröffentlicht worden sind, sich das Bedürfnis nach neuen Auflagen herangestellt hat, spricht aus besten für ihren Werth, und wir zweifeln nicht, daß sie in der innerlich und äußerlich vollkommenen Gestalt, in welcher sie jetzt erscheinen, zu den alten Freunden sich viele neue Freunde erwerben werden.

„Die Antigone des Sophokles, ein Beitrag zur Antigeneliteratur“**), nennt sich eine kleine Schrift, von ihrem Verfasser, Dr. Leopold Seligmann, seinem Lehrer

August Böckh zum Todtenopfer geweiht. Nach einer langen Entwidlungsgeschichte und Charakteristik der griechischen Tragödie überhaupt und besonders der des Sophokles geht der Verfasser zur „Antigone“ selbst über, giebt ihren Inhalt an, zeigt, wie sie durch Erregung der Furcht und des Mitleids den Geist der Zuschauer zur Besonnenheit lenkt und erweist die Auffassung Böckh's in den Auffassungen anderer namhafter Kritiker gegenüber als die einzig maßgebende. Er schließt mit einer eingehenden Analyse der Charaktere, welche das Stück in seinen Personen bietet, aus der Chorpartien derselben mit Hinblick auf die Bedeutung des Chores auch in den anderen Stücken des Sophokles. Die Antigone ist dasjenige antike Drama, das durch die Metrische sohn'sche Musik dem größeren Publikum näher gebracht ist, als jedes andere; die Schrift wird daher Allen, welchen daran liegt, eine tiefere Einsicht in das Kunstwerk selbst zu gewinnen, ein erwünschte, lehrreiche Gabe sein. E. M.

Spanien.

Stimmungsberichte aus Spanien.*)

Die letzten Wochen waren äußerst reich und fruchtbar an wichtigen Veränderungen unserer politischen Lage. Nach Abweisung des sinn- und planlos und ohne jede wirklich zwingende Nothwendigkeit unternommenen republikanischen Aufstandes, fühlte sich die Regierungspartei mehr noch als zuvor als hielt es für zeitgemäß, endlich an die wichtige Frage der Königswahl zu gehen. Dabei zeigte es sich denn sofort, welches brechliche Band es war, das bisher die drei zur monarchischen Majorität verbundenen Parteien der Unionisten, Progressisten und Demokraten vereinigte. Die Unionisten halten mit Gleichgültigkeit an ihrem Kandidaten, dem Herzog von Montpensier, fest, oder erklären sich wenigstens nicht gegen den am meisten favorisierten Kandidaten der Majorität, welcher der Herzog von Genoa'sche Victor Emanuel's, ist, ein fünfzehnjähriger, in England erzogener Knabe. Soweit wäre wenigstens Klarheit in die Verhältnisse gekommen. Die Einheit der Monarchisten ist damit thatsächlich gelöst; die Unionisten fangen an, mehr und mehr eine Opposition zu bilden, wenn man auch von keiner Seite zu erkennen will und immer noch von der Einheit, deren Ausdruck die neue Konstitution sei, viel redet; manche Extraparagraphen bringen den Zwiespalt in ihren Artikeln schon offen zu Sprache.

Es beständen also jetzt folgende Parteien: Reaktionäre, Aristokraten, Aristokraten, Carlisten und überhaupt die sogenannten Reakationellen, die satanischen Aristokraten, mit der Devise: Gott, Staat und Kirche; jedoch die Unionisten, welche die vertriebenen spanische Bureaucratie vertreten, im Uebrigen den Reakationellen nicht fern stehen in Gesinnung, sie sehen ihr Heil allein in Montpensier; ferner die jetzige Majorität der Progressisten und Demokraten, welche den gemeinschaftlichen Namen „Radikale“ angenommen haben; endlich die Republikaner, die dem Tode der Monarchie abwartend zusehen und mit der Zeit auch auf einen neuen kommen hoffen, zugleich die Rolle des Mediziners spielen.

Bei dieser Spaltung und diesem Gegenstände der Prinzipien

*) Dritte, unearbeitete Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Verlag), 1868.

**) Zweite Auflage. Erster Theil. Leipzig, Velt u. Co., 1869.

**) Halle, Ernst Frommann, 1869.

und Interessen ist die augenblickliche Verwirrung und Unsicherheit größer, als je. Wie die Stürze der Parteien im Lande selbst ist, ist schwer zu mutmaßen; sicherlich aber entspricht sie nicht dem Stimmten-Verhältnis in den Cortes. Hier zählen die Reaktionsäre etwa mit 30, die Unionisten mit 80, die Radikalen mit 160, die Republikaner mit 70 Stimmen; aber in der That möchte wohl gerade die Partei der Radikalen am Wenigsten Anhalt im Volke haben. Dagegen hat sie als Regierungspartei das Recht, welches sich selbst sehr zuverlässig und tüchtig bewiesen hat, und die meisten der Beamten auf ihrer Seite. Keine Partei erscheint demnach stark genug, um für sich die Entscheidung in der Königsfrage herbeizuführen; alle hoffen auf Sieg. Die Reaktionsäre rühmen sich von Reum, Staballa hat wieder ein Manifest geschrieben, worin sie ihren Alfonso als „liberal gegen“ den treuen Spanier als König anbietet; „kann man sich Zeigen ernten von den Dornen?“

Die Republikaner sind, trotz der Niederlage, welche sie erlitten, gutes Muthes; sie sind nicht eingeschüchtert und haben mir eine gute Lektion bekommen, besonnener und maßvoller am Ziele zu streben, wie es die Absicht der Besseren unter ihnen auch vorher war. Die Freigebung der suspendirten Grundrechte wird ihrer Propaganda wieder Freiheit geben. Das indeß aus all dem Wirrwahl sich schließlich ergeben sollte, wissen die Höheren; gesetzt auch, die Genovisten, wie die Anhänger der Kandidatur des Prinzen Thomas von Genoa kurzlich heißen, klangen eine nothdürftige Majorität in den Cortes, was freilich nicht erreicht ist, und erlangten so den anderen negirenden Theilen gegenüber eine Art von Recht, so wäre doch damit wenig für ihre und ihres Kandidaten wirkliche Eicherheit gewonnen. Auch wißt, wie es heißt, Victor Emanuel nur unter der Bedingung in die Wahl seines Neffen, daß er zwei Drittel der Stimmen in den Cortes vereinige und dazu durch eine Verfassungsänderung befähigt werde. Dann möchte die definitive Frage noch weit sein. Bei der allgemeinen Verwirrung kann sich die Lage der Dinge sich rasch ändern; die spanischen Politiker schwenken mit Leichtigkeit in andere Bahnen ein.

Der Ausdruck der Scheidung der früheren Majorität ist der Ministerwechsel; die Unionisten Elvira, Ardanaz und Topete sind, der Anhänger der Revolution, sind geschieden, um einem „homogenen“ Ministerium Platz zu machen. Der Demokrat Cortés ist Staatsminister, der Progressist Ziguera Finanzminister geworden, was er thatsächlich schon vorher war. Topete's halten, daß man viele Anstrengungen gemacht, um den Schein der Einheit der vereinigenden Parteien zu retten. Prim möchte um dem Willen jenes auch das seinige abhängig, hat aber nun doch das Marineministerium interimistisch übernommen. Auch verheißt er mit deutlichen Worten, ein entschließener Anhänger der Monarchie zu sein, wie er es immer gewesen sei; nicht kommt ein Tag, der auch diese Behauptung wagen wußt. Uebrigens beruht auf Prim in der That jetzt die ganze politische und materielle Lage der Halbinsel; sein Ansehen bei den Parteien, nicht nur bei seiner eigenen ziemlich ansehnlichen und dem Heere, seine Energie und Freisinnigkeit bei sonstiger Verlässlichkeit, machen ihn zum eigentlichen Träger der Situation; er kann durchaus nicht entbehrt werden! — Topete's Weisheit dagegen ist nicht zu bezaubern; er ist ein unbedeutender, beschränkter Kopf und eigensüchtiger Politiker.

Als ein Glück bezeichnen wir es jedenfalls, daß endlich einmal ein wirklich freies Ministerium zu Stande gekommen ist, welches nicht immer durch Widerspruch aus der eigenen Mitte an wichtigen Entscheidungen behindert sein wird, und

welches deshalb wohl endlich einmal aus dem ewigen Zaudern zum Handeln kommen wird.

Eine weitere Frage, durch welche sich Radikale und Conservative von einander scheiden, ist die Reform des Klerus, die der Justizminister Ruiz Zorilla sich zur Aufgabe gestellt hat; sie besteht in starken Reduzirungen der höheren kirchlichen Würden und Aemter und in Trennung der niederen vom Staate, Zuweisung an die Gemeinden u. s. w. Dieses freisinnige Project ist vorläufig noch hinausgeschoben, dagegen hat die Finanznoth wenigstens zu einer Reduzirung des Budgets für den Klerus um 30 pCt. gedrängt.

Zu Allgemeinen ist allerdings der Stand der Dinge wenig erfreulich. Höchstens insofern, als eine freiere Richtung und eine Vordrängung von den Bedenklichkeiten der konservativen Elemente in den leitenden Politikern bemerkt wird, zeigt sich ein Anfang zum Besseren. P. B.

Nord-Amerika.

Ein Besuch des Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten bei den Mormonen.

Am 5. October d. J. machte Herr Colfax, nordamerikanischer Vicepräsident, einen Besuch in der Salzsee-Stadt. Er wurde mit Serenaden und allen üblichen Ehrenbezeugungen empfangen, ließ sich aber dadurch keineswegs abhalten, der ihn begründenden Veranlassung sehr offenherzig seine Ansichten über die gänzliche Verfehltheit ihrer Institutionen zu sagen. Der Chicago Tribune zufolge, sprach er im Wesentlichen folgendermaßen:

„Es hat mir viel Freude gemacht, hier mit freundlich Gesinnten zusammenzutreffen, aber diese große Freude ist nicht ohne eine Beimischung von Schmerz, und ich fühle mich gedrungen, meine Ansichten besonders über einen Punkt auszusprechen, von dem ich überzeugt bin, daß der größte Theil des amerikanischen Volkes mir darin ganz bestimmt. Als amerikanischer Bürger eben solchen gegenüber, fühle ich mich berechtigt, ganz frei und offen auszusprechen, was ich denke. . . .

„Ich werde mich hier nicht an Eine Klasse der Bürger vor andern; ich spreche zu Allen ohne Unterschied des Glaubens und der Religion. Das Wohlbedenken und Glück aller Klassen liegt mir gleichmäßig am Herzen, und wenn, was ich mit männlichem Freimuth sage, Einigen von Ihnen unangenehme Empfindungen erweckt, so müssen Sie Geduld mit mir haben, wie ich sie mit Ihnen habe.

„Sie sagen, daß Sie die Autorität der Offenbarung für sich haben, wenn Sie das alte Gesetz misachten — einer neuen Offenbarung, die im Buche Mormonen enthalten sein soll, gegenüber. Ich erwidere Ihnen hierauf, daß Sie kein Recht dazu haben, die Gesetze in Folge von neuen Offenbarungen zu misachten. Wenn heute Nacht irgend Einer von Ihnen die Offenbarung hätte, daß die Stärken sich der Weiber der Schwächeren bemächtigen sollen, so würden Sie sicher von einer solchen Offenbarung nichts wissen wollen. Wenn eine andere Offenbarung käme, dahin lautend, daß die Talentvollen und Reichen die Weiber der Armen und Armisenden sich aneignen dürften, so würden Sie sicherlich diese Offenbarung mit Füßen treten. Wenn die Hindus hierher kämen und darauf beständen, das, was ihr religiöser Ritus von ihnen fordert, hier auszuüben: die Verbrennung der Wittwen auf dem Holzstoß des

totden Gemahls — so würden Sie sicherlich eine solche Offenbarung und eine solche Religion verachten.

„Es ist die Aufgabe der Verfassungen und Gesetze, die Massen zu verbinden, daß sie das Individuum schädigen, sowie das Individuum zu hindern, daß es den Massen gefährlich wird, und diejenigen Verfassungen sind die weisesten und besten, welche dem Individuum das größte Maß von Freiheit, das sich mit dem Wohle des Ganzen verträgt, gewähren. Die Gesellschaft ist unentzerrbar und unmöglich, die den Trieben und dem Willen des Individuums nicht einen gewissen Zwang auferlegt.“

„Sie selbst erkennen dies an durch verschiedene Gesetze, die die Freiheit der Bürger beschränken. Nehmen Sie an: Jemand sagte das Recht des amerikanischen Bürgers, seinem Berufe zu folgen, so auf, daß er eine Knodenshiere nicht neben diesem Hotel, oder Pulvermühlen mitten in der Stadt anlegte, oder dergleichen mehr, so würden Ihre hässlichen Behörden sehr bald dem Betreffenden klar zu machen wissen, daß er seine Freiheit nicht zum Nachtheil Anderer gebrauchen dürfe.“

„So verbietet das amerikanische Gesetz den mörderischen Gebrauch der hindustanischen Witwen-Verbrennung; ebenso verbietet das amerikanische Gesetz die Bigamie und hält dies für eine notwendige Beschränkung des Einzelnen zum Besten des Ganzen. Dieses hindustische Gesetz des Gehegessens gilt gleichmäßig für alle Territorien; in Utah hat man ihm ebenso zu gehorchen, wie anderswo. Wir leben in einem gesetzlich getragten Lande, und seine Gesetze befinden sich im Einklang mit dem Geiste der Zeit und der Civilisation, mit den Gewohnheiten des Herzens, wie mit den Instinkten und Traditionen unseres Volkes.“

„Ich habe mich mit der Geschichte Ihrer Verfolgungen, als ich vor vier Jahren hier war, und jetzt wieder von Neuem beschäftigt; ich habe mich sagen: ich habe keine Sympathie mit denen, welche Andere, ihres religiösen Glaubens halber, verfolgen und verbrennen. Jeder Pulsschlag meines Herzens empört sich dagegen; mein ganzer Einfluß ist stets darauf gerichtet, jede Manifestation einer solchen Verfolgungssucht, wo ich kann, an den Pranger zu stellen — aber in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren können Sie sich über keinerlei religiöse Verfolgung, weder von Seiten des Volkes, noch von der Regierung beslagern. Im Gegentheil giebt es in der ganzen Welt kein schlagenderes Beispiel von Toleranz als die Art, wie die Amerikaner „diese Sache“ bei Ihnen behandeln, die an keinem andern Orte der Welt so lange hätte bestehen können.“

„Ich habe zu Ihnen mit aller Offenheit über Ihre eignen Interessen gesprochen; ich habe es herzlich und frei gethan. Hätte ich anders gesprochen, so wäre es Heuchelei gewesen, und ich weiß, Sie werden mich darum nicht weniger achten, weil ich den Muth gehabt habe, Ansichten auszusprechen, die denen einer großen Menge meiner Zuhörer schmerzhaft zuwiderlaufen.“

Herr Gelfar machte zum Schluß noch einige Bemerkungen persönlicher Art, vertheilte sich gegen Vertumnungen seines Privatcharakters, die ihm zu Ohren gekommen waren. Diese Bemerkungen wurden von lebhaften Zurufen voller Zustimmung und Vertrauen unterbrochen. Endlich sagte er, nachdem er für die bewiesene Gastfreundschaft verglich gedankt hatte, daß er die Normen nochmals ermahne, den Gesetzen der Nation zu gehorchen, und sie hätte, ihm zu glauben, daß er nur zu ihrem Besten so offen und nur die Wahrheit gesprochen habe.

Jetzt stimmte das Orchester an: „Heil sei dem Führer!“ doch konnte dies kaum vernommen werden, so laut war der

Beifall, mit dem die Masse der Versammelten dem Redner lehrte.

Amerikanische Blätter, wie die New-York Tribune, nennen diese Rede des Herrn Gelfar das Größtendrucke von Freiheitlichkeit, was in den letzten Jahren überhaupt gehört werden ist, und meinen, sie würde wohl bei manchem Normen die Saat des Nachdenkens in's Herz streuen. Doch darf man wohl kaum hoffen, daß es einer Rede gelingen werde, einen Mikraus in seinen Wurzeln zu lodern, der, so unbegreiflich er auch immer scheinen mag, doch durch seine Verbreitung zeigt, daß Amerika einen günstigen Boden dafür bietet.

Kleine literarische Revue.

— *Bernstein's „Deutscher Kalender.“* Dieser Volkskalender, jetzt ein wissenschaftlich gebildetes Volk voraus, das nicht bloß an den Wetterpropheteien und Anekdoten des alten Kalenders, sondern auch an den Stahlfischen, Versen und Anekdoten der modernen Almanache sein Gefallen findet. Der große „Aukustrian Kalender“ von S. J. Weber, der seit hundert Jahren erscheint, schließt sich in dieser Hinsicht der vorliegenden kleine „Deutsche Kalender“ an. In derjenigen Wissenschaft, die den Kalender überhaupt erstunden hat, hat unser neuer Volkskalender seinen Schwerpunkt. Mit der Klarheit und Verständlichkeit, welche die naturwissenschaftlichen Volksbücher Bernstein's charakterisirt, weiß er auch hier die Lösung der Probleme der Himmelskunde und der mathematisch-physikalischen Beschreibung der Erde anschaulich zu machen. So ist gleich die erste Abhandlung: „Die Sonne und die Erde“ ein kleines Meisterstück populärer Definition der Frage über die wahre und die mittlere Zeit. Nicht minder werden durch Stern und Welt die im Jahre 1870 stattfindenden Sonnen- und Merkurfinsternisse erklärt, wobei die Sonnenfinsternis vom 22. December 1870 durch einen ebenso einfachen, als sinnreichen Mechanismus mittels welchen man den verschiedenen Pfaden der Verfahrnen der Sonne durch den Mond zu folgen vermag, erläutert wird. Zu vielem andern Belehrungs-Unterhaltenden kommt dann auch noch allerlei über gewisse Geheimnisse der Zahlen (die Rabbits der Quadrat- und Kubikzahlen) u. In seinem geographisch-technischen Theile bezieht der Kalender die vier Bundesstaaten der Gegenwart, wobei natürlich der Europa nicht fehlt, den man jetzt nirgends entgeht, und die Nordpol- und Sonnenfinsternis-Expeditionen des Jahres 1868. Als Anhang endlich folgt ein vom Anwalt des deutschen Gewerkschaftswesens, Herr Schulze-Delitzsch, ausgehender Aufruf, diesen Kalender für die Gewerkschaften zu machen, woran dann auch bereits verschiedene Mittheilungen über die deutschen Gewerkschaften und Gewerkschaften sich finden.

Und damit in diesem Kalender auch die bloße Unterhaltung (ohne Wissenschaft) nicht fehlt, hat der Herausgeber eine Reihe „Der Ferien-Ausflug“ hinzugefügt, die von ihm selbst verfaßt, jedoch viel schwächer ausgefallen ist, als seine früheren Arbeiten auf diesem Gebiete: „Begele der Magie“ und „Wend Gibber“.

*) 1870. Deutscher Kalender für Jedermann aus dem Verlage von A. Bernheim, Berlin, Verlags- und Druck-Verlag des Herausgebers. (Komm. Verlag von Franz Duncker.)

— *Soupe's Umline.* *) Ei, wie würde sich der alte Heldenkämpfer gefreut haben, wenn er diese schmale, siebzehnte Ausgabe seiner Umline mit den prächtigen, in den Text gedruckten Bildern und Initialen, nach Zeichnungen von Alabert Müller, gesehen hätte! Der Sänger rief einst dem helden Jülichermädchen zu:

„Grüß sitz' jeden edeln Herrn,
Doch grüß vor Allen mit Vertrauen
Die lieben schönen, deutschen Frauen,
Ich weiß, sie haben dich recht gern.“

Und wie die schönen, deutschen Frauen, so haben auch sitzige Märdchen und Frauen der ganzen übrigen Welt, von Portugal bis Rußland und bis Amerika, Umline, die in alle Sprachen übersezt ist, mit Liebe aufgenommen. In England und Amerika ist die Erzählung auch in deutscher Sprache viel verbreitet, da dort die deutsch lernende weibliche Jugend am Liebsten sich durch Umline in die deutsche Lectüre einführen läßt. Es giebt aber auch Ausgaben der verschiedensten Art von dem Buche, reich illustriert, wie diese siebzehnte, und ganz wohlfeile (3 Egr.) in kleinerem Formate, die allesamt von der Dümmler'schen Verlags-handlung, der alten Pathin des schönen Kindes, veranfaßt worden sind.

— *Braun's Kleinkunsterei.* Herr Karl Braun von Wiesbaden, seit 1866 preussischer Abgeordneter, hat eine Galerie von „Bildern aus der Kleinkunsterei“ **) zusammengefaßt, die jedenfalls, wenn auch keinen großen Kunstwerth, doch einen gewissen kulturhistorischen Werth hat. Unseren Nachkommen, die die Kleinkunsterei mit ihrer Misere nicht mehr aus eigener Anschauung kennen werden, wird diese Galerie ein ebenso curioses und anziehendes Studium sein, wie die eines Aquariums oder einer Menagerie. Die Brauns'schen Bilder sind größtentheils nach Wadennehmungen und Erlebnissen im Herzogthum Nassau bearbeitet, dessen parlamentarische Opposition der Hofgerichtsdobst von Wiesbaden lange geleitet hat. Gewöhnlich mag ihm selbst wohl diese Rolle des Gato von Krädmühlchen ebenso lächerlich erscheinen, als die nassauische Cabinetpolitik, die er mit so vieler Anstrengung bekämpfte. Seine kleinkunstlichen Gegner sind bezieht, aber ohne daß er sich als großkünstlichen Sieger betrachten darf. Was Herr Braun im zweiten Theile seines Buches über Preußen und Hessen-Darmstadt sagt, erinnert uns an die Antwort, die im Jahre 1815 ein bis dahin sächsisch gewesener und nun preussisch gemordener Postillon der Station Delitzsch einem Passagier aus dem benachbarten Leipzig gab. Als dieser ihn ritzlich fragte: „Nicht wahr, Schwäger, Ihr seid jetzt hier recht heiß und glücklich, daß Ihr zu Preußen gehört?“ antwortete der Postillon: „Gewiß! aber — den verdammten Leipzigiern hätten wir's auch gegönt!“

— *Jeremias Gotthelf's „Mit“* ist kürzlich in vierter, wohlfeiler Ausgabe verlanft worden. ***) Diese von einem schweizerischen Volkswanne, zunächst für das Landvolk verfaßte Lebensbeschreibung eines Armegebornen, der sich vom Dienstfnecht zum Meisterfnecht, von diesem zum Eidam des Meisters und endlich durch Fleiß und Redlichkeit zum Pächter und reichen Viehheubauern emporarbeitet, ist nicht bloß in dem Lande, für welche sie ge-

schrieben worden, sondern in ganz Deutschland, wo man ein Verhältniß für dergleichen sächst erzählte Geschichten ländlicher Arbeiten, Sorgen, Leiden und Freuden hat, ein weit verbreitetes Lieblingsbuch; wir brauchen daher seine neue, schmale und wohlfeile Ausgabe nicht erst zu empfehlen.

— *Blüthenleben, Original-Novelle von Lina Morgenstern.* *) Die unermüdlich für Abhilfe der socialen Nothstände der Gegenwart thätige Frau, deren anregendem und mitthelfendem Wirken wir bereits die Gründung von Kinderzögern, Volksschulen, eines Kinder-Schutzvereins und, als ihre ureigene letzte Schöpfung, eine Fortbildungsschule für junge Damen verdanken, hat neben ihrer so sehr in Anspruch genommenen Thätigkeit noch die Muße und Neigung sich veranlaßt, auch auf dem schriftstellerischen Gebiete dann und wann mit größeren Arbeiten aufzutreten. Die neueste derselben liegt vor uns in der eben genannten Novelle, und wenn wir ein unbefangenes Urtheil über diese Dichtung aussprechen sollen, so wollen wir auch die Uebeln nicht verschweigen, mit welchen wir das Buch in die Hand nahmen. Wir hatten in Frau Lina Morgenstern bis dahin eine Frau kennen gelernt, die, mit seltener Klarheit des Verstandes und einer eben so seltenen Willenskraft ausgestattet, in ihrem Schaffen und Wirken vor Allen das Praktisch-Mögliche in Angriff nimmt, dann aber auch durch keinerlei Hinderniß und Mühe sich abschrecken und entmutigen läßt. Vernehmlich hatten wir also ihren Verstand und die Energie ihres Willens an ihr bewundert; ob sie auch nach dem Ziele des Gemüthes hin eben so reich begabt sei — darüber hatten wir kein Urtheil, und doch schen uns diese Begabung eine für die Dichterin unerlässliche Forderung. Da nun der Himmel einem Sterblichen nicht alle Gaben zu verleihen pflegt, so war wohl eine gewisse Befürchtung gerechtfertigt. Wir müssen aber besuennen, daß wir in der wackern, praktischen Frau auch eine Dichterin anerkennen haben. Und was dem Buche einen besondern Reiz verleiht, das ist die Schilderung der politischen und namentlich der socialen Reformen, die wir seit den letzten Decennien durchlebt haben, und daß für diese Seite des Lebens eine Frau, wie Lina Morgenstern, ganz besonders befähigt sein müsse, haben wir nicht erst nöthig darzuthun. — p.

— *Berliner Blaubuch.* Nach dem Vorgang ihres berühmten Kollegen „Kladderadatsch“, lassen auch die „Berliner Welpen“ gegen den Schluß des Jahres eine besondere Sammlung humoristischer, illustrirter Einfälle in Form eines Buches erscheinen. Das „Blaubuch“ der Berliner Welpen liegt uns in seinem zweiten Jahrgange vor. *) Der Herausgeber, Herr Julius Stettenheim, wie der Zeichner, Herr Gustav Heil, weiß in beiden Publikationen streng die Gränzlinie innezuhalten, die den Humor und die gute Seite vom Blödsinn und von der Geschmacklosigkeit trennt, eine Gränzlinie, welche namentlich die Wiener Witzjournale „Kikeriki“, „Floh“ u., beständig überschreiten. Bei einem Vergleiche mit diesen nach Norddeutschland nur wenig kommenden Blättern mit ihren dem Journal pour rire nachgeahmten Karikaturen **) und ihren anspielungsreichen Versen und Anekdoten erscheinen uns „Kladderadatsch“, „Berliner

*) Verlag von Alfred Schunke in Neu Huppau.

**) Berlin, B. Wgl.

*** Die großen, colorirten Portraits des „Floh“ können allenfalls als Anekdote gelten.

*) Berlin, Herr Dümmler's Verlag. Siebzehnte Auflage.

**) 2 Bände. Leipzig, Otto Wigand.

*** Berlin, Julius Springer, 1870 (2 Bde.).

Wespen" und "liegende Blätter" als wahrhafte Blumenbeete des Humors, die mit jenen Brennefeln, und Distelfelnern nicht die mindeste Ähnlichkeit haben.

Literarischer Sprechsaal.

Der „Österreichische Defensionist“ (vom 20. Novbr.) enthält eine nicht uninteressante, vergleichende Zusammenstellung der Österreichischen Reichs- und der Norddeutschen Bundes-Verfassung. Was zunächst die Kompetenz-Bestimmungen der beiden Grundgesetze betrifft, von denen das eine die ungarische Hälfte der Monarchie und das andere die nicht zum Norddeutschen Bunde gehörenden, deutschen Zoll- und Kulturvereinsländer zu verfassungsbildig hat, so bemerkt der Verfasser des gedachten Artikels (wahrscheinlich einer der Herausgeber des Blattes, Dr. Albert Schäffle): „Von den vierzehn Punkten der österreichischen Reichsraths-Competenz finden sich neun fast gleichlautend und von denselben Umfang in der Norddeutschen Bundesverfassung wieder; die übrigen sind den eigenthümlichen österreichischen Verhältnissen entsprechend. Nur die Befugung über die confessionellen Verhältnisse und die Bestimmung der Grundbesitz- und Unterrichtsweisen enthalten ein Mehr der österreichischen Competenz, um welches aus der Nordbunde sichtlich blicken kann. Es liegt in jener Uebereinstimmung ein ziemlicher Beweis für die Nothwendigkeit, die in der österreichischen December-Verfassung der Reichsraths-Competenz vorbehaltenen Gegenstände als Reichsangelegenheiten zu betrachten und sie dem Wirkungsbereich der Landtage zu entziehen. Es erscheint demnach als eine ganz ungerechtfertigte und unannehmbare Forderung (wie sie z. B. der preussische Finanzminister Graf von der Vippe gestellt), diese an und für sich auf das Nothwendigste beschränkte Reichsbefugung in noch engeren Schranken zu weisen. Wenn man dies in Österreich bezüglich der confessionellen und Unterrichts-Angelegenheiten nicht gelten lassen wollte, so darf wohl daran erinnert werden, daß im Nordbunde die Kompetenz-Erweiterung auch auf diese Gegenstände bereits begonnen hat, wie das aus dem jüngsten Reichstage hervorgegangene Gesetz über die Gleichberechtigung der Concessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Hinsicht beweist. (S. die Thronrede zum Schluß des Reichstages, am 22. Juni 1869). . . . Leider läßt sich ein gleicher Fortschritt in den Angelegenheiten, die sich auf die Ordnung und Dauer der Militärrückführung beziehen, auf keiner von beiden Seiten ausfinden. Ueberall die gleiche Ueberbannung aller Kräfte, die gleichen Vorurtheile und die gleich schädliche Rückwirkung auf alle volkswirtschaftlichen Verhältnisse! Das hat leider Thatfachen, die sich seit dem 3. 1866 nicht allein nicht geändert, sondern eher verwickelt haben. Man kann sich behaupten, daß der ganze Fortschritt auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und socialen Lebens nicht im Stande ist, die Nachtheile unseres herrschenden Militarismus aufzuwiegen!“

Unser Prager Correspondent beklagt in seinem letzten Schreiben (Nr. 48 des „Magazin“) den Mangel an politischer Energie der Deutschen in Prag, deren Unterliegen bei den letzten Wahlen zum Landtage sowohl, als bei der Auffstellung der Geschworenenlisten, allerdings auch in Deutschland die größte Verwunderung erregt hat. Mit Freuden haben wir daher von

einem neuerlichen Schritte der Deutschen in Prag Kunde erhalten, der den Beweis liefert, daß sie hinter ihren politisch-gedankten Sprach- und Landesgenossen in der böhmischen Provinz nicht zurückbleiben. Nachdem nämlich die deutschen Bürger von Leitmeritz, Eger, Reichenberg, Teplitz u. a. an die Regierung zahlreiche Adressen gerichtet, worin sie erklären: der böhmische Landtag, (aus welchem bekanntlich die tschechischen „Narodníci“ wiederholt ausgeschieden), beße das volle Vertrauen des Landes, welches der freien, alten Nationalitäten gleiches Recht zu wahren Verfassung treu bleiben wolle, theilt uns die „Corresp. Technique“ mit, daß das Zeichen zu diesen Ausgebreitungen der Provinz von den Deutschen in Prag gegeben werden sei. Namentlich wird das „Deutsche Casino“ in Prag genannt, dessen Präsident, Herr Richard v. Dognauer, ein Chevalier im vollsten Sinne des Wortes, am 12. November ein Rundschreiben an die großen, industriereichen, deutschen Communen Böhmens gerichtet hat, worin er sie baten warnt, den Einwirkungen falscher Freunde Gehör zu geben, die ihnen anrathen, an dem Umsturz der Verfassung mitzuwirken; vielmehr solle sie Alles aufbieten, um der Regierung klar zu machen, daß nur in der verfassungsmäßigen Aufrechterhaltung der nationalen Rechte und der kulturgeschichtlichen Verhältnisse der Deutschen, wie der Tschechen, die Garantie für das Gedeihen und die glückliche Zukunft des Landes liege.

Die stenographischen Aufzeichnungen der am 5. und 6. Nov. in Berlin abgehaltenen Vereins-Konferenz in Sachen der Frauenfrage sind so eben im Buchhandel erschienen!), nach der erste Auflage innerhalb der Vereine selbst vergriffen worden ist. Bei den vielen Mißverständnissen, die im großen Publicum über diese Frage verbreitet sind und zum Theil auch abhülft verbreitet werden, ist das Protokoll der Verhandlungen der am Erweiterung der Frauenfrage ausdrücklich zum Ausdruck gekommenen Konferenz ganz geeignet, Aufklärung zu geben über das, was verständig Frauen im Kultur-Interesse ihres Geschlechtes wünschen, und was einige der kompetentesten Männer Deutschlands (Schulze-Delitzsch, Birkow, v. Helldorff u. A.) darüber denken. Wir können daher den Verkauf der kleinen Schrift und die Uebersetzung des darin ausgesprochenen Gedankens nicht dringend genug empfehlen.

Für die Sammlungen in den hiesigen königlichen Museen sind jetzt Kataloge auch in englischer Sprache erschienen („edited by Wassermann“). Das Unternehmen ist an sich ganz lobenswerth; die Angaben sind, soweit wir es geprüft haben, genau, und für den mäßigen Raum ziemlich ausführlich; die Anordnung ist übersichtlich. Außerdem sind in einem Kataloge die übrigen wichtigsten Galerien Berlins kurz bedacht. Interessant was soll man dazu sagen, daß im zweiten Heft, welches in das neue Museum enthält, der bei Weitem wichtigste Theil des Bestandes der griechischen Sculpturen, fehlen? Der Verf. entschuldigt sich freilich damit, daß in diesen Sammlungen gegenwärtig ein anderes Arrangement getroffen würde; — aber dann konnte er mit der Veröffentlichung des Katalogs so lange gewartet werden, jedenfalls aber mußte der arglose Käufer auf dem Titel von diesem bedeutenden Defizit in Kenntniß gesetzt werden! Der aber sieht ganz harmlos: „The New Museum“.

!) Zweite Auflage. Berlin, Uebersichtliche Verlags-Buchhandlung Preis: 10 Sgr., in Partien billiger.

*) Published by R. Heidemann & Co. Berlin, 1869.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umschlag gegen die neueste elfte Auflage der Betrag von

10 Thaler vergütet.

Der Umschlag kann entweder direct bei der Buchhandlung *J. J. Neumann's in Leipzig* oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Gegenleistung bewirkt werden.

Die elfte Auflage kostet demnach:

gebunden statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.

geb. in Lw. statt 30 Thlr. nur 19 Thlr.

geb. in Hft. statt 30 Thlr. nur 20 Thlr.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in Leipzig erschienen soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sterblichkeit in Sachsen.

Nach amtlichen Quellen dargestellt von

G. F. Knapp. (285)

Prof. an der Universität Leipzig.

Lexikon 80. VII. u. 238 S. Gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.

Complet in Mappe 12½ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland.

Zweite A.-flage von 1869.

12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (286)

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege.

Berausgegeben von der zu Dresden durch die Section für öffentliche Gesundheitspflege in der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gewählten Commission: Dr. **Gottlieb** in Basel, **Baurath Hübner** in Stettin, Prof. Dr. **C. Reclam** in Leipzig, Dr. **G. Varrentrapp** in Frankfurt a. M., Dr. **Wasserruhr** in Stettin.

Redigirt von Professor Dr. med. **Carl Reclam**.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und beigelegten Lithographien. Royal-Octav. Fein Velinpapier. geb.

Erschienen ist: Erster Band. Erstes Heft. Preis 1 Thlr. Zweites Heft (mit 4 Tafeln). Preis 1 Thlr. 10 Sgr. Drittes Heft. Preis 1 Thlr. (287)

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Neueste illustrierte Auflage (beendet 1868), letzter Abdruck, 52 Tausend. (288)

15 Einwandbände, mit Atlas und Register, 37½ Thlr.

Auch in Umschlag gegen alte Aufl. v. Brockhaus, Pirner u. Meyer.

! Nur einmal angezeigt!

(Vollständiges u. neuestes franz.-deutsches Wörterbuch.)

Sachs' encyclopädisches Wörterbuch

der franz. u. deutschen Sprache.

I. Theil: Franz.-deutsch. — II. Theil: Deutsch.-franz.

Neu und eigenbündlich, namentlich in folg. Punkten: Besondere Berücksichtigung der deutschen Leserwelt in beiden Theilen des Werkes. — Durchgängige Angabe der Aussprache u. Wertverbindung nach dem phonet. System der *Methode Toussaint-Langenscheidt*. — Angabe d. Orthographie u. d. schwierigen Anwendung d. grossen Anfangsbuchstaben im Franz. — Besondere Berücksichtigung der gesprochen. Sprache neben d. Schriftsprache. — Allgemeinverständlichkeit. — Grösste Vollständigkeit, auch in Bezug auf wissenschaftl. u. techn. Wörter, auf Synonymen, Antonymen, Homonymen, Etymologie, Eigennamen. — Angabe von Autorität in streitigen Punkten.

Theil I. ca. 17 Lieferungen von je 10 Bogen (hoch Quart) nach Subscriptions-Preisen von 9 Sgr. pro Lfg., der Bogen also nur 10 Pfennige. (Später erhebliche Preis-Erhöhung.) Freunde d. franz. Sprache finden in jed. Buchh. Gelegenheit, durch Einsicht in die vorrätige I. Lfg. Kenntniss zu nehmen von den bedeutenden, durch Fachautoritäten anerkannten Fortschritten, welche die internationale Lexikographie mit diesem Werke macht, das trotz seiner Gedrängtheit an Vollständigkeit u. Korrektheit von keinem seiner Vorgänger erreicht wird. (289)

Im Verlage von **F. E. C. Lenckart** in Breslau erschienen soeben: (290)

Catull's Gedichte

in ihrem geschichtlichen Zusammenhange übersetzt und erläutert von

Dr. **Rudolf Westphal**.

Zweite Ausgabe. Geh. 13 Thlr., geb. 13 Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Damen-Almanach

von Louise Bühlbach.

Mit 3 Stahlportraits.

In engl. Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 24 Sgr. (291)

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Bonn.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Weinfarte von Europa.

Entworfen und gezeichnet von

Dr. **Wilhelm Hamm**,

t. l. Weinversteher u. Depart.-Chef im Kaiserhausministerium zu Wien.

In farbenfarbigem lithogr. Druck ausgeführt.

26" rhein. breit und 21" rhein. hoch.

Mit Pros. in 10 Bogen cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

Mit Pros. ungebroch. u. gerollt 1 Thlr. 6 Sgr.

Derr Dr. **Wilhelm Hamm** hat es unternommen, die Vertheilung des Weinbaus in Europa in Form einer „Weinfarte“ geographisch darzustellen, wie sie in ihrer vollen Breite nicht existirt. Die „Weinfarte“ veranschaulicht in einem Uebersichtlichen die Topographie und die Ausdehnung des Weinbaus in ganz Europa sowie auf den atlantischen Weininseln. Sie bietet:

Die Angabe und die Ausdehnung sämtlicher Weinbau treibenden Gegenden Europas. Die Weinorte Europas und die hervorragenden Gewächse der drei ersten Rangklassen der Weine, nach Provenienz und Reife geordnet. Die Bezeichnung der weissen, rothen, der rothen Weine, der Eignungswerte durch verschiedene Farben in der überhöflichenen Blüte: Anzeiger der Schaumwein-fabrikation. Die jährliche Weinproduktion der einzelnen Länder in Hectolitern. Vergleichsflächen der verschiedenen Weinproduktionen in farbigen Quadraten, um mit einem Bild die Größe der Weinproduktion jedes Landes zu veranschaulichen. Die Aufzählung sämtlicher grossen Weinhandelsplätze Europas. Die europäischen Weinpreise, revidirt auf den neuesten Stand. Die Hystermercurien oder Pläne dieser Jahrmärkte innerhalb der Grenzen der Weinlandschaft. Die Linie der Weinbau-grenze im Norden. (292)

Von **Carl Kämpfer** in Hannover. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Leben Michelangelo's von **Herman Grimm**. Dritte durchgearbeitete Auflage. 3 Bände. Octav. Gebunden 5 Thlr.

Cornelius, der Meister der deutschen Malerei. Von **Herman Riegel**. Mit dem Portrait des Meisters. Perlen-Octav. Gebunden 3 Thlr.

Carstens Leben und Werke von **A. E. Bernow**. Herausgegeben und ergänzt von **Herman Riegel**. Mit 2 Bildnissen. Per.-Oct. Geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Grundriß der bildenden Künste. Eine allgemeine Kunstlehre von **Herman Riegel**. Mit 24 Holzschnitten. Zweite Auflage. Perlen-Octav. In elegantem Einbande 2 Thlr. 74 Sgr.

Deutsche Kunststudien, von **Herman Riegel**. Ein harter Band. Per.-Octav. Geb. 3 Thlr. 10 Sgr. (293)

Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel. Nach Denkschriften des Grafen von **Edmund Zoller**. Octav. Geb. 10 Sgr.

Aus und über Italien. Briefe (über Kunst und Künstler etc.) an eine Freundin. Von **R. Schläfer**. 2 Bände. Groß Octav. Geb. 1 Thlr.

Sobald erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (234)

Kieder und Galladen von Robert Burns. Deutsch von **H. Reue**.

Preis geb. 20 Sgr., fein in Goldschm. geb. 1 Thlr.
Sofort nach Erscheinen (auch die Uebersetzung in der deutschen und englischen Sprache vielfache Anerkennung, so von Athenäum und Public Opinion, letzteres Blatt stellt die Poesie Communita der von Freiligrath veröffentlichten Auswahl der Burns'schen Gedichte ebenfalls zur Seite.
Berlin. Verlag von **Robert Oppenheim**.

Verlag von **Carl Kämpfer** in Hannover. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Auf dunklem Grunde. Frauengefallen aus der franz. Revolution (1793). Novelle von (295)

Elise Polko.
In elegantem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.
In allen Buchhandlungen vorräthig.

Vorlag von **OTTO SPAMER** in Leipzig.

Das neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Alexander von Humboldt's

Leben und Wirken, Reisen und Wissen. Ein biographisches Denkmal von Dr. **Herrn Altmann**. Dritte, illustrierte Ausgabe, vielfach erweitert und umgearbeitet von Professor **P. Th. Kuhn**. Mit 130 Text-Abbildungen, 2 Karten, 8 Zeichnungen. Neueste Portrait von Humboldt. Gebunden 12 Thlr.; elegant gebunden 2 Thlr.

Das Humboldt in der letzten Reihe seiner Werke, in seinem unsterblichen „Kosmos“ niedergelegt: es ist in diesem Buche auf das Gewissenhafteste benutzt worden, so daß die neueste Ausgabe der längst allgemein anerkannten Biographie des großen Forschers in gedrängter Form ein vollständiges Bild vom Leben und den Reisen unseres berühmten Landmannes liefert.

Wehr als jede weitere Empfehlung wird die Thatsache behauptet, daß das Werk in seinen früheren Auflagen bereits in mehrere Sprachen übersezt worden und, zu bezeugen, u. v. Humboldt's erschienen, sich dessen eigener Anerkennung zu erheben hatte, indem der selbe in einem Schreiben an den Verleger u. A. sagte: „Ich bewundere die Sorgfalt und Treue, womit Sie das reichhaltigste Material meines Lebens geordnet und dargestellt haben.“

(296)

Australien.

Geschichte der Entdeckung und Kolonisation des neuesten Welttheils. Bilder aus dem Leben in der Wildnis und in den Stätten der Kultur. Von **Fr. Christmann**. Mit 120 Text-Abbildungen, 4 Karten und 5 Zeichnungen. Preis: Geb. 12 Thlr.; elegant gebunden 2 Thlr.

In spannender Weise giebt der Verleger ein Bild des Aufstieges dieser neuen Welt, er schildert die Entdeckungsfahrten nach Ostaustralien und Abenteuern durch das Innere jenes Zukunftslandes, nicht minder auch die Reisen zur See, welche zur Kenntnis seiner Küsten führten, die Seeländereien, die Zier- und Pflanzenwelt, endlich macht ein Schlußkapitel vertraut mit dem Leben und Treiben in den mächtig aufstrebenden Metropolen des künftigen Weltbilds: Adelaide, Melbourne, Sydney, Brisbane, mit ihrer übrigen Einwohnerzahl, mit den Ausfuhr, die den Europäern in dem Lande der Antipoden winkt, das er sich zur neuen Heimat erwählt. Das Buch darf zugleich als ein fundiger Führer für Auswanderer bezeichnet werden.

Vorstehend aufgeführte Bände oder ein Prospekt über das „Neue Buch der Reisen und Entdeckungen“ können durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden.

Verlagsbuchhandlung von Herman Schönbach in Jena.

Die Alpen,
in
Natur- und Lebensbildern
dargestellt
von
S. A. Wertheim. (297)

Mit 22 Illustr. u. einem Titelbilde in Tondruck nach

Originalzeichnungen v. Emil Wittenberg.
Vierte, sehr verm. u. verb. Auflage.

32 bis 33 Bögen Perlen-Octav. Praktische Ausgabe auf feinstem Steinpapier. Vollständig in 2 Bänden mit 3 bis 4 Bögen Text und 2 bis 3 Illustrationen in Tondruck. 1. Bändchen 10 Sgr. oder complet in 1 starken Bände 3 Thlr. 5 Sgr. geb. 3 Thlr. 24 Sgr.

Circa alle 3 Wochen erscheint 1 Lieferung.
Die erste Lieferung ist bereits erschienen. In allen Buchhandlungen vorräthig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Kriegswaffen
in ihrer historischen Entfaltung von der Steinzeit bis zur Einführung des Feuerturms. Ein Handbuch der Wissenschaft des **Kug. Demmin**. 628 Seiten. 12 S.
— Mit ca. 2000 Abbildungen. —
1869, broch. 3 Thlr.; eleg. geb. 3 Thlr.
Verlag von **E. A. Seemann** in Leipzig.

DER CICERONE.
Eine Anleitung zum Studium der Kunstwerke Italiens.
Von **Jacob Burckhardt**.

ZWEITE AUFLAGE
unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten besorgt von **Dr. A. v. Zahn**.
I. Architektur. II. Plastik. III. Malerei.
1869. 3 Bde. 16. br. 3 Thlr.; geb. 4 Thlr.
Verlag v. **E. A. Seemann** in Leipzig.

Michelangelo
Leonardo * Raffael.

Von **Charles Clement**.
Deutsch bearb. mit Ergänzungen u. Anhang von **E. Claus**. (298)

Mit zahlreichen Holzschnitten.
Zugleich als Supplementband zu:
Seher, Kunst u. Künstler d. 16. Jahrh.
1870, gr. Per. 8. br. 3 Thlr.; eleg. geb. 3 Thlr.
Verlag von **E. A. Seemann** in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei 1) ein Prospekt über die historische-politische Bibliothek. Verlag von **L. Heilmann** in Berlin, 2) ein Verzeichnis Literarischer Postgeschichten aus dem Verlage von **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (299, 300)

Magazin für die Literatur des Auslandes
Beziehungen nehmen alle Buchhandlungen an, die enthalten die in- und ausländische in Berlin und die Leitungs-Gesellschaft.
Zulieferungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Karlshofstraße 10, Berlin) oder durch Buchhändler-Berlin (an der Postanstalt) zu schicken.
Anzeigen werden die nächste Zeit mit 2 Sgr. berechnet. Verantwortl. Redacteur: **Joseph Neumann** in Berlin.
Verlegt von **Fr. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Neumann) in Berlin. Bildhauer: **Fr. Dümmler** in Berlin. Druck von **Georg Meier** in Berlin. (300)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 11. December 1869.

[N° 50.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Die Schule der Frauen. I. Die deutschen Konferenzen in Sachen des Frauen-Unterrichts. 733. — II. Die Lehrerschule und die Erweiterung ihrer Aufgabe. 734. — Die Gehilfin und Gehobenen Secular-Gehilfen. 735. **Ungarn.** Zur Geschichte der Staatsschule in Ungarn. II. Die freie Kirche und das Concordat. 737. **Schweiz.** Der große Genossinnenverein von Zürich. 739. **Frankreich.** Ein französisches Familienrecht. 740. — Zur Statistik der Pariser Bevölkerung. 740. **England.** Cromwell und die Juden in England. 741. **Nord-Amerika.** Dörfer und Städte der heutigen Zeit. 741. **Japan.** Japanische Literatur- und Kultur-Erscheinungen. 742. **Hinterindien.** Die Frauen in Hinterindien. 742. **Minor literarische Notizen.** Maanfried's Geschichte. 743. — Burne in neuer deutscher Uebersetzung. 743. — Erzählungen aus dem Dief. 744. — Aus den Alpen. 744. — „Vergeltung“ aus der Schweiz. 744. — Berliner Kirchspiele. 744. — „Heimath und Fremde“. 744. — Schriften zur Frauenfrage. 745. **Vortrags-Sprechsaal.** Die Verfassung des Lebens. 745. — Zu Knut's Skizzen. 745. — Die Wahrheitsliebe der Menschen. 745. — Die Deutschen in Liebenburg. 745. — Das Prinzip der Primatenanfolge. 746. — Internationale Verwaltungsschule in Paris. 746. — Ein französisches Wort über die historische Rechtsschule Deutschlands. 746.

Deutschland und das Ausland.

Die Schule der Frauen.

I.

Die deutschen Konferenzen in Sachen des Frauen-Unterrichts.

Aus den Berichten über die Versammlungen des Allg. deutschen Frauen-Vereins in Braunschweig und Gassel und der Konferenz der Erwerbs- und Bildungsvereine in Berlin wird der aufmerksame Leser wohl das Eine entnehmen haben, daß die sogenannte Frauenfrage, als Kulturfrage, überall und daher auch bei uns in Deutschland mit der eigenthümlichen Kultur-Entwicklung des ganzen Volkes zusammenhängt. Nicht bloß das Land der Denker und Dichter, auch das Land der Schulen und Lehrer hat man in Recht Deutschland genannt. Mögen jetzt andere Länder in Einzelnen einen Vorprung haben, mag namentlich die Schweiz als Nordamerika durch die Unmöglichkeit des Volksunterrichts so voraus sein — im Ganzen und Großen wird doch festgehalten werden können, daß der Schulzwang in Deutschland nicht überflüssig aufzuheben ist, sondern daß er das Zwingende eines Lebensbedürfnisses hat — und somit von der allgemeinen Entwicklung unseres Volkes nicht zu trennen ist.

So ist auch in allen öffentlichen Angelegenheiten für Verbesserung des Frauenlooses in Deutschland, und es lassen sich alle auf die drei Versammlungen des Allgemeinen deutschen Frauenvereins und die jüngste in Berlin zurückführen, die Erziehung resp. die Schulfrage in den Vordergrund getreten.

Um zuerst von der letzten, der Konferenz in Berlin, zu reden, waren die Herren Völggerath aus Bries und Emminghaus in Karlsruhe bemüht, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform in dem weiblichen Unterricht zu zeigen. Der Erster wies auf seine Gewerbeschule hinweisen und dadurch ein anschauliches Bild der Fachschulen für Jungfrauen geben.

Herr Emminghaus sagte alle Wissens- und Berufskreise in's

Auge und kam zu dem Schlusse, daß die Möglichkeit der Vorbildung für alle Berufskreise den Frauen zu erschließen sei, da sie in allen zu wirken befähigt wären und nur auf einzelne Fächer aus jedem Berufskreise selbst verzichten würden, wie z. B. schon bei den Handwerken: auf das Schmiede- und Schläglerhandwerk. Demgemäß verlangte er die theilweise Reform der bestehenden Anstalten, von der Elementarschule bis zur Hochschule, sowie Gründung neuer Schulen.

Fügen wir, gleichsam als Ergänzung, dasjenige bei, was in der Debatte von den Frauen gesagt, ja, bei der Kürze der Zeit, nur angedeutet werden konnte, so wird man finden, daß diese vorzugsweise auf die bestehenden Anstalten — namentlich auf die Leichterinnen hinweisen und auf eine Reform dieser Anstalten drängen. Systematischer Unterricht, der die hauswirthschaftlichen und die veränderten volkswirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt, schien ihnen unumgänglich nothwendig. Frau Goldschmidt (Hamburg), Frau Morgenstern (Berlin) brachten aus ihren Erfahrungen werthvolle Beiträge für die Erziehung der Jungfrauen in Rücksicht auf deren künftigen mütterlichen und hausmütterlichen Beruf.

Es ist beachtenswerth, daß die Frauen auch bei der Frage der Erziehung und des Unterrichts weniger theoretisch als empirisch zu Werke gehen. Recht deutlich stellt sich dies heraus, wenn man die Behandlung der Schulfrage bei den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins in's Auge faßt, weil dort Frauen die Referenten waren.

Schon in der vorjährigen Braunschweiger Versammlung wurde von Frau Dr. Goldschmidt (Leipzig), von dem bereits anerkannten Beruf der Frau als Lehrerin ausgehend, darauf hingewiesen, daß dieser Beruf in umfassender Weise ihr gehöre und namentlich die Volksschule, wie dies in Nordamerika der Fall, ihr anvertraut werden müsse. Wenn, bemerkte sie, die Frau die Gehilfin des Mannes bei der Erziehung in der eigenen Familie sei, so müsse sie, namentlich wenn die Gründung einer eigenen Familie ihr verlagte sei — auch seine Gehilfin bei der Erziehung der Volksschule werden.

Von demselben Princip geleitet, den Beruf der Frau als Lehrerin*) zu erweitern und ihn geistig und materiell zu heben, hielt Fr. Salin in Gassel den Vortrag, „Die Stellung der deutschen Lehrerinnen“, dessen Resultat die Erneuerung des Beschlusses war, Petitionen wegen Gründung von Seminaren für Lehrerinnen der Volksschule an die Behörden zu richten.

Dem sächsischen Landtage wird eine solche Petition bereits vom Vorstande des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins überreicht. Wie wir hören ist außer den Resolutionen des Herrn Völggerath bei der Konferenz in einer nachträglichen Zusammenkunft einiger Delegirten (Frauen) der Beschluß gefaßt worden, ebenfalls eine Petition an den preussischen Landtag wegen der Anstellung von Lehrerinnen an der Volksschule zu richten und diese von sämmtlichen preussischen Frauen-Vereinen unterschreiben zu lassen.

So hat sich denn trotz der berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten des deutschen Lebens der

*) Von diesem interessanten Vortrag ist jetzt ein Abdruck erschienen: Berlin, Väterich, 1870.

einheitliche Geist zeigt, von dem die Bestrebungen für Verbesserung des Frauenloos getragen werden. In Berlin sowohl als in Leipzig, Braunschweig und Gassel sind gleiche Bestrebungen, gleiche Resultate zu Tage getreten. Eine innere Arbeit, die langsam fortschreitet, ist die Arbeit der Erziehung, eine Arbeit, bei der die praktischen Resultate nicht unmittelbar sichtbar werden. Wie förderlich und dankenswerth es ist, daß tüchtige Männer in den Versammlungen und in den Vereinen die Frage vertreten — ihre Lösung ist unmöglich ohne die Hilfe der Behörden. Die gefaßten Resolutionen und Beschlüsse sind indeß nicht das einzige Resultat solcher Versammlungen. Und ist der geistige Impuls, von dem sie ausgehen und der weiter wirkt auch ein praktisches Resultat.

Die Anbahnung eines Verhältnisses der Vereine, die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Elemente, aus denen bis jetzt zwar inkonfinit, doch beinahe genug die Vereine hervorgegangen, hat sich auch klar herausgestellt. Nicht gleichgültig für unsere Sache war die Erfahrung, daß die meisten Delegirten auch der Vereine, die von Männern mitgeteilt werden, Frauen waren und daß die deutschen Frauen sich würdig der Kultur unseres Volkes zeigten. Die Erfahrungen denkender Frauen müssen bei dieser Frage beachtet werden, die wie keine andere in unsere bestehenden Verhältnisse eingreift.

Und ist das Wort des Mannes geeignet belehrend und aufklärend zu wirken, sind die Namen wissenschaftlich hervorragender Männer eine wesentliche Unterstützung bei der Gründung neuer Institute, bei der Eröffnung neuer Erwerbsquellen von Seiten der Behörden, so ist das öffentliche Wort einer Frau von nicht zu unterschätzender Wirkung auf ihr eigenes Geschlecht. Es erweckt die stillste Thatsache der Frauen und ihre begeisterte Theilnahme, und ohne diese wird keine menschliche Frage gelöst.

Die Scheu vor dem öffentlichen Wort einer Frau stammt aus einer Zeit, wo die Begriffe „Öffentlichkeit, Häuslichkeit“ einander ausgeschlossen. Wir wissen es, daß unsere Häuser die Städte bilden, unsere Familien die Gemeinden, und daß es nicht blos das Gespräch im Salen, oder in der Wohnstube ist, auf welches die Göttheischen Worte sich beziehen: „Es geziemt dem edlen Manne, das Wort der Frau zu achten.“ S. G.

II.

Die Mädchenschule und die Erweiterung ihrer Aufgabe.

Je mehr gerade in unseren Tagen das Bedürfnis sich herausstellt und auch gefühlt wird, den Frauen, welche nicht von Hause aus über die Sorgen für den Lebensunterhalt hinweggehoben werden, eine Existenz zu schaffen und die Fähigkeit mitzugeben, selbstständig zu leben und ihren Unterhalt zu erwerben, um so eher darf Alles, was mit diesen Fragen zusammenhängt, auf Berücksichtigung hoffen und Anspruch machen. Es ist klar, daß die Frage: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? die ist, welche zunächst beantwortet werden muß. Das ist die eigentlich brennende Frage! Wir kennen das Leben hinreichend, um zu wissen, wohin mitleidende Frauen getrieben werden. Wenn wir ein liebes Mädchen heranblühen sehen, dem wir die Hände segnend auf das Haupt legen und ihm zurufen möchten: Du bist wie eine Rose, so schön und so heil, so befaßt unser Herz oft mit Weibthum die Angst: wie wird das enden? werde ich Dir einst zurufen müssen:

Eine Rose liegt am Weg zertritten

Und mit ihr ein ganzes Königreich.

Wir tadeln deshalb die Bestrebungen nicht, welche auf die

Verbesserung der materiellen Existenz gerichtet sind, wir loben sie vielmehr; aber wir finden doch, daß sie noch häufig zu kurz und tumultharig sind, daß sie nach allen Seiten hin infiltriren; wir sehen überall die Subjectivität herrschen und vermissen die objectivste Behandlung der so wichtigen Frage. Wie sollte das auch anders sein können? Die sozialen Verhältnisse haben sich in den letzten vierzig Jahren so schnell geändert, daß die Noth da war, wie es scheint. Wir standen taigler vor dem fast accompli. Tausende von Eltern sahen mit Bedauern in die Zukunft und Tausende von Frauen darben, hungerten, lügend und verkommen elend.

Da heißt es: helfen, eine Beschäftigung finden, welche nährt und nicht erdrückt und cruidrückt; da gilt es, neue Wege bahnen und einschlagen, um die Noth zu lindern. Aber wozu das ist die Frage. Mit jedem Nothe und frühem Selbstmitleid trauen viele Frauen und ihre Verteidiger in die Zukunft und rufen: Was die Männer zu leisten vermögen, das kann wir auch. Und Andere wehren sich lächelnd ab und wollen die Fähigkeit der Frauen auf ein geringes Maß beschränken.

Wer hat Recht? Darüber wird — wir zweifeln daran nicht — die Erfahrung entscheiden und sie hat schon in manchen Fällen entschieden. Aber mit der Praxis muß die Theorie Hand geben; bis jetzt jedoch fehlt noch die wissenschaftlich-ethnologische Grundlage. Daß der Körper der Frau anders ist, als der des Mannes, das wissen wir, und daß die körperliche Beschaffenheit auf die Seelenfähigkeit einwirkt, ist auch bekannt; aber das Wir, das ist die große Frage! Wir wollen wir nun nicht in die Irre gehen, so müssen wir doch nach den letzten Gründen suchen. Ich habe aber nicht mehr, daß im Sturm der Discussion bis jetzt darauf nicht wäre; vielleicht war die Erörterung dieser Frage zu kurz Natur.

Ganz im Stillen jedoch, fast unbemerkt im lauten Leben jenes lebendigen Interesses, bestraft man sich heute, die Aufgabe des Weibes zu begreifen und gestützt auf diese Erkenntnis Mädchen heranzubilden. Fast aller Orten entstehen in Deutschland Mädchenschulen als lebendige Beweise für das Interesse, welches das Publicum an dieser Frage nimmt. Die Schulen vorhanden und immer neue entstehen; aber vielfach fehlen Geld und wenn viele gefunden sind, so wird experimentirt, denn leitende, eine fest begründete Methode des Unterrichtes ist vorhanden. Das fühlen die Lehrer selbst am besten. Sie flehen sich darüber freuen, daß sie ein neues Feld, eine unentdeckte Bahn vor sich liegen sehen, so sehr wünschen sie auch, ihre Erfahrungen austauschen und ihre Beobachtungen einander theilen zu können. Sie freuen sich, daß auch die Mütter ginnen, die wichtige Frage in's Auge zu fassen und wohl daß das noch eingehender geschehen möge. Bis jetzt fehlt die Verbindung eines Mädchertelers so auf wie auf. Wo? auf einer Universität dem Studenten, der nicht die geringste eine Vorlesung gebeten, welche ihn mit der Physiologie bekannt macht? Welcher Philosoph giebt eine Vorlesung Frauen-Psychik, in welcher Vorlesung über Pädagogik wird Mädchen-Unterricht einigermaßen genügend behandelt? werden Schulanwärter-Kandidaten für Mädchertelerschulen herangebildet? Wohin wir sehen, überall Lücken!

Und doch darf die Ausbildung des heranwachsenden schlechtesten nicht vernachlässigt werden, wollen wir das Haus auf wankenden Grund bauen. Weil noch alle die eben genannten Requisiten fehlen, weil noch bis jetzt keine allgemeinen Versammlungen von Mädchertelern abgehalten sind, die

ungen den weitesten Kreisen vorlegen, so ist es um so riger und verdient alle Beachtung, daß in letzter Zeit zwei entstanen sind, welche sich damit beschäftigen die Erziehung der Töchter zu unterrichten. Wir haben es hier mit älteren dieser Organe, mit der:

Vierteljahresschrift für höhere Töchter Schulen^{*)} han.

Diese Zeitschrift erscheint seit dem Jahre 1867 in Thörn erst Lambach, in der Buchhandlung, welche dadurch bezeugt ist, daß sie mehrere der „westpreussischen Kreisgeschichten“ hat. Die Herausgeber sind Dr. A. Preme, Director hiesiger Mädchenschule, und Dr. M. Schulte, der erste hiesige Lehrer derselben Anstalt. Unter den Mitarbeitern wir Männer, welche sich als tüchtige Kämpfer auf dem Felde der Literatur schon einen Namen erworben haben, in Dr. Heinemann in Hannover und Andre. Schulinspektoren, je und Lehrerinnen betheiligen sich an dem Blatte. Jedes Heft enthält 6 Abtheilungen: 1) Abhandlungen, 2) Statistik, 3) Jugendschau, 4) Bücherchau, 5) Chronik und 6) Feuilleton. Der Theil Nr. 1 enthält wissenschaftliche Abhandlungen, sind dieselben stets mit Bezug auf die Schule geschrieben. wird in zwei Hefen des Jahrgangs 1869 unter dem Titel: **Gründliche Repetitionen (England behandelt und in diesen Hefen gezeigt, in welcher Weise in den oberen Klassen das reine Wissen, insofern es sich auf England bezieht, lebendig vor und von Neuem gegliedert und geordnet wird. Die in den Abhandlungen aber beleuchteten pädagogische Fragen. führt da die verschiedensten Ansichten und sieht aus Allem, übersehen und einfachsten Grundfragen noch nicht einmal an, entziehen sind. Treten wir einmal an die Sache heran! Die erste Frage ist doch die: Sollen Behörden Schulen gründen, oder soll dies der Privatindustrie überlassen? Man entscheidet sich jetzt gewöhnlich so: Einige Schulen für exclusive Kreise soll man der Privatindustrie überlassen, Schulen jedoch für den gebildeten Mittelstand und Volksschulen sollen die Behörden errichten. So liegt die Sache in Frage; ist das nun auch wirklich rationell? Darüber hat man vorhin vor großen Schulen, man verlangt die Kreise, welche sich familienartig gestalten. Es soll da ein gewöhnlicher Verkehr zwischen Lehrern und Schülerinnen sein. Man steht oft dabei über von Sentimentalität und Gemüthlichkeit und bleibt bei jenen Redensarten. Eine gründliche Untersuchung aber fehlt noch, und zwar muß folgende Fragen in's Auge fassen: Ueberwiegt bei der Erziehung man sagt, wirklich das Gefühl, nun, wie hat sich dann Schule dazu zu stellen? Soll sie auch gefühlvoll, gemüthlich sein und wie weit, oder soll sie das so viel wie möglich rational überlassen und rein objectiv den Lehrstoff übermitteln. Die Kinder an Zucht und Ordnung gewöhnen und den mehr ausbilden, als das Gefühl?**

Man sieht auf den ersten Blick, daß das tief einschneidende Problem ist und daß ohne die Erörterung derselben die nötige Klarheit nicht gewonnen werden kann. Natürlich ist darüber in der Zeitschrift in allen Abtheilungen verhandelt und manches wird zur Lösung beigebracht worden. Besonders erstreckt sich ein Ausbruch von Heineken in Estlin, der behauptet, wiegenwie die Schule den Verstand des Mädchens auszubilden, damit sie eben ein Gegengewicht gegen das Ueberwiegen des Gefühls gewähre.

Man man nun jagt, daß auch Behörden Töchter Schulen errichten, dann ist die zweite Frage wichtig, ob die Staats-

oder Kommunalbehörden das in die Hand nehmen mögen. Es soll hier genügen, die Frage anzudeuten; ein Blick in die Statistik, in die Programme u. wird genug Material zur Discussion liefern.

Dann ist die Baufrage zu berücksichtigen. Die Größe der Klassenzimmer, die Breite der Corridore, die Art der Heizung, die Ventilation, die Anlage der Classen, der Turnräume, des Spielplatzes, das Alles ist von der größten Wichtigkeit und bedarf ernstlicher Erwägung. Bei diesen Fragen haben sich die Kreise lebhaft betheiligt, ebenso bei der Discussion über die Schulbänke. Eine ganze Literatur liegt darüber vor, und noch ist die Untersuchung nicht beendet.

Ebenso lebhaft wird darüber gestritten, ob aller Unterricht nur Vormittags gegeben werden soll. Viele Stimmen sprechen dafür, andere dagegen. Die Entscheidung hängt wohl einmal von örtlichen Verhältnissen ab, dann aber auch von dem Zwecke der Schule, also von dem Penum, welches zu bewältigen ist. Auch ist der Umstand zu beachten, wie viel Stunden hinter einander Unterricht erteilt werden soll und kann, ohne die Kinder zu sehr anzugreifen. — Bis jetzt ist man noch nicht einig, wie viel Kinder in einer Anstalt, wie viel in einer Klasse sein dürfen. Die Anzahl der Klassen in aufsteigender Reihe, die Benennung derselben ist an verschiedenen Orten sehr verschieden.

Ebenso verschieden ist der Betrag des Schulgeldes. Was die Volkstöchterschule betrifft, so fällt die Frage in die hinein, ob der Volksunterricht frei erteilt werden soll oder nicht. Von den höheren Töchter Schulen gewähren einige nach einem Procentatz freistellen, andere dagegen nicht. Die Entscheidung darüber, was zweckmäßig ist, ist schwieriger, als bei Anabenschulen. Sie hängt davon ab, ob eine Mischung der Stände in Mädchenschulen ebenso nützlichwerth ist, als in Anabenschulen.

Wenn diese Vorfragen erledigt sind, dann steht man erst recht auf Schwierigkeiten. Wie weit hinauf sollen Frauen unterrichten und in welchen Gegenständen? Welche Gegenstände sind besonders zu beachten und welche Methode des Unterrichtes ist anzuwenden?

Alles das ist noch fraglich.

Man erblickt aus dieser Betrachtung, daß hier ein fast unbearbeitetes Feld vorliegt: ein Arbeitsfeld, welches das größte Interesse darbietet. Man hat bisher diese Frage vernachlässigt und doch ist sie so unendlich wichtig; von ihrer Lösung hängt ja wesentlich die Stellung der Frau in der Familie und im Leben ab. Möge daher das Publikum, welches dabei zunächst betheiligt ist, diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwenden. Von diesem Gesichtspunkte aus empfehlen wir denen, die Belehrung suchen, die eben genannte Zeitschrift, in welcher diese Fragen mit Ernst und Begeisterung behandelt werden.

A. Joh.

Lezte Gedichte und Gedanken Heinrich Heine's.^{*)}

Der Herausgeber der Heine'schen Gesamtwerke und Biograph des Dichters, Herr A. Strodtmann^{**)}, bietet uns hier den lange erwarteten literarischen Nachlaß desselben, welchen

^{*)} Hamburg, Hoffmann und Campe.

^{**)} Ueber den kürzlich vollendet erschienenen zweiten Band seiner Biographie Heine's werden wir in einem besondern Artikel referieren.

die Witwe, Frau Mathilde, die „engelfüße dicke Person“, endlich der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung gestellt hat. Es hat der Herausgeber einermassen in usum delphini verfahren zu müssen geglaubt, indem er einige „Krankheits-Phantasien“, in denen sich der weltverachtende Nihilismus, welcher das Endresultat seiner geistigen Entwicklung war, zu cynischer Wildheit, bisweilen sogar zur stürksten Discontinuität steigert“, ausgeschloffen, auch bei einem der veröffentlichten Gedichte den „scabrosen Schluss“ fortgelassen hat. Nun, für junge Mädchen sind die letzten Erzeugnisse des Heine'schen Ingeniums überhaupt nicht geeignet; diese mögen im „Buche der Lieder“ schwärmen; auch nicht für jene wohlthätigen Dören, vor denen man das nicht nennen darf, was keusche Herzen, nach der Ansicht Göthe's, nun einmal doch nicht entbehren können — für jene keuschen Dören erklang nicht das tragische Lied des leidenden Dichters, dem die bunte Welt, die Fähigkeit desselben Reiches, das zu emancipiren ihn einst verlangt hatte, auf seinem Schmerzenslager nur noch im Lichte des weltverachtenden Humors erscheinen konnte.

Ander, als im „Buch der Lieder“ erscheint die Welt, die sich im „Romancero“ aufthut. Wohl erklingen noch die alten Weisen, wohl sucht der Dichter sogar öfter durch forcierte und erkünstelte Nothheit (wir erinnern an das Gedicht von Marie Antoinette) die alte Komik zu erziehen; dazwischen aber tönen jene melodischen Seufzer, „Zum Lazarus“, diese Inbrunst des gequälten Steptifers, rollen sich die grandiosen Bilder „Biblispugli“, „Prinzessin Sabbath“, „Sebeba Ben Salew“ vor uns auf, Bilder, die bis jetzt einzig dastehen in unserer Literatur durch Tiefe der philosophischen Ansichten und lebendige Verkörperung derselben in der allerrealsten Natürlichkeit. Welcher Poet erfand bis jetzt ein Märchen, wie das vom unglücklichen Prinzen Israel und der schönen Prinzessin Sabbath? Welcher Poet konnte sich rühmen, Ähnliches gelungen zu haben, wie die Schlußverse des grimmen Biblispugli:

Aber rächen will ich kühnbar
Mein geliebtes Märchen.

Ein vollkommen diesen Aufmerksamkeiten ebenbürtiges, leider indessen nur scheinbar vollendetes Gedicht „Bimini“ giebt uns der vorliegende Nachschabband. Bekannt ist, wie die Spanier, in den ersten Zeiten nach Amerikas Entdeckung, den phantastischen Gabeln Glauben schenkten, umhersegelten, um das Eldorado und das Land der ewigen Jugend, den Jungbrunnen zu entdecken. Auf letzterer Notiz basiert das Gedicht, und wer hätte auch entsehllicher und lebenswahrer die Sehnsucht des Alters nach der verlorenen Jugend schildern können, als der gemartete Dichter:

Ach, beim Anblick dieser Perlen
Weid' ich traurig, denn ich denke
Besser wäre's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

Jugendzähnel mit den Zähnen
Wing verloren auch die Jugend —
Druf' ich dran, schmachtvoll ohnmächtig
Anschick' ich mit den merckten Stämmen.

Jugendzähne, nebst der Jugend,
Kann' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlenstücke.

Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab' Erbarmen mit dem Thoren,

Der sich schamhaft heimlich abseht
Und vertirgt sein eitles Gend.

Jungfrau! dir allein entbüll' ich
Rein Gemüth, dir geteubend,
Das ich nimmermehr geküßte
Einem Heiligen in dem Himmel. —

Diese Heiligen sind ja Männer.
Und, Garache! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig Mädeln
Heber Juan Ponce de Leon.

Ach, viel glücklicher als wir
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Ihrer und derleke Herbstwind —
Jenes Wälderchmuds aufleidet, —

Alle stehen lach im Winter
Und da giebt's kein junges Bäumchen.
Dessen grünes Laub verhöbte
Der verwelkten Waldgenossen! —

Und er schlachtete und er winte
So gemächlich und so stürmlich,
Dah die hellen Thronengänge
Troffen durch die mageren Änger.

Da singt einst die alte Indianerin Kaka, die den alten Juan Ponce de Leon in einer Hängematte schaukeln mußte, ein seltsames Lied von der Insel Bimini, auf der ewige Jugend, wonne herrscht und das Wasser der Verjüngung fließt.

Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Rebet wohl, ihr lieben Freunde,

Und Juan Ponce de Leon macht sich auf, Bimini zu suchen.
Doch vergebens streut er in den Meeren umher:

Während er die Jugend suchte,
Bard er täglich noch viel älter
Und verwunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das stille Land, wo schwarz
Unter schattigen Cypressen
Alles ein Nüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wunderbarlich heilsam —
Reibe heißt das gute Wasser.

Heine hatte offenbar die Absicht, die Verfahren dieses neuen Ulysses auszuführen, denn der fünfversige Schluss paßt scharf zu der breiten Schilderung des Vorbergehenden.

Diesem „Bimini“ am nächsten steht Nr. 1 „Zum Lazarus“, wo der Dichter sich jung träumt und plötzlich sein jetziges elendes Stethum als Doppelgänger neben sich sieht.

Wie die übrigen Gedichte aus verschiedenen Perioden stammen, so ist auch ihr Werth den erschienenen abgetheilten Sammlungen analog. Die einen klingen an den frischen, ironisch-sentimentalen Ton des „Buches der Lieder“ an, andere participiren an der etwas ermattenden, allzu in Pariser Demimonde aufgehenden Stimmung der lyrischen Particlen der „neuen Gedichte“, die satirischen endlich schließen sich dem bereits in den „letzten Gedichten“ Gebotenen an; besonders schlimm kommen Meyerbeer, Herwegh und das unglückliche Berlin fort, an dessen

literaten der Dichter die Anfrage stellt, ob noch immer kein Genie unter ihnen sei?

Der prosaische Theil zerfällt in „Einsfälle und Gedanken“ und „vermischte Einsfälle und Briefe“ — Alles von sehr verschiedenem Werthe; was insofern dem Dichter nicht vorzuwerfen, da er diese Einsfälle nur für sich notirt hatte. Unter den literarischen Bemerkungen wird manche die Betroffenen ärgern und man wird von Heine's Selbstüberhöhung reden. Nun, die Nachwelt wird entscheiden, ob die im Rechte, die sich ihm gleich, je mehr dünken, oder er mit seinem wüth-unverschämten Worte: „Gott wird mir die Thorheiten vergeh'n, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten vergeihe, die ich wider mich geschrieen, obgleich ich geistig so tief unter mir stand, wie ich unter Dir, mein Gott!“

Einen tiefen Einblick in das so oft verklärte Gemüth des Dichters gewähren die ruhrend-naiven Briefe an sein Weib Mathilde — wenigstens denen, die an Gedichte nicht glauben wollen, werden sie beweisen, daß sein Herz intact geblieben.

Zum Schluß müssen wir noch dagegen protestiren, Gedichte unter dem Namen Heine's zu veröffentlichen, die weder durch Gehalt, noch durch äußeres Zeugniß sich als solche geben. Wir meinen die abgedruckten Sonette. Wenn es einerseits tadelnswerth ist, aus Pruderie dem Publikum etwas vorzuenthalten, so braucht die Pietät gegen große Männer auch nicht so weit zu gehen, wie die Götthe's gegen sich selbst, der auch mit den unbedeutendsten, fadesten Zeilen die Nachwelt beglücken zu müssen wähnte.

S. S.

U n g a r u.

Zur Geschichte der Staatskirche in Ungarn.

II.

Die freie Kirche und das Concordat.

So standen die kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken Ungarns — unterbrochen durch die Landesvisitation von 1822 bis zu der ewig glorreichen Zeit des Reichstages vom Jahre 1847—48. Die letzten zwei Monate des am 11. April 1848 geschlossenen Reichstages unterbreiten sich durch die Fälle des verarbeiteten Stiches und der tief eingreifenden Reformen auf socialem, politischem und religiösem Gebiete. Zuerst kam das Prinzip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zur Geltung; die Einigung der parlamentarisch-verantwortlichen Regierung, die Gleichberechtigung sämmtlicher Bewohner Ungarns, die Aufhebung des Abnen- und Urtadralrechts, die Einsetzung einer nationalen Armee, die der Landwehr: sind gleichsam Perlen der Reformverordnungen, denen sich jene auf dem Gebiete der Kirche und Schule würdig angeschlossen. Die Veranlassung zu den kirchlichen Reformen gab ein Memorandum des Debreginer protestantischen Kirchenprengels, in dem die Gleichberechtigung aller ConfeSSIONen gefordert wurde.

Der in Folge dieser Petition gebrachte XX. Gesekartitel des Jahres 1847—48 nimmt die Unitarier unter die registrierten ConfeSSIONen auf, stellt die Gleichheit und Gegenseitigkeit der registrierten (sechs) ConfeSSIONen her, ordnet die Erhaltung der Kirchen und Schulen und deren Bedürfnisse durch den Staat an und gestattet den gegenseitigen Schulbesuch der ConfeSSIONen. — Auf eine Petition der Gläubigen des griechisch-orientalischen Ritus, wird die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten einem von ihnen selbst zu wählenden Gengreffe überlassen.

Katholischerseits wurde kein Schritt gethan zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten; erst dann rührten sich die Bischöfe, als obiger Gesekartitel bereits zur königlichen Sanction unterbreitet wurde. — Eins muß dem latb. Episkopat als Rndm nachgelagt werden: Als das Gesek über die Aufhebung des geistlichen Zehenten verathen wurde, entlagten auf diese Einnahmequelle alle am Reichstage anwesenden Geistlichen von selbst! — Eigenthümlich ist, wie diese von Edelmutb zeugende That von den katholischen Bischöfen selbst motivirt wird. Die Bischöfe sagten, daß die Priester dem Gewinne des geistlichen Zehenten entlagten: weil derselbe auch ohne ihre Entsagung und Berichtsleistung aufgehoben werden wäre. Das giebt zu denken! Nicht die Ueberzeugung, daß man etwas Gutes wirkte, nicht die Absicht, dem Volke eine Wohlthat zu erweisen, leitete den Klerus; nein, die harte Nothwendigkeit drängte zu dem Entschlusse.

Am 20. März hielten die Bischöfe eine Conferenz, in der die Selbstständigkeit der katholischen Kirche zum Erstenmale den Gegenstand einer Diskussion bildete, und hier wurde beschloffen, den König bittlich anzugehen, seine apostolisch-königlichen Rechte auch fernerhin im Sinne des Geseges vom Jahre 1790 aufrecht zu erhalten und dieses Recht durch eine unter dem Vorh der Primas oder eines durch den König ernannten Bischöfe wirkende Commission anzuheben. Sollte der König sein Berufungs- oder Patronatrecht nicht aufrecht erhalten können, so sollte er die Katholiken aus jener Freiheit theilhaftig werden lassen, welche die Protestanten und die orientalischen Griechen genießen. Schon am 29. gelangte die Sanctionierung des obigen wichtigen Gesekartikels an den Reichstag, und in dem begleitenden Reskripte erhielten die Bischöfe indirect auf ihr Gesek auch Antwort, indem der König erklärte, das Kirchen-Patronatrecht auch sowie bisher durch die ungarische Hoffkanzlei ausüben zu wollen. Aber eben diese Behörde war es, welche der Reichstag anheben wollte durch das verantwortliche Ministerium; das königl. Reskript wurde zurückgewiesen und in einem späteren Reskripte, welches acceptirt wurde, erklärte der König — ohne die Hoffkanzlei zu erwähnen, daß er sich das Recht der Ernennung der Bischöfe, Erzbischöfe, Aebte und Präbste vorbehalte. Aus alledem ist ersichtlich, daß sich die Bischöfe vom Jahre 1848, kurz vor dem Schlusse des Reichstages, die Selbstständigkeit der katholischen Kirche so vorstellten, daß der König die Bischöfe ernenne, die ihrerseits wieder bevormundet seien. — Da in der Angelegenheit der äußeren Verhältnisse der Kirche nicht nur gar keine Normen festgelegt waren, sondern in den neuen staatlichen Verhältnissen die Kirche jedenfalls großen Wirren anheimgefallen wäre: so entschlossen sich die Bischöfe und Priester, auch den Laienstand ins Mittel zu ziehen. Die Laien wurden aus der Reihe der Landtagsabgeordneten gewählt und zur Berathung geladen. Nach hiesigen Bepredungen wurde endlich beschloffen, beim Reichstage zu petitioniren. Die Petition wurde am 7. April 1848 eingereicht — also vier Tage vor dem Schlusse des Reichstages. Der Wortlaut dieser Petition ist folgender:

„Aus Anlaß der gesetzlich ausgesprochenen und auch von uns begrüßten Gewissensfreiheit und Religionsgleichheit, aber auch zur Sicherung der katholischen Kirche wünschen wir: 1) Wie die kirchlichen Verhältnisse jedes Religionsbekenntnisses für bürgerlichen Macht durch das Gesek bestimmt sind, so soll auch das Verhältniß der katholischen Kirche zum Staate auf der Basis der Freiheit und der religiösen Unabhängigkeit durch ein Gesek geregelt werden, und es werde jeder Miß, jede Vererbung, in-

sowohl diese dem Gehege widersprechen, sofort eingestellt. 2) Es werde die Abhaltung der durch das Gehege nicht verbotenen, vielmehr durch Statut XL. von 1559 und andere Gehege erlaubten Concilien und kirchlichen Versammlungen nicht verhindert. 3) Wie bei den Erziehung-Angelegenheiten der übrigen Confessionen, werde auch den Katholiken mit Aufrechterhaltung der höheren Aufsicht die Errichtung, zweckmäßige Organisation und Dirigirung ihrer eigenen Schulen garantirt. 4) Wie die evangelischen und orientalischen Griechen ihre Kirchen- und Schulaufstellungen selbst verwalten, so sollen auch die katholischen Pundationen, wozu auch jene gerechnet werden, welche bisher unter der königlichen Statthalterei standen, mit Ausnahme der königlich ungarischen Universitäts, durch eine aus geistlichen und weltlichen Katholiken bestehende Commission verwaltem werden. — Die Garantirung des Vorgebrachten durch das Gehege fordert das Interesse der Gewissensfreiheit, die Billigung der Glaubensfreiheit und die Sicherung der Freiheit der katholischen Kirche, so auch die Verhütung der die katholische Kirche bildenden Gläubigen. Mit vollem Vertrauen empfehlen wir deshalb unsere Bitte der Aufmerksamkeit und Protection der väterländischen Mächte.“

Wenn der Reichstag diese Petition einige Tage vor dem Schluß der Session als „verspätet“ betrachtete, so wird das jeder billig Denkende ganz in der Ordnung finden. Mißbräuche eines oder mehrerer Jahrhunderte können nicht in vier Tagen abgeschafft werden. Zudem war die Petition so gehalten, daß der Reichstag sich darüber nicht unterrichten konnte, worin denn eigentlich die Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Kirche in Ungarn bestehen sollte.

Da die Petition der Katholiken zurückgewiesen wurde, das Streben nach Gewissensfreiheit aber eine ständige Kraft ist, welche die Besten der Menschheit zum Handeln aufmuntert, um den Schatz der Menschheit zu erringen, so scharrten sich am Tage nach der Verwerfung der Katholiken-Petition die Reichstags-Abgeordneten katholischer Religion um die fast rathlosen Kirchenfürsten und berietten sich eingehend über die zu besorgenden Schritte. Es waren bei dieser Berathung an 60 katholische Laien anwesend. Man sprach die Ueberzeugung aus, daß das Streben nach Freiheit und Selbständigkeit in kirchlichen Angelegenheiten nicht erlöschen kann, daß die Förderung der Katholiken nicht fallen darf; daß Alles ist aber von zwei Bedingungen abhängig. Die erste dieser Bedingungen ist die, daß sich die Bischöfe und überhaupt der Klerus nicht auf die Staatsmacht stütze. Und die Bischöfe und anwesenden Geistlichen stimmten ein in das große, immer denkwürdige Wort: „Da die katholische Kirche ihr Recht der Erstgeburt verloren, da sie des königlichen Schutzes ledig, in die Reihe der regipirten Confessionen getreten ist; so muß sie sich in den Schutz ihrer eigenen Gläubigen begeben, denn nur von diesen kann sie es erwarten, daß dieselben die Bitte der Kirche unterstützen werden.“ Die zweite der Bedingungen ist die, daß in Sachen der Regelung äußerer kirchlicher Verhältnisse auch den Laien ein Einfluß gesichert werde. Die Geistlichen sagten zu. In jeder katholischen Kirchengemeinde sollen Kirchenverwaltungen eingesetzt werden, die in die Bezirke und Diöcesen ihre Abgeordneten senden, deren Haupt der Bischof wäre. Ein solcher Kirchenrath sollte aus zwei Drittel weltlichen und ein Drittel geistlichen Mitgliedern bestehen.

Ueber die gepflogenen Verhandlungen sollte ein längeres Memorandum veröffentlicht werden, damit die Katholiken sich über das neue Streben unterrichten könnten. Das Memorandum

wurde zwar gedruckt, fand aber wenig Anhang, denn nur nach dem Schluß der Reichstagsession absorbirte wiederum das rege politische Leben die ganze Kraft der Nation ohne Unterbrechung auf die Confession. Im August des Jahres 1849 hätte sollen der erste Congress der Katholiken abgehalten werden; die Verhandlungen waren verendet, der Tag rückte an. Aber das Waffengewühl und die Waffengefährdung bei Vilagos schlug die Bewegung in Ungarn zu Boden. —

Es kamen trübe Zeiten. Der Absolutismus hielt mit eiserner Armee jede geistige Bewegung umfaßt. Der Klerus hielt sich für die „Kirche“; es entbrannte ein Streit über die Definition des Wortes „Kirche“ — aber mit der Waffengefährdung verströmte Alles. Das Vaterland! — und wenn des Ungarn Vaterland der Freiheit beraubt ist, so kummert er sich um Abende, wie ihm die Autonomie der Gemeinde dünkt, nicht viel. Eine Ausnahme bilden die Protestanten, die in der Ausübung der freien Kirchenverwaltung schon waren, als das Gehege der Reciprocität gegeben wurde. Mit Eiferhuth machten sie dreimal über ihren kirchlichen Freiheitseitel, und als die absolutistische Regierung protestantischen Kirchenangelegenheiten durch ein Patent regeln wollte, so stemmten sich die väterländischen Protestanten mit der ganzen Macht ihrer moralischen Kraft dagegen, wofür ihnen jeder treue Sohn des Vaterlandes ohne Unterschied des Bekenntnisses ungebeachtete Anerkennung zollte.

Der Druck des Absolutismus lastete auf Land und Volk Ungarns! Hätte die Abicht, die Schule zur Polizei-Aufsicht, zu Dienerrin für Zwecke, welche dem Interesse des Landes entgegenstanden, nicht so auffallend hervorgeleuchtet, als die Männer der Freiheit wären froh gewesen, die Schulverwaltung des absolutistischen Staates zu sehen. Der Kostenpunkt aber mag es gewesen sein, der die Regierung dazu bestimmte, die Schulaufsicht in die Hände des Klerus zu legen! — Ministerpräsident, Referenten in Schulsachen, Schulräthe und Schulinspektoren wurden aus den Reihen katholischer Geistlichen genommen, die es mit ihrem Gewissen und Patriotismus vereinigen konnten, in die Reihe der Staatsbeamten zu treten. Die Bewegung des Jahres 1848 unter den Katholiken war wieder vergessen, die katholische Kirche war wieder die bevorzugte, die katholischen Feiertage wurden wieder Landesfeiertage, das gläubige Volk, das sich kaum erst zu regen begann, wurde wieder zur Unthätigkeit verdammt. Bischöfe und Priester genossen wiederum das Recht des „ecclesia proeodit.“ Inzwischen that die absolutistische Regierung einen Schritt, der vom Standpunkte der Gewissensfreiheit ewig fluchwürdig bleiben wird. Cardinal Mauser, Fürstbischof von Wien, der raffinierte Staatsmann und Diplomat, konnte es nicht ertragen, daß der Erzbischof von Salzburg, Primas des deutschen, und der Erzbischof von Gran, Primas des ungarischen Reiches genannt werden. Es gelüste ihm — unter den Kirchenfürsten des gewaltigsten einheitsgemachten österreichischen Kaiserstaates, wozu man auch das „eroberte“ Ungarn zählte, der Erste zu sein; er wollte Primas von Oesterreich werden! Die Sucht nach Rechten und Herrschen leitete ihn, den einflussreichen Mann, die österreichische Regierung dazu zu bestimmen, mit der römischen Curie eine Vereinbarung zu treffen, wonach die Kirchenangelegenheiten der Katholiken vom Staate unabhängig werden sollten. Cardinal Mauser war Bevollmächtigter der Regierung, und es kam eine Vereinbarung zu Stande: diese enthält — das Concordat vom 18. August 1855. Jeder Vortheil, der für die „Kirche“

Kirche" hätte erwachsen sollen, blühte nur für den Klerus. Klementien erhielten die Bischöfe darin Vorrechte, Freiheiten, Abgüsse in Gefäßen, Zeitung und Beaufichtigung der auf Veranlassung des Staates entstandenen öffentlichen Schulen, freien Verkehr mit Rom, das Recht der Abhaltung von kirchlichen Synoden, Einfluß auf die Verwaltung aller kirchlichen und Schulvermögens u. dgl. Das „gläubige Volk wurde fast als Null betrachtet und das Recht desselben bestand darin, daß es für jede Gemeinde Kirchenräte, Synodi wählen durfte zur Kontrolle des Kirchenvermögens, welches Recht wurde dahin zusammenschumpfte, daß diese Synodi der Kirche die Priester zuwiesen, mit dem Klingenbeutel in der Kirche umherzugehen und die Kerzen für den Gottesdienst anzuzünden durften. Der Primas von Ungarn schloßerte zwar dem Cardinal Kauffner den Vorschlag ins Gesicht: Ecclesiam perdidisti, aber das Concordat blieb auch in Ungarn in voller Kraft bis zur Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Lebens, welches mit der Ernennung des zweiten parlamentarisch verantwortlichen Ministeriums (17. Februar 1867) beginnt.

Zwischen Klerus und Volk entstand in dieser Zeit eine Kluft, die immer ausgefüllt werden kann, denn das Volk ist gegen Klerus, was die Geistlichen thun, mißtrauisch geworden. Die Griefen und Ganzen sind alle Weithiden von Herrschaft geteilt, und sprechen sie von Freiheit der Kirche, so ist das nichts anderes, als die Sucht nach Befestigung einer clericalen Macht und Beförderung clericaler Interessen. Freie Männer unter den Geistlichen sind selten, doch giebt es deren. An ihrer Spitze steht der bisher von allen Clericalen sehr verfolgte Bischof Michael Herrvath, Jorängi, Gatala, Kuthy u. A. — Die Kirchen- und Schutrmänner, inwieweit dessen Verwaltung in Händen der Regierung sich befindet, repräsentiert den Werth von ca. 30 Millionen Gulden, wozu die immensen Freünden der Bischöfe (resp. Kirche) nicht mitingerechnet sind.

இதற்குரிய.

Der große Consumverein von Zürich.

Welche glänzende Resultate das Genossenschaftswesen herzuführen vermag, wenn zur Begründung genügende Mittel vorhanden sind, das haben in neuester Zeit die Berliner Wollschützen bis zur Evidenz bewiesen. Ähnliche Erfolge scheinen in der Schweiz die Consumvereine zu erreichen. Wir entnehmen nun aus vorliegendem Bericht folgende Angaben:

Der große Genfsumverein in Zürich hat seinen Hauptsitz in einem grossen und bequemen Gebäude, das gleichmässig in verschiedenen Abtheilungen für die verschiedenen Verräthe eingetheilt ist. Dies ist die Niederlage an gros der Gesellschaft; von ihr leihend geben die zwölf Geschäfte für Detailverkauf aus. Diese Association unterscheidet sich in verschiedenen Dingen von dem andern Genfsumverein in Europa. Sie hat keine Schulden und ihr Beistand beläuft sich auf 567,000 Francs; sie zählt 300 Mitglieder, besitzt ein Inventar im Werthe von 77,574 Fr., hat für 7000 Francs Pferde, Wagen, Erpöcke etc. Ihre monatlichen Baareinnahmen betragen durchschnittlich 117,204 Francs und sie setzen einen besondern Stolz darein, ihren Mitgliedern zu zwei Prozent Dividende zu zahlen. Die zwölf Detailgeschäfte oder Zweigverkaufer sind in passenden Localitäten

über die ganze Stadt verbreitet und haben unter den Krämern und Kleinhändlern dieselbe Opposition zu bekämpfen, wie sie ähnlichen Unternehmungen in England und anderwärts entgegengetritt.

Der Züricher Verein repräsentirt und versorgt 9,200 Personen oder fast ein Fünftel sämmtlicher Einwohner der Stadt; der Verein ist in starkem Wachsthum begriffen und verspricht binnen Kurzem sämmtliche Einwohner Zürichs mit billigen Gewaren zu versehen. Er besitzt eine große Bäckerei; hat ausgedehnte Kellereien, aus denen ein guter Wein sehr billig verkauft wird, und so durchweg.

Der Richtung folgend, die solche Genossenschaften stets in England einschlagen, besitzt dieser Verein, obgleich erst einige Jahre alt, ein Refektorium und eine Bibliothek, und hofft bald eine genossenschaftliche Schule zu gründen. Außer dem außerordentlich großen Beistand, den dieser Verein in jeder praktischen Hinsicht gewährt, rühmt er sich noch eines andern, nicht minder großen: der volkswirtschaftlich-politischen Bewegung, die er bei seinen Mitallieuten befördert.

Es ist nämlich gegen die Grundzüge des Zürcher Consumvereins, große Dividenden zu verteilen. Auf der andern Seite ist er nicht erloschen, sondern verkauft der ganzen Welt zu denselben Preisen, wie seinen Mitgliedern. Er kauft enorme Mengen von Lebensmitteln zu Engros-Preisen auf, und verkauft sie im Klein-Geschäft zu denselben Preisen, indem er nur die laufenden Verkehskosten dazu schlägt; er ist deshalb ein geselliger Feind für alle Kleinräder und Hölzer jeder Art. Dies Alles that er aus Grundlag. Der Consumverein ist für directen Verkehr zwischen dem Producenten und dem Consumenten. So auch für directen Unterricht des Kindes durch die Eltern und ebenso für directe Mitwirkung des Volkes bei der Gesetzgebung. Mit großer Consequenz und Beharrlichkeit besteht die Gesellschaft nur auf diesen Grundzügen und steht in dieser Hinsicht ganz einzig da.

Man wird natürlich fragen, welches die Anziehungspunkte, der Stimulus ist, dieser Gesellschaft beizutreten, wenn man, auch ohne Mitglied zu sein, ihre Beneficien genießen kann. Die Antwort lautet: Nichts anders als der Reiz des Vergnügens und dem gefunden Menschenverstande Einklinkenden. Nie wird ein Dummkopf aufgefordert, der Gesellschaft beizutreten, und, so seltsam und unpraktisch es klingen mag, besonders wenn man damit die Praktikerin und den Haubig ähnlicher Gesellschaften in Amerika vergleicht, so ist es doch wahr, daß der Verein einen großen Anlauf hat. Man demüthigt sich nur um solche Mitglieder, Männer oder Frauen, die durch Intelligenz hervortragen, oder sich durch gute Werke oder Studien irgend welcher Art hervor-
gethan haben. Reichthum ist gleichgültig, und Speculanten werden abthätlich ferngehalten. Auch jüngere Mitglieder, den Ein-
flüssen erziehliger Ideen zugänglich, sind willkommen. So kommt es, daß der Züricher Consumverein die intelligenteste demokratische Genossenschaft in Europa ist. Die große Hauptaufgabe, die der Verein sich gestellt hat, ist die Einführung oder viel-
mehr Mithführung des directen allgemeinen Stimmrechts mit Abschaffung aller „Senate, Präsidenten und Abgeordnetenhäuser“, indem nur die Herrn der uralten Völkergemeinde wieder angese-
hnd wird, so daß das Volk verantwortlich wird, selber das Gesetz zu fähren, für oder gegen welches es stimmen soll und diese Aufgabe nicht länger den Repräsentanten überlassen darf.

Alles dies sieht sich aus der Entfernung sehr gut an, wird man sagen, aber es wird lange Zeit dauern, ehe diese utopischen Ideen in's Leben treten können. Keineswegs! Es ist schon ein Gesetz des Cantons Zürich geworden. Am 18. April 1869 ist es

von der Volksvertretung desselben genehmigt worden; ebenso sind Thurgau, Bern, Graubünden und der Canton Aargau damit beauftragt, das Gewerkschaftsgesetz des Cantons Zürich, das jedenfalls einfacher ist und eine größere Zukunft für sich zu haben scheint, als das von Schulz-Dehlig in Deutschland vermittelte Gesetz, bei sich einzuführen.

Frankreich.

Ein französisches Familior.

Vor zwanzig Jahren wurde das Familior zu Guise durch Godin Lemaître gegründet. Dasselbe befindet sich augenblicklich in voller Blüte des Erfolges. Godin Lemaître wurde von armen Eltern geboren zu Chaumettes im J. 1817 und verbrachte seine Kindheit bis zum 17. Jahre bei den Arbeiten des Feldes und der Kallgrube. Darauf reiste er zehn Jahre lang. Im J. 1844, noch immer ein einfacher Arbeitermann, kehrte er in sein heimatliches Dorf zurück und richtete von da an alle seine Gedanken auf die Gründung des jetzt bestehenden Etablissements. Das Problem, welches zu lösen er unternahm, war die gleichmäßige Verteilung des Arbeits-Ertrages und damit die Verbreitung von Wohlhabenheit unter den Armen.

Die Gebäude bestehen aus zwei Parallelogrammen, die einen Mittelhof umschließen; sie bedecken eine Bodenfläche von 324 Métres. Die Flügel des Gebäudes haben auch die Form von Parallelogrammen und bedecken eine Bodenfläche von 200 Métres. Die inneren Höfe sind mehr als 200 M. breit und mit Glas bedeckt. Die Verbindung ist durch Treppen und umlaufende Balkone hergestellt. Jede Etage ist mit reichlichen Wasserwerken versehen; überhaupt ist jede Einrichtung getroffen, um Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu erleichtern. Fünfundfünfzig dienende Personen sorgen täglich dafür, daß Gänge, Treppen, Balkone, sowie die Räume zu gemeinschaftlichem Aufenthalt, rein gehalten werden. Der Lohn dieser Personen wird von der Generalverwaltung ausgezahlt.

Wenn der Arbeiter mit seiner Frau von der Arbeit kommt, findet er gutgekochte Nahrung zubereitet zu einem so niedrigen Preise, wie er selbst sie kaum dafür bezahlen könnte. Wein, Bier und Wacholder sind stets frisch vorrätig, ebenso die Vorräte guter Nahrungsmittel in dem gemeinsamen Vorrathshause. Jeden Tag läßt der Arzt sich im Bureau die Namen der Kranken nennen; für diese existieren auch tragbare Bäder, während für die Gesunden reichlich Badegellegenheit vorhanden ist. Speckzimmer, Spielzimmer, Lesezimmer mit Bibliothek sind allgemein zugänglich. Gärten, Lauben und Spaziergänge an den stillen Ufern des Flusses Ouse gehören zu der Beschäftigung; ein Stück Land zu eigener Bebauung wird auf Wunsch jedem Bewohner des Familior zugewiesen.

Was aber wohl die Hauptanziehung ausübt, ist der freie Unterricht, den sämtliche Kinder dieser Anstalt genießen. Für die Säuglinge sind Kruppen und gute Pflagerinnen vorhanden, doch haben die Mütter befristigt freien Zutritt zu diesen Räumen. Mit sechs Jahren können die meisten Kinder buchstabieren, bis Hundert zählen, auf der Tafel zeichnen; dann kommt das Kind in die zweite Klasse, wo Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird, doch mit gelegentlicher Rückkehr zur ersten Stufe, wo die Grundlagen des Wissens neu befestigt werden. Körper-

liche Strafen sind ganz ausgeschlossen; sie werden durch den Grad der Erhebungen, Belohnungen und Belohnungen ersetzt: diese Auszeichnungen werden stets öffentlich verliehen. Am Ende jeder Woche wird der Grad des gezeigten Eifers, nicht der erworbenen Kenntnisse, belohnt, so daß selbst der Schwächste Auszeichnung erlangen kann. Täglich sieht man die Kinder an ihren kleinen Esaten und Hacken die Gartenwege in Ordnung halten — bis jetzt hat die Gartenkultur noch nicht die Anerkennung erlangt, die sie verdient. Täglich findet sich noch ein fähiger Mann mit denselben Gesinnungen wie der Gründer, der diesem Zweige seine Aufmerksamkeit widmet.

Zwei „Comités“, jedes aus zwölf Mitgliedern bestehend, überwachen das Familior. Beide werden in geheimer Sitzung gewählt, das eine aus den Männern, das andere aus den Frauen; jedes Mitglied, das dem Institut seit einer bestimmten Zeit angehört, ist sowohl stimmfähig als wählbar. Der Rat der Männer beaufsichtigt sich hauptsächlich mit Versicherungs-Angelegenheiten, mit den Coöperativ-Fragen und der Anlage der Gelder, was oft in öffentlicher Versammlung diskutiert wird. Dieser Ausschuss erhält die Ordnung aufrecht, bestimmt die gemeinsamen Feste u. s. w. Der weibliche Ausschuss hingegen beaufsichtigt sich besonders mit allen häuslichen Angelegenheiten: Reinlichkeit, Ventilation, der Beschaffenheit der Räumlichkeiten, der Erziehung der Kinder, ferner mit allem, was sich auf die innere Ordnung und das Wohlbehagen bezieht.

Dies ist die moralische Seite des Familior; seine materielle Seite läßt sich kurz folgendermaßen zusammenfassen: Im April 1888 wurde der Grund zu diesem „Villapalaste“ gelegt; 1861 begannen schon dreihundert Personen darin. Der zweite Teil des Gebäudes wurde 1862 begonnen und 1865 eingeweiht. Die Gebäude sind elegant, doch solide; sie sind in allen Details sorgfältig behandelt und haben gute Zinsen von dem darin angelegten Kapital gewährt. Interessant sind auch die Zahlen-Angaben über die Miete, welche die einzelnen Bewohner zu entrichten haben; die Zahlen setzen durch ihre Niedrigkeit in Erstaunen.

Die Frage, wie so große und in jedem Falle wünschenswerte Resultate in so kurzer Zeit erzielt werden konnten, findet bei der obigen, einem summarischen Bericht entlehnten Anzahl wohl nicht genügende Beantwortung; besonders wird die Frage noch dazu in einem so kleinen Orte — eine so große Anzahl von Bewohnern lobende Besichtigung? sich nicht Unbefangenen aufdrängen. Wir erfahren nur, daß das Institut besteht, aber nicht, wie es in's Leben gerufen wurde.

Der Statistik der Pariser Bevölkerung.

Nachdem wir (Nr. 44) die Zahlen- und Verhältnisse der Bevölkerung von Berlin mitgeteilt, wird es unseren Lesern interessant sein, einen vergleichenden Blick auf die Bevölkerungsverhältnisse von Paris zu werfen, und zwar mit Hilfe der kürzlich veröffentlichten, amtlichen Statistique de la France. Es ergibt sich Folgendes daraus:

Paris zählte mit der Garnison im J. 1866 1,825,274 Personen. Der jährliche Zuwachs seit 1861 betrug 1,30 pCt. Die Zahl der Haushaltungen belief sich auf 675,222 mit durchschnittlich 2,7 Personen. An Häusern waren 57,686 vorhanden, von denen 50,318 ganz, 6311 theilweis bewohnt waren, 1057 leer standen. Auf die ganz oder theilweis bewohnten Häuser trafen im Durchschnitt 32,33 Bewohner. Die Zahl der Wohnungen war

verhältnissen fast entsprechend, 641,165. Von den Gebäuden sind nur 149 mit Stroh oder Holz bedeckt. Von den Häusern sind 4778 nur ein Erdgeschloß (gegen 1861 — 3883), 12,164 zweierlei Stockwerk (+ 1371), 8823 2 (+ 1756), 7546 3 (+ 540), 754 4 (+ 302), 16,197 mehr als 4 Stockwerke (+ 1840). Die Armee zählt 25,294 Mann, die Civilbevölkerung 1,799,980. Von den letzteren waren 592,763 geborene Pariser*, 1,098,818 ihre Franzosen, 2512 naturalisirte Fremde, 104,114 Fremde. Unter den Fremden bilden die Deutschen die Mehrzahl (30,556**), nämlich die Belgier (28,430), dann die Schweizer (9939) u. s. w. In den Civileinwohnern sind 96 pCt. Katholiken, 41,244 Protestanten, 20,615 Juden. Von 100 Civileinwohnern über 5 Jahre unter 13 weder lesen noch schreiben, 2 nur lesen, 85 lesen und schreiben.

Von der Civilbevölkerung sind 904,667 männlichen, 895,313 weiblichen Geschlechts; unter den eigentlichen Parisern beträgt jedoch das weibliche Geschlecht im Verhältnis von 9:92. Von 1000 Civileinwohnern sind 504 Kinder und Unkeiratete, 423 Verheiratete, 73 Verwitwete. 11,936 Einwohner (familiäremittel mitgerechnet) (0,9 pCt.) leben vom Gartenbau; 948,551 (54,4 pCt.) von der Industrie; 214,349 (12,9 pCt.) u. Handel; 124,649 (7,9 pCt.) von solchen Gewerben, die sich den Baarenumsatz, das Kredit- und Bankwesen u. dgl. anwenden; 76,339 (4,4 pCt.) von verschiedenen Gewerben (darunter 323 Portiers); 75,238 (4,4 pCt.) von den sog. liberalen Berufen (Richter, Ärzte, Literaten, Künstler, Lehrer etc.); 40,657 pCt.) gehören der öffentlichen Gewalt (Gendarmerie, Polizei); 59,678 (3,4 pCt. der öffentlichen Verwaltung; 9679 pCt.) der Geistlichkeit; 168,980 (9,7 pCt.) lebten als Rentiers. 48,794 Individuen hatten keinen Beruf (Detinirte, Zuhälter, Sclaven, Prostituirte u. s. w.); bei 46,424 Individuen konnte überhaupt nicht ermittelt werden.

Von der Bevölkerung waren (incl. der Familienmitglieder) 105 (37,98 pCt.) Selbständige, 506,528 (11,97 pCt.) Angehörige, 755,007 (43,41 pCt.) Arbeiter, 111,496 (6,41 pCt.) Dienstboten.

England.

Cromwell und die Juden in England.***)

„Von Gottes Gnaden“, ist der Titel eines fünfbandigen Wand von Julius Rodenberg, der uns darin nach dem bereits mehrfach mit großem Talente geschilderten England n, wo die Erzählung zur Zeit Cromwell's spielt. Können unserm gewandten Cicerone nicht absprechen, daß er es sehr, uns in England umherzuführen, so müssen wir auf der einen Seite auch zugeben, daß er ein interessantes Stück Licht vor uns entrollt. Wir wandern im Lager der Anhänger Is's, der Royalisten, und im Lager der Parlaments-Armee her, wir sind Zeugen der blutigen Schlacht von Naseby, Hinrichtung Karls I und sehen Cromwell als Protector, auf

*) Also noch nicht der dritte Theil aller Pariser Einwohner ist in die geboren. Ein ähnliches Verhältnis dürfte auch in Berlin zwischen Gemeinbevölkerung und den dort geborenen Einwohnern stattfinden. **) Ungefähr ebensoviele groß soll die Zahl der Pariser Deutschen auch sein und Bekräftigen sein. D. H.

***) Julius Rodenberg: „Von Gottes Gnaden“. 5 Bde. Berlin, bei Gerdels Verlagbuchhandlung, 1863.

dessen Leben vielfache Attentate versucht wurden. Namen, wie Milton, wissen das Interesse dieser Schilderungen zu erhöhen. Was aber bei diesem bekannten Stoffe vollkommen neu und daher fesselnd ist, das ist die Geschichte der Juden damaliger Zeit, die der Verfasser geschickt in den Roman zu verweben weiß.

Während in Amsterdam die aus Portugal stammenden jüdischen Familien zu fürstlichem Reichthum und Ansehen gelangt waren, durfte sich in England kein Jude auch nur vorübergehend aufhalten, geschweige denn dort Haus, Boden oder sonstigen Besitz erwerben. Nur eine jüdische Familie, die des Abraham zum grünen Schild, befand sich in England, da Abraham, als gewandter Geldmann, von seinem ehemaligen Landesherren, dem Kurfürsten von der Pfalz, König Karl I. empfohlen war. Unter Cromwell's Regierung fiel nun die Verhandlung: „ob es zulässig sei, das Geleitz aufzuheben, welches seit vierhundert Jahren die Juden aus England verbannt hatte“. An der Spitze der Deputation, die aus Amsterdam zur Unterstützung dieser Frage herübergekommen, stand der weise Rabbi Menasse ben Israel, eingeladen im Namen Cromwell's, welcher anordnete: „derselbe solle mit allen den Gesandten einer fremden Nation gebührende Ehren empfangen und behandelt werden, denn der Rabbi sei der Gesandte der ganzen jüdischen Nation“.

In den Staatskutschen des Protector's fuhren die, sonst so verachteten und mißhandelten Juden zu dem feierlichen Empfang, der ihnen in Whitehall zu Theil werden sollte. Wenn auch die Hoffnungen der jüdischen Deputation nicht in allen Theilen in Erfüllung gingen, so haben sie doch erreicht, daß die Juden fortan nicht mehr in Furcht und Zagen wie Verbrecher sich in England aufzuhalten brauchten, sondern daß sie frei und offen dort wohnen und Handel treiben konnten.

Sehr geschickt versteht es der Verfasser, die Erzählung aller Fragen, die das Judenthum der damaligen Zeit betreffen, mit seiner Erzählung zu verbinden, und auch hier sind es wieder bekannte Namen, die uns in der jüdischen Gemeinde von Amsterdam begegnen, wie die Mescha und Baruch Spinoza, und dies verleiht dem Roman Rodenberg's ein ganz besonderes kulturhistorisches Interesse.

Nord-Amerika.

Dörfer und Städte der heutigen Zeit.

In Amerika haben sich in neuerer Zeit sogenannte Village Improvement Societies, Vereine gebildet, die es sich zur Aufgabe machen, das Dorfleben in geistlicher und intelligenter Hinsicht zu veredeln. Einer amerikanischen Revue, welche darüber Betrachtungen anstellt, daß in unserer Zeit der Unterschied zwischen Dorf und Stadt mehr und mehr schwindet, haben wir Nachstehendes, mit gelegentlicher Hinweisung auf europäische Verhältnisse, entlehnt:

Vielleicht auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens ist der Umchwung der Dinge, welcher seit Anfang dieses Jahrhunderts eingetreten, so wahrnehmbar, als an der veränderten Beschaffenheit der Dörfer. Ohne zu weit zu gehen, kann man behaupten, daß die Reigung der Zeit dahin geht, den scharfen Unterschied zwischen ländlichen und städtischen Gemeinden, den man von gewisser Seite so streng aufrecht zu erhalten sich bemüht, mehr und mehr zu verwischen. Während selbst die kleinsten Dorfgemeinden nach Vergrößerung streben und sich so dem städtischen

Scharakter nähern, sind die großen Städte in Amerika und England und bis zu einem gewissen Grade auch in einigen Ländern des europäischen Continents nichts weiter als gehobrigte Märkte für den Verkehr im weitesten Sinne; denn Jeder, der es irgend ermöglchen kann, zieht sich für den eigentlichen Lebensgenuss in die ländlichen Umgebungen zurück. Der nivellirte Geist der Zeit ist also hier recht sichtbar thätig. Blüht man auf das letzte Jahrhundert, so gewahrt man recht den Umschwung.

Ein französisches Dorf zur Zeit Ludwig's XIV. war nicht viel mehr, als ein Aggregat erbärmlicher Schambütten, alle düster, unbehaglich, schmutzig. Der Hiel, die Kuh, das Schwein und das Geflügel theilten den Wohnraum mit dem Bauern und seinen Kindern. Die angeborne Heisterkeit des Franzosen trieb ihn meist in die freie Luft; hier fanden alle Lustbarkeiten und auch ein großer Theil der Arbeiten statt. Aber das Innere der Häuser verbleih, wie schwer Jahrhunderte der Unwissenheit und des Aberglaubens, der tiefsten Vernachlässigung auf diesem Volke lasteten. Zur Zeit der Frau v. Sévigné erhielt der Pfarrer ihres Dorfes als Geschenk eine Uhr aus Paris geschickt. Schnell verbreitete sich diese Neuigkeit im Kirchspengel, und die Leute eilten herbei, das Wunder zu sehen. So groß war ihr Erschaunen über die von selbst arbeitenden Räder, die Bewegung der Zeiger, daß sie auf ihre Knie fielen, ein Ave beteten und ausriefen: c'est le bon Dieu! Frau v. Sévigné, gutberzig und klug wie sie war, lachte über diese Geschichten, während sie darüber hätte weinen sollen; aber was waren der feinen, klugen Hofdame Ludwig's XIV. die armen, unweisenden Bauern?

Der Kurzem hat eine Preisvertheilung hochartigster Beschaffenheit in Hamburg stattgefunden, um die hervorragendsten Erzeugnisse des Gartenbaues zu belohnen. — Eine Einrichtung ähnlicher Art, nur in kleinerem Maßstabe, besteht schon seit vielen Jahren in Amerika und England und könnte gemiß überall mit Glück eingeführt werden. Es haben sich nämlich dort Gesellschaften gebildet zur Förderung der Verschönerung der ländlichen Wohnungen. In Verbindung damit werden alljährlich kleine Ausstellungen in den betreffenden Orten selbst veranstaltet, auf denen nicht nur die besten Erzeugnisse der ländlichen Gartenkultur, sondern auch die besorg gehaltenen Gärten prämiirt werden. Die Belohnungen bestehen meist in Sämereien, Pflanzen etc., und der Segen, den diese Associationen unter ländlichen Gemeinden verbreiten, ist recht deutlich wahrnehmbar. In England stehen sehr oft Damen an der Spitze derselben, und in der That kann man sich kaum ein Gebiet vorstellen, das geeigneter wäre für weibliche Thätigkeit, als die Anregung und Verbreitung des Schönheitsstrenns im Anschluß an die Pflege der Pflanzenwelt.

J a p a n .

Japanische Literatur- und Kultur-Erscheinungen.

Das Londoner Athenäum berichtet von der Publikation einer „japanesischen Geschichte des britischen Parlaments“, die nach May, Hallam und anderen Verfassungsverordnungen compilirt ist. Dieses Buch ist in Jeddo erschienen, wo das erste japanische Parlament vor Kurzem seine Arbeiten begonnen hat. Ohne Zweifel hat das Werk den Zweck, hierbei als Richtschnur zu dienen; es umfaßt zwei kleine Bände und enthält einen trefflichen Plan von Westminster, sowie eine innere

Ansicht des Unterhauses mit Mr. Disraeli im Portrait, wie er eine volle Versammlung anredet.

Die sich mehr und mehr entwickelnde Neigung, europäischen Verhältnisse zu studiren, europäische Kultur anzunehmen, welche Japanesen im Gegenfatz zu den Chinesen zeigen, hat sich aus einer Specialcorrespondenz der United Service Gazette bekräftigt bei der Anwesenheit des Prinzen Alfred von Großbritannien gezeigt. Die hohe japanische Aristokratie ist entzückt über den Besuch gewesen, weil sie darin eine bisher nicht dagewesene Aufmerksamkeit gegen Erstere seitens einer europäischen Regierung erblickte. Die Daimios weitesterten in Zuerkennung gegen den Sohn der Königin Victoria, den sie als den einzigen ihnen ebenbürtigen Europäer betrachteten, der das Japan, die älteste Jendalmenarchie der Erde, besucht hat.

Soziale und politische Reformen sind übrigens den in schnellem Fortschritt, wie der Correspondent mittheilt; Jedem dessen Mittel es erlauben, trägt europäische Kleidung — die Vorliebe von englischem Schnitt, wie der Correspondent kaum schwerwiegend nicht zu bemerken unterläßt — und europäische Sprachen (Englisch natürlich am meisten) werden eifrig getrieben. Die Daimios haben dem Mikado erklärt, sich mit einem Theil ihrer Einkünfte begnügen und ihre politischen Privilegien abgeben zu wollen, falls ihnen dafür die Unterhaltung ihrer Haus Genossen, jener zahlreichen feudal-militärischen Gefolge, genommen würde.

Der Herzog von Edinburgh wurde vom Mikado mit einer prachtvoll in Goldverzierung gebundenen zwölfbürtigen Berke beschenkt, das eine von vielen interessanten und künstlerischen Illustrationen erläuterte Geschichte und Ethnographie des Landes enthält.

Ueber die Sucht der Chinesen, Fremde möglichst zu halten und sich europäischen Institutionen zu widersetzen, welche die Japanesen mit überlegener Miene lächeln, da sie dies in kurzgütig und kindisch halten. Die letztere Nachricht stimmt mit den Beobachtungen überein, die man in Californien über den Charakter beider Völker gemacht hat. Der Japaner ist offener, aufrichtiger, sich leichter den amerikanischen Zuständen und Personen anpassend, ein intelligenter Kosmopolit, während der Chinese stets ein gerissener und laßendummstolger Schatz bleibt.

Hinterindien.

Die Franzosen in Hinterindien.

Ein Verdienst der Regierung Napoleon's III. ist es, Frankreichs maritime Stellung gehoben und seinen Colonien reichlichen Aufschwung und größere territoriale Ausdehnung gegeben zu haben. Die Rolle, die Frankreich in Hinterindien nach seine Position in Cochinchina und seine Forschungs-Ergebnisse in diesem bisher fast noch unbekannten Lande zu spielen bereits ist, scheint eine sehr wichtige werden zu wollen. In der ersten Erscheinenden trefflichen Monatschrift *Revue maritime et coloniale* hat der See-Lieutenant Francois Garnier, Chef einer Expedition zur wissenschaftlichen Exploration des Meeres, in der

*) Die jetzt in Berlin anwesende Gesandtschaft aus China widerlegt diese Behauptung des englischen Athenäum.

eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, welche von merkwürdigen Dingen berichten.

Garnier's Reise erstreckte sich (1867 und 1868) über ganz Hinterindien bis tief in das südliche China hinein, in der That bis zum Yang-tse-Kiang (blauen Fluß). Mit seinen Ansichten über die Zukunft französischer Pläne hält er nicht hinter dem Berge. „Durch eine feste Haltung gegenüber dem Hofe von Siam und, indem man sich angelegen sein läßt, die berechtigten Empfindlichkeiten der eingeborenen Völker zu respectiren, wird man dahin kommen, den Einfluß Frankreichs selbst bis an die Thore dieses nördlichen chinesischen Indiens (Zudo-China) auszudehnen, welches den unmittelbaren Zugang zum Reich der Mitte selbst bildet. Die bewundernswerth günstige Lage unserer Colonie in Cochinchina kann, wenn wir es wollen, unserm Einfluß, unserer Civilisation, unserem Handel eine überwiegende Stellung in chinesisch-Indien geben. Auf dieser reichen Halbinsel, die so glücklich zwischen China und Indien liegt, können wir die Elemente jenes gesegneten Colonialreichs wiederfinden, das Dupuy und in Beckerrindien zu erobern verstanden hatte, und das heute einer glücklicheren oder gesichteren Nation zugefallen ist. An den Thoren Chinas und Japans postirt, können wir die Ereignisse, deren Schauplatz jene Länder sind, aus der Höhe überwinden und sie nach dem Maßstab unserer Interessen und Rechte dirigiren.“

Nach Garnier's Ansicht müßte Frankreich sobald als möglich die Mündungen des Longtsingflusses an dem gleichnamigen Meerbecken beisehen und die dortigen, dem Kaiser von Anam tributpflichtigen Völkerschaften unter sein Protektorat nehmen. Durch diese würde es den Binnenhandel mit Tsee aus China, mit Tinde aus der chinesischen Provinz Kie-Tschuan, mit Metallen aus Sünnan und Tsenking an sich reißen, und die Küstenschifffahrt zwischen Cochinchina und Tsenking würde den Abfuhr französischer Produkte und Manufakturvermitteln. Als wichtige Etappe für die Besetzung von Longtsing erscheint, nach der Karte zu urtheilen, die gegenüberliegende Küste der Insel Formosa, die nur sehr locker mit dem chinesischen Reiche zusammenhängt. Es würde uns nicht sehr wundern, wenn sich die Ketholen hier in nächster Zeit niederließen. Was den Franzosen in Cochinchina fehlt, sind Kohlen, und diese finden sie auf Formosa.

Zu den interessantesten Mittheilungen in der Arbeit Garnier's gehören die archäologischen Bemerkungen über die Ruinen von Angkor. Diese, von den ersten Europäern, die sie 1570 und 1582 sahen, Alexander dem Großen und den Römern zugeschriebenen Bauten wurden erst bei Eroberung der französischen Besitzungen neu aufgefunden. Die Franzosen Mouhot, Durand und Rondelet, der Engländer Kennedy und Dr. Beffian in Berlin konnten sie nur unvollständig untersuchen. Etwa fünf Kilometer vom Ufer eines großen jümpfgen Sees, inmitten eines tropischen Waldes gelegen, sind sie nur während gewisser Monate, wenn die Schifffahrt auf dem Fluß und dem „Grand Lac“ es erlaubt, mittelst einer dreilägigen Wasserreise von den Grenzen der Colonie aus zu erreichen. Als Denkmäler alter Hindu-Kultur (vielleicht sind sie von gleichem Charakter wie die im Innern Sivas aufgefundenen Hindu-Bauten, deren Bildwerk neulich erwähnt hat) und Zeugen von der Griffigkeit eines mächtigen, bald nach Christi Geburt blühenden Reiches, haben die noch verhandenen Trümmer in dieser Wälderinsamkeit hohes Interesse. Da die französische Regierung nächstens auf ihre Kosten photographische Darstellungen derselben veröffentlichen wird, so enthalten wir uns für jetzt einer weiteren Besprechung.

Kleine literarische Neuere.

— **Manfried's Gedichte.** H. Seine giebt den Rath:

„Hat man an Dir Verath geübt,
Sich Du um so trauer,
Und ist Deine Seele vom Tode betäubt,
So greife zur Feder!“

Aber der zum Tode betrübten Seelen giebt es in diesem unvollkommenen Leben gar viele, und derer, die ihren Schmerz in Worten oder Tönen auszuhäuten, ihn zu gestalten vermögen nur Wenige, und daß dem so ist, ist gut, denn wenn alle singen wollten, wo sollten schließlich die Hörer herkommen? — Die Gabe, das die Seele befreiende Wort anzusprechen, während der Mensch in seiner Qual verstummt, bleibt eine göttliche, ob sie nun ewige Meisterwerke oder bald verklingende Lieber erschaffe. In diesem Sinne entsprechen die zahlreichen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Uebl einet verschiedenen Bedürfnisse, und so heißen wir auch eine kleine Gedichtsammlung willkommen*) die offenbar einer weiblichen Feder ihre Entstehung verdankt, wovon der Titel allerdings nichts verräth. Ein Charakter, der aus den Ummöhlungen schwerer Leiden zu Klarheit und Einheit mit sich selbst sich durchgerungen hat, dessen inneres Licht endlich selbst die tiefsten Schatten des äußeren Lebens überwindet, das ist es, was uns aus diesen Gedichten entgegentritt, deren Wohlklang und Hermsollendungs überaus angenehm berühren. Zart und sinnig ruft die Dichterin den Freunden zu:

Mit Liebe sehn,
Lebt uns vorleben

Den Reichthum der Natur in kleinster Blüthe;

Mit Liebe sehn,
Lebt uns vorleben

Auch den, der tief verborgen im Gemüthe.

— **Burns in neuer deutscher Uebersetzung.***) Der schottische Barde Robert Burns hat in Dr. Adolf Vann, dem wir schon mehrere geschätzte Uebersetzungen englischer und französischer Dichter verdanken, einen neuen deutschen Dolmetscher gefunden, der gewiß dazu beitragen wird, den durch Robert Schumann's feierliche Compositionen in Deutschland so beliebten Wiederholter noch populärer unter uns zu machen. Herr Vann hat die sprachlichen Schwierigkeiten, die gerade Burns mit seinen hochländischen Anklängen darbietet, glücklich zu überwinden verstanden, ohne doch etwas vom Reize des Originale zu opfern. Burns ist noch immer, und zwar nicht bloß in Schottland und England, sondern auch in Amerika, der verbreitetste Volksdichter. Wie beliebt er jenseits des Atlantischen Meeres ist, mag man aus folgender Zeile erkennen:

Die New-Yorker Zeitung „The Nation“ giebt an, daß in Amerika auf ein Exemplar von Byron zwei von Robert Burns verkauft werden und daß zehn Ausgaben von Burns auf sechs von Byron in den Vereinigten Staaten publicirt sind, während auch die Zahl der importirten Exemplare von Burns die von Byron bei Weitem übersteigt. Walter Scott verkauft sich in Amerika schlechter, als irgend ein moderner Dichter, ausgenommen Wordsworth, und auf ein Exemplar seiner Werke werden vierzig von Burns verkauft.

*) Gedichte von R. Manfried. Berlin, C. E. Mittler und Sohn, 1869.

**) Lieber und Balladen von Robert Burns. Deutsch von Adolf Vann. Berlin, Robert Dreyer, 1869.

— **Erzählungen aus dem Ries.** Seit Werthold Auerbach die Dorgeschichte gegen den Salon-Roman vertauscht hat, ist Melchior Meier der einzige Autor, der ihre Poesie noch zur Geltung bringt. Er ist ein Meister in der naiven Sprache naturwüchsiger, unversehrter Menschen und ein Schöpfer von Charakterbildern, die das innerste Leben zur Darstellung bringen. Die neueste Folge seiner „Erzählungen aus dem Ries“, so eben bei Hümpler in Hannover erschienen, führt dem Leser wieder solche naturwahre Kraftgestalten vor. „Der schwarze Hans“, ein Don Juan im Knechtschutzm, ist ein kleines Meisterstück von Originalität und Liebenswürdigkeit; seine Opfer, die schöne, tugendhafte Dorfmaid Katharine, die ihre Liebe so schwer büßen muß, übertrifft an reizvoller Wirkung die meisten Romanheldinnen der Neuzeit. Die ganze Erzählung wird von dramatischer Triebkraft getragen, ja es ist wirklich ein vollständiges lässliches Trauerspiel darin enthalten. Das tragische Ende auf den beider, lustreichen Anfang wirkt wenigstens ergreifender als viele Bühnenversuche. — Die zweite Erzählung „Georg“ ist ebenfalls reich an Leben und Gefühl in einfachen Bauernherbergen. Der elegische Ton klingt auch hier aus den frühlichen Naturlauten hervor, und es wird gewiß manches Auge naß, wenn die bezige Rebeka den Totenfanz hat der Worthrenne fragen muß und Georg an ihrem Sterbebette vor Schmerz vergeht. Daß die Darstellung so fern von aller Sentimentalität und Künstlichkeit dabei bleibt, ist ihr Hauptpreis. Die Frische und Keinheit der Landluft weht gleichsam durch die Dorgeschichten von Melchior Meier. F. v. S.

— **Aus den Alpen.** Unter diesem Titel bietet uns der bereits durch seine Erzählungen „Aus dem Jura“ und „Genserser“, und „In den preußischen Hinterwäldern“ bekannte Verfasser zwei Novellen, die so freudig zu begrüßen sind, je mehr derartige in sich vollendete kleine Kunstwerke von dem breiten Strome der Sensations-Ecclure in den Hintergrund gedrängt werden. In dem hier vorliegenden „Krämer von Uliez“, wie in dem „Wunderdoctor“ führt uns der Verfasser in den Kreis der Bewohner eines Alpendorfes, wo er im kleinen Rahmen den Stoff zu Bildern von außerordentlicher Feinheit gefunden. Es sind Dorgeschichten, aber nicht solche, in welchen der Verfasser Alles gethan zu haben glaubt, wenn er seine Bauern und Bäuerinnen in möglichst stark aufgetragenen Dialect sprechen, sie sich in möglichster Plumpheit bewegen läßt und dann, um das Gerüst schwachhaft zu machen, noch ein Quantum Sentimentalität zufügt, sondern edle, wahre Dorgeschichten, wie sie nur der schreiben kann, der ein Herz für das Volk, offenen Sinn für seine Eigenartigkeit, richtiges Verständnis für seinen vortrefflichen Kern und ein unparteiisches Urtheil über seine Wunderlichkeiten hat. F. v. S.

— **„Gegensicht“ aus der Schweiz.** Neben verschiedenen im anspruchsvollen Reisebildnis gehaltenen Schilderungen merkwürdiger Bergtouren enthält die kleine Sammlung an der Spitze eine äußerst gelungene novellistische Skizze: „Gore-Täggel“, welche einen echt Berner-Oberränder Charakter zum Helden hat.

*) Erzählungen von Robert Schweizer; Berlin, 1870. Otto Sandt.

*) „Berghut, Sonntagsfreier eines alten Glubiken“, von Dr. v. d. Halder. Bern, Dals, 1869.

Hier ist jener eigenthümliche „Erdegeschmack“, welchen Knecht als einen der bedeutendsten Züge der echten schweizerischen nationalen Literatur so richtig bezeichnet. Die schweizerischen Dichter haben unseres Erachtens wirklich vor allen Dingen ihr Augenmerk auf jene aus den heimischen Verhältnissen in Staat, Geschichte und Natur hervorgegangenen Originalcharaktere richten, in welchen dieses ideal-schöne Land so reich ist, und welche den die Poesie seither noch lange nicht genug genüßig und bereichert wurden. Sie ganz in ihrer inneren Naturabsicht aufzuweisen, das wird wohl nur einem Schweizer gelingen, denn Fremde, welche eine nationale schweizerische Dichtung, wie Schiller, in seinem Telle, zu schaffen wußten, werden wohl alle tausend Jahre nur einmal geboren. B. 2.

— **Berliner Adreßbuche.** Ein Adreßkalender, ein Weinzeiger der berühmten Todten Berlins. Was seit zwei Jahrhunderten die große Stadt von ihren bekanntesten und bekanntesten gemeinen Bewohnern, als Saal für die Ereignisse der Erde anvertraute, das ist größtentheils in diesem Buchlein genannt, welches Allen, denen die Todten noch geistig lebend im Herzen sind, ein willkommenes Führer auf den zweizweigen verschiedenen, vielbesetzten Kirchhöfen Berlins sein und Allerdings fehlt darin wohl mancher geschätzte Name, der den „Erzählungen“ entgangen, aber die zahlreichen Namen, die nennt und deren Gräber er meistens mit einigen trefflichen Worten charakterisiert, haben gewiß für alle gebildeten einen guten Klang. So enthält das Register unter dem Buchstaben B folgende Namen: Barez, von Barnim, Barth, von Beer, Michael Beer, Vegas, Wellermann, Benede, von Belschert, Bethmann, Benth, Blechen, Bloch, Böck, von Bornemann, Borch, v. Boven und Buttmann. Man wird hieraus einen Schluß auf die in dem Buchlein genannten charakterisirten Namen der übrigen Buchstaben des Alphabets ziehen können.

— **„Heimat und Fremde.“** So heißt eine Festgabe für die Jugend, wie sie nicht literarisch würdiger gedacht werden kann. Richard Andre, Ed. Grosse, C. Kausser, Franz Otto und andere haben darin aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Natur- und Kunstdenken eine Reihe der anziehendsten und belehrendsten Schilderungen zusammengestellt. So erhebt sich gleich die erste Darstellung: „Ein deutscher Meister und sein größtes Werk“, welche uns in Rietzsch's Kunstwerkstätte einführt, wo eben ein Lutherdenkmal zu Worms modellirt wird, durch Wort und Bild weit über alle ähnliche Weihnachts-Illustrationen. „Friedrichs-Friesen, der deutsche Freiheitkämpfer“, der Freund Deutschlands und des Luthertums, reißt sich würdig an die Verherrlichung der Reformations-Helden durch die deutsche Kunst nicht minder sind die Skizzen aus der Länder- und Völkertum des Tricereben, den vultantischen Verhältnissen im Erinnern an der phönikalisch-mathematischen Welt eine Jungfrau von Unhaltung und Belehrung für die reifere Jugend.

Für jüngere Knaben wird sich dagegen das in demselben Verlage erschienene, von Hermann Wegner herausgegeben „Junkfräulein Spielbuch“ mit tausendfachen unterhaltenden Aufstellungen, Spielen und Beschäftigungen für Körper und Geist empfehlen.

*) Von U. Kierl. Berlin, Nicolai, 1869.

**) Leipzig, Otto Swamer, 1870. (Mit mehr als 100 Illustrationen.)

— **Schriften zur Frauenfrage.** Neuerdings sind uns folgende kleine Schriften zur Erläuterung der Frauenfrage zugegangen, die, so schätzenswerth sie auch sein mögen, doch keiner besonderen Kritik bedürfen, da sie sich durchgehend nur den hinlänglich erörterten und bekannten Ansichten anschließen:

Der Nebstband unter den Frauen und die Abbild deselben. Ein Vortrag zur Frauenfrage, von Karl Weiß, Vertreter des Wienerabzuges. (Berlin, B. Brigl.)

Die Lösung der Frauenfrage der Frau, als Grundbedingung für die stitliche und geistige Gleichberechtigung der Frau, von Anna Pinoff. Anhang: Denkschrift zum Zwecke der Errichtung von Gewerkschulen für Frauen. (Berlin, Carl Heymann.)

Weber die Emancipation der Frauen. Vortrag, gehalten im Ferdinanden zu Innsbruck, am 20. Februar 1869, von Professor Dr. von Numa-Sternegg. (Innsbruck, Wagner.)

Hausfrau, Gattin, Mutter. Gedanken über Frauenbildung. Den Gebildeten ihres Geschlechts gemindert von der Verfasserin. (Halle, Del.)

Literarischer Sprechsaal.

Dem großen Reformator, Dr. Martin Luther, soll in der Stadt Eisleben, in welcher er geboren und gestorben ist, ein würdiges Denkmal in Erz errichtet werden, und hierzu die nöthigen Geldmittel zu sammeln, hat sich ein Comité unter dem Vorsteher des dortigen Bürgermeisters Marius gebildet, dessen vom Reformationsstage des Jahres 1869 datirten Aufruf wir allen Verehrern des unsterblichen Mannes empfehlen.

Der diesjährige zweite Weihnachtsfeiertag ist zugleich der hundertjährige Geburtstag von Ernst Moriz Arndt, dem „getreuen Eckart Deutschlands“ im abgelaufenen Jahrhundert. Mit Alexander v. Humboldt in Einem Jahre geboren, ist er auch gleich alt geworden wie dieser, und hat er, wie dieser, bis an sein Lebende die Liebe und die Verehrung des deutschen Volkes bezeugt, wenn er auch nicht, gleich diesem, zugleich einen europäischen und einen Welt-Ruf besaß. Die alte Verlagsanstalt seiner Werke hat sechsen eine Jubiläum-Ausgabe seiner „Wanderungen und Wandlungen“ veranlaßt, die — eine der letzten Schriften Arndts — über sein Leben und zugleich über einen anderen hochverdienten deutschen Mann, über den Freiherrn Heinrich Karl Friedrich v. Stein, Vieles enthält, was kein Anderer so eindringend und volkstümlich schreiben konnte, wie der Verfasser der „Schriften für und an seine lieben Deutschen“. Das männliche deutsche Volk kann sich kaum eine würdigere Weihnachtsgabe verschaffen, als eines dieser Bücher, während für die Jugend ein Lebensbild Arndts aus der Feder von Ferdinand Schmidt ganz besonders geeignet erscheint.“)

*) Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein, von E. M. Arndt. Dritter unveränderter Abdruck. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

**) Ernst Moriz Arndt. Ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt. Berlin, Hugo Rahmer. (Zugleich das vierzigste Bändchen der sehr beliebten Jugendschriften des Verfassers.)

Wir haben durch eine gelegentliche Bemerkung in Nr. 45 des „Magazin“: daß die Kultur- oder Büchersprache der heutigen Tschechen erst seit einem Menschenalter datire, den Jörn der neulichschöner Geistesperle erregt, deren Einer die Correspondance Tschèque in Berlin redigirt. Wenn diese Herren in ihren groben Erörterungen behaupten, daß es die Büchersprache der Süs, der Geminus sei, in der ihre ungeschickten Nachfolger heutiges Tages die Deutschen und ihre Kultur beschimpfen, dann beweisen sie eben auch hierdurch nur, wie es um ihre Wahrheitsliebe, oder vielmehr um ihre historischen Kenntnisse beschaffen ist. Wir wiederholen, daß die heutige Bücher- und Zeitungssprache der Tschechen erst von den Dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts datirt: Es war im Jahre 1831, als aus dem, neun Jahre vorher von Deutschen und Böhmen gemeinschaftlich begründeten böhmischen National-Museum in Prag ein Comité hervorging, welches sich die literarische und wissenschaftliche Pflege der damals völlig verkommenen tschechischen Sprache zur Aufgabe machte. Ausgezeichnete Männer, wie Dobrowsky, Hanke, Schafaritz, Smetana, Purkyně, Gelsowsky befanden sich glücklicherweise in diesem Comité, oder doch unter seinen Stellvertretern, und obwohl die Mitglieder desselben anfangs über die Grundzüge der Neubildung der tschechischen Büchersprache sehr uneinig waren, ging doch aus ihren Erörterungen bald eine Combination hervor, in Folge deren die neue tschechische Literatur sich den slavischen Schwefeln Polens und Rußlands ebenbürtig an die Seite stellen durfte. Wir selbst, die wir die Ehre hatten, mit einigen der oben genannten tschechischen Gelehrten persönlich bekannt zu sein, haben deren bewundernswürdige Forschungen und Leistungen in den Spalten unseres seit Januar 1832 erscheinenden „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bereitwillig und freudig anerkannt, und jetzt haben ihre Epigonen die Unerschämtheit, von Prag und Wien aus, ja selbst mitten in der Hauptstadt Deutschlands, in Berlin, aus, die wir nichts anderes, als die Achtung deutscher Sprache, deutscher Wissenschaft und alten deutschen Rechtes in Böhmen verlangen, der Unkenntnis, der Entstellung und des Hasses fremder Zustände — mit Einem Worte: einer Barbarei zu beschuldigen, wie sie heutzutage nur noch bei Neuttschechen und Neumostowiten anzutreffen ist. 3. 2.

Wir erstatten gern Bericht über das willige Gehör, welches die siebenbürgischen Sachsen rücksichtlich ihrer in No. 48 des „Magazin“ so nachdrücklich hervorgehobenen Beschwerden (im Artikel: „Der Kothschrei aus Siebenbürgen“) vor dem ungarischen Minister des Innern gefunden. Die Sachsen schickten nämlich an den Minister eine Deputation, deren Sprecher Rannacher in beredten Worten versicherte, daß die sächsische Nation keine Sonderstellung wünsche, sondern nur ihr 700jähriges Dasein menschenwürdig fortsetzen, in ihrer Eigenart als deutsches Bürgervolk fortleben, ein wohlgegliederter Organismus bleiben und nicht in Atome zerfallen werden wolle. Der Minister, Paul Rajner, erwiderte darauf: er habe auf seiner eigenen Studien-Reise den Werth der Bildung kennen gelernt und wisse darum auch die Bedeutung des deutschen Kultur-Elements, welches in der sächsischen Nation an der Spitze des ungarischen Reiches vertreten sei, hochzuschätzen. Ungarn und Deutsche seien als Kultur-Elemente auf einander angewiesen und haben gemeinsame Interessen. (Eine solche Aeußerung hört man von einem Tschechen nie.) Indem der Minister noch die Bildung und die Ordnungsliebe der Sachsen als Bürgerschaft für die treue Erfüllung ihrer Bürgerpflichten anerkannte, machte er

die Mittheilung, daß er wegen Flüssigmachung der Verwaltungskosten (zur Erhaltung der Straßen &c.), deren Zurückhaltung so vielfältige Verlegenheiten bereitet habe*, schon die erforderlichen Aufträge gegeben habe. — Wenn auch der gedachte Artikel über „den Reichthum“ erst in die Presse ging, als diese Antwort eben gegeben wurde, so kann sich der Verfasser des Artikels doch an der Genugthuung beteiligen, welche die andern Vertreter der Presse in ihrer rühmlichen Verwendung für die steuernbürglichen Sachen über diesen Sieg der gerechten Sache empfinden. Wenn und die Ungarn noch oft Gelegenheit geben, ihre Handlungen im Sinne der Gerechtigkeit und gebildeten Einsicht zu vergleichen, werden sie auch Deutschland immer bereit finden, ihre nationale Sache und Selbständigkeit anzuerkennen und gegen jeden Angriff verteidigen zu helfen.

Der bekannte Nationalökonom, Dr. Victor Böhmert, Professor am Polytechnicum in Zürich, hat über die Frage der Zulässigkeit des Prämien-Anleihen eine Schrift herausgegeben, welche an die vor einigen Monaten auf dem „völkewirtschaftlichen Congreß“ in Mainz darüber stattgefundenen Verhandlungen anknüpft.¹⁾ Das von vier der größten deutschen Eisenbahn-Verwaltungen entworfene Project einer Anleihe von Hundert Millionen Thalern, deren Amortisation mit einer Vertheilung von Prämien in Verbindung gebracht werden sollte, war es, was den herrschenden Meinungsstreit hervorgerufen hatte. Nachdem nämlich die traurige Erfahrung gemacht worden war, daß gewöhnliche Prioritäts-Anleihen (seht nur!) mit ungeheuren, man kann wohl sagen: wucherartigen, Einbußen am Kapital untergebracht werden können (wie dies namentlich die Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn-Gesellschaft zu ihrem Schaden erfahren hat), haben jene vier Verwaltungen das Aufsuchensmittel der Prämien-Anleihen gewählt, um dadurch ihren Gesellschaften große Kapitalverluste zu ersparen. Allerdings begingen sie dabei den Fehler, daß sie, statt ihren eigenen Gesellschafts-Theilnehmern (Actionairen) die Theilnahme an dieser sehr beliebten Form der Anleihe vorzuziehen, einer Privatbank, die den Vortheil ihrer Commanditaire immer sehr gut wahrzunehmen weiß, die General-Entreprise der Prämien-Anleihe den Hundertmillionen überlassen wollten. Die Ausbeutungsgunst der „General-Entrepreneurs“ ist in der Eisenbahnwelt so vertraut, daß sich von vornherein ein allgemeines Mißtrauen gegen jenes Project geltend machte und daß der völkewirtschaftliche Congreß es leicht hatte, mit stiller Entrüstung dagegen aufzutreten. Gleichwohl erheben sich auch schon in Mainz gewichtige Stimmen, welche die Gleichstellung der Prämien-Anleihen mit den Erblichleihen und dem Zinsbette für eine fremde Erfindung puritanischer Engländer und Amerikaner erklären. Nur darüber war man einstimmig, daß es völkewirtschaftlich geboten sei, dergleichen Unternehmungen nicht zum Privilegium großer, wohlthätiger Kapitalmächte zu machen, sowie durch gesetzliche Bestimmungen den Mißbräuchen der Schwindelplanmacher und der Promessen-Fabrikanten vorzubeugen. Ein Schwindelplan ist es aber nicht, wenn, wie die vier großen Eisenbahn-Verwaltungen projectirt hatten, die Anleihe mit vier Proc. jährlich verzinst und außerdem die Amortisation derselben in Verbindung mit Prämien, die durch das Loos vertheilt werden, bewirkt wird. Ein solches Verfahren für unästhetisch und darum unsittlich zu erklären, wird der Schrift

des Herrn Böhmert ebensowenig gelingen, als es seiner würdigen Deduction in Mainz gelungen ist, seine principellen Gegner zu überzeugen. S. 2

Nach unter den Anzeichen des Ministeriums Duran hat Herr A. de Malace in Paris, ein durch seine Theilnahme an vielen wissenschaftlichen und humanen Vereinen bekannter Ministerialbeamter, eine „Internationale Verwaltungsschule“ (Ecole d'administration internationale) ins Leben gerufen, deren Programm und künftige Zugänge ist. Obwohl hauptsächlich dazu bestimmt, junge Leute auszubilden, die sich dem Staats- oder Communaldienste, oder auch Gesellschafts- und Privatunternehmungen als Verwaltungsbeamte widmen wollen, steht die Schule doch in keinem direkten Zusammenhang mit der französischen Regierung; sie ist vielmehr auf Actien fundirt, die ihren Zeichnern, außer den damit verbundenen Ehrenrechten, auch einen gewissen, allerdings nicht gerade zur Börsenspeculation einladenden Ertrag zu bringen bestimmt sind. „International“ heißt die Schule, weil sie auch Ausländer aufnimmt, die sich für die verschiedenen Verwaltungszweige ihrer Heimat ausbilden wollen, womit namentlich solchen Ländern, die noch keine geeigneten Unterstätten für cameralistische Studien besitzen, sehr gethan sein dürfte. Die neue „Verwaltungsschule“ steht mit der „Rechtsschule“ der Pariser Facultät in collegialistischer Verbindung, indem ihre Zöglinge dort an einem Vorkursus von täglich 1–2 Stunden theilnehmen, um dadurch den Grad eines Baccalaureats zu erlangen, der die Vorstufe zu allen öffentlichen Aemtern in Frankreich ist, während sie in der Verwaltungsschule Unterricht in der Staats- und Völkewirtschaftslehre, in Geschichte und Geographie, in Mathematik und Calcul, sowie in anderen administrativen Kenntnissen erhalten. Der Etat der neuen Schule ist vorläufig auf 300 Zöglinge berechnet, welche durchschnittlich ein Unterrichtsgenoss von 600 Francs jährlich zu zahlen haben.

Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß das Interesse für deutsches Leben und deutsche Literatur in Frankreich auf allen Gebieten ein immer lebhafteres wird. So finden wir in der Revue pratique du droit français, dem Organ der Rechtsschule von Paris, eine, jetzt auch besonders erscheinende*, gründliche Behandlung über die historische Rechtsschule in Deutschland, von Dr. E. Vainberg. Der Verfasser, obwohl selbst nicht ganz an dem Boden der historischen Schule stehend, giebt doch sein französisches Leben einen genauen und unparteiisch würdigen Bericht von dieser Schule, die in Deutschland fast ein bald Jahrhunderte ausschließend dominiert hat und jetzt auch in Frankreich Terrain zu gewinnen beginnt. Selbstverständlich ist besonders Savigny, dessen Leben und Verdienste zu schätzen waren. Herr Dr. Vainberg konstatiert im Verlaufe seiner Darstellung wiederholt die immense wissenschaftliche Ueberlegenheit der deutschen Vortragsweise über die französische, eine Ueberlegenheit, deren Ursache er hauptsächlich in der systematischen Unterrichtsweise der deutschen Universitäten, gegenüber der völkewirtschaftlichen der französischen Rechtsschulen, findet. Er rüht die Franzosen dringend, die deutsche Methode anzunehmen. Es ist wichtig, daß eine hochgeschätzte wissenschaftliche Zeitschrift Frankreich sich nicht scheut, solche Ansichten zu veröffentlichen und damit gewissermaßen für die übrigen zu erklären.

¹⁾ Letterien und Prämien-Anleihen. Berlin, Stille und van Waaden, 1869.

^{*)} L'Ecole Historique en Allemagne, par S. Vainberg, Doc. en droit et en philosophie. Paris, C. Reinwald, 1869.

Für ältere Auflagen von Brockhaus' Conversations-Lexikon

wird in Umtausch gegen die neueste
alte Auflage der Betrag von

10 Thaler

vergütet.

Der Umtausch kann entweder direct bei der Verlagsanstalt, **J. Brockhaus** in Leipzig
oder durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes gegen Vorzahlung bewirkt werden.

Die erste Auflage kostet damals
gebetet statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Lw. statt 25 Thlr. nur 15 Thlr.
geb. in Hbfz. statt 25 Thlr. nur 10 Thlr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.**
(3a beziehen durch jede Buchhandlung.) (302)

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Herrmann Heitner.**
In drei Theilen. gr. 8. kein Velinpapier. geb.
Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis
2 Thlr. 20 Sgr.
Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete
Ausgabe. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.
Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.
Erstes Buch: Vom weiblichen Aeltern bis zur Ironiezeitung Friedrich's des
Großen 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.
Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.
Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.
Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.
Die zweite Abtheilung des dritten Buches, mit welcher das ganze Werk ge-
schlossen ist, befindet sich bereits unter der Presse und erscheint im Laufe der nächsten Zeit.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Meyers grosser Hand-Atlas in 100 Karten.

Revidirte Ausgabe von 1869.
Complet in Mappe 12½ Thlr. — Schön in halb Juchten geb. 15 Thlr.

Ravensteins Specialkarte von Deutschland,

Zweite A-Plage von 1869.
12 Blätter in Umschlag 4 Thlr. — Aufgezogen, in Carton 6 Thlr. (303)

Louis Gerschel Verlagbuchhandlung in Berlin. (304)
Soeben erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
Pisemski (Alexis), Tausend Seelen.
Roman in 4 Theilen. Aus dem Russischen übertragen von Dr. E. Kahlster.
Zwei starke Bände. 8. eleg. geb. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.
„Der Verfasser dieses höchst interessanten und fesselnden Romans ist ein tiefer und feiner
Kenner des Herzens und der Seele, die er bis in ihre verborgenen Schlußwinkel und Ab-
winde verfolgt. Sein Held ist nicht weniger als ein Mäthler, sondern ein Mann der von
briegl verachtet, von Feinden bekämpft, der Verachtung preisgegeben, aber trotzdem durch
sein Willenskraft unter die Feinde in ihrem Glauben verfallen. Ihm zur Seite steht ein
lächelnd, das durch seine grenzenlose Liebe und mit ihrer Verwirrung ausbleibt, ebenfalls sein
rater Engel, aber ein echtes Weib und darum nur um so fesselnder. Nicht minder gelungen
die übrigen Gestalten des Romans, liebe Menschen, durchaus wahr und dem wirklichen
ben abgelauscht, aber durch edle Poesie und den liebenswürdigsten Humor verklärt.
Die Zeichnung des Helden Juan, eines gewissenlosen Krieger und strecken Schwindlers,
r unter seinen Formen und aristokratischen Manieren einen Abgrund entsetzlicher und doch
gegnert über-überragender Schicklichkeit birgt, ist ein psychologisches Meisterstück, das sich den besten
leistungen eines Balzac, Dost und Zola'ser an die Seite stellen darf. Auch die Vorgänge
wären der höchsten Weltlichkeit vortragen ein seltenes Beobachtungsgesamt, eine Kraft der Dar-
stellung, wie sie nur ausnahmsweise in der letzten Schicksalsscene gefunden wird.“
Vollständige Fiktion.

In allen Buchhandlungen ist zu haben: (305)
Rußland und Europa. Von **Henri Martin.**
Deutsche, vom Verfasser durchgesehene und vermehrte Ausgabe.
Herausgegeben und eingeleitet
von **Gottfried Kinkel.**
30½ Bogen Octav. Eleganz gebunden 14 Thaler.
Verlagbuchhandlung von **Karl Rümpler** in Hannover.

Zweite vom Verfasser durchgesehene Auflage.
von **Emanuel Drutsky,**
Bibliothekar am Britischen
Museum in London. Aus
der 7. engl. Auflage über-
tragen. Autorisirte Ausgabe. 1869. gr. 8. 12 Sgr.
„Diese kleine Schrift machte in England, wo sie zuerst er-
schien, das unpartheiische Aufsehen. Gleich nach ihr in Er-
scheinung machten alle arischen und mahomedanischen Zeitungen
auf ihre Wichtigkeit aufmerksam. Das Interesse für sie war
allgemein und vom Oktober 1867 bis Januar 1868 waren sie
in 7 Auflagen erschienen.“ Nationalzeitung. (306)
Verd. Dümmler's Verlagbuchhandlung in Berlin.

In unserm Verlage sind so eben erschienen:
**Bedenken gegen die Annahme des Geses-
entwurfs betreffend die Konsolidation
preussischer Staatsanleihen.** Velinpapier.
gr. 8. 5 Sgr.
**Zur Harmonie der Volkswirthschaft mit den
Staatsgesetzen.** Entwurf eines Weges zur
Einührung der Civil-Loi, den gegenwärtigen
Kationen des preussischen Staates gewidmet.
8. geb. 5 Sgr. (307)
Verd. Dümmler's Verlagbuchhandlung
(Hawwig und Wegmann) in Berlin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhand-
lungen vorrätig: (308)
Johann Gottfried von Herder
und die
**Humanitätsbestrebungen der
Neuzeit.**

Eine literar-historische Studie
von
Adolph Kohnt.
Erster Theil. Preis 15 Sgr.
Berlin. Von's Vertheil Verlagbuchhandlung.
85 Wilhelmstrasse.

Soeben erschien und ist in allen Buchhand-
lungen zu haben: (309)
Die Byzantiner des Mittelalters
in ihrem Staats-, Hof- und Privatleben, ins-
besondere vom Ende des zehnten bis gegen
Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach den
byzantinischen Quellen dargestellt von
Prof. Dr. Joh. Meier. Krause,
Kgl. Custos d. Universitätsbibliothek zu Halle,
gr. 8. geb. Preis 2 Thlr.
Halle a. S.
G. Schwetschke'scher Verlag.

Im Verlage von **Hermann Cohenoble** in
Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen
zu haben:
Die Opfer mangelhafter Justiz.
Galerie
der interessantesten Justizmorde aller
Völker und Zeiten.
Dritter Band.
Von
Dr. Karl Köstler,
früherer Redact. d. Berl. Volksblatt, Mitter u.
Eleg. brochirt. Preis 2½ Thaler.

Der dritte Band dieses interessanten
Werkes enthält den Criminalprozeß gegen
den Wundarzt **Kahn** in Dordrecht, wegen
Mordes, ein Fall, der als Indigenenrecht
das größte Aufsehen macht und den der Ver-
fasser einer scharfen Kritik unterwirft. Ferner
enthält der Band noch den widerrechtlichen
Prozeß gegen den Kaufmann **Kent** und seinen
Küper **Camacher** und einen Schweizer Fall
(Abernauer), der hier noch nicht abge-
schlossen ist.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

(311)

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Texteditionen von Heinrich Burz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.

H. v. Kleist, 2 Bände. 1½ Thlr.

Schiller, 6 Bände. 4½ Thlr.

Chamisso, 2 Bände. 1½ Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Festgeschenke für Kunstfreunde.

(312)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Carsten's Werke. In ausgewählten Umriß-Stichen von W. Müller. 43 Kupfertafeln. 2. Auflage. Herausgegeben von H. Riegel. Qu.-Folio. In farbigem Umschlag eleg. geb. Preis 6 Thlr.

Führich, Jos. Ritter von, Der Bethlehemitische Weg. 12 Holzschnitte nach Orig.-Comp. In farb. Umschlag eleg. geb. Preis 2 Thlr.

— „Er ist auferstanden.“ 15 Holzschnitte nach Original-Compositionen. In farb. Umschlag eleg. geb. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Genelli, B., Aus dem Leben eines Künstlers. 24 Compositionen. In Kupfer gestochen von J. Burger, K. v. Gonsenbach, H. Mera und H. Schütz. Größtes Quer-Folio in 4. Pppe. Preis 24 Thlr.

— „Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie.“ Neue Ausgabe mit erläuterndem Text versehen in deutscher, italienischer und französischer Sprache, herausgegeben von Dr. Max Jordan. 36 Kupfertafeln. Quer-Folio. In farb. Umschlag geb. Preis 5 Thlr.

Gleichnisse, Die, des Herrn nach den Worten der Schrift. 16 Compositionen von J. Schnorr v. Carolsfeld, Jos. Ritter v. Führich, Th. Grosse, Gustav Jaeger, L. Nieper, O. Pletsch, Ludovico Selts und H. Willmann. Kl.-Folio. In farb. Umschlag eleg. cart. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. Prachttroll geb. mit Goldschm. 7 Thaler.

Gregorovius, F., Die Insel Capri. Mit 18 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von K. Lindemann-Frommel. Imperial.-A. Eleg. cart. Preis 4 Thlr. Prachttroll geb. mit Goldschnitt 6 Thlr.

Hoffweier, G. F. von, Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit. Mit 36 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Alfred Metzner. Gr. 4. Eleg. broch. Preis 5 Thlr. 10 Ngr. Prachttroll geb. mit Goldschnitt 7 Thlr.

Scherer, G., Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von F. Grünwald, A. Müller, C. Piloty, A. v. Ramberg, L. Richter, M. v. Schwind, A. Strähuber, und F. Thummann. Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien (für Sopran, Alt, Tenor und Bass, zugleich für Clavier) von H. M. Kunz. 2. reichverm. Aufl. in farb. Umschl. geb. Preis 2 Thlr.

Schnorr von Carolsfeld, Jul., Italienische Landschaften in Photographien nach Originalzeichnungen. Herausgegeben von Dr. Max Jordan. Neue Ausgabe. 10 Lieferungen (à 2 Thlr.) je 3 Blatt (à 22½ Ngr.) enthaltend. Preis des vollständigen Werkes 20 Thlr.

Schwind, Mor. v., Die Wandgemälde des Landgrafensaalcs auf der Wartburg. In Holzschnitt ausgeführt. Text von B. v. Arnswald. 2. Auflage. Qu.-4. In farb. Umschl. geb. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Thorwaldsen, B., Der Einzug Alexander des Grossen in Babylon. Marmorries. Nach Zeichnungen von Overbeck gestochen von S. Amaler. Neue Ausgabe mit erläuterndem Text herausgegeben von Dr. H. Luecke. 22 Kupfertafeln. Quer-Fol. In farbigen Umschl. geb. Preis 6 Thlr.

Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Reichs illustriertes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbfanzbänden, 34 Thlr.

Volksausgabe von Schödlcr in 2 Leinwandbänden, 6½ Thlr.

(313)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Meyers Konversations-Lexikon.

Zweite illustrierte Auflage (berendt 1868), letzter Abdruck, 52 Bausend. (314)

15 Leinwandbände, mit Atlas und Register, 37½ Thlr.

Auch in Umtausch gegen alle Aufl. v. Brockhaus, Pierer u. Meyer.

Weihnachtsgeschenk.

Sceden ercheinen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (315)

Robert Curus, Fiedcr und Salken. Deutsch von Adolph Hann. Preis 2½ 20 Gr. fein in Goldschm. geb. 1 Thlr.

Diese Uebersetzung wurde bereits von den Deutschen und Englischen Blättern als außerst gelungene anerkannt. Berlin, December 1869.

Verlag von Robert Oppenheim.

Sceden ercheinen im unterzeichneten Verlag und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Gefammelte Schriften

von Ludwig Häusser.

Erster Band.

Zur Geschichts-Literatur.

gr. 8. Oct. 4 Thlr. 10 Gr.

Dieser erste, von Carl Pfeiffer in Heidelberg, unter Mitwirkung von Wend in Tübingen, Gerlinus und Anes in Heidelberg herausgegebene Band enthält eine Auswahl von Aufsätzen, welche zunächst in Zeitschriften veröffentlicht, in vorliegender Zusammenstellung dagegen veröffentlicht sind und einen wesentlichen Beitrag liefern zu unsern historischen und politischen Literatur. (316)

Berlin, im November 18-9

Weidmann'sche Buchhandlung.

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder Maximilian Heine.

Leipzig, 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in diesen Seiten seines Bruders nicht Angehörige finden. Von besonderem Werth sind die zum ersten Male mitgetheilten Testamente H. Heine's; das deutsche von 1846 und das französische von 1848. (317)

Leipzig, im November 18-9

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch (318)

die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern.

Lein.-Ausgabe. Mit color. Bild. geb. 1 Thlr.

Gew.-Ausgabe. (14. Aufl. 1869.) cart. 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Ehrenhaft's Wegweiser durch die deutschen Welt und Jagdgeschichten.

Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Dieser Nummer liegt bei 1 ein Verzeich-

nis ausgewählter Werke aus dem Ver-

lage von F. A. Brockhaus in Leip-

2) eine Ankündigung von A. Asher & Co

Berlin betr. d. Jahrbuch der Deutsche

Shakespeare-Gesellschaft. (319)

Magazin für die Literatur des Auslandes

Schickungen nehmen alle Buchhandlungen an, in Berlin

anhalten des In- und Auslandes an, in Berlin

die Zeitschriften-Vertriebe.

Zusatzungen wie Briefe und Franco durch die

an die Redaction (Haupt-Vertriebsstelle) 16

einer durch Buchhändler-Berathung an die

Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden nicht abgelehnt, wenn 2 Sgr. pro

Veranstaltung. Redaction: Joseph Heilmann in G.

Verlag von Herd. Dümmler's Verlagsbuchhand-

(Haupt- und Verlags-) in Berlin. Hildburghausen

Verlag von Herd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend.

Herausgegeben von Joseph Lehmann.

Preis vierteljährlich 1 Thlr.

38. Jahrg.

Berlin, den 18. December 1869.

[N° 51.]

Inhalt.

Frankreich und das Ausland. Die chinesische Gesandtschaft in Europa. 749. — „Das gelehrte Alterthum.“ von D. Geell. 750. — **Andrich** von Roumer literarischer Nachlaß. 751. — Die zweite Ausgabe von E. Büchingers Natur und Wissenschaft. 752. **Ungarn.** Zur Geschichte der Staatskirche in Ungarn. III. Autonomie von Kirche und Schule. 752. **England.** Ein Brief Carlyle's an einen amerikanischen Spiritisten. 753. **Frankreich.** Zur neueren französischen Literatur der Poesie. Baudelaire's Schmerzgedichten und ästhetische Curiosa. 754. **Ausland.** Buchhandel und Bibliographie in Rußland. 755. **Italien.** Eine tieflich österreichische Speculation auf hohen Europa. 756. **Ungarn.** Die Civilisation der Albanen. 759. **Neue literarische Revue.** Herr Ward Beecher's „Geistliche Reden.“ 760. — Neue Probleme der vergleichenden Erbkunde. 760. — **Edwin Zeller.** Ausgewählte Dichtungen. 761. — Ein Buchhändler-Katalog als Almanach. 761. — Altstift des Norddeutschen Bundes. 761. **Wissenschaften.** Aus E. Spamer's Verlaß. 761. **Literarischer Sprechsaal.** Die Conelle von Kōshū und Rom. 761. **Aus Ostindien.** 762. — Amerikanische Korkung in Japan und China. 762. — Die Explosiven in den Kohlengruben. 762. — Internationale Ausstellungen. 762. — Der literarische Verkehr. 762.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geeignete Erinnerung gebracht.

Die Verlagsbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Die chinesische Gesandtschaft in Europa.

Ein Akt hoher geopolitischer Bedeutung ist die neueste Abordnung des Kaiserreichs China, welches, indem es eine Gesandtschaft an alle civilisirte Nationen sendet, das Verlangen spricht, in gegenseitigen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen treten. Bekanntlich steht der, von 1861 bis 1868 am Hofe Peking als Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika amtierte gewesene Hon. Anson Burlingame, seitdem zum zweiten ersten Ranges ernannt, an der Spitze dieser Gesandtschaft, welche nicht nur in der nordamerikanischen Union, sondern in England, Frankreich und den skandinavischen Staaten öffentlichen Armen empfangen worden ist. Daß ihr eine ähnliche Aufnahme in Deutschland jetzt und ihr in Italien, Frankreich, Spanien und besonders in Rußland bevorsteht, ist überflüsslich. Ueber die Zwecke, welche dieselbe verfolgt, hat Hr. Burlingame in folgender Weise ungefähr ausgeprochen: „China begrüßt die Mächte des Occidents, um, gestützt auf internationale Verträge, in die Familie der großen Staaten aufgenommen zu werden und als ebenbürtiges Glied derselben Rechte und Pflichten zu übernehmen, die aus diesen, von uns Gewissenhafteste zu erfüllenden Verträgen entspringen.“ Man wünscht die Hinwegräumung veralteter Schranken, die

Abstellung aller ungerechtfertigten Annahmen und vernünftige Schlichtung jeder entscheidenden Zweifelsfrage durch Schiedsverfahren. Es will keinen Krieg, begehrt keine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten und verlangt Integrität seines Territoriums und Neutralität seiner Gewässer. Es erhofft eine großmüthige und christliche Auslegung der Verträge, welche es unter dem Druck der Kriegsbegebenheiten geschlossen hat, und deshalb, weil sich ein solches Bestreben seitens der fremden Nationen zeigt und man von dem Vorgezwaltungs-Princip abzulassen beginnt, tritt China aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraus, um ihnen die Hand zu reichen.

Kein Land der Erde hat in den letzten Jahren einen verhältnißmäßig größeren Aufschwung erfahren, als China. Die inneren Zustände des Reichs, die Revenüen der Regierung, die Hilfsquellen der Nation haben sich enorm verbessert; das Heer und die Flotte sind reorganisiert, Schulen und Universitäten eröffnet, und dies geschah während einer Periode großer Mißgeschicks, unmittelbar nach einem Kriege, der dreißig Jahre gedauert hat, und aus dem China ohne Nationalschuld hervorgegangen ist.

China erwartet von den Nationen des Occidents Wohlwollen und Gerechtigkeit; es ist bereit zu einem gegenseitigen, nicht nur materiellen, sondern auch ideellen Austausch. Unter solchen Bedingungen und bei vollständiger Aufrechterhaltung seiner Autonomie werden die Karawanen, welche China nach Rußland senden, in ungeahnter Weise an Ausdehnung gewinnen, die Schätze an Silber, welche seit Jahrhunderten ihm zufließen und noch im Lande sind, werden dem Weltverkehr zurückgegeben werden und befruchtend auf ihn wirken, die Ocean-Dampfer, welche den Verkehr zwischen China und anderen Ländern vermitteln, werden ihre Zahl um das zehn- und hundertfache vermehren.

Während also gegründete Aussicht vorhanden ist, mit jenem Lande und Volke, dessen Seelenzahl auf vierhundert Millionen geschätzt wird, in einen überaus regen Verkehr zu treten, fehlt uns, trotz der vielfach veröffentlichten, aber größtentheils veralteten, auch oft einseitigen und unwahren Schilderungen, jede eingehende Kenntniß seiner politischen und socialen Zustände. Die durch die Verträge den fremden Nationen geöffneten Häfen und Handelsplätze haben auch für den Handel Norddeutschlands bereits eine außerordentliche Wichtigkeit erlangt. (In der kürzlich erschienenen zweiten Auflage des vortheilhaften „Handbuchs der Erdkunde“ von G. A. von Rüdten (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1869) kann man eine Uebersicht der wachsenden Zunahme des Seehandels und der Weltbedeutung der chinesischen Provinzen und Hafenplätze finden.)

In der Erscheinung der chinesischen Gesandtschaft giebt sich zunächst die Absicht kund, diplomatisch zu erreichen, daß von allen Seiten dahin gewirkt werde, daß die bisher von fremden Beamten und Kaufleuten in chinesischen Häfen geübte, unbillige und oft grausame Politik einem humanen Verkehr weiche, Territorialrechte den Chinesen nicht mehr abgezwungen, Städte und Dörfer nicht auf einen, an den Befehlshaber eines Kriegsschiffes von irgend einem Consul ertheilten Befehl bombardiert werden. Bei entstehenden Differenzen soll Berufung an die

*) Eine aus Peking vom 23. Nov. datirte, über Nancha gegangene und von dort durch den Telegraphen nach Berlin expedirte Telegramm-Depesche an den chinesischen Gesandten, Herrn Burlingame, hat die Ratifikation des betr. Sendens, mit den Vereinigten Staaten d. A. am 28. Juli abgeschlossenen Handelsvertrages.

betreffende Regierung, Erörterung und Schlichtung durch Schiedsgerichte stattfinden. Man wird künftighin davon absehen, das chinesische Volk — wie Herr Burlingame sich kurz ausdrückt — zu indianisiren, d. h. wie die Rothhäute in den Vereinigten Staaten zu behandeln.

Freilich vermag sich die Abschaffung aller dieser Mißbräuche nicht ohne Opposition seitens der amerikanischen und britischen kaufmännischen Interessen zu vollziehen. Als vor wenigen Monaten der zum Nachfolger des Hon. Anson Burlingame ernannte amerikanische Gesandte am Hofe zu Peking, Herr Roy Brown, sich auf seinen Posten begeben hatte, gelang es jener, der alten Unterdrückungs-Politik huldigenden englisch-amerikanischen Partei in China, durch Freundlichkeit und Vorpiegelungen ihn in ihre Rege zu locken und den gerechten und billigen Grundsätzen, die die Union, England, Frankreich und andere Staaten von nun an China gegenüber zu befolgen gesonnen sind, absperrig zu machen. Die Kenntniß dieser Thatfache war kaum nach Washington gelangt, als der genannte Mr. Roy Brown unverzüglich seines Amtes entsetzt wurde. Auch der englische Gesandte in China, Sir J. Anthorpe, der mit jener Partei geliebtebündelt, erhielt von Lord Gladstone einen Verweis und dürfte baldigst abberufen werden. In Hongkong, Schanghai und anderen Häfen hat diese Partei Intriguen gesponnen, welche bis nach Peking reichen und den Zweck haben, der jetzigen Umgestaltung entgegenzuarbeiten. Es gelang sogar, wenn auch nur auf kurze Zeit, die kaiserliche Regierung in China einzuschüchtern hinsichtlich der gegenwärtigen, allem bisherigen Gebrauch widerstrebenden, Sendung eines Vorkshatters an fremde Mächte und der etwaigen Folgen. Aber in Europa und auch in Amerika steht die öffentliche Meinung auf Seiten der Gerechtigkeit und Billigkeit, und bedauert die eigenen künftigen und deshalb gewissenlosen Vandalen in China. Der eben an den kaiserlichen Hof zu Peking ernannte amerikanische Gesandte, Eugeneverner Low, ist ein gesinnungsgestützter und bewährter Diplomat. Nachdem die Vorkshatter unter Mr. Burlingame ihre Aufgabe erfüllt hat, wird die kaiserlich chinesische Regierung ihre Repräsentanten an die Höfe aller Vertrags-Mächte senden. H. v. S. v. v.

„Das gelehrte Alterthum.“ von H. Gorkl.)

„Und des vielen Vätererbreichens ist kein Ende“, klagte schon Salomo zu einer Zeit, wo die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, die Menschheit noch nicht mit einem Meere verdeckten Papierses überfluthet wurde und die Bibliographie sich schwerlich zu einem besonderen Forschungszweige hätte ausbilden können. Heute muß, wie uns ein englisches, literarisches Blatt erzählt, der ausgezeichnete Professor Wilman das Manuscript seines Werkes über griechische Poesie den Flammen übergeben, weil er befürchtet, den Forschungen eines Boke, Ulrici und Müller auf diesem Gebiete nichts Neues hinzufügen zu können. — Und dennoch kann es auch heute noch Werke geben, welche in unserer Literatur eine sehr verfehlte Lücke ausfüllen und bei ihrem Erscheinen mit Freude begrüßt werden müssen; — ich meine diejenigen Werke, welche die einzelnen Zweige der Wissenschaft populär behandeln und die mystischen Quellen der Forschung auch dem Laien zugänglich machen. Seitdem Alexander v. Humboldt, gleich einem zweiten Prometheus, das Feuer der

Wissenschaft von dem Olymp der Gelehrsamkeit herab, der es dahin nur den Eingeweihten zugänglich war, welche den in immortalisirenden Nestor der Erkenntniß in langen Tagen klagten, verbreitete sich nicht auch unter den Erdgebohrnen tieferen Sphären. Die populär-wissenschaftlichen Forschungen blühten sich an einem Zweige der Literatur heran, einem Zweige, welcher in würdigen Männern eifrige Pfleger fand und zum Träger der Bildung und Aufklärung unseres Zeitalters wurde.

Diesen Zweig der Literatur bereichert nun Herr Gorkl. seinem uns vorliegenden Werke mit einem ausgezeichneten Producte seiner Forschungen, einem Pantheon der klassischen Zeit, welches, wie der Verfasser bemerkt, „seinen Schwerpunkt in die biographische Element legt und sich bemüht, die Aesthetik in Bezug auf die Kultur-Zustände ihrer Epochen, auf die Humanität und Förderungsmittel ihrer Bildung, überhaupt als Mensch und Kinder ihrer Zeit zu charakterisiren, und welches eine zielloses, tieferes Eingehen auf den Inhalt der einzelnen Schritte ihre Gesamtverdienste ins Licht rückt.“

Nach dem Wiederausleben der Wissenschaften bildeten 2 reichlichen Denkmäler der klassischen Bildung lange fast den einzigen aber unerlöschlichen Born, zu welchem die Jünger der erst- und späteren Wissenschaften, der Kunst und Literatur sich pilgerten, um ihren Wissensdurst zu laben und aus den aufgespeicherten Schätzen das Material zum Aufbau unserer künftigen Gelehrsamkeit zu holen. Aber über die Erhabenheit der Höhe hätte man bald der Meister vergessen, besonders der Gelehrten deren Namen kaum zu etwas Anderem diene, als die Zeit seines Namens, diese oder jene Schule zu bezeichnen. Denn hier wir auch keinen Mangel an literatur-historischen Compendien 2 Universalgeschichten, so sind dieselben doch mehr darauf tendirte eine Zeitschauung zu ermöglichen, oder einen eingeprägten tieferen Einblick in die Entwicklung der einzelnen Wissenschaften der wissenschaftlichen oder literarischen Thätigkeit zu gewähren können daher über das Leben der Träger dieser Bewegung nur spärliche Notizen geben. Ein Anderes ist es, dem Zweck die Individualität jener Männer in ihrem Leben und Werk sowie auch die Verhältnisse der Gesellschaft, der sie entstehen klar zu legen.

Diese Aufgabe hat Herr Gorkl. in seiner trefflichen Arbeit glänzend gelöst. Seine lebhafteste Darstellung, gepaart mit präcisen Charakterisirung der Personen und Verhältnisse, reiht uns ganz in den Kreis jener Männer, „denen die Gelehrsamkeit in unserem Sinne als löbende, der freien unwürdigen Einkinkung angeschlossen wäre; denen ein Leben in der Studierstube, zwischens Lesen und Schreiben und verbunden mit dem Bewußtsein der Pflicht und der gereiftenen Sorge um die Natur, 1 das Schicksal eines Gefangenen oder Sklaven vorgekommen 1 würde, denen der Dienst der Mufen weder ein Zwang noch Geschäft, sondern eine Erholung in freien Stunden, ein Zeit im Alter war, welchen sie mit den Vorgesetzten des Lebensmannes wie des Selbsten zu vereinigen wußten.“ — Die klare und durchsichtige Darstellung gewinnt noch bedeutend an die reichen sorgfältig und glücklich gewählten Citate, ferner an die größtentheils gelungenen, charakteristisch-treffenden und klaren Illustrationen.

Besonders die studierende Jugend soll auf das Werk aufmerksam gemacht werden. Wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, daß dasselbe ihr in Beziehung der Kenntniß des klassischen Alterthums und seiner hervorragenden Gelehrten mehr bieten kann, als — die philologische Seite abgesehen — das Leben einzelner Bruchstücke der griechischen und römischen

Schriftsteller, und dies um so mehr, da, wie das reiche Inhaltsverzeichnis des Werkes zeigt, in denselben auch die in den Schulen weniger bekannten Namen ihren verdienten Platz finden.

3.

Friedrich von Raumer's literarischer Nachlaß.*)

In unserer großen Freude weilt der gelehrte Historiograph nicht in unserer Mitte; sein „literarischer Nachlaß“ ist daher als ein *spätiges* anzusehen, die aber schon deshalb unsere höchste Beachtung verdient, weil sie einer der edelsten Bürgerjugenden, der allgemeinen Volksbildung, durch Vermehrung von Bibliotheken dienen soll.

Nicht minder gebührt aber auch dem Inhalte dieser zwei Bände, als solchem, unsere Theilnahme. Zeigt derselbe uns doch in im eiden Dienste geistiger Arbeit verbrachtes Leben, das niemals stumpf, nie gealtert, vielmehr in jedem seiner Abschnitte in neuer Jugendkraft sich darstellt.

Herr von Raumer bietet uns in seinem „Nachlaß“ Maneriel, entnommen aus den verschiedensten Regionen: Religion, seiner spätern Lebenszeit, Neben, Briefe von ihm und Andern, Inbilden über Religion und Politik, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaften, Arznei-, Länder- und Völkerkunde werden selbst tragenden Nachgelebten anziehend und lehrreich erscheinen.

Friedrich von Raumer stellte sich von früher Jugend an nicht wie manche Andere seines Standes, außerhalb des Lebens und seiner Bewegungen, sondern mitten in dasselbe hinein. Und nach seinen eigenen Worten bewährt sich an ihm das alte Sprichwort: „Man könne seine Natur nicht ausreiben.“ Er ließ seiner Natur getrenn, überall: mochte er die Geschichte der Völker darstellen, oder als Vertrauensmann im Dienste der Diplomatie thätig sein, mochte er sich im Parlamente zu Frankfurt und Berlin, oder auf einem mit Dänen bespannten Reisswagen in den Cordilleras de los Andes befinden. Stets gewakten wir das frische, lebendige Auffassen der Dinge, und dem erkennend wir denn auch die beiden vorliegenden Bände.

Gleichwie nun Herr von Raumer in dem öffentlichen, Staats- und wissenschaftlichen Leben den wahren Anforderungen der Zeit schenung trug, und ein Vorkämpfer der Freiheit in eitem Sinne nennen ist, so sehen wir aus seinem „Nachlaß“, daß er auch in seinem Privatleben alle jene Bildungsunterstützungen sorgfältig zu leisten suchte, welche dem Ideale unseres Volks entsprechen und Stützpunkte gewähren. Vor einem auserlesenen Damenkreise ist er seit langer Zeit Vorlesungen über deutsche und ausländische Literatur und trug auf solche Weise zur Hebung der stiftigen Pflege der Frauen bei, die jetzt ein so allgemeines Interesse errungen hat.

Auch den deutschen Gesang strebte er theilweise zu Ehren zu bringen: über 60 Jahre gehörte er dem Verbands der Singakademie, und eben diese Stätte liefert noch heute einen andern Beweis von Raumer's segensreicher Wirksamkeit. Dort werden nämlich alljährlich die Vorlesungen des von ihm 1841 gegründeten „wissenschaftlichen Vereins“ gehalten, von welchen Raumer bei von ihm selbst gehaltene hier abdrucken ließ, nämlich seinen Vortrag über Sicilien und Palermo (1863) und den über „Eos und Jeph“ (1866). Wenn in dem ersten der Geschichtsforscher und sozialen und religiösen Bedeutsamkeit jener beiden Städte

der ebendam selbständigen Insel Siciliens gedacht hat und am Schluß der zweiten einige, wie es scheint, allzu „ängstliche Fragen“ beantwortet wissen will, so glauben wir, wird ihm das mit erlebte und nach unserer Auffassung richtig gewürdigte Jahr 1866 auch die rechte Antwort gegeben haben.

Das Essay „zur Geschichte Spaniens“ zeigt uns in lebendigen Farben das, fast möchten wir sagen, historisch geworden und bis auf den heutigen Tag historisch getriebene Unglück dieses schönen Landes; die unbeschreibliche Tyrannei, welche die Habsburger und Bourbonen maßlos dort verübten, macht die entsetzte Lage des Landes erklärlich.

Der Aufsatz über König Jakob II. und Anna Hyde veranlaßt Raumer zu der Untersuchung, wie man Geschichte schreiben solle. Dabei wiederholt er ein schon gegebenes persönliches Glaubensbekenntnis: „Sollte man in meinen geschichtlichen Schriften die höchste Höhe der kalten, politischen Gleichgültigkeit vermissen, oder tadeln, daß ich dem Grolse, der Nothwendigkeit, dem Zufalle (oder, wie die Griechen wohl heißen) nicht unbewingte Ehrfurcht erweise, dann entgegne ich mit Edwin (History of the Commonwealth of England): „Ich kann nicht zugeben, daß man von mir annehme, ich habe weder Empfindungen noch Gemüthsbevegungen, wenn Ereignisse der Hochherzigkeit oder der Schuld an meinem inneren Auge vorübergehen. Ich wünsche vielmehr, daß man mich für ebenso feibend als denkend halte. Kennst man aber Unparteilichkeit, das Gute und Böse so zu behandeln, als sei dazwischen gar kein wesentlicher Unterschied, so weise ich dieser Unparteilichkeit von mir und verleihe sie.“

Die theologisirenden Briefe aus Meran (1850) im ersten Bande und die Anschauungen Raumer's über Religion und Theologie im zweiten Bande sind prägnant und charakteristisch; ehrlich und aufrichtig wie überall, schenken sie vor seinem Ergebnisse zurück und streben Wissenschaft und Religion mit einander zu verbinden; ist doch auch in jüngster Zeit der Meister der Geschichtsschreibung mutbig und jugendfrisch gegen eine gewisse Theologie aufgetreten, welche die Ergebnisse der Naturwissenschaften zu fälschen suchte.¹⁾

Was den Briefwechsel Raumer's betrifft, so belehren uns zunächst die im ersten Bande mitgetheilten Briefe A. v. Humboldt's, wie und in welcher Weise man fremder Leute Briefe veröffentlicht, dienen somit als Directiv, sind aber namentlich und insbesondere ein wesentliches Correctiv für die Klatschereien von Entwürfen Wiffing.

Endlich müssen wir auch noch der Novelle gedenken, welche Herr von Raumer im Jahre 1828 unter dem Titel „Marie“ schrieb; sie ist ein Muster psychologischer Gedankentiefe im heitern Gewande einer Erzählung.

Der eben Abdruck des Verfassers, durch den Ertrag dieser Schrift die von ihm gegründete Stiftung der Berliner Volksbibliotheken zu vergrößern, wurde von einer befreundeten Seite dadurch entgegengekommen, daß eine größere Anzahl von Exemplaren des Buches bestellt worden ist. Möge dieses Beispiel vielfach nachgeahmt werden, so daß der Autor auch nach dieser Richtung hin Freude an seinem Werk erlabe! Dr. P. S.

¹⁾ Eines jedoch vermissen wir in diesen Raumer'schen Confessionen: die Geschichte seines Auscheidens aus der Berliner Akademie bei Gelegenheit seiner patriotischen Rede am Jahrestage Friedrichs des Großen. Der alte Greis hat, wie es scheint, Anstand genommen, gleich ihm, dem Sohne Noab's, die Blöße seiner Väter aufzudecken. D. R.

²⁾ 2 Bde. Der ganze Ertrag ist für die Berliner Volksbibliothek bestimmt. Berlin, Mittler, 1869.

Die zweite Ausgabe von L. Büchner's Natur und Wissenschaft.*)

Der Sturm, welcher vor einem Jahrzehend die Philosophie durchstieß, ist vorüber. Er ist zwar nicht ausgeraten, denn keine der Parteien hat sich für besiegt erklärt, aber auch hier ist die Ruhe, welche dem Sturme gefolgt, nur ein bemäntelter Frieden. Der Haß ist geblieben auf beiden Seiten, und erst wenn dieser mit der jetzt lebenden Philosophen-Generation zu Grabe getragen sein wird, kann an ein Compromiß, an ein aufrichtiges Bündniß zu gemeinsamer Fortarbeit gedacht werden.

In diesem Kampfe der Geister hat Ludwig Büchner's Name in erster Reihe genannt werden, denn sein Buch: „Kraft und Stoff“ war der erste Schuß, welcher den lange vorbereiteten Föderkrieg eröffnete. Waren es auch Andere gewesen, ein Carl Vogt, Moleschott u. s. w., welche die Waffen geliefert — er übertrug sie Alle an Kühnheit des Vorgehens, an Schlagfertigkeit. Sie waren die Carroux, er der Garibaldi, welcher darauf losging.

Wer will leugnen, daß intra et extra muros peccatur, daß auf beiden Seiten aus der der transscendentalen Philosophie, wie aus der der anatomischen Begründung der Idee, viel Irrthum, Mißverständniß und Annäherung sich breit machte — in der Stubirube der Philosophie, welche sprechen zu können meinte: „Schön wie Gott, denn ich allein habe dem Baume der Erkenntniß gesehnet“, wie im Laboratorium der Materialisten, wo noch keiner Menade freiwillige Entsehung bedacht war, als man bereits stolz rief: „Wir brauchen keinen Gott; einer solchen Hypothese haben wir nach unseren Beobachtungen nicht nöthig, um das All zu erklären.“

Seit jener Zeit ist manches geschienen, was den Streit trifft. Vor Allem ist Darwin's Buch über die Entstehung der Arten erschienen, und die Geschichte der Erde, welche von ihr selbst geschrieben ist, hat ihre genauere Begründung erfahren. Dagegen hat die rein speculative Wissenschaft inzwischen keine neuen Erfolge, wenigstens keine durchschlagenden aufzuweisen. Vielmehr ist da und dort ein Einlenken und ein Haudreichen einerseits der empirischen Forschung an die Philosophie und andererseits der Idealisten an die Naturforschung wahrzunehmen.

In Büchner's vorliegender Schrift finden wir vornehmlich das kritische Tagebuch eines munteren Zuschauers und Darstellers der Kämpfe, der freilich seine Beobachtungen mit einem sehr besangenen Blick anstellt.

Wenn wir sonach dieses Buch als eine Zusammenstellung von Materialien zur Geschichte der Philosophie und der Naturwissenschaft des letzten Decenniums betrachten, so müssen wir hinzusetzen, daß das Ganze von einem einseitigen Standpunkte ausgeht. Der Spiegel, in dem wir hier schauen, ist ein gefärbter; sein Bild, wenn auch nicht verzerrt, hat doch nicht die natürliche Vertheilung von Licht und Schatten. So gewiß es ist, daß die Schulphilosophie von Kant bis auf Schopenhauer viel geübt, so unbefreitbar fern, daß sie in einer völligen Umwandlung begriffen ist — es ist und doch Büchner's Materialismus weder als ihr Ueberwinder und noch viel weniger als die Philosophie der Zukunft erscheinen. Es ist eine *Contradictio in adjecto*, da überhaupt noch von Philosophie zu sprechen, wo der Geist als Ausfluß der Materie angesehen und nicht vielmehr die unbedingte Priorität des Geistes anerkannt wird.

*) Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Abhandlungen von Dr. Ludwig Büchner. Leipzig, Thomas, 1869. Zweite Auflage. (425 S.)

Diese Differenz der Stellung, ob Eins oder Zwei, ist jetzt das ganze Streitobjekt der naturwissenschaftlich-materialistischen und der philosophisch-spiritualistischen Schule — ein Streit, bei dem der Sieg der letzteren nicht mehr zweifelhaft sein kann.

Ungarn.

Zur Geschichte der Staatskirche in Ungarn.

III.

Autonomie von Kirche und Schule.

Nicht unmittelbar in die gegenwärtige Bewegung der ungarischen Katholiken eingreifend, aber gleichwohl von großem Einfluß auf dieselben, erschien vor einem Jahre bei Walth in Pest eine geschichtliche Studie unter dem Titel: „Pázmány Péter és Kora“ (Peter Pázmány und seine Zeit) von Wilhelm Frankl. Der Verfasser beleuchtet darin die Einwirkung des Schulens und Primas Pázmány auf das religiöse Leben seiner Zeit und insbesondere seine Kämpfe gegen den Protestantismus. Auch die Werke Ernst Renan's erschienen gleichzeitig in ungarischer Uebersetzung von Leander Molnár. Das geistliche Publicum las diese Werke mit großer Begierde, und es wirkte die religiöse Auffassung dieser Männer mehr oder weniger einflußreich auf die Meinung der ungarischen Katholiken ein, was jedenfalls maßgebend für die Bewegung für Autonomie von Kirche und Schule in Ungarn war.

Als nach dem Ausgange mit Oesterreich der lange Kampf zwischen Minister, Bischof Serbath in's Vaterland zurückkehrte, sah man mit Spannung dem ersten Lebenszeichen Serbath's im kirchlichen Gebiete entgegen. Und in der That, in Pest tauchte sich sein Freund der vollen Freiheit des Gewissens! Er schrieb ein Werk: „William Roger“, der Begründer des Prinzips „der freien Kirche im freien Staate“ in Amerika. In den Vereinigten Staaten ist nämlich auch die katholische Kirche wahrhaft frei. Und das war die eigentliche Mahnung für Ungarn, die Kirche frei zu machen, bei den Katholiken so frei, wie bei den Protestanten.

Virgilius Szilágyi schrieb bald darauf die Broschüre „Katholikus autonómia“, in welcher er den fraglichen Gegenstand aus den bekannten drei Gesichtspunkten: a) der Wahl des Klerus, b) Unabhängigkeit vom Staate, c) Verbesserung der materiellen Lage des niederen Klerus — behandelt. Das Werkchen macht viel Anspruch, eine diplomatische Arbeit zu sein; es drängt das wahre Streben freier Katholiken in den Hintergrund. Szilágyi will mit dem Klerus paciren und auf dem Felde der Kirchen-Reform Opportunitäts-Politik treiben. Es ist auch der eifrige Vertreter directer Wahlen für den berechnenden „Erzreg der ungarischen Katholiken“. Sein Werk bedingt weder die Ultramontanen, noch die freisinnigen Katholiken. Ob sich die von Sz. angeforderte Vermittlung bewähren wird und kann, entscheidet die nächste Zukunft.

Eine nicht direct die Frage der Autonomie von Kirche und Schule behandelnde, dieselbe aber indirect, als Ergebniss ihrer Deutungen, fördernde Schrift erschien jüngst bei Wagner in Pest unter dem Titel: Tanügyi szervezés (Schul-Organisation) von J. Mill. Das Werk behandelt die Regelung der Schule von Standpunkte der bisherigen Praxis, wonach die katholischen Bischöfe und überhaupt der Klerus das Aufsichtsamt über die

Schule im Auftrage des Staates anstülte, in Folge deren die Aufsicht im Sinne des neuen Schulgesetzes durch die vom Staate neuerdings entsendeten Schulinspektoren ausgeübt werden müßte. Der Verfasser führt den Nachweis, daß die confessionelle Schule nach Maßtheile der freien Kirche sei; er ist aus confessionellen Gründen gegen die Conventionschule. Da der Staat auch über die confessionelle Schule das Aufsichtsrecht anstülte und im Sinne des Gesetzes befestigt ist, nach dreimaliger Ermahnung die confessionelle Schule als „nichtbestehend“ zu betrachten und der politischen Gemeinde die Errichtung einer Gemeindefschule aufzutragen: so kann die Regierung, falls sie eine Schule als den gesetzlichen Anforderungen nicht entsprechend befindet, sich in eine Angelegenheit, die rein confessioneller Natur ist, einmischen.

Die Kirche, die Concessionen soll frei und unabhängig vom Staate sein; der Staat, die Regierung soll sich in keine confessionelle Angelegenheit mengen dürfen; in Schulangelegenheiten ist aber das Recht der Einmischung des Staates — wie billig und aus der Natur der Volksherrschaft folgend, da die Schule Staatsangelegenheit ist — garantirt und festgesetzt: also bleibt nichts anderes übrig, als daß die Concessionen ihrem Rechte, Schulen zu gründen und zu erhalten, freiwillig entsagen; auf dieses Recht verzichten. Thun sie das nicht, so geben sie dem Staate Anlaß, sich in der Schulfrage in eine confessionelle Angelegenheit zu mischen, und wollen die Concessionen dem Principe der „freien Kirche im freien Staate“ hulbigen: so müssen sie auf die Schule jedenfalls Verzicht leisten. Die confessionellen Interessen würden nicht gefährdet werden, da die betreffenden Schulcommissionen, welche die politische Gemeinde wählt, die gesetzlichen Kreisbühräste, welche die Gesamtheit des Comitates wählt, die Schulinspektoren und Ministerien doch auch aus solchen Personen bestehen, welche irgend einer Concession im Lande angehören und deshalb kirchliche Interessen zu vertreten schon in dieser Eigenschaft berufen sind. Zudem sind die Abgeordneten der Concession in allen Schulräthen stimmberechtigte Mitglieder. Nicht so sehr als im Interesse der Schule, als vielmehr im Interesse der Freiheit der Kirche — muß die Concession der Schule entsagen. Und es ist zu hoffen, daß die Vertreter der Katholiken Ungarns nicht so engberzig sein werden, dies nicht einzulassen.

Kill behauptet in seiner Broschüre auch, daß durch die directen Wahlen die Repräsentanz der Katholiken Ungarns entweder gar nicht, oder nur sehr schwer geschaffen werden könne. Sollen in den Kreisen der Diöcesen die Wahlen am Mittelpunkt des Kreises vorgenommen werden, so erwächst daraus, daß jeder wahlfähige Katholik zur Wahl reisen muß, für jeden Einzelnen Zeitverräumnis und anßerdem sind auch noch Unkosten zu betreiben. Dabei ist nicht zu erwarten, daß alle Katholiken von gleichem Eifer belebt zur Wahlurne eilen werden; denn darauf soll doch sicherlich nicht gerechnet werden, daß wie bei den Reichstagswahlen, die Wahlkandidaten die Unkosten tragen sollen. Dagegen schlägt der Verfasser indirecte Wahlen vor. Die Gemeinden mögen sich selbst organisiren: je 500 Seelen wählen einen Gemeindevertreter wählen; diese Vertretung der kirchlichen Gemeinden würde in jedem Distrikte eine bestimmte Anzahl Vertreter in die Diöcesan-Versammlung senden, wo die Wahl der Diöcesan-Vertreter für den Katholiken-Congreß — natürlich frei und ohne Beeinflussung von Seite des Bischofs — vorgenommen werden könnte. — Dadurch würden, was die Hauptsache ist — sämtliche Katholiken im Congresse vertreten

sein, und — das ist die zweite Hauptsache — die Wähler hätten keine Auslagen, es wäre von keinem Seelenkauf die Rede, da die Wahlkosten aus dem Kirchenvermögen ersetzt werden müßten.

So hätten wir ein summarisches Bild geliefert von der geistigen Bewegung der Katholiken in Ungarn, von denen der Papst sagte, „sie bringen die Kirche in Gefahr“. — Mit den Gefühlen höchster Spannung sieht man in Ungarn dem oekumenischen Concil entgegen, und harret der Dinge, die da kommen sollen.

Eine kirchliche Sache müssen wir noch berühren: es ist dies das Kirchenvermögen. Die Bischöfe und Priester verstehen darunter die Kirchen- und Schulfundationen, frommen Stiftungen und Vermächtnisse, welche bisher von der Regierung verwaltet wurden. Die Laien rechnen das wohl auch zum Kirchenvermögen, das ist ihnen aber Mebensache; die Hauptsachen sind: die bischöflichen Pröbenden. Diese sind königliche Donationen zu Gunsten der Kirche. Die Mehrheit der katholischen Laien, die einen großen Theil der Kirche doch ausmachen, sind der Ueberzeugung, daß jene Donationen in Ungarn der katholischen Kirche gehören und von dieser — resp. ihrer Repräsentanz — verwaltet werden müssen. Das Recht der Bischofswahl soll übergehen auf die Katholiken jener Diöcese, deren Bischofsstühl erledigt ist. So lautet die Forderung. Also muß auch das Recht der Donation diesen gehören. Ein Staatsminister Ungarns begiebt an Sold 12 000 Gulden; sollte ein Bischof nur der Hälfte dieses Geldes nicht genug haben, selbst wenn er verheirathet ist? Gewiß! Die 150 000 oder gar 500 000 Gulden, welche die Bischöfe Ungarns als Jahres-Revenüen einzeln beziehen, dürften ganz gut zu Befoldungen der Seelsorger und Religionslehrer verwendet werden. Die Regelung dieser Frage ist eine dringende Nothwendigkeit, denn schon sind Stimmen vernnehmbar, welche die Säkularisation der Kirchengüter betonen. Diese kann ohne Umstände vom Reichstage beschlossen werden, wenn die Bischöfe den trüben Bild nicht bald klären und sämmtliche Kirchengüter in die Hände der „Kirche“ niederlegen.

Der Katholiken-Congreß Ungarns hat eine schwere Aufgabe zu lösen! Wir wünschen den Sieg aus voller Seele derjenigen Partei, die das Wohl der Kirche im Auge hat; nicht aber die Befestigung des Kastengeistes, des Ultramontanismus, der Abhängigkeit vom Staate und von — Rom!

Zu wünschen wäre, daß der hochwichtige Katholiken-Congreß bald zusammenberufen werde und den Völkern Europas vorleuchte durch die Verwirklichung der Idee: Freiheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in der Kirche im Allgemeinen und Gewissensfreiheit der Person im Besonderen. J. A. H.

England.

Ein Brief Carlyle's an einen amerikanischen Spiritisten.

Der „American Scotsman“, welcher in New-York erscheint, bringt folgenden charakteristischen Brief aus der Feder des englischen Biographen Friedrichs des Großen:

„Vieher Herr! Endlich erhalte ich Ihre Schrift) und habe sie gelesen mit so viel Aufmerksamkeit und Beachtung, als ich

vermochte. Es zeigen sich darin bedeutende geistige Fähigkeiten, Kräfte des Verstandes, der Imagination, ein strenger, ernster Charakter, hier und da ein Ton düsterer Weichheit und Spuren wirklichen literarischen Geschicks. Mein fortwährendes Bedauern war jedoch und ist es auch jetzt, daß solche Kräfte auf einem kaumgreiflich chaotischen Gebiete thätig sind, das gänzlich außerhalb der Grenzen menschlicher Intelligenz liegt. Es sind nicht Gedanken, welche Sie geben, es sind tiefenbaste, leere Träume, die natürlicherweise niemals befruchtet und gezeugnet werden können. Mein ausgesprochenes Rath würde daher sein: geben Sie das Alles auf, leben Sie es ab, Ihre Intelligenz mit Dingen zu beschäftigen, bei denen die Intelligenz keine Rolle spielt; hören Sie auf, Ihre Samenbüdner im Reiche der Wollen und Schatten auszustreuen. Die höchste Intelligenz, die nicht zu etwas Positivem gelangt, ist völlig in die Irre gegangen. Die Welt der Praxis und der Thatfachen ist die wahre Arena ihrer Bewohner, für Seden und für Alle weit genug zur Bethätigung ihrer Intelligenz. Diese Welt war niemals so mit grenlosem Dunkel und verdrückten Anlagen bedeckt, wie jetzt. Wirkliche Intelligenz mag mit Augen über Dinge schreiben, besser noch vielleicht verhält sie sich schweigend und wendet ihre ganze Kraft auf, den eigenen beschreibenden Pfad in solcher Bildniß zu erheben, um wenigstens für einen erst denkenden Menschen klar und sicher zu stellen, was er zu thun hat.

„Wahrheitslich werden Sie diesem Rath nicht folgen, sicher wohl wenigstens nicht sogleich; das soll wohl aber gar nicht mit Ihnen böse machen. Ihre Schrift las ich mit Vergnügen; sie hat ein gewisses Interesse, mit Ausnahme eines kleinen Abschnittes, der von einer Sache handelt, die ich nicht erwähne, wenn ich nicht dazu gezwungen werde. — Das Ding, welches selbst sich „Spiritualismus“ nennt, welches passender „Ultrabrutalismus“ und „Liturgie der Todtenmenschen“ (Liturgy of Dead-men Apes) genannt wurde. Der Ubrige mit vielen guten Wünschen

Thomas Carlyle.“

Als Seitenstück zu dieser Epistel gestatte und der Leser einen Zug aus A. v. Humboldt's Leben hierher zu sehen. Zur Zeit des Geistesverkehrs und Tischrüdens in Deutschland besagte ein Prinz aus einem kleinen Reichthum auch den großen Naturforscher um seine Ansicht über das Tischrücken. Humboldt lächelte und schweig. „Aber ich versichere, Ew. Excellenz, ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sich der Tisch von mir entfernte“, bemerkte der fürstliche Sproß mit Eifer. Das war zu viel. „Der Klügere giebt nach, Hebel“, erwiderte der sachliche Gelehrte.

Der Besitzer einer großen Werkstätte in London hat neulich öffentlich in den Zeitungen erklärt, daß er Geschäftsaufträge für viele Tausende an Werth gehabt hat, um in den verschiedensten Häusern, die der Schaulust für die Operationen des Tischrüdens, spirituellistischer Zusammenkünfte u. s. w. sind, Metallknöpfe an scheinbar unversänglichen Stellen anzubringen, die als Electreben für geheime galvanische Batterien dienen!

Frankreich.

Zur neueren französischen Literatur der Poesie.

Baudelaire's Schmerzblüthen und ästhetische Curiosos.

Eine vergleichende Charakteristik der literarischen Periode unter dem zweiten Kaiserreich mit jener innigen und tiefen

Poesie, deren mächtigster Ausdruck Alfred de Musset war, wies sehr zum Nachtheil der ersteren ausfallen; die gegenwärtige Poesie hat verschiedene mehr oder weniger brillante Oasen aufzuweisen, aber über die Verjüngung ist man eigentlich nicht hinaus gekommen. Wenn man die allzu gemischte Sammlung *Le Parnasse contemporain* betrachtet, so findet man nur die Eigigen.

Inzwischen giebt es einige rühmliche Ausnahmen; fernab von der großen kalten Straße wandelt hier und da ein Dichter an seiner Tage, der den Rhythmus und die Schilderung zu handhaben weiß und die Natur zu beschreiben und zu malen versteht, ohne dabei die Blüthen auf das Herz zu vergessen. Zu diesen Dichtern von poetischem Magnetismus gehört Baudelaire.¹⁾

Schreiber dieser Zeilen hat einen Freund, welcher Baudelaire kannte und ihn in seiner letzten Krankheit oft besuchte. Der Dichter mußte viel leiden, er war der Erschöpfung befallen, aber ein ewiges Lächeln der Resignation lag auf seinen Zügen. Seine Augen leuchteten und zeigten, daß sein Geist noch lebendig. Er dachte noch, aber er konnte das Gedachte nicht mehr aussprechen. Aufmerksam und mit Interesse verfolgte er die Conversation, die an seinem Sterbebette geführt wurde; manchmal warf er ein ou aber non dazwischen, das er mit der ästhetischen Anfrangung hervorbrachte.

Angenugen haben die Verleumdung der *Revue des Deux Mondes* widerlegt, daß der Dichter der *Heures du mal* geistlos gekostet sei. Nein, in seinen schmerzhaften Prüfungen blüht er bis zum letzten Abemzuge seine volle Vernunft. Der *Heures du mal* genauer prüft, der wird darin keinen Irrthum finden, sondern außer einigen allerdings etwas bizarren Phantasien tiefe Kenntniss der menschlichen Leiden und Leidenschaften.

Baudelaire war ein Mensch von einer ganz eigenthümlichen Originalität. Die Natur hatte ihn glücklich mit ihren Gaben ausgestattet, obwohl er, undankbar genug, behauptete, er dankte Alles nur seinem festen Willen. Bei aller Absonderlichkeit aber war er ein eminenter Geist.

Seine Poesie ist tiefgreifend, die Worte und Phrasen fest, sinnvoll. Sein Baudelaire, daß nur der Wille das Talent schuf, half ihm zwar zu manchem guten Einschlag, aber auch zu manchen Schicksaligen, indem man es vielen seiner Poesien anmerkt, daß sie zu sehr gewollt sind. Darum bleibt auch Baudelaire ein Dichter, von dem man mehr spricht, als man ihn liest.

In jenen eigenen Angelegenheiten war er nicht unzufrieden; er verwaltete ziemlich schlecht sein Hab und Gut. Durch den frühen Tod seines Vaters fand er sich im Besitze eines gewissen Vermögens, das er indessen wenigstens nicht unangenehm gebrauchte, indem er es zur Entfaltung seines Talentes verwendete. Er unternahm eine Reise nach Indien und dieser Aufenthalt hat vor Allem dazu beigetragen, Baudelaire zu jenem mächtigen Naturmaler zu machen, den wir in seinen Gedichten bewundern. Aber derselben Ursache kann man auch das Pessimisme der verschiedensten Töne und das Chaos der Quanten bei ihm zuschreiben.

Man vermuthet auch, daß der Dichter seinen Reisen im Orient seine Krankheit verdankt. Er fand einen unangenehmen Geschmack an den Aufregungen, die das Opium verursacht, und diese verderblichen Anschauungen sind ohne Zweifel eine der hauptsächlichsten Ursachen der schrecklichen Krankheit, welche ihn so grausam in der vollen Kraft seines Alters und Talents dahintrat.

¹⁾ Les fleurs du mal, Curiosités esthétiques, l'Art romantique, petites poèmes en prose, Paradis artificiels, par Charles Baudelaire. Edition définitive. Paris, 1869, Mich. Lévy freres.

Nach Frankreich zurückgekehrt, säumte Baudelaire nicht, sich bekannt zu machen. Er zählte kaum zwanzig Jahre, als sein Ruhm schon begann. Er nahm sofort einen Kampf auf gegen die Banalität unter allen Formen; sein Haß des Trivialen trieb ihn bis zum Excentrischen.

Ein wahres Ereigniß im Leben des Dichters war die Uebersetzung der Werke des Amerikaners Edgar Poe. Natürlich mußte es ihn faden, zu erfahren, daß jenseits des Oceans ein Mann existierte, mit dem er, ohne ihn zu kennen, in der intimsten Ideen-Verbindung war, der ebenso wie er das Sonderliche und Excentrische liebte und ebenfalls im offenen Krieg mit den Vorurtheilen seines Jahrhunderts war. Tiefe Verachtung der Menschen und der menschlichen Gesellschaft und exultanter Cultus des Ideals, das sind für Baudelaire, wie für Edgar Poe die beiden Fundamente ihrer Denkweise.

Außer den *Œurs du mal* sind die wichtigsten Publicationen Baudelaire's die *Paradis artificiels* und die *petits poèmes en prose*. Die *Paradis artificiels* enthalten eine originelle Studie über das Böse und die Analyse eines englischen Buches über den Ehim (*The confessions of an english opium-eater* par Thomas de Quincy). Im *Poème du Haschich* werden die bizarren Zustände, welche das Gift verursacht, mit bewundernswerther Analyse beschrieben; das Buch hat einen großen psychologischen Werth.

Die *Œurs du mal* erschienen zum ersten Male gesammelt im Jahre 1857 und erregten ebensowohl den lebhaftesten Enthusiasmus als die bittersten Kritiken. Man sagte sogar das Buch an, daß es gegen die öffentliche Moral verstohe und das Tribunal correctionnel vernichtete sechs von diesen Poëten; dieselben sind jetzt in der neuen Ausgabe von 1863 noch auch in der verhängenden enthalten. Was das Buch ist und sein soll, sagt der Titel zu Genüge: es ist ein sonderbares und phantastisches Benamet der Blumen des Uebels, des Bösen; es ist die ganze Breite des Schreckens und des Kasters. Das Werk ist keine Kologie des Kasters, auch keine Satyre in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes; es ist noch etwas mehr. Die *Œurs du mal* wachen das Kaster verhöhnt, aber sie bringen es zugleich zum Verschwinden. Das Böse ist haßenswerth, aber muß es nicht eine geheime Kraft besitzen, daß es so häufig die Vernunft zum Schweigen bringt und den Willen tödtet?

Große Sorgfalt legte der Dichter auf die Form; er sorgte in die Feinheit seines Gedankens wie für seine eigene. Dies streifte sich sogar bis auf die Handschrift. Mit der scrupulösen Aufmerksamkeit überwachte er den Druck seiner Saden. Nach auf seinem Sterbebette besorgte er selbst die Correcturen. In Buch war für ihn ein Gegenstand der Verehrung. Sein Ideal ist gründlich durchgearbeitet, wie seine Versification. Zuweilen vornehmlich in seinen Kunstschriften, empfiehlt Baudelaire die eindringlich die Naivetät. Aber was er empfiehlt, heißt nicht mal denken oder fühlen, sondern naiv das Andeuten, was an denkt und was man fühlt. Von diesem Standpunkt aus ist wenige Autoren naiver gewesen als er selbst, denn Niemand ist aufschätlicher in seinen Ausdrücken.

Die *Œurs du mal* zerfallen in sechs Theile: *Spleen et idéal, tableaux parisiens, le vin, Œurs du mal, révolte, la mort*. Der sechste Theil ist gleichsam das Haupt dieses düstern Gedichtes im Bösen, die anderen sind bloße Glieder. Unter *Spleen* versteht der Dichter die Langweile (Wüßhunger ist aller Kaster naiv), woron er sagt:

Quoiqu'il ne pousse ni grands gestes ni grands cris,
Il ferait volontiers de la terre un débris
Et dans un baillement engloùtrait le monde.

Die *Tableaux parisiens* sind eine kleine Galerie von Genrebildern. Nachdem und der Dichter das Leben der Menschen geschildert, die Schmerzen und die Bosheiten, welche sie bedrücken, kommt er zum dritten Theil: *Le vin*, welcher die Menschen erfreut und sie ihre Leiden vergehen macht. Dann kommen die eigentlichen *Œurs du mal*. Révolte ist ein wahrer Titanengesang, und den Schluß der Dichtung bildet *La mort*. Der Tod ist das einzige Heilmittel gegen alle Uebel. Das Ende lautet:

O mort! vieux capitaine, il est temps, levons l'ancre,
Le pays nous ennuie, o mort! appareillons!
Si le ciel et la mer sont noirs comme de l'encre
Nos coeurs que tu connais sont remplis de rayons.

Verse nous ton poison pour qu'il nous reconforte
Nous voulons, tant ce feu nous brûle le cerveau,
Plonger au fond du gouffre, enfer ou ciel, qu'importe?
Au fond de l'inconnu pour trouver du nouveau.

Das ganze Werk, so reich, schöne und wahrhaft poetische Stellen es auch enthält, ist doch nicht so ansehnlich, daß es jemals populär werden könnte. Baudelaire arbeitete, wie er sagte, nicht für Andere, sondern für sich selbst. Jedenfalls ist er ein tiefer und origineller Dichter, der seinen Platz in der Literaturgeschichte hat.

R u s s l a n d.

Buchhandel und Bibliographie in Rußland.

Wenn auch der Buchhandel der außerdeutschen, civilisirten Staaten nicht dieselbe systematische Organisation und Verzweigung wie in Deutschland erreicht hat, so sehen wir doch in vielen Ländern, wie in Frankreich, England, Holland, Dänemark u. d. den Buchhandel zu erfreulicher Entwicklung und Blüthe gedenken. Nach den statistischen Berichten aber werden in seinem Lande der Welt so viele gediegene und wichtige Geisteswerke zu Tage gefördert und zum Nutzen der Menschheit verbreitet, als eben in Deutschland oder von Deutschen in anderen Staaten. Außer dem natürlichen Drange der Deutschen zur Wissenschaft und Geistesarbeit, ist dies ohne Zweifel dem Schutze und der Förderung der Wissenschaften durch die betreffenden Regierungen, sowie jedenfalls auch der trefflichen Organisation des Buchhandels in Deutschland zu danken, dessen Knotenpunkt in Leipzig seine Verzweigungen und Ausläufer durch alle Staaten der Erde sendet. Zwar ist auch in Frankreich bekanntlich Paris der Centralpunkt für den Buchhandel, aber leider auch fast der alleinige Ort für literarische Production, während in den Städten der Departements selten nur gediegene, wichtige Werke herausgegeben werden. In Deutschland dagegen erscheinen die großartigen Werke nicht allein in Berlin, Wien und Leipzig, sondern in allen Städten, Städten und Städten werden die bedeutenden Ertragsleistungen eifriger Fleißes und mühevoller, saurer Geistesarbeit zu Tage gefördert. Was es an dieser Stelle als ein an die Herren Messowiten gerichtetes Wort gelten, wenn wir sagen, daß im Reiche des Geistes und der Wissenschaft die deutsche Nation die Krone trägt und, trotz aller Mißgunst, noch lange tragen wird.

In Rußland befindet sich der Buchhandel noch in vollkommen primitivem Zustande. Da der Credit und das gegenseitige Vertrauen hier noch unbekannte Größen sind, kann von einer Mittheilung und Verleumdung neuer Bücherbewegungen à condition, in

Commission, gar nicht die Rede sein. Hier heißt es: erst das Geld und dann die Waare. Und ist ein Verleger einmal wirklich in die seltene Lage gekommen, ein gediegenes Werk zu veröffentlichen, so ist er auch gleich ein Despot seinen Kollegen gegenüber; ein Minimum von 3, 5 oder 6 Exemplaren liefert er dann gar nicht aus, es müssen logisch zum Besten 10, 20 oder 25 Exemplare mit einemmale bezogen werden. Daß bei so einseitigen, unelstischen Verhältnissen eine geregelte Entwicklung des Buchhandels oder des geistigen Lebens kaum erwartet werden kann, ist evident. Der ganze russische Buchhandel beschränkt sich daher auch fast nur auf die beiden Hauptstädte Petersburg und Moskau, und ist es ein Ereigniß, wenn in Kiew, Charkow, Odessa oder Kasan irgend ein gutes Buch veröffentlicht wird.

Eine Folge des traurigen Daniederliegens des russischen Buchhandels und des thörichten wissenschaftlichen Lebens in Rußland ist daher auch der sehr fühlbare Mangel einer genauen, zuverlässigen Bibliographie. Zwar wurden im Laufe dieses Jahrhunderts auch hier einige bibliographische Anstrengungen gemacht, können jedoch durchaus nicht verglichen werden mit den gewissenhaften, vorzüglichen Werken von Kaiser, Hinrichs, Kirchhoff, Gräffe, Engelmann u. s. w. — In den zwanziger und dreißiger Jahren wurden von Smirnin und Krashinsky recht gute Kataloge einer ziemlich bedeutenden russischen Leihbibliothek, auch wissenschaftliche Werke umfassend, veröffentlicht, in welchen fast alles Wichtige der älteren russischen Literatur registrirt ist. — Dann gab es aber wieder eine lange Pause mit tiefem Schweigen bis 1860. Von diesem Jahre bis 1867 wurde zweimal monatlich „Der Bücherbote“ (Knishoi Westnik) unter der Redaction von Senkowsky und später von Kossow in Petersburg herausgegeben, der den nothwendigsten Bedürfnissen des russischen Buchhandels genutzte und einigermaßen sichere Ansätze über neue literarische Erscheinungen gab. Wegen zu geringer Theilnahme, einer Auflage von kaum 500 Exemplaren, ging dieses Blatt jedoch leider schon 1867 wieder ein. Augenblicklich hat der Geheimrath A. N. Strugewitschilow ein großartiges Unternehmen angekündigt, auf dessen Verwirklichung die literarische Welt in Rußland sehr gespannt ist, nämlich eine Monatsrevue unter dem Titel „Der Bibliograph“ (Ausgabe des Geschäftes: der russische Buchhandel), in monatlich erscheinenden Heften von 8—10 Bogen für den nicht geringen Preis von 7—8 Rubl. jährlich. Das Programm desselben zerfällt in fünf Abtheilungen: 1) Bibliographische Beschreibung russischer Bücher; 2) bibliographische Beschreibung ausländischer Bücher; 3) von den russischen periodischen Schriften; 4) vollständiges Verzeichniß aller neu erscheinenden russischen und ausländischen Bücher, sowie der periodischen Schriften (?), nebst kurzen Bemerkungen über dieselben; 5) allgemeine Nachrichten über den Buchhandel. Die Ankündigung ist bereits seit Monaten erfolgt, und ist wohl jetzt bereits das erste Heft erschienen. In wie weit dieses Unternehmen jedoch den Bedürfnissen der Zeit Genüge leisten wird, kann natürlich erst nach Verlauf einiger Monate mit Gewißheit beurtheilt werden.

Recht gewissenhafte Arbeiten hat während der letzten zehn Jahre der bekannte Bibliograph W. S. Michow veröffentlicht, von welchen uns gegenwärtig ein starker Band von 1000 Seiten vorliegt: der Katalog der russischen Buchhandlung von Wassnew in St. Petersburg, 12,000 Büchertitel und ungefähr 7200 kritische und bibliographische Notizen enthaltend.* Bei dem gänzlichen

Mangel guter bibliographischer Hilfsmittel ist dieses wenig zusammengetragene Werk des Herrn Michow jedenfalls mit großem Dank und besonderer Anerkennung aufzunehmen, wenn es auch von einer erschöpfenden Vollständigkeit noch sehr weit entfernt ist. Daß sämtliche angeführte Werke in einer Bindezahl von 30—40,000 alle in der genannten Buchhandlung zum Kaufe vorhanden sein sollen, ist aber ebenso wenig begründet, wie die künftige Behauptung, daß einen so vorzüglichen Katalog bisher noch keine einzige europäische Literatur aufzuweisen habe. Als Beweis des Gegentheils mag nur die Bemerkung dienen, daß alle älteren, antiquarischen Werke, die vor 1825 erschienen und gegenwärtig im Novitäten-Buchhandel nicht cursiren, eben in demselben nicht vorhanden sind. Auch sind von ansehnlichen Kritiken und Recensionen nur „Die Russische Revue von Dr. Wollstschon“ und „Die Preussische Vierteljahrsschrift“ angeführt, während der unzähligen, kritischen Recensionen unseres „Magazin“ das seit achtunddreißig Jahren fast alle wichtigen Erscheinungen der russischen Literatur besprochen hat, nicht mit einer Silbe gedacht ist. In der ersten Abtheilung, der, 2 bezogte, bieten die zahllosen Biographien und Wunderthaten der Tausende von Heiligen der russischen Kirche natürlich einen Hauptabschnitt; — sowie die vielfachen Uebersetzungen wissenschaftlicher und belletristischer Werke aus dem Englischen, Französischen und Deutschen den Ewigenantheil ausmachen. Zum Ruhme der russischen Literatur sind uns dagegen noch viel mehr, als die angeführten 400 Uebersetzungen russischer Werke in fremde Sprachen bekannt.

Für die neuere russische Literatur ist dieser Katalog aber immerhin in Ermangelung eines besseren ein ziemlich brauchbares Nachschlagewerk, und kann man nur wünschen, daß der Michow durch die Anerkennung des Gelehrten sich ermutigt fühlen möge, diesen Grundstein einer Bibliographie der russischen Literatur zu einer umfassenden, vollständig erschöpfenden Arbeit auf diesem Felde zu erheben.

Türkei.

Eine türkisch-österreichische Speculation auf Kosten Europas.

Seit beinahe einem Jahre beschäftigt sich die europäische Presse mit einem Thema von der größten Wichtigkeit, nämlich mit dem von der hohen Pforte und Wiener Bankiers angeregten Projecte, den europäischen Theil des Osmanenreiches auf Kosten der civilisierten Welt mit einem Eisenbahnen durchziehen zu lassen. Der eigentliche Urheber dieser beschredlichen Idee ist der berühmte Geolog und Reisende Ami Boué. Schon im Jahre 1850 überreichte er der Akademie zu Wien eine Abhandlung über dieses Project, und zwei Jahre später ließ er eine besondere Flugchrift über türkische Eisenbahnen drucken; auch fugte er 1853 dem Viquésnes'schen Atlas der Türkei eine colorirte Eisenbahntabelle und Durchschnitte bei. Das sechsen erscheinende Heft der „Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien“ (1856, Nr. 1) bringt über die Vorarbeiten zum Bau der türkischen Eisenbahnen, geleitet durch Dr. Pressel, einen kurzen Bericht

* Ostentatlicher Katalog der russischen Bücher, die von 1825—1869 in Rußland erschienen sind und in der Buchhandlung von Wassnew in

St. Petersburg verkauft werden, nebst Hinweisen auf Kritiken und Recensionen, sowie Aufzählung von 400 Uebersetzungen russischer Werke in andere Sprachen. Von W. S. Michow. St. Petersburg, 1869.

ist der Fieber des Prof. Dr. v. Hochstetter. Letzterer hat gemeinschaftlich mit dem Herrn Pressel und einer großen Anzahl tüchtlicher Ingenieure in diesem Sommer eine Reise zur Erstellung des Terrains der türkischen Eisenbahnen gemacht.

Betrachten wir das Project in seiner jetzigen Gestalt, wie sie von den Anquiers, Strategen und Paschas gegeben worden ist, so näher. Dasselbe soll die Reichs-Hauptstadt Konstantinopel mit den wichtigsten Provinzen, nämlich mit Rumelien, Bulgarien, Bosnien und zugleich mit Europa in directe Verbindung setzen. Um dies zu erreichen, ist eine Hauptlinie projectirt worden, welche von Konstantinopel über Adrianopol, Philippopol, Stara-Bagradisch, Uestfab (Skeplia), Nowi-Bazar, Sarajewo zum Türkisch-Brod an der Save führen, während zwei Neben- und Quertlinien diese Bahn durchschneiden sollen. Die eine von ihnen soll von Warna über Adrianopol nach Enos und die andere von Salonik über Uestfab nach Nisch (Nissa) gehen.

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Hauptlinie eine in strategische ist, welche den materiellen Interessen des Reiches gar keine Rechnung tragen könnte. Konstantinopel, der Kern der türkischen Streitmacht, soll mit dem entlegenen Bosnien und mit dem Innern Rumeliens sowie Westbulgariens in schnelle und sichere Verbindung gesetzt werden, was sich bei der mangelhaften Wegebeschaffenheit bisher nicht bewirken ließ, da wenn man die Truppen mit Hilfe der Flotte an die Küsten der betreffenden Gebiete warf.

Die Seitenbahn Salonik - Skeplia - Nisch kann ebenso wohl nützlich als commercialisirende Zwecke dienen und ist die einzige ernstlich begründete. Hingegen diejenige von Enos nach Warna ist kaum wieder mehr strategisch, denn nur von Enos bis Burgas (an der Schwarzem Meere) beruht sie in volkwirthschaftlicher Beziehung auf fester Grundlage. Kohlen-Verbindungen — und nur solche hat man zu denken — welche auf der schon vorhandenen Westbahn - Warna-Bahn den letztgenannten Seehafen erreichen, waren unmöglich noch auf dem 30 Meilen langen (projectirten) Räume nach Enos weiter geschickt werden, um in's Aegeische hin zu gelangen. Man hat dies billiger, wenn auch nicht so wohl, auf dem Seewege durch das Schwarze Meer.

Für Warna giebt es zunächst Wichtigeres zu thun, als die unmittelbare Verbindung dieses Hafenplatzes des Schwarzen Meeres mit einem Hafen des Aegeischen Meeres anzustreben — an seine nämlich Warna vor allen Dingen zu einer wirklichen Festung und zu einem gesicherten Kopf der schon vorhandenen Aufstiegsbahn machen, indem man den versandeten Weg des großen und sehr tiefen Derna-Zeers, der unmittelbar bei der Stadt liegt, regulirt und vertieft, was schon längst geschlagen worden; dann erhalte Warna in jenem See einen Hafen, der an Tiefe, Sicherheit und Geräumigkeit sich mit den besten der Welt messen könnte. Der jetzt vorhandene sogenannte Hafen ist nichts weiter, als eine offene Rhede, in der Schiffe nur außer dem Sturme überdacht und gerüstet werden können, während an den Ufern dieser Rhede nichts vorhanden ist, weder für den Wohlstand, noch Raub, noch ein Aus- und Einschiffen von Gütern oder Passagieren zu ermöglichen. Der Verkehr auf der Aufstiegs - Warnar Bahn, die Konstantinopel mit dem Reich verbinden soll, hängt also bis jetzt völlig in der Luft, was zwar beschämlich, denn er hängt vom Wetter ab, das in Warna herrscht.

In strategischer Hinsicht wäre natürlich eine directe Bahnverbindung zwischen Warna und Enos sehr vorthellhaft, denn auf dieser könnten die Armeen der Westmächte bei einem künftigen Kriege mit Rußland am schnellsten nach dem Bündungs-

gebiet der Donau und nach Rumänien zu gelangen, ohne daß die Harembrube und der türkische Schendrian in Konstantinopel derartig gehört würde, wie zur Zeit des vorigen Krimkrieges. Die westmächtliden Armeen wären mit Hilfe dieser Bahn auch viel unabhängiger von den Entschliessungen und Wünschen der Heben Pferde, und während des Krieges in der That die einzigen Herren der europäischen Türkei, denn im gesicherten Besitz einer solchen Operationsbasis zwischen zwei Meeren, welche die ganze Haupt-Bahnlinie und überhaupt jede Verbindung Konstantinopels mit dem Westen des Reiches abschneide, könnten die europäischen Cabinete nach Belieben paciren, ohne die Türken zu befragen. Der funkbige Ami Deuä hat unseres Wissens nur die Linie von Enos bis Adrianopel vorgeschlagen.

Was die andere Flügelbahn betrifft, die nämlich von Salonik nach Nisch projectirt, so beruht dieselbe, wie schon gesagt, auf einer vernünftigeren Grundlage, und wenn diese allein zur Rentabilität genügt, müßte eine solche erzielt werden, um so mehr, als eine Fortsetzung dieser Bahn bis nach Belgrad und damit ihr Ansehen als die österreichisch-ungarischen Bahnen eines Tages gewiß erfolgen würde; doch sind die Verhältnisse in der Türkei leider von der Art, daß die Rentabilität eines Unternehmens noch von ganz anderen Dingen als einer vernünftigen Grundlage abhängt. In strategischer Beziehung würde diese Flügelbahn unter Beihilfe der türkischen Transportslotte zum Ausgleich des Vorrathes dienen, den Oesterreichs Armee bei einem Kriege um Bosnien oder Serbien von den Stambulen Truppen sendungen voraus hätten, indem die Oesterreicher, bei der großen Entlegenheit Bosniens von der türkischen Hauptstadt, ohne Ueberbürdung Zeit haben würden, sich der bosnischen Bahn bis Ratschen und vielleicht noch weiter südwärts zu bemächtigen, ehe sich die Türken bei Nisch oder Skeplia concentrirt hätten. Die bosnische Bahn würde überhaupt mehr für die österreichischen als für die türkischen Armeen angelegt werden, denn ihre Verbindung mit dem Gesamtkörper hinge so zu sagen am feinsten Faden, da bei dem ersten Konflikte der Türkei mit Montenegro oder Serbien die freitbaren, ledigen Bewohner jener Länder nicht verbleiben würden, sofort einige Centner Pulver zur Zerstörung jener Tunnel und Brücken zu verwenden, die ganz besonders häufig in Ratschen angelegt werden müßten, und bekanntlich ist Ratschen jener Schluchtenreiche, schmale Landstreifen, der gewissermaßen den leicht zusammenstürzbaren Hals bildet, welcher Bosnien mit dem übrigen Reiche verbindet. Auch Ami Deuä hat seine Bedenken gegen diesen Theil des Projectes ausgesprochen.

Werden wir nun einen Blick auf das ganze Verhaben, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß die ganze Hauptlinie, mit alleiniger Ausnahme der Strecke Konstantinopel - Adrianopel, gänzlich verwerflich ist, weil sie nur militärischen Zwecken dienen kann, und diese nicht hinreichend, eine Rentabilität des auf Kosten von Westeuropa hergestellten Baues zu erzielen. Von den beiden Flügelbahnen ist nur diejenige von Salonik nach Nisch unter allen Umständen und in ihrer ganzen Ausdehnung empfehlenswerth, wogegen die andere, welche von Enos projectirt ist, nur bis Adrianopel Billigung finden kann. Will die Türkei strategische Bahnen haben, dann möge sie solche auf eigene Kosten in Gottes Namen bauen, nicht aber die Hörsen der civilisirten Welt deswegen brandschlagen. Will sie jedoch Bahnen zu nützlichen Zwecken haben, die dem Lande (wenn auch nicht den Actionären!) etwas einbringen, dann projectire sie Bahnlinien, welche die Donau als Basis haben und auf dem kürzesten Wege dem Adriatischen sowie dem Aegeischen Meere zustreben.

Ueberhaupt müssen die europäischen Capitalisten — und von ihnen hängt die Sache doch mehr ab, als von den Porten-Ministern — darauf halten, daß alle türkischen Zukunftsbahnen von vornherein in Gruppen projectirt werden, welche den Staaten angefaßt sind, die sich über kurz oder lang aus dem osmanischen Reich bilden müssen. Man fasse also in erster Linie eine serbisch-bosnische Gruppe, dann eine bulgarisch-serbische, hierauf eine bulgarisch-rumänische und schließlich eine bulgarisch-albanische Bahngruppe in's Auge. Nimmt man folgerichtig auf die berechtigten und natürlichen Erben des kranken Mannes Rücksicht, dann kann die unausbleibliche Katastrophe eintreten, wann sie wolle; das Eigenthum der Actionäre wird dennoch im Ganzen wenig verlustig aus dem Zusammensturz hervorgehen, denn die Injuranten (und mit ihnen muß man rechnen) haben selber das größte Interesse, daß die Schienenstränge, welche zum particularen Nutzen ihrer Zukunftskosten angelegt werden sind, beim Kampfe möglichst vor Zerstörung bewahrt werden, wobergegen umgekehrt, die Injuranten das größte Interesse an Zerstörung der Bahnkörper haben, wenn dieselbe vorwiegend oder gänzlich im türkischen Reichsgebiet angelegt sind. Es ist überdies im ersten Falle für die Vertreter der Actionäre leichter, nach Verlassen der Zerstörung den neuen Staatengebilden gegenüber eine Position zu gewinnen, auf der sich die Interessen ihrer Klienten wahrnehmen lassen.

Mit Serbien lassen sich zunächst solide Abkommen treffen, ohne daß man sich irgendwie an die Wünsche der Porten-Minister und an Stambuler Palast-Befehle zu kehren nöthig hätte. In Serbien kann man die Gestaltung der türkischen Bahnen vorzeichnen und die Vertreter der rumänischen Bahnen zu Verbündeten gewinnen, denn sowohl das Interesse Serbiens und Bosniens als auch Rumäniens, Ost-Ungarns und Siebenbürgens geht in erster Reihe jetzt auf Verbindung mit dem Adriatischen Meere hinaus. Eine Bahn von Madjujowah (am Timok und der Donau) quer durch Serbien über Kragujewah nach der bosnischen Gränze mit der Richtung auf Jolisch, am bei Ragusa ausmünden zu können, würde Rumänien und sogar Galizien den schiedenden Winterhafen und die beständige nächste Verbindung mit dem europäischen Westen schaffen; das österreichisch-ungarische Staatsinteresse wäre der Weiterführung derselben bis Ragusa engagirt und würde gewiß wahrgenommen werden, wobergegen eine Bahn von Rama (gegenüber dem österreichischen Bahnort Pöschke) durch das Morawa-Thal bis zur bulgarischen Gränze, mit der Richtung auf Nisch, nicht bloß das österreichisch-ungarische, sondern auch das englische Staatsinteresse in's Spiel zöge, denn einerseits würde durch das Einmünden dieser Bahn in den eben erwähnten Schienenstrang Ost-Ungarn und Siebenbürgen mit dem Adriatischen Meer, mit dem Meeresküste in die nächste Verbindung gebracht, alle das österreichische Interesse gefördert, während andererseits England wegen seiner indischen Post, die jetzt über Brindisi gehen muß, und wegen der Concurrenz mit der österreichischen Export-Industrie, Alles ausrichten würde, um eine Verlängerung dieser letzteren Bahn über Nisch nach Salonik durchzusetzen. Hätte man das vorstehend Angebotene erreicht, dann wäre es Zeit an eine Verbindung Belgrads mit Sarajewo und Makarska oder Spalato an der Adria zu denken und schließlich noch eine Bahn von Sziged über Pred und Banjaluka nach Sabenica oder Zara in's Auge zu fassen, um auch Mittel-Ungarn zu berücksichtigen. Die Abfuhr des Ueberflusses von West-Ungarn bliebe für Rumänien oder Bulgarien, deren direkte Verbindung mit jenem Hinterlande schon längst hätte bewirkt sein sollen.

Dürfte es noch lange Zeit haben, hieses zu denken, so können noch einige Generationen darüber bürsteln, ehe man an die bulgarisch-albanischen Gruppen denken könnte, will man nicht in ruchloser Weise wegen des Unternehmungs-Gewinns fremde Capitalisten opfern, denn es ist wohl zu beachten, daß die jetzigen türkischen Provinzen nicht im Stande sind, Bahnen zu erhalten, geschweige denn gewinnbringend zu machen, und jedes derartige Unternehmen muß von vornherein als ein bloßartiger Schwindel bezeichnet werden, sobald es nicht die Ausfuhr Ungarns, Galiziens, Rumäniens und Serbiens als Hauptziel und Haupttrieb im Auge hat, denn nur jene Länder zuzugiren jetzt schon hinreichend, um die von uns vorgeschlagenen Projecte einigermaßen solide zu machen. Türkische Selbstverwaltung und Mentalität wird für sie indeß auch erst dann eintreten, wenn die Osmanen Herrschaft aus Europa verbannt werden, denn es giebt keinen Ausdruß, der stark genug wäre, um so unverbesserliche türkische Steuerherrschaft und die heillosen türkischen Verwaltung hinreichend zu fennzeichnen. Beide vereinigen sich die Grundzüge alles materiellen Gedeihens einer Nation, nämlich Landbau und Industrie, im hohen und primitiven Zustande zu erhalten oder gänzlich zu vernichten, so daß sich alle geistige Thätigkeit und alles Capital der Osmanen und der ihnen anverwandten Völker ausschließlich auf den Schwachsinn, den Ackerbau und Gewerbe des Vortheils voraus hat, das heißt die Folge, nämlich der erzielte Gewinn, sich verbergen und wenigstens nicht Jedermann sichtlich in die Augen springt, daß die habgierigen Palhas und sonstigen Beamten ihrerseits anderen als den gewöhnlichen Mitteln greifen müssen, um sie einen Kaufmann oder Wechselbank auszuheben. Ueberdies ist die eigentliche Kaufmannsgesellschaft fast abgabenfrei, denn nicht die Einfuhr, sondern die Ausfuhr wird in der Türkei besteuert, beim Austritt des Beses wird die Waare, nicht der Handel, bestraft, dessen Verlust den Händlern außerdem wohl unbekannt ist. Solche Zustände und Maximen haben aber die Folge, daß dem geeigneten Boden des Landes kaum mehr zu gewinnen wird, als zur Ernährung seiner eigenen Bevölkerung reicht, woberhalb Mithras sofort Hungersnoth herbeiruft, vor einigen Jahren in Bosnien) und für die Ausfuhr und guten Jahren wenig einbringt wird. Was helfen überdies die Bahnen, wenn keine (Hausse) in dieselben einmünden, um 3 fuhr heranzuführen, und was sollen Dampfmaschinen in einem Lande, in welchem das allgemein übliche Fuhrwerk die Arbeit, nämlich ein Rasten, den Stiere auf angeschliffenen Schwellen langsam wegzuleiten; ja nicht einmal Arabas sind überall vorhanden, sondern nur der Transport auf dem Rücken von Viehtieren!

Die Erfahrungen, welche man bisher hinsichtlich der Eisenbahnen in der Türkei gemacht hat, sollten europäischen Capitalisten zur Warnung dienen. Da ist zunächst die zehn Meilen lange Strecke zwischen Thernanoba an der Donau und Aukendim am Schwarzen Meere, deren Plan schon während des Krimkrieges begonnen wurde, die aber trotz ihrer vortheilhaften Lage nicht zum Gedeihen kommt und alljährlich die Türkei zu einem Ruinardarfen zwingt, um die garantierte Verbindung zu bestreiten. Auf dieser Bahn kann man im Herbst Frühjahrs und Winter das Vergnügen einer Wasserfahrt genießen und muß, im Sommer sitzend, die Beine hochziehen, nicht mit den Füßen in das wasser Element zu tauchen. Was ist dabei nicht, denn an den tiefsten Stellen wird verber mit der Mehlstaube unterjocht, ob das Wasser wohl so tief ist, als es das Feuer in der Lokomotive erhitzen könnte, was die

andere türkisch-europäische Bahnstrecke betrifft, die in einer Länge von etwa 29 Meilen Aufschuß an der Donau mit Bama am Schwarzen Meere verbindet, so liegen auf ihr die Verhältnisse fast noch mehr im Argen, als bei der vorgenannten Bahn. Im Sommer des Jahres 1868 war ihr Schienenstrang an mehreren Stellen völlig unterbrochen und die hohe Pforte benutzte diesen Umstand zu einem (erfolglos gebliebenen) Versuche, sich einmal im üblichen jährlichen Zinsaufschuß zu ersparen, ja sie forberte die Bahnverwaltung sogar sehr energisch auf, den lebensgefährlichen Zustand des Bahnkörpers zu beseitigen und die elenden, in unzureichender Zahl vorhandenen Wagen durch bessere und zahlreichere zu ersetzen, jedoch vergeblich. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die Reisenden zur Fahrt auf dieser Strecke sich veranlassen müssen, das für gar nichts gefordert ist, daß die Züge nicht nach Ankunft und Abfahrt der Dampfer, sondern ganz willkürlich regeln, z. B. nach dem Willkürschicksal eines Agenten der Bahngesellschaft, während welcher Zeit die aus dem Donauumschiffen in den Bahnhof getretenen Passagiere einfach dort vier Stunden lang eingesperrt werden, wie dies im Jahre 1867 bei dem Zuge voram, mit dem sich auch ein deutscher Diplomat widern ließ, der sich natürlich aus dem Bahnhof zu befreien suchte. Mit den Bahnen auf afghanischem Terrain ist es auch nicht; die 20 Meilen lange Giselbissar-Synghara Bahn erfordert alljährlich einen bedeutenden Zinsaufschuß, dessen Betrag die hohe Pforte, wie immer, erst von den Stambuler Wucherern haben muß. Die Eingeborenen wollen sich nur einmal nicht von der herkömmlichen Transportweise trennen und sie lösen, was sie zur Beförderung ihrer eigenen Person die Bahn begeben, kein Geld, sondern finden sich mit den Subalternen gegen ein Palschick ab. So geht es auch auf den türkischen Bahnen her. Ja, wenn wenigstens eine Massenwanderung europäischer Einwanderer längs der anzulegenden Bahnen stattfinden könnte, dann ließe sich wohl eher auf Rentabilität hoffen, doch eine derartige Einwanderung, wie sie in Amerika stattfindet, will die Türkei nicht und es dürfte sich kaum freie, arbeitsame Menschen finden, welche Lust hätten, ihr Vermögen und ihre Zukunft in der Türkei zu erforschen.

Die Anlage von Eisenbahnen auf türkischem Boden ist überaus mit unglücklichen Schwierigkeiten verknüpft, da dem Lande die jene kolossalen Hilfsmittel der Technik fehlen, über welche man bei uns verfügt; außerdem haben die Ingenieure keine zur Ausübung geschickte oder willige Arbeiter. Selbst in Rußland, wo die Verhältnisse doch sehr viel günstiger liegen, sieht es sich in diesem Punkte nicht besser, weshalb der Unternehmer der Bahnen dieses Landes viele Tausend Arbeiter aus Deutschland anwerben und dorthin befördern mußte. Dies dürfte in indessen hinsichtlich der eigentlichen Türkei nicht so leicht haben lassen, und es ist auch kaum zu erwarten, daß die Unternehmer, welche bis jetzt in Soden der türkischen Bahnen genannt werden sind, Lust haben werden, ihren Gewinn zu Gunsten einer besseren Ausführung zu schmälern — vorausgesetzt wird man sich mit der Grobarbeit der Majahs behelfen, für welche man sich nur mit den Palschas abzugeben hat, wie dies bei den sibirischen Bahnen schon erreicht worden ist, denn die angestrichenen Majahs müssen stumm geborchen, gleichviel ob ein „Intelligent“ Palscha sie zum unentgeltlichen Nöthigen (wie in Sibirien) oder zu sonst welchen Leistungen zwingt. Die Arbeit wird freilich auch danach, doch werden dafür im vorliegenden Falle nicht die Unternehmer, sondern die Aktienäre zu büßen haben!

Bei dem vielfach besprochenen Project handelt es sich um 100 Kilometer oder 250 Meilen Bahnlänge, zu deren Anlage

600 Millionen Francs oder ca. 150 Mill. Thaler beansprucht werden; die Meile Bahn soll demnach 600,000 Thlr. herzustellen kosten, also ca. 200,000 Thlr. mehr als in Deutschland die Meile durchschnittlich zu kosten pflegt! Die telegraphisch nach demnach die Summe sein, welche hiervon in die Taschen der Unternehmer, sowie in den Divan und in dessen Seitenkanäle abfließen soll! Und 8 Prozent Verzinsung, d. h. jährlich 7½ Millionen Thaler, garantirt die hohe Pforte — die nichts mehr zu verpfänden hat und die nur mit Hilfe von Wucheranleihen höher den Zinsaufschuß für die vorhandenen kurzen Bahnstrecken zu leisten vermochte. Sapienti sat! Franz Maurer.

Afghanistan.

Die Civilisation der Afghanen.

Zu einer Zeit, in der sich bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals die Blicke Europas nach Osten und dem großen Reiche der Briten in Hindien richten, während gleichzeitig aus dem Innern Afrikas die bedenkliche Nachricht nach Westeuropa gelangt, daß sich der muslimanische Beherrscher von Fochara zum Tributpflichtigen Aufstehenden erklärt und den Schutz des Jaren gegen seinen Nachbar Schir-Ali, den mit Substanz in Geld, Waffen und Militär-Instruktionen unterstützten Freund und Nachbar der Indo-Briten, angetrauen hat, ist es von Interesse, eine Schilderung des Kulturzustandes jener Völkerschaften zu lesen, welche gewissermaßen die irregulären Vorposten der britischen Armee gegen Rußland bilden. In einem Essay der „Westminster Review“: „The Afghan Tribes on our Trans-Indus Frontier“, lesen wir:

„Ein legitimer Souverain ist eine Seltenheit in jedem orientalischen Lande, aber in Afghanistan ganz unbekannt. Der einzige Souverain, der ein Recht hat, dort zu regieren, ist der, welcher die Macht dazu hat. Jeher, der mehr Macht als der regierende Souverain hat, würde den alten Afghanen entweder als ein Verräther oder als ein Schwachkopf angesehen werden, wenn er seinen Gelüsten aus dem Grunde, daß er nicht der legitime Herrscher ist, Einhalt thun wollte. Ehre, Beschädigung und Treue haben in der Politik bei den Afghanen nie eine Rolle gespielt. Der König erhielt seine Autorität, indem er eine Partei gegen die andere aufspielte. Der Adel giebt seine Anhänglichkeit auf oder hält sie fest, je nach seinem augenblicklichen Interesse. Thronprätendenten sind beständig im Felde und Niemand zweifelt, daß sie moralisch dasselbe Recht haben, wie irgend ein Anderer. Der gegenwärtige Emir weiß dies vollkommen wohl, und wenn er das Gefühl, das man ihm zutraut, jemals in Worte kleidet, so entlehnt er den Ruß hieraus einer englischen Zeitung. Die bestehenden Uebelstände dieser Art nennt der Afghane Freiheit. Die Unabgängigkeit, welche er liebt, ist völlige Willkür für Seden, zu thun, was ihm beliebt. Jede Schmälerung dieses Rechts, obwohl er gewungen sein mag, sie zu ertragen, betrachtet er als eine ungerechte Beschädigung der natürlichen Menschenrechte. Er ist überdies der faulle und indolente Mensch; er haßt jede Mühe, und es würde eine endlose Mühe sein, wollte man versuchen, die afghanische Gesellschaft zu rekonstruieren. Man gebe dem Afghane eine Lehmbütte, eine Fran, ein Pferd und Waffen, so ist er befriedigt. Müßiggang ist, kann man fast sagen, das ihn beherrschende

Kaffee. Jeder Reisende, der unter ihnen gelebt hat, bemerkt mit Staunen die stumme und schweigsame Manier, in der sie stundenlang auf den Straßen sitzen und einander anstarren. Wenn die durch Raub erworbenen Veräbte erschöpft sind, so ist ihr Geist ganz mit dem Gedanken beschäftigt, wie sie Nahrung ohne Entgelt beschaffen können. Sie gehen von Thür zu Thür in der Hoffnung, ein Mittageßen zu erlangen...."

„Ein Beweis für ihre Intelligenz ist die Art, wie sie den Winter zubringen. Im Cabul ist der Winter sehr streng und hindert den Aufenthalt im Freien; das ist die Zeit, wenn der Afghane das höchste Vergnügen genießt. In der Mitte des Anghobens wird ein Loch gegraben und eine kleine Quantität glühender Kohlen hineingelegt, über diese wird ein Tisch gestellt, der mit Decken und Kleidungsstücken behängt wird. Wenig Brennholz genügt, um die Wärme zu steigern, welche von den Decken bewahrt wird, ebenso wenig Brennholz unterhält die Gluth. Eine solche Vorrichtung heißt „sandali“. Den ganzen Tag hindurch sitzen die Glieder einer Familie unter dem „sandali“, die Decken bis zum Gesichte hinaufgezogen, und essen unaufhörlich die im Herbst angekauften Früchte. Die Nahrung liegt auf dem Tisch, und wenn sie Neigung zur Ruhe haben, so fallen sie da, wo sie sitzen, rückwärts und ziehen die Decke des sandali über sich. Der Afghane spricht mit Entzücken von dem Genuß eines solchen ständigen Daseins. Der gegenwärtige Hebertrider dieses liebenswürdigen Volkes scheint jedoch die Absicht zu haben, ihm einige Unbequemlichkeit zu verursachen. Er hat es unternommen, das Feudalheer, das aus dem Gefolge der, von ihnen in Naturalien besoldeten, Adelligen besteht, in ein reguläres, in Regiment getheiltes, stehendes Heer zu verwandeln, das er mit englischem Gelde besoldet und dessen Offiziere er selbst anstellt. Sollte Rußland den Khan von Bokhara mit Waffengewalt gegen Afghanistan unterstützen, so würde England nicht untätig bleiben."

Die Times sagte bereits zu Anfang dieses Jahres (15. Februar) in einem Leitartikel: „Die Okkupation von Afghanistan durch Rußland, oder selbst nur die Erwerbung eines ausschließlichen russischen Protektorats über ein für alle andere, außer für militärische Zwecke so werthloses Land, könnte von Großbritannien nicht gestattet werden. Eine solche Bewegung könnte nur Eine Absicht und Eine Wirkung haben: sie würde Rußland zum Herrn der westlichen Zugänge Hindostans machen.... Der Wunsch einer russischen Armee auf Herat würde fast gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung sein, und wir sind verpflichtet, eingeend, zu bleiben, das Herat von Bokhara und Astrabad weniger entfernt als vom Indus ist."

Die Warnungen, welche Bamberg in seinen Reisebeschreibungen ausspricht, scheinen sich sehr zu bestätigen. (Er tadelt die Engländer, daß sie nicht früher die Civiltisation der Afghanen unternommen haben, um sie als Vorhut gegen Rußland zu brauchen.

„Der außerordentliche Genuß, den mir vor Jahren die Verlag Becher's bereitete, veranlaßte mich, seine „Lebensgeboten" und seine „Königlichen Wahrheiten" zu übersehen. Ich hoffe, daß die Tiefe und Befendigkeit, daß die hohe dichterische Begabung und der stillesse Ernst, mit welchem Becher die evangelische Wahrheit verkündigt, wie in Amerika, so auch in Deutschland ihm Freunde gewinnen und jene echte Frömmigkeit fördern werde, die unter uns nach einer neuen Gestaltung der kirchlichen. Die Aufnahme jener Schriften seitens des Publikums zahlreiche persönliche Versicherungen geben mir die Gewißheit, daß diese Hoffnung keine vergebliche war. Auch die „Geistliche Reden" Becher's zu übersehen, war ich durch die Arbeiten, durch die Streitigkeiten der letzten Jahre behindert; ein jüngerer Freund, Herr Prediger Henri Tollin, hat dies in der vorliegenden, überaus schätzbaren Bearbeitung gethan, die ich Ihrer Prüfung zum empfehlen kann."

Nach einer von so kompetenter Stimme ausgesprochenen Empfehlung Becher's und seiner Werke brauchen wir wohl kaum etwas hinzuzufügen, um unseren Lesern die Uebergang zu geben, daß hier eine wahrhaft religiöse Gabe für das Nachdenkliche vorliegt, die, wie Herr Tollin bemerkt, „ein edles Zeugniß von jenseits des Ozeans für die Einheit, Klarheit, Erhabenheit und praktische Thätigkeit unseres theuren evangelischen Glaubens ist."

— „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, als Beitrag einer Morphologie der Erdoberfläche", so lautet der Titel aus 171 Seiten starken Buches, welches Oscar Peschel, rühmlichst bekannt als Verfasser einer „Geschichte der Erdkunde" und „Natur der „Ausland", dieser geeigneten geographischen Zeitschrift herangezogen hat). Der Inhalt bildet eine Reihe von Vorträgen, die er im „Ausland" seit einigen Jahren veröffentlicht hat, weßhalb wir hoffen dürfen, noch weitere Publicationen dieser Art in hundertem vom Verfasser zu erhalten, da das genannte Thema noch fern von ihm behandelt wird. Das vorliegende Buch behandelt folgende interessante Stoffe: Das Meer und die Aufgaben der vergleichenden Erdkunde. Die Zwergebildungen. Ueber den Ursprung der Inseln. Die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln. Geographische Homologien. Die Abhängigkeit der Flächeninhalts der Festlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere. Das Aufsteigen der Gebirge an den Festlandrändern. Ueber das Aufsteigen und Sinken der Küsten. Ueber die Verschiebungen der Welttheile seit den tertiären Zeiten. Die Talbildungen der Ströme. Ueber den Bau der Ströme in ihrem mittleren Laufe. Die Thalbildungen, Wästen, Steppen, Wälder. — Erläuternde Holzschnitte sind diesen Aufsätzen, so weit nöthig, beigegeben und außerdem enthält das Buch eine große Anzahl von Tafeln mit Abbildungen. Ueber die strengwissenschaftliche und doch ansehnliche Behandlung der gewählten Thematik ist es nicht nöthig, Weiteres zu sagen, da der Verfasser wegen seiner geselligen klaren Stille, verbunden mit gründlicher Sachkenntnis, hinreichend bekannt ist, doch wollen wir darauf hinweisen, daß jeder Aufsatz eine in sich abgeschlossene Vortrags, gewissermaßen einen Vortrag bildet, also zu einer Benützung in lehrreicher Art sehr gut geeignet ist, zumal der durchschnittliche Umfang jeder Arbeit nur etwa 12 Seitenreihen beträgt. Lehrer an Schulen und Vereinen seien daher auf diesen empfehlenden Umstand besonders aufmerksam gemacht.

Kleine literarische Revue.

— Henry Ward Beecher's „Geistliche Reden." Herr Prediger Dr. Vico schreibt mit Bezug auf das eben gedachte Werk:

*) H. W. Beecher's Geistliche Reden. Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers und mit einer biographischen Einleitung von Henri Tollin, Lic. theol. etc. Berlin, C. O. Müller, 1870.

*) Leipzig, Dörner u. Junckert, 1869.

J. M.

— **Kudw. Kesser. Ausgewählte Dichtungen.** *) Durch die Pietät des Verlegers, eines Sohnes des Dichters, geht uns diese Sammlung zu, die eine Gypsspeise auf dem Grabe eines edeln Mannes ist, dessen ganzes Leben nach innen, wie nach außen, ein wohlthätendes war. Wir kannten sehr viele Kaufleute, die in ihrer Jugend wohlklingende Verse zu machen verstanden; aber nur sehr wenige kannten wir, die, wie Kesser, es verstanden, die ihnen verliehene poetische Gabe zum Schmuck der eigenen Seele und zur geistigen Erhebung Anderer zu verwenden. Im „literarischen Sonntagsverein“, dessen Mitstifter Kudw. Kesser im J. 1827 war und zu dessen Mitgliedern M. G. Saphir, Friedr. Merkel, der jetzige Minister v. Mühlcr, Louis Schneider und Andere gehörten, in zahlreichen literarischen Blättern, deren Mitarbeiter er in jüngeren Jahren unter dem Namen Ludwig Elber war, und in dem alten Humanitätsbunde der „Gesellschaft der Freunde“, in dessen Vorstand er dreißig Jahre lang an Werken der Menschlichkeit arbeitete — überall ehrte man Kesser als Vorbild und als einen nach dem Ideale strebenden, treuen Genossen. Darum wird seinen zahlreichen Freunden die von seinem Sohn herausgegebene poetische Sammlung eine willkommene Erinnerungsgabe sein, wenn diese auch nicht den hohen Anspruch erhebt, mit dem Dichterlorbeer gekrönt zu werden.

3. V.

— **Ein Buchhändler-Katalog als Almanach.** Die thätige „Internationale Buchhandlung“ von R. Kesser in Berlin hat jedoch einen „Illustrierten Almanach für 1870“ erscheinen lassen, der insofern Erwähnung verdient, als er, abweichend von den um diese Zeit veröffentlichten Weihnachts-Bücherverzeichnissen, nach Art ähnlicher englischer Publicationen, dem Katalog eine reichhaltige literarische, mit Illustrationen verzierte Beigabe, bestehend in neuen Gedichten und kleinen Essays bekannter Autoren, vorausschickt. Das Portrait von Anastasius Grün ziert den Titel; da n. folgt ein „Willkommen“ von Julius Rodenberg, und auf dieses eine Gedantenfahle deutscher Literatur und Kunst. Eine Biographie von Anastasius Grün, von Karl Frenzel verfaßt, reißt sich würdig an, und nach einigen Proben von neuesten deutschen Dichtern folgen neueste Blüthen englischer, französischer und italienischer Dichtung. Den Schluß dieser Einleitung bildet eine „Erinnerung an Uxland“ von Max Ring und ein „Gedenket unserer Brüder im Eisemeer“ von Otto Wl. — Das Verzeichniß der Bücher, Karten und Atlanten, Prachtwerte etc., ist sehr reichhaltig und die Uebersicht durch eine gute Anordnung erleichtert.

— **Aktenstücke des Norddeutschen Bundes.** Das von Herrn Dr. A. Keller redigirte „Archiv des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins“ **) liegt jetzt in seinem dritten Bande (Heft 1 und 2) vor uns, welcher die wichtige Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund, die gesetzlichen Maßnahmen gegen die Rinderpest, das Einfuhrungsgeß für die Wechselordnung u. umfaßt. Wir können diese Sammlung nicht besser charakterisiren, als durch eine Kritik des gelehrten Staatsrechtsekkenners, Herrn Abgeordneten, Dr. v. Rönne, welcher über das Archiv sagt: „Das umfangreiche, in dem Werke niedergelegte Stoffmaterial bildet eine so vollständige Quellenammlung, daß Jeder, welcher amtlich, oder aus Interesse für die Sache, mit deren

Gegenständen sich vertraut zu machen die Veranlassung oder das Bedürfnis hat, das Buch mit unzweifelhaftem Erfolge benutzen kann. Die systematische Anordnung und Sichtung des massenhaft von Jahr zu Jahr anwachsenden Materials erleichtert unverkennbar die unerläßliche Benennung der Quellen, und in je erfolgreicherer Weise die Entwicklung der Verfassung und Geseßgebung des Bundes vorsschreitet, desto wichtiger und unentbehrlicher wird der Besitz eines Werkes, welches nicht blos den reichhaltigen Stoff vollständig und durchsichtlich geordnet darstellt, sondern auch diesen Stoff dem größeren Publikum zugänglich macht, welches sich nicht im Besitze der Druckfaden des Reichstages und Zollparlaments befindet.“

— Weihnachtsgaben aus Otto Spamer's Verlag.

Karl Vöttger: Sprache und Schrift. Das Lautdenkmal für Ohr und Auge. Zweite, vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Alphabeten-Tabellen, fremden Schriftproben etc.

Ed. Grosse und Franz Otto: Vaterländisches Ehrenbuch. Große Tage aus Preußen und Deutschlands Geschichte. Gedenkbuch an die glorreichen Tage von 1813 bis 1815. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit zehn Teubildern und zahlreichen Illustrationen.

K. G. v. Verner: Neues Soldatenbuch. Die Welt in Waffen von der Arbeit bis zur Gegenwart. II. Kriegswesen und Kriegsführung in der neueren Zeit, vom 30jährigen Kriege bis zum Schluß der deutschen Befreiungskriege. Dritte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen.

M. O. Mohl: Alexander v. Humboldt, der Altmeister der neuesten Naturforschung. (66 S., mit Abbildungen.)

Literarischer Sprechsaal.

In einer Zeit, wo nach Jahrhunderten langer Pause die katholische Kirche zu einem neuen allgemeinen Concil sich ansetzt, um — so scheint es — gegen die mächtig vorschreitende Zeit und ihre Forderungen das „Non possumus“ eines beschränkten Glaubensstandpunktes geltend zu machen und gegen Alles, was unsere Zeit anstrebt in Staat und Kirche, in Industrie, Wissenschaft und Kunst, Protest zu erheben, darf eine Schrift wie die von Herrn Prof. Henke über *Hus* und die Synode von Konstanz *) ein erhöhtes Interesse beanspruchen. Die Zeit, in welcher die Kirche die Macht hatte, mit Feuer und Schwert gegen die Andersgläubigen einzuschreiten, liegt hinter uns, nicht so der Wille derer, die das Heil der Menschheit nur in dem harten Festhalten an längst überlebten Glaubenssagen und todtten Formeln eines menschlich entstellten Bekenntnisses derselben, erblicken. Welche Sprache würde wohl das in diesen Tagen in Rom zusammengetretene Concil führen, wenn dem, welcher es zusammenberufen hat, zu seiner und nicht zu Gottes Ehre, noch die vernichtende Macht zu Gebote stände, welche einst einen *Hus* den Flammen überlieferte! Und würde es bei der Sprache allein verbleiben? Würde nicht den Worten die That folgen, ja würden nicht heute noch Scheiterhaufen entzündet

*) Johann Hus und die Synode von Konstanz. Von Dr. H. nte, Professor an der Universität zu Marburg. (Wichow-Holspergersche Sammlung.) Berlin, Püterich, 1869.

*) Berlin, R. Kesser, 1870.

**) Berlin, Ar. Kerlamp.

werden, wenn die Blige nicht den Händen des römischen Pontifex entwandten wären? Treuen wir uns, daß wir in einer Zeit leben, wo feinerlei Vorurtheil vor den heiligen in Rom versammelten Vätern und schreit, nicht etwa weil ihr Willkür und ihr Haß sich geltend, sondern weil ihnen die Macht, ihn zu betätigen, entziffen ist. Darum aber mag es nicht vergessen sein, was einst geschehen, und darum mag auch das Bild jenes Concils und die leuchtende Gluth des Scheiterhaufens, auf welchem einst Hus seinen edlen Eifer büßen mußte, in der Erinnerung behalten bleiben. Dafür sorgt die vorliegende Schrift, die mit geschichtlicher Treue und in edler, ruhiger Sprache und Haltung uns jene Zeit in's Gedächtniß zurückruft.

— p.

Aus Afrika's Land wird uns geschrieben: Allgemeines peinliches Aufsehen erregte vor einiger Zeit die Nachricht, daß in Ofsen in Afrika's Land zwei in jeder Hinsicht angesehene Männer leblich deswegen, weil sie Mitglieder des Protestanten-Vereins sind, aus der dortigen Gendee ausgestoßen seien. Man mag über die Ziele und Zwecke des Protestanten-Vereins denken wie man will, so viel sollte doch unter Allen feststehen: unsere Zeit ist auf religiösem Gebiete eine Epoche der Gährung und Neugegestaltung, und da kann die Wahrheit, nach der doch Alle streben, nur erreicht werden, wenn jeder Richtung das Recht der freien Entwicklung gelassen wird. Aber auch abgesehen davon, erscheint es als ein sehr wenig zweckmäßiges Mittel, die bestehenden Verhältnisse in der Kirche zu verteidigen, wenn man diejenigen, welche eine Reform erstreben, einfach ausschließt. Wie wenig sich ein solches Verfahren sowohl aus dem Buchstaben der Bibel, als aus dem Geist des Urchristenthums, der Reformation und unseres Jahrhunderts rechtfertigen läßt, finden wir dargelegt in einem mit Wärme geschriebenen Aufsatz von G. Göttermann: „Luther, das Reichsgericht in Ofsen und die Bibel“ (Serer und Ofsen bei Metzdorf), worauf wir bei der principellen Bedeutung der Frage aufmerksam machen. E.

Professor Raphael Pompello, vom Harvard-College zu Cambridge in den Vereinigten Staaten, ein Freund, Studien-genosse und Mitarbeiter des gegenwärtigen chinesischen Gesandten in Europa, Herrn Burlingame, ist im Begriffe, bei Pöppel und Seltz in New-York ein Werk über China, Japan und die mit Ostasien in Verbindung stehenden amerikanischen und russisch-asiatischen Häfen zu publiciren, das den Werth der diplomatischen und Welthandels-Verbindungen, welche unsere Zeit mit den seit Jahrhunderten hermetisch verschlossenen gereichen Reichen Japan und China eröffnet hat, in einem neuen Licht erscheinen läßt. „Across America and Asia“ heißt dieses Werk, das von San Francisco seinen Ausgang nimmt und uns über Jeddo und Yokohama nach den inneren Provinzen Chinas, nach der Mandchurei und nach Sibirien geleitet, um in St. Petersburg, nach fünfjähriger Forschungsreise, ihren Abschluß zu finden. In Japan hat Herr Pompello, auf Veranlassung der Regierung, Landesvermessungen und geologische Untersuchungen vorgenommen; ebenso in der Mongolei. In China hat er im Hause seines Freundes Burlingame viel mit Letzterem zusammen an der Umwandlung der auswärtigen Verhältnisse des Landes gearbeitet. Eine amerikanische, wissenschaftliche Zeitschrift „The Galaxy“, hat kürzlich bereits einige Auszüge aus diesem Werke, mit der Ueberschrift „Das chinesische Problem“ publicirt.

In einem an Trübsens Record gerichteten Schreiben des Herrn George Catlin lenkt derselbe die Aufmerksamkeit aller Geologen, Koblenminenbesitzer und Physiker auf den Umstand, daß, obwohl während der letzten drei Jahrzehnte in den Koblengruben Sicherheitsmaßregeln aller Art gegen die bösen Wetter, namentlich durch Ventilations-Apparate, Sicherheitslampen etc., in Anwendung genommen seien, doch in dieser Zeit die Unglücksfälle durch Explosionen um das Drei- und Vierfache zugenommen, so wie diese Vorichtsmaßregeln noch nicht gekannt, sich vermehrt haben. Herr Catlin ist der Ansicht, daß die älteren Koblengruben, deren Abfälle mehr und mehr durch Bearbeitung an Volumen verlieren, die meisten und fürchtbarsten Explosionen darbieten, weil die entzündlichen Gase, welche durch den wachsenden Luftdruck in den Gruben erzeugt werden, in diesen tieferen Schächten einen um so stärkeren Druck unterliegen und dadurch auch mehr verdrängt und explosibel gemacht werden; ja, Herr C. meint, daß durch Hineinpumpen frischer Luft in die Gruben der Druck nur noch vermehrt, also auch die Gefahr der Explosion vergrößert werde. Er fordert alle Sachverständigen auf, diese seine Vermuthungen zu prüfen, um zu ermitteln, ob vielleicht durch andere weitige Ableitung der sich erzeugenden Gase den stets bedrohlichen werdenden Explosionen vorzubeugen sei.

Die seit dem Jahre 1851 bestehende, von Prinz Albert gegründete, englische Commission für internationale Ausstellungen, hat auf Veranlassung einer zahlreichen Versammlung von Londoner Handwerkern den Beschluß gefaßt, im Gegenzug zu den bisher veranstalteten, eine Reihe von solchen Ausstellungen auf Leben zu rufen, die nur selbstgefertigte Gegenstände von Handwerkern aller Länder umfassen. Man hofft diesem einen mehrfach wichtigen Zweck zu erreichen, nämlich das Interesse der Arbeiter an ihren Erzeugnissen, das durch das bloße System der äußersten Arbeitstheilung (in den Fabriken) sichtbar erschaffen ist, wieder zu beleben, ihnen Einfluß in die Stufenfolge der Fabrikations-Processse zu verschaffen und sie zu erhöhter Thätigkeit anzuapern — Ziele, die man um so höher zu erstreben hofft, da die eingeleiteten Gegenstände nicht nach den Nationalitäten von einander getrennt, sondern in einzelnen Klassen zusammengeordnet werden, so daß nun die Vergleichsfähigkeiten verschiedener Nationen in einer und derselben Branche leicht und sicher übersehen, beurtheilt und mit einander verglichen werden können; da ferner nicht nur fertige Gegenstände, sondern auch die einzelnen Theile, durch deren Zusammenbau das Ganze entsteht, Aufnahme finden, da bei jedem ausgelassenen Gegenstand der Name des Verfertigers genannt wird und schließlich Medaillen nebst Verdienst-Zertificaten, in besonders hohen Geldpreise, den würdigen Ausstellern zuerkannt werden sollen.

Ein den Interessen der deutschen Schriftsteller gewidmtes Blatt unter dem Titel „Der literarische Verkehr“ wird vom 1. Januar 1870 alle 32 Tage in Beträge und herausgegeben von Dr. Otto Löwenstein in Berlin erscheinen (Pr. 1½ Mark jährl.). Das uns vorliegende im December ausgegebene Heftblatt gewährt bereits eine Uebersicht des Planes: das Blatt soll für die Schriftsteller ungefähr das sein, was für die Buchhändler das Leipziger Verzeichniß ist. Es soll ihre materiellen wie ihre geistigen Interessen vertreten, Angebot und Nachfrage literarischer Arbeiten vermitteln und das Eigenthumsrecht der Autoren wahren helfen. Der junge, wissenschaftlich gebildete Verleger des Blattes ist ganz der Mann dazu, das Unternehmen tüchtig durchzuführen.

Elegante Festgeschenke,

vorständig in allen Buchhandlungen:

(321)

Dante's göttliche Comödie. Uebersetzt und erläutert von PHILALETES (König Johann von Sachsen). 3 Bände. Neue wohlfeile Ausgabe, geb. 3 Thlr., eleg. geb. 5 Thlr. 27 Ngr. — Prachtausgabe, geb. 8 Thlr. 10 Ngr., eleg. geb. 10 Thlr.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Heinrich Kuntz. Mit Biographien und einer Auswahl der Vorzüglichkeiten aus den Werken der Schriftsteller aller Zeiten. Nebst zahlreichen Porträts in Holzschnitt. 3 Bände. 5. Aufl. 8. geb. 12 Thlr., eleg. geb. 13 Thlr. 15 Ngr.

Kromm's Leben. Dichtungen der Nezeit, ausgewählt von Benno Koch. Eingeführt von Dr. Dr. Heide. Miniar-Verk. Eleg. geb. 1 Thlr. 21 Ngr.

Kromm's Minne. Ein Geschenk für Frauen und Jungfrauen, ausgewählt aus den edelsten Poeten deutscher Dichtung. 3. Aufl. Min. Form. Eleg. geb. 1 Thlr. 21 Ngr.

Die Satiren und Epikeln des Horaz. Deutsch von Ludwig Döderlein. Min. Ausgabe, Eleg. geb. 1 Thlr.

Sammelte Märchen von C. E. Andersen. Illustrierte Prachtausgabe. 8. Aufl. Eleg. geb. 2 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Der Einführung in das classische Alterthum.

Die Götter und Helden des classischen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von H. W. Stoll. 3. Auflage. Zwei Bände mit 42 Abbildungen. Eleg. geb. 2 Thlr.

Die Sagen des classischen Alterthums. Erzählungen aus der alten Welt von H. W. Stoll. 2 Bände. 2. Auflage. Mit 90 Abbildungen. Eleg. geb. 3 Thlr.

Geschichte der Griechen und Römer in Biographien. Von H. W. Stoll. 2 Bände.

I. Die Helden Griechenlands im Krieg und Frieden. Geschichte der Griechen in biographischer Form. Mit 1. Stabilität. 8. Geb. geb. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. Die Helden Roms im Krieg und Frieden. Geschichte der Römer in biographischer Form. Mit 1. Stabilität. 8. Geb. geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Caesar und seine Freunde. Eine Studie über die römische Gesellschaft zu Caesar's Zeit. Von G. Hoffner. Deutsch von Dr. G. Doeberl. Mit 1. Stabilität. 8. eleg. geb. 2 Thlr.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

(322)

Ueber den Gräbern.

Oder: Gruft in Wort und Lied.

Mit einem Titelbild.

8. geb. Preis 22 1/2 Ngr., elegant gebunden mit Holzschnitt 1 Thaler.

Dieses Büchlein gehört den Leidtragenden, Allen, die vor einem Grabe als vor des Lebens letzten Augenblicke stehen und weinen. Nach dem Ueberflusse des ersten Theils — Wen ruhest Du? Maria Magdali! oder: Ich will auch sterben! — bietet diese sinnig geordnete Sammlung profaier und poetischer Reflexe aus der classischen weltlichen und christlichen Literatur einen reichen Schatz des Trostes und Leidtragenden über den Gräbern dar und eignet sich zu dem edelsten Geschenk, einer Waabe der Trostkreislauf für Trauernde und Hinterlassene, indem sie dem fragenden Glauben, der suchenden Liebe, der auf die Erfüllung blickenden Hoffnung das rechte ewige Licht weist und die dunkelsten Mäkel des Todes und Grabes löst. — Prediger und Seeliger finden zugleich in dieser Sammlung einen willkommenen Reichtum christlicher Lehre und christlichen Trostes für Gräberden, sowie Ofter- und Todtenfestpredigten.

Die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner.

Leipzig, November 1869.

Wichtige Ergänzung zu jedem Werke über die französische Revolution!

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig erschienen soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

(323)

Tableaux

de la

Révolution française

publiés

sur les papiers inédits du Département et de la Police secrète de Paris

par

Adolphe Schmidt.

Professeur d'histoire à l'université de Jéna.

Tome second.

Gr. Octav. VIII. n. 500 S. Eleg. geb. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Les derniers temps du ministère Garat (juin—août 1793). Le règne de a Terreur (août 1793—juillet 1794). La réaction thermidorienne et ses suites (juillet 1794—mai 1795). La fin de la Convention (mai—octobre 1795). Le début du Directoire (août 1795—novembre et décembre 1795).

Band I, enthielt: { La chute de la royauté et le début de la république.
{ La chute de la Gironde et l'ascendant de la Montagne.

Bd. Octav. XII, und 380 S. Eleg. geb. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Bd. III. (Schluss des Werkes) erscheint Ostern 1870.

Weihnachtsgeschenk.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

(324)

Robert Burns, Lieder und Balladen.

Deutsch von Adolph Laun. Preis geb. 20 Sgr. fein in Goldb. geb. 1 Thlr.

Dieses Uebersetzung wurde bereits von den Deutschen und Engländern in die eine äußerst gedungene anerkannt.
Berlin, December 1869.

Verlag von Robert Oppenheim.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (325)

SHAKSPEARE.

JULIUS CAESAR,

ANNOTÉ PAR

CHARLES GRAESER.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Ausgabe von Shakspeare's „Julius Caesar“, durch Karl Graeser, den bekannten Verfasser vieler verbreiteter Lehrbücher, mit mehr als 800 erklärenden Anmerkungen in französischer Sprache versehen, ist für Uebersetzungsübungen eingerichtet und kann auch deutschen Schülern als praktisches Lehrmittel empfohlen werden.

Soeben erschienen und ist in allen Buchhandlungen vorständig: (326)

Johann Gottfried von Herder und die

Humanitätsbestrebungen der Neuzeit.

Eine literar-historische Studie

von

Adolph Kohut.

Erster Theil. Preis 15 Sgr.

Berlin. Louis Gerlach Verlagsbuchhandlung. 86 Wilhelmstraße.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände.

8. Jhd. Bd. geb. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Erster Band: Figuren. Geschichte, Leben

und Scenarie aus Italien.

Zweiter Band: Euseinische Sommer.

(Schlitterungen aus Italien.)

Dritter Band: Sicilianische Wanderungen

in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' Schlitterungen aus Italien,

erweitert in zweiter Auflage erschienen, ge-

hören anerkanntermaßen zu den besten neuern

Werken über die Land und seine Bewohner.

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch

die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern.

Feine Ausgabe. Mit color. Bild. geb. 1 Thlr.

Grob. Ausgabe. (14. Aufl. 1869.) kart. 15 Sgr.

„Unkritisch unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Besonders! Wegen der durch die deutschen Welt- und Jugendbücherei.

Hr. D. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

Archiv illustriertes Chirleben.

Grosse Ausgabe in 6 Halbbänden, 24 Thlr.

Volksausgabe von Schödl in 2 Leinwandbänden, 6 Thlr.

(329)

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In allen Buchhandlungen zu haben — schön gebunden:

(330)

Deutsche Nationalliteratur.

Kritische Texteditionen von Heinrich Kurz.

Goethe, 12 Bände. 9 Thlr.

H. v. Kleist, 2 Bände. 1 Thlr.

Schiller, 6 Bände. 4 Thlr.

Chamisso, 2 Bände. 1 Thlr.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Festgeschenke

(331)

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographie, Briefe, Memoiren.

C. C. J. Freiherr von Jansen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung gezeichnet von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe. Von Hippold. 1. und 2. Bd. Geh. 6 Thlr. Web. 7 Thlr.

Briefe von Alex. v. Humboldt an Freiherr v. Gunkel. Geh. 1 Thlr. Web. 1 Thlr. 18 Ngr. Im Urat und Altat. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Graf Cancrini. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Web. 1 Thlr. 18 Ngr.

Carus, Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 4 Theile. Geh. 6 Thlr. Web. 7 Thlr.

Wilhelm v. Humboldt's Briefe an eine Freundin. 6 Aufl. 2 Bde. 2 Thlr. Web. 2 Thlr.

Wippel, Das Leben des Goethe von Schenckhoff. 1. und 2. Theil. Geh. 3 Thlr.

König Jerome und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von

Ernestine von K. Geh. 1 Thlr.

Joseph Kettler. Eine Lebensbeschreibung. von ihm selbst aufgeschrieben. 3. Auflage. 2 Bde. Geh. 1 Thlr. Web. 1 Thlr.

Elfr. Polke, Zeit- und Lebensbeschreibung. Geh. 1 Thlr. Web. 1 Thlr.

Literatur- und Kunstgeschichte.

Carriere, Das Wesen und die Formen der Poesie. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Reithoff, 2 Theile. Geh. 6 Thlr. Web. 7 Thlr.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturgeschichte. 1.—3. Band. Geh. 10 Thlr. Web. 11 Thlr. 25 Ngr.

Chorevins, Geschichte der deutschen Poesie. 2 Bde. Geh. 5 Thlr. Web. 6 Thlr.

Chernmann, Gespräche mit Goethe. 3. Auflage. 3 Bde. Geh. 3 Thlr. Web. 4 Thlr.

Grassers, Handbuch der neueren französischen Literatur. 2 Bde. Geh. 1 Thlr. Web. 1 Thlr.

Lowes, The Life of Goethe. 24. ed. 2 vols. Geh. 3 Thlr. Web. 3 Thlr. 20 Ngr.

Oppermann, Ernst Dietrich. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr. Web. 2 Thlr.

S. von Kummer, Handbuch zur Geschichte der Literatur. 4 Bde. Geh. 5 Thlr.

Koschke, Diderot's Leben und Werke. 2 Bde. Geh. 5 Thlr. Web. 5 Thlr.

A. von Wolzogen, Briefe. Geh. 25 Ngr. Cart. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein reichhaltiges Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Erste, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Geh. 25 Thlr. Geb. in Leinwand 29 Thlr. in Halbband 30 Thlr.

Auch nach und nach in allen beliebigen Terminen zu beziehen: in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden, geheftet zu 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden in Leinwand zu 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbband zu 2 Thlr.

Ältere Auflagen werden im Umlauf gegen die neueste erste mit 10 Thlr. angenommen. Prospekte gratis.

Vorzügliche Jugendschriften

belehrend und unterhaltend.

In allen Buchhandlungen sind vorräthig:
Kinderleben. Ein Lesebuch des Autors für Kinder. Von Berthe v. Gierke. Mit 6 colorirten Bildern. 1. Hft. 1 Ngr. 2. Hft. 1 Ngr. 3. Hft. 1 Ngr. 4. Hft. 1 Ngr. 5. Hft. 1 Ngr. 6. Hft. 1 Ngr. 7. Hft. 1 Ngr. 8. Hft. 1 Ngr. 9. Hft. 1 Ngr. 10. Hft. 1 Ngr. 11. Hft. 1 Ngr. 12. Hft. 1 Ngr. 13. Hft. 1 Ngr. 14. Hft. 1 Ngr. 15. Hft. 1 Ngr. 16. Hft. 1 Ngr. 17. Hft. 1 Ngr. 18. Hft. 1 Ngr. 19. Hft. 1 Ngr. 20. Hft. 1 Ngr. 21. Hft. 1 Ngr. 22. Hft. 1 Ngr. 23. Hft. 1 Ngr. 24. Hft. 1 Ngr. 25. Hft. 1 Ngr. 26. Hft. 1 Ngr. 27. Hft. 1 Ngr. 28. Hft. 1 Ngr. 29. Hft. 1 Ngr. 30. Hft. 1 Ngr. 31. Hft. 1 Ngr. 32. Hft. 1 Ngr. 33. Hft. 1 Ngr. 34. Hft. 1 Ngr. 35. Hft. 1 Ngr. 36. Hft. 1 Ngr. 37. Hft. 1 Ngr. 38. Hft. 1 Ngr. 39. Hft. 1 Ngr. 40. Hft. 1 Ngr. 41. Hft. 1 Ngr. 42. Hft. 1 Ngr. 43. Hft. 1 Ngr. 44. Hft. 1 Ngr. 45. Hft. 1 Ngr. 46. Hft. 1 Ngr. 47. Hft. 1 Ngr. 48. Hft. 1 Ngr. 49. Hft. 1 Ngr. 50. Hft. 1 Ngr. 51. Hft. 1 Ngr. 52. Hft. 1 Ngr. 53. Hft. 1 Ngr. 54. Hft. 1 Ngr. 55. Hft. 1 Ngr. 56. Hft. 1 Ngr. 57. Hft. 1 Ngr. 58. Hft. 1 Ngr. 59. Hft. 1 Ngr. 60. Hft. 1 Ngr. 61. Hft. 1 Ngr. 62. Hft. 1 Ngr. 63. Hft. 1 Ngr. 64. Hft. 1 Ngr. 65. Hft. 1 Ngr. 66. Hft. 1 Ngr. 67. Hft. 1 Ngr. 68. Hft. 1 Ngr. 69. Hft. 1 Ngr. 70. Hft. 1 Ngr. 71. Hft. 1 Ngr. 72. Hft. 1 Ngr. 73. Hft. 1 Ngr. 74. Hft. 1 Ngr. 75. Hft. 1 Ngr. 76. Hft. 1 Ngr. 77. Hft. 1 Ngr. 78. Hft. 1 Ngr. 79. Hft. 1 Ngr. 80. Hft. 1 Ngr. 81. Hft. 1 Ngr. 82. Hft. 1 Ngr. 83. Hft. 1 Ngr. 84. Hft. 1 Ngr. 85. Hft. 1 Ngr. 86. Hft. 1 Ngr. 87. Hft. 1 Ngr. 88. Hft. 1 Ngr. 89. Hft. 1 Ngr. 90. Hft. 1 Ngr. 91. Hft. 1 Ngr. 92. Hft. 1 Ngr. 93. Hft. 1 Ngr. 94. Hft. 1 Ngr. 95. Hft. 1 Ngr. 96. Hft. 1 Ngr. 97. Hft. 1 Ngr. 98. Hft. 1 Ngr. 99. Hft. 1 Ngr. 100. Hft. 1 Ngr. 101. Hft. 1 Ngr. 102. Hft. 1 Ngr. 103. Hft. 1 Ngr. 104. Hft. 1 Ngr. 105. Hft. 1 Ngr. 106. Hft. 1 Ngr. 107. Hft. 1 Ngr. 108. Hft. 1 Ngr. 109. Hft. 1 Ngr. 110. Hft. 1 Ngr. 111. Hft. 1 Ngr. 112. Hft. 1 Ngr. 113. Hft. 1 Ngr. 114. Hft. 1 Ngr. 115. Hft. 1 Ngr. 116. Hft. 1 Ngr. 117. Hft. 1 Ngr. 118. Hft. 1 Ngr. 119. Hft. 1 Ngr. 120. Hft. 1 Ngr. 121. Hft. 1 Ngr. 122. Hft. 1 Ngr. 123. Hft. 1 Ngr. 124. Hft. 1 Ngr. 125. Hft. 1 Ngr. 126. Hft. 1 Ngr. 127. Hft. 1 Ngr. 128. Hft. 1 Ngr. 129. Hft. 1 Ngr. 130. Hft. 1 Ngr. 131. Hft. 1 Ngr. 132. Hft. 1 Ngr. 133. Hft. 1 Ngr. 134. Hft. 1 Ngr. 135. Hft. 1 Ngr. 136. Hft. 1 Ngr. 137. Hft. 1 Ngr. 138. Hft. 1 Ngr. 139. Hft. 1 Ngr. 140. Hft. 1 Ngr. 141. Hft. 1 Ngr. 142. Hft. 1 Ngr. 143. Hft. 1 Ngr. 144. Hft. 1 Ngr. 145. Hft. 1 Ngr. 146. Hft. 1 Ngr. 147. Hft. 1 Ngr. 148. Hft. 1 Ngr. 149. Hft. 1 Ngr. 150. Hft. 1 Ngr. 151. Hft. 1 Ngr. 152. Hft. 1 Ngr. 153. Hft. 1 Ngr. 154. Hft. 1 Ngr. 155. Hft. 1 Ngr. 156. Hft. 1 Ngr. 157. Hft. 1 Ngr. 158. Hft. 1 Ngr. 159. Hft. 1 Ngr. 160. Hft. 1 Ngr. 161. Hft. 1 Ngr. 162. Hft. 1 Ngr. 163. Hft. 1 Ngr. 164. Hft. 1 Ngr. 165. Hft. 1 Ngr. 166. Hft. 1 Ngr. 167. Hft. 1 Ngr. 168. Hft. 1 Ngr. 169. Hft. 1 Ngr. 170. Hft. 1 Ngr. 171. Hft. 1 Ngr. 172. Hft. 1 Ngr. 173. Hft. 1 Ngr. 174. Hft. 1 Ngr. 175. Hft. 1 Ngr. 176. Hft. 1 Ngr. 177. Hft. 1 Ngr. 178. Hft. 1 Ngr. 179. Hft. 1 Ngr. 180. Hft. 1 Ngr. 181. Hft. 1 Ngr. 182. Hft. 1 Ngr. 183. Hft. 1 Ngr. 184. Hft. 1 Ngr. 185. Hft. 1 Ngr. 186. Hft. 1 Ngr. 187. Hft. 1 Ngr. 188. Hft. 1 Ngr. 189. Hft. 1 Ngr. 190. Hft. 1 Ngr. 191. Hft. 1 Ngr. 192. Hft. 1 Ngr. 193. Hft. 1 Ngr. 194. Hft. 1 Ngr. 195. Hft. 1 Ngr. 196. Hft. 1 Ngr. 197. Hft. 1 Ngr. 198. Hft. 1 Ngr. 199. Hft. 1 Ngr. 200. Hft. 1 Ngr. 201. Hft. 1 Ngr. 202. Hft. 1 Ngr. 203. Hft. 1 Ngr. 204. Hft. 1 Ngr. 205. Hft. 1 Ngr. 206. Hft. 1 Ngr. 207. Hft. 1 Ngr. 208. Hft. 1 Ngr. 209. Hft. 1 Ngr. 210. Hft. 1 Ngr. 211. Hft. 1 Ngr. 212. Hft. 1 Ngr. 213. Hft. 1 Ngr. 214. Hft. 1 Ngr. 215. Hft. 1 Ngr. 216. Hft. 1 Ngr. 217. Hft. 1 Ngr. 218. Hft. 1 Ngr. 219. Hft. 1 Ngr. 220. Hft. 1 Ngr. 221. Hft. 1 Ngr. 222. Hft. 1 Ngr. 223. Hft. 1 Ngr. 224. Hft. 1 Ngr. 225. Hft. 1 Ngr. 226. Hft. 1 Ngr. 227. Hft. 1 Ngr. 228. Hft. 1 Ngr. 229. Hft. 1 Ngr. 230. Hft. 1 Ngr. 231. Hft. 1 Ngr. 232. Hft. 1 Ngr. 233. Hft. 1 Ngr. 234. Hft. 1 Ngr. 235. Hft. 1 Ngr. 236. Hft. 1 Ngr. 237. Hft. 1 Ngr. 238. Hft. 1 Ngr. 239. Hft. 1 Ngr. 240. Hft. 1 Ngr. 241. Hft. 1 Ngr. 242. Hft. 1 Ngr. 243. Hft. 1 Ngr. 244. Hft. 1 Ngr. 245. Hft. 1 Ngr. 246. Hft. 1 Ngr. 247. Hft. 1 Ngr. 248. Hft. 1 Ngr. 249. Hft. 1 Ngr. 250. Hft. 1 Ngr. 251. Hft. 1 Ngr. 252. Hft. 1 Ngr. 253. Hft. 1 Ngr. 254. Hft. 1 Ngr. 255. Hft. 1 Ngr. 256. Hft. 1 Ngr. 257. Hft. 1 Ngr. 258. Hft. 1 Ngr. 259. Hft. 1 Ngr. 260. Hft. 1 Ngr. 261. Hft. 1 Ngr. 262. Hft. 1 Ngr. 263. Hft. 1 Ngr. 264. Hft. 1 Ngr. 265. Hft. 1 Ngr. 266. Hft. 1 Ngr. 267. Hft. 1 Ngr. 268. Hft. 1 Ngr. 269. Hft. 1 Ngr. 270. Hft. 1 Ngr. 271. Hft. 1 Ngr. 272. Hft. 1 Ngr. 273. Hft. 1 Ngr. 274. Hft. 1 Ngr. 275. Hft. 1 Ngr. 276. Hft. 1 Ngr. 277. Hft. 1 Ngr. 278. Hft. 1 Ngr. 279. Hft. 1 Ngr. 280. Hft. 1 Ngr. 281. Hft. 1 Ngr. 282. Hft. 1 Ngr. 283. Hft. 1 Ngr. 284. Hft. 1 Ngr. 285. Hft. 1 Ngr. 286. Hft. 1 Ngr. 287. Hft. 1 Ngr. 288. Hft. 1 Ngr. 289. Hft. 1 Ngr. 290. Hft. 1 Ngr. 291. Hft. 1 Ngr. 292. Hft. 1 Ngr. 293. Hft. 1 Ngr. 294. Hft. 1 Ngr. 295. Hft. 1 Ngr. 296. Hft. 1 Ngr. 297. Hft. 1 Ngr. 298. Hft. 1 Ngr. 299. Hft. 1 Ngr. 300. Hft. 1 Ngr. 301. Hft. 1 Ngr. 302. Hft. 1 Ngr. 303. Hft. 1 Ngr. 304. Hft. 1 Ngr. 305. Hft. 1 Ngr. 306. Hft. 1 Ngr. 307. Hft. 1 Ngr. 308. Hft. 1 Ngr. 309. Hft. 1 Ngr. 310. Hft. 1 Ngr. 311. Hft. 1 Ngr. 312. Hft. 1 Ngr. 313. Hft. 1 Ngr. 314. Hft. 1 Ngr. 315. Hft. 1 Ngr. 316. Hft. 1 Ngr. 317. Hft. 1 Ngr. 318. Hft. 1 Ngr. 319. Hft. 1 Ngr. 320. Hft. 1 Ngr. 321. Hft. 1 Ngr. 322. Hft. 1 Ngr. 323. Hft. 1 Ngr. 324. Hft. 1 Ngr. 325. Hft. 1 Ngr. 326. Hft. 1 Ngr. 327. Hft. 1 Ngr. 328. Hft. 1 Ngr. 329. Hft. 1 Ngr. 330. Hft. 1 Ngr. 331. Hft. 1 Ngr. 332. Hft. 1 Ngr. 333. Hft. 1 Ngr. 334. Hft. 1 Ngr. 335. Hft. 1 Ngr. 336. Hft. 1 Ngr. 337. Hft. 1 Ngr. 338. Hft. 1 Ngr. 339. Hft. 1 Ngr. 340. Hft. 1 Ngr. 341. Hft. 1 Ngr. 342. Hft. 1 Ngr. 343. Hft. 1 Ngr. 344. Hft. 1 Ngr. 345. Hft. 1 Ngr. 346. Hft. 1 Ngr. 347. Hft. 1 Ngr. 348. Hft. 1 Ngr. 349. Hft. 1 Ngr. 350. Hft. 1 Ngr. 351. Hft. 1 Ngr. 352. Hft. 1 Ngr. 353. Hft. 1 Ngr. 354. Hft. 1 Ngr. 355. Hft. 1 Ngr. 356. Hft. 1 Ngr. 357. Hft. 1 Ngr. 358. Hft. 1 Ngr. 359. Hft. 1 Ngr. 360. Hft. 1 Ngr. 361. Hft. 1 Ngr. 362. Hft. 1 Ngr. 363. Hft. 1 Ngr. 364. Hft. 1 Ngr. 365. Hft. 1 Ngr. 366. Hft. 1 Ngr. 367. Hft. 1 Ngr. 368. Hft. 1 Ngr. 369. Hft. 1 Ngr. 370. Hft. 1 Ngr. 371. Hft. 1 Ngr. 372. Hft. 1 Ngr. 373. Hft. 1 Ngr. 374. Hft. 1 Ngr. 375. Hft. 1 Ngr. 376. Hft. 1 Ngr. 377. Hft. 1 Ngr. 378. Hft. 1 Ngr. 379. Hft. 1 Ngr. 380. Hft. 1 Ngr. 381. Hft. 1 Ngr. 382. Hft. 1 Ngr. 383. Hft. 1 Ngr. 384. Hft. 1 Ngr. 385. Hft. 1 Ngr. 386. Hft. 1 Ngr. 387. Hft. 1 Ngr. 388. Hft. 1 Ngr. 389. Hft. 1 Ngr. 390. Hft. 1 Ngr. 391. Hft. 1 Ngr. 392. Hft. 1 Ngr. 393. Hft. 1 Ngr. 394. Hft. 1 Ngr. 395. Hft. 1 Ngr. 396. Hft. 1 Ngr. 397. Hft. 1 Ngr. 398. Hft. 1 Ngr. 399. Hft. 1 Ngr. 400. Hft. 1 Ngr. 401. Hft. 1 Ngr. 402. Hft. 1 Ngr. 403. Hft. 1 Ngr. 404. Hft. 1 Ngr. 405. Hft. 1 Ngr. 406. Hft. 1 Ngr. 407. Hft. 1 Ngr. 408. Hft. 1 Ngr. 409. Hft. 1 Ngr. 410. Hft. 1 Ngr. 411. Hft. 1 Ngr. 412. Hft. 1 Ngr. 413. Hft. 1 Ngr. 414. Hft. 1 Ngr. 415. Hft. 1 Ngr. 416. Hft. 1 Ngr. 417. Hft. 1 Ngr. 418. Hft. 1 Ngr. 419. Hft. 1 Ngr. 420. Hft. 1 Ngr. 421. Hft. 1 Ngr. 422. Hft. 1 Ngr. 423. Hft. 1 Ngr. 424. Hft. 1 Ngr. 425. Hft. 1 Ngr. 426. Hft. 1 Ngr. 427. Hft. 1 Ngr. 428. Hft. 1 Ngr. 429. Hft. 1 Ngr. 430. Hft. 1 Ngr. 431. Hft. 1 Ngr. 432. Hft. 1 Ngr. 433. Hft. 1 Ngr. 434. Hft. 1 Ngr. 435. Hft. 1 Ngr. 436. Hft. 1 Ngr. 437. Hft. 1 Ngr. 438. Hft. 1 Ngr. 439. Hft. 1 Ngr. 440. Hft. 1 Ngr. 441. Hft. 1 Ngr. 442. Hft. 1 Ngr. 443. Hft. 1 Ngr. 444. Hft. 1 Ngr. 445. Hft. 1 Ngr. 446. Hft. 1 Ngr. 447. Hft. 1 Ngr. 448. Hft. 1 Ngr. 449. Hft. 1 Ngr. 450. Hft. 1 Ngr. 451. Hft. 1 Ngr. 452. Hft. 1 Ngr. 453. Hft. 1 Ngr. 454. Hft. 1 Ngr. 455. Hft. 1 Ngr. 456. Hft. 1 Ngr. 457. Hft. 1 Ngr. 458. Hft. 1 Ngr. 459. Hft. 1 Ngr. 460. Hft. 1 Ngr. 461. Hft. 1 Ngr. 462. Hft. 1 Ngr. 463. Hft. 1 Ngr. 464. Hft. 1 Ngr. 465. Hft. 1 Ngr. 466. Hft. 1 Ngr. 467. Hft. 1 Ngr. 468. Hft. 1 Ngr. 469. Hft. 1 Ngr. 470. Hft. 1 Ngr. 471. Hft. 1 Ngr. 472. Hft. 1 Ngr. 473. Hft. 1 Ngr. 474. Hft. 1 Ngr. 475. Hft. 1 Ngr. 476. Hft. 1 Ngr. 477. Hft. 1 Ngr. 478. Hft. 1 Ngr. 479. Hft. 1 Ngr. 480. Hft. 1 Ngr. 481. Hft. 1 Ngr. 482. Hft. 1 Ngr. 483. Hft. 1 Ngr. 484. Hft. 1 Ngr. 485. Hft. 1 Ngr. 486. Hft. 1 Ngr. 487. Hft. 1 Ngr. 488. Hft. 1 Ngr. 489. Hft. 1 Ngr. 490. Hft. 1 Ngr. 491. Hft. 1 Ngr. 492. Hft. 1 Ngr. 493. Hft. 1 Ngr. 494. Hft. 1 Ngr. 495. Hft. 1 Ngr. 496. Hft. 1 Ngr. 497. Hft. 1 Ngr. 498. Hft. 1 Ngr. 499. Hft. 1 Ngr. 500. Hft. 1 Ngr. 501. Hft. 1 Ngr. 502. Hft. 1 Ngr. 503. Hft. 1 Ngr. 504. Hft. 1 Ngr. 505. Hft. 1 Ngr. 506. Hft. 1 Ngr. 507. Hft. 1 Ngr. 508. Hft. 1 Ngr. 509. Hft. 1 Ngr. 510. Hft. 1 Ngr. 511. Hft. 1 Ngr. 512. Hft. 1 Ngr. 513. Hft. 1 Ngr. 514. Hft. 1 Ngr. 515. Hft. 1 Ngr. 516. Hft. 1 Ngr. 517. Hft. 1 Ngr. 518. Hft. 1 Ngr. 519. Hft. 1 Ngr. 520. Hft. 1 Ngr. 521. Hft. 1 Ngr. 522. Hft. 1 Ngr. 523. Hft. 1 Ngr. 524. Hft. 1 Ngr. 525. Hft. 1 Ngr. 526. Hft. 1 Ngr. 527. Hft. 1 Ngr. 528. Hft. 1 Ngr. 529. Hft. 1 Ngr. 530. Hft. 1 Ngr. 531. Hft. 1 Ngr. 532. Hft. 1 Ngr. 533. Hft. 1 Ngr. 534. Hft. 1 Ngr. 535. Hft. 1 Ngr. 536. Hft. 1 Ngr. 537. Hft. 1 Ngr. 538. Hft. 1 Ngr. 539. Hft. 1 Ngr. 540. Hft. 1 Ngr. 541. Hft. 1 Ngr. 542. Hft. 1 Ngr. 543. Hft. 1 Ngr. 544. Hft. 1 Ngr. 545. Hft. 1 Ngr. 546. Hft. 1 Ngr. 547. Hft. 1 Ngr. 548. Hft. 1 Ngr. 549. Hft. 1 Ngr. 550. Hft. 1 Ngr. 551. Hft. 1 Ngr. 552. Hft. 1 Ngr. 553. Hft. 1 Ngr. 554. Hft. 1 Ngr. 555. Hft. 1 Ngr. 556. Hft. 1 Ngr. 557. Hft. 1 Ngr. 558. Hft. 1 Ngr. 559. Hft. 1 Ngr. 560. Hft. 1 Ngr. 561. Hft. 1 Ngr. 562. Hft. 1 Ngr. 563. Hft. 1 Ngr. 564. Hft. 1 Ngr. 565. Hft. 1 Ngr. 566. Hft. 1 Ngr. 567. Hft. 1 Ngr. 568. Hft. 1 Ngr. 569. Hft. 1 Ngr. 570. Hft. 1 Ngr. 571. Hft. 1 Ngr. 572. Hft. 1 Ngr. 573. Hft. 1 Ngr. 574. Hft. 1 Ngr. 575. Hft. 1 Ngr. 576. Hft. 1 Ngr. 577. Hft. 1 Ngr. 578. Hft. 1 Ngr. 579. Hft. 1 Ngr. 580. Hft. 1 Ngr. 581. Hft. 1 Ngr. 582. Hft. 1 Ngr. 583. Hft. 1 Ngr. 584. Hft. 1 Ngr. 585. Hft. 1 Ngr. 586. Hft. 1 Ngr. 587. Hft. 1 Ngr. 588. Hft. 1 Ngr. 589. Hft. 1 Ngr. 590. Hft. 1 Ngr. 591. Hft. 1 Ngr. 592. Hft. 1 Ngr. 593. Hft. 1 Ngr. 594. Hft. 1 Ngr. 595. Hft. 1 Ngr. 596. Hft. 1 Ngr. 597. Hft. 1 Ngr. 598. Hft. 1 Ngr. 599. Hft. 1 Ngr. 600. Hft. 1 Ngr. 601. Hft. 1 Ngr. 602. Hft. 1 Ngr. 603. Hft. 1 Ngr. 604. Hft. 1 Ngr. 605. Hft. 1 Ngr. 606. Hft. 1 Ngr. 607. Hft. 1 Ngr. 608. Hft. 1 Ngr. 609. Hft. 1 Ngr. 610. Hft. 1 Ngr. 611. Hft. 1 Ngr. 612. Hft. 1 Ngr. 613. Hft. 1 Ngr. 614. Hft. 1 Ngr. 615. Hft. 1 Ngr. 616. Hft. 1 Ngr. 617. Hft. 1 Ngr. 618. Hft. 1 Ngr. 619. Hft. 1 Ngr. 620. Hft. 1 Ngr. 621. Hft. 1 Ngr. 622. Hft. 1 Ngr. 623. Hft. 1 Ngr. 624. Hft. 1 Ngr. 625. Hft. 1 Ngr. 626. Hft. 1 Ngr. 627. Hft. 1 Ngr. 628. Hft. 1 Ngr. 629. Hft. 1 Ngr. 630. Hft. 1 Ngr. 631. Hft. 1 Ngr. 632. Hft. 1 Ngr. 633. Hft. 1 Ngr. 634. Hft. 1 Ngr. 635. Hft. 1 Ngr. 636. Hft. 1 Ngr. 637. Hft. 1 Ngr. 638. Hft. 1 Ngr. 639. Hft. 1 Ngr. 640. Hft. 1 Ngr. 641. Hft. 1 Ngr. 642. Hft. 1 Ngr. 643. Hft. 1 Ngr. 644. Hft. 1 Ngr. 645. Hft. 1 Ngr. 646. Hft. 1 Ngr. 647. Hft. 1 Ngr. 648. Hft. 1 Ngr. 649. Hft. 1 Ngr. 650. Hft. 1 Ngr. 651. Hft. 1 Ngr. 652. Hft. 1 Ngr. 653. Hft. 1 Ngr. 654. Hft. 1 Ngr. 655. Hft. 1 Ngr. 656. Hft. 1 Ngr. 657. Hft. 1 Ngr. 658. Hft. 1 Ngr. 659. Hft. 1 Ngr. 660. Hft. 1 Ngr. 661. Hft. 1 Ngr. 662. Hft. 1 Ngr. 663. Hft. 1 Ngr. 664. Hft. 1 Ngr. 665. Hft. 1 Ngr. 666. Hft. 1 Ngr. 667. Hft. 1 Ngr. 668. Hft. 1 Ngr. 669. Hft. 1 Ngr. 670. Hft. 1 Ngr. 671. Hft. 1 Ngr. 672. Hft. 1 Ngr. 673. Hft. 1 Ngr. 674. Hft. 1 Ngr. 675. Hft. 1 Ngr. 676. Hft. 1 Ngr. 677. Hft. 1 Ngr. 678. Hft. 1 Ngr. 679. Hft. 1 Ngr. 680. Hft. 1 Ngr. 681. Hft. 1 Ngr. 682. Hft. 1 Ngr. 683. Hft. 1 Ngr. 684. Hft. 1 Ngr. 685. Hft. 1 Ngr. 686. Hft. 1 Ngr. 687. Hft. 1 Ngr. 688. Hft. 1 Ngr. 689. Hft. 1 Ngr. 690. Hft. 1 Ngr. 691. Hft. 1 Ngr. 692. Hft. 1 Ngr. 693. Hft. 1 Ngr. 694. Hft. 1 Ngr. 695. Hft. 1 Ngr. 696. Hft. 1 Ngr. 697. Hft. 1 Ngr. 698. Hft. 1 Ngr. 699. Hft. 1 Ngr. 700. Hft. 1 Ngr. 701. Hft. 1 Ngr. 702. Hft. 1 Ngr. 703. Hft. 1 Ngr. 704. Hft. 1 Ngr. 705. Hft. 1 Ngr. 706. Hft. 1 Ngr. 707. Hft. 1 Ngr. 708. Hft. 1 Ngr. 709. Hft. 1 Ngr. 710. Hft. 1 Ngr. 711. Hft. 1 Ngr. 712. Hft. 1 Ngr. 713. Hft. 1 Ngr. 714. Hft. 1 Ngr. 715. Hft. 1 Ngr. 716. Hft. 1 Ngr. 717. Hft. 1 Ngr. 718. Hft. 1 Ngr. 719. Hft. 1 Ngr. 720. Hft. 1 N

Preis vierteljährlich 1 Tblr.

38. Jahrg.]

Berlin, den 25. December 1869.

[N° 52.]

Inhalt.

Deutschland und das Ausland. Deutsche Briefe aus Syon. Hilschhof, der neue Staat des alten Oesterreich. 765. — Dr. Adolf Schöberl: Oesterreich und die Kirchengärten seines Bestandes. 766. — Frdr. v. Reichen-Mellegg: Der Kaffater Oeländemord. 767.

Italien. Römische Ausgrabungen in den letzten Decennien. 769.

Frankreich. Barre's Einfluß der Troubadours auf die Literatur des Südrapens. 770.

England. Englisches Urtheil über deutsche Arbeiter. 772. — Das Theater in London. 772.

Frankreich. Die Beziehungen zwischen der englisch-amerikanischen Union. 773.

Ausland. Die Selbstvertheidigung (Skoptist) in Rußland. 774.

Turkei. Das türkische Unterrichtsgeß. 775.

Orient. Zur Geschichte des Orients. Araber und Indier. 776.

Kleine literarische Neuze. Lichtschiff's Wert über Kleinasien. 777. — Nachdruck der Gedankens. 777. — Waß und Gewißheit. 777. — Eine Reiseabgabe von Göthe's Hermann und Dorothea. 777. — Götterbilder, von Robert Alexander. 777. — Neue Aemere. 778.

Literatur. Sprechsalz. Die Volksgeist und die Götter. 778. — Völkergesch. 778. — Fälschungen alter Kunstschätze. 778. — Zur Theorie der Erdbeben. 779. — Aufbruch, das Leben und die Werte von Cornelius betreffend. 779.

Benachrichtigung.

Die Erneuerung des Abonnements wird hiermit den geehrten Abonnenten in geneigte Erinnerung gebracht.

Die Verlagssbuchhandlung.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Briefe aus Prag.

Seikhof, der neue Platz des alten Seikreids.

Ich habe einen Freund, einen Künstler seines Zeichens, der gern medicinische Bücher liest und namentlich „Bock's gesunden und kranken Menschen“ grünlächelnd durchflüßigt hat. Der Mann ist kerngesund, er blüht gleich einem rorkochten Bacchus, und doch klagt er mir adeweil von einem fürchterlichen Uebel, mit dem er behaftet sei. Bald hat er die Symptome der Mäflersucht an sich beobachtet, bald meint er den Magenkrebs zu haben, und ein andermal gesteht er mit trauriger Miene, die Inverluflose sei ohne Zweifel im Anzuge. Als Wirth über die Trisiklen Vorlesungen hielt, besand sich der Arme in tausend Knechten, denn er hatte kurz vorher ein verächtliches Schwein geschlachtet und davon genossen. Unlängst aber vermaß er alle übrigen Diagnosen und schwur hoch und theuer, ein viele Klaster langer Bantwurmer fräße im Innern seines geräumigen Corpus herum und verbittere ihm jedweden Genuß an Speise und Trank.

Obwohl ich nun dem etwas alt gewordenen österreichischen Staatskörper gerade nicht jene strenge Gesundheit meines Freundes vindicire, so glaube ich doch, daß zwischen bejagten zwei Körpern eine gewisse Ähnlichkeit stattfindet. Namentlich wird mein Vergleich weniger hinken, wenn man die December-Verfassung berücksichtigt, die ich für ein ganz lebensfähiges Kind halte. Diese Verfassung aber wuchs, wie mein Bandwurmtanster während an etwas Ätreum leidend, und zwar eben in den Augen der Verfassungsreiter selbst. Die Verfassungs-

feinde kommen nicht in Betracht; denn diese haben Februar und December-Patent ja längst begraben.

Allen Augenblicke aber giebt's da auch bei Verfassungs-
freunden ein bedenkliches Symptom, je nachdem dieser historisch-
politische oder jener kapital-autonomistische und schließlich wegen
ein feudalultramontaner Quacksalber eine neue Theorie über das
Staatswohlbefinden vom Stapel gelassen hat. Jetzt kränken
wir wieder an tausend Uebeln in unserer Verfassung; denn ein
Idealpolitiker, der alte ehrenwerthe Hühnerhof, hat ein Buch
„vom gesunden und kranken Oesterreich“ geschrieben und eine
Menge Leute lesen dasselbe. Da haben wir, so meint der Eine,
in unserem Blute zu wenig Föderalismus, der Andere will die
Gehtigschulst der Schweizer Cantönlierverfassung einführen
und der Dritte kommt wieder auf einen Bandwurm, das ist die
„schicksliche“ Frage, die man durch eine schnelle Kur beseitigen
müsse.

Soweit wäre die Sache komisch, wenn sie nur nicht ihre gar zu ernste Bekreißte hätte. So lange mein Freund bloß klagt, lächle ich im Stillen; als er mir aber unglücklich lothwärsche Pillen zeigte, die er von einer alten Karpfischerin erhalten hatte, gegen die ägyptische Augenkrankheit, die über ihn gekommen war bei der Lectüre eines Zeitungsartikels über die Kaiserreise nach Suex, trat ich seinem Beginnen energisch entgegen. Klagen darf er, aber bei Leibe nicht füttern. Wenn's doch auch so beim alten Oesterreich wäre! Aber da wird seit 1848 ununterbrochen gedoctirt, füttert und experimentirt, bis es wirklich wird zu chronischen unheilbaren Krankheiten gekommen sein. Noch steht die Verfassung aufrecht und ruhe, aber da sind schon einige eifrige Gesellen, die nicht ruhen, bis sie durch ihre Geheimmittel das Kind getödtet haben. Graf Taaffe steht ewig bereit da mit seinem großen schwarzen Plaster, das er im günstigen Momente auf die Grundgeleze zu kleben gedent; Minister Berger schwingt eine spitzige Sonde, mit der er fortwährend am Herzen des December-Potentes herumwühlt und der consultirende Doctor Fischhof receptirt mit gewichtigen Miene eine Hezen-Mixtur, deren grutliches Gemisch gerade geeignet wäre, die tödtliche Zerlegung herbeizuführen. Und gar erst der Wunderdoctor Venk!

Wir Prager Deutschen, überhaupt wir Deutschböhmen sind frei von dieser Sucht nach dem ewigen Kuriren. An dreihundert deutschböhmisches Gemeinden haben in diesen Tagen dem Wiener Ministerium durch besondere Zuschriften versichert, daß sie das Heil Oesterreichs nur in der Durchführung der Verfassung erblicken. Wir stehen eben in der Schullinie und wissen genau, wie die Herren Heilkünste in Wien den Tschechen in die Hände arbeiten. Der gute Hühner! die Tschechen hält er für die besten Oesterreicher. Weiß er denn nichts von der Moskafahrt, von den Heben auf ihren Volksversammlungen, von der russischen Volkschmme, die so oft in Prag zu hören war?*)

*) Es giebt allerdings hier und da einige Jungtschechen, die, wie Herr Breitich in Berlin, weniger mit russischen, als mit polnischen Pianoflüssen harmonisiren, aber den Deutschen und speziell den Deutschösterreichern gegenüber sind sie ebenso mit den Moskewitern, wie mit den Böhmen, zwei Dutzend und Ein Gedanke.

Ein jüngstes Stüdchen ist auch so recht bezeichnend für den österreichischen Patriotismus der Tschecho-Russen. Im Jahre 1866 hatte sich ein Hilfscomité für die verwundeten österreichischen Krieger gebildet. Dasselbe wirkte recht heilsam und gab über mehr Mittel als notwendig. Nach dem Kriege übergab das Comité eine effeckliche Geldsumme und eine große Anzahl von Kleidungsstücken, Bandagen u. dergl. dem Prager Magistrat zur Deposition bis auf weitere Kriegescontingenten. Solche traten beständig in Dalmatien allzufrüh ein. Aber siehe da, der Prager Magistrat weigert sich, die Bandagen, Hemden, Unterhosen, welche in der Kiskastraße aufgeschichtet liegen und vielleicht bald vermodern dürften, dem Comité herauszugeben, angeblich weil die Regelen in Dalmatien kein Krieg seien! Also für die von den böchschsten Kannibalen bingeschlachteten österreichischen Soldaten giebt es keine Bandagen; dagegen zupfen seine Damenhände im Lande Chazpie, wie man behaupten will, für die slavischen Brüder in den Schluchten von Cattaro-Montenegro! Wer ist nicht gerührt über die slavische Solidarität! Wer lacht nicht über Hübshof's Logik!

Unter Palazs dürfte auch seine Freude an den Rasenabschneidern der Boche haben. Wird doch seine Theorie von den Friedens- und Räubervölkern auf das Haar befestigt. Auch die Zusammengehörigkeit der Tschechen und der Borschen gewinnt durch das Rasenabschneiden eine neue Erbärtung. In den schönen Zeiten des früheren Mittelalters nämlich, wo, nach Palazs, die goldene Freiheit herrschte und höchste Civilisation blühte, hatten auch die Bewohner Böhmens noch die altslawische Vorliebe für die Rasen ihrer Widderhäute. Dem Brischowenigen Kochen wurde vor seiner gretulichen Hinrichtung zur Belustigung des Publikums die Nase abgeknitten und Sobieslam der Andere, so erzählt und Salimil, der Homer der Tschechen, ließ denjenigen seiner Unterthanen 100 Mark baren Silbers als Belohnung versprechen, welche ihm den Schild voll deutscher Rasen brächten.

Erening.

Dr. Adolf Hübshof: Oesterreich und die Bürgerchaften seines Reichs.

Wir können einen deutsch-österreichischen Patriot und Kämpfer für verfassungsmäßiges Recht, wie Hübshof, unmöglich bloß durch unseren geist- und gesinnungsreichen, immerhin aber in einer gewissen Subjectivität befangenen, deutschen Correspondenten in Prag bei unseren Lesern einführen lassen. Wir müssen ihn selbst hören. Das Buch Hübshof's hat sich in Wien der Zustimmung vieler modernen, deutschen Männer zu erfreuen. Und wir, die wir außerhalb Oesterreichs den dortigen, nationalen Bewegungen sine ira et studio, aber mit treuem deutschen Herzen folgen, wir erblicken in dieser Zustimmung ein Zeichen, daß uns hier Worte von mehr als gewöhnlicher Bedeutung vorliegen.

„Keine der großen Nationalitäten Oesterreichs“, so beginnt Herr Hübshof die Einleitung seines Buches. „Kann für sich allein den Bestand der Monarchie sichern, aber jede derselben vermag durch ihren Widerstand das Reich zu gefährden; destructiv eingreifen kann jede einzeln, constructiv vorgehen können nur alle vereint. Wenn Regierung, Volkvertretung und Publicistik je wohl dies- als jenseits der Leitha sich diese Wahrheit stets vor

Augen halten, wird Oesterreich sich consolidiren, wo nicht — nicht!“

Um Oesterreich zusammenzuhalten, ist es, wie Herr Hübshof darthut, vor Allem notwendig, seinen heterogenen, nationalen Elementen gemeinsame stitliche Interessen mit seinen territorialen Bestandtheilen zu verbinden. Ist dieses schwierige Problem gelöst, dann sind auch die Bürgerchaften für den Fortbestand Oesterreichs gegeben, und Herr Hübshof versucht es, in einer Darlegung der physischen und moralischen Zustände der verschiedenen Kronländer die Momente nachzuweisen, die ein solches gemeinsames, stitliches Band des Zusammenhalts zu bilden geeignet sind. Wir denken hierauf noch zurückzukommen und geben vorläufig Nachstehendes, was die Ansichten des Herrn Hübshof in Großen und Ganzen klarlegt:

„In einem einheitlichen Nationalstaate ist der nationale Gedanke der leitende. Der Einheit und der Macht der Nation wird daselbst alles Andere schonungslos untergeordnet, und so in Europa kein einziger Großstaat ohne Beischnung fremder Nationalitäten ist, so findet diese Staatsidee ihrer Befriedigung nur auf Kosten der Gerechtigkeit gegen die in der Minorität befindlichen Völkerschaften. So verfährt Frankreich rücksichtslos gegen seine Cingewohner uldfranzösischer Zunge, so Preußen und Rußland gegen die Polen zc. In Oesterreich hingegen, wo keine Nationalität so übermächtig ist, daß sie die anderen zu unterwerfen und dem Staate ihr nationales Gepräge aufzudrücken vermöchte, wo vielmehr die Völker einander das Gleichgewicht halten, und jeder Stamm ein wichtiger Factor des Staatslebens ist, in Oesterreich, sage ich, ist der Staat in seinem eigenen Interesse darauf hingewiesen, allen Nationalitäten gleich gerecht zu sein. Somit ist dessen leitende Idee die der Gerechtigkeit, und nicht Oesterreich, wenn es seiner Individualität angemessen regiert wird, unter den Großstaaten Europas in Bezug auf die ethische Bedeutung seines staatlichen Daseins unbedingtes erstes.“

„Gelingt es, nachzuweisen, daß, sobald dieser Gedanke in den Staatseinrichtungen Oesterreichs zum klaren und bestimmten Ausdruck gelangt, alle seine Stämme ihren Kulturgang unter dessen Schutze am Ungefährtesten gehen und ihre geistigen, moralischen und physischen Bestthümer besser wahren können, als in liegend einem anderen Gemeinwesen, so ist dadurch auch die thatsächliche Bedeutung und mit ihr die Stabilität Oesterreichs außer Zweifel gestellt. Denn sobald dessen Völkern unter dem Einkruße solcher Institutionen zum Bewußtsein gelangen, daß sie nur in ihrem harmonischen Zusammenleben sich die besten barten Lebensgüter zu sichern vermögen, werden sie im Hinblick auf die Solidarität ihrer Interessen auch solidarisch für das Reich einstehen, welches dieselben schützt, und wird in ihnen zu der Erkenntniß der Einzelwohlthat allgemach die Erkenntniß des Gemeinwohls, das Gefühl der Zusammengehörigkeit sich entwickeln, welches diese heterogenen Bestandtheile zu einem organischen Ganzen verbinden und langsam aber sicher jenen österreichische Bewußtsein wachrufen wird, das gewaltsam einzupflanzen man bisher vergebens sich abgemüht.“

„Von der höchsten ethischen Idee getragen, im Geseamtbewußtsein seiner Völker die Wurzeln seiner Kraft suchend, ist Oesterreich dann kein zufälliges Genglomerat, sondern ein notwendiges politisches Gebilde, ein höchst bedeutsames, reichgegliedertes, vielverdienendes und vollkräftiges Staatswesen.“

„Ist schließlich noch der Beweis hergestellt, daß bei Zerschmierung dieses Reiches ein Theil seiner Stämme der hohen Kulturaufgabe, die ihm zugewiesen ist, entrückt wird, und die anderen gesehttheils arg verstimmt oder unheimlich mis-

*) Wien, Wallisaufer'sche Buchhandlung (Ziefel Stamm).

getreten und germalmt werden, daß ferner im Südosten Europas Zustände hervortreten, welche das europäische Gleichgewicht stören und die abendländische Kultur bedrohen, dann ist auch nachgewiesen, daß der Bestand Oesterreichs nicht nur eine locale, sondern auch eine große europäische Bedeutung hat.

„Diese Bedeutung hat Oesterreich aber nur so lange, als es auf seinem ethischen Schwerpunkt fest und unerschütterlich ruht; verrückt es diesen, wenn auch noch so wenig, nach der einen oder anderen Richtung, sei es zu Gunsten dieser, oder jener Nationalität, so verliert es sein Gleichgewicht und wird schwach; sein staatliches Gefüge lockert sich, und die Vorsehung laßt Jenes das Vermögen bemaßigt sich aller Gemüther.

„Wie lehrreich in dieser Beziehung ist die Geschichte der letzten zwanzig Jahre! Die unaufhörliche Fortdauer der inneren politischen Wirren und die häufige Wiederkehr der Krisen während dieses Zeitraumes haben ihren Grund nur darin, daß man vom 13. März 1848 bis zum Tage von Sadowna den Völkern Oesterreichs nicht gerecht werden konnte, und seit Sadowna denselben nicht gerecht sein wollte, oder wenigstens nicht gerecht zu sein verstand.

„Als im Jahre 1848 der mächtige Strom der Zeit Oesterreich mehr als irgend einen Staat durchfluthete und die Nationalitäten in dessen entlegene Länderstriche und zu dessen tiefsten Volksschichten hintrag, ward es klar, daß dem österreichischen Staate eine Last aufgebürdet sei, welche weder seine Schultern, noch die Schultern irgend eines Staates zu tragen vermochten. Als ob seine Staatsmänner nicht genügenden Stoff zur Thätigkeit im Inneren des Reiches fänden, sollten sie auch noch jene Stellung als Italiäner, und seine Rechte als deutsche Macht aufrecht erhalten. Welch ein Ghaos von Verhältnissen, welches ein Widerstreit der Forderungen und Wünsche, welche die Kollision der Interessen! Wie sollte Oesterreich all dem gerecht, wie sollte es ein Reichthum werden? Es vermirrte die Zustände überall, in Italien, wie in Deutschland und am Schlimmsten daheim, im eigenen Hause. Es hinderte die Einigung Italiens, indem es ihr entgegen- und die Einigung Deutschlands, indem es ihr beirrat. Es sendete Deputirte nach Frankfurt, Truppen nach Mailand; es siegte da und dort, aber nur, um zu scheitern. Sein ganzes Staatswesen war tief krank, denn um unhaltbare Stellungen zu behaupten, zerbrach die Mitte und erschöpfte es seine Kräfte, verlor es seinen Schwerpunkt im Inneren, alle seine Stützpunkte nach Außen; und so mußte jeden Halt schwand es hin und her, und wäre taumelnd in den Abgrund gestürzt, hätte die Vererbung ihm nicht Solferino und die Unmöglichkeit beistanden. Wie es früher an seinen Siegen erkrankte, so erkrankte es jetzt an seinen Niederlagen. Das Schicksal entließ ihm gewaltsam, was es freiwillig hinzugeben nicht die Klugheit hatte.

„Oesterreich besitzt nun Probleme, die sich zwingend in Affairen einreihen, Völker, die sich ihm willig anschließen, und wenn es trotzdem wieder von Recidiven bebroht ist, wenn es noch heute den Frieden zwischen seinen Völkern nicht herzustellen vermag, so liegt der Grund hierfür nicht in den Verhältnissen, sondern in einer kurzfristigen inneren Politik, welche, die Natur Oesterreichs verkennend, eine Verfassung schuf, die, anstatt das Ganze des Reiches zu sein, nichts ist, als das Schildelein der Parteien.“

Kr. v. Reichlin-Meldegg: Der Kassatter Gesandtenmord.“)

Wir haben im „Magazin“ Nr. 31 die kleine Schrift des Prof. Mendelssohn-Bartholdy: „Der Kassatter Gesandtenmord“, angezeigt. Gegen diese ist der Freiherr von Reichlin-Meldegg in der vorliegenden Schrift aufgetreten. Der Inhalt der Mendelssohn'schen Schrift — sagt er im Vorworte — ist wenig bestritten; Herr Mendelssohn-Bartholdy hat, was in der Katastrophe vom 23. April 1799 bisher dunkel und selbsthätig war, keineswegs aufgeklärt; im Gegentheil stimmt derselbe mit demjenigen überein, was von österreichischer Seite beinahe unmittelbar nach dem Gesandtenmorde verbreitet wurde, um die Schuld auf französische Emigranten zu wälzen. Unsere Darstellung beruht auf der Kenntniß von Thatfachen, welche wir von Augenzeugen jener Ereignisse erhalten haben und die geeignet sind, wenn auch nicht den intellektuellen, doch die physischen Urheber des Mordes außer allen Zweifel zu stellen und hieraus weitere Schlüsse ziehen.“

Herr Mendelssohn-Bartholdy spricht Oesterreich von der Schuld an dem Gesandtenmorde frei, weil, wie er meint, die österreichische Regierung Klugheit genug besessen habe, um ein nutzloses, ja wahnfinniges Verbrechen zu unterlassen. Sag es Oesterreich daran, sich der Papiere der Gesandten zu bemächtigen, so konnte es sich diese auf eine leichtere Weise verschaffen, da man, wie der Ritter von Lang berichtet, in Kasatt jedes beliebige Astenstück von jedem Stiefelbinder um ein Geringes erlangen konnte. Der Mord der Gesandten konnte nur den Emigranten einen wesentlichen Nutzen bringen, indem er die Ausführung der französischen Republik mit dem legitimen Europa unemöglich machte; es waren daher Emigranten, die, als Ezzeller Husaren verkleidet, den Mord verübt haben.

Die Verhuldung der Emigranten weiß Herr von Reichlin-Meldegg aus folgenden Gründen zurück: Nach der Aussage der vier Postilone, welche die Wagen der Gesandten gefahren, waren die Angreifenden wirkliche Ezzeller Husaren. Ungefähr eine halbe Stunde nach dem Morde kam der badiſche Major von Harrant auf dem Schauplatze der That an und fand dort die Wagen der Gesandten von etwa fünfzig mit Gabeln versehenen Ezzeller Husaren umringt und damit beschäftigt, die Wagen, welche sie für ihre Beute erklärten, um die Stadt herum abzuführen. Dieselben Ezzeller begleiteten und bemachten die auf Befehl des Majors von Harrant in die Stadt zurückfahrenden Wagen, sie verhinderten jede Annäherung zu denselben, machten ihrem Rittmeister Meldung und brachten dann auf dessen Befehl die Wagen nach der Wache am Ettlinger Thore. Dies Alles trug sich zu in Gegenwart der diplomatischen Personen, des badiſchen Stadtkommandanten, der Polizeibeamten und badiſchen Soldaten, und dennoch hat man von öffentlicher Seite behauptet, daß jene Ezzeller keine Husaren, sondern in kaiserliche Militär-Uniform gekleidete französische Emigranten gewesen seien. Man suchte dieses Märchen damit glaubwürdig zu machen, daß, nach dem Gesandtschaftsbericht des Herrn von Dohm, einer der Husaren den Minister Jean Debry in französischer Sprache gefragt habe: es ist Jean Debry? Diese Angabe ist wahrscheinlich durch ein Mißverständnis des preussischen Gesandten von Dohm, welcher in dem von ihm gefertigten Bericht auch die Aussage des der deutschen Sprache unkundigen

*) Der Kassatter Gesandtenmord, nach den Quellen dargestellt und beleuchtet von Joseph Freiherrn von Reichlin-Meldegg, Großherzoglich Badischen Geheimen Regierungsrath. Mit 12 urkundlichen Beilagen. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1869.

Jean Debry aufnahm, entstanden; denn es hat der Postillon, welcher Jean Debry fuhr, die Hulanen nur deutsch sprechen und auch mit deutschen Worten sich nach dem Gefandten erkundigen hören. Jean Debry konnte die Frage: „bist Du Jean Debry?“ verstehen, weil schon sein Name genigte, ihm verständlich zu machen, daß man sich nach ihm erkundige. Ein Mißverständniß muß hier um so mehr angenommen werden, als Jean Debry in seinem Bericht an den Minister des Auswärtigen in Paris nichts davon erwähnte, daß er in französischer Sprache angesprochen worden sei, vielmehr bemerkte: „Meine unglücklichen Kollegen wurden wie ich angeredet: bist Du Bonnier? bist Du Roberjot?“ was auch die Postillone bestätigten. Der Postillon Roberjot's sagt überdies, daß dieser Gefandte auf ungarischen Befehl des Nachtmessers niedergestrichen worden sei. Damit steht zwar nicht in Uebereinstimmung, was Jean Debry in seinem Narré hiezu de forait commis à Rastati erzählt, daß ein Ezzeiler schon von fern „en mauvais français“ gerufen habe: „le ministre Debry“, daß sein Secretär Belin behauptete, eine Frage nach Bonnier in schlechtem Französisch gehört zu haben und daß die Frau und die Töchter Jean Debry's ausgingen, sie hätten gleichfalls eine Stimme in schlechtem Französisch rufen hören: es-tu Jean Debry? Allein der Widerspruch bezüglich des gebrauchten französischen Wortes bestärkt die Ansicht, daß die Hulanen nur den Namen des Ministers gerufen und nur deutsch gesprochen haben, was auch von dem französischen Rauscher des Jean Debry, Emanuel Siegrist, der unmittelbar hinter dem Wagen seines Herrn fuhr und mit den Hulanen deutsch sprach, mit der Versicherung bestätigt wird: J'ai observé en outre, qu'il n'y avait pas un seul soldat qui parlât français. Der Oberst Barbacz selbst steht in seiner Antwort an die Gefandten in Rastati, daß die That „durch einige rauschichtige Gemeine, die er unverzüglich gefänglich einziehen lassen werde“, verübt worden, die Ezzeiler Hulanen sprachen offen von ihrem Kriegszug, zeigten das erbeutete Gold und verkaufen die geraubten Uhren, Dolos und dergleichen ungehindert in Rastati und Gernsbach.

Hiernach ist nun in der That die Behauptung Mendelssohn's, die Ezzeiler Hulanen seien verkleidete Emigranten gewesen, ziemlich hinfällig; allein wenn sie Emigranten auch nicht die Mörder selbst waren, so folgt daraus noch nicht, daß sie an dem Morde ganz untheilhaftig gewesen seien. Der Befehl an den Obersten Barbacz in Betreff der französischen Gefandten ging offenbar von einer hohen Militärperson aus, welcher der Oberst unbedingt Gehorsam schuldig war. Wie sehr er von diesem Befehle überrascht worden sei, das hat unser Verfasser selbst von einem Augenzeugen, dem verstorbenen Kirchenrath Hübly, gehört. Dieser befand sich zur Zeit des Gesandtenmordes in Gernsbach im evangelischen Pfarrhause, wo sich Mittags mehrere eingeladene Gäste und unter diesen der Oberst von Barbacz, eingefunden hatten. Kurze Zeit nachher wurde dem Letzteren ein verschlossenes Schreiben gebracht. Während Barbacz dasselbe las, wurde er sichtbar aufgeregt und mit der Entschuldigung dringender Dienstgeschäfte entfernte er sich, bis an die Treppe von dem Pforter begleitet, dem er die Hand drückend sagte: „Ein so unangenehmer Auftrag, wie ich hier erhalten, ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.“ Mit dieser Erzählung stimmt auch die des katholischen Pfarrers Diez in Mortenfeld, welcher mit Barbacz am 28. April Abends im Wirthshause zusammentraf und beobachtete, daß derselbe sich in einem ungewöhnlich aufgeregten Zustande befunden, räthselhafte Reden geführt und wie ein Trunkener sich benommen, endlich nachdenkend im Zimmer auf und abgehend zu sich selbst ge-

sprochen habe: „Barbacz, was wird die Welt zu einem alten Kopfe sagen!“ Diese Zeugnisse werden unterstützt durch den Brief des Rittmeisters Burthard, welcher einige Tage nach dem Morde an Dr. Hehl in Kirchberg geschrieben, unterhoben hat über das Ereigniß auspricht und nicht dem mindesten Zweifel an der Ehrenhaftigkeit der Handlung und dem dazu von der österreichischen Regierung erbaltenen Befehle Raum giebt.

Barbacz und Burthard waren mitbin nur die Vollzieher des Befehls einer hohen Person, die unser Verfasser zwar nicht nennt, aber so bezeichnet, daß man sie leicht errathen kann. „Das Verhalten der österreichischen Regierung — sagt er — läßt keinen anderen Schluss ziehen, als daß man gegen den Anführer des Mordes, beziehungsweise gegen Denjenigen, auf dessen Befehl die Ezzeiler handelten, nicht vorgehen wollte, und daß jene Person eine Stellung eingenommen hat, die sie seitens ermächtigter, von dem Obersten der Ezzeiler Befehlsgewalt zu erlangen, andererseits aber vor gerichtlicher Verfolgung schützte. Die Niederschlagung der Untersuchung sowie die Unterhaltung des Verdachts gegen die Emigranten war hieron eine erklärliche Folge.“

Der Hauptzweck des Ueberfalles der Gefandten war offenbar die Beislagnahme der Gesandtschaftspapiere, worin man die Beweise eines von den französischen Gefandten begünstigten oder gar angezettelten Attentats gegen die deutsche Reichsfürsation zu finden und den vermeinten geheimen Abmachungen zwischen Preußen und der französischen Republik auf die Spur zu kommen hoffte. Wenn Mendelssohn, sich auf Gang berufen, dagegen einwendet, daß es eines Anzweifels der Gefandten nicht bedurfte, da man durch Bestechung zu allen möglichen offiziellen Actenstücken gelangen konnte, so beruht, wie unser Verfasser weiß, diese Annahme auf einem Mißverständnisse. Gang bezieht nur von den Reichsdeputations-Protocollen, die ohnedies für die Öffentlichkeit bestimmt waren und die jeder Zeitungsetteur gegen Bezahlung in Abschrift erhalten konnte. Es ist der Beislagnahme der Papiere ein politisches Motiv zu Grunde, so doch nicht dem Morde der Gefandten. Dieser kann nur als ein Act persönlicher Rache betrachtet werden und zwar, wie es uns wenigstens scheint, nicht blos der Kaiserlichen, sondern ganz besonders der Emigranten. Das anmaßende und übermüthige Benehmen der französischen Gefandten in Rastati hatte nicht wenig den Stolz der österreichischen Diplomaten verletzt, die des Unwillen gegen die ohnedies verhaßten Franzosen selbst den höchsten Personen mittheilen verstanden. Im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, wie am Hofe zu Wien, mochten außerdem einflußreiche Emigranten den Haß noch steigern, da die Aulicementen der drei Gefandten sie besonders zur Rache aufreizten mußten. Roberjot war vor der Revolution katholischer Priester gewesen; Bonnier hatte im Nationalconvent für den Tod des Königs gestimmt und Jean Debry, l'ardent républicain, wie ihn französische Schriftsteller schildern, war bekannt als Mitglied der Nationalversammlung und der außerordentlichen Commissten der Zwölfi, in deren Namen er den Antrag stellte, das Vaterland in Gefahr zu erklären; auch war er der Urheber des Vorhanges, eine Legion von Königsmördern gegen alle gefürsteten Häupter auszusenden. Eine so arge Verletzung des Völkerrechts, wie der Gesandtenmord, kann nicht aus einer ruhigen Ueberlegung, sondern nur aus dem augenblicklichen Entschluß einer Leidenschaft, welche die Folgen nicht berechnet, hervorgegangen sein. Daß der Erzherzog Karl selber den Verdacht auf die Emigranten zu lenken suchte, beweist, daß ihm der tödtliche Haß derselben gegen die französischen Gefandten wohl bekannt war. ogle

Man hat endlich auch den Mord und die Plünderung der Gefandten als eine Ueberschreitung des Befehls, der nur auf die Beschaffung der Gefandtschaftspapiere gerichtet gewesen sei, darstellen wollen, und hat als Seitenstück einen ähnlichen Vorfall in Schaffhausen, am 13. April 1799, angeführt. Hier nämlich hatten österreichische Husaren beim Einrücken in die Stadt den zu ihrer Bewillkommung entgegenreitenden Stadt-Commandanten Schwarz und dessen Sohn niedergehauen, weil man sie in ihrer Schweizer-Uniform, welche der französischen glich, für Franzosen hielt. Alle Umstände sprechen jedoch gegen diese Annahme. Ein directer Befehl, die Gefandten zu ermorben, mag freilich nicht ertheilt worden sein; wohl aber wußten die Kämpfer ihre Anstruction so einzurichten, daß die Katastrophe erfolgen mußte. (Es war angeordnet worden — sagt unser Verfasser — an jenem Abend Niemanden aus den Thoren zu lassen; mit der Abreise der französischen Gefandten wurde, nach langem Hin- und Hergehen am Thore, gestattet; die Kisten, aus welcher sie geflohen, ließen die nachgefolgten Vorgänge erkennen. Es ist unabweisbar, daß nur der Mord der Gefandten beabsichtigt war; sie waren es, die man aus der langen Wagenreihe hervorjagte und, nachdem man sie gefunden, sofort mit Säbeln niederstreckte. Keine andere Person des zahlreichen Gefolges wurde verletzt und Kutschern und Bedienten die zubühende Versicherung gegeben, daß ihnen nichts geschehen werde. Nicht weniger ist als gewiß anzunehmen, daß die kurz vorher von Gernsbach angekommenen Husaren die Gefandten kaum den Namen nach kannten, und da sie doch nur diese ermordeten, dies auf Befehl geschehen war. Erwähnen wir noch das zweideutige Benehmen der Offiziere Barbaczy und Burthard, die Kränkungen des Ersteren in Gernsbach und Rothensfeld, die Straßlosigkeit ihrer als Mörder bezeichneten Soldaten, welche Barbaczy gefänglich eingeziehen versprach, aber nicht verhafteten, die Verfolgung des flüchtigen, verwundeten und beraubten Jean Debray und den Umstand, daß das Schicksal der Gefandten nach dem Vorfall in Schaffhausen vorauszuheben war, wenn ihn dieselben den gegen die Franzosen erbitterten, heutzugigen österreichischen Husaren, ohne dieselben unter den Befehl eines Offiziers zu stellen, preisgab.“

Die Unterfuchung wurde bekanntlich niedergebegraben. Mit Recht sagt unser Verfasser: „Die österreichische Regierung mußte, sie Erzherzog Karl und Kaiser Franz dies auch feierlich zugestanden hatten, gegen diejenigen, welche jene blutige That verurtheilt hatten, die dem Verbrechen entsprechende Strafe ernten, oder die Schuld sich beimeßen lassen.“ Aus demselben Grunde haben auch wir die Rectifizierung Oesterreichs, wie sie Herr Menckelsohn-Bartholdy in seiner Schrift versucht hat, als Irrthum betrachtet. C. M.

Italien.

Römische Ausgrabungen in den letzten Decennien. *)

Es ist das Verdienst des jetzigen Papstes und des Kaisers Napoleon III., daß in der neuesten Zeit unter der Leitung tüch-

*) Römische Ausgrabungen in den letzten Decennien. Vorstudien Meyer's. Kst.-handbuch von Italien von Dr. Th. Hoffm.-Zeil. Die letzten Ausgrabungen — der Palatin — die Unterseite des Clementine, 3 Plänen und 2 Ansichten. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1870.

tiger Archäologen Ausgrabungen in Rom veranstaltet worden sind, welche zu den wichtigsten und interessantesten Resultaten geführt haben. Eine überflüssige Zusammenstellung und Beschreibung der Funde giebt das unten genannte Buch. Drei Localitäten sind es, über die sich die Ausgrabungen erstreckt haben: Die Katafomben, der Palatinus und das Esquilum der Kirche des heil. Clements.

Die Katafomben waren seit dem Ende des ersten Jahrhunderts bis zu Anfange des fünften Jahrhunderts die Begräbnistätten der Christen. Nach der Eroberung Roms durch Alarich, 410, hörte die Bestattung in den Katafomben auf und sie waren nur noch Kultusstätten für die kirchlichen Märtyrer. Als im Jahre 756 die Longobarden unter ihrem Könige Aistolf die Katafomben verwüßt hatten, jagte der Papst Paul I. den Entschloss, die Reliquien der berühmtesten Märtyrer an die Stadtkirchen zu vertheilen. Die letzten größeren Restaurationen in den unterirdischen Grüften ließen die Päpste Ghabrian I. (771–795) und Leo III. (795–817) vornehmen. Nach der Translocation von 2300 Leibern nach S. Prassede, im Jahre 817, geriethen die Katafomben allmählich in Vergessenheit. Erst im fünfzehnten Jahrhundert besuchten einzelne Mönche aus religiösem und Humanisten aus wissenschaftlichem Interesse die Katafomben wieder, 1578 ließen einige Poggolaner Arbeiter auf Gräfte mit Mauerwerk, Sarkophagen und Inschriften und 1593 begannen die Hergänge des Antonio Bosio, Procurator des Malteserordens. Sein großes Werk über die Katafomben, das erst nach seinem Tode, 1634, herauskam, bildet die Grundlage aller späteren Forschungen. In den Jahren 1851–1855 erließen der Prachtwerk über die Katafomben von Perret in 6 Bänden, das den Wunsch nach einer consequenteren und tieferen Erforschung dieser Urstätten des Christenthums in Rom noch reger machte. Die Gebrüder de Rossi trübten sich dieser schwierigen Arbeit. Die wichtigsten Entdeckungen waren die der ersten Gallienusgruft mit den Gräbern der Päpste und der heiligen Cecilia und der Lucina-Krypte, deren Beschreibung die ersten zwei Bände des Werkes Roma sotterranea cristiana, Roma 1864 und 1867 mit 107 Tafeln Folio enthalten.

Ueber die Katafomben hatte man früher die irrige Meinung, sie seien nur Erweiterungen verlassener Poggolanergruben, welche bekanntlich das Material zur Vereinerung des Marktes liefern. In den wirklichen Poggolanergruben oder, wie sie hießen, Arenarien sind jedoch keine Gräber, wohl aber in dem vulkanischen Luff, wie er sich am rechten Tiberufer in einzelnen Hügel und am linken Ufer in fast allen Höhenzügen von den Parietibergen längs der Via Latina, Appia und Ardeatina bis zur Ostiensis findet. Bei den Etruskern und Römern war die Bestattung in unterirdischen Kammern längst eingeführt. Die Juden in Rom begruben ihre Todten ebenfalls in solchen Kammern, und im sechzehnten Jahrhundert wurde an der Via Portuensis ein jüdisches Cömetorium entdeckt, das älter als die ältesten christlichen ist. Die erste Christengemeinde, die noch dem Zuenthum nahe stand, hielt ebenso wie die Juden darauf, ihre Leichen unversehrt zu erhalten, sie nicht dem Scheiterhaufen zu übergeben und sie getrennt von den Heiden zu bestatten. Dieser Sitte lag die Anschauung von der brüderlichen Gemeinsamkeit und der Glaube an die Auferstehung des Fleisches zu Grunde. Von mehreren Katafomben ist es erwiesen, daß sie Anstalten an Gräfte vornehmter Familien waren; Nervenangehörige konnten sich zu Gräber-Corporationen zusammenschließen, und ziemlich früh übernahm die Kirche die Leitung der Cömetorien. Als später die Gräber der Märtyrer als Kultusstätten dienten, folgten

auch die baulichen Einrichtungen dieser neuen Bedeutung der Cömeterien.

Das System der Katafomben besteht aus einer Menge geradlinig fortlaufender Stollengänge, welche in jeder abgetragenen Abtheilung eine bis zwei Hauptlinien bilden, um die sich die größeren Räume traubenförmig legen und von denen die Seitengänge kreuzweise abgehen. Die Gänge sind in der Regel so schmal, daß nur eine einzelne Person durchlaufen. Wände und Decken mößen sich zur Kuppel. In die Wände grub man zu beiden Seiten für die Aufnahme der Leichen Oeffnungen in Form langgelegener Rechtecke, sogenannte loculi. Ueber diesen Reichen fanden sich parallel wieder entsprechende Reichen von Vertiefungen, bisweisen bis zu sieben Zügen über einander. Die Katafomben mögen die Reste von etwa neun Generationen und gegen 34 Millionen Gräber enthalten haben.

Ein größeres Interesse als die Gänge bieten die Grabkammern, cubical, von verschiedener Größe und Baumweise, meist vieredig, zuweilen sechseckig oder rund. Sie enthalten häufig außer den ausgebrochenen loculis ein ansehnliches Grab an der Hinterwand, der Thür gegenüber, entweder eine rechteckige Vase oder einen Sarkophag mit einem horizontalen Marmorbedel in einer Nische. Manche dieser Cubikeln gehörten besonderen Familien an, andere waren für ausgezeichnete Gemeindeglieder, besonders aber für die Märtyrer bestimmt, noch andere waren Versammlungsorte und konnten dann auch wieder Sarkophage aufnehmen. Hier fand an Festtagen die Consecration des Brotes und Weines statt, entweder auf einem besonderen tragbaren Altar, oder auf dem Sargbedel des Heiligen. Die Cubikeln sind somit die Vorläufer der Kapellen. Deckenschmuck und Wandfresken zeichnen die älteren, architektonische Marmorbeden die späteren Cubikeln aus. Die Menge der Inschriften, Malereien und Sculpturen dieser unterirdischen Räume sind von der größten Bedeutung für die Geschichte der ältesten christlichen Kirche und ihrer Kunst. Die in dieser Beziehung wichtigsten Katafomben sind die des heiligen Callistus, in welcher zwölf Päpste des 3. Jahrhunderts, einige Märtyrer und nicht-römische Bischöfe beigesetzt waren, die Krypte der heiligen Cecilia und die Lucina-Krypte. Die genaue Topographie und Beschreibung, welche der Verfasser von ihnen giebt, wird durch den Plan des Cömeteriums des Callistus und durch die beiden Ansichten der Papyrustafel und der Krypte der heil. Cecilia veranschaulicht.

Ueber die Ausgrabungen auf dem Palatinus hat das Magazin bereits berichtet: 1866 S. 345 und 716. Schon in den Jahren 1720—1728 entdeckte Bianchini auf dem Palatinus einige Räume des flavischen Kaiserpalastes. Gegenwärtig lassen Napoleon III. und Pius IX. hier großartige Ausgrabungen ausführen, der Kaiser auf der nördlichen, der Paps auf der südlichen Seite des Berges. Das Nonnenkloster der Salesianerinnen hindert leider die Verbindung dieser beiden Ausgrabungsfstätten. Man vermuthet mit Recht unter dem Kloster die Reste des Augustus-Tempels und Palastes. Die Ausgrabungen, welche Napoleon vornehmen läßt, stehen unter der tüchtigen Leitung des Architekten und Archäologen Pietro Rosa. An allen wichtigen Orten sind Tafeln angebracht mit den Stellen der antiken Schriftsteller, welche von den Vertikalfesten sprechen. Auf der Napoleonischen Seite hat mau die Paläste der Iulius und Flavius, auf der päpstlichen die Ueberreste der Bauten des Commodus und Septimius Severus gefunden. Ein Plan der Kaiserpaläste, welchen der Verfasser beigegeben hat, gewährt eine bequeme Uebersicht.

Die Kirche S. Clemente soll gleich nach dem Tode des heil-

igen Clements, welcher im Jahre 100 als Märtyrer im Ghetto zu Rom, auf der Stelle seines väterlichen Hauses unten am Clivus errichtet worden sein. Der heilige Hieronymus (geb. 31) spricht von einer schon längere Zeit bestehenden Kirche des heil. Clements und auch später geschieht ihrer Erwähnung. Um 867 kam durch die Slavapostel Cyrillus und Methodius die Reliquie des heil. Clements hierher und Cyrillus selbst wurde 869 hier beigesetzt. Allein diese Kirche war später verschunden; die jetzige Clements-Kirche ist erst im zwölften Jahrhunderte gebaut worden. Das alterthümliche Gepräge in der inneren Einrichtung derselben fiel jedoch von jeher auf, so daß im Jahre 1818 in Kleinde Gan aus Köln schon darauf aufmerksam machte, daß auf Reste einer weit tiefer liegenden früheren Basilica mit Zehnreihig geschlossen werden könne. Bunsen konnte bereits 1836 die rechte Seitenkuppel der Unterkirche; weitere Nachforschungen fanden aber erst 1858 statt, als man bei einer Reparatur an den Vorhöfen auf altes Mauerwerk fand. Jetzt nahmen sich de Röll und J. Mullooly, Prior des an S. Clemente anstoßenden lateinischen Dominikanerklosters, der Sache an. Die Ausgrabungen begannen 1861 und 1868 war die Kirche den Besuchenden schon geöffnet. Ein Plan der nun erschlossenen Vertikalfeste giebt ein Bild der inneren Einrichtung. Alles, was fertiggestellt werden konnte, war schon früher in die Oberkirche gebracht worden. Die mehr oder minder auf erhaltenen Fresken, welche die Nischen schmücken, sind aus verschiedenen Zeiten; die Mosaik hat zwischen diesen Malereien Unterschiede von nicht weniger als 800 Jahren geltend gemacht, so daß auch diese Uebersicht für die Archäologie von hoher Bedeutung sind. G. R.

Frankreich.

Bart's „Einfluß der Troubadours auf die Literatur Südspaniens.“)

Dieser Titel scheint ein Buch anzukündigen, welches wenigstens zum Theil, eine wertvolle Eude in der literarhistorischen Behandlung des Mittelalters auszufüllen beabsichtigt. Es ist dies eine ausführliche und sachgemäße vergleichende Geschichte der lyrischen Dichtung bei den Völkern des Mittelalters. Es sagen, zum Theil würde diese Eude durch ein Buch, was diesen Titel entspräche, ausgefüllt werden, aber bei sachgemäßer Behandlung könnte man, von der Geschichte der provençalischen Dichtung ausgehend (die nicht bloß chronologisch den Ausgangspunkt bildet), nicht allein die Poesie Spaniens und Italiens sondern auch ohne Zwang, über das Verbindungsglied Trouveres hinweg, die deutschen Minnesänger in den Betrachtungsbereich einbeziehen, welche dann wieder eigene Beziehungen zu der am Hofenhausischen Hofe in Süditalien blühenden Dichtung ergeben würden. Unter den Vorarbeiten, die eine solche Untersuchung begünstigen würden, sind namentlich für die romanischen Literaturen, die dabei in Betracht kommen, die verschiedenen Arbeiten unseres Diez, des Altmeisters der romanischen Philologie, zu erwähnen. Auf breiterer Basis, mit Hinzunahme der italienischen und deutschen Poesie, hat dann B. A. d. n. in den die zweihundertfünfzig Hefen des Berner Codex begleitenden

*) Eugène Bart, Les troubadours et leur influence sur la littérature du Midi de l'Europe. Paris, Didier, 1867. Google

gebildungen die Grundzüge einer solchen Untersuchung gegeben. Specieß für Spanien sind ferner namentlich die Arbeiten von Ferdinand Wolf wichtig. — Auf Grund dieser Arbeiten und des sonst zahlreich genug vorhandenen Materials hätte bei zureichender Scharfsinnigkeit und einigem Fleiß und Scharfsinn eine höchst verdienstvolle Untersuchung ausgeführt werden können, die zugleich eine bereits länger gefühlte Lücke ausfüllte und zu der wir die jüngere kritische Schule Frankreichs, die mit gutem Erfolg deutsche Gründlichkeit und wissenschaftliche Methode beim Studium ihrer mittelalterlichen Literatur in Anwendung bringt, nur beglückwünschen können.

Feiler aber entspricht das vorliegende Werk des Herrn Eug. Baret dem Titel sehr wenig. Von deutschen Fachschriftstellern kennt er Bartsch, Wagner, Wahn, Ferdinand Wolf (wenigstens nennt er sie); Diez aber kennt er gar nicht. Daraus, daß er Letzteren nicht kennt, sollte man fast schließen, daß er bei Bartsch, Wahn und Wolf nicht über den Titel hinausgekommen, da er doch sonst auf diesen Namen hätte stoßen müssen. Mit der jüngeren kritischen Schule Frankreichs hat Baret auch gar nichts zu schaffen. Sein Werk ist ein neues Beispiel von der in Frankreich nicht seltenen Manier, von der sogar Kornproben der Wissenschaft nicht immer frei sind, aus Journalartikeln, Recensionen, Vorlesungen, Vorträgen und anderen disparaten Bestandtheilen ein Buch ganz äußerlich zusammenzuflicken und es dann unter legend einem vielerleuchtenden Titel in die Welt zu schicken.

Eines der eclatantesten Beispiele find die Variations du langage en France von Génin, seiner Zeit Director des im Unterrichts-Ministerium und Urheber einer soi-disant Ausgabe des Melancthes, welcher mit weniger als elementaren Kenntnissen seiner Materie es unternahm, über Leute wie Drelli, Jallot und Diez in der lächerlichsten Weise abzusprechen. Man wird es gern Herrn Baret zugeben, daß er mehr als Génin von seiner Materie versteht, doch sind seine Kenntnisse noch in vieler Beziehung sehr lüdenhaft und weit unter dem Niveau der heutigen Wissenschaft, wie eine eingehendere Betrachtung des Buches, zu der wir nach diesen vorläufigen Bemerkungen übergehen, des Weiteren ergeben wird. In der Einleitung, die ursprünglich eine Eröffnungs-Vorlesung eines cours de littérature étrangère an der Fakultät zu Clermont bildete, ist B. von folgendem Gesichtspunkte aus:

Bei der Bildung der modernen Gesellschaft sind hauptsächlich zwei Elemente thätig gewesen, das germanische und das römische. Für das Studium der fremden Literaturen giebt es also zwei Wege: man kann wählen zwischen den nordischen Literaturen, die aus den deutschen Dialecten hervorgegangen sind, und den Literaturen des Südens, welche aus den neulateinischen Sprachen herben. Baret wählt den letzteren Weg, da er den Weg des römischen Volks in der Geschichte namentlich nur eine Spur bezeichnet ist, durch die Entstehung der Familie romanischer Sprachen, von denen zwei wenigstens („à en place pas à l'Allemagne“) eine Literatur hervorgebracht haben, ist der die Literaturen des Nordens keinen Vergleich anstellen können. B. versucht dann, den Ursprung der provenzalischen Literatur, als der ersten unter den modernen Literaturen, direct in der von den Römern dem südlichen Theile Galliens imigrierte Bildung anzuknüpfen, ein Versuch, der, obgleich er in einem „Quoi qu'en soit“ über Tausenderte hinwegsprängt, doch als vollständig mißlungen bezeichnet werden muß. Als ein mißlungen darf der Versuch bezeichnet werden, die verschiedenen provenzalischen Dichtungsarten auf römische und grie-

chische Muster zurückzuführen. Unter diesen bis in das klassische Alterthum zurückzuführenden Dichtungsarten der Provenzalen führt der Verf. sogar die Pastorelle an, die doch nach Ursprung und Charakter so eminent nordfranzösisch ist, daß die wenigen provenzalischen Pastorellen sogar als Nachahmungen der troubadours bezeichnet werden können. — Im Weiteren erbietet dann B. Werth und Bedeutung der provenzalischen Literatur und ihren Einfluß auf die Literaturen des Südens in allgemeinen Zügen, geht sodann zu den Geschichtsschreibern der Troubadours über und giebt gleich im Anfang einen schlagenden Beweis, wie wenig er auf dem Niveau der Wissenschaft steht, indem er sagt, daß die Meinung der gelehrten Welt sich in Beziehung auf Jean de Rokredame geändert habe. An der Meinung, die Rognouard, Diez und Santill von diesem lügenhaften Compiler hatten, hat sich bis heute noch nichts geändert und kann sich auch nichts ändern.

Die Nichtkenntnis der Werke von Diez und der dem Roktrudamus geschenkte Glaube würden hinreichen, das Buch als völlig unwissenschaftlich zu charakterisiren, wenn nicht andere zahlreiche Umstände dieses Urtheil rechtfertigten. — Gewiß hat sich Herr B. sehr mal-à-propos auf dem Titel des Buchs ein wissenschaftliches Air gegeben, indem er von seltenen und noch nicht veröffentlichten Documenten spricht, die er als Beweisstücke im Anhang veröffentlicht. Unter diesen „Documenten“, die größtentheils Wiederholungen längst gedruckter Stücke, nicht einmal immer nach den besten Quellen, sind, befindet sich z. B. eine vollständige Recension über ein Wörterbuch der langue occ, die der Verf. früher einmal in einem Journal veröffentlicht und welche auch mit unter den seltenen und nicht veröffentlichten Beweisstücken fungiren muß, obwohl sie nur sehr wenig zur Sache gehört. — Als ein vorläufiges, für das große Publikum geschriebenes Buch mit Belbehaltung des Titels der ersten Auflage würde das Baret'sche Werk auf eine weit gelindere Beurtheilung Anspruch haben. Dann würden auch die langen Erörterungen über die Geschichte der catalanischen Poesie, über die Nachahmung der spanischen Literatur in Frankreich und über Cervantes und das Ritterwesen, die weit mehr als ein Drittel des Buches ausfüllen, ohne zur Sache, zur Geschichte der Troubadours und ihres Einflusses auf die Literatur Südeuropas zu gehören, mehr an ihrem Plage sein; dann würde man ihm die mangelhafte Anordnung des Stoffs, die bei diesem Titel mit Recht getadelt wird, nicht so sehr zum Vorwurfe machen können. Immerhin würden ihm aber die zahlreichen sachlichen Unkenntnisse verzeihen werden müssen, von welchen wir jetzt nur noch einige den bisher hervorgehobenen hinzufügen müssen. Ganz hinweg können wir gehen über diejenigen Behauptungen, die, als auf Rokredame fußend, von vornherein keine Widerlegung bedürfen, weil dieser Genährbrennmann jedes Glaubens entbehrt.

Was Baret's Erörterungen über spanische und portugiesische Literatur, sowie über den Einfluß der spanischen Literatur auf die französische, anlangt, so kennt er weder die dreibändige Stuttgarter Ausgabe des Cancionero de Alcala, noch die Werke von Glotz und von Schad, von denen namentlich das letztere, bei den ziemlich ungenügenden Leistungen der Spanier für die Geschichte ihrer Literatur und namentlich ihres Theaters das beste Hilfsmittel für derartige Untersuchungen bildet. — In dem Kapitel über die Nachahmung der Spanier in Frankreich steigt B. durch lange Uebersetzungen aus Lord Holland's „Some account on the life and writings of Lope de Vega and Guilhem de Castro“, sowie durch diese weitläufige Erörterung eines Gegenstandes, der namentlich durch v. Schad's vorrefig-

liches Werk längst abgeschlossen, von der Höhe der selbständigen wissenschaftlichen Untersuchung, auf der er sich sonst zu befinden glaubt, zur Popularisirung der Resultate Anderer herab. Man kann allerdings den Franzosen nicht oft genug sagen, daß die ganze Handlung und die besten Stellen ihres vielgepriesenen Epos einem ziemlich unbekannten spanischen Autor angehören, der meistens da, wo Corneille absichtlich von ihm abweicht, den Lesern überträgt.

Auch in dem Kapitel über Cervantes und das Ritterwesen kann die Annahme eines bloß popularisirenden Zwecks dem Urtheile über Baret nur günstig sein. Denn was er über Charakter und Tendenz dieses Meisterromans sagt, ist längst und besser von Anderen gesagt, aber man kann in Frankreich dergleichen Wahrheiten nicht genug verbreiten.

Eine schließliche, besondere Erwähnung verdient noch das Kapitel über die Nachahmung der Troubadours durch die Trouvères in den lyrischen Dichtungsarten; diese Beschränkung des Titels zeigt gleich, daß B. die ehrsüchtige Hypothese Hauguel's über das provençalische Epos nicht verteidigen will. (Dagegen läßt er den Troubadours die Ehre widerfahren, ein Drama besessen zu haben — eine Hypothese, die wir als auf Aeschylus beruhend, der Widerlegung gar nicht werth und bedürftig halten.) Mit Bezug auf eine gleich im Anfang des Kapitels befindliche Aeußerung Baret's bedauern wir sehr, daß er die directen Beziehungen, die zwischen den Troubadours und den Minneängern bestehen und die dazwischen ihm leicht wäre (wie er sagt), nicht wirklich dargelegt hat. Es wäre gewiß interessant, eine solche directe Beziehung (also ohne das Zwischenglied der troubadours) nachgewiesen zu sehen.

Wir bemerken noch schließlich, daß die im Anbange zu diesem Kapitel angenommene Begegnung zwischen Chaucer, Petrarca und Boccaccio noch lange nicht bewiesen ist. Woher hat Baret die Notiz, daß Chaucer dem Petrarca vorgestellt wurde?

Paris.

Dr. Julius Brakelmann.

England.

Englisches Urtheil über deutsche Arbeiter.

Die Organisation der deutschen Handwerker- und Arbeitervereine hat neuerdings auch in England verdiente Anerkennung gefunden. Der Herausgeber des „Quarterly Journal of Science“, James Samuelson, zugleich Präsident der Liverpool Operatives Trade's Hall (dort seinen Vorkämpfern in einem eben erschienenen Werke) die Organisation und Wirksamkeit sowohl der Bildungsvereine wie der geschichtlichen Associationen der deutschen Arbeiter. Die ersteren empfiehlt er geradezu als Muster für seine Vorkämpfer.

Das folgende Resumé zeigt den Verfasser als nüchternen und unparteiischen Beobachter: „Man hat in England lange sich dem Eindruck hingegen, daß der Continental-Arbeiter im Ganzen gegen den unseren weniger leidet; diese Idee wurde dadurch gestärkt, daß man, wenn englische Maschinen ins Ausland geschickt wurden, für nöthig hielt, einige englische Handwerker mitzuführen,

um ihre Aufstellung und ihren Betrieb zu leiten. Da außerdem die Engländer unvergleichbar größere Ausbauer besitzen und ihre Thätigkeit während der Arbeitszeit die der Ausländer übertrifft, so war es nicht Ungewöhnliches, daß man bei großen Baunehmen ganze Compagnien englischer Handarbeiter beschickte, und selbst heute noch amüßigt man sich, davon zu sprechen, daß der deutsche Arbeiter die Hälfte seines Werths mit der Tabakpfeife im Munde verrichtet. Das ist aber die oberflächliche Ansicht von der Sache. Was dem deutschen Arbeiter physisch abgeht, wird im Allgemeinen sehr wohl durch seine höhere Intelligenz und Nüchternheit ausgeglichen, und gerade in diesen Punkten haben unsere Handwerker seine Concurrenz zu fürchten; darin mögen sie an ihm ein Beispiel nehmen. Wir haben gesehen, wie seine Verstandeskraft mit Erfolg während seines ganzen Lebens cultivirt werden und wie er durch solche Mittel seine Lage verbessert, während der englische Handwerker nur physische Kraft für diesen Zweck aufgewandt hat. Wer auf die Länge der dauernden Gewinner bleiben würde, wenn beide Methoden in gleicher Art bei uns und im Ausland Geltung besäßen, ist leicht vorauszusagen . . .

„Ich fürchte, daß nur wenige von unseren englischen Handwertern erst heute den Werth theoretischen Wissens zu schätzen verstehen, welches in sehr vielen Fällen der einzige mit dem Grade nach oft nur geringe Vortheil ist, den ihre Arbeitgeber vor ihnen voraus haben. Daß die geistige Weiterbildung Erwachsener im Auslande kein System des gestern ist, beweist das Alter einiger Bildungsvereine, wie z. B. des von Evershill — und einige Vereine haben nicht nur den Arbeiter weiter erzogen, sondern indem sie ihm die Kosten seiner eigenen Bildung gegenüber erhöhten sie seine Sorgfalt dafür, daß seine Kinder in nützlicher Kenntnissen erzogen wurden!“

Das Trinkwasser in London.

Das Trinkwasser in London kommt zum größten Theil aus der Themse und dem Lea, und, da in jene beiden Flüsse an verschiedenen Stellen die Abflüsse, die das zuvor über Land geleitete Cloakenwasser weiterführen, münden, so entstand die Frage: ob das Flußwasser nach jener Verunreinigung nachtheilige Folgen für die Gesundheit haben kann?

Vor Kurzem war nun eine Commission mit der Prüfung jener Frage beauftragt, und entnehmen wir aus englischen Zeitungen darüber Folgendes:

Das Urtheil der Commission lautet: daß „wenn das Wasser gehörig filtrirt wird, keine irgendwie in Betracht kommenden organischen Bestandtheile darin gefunden werden und dass kein entscheidender Grund vorliegt, um eine sonst taubelfreie Quelle der Wasserverseuerungs anzugeben, da die Meinung bedeutender Männer der Wissenschaft, die der Ansicht sind, daß durch Cloakenwasser verunreinigtes Flußwasser stets organische Stoffe enthalte, die, bei der genaueren chemischen Untersuchung kaum bemerkbar, dennoch schädliche Wirkungen auf den menschlichen Körper ausüben, nicht genügend begründet ist.“

Scheint uns zunächst die Frage gänzlich gelöst, so können die Zweifel, die in Folge der Urtheile bedeutender Aerzte entstanden sind, doch nicht widerlegt werden, denn man muß bedenken, daß in der Commission allerdings die Stimmenmehrheit das Urtheil ausgesprochen, daß aber in derselben nicht nur Aerzte und Chemiker, sondern auch Techniker mitzählten. (Nehmen wir

*) The German Working Man: his Institutions for Self-culture and his Unions for Material Progress, London 1869, Loegmanns, Green & Comp.

nur die Urtheile von Chemikern und Ärzten, so stellt sich ein anderes Resultat dar, denn während hier das Wasser als gesund bezeichnet, sind sieben Stimmen dagegen.

Ziel zur Verabgung tragen die Urtheile jener vier Herren auch nicht bei. Während der Professor Dr. Miller bemerkt, daß „die Erfahrung der Theorie vollkommen entgegen ist, daß Wasser, welches einmal durch Cloakenwasser verunreinigt ist, je wieder als gesundes Wasser betrachtet werden kann“, verweist der Professor Sir Benjamin Brodie „auf die medizinischen Statistiken, die weit mehr wie die chemische Analyse über den gefährlichen Charakter des Cloakenwassers Aufschluß geben, nachdem er nachgewiesen, daß der schädliche Charakter des Cloakenwassers weniger in der Quantität wie in der Qualität läge“.

Während die Chemie nichts Schädliches im Cloakenwasser finden kann, macht der Professor Dr. Grantland darauf aufmerksam: daß „der schädliche Theil derartig chemisch gebunden ist, daß er vollkommen außer dem Bereich des Chemikers liegt, da jene Keime wahrscheinlich noch kleiner wie Blutkörperchen sind“.

In Betreff der von Mr. Simon angeregten Frage über die Verbreitung des Aufstiegsstoffes bei Cholera- und Typhuskrankheiten, entgegnet Dr. Bethby (einer von den Vier, die das Wasser für gesund halten), „daß es vorzuziehen sein würde, an die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit von Choleraepidemien im Wasser zu denken, da bis jetzt noch Niemand weiß, worin die Cholera-keime bestehen“ u. s. w.

Daß in Folge jener Aussprüche, die die Chemie in diesem Fall als völlig machtlos darstellte, das Vertrauen zu der Unschädlichkeit des Wassers sehr erschüttert ist, läßt sich leicht denken, und erklärt deshalb, trotz der Untersuchung, von Zielen die Bitte: „Wasser aus Quellen zu schaffen, zu denen Cloakenwasser keinen Zutritt hat, da selbst nach der Filtration organische Keime (nach dem Ausspruch des Sir Benjamin Brodie) zurückbleiben können, die außerordentlich nachtheilig auf die Gesundheit wirken können, ohne von den Sinnen wahrgenommen zu werden“.

Nord-Amerika.

Panbritannismus und anglo-amerikanische Union.

Die Idee einer Conföderation aller englisch sprechenden Völker und Staaten außerhalb Englands, welche zuerst in ausführlicherer Weise in dem vor zwei Jahren erschienenen Riesenswerk des Engländer's Dillie: „Greater Britain“ zur Sprache gebracht wurde, nimmt neuerdings in Folge der täglich wichtiger werdenden kanadischen Frage eine praktisch bedeutendere Gestalt an. Daß Canada oder die kanadische Conföderation, welche gegenwärtig sämtliche britische Colonien Nordamerikas umfaßt, in ziemlich näher Zeit sich von Mutterlande trennen wird, unterliegt von keiner Seite mehr wirklichem Zweifel. Die Bildung eines besonderen kanadischen Staates würde unter gewissen Bedingungen, wie britische Staatsmänner bei öffentlichen Gelegenheiten ausgesprochen haben, von England selbst unterstützt werden, wenn die Kanadier aus eigener Bewegung dazu schritten. Worüber man einseitig und seitens des Atlantischen Oceans uneinig ist und sich ohne die Wucht gewaltiger Thatfachen vorerst auch schwerlich einigen wird, ist die Autorisation der Kanadier zu einem entweder baldigen Anschluß an die Vereinigten Staaten,

oder zur Gründung einer unabhängigen, aber mit England verbündeten Republik, oder endlich zu einer monarchischen Selbstregierung mit Prinz Arthur. Während die britische Aristokratie und eine starke Partei der Colonisten, namentlich in dem schottisch-englischen Oberkanada, für eine der beiden letzten Alternativen eingenommen ist, verlangt die allgemeine Stimme in der Union, daß England einem freiwilligen Anschluß seiner Colonien an die große Republik kein Hindernis in den Weg lege. Das eigene Interesse derselben, meinen die Amerikaner, müsse sie ihnen bald von selbst zuführen.

Der Plan brit. Staatsmänner, eine Conföderation der mehr oder weniger unabhängig gemachten Colonien mit dem Mutterlande mittelst eines Colonial-Parlamentes oder Rathes von Abgeordneten in London durchzuführen, welcher einer Secession Kanadas und Australiens vom britischen Reich vorbeugen soll, erscheint den Amerikanern unausführbar und als Drohung gegen die Union unzulässig. Eine Conföderation der englisch redenden Länder muß auch die Vereinigten Staaten umfassen. Dies ist der Refrain eines Völkerartikels, den die Londoner Anglo-American Times, ein die amerikanischen Interessen mit erheblichem Geschick verachtendes Wochenblatt, kürzlich brachte. Wir entnehmen demselben die folgenden bemerkenswerthen Stellen:

„Hätte England die Gelegenheit, welche ihm der letzte Krieg bot, ergriffen, so hätte es dieselbe als mächtiges Mittel zu einer innigen Allianz verwerten können; seine Thätigkeit war aber das Gegentheil davon; es war bemüht, die sich bekämpfenden Glieder der Race in weitere Fragmente zu zerklüften, doch gelang es ihm nicht. Wir glauben, daß dieselbe Gelegenheit sich noch in dem Eintritt Kanadas in die Union und einer umfassenden, wohlgeleiteten Einwanderung von Großbritanien bietet — zugleich mit einer reichlichen Anlage von britischem Capital für die Colonisation von Minnesota und Kansas, wie die Neubildung Virginien's und anderer Staaten. In praktischer Hinsicht muß man dies als etwas unvergleichlich Wichtigeres als die politische Allianz mit Kanada oder die Errichtung des Dominiums zu einer unabhängigen Macht bezeichnen. Die Saturday Review behauptet, daß die Verbindung Kanadas mit der britischen Krone allein verheißend hat, daß es nicht — mit oder gegen den Willen der Kanadier von der Union verschlungen wurde, und daß seine völlige Unabhängigkeit sofort eine ungerechte und gewaltsame Politik seitens der Republik zur Folge haben würde, welche im Falle des Widerstandes zur Eroberung, im Falle der Duldung zur Absorption führen würde. Die Thatfache, daß die Vereinigten Staaten ihren südl. Nachbar mit einem Angriffskrieg und Eroberungskriege heimlichten, wird als beweisendes Zeugniß dafür angezogen, daß der Norden auch den Ankauf Alaska's zu einem ähnlichen Zweck benutze. Es liegt hierin eine Unwissenheit und Verdrehung der Thatfachen, welche schon so viel dazu beitragen, das englische Volk sehr zu leiten und andererseits einen gefährlichen Geist des Uebelwollens in Amerika zu erzeugen.“

„Wenn irg. eine Nation, wissen müßte, wie schwer es ist, eine Gränze gegen ein halbbarbarisches Land hin intact zu erhalten, so ist es die britische. Sie gründete in Indien eine Handelscompagnie, die den Krieg verabscheute und jede Eroberung verschmähte, da ihre einzige Abzucht auf Gelderwerb ging, nicht auf die Gründung eines Reiches. Dennoch eroberte der Marah vom Kap Komorin nur in Kabul und die Annexionen nach der Breite erstreckten sich von Scinde bis nach Burma. Die britische Herrschaft verschlang Alles, unwegsame Wüsten und unzugängliche Gebirge, nach welchen sie nicht das

geringste Verlangen hatte. Weil aber die Vereinigten Staaten innerhalb fast eines Jahrhunderts mit einem Gemeinwesen in Krieg gerietzen, das ebenso civilisirt wie die von den Briten in Indien absorbirten Staaten war, und weil dieser Krieg wie alle ähnlichen nothwendig in einer Territorial-Erweiterung endete, sagt man, daß die Amerikaner ebenso begierig sind, Provinzen zu erobern, wie sie zu kaufen.

„Seit jenem Eroberungskriege hat überdies die ganze Regierung der Union einen Wechsel erfahren. Damals war das Sklavenhalter-Interesse, die im Rathe der Nation herrschende Macht, eine aus Selbsterhaltungstrieb aggressive. Es wäre ungerecht, wollte man heute auf die Absicht der Vereinigten Staaten aus dem schließen, was sie damals thaten; denn der Geist der Regierung ist gegenwärtig ein anderer. Außerdem waren die Mexikaner völlig unwillig, eitel nach Ruhm, ungerecht und herausfordernd zu einer Zeit, wo noch das Staatsbruder in Washington in der Hand von verhältnismäßig nicht sehr gewissenhaften Männern war, während die Sache der Kanadier ganz anders steht. Sie sind von gleicher Rasse, sprechen dieselbe Sprache und haben keine wesentlich verschiedenen Regierungsformen, Geseze, Gewohnheiten oder Interessen; ein Krieg seitens der Vereinigten Staaten gegen sie würde wenig geringer als ein Brudermord sein. Und wozu? — um Bodenrwerb einem Lande hinzuzufügen, das bereits einen übergroßen Umfang hat, eine Bevölkerung, die der eigenen in Allem gleich ist — durch Eroberung! — So gewaltig sind die Interessen, welche die Vereinigten Staaten in einem solchen Falle preisgeben würden, so sehr ist dieser Weg dem Geist der amerikanischen Institutionen zuwider, daß es fast unglaublich erscheint, ein angesehenes englisches Blatt könne es als seine Meinung drucken, daß am Geburtstage der völligen Unabhängigkeit Kanadens die Vereinigten Staaten eine Politik der Aggression gegen dasselbe beginnen würden, die zu einem Eroberungskriege leiten müßte! . . .

„Wir glauben an eine panbritannische Rathesversammlung und halten dafür, daß trotz der Vergangenheit eine solche Institution noch für alle englisch sprechenden Völker möglich ist. Wären die dreizehn Colonieen britisch geblieben, so würde die Uebertragung der britischen Macht und des Sieges der Reichsregierung nach Amerika gesichert gewesen sein. Wo immer die größeren Interessen des Volkes existiren, da wird auch die Regierung ihre Werthhaft haben müssen, und England wurde durch jenen Bruch davor gerettet, sein Reichsparlament am Potomac statt an der Themse versammelt zu sehen.“

Man sieht, der junge Riese fühlt seine Kraft und spricht mit jugendlichem Selbstvertrauen, nicht ohne eine starke Bemerkung von trotziger Zurechnung des älteren Bruders. Daß trotz der anscheinenden Indifferenz gegen Kanada die Amerikaner des ganzen nördlichen Continents bereits von Eward, dem Staatssekretär Vincolas, in's Auge gefaßt und zugleich mit dem Ankauf Alaskas vorbereitet wurde, beweisen die in seinem Auftrage unternommenen Erforschungs-Expeditionen nach Greenland und selbst Island, deren Resultate in gedruckten Berichten über die ökonomischen, ethnographischen und klimatologischen Verhältnisse, zu Anfang des Jahres dem Congress vorgelegt wurden. Inzwischen wird die Monroe-Doctrin versuchsweise zuerst wohl bei Cuba eine neue Anwendung finden, dessen Annexion man in der Union als viel selbstverständlicher ansieht, als man es diesmal des Ozeans glaubt.

Dr. F. E.

Rußland.

Die Selbstverstümmler (Skoptzi) in Rußland.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts geht die Sage von einer Sekte, in Rußland, unter dem Namen: „Selbstverstümmler“ oder Skoptzi. Vor kurzer Zeit trat in Morschank! Gouvernment Tambow, eine Katastrophe ein, welche diese unnatürliche Verbrüderung entmenschter Kreaturen an's Tageslicht brachte.

Plotzin, ein reicher Kaufmann in Morschank!, galt im Munde der Leute, durch sein bleiches, lappiges Gesicht, bartloses Kinn und schlotternden Gang gekennzeichnet, für einen Skoptza, einen Selbstverstümmler. Obgleich als solcher der ganzen Schäre russischer Gerichtsbarkeit ausgesetzt, war er als Millionär doch lange dagegen geschützt. In letzter Zeit mußte aber so dringende Anzeige gemacht worden sein, daß die Polizei ihre Ehren nicht länger verschließen konnte. Plotzin wurde arretrirt, sein Haus durchsucht und, Wunder genug, eine Summe von 11 Millionen Thaler — nach anderer Aussage sogar 50 Millionen — in seinem Keller aufgefunden. Die Polizei war blindlings über den Schatz der Sekte gestolpert, ein Ding von besonderer Wichtigkeit — ihr Haupternährungsmittel. Es war längst bekannt, daß nur die Aeltesten und Vorsteher der Sekte wirklich innerlich überzeugte Anhänger seien, während das Gros der Skoptzi sich für gutes Geld den festlammischen Gebräuchen derselben unterwerfen. Selbst Beisitzene wurden durch Erbuldung der Operation an den Genuß eines arbeitslosen Lebens gesetzt, und viele Bankertrübsen schloßen sich an, um wieder reiche und angenehme Geschäftsmänner zu werden. Niemand aber hatte die Ahnung von der Größe des Schatzes. Daß derselbe, nunmehr gefunden, dem Staat anverfallen müßte, darin kam ganz Rußland überein, und es fragte sich nur, auf welche Weise man ihn am besten verwende. Verschlüsse wurden gemacht, ihn zu Eisenbahnbauten zu verwenden, eine Handelsflotte herzustellen, das alte, unerreichte Sibirien Rußlands, oder Polen damit zu russifiziren. Während sich noch Alles über das heilenmäßig viele Geld freute, schlug plötzlich die Nachricht ein, der Schatz sei verschwunden. Höhere Ordre war gekommen. Woher? weiß man nicht. Der Schatz war fort. Wohin? ist unbekannt geblieben. Die Polizei, ohne deren offenes Gutheißsen die Sekte niemals hätte entstehen können, deren Anhängererschaft sich so unverkennbar in Benehmen und Erscheinung ausprägte, hatte selbst jetzt, wo Aller Augen auf sie gerichtet war, der Befragung nicht zu widerstehen vermocht. Der Mund des Volkes erzählt die Sache so:

Das Geld sei nach Plotzins Arretrierung im Keller aufgefunden und dasselbst von der bewaffneten Polizei sicher worden. Bald nachher sei Befehl gekommen von einem hochstehenden Beamten, daß die reichen Köster dem Sohne des Hauses übergeben werden sollten, um die Geschäfte der Sekte nicht zu stören. Erst nach vierzehn Tagen fiel es den Bedienten ein, daß dieser Sohn, ein adoptirter natürlich, selbst Skoptze sein könne. Kitzliche Untersuchung stellte nun an diesem Sohn sowohl als an dem ersten Nachhalter und sechs weiblichen Dienern die Thatsache der prägnantesten Verunstaltung fest. Die ganze Sippe war im Besitz von einigen Tausend Rubeln, dem Vorsehungsgelde vermutlich; aber der große Schatz war verschwunden, trotz polizeilicher Ueberwachung. In Folge dessen wurde eine Razzia abgehalten, und noch eine große Anzahl Skoptzi arretrirt.

Plotzin selbst richtete es so ein, daß er in ein Hospital gebracht wurde, wo er unter den Reconvalescenten ein gemächliches Leben führt. Es ist nicht bekannt, ob er als Criminal-Gefangener oder als Keger behandelt wird. In beiden Fällen ist Eibirien das Endziel seiner Laufbahn.

Um das Gemisch von Ketzerei, Wahnmuth und religiösem Eifer zu begreifen, welches dieser und anderen russischen Sekten eigen ist, genügt die Thatsache, daß von 70 Millionen Einwohnern Rußlands nur Eine Million europäische Sitten und Kultur angenommen haben. Zehn 69 Millionen absoluter Ignoranten erhalten ihre einzige geistige Anregung von einer Priesterkaste, welche in den abergläubischen Vorurtheilen befangen ist, ja zum Theil selbst nicht lesen und schreiben kann. Natürlich befrachtet sich ihre geistliche Thätigkeit auf Ceremonien und abergläubische Handlungen, während die ersten Menschen, die einzigen Trieb zum Nachdenken haben, bei dem gänzllichen Mangel aller Bildungsquellen, in die schrecklichsten Verirrungen gerathen. Auch existirt kein allgemeines Sittengesetz, das solche Leute vor der Öffentlichkeit zurückstrecken macht. Der nationale Typus der Russen kennt keine Beschränkung in seiner ungehemmten Denkweltweise. In dem einsamen Dorf auf öder Steppe, selbst in größeren Verkehrsstrassen giebt sich der Eingeborene, der von jeder belehrenden Stimme entfremdet Mensch, auch der Handelsmann, dessen Geschäft nicht über einen engen Kreis von Gedanken hinausreicht, einer fixen Idee hin, welche ihn in gebildeten Völkern von aller Gesellschaft ausschließt, in Rußland aber nur zum Mittelpunkt Keuzeriger macht. Bei einiger geistlicher Begeisterung wird es ihm bald gelingen, die trägen Massen seiner Mitbürger in seine Bahn zu lenken, ihre leeren Köpfe mit seinen verkehrten Gedanken zu füllen. Daher waren die Flagellanten binnen Kurzem über ganz Rußland verbreitet und trieben essentially in den Kirchen ungehört ihr Unwesen. Die Skoptzi sind dieser Sekte entsprossen, Flagellanten mit haug-gout.

Wegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, während der Regierung des Zaren Paul I, fühlte ein Keizeigener, Kondrati Selivanov, in dem Dorfe Stolbovo bei Orel, sich von dem gewöhnlichen Wesen der Khasy, der Selbstprügler, überzätigt, und sein lüsterner Geist führte ihn auf eine besondere Deutung des zwölften Verses, Gap. 19 Ewang. Matth., den er alsbald zur Grundlage einer Vereinigung benutzte. Er erklärte die Menschheit für sündig und suchte ihr einziges Heil in deren Aussterben. Die Ehe sei Verbrechen und die Mäßigkeit derselben müsse aufgehoben werden. Seine Anhänger und Nachfolger machten aus dem wahrhaft abentheuerlichen Vergnügen jener Keizeigenen eine Operation, predigten Entschamtheit, aus von geistigen Getränken, Tabak, Thee, sogar Fleisch, und wurden nur durch die Rücksicht vom Selbstmord abgehalten, daß sie nunmehr berufen seien, auch ihre Mitmenschen über die Sündlichkeit der Fortpflanzung unseres Geschlechtes aufzuklären. Wie nahe kommen diese Menschen jener indischen Sekte, den Schiwiten oder Thugs, welche den Mord als das prächtige Werk im majorem dei gloriam proklamirten?! Im Uebrigen erkennen sie alle Dogmen der Vandesktriche an und besuchen fleißig den öffentlichen Gottesdienst. Außerdem aber haben sie ihre besonderen nächtlichen Zusammenkünfte, wo beide Geschlechter im Hemde erscheinen, als Symbol ihrer Keuschheit.

Es ist ungewiß, ob die Leiter der Skoptzi-Bewegung selbst an ihre Dogmen glauben, oder dieselben nur erfinden, um den niederen Schichten einen Popanz zu bieten. So viel aber ist gewiß, daß die Keizerin mit größerem Fanatismus an ihrem Glauben hängen, als die meistens erkaufte Seelen der che-

maligen Keizeigenen. Die ganze Sekte ist ein Produkt der unglücklichen sozialen Verhältnisse Rußlands, unter deren Herrschaft allerdings der Todesgedanke etwas Tröstliches hat.

Ueber den wirklichen Reichtum dieser Genossenschaft, welche wohl zwei Millionen Anhänger zählt, giebt die Thatsache Aufschluß, daß vor etwa zwei Jahren dieselbe dem russischen Staatschatz eine Summe von 60,000,000 Rubel für die Erlaubniß bot, in Petersburg eine Discontobank zu errichten und Papiergeld ausgeben zu dürfen. Die Sekte hat also noch einen zweiten, sehr modernen Zweck, welcher unseren Associationen und Unterstüßungs-Genossenschaften entspricht. Herr von Reutern, Finanzminister, trat für diesen Vorschlag mit aller Energie ein, aber seine Kollegen verwarfen denselben. Schon der bloße Umstand, daß diese Sekte also den Staatswegen soweit anerkannt worden, um sich mit ihr in persünliche Unterhandlungen einzulassen, vermehrte die Zahl ihrer Anhänger in den letzten Jahren um das Doppelte, und man setzte ihr bis zu der von oben herab gewaltsam herbeigezogenen Plotzin-Katastrophe kein merkliches Hinderniß entgegen. Nichtsdestoweniger ist vorauszusetzen, daß trotz Plotzin und seines noch ungewissen Schicksals, die Skoptzi mit Hilfe des Geldes, des Fanatismus und der leeren Hirnhädel der Durchschnittsrußen, vielleicht mit Begünstigung einflußreicher Beamten, ihren Weg ausbreiten und eben werden. Die Ideen, welche diese Sekte leiten, sind weder neu noch selten in unseren Tagen. Das Mächttum ist eine verdeckte Skopegelei. Verschiedene Kirchenväter ließen sich castriren und das Buch des Engländers Byron: „Spiritual Wives“ deckt einen wahren Abgrund ähnlicher menschlicher Verirrungen auf. Selbst aus China wird über eheähnliche Verbindungen berichtet und die begeisterte Junggesellschafte-Schwärmerei macht sich allenthalben breit. Möge man das Krankehafte solcher Erscheinungen mehr vom psychologischen als vom physiologischen Standpunkte aus erklären!

Z u r s e e.

Das türkische Unterrichts-gesetz.

Die hohe Pforte hat soeben ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht in 198 Artikeln veröffentlicht, dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind:

Die öffentlichen Schulen des Reichs sollen fünferlei Art sein: Elementarschulen, höhere Elementar- und Vorbereitungs-schulen, Lyceen und Spezialschulen. Jedes Stadtviertel und jedes Dorf soll eine Elementarschule besitzen, und wenn die Bevölkerung eine gemischte ist, eine solche für die Mohammedaner, eine andere für die übrige Bevölkerung. Die Kinder sollen in den Religionsbüchern ihrer Sekte unterrichtet werden. Die Zeit des obligatorischen Schulbesuchs ist auf vier Jahre festgesetzt, für Mädchen vom sechsten bis zum zehnten, für Knaben bis zum ersten Lebensjahr. Ausnahmen in besonderen Fällen gestattet Artikel 13. Eine höhere Elementarschule oder, wenn der Unterschied der Religion es erfordert, zwei, sind auf Kosten des „Ejalets“ in jeder Stadt von 500 Häusern zu errichten. Der Besuch wird ebenfalls ein vierjähriger sein, er umfist türkische, persische und arabische Sprachlehre, Arithmetik, Buchführung, Geographie, Geschichte, Geometrie und eine Volkssprache. Knaben und Mädchen sollen nicht zusammen unterrichtet werden. Bis

Beherinnen zu erlangen sind, sollen die Mädchen von würdigen Lehrern in höherem Alter unterrichtet werden. Die Vorbereitungsschulen sollen Mohammedanern und anderen Religionen gleich zugänglich sein. Der dreijährige cursus darin soll Französisch, politische Oekonomie und Naturgeschichte umfassen. Diejenigen türkischen Unterthanen, welche eine Prüfung in den Vorbereitungsschulen bestanden haben, sollen für drei Jahre als Pensionäre in dem *Vocum*, das sich in der Hauptstadt jedes *Ejalets* befindet, aufgenommen werden. Die höchste Klasse der Unterrichtsanstalten schließt eine Normalschule, die höheren Schulen für Künste und Wissenschaften und die Universität zu Konstantinopel in sich. Die Normalschule, welche die Bestimmung hat, Lehrer heranzubilden, die alle türkische Unterthanen sein müssen, soll hundert Studierende zu gleicher Zeit enthalten, die mit Maturitätszeugnissen von den niederen Anstalten versehen sind. Ein ähnliches Institut soll weltliche Lehrer liefern. Die Universität soll drei Fakultäten haben — schöne Wissenschaften, Jurisprudenz und physische Wissenschaften. In der Hauptstadt wird ferner ein Unterrichtsrath und in der Hauptstadt jedes *Ejalets* eine wissenschaftliche Commission eingesetzt werden. Das Gesetz enthält endlich auch Bestimmungen für die Controle der Privatunterrichtsanstalten im ganzen türkischen Reiche.

Orient.

Zur Urgeschichte des Orients.*)

Arabier und Indier.

Der uns vorliegende dritte Band des von uns im vorigen Jahre mit großer Anerkennung besprochenen Werkes von Moriz Busch bringt, als Schlussstein der Urgeschichte der semitischen, arischen und festlichen Völker, die Geschichte der und besonders durch ihre Kultur-Entwicklung wichtigen Araber und Indier. Der Verfasser stützt sich in demselben, sowie in den früheren Bänden, überhaupt auf Enormant's *Manuel d'histoire ancienne de l'Orient*, ein Werk, welches von der französischen Academie mit dem Preise gekrönt und auch in's Englische übersetzt wurde, und welches, trotz seiner einzelnen Mängel, bei den Orientalisten große Anerkennung gefunden. Der Verfasser beweist aber auch in diesem dritten Bande, besonders in der Geschichte der Indier, daß er die Quellen, die er reichlich anführt, zum Gegenstande einer selbständigen, eingehenden Forschung gemacht und einige Lücken in Enormant's Werk auszufüllen bestrebt war.

Nicht nur Geschichte, sondern auch Religion, Kunst, Kultur, soziales Leben, politische Einrichtung, Sitten und Handel der beiden Völker, deren eines dem Wiederaufleben der Wissenschaften im Mittelalter den ersten Anstoß gab, während bei dem anderen die erste Quelle der klassischen Bildung zu suchen ist, finden eine pragmatische und doch zweckmäßig gebrängte Behandlung. Ja, wir müssen es besonders anerkennen erwähnen, daß Verf. dem Kulturgeschichtlichen seinen größeren Raum gewährt, als der eigentlichen Geschichte, die sowohl bei Arabern als auch bei Indiern kaum Anderes bieten kann, als ein chaotisches Gewirr von Stämmen, die von keinem politischen oder sozialen Bande zusammengehalten werden, und von Horden, deren Ursachen und

Zwecke außerhalb des Gebietes der Forschung liegen — eine Chronik, nach dem Maßstabe der größten Wahrscheinlichkeit zusammengetakelt aus den lädenhaften arabischen, himjarischen, fausttrichlichen und dravidischen Denkmälern, den durch Traditionen und Phantasie fast unloslich verwickelten, häufig auch durch willkürlichen Eifer verdrehten Berichten späterer Geschichtschreiber und den in dieser Hinsicht spärlichen Hieroglyphen und Keilschriften. Werden auch die Nachfolger der großen Forscher unserer Zeit die ihnen vorbestaltene Aufgabe der Sichtung der Gesamtheit des und der Ergänzung des Mangelhaften in den zahlreichen Denkmälern noch so glücklich lösen, so können wir doch kaum glauben, daß je eine Zeit kommen wird, wo man kein Zustand nicht zu Hypothesen wird nehmen müssen, oder eine Urgeschichte des Orients in dem Sinne wird schreiben können, wie dies von unserer modernen Kritik verlangt wird. Mit Recht sagt daher der Verfasser:

„Die Urgeschichte hat es überhaupt mit der Religion (als dem fast ausschließlichen Terrain, auf welchem das ideale Leben der Völker zum Ausdruck kommt), und geistigen Entwicklung zu thun. Sowohl Arabien als auch Indien bietet den Augen des Geschichtschreibers das Bild einer tiefen politischen Erstarrung, eines vollständigen Mangels an nationaler Einheit und nationalem Geiste neben einer religiösen und intellektuellen Einheit, die nicht weniger charakteristisch ist.“

Wenn wir gegen etwas in dem Werke des Herrn Busch, welches der Geschichtschreibung ein neues Gebiet von reicher Ausbeute eröffnet, auszuheben haben, so ist es vor allem die Transcription der fremden Wörter, welche durchaus ungenügend und viel weniger als constant durchgeführt ist. Wir kennen wohl die Schwierigkeiten derselben, überhaupt dort, wo sie nicht nur auf Zählwörter beschränkt sein kann; aber eben darum verdient sie nur um so größere Sorgfalt. Die Transcription ist bei den meisten Wörtern ungenau und sind die Buchstaben selbst in ihrem dentischen, bald im französischen Lautwerthe genannt, so daß es häufig rein unmöglich ist, das entsprechende Wort des Originals herauszufinden, ohne daß diese Concessionen eben den Wohlklang gemacht werden müßten.

Ein anderer Punkt, in welchem der Verf. dem zu Grunde liegenden Werke Enormant's weniger hätte folgen sollen, ist das Bestreben, die bruchstückartigen Erzählungen und genealogischen Tafeln der Genesis zu rechtfertigen — ein Bestreben, das ihn oft völlig verschiedene Namen mit einander verwechseln läßt, wie z. B. wenn er S. 10 die Namen *Maä*, *Mesa* und *Massa* (in seiner Transcription *Mas*, *Masa* und *Massa*) vermischt, oder wenn er S. 15 das *Jobab* der Bibel *Johar* lesen will, um nur in diesem Worte die Sobariten des Ptolemäus und das arabische *Wabar* aufzufinden zu können. Die in der Genesis erwähnten Namen bezeichnen ihm bald Stämme, bald Gebiete und bald Länderabtheilungen. Dem Bestreben des Herrn Enormant, der in der Vorrede seines Werkes besonders betont, daß er „Christ“ sei, alle Ehre; wir können ihm aber unmöglich beistimmen, wenn er glaubt, daß die Bestätigung, welche einzelne Daten der Genesis durch die aufgefundenen Denkmäler erhalten, allen Aufzeichnungen der Bibel den Stempel einer größeren Glaubwürdigkeit aufdrückt, als wir sie den Berichten Herodot's, Diodor's und anderer Historiker des klassischen Alterthums zu geben pflegen.

Doch thun diese kleineren Mängel dem inneren Werthe des Werkes nur wenig Eintrag, und wird dasselbe gewiß sowohl den Orientalisten als auch allen Freunden der geschichtlichen Forschung willkommen sein. Ueberhaupt aber wollten wir

*) *Wegh der Urgeschichte des Orients*, von Dr. Moriz Busch. Dritter Band. Leipzig, Andr. Abel, 1869.

gern in den Händen der reiferen Jugend sehen, der die spätkliche Abtheilung der bisher geschriebenen geschichtlichen Handbücher nur einen unklaren und sehr beengten Einblick in das geistige Leben und in die geschichtliche Entwicklung der Völker gestatten. Wenn wir nur um ein halbes Jahrhundert zurückgehen, so finden wir, daß man aus der alten Welt nur die Griechen und Römer kannte, in denen man die einzigen Vertreter der alten Civilisation zu erblicken gewohnt war, so daß Alles vernachlässigt wurde, was außerhalb Griechenlands und Italiens geschah, und die eigentliche Geschichte erst dort begann, wo man den Fuß auf europäischen Boden setzte. Aber mit dem Schiele des Saitischen Bildes fiel jener Vorhang, der die Umrisse der orientalischen Völkergeschichte erst dort begann, wo man den Fuß auf europäischen Boden setzte. Aber mit dem Schiele des Saitischen Bildes fiel jener Vorhang, der die Umrisse der orientalischen Völkergeschichte erst dort begann, wo man den Fuß auf europäischen Boden setzte. Aber mit dem Schiele des Saitischen Bildes fiel jener Vorhang, der die Umrisse der orientalischen Völkergeschichte erst dort begann, wo man den Fuß auf europäischen Boden setzte.

Kleine literarische Revue.

— **Tschichatschew's Werk über Kleinasien.** In der Sitzung der Pariser Academie der Wissenschaften am 2. November c. überreichte Herr von Verneuil, Namens des Verfassers, den achten und letzten Band von Tschichatschew's großem naturwissenschaftlichen Werk über Kleinasien, welches die physische Geographie, die Klimatologie, Botanik und Geologie dieses interessanten und, wie es scheint, bald wieder politisch wichtigen Landes umfaßt. „Als R. C. de Beaumont im Februar die drei der Geologie gewidmeten Bände vorlegte,“ sagte Verneuil, „konnte er mit Recht den Ausdruck thun, daß dieses Werk Tschichatschew's ihm den Ruhm verleiht, ein asiatischer, dem Koran unterworfenen Land in die Zahl der geologisch bekannten Länder eingereiht zu haben. Der Band, welchen ich hier deponire, glebt uns die kostbarsten Aufschlüsse über die Paläontologie Kleinasien's . . . Die Gesteine, welche für die Aufeinanderfolge der organischen Wesen in den verschiedenen Epochen des Lebens der Erde maßgebend waren, sind dort dieselben, wie in andern Ländern; es ist nichts an ihnen geändert, die Fauna, auf der sie ruhen, ist nur erweitert . . . Man kann von der „Description paléontologique de l'Asie Mineure“ mit d'Archiac und Sir Roderick Murchison behaupten, daß sie eines der größten wissenschaftlichen Monumente unserer Zeit sei, das dem Unternehmungsgeiste eines einzigen Mannes zu danken ist, der nur auf seine eigenen Fähigkeiten angewiesen, jedoch von einer wahrhaften und feurigen Liebe für die Wissenschaft erfüllt war.“

— **Jahrbuch der Erfindungen.** Wenn man Beckmann's noch heute geschickte Beiträge zur Geschichte der Erfindungen in die Hand nimmt, so sieht man, wie in jüngeren Bänden die praktisch verwerteten Resultate der Denkarbeit von Jahrhunderten gesammelt sind. Heute ist das anders geworden. Bismöglich alle acht Tage bringen unsere technischen und wissenschaftlichen Zeitschriften Material für einen ganzen Band herbei. Freilich ist das meiste so Gebotene ephemere, selbst die patentirten Erfindungen werden häufig nicht einmal ausgeführt; Anderes berührt das praktische Leben und Volkwohl gar nicht. Es ist eine mühsame aber dankenswerthe Arbeit, welche die Herausgeber des obengenannten Jahrbuchs der Erfindungen übernommen, hier die Weizenkörner von der Spreu zu sondern und die Aehren des Jahres in klarer Uebersicht zu sammeln. Durch vier Jahrgänge bereits haben sie ihren praktischen Blick für diese Aufgabe bewiesen, und auch der neue Band glebt reichhaltiges Zeugnis dafür. Es treten diesmal besonders hervor: die Spectralanalytischen Untersuchungen sowohl irdischer Stoffe, als derjenigen der Sonne und Gestirne, welche ein überreiches Ergebnis geliefert haben. In der astronomischen Abtheilung haben jedoch ein besonderes Interesse die Beobachtungen der Cometen, Sternschnuppen-Schwärme und des Merkur-Durchgangs aus dem Jahre 1868, im physikalischen Theile namentlich die Verbesserungen der elektrischen Beleuchtungs-Apparate, sowie der galvanischen Elemente und der Antriebs-Maschinen. — Aus dem technologischen Abtheilung haben wir eine ausführliche Abhandlung über Näh- und Strickmaschinen, aus der besonders reichhaltigen chemischen Revue einen längeren Artikel über Petroleum hervor. Das Jahrbuch verdient nach jeder Seite empfohlen zu werden.

— **Maas und Gewicht.** Aus Dr. Georg Hirth's „Annalen des Norddeutschen Bundes und des deutschen Zollvereins“ sind die von H. Heyer und E. Duskle bearbeiteten Reductionstabellen zur praktischen Einführung der Norddeutschen Maße und Gewichte in beiderseitigen Abdruck erschienen. Für Techniker sowohl, als für den Handelsstand, haben diese Reductions- und Preistabellen und Vergleichen der Längen, Flächen- und Körpermaße, sowie der verschiedenen Münz- und Handelsgewichte, einen außerordentlichen Werth.

— **Eine Festschau von Göthe's „German und Dorothea“** ist bei Quandt und Händel in Leipzig erschienen. Die Anfänge der Gedänge sind mit Randleisten, die Ausgänge mit Schlussverzierungen in Arabesken-Form geschmückt. Außerdem beginnt jeder Gedang mit einem verzieren Anfangsbuchstaben, wozu noch schöner Druck auf schönem, starken Papier kommt. Das Ganze, im Renaissance-Stil gehalten, macht einen sehr gefälligen, dem Reize der Göthe'schen Dichtung entsprechenden Eindruck.

— **„Genschilder“, von Robert Alexander.** Vierundzwanzig kleine Genschilder, die weder metrische Dichtungen, noch Märchen, noch Novellen, gleichwohl poetisch, naiv und anziehend sind. Aus der Kinder- und aus der Jugendzeit, vom Meeres-

*) Herausgegeben von G. Hirtzel und G. Weisfel, 5. Jahrgang mit 44 Abb. Leipzig, Quandt u. Händel, 1863, (115 S.)

**) Vellei, Silke und van Weyden.

***) Berlin, Karl Habel.

frand und Waldes-Diöcht, von Berggipfeln, Thalgründen, Stromfahrten und Wiesenbächen sind diese Genrebilder hergenommen, die überall ein anmuthiges Beschaufeln sein werden.

— **Neue Romane.** Es sind uns wieder eine Anzahl neuer deutscher Romane von zum Theil namhaften Autoren zugegangen, denen wir gern eine eingehende Anzeige in diesen Blättern widmen möchten, wenn diese nicht ihren Raum und wir unsere Zeit einem anderen, sehr ausgedehnten Kreise von literarischen Erscheinungen zu widmen die Aufgabe hätten. Wir müssen uns daher vorläufig begnügen, auf diese Romane hinzuweisen, von denen vielleicht der Eine oder der Andere uns später noch zu einem den freizügigen Tendenzen unseres Blattes entsprechenden Artikel Aulaf giebt:

Der Erb- und Gerichtsherr. Ein Polizei-Roman von Dr. F. C. B. Aré-Valkemant. 3 Bände. (Hannover, C. Rümpel.)

Die Blauen und Gelben. Venezuela'sches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868, von Friedrich Gerstäcker. 3 Bände. (Jena, Hermann Costenoble.)

Große und kleine Welt. Ausgewählte historische Romane und moderne Lebensbilder, in acht Erzählungen von Friedrich Kraml. 4 Bände. (Berlin, Louis Gerschel.)

Verfehlte Ziele. Roman von G. Ewenzberg. 4 Bände. (Berlin, P. H. Langmann u. Co.)

Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit, von L. Klink. 3 Bände. (Jena, Hermann Costenoble.)

Kinder der Zeit. Roman von Carl Marquard Sauer. 3 Bände. (Hannover, Carl Rümpel.)

Staats- und Liebesintrigen. Historischer Roman aus der Zeit König Karls II. von England. Von H. J. Schimmel. Aus dem Holländischen frei bearbeitet von C. Senden. 3 Bde. (Berlin, Dr. Langmann u. Co.)

Die geschiedene Frau. Paffenstengeschichte eines Idealisten, von Sacher-Masoch. 2 Bände. (Leipzig, Paul Kormann.)

Die Eliekind. Roman von Graf Ulrich Baudissin. 3 Bde. (Stuttgart, A. Kröner.)

Aus dem Tagebuche eines Weltmannes. Casereien (Etizen) aus der Gesellschaft und aus der Bühnenwelt, von Sacher-Masoch. (Leipzig, Paul Kormann.)

Nacht und Himmels. Historischer Originalroman von Anatole S. Maure. 4 Bde. (Stuttgart, Kröner.)

Der Anthropophag. Roman in 3 Bänden, von Ludwig Heinrich, Verf. des „Slavenhändlers“. (Breslau, Ed. Trevenant.)

Anna Seeborn. Roman von Frau Auguste Graven. Deutsch von Dr. Silvan. Autorisierte Uebersetzung. (Münster, Ad. Ruffel.)

Feuerfeelen. Absonderliche Menschen und Schicksale. Acht Erzählungen. (Berlin, B. Brigl.)

Literarischer Sprechsaal.

„Zur Harmonie der Volksthe mit den Staatsgesetzen“ wünscht ein ungenannter Publicist und Volkfreund beizutragen, von welchem uns der wohlmotivirte Entwurf eines Gesetzes zur Einführung der Civilehe in Preußen, oder vielmehr im Bereiche des Norddeutschen Bundes, vorliegt.“ Der Gesetzentwurf geht

von dem Gesichtspunkt aus, daß sogenannte kirchliche Trauungen, auch nach Einführung einer ganz unbefangenen Civilehe vor den Richtern, die allgemeine Sittlichkeit bleiben werden und daß es keinesweges erstrebenswerth sei, gegen diese Sittlichkeit durch das Gesetz einzuwirken. Im Gegentheil erscheint es der Gesetzentwurf für wünschenswerth, einen Modus der obligatorischen Civilehe, deren Einführung principiell unabwiesbar ist, aufzusuchen, in welchem eine Harmonie der Volksthe mit den Staatsgesetzen eintreten kann und würde. Dieser Modus besteht darin, daß den Religionsgemeinden und Religionsgesellschaften Gelegenheit gegeben wird, ihre Geistlichen, Prediger, oder sonstige Kultusbeamte, die sie zu religiösen Trauungen für berufen erachten, den Gerichten als Commissarien zu empfehlen, welche die ehekirchlichen Civilehen abschließen, und zwar in einem Civilehe, bei der Trauungs-Ceremonie veranlagt ist, ganz gelenkt von dieser, in derselben rechterverbindlichen Form abgeschlossen wird, wie dies vom Richter selbst geschehen müßte. In dieser Function würde der Geistliche nur Vertreter des Richters sein und daher auch keine dieselbigen Vorschriften geistlicher Aemter zu beachten haben. Findet sich ein Geistlicher in seinem Gemüthe zu solcher Abstraction von seinem kirchlichen Gesichtspunkte nicht gewillt, so hat die Gemeinde hierzu einen Andern vorzuschlagen. — Die kleine Schrift hat, ihrer ganzen Zusammenfassung nach, nicht blos ein gesetzgeberisches, sondern auch ein allgemeines, kulturhistorisches Interesse.

Die Franzosen und die Chinesen unserer Zeit haben die Rollen gewechselt. Während die Regierung der Letzteren in der ganzen übrigen Welt Verbindungen aufsucht und alle Kultur für Barbaren und rothe Teufel erklärte Wissenschaften und Techniken des Auslandes einläßt, den Chinesen Umstände zu ertheilen, läßt Herr v. Forcade, der französische Minister des Innern, die belgischen, deutschen, schweizer und anderen Regierungen, die irgend ein freies, unabhängiges Wort über die jetzt Wirtschaft in Frankreich enthalten, bei ihrem Ueberkreuzen der Gränze, confisciren und einem unbarmherzigen Feind überliefern. Die jetzt in Berlin anwesenden chinesischen Minister sollen auch die Mißthe haben, ihre Köpfe dem Herrn v. Forcade und einigen preussischen Kollegen anzubieten, die, wie Jeder zugeben wird, einen viel gerichteten Anspruch darauf haben, als die neuerungsfähigsten Mandarinen.

Die „Mittheilungen des k. k. k. Museums für Kunst und Industrie“ bringen in ihrer Nr. 50 einen interessanten Artikel über die Fälschung alter Kunsthandels-Gegenstände, welche wegen ihrer angelichen Seltenheit oft sehr theuer bezahlt werden. Massenhaft werden namentlich alte Möbel und Waffen, Fanzen und Goldschmiede-Arbeiten, fast Alles, was sich in möglichst vollendeter, den echten Originalen ähnlicher Weise nur nachahmen läßt, neu hergestellt. Die Fälschung bildet einen nicht gering anzuschlagenden Theil der kunstgewerblichen Production überhaupt, und es sind nicht gerade die unbekannten Talente und Kräfte, die sich ihr zugewendet haben. Unter Anderem hat die große Nachfrage nach alten kunstfertigen Möbelstücken, namentlich der Renaissance, und die geringe Menge, die von solchen in zur Benützung noch haltbar tauglichem Zustande vorhanden ist, zur Errichtung förmlicher Fabriken „alter“ Möbel geführt, die denn auch an vielen Orten, namentlich in Venedig, Köln, Paris, Brüssel etc. in rubigster

Thätigkeit sind. Da werden die Bummelröcher, die das alte Holz zu haben pflegt, mit einem spitzigen Eisen hervorgebracht, wenn man es nicht vorzieht, lieber gleich schon wurmfressiges Holz zu vermeiden; die scharfen Eden werden mit Schmirgel-Papier abgeschliffen, um ihnen das Aussehen des Abgenützten und Abgegriffenen zu geben, und schließlich hilft eine braune Sauce, mit der man das Ganze anpinelt, die nötige Patina erzeugen; einige Hände voll Staub und Schmirgel vom Ueberflusse noch darauf geschüttet, vollenden das Werk. Bei Möbeln ist übrigens noch eine andere Art von Imitation im Schwunge. Findet sich nämlich wirklich einmal irgendwo ein altes gutes Stüd, so wird es in Theile zerlegt und je ein oder mehrere dieser Theile einem nachgemachten eingefügt. Es ist dann Sache des geschickten Verkäufers, die Aufmerksamkeit seines Kunden vor Allem auf die edlen eingesehten Stüde zu lenken und das Uebrige als bloße Ergänzung erscheinen zu lassen. Von den Fälschungen alter Goldschmiede-Arbeiten und Juwelnen, namentlich von Medaillen und Theuredies (auf Truffrügen z.), liefert der gedachte Artikel der Wiener Monatschrift für Kunst und Kunstgewerbe einige sehr kursive Nachrichten, auf die wir unsere Leser, die selbst Liebhaber von Kunstsammlungen sind, verweisen, wie denn die „Mittheilungen des Oester. Museums“ überhaupt empfohlen zu werden verdienen.

In Nr. 34. dieser Zeitschrift wird meiner Erdbeben-Theorie gedacht, dabei aber ein wesentlicher Umstand nicht erwähnt, ohne welchen der geschilderte Vorgang rein unmöglich ist. Ich habe früher schon nachgewiesen (S. „Unsere Zeit“, Heft 7 von 1869), daß alle Weltkörper, welche in einem glühend flüssigen Zustande waren und eine selbständige Aendrehung besitzen, wohl geworden sein müssen. Nur unter dieser Bedingung können die im Erdinnern unter der festen Kruste vorhandenen, glühend flüssigen Massen bei ihrer Gravitation vom Monde eine Bluthwelle bilden, welche ihre erhabene oder konvexe Seite der mit Gasen erfüllten Mitte der Erdoberfläche zuwendet und, weil sie dem Monde gegenüber stehen bleibt, bei der Drehung der Erde von Westen nach Osten für einen bestimmten Ort der Erdoberfläche eine nach Westen gerichtete Bewegung bewirkt.

Auf das Specieellere der Theorie, welche sich bereits zweimal vollkommen bestätigt hat, können wir hier nicht näher eingehen; nur einen Umstand, der über die Struktur des Erdkörpers einen neuen Aufschluß giebt, will ich noch erwähnen.

Das mittlere spezifische Gewicht der die Oberfläche der Erdoberfläche bildenden Körper (Silikate) beträgt wenig über 3 (dreimal schwerer als Wasser); das der aus dem Erdinnern durch die Krater zu uns gelangenden Auswurfsteine (Koren) ist nur ebenso groß, aber das der als Bulvogel gedachten Erde ist 5,47. Daraus folgt, daß in der festen Erdkruste das Gewicht der Körper von oben nach unten bis zu einer gewissen Schicht zunehmen und von da bis zu den glühenden Massen wieder abnehmen muß. Diese dichteste Mittelschicht muß sogar ein größeres spezifisches Gewicht als 5,47 haben, weil die Erde wohl ist.

Das Lagerungsverhältnis ist vollkommen naturgemäß, denn die Schwerkraft trieb die gewichtigsten Massen nach unten, die bei der Aendrehung wirksame Fliehkraft nach oben; also mußte eine Schicht des Gleichgewichtes für diese beiden Kräfte entstehen. Die Bestätigung dieser Ansicht finde ich u. A. darin, daß sich in den Gängen oder Rissen, welche die feste Erdkruste besam, aus der Tiefe sehr schwere Stoffe (z. B. Bleiglanz und verschiedene Erze) durch Sublimation aufsteigen; ferner darin, daß man das gediegene Gold häufig ziemlich dicht unter der Erdoberfläche in

so eigenthümlichen Gestalten vorfindet, als ob es geschmolzen in Wasser abgelaßt worden wäre, wie wenn man nach der Bellsche Methode am Elektrokrabe geschmolzenes Blei in Wasser gießt. In Kalifornien läßt man sich ausgezeichnete Stüde der Art, wie sie sind, als Nussnadeln einrichten. — In der That hat die Erde, wie ich meine, solche Elektrokrabe in großartiger Weise gefeiert, indem das in den festen gebildeten Gänge von oben eindringende Wasser das unten in den Spalt gelangende Gold (dessen spezifisches Gewicht 19,3 beträgt) plötzlich abgelaßt, worauf es durch die gewaltigen Wasserdämpfe nach der Erdoberfläche in kleineren oder größeren Stücken (bis zu 19,000 Dollars Werth), welche die deutlichen Spuren der Schmelzung an sich tragen, geschleudert wurde.

Ph. Spiller.

A u f r u f,

das Leben und die Werke von Cornelius betreffend.

Der gesammte handschriftliche Nachlaß von Cornelius befindet sich — im Einkünfte mit der Cornelius'schen Familie — zur Zeit in meinen Händen. Derselbe besteht aus einzelnen Aufzeichnungen und Gedichten des vereinigten großen Meisters, aus vielen von ihm verfaßten Briefen, aus sehr zahlreichen an ihm gerichteten Briefen Anderer, aus Urkunden, Verhandlungen und dergl., die zu den Werken in Beziehung stehen, aus Festbüchern und Abrechnungen mehr. Unter den Briefen von fremder Hand fand ich als besonders jählich oder bedeutend solche hervorgehoben von: König Ludwig von Bayern, Reichsfreiherrn vom Stein, Oetthe, Alexander v. Humboldt — Dierckx, Schöner, Gmelin, Schwanthalter, Hübsch, Klenze, Schellbauer, Barth, Keller, Bach — Niebuhr, Bunsen, Gyal Racynski, Sulpij Polissier, Beckmann-Hellweg, Kinkel, Emilie Kinder, Aestner, den Schlegel's — Brüggemann, den Cornelius angehörigen oder verwandten Frauen u. s. w. Die Schriftstücke umfassen den Zeitraum von 1811 bis 1867.

Nicht nur in Bezug auf das Leben und die Werke des größten deutschen Malers, der seit Dürer erstand, enthalten diese Schriftstücke unerschöpfliche wichtige und bedeutende Nachrichten, sondern sie bieten auch in Hinsicht auf allgemeine Dinge, auf die Zeitverhältnisse, wie auf die Geschichte der neueren deutschen Kunst reichen, zum Theil sehr werthvollen Stoff. Es ist deshalb meine Absicht, diese Sammlung — natürlich nach Ausscheidung des Unbedeutenden und Interesslosen, an dem es nicht fehlt — herauszugeben.

Um derselben jedoch eine möglichst Vollständigkeit zu verschaffen, will ich mit der die Aufzeichnungen, die mein vertrauter Umgang mit Cornelius veranlaßt, sowie anderweitige Nachrichten, Briefe u. s. w., die ich bisher sammelte, vereinigen. Auch bemühe ich mich, dieses Material noch fortwährend durchsucht zu vernehmen und deshalb richte ich auch hiermit an das Publikum im Allgemeinen und ganz besonders an die Freunde, Bekannten und Verehrer des großen Künstlers die Bitte, mich bei diesem Vorhaben zu unterstützen und sichere Nachrichten über Lebensanecdotalen, über Entdeckung, Bedeutung und Schicksale der Werke, soweit solche noch nicht bekannt sind, mir übermitteln zu wollen, ingleichen ferner ebenfalls sorgfältig, vom Verfasser oder sonstwie beglaubigte Abschriften von Briefen und überhaupt allen Schriftstücken, die zu Cornelius und seinen Werken irgendwie in Beziehung stehen.

Das in dieser Weise zu möglicher Vollständigkeit sich bildende Werk wird als eine Ergänzung meines Buches „Cornelius, der Meister der deutschen Malerei“ angesehen werden dürfen, und es wird bei demselben Verleger, Herrn Carl Kämpfer in Hannover, unter dem Titel: „Cornelius, Aufzeichnungen und Briefwechsel, nebst Nachrichten über Leben und Werke des Meisters, herausgegeben von Herman Kiesel“, erscheinen.

Eine möglichst baldige Berücksichtigung meiner eben ausgesprochenen Bitte würde ich ganz besonders dankbar anerkennen.

Leipzig.

Dr. H. Kiesel.

Ordinarius an der Universität, Gehobener
des kaiserlichen Palastes u.

Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt. (334)

Belin-Ausgabe. Mit colorirten Bildern. In englischem Einband 1 Thlr.

Vierzehnte Auflage. 1869. Druckpapier. In farb. Umschlag cartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.“

Verkauft in Wegener's durch die deutschen Volks- und Jugendchriften.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Archiv für Anthropologie.

Zeitschrift für Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen.

Herausgegeben von C. E. v. Baer in St. Petersburg, E. Desor in Neuenburg.

A. Ecker in Freiburg, W. His in Basel, L. Lindenschmit in Mainz, G. Lucae

in Frankfurt a. M., L. Räte Meyer in Basel, H. Schaaffhausen in Bonn,

C. Vogt in Genf und H. Welker in Halle.

Unter der Redaction von A. Ecker und L. Lindenschmit.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und lithogr. Tafeln. 49. Fein Velinpapier.

geh. Dritter Hand. Drittes und viertes Heft. Preis 4 Thlr. (335)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Steffens Volkskalender für 1870.

Enthält Beiträge von Dr. Sohn, G. Hiltl, Dr. Erwinstein, W. Nügelburg, Max King, J. Rodenberg, Sager Rasch, Keumann-Strela u. A.

Mit 8 Stahlstichen und 4 Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

In No. 42 dieses Blattes ausführlich besprochen und empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der **Talmud** von Emanuel Deutsch,

Bibliothekar am Britischen Museum. Aus der

vierten englischen Auflage ins Deutsche über-

tragen. Autorisirte Ausgabe. Zweite Auf-

lage. gr. 8. 12 Sgr. (337)

In wenigen Monaten die zweite Auflage.

Verd. Dümmler's Verlagbuchhandlung, Berlin.

Bei E. Hirtel in Leipzig ist soeben er-
schienen und durch alle Buchhandlungen zu be-
ziehen:

Karl Mathy.

Geschichte seines Lebens.

Von

Gustav Freytag.

1 Band in Octav. Preis: 2 Thaler. (338)

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Geographen und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

4. Fein Velinpapier. Sechsgeschener Band. Preis jedes Bandes von 26 Nummern 3 Thlr.

Der „Globus“ erscheint von sechsgehenden Bänden an in Wochen-Nummern von je zwei Heften, reich illustriert und mit Kartenbelegen.

Vollständige Exemplare der früheren Bände können, soweit der Vorrath reicht, zum Preise von 3 Thlr. pro Band durch jede Buchhandlung bezogen werden.

In allen Buchhandlungen vorrätig:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

11fte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Geh. 25 Thlr. Geb. in Leinwand 29 Thlr., in Halbfrauz 30 Thlr.

Auch nach und nach in allen beliebigen Terminen zu beziehen: in 150 Heften zu 5 Ngr. oder in 15 Bänden, geheftet zu 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden in Leinwand zu 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfrauz zu 2 Thlr.

Ältere Auflagen werden im Umtausch gegen die neueste elfte mit 10 Thlr. angenommen. Prospecto gratis.

Poussin's Verlagbuchhandlung Berlin.
Soeben erschienen und ist in allen Buch-
handlungen vorrätig: (341)

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwells Zeit.

Von

Julius Rodenberg.

5 Bände eleg. geb. Preis 6 Thlr.

Die Worte „Tolerant“ und „Christen-
freiheit“, welche Cromwell zuerst im
Nachdruck ausgesprochen hat, kann nach
Rodenberg's neuem Werk hinter sich
stellen, er unmittelbar in die geistige Be-
wegung des Augenblicks.

Große und kleine Welt.

Ausgewählte literarische Romane und
moderne Lebensbilder.

Von

Friedrich Adami.

4 Bände. Preis 4 Thaler.

Inhalt: Kerker und Thron. — Der
tolle Passagier. — Das Nordlicht von
Dalecarlia. — Der Herzog von Mon-
mouth. — Napoleon als Geheißer. —
Ein Sonderling. — Der Verräther. —
Aus den Jugendjahren des General
von Seydlitz.

Es gehören diese Erzählungen in den
besten, welche bis jetzt von dem besten
Verfasser erschienen sind. Die prägnante
Schilderung, die farbige Sprache und lebendige
Fasslichkeit, welche den literarischen Schät-
zen von F. Adami — wir erinnern uns
an dessen Biographie der Königin Viktoria —
einen so großen Reichtum verleiht, sind
auch die oben genannten geschätzten
Erzählungen aus.

Tausend Seelen.

Roman in vier Theilen

von

Alexis Dilemshi.

Aus dem Russischen übertragen

von

Dr. L. Kayser.

2 starke Bde. 8. eleg. geb. 2 Thlr. 20 Sgr.

Karl Preussler spricht sich über diesen
Roman in der „Nationalzeitung“ wie folgt
aus:

„Unmittelbar wird unser Urteil über
einen russischen Roman durch den Vor-
bild auf Augenblicke beeinflusst. Es scheint
schon viel, wenn ein anderer Autor solch
ein Welt's sich neben diesem unserm Vor-
bild behaupten kann, wie viel mehr, wenn
er von nach einer Seite hin übertrifft.
Dilemshi's Roman „Tausend Seelen“ ge-
hört zu diesen seltenen Werken. — Die
scharfe Beobachtung des Geistes, die
charakteristische, von einer gewissen duma-
stischen Litteratur überlieferte Darstellung
finden in gleicher Weise die ersten wie
die letzten Kapitel aus, das Ganze ist
uns wie unmittelbares Leben entgegen.“

Titel und Register folgen nach

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Ver-
kaufsstellen des In- und Auslandes an, in Berlin und
Zulieferungen wie Briefe sind immer durch die Post
an die Verleger (Verlagsbuchhandlung) zu be-
ziehen durch Buchhändler Vermittlung an die Ver-
lagsbuchhandlung zu richten.

Bestellen werden die Magazine Zeile mit 5 Sgr. bezahlt.
Bestellen werden die Magazine Zeile mit 5 Sgr. bezahlt.
Bestellen werden die Magazine Zeile mit 5 Sgr. bezahlt.

Bestellen werden die Magazine Zeile mit 5 Sgr. bezahlt.

1





1





